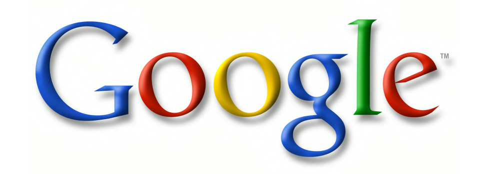
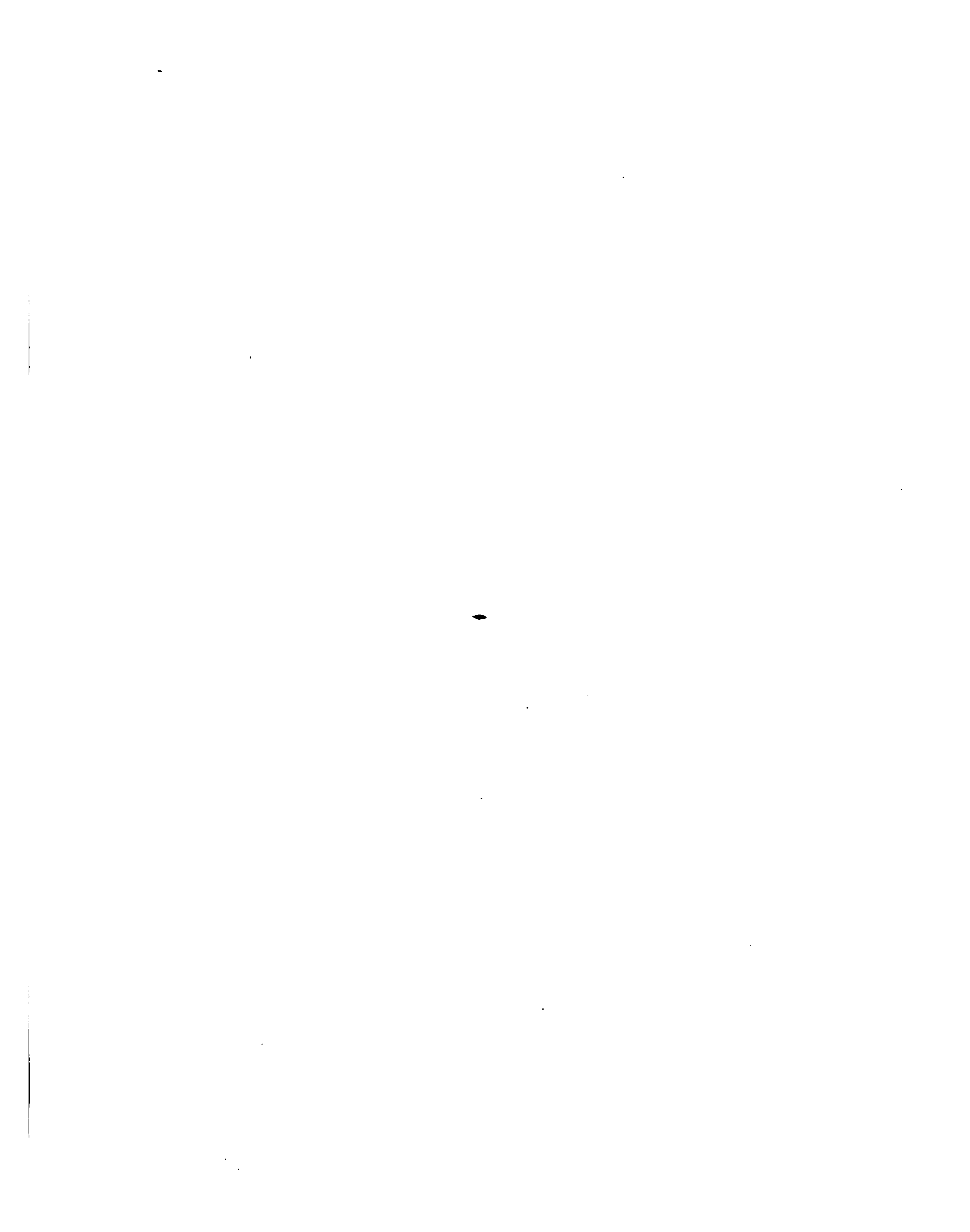



VE RI
TAS

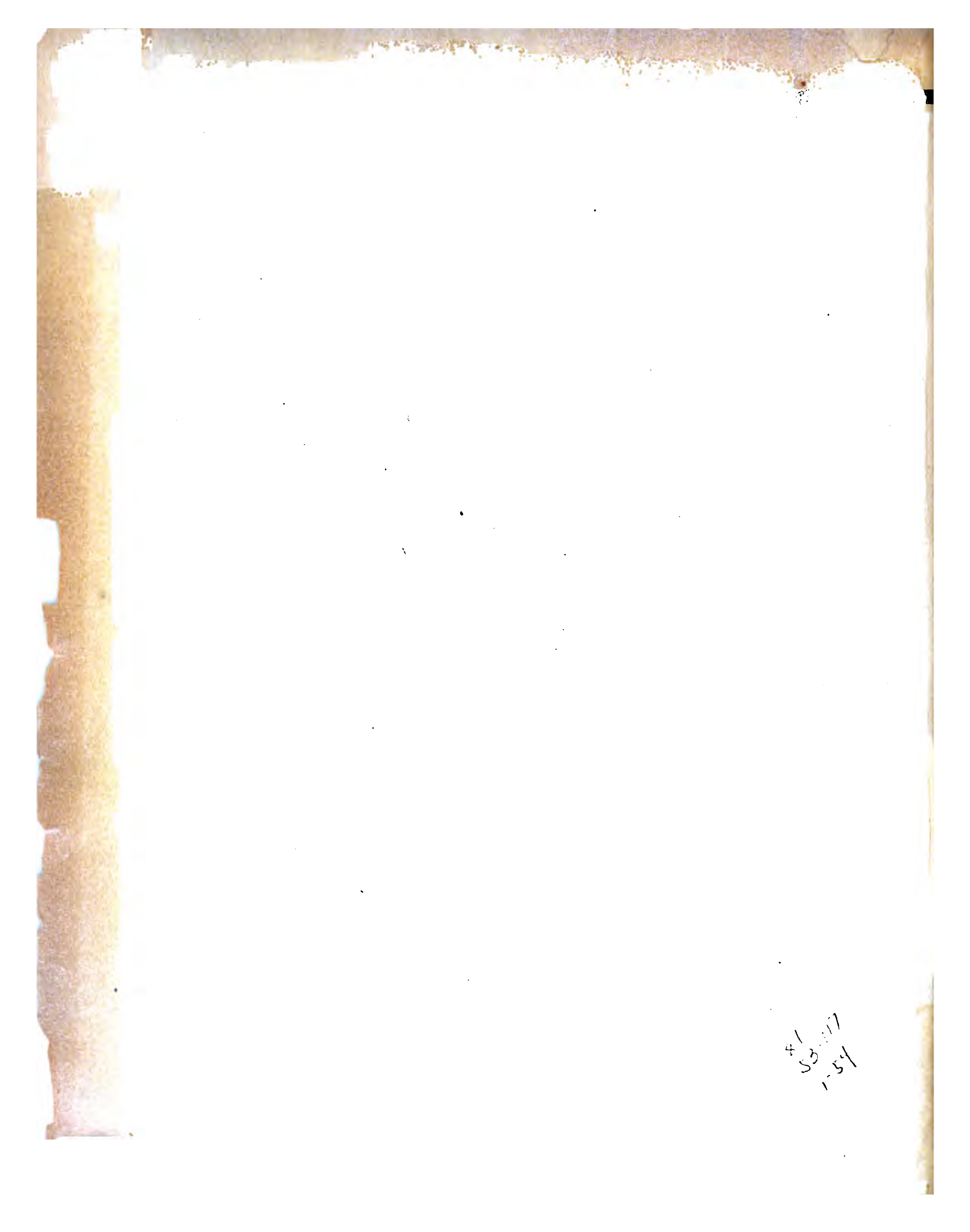




Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1870.

Erster Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1870.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1870.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 1.** —— 1. Januar 1870.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, $2\frac{1}{2}$ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1869.

Wir könnten unsere Revue mit der alten Klage begin- ß auch dieses Literaturjahr, bei einer massenhaften Production, so wenig Früchte von dauerndem Werth gezeitigt habe. Doch einerseits darf man von einem einzigen Jahr nicht erwarten, daß die Bäume der Poesie in demselben in den Himmel wachsen, da auch die classische Blütenzeit unserer Literatur keine derartigen Wunderjahre aufweist; andererseits hat die Statistik des Buchhandels ebenso gut ihren unerschütterlichen Gang wie die Statistik der Selbstmorde u. dgl. m.; man muß sie nach allgemeinen nationalökonomischen Gesetzen zu begreifen suchen und darf sich über keine ihrer Zahlen wundern, wie überhaupt das nil admirari des Horaz in unserer Zeit immer mehr zur Geltung kommt.

Von namhaften Dichtern hat unser Literaturjahr wenig Bedeutendes aufzuweisen, so sehr der Born der Lyrik in alter unversiegbarer Weise sprudelt und reichlich lohnender Gesang nach wie vor aus den Herzen quillt, wenn wir nämlich diesen Lohn in der Freude des Singens und nicht in der Anerkennung des undankbaren Publikums suchen. Die Elegien von Karl Beck: „Täubchen im Nest", enthalten allerlei niedliche Cabinetsstücke der Lyrik, während Hermann Lingg's „Vaterländische Balladen und Gesänge" mehr ein patriotisches Bilderbuch in Versen sind, Adolf Böttger's „Neue Lieder und Dichtungen" wol allzu harmlos und anspruchslos auftreten. J. G. Fischer widmet „Den deutschen Frauen" schwunghafte Gedichte; Gustav Kühne veröffentlicht sinnvolle „Römische Sonette". Durch Formenschönheit ragen die Gedichte von Julius Schanz: „Lieder aus Italien", hervor. Echt volksthümlichen Humor athmet Victor Scheffel's „Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren". Der Veteran Karl von Holtei hat alte und neue „Königslieder" veröffentlicht.

Die bedeutendsten Erscheinungen sind Sammlungen von Gedichten, die sich bereits früher in verschiedenartig betitelten Einzelausgaben Anerkennung verschafften. Robert Prutz hat seine glühenden Liebesgedichte im „Buch der Liebe", Paul Heyse seine poetischen Erzählungen in den „Gesammelten Novellen in Versen", einer zweiten, auf das Doppelte vermehrten Auflage zusammengestellt. Albert Möser's „Gedichte" zeigen in ihrer zweiten vermehrten Auflage noch erhöhte geistige Bedeutung. Die „Gedichte" des Gartenlaubendichters Albert Traeger sind in siebenter Auflage erschienen, die in der Form mangelhaften „Gedichte" von Emil Brachvogel in zweiter Auflage, die von C. F. Scherenberg in vierter, die von C. W. Batz und G. Scherer in dritter vermehrter Auflage. Von Julius Hammer's „Schau um dich und schau in dich" ist die achtzehnte Auflage und von dessen „Zu allen guten Stunden" die vierte Auflage erschienen. Auch Julius Sturm, „Fromme Lieder" (zweiter Theil) hat eine zweite Auflage erlebt, während von demselben Dichter Lieder und Bilder" (zwei Theile) soeben ausgegeben werden. Victor Scheffel's „Frau Aventiure" erlebte eine zweite Auflage. Ueber derartige äußere Erfolge führen wir um so sorgfältiger Register, als die Ungunst der Zeiten gerade die lyrische Muse zu vernachlässigen pflegt.

Mehrere neu auftauchende Dichter haben sich mit Glück in die Literatur eingeführt. Zwar Julius Große ist kein Neuling auf dem Parnaß mehr; aber er hat sich bisher mehr durch epische Gedichte hervorgethan. Seine neuen Gedichte: „Aus bewegten Tagen", haben pomphafte Haltung und vornehme Reflexion. Ebenso ist Hieronymus Lorm als Novellist bekannt; seine „Gedichte" zeigen eine schwarzverschleierte Weltanschauung. Hermann Oelschläger und Wilhelm Jensen haben einzelnes Treffliche geleistet, namentlich auf dem Gebiete moderner, anmuthiger Situationsmalerei. Karl Zettel zeigt in seinen „Ersten

Klängen" Verwandtschaft mit Lingg's geschichtsphilosophischer und knapper Dichtweise; Ludwig Dill in den Gedichten: „Welt und Traum", mehr religiöse Grundstimmung in breitern Ergüssen; Philipp Emrich, ein gereifter Dichter, gibt bei einzelnen krafthaschenden Wendungen und einer gewissen Sprödheit des Tons im einzelnen manches Sinnvolle und Gelungene, namentlich auf dem Gebiete gnomischer Weisheit.

Drammor's „Requiem" ist eine formell ungleiche, doch oft schwunghafte Hymne auf den Tod, während des Veteranen H. Neumann Canzonen: „Die Atheisten", philosophische Probleme theils tiefsinnig, theils verworren behandeln. Auf den Gebieten der Ode und des Epigramms sind zwei österreichische Dichter mit Anerkennung zu nennen: Karl Ziegler (Carlopago), „Vom Kothurn der Lyrik", und A. Pichler, „In Lieb' und Haß". Ghaselen von großer Formgewandtheit dichtete Hermann Rollet: „Offenbarungen", neben ihm ist A. Ebeling zu nennen: „Regenbogen im Osten." Unermüdlich schöpft aus dem Born südlicher Poesie J. Fastenrath wiederum in zwei neuen Sammlungen: „Hesperische Blüten" und „Immortellen aus Toledo". Weniger poesiereich als Spanien ist Hannover, wie die Gedichte des Hannoveraners A. B. von Weyhe-Eimke: „Wider den Strom", beweisen, die indeß in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen sind. Ein von A. Jässing herausgegebener Band Gedichte trägt den bizarren Titel: „Der Bahnhof auf Golgatha. Eine kleine Weltausstellung in Liedern", während derselbe Dichter auch eine Sammlung: „Vorgefühle", hat erscheinen lassen. Als einen harmlosen Sänger gibt sich W. Jerwitz: „Fromm und fröhlich"; J. G. Ritter von Leitner hat eine neue Sammlung: „Herbstblumen", veröffentlicht, während Stephan Milow ein durch seine Stoffwahl mit allzu weiten und verdämmernden Perspectiven ausgestattetes „Lied von der Menschheit" herausgab. Des Altmeisters Schnyder von Wartensee „Gedichte", sammelte nach dem Tode des Verfassers Müller von der Werra. Melchior Grohe, bekannt durch satirische Literaturbilder, veröffentlicht ein Frühlingsmärchen: „Die Hochzeit zwischen Geist und Herz", Gisbert Freiherr von Vincke: „Reisegeschichten, Novellenbuch in Versen".

In ihrer Mehrzahl neu in der Literatur erscheinende Dichter sind die folgenden: Eduard Graf Pfeil („Gedichte"), K. von Pleß („Ernste Weisen"), Raoul Ritter von Dombrowski („Harmvolle Lieder und harmlose Gedanken eines Wildtödters"), W. Elwert („Heimatlieder"), F. Ettig („Schilderungen, Sagen und Märchen aus der Pflanzenwelt"), E. Frommuth („Gedichte"), Ernst („Gedichte"), E. Günther („Gedichte"), W. von Biarowsky („Glockenklänge"), G. Freiherr von Bodenhausen („Gedichte"), F. Poppe („Am Zwischenahner See"), J. G. Scheifele („Gedichte"), R. Schönbeck („Guten Morgen, Vielliebchen"), S. Junghans („Gedichte"), K. Weise („Lorber und Rose"), K. Weiser („Das hohe Lied meiner Liebe"), W. Bornemann („Jagdgedichte"), F. Lentner („Licht und Schatten. Ein Liedercyklus"), E. Taubert („Jugendparadies"), E. Barre („Gedichte"), K. Candidus („Vermischte Gedichte"), Ritter von Elfenstein („Genanntes und Ungenanntes"), J. Mayr-Tüchler („Wolken"), W. Beckhaus („Aus der Jugendzeit. Ausgewählte Gedichte"), L. Eichrodt („Lyrischer Kehraus"), J. Grasberger („Singen und Sagen"), K. Stelter („Gedichte"), E. Hesse („Dichtungen"), J. Pape („Dem Vaterlande. Poetisches Flugblatt"), E. Glaser („Sternlose Nächte. Nuits sans étoiles", deutsch und französisch), J. F. Hochmuth („Gedichte"), G. Opitz („Junge Lieder"), Baron F. von Nolde („Poetische Versuche"), R. Reither („Aus der Schule. Pädagogische Distichen"), F. Wilden („Gedichte"), C. Hoffmann („Gedichte und Lieder"), F. Krasser („Offenes Visir! Zeitgedichte"), C. R. von Gerbel („Dichtungen. Erste Sammlung"), F. A. Leo („Gedichte"), J. Goltdammer („Gedichte"), W. Stein („Gedichte"), M. Blanckarts („Gedichte"), G. Waldstedt („Herzensklänge"), H. Kraus („Tagebuchblätter"), F. Sundermann („Von Meer und Insel"), H. Voigt („Aeolsharfe"), A. Deuffer („Mein Kranz und meine Burg"), M. C. Gritzner („Ein geharnischtes Idyll"), und zwei anonyme Sammlungen: „Glück-auf! im Fürstenhause" und „Ueber den Gräbern".

Daß die Lyrik nach wie vor eine Lieblingsarena ist, in welcher die Frauen ihren Pegasus tummeln, wird auch durch dieses Literaturjahr wiederum bewiesen. Nur mag die Zahl der Novellistinnen noch größer sein als die der lyrischen Dichterinnen. Aufsehen erregte die heinisirende Ada Christen durch den kecken Ton ihrer „Lieder einer Verlorenen"; Gemüth und oft glückliche Prägnanz des Ausdrucks zeigt Auguste von Römer in den „Wellen und Wogen". Außerdem sind auf dem Literaturmarkt mit poetischen Waaren erschienen: Marie Hagenburg-Hiecke („Gedichte", Neue Sammlung), Marie von Najmajer („Schneeglöckchen"), Angelika von Hörmann („Grüße aus Tirol"), Wilhelmine Gräfin von Wickenburg-Almásy („Neue Gedichte"), Elisabeth Gutzkowski („Gedichte"), Auguste Zinck („Gedichte"), Luise Hensel („Lieder").

Wie jedes Jahr hat auch in diesem der Schlesische Dichterverein ein „Album schlesischer Dichter. Siebente Folge" veröffentlicht, und ebenso ist das „Album des literarischen Vereins zu Nürnberg", welches stets zahlreiche Gedichte enthält, beide auf das Jahr 1870 lautend, erschienen.

Von ältern Gedichten sind die von Novalis, von W. Beyschlag, Goethe's sämmtliche Gedichte in der kritischen Textrevision von H. Kurz sowie in der Hempel'schen „Nationalbibliothek", G. A. Bürger's „Gedichte" in der Brockhaus'schen „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" von J. Tittmann und Hölty's „Gedichte" von K. Halm herausgegeben worden. Von R. von Liliencron's Sammlung: „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert", ist der vierte Band erschienen, während von den „Deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann, drei Bände: Martin Opitz' „Dichtungen", Paul Flemming's „Gedichte" und Friedrich von Logau's „Sinngedichte", vorliegen.

An Anthologien ist nach wie vor kein Mangel: Rudolf Gottschall's „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" ist in siebenter Auflage erschienen. Eine Art poetische Geographie hat R. von Schlagintweit veröffentlicht: „Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde. Ausgewählte Schilderungen deutscher Dichter"; andere Anthologien sind: C. Böhmer, „Frauenschmuck und Frauenspiegel. Ein lyrischer Blütenkranz aus dem Sängergarten der neuesten Zeit"; „Harfenklänge, eine Sammlung auserlesener lyrischer

Poesien religiösen Inhalts"; Hermine Stilke, „Im Frühling. Lenzlieder von verschiedenen Dichtern in Originalcompositionen"; A. Daul, „Leitsterne im Leben und Lieben der Frauen. Eine Shakspeare-Anthologie".

Von den epischen Dichtungen steht in erster Linie durch glänzendes Colorit und Gedankenreichthum Robert Hamerling's „Der König von Sion", von welchem im Laufe des Jahres bereits drei Auflagen erschienen sind. Von dessen „Ahasver in Rom" ist die sechste Auflage erschienen, einer der glänzendsten Erfolge, den in neuer Zeit eine episch-lyrische Dichtung errungen hat. Reich an Schönheiten des erzählenden Stils sind A. F. von Schack's „Episoden"; durch die Anmuth künstlerischer Haltung und die Tendenz milder Weisheit sehr anziehend J. V. Widmann's „Buddha". Im Scherenberg'schen Stil, oft energisch, aber allzu manierirt und forcirt ist L. Goldammer's Dichtung „Sadowa". Das idyllische Epos von L. Dill: „Paul und Therese", ist eine anmuthende Dorfgeschichte in Hexametern. Andere epische Dichtungen sind: G. Hick: „Ein Wintermärchen"; O. Wagner: „Zuleikha"; E. Rauscher: „Nora"; E. Hoeßlin: „Kloster Arkadi auf Creta"; G. Pasig: „Perpetua"; L. Weis: „Die neue Edda"; J. Pape: „Der treue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung" (zweite umgearbeitete Auflage), und E. Eckstein: „Schach der Königin! Ein humoristisches Epos". Auch der Kritiker Karl von Thaler ist als epischer Dichter aufgetreten in der Sammlung: „Aus alten Tagen".

Zu den volksthümlichen Dichtungen wollen wir gleich manche Prosaschriften, Sagensammlungen u. dgl. m. mit hinzurechnen. Hier ist das Gebiet, auf welchem die Dialektpoesie in voller Blüte steht. Wir erwähnen von derartigen Gedichten: P. K. Rosegger, „Zither und Hackbret. Gedichte in obersteirischer Mundart"; F. Neben, „Plattdütsche Schnurren"; F. W. Grimme, „Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart", „Album plattdeutscher Dichtungen", „Van mienem Keenich Willem. Van'n oll'n Nümärker"; A. Seyfried: „Altboarische G'schichten und G'sangln"; V. Prinz'n: „Veruntwintig schöne Lere von R. Burns in't mecklenbörgsch Plattdütsch oewerdrogen"; W. Schröder: „Heidsnucken. Gedichte und Geschichten"; L. Harms: „Honnig. Vertellen und Utleggen in sin Modersprak"; „De Theerschwöäler. 'Ne eenfache Dörpgeschichte ut Mark Brannenborch. Van oll'n Nümärker"; Pauline Arndt: „Up Hohenmüren orer Anna Werner"; E. Gilow: „De Minsch"; O. Vogel: „Pommernspegel. Ut ollen Tiden"; G. Buchenthal: „Wiesenblumen, Gedichte in schlesischem Landdialekt".

Von neuen Sagensammlungen sind erschienen: A. Engelien und W. Lahn: „Der Volksmund in der Mark Brandenburg"; P. Hoffmeister: „Hessische Volksdichtung in Sagen und Märchen, Schwänken und Schnurren"; J. Proschko: „Historische Erzählungen und Sagen aus der Steiermark"; K. M. M. Specht: „Donausagen"; E. Rode: „Der Ugleisee. Nach einer Volkssage"; D. Funke: „Der Waldcultus und die Linde in der Geschichte in Sagen und Liedern"; F. Sundermann: „Sagen und sagenhafte Erzählungen aus Ostfriesland"; J. Lederer: „Sagen und Geschichten aus Böhmen"; H. Meier: „Ostfriesische Kinder- und Volksreime"; O. Sutermeister, „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz".

Karl Simrock gibt „Auserlesene deutsche Volksbücher" heraus, in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt, und Hoffmann's von Fallersleben „Unsere volksthümlichen Lieder" liegen in dritter Auflage vor.

Wenden wir uns nun zur dramatischen Poesie des letzten Literaturjahrs, so erscheint die Ernte noch weniger bedeutend als auf dem Gebiete der Lyrik. Freilich befindet sich unter den Bühnenstücken manches wirksame und erfolgreiche Drama, welches noch nicht im Buchhandel verbreitet wird und von dem wir daher an dieser Stelle nicht Notiz nehmen können; doch auch die Theaterchronik hat kaum ein Werk von hervorragender dichterischer Bedeutung registrirt. Auf jeden Anspruch an die Bühne verzichten dialogische Dichtungen wie der vierbändige, an genialen Einzelheiten reiche „Faust", von F. Stolte, und A. Trümpelmann's Historie: „Luther und seine Zeit", oder die mit gigantischem Urweltshumor ausgestattete dramatische Freske: „Das Mammuth", von Karl Weiser.

Daß antike Stoffe auch diesem Meßkatalog nicht fehlen werden, ist bei der Beeiferung unserer Dramatiker, das classische Alterthum auf die Bühne zu bringen, selbstverständlich. Dramatisches Talent und geistvolle Weltanschauung prägt sich in dem „Timoleon" von Hans Marbach aus. Andere antike oder biblische Dramen sind: „Appius Claudius", von J. Forrer; „Cajus Gracchus", zweimal behandelt, von A. Menk und O. Franz, welcher letztere Dichter gleichzeitig einen „Judas Ischarioth" und eine Trilogie: „Der Messias", gedichtet hat; „Tarpeja", von G. Sauppe, „Ecce homo", von C. F. Holtschmidt, und das Drama „Petrus und Nero".

Von den Bühnendramen, die zugleich im Druck erschienen sind, haben sich drei scenischer Erfolge zu rühmen: das Preislustspiel von H. A. Schaufert: „Schach dem König", welches mit ungleichem Erfolg die Runde über die deutschen Bühnen gemacht hat, ein Stück von frisch zugreifendem Humor, aber auch shakspearisirender Manierirtheit; S. Mosenthal's Trauerspiel: „Isabella Orsini", und Joseph Weilen's „Rosamunde", welche als der dritte Band seiner dramatischen Werke erschienen ist, beide Stücke von dichterischer Haltung und von Kenntniß der Bühne zeugend.

Von des beliebten Lustspieldichters G. zu Putlitz „Lustspielen" ist eine neue Folge erschienen; von Feodor Wehl's Dramen der fünfte Band, welcher die Schauspiele dieses Autors enthält. Freiherr A. von Wolzogen hat seine Bearbeitung von Kalidasa's „Sakuntala", sowie seine neue Inscenirung der Oper „Don Juan" im Druck erscheinen lassen; K. R. W. Uschner einen Band gesammelter „Schauspiele" herausgegeben. Ein früheres Stück von J. Minding: „Papst Sixtus der Fünfte", durch Charakteristik und Energie des Ausdrucks hervorragend, liegt in einer Bühnenbearbeitung von C. Rainer und A. Becker vor. Daß die Mysterien und Moralitäten noch nicht ganz ausgestorben sind, beweisen Maria Arndt's „Dramen für das christliche Haus" und „Ein geistlich Spiel von Sanct Meinulphus. In drei Aufzügen". Aus den modernsten Bühnenbedürfnissen dagegen erwachsen ist E. Bloch's „Theater-Correspondenz", dessen erstes Heft „Das erste Mittagsessen", ein Lustspiel von C. Görlitz,

enthält, sowie A. Kühling's „Album für Liebhaberbühnen".

Einzeln erschienen noch folgende Dramen: „Odoardo. Romantisches Schattenspiel", von F. Pocci, der auch ein „Lustiges Komödienbüchlein" herausgegeben hat; „Die Weizenähre", Drama von G. F. P.; „Die Entthronten", von L. Philippson; „Deutsche Treue", von L. Wohlmuth; „Das mährische Trauerspiel in fünf Handlungen", von Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid; „Schwerting, der Sachsenherzog", von L. Meißner; „Eine morganatische Ehe", von C. Homburg; „Christa", von E. Graf von Stadion; „Struensee", Trauerspiel von H. B.; „Widukind", Schauspiel von Söltl; „Isolde", Tragödie von A. Gehrke; „Josephine", Drama von dem mit Recht stets moderne Stoffe wählenden L. Eckardt, und die beiden Trauerspiele: „Die Pulververschwörung" und „Bianca di Capello", von Carlo Giulio. Von Lustspielen sind noch nachzutragen: „Die Frömmler", von E. Oswald; „Der berliner Figaro", von F. Hollander; „Wer ist der Herr Pfarrer", von A. Calmberg; „Suum cuique", von E. Henoumont. Die beiden dank der „Gartenlaube" weltbekannten Romane von E. Marlitt: „Gold-Else oder die Egoisten" und „Das Geheimniß der alten Mamsell", hat A. E. Wollheim für die Bühne bearbeitet.

Ungezwungen reiht sich an die dramatische Production die dramaturgische Literatur, welche im Jahre 1869 nicht gerade zahlreiche Blüten getrieben hat. J. L. Klein's „Geschichte des Dramas" ist jetzt bis zum siebenten Band gediehen, welcher endlich die umfangreiche vierbändige „Geschichte des italienischen Dramas" abschließt. Der zehnte Band von Eduard Devrient's „Dramatischen und dramaturgischen Schriften" enthält: „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy"; Albert Jässing veröffentlicht eine Reformschrift: „Zur Reform der Bühne", während K. R. Pabst „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne", das Lieblingsthema Richard Wagner's, in etwas abweichender Weise behandelt.

Der Roman, das Epos der Neuzeit, welches von den Vorkämpfern der Prosaliteratur als der vollständige künstlerische Ersatz für die Epopöe in Versen proclamirt wird, steht natürlich in vollster Blüte: Kaiserkronen und Hundeveilchen wuchern hier nebeneinander; die Großen und Kleinen der Literatur begegnen sich auf diesem Gebiete, und es trifft sich leicht, daß das Publikum hier einen Kleinen streichelt und verhätschelt, während es einem Großen mit scheuer Andacht aus dem Wege geht.

Die Bedeutung des historischen Romans dürfen wir in einer Zeit wie die unserige nicht gering anschlagen, sobald derselbe die Vergangenheit zum Spiegel der Gegenwart macht und sich nicht mit todtem antiquarischem Kram beschäftigt. In der Regel ist er bei uns mit zu viel nackter Geschichte zersetzt, und die Kunstform desselben erscheint noch immer zu schwankend, ohne festen Gang und sichere Haltung. Emil Brachvogel hat seinen phantasiereichen, aber oft geschmacklosen Romanen zwei neue hinzugefügt: „Die Grafen von Barfus" und „Ludwig der Vierzehnte, oder die Komödie des Lebens"; Julius Rodenberg einen gediegenen, jüngst von uns gerühmten Roman aus Cromwell's Zeit: „Von Gottes Gnaden", verfaßt, und Karl Frenzel einen in der Zeit Joseph's spielenden Roman: „Im goldenen Zeitalter." Auf fleißigen Studien beruht das mit lebhafter Phantasie ausgeführte Werk einer Dame, Arthur Stahl's: „Die Tochter der Alhambra." Kleinere historische Romane hat Friedrich Adami gesammelt unter dem Titel: „Große und kleine Welt." Der fleißige P. Galen veröffentlicht einen neuen Roman: „Der Löwe von Luzern." In neuer Zeit spielen die Romane von Schmidt-Weißenfels: „Der achtzehnte Brumaire"; von J. Bacher: „Auf dem Wiener Congreß", und von A. Schirmer: „Die Spionin, aus der Geschichte des amerikanischen Kriegs". Andere historische Romane sind: J. von Wickede: „Joachim Slüter, oder die Einführung der Reformation in Mecklenburg"; L. Herbert: „Das Testament Peter's des Großen"; L. Zetter: „Die letzten Grafen Kéry, oder Christ und Mohammedaner"; Paul Stein: „Aus den Tagen des ersten Napoleon"; J. Hemsen: „Die Prinzessin von Ahlden"; G. Hiltl: „Unter der rothen Eminenz", E. Heusinger: „Eines Königs Dank"; H. Schmid: „Mütze und Krone"; R. Kulemann: „Cornelia von Lentulus"; S. Graf Grabowski: „Der Schützling des Kaisers"; E. Pitawall: „Kleopatra, die schöne Zauberin vom Nil"; A. St.-Maure: „Licht und Finsterniß". Ein Culturbild des vorigen Jahrhunderts gibt Ottfried Mylius in dem Roman: „Die Irre von Eschenau". In antiprotestantischen Tendenzromanen unermüdlich ist C. von Bolanden, wie jetzt sein „Gustav Adolf" beweist. In der allernächsten Vergangenheit spielen die politischen Romane: H. von Maltitz: „Die Politik des Herzens, oder die Annectirten"; F. Klinck: „Unter dem letzten Welfenkönig"; B. von Rotenkirchen (A. Görling): „Langensalza".

Der Zeitroman hat in diesem Jahre einige bedeutende Werke aufzuweisen. Friedrich Spielhagen's „Hammer und Amboß" und Berthold Auerbach's „Das Landhaus am Rhein", vertreten beide das Evangelium moderner Humanität und sind jener gegen das weiße, dieser gegen das schwarze Sklaventhum gerichtet. Der Roman „Hermann Stark" von Oskar von Redwitz ist zum Theil in Prosa aufgelöste Lyrik, doch zeigt er Sinn für deutsches Leben und vertritt politisch den Standpunkt des Liberalismus. Robert Byr's Roman: „Der Kampf ums Dasein", macht den Darwinismus zum Angelpunkte der Begebenheiten. Von Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom" ist die dritte Auflage erschienen, während die „Ritter vom Geiste" in einer wesentlich abgekürzten Ausgabe vorliegen.

Originell und keck, doch ohne Abschluß sind Hans Hopfen's „Arge Sitten", psychologisch interessant die „Fiamma" von Günther von Freiberg, das Pseudonym für eine Dame, wie F. von Nemmersdorf: „Unter den Waffen." Des verstorbenen Heinrich Koenig letztes Werk ist der Roman „Eine pyrmonter Nachcur". Levin Schücking hat zwei kleine Romane veröffentlicht: „Filigran" und „Die Malerin aus dem Louvre", Gustav vom See einen Roman: „Valerie", Karl von Holtei: „Die alte Jungfer", die auch im Kloster unermüdlich producirende Gräfin Ida Hahn-Hahn: „Die Geschichte eines armen Fräuleins", und Wilhelmine von Hillern: „Ein Arzt der Seele." Das folgende Register der übrigen Romane dürfte ziem-

lich vollständig sein; etwaige Auslassungen sind nicht absichtlich, sondern Zufallsstücke. W. Bennecke: „Malerleben"; W. Freimuth: „Das Kloster"; Paula Herbst: „Caste und Liebe"; W. Otto: „Kaufmann und Aristokrat"; C. A. König: „Verschollen"; Gräfin Cressieux: „Aus dem High-life"; Agnes le Grave: „Frau Lee"; Elisabeth Baronin Grotthus: „Die Familie Runenthal"; A. Mels: „Erlebtes und Erdachtes" und „Bilder und Gestalten"; C. von Kessel: „Königstreu"; F. Lubojatzky: „Zu Fus und überall"; J. Mühlfeld: „Freie Bahn"; C. Giel: „Das Haus Morville"; E. M. Vacano: „Das Geheimniß der Frau von Nizza", und zusammen mit Graf Stadion: „Dornen. Erinnerungen und Ahnungen"; A. Oser: „Was ist Wahrheit?"; H. Kleinsteuber: „Das Schloß am Meer"; R. Neumann: „Köchin und Gräfin"; G. Hesekiel: „Schellenmoritz"; Elise Polko: „Sie schweigt"; D. von Kaszony: „Satan und Cherub"; T. S. Baum: „Ein häßliches Mädchen"; W. Jäger: „Künstlerstiche"; J. Hallervorden: „Das Haus Bernhard"; K. Haffner: „Jungfernblut" und „Was sich die Kammerzofen erzählen"; E. von Dincklage: „Tolle Geschichten"; F. Sonnenburg: „Madonna Sixtina"; A. Essens: „Ein Wechsel" und „Ein Polenherz"; E. Pasqué „Drei Gesellen"; A. Brook: „Das Schloß in den Ardennen"; J. D. H. Temme: „Die Erbgrafen"; C. Länherz: „Verfehlte Ziele"; D. Wilibald: „Kleines Treiben aus einer kleinen Stadt"; Amalie Römheld: „Anna Braun"; J. Westritz: „Gegen den Strom"; A. Schrader: „Die Zwillingsbrüder"; W. Anthony: „Romane und Novellen"; G. F. Born: „Die Geheimnisse einer Weltstadt"; S. Graf Grabowski: „Das Käthchen von Heilbronn"; D. von Paschkowsky: „Christine"; T. Ramlau: „Wanda"; F. C. Schubert: „Und sie bewegt sich doch"; J. F. Wartenberg: „Weiße Sklaven oder ein Opfer der Kirche"; H. Klencke: „Aschenliesel oder des Weibes Beruf"; A. Storch: „Die Katakomben von Wien"; Graf U. Baudissin: „Die Stiefkinder"; C. von Bolanden: „Raphael"; Amely Bölte: „Ein Thron und kein Geld"; A. von Stifft: „Renaissance und Romantik", und mehrere anonyme Romane: „Verlieren und Wiederfinden", ein schlesischer Roman; „Der Sohn des Verbannten oder das Geld des Juden"; „Mariola oder ein blinder Dämon".

Der **exotische Roman** ist diesmal nur vertreten durch F. Gerstäcker's „Die Blauen und die Gelben. Venezuelanisches Charakterbild." Eine exotische Färbung hat auch der Roman von E. Freiherrn von Bibra: „Die Abenteuer eines jungen Peruaners in Deutschland."

Als eifrigster Vertreter des **humoristischen Romans** erscheint A. von Winterfeld in den Werken: „Fanatiker der Ruhe" und „Der Winkelschreiber". Außerdem hat Graf U. Baudissin „Ronneburger Mysterien" herausgegeben und Otto Buchwald „Das neue Gesangbuch", welche beide Werke sich als humoristische Romane bezeichnen.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Auerbach's neuer Roman.

Das Landhaus am Rhein. Roman von **Berthold Auerbach**. Fünf Bände. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 5 Thlr.

Der deutsche Roman unterscheidet sich von dem französischen und englischen durch die schwerwiegende Gediegenheit des Inhalts; wir meinen den Roman, der von hervorragenden Schriftstellern ausgeht; denn das Futter der Leihbibliotheken ist bei allen Nationen gleichartig, und auch wir haben genug Romane, deren geistiger Inhalt gleich Null zu achten ist. Will sich aber ein deutscher Romanschriftsteller auf der Höhe des Parnasses behaupten, so darf er nicht blos wie die gepr[illegible]sten französischen und englischen Genossen durch Reichthum der Erfindung, schöpferische Gestaltung und die Kunst, die Spannung zu erregen, sich die Theilnahme der Leser erwerben; er muß vor allem uns in eine geistige Welt einführen, den Reichthum seiner Bildung auf allen Gebieten bewähren; er muß pädagogische, reformatorische, sociale Tendenzen, welche einen Commentar herausfordern, in seine Dichtung hineingeheimnissen; er muß beweisen, daß er ein vielseitig gebildeter Mann ist, was Tüchtiges gelernt hat und über alle Dinge dieser Welt mit Geist und Grazie zu sprechen versteht.

Die Traditionen unsers „classischen" Romans stammen von Goethe her; die Entwickelung und Bildung des Helden ist der Mittelpunkt desselben; die ästhetische Theorie des Romans lehnt sich vorzugsweise an die Goethe'schen Muster an. Wenn indeß der Dichter in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" den abenteuerlichen Verwickelungen, auf denen die Spannung des Romans beruht, noch Rechnung getragen hat, so haben sich „Wilhelm Meister's Wanderjahre" gänzlich von diesen Bedürfnissen des Lesepublikums emancipirt; bei allem Tiefsinn, bei aller Tragweite der socialen Tendenzen sorgen sie schlecht für die Unterhaltung der Leser, und wir sind ketzerisch genug, dies für einen Fehler zu halten.

Der Romanschriftsteller, der Halbbruder des Dichters, wie Schiller ihn nennt, hat für das Abendland dieselbe Rolle übernommen, welche im Orient der Märchenerzähler spielt; er will die Phantasie der modernen Culturmenschen, die durch den Mechanismus ihres Tagewerks in den Hintergrund gerückt oder in unerquicklicher Weise beschäftigt wird, mit freien, selbständigen Genüssen erfrischen; er baut hinter der Realität des praktischen Lebens eine zweite, schöne Welt auf, gekleidet in die anmuthigen Traumfarben der Phantasie, und zeigt uns in ihrem kaleidoskopischen Spiel ungewöhnliche, aber geschlossene Figurationen des Menschenschicksals.

Der Roman entspricht in erster Linie nicht einem ästhetischen, sondern einem praktischen Bedürfniß, und dies Bedürfniß darf auch von der Aesthetik nicht misachtet werden. Die angenehme Beschäftigung der Phantasie, welche den Menschen in ein Reich der Freiheit führt, wo er der nächsten Sorgen und Beschwerden vergißt, ist eine unerlaßliche Aufgabe des Romans, wie sie zugleich die

Wurzel ist, aus welcher diese ganze zwischen Poesie und Prosa schwankende Dichtgattung hervorging.

Freilich, das Märchen soll seinen Sinn haben und ist um so schöner und gelungener, je tiefer dieser Sinn ist. Und so verhält sich's auch mit dem Roman. Gelingt es dem Autor, eine tiefsinnige Wahrheit zur Seele der Begebenheiten zu machen und sie aus dem Gang der Handlung mit zweifelloser Klarheit hervorleuchten zu lassen, so werden wir ihn doppelt preisen; denn er weiß den stoffartigen Reiz mit geistiger Bedeutung zu verknüpfen.

Etwas anderes ist es freilich, wenn die Tendenz neben der Geschichte herläuft; wenn wir belehrt und gebildet werden, nicht durch den Inhalt der Romanfabel selbst, sondern durch die Betrachtungen, mit denen der Autor sie begleitet, wenn unsere Phantasie fortwährend den Armen des Traumgottes wieder entrissen und auf die harte Schulbank gesetzt wird, um sich Vorlesungen halten zu lassen.

Ein guter Roman ist wie ein Wagen mit Federn; man merkt nicht, daß man fährt. Doch diese stoßenden Phantasiewagen erinnern uns jeden Augenblick daran, und Kreuz und Lenden thun uns wehe bei jedem Ruck, der uns aus unserm Behagen aufschüttelt.

In der That hängen die Wagen unserer besten Romanautoren gerade nicht in Federn.

Die deutschen Schriftsteller sind zu geistreich und wollen, daß man's merkt. In manchen Romanen glauben wir fortwährend die Finger zu sehen, mit denen die Inserate der Kaufleute sich schmücken, und die hier hinweisen auf geistigen Ausverkauf, auf ein wohlassortirtes Waarenlager aus allen Fächern. Oft gewinnt es den Anschein, als wollte uns der Romandichter sagen: „Seht, das verstehe ich vom Ackerbau, vom Weinbau, von Botanik, vom Rechtswesen, von Politik, von kaufmännischen Geschäften, von Dachdeckerei und Schmiedehandwerk u. s. f." Man könnte nur immer antworten: „Mein bester Herr, wir stellen ja kein Examen mit Ihnen an! Wir verlangen auch gar nicht einmal, daß Sie so übertrieben geistreich sind. Erzählen Sie uns nur eine sinnreiche Geschichte, wir werden den Sinn schon selbst herausfinden."

In der That, die Noten drängen sich jetzt in den Text, wie überhaupt die Noten zur Signatur des Zeitalters gehören. Man denke an die Noten der gelehrten Shakspeare- und Schiller-Ausgaben. Die Weisheit aus zweiter Hand erstickt fast diejenige aus der ersten, welche der Genius uns bietet. Auch von denjenigen Noten sprechen wir nicht, durch welche der historische Romanautor heutigentags seine Leser unterrichtet, daß diese oder jene Anekdote oben im Text die reine goldene geschichtliche Wahrheit sei, und damit das Verdienst seiner Quellenforschung hoch über das der eigenen Erfindung stellt. Und doch ist eine Empfehlung für eine erledigte Archivarstelle ein Uriasbrief für den Dichter! Wir sprechen nur von den verkappten Noten, die sich in den Text der Romane selbst einschleichen, von den zahlreichen Bemerkungen, Erläuterungen, Abhandlungen, mit denen die Autoren ihre Geschichtsklitterung durchwirken, und die uns eine größere Meinung von ihrer Bildung beibringen [illegible]s von ihrem Talent. Nimmt man für den Roman [illegible]s Vorrecht in Anspruch, daß alles Mögliche in ihn [illegible]heingestopft werden darf, was die Welt des Geistes be[illegible]ngt, alle erdenklichen Tendenzen, Bemerkungen, Aus[illegible]einandersetzungen — so wollen wir ihm dies Vorrecht [illegible]cht streitig machen, müssen aber dann jeden Anspruch [illegible]lehnen, den der Roman auf die Bedeutung eines Kunst[illegible]rks erheben dürfte. Dazu gehört vor allen Dingen, d[illegible] sich Form und Inhalt decken.

Wenn wir mit diesen kritischen Ergüssen der Be[illegible]hung des neuen Auerbach'schen Romans etwas un[illegible] präludirt haben, so wollen wir durchaus nicht alle [illegible] allgemeinen Betrachtungen auf Auerbach's Werk be[illegible] sehen. Doch die Anregung zu denselben hat es un[illegible]llerdings gegeben, indem die in ihm herrschende [illegible] der Reflexionen zu dem eigentlichen Kern der [illegible]ung nicht in dem richtigen Verhältniß steht, sondern wie [illegible] kometischer Dunstschweif hinter diesen Kern sich [illegible]ite hinaus erstreckt.

[illegible]rbach ist ein geistreicher Schriftsteller, der mit sein[illegible]pinozistischen Weltanschauung alle seine Werke zu sätti[illegible] weiß, ohne daß uns die aufdringliche philosophische For[illegible] entgegenspringt. Eine echte Naturpoesie mit tiefem [illegible]enken ins All und seine wirkenden Kräfte finden wir [illegible]llen seinen Erzählungen und Romanen, auch in diese[illegible] besten, und der Geist der Humanität, dessen Gest[illegible] immer siegreicher am Himmel dieses Jahrhunderts empo[illegible]t, feiert auch in ihnen einen Triumph über alle Ueber[illegible] der Barbarei. Von der Culturmission der Neuz[illegible]rchdrungen, verherrlicht der Dichter den Sieg eines [illegible]en Geschlechts, welches die Sünden der Väter sü[illegible]

[illegible]uerbach besitzt ebenso wenig wie Freytag eine reiche [illegible] erfinderische Phantasie. In den Romanen dieser [illegible] hochstehenden Autoren zeigt sich eine unleugbare [illegible] der Motive und eine ausnehmend ökonomische [illegible]ung derselben, welche aus dem Bewußtsein jenes [illegible]els hervorgeht. Wie unglücklich selbst ein so vorsicht[illegible] Autor wie Freytag überall dort ist, wo er seiner [illegible]tasie einige kühnere Wagnisse zumuthet: das zeigt [illegible]tte Band der „Verlorenen Handschrift" mit seiner [illegible] Zigeunerromantik und gewaltsamen Ueberschwem[illegible]atastrophe.

Auch [illegible] Auerbach's neuem Roman bringt es die Handlun[illegible] den drei ersten Bänden kaum zu einem Fortgang, [illegible]uns Spannung einzuflößen vermag. Das Interesse [illegible] vorzugsweise pädagogisches; ein Hauslehrer, [illegible]ich Doctor und Hauptmann und mit der Erziehung [illegible] Sohnes eines transatlantischen Nabobs betraut is[illegible] im Vordergrunde der Handlung. Dieser Nabob [illegible]enbart sich durch sein Sonderlingswesen und durch [illegible]unheimliche Vergangenheit, die er uns ahnen läßt, [illegible] eigentliche Romanheld, von dem wir noch einig[illegible]ssante Ueberraschungen erwarten dürfen. Doch dara[illegible] wir uns gedulden — weist uns der Verfas[illegible] für diese Geduldprobe einen zauberischen Au[illegible]an, in dem sich's leben läßt — die Villa Eden.

Die Vil[illegible] Eden und ist auch ein wahres Eden, in

das man freilich nur von außen hineinsehen kann, denn alles ist verschlossen und bewacht und längs der Gartenmauer sind Selbstschüsse und Fußangeln. Nur wenn der Besitzer verreist ist, haben die Diener die Erlaubniß, Haus und Park zu zeigen, und nehmen dann viel Geld ein. Man rühmt die Ställe mit den marmornen Krippen, die blütenvollen Treibhäuser, die fein ausgedachte Schönheit der Hauseinrichtung, die Obstgärten und den Park. Der Besitzer ist ein reicher Amerikaner, er hat dieses Haus gebaut, den schattigen Park angelegt, und die Wiese, die halb versumpft, zerrissen und ungeebnet sich bis an den Strom dehnte, in einen Obstgarten verwandelt, der die edelsten Früchte trägt, von einer Größe und Schönheit, wie man sie hierzulande noch nicht gekannt.

Wer erinnert sich nicht an Adalbert Stifter's „Spätsommer" und seine rosenumrankte Villa? Wie schönselig wird es uns dort zu Muthe, wenn wir fortwährend in Gärten und auf Aeckern uns herumtreiben und die saubern, kunstgeschmückten Räume des Hauses kaum anders als in Filzschuhen zu betreten wagen, welche der Dichter den Hausgenossen dort zur Disposition stellt. Es wird uns zu Muthe, als gehörten dieselben zu den Templeisen, die irgendeinen heiligen Gral bewachen, und wäre es auch nur der Gral einer höchst sublimirten geistigen und Kunstbildung. Doch wir lesen von Band zu Band; es geschieht nichts, kein Ereigniß befleckt die Fliese des Hausflurs; alles ist nur damit beschäftigt, sich zu bilden.

Aehnlich ergeht es uns lange Zeit in der Villa Eden. Der Hauslehrer Erich erzieht den jungen Roland, der bald in heftiger Neigung zu ihm entbrennt; man geht spazieren, man erhält Besuche; die pikante Gräfin Bella irrlichtelirt mit etwas Esprit in die schönselige Atmosphäre; Erich und Magister Knopf unterhalten sich über pädagogische Grundsätze; wir lernen den Major, das Fräulein Milch, sein Orakel, und den Doctor kennen; das einzige Ereigniß, welches etwas lebhafter die kaum sich kräuselnde Oberfläche des Romans bewegt, ist ein Diebstahl bei Sonnenkamp; ein ganz gewöhnlicher, durchaus nicht romantischer Diebstahl, für den anfangs ein Unschuldiger zur Verantwortung gezogen wird. Der alte und neue Pitaval können die Geschichte nicht brauchen; wozu braucht sie der Dichter? Nur als ein pädagogisches Ereigniß, welches auf das Gemüth des jungen Roland bildende Wirkung ausübt, als eine Art von Schulvorzeichnung, durch welche der Hauslehrer seinen Zögling einige Schattirungen des Menschenlebens lehrt.

Das äußere Leben ist arm; wir sind auf einem Landhaus, und da begibt sich nicht viel; doch lernen wir mancherlei. Wir brauchen ja blos durch den Garten zu gehen und uns mit dem Gärtner in ein Gespräch einzulassen, der Mann versteht sein Geschäft. Was weiß uns das Erdmännchen Nicolas nicht alles zu erzählen:

> Droben im Walde sei eine Quelle, die Eisen enthalte, und da habe Herr Sonnenkamp nachgraben lassen und Eisenerde gefunden; in diese Eisenerde pflanze er nun Hortensien, die fleischfarbenen Pflanzen färben sich dadurch himmelblau.

Auch rühmt er die einfache Methode des Herrn Sonnenkamp, wenn er Obstkörner säete. Er ließ nämlich in die Erde hinein Nadeln vom Wachholderbaum mischen; dadurch kamen keine Würmer und keine Mäuse in den Samen. Sonnenkamp selbst unterrichtet uns über die Eriken vom Cap der Guten Hoffnung:

> Diese Eriken bedürfen einer mäßigen Temperatur und einer gleichbleibenden Feuchtigkeit. Sie werden schon oft gesehen haben, daß ein Erikenstock mit seinen zarten Blüten, den man einer Dame für ihren Blumentisch schenkt, nach wenigen Tagen verdorrt ist; diese Pflänzchen vertragen keine trockene Zimmerluft.

Wir werden von ihm in den Obstgarten geführt:

> Aus dem schattigen, dicht bestandenen Park, dessen Rand noch mit schönen stämmigen Weißtannen bepflanzt war, trat man in ein Gewirre von Obstpflanzungen, die auf einer Fläche von mehrern Morgen Feldes sich wahrhaft zauberisch darstellten. Die Beete waren mit kleinen, fast wie Taxusgebüsche zwerghaft gehaltenen Birnen- und Apfelbäumen eingefaßt. Der Stamm war kaum zwei Schuh hoch gehalten, während die Auszweigungen an Drähten so ausgelegt waren, daß hüben und drüben oft dreißig Schuh lange Aeste festgebunden waren. Das blühte jetzt an allen Enden und stand dabei so geregelt, daß der gewaltig bindende und bildende Menschenwille sich zeigte, der die Natur zum freien Kunstwerk oder auch zu einer zwerghaften Verkünstelung gebracht hatte. Wohl geordnet standen dann Bäume von mannichfaltigsten geometrischen Formen. Da waren Bäume in Kreisformen und Vierecken, andere, die von unten bis zur Spitze nur vier Zweige hatten, die in gemessenen Zwischenräumen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren. An die Mauer angelehnt waren Bäume, die Stamm und Zweige in Sternform oder schief legen mußten, wie ein Basaltlager. Alles war im besten Gedeihen. Sonnenkamp berichtete, daß man die Zweige knicke, um den Saft nicht zu Holzbildung in Stamm und Ast sich verbreiten zu lassen; alles müsse der Frucht dienen. Sie haben wol auch Mitleid mit diesen geknickten Zweigen? fragte er ironisch lächelnd. Die natürliche Form der uns bekannten Obstbäume — Ja wohl, fiel Sonnenkamp ein, die Menschen sind Gefangene des Vorurtheils! Findet jemand Unschönes, Gewaltsames darin, daß man den Weinstock allsommerlich dreimal kappt? — Niemand will schöne Form vom Weinstock, sondern nur reiche Frucht; so soll es auch beim Obstbaum sein. Sobald man zu oculiren begonnen, war der Weg vorgezeichnet; wir sind nur consequent. Der Zierbaum soll Zierbaum, der Fruchtbaum Fruchtbaum sein, alles gradeaus. Dieser Apfelbaum soll solche Aeste, und nur so viel Aeste haben, daß er Früchte tragen kann, und zwar so große als möglich; vom Obstbaum will ich kein Holz, sondern Frucht.

Gewiß, das ist alles sehr lehrreich; wir führen aber diese verschiedenen Stellen an, um zu zeigen, was wir unter den oben erwähnten verkappten, im Text versteckten Noten verstehen. Das ist alles in einer Dichtung todter Notizenkram, Excerpte aus einem Lehrbuch der Horticultur, die sich mit Grazie in infinitum fortsetzen lassen. Die hamburger Blumenausstellung gibt für derartige Garten- und Zimmerdecorationen eines Romans eine solche Fülle von Material, daß wir uns verpflichten, in dieser Weise einen Helden durch neun Bände hindurch spazieren zu führen und jedes Kapitel mit einer preisgekrönten Blumenspecies anmuthig zu umrahmen. Wie in diesen kunstgärtnerischen Notizen finden sich auch in der Schilderung der Räumlichkeiten der Villa zahlreiche Proben jener schlechten descriptiven Poesie, welche Lessing mit Recht verurtheilt hat, und die wir z. B. bei Stifter in reichem Maße antreffen, Malereien und Schildereien mit der Feder, ein todtes, ruhendes Nebeneinander von Aeußerlichkeiten, die kein einheitliches Gesammtbild vor die Phantasie zaubern.

Den Excursen über Gartenbau schließen sich die pädagogischen an. Hier treffen wir sehr viele geistreiche Bemerkungen. Magister Knopf ist auch gewiß ein

tüchtiger Pädagog; doch unser Held Erich Dournay, der Hauptmann-Doctor, weiß zwar über Erziehung, über das Verhältniß von Autorität und Individualität, das bei ihr zur Sprache kommt, sehr sachgemäß zu sprechen; doch wirkt er ohne Frage durch seinen edeln Charakter bildend auf seinen Zögling ein. Im Grunde aber ist er doch ein pädagogischer Dilettant, wie alle Hauslehrer in Romanen; wir trauen ihm nicht zu, daß er einen systematischen Unterrichtsplan innehält. Wir fürchten, daß ei einem Examen das Register der Kenntnisse des jungen Roland manches bedenkliche Loch zeigen würde. Er hat doch zu viele andere Händel im Kopf. Nach einem schüchternen Liebesversuch bei Frau Gräfin Bella, wo die Schüchternheit weder nöthig noch erwünscht war, verliebt er sich in die Tochter vom Hause, Manna, die sich, um des Vaters Schuld zu sühnen, dem Kloster geweiht hat. Erich's Liebe jedoch gibt sie dem Leben zurück; sie wirft ihren Bußgürtel zum Fenster hinaus. Diese Entwickelung ist mit psychologischer Feinheit durchgeführt, und auch von warmer, ansprechender Gefühlslyrik; doch die entscheidende Wendung gehört schon der zweiten Hälfte des Romans an, in der wir mit etwas vollern Segeln fahren.

Sonnenkamp hat den Ehrgeiz, sich adeln zu lassen; er sucht dies durch jede Art von Bestechung durchzusetzen; der Fürst des kleinen Staats besucht ihn auf seiner Villa. Der Nabob ist dem Ziele nahe, scheitert aber im letzten Augenblick. Seine Antecedentien werden sein Verhängniß. Sonnenkamp war in Amerika einer der berüchtigtsten Sklavenhändler, ja mehr, er war ein Sklavenmörder. Verfolgt von einem feindlichen Schiff warf er einmal die ganze Sklavenladung ins Meer und wurde bei dieser Gelegenheit von einem Mohrenhäuptling in den Daumen gebissen. Um die Wunde zu verdecken, trägt er einen Ring an dieser Stelle. Der Schwarze, der ihm die Wunde beigebracht, lebt indeß und befindet sich in Diensten des Fürsten, welcher Sonnenkamp den Adel ertheilen will. Wir hören nun fortwährend von einem dunkeln Ereigniß sprechen, welches den Besitzer der Villa brandmarkt: die Vögel singen's gleichsam auf den Dächern, eine Dame des Romans macht der andern davon die Mittheilung, wir sind bei der Zusammenkunft zugegen; doch wir erfahren trotzdem nichts. Dies ist eigentlich gegen die Abmachung, welche die Leser mit dem Romanschriftsteller eingegangen sind. Doch Auerbach sagt: tel est notre plaisir, und läßt Fräulein Milch der Frau Professorin ein Geheimniß mittheilen, während wir dabeistehen und nur sehen, wie sie die Köpfe zusammenstecken.

Die Enthüllung dieser beunruhigenden Antecedentien wird auf den spannenden Moment aufgespart, wo der Fürst selbst dem geadelten Sonnenkamp das betreffende Document einhändigen will. Da erhält er ein Zeitungsblatt, welches schonungslos den Sklavenhändler brandmarkt: er behält das Adelsdocument zurück und gleichzeitig springt der Leibmohr des Fürsten wie ein wildes Thier auf seinen frühern Peiniger los, den er erkannt hat. Sonnenkamp wird mit Mühe aus seinen Krallen gerettet und kehrt heim, ein vernichteter Mann. Er kommt auf den unpraktischen Gedanken, eine Art Ehrengericht über sich von Männern der Nachbarschaft fällen zu lassen; doch er verhöhnt dies Ehrengericht durch eine Darstellung seines Lebens, in welcher er alles, was andern Sterblichen heilig ist, mit Verachtung behandelt. Die geistige Bedeutung des Charakters, diese rücksichtslose Selbstsucht, prägt sich immer schärfer aus; doch sein praktisches Thun büßt alle Zweckmäßigkeit ein. Zuletzt entführt er die gleichgesinnte, menschenverachtende Gräfin Bella von der Leiche ihres Gemahls nach Amerika, wo sie sich beide an dem Aufstande der Südstaaten betheiligen und in demselben zu Grunde gehen, während Erich, dessen Gattin Manna geworden ist, und Roland auf der entgegengesetzten Seite kämpfen.

Welch ein Stoff für ausgehungerte Romanleser — der Secessionskrieg mit seinen Schlachten und Abenteuern! Welche bunte, reiche Welt entrollt sich hier! Yankees aus Neuyork, Plantagenbarone des Südens, Neger, Indianer, etwas Cooper, Möllhausen, Gerstäcker! Da kann ja nachgeholt werden, was in Bezug auf spannende Begebenheiten früher versäumt worden ist!

Sachte, ihr Ungeduldigen! Wir sind schon weit im letzten Bande vorgerückt, als die große amerikanische Bewegung beginnt. Und nur in „Briefen von und nach der Neuen Welt“ erhalten wir flüchtige, skizzirte Auskunft über Ereignisse, die allerdings an Wichtigkeit bedeutend alles übertreffen, was uns vorher mit so umfassender Ausführlichkeit vorgeführt worden ist.

Doch soll der Roman noch einen Roman gebären? In der That gleicht er einer in allzu starke Verjüngung auslaufenden Säule; ihm fehlt der schlanke getragene Aufbau. Am Anfang endlos in die Breite gedehnt, am Schluß mit athemloser Hast sich überstürzend, kann die Handlung als solche weder ein gleichmäßiges noch ein andauerndes Interesse in Anspruch nehmen.

Bei allen diesen Ausstellungen gegen die Architektonik des Romans müssen wir denselben doch als ein geistreiches Werk anerkennen, welches oft von einem poetischen Hauch durchdrungen ist und in einzelnen Zügen charakteristische Schärfe und Energie der Darstellung verräth. Namentlich zeigt sich in den Nebencharakteren eine gestaltende Kraft, die auch originell zu schaffen weiß. Frau Ceres, die Frau des Sklavenhändlers, ist ein solcher Charakter von origineller Urwüchsigkeit, ein exotisches Naturkind nur von Putz- und Prunksucht beseelt, ein Vogel im Käfig, der sich nur an der Pracht seines Gefieders erfreut. Der alte Major und Fräulein Milch sind ein paar köstliche Figuren; in der Schilderung der Gräfin Bella finden sich feine psychologische Züge. Lina ist der muntere Backfisch, eine Art von ingenue, die in den neuen Romanen zur typischen Figur geworden ist. Durchweg poetisch ist Manna gehalten, das Kloster mit seinen Intriguen in gedämpftem Licht, nicht aufdringlich tendenziös. Die Männer aus dem Volke fehlen selbstverständlich bei dem Verfasser der Dorfgeschichten nicht; der „Krischer“ und der „Siebenpfeifer“ vertreten diese dorfgeschichtliche Richtung, welche durch das Leben below stairs, durch die oft ausführlich geschilderte Tafelrunde der Dienerschaft ergänzt wird. Von den Aristokraten ist Graf Clodwig der Mann von echter Bildung und wissenschaftlichem Streben, während Baron Prancken ein Repräsentant jenes speculirenden Adels ist, der auf Reichthümer Jagd macht und kein Mittel, selbst die Frömmelei

nicht verschmäht, um zum Ziel zu gelangen. Die würdige Matrone, die Frau Professorin, der stets gleichmüthige Doctor, der praktisch-humane Weidmann und die kleine märchenhafte Fee, die dem jungen Roland im Walde begegnet und später so kindlich mit ihm sich in Brautschaft und Ehe hineinplaudert, sind ebenfalls mit Behagen gezeichnete und zum Theil von dichterischem Hauch beseelte Gestalten.

Solange wir in dem Roman blos spazieren gehen, wird es dem Autor schwer, diese Charaktere bedeutsam und malerisch zu gruppiren. Er läßt sie sehr einförmige Cotillontouren ausführen, bald diesen, bald jenen mit dem andern gehen. An vielen Stellen des Anfangs fehlt die Gabe fließender Erzählung und die Bewegung der Gruppen erscheint hölzern und mechanisch. Erst später kommt mehr Fluß und Guß in das Ganze, und die Charaktere, die sich anfangs nur ihres Daseins freuen, beginnen bestimmte Zwecke zu verfolgen.

Sehr glücklich ist die Poesie der naturschönen und leichtlebigen Rheinlande in Natur- und Volksbildern getroffen. Auerbach's Stil erhebt sich in solchen Schilderungen zu graziösem Schwung. Ueberhaupt ist seine Prosa edel, klar, bezeichnend, nur an einzelnen Stellen nicht ganz frei von Manier. Diese Manier besteht darin, die Sätze in einer Art von Gänsemarsch aufmarschiren zu lassen, daß sich lauter kurze Hauptsätze auf die Hacken treten. Dadurch bekommt auch die Schilderung oft etwas Stoßweises.

Den Reichthum an Gedanken und Sentenzen, der sich durch das ganze Werk zieht, bisweilen in allzu doctrinärer, meist aber in gefälliger, prägnanter Form, möge die folgende, aus dem ersten Bande zusammengestellte Anthologie veranschaulichen:

Ich wünschte, ich könnte Communist sein; ich wünschte, daß ich den Communismus für eine gestaltungsfähige Form der Gesellschaft halten könnte, was er doch nie und nimmer werden kann. Wir müssen auf anderm Wege daran arbeiten, unser Dasein von der Barbarei zu befreien, daß unsere Mitmenschen, gleichberechtigt wie wir, an den gemeinsten Bedürfnissen Noth leiden.

Ich finde, daß Reichthum ein gewisses Recht auf Ehre hat. Selbsterworbener Reichthum ist Zeugniß von Thatkraft, Umsicht. Ebenso schwer, vielleicht noch schwerer als die Aufgabe, ein Fürst zu sein, erscheint mir die, ein Mann von so übermäßigem Reichthum zu sein. Da häuft sich eine Macht in dem Menschen an, die dem Charakter leicht etwas Gewaltthätiges gibt; solch ein Mann lebt in einem Dunstkreis des Allmachtbewußtseins und hört fast auf, eine einzelne Persönlichkeit zu sein; die ganze Welt erscheint ihm unter dem Gesichtspunkte des Kaufpreises.

Clodwig knüpfte die Betrachtung daran, daß es wohlgethan wäre, geschichtlich und psychologisch darzuthun, wie der Reichthum auf die Frauen wirke; das ließe sich freilich nur abstract, aber nicht bildlich darstellen wie Zartsinn und Kraft. Er wies auf die Medusa und Victoria hin, die er hier einander gegenübergestellt. Die Wissenschaft werde allerdings seine Betrachtung nicht gelten lassen. Die Medusa sei ihm die Erscheinung der alles verzehrenden Leidenschaftlichkeit, die, wenn sie der irrende Mensch sehe, ihn vor seinem eigenen Selbst erstarren mache. Es sei sehr bedeutungsvoll, daß die Alten das äußerste seelische Chaos im Weibe dargestellt hätten, denn die zur Liebe geschaffene schöne Erscheinung, die zu Bosheit und Zerstörungslust geworden, sei gerade in der Gestalt des Weibes um so crasser. Die Rauch'sche Victoria dagegen erscheine ihm als Verkörperung eines hochsittlichen modernen Seelenzustandes.

„Diese neue Jugend", sagte er, „ist anders als wir waren, sie schwankt nicht mehr zwischen den beiden Polen Begeisterung und Verzweiflung; es ist vielmehr eine intellectuelle Begeisterung in ihr, und ich glaube, sie wird mehr durchführen als wir. Ich bin glücklich, daß ich nicht schon zu alt bin, um noch diese, ich möchte sagen, zur Eisenbahn geborene Jugend verstehen zu können. Ich bewundere und liebe unsere Gegenwart. Noch zu keiner Zeit wußte jeder in seinem Berufe so bestimmt, was er will und soll, als die heutige Welt; so in aller Wissenschaft und in allem Leben."

Wer im Leben etwas anderes sucht als Nutzen, Vergnügen und Ehre, der wird vielen, die von solcher Bevorzugtheit keine Ahnung haben, exaltirt erscheinen; die Welt kann nicht gerecht sein gegen solche Menschen, sie muß sie verdammen, weil sie ihr eigenes Bestreben von ihnen verdammt sieht. Sie werden Ihr Leben lang, wenn Sie sich treu bleiben, ein Martyrium zu tragen haben.

Wenn auch die Methode der Erziehung sich nach den Umständen richtet, so muß doch das Princip derselben klar erkannt und fest verfolgt werden. Der große Kampf, der die Geschichte der Menschheit und das ganze menschliche Leben durchzieht, zeigt sich in der Erziehung des einen Menschen durch einen andern am schärfsten; die beiden Mächte treten da als lebendige Personen einander gegenüber. Ich möchte sie kurzweg Individualität und Autorität, oder Geschichte und Natur nennen.

Es ärgert mich, daß die Reichen sich auch Duft und Frucht höherer Erkenntniß sollen kaufen können; aber es bleibt wahr: es kommt kein Reicher ins Himmelreich. Die Reichen haben zu viel Ballast geladen; sie haben ein verkünstelteß Leben fern von der Noth des Daseins und entziehen sich selbst der Naturmacht der Jahreszeiten; sie fliegen aus und ein in verschiedene Klimas und haben überall wohnlich eingerichtete Schwalbennester. Es wäre eine Unbarmherzigkeit des Schicksals gegen uns, wenn die Reichen zum mühelosen Besitze noch die höhern Freuden haben sollten, die uns allein gehören.

Der frische gesunde Sinn, der humane Geist des Dichtwerks empfehlen dasselbe, als eine sich über die Alltagsproduction erhebende Schöpfung, der Lesewelt.

Rudolf Gottschall.

Zur philosophischen Literatur.

[Kri]tische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur [G]egenwart von E. Dühring. Berlin, Heimann. 1869. [G]r. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir hatten es kürzlich (in Nr. 28 d. Bl. f. 1869) mit [ei]nem Muster der objectiven Geschichtschreibung zu thun, [als] wir Kuno Fischer's Werk über Fichte betrachteten; heute liegt uns ein Muster der subjectiven Geschichtschreibung vor, wie sie nicht sein soll. Wir hatten als Kennzeichen und Bedingung der objectiven Geschichtschreibung der Philosophie kennen gelernt: im einzelnen die congeniale Reproduction, im ganzen den Begriff den Entwickelung; die congeniale Reproduction allein ist im Stande,

den Intentionen vergangener Zeiten gerecht zu werden, der Begriff der Entwickelung allein kann die zerstückelten Glieder der Menschheitsgedanken zu einem Ganzen zusammenfassen, ohne der historischen Wahrheit und Treue Eintrag zu thun. Nun entsteht aber die Frage, ob denn die objective Geschichtschreibung das letzte und höchste Ziel des Studiums der Geschichte sei, und diese Frage wird man allerdings verneinen müssen. So unmöglich es ist, aus der Geschichte zu lernen, ohne sie begriffen zu haben, so umöglich es ist, die Geschichte zu begreifen als in der objectiven Geschichtsauffassung: so gewiß ist das Begreifen der Geschichte nicht Zweck, sondern Mittel zu ihrer Beurtheilung, und die Beurtheilung derselben Mittel zur Unterstützung und Bildung des Geistes für seine gegenwärtigen Aufgaben.

Ist dies schon beim Studium der Geschichte im allgemeinen der Fall, so ganz besonders bei dem der Geschichte der Philosophie, wo es sich schon um ein Inneres, um den stufenweisen Fortschritt zur Wahrheit handelt. Die objective Geschichtschreibung verkennt dies auch keineswegs, aber sie bietet sich allen Individuen, so verschieden auch ihr subjectiver Standpunkt sein möge, ohne Unterschied als dieselbe und immer richtige dar, und überläßt den Lesern die weitern Stufen der Geistesarbeit; die kritische Geschichtschreibung aber, welche auch die Beurtheilung mit übernimmt, kann dies nur von einem mehr oder minder beschränkten subjectiven Standpunkt, und tritt deshalb sofort mit der Majorität der Leser in Widerspruch. Die Geschichtschreibung der Philosophie vor Hegel war ein unklares Gemisch objectiver und subjectiver Behandlung, infolge dessen die Sache selbst nicht zu ihrem Rechte kam, und mithin auch das Urtheil schief ausfiel; vor allem aber fehlte das Bewußtsein des innern geistigen Zusammenhangs, und sie verhielt sich etwa wie der Entdecker einer Anzahl beisammenliegender antiker Statuen, der die einzelnen beschreibt und nach seiner Art kritisirt, während Hegel hinzukam wie der Künstler, dessen wahlverwandter Blick die Zusammengehörigkeit aller dieser Figuren zu der großartigen Composition eines Giebelfeldes entdeckt. Diese Entdeckung Hegel's ist so epochemachend, und der Umschwung, welchen die Beleuchtung aller einzelnen Theile des Ganzen dadurch nahm, so frappant, daß die Willkürlichkeit und Gewaltsamkeit, mit welcher er die einzelnen Figuren in den allgemeinen Rahmen hineinzupressen suchte, in der That dagegen verschwinden muß, um so mehr, als ja niemand, der seine Grundidee übernimmt, nöthig hat, ihm die einzelnen Fehler nachzumachen. Wer aber diesen durch Hegel vollzogenen totalen Umschwung — wie Dühring — nicht anerkennt, der kann natürlich nur den vorhegel'schen Standpunkt einnehmen, mit dem einzigen Unterschied, daß die Subjectivität, von welcher aus er kritisirt, eine modernere ist. Dühring erhebt sich wirklich zu dem Zugeständniß, daß die Annahme einer systematischen Einheit und Verknüpfung der mannichfaltigen nacheinander und nebeneinander aufgetretenen Erscheinungen der Philosophie im allgemeinen nicht ganz unberechtigt sei; im Folgenden erklärt er jedoch dieses Zugeständniß näher dahin, daß er sich diesen Zusammenhang überhaupt nicht anders als bewußt und absichtlich zu denken vermag, und daß er demselben mithin gerade auf die bedeutenden und originellen Geister am wenigsten Anwendung zugestehen könne, da diese „sich absichtlich der allgemeinen Strömung und den Rücksichten auf das Ueberlieferte entzogen, um dem innern Triebe und ihrem eigenen Wege ungestört treu zu bleiben". Freilich, wenn Hegel seinen innern Zusammenhang der Systeme so verstanden hätte, daß ein origineller Philosoph seine Originalität aus dem ihm Vorangehenden durch discursive Logik herausgeklaubt hätte, dann wäre er der Schulknabe, zu dem Dühring ihn machen will; daß aber Hegel ein inneres geheimes Band meint, welches gerade die originellsten Entdeckungen der größten Philosophen auf eine ihnen selbst unbewußte Weise miteinander verbindet und welches nur wir erst nachträglich ans Licht zu ziehen suchen, davon hat Dühring so wenig eine Ahnung wie nur irgendein Geschichtschreiber der Philosophie aus dem vorigen Jahrhundert.

Dühring bemerkt ganz richtig, daß dasjenige, was große Philosophen bewußtermaßen aus der geistigen Atmosphäre, die sie gerade athmeten, in ihre Philosophie aufnahmen, nicht nur meistens von untergeordneter Bedeutung, sondern oft geradezu von Nachtheil für dieselbe war. Nein, nicht da, wo Dühring den innern Zusammenhang sucht und wo Hegel und seine Schule ihn (im ganzen in fehlerhafter Weise) auch finden will, sondern in den originell auftretenden Grundprincipien, in der Reihenfolge der grundsätzlich verschiedenen und doch einander ergänzenden oder fortbildenden Standpunkte liegt die höhere Einheit der philosophischen Arbeit des Menschengeschlechts. Schon der objective Geschichtschreiber muß insofern kritisch verfahren, als er bei der ihm nothwendigen Abkürzung der Originalwerke jedes Autors besonders die Nebensachen abkürzt, aber seine originellen Principien, um deren willen derselbe seinen Rang in der Geschichte einnimmt, ausführlich und mit Nachdruck erörtert, daß er bei diesen den innern Zusammenhang mit Vorgängern, Zeitgenossen oder Nachfolgern aufweist, aber nicht zu viel Zeit verliert mit der Aufzeigung des doch mehr oder minder gleichgültigen Zusammenhangs von Nebensachen. Hierin hat Hegel und seine Schule noch vielfach gefehlt, weil sie es zu gut machen wollte; hier ist der Punkt, wo die kritische Geschichtschreibung der Philosophie ihre Hebel einzusetzen hat und wo sie sich große Verdienste erwerben kann, wenn sie mit Klarheit in ihren Grundsätzen und mit Bedacht in ihrer Anwendung zu Werke geht.

Auch Dühring hat sich entschieden ein Verdienst damit erworben, daß er mit kühnem Wort ein Stück ehrfurchtsvoll behandelten Zopfs glatt abgeschnitten hat; aber der Werth, den das Buch nach dieser Richtung hin besitzt, wird durch den Mangel an der nothwendigen Befähigung zur Geschichtschreibung überhaupt in dem Maße überwogen, daß seine Vorzüge um ihre Wirkung gebracht werden.

Daß Dühring dem Begriff der Entwickelung in der Geschichte der Philosophie keine Stätte einräumt, haben wir schon oben gesehen; er ist hierin ein echter Anhänger Schopenhauer's. Beiden ist die Geschichte der Philosophie ein Haufen Unrath, in dem allerdings der fleißige Sucher hier und da ein verlorenes Körnchen Wahrheit findet. Daß dies keine verlockende Gesammtanschauung ist, wird jeder einsehen, und man kann sich nur fragen, wenn

Dühring sein Buch wesentlich für solche geschrieben hat, die sich über Philosophie belehren wollen, ob er es in dem Glauben geschrieben hat, durch dasselbe zur Philosophie anzuziehen, oder mit der Absicht, von ihr abzustoßen. Wenn die Geschichte der Philosophie wirklich ein solcher Augiasstall wäre, wie Dühring aus ihr macht, so müßte man in der That jeden bedauern, der genöthigt wäre, derselben seine Zeit und Kräfte zu widmen. Das Resultat wird das sein, daß jene, bei denen die zur Schau getragene Verachtung der Philosophie Modesache ist, einige neue Phrasen zur Bestätigung ihres Standpunktes gewonnen haben werden.

Aber Dühring kennt nicht nur keine Entwickelung, er kennt sogar etwas wie umgekehrte Entwickelung, oder fortlaufende Depravation, obwol auch diese mehr zufällig als systematisch sich einstellt. Diese umgekehrte Entwickelung findet er z. B. in der griechischen Philosophie, die bisher noch immer als ein Muster folgerecht aufsteigender Entwickelung angesehen worden ist (man vgl. die ersten 200 Seiten in Erdmann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie"). Dühring kennt ferner keine historische Gerechtigkeit. Weit entfernt, einen gleichmäßigen Schätzungsmaßstab an die verschiedenen Gebilde anzulegen, urtheilt er ausschließlich nach zufälligen persönlichen Sympathien und Antipathien, welche sich an nebensächliche Meinungen der Philosophen knüpfen. Wenn die Werthschätzung eines Denkers nach Begabung, Leistungsfähigkeit und Gesinnung eine wesentlich andere ist, als die nach den vorliegenden Leistungen und Werken, wenn ferner die Schätzung der Wichtigkeit eines Systems nach seinem Einfluß auf seine eigene und spätere Zeiten eine andere ist, als nach dem innern Werth, den wir von unserm heutigen Standpunkte demselben noch beilegen können, so verwirrt und vertauscht Dühring diese Standpunkte nach Bedarf, um seine Lieblinge herausstreichen und die ihm antipathischen Denker herabsetzen zu können.

Gewiß mag der Einfluß der vorsokratischen Philosophen auf ihre Zeit bedeutend gewesen sein, vielleicht bedeutender als der des Plato; aber was folgt daraus für ihren absoluten Werth? Gewiß mag die geniale Begabung des Sokrates und seine Gesinnungstüchtigkeit die manches spätern Berühmtern überragen, aber wo sind seine bleibenden Leistungen? Daß Plato und Aristoteles zur Corruption der griechischen Philosophie gehören, diese corrupte Idee verdient keine Widerlegung. Die Launen Dühring's sind unberechenbar und entziehen sich jeder Voraussicht. Während ihm sonst alle Mystik und Unklarheit wie die Nacht verhaßt ist, während er z. B. einen Denker ersten Rangs wie Johannes Scotus Erigena kaum mit zwei Zeilen erwähnt, hat er eine besondere Schwärmerei für den allerdings genialen, aber schwärmerischen und unklaren Giordano Bruno. Leibniz hingegen, anerkanntermaßen einer der klarsten und schärfsten Köpfe aller Zeiten, ist ihm, weil er die „Theodicee" geschrieben, so überaus antipathisch, daß er nicht nur seine unbestreitbare Charakterlosigkeit auf das härteste geiselt, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung seinen Ruf als einen völlig unverdienten und seine vermeintlichen Leistungen als bloße Compilation von Plagiaten hinstellt. Wer jemals im Leibniz gelesen hat, der muß gefühlt haben, daß in jeder Zeile der Hauch des Genius weht; wer mehr von ihm kennt, der weiß, daß er für jeden von anderswoher aufgenommenen Ideenkeim zehnfach Frucht getragen hat an eigenen neuen Samenkörnern. Wer die damaligen Verhältnisse bedenkt, der wird es Leibniz Dank wissen, daß er nicht in starrer philosophischer Abgeschlossenheit sein System entwickelt, sondern sich den Forderungen seiner Zeit (auch den theologischen) accommodirt und dadurch das Interesse an der Philosophie und die Aufklärung in die weitesten Kreise verbreitet hat.

Dühring ist völlig entblößt von dem Vermögen congenialer Reproduction. Was nicht vor der Brille des flachsten und trockensten Rationalismus Stich hält, das existirt für ihn nicht. Im Mittelalter findet er nicht einmal mehr ein Körnchen in all dem Unrath. Daß jede Zeit ganz in demselben Sinne in ihren Vorurtheilen befangen und unfrei an das Philosophiren herantritt, wie das Mittelalter in seinen theologischen Vorurtheilen; daß man an allem und jedem mit Nutzen philosophiren kann, und daß es auch einen Standpunkt geben könne, von dem aus die Philosophie als Theosophie erscheint, von alledem hat Dühring keine Ahnung. Jede nachweisbare formelle Beimischung der Phantasie genügt für Dühring, um sich jeder inhaltlichen Kritik überhoben zu glauben; was nicht trockener Rationalismus ist, wird als Unsinn gestrichen, also auch alles Mystische, d. h. alle wahren Keimpunkte neuen Lebens. Gewiß soll das Mystische nicht bleiben, was es ist, sondern in die Form der Wissenschaft übergehen, aber dies kann es nur, wenn es nicht schon in statu nascente amputirt wird. Deshalb dringt auch Dühring niemals in die Tiefe der Probleme, sondern raisonnirt an der Oberfläche herum, wo es dann freilich keine Kunst ist, lesbar und leichtfaßlich zu schreiben. Für Schopenhauer hat er eine merkwürdige Sympathie, obwol doch das Beste an Schopenhauer gerade seine Mystik und die harmlose Naivetät ist, mit welcher er seine genialen Aperçus, auch wenn sie noch so widersprechend sind, nebeneinanderstellt. Wer aus ihm die Mystik hinaus- und die rationelle Consequenz hineinschulmeistern will, der richtet ihn, seine Größe und seinen Reiz, zu Grunde. Fügt man hinzu, daß Dühring dem Schopenhauer'schen Pessimismus nur den Werth einer Fragestellung zuerkennt, d. h. die Bedeutung, auf die Corruptionsseite der Welteinrichtung und des Lebens hingewiesen zu haben *), so muß in der That die Hochstellung Schopenhauer's bei Dühring mehr den Eindruck einer Verlegenheitsauskunft machen, da er doch unmöglich die ganze Zeit von Kant bis jetzt mit seinem großen Philosophen August Comte ausfüllen konnte, und Fichte, Schelling, Hegel und Herbart nur als wüste theosophische Philosophirer betrachtet. Es ist jedenfalls schlimmer, wenn ein Compendium die vier Philosophen wegläßt, als wenn es den einen ignorirt, oder wie es jetzt meist geschieht, als fünftes Rad am Wagen behandelt. Ein Verdienst in der Anerkennung Schopenhauer's kann für den Geschichtschreiber erst dann

*) In seinem Buch: „Der Werth des Lebens" kommt Dühring zu einem Resultat, das nicht kalt und nicht warm ist; er wendet und dreht sich, und läßt einen am Ende gerade so klug wie man vorher war, wenn man nicht das als Abschluß gelten lassen will, daß die Welt im Grunde doch nicht gar so übel sei.

beginnen, wenn seine Verlegenheit aufhört, ihn mit den übrigen organisch zu verbinden. Das wüste Schimpfen Schopenhauer's gegen jene vier wird immer ein unauslöschlicher Flecken in seinen Werken bleiben, auch wenn man es dadurch entschuldigt findet, daß er als ihr conträrer Gegensatz gleichsam historisch berechtigt war, sie nicht zu verstehen. Wenn aber Dühring, der sich als Lehrer der Geschichte der Philosophie gerirt, dieses Schimpfen ein bis zwei Menschenalter später aus der nämlichen Tonart fortsetzt, so kann man ihn nur bedauern, daß er lehren will, ehe er gelernt hat. Lauten Protest aber muß das ganze gebildete Publikum im Namen der Manen jener Heroen deutschen Geistes erheben, wenn er den formellen Unterschied zwischen jenen „Philosophirern" und den echten Philosophen darein setzt, daß erstere der subjectiven Wahrhaftigkeit entbehrten; gegen eine solche grundlose Anklage von Männern, deren ganzes Leben, wie das Fichte's, ein unausgesetzter opfermuthiger Kampf für ihre Ueberzeugung war, müssen wir im Namen der Wissenschaft und der geschichtlichen Wahrheit protestiren. Am wenigsten sollte sich ein Mann zu solchen Aussprüchen hinreißen lassen, der selbst in achtungswerthester Weise unter den erschwerendsten persönlichen Umständen und sachlichen Verhältnissen einen höchst ehrenvollen Kampf mit Gelehrtenzopf und Reaction für die Einbürgerung freier Wissenschaft an der Universität der norddeutschen Hauptstadt führt.

Dühring hat sehr anerkennenswerthe Verdienste um die Einführung des großen amerikanischen Nationalökonomen Carey in Deutschland; auch hat er unter dem Titel: „Natürliche Dialektik", recht empfehlenswerthe logische und dialektische Untersuchungen geschrieben. Aber zur kritischen Historiographie gehört vor allen Dingen, daß man nicht unter der objectiven, sondern über derselben steht; zur objectiven Geschichtschreibung aber gehören als natürliche Anlagen die congeniale Reproductionsfähigkeit und die historische Gerechtigkeit, und als erworbener geistiger Standpunkt die Auffassung der Geschichte als eines einheitlichen Entwickelungsprocesses. Da Dühring aller dieser Vorbedingungen zum kritischen Geschichtschreiber ermangelt, so hätte er sich von diesem Gebiete fern halten sollen, auf das sich niemals eine so überaus prosaische Natur wagen sollte. Daß ich dies Werk trotzdem so ausführlich besprochen habe, ist darin begründet, daß es mir gerathen schien, die Unwissenschaftlichkeit einer Arbeit gründlich zu kennzeichnen, welche durch ihre anerkennenswerthe Opposition gegen das Zunftgelehrtenthum wie durch den Fluß ihrer Diction bestechen und durch die Dreistigkeit des Absprechens gewissen Kreisen imponiren könnte.

Eduard von Hartmann.

Zur orientalischen Literatur.

Morgenländische Studien von Hermann Ethé. Leipzig, Fues. 1870. 8. 28 Ngr.

Mehr als andere Fachwissenschaften hat von jeher die orientalische Philologie das Bedürfniß gefühlt, ihre hauptsächlichsten Resultate auch weitern Bildungskreisen zugänglich zu machen; von Olearius' Zeiten an ist von seiten der Orientalisten für allgemeinere Verbreitung werthvoller Kenntnisse außerhalb der gelehrten Welt selbst im Verhältniß unendlich viel mehr geschehen, als von den Vertretern der classischen Philologie, welche es allerdings weniger nöthig haben, die Gegenstände ihrer Studien dem gebildeten Publikum gegenüber als würdig näherer Kenntnißnahme zu erweisen. Daß die Philologen den Homer und Sophokles studiren, erscheint auch dem nicht fachwissenschaftlich Gebildeten natürlich; was für einen Werth es aber haben könne, sich mit den Literaturen des fernen Ostens abzugeben, darüber ist eine begründete Ansicht nicht so leicht zu bilden. Und doch wird einem jeden Orientalisten der Gegenstand seiner Untersuchungen, das eigenthümliche Leben östlicher Völker und Sprachen, bei tieferm Eindringen in anfangs ungewohnte Formen so theuer, daß er wünschen muß, in weitern Kreisen die Ueberzeugung zu verbreiten, man habe es auch hier mit einem guten Stück reiner Menschlichkeit zu thun, welches näher kennen zu lernen gerade unserer überall möglichst das Ganze menschlichen Wissens umfassenden Zeit von Werth sein muß. So haben denn die Herder, Schlegel, Hammer und vor allen Goethe und Rückert eifrig sich bemüht, die Kenntniß unsers gebildeten Publikums nach dieser Seite hin zu erweitern. Daß dies keine leichte Aufgabe ist, zeigt schon der äußere Erfolg; nehmen wir die Bearbeitungen persischer Dichtungen aus, welche wir nach Rückert dem trefflichen Schack verdanken, so dürfte kaum irgendeins der hierher gehörenden Bücher wiederholte Ausgaben erlebt haben, welche Goethe's „Divan" auch wol nur dem Namen seines Verfassers dankt. Das ist natürlich, denn die Formen dieser Literaturen liegen von unsern in classischer Schule maßvoll gebildeten Idealen oft weit ab; Vischer hat indeß gezeigt, wie bei den Orientalen und den Semiten insbesondere die Darstellung des Erhabenen und, könnte man hinzufügen, des Sinnvollen und Verstandesmäßigen selbst solchen Anforderungen genügen mag. Und so ist die Thatsache nur mit Freuden zu begrüßen, daß von Zeit zu Zeit immer wieder dem Publikum neue Gaben aus dem Osten geboten werden, welche dazu beitragen können, richtige Begriffe von östlichem Volksthum zu verbreiten, damit endlich einmal die Compendien der allgemeinen Literatur- und Culturgeschichte aufhören, besonders über die semitischen Völker Irrthümer vergangener Jahrzehnte immer wieder aufzutischen.

In diesem Sinne begrüßen wir das vorliegende Buch eines in fachwissenschaftlichen Kreisen vortheilhaft bekannten Orientalisten, welches im ganzen wol geeignet erscheint, dem Orient neue Freunde zuzuführen. Zwar vermißt man bei der Durchsicht der Inhaltsangabe sogleich eine gewisse Einheit des Stoffs, die gerade bei Publicationen dieser Art unerlaßlich erscheint; um in unbekannten Gegenden sich orientiren zu können, will man nicht in die Kreuz und die Quere geführt werden, sondern an übersichtliche

Aufzeigung einzelner Hauptstraßen schließt sich leichter ein genügender Ueberblick über das Ganze an; doch enthält das Werk im einzelnen so viel Gutes und Beachtenswerthes, daß wir über diesen Fehler der Anlage hinwegsehen mögen. Abhandlungen und Erzählungen zur Charakteristik arabischen Lebens und arabischer Wissenschaft wechseln mit Beiträgen zur Kenntniß der persischen Literatur in ziemlich mannichfaltiger Weise ab. Die erstern stehen an Werth den letztern im allgemeinen nach, was aus manchen Gründen zu bedauern ist. Denn einmal steht gerade der semitische Geist zu unserer Weise zu denken und zu empfinden in schärferm Gegensatze, als der uns verwandtere persische; andererseits ist gerade deswegen das Wesen des letztern bereits in weitern Kreisen richtig erkannt als die Art der Semiten. Dazu kommt nun, daß die Religionen der gebildeten Welt sämmtlich ihre Wurzeln gerade im semitischen Geiste haben; um so mehr sollte man bestrebt sein, über die Eigenartigkeit desselben möglichst allgemein ins Klare zu kommen, und um so schätzbarer sind die Beiträge, mit welchen gerade an dieser Stelle die Fachgenossen viel zu sparsam sind.

Hermann Ethé hat zunächst vier Novellen aus der Blütezeit des arabischen Culturlebens gegeben, die auf arabischen Originalerzählungen beruhen und von ihm nur bearbeitet und nach unsern gesteigerten Anforderungen ausgeführt sind. Die Stücke sind alle vier höchst charakteristisch für das Volk, welches nach Renan's richtiger Bemerkung noch reiner als die Hebräer das ursprüngliche Wesen des Semitenthums darstellt; es fragt sich aber, ob sie den Originalen gegenüber durch die allerdings vorsichtige Modernisirung gewonnen haben, welche ihnen Ethé widerfahren läßt. Dabei ist freilich zuzugestehen, daß eine reinere Wiedergabe der ursprünglichen sprachlichen und psychologischen Darstellungsweise dieselben für unser Publikum vielleicht etwas weniger anmuthend gemacht haben würde, als sie nun sind; jedenfalls aber hätten sie den arabischen Typus dann noch getreuer ausgeprägt, und das ist doch am Ende die Hauptsache.

Die erste Novelle: „Kampf und Sieg", erzählt die Abenteuer eines jungen Arabers von edler Herkunft, der nach dem Tode seines Vaters als kleines Kind, durch Ermordung seiner Mutter allen Anhaltes beraubt, unter fremden Leuten heranwächst. Durch seine Tapferkeit gewinnt er sich eine Heldin zur Braut, die als arabische Brunhild bisher alle Bewerber in dem von ihr bedingten Kampfe überwunden hat, und rächt bei der zufälligen Entdeckung des Mörders seiner Mutter den Tod derselben durch schnelle That. Diese bringt ihn und seine Braut in neue Gefahren, welchen schließlich das Wiederfinden des väterlichen Stammes und das Erlangen der Herrschaft in demselben ein Ende macht. Die Erzählung ist, ohne hervorragendes novellistisches Verdienst zu besitzen, höchst bezeichnend für mehrere der hauptsächlichsten Züge des arabischen Volkscharakters, wie für den Hang zu abenteuerlichem Räuberleben, für die Auffassung der Blutrache als unumgänglicher Pflicht und die Heilighaltung einer unbeschränkt gebotenen und genossenen Gastfreundschaft.

„Die Brautwerbung" vermag das Problem der Liebe eines arabischen Theologen, welche zuerst den Abfall desselben von seinem Glauben veranlaßt, natürlich nicht auf dem Wege der Nothcivilehe, sondern nur durch schließliche Conversion der geliebten Christin zu lösen; daß letztere den seinen Glauben aus egoistischen Gründen verleugnenden Mohammedaner zunächst verschmäht, obwol sie ihn heftig liebt, gibt dem Ganzen ein fast tragisches Interesse.

Noch mehr als in diesem Stücke tritt uns in „Mutter und Sohn" hohe Begeisterung für den als wahr erkannten Glauben entgegen: um die von Gott gesandte Wahrheit auszubreiten — freilich durch das Schwert, das ja aber auch Karl der Große friedlichern Bekehrungsmitteln vorzog —, gibt eine Mutter willig ihren einzigen Sohn dem Tode auf dem Schlachtfelde preis und stellt uns so ein treues Bild der gewaltigen Aufopferungsfähigkeit vor Augen, welche den jungen Islam wie einst das junge Christenthum beseelte.

Ebenfalls sehr anziehend ist die vierte Novelle: „Der Beduine und sein Weib", in welcher die treue Liebe eines armen Wüstenarabers und seiner Gattin über alle Verlockungen, welche ihren Bund trennen wollen, siegt; nur ist hier zu bemerken, daß schon Rückert in den „Morgenländischen Sagen und Geschichten" (II, 33 fg.) ganz dieselbe Erzählung in Versen kürzer und charakteristischer gibt, was unser Verfasser übersehen zu haben scheint.

An diesen Novellencyklus können wir gleich die erst später folgenden Aufsätze (Nr. 6 und 8) schließen, die sich ebenfalls auf arabischem Boden bewegen. Es sind dies Bearbeitungen einiger Abschnitte aus al Kaswini's großem kosmographischen Werk, welches Ethé zu übersetzen begonnen hat (Bd. 1: „Die Wunder der Schöpfung", im gleichen Verlag 1869 erschienen), von denen der erste: „Die menschlichen Körper- und Geisteskräfte nach der Vorstellung der Araber", vieles Interessante bietet, das so in erklärender Bearbeitung allerdings klarer sein wird als in der demnächst erscheinenden wörtlichen Uebertragung; der kleine achte Abschnitt: „Ambra, Perlen und Korallen", hätte dagegen wol weggelassen werden können. Das Gleiche wird von einem der auf die persische Literatur bezüglichen Stücke: „Aus der persischen Fabelsammlung Anwâri-Sohailî", gelten müssen; das Wesentliche darin ist indisch (die zweite Fabel steht ganz ebenso in Benfey's „Pantschatantra", II, 226, vgl. I, 348, §. 143), und die indische Literatur dieser Art ist durch Benfey's, Brockhaus' und anderer Arbeiten schon reichlicher in der Uebersetzungsliteratur vertreten.

Um so größeres Interesse werden die übrigen Aufsätze darbieten, die in den allgemeiner verbreiteten Kenntnissen über die persische Literatur manche Lücke auszufüllen geeignet sind. Die Perser sehen in ihrer guten Zeit durch Tiefe der Empfindung und Verständigkeit der Gesinnung zuweilen fast den Deutschen ähnlich, und daher nehmen wir an ihnen unwillkürlich ein wärmeres Interesse als an Arabern und Indern; so erfahren wir mit lebhafter Theilnahme die zum Theil nach Gobineau gegebenen Mittheilungen über die auch bei diesem Volke als Ansätze dramatischer Poesie hervortretenden Passionsspiele, in denen der Tod Chasan's und Chusain's dargestellt wird, der beiden Märtyrer, deren Cultus die schiitische Gruppe der Mohammedaner von den Sunniten trennt. Sind diese

Spiele oft durch unerwartete Feinheiten der psychologischen Motivirung anziehend, so scheint doch der Verfasser zu weit zu gehen, wenn er ihre Ausbildung zu einem nationalen persischen Drama von wirklichem künstlerischen Werthe erwartet; um derartiges zu erreichen, muß ein Volk noch eine Summe sittlicher Kraft in sich haben, welche den Persern schon lange abhanden gekommen ist.

Das Werthvollste in dem ganzen Werk dürfte indeß nächst dem unten noch zu erwähnenden zehnten der fünfte Abschnitt: „Der Sufismus und seine drei Hauptvertreter in der persischen Poesie, vorzugsweise Dschelâleddîn Rûmî", bieten. Derselbe berührt eine der wichtigsten Seiten persischer Denkweise, welche in den sonst gut orientirenden Bemerkungen Goethe's zum „Westöstlichen Divan" gänzlich vernachlässigt worden ist. Ein Sufi ist ein mohammedanischer Mystiker und der Sufismus eine Erscheinung, welche durch Intensität wie zeitliche Dauer ihres Auftretens bis in unsere Tage hinein unsere abendländische Mystik weit übertrifft. Zum Theil in erhabener Speculation, oft aber in unsinnigster Ekstase sich ergehend ist der Sufismus die Stelle, wohin sich nach dem äußern Siege des an sich nüchternen und positiven Islam das pantheistisch-religiöse Gefühlsleben der Perser zurückgezogen hat, das freilich hier oft unter Allegorien und Symbolen die maßloseste Ueberschwenglichkeit zeigt, bis zu jener Negation des eigenen Seins der pantheistischen Gottesidee gegenüber, welche auch die in Max Müller's geistvollem kieler Vortrage geschilderte falsche Richtung des indischen Nirwâna zeigt.

Wenn Ethé's Abhandlung in gelungener Uebersicht die verständigern Vertreter dieses Mysticismus vorführt, so gibt von den immer noch nicht am weitesten gehenden Excessen pantheistischer Schwärmerei das im zehnten Stück übersetzte Gedicht des Hilâli vom „König und Derwisch" (vgl. dazu die Vorrede, S. VII—VIII) ein anschauliches Bild. Können wir uns auch dem Lobe, das Ethé diesem Gedicht als Kunstwerk spendet, nicht eben überall anschließen, so müssen wir doch das hohe Interesse anerkennen, welches dasselbe als deutliches Beispiel jener eben bezeichneten mystischen Richtung auch weitern Kreisen darbieten wird, und müssen vor allem den Fleiß und die Liebe bewundern, welche der Uebersetzer dem Gedicht zugewandt hat, und welche uns das von ihm gegebene Versprechen zukünftiger Uebertragung bedeutenderer persischer Epen aufrichtig willkommen heißen lassen. Hoffen wir, daß auch die Theilnahme des Publikums diesem nicht genug anzuerkennenden Streben, den Spuren Rückert's und Schack's zu folgen, nicht fehlen möge.

Feuilleton.

Notizen.

Von Friedrich Gerstäcker geht uns folgende Erklärung zu:

„Entgegnung. Die Beilage zu Nr. 50 der «Blätter für literarische Unterhaltung» bringt eine Notiz über mich, die mich hart tadelt, daß ich mich gegen die Alexander Jung ertheilte Pension der Schiller-Stiftung ausgesprochen habe. In der Anklage klingt die Sache anders als sie ist. Ich muß gestehen, daß ich Alexander Jung's hier angeführte Werke nicht kannte — dasselbe aber war der Fall mit vielen meiner literarischen Freunde, und ich rügte nur eine, meiner Meinung nach, Ungerechtigkeit der Schiller-Stiftung, daß die Witwe und Kinder eines allbekannten und verdienstvollen Schriftstellers, die sich in hülfsbedürftiger Lage befinden, im Gegensatz zu Alexander Jung so kärglich von der Stiftung bedacht sei — ja nach wenigen Jahren um weitere Unterstützung einkommen müsse. Die Satzungen der Schiller-Stiftung stellen aber ausdrücklich die Schriftsteller selber wie ihre nächsten Hinterlassenen — und mit Recht — auf eine Stufe. Für wen arbeiten wir denn auch, als für unsere Familie, und welcher brave Mann wird sich nicht selber gern mit Mühe, Noth und Entbehrungen durch das Leben arbeiten, wenn er dafür die Seinigen später vor Noth und Mangel geschützt weiß. Gegen Herrn Alexander Jung und die ihm ertheilte Pension hätte ich gar nichts, aber wir können denn auch von der Stiftung, für die wir alle mehr oder weniger mitgewirkt, verlangen, daß andere, die es wenigstens ebenso verdienen, auch ebenso bedacht werden. F. Gerstäcker."

Wir haben, aus Rücksicht auf den Namen des Verfassers, der Erklärung Friedrich Gerstäcker's einen Platz in d. Bl. nicht versagt, obschon dieselbe in keiner Weise als eine thatsächliche Berichtigung angesehen werden kann. Auch nehmen wir gern Act von der Erklärung, daß Gerstäcker gegen Alexander Jung und die ihm ertheilte Pension nichts einzuwenden hätte, wenn nur Frau Dietzmann, zu deren Gunsten der Herausgeber d. Bl. ja selbst als Mitglied der leipziger Schiller-Stiftung gestimmt und in Wien petitionirt hat, ebenso bedacht worden wäre. Die Mittheilung Gerstäcker's in der „Gartenlaube" machte aber den Eindruck, als ob er allerdings gegen Alexander Jung und die ihm ertheilte Pension Einwendungen zu machen hätte, weil dieser nichts als ein paar Broschüren über Karl Gutzkow geschrieben habe. Wir hielten uns deshalb unsererseits für verpflichtet, diesem letztern Bedenken die Spitze abzubrechen und Alexander Jung's tüchtige und vielseitige literarische Thätigkeit rühmend hervorzuheben. Indem wir hiermit die Sache für erledigt halten, sprechen wir noch den Wunsch aus, daß Gerstäcker in der „Gartenlaube" selbst eine Berichtigung seines thatsächlichen Irrthums in Betreff der schriftstellerischen Leistungen Alexander Jung's geben möge: denn was man vor Millionen von Lesern gesündigt hat, muß man auch wieder vor Millionen von Lesern gut machen.

Otto Löwenstein gibt unter Mitwirkung von Karl Frenzel, Friedrich Friedrich, Hermann Kletke, Director Lehmann, Rudolf Löwenstein, Max Ring und Adolf Streckfuß ein Blatt: „Der literarische Verkehr", heraus, welches die Interessen der deutschen Schriftstellerwelt vertreten soll. Die vorliegende Probenummer beweist, daß diese Interessen nach den verschiedensten Richtungen hin gewahrt werden.

Unser langjähriger Mitarbeiter, Feodor Wehl, ist der stuttgarter Intendanz für die artistische Leitung des Hoftheaters an die Seite gestellt worden. Wir freuen uns dieser Berufung, denn sie beweist abermals, daß man bei den großen Theatern nicht mehr glaubt, die Mitwirkung tüchtiger dramaturgischer Kräfte entbehren zu können. Wir wünschen indeß, daß die Stellung Wehl's nicht blos eine berathende sei, sondern dem Dramaturgen auch eine entscheidende Stimme gönne. Nicht wer zu rathen, sondern wer zu befehlen hat, kann auf die Reform deutscher Bühnen durchgreifend einwirken.

Eine deutsche Evangelienübersetzung aus dem 12. Jahrhundert.

Während die althochdeutsche Zeit uns eine Reihe von Bibelübersetzungen gewährt und mit dem 14. Jahrhundert die Uebersetzerthätigkeit aufs neue ihren Aufschwung nimmt, finden sich bekanntlich im 12. und 13. Jahrhundert nur wenig Denkmäler dieser Gattung. Die poetische Richtung dieser Zeit, welche den biblischen Stoff so vielfach aus der Prosa zu dichterischem Schmucke emporhob, mag die einfache Wiedergabe des Bibelwortes ver-

hindert, zum mindesten nicht begünstigt haben. Dazu kommen die vielfachen Verbote von seiten der Kirche. Jedes Zeugniß von dem Vorhandensein deutscher Bibelübersetzung jener Zeit ist daher willkommen zu heißen. Joseph Haupt theilt im letzten Hefte der „Germania" von Pfeiffer (Bartsch), im vierzehnten Jahrgang (1869), Bruchstücke einer Uebersetzung der vier Evangelien mit, welche aus einer Handschrift des 12. Jahrhunderts stammen und ihrer sprachlichen Gestaltung nach alemannisch sind. Haupt nennt diese Evangelienübersetzung eine „althochdeutsche", was uns geradezu unbegreiflich ist. Der angeführte Grund, Mangel des Umlauts außer dem kurzen a, ist gar nicht stichhaltig. Daß die Sprache schon durchaus einen modernen Charakter trägt, was auch bei der Sprache des vorausgehenden 11. Jahrhunderts in beschränkter Weise der Fall ist, das beweisen die geschwächten Endungen. Sicher aber ist, daß der Schreiber nach älterer Vorlage arbeitete. Trotzdem muß die Uebersetzung als eine mittelhochdeutsche bezeichnet werden; und wer in der historischen Bezeichnung sie von den jüngern mittelhochdeutschen des 14. Jahrhunderts unterscheiden will, der mag sie getrost eine altmittelhochdeutsche nennen.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Dr. J. R. Schmidt's „Die antike Compositionslehre aus den Meisterwerken der griechischen Dichtkunst erschlossen" sagt die „Saturday Review" vom 20. November, von nur wenigen Lesern könne man erwarten, daß sie die nothwendigen Befähigungen besitzen werden, über dieses Werk ein Urtheil zu fällen, da hierzu nicht blos große philologische Gelehrsamkeit, sondern auch Bekanntschaft mit der Musik erforderlich seien. Der umfangreiche Inhalt und der Fleiß des Verfassers kann zwar von jedermann gewürdigt werden; es ist aber unmöglich, innerhalb eines beschränkten Raums eine Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten seines Systems zu geben. In aller Kürze können wir blos sagen, daß er sich als Nachfolger Hermann's und Böckh's betrachtet und seinen unmittelbaren Vorgänger Westphal, dessen Werk von vielen als die höchste Autorität angesehen wird, tadelt, weil er von ihren gemeinschaftlichen Vorgängern abgewichen sei.

Ueber „Leibniz und seine Zeit" von L. Grote heißt es: „Eine Biographie von Leibniz in der Gestalt von einer Reihe Vorlesungen leidet an den Mängeln, welche dieser Art, Belehrung beizubringen, anhaftet. Der Verfasser ist zu geschwätzig und sein Stil ermangelt der Würde. Trotzdem liest sich das Buch angenehm und bietet einen höchst interessanten Ueberblick über die Laufbahn des allseitigen Mannes. Leibniz' besonderer Vorzug als Denker ist der Grad, in welchem er die Ideen und Entdeckungen späterer Zeitalter geahnt hat, und der besondere Reiz seiner Lebensbeschreibung ist die Bekanntschaft, die wir durch sie mit dem Gedanken in seinem ersten Aufkeimen erlangen. Wir sehen z. B. wie Leibniz Napoleon's Feldzug nach Aegypten, Adelung's Panorama aller Sprachen und Babbage's Rechenmaschine vorweg ahnt. Viele seiner großen Ideen harren noch der Ausarbeitung seitens anderer. Er selbst hat sehr wenige davon ausgeführt. Weniger Fruchtbarkeit der Gedanken und weniger Vielseitigkeit der Beschäftigung würde ihn ohne Zweifel befähigt haben, seinen Namen mit greifbarern und praktischern Leistungen in Verbindung zu bringen, würde ihn aber freilich um seinen eigenthümlichen Ruhm gebracht haben. Es müßte ein sehr ungeschickter Biograph sein, der einen Gegenstand, wie derjenige, den Grote behandelte, gänzlich verhunzen könnte, und läßt sich auch vieles an seinem Werke aussetzen, so kann es doch in der Hauptsache warm empfohlen werden."

Bibliographie.

Culmann, F. W., Die Namen der Raubthiere in verschiedenen Sprachen. Ein Beitrag zur Theorie der primitiven oder seelisch-organischen Wortbildung. Leipzig, Fr. Fleischer. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Czermak, J. N., Die Physiologie als allgemeines Bildungs-Element. Antritts-Vorlesung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Adel der Arbeit. Eine Erzählung von W. F—r. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Lebensbilder. 1ster Bd. Durch Nacht zum Licht. Erzählung. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Nahes und Fernes. — Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Zuaven. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Roman- und Novellen-Bibliothek. 2ter und 3ter Bd.: Der Dorfpaganini. Criminal-Novelle von G. Füllborn. Carrière. Original-Novelle von H. Hirschfeld. Hamburg, Verlag der Roman- und Novellen-Mappe. 8. à 15 Ngr.

Anzeigen.

Festgeschenke

aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Dixon, W. Hepworth, Neu Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der **siebenten Original-Auflage** aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. Lex.-8. Eleg. brosch. $2^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 6 Theile in 3 starken Bänden. 8. Brosch. $5^1/_3$ Thlr.

Hamm, Dr. W., Weinkarte von Europa. Chromolithographie in 7 Farben. Mit Prospect in eleg. Umschlag cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr. Dieselbe ungebrochen und gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.

Hayes, Dr. J. J., Das offene Polar-Meer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen **I. Bd.**) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr.

Külb, Ph. H., Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. (Bibliothek geogr. Reisen **II. Bd.**) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte. **Zweite Auflage.** (Bibliothek geogr. Reisen **III. Bd.**) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr. Pracht-Ausgabe in 2 Bänden und mit 2 Karten $5^1/_2$ Thlr.

Bickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit **IV. Bd.**) Nebst 36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. Lex.-8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 20 Sgr.

A. Torell und **A. E. Nordenskjöld,** Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland in den Jahren 1861, 1864 und 1866. Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reisen **V. Bd.**) Lex.-8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Heuglin, M. Th. von, Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Mit 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, nebst Originalkarte. Gr. Lex.-8. Eleg. Ausstattung. 5 Thlr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen, nebst Entdeckung der Seen Shirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. Gr. 8. Brosch. $5^3/_4$ Thlr.

Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, der Schweiz, Schottland, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Lex.-8. Brosch. $3^2/_3$ Thlr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reisen in Indien und Hochasien, ausgeführt in den Jahren 1854—1858. **Erster Band: Indien,** mit 2 Karten, 7 landschaftlichen Ansichten und 2 Gruppenbildern von Eingebornen in Tondruck. Gr. Lex.-8. Eleganteste Ausstattung. Brosch. 4 Thlr. 24 Sgr.

Allgemeiner Journal-Lesezirkel

der Buchhandlung von

W. Adolf u. Comp.

H. Hengst

59. Unter den Linden. 59.

Berlin.

Der Zirkel umfasst dreihundertsechsundachtzig deutsche, englische und französische Zeitschriften, von denen 50 der Literaturwissenschaft, Kritik und Kunst, 13 der Geschichte und Geographie, 34 der Rechts- und Staatswissenschaft nebst Politik, 42 der Medicin und Pharmacie, 30 der Naturwissenschaft, Astronomie und Mathematik, 40 der Philologie, Pädagogik und Stenographie, 25 der Theologie und Philosophie, 40 der Landwirthschaft, Forstwissenschaft und dem Bergbau, 49 der Handelswissenschaft, Technologie und Baukunde, 12 der Kriegswissenschaft, 15 der Mode, 32 der Unterhaltung und 4 verschiedenem Inhalte gewidmet sind.

Die Auswahl der Journale steht vollkommen im Belieben der Abonnenten. Die Höhe des Abonnements richtet sich nach dem Ladenpreise der Zeitschriften und beträgt vierteljährlich pro Thaler 4 Silbergroschen, die nebst 5 Sgr. Botenlohn pränumerando zu entrichten sind. Ein ausführlicher Prospect steht gratis zu Diensten und wird nach auswärts franco versandt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blütenlese aus Altem und Neuem

von

Ernst Moritz Arndt.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zum hundertjährigen Geburtstage Ernst Moritz Arndt's verdient dieses kurz vor seinem Tode von ihm veröffentlichte Buch in Erinnerung gebracht zu werden. Es enthält Gedichte, die er aus dem Griechischen, Schwedischen, Englischen und Schottischen zu verschiedenen Zeiten metrisch übertragen und erst im hohen Alter gesammelt und mit Gruß und Vorwort versehen herausgab. In der Wahl der Stücke ebenso wie in dem kernigen Deutsch der Uebertragung spricht sich der Charakter des gefeierten Mannes mit unverkennbarer Entschiedenheit aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 6. Januar 1870.

Brennende religiöse Fragen der Gegenwart.

1. Der Papst und das Concil von Janus. Leipzig, Steinacker. 1869. 8. 1 Thlr.
2. Brennende Fragen in der Kirche der Gegenwart. Drei Vorträge gehalten von Daniel Schenkel. Wiesbaden, Kreidel. 1869. 8. 12 Ngr.
3. Die geschriebene Offenbarung und der Menschengeist. Gewidmet den kirchlichen Reformvereinen von Anton Henne. Zürich, Verlags-Magazin. 1870. 8. 12 Ngr.
4. Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in Berlin vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit gestellt von M. Baumgarten. Berlin, G. Reimer. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.
5. Officielle Actenstücke zu dem von Sr. Heiligkeit dem Papste Pius IX. nach Rom berufenen Oekumenischen Concil. Berlin, Stilke und van Muyden. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der alte Hume vor mehr als hundert Jahren das Concilium von Trient das einzige nannte, welches in einem Jahrhundert beginnender Aufklärung und Forschung abgehalten ward, und meinte, die Wissenschaften müßten tief sinken, wenn abermals ein solches Concil zu Stande käme, so befand er sich mit diesen zweifelsohne gutgemeinten Worten in einem großen Irrthum. Die Wissenschaften sind nämlich seit Hume's Zeiten nicht tief gesunken, sie haben vielmehr in vielfacher Hinsicht einen gewaltigen Aufschwung genommen; aber ein allgemeines Concil ist dennoch von Papst Pius IX. am 29. Juni 1868 durch die Bulle Aeterni Patris auf den 8. December 1869 nach Rom berufen worden, und der Papst hat sich sogar bemüßigt gefunden, gelegentlich dieses einberufenen Concils durch ein Schreiben vom 13. September 1868 auch alle Protestanten und Nichtkatholiken zur Rückkehr in den „einen Schafstall" der katholischen Kirche einzuladen.

Unter den vielen Schriften nun, welche in Deutschland und andern Ländern dies päpstliche Unternehmen ins Leben gerufen hat, nimmt die Schrift von Janus: „Der Papst und das Concil" (Nr. 1), ohne Widerrede eine der ersten Stellen ein. Diese Schrift ist eine weiter ausgeführte und mit einem reichen Quellennachweis versehene Neubearbeitung der vor nicht langer Zeit in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikel: „Das Concil und die Civiltà". Janus ist ein angenommener Name, und die eigentlichen, mit dem katholischen Kirchenrecht und der katholischen Kirchengeschichte gründlich vertrauten Verfasser bekennen sich in dem Vorwort (S. IV) ausdrücklich zu derjenigen Ansicht von der katholischen Kirche und ihrer Mission, welche von den Gegnern mit einem oft misbrauchten und in seiner Unbestimmtheit für polemische Zwecke sehr bequemen Worte die liberale genannt wird, welche als solche bei allen unbedingten Anhängern des römischen Hofs und des Jesuitenordens — zwei gegenwärtig innig verbündeten Mächten — im völligen Verrufe steht und von ihnen nie anders als mit Bitterkeit und Haß erwähnt wird. Die pseudonymen Verfasser sagen von sich selbst:

> Wir sind die Gesinnungsgenossen derjenigen, welche erstens überzeugt sind, daß die katholische Kirche zu den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit und Selbstentscheidung, soweit diese Principien im christlichen Sinne verstanden werden, ja gerade aus dem Geiste und Buchstaben des Evangeliums geschöpft sind, sich nicht feindlich und abwehrend verhalten dürfe, vielmehr positiv auf dieselben eingehen und auf deren stete Verwirklichung reinigend und veredelnd einwirken solle. Wir theilen zweitens die Ansicht derer, welche eine große und durchgreifende Reformation der Kirche für nothwendig und für unvermeidlich halten, wie lange sie auch hinausgeschoben werden mag.

Den Verfassern des in Rede stehenden Buchs ist „die katholische Kirche keineswegs identisch mit dem Papismus", und so sind sie, ungeachtet der äußern kirchlichen Gemeinschaft, doch innerlich und tief geschieden von denen, deren kirchliches Ideal ein universales, von einem einzigen Monarchen geistlich und womöglich auch leiblich beherrschtes Reich ist, ein Reich des Zwangs und des Drucks, „in welchem die Staatsgewalt den Trägern der Kirchengewalt ihren Arm zur Niederhaltung und Erstickung jeder von dieser misbilligten Regung leiht". Sie verwerfen — kurz gesagt — jene Lehre und jene Gestalt der katholischen Kirche, welche von der römisch-jesuitischen Zeitschrift „Civiltà Cattolica" seit Jahren als die allein richtige, als

der einzige und letzte Rettungsanker der sonst untergehenden Menschheit gepriesen wird.

Janus — um den Namen zu gebrauchen, welchen die Verfasser des vorliegenden Buchs einmal angenommen haben — will aus der besten Quelle wissen, daß der Hauptfeldzugsplan, den man auf dem neuen ökumenischen Concil zu befolgen gedenkt, bereits ziemlich feststeht und vornehmlich darauf gerichtet ist, dem Unfehlbarkeitsdogma zum Sieg zu verhelfen; daneben soll aber auch der bekannte Syllabus, jene Zusammenstellung der von Sr. Heiligkeit dem Papste Pius IX. verdammten wissenschaftlichen Lehr- und Grundsätze, dogmatisirt und das neue Marien-Dogma, wonach „auch der Leib Mariens in den Himmel aufgenommen worden ist", unumstößlich festgestellt werden. Er theilt demnach sein Buch, außer dem Vorwort und der Einleitung, in drei Hauptabschnitte, in denen er mit bewundernswerther Sachkenntniß und gelehrter Schärfe die Lieblingswünsche des Jesuitenordens und desjenigen Theils der Curie, der sich von ihm leiten läßt, einer nähern Beleuchtung unterzieht, indem er zuerst den „Syllabus" und das, was mit ihm beabsichtigt wird, ins Auge faßt, hierauf das „neue Marien-Dogma" kurz erörtert und schließlich über die „päpstliche Unfehlbarkeit" an der Hand geschichtlicher Thatsachen in ausführlicher Weise orientirt.

Was die Dogmatisirung des Syllabus anlangt, so weist Janus nach, daß auf dem allgemeinen Concil eine starke Partei bemüht sein wird, mit Zugrundelegung der Arbeiten des Jesuitenpaters Schrader *) in Wien und dessen Ordensbruders Gerhard Schneemann **) die einzelnen Sätze des Syllabus in assertorischer Fassung zu ebenso vielen Glaubensartikeln zu stempeln. Der Syllabus verdammt nun aber bekanntlich die ganze jetzige Weltanschauung von den Rechten des Gewissens und des religiösen Glaubens und Bekenntnisses; es ist nach ihm eine arge Verirrung, Protestanten zu gleichen politischen Rechten mit Katholiken zuzulassen, oder protestantischen Einwanderern die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in katholischen Ländern zu gestatten (vgl. Syllabus, §. 77—79); Zwang und Unterdrückung ist vielmehr, so lehren die jetzt in Rom allmächtigen Väter der Gesellschaft Jesu und ihre Gönner, sobald man die Macht dazu hat oder sie erwirbt, heilige Pflicht.

Der Syllabus schließt mit der Erklärung: „Diejenigen befinden sich in einem verdammenswerthen Irrthum, welche die Versöhnung des Papstes mit der modernen Civilisation für möglich und wünschenswerth halten." Hierzu bemerkt Janus S. 23 Folgendes:

> Die heute bestehenden Verfassungen sämmtlicher europäischer Staaten (mit Ausnahme Rußlands und des Kirchenstaats) sind nichts anderes als das Product und der Ausdruck dieser modernen Civilisation. Freiheit des religiösen Bekenntnisses und des Gottesdienstes, Freiheit der Meinungsäußerung, Gleichheit vor dem Gesetz und Gleichheit wie der politischen Pflichten so der Rechte, dies sind neben der Selbstbesteuerung, der municipalen Selbstverwaltung und der Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung die herrschenden, durch alle Verfassungen sich hindurchziehenden Ideen und Principien, die denn auch alle innig untereinander zusammenhängen, sodaß sie sich wechselseitig tragen und schützen und die Gewährung einiger dieser Forderungen bald auch mit innerer Nothwendigkeit die der andern nach sich zieht. Nun ist aber in der (katholischen) Kirche schon seit Jahrhunderten, eigentlich schon seit den Isidorischen Decretalen, der entgegengesetzte Weg mit beharrlicher Consequenz verfolgt worden; die hierarchische Verfassung hat sich mehr und mehr zu einem schrankenlosen, oligarchisch waltenden Absolutismus ausgebildet, und eine stetig wachsende und weitergreifende bureaukratische Centralisation hat allmählich das ganze altkirchliche Leben in seiner harmonisch gefügten Gliederung und synodalen Selbstregierung getödtet oder nur die hohlen Formen bestehen lassen. So verhalten sich Kirche und Staat zueinander wie zwei parallel laufende Ströme, von denen der eine nordwärts, der andere südwärts fließt, d. h. die modernen staatlichen Zustände und die politischen auf Selbstregierung und auf die Beschränkung fürstlicher Willkür gerichteten Bestrebungen der Völker stehen im schroffsten Gegensatz zum Ultramontanismus, dessen Kern und Hauptaufgabe die Behauptung und Steigerung des Absolutismus in der Kirche ist. Staat und Kirche sind aber aufs innigste miteinander verwachsen; beide reagiren fort und fort aufeinander, und es ist ganz unvermeidlich, daß die politischen Anschauungen und Einrichtungen eines Volks in die Länge auch die kirchlichen beeinflussen und bestimmen.

Was Janus hier von der Wechselwirkung der politischen und kirchlichen Anschauungen und Einrichtungen eines Volks sagt, das gilt ebenso sehr von den Bestrebungen auf den socialen, national-ökonomischen, wissenschaftlichen und ästhetischen, kurz allen Gebieten, auf denen sich die geistige und materielle Entwickelung der Völker vollzieht.

Wie tief übrigens der Haß geht, den jeder echte Ultramontane gegen die freiheitlichen Institutionen, ja gegen das ganze Verfassungswesen, wie es sich gegenwärtig bei allen civilisirten Völkern immer mehr Bahn bricht, im Grunde seiner Seele empfindet, das hat, wie Janus S. 24 fg. mittheilt, kürzlich die „Civiltà Cattolica", jener durch ein eigenes Breve des Papstes hochbelobte Moniteur der römischen Curie, in sehr bezeichnender Weise documentirt, wenn sie sagte:

> Die christlichen Staaten haben aufgehört, die menschliche Gesellschaft ist wieder heidnisch geworden und gleicht einem von Erde gebildeten Körper, welcher des göttlichen Hauches wartet. Aber bei Gott ist nichts unmöglich, er belebt nach dem prophetischen Gesicht des Ezechiel selbst dürre Gebeine. Ossa arida, dürre Gebeine sind die politischen Gewalten, die Parlamente, die Wahlurnen, die Civilehen, die Municipien. Nicht blos dürre, sondern stinkende Gebeine sind die Universitäten, so groß ist der Gestank, welcher von ihnen in verderblichen und pestilenzialischen Lehren ausgeht. Aber diese Gebeine können wieder zum Leben gerufen werden, wenn sie auf Gottes Wort hören, d. h. das göttliche Gesetz annehmen, welches ihnen von dem unfehlbaren und höchsten Doctor, dem Papste, verkündigt wird.

Mit Recht erinnert Janus daran, daß gleich die ehrwürdige Ahnfrau und Stammmutter der europäischen Verfassungen, die englische Magna-Charta, mit dem heftigsten Zorn des Papstes Innocenz III., der die Tragweite der Sache ziemlich gut erkannte, durch die Bulle Nos, tantae malignitatis vom 15. August 1215 heimgesucht wurde. Innocenz III. sah darin eine Verachtung des apostolischen Stuhls, eine Verminderung der königlichen Rechte und eine Schmach des englischen Volks (Anglicanae gentis opprobrium); er erklärte sie deshalb für null und nichtig und belegte ihre Urheber, die englischen Barone, mit dem Kirchenbann. Und so lassen wir auch Pius IX. und seinen Rathgebern, den Jesuiten, welche bekanntlich die intellectuellen Urheber der Encyclica und

*) „Der Papst und die modernen Ideen", zweites Heft: „Die Encyclica" (Wien 1865).

**) „Die kirchliche Gewalt und ihre Träger" im siebenten Heft der „Stimmen aus Maria Laach" (Freiburg im Br. 1867).

des Syllabus sind, gern die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie nur im Jahre 1864 gethan, was Innocenz schon im Jahre 1215 mit prophetischem Blick für dienlich im Interesse der katholischen Kirche erachtet hat. Die Magna-Charta indessen, damals noch ein zartes und schwächliches Pflänzchen, ist mittlerweile dem Fluche zum Trotz, welchen einer der gewaltigsten von allen Päpsten auf sie gelegt, zu einem stattlichen, die civilisirte Welt überschattenden Baume ausgewachsen, mit kräftigen und blühenden Kindern und Kindeskindern gesegnet; und so kann sich denn auch wol ihr jüngster Abkömmling, die österreichische Verfassung, die ein kleinerer Nachfolger Innocenz' am 22. Juni 1868 als „einen unaussprechlichen Greuel" (infanda sane) bezeichnet hat, beruhigen und getrost an das Weltgericht der Geschichte appelliren. Sie kann es um so mehr, als dieser selbe Nachfolger es vor einigen Jahren nicht verschmäht hat, wie Janus aus guter Quelle versichert, in London anfragen zu lassen, ob nicht auch für ihn in dem Mutterlande der „sittenverderbenden Freiheitsgesetze" eine sichere Wohnstätte zu finden sei.

Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen, wie Rom sich consequent allem und jedem Verfassungsleben feindlich gegenüberstellte. Wir erwähnen hier nur noch, daß sich auch Leo XII. mit einem Schreiben an Ludwig XVIII. von Frankreich wandte, in welchem er ihm das Verwerfliche der französischen Constitution vorhielt und ihn dringend mahnte, jene Artikel, die zu sehr nach Liberalismus schmeckten, aus der Charte auszumerzen.

Hinsichtlich des neuen Marien-Dogmas faßt sich Janus mit guten Gründen sehr kurz. Dieser Gegenstand ist ziemlich harmloser Natur, und man begreift schwer die Dringlichkeit desselben, da doch erst wenige Jahre verflossen sind, seit Pius IX. die unbefleckte Empfängniß feierlich für eine göttliche Offenbarung erklärt hat. Die altkirchlichen Ueberlieferungen wissen, wie Janus bemerkt, von diesen Dingen nichts. Es wäre sicherlich viel wünschenswerther, wenn die Jesuiten durch die Fügsamkeit des Concils die verrufene Probabilitätslehre zum Glaubensartikel erklären ließen, um dadurch die Moraldoctrin des Ordens, „diese stets klaffende Wunde seiner Reputation", durch einen Concilbeschluß geheiligt zu erhalten.

Den Kern des lehrreichen Werks, welches übrigens bereits ins Englische, Französische und Italienische übersetzt worden ist, bildet die geschichtliche Revue päpstlicher Täuschungen und die kritisch-historische Untersuchung der Unfehlbarkeit der Päpste in der Vergangenheit. Sollte indessen das Concil die Infallibilitätslehre zum Dogma erheben, so beansprucht dieser Glaubenssatz auch Geltung bis in die fernsten Jahrhunderte rückwärts. Eine Wahrheit, die künftig geglaubt werden soll, muß auch von je eine Wahrheit gewesen sein; darum prätendirt im vorliegenden Falle das Dogma der Unfehlbarkeit nicht blos, daß die künftigen päpstlichen Aussprüche ex cathedra unfehlbar sein werden, sondern daß auch alle frühern Päpste niemals geirrt haben und kraft der Inspiration des Heiligen Geistes niemals irren konnten. In dieser Beziehung sagt Janus:

Aber wenn nun die Unfehlbarkeitslehre, einmal zum Glaubenssatz erhoben, einerseits alle geistige Bewegung und wissenschaftliche Thätigkeit in der katholischen Kirche lahm legen müßte, so würde sie andererseits zwischen dieser und den von ihr getrennten religiösen Gemeinschaften nur eine neue Scheidewand und zwar die stärkste und undurchdringlichste von allen aufrichten. Der theuersten Hoffnung, die kein Christ aus seiner Brust zu verbannen vermag, müßten wir entsagen, der Hoffnung auf eine künftige Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, des Orients wie des Occidents. Denn im Ernst wird doch niemand, der die Geschichte der anatolischen Kirche und die der protestantischen Gemeinschaften einigermaßen kennt, es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könne, in der auch nur ein beträchtlicher Theil dieser Kirchen sich freiwillig der durch das Unfehlbarkeitsdogma noch über das jetzige Maß hinausgesteigerten Willkürherrschaft eines einzigen unterwerfen werde. Nur wenn ein allgemeiner Bibliothekenbrand alle historischen Urkunden vernichtet hätte, wenn Orientalen und Occidentalen von ihrer frühern Geschichte nicht mehr wüßten, als jetzt die Maoris auf Neuseeland von der ihrigen wissen, und wenn endlich große Nationen durch ein Wunder ihre ganze Geistesrichtung und Sinnesweise abgelegt hätten — dann erst könnte eine solche Unterwerfung sich vollziehen.

Mehr oder weniger hat es Janus unterlassen, in seinem Buche aus den Prämissen der äußerst zahlreich von ihm angeführten historischen Thatsachen in Betreff der Infallibilitätsdoctrin selbst Schlüsse zu ziehen; aber er hat in der gründlichsten Weise die Wurzeln aller der geschichtlichen Thatsachen und Ereignisse bloßgelegt, deren Aufzählung allein mit vernichtender Logik das Unfehlbarkeitsdogma, soweit es den Papst angeht, verdammen. Er sagte in dem Vorwort S. xix:

Unsere Schrift soll ein Versuch sein, zur Weckung und Orientirung einer öffentlichen Meinung beizutragen. Sie wirkt vielleicht nur wie ein Stein, der ins Wasser geworfen die Oberfläche auf einen Augenblick kräuselt und dann sogleich alles wieder läßt, wie es gewesen; aber sie könnte doch auch wirken wie ein Netz, das in den See getaucht reiche Beute brächte.

Nach unserer Meinung hat sie bereits wie ein solches Netz gewirkt, und zwar nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich und England, wie die zahlreichen und eingehenden Kritiken beweisen, die sie in diesen Ländern hervorgerufen hat. Am gründlichsten ist aber jedenfalls die Besprechung gewesen, welche Prof. Frohschammer in seiner bei Ackermann in München erschienenen Broschüre: „Zur Würdigung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche", dem Werke von Janus hat zutheil werden lassen. Frohschammer geht aber mit Recht einen Schritt weiter als Janus. Er begnügt sich nicht damit, die Infallibilität des Papstes anzufechten, er wirft auch die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche über den Haufen; er bleibt nicht auf halbem Wege stehen, sondern bekämpft mit scharfen Waffen das Episkopalsystem, welches Janus unangetastet läßt, ebenso sehr wie das Papalsystem. Frohschammer sagt a. a. O.:

Angesichts der Geschichte des Papstthums mit all seinen Fälschungen, Anmaßungen, Irrthümern und Unsittlichkeiten, die ja eben dem Streben des Papstthums gemäß für die ganze Kirche gelten und sie durchdringen mußten, ist es unmöglich, die Unfehlbarkeit der Kirche selbst noch weiter zu behaupten, sowenig als die Unfehlbarkeit des Papstes. Wenn die Päpste, die seit Jahrhunderten sich als „Kirche" factisch verhielten und herrschten, nicht unfehlbar sind, dann ist es auch die Kirche seit Jahrhunderten nicht mehr, da die Päpste eben die kirchliche Unfehlbarkeit an sich rissen, ausübten und eben damit aufhoben, wenn sie je bestand. Mit dem Zurückweisen einer unfehlbaren, immer ja doch nur in schwacher menschlicher Form erscheinenden und thätigen Kirchenautorität wird erst die wahre Ursache und Quelle der kirchlichen Gewaltherrschaft, des schrecklichen Terrorismus im geschichtlichen Leben der Menschheit, beseitigt.

Die Broschüre von Daniel Schenkel: „Brennende Fragen in der Kirche der Gegenwart“ (Nr. 2), enthält auf 116 Seiten drei Vorträge, welche der Verfasser in verschiedenen Städten, den ersten in Strasburg, den zweiten in Elberfeld, den dritten zu Worms am 31. Mai 1869 hielt. Während sie einerseits, wie sie uns vorliegen, weiter ausgeführt sind, als dies in mündlicher Rede möglich war, ist andererseits manches im Druck weggelassen, was sich mehr nur auf örtliche Verhältnisse und vorübergehende Umstände bezog. Der Verfasser hält die Zeitumstände für ernst genug, um Protestanten und Katholiken zu gründlicher Besinnung und allseitiger Erwägung der von ihm behandelten „Brennenden Fragen“ öffentlich aufzufordern.

Der erste Vortrag, welcher „Christenthum und Cultur“ überschrieben ist, sucht auszuführen, daß „Cultur und Christenthum zusammengehören wie Licht und Wärme“. Die Cultur soll der Religion das Licht, die Religion der Cultur die Wärme geben; so arbeiten beide für dasselbe Ziel: „die Entwickelung aller menschlichen Kräfte im Dienste ewiger Ideen.“ Mit großer Entschiedenheit bekämpft Schenkel die weltverachtenden Religionsanschauungen, indem sie einer noch zurückgebliebenen Culturstufe angehören. Welterkenntniß, Weltbeherrschung, Weltgenuß im reinsten geistigsten Sinne des Worts, das ist ihm das höchste Ziel für den Menschen und für den Christen der Gegenwart. „Wir wollen ein Christenthum“, ruft er, „das auf der Höhe der Culturentwickelung steht, und eine Cultur, die durchdrungen ist von der Fülle und Wärme des christlichen Geistes.“

In dem zweiten Vortrage, welcher über „Das Princip des Protestantismus“ handelt, sucht der heidelberger Professor das echte protestantische Bewußtsein den Uebergriffen Roms und den katholisirenden Bestrebungen protestantischer Kirchenbehörden gegenüber wieder aufzufrischen und zu kräftigen. Ihm ist „das Princip des Protestantismus das von äußern Autoritäten befreite und befreiende Gewissen“. Er hält die Grundsätze der Gewissens- und Glaubensfreiheit, der ungehinderten religiösen Forschung für unverträglich mit jeder klerikalen Autorität, welche sich eines Monopols in der Lehraufsicht und der Gemeindeleitung bemächtigt hat oder bemächtigen will. Die Reformation hat, seiner Ansicht nach, im Princip der Herrschaft der Geistlichkeit über die Laien ein Ende gemacht. „Religion, und nicht Kirchenthum“, sagt er, „bedürfen die in Geburtswehen kirchlicher und socialer Erneuerung liegenden modernen Völker.“

Der dritte Vortrag enthält eine „Protestantische Erklärung gegen das «apostolische Schreiben» des Papstes vom 13. September 1868 und gegen die ultramontanen Angriffe und Anmaßungen“. Es entgeht Schenkel nicht, daß der moderne Jesuitismus mit richtigem Instinct in den orthodoxen Theologen und Kirchenmännern des Protestantismus nicht nur stille Bundesgenossen, sondern sogar sehr schätzbares Material für die Durchführung seiner (des Jesuitismus) Absichten und Zwecke erkennt. Er kann in der seit dem Jahre der Wiederherstellung des Jesuitenordens, seit 1815, immer kecker und herausfordernder auftretenden „kirchlichen Reaction auf protestantischem Boden“ nur eine Verleugnung des protestantischen Geistes und „einen Abfall zu römisch-katholischen Grundsätzen“ erblicken. Deshalb sagt er:

> Diese ganze, künstlich unterstützte und geförderte, kirchliche und theologische Reaction im Herzen des Protestantismus selbst ist nur ein matter Abklatsch der katholisch-jesuitischen Restauration, so schwächlich und kleinlich, so voll innerer Widersprüche, so völlig todtgeboren, daß sie gerade wegen ihrer innern Haltlosigkeit und Unfolgerichtigkeit eine Brücke nach Rom ist.

Schenkel mag recht haben; aber wenn er recht hat, so ist hohe Zeit, daß man diese nach Rom führende Brücke abbricht.

Ueber das Büchlein des Prof. Anton Henne: „Die geschriebene Offenbarung und der Menschengeist“ (Nr. 3), welches er den kirchlichen Reformvereinen widmet, haben wir nicht viel zu sagen. Der Autor behandelt in 24 Kapiteln auf 77 Seiten die verschiedensten Religionen und Philosophenschulen von den ältesten Zeiten an bis auf die jüngste Gegenwart herab. Ein bestimmtes System verfolgt er nicht; seine Arbeit ist ein kaleidoskopisches Durcheinander, ein Gemisch von gelehrten Ausführungen und populären Anschauungen, sodaß das Lesen seines Werkchens, welches übrigens in guter Absicht und mit gutem Willen geschrieben ist, keinen wohlthuenden und nachhaltigen Eindruck hinterläßt.

Ganz anders verhält es sich mit der kleinen Schrift: „Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in Berlin vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit gestellt“ (Nr. 4) von M. Baumgarten, Professor und Doctor der Theologie in Rostock; dieselbe ist hervorgerufen durch die bekannte Weigerung des brandenburger Consistoriums, an dessen Spitze der Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann zu Berlin steht, dem vierten Protestantentage die Thüren der Kirchen in der preußischen Hauptstadt zu öffnen. Mit prüfendem Ernst, mit geradem Mannesmuth und ungeschminkter Rede stellt der orthodoxe, aber dennoch freimüthige Baumgarten, nachdem er sich in einer kurzen, kernigen Einleitung zu einem solchen Schritte legitimirt hat, den genannten preußischen Generalsuperintendenten „vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit“. Er gibt seine gehaltvollen, von wahrhaft lutherischem Geiste durchwehten Reden, die er bei der Eröffnung und beim Schlusse des vierten Protestantentags in Berlin gehalten, und vertheidigt in einem Anhang den vorzüglich mit durch ihn gegründeten Protestantenverein gegen die Angriffe des Generalsuperintendenten der Kurmark Brandenburg, der zugleich Hof- und Domprediger und Schloßpfarrer zu Berlin ist. Als Aufgabe des Protestantenvereins stellt er hin: das Volksthümlichmachen des Christenthums und das Christlichmachen des Volksthümlichen. „Es gibt nichts“, sagt er, „was dem innersten Wesen deutscher Gemüthsart mehr widerstreitet, als jener finstere Feind der Geistesfreiheit, der in Rom seine Heimat hat.“ Alles, was noch christlich gesund sei, müsse dahin streben, „eine Volkskirche anzubahnen, die ebenso deutsch ist als christlich und ebenso christlich als deutsch“. Die größte That des deutschen Geistes, die Reformation, sie müsse jetzt vollendet werden. Die allgemeine politische Mündigkeit erhalte erst ihren Werth, wenn sie durch die kirchliche Mündigkeit erleuchtet und geheiligt werde. Er ruft aus:

> Das Vorgeben, daß die Gemeinden im ganzen und großen abgefallen seien und das Christenthum nur in dem geistlichen

Stande und seinem erklärten Anhange erhalten sei, ist ein pharisäischer Wahn, der sofort gebrochen wird, wenn an den Tag kommt, was schon jetzt dem geübten Auge klar ist, daß in dem Durchschnitt der Gemeinden mehr gesunder und ursprünglicher Christensinn vorhanden ist als in dem Durchschnitt des geistlichen Standes. Wenn sich nun die deutsche evangelische Kirche aus dem Geiste der christlichen Freiheit und auf dem Grunde des allgemeinen christlichen Priesterthums erneuert, dann sind wir auch fähig, unsern katholischen Brüdern wirksam zu helfen, daß sie endlich frei werden von dem römischen Papstthum, und damit die tiefste Wurzel deutschen Haders und Elends ausgerottet, der tödlichste Giftstoff aus dem Körper des deutschen Volks entfernt werde.

In der That, Professor Baumgarten tritt uns in der in Rede stehenden kleinen Schrift, welche die weiteste Verbreitung verdient, als ein ebenso wahrhaft frommer wie freimüthig und echt deutsch gesinnter Mann entgegen, dem es heiliger Ernst ist mit den höchsten Gütern seiner Nation und der ganzen Menschheit.

Die „Officiellen Actenstücke u. s. w." (Nr. 5) sind eine dankenswerthe Sammlung aller die Encyclica vom 8. December 1864, den Syllabus und das ökumenische Concil betreffenden Documente bis auf das Schreiben des Papstes Pius IX. vom 4. September 1869 an den Erzbischof von Westminster. Als Anhang sind die Adresse der koblenzer Katholiken an den Bischof von Trier und die Antwort des Erzbischofs von Köln vom 6. Juli 1869 auf die ebengenannte, auch ihm überreichte Adresse hinzugefügt.

Revue des Literaturjahres 1869.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Noch beliebter als der Roman ist die kurzathmige **Erzählung** und **Novelle**, welche nicht so große Anforderungen an die Muße des Publikums stellt und das Bedürfniß der Unterhaltung rascher befriedigt. Auch die meisten Romanschriftsteller erholen sich von der Arbeit an einem mehrbändigen Opus, indem sie einige Novellen aus dem Aermel schütteln, meistens harmlose Seifenblasen der Phantasie, die nach einigem kurzen bunten Spiel wirkungslos zerstieben.

Ein Streben nach künstlerischer Abrundung, Glätte und sinnvoller Bedeutung, einer nach Boccaccio's Muster sich zuspitzenden Novelle findet sich in den wenigsten Productionen dieses Genre; doch zeigt es sich bei einigen der hervorragenden Vertreter. Von Paul Heyse's „Novellen" ist die „achte Sammlung" erschienen, welche den Titel „Moralische Novellen" führt und die Vorzüge seiner beliebten frühern Novellen im ganzen nicht verleugnet. Julius Grosse ist sehr productiv auf diesem Gebiet; seine Erzählungen: „Ein Revolutionär", „Eine alte Liebe" und „Vox populi" mit den „Abenteuern einer Seelenwanderung", sind von ungleichem Werth. Edmund Hoefer, ein vorzugsweise novellistisches Talent, das sich in größern Romanen mit weniger Glück bewährt, veröffentlichte: „In der Welt verloren", „In doloribus. Tagebuchblätter einer Verschollenen" und „Zwei Familien"; F. W. Hackländer: „Nahes und Fernes", „Die Spuren eines Romans", „Unter den päpstlichen Zuaven" und die humoristische Novelle: „Hinter blauen Brillen"; K. Gutzkow, der auch in der Novelle sinnreich gestaltet: „Lebensbilder. Erster Band: Durch Nacht zum Licht"; der im Colorit so treffliche R. Schweigel: „Aus den Alpen. Erzählungen"; der philosophisch gedankenreiche Dorfgeschichtenschreiber Melchior Meyr: „Erzählungen aus dem Ries. Neue Folge"; riedrich Spielhagen eine Erzählung: „Die Dorfkokette"; er humoristisch originelle W. Raabe sieben Erzählungen: „Der Regenbogen"; W. Jensen, ein feinsinniger Novellist mit efflicher Stimmung in seinen Natur- und Lebensbildern, ei Erzählungen: „Das Erbtheil des Blutes", „Die Juen von Cölln", „Unter heißerer Sonne", ferner „Neue Novellen", und der elegante Gustav zu Putlitz eine Novelle: „Die Alpenbraut"; Robert Waldmüller, ein poesiereicher Novellist, die Novelle: „Die kleine Gipsgießerin"; Max Ring die historische Erzählung: „Der Ankläger von Strasburg" und „Lieben und Leben"; Friedrich Friedrich zwei historische Erzählungen: „Pereat Napoleon" und die Humoreske: „Ehemänner und Ehefrauen. Neue Folge"; der productive Gustav vom See: „Neue Novellen"; Elise Polko: „Auf dunkelm Grunde" und eine neue Reihe der „Handzeichnungen": „Schöne Frauen"; Bernd von Guseck die historische Erzählung: „Im Herzen von Deutschland"; Victor von Strauß, der tendenziöseste der deutschen Novellisten, mehrere Erzählungen: „Aus der Vergangenheit", „Der Schulmeister und der Herr Lehrer", „Der Zweikampf", „Eros und Agape"; der leidenschaftlich-pikante Sacher-Masoch die Passionsgeschichte: „Die geschiedene Frau" und die Causerien: „Aus dem Tagebuche eines Weltmannes", während die beliebte Romanschriftstellerin E. Marlitt, welche es mit ihren beiden Hauptromanen bereits zu einer beträchtlichen Zahl von Auflagen gebracht hat, „Thüringer Erzählungen" herausgab.

Folgende Erzählungen und Novellen sind außerdem im Laufe des letzten Jahres erschienen: Adelheid von Auer: „Schwarz auf Weiß", „Die barmherzige Schwester"; B. Möllhausen: „Das Hundertguldenblatt"; E. Brachvogel: „Aus drei Jahrhunderten"; K. Detlef: „Bis in die Steppe", „Unlösliche Bande"; R. Durangelo: „Bianca della Rocca"; E. Senthis: „Die wilde Rose, eine rheinische Dorfgeschichte"; Sobotka: „Drei Blätter meines Tagebuchs"; Marie Berger: „Verschiedene Wege", „Weiße und rothe Rose", A. Wilbrandt, G. Füllborn, K. Buchner: „Novellen"; E. Haltaus: „Geschichten aus dem Leben"; B. Wörner: „Amt und Welt"; G. Pfarrius: „Natur und Menschenleben"; J. Mühlfeld: „Bis zum Schaffot", „Aus der Mappe"; Anna Löhn: „Der Geheimnißvolle"; A. Mützelburg: „Das Schloß an der Ostsee"; G. Scheurlin: „Der Scharfrichter von Rothenburg"; L. von Erlburg: „Aus Herz und Welt"; A. Mels: „Herzenskämpfe"; Elisabeth von Grotthuß: „Das Gasthaus zum grünen Baum"; K. Ehe.: „Der Buchhof zu Reichenau"; Marie Rebe: „Erzählungen fürs Volk"; J. Krüger: „Die Geheimnisse einer jungen Mamsell" und „Die Todten stehen wieder auf"; Ida Klein:

„Novellen"; H. Emilius: „Lucia"; F. X. Himmelstein: „Historische Erzählungen"; Henriette Castell: „Stille Größe"; F. Gerstäcker: „Kreuz und Quer"; H. von Moellendorf: „Erzählungen aus dem Taunus"; M. Rugard: „Bunte Bilder"; J. Boegehold: „Der Deserteur"; C. Zetter: „Familienrache"; S. Graf Grabowski: „Gesammelte Novellen und Erzählungen"; Lina Freifrau von Berlepsch: „Nebelbilder"; G. Flammberg: „Die Rose von Urach"; C. F. A. Geerling: „Bunte Bilder"; M. von Schlägel: „Tolle Liebe"; L. Ziemssen: „Fürst und Weidmann"; C. G. Barth: „Vier Lebensbilder"; Helene (Frau von Hülsen): „Novellen und Skizzen für ihre Freunde"; R. L. Stab: „Auf dornigem Pfade"; E. Brachvogel: „Aus drei Jahrhunderten"; C. W. Stuhlmann: „Novellen und Erzählungen", „Kleine Erzählungen"; E. Fritze: „Der Major, Criminalnovelle"; M. v. B.: „Familienbilder"; T. Meyer-Merian: „Entschwundene Zeiten"; L. Mohr: „Roth-Weiß, Erzählung aus der Zeit des Königthums Westphalen"; J. Nordmann: „Wiener Stadtgeschichten"; P. Wasserburg: „Aus der Ferne"; H. Martin: „Die spanische Hofdame"; J. Field: „Das Blockhaus"; O. Jahn: „Das schöne Luisle, oder dreimal verlobt"; E. Köller: „Klatschereien"; F. Kühn: „Erzählungen"; Klara Cron: „Goldene Mitte"; E. Ebeling: „Fantaska. Gesammelte Märchen, Legenden und Sagen"; G. Raimund: „Novellen, sechster Band"; Gräfin Luise von Robiano: „Dur und Moll"; Lina Vagt: „Reflexe der Zeit" (Bd. 2).

Die Humoresken sind oft im Feuilleton Wandnachbarn der Novellen; wir wollen sie auch hier denselben anreihen und zwar ohne den Unterschied zu machen, ob sie in das Gewand der Prosa oder des Verses gekleidet sind. Ludwig Walesrode, der politische Humorist Königsbergs, der am Anfang der vierziger Jahre durch seine „Glossen und Randzeichnungen" großes Aufsehen erregte, hat, nach längerm Schweigen: „Lose Blätter, gesammelte Humoresken, erstes Bändchen", erscheinen lassen; A. von Winterfeld mehrere Heftchen „Humoresken für Sofa und Eisenbahncoupé"; J. Stettenheim den ersten Band eines „Berliner Blaubuchs aus dem Gebiete der Komik"; F. Schmidt: „Volkserzählungen und Schilderungen aus dem berliner Volksleben"; C. Reinhardt: „Tintenklexe in Form humoristischer Skizzen"; H. von Rittberg: „Ehemannsleid und Junggesellenweh"; J. Eggenburg: „Tornistergeschichten"; J. Carl: „Das Ostseebad Neukuhren, humoristische Skizzen". Daß der Humor auch noch heutzutage die krausesten, wunderlichsten Titelverschnörkelungen liebt und dadurch gleich für seine Leistungsfähigkeit Reclame zu machen sucht, das mag das folgende Register beweisen: „Humoristische Bombensplitter, abgefeuert aus einem Hinterlader"; L. Siegrist: „Leben, Wirken und Ende weil. Sr. Excellenz des oberfürstlich Winkelkramschen Generals der Infanterie, Freiherrn Leberecht vom Knopf"; „Lord Stiefelton's wunderbare Reiseabenteuer und Erlebnisse, herausgegeben von Habakuk Besenstiel, Kammerdiener Sr. Herrlichkeit"; „Die unschuldige Isabella und ihr Louis. Liebesabenteuer einer Bohnenkönigin"; Supinator Longus, „College Schnepper oder die Höllensteinpupille. Species dramaticae in zwei Aufgüssen für Aerzte, Apotheker und Naturforscher beider Hemisphären"; „Allerlei mit Krebsnasen. Aufgetischt vom Prinz Carneval III. (Louis Julius)"; „De vitae, moribus et literis pulicis. Blicke in das Leben und Treiben des besten Freundes der Menschen. Mit einer Blütenlese der Literatur derselben, sowie zahlreichen interessanten Aufschlüssen von H. van der Floee"; W. Busch: „Schnurrdiburr oder die Bienen"; „Die Nebelscheuche von Maximus Casus, Oberlehrer zu Druntenheim. Erste Heliade"; A. Linden: „Hie Welf, Abenteuer und Fahrten eines Welfenlegionärs".

Ganz oder theilweise mit Vers und Reim ausgestattet sind folgende Humoresken: H. Schedlich: „Frau Venus und unsere Gelehrten"; W. Hock: „Prinz Carneval. Parodistische Burleske"; A. Ehrhardt: „Si H 4 oder die Entdeckung hinter der Sandkapelle. Neueste typisch-chemische Schicksalskomödie mit Gesang"; „Simson oder Leben, Thaten und Ende eines alttestamentarischen Burschen"; J. Stettenheim: „Die berliner Wespen im Aquarium"; E. von Wildenbruch: „Die Philologen am Parnaß oder die Vivisectoren".

Was die Uebersetzungsliteratur betrifft, so haben wir diesmal mehrere Aneignungen aus dem fernen Orient zu registriren, zunächst die deutsche Säcularausgabe eines chinesischen Familienromans: „Haoh Kjöh, Tieh und Pinsing", dann die Uebersetzung und Erläuterung der „Bhagavad-Gita" von F. Lorinser, die Episode aus dem Mahâbhârata „Amba" von G. H. F. Nesselmann, und die Uebersetzung von Târanâtha's „Geschichte des Buddhismus in Indien", aus dem Tibetanischen von A. Schiefner. Die Uebersetzungen aus den Dichtungen des classischen Alterthums sind diesmal nicht zahlreich. M. Zille hat Virgil's „Aeneide" im Nibelungenversmaß übersetzt; J. H. Delagrise die Dichtungen Catull's in rein deutschem Gewande; T. Kock „Die Phönissen" und den „Cyklopen" des Euripides. Von mittelalterlichen Poeten ist nur Dante und zwar die zwei ersten Gesänge seiner „Hölle" von F. Notter wieder übersetzt und besprochen, während H. von Loeper „Hymnen des Mittelalters", frei nach dem Lateinischen, übersetzt. Den Inhalt der reichhaltigen hildburghausener „Bibliothek ausländischer Classiker", deren Uebersetzungen wir im Laufe des Jahres mit Aufmerksamkeit folgten, können wir hier nicht noch einmal angeben; sie bildet jedenfalls jetzt den Mittelpunkt der deutschen Bestrebungen, den Geist fremder Literaturen sich anzueignen; wir können hier nur auf einzelnes Neue von besonderm Interesse, wie auf die Rapp'sche Uebersetzung spanischer Dramen, namentlich der Stücke des Lope de Vega hinweisen. Von der J. J. C. Donner'schen Uebersetzung der „Lusiaden" von Camoens ist die dritte Auflage erschienen. Die „Sämmtlichen Idyllen" von Camoens sind zum ersten male verdeutscht von C. Schlüter und W. Storck.

Die Uebersetzung von W. Shakspeare's „Dramatischen Werken", welche Bodenstedt herausgibt, ist im Laufe des Jahres rüstig fortgeschritten, bis zum dreiundzwanzigsten Bändchen, und soll im Jahre 1870 vollendet werden. Shakspeare's „Hamlet" erscheint in englischem Text und deutscher Uebersetzung von Max Moltke. Shakspeare's „Sonette", welche zu übersetzen jetzt Mode geworden ist, werden gleichzeitig von Freiherrn von Friesen und B. Tschischwitz übertragen.

Die englischen Lyriker werden von unsern poetischen Uebersetzern stets in erster Linie bevorzugt. A. Tennyson

erscheint auch in Deutschland als der Modepoet, als der fashionable Repräsentant der englischen Musen. Wie oft ist sein „Enoch Arden" übersetzt worden! Neue Uebersetzer desselben sind F. W. Weber und H. A. Feldmann, der auch Tennyson's „Ausgewählte Dichtungen" übertragen hat. „Jung Harald's Pilgerfahrt", von Byron, hat in F. Schmidt abermals einen Uebersetzer gefunden. Auch einige englische Dichter des vorigen Jahrhunderts werden dem Interesse der deutschen Lesewelt durch Uebersetzung näher gerückt, so Oliver Goldsmith, dessen „Wanderer" und „Das verlassene Dorf" Agnes von Bohlen, und W. Cowper, dessen ausgewählte Dichtungen W. Borel übersetzt hat. Von Karl Elze's „Englischem Liederschatz aus britischen und amerikanischen Dichtern" liegt die fünfte vermehrte und verbesserte Auflage vor. Die „Lieder und Balladen" von Robert Burns hat A. Laun übersetzt, der auch Béranger's „Lieder und Chansons" übertrug, während von Böttger's Milton-Uebersetzung die dritte Auflage vorliegt.

Auch der italienischen Literatur wendet sich erhöhte Theilnahme zu. Leopardi's Dichtungen sind außer von R. Hamerling auch von G. Brandes übersetzt worden. P. Stehres hat zwei Novellen Silvio Pellico's nebst Thomas Morus, E. Poeger das Drama P. Giacometti's „Der Millionär und der Künstler", und Marx das Drama: „König Nal" nach Angelo De-Gubernatis übersetzt. Auch der alte holländische Dramatiker J. van den Vondel ist neuerdings auf dem Repertoire unserer Uebersetzungsliteratur heimisch geworden. Sein „Lucifer" ist durch G. H. de Wilde, sein Trauerspiel „Jephtha" von F. Grimmelt übertragen worden. Außerdem notiren wir die Aneignungen littauischer Dichtungen von C. Donalitius und der „Estnischen Märchen" Kreutzwald's von F. Löwe.

Daß die Romane der meisten neuern Nationen sowie andere Unterhaltungsschriften bei uns eingebürgert werden, und zwar mit einer geschäftsmäßigen Pünktlichkeit, bedarf kaum der Erwähnung. Auch dies Jahr brachte uns Romane von M. E. Braddon, Annie Thomas, F. W. Robinson, W. H. Ainsworth, H. S. Edwards, J. Payn, D. Jerrold, Lady Fullerton, G. Ruffini, Miß Yonge, Sensationsnovellen von Harwood u. a. aus dem Englischen; Uebersetzungen des neuen französischen Romans von Victor Hugo „Der lachende Mann", mehrerer Romane von Paul Féval, Urban Olivier, Saint-Georges aus dem Französischen, der Erzählungen des geistreichen Turgénjew und A. Pisemski aus dem Russischen, eines Romans von H. J. Schimmel aus dem Holländischen, der Romane von Marie Sophie Schwartz und H. Bjursten aus dem Schwedischen; außerdem die Uebertragungen wissenschaftlicher, auch politischer und philosophischer Schriften aus dem Französischen und Englischen, von denen wir die Uebersetzung von John Stuart Mill's Werken und seiner Schrift über „Die Hörigkeit der Frau", die neuen Werke von Carlyle, [illegible]al Martin, E. Ténot, E. Talbot, M. Chevalier u. a. hervorheben. Besondere Erwähnung verdient der „Paulus" von Ernest Renan.

Die Literaturgeschichte erfreut sich in Deutschland so stets derselben eifrigen Pflege. Wenn Anastasius Grün singt, daß mit dem letzten Menschen der letzte Dichter fortziehen wird, so kann man diesen Ausspruch wol dahin parodiren, daß mit dem letzten Deutschen der letzte Literarhistoriker verschwinden werde. Denn oft gewinnt es den Anschein, als ob in Deutschland die Poesie nur vorhanden wäre, um der Literaturgeschichte den nöthigen Stoff zuzuführen, und unter den hundert Deutschen, welche den Namen eines Dichters und die Titel seiner Werke kennen, findet sich immer nur einer, der diese Werke selbst gelesen hat. Dichterruhm wird in der Regel nur durch die Literaturgeschichte vermittelt und aus erster Hand nur wenig Glücklichen zutheil.

In einer dritten neu bearbeiteten und stark vermehrten Auflage erscheint Johannes Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur", ein Handbuch in zwei Bänden, jedenfalls ein sehr verdienstliches Werk, welches in prägnanter Fassung und doch nicht blos chronikartig, sondern auch charakterisirend in scharf umrissenen Porträts eine Dichtergalerie aller Zeiten bringt, ohne die nationalen und culturgeschichtlichen Bedingungen der Entwickelung der Poesie und den Gang dieser Entwickelung selbst unbeachtet zu lassen. Von Hermann Hettner's trefflicher „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ist vom dritten Buch des dritten Theils, die erste Abtheilung erschienen, welche eine Schilderung der Sturm- und Drangperiode enthält. Der vierte Band von Heinrich Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur" ist im Laufe des Jahres bedeutend fortgeschritten; die neuern Lieferungen enthalten eine Darstellung unserer epischen Dichter mit der gewohnten Unparteilichkeit und Gediegenheit des Urtheils. Eine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" gibt H. Kluge und auch eine Dame, Clotilde von der Horst, heraus, die leider in Vilmar's Fußstapfen tritt; F. Kramer veröffentlicht eine „Chronologische Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte", P. Frank „Grundzüge der französischen Literaturgeschichte". Von Joseph Bayer's literarhistorischen Vorträgen „Von Gottsched bis Schiller" liegt eine zweite vermehrte Auflage vor.

Das bedeutende, nur allzu umfangreiche Werk von L. Klein: „Geschichte des Dramas", hat die Geschichte des italienischen Dramas mit dem vor kurzem erschienenen vierten Band beendigt und damit eine werthvolle Specialgeschichte geliefert, wenn sie auch den Rahmen der Universalgeschichte des Dramas zu sprengen droht oder zum mindesten ins Unabsehbare erweitert. Auch J. J. Honegger's „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit", deren zweiter Band die Zeit der Restauration darstellt, verdienen an dieser Stelle erwähnt zu werden, da der literarhistorische Theil des verdienstlichen Werks den culturgeschichtlichen überwiegt.

Von der im Brockhaus'schen Verlag in vier Serien erscheinenden Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur bringen die „Deutschen Classiker des Mittelalters" in ihrem 7. und 8. Bande „Gottfried von Straßburg's Tristan", herausgegeben von Bechstein; die „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann, den 2. und 3. Band, Paul Fleming's Gedichte und Friedrich von Logau's Sinngedichte; während die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" bereits bis zum 27. Bande gediehen ist. Außerdem erwähnen wir

noch die „Germanistische Handbibliothek", herausgegeben von J. Zacher, deren erster Band Walther von der Vogelweide enthält, und die „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler". Eine „Geschichte des deutschen Liedes" veröffentlicht E. Schuré, eine Monographie über Hroswitha Rudolf Köpke.

Zahlreich sind überhaupt die Schriften, welche über einzelne Dichter und Dichtwerke älterer und neuer Zeit geschrieben sind. Eine Erläuterung des Hohenliedes nach seinem geschichtlichen und landschaftlichen Hintergrunde gibt L. Noack in seiner Schrift: „Tharragah und Sunamith." „Homerische Untersuchungen" veröffentlicht La Roche, während A. Zingerle „Ovidius und sein Verhältniß zu den Vorgängern und gleichzeitigen römischen Dichtern" und E. Hannak „Appianus und seine Quellen" erörtert. Die Dante-Literatur darf das Jahr 1869 gleichfalls nicht zu den verlorenen zählen. Nicht nur ist ein neuer, der zweite Jahrgang des Dante-Jahrbuchs erschienen, auch Karl Witte hat „Dante-Forschungen" herausgegeben, J. Petzholdt den „Versuch einer Dante-Bibliographie von 1865 an", sowie einen besondern Nachtrag dazu, H. K. H. Delff eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte: „Dante Alighieri", und J. A. Scartazzini eine Biographie: „Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke."

Shakspeare geht in einem deutschen Literaturjahr so wenig leer aus wie Dante. Zunächst sorgt dafür das „Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft", dessen von Karl Elze herausgegebener vierter Jahrgang einzelne tüchtige Aufsätze enthält, aber auch das Ueberwuchern der philologischen Kritik nicht verleugnet. Freiherr H. von Friesen hat das Buch: „Shakspeare" von Gervinus, das der Kritik so viele Blößen bietet, vom frommen Standpunkte aus kritisirt, ein Standpunkt, dem gegenüber Gervinus sein gutes Recht behauptet. Zu Gunsten Molière's und gegen Shakspeare als Lustspieldichter plaidirt mit unabhängiger Kritik Karl Humbert: „Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik". Julie Freymann hat eine „Kritik der Schiller-, Shakspeare- und Goethe'schen Frauencharaktere", H. T. Rötscher eine „Entwickelung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken" herausgegeben; Adolf Laun „Dichtercharaktere"; E. Laur eine literarhistorische Skizze: „Malherbe", während J. Caro eine Studie über Nathan den Weisen: „Lessing und Swift", und W. Molitor eine Schrift „Ueber Goethe's Faust" publicirt hat. Von A. F. C. Vilmar erschienen mehrere nachgelassene Schriften: eine Studie „Ueber Goethe's Tasso", „Lebensbilder deutscher Dichter, herausgegeben von K. W. Piderit", außerdem eine Schrift über „Luther, Melanchthon, Zwingli, nebst einem Anhang: das evangelische Kirchenlied". Kirchenlied und Kirchengesang haben überhaupt in neuer Zeit eingehende literarhistorische und ästhetische Beachtung gefunden. Außer der umfassenden „Geschichte des deutschen Kirchenliedes und Kirchengesangs" von Eduard Emil Koch, die bereits in dritter Auflage erscheint, und der Schrift von Schletterer erwähnen wir noch K. Kalcher's Schrift: „Das Kirchenlied nach seiner naturgemäßen Behandlung theoretisch und praktisch dargestellt".

In Betreff unserer Classiker heben wir hervor das rüstige Fortschreiten der kritischen Schiller-Ausgaben von Karl Goedeke und Heinrich Kurz, sowie die Schrift A. Boden's: „Vertheidigung deutscher Classiker gegen neuere Angriffe." C. A. H. Burkhardt veröffentlicht „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller", J. L. Kriegk eine Monographie über die Brüder Senkenberg nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit. Auch werden Schiller's und Goethe's Briefe mit geschichtlicher Einleitung herausgegeben.

Von neuern deutschen Dichtern ist Emanuel Geibel der Gegenstand einer eingehenden und liebevollen biographisch-kritischen Behandlung von seiten Karl Goedeke's geworden; bisjetzt liegt der erste Band dieser Biographie vor. C. Kühner hat ein Werk über Rückert „Dichter, Patriarch und Ritter" erscheinen lassen; E. Paulus über „Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen"; Max Ring Literaturbilder „Lorber und Cypresse". Außerdem wird „Robert Hamerling", seine Dichtungen und deren Beurtheilung in einer selbständigen kleinen Schrift besprochen. G. R. Röpe schreibt über „Die moderne Nibelungendichtung mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan." Friedrich von Raumer's „Literarischer Nachlaß" enthält manchen interessanten Beitrag zur neuern deutschen Literatur. Friedrich W. Ebeling ließ eine „Biographie von Wilhelm Ludwig Wekhrlin" erscheinen. In Bezug auf die ältere Literatur erwähnen wir Ludwig Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", ein frisch anregendes Werk, von welchem der vierte und siebente Band im Laufe des Jahres erschienen sind.

Zahlreich sind die sprachwissenschaftlichen Schriften, von denen wir hier die folgenden erwähnen: L. Geiger: „Der Ursprung der Sprache"; H. B. Rumpelt: „Das natürliche System der Sprachlaute"; L. Meyer: „Die gothische Sprache"; K. G. Andresen: „Ueber die Sprache Jacob Grimm's"; R. Hildebrandt: „Ueber Grimm's Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung"; R. Westphal: „Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache"; F. Schelle: „Ueber den Begriff Tochtersprache"; K. Nerger: „Grammatik des mecklenburgischen Dialekts älterer und neuerer Zeit"; T. Tobler: „Alte Dialektproben der deutschen Schweiz".

Die Philosophie entwickelt, trotz der Ungunst der Zeiten, eine bedeutende Regsamkeit. Im ganzen wiegt die Religionsphilosophie, die Psychologie und die Geschichte der Philosophie vor. Die Vorliebe für die letztere liegt im Charakter der Epoche, die trotz einzelner origineller Denker einen epigonenhaften Zug nicht verleugnet, namentlich aber in allem die historische Grundlage liebt. Der Philosophie selbst mag man ihre ins Blaue hinausgebauten Gedankenconstructionen zum Vorwurf machen; die Geschichte der Philosophie ist eine historische Wissenschaft, indem die einzelnen Systeme Thatsachen der geschichtlichen Erfahrung sind, mögen viele der modernen Materialisten dieselbe auch nur von dem gleichen Gesichtspunkte auffassen wie eine Geschichte der Geisteskrankheiten.

Ein selbständiges philosophisches Werk von geistiger Bedeutung und Tragweite ist E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", in welcher Bausteine aus

Schopenhauer, Hegel und Schelling zu einer kühn aufstrebenden, mit geistreichen Arabesken gezierten Architektonik verwandt sind. Interessant sind auch die mehr aphoristischen Schriften J. Frauenstädt's: „Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt", und J. H. Fichte's „Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik". Philosophische Grundlegungen versuchten C. S. Barach: „Die Wissenschaft als Freiheitsthat" und H. K. H. Delff: „Grundlehren der philosophischen Wissenschaft". Sehr thätig in Herausgabe von Grundrissen einzelner philosophischer Wissenschaften zeigt sich F. A. von Hartsen: „Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung", „Untersuchungen über Psychologie", „Untersuchungen über Logik" und „Grundzüge der Wissenschaft des Glücks". Von kleinern philosophischen Schriften erwähnen wir: M. Droßbach: „Ueber Erkenntniß"; A. Spir: „Forschung nach der Gewißheit in der Erkenntniß der Wirklichkeit", und „Kurze Darstellung der Grundzüge einer philosophischen Anschauungsweise"; F. Chlebik: „Dialektische Briefe"; M. Perty: „Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung"; C. Fortlage: „Sechs philosophische Vorträge"; C. Hebler: „Philosophische Aufsätze"; J. Bahnsen: „Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv"; K. Planck: „Grundzüge der organischen Naturansicht"; W. Kaulich: „Handbuch der Logik", und in zweiter Auflage: „Ueber die Möglichkeit, das Ziel und die Grenzen des Wissens"; G. Recht: „Die Entwickelung der Weltgesetze"; O. Liebmann: „Ueber den objectiven Anblick".

Auf dem Gebiete der Psychologie steht im Vordergrunde das von R. Seydel herausgegebene nachgelassene Werk C. H. Weiße's: „Psychologie und Unsterblichkeitslehre nebst Vorlesungen über den Materialismus". Dann führen wir, außer der oben erwähnten Schrift von Hartsen, an: G. Struve: „Das Seelenleben oder Naturgeschichte des Menschen"; O. Caspari: „die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats"; A. Mayer: „Die Sinnestäuschungen, Hallucinationen und Illusionen"; M. Perty: „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes", welchen letztern Schriften sich das von G. C. Wittig übersetzte Werk des amerikanischen Spiritisten A. J. Davis: „Die Principien in der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit", anreiht.

Religionsphilosophische Schriften sind: O. Pfleiderer: „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte"; M. Wolff: „Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart"; L. Paul: „Kant's Lehre vom idealen Christus"; C. Grüneisen: „Das Christenthum als Cultus in seinem geschichtlichen Verlauf"; A. Schmiedl: „Studien über jüdische, insbesondere jüdisch-arabische Religionsphilosophie"; O. Flügel: „Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes"; Melchior Meyr: „Die Fortdauer nach dem Tode"; „Die Religionsphilosophie, als eine Wissenschaft für jeden, ist reif für eine Umgestaltung"; „Moralismus oder Emancipation des Geistes"; J. Frohschammer: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung"; K. W. Kunis: „Vernunft und Offenbarung"; W. Gaß: „Die Lehre vom Gewissen".

Die Geschichte der Philosophie ist sowol im allgemeinen, wie in zahlreichen Monographien behandelt worden. Einen „Wegweiser in die Geschichte der Philosophie" hat R. Benfey, eine allgemeine „Kritische Geschichte der Philosophie in ihren Anfängen bis zur Gegenwart" E. Dühring herausgegeben. Von dem trefflichen Werke Kuno Fischer's: „Geschichte der neuern Philosophie", liegt der fünfte Band vor, welcher „Fichte und seine Vorgänger" behandelt. Der zweite Theil von G. Teichmüller's „Aristotelischen Forschungen" bespricht „Aristoteles' Philosophie der Kunst". Wir erwähnen noch von geschichtsphilosophischen Monographien: J. Steger: „Platonische Studien", erster Theil; P. Zimmermann: „Die Unsterblichkeit der Seele in Plato's Phädo"; W. Menzel: „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre"; C. E. Luthardt: „Die Ethik des Aristoteles in ihrem Unterschied von der Moral des Christenthums, erster Band: die Güterlehre"; E. Buchholz: „Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos"; A. Pichler: „Die Theologie des Leibniz"; J. Durdik: „Leibniz und Newton"; L. Grote: „Leibniz und seine Zeit"; R. Zoeppritz: „Briefe aus Jacobi's Nachlaß"; G. Biedermann: „Kant's Kritik der reinen Vernunft und die Hegel'sche Logik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft"; A. Trendelenburg: „Kuno Fischer und sein Kant"; J. B. Meyer: „Kant's Psychologie dargestellt und erörtert".

Ein durch Geist und Stil hervorragendes Hauptwerk auf diesem Gebiet ist die Schrift von Karl Rosenkranz: „Hegel als Säcularphilosoph". Eine Concordanz neuer Philosophen versuchten E. von Hartmann: „Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer", und E. F. Wyncken: „Das Naturgesetz der Seele, oder Herbart und Schopenhauer, eine Synthese".

Neue ästhetische Schriften von allgemeiner durchgreifender Bedeutung sind nicht zu verzeichnen; wir erwähnen nur A. Horwicz: „Grundlinien eines Systems der Aesthetik"; Klacel: „Encyklopädische Erinnerungen an Vorträge aus Logik, Aesthetik, Literaturgeschichte"; O. Buchwald: „Kleine Bausteine. Aesthetische Abhandlungen". R. Gottschall's: „Poetik, die Dichtkunst und ihre Technik" liegt in zweiter wesentlich vermehrter und verbesserter Auflage vor; ein von Karl Goedeke eingeführtes Werk von H. Oesterley führt den Titel: „Die Dichtkunst und ihre Gattungen". Noch erwähnen wir W. Jordan's oratio pro domo: „Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik".

Die musikalische Literatur ist nach wie vor sehr productiv. Wenn unsere Literarhistoriker Noten zum Text unserer poetischen Classiker schreiben, so schreiben die Musikgelehrten Text zu den Noten der musikalischen. Der verfehlten Schrift von G. Gervinus: „Shakspeare und Händel", folgt eine Monographie von L. Ramann: „Bach und Händel". Dem Andenken Meyerbeer's sind zwei biographische Charakteristiken gewidmet: L. Mendel: „Giacomo Meyerbeer", und J. Schucht: „Meyerbeer's Leben und Bildungsgang". Richard Wagner's Broschüre „Das Judenthum in der Musik" hat eine große Zahl von Gegenschriften hervorgerufen, die wir hier nicht alle einzeln aufzählen wollen. Außerdem erwähnen wir des rühmlich bekannten J. C. Lobe „Consonanzen und Dissonanzen", und das Werk von E. Naumann: „Die Tonkunst in der Culturgeschichte", von welchem die erste Hälfte des ersten Bandes vorliegt. H. M. Schletterer's obenerwähnte „Geschichte der geistlichen Dichtung" behandelt gleichzeitig

die kirchliche Tonkunst. Andere musikalische Schriften sind: Hermann Zopff: „Grundzüge einer Theorie der Oper"; J. W. von Wasielewski: „Die Violine und ihre Meister"; G. Carlberg: „Ueber Gesangskunst und Kunstgesang"; W. Kothe: „Friedrich der Große als Musiker"; E. Hanslick: „Geschichte des Concertwesens in Wien"; F. J. Fröhlich: „Beiträge zur Geschichte der Musik, erster Band"; „Altes und Neues aus dem Gebiete der Musik, erstes Heft"; L. Nohl: „Richard Wagner"; W. Tappert: „Das Verbot der Quintenparallelen". Der verdiente Theoretiker Oskar Paul gibt ein „Handlexikon der Tonkunst" heraus, sowie Hermann Mendel ein größeres „Musikalisches Conversations-Lexikon".

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst sind einige beachtenswerthe Erscheinungen zu verzeichnen, wie E. Förster: „Geschichte der italienischen Kunst", erster Band; W. Lübke: „Kunsthistorische Studien"; W. Trautmann: „Geschichte und Technik der enkaustischen Malerei"; F. Trautmann: „Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts"; K. E. Planck: „Gesetz und Ziel der neuern Kunstentwickelung im Vergleich mit der antiken"; G. Semper: „Ueber Baustile" und H. Semper: „Uebersicht der Geschichte toskanischer Sculptur bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts"; Humbert: „Das Bild der Bilder. Vortrag über die Sixtinische Madonna"; A. Springer: „Die mittelalterliche Kunst in Palermo"; J. R. Rahn: „Ravenna, eine kunstgeschichtliche Studie"; J. Kreuser: „Basilika"; H. Holtzmann: „Denkmäler der Religionsgeschichte auf dem Gebiete der italienischen Kunst"; C. F. Sonne: „Flüchtige Blicke in Natur und Kunst"; Hermann Grimm: „Das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafried Strabus darauf". Wie wir sehen, verzettelt sich diese Literatur zum Theil in Specialitäten ohne allgemeineres Interesse.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus der neuesten deutschen Romanliteratur.

Der Roman ist immer noch eine Macht in der Literatur; wohl oder übel, gern oder ungern gesehen, dieses Factum ganz modernen Stils läßt sich nicht bestreiten. Er beherrscht heute noch, wenn auch nicht mit der fieberhaften Gewalt des französischen Romans der dreißiger Jahre, die weitesten Leserkreise, indem er auch da sich Boden macht, wo strengere Lektüre nicht gesucht wird. Und es ist nicht anders als billig, daß er sein Feld bebaue oder wenigstens durch die Quantität der Production eine äußerliche Bedeutung behaupte, selbst wenn es ihm durch die Qualität weniger gelingen sollte, Höheres zu bieten. Hat ja doch die Zeitströmung seiner breitspurigern Entwickelung das Erbe der epischen Poesie zugeworfen, die uns fast ganz abhanden gekommen! So sehen wir Jahr um Jahr eine Reihe von Schriften dieser Gattung in den verschiedensten Nuancirungen, von der groß angelegten Composition bis zur Novellette und einfachen Erzählung, vom historischen Roman bis zum Familien-Genrebildchen herab, herauswachsen, nicht minder verschieden an Werth und Gehalt.

Einige der neuesten sollen hier kurz skizzirt vorübergeführt werden.

1. Unter der rothen Eminenz. Historischer Roman von Georg Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Gang des Romans ist kurz folgender: Der Kapitän François de Jussac d'Ambleville, Herr von Saint-Preuil, einer der ausgezeichnetsten Degen Frankreichs, wird uns in der Einleitung vorgeführt, Ball spielend mit dem jungen Herzog von Brezé, dem Neffen der „rothen Eminenz", die bekanntlich niemand anders ist als der allmächtige Premierminister Ludwig's XIII., Cardinal Richelieu; der Kapitän, ebenso heftig, stolz und leidenschaftlich wie stark und tapfer, demüthigt geflissentlich den übermüthigen Gegner; dieser brütet Rache; vorläufig aber wird jener als Festungsgouverneur von Paris entfernt. In der Nacht vor der Abreise besucht der Kapitän seine Geliebte Maria von Hauteville, der in derselben Nacht die Eminenz ihre Aufwartung macht, um die Hofdame zum verrätherischen Intriguiren gegen die bekannte Feindin, die Königin, zu überreden, unter Drohungen, da der Gewaltige den Kopf von Mariens in eine Verschwörung verwickelten Bruder in seinen Händen habe. Der Kapitän, heimlich Zeuge dieser Unterredung, überwirft sich hernach erbittert mit seiner Dame. Wir werden darauf in das Hôtel Rambouillet bei den Feinden des Cardinals eingeführt, dann in das Gemach der Marion de Lorme, hernach in das geheime Cabinet mit des Cardinals Spionen, unter denen jene berühmte Buhlerin, endlich bei der Königin, die gegen König und Minister Ränke spinnt. Zwei Dinge beschäftigen fortwährend den Gewaltigen: die Verfolgung der Fäden eines gegen ihn gerichteten Complots und die Aufsuchung der verlorenen Spuren einer geliebten natürlichen Tochter Susanne. Saint-Preuil steht ihm überall entgegen und rettet zunächst den Boten der Königin und ihre Briefe gegen einen Ueberfall der Schergen des Cardinals. Das Complot auf Château d'Anet, dem Sitze des Herzogs von Vendôme, rückt vor, und beschlossen wird, den Cardinal bei der Rückfahrt aus dem flandrischen Kriege zu morden. Zur That erbietet sich Poirier der Einsiedler, ein alter Adelicher und einstiger Rival des Cardinals bei der Jugendgeliebten, die diesem jenes Kind schenkte, hierauf um die geistliche Würde von ihm verlassen ward und starb. Unterdeß hat Saint-Preuil auf seinem Gouverneurposten durch Gewaltthaten, Excesse und Ausgelassenheit schwere Strafe verschuldet und seinen Feinden, den Ministeriellen, Anlaß geboten, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, rettet sich aber nochmals durch einen tollkühnen Act vor den Augen des Königs und wird zu einem neuen Gouvernement befördert. Das entdeckte Complot zerschlägt sich, die Rädelsführer aber, durch denselben Saint-Preuil gewarnt, flüchten sich, einzig Poirier wird gefangen. Der Kapitän, von neuem in sein tolles Leben versinkend, begeht, theils durch die Lust, theils durch eine tolle Wette gestachelt, den letzten Gewaltact: er raubt die still bei Landleuten lebende Susanne, die

Poirier allein als des Cardinals Tochter kennt, fällt bei der Rückkehr eine abziehende spanische Besatzung mordend an, da er pflichtvergessen nichts von ihrem auf Ehrenwort bewilligten Abzuge weiß, und im Gemetzel kommt Susanne um. Poirier macht dem Cardinal, seinem Todfeinde, die ausreichenden Eröffnungen über das Mädchen und wird begnadigt, der Kapitän aber enthauptet, nachdem Maria von Hauteville sich in sein Gefängniß geschlichen und umsonst ihn zur Rettung durch die geebnete Flucht hat bewegen wollen; Maria geht ins Kloster.

Das ist der nackte Rahmen. Er gibt eine Speisekarte, reich genug für die zwei mäßigen Bände, zu denen der Text versponnen ist, um so mehr, als verschiedene Scenen sich zu sprechenden Bildern ausgemalt finden. Der wilde Kapitän und seine unglückliche Geliebte sind offenbar die Helden, und es sind consequente Gestalten. Die in ihre Intimität hineinbegleitete Eminenz scheint uns historisch richtig gezeichnet; nach dem, was die Geschichte über sie berichtet, mögen wir sie uns gerade so denken in ihrer Größe und ihren Schwächen und Schrecken. Die Zeit ist exact gefaßt. Die Erzählung spannt; doch hat der Ton zu wenig Nuancirung, und das ewige Hof- und Staatsintriguenspiel, aus dem wir gar nie herauskommen, denn es hält ja auch die Stunden des Liebesspiels und des Schlachtkampfes umsponnen, ermüdet; es ist eine graue Atmosphäre, in der uns nie wohl werden kann; wir wissen bei jedem Schritte, daß es nicht gut enden wird, und in jeder Ecke grinst Verrath und Mord; davon hätten mehr lichte Augenblicke frei gemacht werden sollen. Eine Scene von tüchtiger Zeichnung ist gleich die Introduction im pariser Ballsaale; doch will uns die hier ausgelegte Schilderung des Herrn von Saint-Preuil gar sehr an jene beliebte französische Manier des Porträtirens mahnen, die ihren Helden mit allen erdenkbaren Vorzügen ausrüstet und sie an Fuß und Hand und jeder Biegung des Kopfes vordemonstrirt: da habt ihr ihn! Er muß siegen, und ihr müßt ihn bewundern! Lesen wir:

Der Eintretende konnte höchstens 36 Jahre zählen, doch war sein Antlitz schon gebräunt und hier und da mit Furchen durchzogen. Die schlichte Haarfrisur bedeckte nur zum Theil eine ungeheuere, auf der Stirn entlang laufende Narbe, ein Beweis, daß der Mann sich nicht zurückgehalten hatte, wenn die Degen gekreuzt wurden. Uebrigens war sein Gesicht sonst vollkommen schön zu nennen. Die großen dunkeln Augen blickten mit einer Art von Melancholie um sich, alle Bewegungen des Körpers zeugten von einer gewissen Energie, die sich mit Grazie paarte, und unter dem dunkeln Barthaar blitzten zwei Reihen prachtvoller weißer Zähne hervor. Die Kleidung des Mannes war dem Schnitte nach die der Cavaliere jener Zeit, indessen gewahrte man keinerlei Stickerei. Schwarzer Sammt mit Seide aufgeschlagen, das waren die Stoffe und Farben. Die in dem Ballsaale befindlichen Cavaliere schienen durch den imponirenden Eindruck, welchen der Fremde hervorbrachte, offenbar betroffen. Dieser grüßte höflich aber kurz, warf fast einen mitleidigen Blick auf die gepnzte Dienerschar, wobei ein leichtes Achselzucken bemerkt werden konnte, und trat in die Bahn ...... Er hatte sein Oberkleid abgeworfen, und man gewahrte nun, daß das feine weiße linnene Hemd an der Brust, den Aermeln und dem Halse mit den schwersten und kostbarsten brabanter Spitzen besetzt war, ein selbst für jene Zeit bedeutender Luxus. Der Fremde schien diesen theuern Toilettengegenstand sehr gering zu achten, denn er knitterte die Manschetten zusammen und krämpte sich den Aermel seines Hemdes fast bis zu den Elnbogen auf, wobei man seiner muskulösen Arme ansichtig wurde; dann ergriff er eine Raquette, verneigte sich artig vor den Cavalieren und sagte: „Das Spiel kann beginnen." Sofort traten die Spieler an ihre Plätze; der Fremde spielte gegen zwei. Die Bälle sausten und brummten durch die Luft. Jedes Ausweichen, jedes Vorspringen ward von den Versammelten eifrig beobachtet und verfolgt. Die Spieler ließen es sich angelegen sein, ihre Kraft und Grazie in Schlägen, Stellungen und Sprüngen zu zeigen. Allein, wenn auch die jungen Cavaliere ihr Möglichstes thaten, um durch Feuer und Lebendigkeit dem Gegner die Partie abzugewinnen, dieser hatte den bedeutenden Vortheil der Ruhe. Seine Bewegungen, die nie das Maß überschritten, waren stets im rechten Augenblick angebracht; lächelnd sah er die Bälle herankommen, eine kleine Neigung seines Kopfes genügte, um den schweren Ball vorbeigehen zu lassen, der sonst die Stirn mit ungeheurer Wucht getroffen haben würde; er bog sich vorn und hinten über, um mit der Raquette zu werfen, und wenn jedermann schon glaubte, er habe den richtigen Moment verfehlt, so traf er dennoch mit gewaltiger Kraft den Ball und schleuderte ihn aus der Bahn.

Die Sätze sind zuweilen überladen und unschön gebaut, wie z. B. der folgende:

Von den in Silber gearbeiteten, mit Steinen besetzten Wehrgehängen wurden lange spanische Raufdegen gehalten, welche breite Handkörbe zur Deckung der Faust, mit einem Gewirre köstlicher Filigranarbeit umgeben, zeigten.

Legen wir den strengen Kunstmaßstab an, so scheint uns der Roman eine gesunde Arbeit über Mittelhöhe, die von bereits geübter Feder Zeugniß gibt, aber Bedeutenderes noch erwarten läßt.

2. Das Schloß am Meere. Historischer Roman von Hermann Kleinsteuber. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie neben dem Hiltl'schen Roman dieser zweite dazu kommt, sich als historischer Roman zu geben, will uns nicht in den Kopf. Was ist denn an diesen in dem samländischen Küstenschloß Ahlbeck sich abspinnenden Familiengeschichten, die allerdings stark in die öffentlichen Ereignisse verflochten sind und ganz aus ihnen herauswachsen, was ist trotzdem daran viel Historisches? Der alte trotzköpfige General von Schürbrandt mit seiner ganzen Familie bis herunter auf den in die adeliche Tochter verliebten Bürgerssohn David Neumann, der denn auch durch wacker patriotisches Thun und eine hochromantische Rettung der Geliebten ihre Hand gewinnt, sind doch gewiß keine geschichtlichen Personen, und eine andere findet sich auch nicht, die irgendwie wesentlich mitspielte. Ueberhaupt sind die geschichtlichen Beigaben sehr geringfügig. Um einen historischen Roman aufzubauen, genügt es doch wol nicht, daß er in einer historischen Zeit spiele — hier diejenige des Siebenjährigen Kriegs und zwar speciell der Besetzung Ostpreußens durch die Russen — und einzelne zerstreute Andeutungen über die Zeitereignisse gebe. So viel über die immerhin unsichern Schranken des Namens: historischer Roman, den sich viele Productionen beilegen, auf die er gar nicht paßt. Es würde das im übrigen der innern Wirkung der vorliegenden, zu zwei kleinen Bändchen ausgesponnenen Schrift nicht viel benehmen, könnten wir uns nur dahin entscheiden, ihr sonst eine nennenswerthe Bedeutung beizulegen. Das ist nicht der Fall.

Kriegsvorfälle, wie sie immer vorkommen, gefürchtete und wirkliche Ueberfälle, das Durchschleppen einer preußischen

Kasse, welche die wunderlichsten Schicksale erlebt, die Intriguen einiger abgeblitzten Liebhaber, von denen diejenigen des häßlichen Herrn von Chambeau bis zum Verrath gegen das Land und die Herzensdame gehen, eine romantische Entführungsgeschichte und die nicht minder romantische Rettung, endlich nach überstandenen Gefahren und überwundenen Vorurtheilen das Wiederfinden aller, die zusammengehören: das sind die durchlaufenen Stadien der Geschichte. Am Ende werden alle Guten belohnt, die Bösen bestraft, die obligate glückliche Heirath (hier eine Doppelheirath) öffnet das Paradies und — die Geschichte ist aus.

Man kann sich der Wahrnehmung unmöglich verschließen, daß Kleinsteuber hier auf stark ausgetretenen Wegen geht; die Dinge sind alle schon hundertfach dagewesen, und besser. Dieses durchgehende Gefühl ist gewiß ein Hauptgrund, weshalb wir uns für alle diese Personen nicht erwärmen, ja nicht recht interessiren können, nicht einmal für die schöne und energische Baronin, welcher der Romanleser doch schon dafür dankbar sein sollte, daß sie durch ihren feinen Humor etwas Wechsel in die sonst einförmige Färbung des Tons bringt. Da wollen die Gestalten der beiden Felgner, des boshaft egoistischen alten Bauern und des jungen Inspectors, eines noch bösern Speculanten, und ganz besonders ihres dummpfiffigen Knechts Seifert uns bei weitem besser behagen; im letztern ist wenigstens ein Anflug von drastischer Zeichnung versucht:

Ein tragischer Uebelstand verursachte dem strebsamen Bauern-Tartufe vielen Kummer. Die Mutter Natur hatte ihn nämlich ziemlich stiefmütterlich ausgestattet; Gesundheit und eine robuste, aber plumpe Gestalt — das war alles, dessen er sich in dieser Beziehung rühmen konnte. Früher zwar hatte ihn dies wenig angefochten; jetzt aber, wo er zunächst im Schloß Ahlbeck eine Carrière machen wollte, mußte er sich zu seinem größten Leidwesen gestehen, daß sein Aeußeres wenig zu der Rolle paßte, die er in nächster Zeit zu spielen wünschte! Mit Neid sah er auf die hübschen schnurrbärtigen und gewandten Kutscher, die zuweilen einen Gast nach dem Schlosse brachten. Desto mehr aber suchte er's ihnen abzulernen, „wie sie sich räusperten, wie sie spuckten". Fritz Seifert's Gesicht war nämlich der reinste Gegensatz zum griechischen Typus; er besaß geradezu gar kein Profil, und man hätte glauben können, daß sich Stina, seine Mutter, einmal aus Versehen auf das Gesicht des Säuglings gesetzt habe. Seine breiten Füße, welche die Form eines Bügeleisens hatten, liefen an der Spitze muldenförmig in die Höhe, was allen seinen Bewegungen etwas Ungeschicktes und Linkisches gab. Die niedrige, rückwärts gebogene Stirn, umgeben von struppig schwarzem Haar, das platte Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen verriethen einen hohen Grad geistiger Beschränktheit, während die grünlich schimmernden, schief geschlitzten Augen jene Verschmitztheit bekundeten, die man nicht selten bei bornirten Menschen findet.

In Summa reicht dieses „Schloß am Meer" nicht über die Bedeutung einer Studie hinaus.

Neben diesen liegen zwei Werke vor, die man ins Gebiet der Familienromane verweisen kann, oder noch besser, der erste und größere von ihnen:

3. Ein häßliches Mädchen. Roman von L. S. Braun. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 4 Thlr.

ist ganz eigentlich ein Seelenroman, nicht mehr und nicht weniger, da neben- und ineinander zwei Seelengeschichten abgewickelt werden. Der äußere Inhalt ist für den Umfang gar nicht reich und in folgenden kurzen Strichen gegeben. Ada Brandt, Tochter eines reichen Kaufmanns, nicht schön, aber ein besonders reiches Geistesleben in sich tragend, wurde von ihrer Großmutter ländlich einfach erzogen. Nach deren Tode im stolzen Haus ihres Vaters lernt sie einen verschuldeten adelichen Offizier kennen, der ihre Hand sucht; in gläubiger Liebe neigt sie sich ihm zu, erfährt aber bei zeiten, daß er ein Elender ist, der nur ihr Geld will. Gegen das Leben in der Gesellschaft verbittert und vom Vater nicht verstanden, verläßt sie heimlich das Vaterhaus und tritt anderwärts als Dienerin und Erzieherin in ein einsames Forsthaus, dessen guter Geist sie wird, und hier verstreichen Jahre ihres segnenden Wirkens. Eines Tags kommt Assessor Raden ins Haus und tritt in lebhafte geistige Gemeinschaft mit der geheimnißvollen Unbekannten. In einem unbewachten Augenblicke nimmt er Gretchen, die reizende aber leicht geartete Försterstochter, zur Frau, die er nach seinem Geist erziehen zu können meint. Das geht bei dieser Natur nicht; doch ist die Probe kurz, denn bald stirbt die junge Frau infolge von Erkältung auf einem Balle. Da erkennt der ernste und geistig tiefe Mann erst, was ihm paßt; er wird sich nach und nach bewußt, daß seine Freundschaft für die feinfühlige und nicht minder tief gebildete Ada eigentlich Liebe war, oder doch unbewußt zu solcher wurde; er bietet ihr seine Hand, und sie, deren Seele im geheimen schon lange ihm gehörte, die für ihn sorgte und bangte, bringt ihm mit ihrer Hand die Reichthümer zu, deren Eigenthümerin sie geworden. Damit ist das Lebensschicksal erfüllt, an dem ihre Seele schon von ihrem Keimen an hing: eine nur um ihrer selbst willen erworbene, reine und hohe Liebe.

Unterdeß hat sich ein zweites Geschick erfüllt: Ada's Vater, ein glücklicher Speculant, dessen erste unglückliche Gattin, deren Ebenbild die einzige Tochter ist, auf geheimnißvolle Weise gestorben, faßt eine heftige Leidenschaft für Lydia, eine düstere und stolze Schönheit, die, von geheimem Leide verzehrt, ihm endlich die Hand gibt, aber offen das Herz versagt. Dieses gehört in der Stille dem wahnsinnig in sie verliebten verheiratheten Grafen Camillo, vor dessen Liebe und dem eigenen Stürmen der Gefühle sie sich doch flüchten will. Die Gattin des letztern stirbt. Brandt, dessen kalte Gemahlin streng aber unerwärmt ihre Pflicht thut, wird allmählich gegen sie furchtbar tyrannisch, bis sie sein Haus verläßt und fern und verborgen auf Ada's Landgütchen in den letzten Lebensjahren des kranken Camillo pflegt. Brandt ist wahnsinnig geworden, und nachdem seine Tochter ihn eine Zeit lang gepflegt, muß er ins Irrenhaus gebracht werden, wo sein Zustand in ruhigen Tiefsinn übergeht; das Alter verlebt er im Kreise der neu gewonnenen Familie seiner Tochter.

Zwei Dinge werden beim ersten Blick auf diese psychischen Entfaltungen klar: erstlich, daß der Roman sozusagen seinen ganzen Inhalt aus seelischen Erlebnissen und Herzenswandlungen ziehen muß, und zweitens, daß er sich durchaus auf idealistischen Boden stellt, was bei einem Inhalte dieser Art besonders nahe liegt. Aus dem ersten Umstande folgt, daß der Verfasser, dessen geistiges Concept sonst so wenig und allerdings zu wenig Körper hatte, darauf angewiesen war, eine ganze lange, schwere und inhaltreiche Geistesentfaltung bis in die feinsten Nuancen zu

verfolgen, in den Falten der Seele zu lesen, jede Gestaltung derselben regelrecht aus den andern abzuleiten, die Factoren sorgsam abzuwägen, was eine delicate Zeichnung verlangt. Und es läßt sich nicht bestreiten, daß der Verfasser der Aufgabe treu geblieben und ein ganz folgerichtiges Bild geliefert hat. Wir dürfen auch eins nicht verhehlen: die Gefahr lag sehr nahe, in die zerfließende Sentimentalität zu verfallen; ist ja das ganze Lebensbild bis zum letzten Markstein vor dem Ziele nichts anderes, als eine Auslebung der leidenden Resignation! Und lag doch die Verirrung auf jenen bezeichneten Weg um so näher, als eigentlich kaum Ein böser Charakter mitspielt. Genau genommen besteht die ganze in Scene gesetzte Personenreihe, wenigstens die bestimmende, denn doch aus recht guten Menschen, einzelne zwar mehr oder weniger eigenmächtig, ja gewaltthätig, aber nicht verdorben! Und die Hauptträger entfalten eine so heroische Großmuth, daß es fast zu viel wird, und wir athmen ordentlich auf, wenn zur Abwechselung da und dort der Zipfel von der Nase eines ganz ordinären Menschen, ja eines Bösewichts hervorguckt. Im ganzen ist uns die Atmosphäre zu dünn, zu ätherisch wird uns zu Muthe, wir machen eine Luftballonfahrt mit, in deren Luftschichten Menschen mit starken Lungen es nicht lange aushalten. Es ist wahr, der Dichter hat seine Heldin vor dem Versinken in weichliche Sentimentalität bewahrt, indem er ihr eine starke Dosis klaren Verstandes, reifer Selbsterkenntniß und entschiedenen Wollens beilegte, ja eine Energie im Thun und Leiden, die nur durch einen unabänderlich gerichteten Lebensplan und die mitten in der Resignation doch tief innen keimende Hoffnung auf die endliche naturbestimmte Lösung der Lebenswirren erklärt werden kann, sonst wäre sie Starrsinn. Und doch! Was fehlt denn, um dieser Entwickelung die volle Befriedigung entgegenzutragen? Die Naturwahrheit. Es ist doch ein bischen stark umgesprungen mit der Realität des Lebens. Wir meinen damit nicht jenen communen Realismus unsers polizeistaatlichen Daseins, der sich leicht erfrechen könnte, dieses seltsame Dienstmädchen mit falschem Namen, der Heimat entlaufen, als Vagabundin zu behandeln, und wir lassen es uns ganz gern gefallen, wenn der Autor dieser Art Wirklichkeit ein Schnippchen schlägt. Aber wir meinen die Realität der psychischen Grundlagen. Ein noch leidlich junges, reiches und am Ende, wie die Entwickelung lehrt, gar nicht so häßliches Mädchen mit feinbesaiteter Seele in diesen erschütternden Geisteskämpfen und mit dem Muth, einem vielleicht doch verlorenen Leben zu stehen und in edler Aufopferung durch eine große Liebesthat, die sich aber nur in ganz gewöhnlichen und engen Verhältnissen ausleben kann, ein neues Dasein sich zu schaffen und es zu ertragen; daneben bei aller Herzensgüte eine so verschlossene und nach innen gekehrte Natur, daß sie jahrel[…]ng ihren Lieben über ihr früheres Leben und ihre Ge[…]ithsaffecte keine Silbe anvertraut und jeder selbst zart [..]rührenden Annäherung ein erschrecktes Noli me tangere! [..]tgegenhält: das ist ein abstractes Ideal, und je genauer [..]d detaillirter wir in alle die innern Vorzüge eingeführt [..]rden, desto entschiedener müssen wir uns sagen: das [..] nicht das Leben! Immer der gleiche Fehler eines zu [..]h gespannten Idealismus! Man nehme einmal den Höhepunkt des Kampfes, jene vernichtende Situation, wo Ada mit der bereits hochlodernden Liebe zum Assessor Raben im Herzen und mit der Ueberzeugung im Kopfe, daß er in einem leichten Augenblicke, von jugendlichem Liebreiz geblendet, sein bedeutendes Leben an ein Kind weggeworfen, mit dem er nie glücklich sein werde! Und sie, Ada, kämpft das alles im stillen Kämmerlein durch und kämpft es nieder, versteckt ängstlich jede Gefühlswallung und hilft dem Kinde, ihrer leichten und flüchtigen Schülerin, mit aller Anstrengung, daß es wenigstens eine erträgliche Hausfrau werde! Wir möchten diese Art barmherziger Schwester einmal in unserm nüchternen Erdenleben sehen! Dazu kommt unausweichlich eine gewisse Monotonie der Färbung, die uns allzu wenig Wechsel bietet; das konnte kaum anders werden. Drei Bände hindurch immer derselbe Horizont, dieselbe Familien- und Herzensgeschichte! Das Gesichtsfeld wird uns zu eng. Wir würden einen Theil der sich ähnelnden Scenen dem Autor erlassen und wären sicher, mit den andern um so stärker zu wirken.

Wir wählen zwei Beispiele, um die bisweilen schwer ergreifende Zeichnung der Seelenzustände kenntlich zu machen. Das erste ist der Augenblick, wo die zarte und gutmüthig liebende Gemahlin des in eine andere wahnsinnig verliebten Camillo im Herzen von einem stillen Weh, vielleicht der leise heranschleichenden Vorahnung seiner verlorenen Sympathie, körperlich vom Typhus ergriffen, stirbt. Da heißt es:

Auf leisen Sohlen schlich er in das Krankenzimmer; die Kranke lag im Delirium und kannte ihn nicht. Still nahm er den Platz an ihrem Bette ein. In dumpfer Befangenheit sah er die eingefallenen und doch so glühend gerötheten Wangen seines jüngst noch so blühenden Weibes, hörte er die Phantasien, deren Mittelpunkt er war und blieb. „Martha“, rief sie, „Martha, vergiß es nicht, wenn er kommt“ — und hier ging ihre Stimme in leisen Gesang über — „sag' ihm, ich ließe ihn grüßen, ja grüßen viel tausendmal.“ Er nahm ihre Hand und sagte: „Hier bin ich, Marie, erkenne mich doch.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich muß noch immer warten“, sagte sie traurig, „er kommt nicht.“ „Ich bin geduldig“, sprach sie ein andermal, „Camillo liebt mich“, und ein sanfter Freudenglanz verbreitete sich über ihr Angesicht. Unzähligemale rief sie: „Er kommt! Hörst du den Wagen nicht?“ und glättete ihr wirres Haar und zog die Decke zurecht und schaute nach der Thür über Camillo fort. „Geh zur Seite“, sagte sie zu ihm, „ich kann Camill nicht sehen, wenn er eintritt.“ — „Ich bin es, Marie, schau mich an, kennst du denn meine Stimme nicht?“ sprach er, ihre Hand fassend. Sie entzog sie ihm. „Was du dir einbildest“, entgegnete sie, „Camillo's Stimme klingt frisch und hell, die deinige wie aus dem Grabe. Du bist nicht mein Camill.“

Das zweite ist der Moment, als die zur Pflege des halb wahnsinnig gewordenen Vaters zurückgekehrte Ada mit dem offenbar von dem Gedächtniß an seine erste Frau Gequälten die Kostbarkeiten mustert, womit er sie überschüttet hat:

„Es hat etwas gekostet“, sagte er und legte die Hand von einem Stück auf das andere, „damals — o ich kann es auch heute noch. Wer sagt, daß ich keinen Credit mehr habe?“ Er richtete sich zornig auf und blickte wild umher. „Keiner“, sagte Ada entschieden, „aber ich habe jetzt alles; wenn ich jedoch etwas wünsche, darf ich dir's sagen, Väterchen?“ — „Freilich, erwiderte er, „freilich, und du sollst sehen, daß ich noch alle deine Wünsche zu befriedigen vermag.“ Er stand, als lausche er auf etwas, dann flüsterte er vor sich hin: „Ich, lieber

„Vater, Ada!" Er lächelte wonnig und betrachtete sie von neuem. „Kind", sprach er bittend, „wie sagtest du doch, als du an meine Thür klopftest und ich fragte, wer da sei?" — „Ich, lieber Vater, Ada! rief ich hinein", erwiderte sie gerührt und bemühte sich, den Ton genau zu treffen, in welchem sie es vorhin gerufen. Es war ergreifend, das glückliche Lächeln zu sehen, mit welchem er darauf hinhorchte. „Ich habe nie so schöne Musik gehört", sagte er, „es ist das ergreifendste Lied, das ich je vernommen. Die Augen werden mir feucht davon, und ich habe sonst niemals geweint. Ich mochte die Thränen nicht. Wenn Eusebia weinte, wurde ich jedesmal zornig. Liebes Kind", fuhr er, sich zu Ada's Ohr neigend, flüsternd fort, „willst du mir wol versprechen, immer mit diesen Worten bei mir einzutreten? Zu klopfen, zu warten, bis ich frage, und jedesmal diese Antwort zu geben?"

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Es gibt einen regelmäßigen Verlauf deutscher Bühnenerfolge, der damit beginnt, daß ein neues Stück an einem ersten Theater in Wien oder Berlin am Anfang der Saison eine erfolgreiche Aufführung erlebt und von dort aus die Runde über eine kleinere oder größere Zahl deutscher Bühnen macht. Dramen, die zuerst an minder bedeutenden Theatern erscheinen, stoßen bei ihrem Rundgang öfters auf Hindernisse. In dieser Saison haben von Wien aus Joseph Weilen's „Rosamunde" und S. Mosenthal's „Isabella Orsini" diesen Rundlauf begonnen. Beide Stücke wurden am wiener Burgtheater mit Erfolg gegeben, ohne bei der Kritik die gleiche Anerkennung zu finden. Da sie beide im Buchhandel erschienen sind, so werden d. Bl. noch eingehender auf dieselben zurückkommen. Weilen's Drama behandelt seinen romantischen Stoff abweichend von der geschichtlichen Erzählung oder Sage, die ihm zu Grunde liegt, er beraubte dieselbe ihrer Wildheit und suchte sie zu modernisiren, indem die geschichtlich überlieferte That der Rosamunde von einer Gefährtin derselben vollbracht wird, während diese den Conflict durch Selbstmord löst. Wozu indeß zur Grundlage des Dramas eine Sage nehmen, deren wesentliche Züge von der neuen Dichtung nicht beibehalten werden, noch dazu, wenn der Misstand mit in den Kauf genommen werden muß, daß ein barbarisches Volk und eine barbarische Zeit den der Gegenwart gänzlich fremden Hintergrund der Fabel bilden, die überdies für den entsprechenden Ausdruck der Empfindungen nicht die reichere Einkleidung einer gebildeten Cultur bieten?

„Isabella Orsini" von Mosenthal ist eine Eifersuchtstragödie, in welcher die gewagte blutige Katastrophe nur einer Neigung, nicht einmal der gemuthmaßten Thatsache des wirklichen Ehebruchs gilt. Hier herrscht offenbar ein Misverhältniß zwischen Schuld und Sühne; die erstere liegt in einer geistigen Sphäre, die letztere im Gebiet der brutalen äußern Gewaltthat. Beide Stücke zeigen indeß nicht nur Bühnengewandtheit, sondern auch eine edle dichterische Haltung.

Letzteres kann man dem Schauspiel von Emil Brachvogel: „Die Harfenschule", welches am berliner Hoftheater mit großem Erfolg gegeben wurde, an mehrern andern Bühnen aber nur eine kühle Aufnahme fand, keineswegs nachrühmen. Das Stück ist in einem geradezu haarsträubenden Stil geschrieben, ganz wie der Roman „Beaumarchais", aus welchem Brachvogel diese Episode entlehnt hat. In frühern Zeiten, in denen man noch Gewicht auf den dichterischen Adel des Ausdrucks wenigstens in der ernsten Dramatik legte, wurden derartige Stücke, die sich durch ihre schülerhafte sprachliche Einkleidung nur als sogenannte „Reißer" und Bühnenfutter documentirten, an ersten Hoftheatern gar nicht zur Aufführung angenommen. Jetzt sind Intendanzen, Publikum und leider auch die Kritik gegen derartige Verbrechen gegen den Genius der Dichtkunst so gleichgültig geworden, daß man hierin einen Verfall der von Goethe und Schiller so hoch gehobenen Bühne erblicken möchte. Alle die fast burlesken, meist falsch gebrauchten Fremdwörter, die wir in dem Roman rügten, wie: Infernalität, diabolische Delicatesse, Eruption der Hofkreise u. a., sind in den Dialog des Dramas mit hinübergenommen und geben demselben den Anstrich buntscheckigster Geschmacklosigkeit. Die Handlung, obgleich sie nur aus zwei locker verknüpften Anekdoten besteht, ist theatralisch nicht ganz ungeschickt zusammengerückt, wennschon im letzten Act ein Riß sichtbar ist, wo die beiden Theile zusammengenäht sind. Die frisch zugreifende Keckheit der Behandlung, aller Esprit und Witz können uns indeß nicht darüber täuschen, daß die eigentlichen Vorgänge des Stücks widerwärtiger Art sind. Der Erpressungsversuch, den Beaumarchais bei dem Verleger ausübt, um ein Honorar zu erzwingen, steht diesem genialen Lumpen, in welchen Brachvogel nach der Formenschablone seines „Narciß" den ritterlichen Abenteurer verwandelt hat, nicht besser zu Gesicht als die Art und Weise, wie er die Frau eines Mannes compromittirt, welche ganz unschuldig ist an den Nachstellungen des letztern gegen die Gattin des Helden, oder als die speculative Pfiffigkeit, mit der er Kapital schlägt aus dem Geheimniß, das die Geburt seiner Frau verhüllt und hinter welches er durch Zufall kommt. Bei diesem Beaumarchais nehmen sich die Tugendphrasen im Grunde sehr hohl und nichtssagend aus; der cynische Narciß ist in seiner Art weit edler als dieser freibeuternde Glücksritter. Die Handlung selbst ist von Anfang bis zu Ende nur ein Gewebe von Zufälligkeiten.

Am wiener Burgtheater hat ein Drama von Schauffert: „1684", Fiasco gemacht. Dies patriotische Volksschauspiel, dessen Mittelpunkt die Belagerung Wiens durch die Türken bildet, zeigte die Muse des preisgekrönten Lustspieldichters in einem so salopen tragischen Négligé und das Compositionstalent desselben, das schon durch sein Preisstück selbst in Frage gestellt wurde, so auf dem Nullpunkt, daß die Schlußacte geradezu ausgelacht wurden.

Geibel's „Sophonisbe", die wir bereits eingehend in d. Bl. besprachen und die inzwischen den preußischen Schiller-Preis erhalten hat, fand am berliner Hoftheater eine günstige Aufnahme, die indeß keine Bürgschaft für seine nachhaltige Beherrschung des dortigen Repertoire gewährt. Auch die Kritik verhielt sich im ganzen kühl.

Das mit der Medaille ausgezeichnete Drama von Kruse: „Die Gräfin", früher schon an ostfriesischen Bühnen aufgeführt, hatte an der leipziger Bühne einen Achtungserfolg. Die kernhafte Sprache, die vortreffliche Zeichnung der Genrebilder, eine im einzelnen mit scharfen und feinen Strichen ausgeführte Charakteristik konnten über den ungünstigen Eindruck, den das Unsympathische im Charakter der Gräfin, deren starrer Eigensinn sie in eine Niobe verwandelt, sowie die Häufung der Unfälle gegen den Schluß des Stücks hin macht, nicht ganz den Sieg davontragen.

Eine andere Novität der leipziger Bühne war „Advocat Hamlet", ein anonymes Stück, das hier einen zweifelhaften Eindruck, in Prag aber Fiasco machte. Man schreibt das Stück Laube zu, und in der That erinnert es in der grobkörnigen Factur, in der Beeiferung, die Tagesphrasen mit explodirender Gewaltsamkeit auszubeuten, in der Nachdichtung österreichischer Tagsereignisse an die „Bösen Zungen". Doch ist die Motivirung eine so unmögliche, den wirklichen Verhältnissen ins Gesicht schlagende, die Durchführung des Hauptcharakters eine so sprunghafte und haltlose, der Schlußact mit der Geschworenenscene eine so effecthaschende und im einzelnen wieder unwahre, mit den hohlsten Phrasen ausgestopfte Scenerie, daß wir in dem Stück, wenn es von Laube wäre, einen bedauerlichen Rückschritt sehen müßten.

In Dresden und Hamburg ist ein Trauerspiel von Karl Koberstein: „Erich XIV.", mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Man rühmt den raschen Verlauf der Handlung, die

ausnehmend geschickte Berechnung des Theatereffects, den geschmackvollen Dialog, vermißt aber dichterische Bedeutung und Vertiefung.

Von Lustspielen ist „Des Nächsten Hausfrau" von Rosen am berliner und dresdener Hoftheater und am wiener Carl-Theater mit Beifall gegeben worden. Bei frischer Behandlung hat das Stück doch einen zu possenhaften Charakter, die Verwickelungen sind zum Theil undelicater Art. Weit feiner ist das Lustspiel von G. zu Putlitz: „Gut gibt Muth", welches am berliner Hoftheater zur Aufführung kam. Roderich Benedix' Lustspiel: „Abenteuer in Rom", hat in Frankfurt einen mäßigen Erfolg gehabt, in Prag nicht gefallen; dagegen ist das einactige Familienbild: „Weihnachten", in Leipzig mehrfach mit Beifall gegeben worden.

Der Ernennung Feodor Wehl's zum artistischen Director des stuttgarter Hoftheaters, die wir bereits mitgetheilt haben, fügen wir zwei Mittheilungen hinzu, welche das Ausscheiden anderer geistiger Kräfte aus dem theatralischen Wirkungskreis, welcher derselben so sehr bedarf, berichten. Friedrich Bodenstedt ist nicht mehr Intendant in Meiningen, und Eduard Devrient ist als Generaldirector des karlsruher Hoftheaters pensionirt worden.

Deutsche Sprichwörter als Beispiele in der Grammatik.

Sprüche und Sprichwörter sind jetzt in hoher Gunst. Große und kleine, wissenschaftliche und populäre Sammlungen werden veranstaltet und finden Beifall; auch in der Praxis werden Sprüche und geflügelte Worte mit Vorliebe angewandt. An Häusern, in Schloßgalerien, auf Fenstertafeln, in Bier- und Weinlocalen, in Festhallen, auf Bechern und Tellern, überall wird der Spruch zu Zier und Schmuck gesucht. Auch noch in anderer Richtung wird dem Sprichwörterschatze ein Einfluß zugestanden. In den letzten Jahren ist aus pädagogischen Kreisen heraus auf die Bedeutung und Verwerthung des Sprichworts für die Schule hingewiesen worden, von Staatswegen hat man das Sprichwort als besonders geeignet zu Memorirstücken empfohlen. Hat in der That auch in der pädagogischen Literatur, in kleinern und größern Lehrbüchern für den deutschen Sprachunterricht das Sprichwort wirklich Benutzung gefunden, so war diese immer nur eine vereinzelte. Darum machte Karl Wiegand, der schon öfter das pädagogische Gebiet mit Glück betreten hat, den Versuch, den besten Theil des von Simrock, Körte u. a. gesammelten deutschen Sprichwörterschatzes absichtlich und systematisch in den Dienst der deutschen Sprachlehre zu stellen, nachdem seine ähnliche vorhergehende Arbeit: „Das Proverbium in grammatischer Verwendung bei dem Elementarunterricht in der lateinischen Sprache. Sammlung von fast 1200 lateinischen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, mit Quellenbezeichnung u. s. w." (Leipzig, Klinkhardt), sich beifälliger Aufnahme seitens der Schulmänner zu erfreuen hatte. Der Titel des neuen Büchleins von Wiegand lautet: „Kleine deutsche Sprachlehre auf der Grundlage des deutschen Sprichworts. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben" (Hildburghausen, Gadow, 1868). Inwieweit diese ausgedehnte und ausschließliche Heranziehung der Sprichwörter zu grammatischen Beispielen principiell berechtigt und wie weit sie in der Praxis gelungen sei, das zu entscheiden überlassen wir billig den Pädagogen von Fach. Uns erscheint diese nach grammatischen Kategorien eingerichtete Sammlung höchst fleißig und sinnig. Es ist eine Sprichwörtersammlung nach der Form geordnet, die sich den andern alphabetisch oder sachlich geordneten gut anreiht. Der theoretische Theil der Grammatik mag denen, welche sich für Sprichwörter interessiren, völlig gleichgültig sein, gewiß aber werden sie den praktischen Theil: „Beispiele aus dem deutschen Sprichwörterschatz" enthaltend, willkommen heißen, um so mehr als die Auslese eine sehr reichhaltige ist. Sollte sich der Verfasser zu einer zweiten Auflage veranlaßt sehen, so würde er nothwendig auch die große Sprichwörtersammlung von Wander (Leipzig, Brockhaus), die rüstig weiter schreitet, zu Rathe zu ziehen haben.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, F. C. B., Der Erb- und Gerichtsherr. Ein Polizeiroman. 3 Thle. Hannover, Rümpler. 8. 5 Thlr.

Braun, J., Gemälde der mohammedanischen Welt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bunsen, E. v., Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre. 1ster Bd. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 4 Thlr.

Caspari, O., Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff. Ein historischer Beitrag zur neueren Philosophie und zur Geschichte der Naturwissenschaft. Leipzig, Voß. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Cassel, P., Für ernste Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen. Leipzig, Voß. Gr. 8. 2 Thlr.

Conscience, H., Das Duell. Ein Sittengemälde unserer Tage. Aus dem Vlämischen übersetzt von E. Grahl. Autorisirte Ausgabe. Regensburg, Manz. 1869. 8. 10 Ngr.

Dumas, A., und ***, Der auferstandene Gatte. (Le mari de la veuve.) Lustspiel. Uebersetzt von C. Freih. v. Stein. Meiningen, v. Eye. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Effie's Freunde oder Geschichten vom Seeufer und aus dem Walde. Aus dem Englischen übersetzt von Charlotte von Gruber. Glogau, Flemming. 1869. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Engelhardt-Schnellenstein, Helene, Baronesse v., Morgenroth. Jugendlieder. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Thlr.

Ethé, H., Ulrich von Hutten. Historisches National-Drama. Leipzig, Rötschke. Gr. 8. 10 Ngr.

Falk, V. A. F., Die Kunstthätigkeit in Mainz von Willigisens Zeit bis zum Schlusse des Mittelalters in Regestenform aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Mainz, Kirchheim. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ferrari, A., Gettysburg. Erzählung. Leipzig, Günther. 8. 20 Ngr.

Filhés, Bertha, Die petite mère. Aus dem Tagebuche eines jungen Mädchens. Breslau, Trewendt. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die religiöse Frage und die Arbeiter. Eine Stimme aus der Sozial-Demokratie. Leipzig, Thiele. 1869. Gr. 8. 1½ Ngr.

Franz, O. (O. F. Gensichen), Gedichte. Berlin, Heimann. 1869. 16. 20 Ngr.

Frohschammer, J., Die politische Bedeutung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche. Neue Untersuchung zur Würdigung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche. München, Ackermann. 1869. 8. 4 Ngr.

Fromm, Clara, Musikalische Anthologie. Eine Sammlung von Aussprüchen über Tonkunst von Tonkünstlern, Theoretikern und Dichtern. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 15 Ngr.

Fronmüller, L., Moses. Dramatisches Gedicht. Ducherow, Buchhandlung des Lehrerwaisenhauses. Gr. 16. 16 Ngr.

Gallas, Graf J. W., Diplomatische Correspondenz. Nach den in Prag und in Friedland aufgefundenen Archivalien zusammengestellt und der philosophisch-historischen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften vorgelegt von C. Höfler. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 3 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Geist des Schönen in Kunst und Leben. Praktische Aesthetik für die gebildete Frauenwelt. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Moralisch-religiöse Gedanken eines Laien, betreffend die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zur Prüfung und Beherzigung seiner nach Licht und Wahrheit verlangenden Mitmenschen, auf reges Streben und Erfahrung begründet. (Von J. L. Laudi). Hamburg, Restler u. Melle. 1869. 8. 6 Ngr.

Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Hartenstein, G., Historisch-philosophische Abhandlungen. Leipzig, Voss. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, Vergißmeinnicht. Blumen-Lieder für junge Blumen-Freundinnen gesammelt. Wesel, Düms. 1869. 8. 20 Ngr.

Hartung, A., Beiträge zur pädagogik. Wittenberg, Herrosé. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Henkel, F. (geb. Arnold), Sommermärchen. Neu-Ruppin, Oehmigke. 1869. Br. 8. 1 Thlr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3ter Thl.: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. 3tes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. 1ste Abth.: Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Humboldt. — Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. 3te Aufl. der Ausgabe in 1 Bande. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Parmet, A., Rudolf von Langen. Leben und gesammelte Gedichte des ersten Münsterschen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Deutschland. Münster, Regensberg. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ring, M., Lorbeer und Cypresse. Literaturbilder. Berlin, R. Lesser. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roskowska, Marie v., Stralsund und Delvern. Historische Erzählung. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steitz, G. E., Der Staatsrath Georg Steitz und der Fürst Primas Karl von Dalberg. Ein Blatt aus Frankfurts Geschichte im Anfange des XIX. Jahrhunderts mit urkundlichen Beilagen. Frankfurt a. M., Alt. 1869. Gr. 4. 24 Ngr.

Treitschke, H. v., Historische und politische Aufsätze. Neue Folge. 2 Thle. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Venedey, J., Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Viktor. Drama. Vom Verfasser der „Weizenähre". Wien, Mayer u. Comp. 8. 10 Ngr.

Weber's, C. J., Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Auswahl. Berlin, Klönne u. Meyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Weiß, K., Der Nothstand unter den Frauen und die Abhülfe desselben. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Berlin, Brigl. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wilhelmi, A., Dmitri Iwanowitsch. Drama. Leipzig, Gebhardt. 1869. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 13. Januar 1870.

Neuere dramatische Dichtungen.

Die Production auf dem dramatischen Felde ist nach wie vor ziemlich massenhaft, ohne daß indeß aus dieser Masse irgend viel als bedeutsam hervorragte. Das meiste gehört zur Gattung des sogenannten Buchdramas und wird nur gedruckt, um in diesem Druck sozusagen die Vergessenheit schwarz auf weiß zu erhalten, denn das, was man die Geschichte oder das Schicksal eines Buchs nennt, erleben diese gedruckten Dramen fast nie. Mehrentheils allerdings, weil sie so etwas auch in der That nicht verdienen.

Sehen wir unsern Vorrath näher an. Betrachten wir zuerst die religiösen Dramen, oder die Dramen mit Anlehnung an die Bibel oder mit biblischem Hintergrunde, so finden wir:

1. Sebastian. Märtyrertragödie in fünf Aufzügen von Emilie Ringseis. Freiburg i. Br., Herder. 1868. 8. 24 Ngr.

ein Drama, welches das Lampenlicht der Bühne wol ebenso wenig wie andere Stücke der Autorin erblicken dürfte, obschon das vorliegende nicht ohne alles Verdienst ist. Zunächst kann der Stoff als ein ernster und würdiger und seine Behandlung als immerhin wirksam gelten. Die Vorgänge spielen unter Diocletian und im Beginn des Christenthums. Sebastian, ein Hauptmann der kaiserlichen Leibwache und ein Begünstigter des Herrschers, ist Christ und bildet mit andern seines Glaubens eine stille Gemeinde in Rom, die sich eifrig immer neue Anhänger zu verschaffen strebt, trotzdem Diocletian unausgesetzt darauf bedacht ist, sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Auch Marcus und Marcellinus Cälius, zwei Brüder und römische Patricier, welche als Christen entdeckt worden sind, müssen die Schwere seiner Grausamkeit empfinden. Sie werden zunächst ins Gefängniß geworfen und hier auf die abscheulichste Weise gequält. Marcella, die Mutter beider, und Claudia, des Marcus Weib, die selbst der neuen Religion noch nicht beigetreten, bemühen sich umsonst, sie derselben abwendig zu machen und dadurch zu retten. Sebastian bestärkt sie so sehr in ihrem Märtyrerthum, daß sie mit Freuden ihr Leben einsetzen und den Tod nicht nur mit Standhaftigkeit, sondern mit wahrer Begeisterung erleiden.

Claudia, die untröstliche Gattin des Marcus, durch diesen ihr entsetzlichen Vorgang außer sich gebracht, geht nun hin und zeigt Sebastian seinem kaiserlichen Gönner als Anhänger und Verbreiter des neuen Glaubens an. Sebastian, statt über diesen Verrath zu zürnen und derjenigen zu fluchen, die ihn verübt, segnet sie und redet ihr und der Mutter seiner Freunde so eifrig und innig zu, bis er beide Frauen als ebenfalls dem Christenthum gewonnen erachten darf. Mit diesem tröstlichen Glauben gibt auch er sich dem Tode hin, den er bekanntlich an eine Säule gebunden durch die Pfeile afrikanischer Bogenschützen gefunden hat.

Dies ist der kurze Inhalt der Märtyrertragödie, mit der wir es hier zu thun haben und mit der es ungefähr wie mit den modernen Heiligenbildern beschaffen ist. Wie die Zeichnung und Farben jener Bilder, so tönt es auch aus allen Auftritten dieser Tragödie laut genug heraus:

Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube.

Der echt katholische Hauch und Sinn der geistlichen Schauspiele Calderon's tritt uns aus ihr nicht entgegen. Der Ton der Verse ist ziemlich trocken und farblos; der Verlauf der ganzen Handlung ohne inneres Leben und jenen glühenden Enthusiasmus, der hier durchaus nöthig ist, um zu entzünden und hinzureißen. Um uns für die ersten Märtyrer des Christenthums zu entflammen, bedürfte es eines dramatischen Talents von genialer Wurfkraft und einer wahrhaft berauschenden Macht der Diction, also zweier Eigenschaften, welche Emilie Ringseis keineswegs besitzt. Sie gestaltet nicht ungeschickt und weiß auch einen ganz verständigen Dialog zu führen; allein damit läßt sich noch immer nicht mit einigem Erfolg ein Feld bebauen, das seit dem Mittelalter brach gelegen. Es

muß ein Genius besonderer Art erscheinen, um das zu thun, ein Genius, der mehr Fonds der Poesie und bewältigendern Schmelz der Sprache besitzt als unsere Autorin, die uns ein Martyrium beinahe im Conversationsstil vorführt.

Da loben wir uns dagegen:

2. Joost van den Vondel's Lucifer. Ein Trauerspiel aus dem Jahre 1654. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 20 Ngr.

Dieses Drama hat die steife Ungelenkigkeit der altdeutschen Malerschule, ist schwerfällig im Gang, eckig in der Bewegung, aber es liegt eine so seltene Inbrunst, der Glanz und Schimmer einer so gloriosen religiösen Weihe darüber, daß man doch sich wunderbar davon ergriffen fühlt.

„Lucifer" schildert uns die neidische Aufwiegelei des Erzengels Lucifer gegen die Größe Gottes; es ist ein Kampf der bösen Geister gegen die guten im Himmel. Die Wolken dieses Himmels und die ganze Herrlichkeit des Urewigen sind plump und hölzern gestaltet und ausgeführt, aber selbst in dieser hölzernen und plumpen Ausführung und Gestaltung imponirt die wahrhaft naive Größe der Idee und Anschauung derart, daß man sich zur Bewunderung hingerissen sieht. Vondel liefert gewissermaßen das dramatische Vorspiel zu Milton's „Verlorenem Paradies" und Klopstock's „Messias". Er ist der würdige Vorläufer dieser großen Poeten und verdient darum wol auch in unserer Zeit unvergessen zu sein, wenn diese allerdings schon, von ganz anderm Wesen und andern Interessen erfüllt, in seinem Werke nicht viel mehr als poetische Reliquien erkennen wird. G. H. de Wilde aber darf für seine feinsinnige und pietätvolle Uebertragung immerhin auf unsere aufrichtige Dankbarkeit gerechten Anspruch erheben, weil er durch dieselbe jene poetischen Reliquien uns nahe führt und sie uns in ihrem vollen Umfange begreifen läßt.

Ein Stück, welches sich gleichfalls im religiösen Mythus bewegt, ist:

3. Judas Ischarioth. Trauerspiel von Otto Franz. Berlin, Heimann. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Als ein höchst mislicher Umstand bei diesem Drama fällt sogleich das Nichterscheinen von Jesus Christus in die Augen. Judas Ischarioth intriguirt und lehnt sich auf gegen den Heiland, ja überliefert ihn schließlich dem Tode, ohne daß wir den, der so dem Verderben preisgegeben wird, in der in Rede stehenden Tragödie zu Gesicht bekommen. Wir sehen in dieser Tragödie den Kampf zweier Elemente, von denen jedoch nur eins in die Erscheinung tritt. Dieses eine, das böse, dunkle Element, empört sich gegen ein lichtes und gutes, das unsichtbar bleibt und dadurch diese Empörung gegenstandslos und hinfällig macht. Jemand gegen eine Macht ankämpfen lassen, die nicht vorhanden ist, muß von vornherein für undramatisch gelten, denn das Drama verlangt die leibhaften und lebendigen Gegensätze nicht nur in ihrer gegenseitigen natürlichen Wechselwirkung, sondern auch in ihrem endlichen vollen Aufeinanderplatzen. Ein Judas Ischarioth ohne Jesus Christus, das ist, wie wenn man uns den Schatten eines Körpers, nicht aber auch zugleich den Körper zeigte. Wie soll man sich für ein solches Zeigen interessiren können? Noch obenein, wenn es im übrigen nicht einmal poetisch genial oder imposant ausgeführt erscheint.

Der Verfasser ist unbezweifelt ein Stück von einem Gelehrten, jedenfalls ein Mann, der etwas gelernt hat und nicht am Gewöhnlichen und Alltäglichen hängt. Aber um eine epochemachende dramatische Leistung zu bieten, mangeln ihm Gestaltungskraft und eine gewisse Urwüchsigkeit des Talents. Sein Schaffen verräth allerdings höheres Streben, Ernst und Begeisterung, doch keineswegs Kühnheit des Wurfs, Originalität und frappirende Sicherheit der Mache. Sein Trauerspiel erscheint ziemlich linkisch und ausdruckslos.

Es beginnt mit plumpen Schäkereien, die sich römische Soldaten gegen jüdische Mädchen herausnehmen; auch Maria Magdalena muß sich dergleichen gefallen lassen, bis Judas für sie eintritt, den sie ehedem geliebt und dessen sinnlichen Begierden sie zum Opfer gefallen. Sie stand in Gefahr als Sünderin gesteinigt zu werden, als Jesus sie in Schutz nahm und die Pharisäer mit der Frage verdutzte: wer sich rein genug fühle, den ersten Stein auf sie zu werfen. Seitdem ist sie eine treue Anhängerin des Nazareners und so schwärmerisch für ihn und seine Lehre eingenommen, daß sie Judas mit allen Ansprüchen auf ihre Gunst und Liebe kalt zurückweist und denselben natürlich dadurch in seiner Bitterkeit gegen den Heiland noch wesentlich bestärkt. Judas selbst nämlich hat etwas wie ein Held und Retter der Juden werden wollen. Die Unterdrückung seines Volks ist ihm zu Herzen gegangen, und da er kühnen, kriegerischen Geistes ist, hat er sich ziemlich jung in die Rolle der Makkabäer hineingeträumt. Da erschien Jesus und er schloß sich ihm an. Aber auf die Länge sagt ihm dessen Milde und Duldsamkeit nicht zu. Judas will kein Prediger, er will ein Agitator, ein Revolutionär, ein Mann mit den Waffen in der Hand sein. So kommt es, daß er Christus zuerst misachten, dann hassen lernt. Maria Magdalena's Hingebung für seinen Herrn und Meister dient wesentlich dazu, seinen Groll zu schärfen. Am meisten thun das jedoch die Reden seiner Mutter Lea, einer stolzen, thörichten Frau, welche es nicht ruhig mit ansehen kann, daß der Sohn ihrer Freundin Maria berühmter und glorreicher dasteht wie ihr eigener, und die aus diesem Grunde nicht müde wird, Judas jenem widersetzig zu machen.

Im zweiten Acte verschwören sich zunächst Mitglieder des Hohen Raths gegen Jesus, und dann geräth Judas außer sich darüber, daß Maria Magdalena dem Heiland die Füße salbt. Er sagt:

Die Jünger staunen, Jesus lächelt siegreich. —
Freust du dich, daß du mich betrogen hast?
Bei Gott, du sollst dies Lächeln theuer büßen!
Maria wirft sich vor ihm nieder, löst
Ihm die Sandalen, öffnet das Behältniß
Und salbt die Füße ihm mit duftiger Narde.
Was, Mädchen, bist du zur Bacchantin worden?
Mit Inbrunst drückt sie seine schnöden Füße
An ihren schönen, zartgeformten Busen,
Den meine Hand niemals berühren durfte.
Willst du mich denn bis zur Verzweiflung treiben?

In dieser Verzweiflung beschließt er, seinen Herrn

und Meister den Gegnern desselben zu opfern und zu verrathen.

Der Beginn des dritten Acts führt uns in die Mitte des Hohen Raths, in welchem auf Judas' Anzeige hin der Untergang des Messias bereits ausführlich verhandelt wird; aber zugleich auch vernehmen wir, daß man zwar die That des Verräthers annehmen, aber nachher sich diesen selbst vom Halse schaffen will. Levi bekennt, daß auch Judas nicht leben dürfe, und jedenfalls macht er sich anheischig, diesen dahin zu bringen, daß er in Verzweiflung Jerusalem verlasse. Ungefähr zu derselben Zeit spornt Lea noch einmal nachdrücklich den Sohn zu der beabsichtigten Schandthat an.

Im vierten Acte ist sie bereits begangen, und Jesus wird gekreuzigt, indeß Judas, von Gewissensbissen verfolgt, wie ein Rasender umherstürmt. Nachdem Ahasverus ihn als Mitgenosse der Schurkenthat begrüßt, Maria Magdalena ihn verwünscht und das wüthende Volk ihn bedroht hat, eilt er, sich in die Wildniß zu verbergen, aber nicht, ohne seine eigene Mutter vorher als seinen bösen Genius verflucht zu haben.

Der fünfte Act bietet jetzt nur noch ein kurzes Nachspiel, in welchem Judas Ischarioth sich ersticht und, sterbend von der Mutter angetroffen, noch gerade Zeit und Kraft genug behält, um dieser durch Zeichen seine Verzeihung anzudeuten.

Die kurze Darlegung des Inhalts wird ohne Zweifel genügend sein, um die Leser erkennen zu lassen, daß die Handlung sich nur schwerfällig und ungeschickt, nicht ohne Wiederholungen und Weitläufigkeiten abwickelt. Neue, tief menschliche und überraschende Motive sind für die That des Judas Ischarioth nicht aufgestellt, und ebenso wenig ist von der ganzen religiösen Bewegung jener Zeit ein frappantes Gemälde entworfen worden. Auch die Diction, wie die kleine mitgetheilte Probe beweisen mag, ragt über die Gewöhnlichkeit nicht hinaus. Sie trägt, wie die Dichtung im ganzen und großen, einen derb sinnlichen, realistischen Zug, ohne indeß damit den Grad wahrhaft individualisirender Kunst erreichen zu können.

Von dem nämlichen Verfasser liegt ferner vor:

4. Gajus Gracchus. Trauerspiel von Otto Franz. Berlin, Heimann. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Mit diesem Stück wollen wir auf die weltliche Tragödie übergehen, die Franz freilich nicht besser als die heilige oder biblische vertritt. Sein jüngerer Gracchus ist doch ein ziemlich unreifer, wenig sympathischer Held, ein Held, für dessen Heldenthum man sich kaum begeistern kann, weil es weder von dem vollen, berauschenden Enthusiasmus der Jugend, noch von dem Ernst und der Weihe des männlichen Geistes getragen wird. Es ist Gracchus selbst, der den vornehmen Römern zuruft:

> Ich will von eurer angemaßten Höhe
> Herab euch reißen in den tiefsten Staub.
> Ihr hofftet wol, ich würde euch mich beugen?
> Verkehrt gedacht! Auf eure stolzen Nacken
> Will ich den Fuß des Siegers setzen, will
> Zertreten eure Brut, will volle Rache
> Für meines Bruders Tod und für den Hohn,
> Mit dem ihr mich bisher behandelt habt.

Man wird uns eingestehen müssen, daß diese Auslassung nicht eben Größe des Geistes und des Herzens verräth, und daß man sich für einen Menschen, der darin seine innersten Tendenzen hervorkehrt, nicht sehr zu interessiren im Stande ist.

Der Verfasser hat den Kampf zwischen den Parteien der Optimaten und Popularen, in welchem die sogenannten gracchischen Unruhen gipfeln, allerdings in seinem historischen Werthe wohl erkannt und zu würdigen gewußt, leider jedoch in der politischen Auffassung und dramatischen Verwerthung derselben sowol den kühnen Wurf als auch die großen Züge nicht gefunden, die dafür unerlaßlich sind. Sein römisches Trauerspiel schreitet so schleppend, so langsam und gleichsam in so kleinen und zögernden Schritten nicht sowol der tragischen Höhe zu, sondern umgeht dieselbe vielmehr in so bedeutungsloser Weise, daß sich selbstverständlich ein imponirender Eindruck und eine durchschlagende Wirkung nicht ergeben können.

Weniger realistisch und von geringerer Hinneigung zum sinnlichen Ausdruck als „Judas Ischarioth", nimmt dieses Erstlingswerk seiner tragischen Muse allerdings einen mehr idealistischen Anlauf und Schwung als das spätere, hier zuerst besprochene; allein dieser idealistische Anlauf und Schwung, der sich im zweiten Stück auch bereits als beinahe überworfen und beseitigt erkennen läßt, ist in der That doch zu wenig gesund und organisch gestaltet, um große Hoffnungen auf denselben setzen zu können.

Guter Wille und Bildung sind genug vorhanden, um eine dramatische Schöpfung von einiger Bedeutung erwarten zu lassen; aber um sie wahrhaft und wirklich ins Leben zu rufen, gebricht es zum Theil an urwüchsiger Kraft, wie besonders auch an Entschiedenheit des Stils und der ganzen poetischen Richtung.

5. Olden-Barneveldt. Trauerspiel in fünf Acten von G. Helm. Innsbruck, Wagner. 1868. 8. 16 Ngr.

Dies Stück zählt leider auch zu jenen gutgemeinten, aber durchaus verfehlten Versuchen, in denen dankbare, historische Stoffe durch verschwommene, unsichere Ausführung um allen Erfolg und Credit gebracht werden.

Jan van Olden-Barneveldt, den strengen und aufrichtigen Republikaner, den weisen, leidenschaftslosen Staatsmann Hollands im Kampfe gegen die monarchischen Gelüste des Prinzen Moritz von Nassau-Oranien hinzustellen, ein Kampf, in welchem er, zweiundsiebzigjährig, unterliegt und das Blutgerüst besteigt, das ist gewiß eine großartige und lohnende dramatische Aufgabe; aber sie erfordert freilich ein kräftiges, durchgreifendes Talent und keine so zutastende und jeden dramatischen Ausdruck verfehlende Begabung, als die von G. Helm sich ausweist.

Die Personen dieses Autors sind schwerfällige Automaten, ohne Leben und Charakter; die Handlung erscheint matt, ohne Klarheit und straffen Gang. Man kommt im ganzen Stück nicht recht dahinter, um was es sich eigentlich handelt. Olden-Barneveldt und Prinz Moritz reden und verhandeln hin und her, ohne daß diese Verhandlungen die zu wünschende Concision und die nöthige dramatische Schlagfertigkeit gewönnen. Alles ist umwickelt und ausgestopft in diesem Stück und zwar so vollkommen, daß sich jeder warme Schlag und Hauch der Natur darunter verliert. Man trifft nirgends in diesem Werke auf gesundes Fleisch und echt menschlichen Impuls, sondern überall auf rhetorische Watte und ausgepolsterte

Action. Es ist alles verschwommen, ohne scharfe Contouren und Formen; es verletzt nirgends, es stößt nicht ab; aber es ergreift und packt auch nicht.

Noch schlimmer ist es bestellt um:

6. Georg Jenatsch. Eine dramatische Dilogie von Arnold von Salis. Basel, Richter. 1868. 8. 1 Thlr.

Wenn dieser Arnold von Salis ein Enkel jenes Johann Gaudenz von Salis ist, dem unsere schöne Literatur einige tief ergreifende poetische Gaben verdankt, so ist derselbe der Knappheit und Schärfe des Stils seines Ahnherrn sehr untreu geworden, denn seine beiden Trauerspiele sind dramatische Gemälde von höchst auseinandergeflossener Composition und Farbe, die von echter und wahrer Tragik eigentlich kaum eine Spur in sich aufweisen.

Georg Jenatsch ist ein Protestant Graubündtens, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Priesterrock mit dem Soldatenwams vertauschte und einen katholischen Raubritter, Pompejus von Planta, mit einigen Helfershelfern in seiner Burg ermordete. Für diesen Mord wird er und seine Genossen in Fem und Acht gethan und schließlich mit derselben Mordaxt, mit der man Planta auf die Dielen seines Gemachs genagelt, von dessen Tochter niedergeschlagen.

Die Vorgänge sind umständlich, breit und oft in ganz nutzlose Episoden zersplittert; gerade an solchen Stellen, an denen die Handlung dramatisch zugespitzt zu sein verlangt, stumpft sich dieselbe ohnmächtig ab. Man sieht gleichsam den Arm zum Schlage ausholen, ohne daß der Schlag wirklich je erfolgt; statt eines gewaltigen Streichs gibt es einen Klatsch.

Die That des Jenatsch allerdings vollzieht sich ziemlich rasch, wenn auch freilich hinter den Coulissen; die Rache der Plantas aber braucht neun Acte, um zum Ziele zu kommen. Das erste Trauerspiel schließt damit, daß der Held, von seinen Gegnern verfolgt und bekämpft, diesen zwar das Feld räumt, aber sie doch durch seine Kühnheit verblüfft. Lucretia von Planta, welche jenes verhängnißvolle Beil immer mit sich herumträgt, hat eben wieder geschworen, daß es den Mord des Vaters rächen soll, als Jenatsch ihr aus einem Gebüsch entgegentritt und durch seine Erscheinung sie so erschreckt, daß das Beil ihren Händen entfällt. Er sagt zu ihr:

Laßt ruhn das Beil! Noch ist nicht meine Stunde,
Legt es beiseite für ein andres mal!
Ich habe viel gelitten, viel gestritten,
Das Land zu retten; doch — es sollte nicht sein!
Ich beuge mich, verlasse meine Heimat,
Verbanne selbst mich aus dem trauten Thal,
Doch nicht um in der Fremde zu verschellen,
Dem Vaterland erhalt' ich meinen Arm.
Mein Weg führt' an dem Schlosse hier vorüber;
Ich ahnte, daß das Beil noch thätig sei;
Ich kam — da liegt's — legt es beiseite, sag' ich!
Denn noch ist meine Stunde nicht gekommen,
Ich fühl' es deutlich. — Zwar mislang mir vieles,
Doch vieles hab' ich leidend auch gelernt;
Zum Manne bin vom Jüngling ich gereift
Durch den verlornen Sieg: ich wähnte stolz,
Der Unschuld durch Gewalt zum Recht verhelfen
Zu können, und ich trotzte größrer Macht, —
Da fiel, was schwitzend ich gebaut, zusammen.
So muß die Zeit mich andre Wege lehren!

Diese andern Wege schlägt er in Bünden ein, wo er sich nun niederläßt und gleichfalls für die gute Sache seines Glaubens und der Freiheit, doch gesetzter und ohne Mord und Todtschlag kämpft. Doch auch hier tödtet er, wennschon ohne eigentliche Absicht. Ruinelli, ein bündnerischer Oberst, hat im Rausch ein Kind todt geritten und soll nun vor Gericht. Als er sich weigert, sucht Jenatsch ihn zur Fügsamkeit zu bewegen, reizt dadurch den Trunkenbold aber nur derart, daß dieser gegen ihn das Schwert zieht. In der Nothwehr tödtet ihn Jenatsch.

Diese Tödtung entsetzt den Helden derart, daß er sich in einen Waldbach stürzen will, was aber seine dazwischentretende Frau glücklicherweise verhindert, indem sie ihn auffordert, sich seiner Familie wie seinem Lande zu erhalten.

Aufs neue widmet er sich den öffentlichen Angelegenheiten, dem Wohl des Staats, für das er mit Frankreich unterhandelt. Rechte Ruhe und Gelassenheit jedoch kann er nicht mehr erlangen; ihn plagen böse Gedanken und Träume, zuletzt auch die Geister der Erschlagenen. Zwar macht er Rhätien schließlich frei, erliegt aber endlich doch dem Axtschlage der Lucretia von Planta.

Dem Ganzen fehlt echt dramatisches Wesen und Geste: die Dilogie nimmt sich wie eine historische Abhandlung oder Erzählung aus, die sich als Drama maskirt hat, überall aber aus der Rolle fällt. Selbst die Sprache ist, wie man aus dem kurzen Auszuge erkannt haben wird, ohne Prägnanz und feste Haltung, lässig, schwankend und nie das richtige Wort treffend. Ein Held, der „schwitzend" seine tragische Arbeit verrichtet und sich über das Fehlschlagen seiner Absichten damit tröstet, „daß es nicht sein sollte", documentirt sich unbezweifelt als ungeeignet für das eigentliche Pathos. Wir anerkennen den Fleiß und guten Willen des Autors, aber das ist auch geradezu alles, was wir anzuerkennen im Stande sind.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1869.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Die **Geschichtschreibung** hat in diesem Jahre nicht viele hervorragende Leistungen aufzuweisen; die Verzettelung in das archivarische und biographische Detail, die Vorliebe für die Monographie kurzer Zeitabschnitte, minder bedeutender Persönlichkeiten, unwichtiger Epochen, bleibt wie in den letzten Jahren auch in diesem für sie charakteristisch.

Die Herausgabe von Leopold Ranke's „Gesammelten Werken" steht im Vordergrund des allgemeinen Interesses; denn Ranke behandelt interessante Stoffe, ein Zeitalter geistiger Bewegung mit großer Kunst der Darstellung. Auch sein Werk über „Wallenstein" hat, trotz der etwas kühlen diplomatischen Behandlung, den Vorzug eines fein schattirten Charaktergemäldes. Der Dreißigjährige Krieg wird überhaupt mit Vorliebe von den Histo-

rikern zu Monographien jeder Art ausgebeutet. Dem Ranke'schen „Wallenstein" tritt Droysen's „Gustav Adolf" an die Seite, ein Werk, das ebenfalls den diplomatischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt. Eine umfassende „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" gibt A. Gindely heraus, der erste Band schildert den böhmischen Aufstand von 1618; Freiherr F. von Soden „Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland", der dritte Band des umfassenden Werks behandelt die Epoche von der Schlacht bei Nördlingen bis zum prager Frieden. Andere Monographien aus der Epoche des großen Kriegs sind: G. de Beer „Dank vom Haus Oesterreich oder der Infant Dom Duarte"; G. W. E. Schmidt: „Das schwedisch-sächsische Bündniß vom 1. September 1631"; O. Fraas: „Die Nördlinger Schlacht am 27. August 1634". Außer der „Geschichte des preußischen Staats" von Eberty, von welcher der dritte und vierte Band vorliegen, erscheint eine Geschichte Preußens unter den Hohenzollern von E. von Cosel: „Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den Hohenzollernschen Fürsten".

Vielfach behandelt wird außerdem die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten. Außer der deutschen Ausgabe des Hauptwerks von Laboulaye: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika", erscheint eine Fortsetzung der E. Willard'schen „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika" von E. R. Schmidt. Der neue amerikanische Krieg hat einen geistreichen Darsteller in H. Blankenburg: „Die innern Kämpfe der nordamerikanischen Union", gefunden; außerdem erwähnen wir noch die „Amerikanischen Kriegsbilder" von Heusinger und den Vortrag von F. von Meerheimb: „Sherman's Feldzug in Georgien".

In Bezug auf die englische Geschichte führen wir an: das Buch eines namhaften, auf diesem Gebiete besonders heimischen Autors R. Pauli: „Aufsätze zur englischen Geschichte." Ueber den rastatter Gesandtenmord liegen zwei Arbeiten vor, die eine von Karl Mendelssohn-Bartholdy, die andere vom Freiherrn J. von Reichlin-Meldegg. Die neueste Geschichte behandeln: Wilhelm Müller: „Politische Geschichte der Gegenwart, das Jahr 1868"; Wolfgang Menzel: „Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des lombardischen Kriegs bis zum Anfang des deutschen Kriegs"; J. Mühlfeld: „1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk"; T. Griesinger: „Von 1866—1869. Illustrirte Geschichte der Neuzeit"; Leonhard Becker: „Die Reaction in Deutschland gegen die Revolution von 1848." Eine „Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts" schreibt, in Schlosser's Fußstapfen tretend, C. von Noorden; die erste Abtheilung behandelt den Spanischen Erbfolgekrieg.

Von Geschichtswerken, welche das Alterthum behandeln, verdient Erwähnung C. Peter's „Geschichte Roms", von welcher die zweite Abtheilung des dritten Bandes vorliegt, die Kaisergeschichte vom Tode Nero's bis zum Tode Marc Aurel's behandelnd. Von Friedrich Ortloff's „Geschichte der Grumbach'schen Händel" ist der dritte Theil erschienen. Rüstig schreitet die von Ernst Klein bearbeitete zweite Auflage von J. A. Feßler's „Geschichte von Ungarn" fort, ebenso J. Hodler's „Geschichte des Bernervolks". Ein rühmenswerthes Werk ist L. Schlesinger's „Geschichte Böhmens".

Wie weit im übrigen die Geschichte sich in das monographische Detail auflöst, mag folgendes Register beweisen, das selbstverständlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht: J. Oberdick: „Die römerfeindlichen Bewegungen im Orient während der letzten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr."; R. A. Lipsius: „Chronologie der römischen Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts"; T. Breysig: „Die Zeit Karl Martell's"; J. Ficker: „Geschichte des Lombardenbundes"; F. Bienemann: „Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen"; E. Müller: „Geschichte der Stadt Osnabrück" (erster Theil); J. M. Mayer: „Das Baiernbuch"; A. Pfizmaier: „Zur Geschichte des Zwischenreiches von Han"; G. L. von Maurer: „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland"; J. Riedl: „Kurze Geschichte des Landes Salzburg"; W. Tobien: „Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens"; A. Beck: „Geschichte des gothaischen Landes, zweiter Band, Geschichte der Stadt Gotha"; C. A. Cornelius: „Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—35"; E. Sieniawski: „Das Interregnum und die Königswahl in Polen vom Jahre 1587"; R. Calinich: „Der naumburger Fürstentag 1561"; B. Dudik: „Preußen in Mähren 1742"; A. Dominicus: „Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenzeslaus 1786—94"; C. Höfler: „Fragmente zur Geschichte Kaiser Karl's VI."; F. von Ompteda: „Zur deutschen Geschichte in dem Jahrzehnt vor den Befreiungskriegen"; T. Griesinger: „Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europas"; E. Reimann: „Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs"; G. von Polenz: „Geschichte des französischen Calvinismus" (fünfter Band); C. T. Perthes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft" (zweiter Band); J. Coster: „Geschichte der Festung Luxemburg". Von Schade's „Geschichtskalender" und von F. von Raumer's „Historischem Taschenbuch" liegen neue Jahrgänge vor. Ebenso schreiten die neuen Auflagen von Becker's und Weber's Weltgeschichte rüstig fort. Den Uebergang zur biographischen- und Memoirenliteratur bilden: J. Ebersberg: „Haus-, Hof- und Staatsgeschichten" und Luise Otto: „Privatgeschichten der Weltgeschichte".

Von culturgeschichtlichen Schriften erwähnen wir, außer dem oben bereits angeführten Werk von J. J. Honegger, J. J. Roßbach: „Geschichte der Gesellschaft"; der zweite Theil dieses verdienstlichen Werks, dessen Verfasser vor kurzem durch den Tod abberufen wurde, schildert „Die Mittelklassen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents", der dritte Theil, „Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker". Eine allgemeine Einleitung zur Culturgeschichte der Neuzeit bietet die Schrift von O. Henne-Am Rhyn: „Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschritts". Beiträge zur deutschen Culturgeschichte liefern F. Pfalz: „Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter"; J. Falke: „Geschichte des deutschen Zollwesens"; W. Weber: „Der deutsche Zollverein"; G. Schmoller: „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert". Auch der Teufel gehört mehr in die Culturgeschichte als in die Religionsphilosophie, wir erwähnen daher hier Roskoffs' „Geschichte des Teufels".

Ausnehmend reichhaltig ist die biographische Literatur, zu welcher wir die Denkwürdigkeiten und Briefwechsel hinzurechnen. Die Biographie darf, wie uns Varnhagen's Vorbild gezeigt hat, Anspruch machen auf künstlerische Bedeutung, wenn das gesichtete Material in durchsichtiger Gruppirung und ebenmäßigen Verhältnissen zu einem harmonischen Ganzen geordnet wird, und zwar in einer Läuterung, welche das aus den Quellen geschöpfte Stoffartige und Beweiskräftige, gleichsam die Hülsen der Forschung, abstößt und uns nur die gereifte und genießbare Frucht bietet. Nach diesem Ziel einer künstlerisch harmonischen Biographie streben die wenigsten Biographen heutiger Zeit; die Mehrzahl gefällt sich in archivarischer Behandlung, in der Aufhäufung quellenmäßigen Details ohne geschmackvolle Sichtung. Selbst in anderer Hinsicht rühmenswerthe Werke, wie „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau", von G. H. Pertz, von welchem der dritte Band vorliegt, sind von dem Vorwurf der Ueberladung mit unverarbeitetem Material nicht freizusprechen. Eine Biographie von vier bis fünf dicken Bänden überschreitet das erlaubte Maß geschmackvoller Darstellung. Einen Pendant zu Pertz' „Gneisenau" bietet G. H. Klippel: „Das Leben des Generals von Scharnhorst", von welchem bisher zwei Bände vorliegen. Von dem Werk „Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe", ist der zweite Band der deutschen Ausgabe von F. Nippold ausgegeben worden. Von K. A. Varnhagen's von Ense „Tagebüchern" erschien der elfte Band, außerdem aus seinem Nachlaß fünf Bände: „Blicke aus preußischer Geschichte".

Das Humboldt-Jubiläum hat eine nicht unbeträchtliche Humboldt-Literatur hervorgerufen: A. Bastian: „Alexander von Humboldt", Festrede; H. W. Dove: „Alexander von Humboldt", Festrede; E. Ule: „Alexander von Humboldt, Biographie für alle Völker der Erde"; R. O. Meibauer: „Alexander von Humboldt, sein Leben und Forschen"; „Briefwechsel und Gespräche Alexander's von Humboldt mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856" (zweite Auflage); „Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin"; „Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen"; W. Buchner: „Deutsche Ruhmes-Halle. Erste Lieferung: Alexander von Humboldt, ein Lebensbild".

Ueber die preußische Restaurationsepoche geben nicht unwichtige Aufschlüsse: „Briefe des königlich preußischen Staatsministers, Generalpostmeisters und ehemaligen Bundestagsgesandten Karl Ferdinand Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten", herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy, während die von Ernestine von L. herausgegebenen Briefe und Aufzeichnungen: „König Jérôme und seine Familie im Exil", uns den vielberufenen König Westfalens in etwas günstigerm Lichte zeigen.

Um die Vielseitigkeit der deutschen biographischen Bestrebungen zu beweisen, fügen wir das folgende buntscheckige, von uns absichtlich nicht nach Gruppen geordnete Register von Biographien bei, von denen einzelne nicht ohne Verdienst sind, die Mehrzahl aber an den oben gerügten Mängeln leidet: B. Spiegel „D. Albert Rizäus Hardenberg. Ein Theologenleben aus der Reformationszeit"; H. W. J. Thiersch: „Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Baiern"; „Georg, Großherzog von Mecklenburg. Ein Lebensbild. Von einem Mecklenburger"; „Wilhelm Griesinger. Biographische Skizze"; C. F. Hermann: „Johann Jakob Moser, der würtembergische Patriot, als Gefangener auf Hohentwiel"; J. F. A. Mücke: „Flavius Claudius Julianus, zweite Abtheilung, Julian's Leben und Schriften"; J. C. Mitterrutzner: „Dr. Ignaz Knoblecher, apostolischer Provikar der katholischen Mission in Centralafrika"; A. Wolf: „Graf Karl Chotek, Geheimer Rath und Oberstburggraf von Böhmen"; „Friedrich Wilhelm Krummacher, eine Selbstbiographie"; H. Wallon: „Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans"; R. Lehmann: „Forschungen zur Geschichte des Abtes Hugo I. von Cluny"; F. X. Wegele: „Friedrich der Freudige, Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und die Wettiner seiner Zeit"; C. F. Nebenius: „Karl Friedrich von Baden. Aus dessen Nachlaß herausgegeben durch F. von Weech"; C. Bruhns: „Johann Franz Encke, königlicher Astronom und Director der Sternwarte zu Berlin. Sein Leben und Wirken bearbeitet nach dem schriftlichen Nachlaß"; „Zur Erinnerung an Karl Wilhelm Bouterwek, Director des Gymnasiums in Elberfeld"; H. von Brandt: „Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt" (zweiter Theil); A. Ritter von Vivenot: „Thugut, Clairfayt und Wurmser"; E. Achelis: „Dr. Richard Rothe"; J. Anthieny: „Der päpstliche Nuntius Karl Caraffa"; P. W. Stursberg: „Das Leben Gerhard Tersteegens"; A. Wolf: „Fürst Wenzel Lobkowitz, erster Geheimer Rath Kaiser Leopold's I."; L. Schneider: „König Wilhelm. Militärische Lebensbeschreibung"; R. Volkmann: „Synesius von Cyrene"; „Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen"; F. W. Cuno: „Johann der Aeltere von Nassau-Dillenburg, ein fürstlicher Reformator"; W. Kampschulte: „Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf" (erster Band); H. Schramm: „K. F. Ph. von Martius. Sein Lebens- und Charakterbild"; C. F. Meißner: „Denkschrift auf Karl Friedrich Philipp von Martius"; B. Erdmannsdörffer: „Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert"; J. C. C. Hoffmeister: „Karl II., Landgraf zu Hessen-Philippsthal"; W. Edler von Janko: „Das Leben des k. k. Feldmarschalls Gideon Ernst Freiherr von Laudon"; R. Rößler: „Das Leben Herzog Heinrich's VIII. von Brieg"; A. Zinzow: „Thomas Arnold"; J. B. Schwab: „Franz Berg, geistlicher Rath und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg"; J. P. Gelbert: „Magister Johann Bader's Leben und Schriften, Nikolaus Thomae und seine Briefe"; O. Hase: „Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg"; J. H. Seefried: „Die Grafen von Abenberg"; D. A. Rosenthal: „Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert" (dritten Bandes erster Theil); A. Räß: „Die Convertiten seit der Reformation" (neunter Band); „Renata, Herzogin von Ferrara. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Vorwort von W. von Giesebrecht"; F. Blümmer: „Renata von Ferrara"; K. Bartsch: „Herzog Ernst"; Wießner: „Karl Heinrich

Graun"; R. Alexander: „Napoleon III."; W. Herbst: „Karl Gustav Heiland, ein Lebensbild"; R. Roesler: „Die Jugend Napoleon's I."; A. Sach: „Joachim Rachel, ein Dichter und Schulmann des 17. Jahrhunderts"; R. von Stintzing: „Hugo Donellus in Altdorf"; L. Thyen: „Benno II., Bischof von Osnabrück"; J. A. Voigt: „Skizzen aus dem Leben Friedrich David Ferdinand Hoffbauer's"; J. F. Mürdter: „Englische Reformatoren und Märtyrer in Biographien"; A. R. von Schrötter: „Karl Ludwig Freiherr von Reichenbach"; Behn: „Herr Medicinalrath Dr. Küchenmeister und die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher"; J. Gmür: „Landammann Baumgartner"; H. J. Kämmel: „Johann Musler, Bilder aus einem Lehrerleben des 16. Jahrhunderts"; F. Körner: „Große Männer, große Zeiten. Geschichte des letzten Jahrhunderts in Biographien"; A. Lewald: „Inigo. Eine Bilderreihe aus dem Leben des heiligen Ignatius von Loyola" (Biographie in Versen); H. Freiherr von Friesen: „Julius Heinrich Graf von Friesen, kaiserlicher General-Feldzeugmeister und königlich englischer General-Lieutenant"; J. Hartmann: „Erhard Schnepff, der Reformator in Schwaben, Nassau, Hessen und Thüringen"; „Jugenderinnerungen eines alten Mannes"; „Aphorismen aus den Papieren eines Verstorbenen"; J. G. Dreydorff: „Pascal, sein Leben und seine Kämpfe".

Wenn wir dies Register näher betrachten, so treten uns im ganzen nur wenig bekannte Namen entgegen; es sind, mit Ausnahme eines König Wilhelm, eines Pascal, Encke und einiger andern, meistens Größen dritten Ranges, welche in der deutschen Walhalla keinen Platz finden dürften. Familienpietät oder irgendwelche Specialstudien begeistern in der Regel zu derartigen Biographien, zu denen besonders die Theologen und Militärs eine vorwiegende Neigung zeigen. Die Biographien einzelner Dichter und Künstler haben wir bereits früher an betreffender Stelle erwähnt. Von Briefwechseln fügen wir bei: „Sibylle, Herzogin von Jülich-Kleve-Berg, Briefe an ihren Gemahl Johann Friedrich den Großmüthigen, Kurfürsten von Sachsen"; „Briefwechsel Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und dessen Gemahlin"; A. Ritter von Arneth: „Joseph II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel."

Eine Ergänzung der Geschichtsliteratur bildet die militärwissenschaftliche, soweit sie kriegsgeschichtliche Darstellungen bietet. Ueber den letzten großen Krieg liegt ein Werk von T. Fontane vor: „Der deutsche Krieg von 1866", dessen erster Band den Feldzug in Böhmen und Mähren schildert und zwar in der ersten Hälfte bis zur Schlacht von Königgrätz. Außerdem sind nur minder wichtige Erinnerungsblätter zu verzeichnen: R. Freiherr von Strombeck: „Kriegs-Tagebücher aus den Jahren 1864 und 1866"; J. Blaenkner: „Die Neunundsechziger bei Königgrätz"; B. Dudik: „Erinnerungen aus dem Feldzug 1866 in Italien"; Chevalier: „Die Elbarmee im Feldzuge von 1866". Der abyssinische Krieg wird in zwei Werken dargestellt: Kolobitsch: „Die englische Armee in Abyssinien im Feldzuge 1867—68" und G. Graf von Seckendorff: „Meine Erlebnisse mit dem englischen Expeditionscorps in Abyssinien 1867—68". In das Mittelalter zurück greift J. Würdinger: „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347—1506" (zweiter Band), und in die Kriegsgeschichte des Alterthums A. Deberich: „Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in das nordwestliche Germanien." Den „Krieg in Neuseeland" schildert G. Droege, während L. R. Zimmermann „Erinnerungen eines ehemaligen Brigantenchefs" und J. Eggenburg „Tornister-Geschichten" veröffentlicht, welche beiden letzten Werke schon in das Novellistische hinüberspielen. Eine „Geschichte der Waffen" liegt vor von F. A. K. Specht, eine andere von A. Dammin: „Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung von der Neuzeit bis zum 18. Jahrhundert".

Andere militärische Schriften sind: E. Rüffer: „Die Strategen und die Strategie der neuesten Zeit"; G. von Glasenapp: „Die Generale der preußischen Armee"; „Gedanken über den militärischen Geist"; „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege"; Felix: „Arkolay's Appell an die Denker in den Heeren"; Gaupp: „Das Sanitätswesen in den Heeren der Alten"; Schauenburg: „Erinnerungen aus dem preußischen Kriegslazarethleben".

Auf dem Gebiete der Publicistik erscheint als hervorragendes Werk F. von Holtzendorff: „Die Principien der Politik." Aehnliche principielle Schriften von allgemeiner Haltung sind W. E. von Lindgren: „Die Grundbegriffe des Staatsrechts", und F. Pilgram: „Neue Grundlagen der Wissenschaft vom Staate"; K. T. von Inama-Sternegg: „Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart"; J. C. Bluntschli: „Charakter und Geist der politischen Parteien". W. Menzel's „Kritik des modernen Zeitbewußtseins" ist eine Jeremiade, welche das Politische mehr gelegentlich streift, eingehender das Sociale, Religionsphilosophische behandelt. Ein Interesse, das täglich noch im Wachsen ist, haben die von Russificirungsversuchen bedrohten deutsch-russischen Ostseeprovinzen hervorgerufen. Wir erwähnen hier vor allem E. Eckardt's „Baltische und russische Culturstudien"; ferner W. von Bock: „Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee"; J. von Sivers: „Humanität und Nationalität, eine livländische Säcularschrift zum Andenken Herder's"; „Die baltischen Provinzen am Rubicon, Sendschreiben an die Deutschen der Ostseeländer von einem Patrioten"; „Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Eingeleitet und commentirt von E. Eckardt"; C. Schirren: „Livländische Antwort an Herrn Samarin"; Edward Kattner's „Preußens Beruf im Osten"; Bertram: „Wagien"; von Harleß: „Geschichtsbilder aus der Kirche Livlands."

Von den mehr polemischen Schriften erwähnen wir diejenigen von K. Braun, der ein ebenso unermüdlicher wie witz- und geistreicher Vorkämpfer deutscher Einheit ist. Seinen „Parlamentsbriefen" folgte neuerdings das zweibändige Werk: „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei". Geistvoll sind auch die Aufsätze der Sammlung von Leonhard Oppenheim: „Vor und nach dem Kriege". Andere publicistische Schriften sind: „Deutschland, Oesterreich und Europa, von einem Altösterreicher"; „Politische Briefe über Rußland und Polen"; H. Ewald: „Die zwei Wege in Deutschland"; „Gneist und Stuart Mill. Altenglische und neuenglische Staatsanschauung"; O. Klopp:

„Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover"; Oppermann: „Der Weg zum Jahre 1866"; Thaulow: „Die Umgestaltung Deutschlands"; C. Scheele: „Für und wider Preußen"; „Bismarck vor der Geschichte"; E. Wintersberg: „Brennende Fragen"; L. K. Aegidi: „Die Mainlinie"; F. H. Walchner: „Politische Wahrheiten"; „Publicistische Abhandlungen zum Verständniß der Gegenwart"; „Aufruf zur Bildung einer neuen Mittelpartei"; „Berlin und Mottenburg. Ein Rothbuch, herausgegeben von einem Kreuzritter"; „Was geht und was nicht geht. Einige Bemerkungen mit Bezug auf Saatshaushalt, Verfassung und Recht im Königreich Preußen und in dem Norddeutschen Bunde".

Die sociale Literatur behandelt vorzugsweise zwei Probleme, die Lage der arbeitenden Klassen und die Lage der Frauen. Von nationalökonomischen Schriften, die sich an das größere Publikum wenden, erwähnen wir hier: G. Cohn: „Ueber die Bedeutung der Nationalökonomie"; J. E. Kiel: „Anfangsgründe der Volkswirthschaft"; F. X. Neumann: „Volkswirthschaft und Heereswesen"; die geistreiche Schrift von A. Samter: „Die Reform des Geldwesens"; J. Schulze: „Populäre Vorträge über Socialwissenschaft"; J. Jaeger: „Der menschliche Verkehr und seine Theorie"; der erste Band einer „Geschichte der Arbeit", von dem tüchtigen Germanisten M. Weinhold. Bezug auf die Arbeiterfrage nehmen die folgenden Schriften: N. Sokoloff: „Die sociale Revolution"; V. A. Huber: „Sociale Fragen. VII. Die Arbeiterfrage in England"; „Die Lösung der socialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterschaften"; F. von Király: „Betrachtungen über Socialismus und Communismus"; B. Becker: „Die Allmeinde, das Grundstück zur Lösung der socialen Frage gestützt auf schweizerische Verhältnisse"; H. Schumacher: „Ueber Johann Heinrich von Thünen's Gesetz vom naturgemäßen Arbeitslohne"; W. Preyer: „Der Kampf um das Dasein"; „Die Arbeitseinstellung, ein Lebensbild aus unserer Zeit".

In Betreff der Frauenfrage ist ein sehr beredter Anwalt für die Rechte der Frauen in John Stuart Mill aufgetreten, dessen Schrift „Die Hörigkeit der Frau" von Jenny Hirsch aus dem Englischen übersetzt worden ist. Auch die deutschen Vorkämpferinnen sind unermüdlich mit neuen Veröffentlichungen. Minna Pinoff gibt eine neue Schrift: „Die Lösung der Existenzfrage der Frau" heraus; Luise Otto den „Genius des Hauses". Fanny Lewald: „Vierzehn Briefe für und wider die Frauen"; Luise Hohndorf: „Frauenleben und Frauenberuf" und L. Wachler's kurzgedrängte aber inhaltsreiche Schrift: „Zur rechtlichen Stellung der Frauen", verdienen hier noch Erwähnung.

Daß die Pädagogen eine sehr schreiblustige Species der Gelehrten sind, ist durch die Erfahrungswissenschaft längst erwiesen. In diesem Jahre erschienen zwei neue „Pädagogische Bibliotheken", die eine herausgegeben von K. Richter, die andere mit dem Titel „Bibliothek pädagogischer Classiker" von H. Beyer; außerdem eine neue Zeitschrift: „Stimmen aus der berliner Lehrerwelt", redigirt von R. Schobert; L. W. Seyfferth veranstaltet eine Ausgabe von „Pestalozzi's sämmtlichen Werken". Daß die wichtigsten Fragen der Schule und des Unterrichts fortwährend in Schriften und Broschüren behandelt werden, beweise das folgende Register, das auf Vollständigkeit nicht Anspruch macht und nur ein charakteristisches Licht auf die Vielseitigkeit der pädagogischen Bewegung in Deutschland werfen will: „Moderne Pädagogik. In Briefen"; F. Hofmann: „Die öffentlichen Schulen und das Schulgeld"; C. Klett: „Der Lehrer ohne Stock"; F. Boll: „Die häusliche Erziehung"; A. von Lachemair: „Die Schulfrage und ihre bisherige Lösung"; R. Gneist: „Die Selbstverwaltung der Schule"; J. G. Seegemund: „Dr. R. Gneist und die confessionelle Schule"; C. G. Scheibert: „Die Confessionalität der höhern Schulen"; T. Paur: „Die Stimmen des Landes in der Schulfrage"; E. Peschel: „Ueber Trennung der Schule von der Kirche"; L. Strümpell: „Erziehungsfragen, gemeinverständlich erörtert"; G. Schumann: „Eine Lehrerreise. Randzeichnungen zu dem preußischen Volksschulwesen"; R. Arendt: „Der Anschauungsunterricht in der Naturlehre"; A. Kleinschmidt: „Ueber Jugendschriften"; G. Zenker: „Ueber das Wesen der Bildung mit besonderer Berücksichtigung der Erziehung und des Unterrichts"; J. G. Freyer: „Die Sorge der Schule für das leibliche Wohl ihrer Zöglinge"; „Zur Schulreform in Baiern"; H. Zwick: „Die Ziele der modernen Lehrerbildung"; A. G. Weiß: „Die altkirchliche Pädagogik"; G. Bruckbach, „Wegweiser durch die Geschichte der Pädagogik"; G. A. Harweck: „Johann Heinrich Pestalozzi".

Bei den Reisebeschreibungen müssen wir zwischen der Schilderung größerer Entdeckungsreisen in fremden Ländern und der leichter geschürzten touristischen Literatur unterscheiden, welche die Welt oft nur durch das Waggonfenster betrachtet. Zur erstern Klasse gehören die gediegenen, inhaltreichen Studien und Reisen von Adolf Bastian, von denen der fünfte (Schluß-)Band erschienen ist: „Reisen im indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manila und Japan." Dasselbe Thema behandelt die ins Deutsche übersetzte Schrift von A. R. Wallace: „Der malayische Archipel" und C. Semper's Skizzen: „Die Philippinen und ihre Bewohner". Wichtige afrikanische Reiseschriften sind: Baron von der Decken's „Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—65"; M. T. von Heuglin: „Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—64"; T. Wangemann: „Ein Reisejahr in Südafrika" und „Maléo und Sekukúni. Ein Lebensbild aus Südafrika".

Nachst Afrika flößt der hohe Norden durch die kühnen neuern Entdeckungsfahrten ein besonderes Interesse ein. Einen allgemeinen Ueberblick gibt der Vortrag von O. Heer: „Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden"; interessante Einzelschilderungen finden sich in zwei übersetzten Reisewerken: F. Whymper: „Alaska. Reisen und Erlebnisse im hohen Norden", deutsch von F. Steger, und O. Torell und A. E. Nordenskjöld: „Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland", übersetzt von L. Passarge.

Der Zug der eigentlichen Touristen geht vorzugsweise in die Alpen und die südlichen Länder Europas, Italien und Spanien. Weiter hinaus haben sich nur neuerdings die Schwärme der Suezkanalreisenden erstreckt, deren

touristische Ernte noch nicht eingeheimst ist. Interessante Skizzen über Aegypten gibt Arthur Stahl's Schrift: „Im Lande der Pharaonen". Italien, das Zauberland, dessen Reize, wie es scheint, nie ausgeschrieben und ausgesungen werden können, ist in folgenden Reiseschriften von neuem geschildert: H. Allmers: „Römische Schlendertage"; C. A. Dempwolff: „Oberitalienische Fahrten"; A. Stahr und Fanny Lewald: „Ein Winter in Rom"; O. Hartwig: „Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder"; G. F. von Hoffweiler: „Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit"; W. Roßmann: „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen".

Während wir in diesen meisten Schriften viel ins Gewicht fallende Gelehrsamkeit mit in den Kauf nehmen müssen, tragen die Bergreisenden nach Tirol und der Schweiz leichteres Gepäck: H. Noë: „Brennerbuch. Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol"; A. von Ruthner: „Aus Tirol. Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen"; A. Halder: „Bergluft. Sonntagsstreifereien eines alten Clubisten"; E. Osenbrüggen: „Wanderstudien aus der Schweiz" (zweiter Band); Fanny Lewald: „Sommer und Winter am Genfersee".

Adolf Ebeling gibt pikante „Neue Bilder aus dem modernen Paris" heraus.

Die spanische Revolution hat neuerdings mehrere Touristen angezogen, welche auf das Politische den Schwerpunkt ihrer Darstellung legen: Gustav Rasch: „Vom spanischen Revolutionsschauplatze"; M. Klapp: „Revolutionsbilder aus Spanien". Unbefangener zeigt sich W. Wattenbach: „Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal" und A. Kerschbaumer: Reisebilder aus Spanien". G. Rasch hat auch ein Reisebuch durch Schweden: „Aus einem freien Lande", herausgegeben.

Andere touristische Schriften, denen wir gleichzeitig einige ethnographische anreihen, sind die folgenden: E. Schatzmayr: „Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder"; R. Hinterhuber: „Mondsee und seine Umgebungen"; J. Mühlfeld: „Aus der Mappe. Skizzenbuch"; B. Walden: „Wiener Studien"; K. Grün: „Glückliches Wien. Die Stadt und ihre Kunstschätze"; A. F. Pletzer: „Bilder aus dem Süden"; F. Maurer: „Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn"; O. Glagau: „Littauen und die Littauer"; F. Wüstenfeld: „Die Wohnsitze und Wanderungen der arabischen Stämme"; H. Pröhle: „Harz und Kyffhäuser"; F. Racki: „Fiume gegenüber Kroatien"; J. Bechtinger: „Ein Jahr auf den Sandwichinseln"; H. Christ: „Ob dem Kernwald"; J. N. Merk: „Acht Vorträge über das Pandschab".

Schwerer noch als in den andern Fächern läßt sich in den Naturwissenschaften die Grenze ziehen, wo das streng Fachwissenschaftliche aufhört und in eine sich an die allgemeine Bildung wendende Literatur übergeht. Das Musterwerk dieser letzten Gattung von Schriften, A. von Humboldt's „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", hat eine mit einer biographischen Einleitung von B. von Cotta versehene Jubiläums-Ausgabe erlebt.

Im übrigen überwiegt in diesem Literaturjahr ein sehr philosophischer Kampf für oder gegen den Materialismus; der Darwinismus und die Urgeschichte des Menschen sind für diesen Kampf die beliebtesten Anhaltspunkte. Folgende Schriften drehen sich mehr oder weniger um diese Probleme: J. H. Thomassen: „Enthüllungen aus der Urgeschichte"; J. B. Baltzer: „Ueber die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte des Menschen"; K. B. Heller: „Darwin und der Darwinismus"; J. Dub: „Kurze Darstellung der Lehre Darwin's"; R. Biber: „Karl Vogt's naturwissenschaftliche Vorträge über die Urgeschichte des Menschen"; L. Büchner: „Die Stellung des Menschen in der Natur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"; F. Ratzel: „Sein und Werden der organischen Welt"; G. H. G. Jahr: „Stoff oder Kraft? Oder: Das immaterielle Wesen der Natur"; F. Mohr: „Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft als Grundlage der Physik und Chemie"; J. Gottlieb: „Ursprung, Ausbildung und Ende der Erde und des Menschen"; J. C. Schmidt: „Elemente zur Begründung einer mathematisch-physikalischen Organismenlehre oder Mathesis allein ist Wissenschaft"; F. Recht: „Die Erkenntnißlehre der Schöpfung nach Grundsätzen der freien Forschung" und „Die Entwickelung der Weltgesetze".

Hinter dieser meist polemischen Richtung in Bezug auf allgemeinere Principien treten die einzelnen positiven Zweige der Naturwissenschaft etwas zurück. Auf dem Gebiete der Astronomie und Physik erwähnen wir folgende Schriften: H. J. Klein: „Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkt der kosmischen Weltanschauung dargestellt"; P. Reis: „Die Sonne. Zwei physikalische Vorträge"; S. Backhaus: „Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher liegt als der erste"; „Neue Beweise, daß die Erde sich nicht nach Newton's Gravitationsgesetz um die Sonne bewegen kann"; G. Studer: „Ueber Eis und Schnee"; C. W. Schmidt: „Die stetige Senkung des Weltmeers auf der nördlichen Halbkugel der Erde"; R. Falb: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche"; G. Rathgeber: „Ueber den Nordpol der Erde".

Geologische Local- und Specialthemata behandeln J. Schumann: „Geologische Wanderungen durch Altpreußen" und F. Merklein: „Beitrag zur Kenntniß der Erdoberfläche um Schaffhausen". „Beiträge zur Geschichte der Chemie" veröffentlicht H. Kopp. Auf dem Gebiete der Zoologie sind zu erwähnen: F. Baron Droste-Hülshoff: „Die Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum" und O. Köstlin: „Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere".

G. A. Martin gibt gesammelte populäre Aufsätze: „Bilder und Skizzen aus der Naturkunde", heraus; C. von Littrow eine Rectoratsrede: „Ueber das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften". Lehrreich und interessant sind J. N. Czermak's „Populäre physiologische Vorträge". Eine neue Sammlung: „Die Naturkräfte", bringt eine populäre Optik und Akustik, indem Tisco „Licht und Farbe", Rodan „Die Lehre vom Schall" darstellt.

So nehmen wir Abschied von dem Literaturjahr 1869, das für seinen Fleiß eine anerkennende Censur verdient, wenn wir auch keine literarischen Fortschritte zu verzeichnen hatten.

Rudolf Gottschall.

Aus der neuesten deutschen Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 2.)

4. Eine alte Jungfer. Roman von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter diesem nicht eben auf Bezauberung abgesehenen Titel führt uns der beliebte Dichter einen Roman vor, dem man nichts von dem Alter des Autors anmerkt, den zweiten von den bisher besprochenen, den wir ganz eigentlich als Seelenroman bezeichnen dürfen, eine recht tüchtige Arbeit. Die Liebe eines begeisterten Musikjüngers zu einer stolzen Gräfin, die sein Bekenntniß erbittert abweist, obgleich sie innerlich für ihn glüht, ist das Hauptobject; er stirbt; in den letzten Tagen gibt sie sich der zartesten Pflege für den Freund ihres Herzens hin und widmet den Rest ihres Lebens einsam seinem theuern Andenken und der Erziehung der Kinder ihrer früh geschiedenen Schwester. Daneben tritt der Freund beider auf, der eine interesselose, treue, schüchtern verehrende Liebe zur großen Sängerin Sontag in seinem Herzen trägt; dieses zweite stille Herzensverhältniß bildet gleichsam das Randbild zum großen Haupt- und Mittelstück. Das wäre sonach alles! Aber auch hier müssen eben Inhalt und Gehalt von innen herauskommen, und die Darstellung ist in der That ihrer gewählten Devise treu: „Les romans qui présentent une peinture vraie et naïve du coeur de l'homme et de ses mystères me semblent l'histoire par excellence."

Die Charakterschilderung der kalten, stolzen, verbitterten, nur der eigenen Eingebung folgenden und doch von hohen Idealen begeisterten und einer bis in den Tod ergebenen Liebe verfallenen Gräfin Kriegsheim und die des idealistischen Schwärmers Leo von Lerthal, dessen in den frühen Tod führende Leidenschaft für jene äußerlich marmorkalte Statue sich an einigen gesungenen Worten der Unbekannten entzündet hat, sind meisterhaft, ohne daß wir doch über den Zweifel an der seelischen Berechtigung jener furchtbar widerspruchsvollen Natur hinauskämen.

Doch zuerst ein Wort über den etwas wunderlich gearteten Idealismus! Da halten wir es gegenüber dem in den Aether verfliegenden und hernach doch der Nothwendigkeit unserer menschlichen Natur verfallenden Leo mit dem viel kühler und trotz der überschwenglichen Verehrung für die Sontag, welcher er huldigt wie einer Göttin, von der man nichts erwartet und nichts begehrt, klar und launig in die Forderungen des Lebens blickenden Wilhelm Schersling. Als der erste im Anfang seiner Liebe philosophirt:

> Wer mit sich im Reinen ist, daß er nichts will und erstrebt, als was er schon besitzt und was ihm niemand rauben kann: beglückende Liebe ohne Erwiderung — der hat nichts zu fürchten. Was ich von ihr begehre, das gibt sie mir, ohne zu ahnen, wie diese Gabe mich beseligt. Und sie soll es nicht erfahren. Wozu auch? Das Geheimniß gehört zu meinem vollen Glück. Die Hohe hat nicht einmal Kenntniß vom Dasein des armen Wurms, der Leo heißt, und dennoch darf er sie die Seine nennen, darf sie lieben, in ihr leben, ihrer gedenken, ihren Tönen lauschen. Darin liegt die wahre Poesie der Liebe —

als er so sylphenartig schwärmt, da antwortet der zweite ganz richtig:

> Das ist mir zu fein, Guter! Du Phönix, der du ganz und gar im Aether hängst, wie wird dir sein, wenn diese aus Tönen und Düften gewobene dünne Grundlage deines Leibes Last nicht länger zu tragen vermag? Wenn der Erdenmensch in dir, aus schwärmerischem Dusel erwachend, einen furchtbaren Plumper in die Wirklichkeit thut? Hülflos wirst du auf dem harten Boden hocken und vielleicht nie mehr auf die Beine kommen. Wenn ich schwärme, wenn ich mich von säuselnden Gefühlen ins Blaue heben lasse, will ich doch den Faden, der mich mit der ehrlichen, greifbaren Mutter Erde zusammenhält, der mir ihre Nahrung zuführt, keineswegs durchschneiden. Zum körperlichen Engel bin ich verdorben.

Das Schicksal dieses mit unerfüllbaren Verheißungen lockenden Idealismus zeichnet sich auch gleich treffend in folgender Bemerkung:

> Ein Nachtwandler, von himmlischen Harmonien umrauscht, war er sichern Schrittes dicht an Abgründen träumend umhergegangen, im kühlen Mondschein, der ihm für lebenswarme Sonnenglut, für Liebeswonne galt. Sie hatten ihn beim Namen gerufen; er schreckte zusammen, erwachte, sah die schwarze Kluft, die ihn von ihr trennte. Der Traum ist ausgeträumt; das kalte Leben umstarrt ihn. Der Mond ist nicht Sonne. Ihn fröstelt.

Wenn wir es wirklich zu thun haben sollten mit einer Art zweiter Marie, Mutter Gottes, der man nicht in sterblicher Liebe nahen darf und auf welche allein das Wort des nach glühender Liebeserklärung stolz zurückgewiesenen und nun wie über ein begangenes Verbrechen klagenden Anbeters passen würde:

> Ich bin mir untreu geworden; das Thier im Menschen hat über mich Macht gewonnen. Ich habe, verblendet von eitelm Irrthum, vergessen, daß ich eine Heilige verehren wollte. Ich habe mich erfrecht, mich ihr zu nahen wie einer Sterblichen, habe das Vertrauen misbraucht, dessen sie mich gewürdigt; habe mich verächtlich, roh, gemein benommen. Gott verzeihe mir's, ich werde mir's nicht verzeihen. Die schwerste Buße ist noch zu leicht für mich. Deshalb lege ich sie mir auf und will sie lächelnd ertragen. Sie entsühnt....

wenn wir es zu thun haben sollten mit einem Wesen, dem gegenüber diese Worte Wahrheit hätten, dann müßten die Geistesgrundlagen ganz andere sein.

Wir bekommen den rechten Schlüssel nicht zu dieser räthselhaften Natur, zusammengesetzt aus jener hochmüthigen Verstellung, die erst vor dem grinsenden Gespenst des Todes die Maske ablegt, und jener Ergebung, die dann auch wahrhaft großartige Zugeständnisse macht und rücksichtslos nachholt, was — zu spät kommt. Es genügt uns nicht, was sie über sich uns eröffnet:

> Ich stand von früh an zwischen hochmüthigem Stolz und künstlerischem Drange. Mir blieb nur die Wahl: mich entschieden zur Sängerin auszubilden oder Comtesse Kriegsheim zu bleiben. (Da steckt der Knoten. Wir fragen umsonst: Warum denn? Wo liegt das Zwingende, wenn nicht in einer abstoßend hochmüthigen Laune, die nicht das Recht hat als ein Seele und Leben bestimmender Geistesfactor aufzutreten?) Ich wählte das letztere, und — habe dafür gelitten. Leo ordnete sich mir unter, die ich festhielt an leeren, starren Formen, hinter welchen ich Schutz vor mir selber suchte. Eine starke Hand konnte diese Formen zertrümmern; die seinige war zu schwach. Er starb an seiner Liebe; ich lebe von der meinigen, im festen Glauben, daß der Weg zum wahren Leben nur durch die Pforten des Todes geht.

Und als der Freund am Todtenbette sie fragt: Warum so spät? da antwortet sie:

Ebendeshalb, weil es die himmlische Versöhnung ist, die erst eintreten kann, wenn der Tod sie herbeiruft; mit dem Leben hat sie nichts gemein. Mögen Sie mir fluchen; mögen Sie mir die Mitschuld an seinem Tode aufbürden, ich vertheidige mich nicht. Ich kam hierher auf alles gefaßt und habe überhaupt nur noch Einen Wunsch. Es ist der, daß Leo, bevor Leib und Seele sich trennen, zur vollen Klarheit des Geistes erwache, sei es auf Minuten; daß er mich erkenne; daß er vernehme, wie ich ihn liebe; daß er die Ueberzeugung mit sich ins Jenseits nehme: Benigna wird ihm Treue bewahren, über Grab und Zeit! Gönnt ihm die ewige Gnade solchen Lichtblick, gönnt sie mir ein solches Abschiedswort an ihn, dann habe ich nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu erstreben, und mein künftiges Dasein gehört den Pflichten der Tochter und Schwester.

Alles das ist uns nicht genug. Sie bleibt uns eine Art von verhüllter Statue; wir stehen ihren Geistesgrundlagen fremd gegenüber und wissen nicht recht, sollen wir die ungewöhnliche Natur verehren oder scheuen, lieben oder hassen; es ist eine halbe Stimmung, wie in ihr selber nur ein halbes Leben, das nicht zur Zeit mit sich abzuschließen vermochte. Mit ihren hart eingeschnittenen Zügen söhnen uns die rührenden Acte am Sterbebett ihres Geliebten etwas aus:

Was sie auch sagte, wie eindringlich sie ihn bat, sich zu sammeln, es verhallte spurlos. In wahrer Seelenqual nannte sie ihren Namen, den seinigen, rief: „Leo, lieber Leo, Benigna spricht zu dir!" Kein Zeichen des Verständnisses. Sie blickte umher, das Klavier suchend, ohne welches er ja nicht gedacht werden könnte; sie sah nach dem andern Zimmer — auch dort nichts! Verzweifelnd rang sie die Hände: Wenn er nun sterben müßte, ehe ich ihm das Geständniß abgelegt, daß ich ihn liebe? Das wäre zu fürchterlich! Da kam es über sie gleich einer Eingebung von oben; mit mehr denn menschlicher Willenskraft gebot sie der eng zusammengeschnürten Kehle Gehorsam zu leisten, und ihre Thränen gewaltsam hemmend sang sie aus vollem Herzen: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen!" Die Klänge zitterten übers Sterbebette hin wie von einer zersprungenen Glocke. Allmählich verschwanden aus des Kranken Gesichtszügen jene Anzeichen quälender Fieberträume; die starre Verzerrung des Mundes löste sich nach und nach in schmerzhaft süßes Lächeln auf, die bleichen Lippen lispelten: „Sie singt!" Er hob die Augenlider, er sah Benigna über sich gebeugt, er fühlte den Kuß auf seiner heißen Stirn, er hatte sie erkannt.

Damit ihr aber die Glorie des Außerordentlichen bis in den Tod bleibe, wird sie in den letzten Stunden mit dem Zweiten Gesicht ausgestattet, das gewissen Sterbenden gegeben sein soll, und sie sieht im fernen Mexico zur gleichen Stunde mit sich jene Sontag von der Erde scheiden, von deren bezaubernder Sängerhoheit ein starker Hauch in ihr selber lebte.

Die Sprachweise wird da und dort überladen und manierirt; als Beweis diene folgende Periode:

Zum Glück waren beider Naturen so scharf gesondert, daß jene für vertrauten Umgangs Dauer gefährlichste Nachgiebigkeit, welche stets nur momentane Uebereinstimmung heuchelt, um dann gleich wieder in Zwietracht auszubrechen und Risse im Band der Freundschaft zu hinterlassen, bei ihnen unmöglich wurde.

Papa Retter in der „Kant'schen Wildniß" und seine vocalisirende Familie sind köstlich humoristische Figuren.

Wol der beste der uns vorliegenden Romane ist der folgende:

5. Was ist Wahrheit? Roman von Adolf Glaser. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1869. 8. 2 Thlr.

Der beste, wenn wir uns entscheiden sollen nach dem Eindruck eines naturwahren Ganzen, das die Befriedigung eines consequenten Verlaufs und Abschlusses gibt. Es ist ein Familien- oder, wenn wir lieber wollen, Gesellschaftsroman modernsten Schlags, denn er versetzt uns in die Zeit des preußisch-österreichischen Kriegs, ohne jedoch von den schweren öffentlichen Dingen viel Notiz zu nehmen. Die Geschichte ist sehr einfach: Ein junger Adelicher verliebt sich in eine schöne Schauspielerin. Mutter und Verwandte verwenden alle Intrigue darauf, ihn von diesem Bande freizumachen, und es gelingt ihnen, den jungen Mann auf Reisen zu schicken. Das Mädchen glaubt sich verlassen, wird verführt und endet in Selbstmord. Er aber, zuerst von wahnsinnigem Schmerz ergriffen und erbittert auch gegen die Mutter, dann aber durch den Krieg und nachherige schwere Krankheit infolge von Verwundung aus seiner Lethargie aufgeschreckt, heirathet eine Freundin der Verstorbenen, die schöne und seelengute Tochter eines reichen Fabrikanten, und wird selbst dessen social und industriell weitsehender und edelstrebender Associé, der in großer Thätigkeit und ungestörtem Familienglück seine Befriedigung findet.

Da ist Leben, jeder Zug unmittelbares, gegenwärtiges Leben; an individuell sprechenden Bildern ist die regelrechte Entwickelung unserer Gesellschaft gezeichnet in ihrer Hohlheit und ihrer Größe, ihren bornirten Einseitigkeiten und weitherzigen Strebungen; das Porträt spricht an, weil es wahr ist; es gibt Realität und ist doch in keiner Weise bloße Copie, sondern ideal gedacht und poetisch gehoben. Es fesselt uns um so mehr, als wir hier einmal den bei mehrern andern so sehr vermißten Wechsel der Töne treffen und glücklich in das Tragische hinein zum Theil das Familiär-Liebliche, zum Theil das Humoristische spielt und zwar mit einzelnen köstlich aus dem Leben geholten Figuren, wie z. B. den einen wahren Typus vorstellenden Alten der armen Nähterin Emilie Galden.

Die Zeichnung kann, ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, ganz ins Feine gehen; so wenn es unter anderm über den jungen Adelichen heißt:

Von Jugend an in den Gewohnheiten der großen Welt erzogen, beherrschte er alle äußerlichen Lebensformen vollkommen, und über der Sicherheit, mit welcher er sich in der Gesellschaft bewegte, lag jener gewisse Hauch von Schüchternheit, der in jüngern Jahren den vollendetsten Schimmer der Vornehmheit gibt u. s. w.

Uebrigens wird uns diese Zeichnung viel werther durch den prächtig launigen Realismus, den sie zu entwickeln versteht. Davon einige Proben. Bei Anlaß der Freiwerbung des verschmitzten ehemaligen Kammerdieners Lohmann um die sechzigjährige „untröstliche" Witwe Dunker heißt es:

Als Frau Dunker ein Jahr lang Witwe war, blieben trotz ihrer vorgerückten Jahre die Freier nicht aus. Auf einem Blättchen, welches in Witschel's „Morgen- und Abendopfer" lag, konnte man zehn Namen lesen, die alle untereinander standen. Eines Morgens strich sie sechs davon aus, dachte dann ernstlich nach, fegte mit einem kleinen Besen sorgfältig den Staub von den Flügeln des Amor, der auf der Pendüle saß, und strich noch zwei Namen von der Liste aus. Während sie

die beiden übriggebliebenen Namen aufmerksam betrachtete, kam gerade das älteste Dienstmädchen und brachte ein Briefchen. Sie öffnete dasselbe und athmete mit Wohlgefallen den Patchouligeruch, den es ausströmte. Der Inhalt mußte äußerst angenehm sein, denn die Augen der fast sechzigjährigen Witwe glänzten, und sie blickte rasch einmal in den Spiegel, als wolle sie sich überzeugen, ob die Schmeicheleien des neuen Freiers auf Wahrheit beruhten... Auf dem prachtvollen Grabstein des seligen Lieferanten Dunker standen zwar in prangenden Goldlettern die Worte: „Betrauert von seiner untröstlichen Witwe", aber der Steinhauer wußte, wie das zu verstehen sei, und wäre er Junggeselle oder selbst trostloser Witwer gewesen, so würde er vielleicht der erste gewesen sein, der jenen Spruch unwirksam zu machen versuchte... Als am Tage nach dem Empfang seines Briefs der gewandte Konrad Lohmann den angekündigten Besuch machte, ließ sie ihn nicht abweisen, und nachdem er seine feurigen Herzenswünsche in schwungvollen Worten zu erkennen gegeben, verbarg sie ihr mehr als funfzigjähriges Haupt mit dem falschen Lockenschmuck an seinem Busen und gab ihm ihr Jawort... Der frühere Stand eines Kammerdieners hatte bei der Werbung um die Hand der reichen Witwe wesentliche Vortheile gebracht. Ein Kammerdiener ahmt seinen Herrn leicht nach, und sieht er einigermaßen gut aus, so macht er in seinen Kleidern überall den Eindruck eines vornehmen Mannes, namentlich einer Witwe gegenüber, die von ihrem ersten Mann nicht verstanden wurde und ihre geistige Nahrung aus Romanen und Andachtsbüchern zieht. Da Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit die zweite Natur eines Kammerdieners sind, so ist ein solcher vortrefflich zum Liebhaber geeignet, und die zartfühlende Witwe des prosaischen Lieferanten hoffte an der Seite des Kammerdieners a. D. sehr glücklich zu werden.

Bei der alten Närrin stellen sich die natürlichen Nachwehen (vulgo Katzenjammer) über ihre neue Heirath bald ein, und sie macht Vergleiche zwischen ihren zwei Männern:

Klara's erster Mann war den Tag über stets außer dem Hause und bekümmerte sich gar nicht um die Gefühle, welche in demselben für ihn sorgten; der zweite Gatte hatte dagegen nichts weiter zu thun, als den ganzen Tag in allen Ecken und Winkeln umherzuspioniren, alles zu bemäkeln, namentlich aber unter allerlei Vorwänden in die Küche zu kommen, wenn dort zufällig die Köchin, eine junge frische Dirne mit rothen Backen und prallen Armen, allein war. In solchen Augenblicken vergaß er denn auch vollständig sein ernstes, gesetztes Wesen und präsentirte sich so jugendlich als möglich. Ueberhaupt hatte er sehr viel Sinn für weibliche Reize, die weniger als dreißig Jahre, also bedeutend jünger als die seiner bessern Hälfte waren. Der selige Dunker hatte Geld in das Haus gebracht, und Lohmann schleppte es daraus fort, denn er hatte von seinem Aufenthalt im gräflich Seefeld'schen Hause allerlei noble Passionen mitgebracht. Dies letztere wog schwer bei seiner Frau, denn sie hing außerordentlich an ihren Procenten und Hypotheken. Aus den Nebeln der Vergangenheit erschien ihr der Garnisonslieferant Dunker befreit von seinen Mängeln: der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen sie und den ewigen Geschäften außer dem Hause. Dafür schmückte ihn ein Strahlenkranz von Bankbilleten; er ließ ihr vollkommen Freiheit, streute goldene Münzen in ihren Schos und hatte ebenso wenig für andere weibliche Wesen Zeit wie für sie. Jetzt aber, in der Wirklichkeit, sah sie sich an der Seite eines genußsüchtigen Menschen, der in der Küche des Grafen Seefeld viel zu viel Erfahrungen in deliciösen Schüsseln gesammelt hatte, die er nun für sich verlangte, um sie mit einer feinen Flasche Wein aus dem Keller von Dunker sel. hinunterzuspülen.

Die alte Galden, das vollendete Musterexemplar einer boshaft keifenden und verleumdenden Schwätzerin, ein Naturstück, an derber Wahrheit so ziemlich das kostbarste der Sammlung, erzählt am Sterbebett ihres Mannes, nicht versäumend, so oft sie den Seligen nennt, die Augen zu wischen und tief aufzuseufzen:

Ja, es ist ein gar trauriger Anblick, so ein todter Mensch. Sie hätten ihn sehen sollen, wie er jung war und mir nachging und nicht nachließ, bis ich ihm versprochen hatte, ihn zu heirathen. Was konnte ich Besseres thun? Ich diente beim Secretär Kappes, und der älteste Sohn stellte mir damals nach; o, ich war ein ganz ansehnliches Mädchen, wie ich so in Emiliens Alter war, und der Herr Candidat, des Herrn Secretärs ältester Sohn, wollte mich partout heirathen, wie er mir oft genug sagte, wenn ich sein Zimmer rein machte, denn auf Reinlichkeit wurde in dem Hause sehr gehalten. Nun also merkte die Frau Secretärin, die eine alte Hexe war, wie die Sache lag. Das gab einen Spectakel, sie nannte mich eine schamlose Person und wollte mich mir nichts dir nichts aus dem Hause schicken. Da legte sich aber der Herr Secretär selbst ins Mittel; ich durfte des jungen Herrn Zimmer nicht mehr betreten. Es ist mir, als ob ich es noch sähe. Es lag nach hinten hinaus und hatte rothe Gardinen, denn der Herr Candidat rauchte stark. Ja, das Rauchen, das Rauchen, darüber gab es manchen Aerger, obgleich es ja auch für die Zähne gut sein soll, was ich einmal vergeblich versucht habe. Nun, bei vielen Männern ist es eben die Passion, und mein Mann konnte auch ohne sein Pfeifchen nicht gut fertig werden. Damals also blieb ich im Hause des Secretär Kappes, bis das Vierteljahr um war. Mein Mann war Gehülfe in der Nachbarschaft beim Schuster Hasenlauf. Die Leute hatten nicht viel zu thun, und ich sagte noch kurz vor seinem Tode zu meinem Mann: Vater, sagte ich, bei Hasenlauf konntest du auch nicht viel lernen, was er auch zugab und sagte: Nun, ich habe dich doch dort kennen gelernt. Ach, es war ein gar lieber Mann, und damals, als er noch Gehülfe bei Hasenlauf war, ging er Sonntags immer so fein wie ein vornehmer Herr. Nun also, so kam es, daß wir uns heiratheten.

Wenn das nicht das personificirte schwatzende Waschweib ist, wir wüßten wahrlich nicht, wo wir es zu suchen hätten.

Die Feinheit der Beobachtung und die schlagende Richtigkeit der eingestreuten Reflexionen bezeugen eine große Zahl von Stellen. Man nehme als Beispiel die folgenden. Ueber die Denkweise der Frauen mit Bezug auf den Sittenpunkt thut der Autor die von gründlicher Kenntniß der weiblichen Natur zeugenden Aussprüche:

In Angelegenheiten der Sitte sind Frauen unerbittlich, und dies kann, unserer gesellschaftlichen Organisation zufolge, nicht anders sein. Kein richtig denkender und fühlender Mann wird wünschen, daß unsere Frauen leichtsinnig über den Werth des guten Rufs denken, jeder aber wird bei vorkommenden Fällen finden, daß oft gerade die edeldenkendsten, großherzigsten Frauen eine unglaubliche Grausamkeit und Theilnahmlosigkeit an den Tag legen können, sobald es sich um ein weibliches Wesen handelt, dessen Ruf, wenn auch nur scheinbar, befleckt ist. Und wie wenig gehört oft dazu, um in den Augen sittlich strenger Frauen den Schein des guten Rufs zu vernichten! Ein Zufall, eine Unvorsichtigkeit genügt zuweilen, um jahrelanges gutes Verhalten vergessen zu machen. Kommen andere Vorurtheile hinzu, so kann es sich ereignen, daß die räthselhaftesten Erscheinungen des weiblichen Seelenlebens zu Tage treten. Alles dies ist psychologisch in der seltsamen Stellung begründet, welche die Frauen der modernen Gesellschaft einnehmen. Muth, Geist, Talent, diese Eigenschaften sind Vorzüge, die selbst den sittlich verwahrlosten Mann fähig machen, sich doch zur Geltung zu bringen, während von der Frau vor allen Dingen Unbescholtenheit verlangt wird und nichts ihren einmal verletzten Ruf herzustellen vermag.

Wennschon in diesem Passus die eigenthümliche Stellung der Frau in unserer Gesellschaft ganz richtig berührt worden, so anderwärts viel schärfer und unter ausdrücklicher Betonung einer nothwendigen gründlichen Reform. Wieder anderswo finden sich scharfe, ja schneidende Einblicke in die Forderungen des alltäglichen Lebens, eine entnüchterte Abschätzung des Werths und Einflusses von

Ideal und Wirklichkeit. Ueber gewisse besonders geartete Naturen bemerkt Glaser:

Es gibt menschliche, namentlich weibliche Naturen, die durch äußere Einflüsse entweder zu einem glänzenden, aber innerlich hohlen Dasein geführt werden, oder auf dem Wege zu diesem Ziel elend verkommen. Berühmte Maitressen, viel gefeierte Circusreiterinnen und manche schöne Bühnenheldin gehören zu diesen Naturen. In ihnen schlummert gleichsam der Keim zu großen erfolgreichen Thaten, aber verfehlte Erziehung, fremde Einwirkungen und beim weiblichen Geschlecht der Mangel der strengen Lebenssitte hemmen und verkümmern das Gedeihen und führen abseits.

Eine solche Natur ist unsere Heldin, und darin liegt ein Grund zu ihrem Untergang, und diese naturgemäße Bestimmtheit klärt in unserm Gefühl ihr tragisches Ende ab. Der geistige Proceß in der mit einem Ideal des Höhern erfüllten, aber nicht mit sicherm Halt in sich und nicht mit consequenter Erziehung ausgestatteten Seele von dem Augenblick an, da sie ihre Liebe verrathen glaubt und kein Lebensziel mehr vor sich schaut, bis zu demjenigen, wo sie sich als leichtsinnige Maitresse hergibt, und dann wieder die letzten verspäteten Rettungsversuche und die Rückkehr zu dem sie verstoßenden Vaterhause sind mit aller Feinheit und vertiefter Wahrheit der seelischen Vorgänge in den verschiedenen Uebergangsstufen begleitet. Nicht minder tragen die Blicke in den Haushalt einer elend verkommenen Familie aus der Arbeiterwelt den Stempel der tief mit dem Herzen erfaßten Treue und Innigkeit. Man nehme einmal die Stelle, wo die theils sorglos, theils müde entschlafenen Aeltern ihr fieberkrankes Kind ohne Hülfe sterben lassen:

So schliefen die beiden Aeltern, und niemand wachte am Lager des todkranken Kindes, das bald schon nicht mehr sagen konnte, daß es Durst habe, und dessen schwacher Körper nicht im Stande war, dem heftigen Fieber länger zu widerstehen. Niemand hörte sein immer leiser werdendes Wimmern, niemand sah den Angstschweiß, der das kleine Gesicht des armen Wesens bedeckte, in dessen Kopf es hämmerte und pochte und dröhnte, und dessen Mund wie Feuer brannte, und niemand vernahm endlich nach stundenlangem Todeskampf das leise schmerzliche Röcheln und den letzten Athemzug, der fast wie ein dankbarer Hauch für die Erlösung von namenlosem Elend klang.

Wir schließen unsern Gang mit zwei kleinern Compositionen:

6. Moralische Novellen von Paul Heyse. (Achte Sammlung.) Berlin, Hertz. 1869. 8. 2 Thlr.

Diese Novellen zeigen jene an dem Dichter gewohnte Sauberkeit der Zeichnung, welche die anmuthenden Genrebilder entwirft, können aber nicht auf tiefern Gehalt Anspruch machen; es ist anheimelnde Unterhaltungslektüre, wie sie in alle Hände kann gegeben werden, mit recht familiären Zügen. „Vetter Gabriel" behandelt eine doppelte Brautwerbung an einem und demselben Tage, die zweite unternommen in verbittertem Gram über die zurückgewiesene erste, eine anscheinend verleugnete Jugendliebe. Die Verwickelung, die den etwas unüberlegten Streich leicht hätte tragisch gestalten können, endet mit allgemeiner Befriedigung. „Die beiden Schwestern" sind die in Briefe gefaßte, halb humoristische, halb ernste Herzensgeschichte einer unbefangen gutmüthigen Seele, deren Pikantes darin liegt, daß die Schreiberin einem Hausfreunde die schöne junge Schwester zuzuführen glaubt, während sie selber seine Neigung hat. „Lorenz und Lore." Sehr lieblich. Wie in der Cholerazeit ein Jugendbekannter die fast vergessene Jugendfreundin findet und zur glücklichen Gattin macht. Das aus schwerem Leid herauswachsende Glück in den gutgezeichneten Uebergängen gibt ein wohlgelungenes, gut contrastirtes Lebensbild. „Am Todten See" bestätigt in Parallele zu den vorausgegangenen die immer sich erneuernde und immer richtige, weil auf einem tief gegründeten Seelenzug ruhende Beobachtung, daß alle an das Tragische streifenden Geistes- und Lebensentwickelungen eine geheime Anziehung auf uns ausüben, deren dunkle Reize durch keine andern noch so anmuthigen oder gar rosenrothen Lichtfärbungen aufgewogen werden können. Jene wecken in uns weit länger nachhaltende Vibrationen. Dieser Arzt, der durch ein Verhängniß, wonach er sich fast als den Mörder seiner Wohlthäter anklagt, zur Verzweiflung am Leben getrieben und eben im Begriff ist, sich im Todten See zu ertränken, dann aber durch Zufall zur Hülfeleistung gegen ein eben angekommenes zartes junges Mädchen angetrieben wird, das Kind rettet und die Mutter als Gattin gewinnt und ein neues Leben sich erschließen sieht: wir haben in ihm in kurzem Zeitraum eine so reiche, wechselnde und durch schwere Contraste gehobene Geistesentfaltung, daß wir gespannt und gefesselt folgen. „Der Thurm von Nonza" ist eine corsische Geschichte nach Guerrazzi.

Die Art von Heyse's sprechender und ansprechender Schilderung mag gezeichnet werden an den Einleitungssätzen zu dem Bild „Am Todten See":

Es war mitten im Sommer, aber oben im Gebirge wehte ein schneidend kalter Wind und drohte den stark niederströmenden Regen in Schnee zu verwandeln. Die Luft war so schwarz, daß man das Haus am Todten See kaum auf hundert Schritte unterschied, obwol es weiß getüncht war und der Tag sich eben erst neigte. Drinnen hatten sie Feuer angemacht, die Wirthin stand in der Küche und briet ein Gericht Fische, während sie mit einem Fuß die Wiege schaukelte, die neben den Herd gerückt war. In der Gaststube lag der Wirth auf der Ofenbank und schimpfte auf die Fliegen, die ihn nicht schlafen ließen; eine barfüßige Magd spann im Winkel und sah dazwischen durch die trüben Scheiben seufzend in das wüste Wetter hinaus; ein vierschrötiger Knecht kam brummend herein, schüttelte sich wie ein Hund, den man ins Wasser geworfen, daß die schweren Regentropfen rings umher aus seinen Kleidern spritzten, und warf einen Haufen nasser Fischernetze in die Ecke neben dem Ofen. Keins sprach ein Wort. Es war, als fürchtete jedes, daß die Wolke von Unmuth und Verdrossenheit, die über dem Hause lag, sich in einen Hagel von Zank und Zwist entladen würde, wenn man nicht an sich hielte. Die Hausthür ging, und ein fremder Schritt tappte durch den finstern Flur. Der Wirth rührte sich nicht, nur die Magd stand auf und öffnete die Thür des Gastzimmers.

7. Entschwundene Zeiten. Nachgelassene Erzählungen und Bilder von Theodor Meyer-Merian, herausgegeben von F. Oser. Basel, Georg. 1869. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wenn Heyse trotz alles aufs Leben Zutreffenden in der Zeichnung doch einen idealistisch gerichteten Zug entschieden wahrt, so stellt uns dagegen dieser nun bereits im Grabe ruhende schweizerische Erzähler mit seinen nachgelassenen Erzählungen und Bildern ganz unmittelbar in die Realität des eng begrenzten Lebens der schweizerischen Städte hinein, ja die meisten Züge mahnen uns ganz genau an die Physiognomie der guten alten Stadt Basel.

Wir werden hineingeführt in alle das anheimelnde, eckige, enge Treiben, für dessen besondere Physiognomie man auch einen besondern Sinn haben muß, um sie nicht langweilig zu finden. Es ist damit wie mit den hier eben auch oft wach gerufenen Jugenderinnerungen, die so lang ihren eigenen und unersetzlichen Reiz bewahren, als Herz und Sinn dafür jung bleiben, nachher aber auch unfehlbar kleinlich und verblüht erscheinen, sodaß es keiner Kunst gelingen könnte, den verblichenen Zauber wieder frisch zu färben. Mit wie liebendem Verständniß auch Meyer diese vertrauten Züge erfaßt und zum traulichen Kranze verbunden habe, man kann doch den Eindruck nicht verwinden, daß es auch gar zu alltägliche Dinge sind, die hier in ziemlicher Breite vor uns abgesponnen werden: ein kränkelnder Hagestolz, der im Badeleben die Gesundheit und zugleich eine Frau findet; ein armes Mädchen, das in einer wohlthätigen Familie zur tüchtigen Hausmutter herangezogen wird; ein unglücklich verheiratheter armer Bauer, der verkommt, in Amerika sein Glück suchen geht und arbeitsam und zufrieden geartet, aber ohne Geld wieder heimkommt; ein studirter junger Herr', der draußen ins große Weltleben eingeführt ist und daheim beim Besuch alles anders und kleiner und reizloser als früher findet, dann aber durch die Liebe dem Vaterlande wieder gewonnen wird; ein Pärchen aufwachsender Gartennachbarn, die nachher zu Liebenden werden u. s. w.: das sind die aus dem unmittelbaren Alltagsleben herausgelangten Personen und Scenen. Das anziehendste Bild ist „Der Brautschmuck", da eine großmüthig wohlthätige Handlung dazu führt, ein dauerndes Lebensglück zu gewinnen. Auch eine ganz kleine humoristische Erzählung („Sympathetischer Tabak") ist gelungen. Im allgemeinen ist die Ausführung für die schwachen Grundlagen zu breit; es sind altbürgerlich behäbig gestreckte Schildereien, ganz in Schweizerart, wie es denn auch dem schweizerischen Wesen angemessen ist, die naheliegende Realität zu zeichnen und mit allerlei Reflexionen auszustatten.

J. J. Honegger.

Feuilleton.

Ein Shakspeare-Epitaph.

Das früheste bekannt gewordene Gedicht auf den Tod des größten englischen Dichters hat Malone aus Gustavus Brander's Manuscriptensammlung mitgetheilt, woselbst dasselbe überschrieben ist: „Basse his Elegie one poett Shakespeare, who died in april 1616." Es findet sich ebenfalls in einem Manuscriptenbande aus Rawlinson's Collections in der Bodleian library zu Oxford, sowie unter den Sloanian Manuscripts im Museum, Nr. 1702. Die oxforder Copie ist betitelt: „Shakspeare's Epitaph". Der Name des Autors ist nicht angegeben. Gedruckt sind die Verse in der Ausgabe von Shakspeare's Gedichten vom Jahre 1640 und „W. B." unterzeichnet. Hiernach hält Malone einen Mr. William Basse für den Verfasser, welcher (nach „Athen. Oxon.", II, 812) aus Moreton bei Thame in Oxfordshire gebürtig „sometime a retainer" des Lord Wenman of Thame Park war. Diesem William Basse ist auch ein Gedicht des Dr. Bathurst „upon the intended publication of his poems, Jan. 13, 1651" gewidmet („F. Bathurst's Life and Remains by Th. Warton", 1761). Malone glaubt nun, daß Basse's Gedichte niemals im Druck erschienen seien. Nun ist uns aber ein Exemplar der „Wits Recreations. London. Printed by R. H. for Humphry Blunden at the Castle on Corn-hill 1640", jener der Shakspeare-Literatur durch ein darin unter Nr. 25 enthaltenes Epigramm „To Mr. William Shake-speare" bekannten Sammlung, zu Gesicht gekommen, in welchem sich unser Gedicht ebenfalls, aber auf eine eigenthümliche Weise, befindet. Unmittelbar auf den Text der „Wits recreations", welche ohne das übliche „Finis" abschließen, folgen nämlich 24 unpaginirte Blätter, ohne Titelblatt, unter der Bezeichnung „Epitaphs" über der ersten Seite. Ob dies Heft ursprünglich dem Hauptwerk annectirt oder blos durch den Buchbinder damit vereinigt, war nicht auszumachen. Es sind 126 Grabschriften, gleich die fünfte ist unser Gedicht, hier „On William Shake-speare" betitelt, die hundertelfte „On Richard Burbage a famous actour" lautet:

„— — Exit Burbage."

Auf der letzten Seite steht:

„Finis.

Octob. 8. 1639.

Imprimatur.

Matth. Clay."

Diese bibliographischen Notizen gründlichern Shakspeare-Forschern zur Verwerthung überlassend, begnügen wir uns, jene interessanten Verse hier auszugsweise mitzutheilen. Im Eingange werden Spenser, Chaucer und Beaumont aufgefordert, in Westminster-Abbey näher zusammenzurücken, um Shakspeare neben sich als vierten aufzunehmen. Sollten sie ihm aber das Grabmal verschließen, dann —

Schlaf' unter deinem heil'gen Marmorstein,
Großer Tragöde Shakspeare, schlaf allein!
Ruh' aus im Grab, das dir als Herrn gehört,
Nicht als Vasall'n, einsam und ungestört;
Einst wird es sein der höchste Ruhm auf Erden,
An deiner Seite beigesetzt zu werden.

Straßennamen von Gewerben.

Nach Vollendung seiner beiden großen Namenlexica, der altdeutschen Personennamen und der altdeutschen Ortsnamen, welche den gewaltigen Stoff aufspeichern und der wissenschaftlichen Benutzung darbieten, unternahm es Ernst Förstemann, in einem abhandelnden Werk über „Die deutschen Ortsnamen" (Nordhausen 1863) mit Ausschließung aller Specialgelehrsamkeit eine leichte Uebersicht über das Gebiet der deutschen Ortsnamenkunde zu gewähren. In dem Kapitel „Bestimmungswörter" führte die Betrachtung auch auf die zahlreichen Straßennamen, welche auf ein bestimmtes Gewerbe hindeuten. Förstemann gab, um die Wichtigkeit dieser Namenklasse anschaulich zu machen, ein kleines alphabetisches Verzeichniß von hierhergehörigen Ausdrücken. In Parenthese setzte er die Stadt, in welcher die betreffende Straße liegt. Diese kleine Sammlung hat Förstemann im Laufe der Jahre vermehrt und gibt uns jetzt in Pfeiffer's (Barth's) „Germania", 14. Jahrgang (1869), eine recht stattliche Anzahl „Straßennamen von Gewerben". In dieses Glossar sind auch einige niedere Beamtenklassen aufgenommen, welche dem Gewerbebetrieb nahe stehen. Der Sammler verkennt nicht, daß es mitunter möglich sei, falsche Schlüsse aus den Straßennamen zu ziehen. Erstens können die Namen, anstatt, wie es zunächst scheint, auf die Gewerbtreibenden, vielmehr auf Familiennamen gehen, sodann kann eine Straße nach dem zunächst liegenden Ort genannt sein und scheint doch durch zufällige Uebereinstimmung in der Form von einer gewerblichen Beschäftigung herzurühren. In diesen Straßennamen von Gewerben sind nun vertreten die Nahrungsgewerbe, Bekleidungsgewerbe, beide reichlich; geringere Anzahl bietet, was zur Wohnung gehört. Die Verfertiger verschiedener Geräthe bilden eine sehr große Klasse; dazu gehören auch die Verfertiger von Waffen. Selbst in das Gebiet der Kunst spielen diese Straßennamen hinüber. So reich auch der von Förstemann gegebene Ueber-

blick das gesammte Material erscheinen läßt, so findet sich nach seinem Bekenntnisse darin doch gewiß noch lange nicht die Hälfte der in deutscher Sprache vorhanden gewesenen Handwerksbezeichnungen. Aber auch für die betreffenden Straßennamen selbst sei seine Sammlung noch nicht im entferntesten vollständig, namentlich nicht für Süddeutschland; aus der Schweiz bringe er vollends gar nichts bei, ebenso wenig aus den baltischen Ländern Rußlands. „Genug", schließt Förstemann seine Mittheilung, „es thun mir noch viele Nachträge noth, und ich ersuche diejenigen, welche solche liefern können und wollen, recht herzlich, sie entweder mir oder dieser Zeitschrift (der «Germania») einzusenden, damit sich alles Zusammengehörige auch zusammenfinde."

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Friedrich Wilhelm I. König von Preußen" von J. G. Droysen sagt die „Saturday Review": „Von allen Sonderbarkeiten Carlyle's ist keine seiner Eigenschaft als Schriftsteller dem richtigen Urtheil nachtheiliger gewesen, als seine scheinbar unvernünftige Vorliebe für Friedrich Wilhelm, den Vater Friedrich's des Großen, den man gemeiniglich als das Muster eines rohen, mürrischen, knickerigen, kläglichen Despoten betrachtet. Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, als ob Carlyle endlich an seinen Tadlern gerächt würde, wenn wir nämlich einen Historiker von Droysen's Bedeutung die Vertheidigung, wir möchten fast sagen, die Lobrede dieses vielgeschmähten Herrschers übernehmen sehen. Bei genauerer Prüfung indessen wird es sich ergeben, daß Droysen's Gesichtspunkt in Wirklichkeit mit dem Carlyle's nur wenig Gemeinschaft hat. Carlyle bewundert seinen Helden seiner Mängel halber, Droysen aber trotz derselben. Gerade die rohe Kraft in ihrer unzweideutigsten Gestalt fesselt die Einbildungskraft des Apostels der Macht, dessen natürliche Sympathie für jeden Gegenstand übrigens gewiß in genauem Verhältniß zu seiner Eckigkeit und Sonderbarkeit steht. Carlyle hat zwar sehr viel für Friedrich Wilhelm als Herrscher zu sagen; allein wir können nicht umhin, zu fühlen, daß seine Bewunderung eigentlich auf etwas ganz anderm beruhe. Er mag ihn wol als Monarchen achten, aber er verehrt ihn als Barbaren. Droysen befolgt eine ganz verschiedene und dem gewöhnlichen Leser sich wahrscheinlich mehr empfehlende Art der Vertheidigung. Weder rechtfertigt noch ignorirt er Friedrich Wilhelm's Fehler, sondern er läßt sie in den Hintergrund treten, und bemüht sich, sie nicht als die hervorspringenden Züge seines Charakters darzustellen. Er deutet an, daß sie hauptsächlich infolge des Geschwätzes von Kammerdienern und Wartefrauen oder des Spleens getäuschter Diplomaten so scharf hervortreten. Er schildert des Königs Verdienste im stärksten Lichte, und läßt uns Scham darüber empfinden, daß wir solchen bloßen Kleinigkeiten bisher gestattet haben, das Lob, welches der Thatkraft, einem Scharfsinn, einer Mäßigkeit und Gewissenhaftigkeit so seltener Art gebührt, verdunkeln zu lassen. Die Ausführung dieses Vorhabens macht eine neue Geschichte der innern und äußern Politik Preußens, besonders der letztern während Friedrich Wilhelm's Regierung nöthig. Der Gegenstand ist viel zu verwickelt, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten; die Behandlung aber zeigt, daß Droysen seinen massenhaften Stoff vollständig beherrscht, und daß er ihn außerordentlich gut zu ordnen und darzustellen versteht. Der große Fortschritt Preußens in Macht und Wohlstand unter diesem König ist unleugbar, und wenige werden bestreiten, daß seine geschickte Verwaltung während einer Zwischenzeit tiefen Friedens die militärischen Triumphe seiner Nachfolger angebahnt hat."

Notizen.

J. H. von Kirchmann's „Philosophische Bibliothek" (Berlin, Heimann) schreitet sehr rüstig vorwärts; es liegen bereits 34 Hefte derselben vor, in denen die Schriften von Kant überwiegen: „Kritik der Urtheilskraft", „Anthropologie", „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft". Außerdem wird das Werk von Hugo Grotius „Recht des Kriegs und Friedens" veröffentlicht, allerdings eins der Grundwerke der Staats- und Rechtsphilosophie, aber doch außerhalb der philosophischen Strömung liegend, welche die Systeme der großen Denker hervorgerufen haben. Wir dürfen dann wol auch auf die Werke von Hobbes und Pufendorf in dieser Sammlung rechnen, welche Hugo Grotius theils ergänzen, theils einen erklärenden Gegensatz zu ihm bilden. Kirchmann selbst hat das Werk von Hugo Grotius übersetzt und mit Anmerkungen versehen; sowie Friedrich Ueberweg Berkeley's „Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniß". Außerdem finden sich Hume's „Untersuchungen über den menschlichen Verstand" und Schleiermacher's „Philosophische Sittenlehre" unter den vorliegenden Heften.

Wir haben es hier nicht mit einer blos encyklopädischen Veröffentlichung zu thun, sondern die veröffentlichten Werke werden fast alle durch die erklärenden Noten und größern Commentare dem Verständniß erschlossen, freilich nicht ohne daß die philosophische Grundanschauung des Verfassers sich gewissermaßen zum Regulativ für den geistigen Proceß machte, der in der Aneignung aller dieser philosophischen Lehren aus den verschiedensten Zeitaltern der Menschheit besteht. Zu Kant's „Kritik der praktischen Vernunft", wie zur „Kritik der Urtheilskraft" hat Kirchmann ausführliche, sich der Paragraphenfolge anschließende Commentare geschrieben, welche auf einzelne Punkte meistens kritisch eingehen. Auch entwickelt er selbständig in einem eigenen Hefte „Die Grundbegriffe des Rechts und der Moral als Einleitung in das Studium rechtsphilosophischer Werke". Mit manchen philosophischen Herleitungen des selbständig denkenden Autors können wir uns nicht einverstanden erklären. Wohl aber hat er das Verdienst, auch in die Rechts- und Moralbegriffe, die mit einer gewissen zeitlosen Starrheit selbst in solchen bewegungsfreudigen Systemen, wie das Hegel'sche, ihre orthodoxe Alleinberechtigung aufrecht erhalten, den Strom der historischen Bewegung geleitet und den thatsächlichen Umstand, daß Rechts- und Moralbegriffe sich im Laufe der menschheitlichen Entwickelung wandeln und bei verschiedenen Völkern in verschiedenen Zeiten verschieden sind, philosophisch begründet zu haben. Er führt den Wechsel in der Moral und dem Rechte der Völker auf die Abhängigkeit derselben von den drei Factoren des Wissens, der Macht des Menschen über die Natur und seine Empfänglichkeit für die Ursachen der Lust zurück.

In demselben Verlag (Berlin, Heimann) erscheint eine „Historisch-politische Bibliothek", welche es sich zur Aufgabe stellt, eine Sammlung von classischen Meisterwerken auf dem Gebiete der Geschichte und Politik aus alter und neuer Zeit, die bisher trotz ihrer Classicität nicht die ihnen gebührende allgemeine Verbreitung im gebildeten Publikum gefunden haben, theils weil die bisherigen Ausgaben unzugänglich und zu theuer, theils weil es geradezu an guten Uebersetzungen fehlte, in neuen billigen Ausgaben zu bringen. Die vorliegenden dreizehn Hefte bringen Henry Thomas Buckle's „Geschichte der Civilisation in England", übersetzt von Immanuel Heinrich Ritter, „Fichte's Reden an die deutsche Nation", ein Gespräch von Hutten „Ueber die römische Dreifaltigkeit" und ein Werk, welches man zunächst in dieser Bibliothek nicht suchen würde: Johann Joachim Winckelmann's „Geschichte der Kunst des Alterthums".

Von der „Costümkunde" von Hermann Weiß liegt die fünfte und sechste Lieferung vor, welche vorzugsweise die Trachten der Männer und Frauen bei den verschiedenen Völkern im 16. Jahrhundert schildert.

Bibliographie.

Calm, Marie, Die Stellung der deutschen Lehrerinnen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herquet, K., Charlotta von Lusignan und Caterina Cornaro, Königinnen von Cypern. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr.

Hosäus, W., Don Sylvio's Brautfahrt. Ein Fastnachtspiel in sieben Bildern. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Janssen, J., J. F. Böhmer's Leben und Anschauungen. Bearbeitet nach des Verfassers größerem Werk: J. F. Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Freiburg im Br., Herder. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Jastram, H., Die preußischen Regulative und die hannoversche Volksschule. Ein geschichtlich-kritischer Vergleich. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 20. Januar 1870.

Ein Novellist in Versen.

Gesammelte Novellen in Versen von Paul Heyse. Zweite aufs Doppelte vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. 1870. 8. 2 Thlr.

Diese gegen die erste Auflage wesentlich vermehrte Sammlung von Paul Heyse's poetischen Erzählungen fordert die Kritik zu einer nähern Betrachtung des „Novellisten in Versen" heraus. Die Novelle in Vers und Prosa ist Paul Heyse's Specialität. Auch ist seine Behandlung der poetischen Erzählung in der That eigenthümlich und abweichend von derjenigen, die sich, dem Vorbild Byron's und Thomas Moore's folgend, nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa, namentlich auch bei den Slawen und Magyaren, den breitesten Platz erobert hat. Von Byron klingt uns das Muster seines humoristischen Epos „Don Juan" bisweilen in den Heyse'schen Dichtungen wider.

Den poetischen Erzählungen Byron's: „Lara", „Der Korsar", „Die Braut von Abydos", hat man oft den Vorwurf gemacht, daß sie zu subjectiv seien, daß alle Helden nur den blasirten, abenteuerlichen Charakter des Dichters spiegelten, daß die Gedankenwelt Byron's nur die Farbenpracht des südlichen Archipels und sein Weltschmerz die Maske dieser Seeräuber und Glücksritter borge. Gewiß tritt der eigenthümliche Genius des Dichters in allen diesen Erzählungen unverhüllt hervor und drückt ihnen ein weit kennbares Gepräge auf, um so mehr, als die Form der Erzählung nicht die Strenge des epischen Stils erstrebt und lyrischen Ergüssen einen weitern Spielraum gewährt. Die Eigenthümlichkeit bedeutender Dichter, das innerste Wesen ihrer Weltanschauung soll überhaupt nie verdeckt und verschleiert werden. Eine derartige Objectivität würde zuletzt auf die Nichtigkeit und Hohlheit jener Alltagserzählungen hinauskommen, in denen die einzelnen Gestalten recht fest und fertig geknetet sind, in denen aber die flachste Alltäglichkeit das Gesetz des Schaffens und Gestaltens dictirt. Ist doch auch der Genius eines Dichters, den man als den objectivsten feiert, der Genius Shakspeare's, mit seiner oft verzweifelten Skepsis über den Weltlauf und dessen fortwährende Täuschungen, in seinen Trauer- und Lustspielen in gleicher Weise kenntlich und schafft sich bedeutende oder minder bedeutende Charaktere, die sein eigenstes Wesen spiegeln.

Auch Byron ist es mit seinen düstern, skeptischen Gestalten vollkommener Ernst, und wenn die Objectivität des Dichters in der Hingabe an seine Helden und ihre Schicksale besteht, so ist Byron in diesen Erzählungen ein vollkommen objectiver Dichter, der mit begeistertem Schwung immer bei der Sache ist. Die humoristischen Epen: „Don Juan" und „Beppo", sind auch hier wieder ausgenommen.

Paul Heyse ist in seinen „Novellen in Versen" dagegen meistens so subjectiv wie Byron in diesen humoristischen Gedichten. Ein ernstes Interesse an der Handlung läßt er kaum aufkommen; wir haben das Gefühl, daß der Dichter himmelhoch über den Ereignissen steht, welche er schildert, und daß er sie wie Spielzeug nur zur bunten Schau hinstellt und sich und uns harmlos durch diesen Krimskrams zu ergötzen sucht. Die Darstellung ist fast immer eine ironische, über die Ereignisse hinweggleitende; sie ist deshalb kühl und kann in der Regel auch die Leser nicht erwärmen. Diese empfinden wol Respect vor der geistigen Souveränetät des Dichters, der so spielerisch und doch so selbstbewußt das Traumscepter der Romantik handhabt, mit ihrem Odem eine so bunte Welt voll oft merkwürdiger Abenteuer zusammenweht; aber wo der Dichter es so wenig ernst nimmt mit den Vorgängen, die er schildert, da können auch seine Hörer und Leser nicht zu ernstem Antheil begeistert werden. Ihre Theilnahme ist vorzugsweise der Virtuosität des Dichters zugewendet, welche mit der Kunst des Taschenspielers die Ereignisse in- und auseinanderschiebt und mit der graziösesten Leichtigkeit und anmuthigen Verneigungen gegen das Publikum seine Meisterschaft bekundet.

Der Inhalt erscheint dabei als zufällig und gleich-

gültig; ja geistige Bedeutung desselben wäre störend, denn sie würde auf die virtuose Behandlung drücken und ein selbständiges Pathos entwickeln, welches mit dem leichten Ton der Dichtung in schreienden Widerspruch träte. Der Hauptnachdruck liegt also auf der künstlerischen Form, auf der formalen Meisterschaft der Behandlung — und dies gerade hat man in neuerer Zeit mit Recht als die „akademische Richtung" bezeichnet.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle die „Novellen in Versen" dieser Richtung angehören; aber in der Mehrzahl derselben ist der Inhalt Schaum und Traum, beliebige Romantik in der Verkettung zufälliger Ereignisse, Seifenblasenspiel der Phantasie, die in alle Costüme der Erde schlüpft!

Wir denken nicht gering von der formellen Meisterschaft und müssen der Muse Heyse's in Bezug auf diese das größte Lob spenden. Die Grazie in der Behandlung der verschiedensten Strophen sowie des mannichfachsten Inhalts kann kaum größer gedacht werden und bezeichnet einen Höhepunkt des künstlerischen Stils nach der Seite der Anmuth hin, der unserer Literatur zur Zierde gereicht und gegen die Verwilderung eines oft burschikosen und manierirten Kraftstils, wie der salopen und liederlichen Nachtreter Heine's einen für den Fortschritt der Dichtung erfreulichen Contrast bildet. Es ist der Triumph dieser Kunst, selbst die schwerern epischen Versmaße, die ottave rime und Terzinen, die Strophen Tasso's und Dante's, mit so spielender Plauderhaftigkeit zu behandeln, daß sie dem leichtesten Ton der Unterhaltung sich zwanglos darbieten und dabei nirgends die Spuren einer Mühe und Arbeit zeigen, welche an ihrem prunkvollen Reimgewand diesen glitzernden Besatz im Schweiße des Angesichts anheftet.

Doch wozu denn der sogenannte tiefere Inhalt? — werden die Vertreter der Selbstherrlichkeit der Kunst ausrufen; je tendenz- und zweckloser, desto freier, berechtigter ist das dichterische Schaffen. Die Phantasie soll uns ja eben aus dieser zweckvollen Welt entführen — und von den Märchen aus „Tausendundeiner Nacht", von den „Metamorphosen" des Ovid bis zu den Novellen Boccaccio's und der andern italienischen Novellisten gibt es hundert Vorbilder für diese Geschenke einer freischwebenden Phantasie, welche Blumen ohne Früchte aus ihrem Füllhorn schüttet.

Wir stellen der modernen Poesie einmal höhere Aufgaben, als dies selbstgenugsame Spiel der Phantasie zu lösen sucht. Gleichwol sind wir nicht so einseitig, diesem Genre jede Berechtigung zu versagen, wenngleich wir demselben einen nur untergeordneten Rang einräumen gegenüber einer Dichtung, welche, vom Geist des Jahrhunderts gesättigt, in künstlerischer Gestaltung die großen Probleme desselben zu lösen sucht. Doch wir meinen, die Achillesferse der Romantik gucke bedenklich aus diesen feingestrickten Maschen einer eleganten und vielfach galanten Poesie hervor, die sich in allerlei phantastischen Capriolen gefällt; und auch das Muster Wieland's, dessen leichter conversationeller Ton, dessen attische Grazie und geschmeidige Ironie in einzelnen von Heyse's Gedichten sich wiederholen, dürfte dem 19. Jahrhundert nicht so wohl anstehen wie dem 18.

Die Sammlung beginnt mit der größten Erzählung: „Die Braut von Cypern", einer in Verse gebrachten Novelle des Boccaccio, welche sich zugleich als charakteristisch für das ganze von Heyse angebaute Genre erweist:

> Es gibt ein Buch, vor zeiten vielbewundert,
> Bei Niedrigen und Hohen wohlgelitten,
> Ein welterfahrner Tröster, dessen hundert
> Geschichtlein sanft in Ohr und Herzen glitten,
> In unserm höchst anständigen Jahrhundert
> Verpönt ob seiner allzu freien Sitten,
> Ein Lustwald voll der schönsten Abenteuer,
> Nur, wie die Sage geht, nicht ganz geheuer.
>
> Doch Stellen gibt's in dem verrufnen Hain,
> Die selbst der lieben Jugend ungefährlich:
> Von Belladonnen sind die Wiesen rein,
> Der Weg für guten Wandel unbeschwerlich;
> Kein schnöder Faun grinst unverschämt darein,
> Der strengen Mütter Aufsicht wird entbehrlich,
> Und lose Vögel plaudern von Geschichten,
> Zwar auch verliebt, doch zügellos mit nichten.
>
> Solch ein Geschichtlein — wenn ihr lauschen wollt —
> Gelüstet mich, daß ich im Reim erzähle.
> O wären meine Verse helles Gold
> Zu würd'ger Fassung diesem Lichtjuwele!
> Nie ward der Schönheit Huldigung gezollt
> Andächtiger von einer Dichterseele,
> Nie hat Boccaz sich höhern Flugs erhoben —
> Doch still! Ich will erzählen — ihr mögt loben!

Da haben wir gleich den plauderhaften Ton, mit welchem die ottave rime behandelt sind, und der in Versen wie der folgende ganz in den Stil des Byron'schen „Don Juan" übergeht:

> Er hieß Galeso. Doch bei allen Leuten
> War's Brauch, daß sie ihn nur Cimone hießen.
> Dies dunkle Wort weiß ich euch nicht zu deuten,
> Da ich des Cyprischen mich nie beflissen.
> So was wie „Tölpel" wird es wol bedeuten;
> Boccaccio sagt es auch, der muß es wissen.
> Genug, mit diesem Namen rief man ihn,
> Der ihm durchaus nicht ehrenrührig schien.

Der Dichter tritt selbst mit allerlei meist ironischen Bemerkungen, Betrachtungen und Excursen etwas aufdringlich in den Vordergrund; man könnte sagen, der Charakter dieser Dichtung ist die latente Parabase.

Die Fabel selbst ist abenteuerlich. Der plumpe Cimone verliebt sich in die schöne Flordelis, des reichen Kaufherrn Tochter. Die erste Begegnung ist mit reizender Anmuth geschildert. Um des Mädchens würdig zu sein, civilisirt er sich nach besten Kräften. Dennoch wird Flordelis mit dem Prinzen von Rhodus verlobt. Auf der Meerfahrt indeß raubt sie Cimone, der mit verkleideten Gefährten dem Anschein nach ein Piratenschiff besetzt hält; aber die Brautfahrt der etwas spröden Schönen wird vom Schicksal begünstigt; Wind und Wellen treiben das Schiff an das Gestade von Rhodus. Die Besatzung wird von den Rhodiern gefangen genommen, die Fürstin-Mutter, eine sehr gestrenge Herrscherin, verlangt den Tod der Fremden; doch das Volk erhebt sich zu ihren Gunsten, und der junge Fürst gibt sie aus eigenem edeln Entschlusse frei. Um das Maß seiner Güte vollzumachen, reicht er seine Hand einer frühern verlassenen Geliebten, und Cimone fährt mit der Braut von Cypern heim.

Es ist dies eben eine echte Novelle voll bunter Abenteuer. Für Cimone hat man ein gewisses psychologisches

Interesse; aber Flordelis bleibt eine Puppe, die sich nur mit mechanischen Gelenken bewegt. Die Behandlung Heyse's ist originell und ansprechend; meist in jenem Tempo gehalten, welches die Musiker scherzando nennen; aber das Ganze ist doch nur poetischer Baiserschaum, der uns im Munde zergeht. Vor jedem Gesang stellt sich der liebenswürdige Zuckerbäcker selbst an die Thür und macht uns Mittheilungen über die Quellen, von denen er seine süßen Waaren bezieht. Im ersten Gesang wird die Firma Boccaz genannt, im zweiten die Firma Uhland, von dessen „Fortunatus" die strophische Candirung entlehnt sein soll. Betrachtungen über den Zopf der Antike, Citate aus Plinius, nach Genelli's Gemälden ausgeführte Dichterbilder, Anspielungen auf Altes und Neues lassen die Zaubermacht der Romantik nicht mit dem eigenen, ungebrochenen Reiz auf uns wirken, den die Erzählung derselben Abenteuer bei Boccaccio ausübt. Daß es dabei nicht an Stellen von tadelloser dichterischer Schönheit fehlt, ist bei einem Poeten wie Paul Heyse selbstverständlich; wir führen zum Beleg hierfür die vorzüglichen Strophen an, mit denen der dritte Gesang eingeleitet wird:

Nicht ist der Lenz im Süden, wie im Norden,
Die Zeit, wo Seufzer scharenweis erwachen,
Wo Liebende, ein fahr'nder Ritterorden,
Die Weg' und Steg' im Wald unsicher machen.
Hier an des Mittagsmeers besonnten Borden
Klingt kerngesund des Frühlings goldnes Lachen;
Du siehst ihn nicht in Wehmuth überfließen,
Er lebt nur kurz und will den Tag genießen.

Wohl ist es süß, im blätterlosen Hag
Dem ersten Gruß der Veilchen zu begegnen,
Zu fühlen, wie bei scheuem Vogelschlag
Die starren Lüfte thaun in lindes Regnen.
Nun kommen schon mit jedem neuen Tag
Des Frühlings neue Boten, die wir segnen,
Doch ängstigt uns sein langsam Liebesmühn,
Und mancher Nachtfrost droht dem jungen Grün.

Wie anders, wo die Erd- und Himmelsmächte
Auf einmal jauchzend ineinanderglühen,
Die Sonne sich besinnt der alten Rechte
Und herrisch flammt in heil'gen Jahresfrühen.
Dann, wenn die letzte schwand der Winternächte,
Siehst du am Mittagstrahl die Mandeln blühen
Und hörst es flüstern im Orangenlaube:
Daß je ein Winter war, ist Aberglaube.

Ohne diese um den Rahmen der Handlung schweifenden humoristischen Arabesken ist die zweite Erzählung: „Margherita Spoletina", ausgeführt, in raschen, kecken Zügen, die zur Katastrophe drängen. Der Stoff hat einen gewissen raffinirten Reiz — es handelt sich um einen weiblichen Leander, die schöne Margherita, welche mit Hülfe ihrer Schwimmkunst allnächtlich den verwundeten Geliebten besucht. Diese Schwimmpartien zu verbotenem Liebesglück werden der Familie entdeckt; der Geliebte verfällt ihrer Rache; die Leuchte, mit der er der kühnen Schwimmerin den Pfad durch die Wogen gezeigt, wird von den Rächern an einem Boot befestigt, welches ins weite Meer hinausfährt. Margherita, diesem Trugsignal nachschwimmend, geht unter als ein Opfer raffinirter Grausamkeit, die dem Zeitalter der Neronen Ehre gemacht hätte.

„Urica" ist die am meisten pathetische von Paul Heyse's Erzählungen, ein Nachtbild aus der Zeit der französischen Revolution, nicht ohne ein gewisses sociales Pathos, das wir sonst bei Heyse vermissen, ein Pathos für die Menschenrechte. Die Heldin ist eine Negerin, auferzogen in aristokratischen Kreisen, entbrannt in Liebe für den Grafensohn, der sie um ihrer Farbe willen verschmäht. Verzweiflung gibt sie fieberischer Krankheit preis, sie entflieht trotz der treuen Pflege, die ihr zutheil wird, aus dem Grafenhause; auf dem Pflaster der Straße, wo sie die Nacht verbringt, wird sie von einem Weib der Hallen, einer Fischersfrau, aufgefunden und folgt dieser in ihre bescheidene Wohnung. Ein Boot auf der Seine leitend, trifft sie den flüchtigen Grafensohn, den Geliebten, der sie, ohne sie anfangs zu erkennen, um Rettung anfleht. Die Katastrophe wird durch einen Zug von großer psychologischer Feinheit herbeigeführt. Das Boot begegnet einem Jakobinerboote; die Revolutionsmänner schöpfen anfangs Verdacht, beruhigen sich aber, als sie die Negerin erkennen, bei der sie keine aristokratische Contrebande argwöhnen. „Küsse deine Frau", rufen sie dem Grafen zu:

Er schlägt den Arm um sie; da bricht ein Schrei
Von ihren Lippen, der nach Wahnsinn klingt.
Sie stößt den Arm hinweg, der sie umschlingt —
Es fällt ihr Tuch — ein schwarzes Haupt wird frei,
Von krausem, glänzendem Gelock umringt,
Draus funkelt ihm ein Augenpaar entgegen —
Er kennt es nun! Sein letzter Muth versinkt,
Da wild die Lippen dort sich regen:

Zurück! du lügst! Hat dich die Todesangst
Geheilt vom Ekel vor der Negerin,
Daß ich nun gut genug zum Küssen bin,
Da du vorm Kusse der Verwesung bangst?
Hat Elend mich gebleicht? Sieh hin, sieh hin,
Um welch ein niedrig Liebchen du geworben.
Rühr' sie nicht an! Sie ist von stolzem Sinn,
Ob auch zur Grafenbraut verdorben!

Damit hat sie dem Flüchtling das Todesurtheil gesprochen. Am Schluß sehen wir, in der glänzenden Kaiserzeit, die Negerin mit weißen Haaren auf den Boulevards betteln.

Die Behandlung des grellen Stoffs ist eine discrete. Was wir dabei vermissen, wird uns klar, wenn wir uns denselben Stoff von Freiligrath behandelt denken; glühendes Colorit und hinreißendes Feuer der Leidenschaft. Die Form ist nicht so rein und durchsichtig wie in Heyse's andern Gedichten, es finden sich ungelenke Wendungen und harte Apostrophirungen selbst im Reim:

Und als der Mai auch die Gironde brach,
Ward, wer noch träumte, seiner Träume satt.
Doch stille war's ob einer Greisin Haupte,
Die um so manchen Wahn getrauert hatt'
Und um ihr Kind, das todtgeglaubte.

———

Ihr Geist besann
Sich keines Ziels. Der Gasse, drin sie steht,
Folgt sie begierig und der nächsten dann u. s. w.

Zwei chinesische Geschichten: „Die Brüder" und „König und Magier", sind in den fünffüßigen reimlosen Trochäen der serbischen Volkspoesie geschrieben. Die erste hat zum rührenden Mittelpunkt, daß ein jüngerer Bruder sich für den ältern opfert; die zweite endet in gespenstiger Weise. Ein chinesischer König Saul und ein chinesischer Salomon treten sich gegenüber; doch ist der letztere in ein Zwielicht

gerückt, welches den Heiligen und den Betrüger nicht genau unterscheiden läßt. Der despotische König, welcher den Magier zuerst, da dieser nicht Regen herbeizuzaubern vermag, zum Scheiterhaufen verdammt, ihn dann aber, als er vor dem Flammentod durch einen Regenguß gerettet wird, selbst tödtet, ist besser gezeichnet. Das chinesische Costüm und Colorit ist aber für beide Erzählungen so vollkommen gleichgültig, daß man nicht begreift, warum der Dichter die Handlung in das zopfige Reich der Mitte verlegt, welches doch durchaus kein poetisches Klima hat. Es liegt hier dieselbe Willkür zu Grunde wie in der Wahl serbischer Trochäen für die chinesischen Stoffe. Die akademische Muse liebt einmal den kosmopolitischen Carneval.

„Die Hochzeitsreise an den Walchensee" ist eine plauderhafte Humoreske oder Idylle im Stil des Byron'schen „Don Juan" mit Excursen de omnibus rebus et quibusdam aliis, selbst über das münchener Bockbier. Das Gedicht aber ist leichtester Schaumwein, mit gewinnender Grazie credenzt. Kleine Eifersüchteleien eines jungen Ehemanns, curirt durch die aufopfernde Liebe der Frau, welche glaubt, daß er im Walchensee ertrunken sei, während er nur im Kahn schlummernd über denselben hingleitet — das ist der Inhalt dieser „Hochzeitsreise", deren psychologische Motive von spinnewebiger Feinheit sind. Trotz des anmuthigen Bestrebens, mit welchem uns der Dichter hierüber zu täuschen sucht, können wir doch das Gefühl nicht überwinden, daß das Gold des Stoffs für diesen breitgehämmerten Golddraht nicht ausreicht.

„Michelangelo" und „Rafael" sind zwei Künstlernovellen in Versen, die erste in fünf-, die zweite in vierfüßigen gereimten Jamben, beide ohne sonderliche Bedeutung. Es handelt sich um Liebesabenteuer, deren Abschluß die Resignation ist. Das Interesse, welches der jedenfalls für plastische Formenschönheit begeisterte Bildner an dem Reiz der scheinlosen, von Wuchs kümmerlichen Vittoria Colonna nimmt, ist selbst so zweifelhafter Art, daß es uns nicht zu erwärmen vermag; und die Liebesepisode des schönen Rafael, die uns eine aus plötzlicher Begegnung himmelhoch auflodernde und schnell begrabene Leidenschaft zeigt, erscheint doch allzu keck in die Luft gebaut. Auch die Schilderung ist, trotz mancher fließenden Verse von dichterischem Adel, doch minniglich manierirt. So sagt die Liebende, nachdem sie, von Leid und Leidenschaft bezwungen, einander im Arme geruht, „zu zweien Eine Creatur"!

Was haben wir gethan?
Kann ich denn wieder gehen,
Da mir so hold geschehen,
Zur unhold fremden Welt zurück?

Der manierirte Stil der Nordlandsgeschichte „Syritha" ist schon früher (in Nr. 33 d. Bl. f. 1867) gerügt worden. Die Naivetät der Geschichte ist eine sehr erkünstelte; „Syritha" ist eine neue Auflage der „Amaranth".

Die neueste Dichtung Heyse's, das im „Salon" abgedruckte Gedicht: „Das Feenkind", hat solche Anmuth des losen Faltenwurfs, daß sie in der That an die leichtgeflügelten Kinder der Wieland'schen Muse erinnert. Das ist allerliebste Conversation in Versen, und wie der Dichter selbst sagt:

Kein Märchen ist's, was ich erzähle,
Historisch streng beglaubigt ist der Kern,
Poetisch nur die Form, die ich erwähle,
Und trotz des idealen Flugs der Stanzen
Höchst realistisch die Tendenz des Ganzen.

Ein Prinz, der es liebt, einsam die Nacht zu durchreiten und gegen weiblichen Reiz unempfänglich ist, wird durch ein Feenkind bekehrt. Dies Feenkind, eine Art von abenteuernder Mignon, enthüllt dem Fürsten selbst den Betrug, den man mit ihm spielt, will sich aber nicht „bediademen" lassen, sondern verzichtet auf die Krone, bis der von Liebe entbrannte Fürst bei einer öffentlichen Aufführung, wo sie ihre gewagten Künste zeigt, vor allem Volk auf sie losstürzt und sie zur Gattin erwählt.

Die Darstellung ist fast durchweg in graziös schäkerndem Ton gehalten, mit den breitesten humoristischen Excursen, in denen der Verfasser weniger schlagenden Witz als feine Ironie bekundet. Am gelungensten ist die Beeiferung der Frauen und Mädchen dargestellt, das Herz des jungen Fürsten zu rühren, nachdem die schöne Gulnare freiwillig zurückgetreten:

Sie dachten, da nun Bresche sei, so lasse
Die stolze Feste sich mit Sturm gewinnen.
Wo nur der Fürst sich zeigte, war die Gasse
Verlegt von holden Wegelagrerinnen.
Gedichte, Blumen regnet' es in Masse,
Man mühte sich, Toiletten zu ersinnen,
In Schnitt und Farb' und Stoff höchst überschwenglich,
Und manche selbst ein wenig stark verfänglich.

So schlich sich einst ein Fräulein in den Garten,
Bis zur Fontaine, dort mit nassem Haar
Im Nixenkleid den Fürsten zu erwarten,
Obwol das Baden hier verboten war.
Er kam und glaubte, daß ihn Träume narrten;
Kaum aber ward die Wirklichkeit ihm klar,
So kehrt' er um, als stach' ihn die Tarantel,
Und rief: Man bring' ihr einen Bademantel!

Die zu einem Fest eingeladenen benachbarten Prinzessinnen unterwirft der Hofmohr der folgenden galanten Musterung:

Da ist zum Beispiel die Prinzeß Irene
Von Samarkand, die Häßlichste von allen.
Doch hat sie schönes Haar, superbe Zähne
Und ein Paar rothe Lippen wie Korallen.
Man sagt, sie sei nicht sehr gescheit, sie gähne
Beim dritten Wort; das ließ' ich mir gefallen.
Dummheit ist Gottesgabe, und die Dümmste,
Glaubt mir, mein Fürst, ist lange nicht die Schlimmste.

Dann die Prinzessin von Byzanz, die Dicke,
Die dreimal stets von jeder Schüssel ißt.
Ihr, theurer Herr, habt ja genug zum Glücke,
Die Gattin satt zu machen, und Ihr wißt:
Wer stark zu essen pflegt, ist ohne Tücke.
Auch Julius Cäsar, der erlegen ist
Dem hagern Casca, lebte wol noch heute,
Umgaben ihn nur wohlbeleibte Leute.

Indeß, zieht Ihr die Magern vor, wie wär' es
Mit Fürstin Badul-Budur, deren Näschen
Spitz wie ein Pfeil? Sie liebt zwar sehr den Xeres,
Und man erzählt, daß, wenn sie erst ein Gläschen
Zu viel genippt hat, sie ein sehr vulgäres
Geplauder führt, gewürzt mit derben Spätzchen.
Ihr Vater zog sie auf mit sieben Söhnen;
Ihr müßt den Hofton erst ihr angewöhnen.

Prinzeß Amine mit den blauen Augen
Und weißen Schultern ist ein süßes Kind.
Zwar ihre Renommée soll wenig taugen,
Doch da es nicht die schlechtsten Früchte sind,
Vielmehr die reifsten, dran die Wespen saugen,
So schlüg' ich solche Scrupel in den Wind.
Auch hat als Frau sich manche sehr erprobt,
Die erst im led'gen Stand sich ausgetobt.

Die Geschichte ist offenbar ganz amusant, entbehrt aber, wo sie ernster gemeint ist und wo ein lyrischer Hauch die breit hingegossenen Wellen des Humors zu kräuseln beginnt, des tiefer gehenden Interesses. Einem ironisch aufgedröselten Phantasiespiel fehlen die Maschen, die unsern Sinn im Ernst gefangen nehmen.

Die humoristische Fastenpredigt: „Frauenemancipation", enthält manchen treffenden Einfall, ohne irgendein Facit zu ziehen; sie ist abgefaßt in der bekannten Don-Juan-Form, gespickt mit Fremdwörtern, die oft in die Reime gesetzt sind, und ausgerüstet mit allen erdenklichen Wendungen einer hin- und hergehenden Conversation.

Noch haben wir zwei größere Gedichtcyklen zu erwähnen, welche an die Muster der römischen Elegiker erinnern: das Reisetagebuch in Terzinen: „Der Salamander", das wir bereits in Nr. 3 d. Bl. f. 1868 einer eingehenden Würdigung unterzogen. Und zwar erkannten wir die Meisterschaft in der leicht graziösen Behandlung der Terzinen mit Wärme an, sowie die großen Schönheiten, welche der Dichter in der Darstellung dieses an sich unbedeutenden galanten Abenteuers seinen Terzinen abgewinnt.

Der zweite Liebescyklus: „Idyllen von Sorrent", ist weit entfernt von dem blasirt pikanten Ton der Terzinen; er schildert eine harmlose Neigung, um welche sich Arabesken heiterer Genre-, Volks- und Naturbilder schlingen, in einem Stil, welcher den Goethe'schen Distichen und all ihrer Eigenthümlichkeit zum Verwechseln nachgebildet ist. Nur plauderhafter ist Heyse's Muse, und dabei geht sie oft mehr ins Breite und auch weiter in der leichten, ganz für den Conversationston zugerichteten Behandlung der antiken Verse, als dem Altmeister beliebte. Manches verliert sich ins Seichte und Verwaschene; aber einzelne Gemmen sind auch mit so feiner, sorgsamer Kunst geschnitten, daß sie dem Gedächtniß nicht leicht entschwinden. Schon die Einleitung versetzt uns ganz in die Stimmung, die das reizende Sorrent hervorruft:

Schön ist immer der Mai in Sorrent, am Strand, in den Gärten,
Ueber den Vignen am Fels, schön in den Gassen der Stadt.
Aber am schönsten um Mondaufgang, wenn um den gekrönten
Berg Sant-Angelo falb dämmert der trauliche Schein,
Und auf Ischia drüben die letzte verglimmende Wolke
Ruht und dem alten Vesuv feierlich röthet die Stirn.
Dann trägt schweigend Luisa — so gern sie plaudert, die Gute —
Mir ein Bänkchen hinauf auf das geebnete Dach.
Dort von des Tags nachdenklichem Nichtsthun ruht sich die Seele
Wie zufrieden mit sich aus in der Stille der Luft,
Träumt von diesem und dem, zu den Freunden hinüber, den Fernen,
Schweift mit gesättigter Glut über die Gärten im Grund,
Wo die Feige gemach anschwillt und Duft der Orangen-
Blüte die dunkelnde Frucht nachbarlich wieder umspielt.

Das italienische Naturkind ist mit vieler Anmuth geschildert, oft dem Unbedeutenden ein fesselnder dichterischer Reiz abgewonnen.

Die meisten „Novellen in Versen" sind von bestrickender und einschmeichelnder Grazie und rühmenswerther Formvollendung. Doch der in ihnen herrschende Grundton ist ein spielerisch leichtfertiger; wir sehen stets vor uns das souveräne Subject der Romantik, das mit der Dichtung und auch mit dem Leben spielt; auf den Lippen das nie erlöschende Lächeln überlegener Ironie; die ethischen Licenzen Wieland's und Goethe's erklären sich bei Heyse in Permanenz. Man darf ihn nicht einen ungezogenen Liebling der Camönen nennen; er gehört zu ihren wohlerzogensten, das heißt, er weiß seine frivolen Unarten mit vielem Geschick zu verbergen. Doch in einer Zeit, deren Streben auf die ewigen und höchsten Güter der Nationen und der Menschheit gerichtet ist, wird diese phantastische Arabeskenpoesie bei all dem Zauber ihrer meisterhaften Form keine nationale Bedeutung gewinnen können, da ihr jeder wärmere Herzschlag fehlt, dafür aber den ästhetischen Gourmands, den Kennern, welche den Triumph einer auch den unbedeutendsten Inhalt geschmackvoll fassenden und sinnreich hebenden Kunst zu würdigen wissen, reine, von keinem stofflichen Reiz getrübte Genüsse bereiten.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

1. Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Berlin, Hertz. 1870. 8. 2 Thlr.

Je unscheinbarer der Titel dieses Buches auftritt, desto markiger und bedeutender ist sein Inhalt. Wir haben auf dem Büchertisch d. Bl. gerade in der letzten Zeit eine ziemliche Anzahl biographischer (und zwar meist selbstbiographischer) Werke gehabt, die nicht der Frische und Lebenswahrheit entbehrten, die wie „Die Jugenderinnerungen aus der Mappe eines Greises" sogar über den Kanal hinüber Anerkennung gefunden haben; keine Schrift des biographischen Genre trat uns jedoch so vollberechtigt vor die Augen als die vorliegende. Wilhelm, der reichbegabte Sohn des Malers Gerhard von Kügelgen, selbst vor kurzer Zeit aus stillbewegtem Wirken geschieden, erzählt den Gang seiner Jugendjahre mit so viel Grazie und feiner Selbstbeobachtung, daß uns die Lektüre dieser Aufzeichnungen mit einem Hauch von „Wahrheit und Dichtung" anmuthet. Freilich rauscht die bewegte Zeit der beiden ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts mit ihren großen politischen Umwälzungen nur in der Ferne an diesen Blättern vorüber, auf welche die Jugendgeschichte eines hochbegabten Menschen geschrieben ist: die stille Klause der Familie ist es zumeist, in der alle Vorgänge geschehen und nur wie hinter einem Schleier zieht die gewaltige Haupt- und Staatsaction der Napoleonischen Zeit vorbei. Aber dafür entschädigen uns tausend

Einblicke in das Kleinleben der Kügelgen'schen Familie. Wie plastisch stehen uns alle Figuren des Hauses vor Augen! Die unverfälschte Künstlernatur Gerhard von Kügelgen's, den eine Mörderhand mitten aus frischestem Leben hinwegriß, die verstandesmäßige, klare und milde Gestalt der Mutter, das rundbackige vergnügte Gesicht des jüngern Bruders, daneben der originelle knorrig-weiche Charakter des Landpastors Roller, dem unser Selbstbiograph wol die Grundlage seiner frommen Gesinnung verdankt, der höfische Kreis von Ballenstädt, das gemüthvolle Familienleben im Krummacher'schen Hause zu Bernburg — wie stehen alle diese Bilder so anschaulich vor der Phantasie des Lesers, keine Gebilde romanhafter Phantasie, sondern treue Porträts nach dem Leben! Eine ungemein feinfühlige, phantasievolle und doch willenskräftige Erscheinung — so präsentirt sich uns Wilhelm von Kügelgen, dessen aufrichtig fromme Ueberzeugung nirgends stört, weil sie sich einen ungetrübten Blick für weltliche Zustände, wie er dem Künstler ziemt, erhalten hat. Leider bricht das Buch mit dem erschütternden Unglücksfall der Ermordung des Vaters ab und der Herausgeber (Philipp von Nathusius) kann uns nur einen magern Abriß von den spätern Lebensschicksalen des liebenswürdigen Biographen geben. Immerhin aber verdient Nathusius, dem die Natur des Selbstbiographen sympathisch gewesen zu sein scheint, den Dank aller derer, denen biographische Denkwürdigkeiten auch dann willkommen erscheinen, wenn sie statt geschichtlicher Enthüllungen und Pikanterien den Verfolg gemüthlicher Vorgänge im Menschenleben zu schildern versuchen.

2. Dank vom Haus Oesterreich oder der Infant Dom Duarte. Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege. Nach den Quellen dargestellt von Gustav de Beer. Kassel, E. Luckhardt. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Bruder des tapfern Johann IV. von Braganza, des Befreiers Portugals vom spanischen Joch, diente wacker als General der Artillerie in der österreichischen Armee, ward jedoch nach der Thronbesteigung seines Bruders heimtückisch in Regensburg eingekerkert, von dort nach Passau und schließlich nach Mailand gebracht, wo er 1649 nach achtjähriger Kerkerhaft, 39 Jahre alt, starb. Jene Unbill geschah dem unschuldigen Manne auf Anstiften Spaniens, genauer auf Wunsch des Herzogs von Olivarez, des allmächtigen Ministers Philipp's IV. Unbegreiflich bleibt es doch, daß dem königlichen Bruder nicht mehr Hülfsmittel zu Gebote standen, den Gefangenen zu befreien. Die Geschichte des Principe vendido, die de Beer nach den Quellen wiedergibt, wird, wenn sie in Portugal bekannt wird, schwerlich dazu beitragen, die alten Antipathien der Portugiesen gegen die mächtigern Spanier, die durch eine fünfhundertjährige Geschichte genährt worden sind, zu vermindern und in eine von Madrid aus gewünschte Unionseinwilligung aufzulösen.

3. Hugo Donellus in Altdorf. Von R. von Stintzing. Erlangen, Besold. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Dem berühmten Juristen Professor von Wächter ist die kleine Monographie bei Gelegenheit seines funfzigjährigen Lehrjubiläums (13. August 1869) gewidmet, und zwar von der Juristenfacultät der Universität Erlangen, deren zeitiger Dekan der Verfasser ist. Die eigenthümliche Erscheinung eines französischen Calvinisten, der als renommirter Rechtslehrer an die nürnbergische Universität Altdorf berufen wird, nöthigt uns, dem lutherischen Zeit- und Kirchengeist gegenüber, der sich Ende des 16. Säculums in Deutschland breit macht, Achtung und Interesse ab, um so mehr, da wir erfahren, „daß ganze Theile der heutigen civilistischen Theorie geradezu auf Donellus zurückzuführen sind". So wird, zumal dem Freunde der Rechtsgeschichte, das Miniaturbild, das der gelehrte Autor uns in seinen Zügen gemalt hat, ein willkommenes sein.

4. Geschichte des hebräischen Volkes und seiner Literatur, von Samuel Sharpe. Mit Bewilligung des Verfassers berichtigt und ergänzt von H. Jolowicz. Leipzig, C. F. Winter. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Es genügt nicht mehr, brave Gesinnung zu haben und eine leidliche Portion von Rationalismus in der Bibelkritik, wenn man über die Geschichte der Bücher des Alten Bundes schreiben will. Der Geist und die lebensvolle Darstellung des Gegenstandes ist doch wahrhaftig nicht mehr so rar, auch nicht mehr unter den deutschen Gelehrten, daß man nicht berechtigt sein sollte, eine kleine Dosis jener liebenswürdigen Eigenschaften bei einer Behandlung alttestamentarischer Geschichte und Literatur zu verlangen. Und nun ist der Autor gar ein Engländer! Ein Engländer, von denen man seit zwei Jahrzehnten gewohnt ist, die kritische Tractirung historischer, wirthschaftlicher, ja selbst theologischer Materien mit einem reichlichen Aufwand jener Eigenschaft behandelt zu sehen, die die Anhänger des „Materialismus" in einem mehr oder minder vorhandenen Phosphorgehalt des Hirns zu suchen geneigt sind. Oder hätten die Buckle, Lecky, Mill, Grote, Macaulay umsonst geschrieben, und wir Deutschen kein Recht, ihre geistvolle und doch gründliche, phantasievolle und doch durchweg verständige Darstellungsweise zu bewundern? Wenn der Herausgeber und Uebersetzer das Prädicat eines „schönen" Buchs für die Sharpe'schen Excurse in Anspruch nimmt, so vermögen wir diesen Geschmack nicht recht zu begreifen. Aber man liebt ja seine Pflegekinder oft wie seine eigenen Kinder, und der Uebersetzer befindet sich vielleicht mehr im letztern als im erstern Falle. Denn wie weit dem Sharpe'schen Buch gegenüber die Grenzen der Uebersetzung und der Selbstthätigkeit des Herrn Dr. Jolowicz gehen, vermögen wir nicht zu unterscheiden. Er hat „mit Weglassung der etymologischen Spielereien und unbegründeten Hypothesen, von welchen das sonst schöne Buch nicht freizusprechen ist, dasselbe deutsch bearbeitet und dabei nach Maßgabe seiner Kenntniß und Studien die betreffenden sichern Ergebnisse benutzt, welche durch die vorzüglichen Forschungen von Männern wie — (folgt eine Reihe orientalistischer Autoritäten) — in ihren Meisterwerken zu Tage gefördert worden sind". Nun sind allerdings, das wissen wir aus guter Quelle, Kenntniß und Studien des genannten Uebersetzers derart, daß wir vor ihnen alle Achtung haben; aber warum hat der wackere Herr durch seine willkürliche Redaction des Originals es uns so schwer gemacht, englisch von deutsch, Sharpe von Jolowicz zu sondern?

Wir wissen nicht, ob es wohlgethan ist, die sagenhafte Geschichte der hebräischen Urzeit ganz zu ignoriren, wie es Sharpe gethan; gerade hier, in einer Zeit, in welcher die zähesten Traditionen wurzeln, däucht uns, wäre es passend gewesen, mit scharfer Kritik aufzuräumen. Weshalb eigentlich das Sharpe'sche Buch dem deutschen Publikum vermittelt werden sollte, begreifen wir nicht recht. In der Kritik der Geschichte des jüdischen Volks, seiner Literatur und Cultur ist gerade die deutsche Wissenschaft seit Decennien der englischen weit voraus: auf dem weiten Wege von Michaelis über Ewald bis zu Fürst ist mehr und gründlicher gearbeitet worden als von Sharpe und Genossen. Als das Renan'sche Buch über das Leben Jesu erschien, da murrten die deutschen Schriftgelehrten, warum man immer das ausländische seichte Fabrikat dem gediegenen einheimischen, warum man Renan Strauß vorziehe. Und Renan hatte doch Schönheitssinn und sein aufrichtiger Ernst ward durch die Heiterkeit einer poetischen Form gehoben! Warum sollen wir nun die trockene und dabei nicht neue Behandlung eines Briten der deutschen gelehrten Stoffbewältigung vorziehen, wie wir sie in J. Fürst's „Geschichte des hebräischen Schriftthums“ finden? Wir wollen nicht ungerecht gegen ein Werk sein, das, aus begreiflichem Nationalgefühl, in England gewiß großen Beifall findet. Aber in England ist man in der Freiheit, religiöse Dinge zu besprechen, gerade so weit gegen Deutschland zurück, wie in der Freiheit des staatlichen Lebens voraus; und während eine vernünftige, nicht allzu kühne Forschung und Darstellung biblischer Urkunden jenseit des Kanals als Zeichen religiöser Keckheit gilt, hat man in Deutschland auf eben demselben Gebiet schon lange nicht mehr vor den äußersten Consequenzen freier Forschung zurückgeschreckt, denen das freie Volk der Briten erst auf Umwegen entgegengehen muß.

5. Geschichte der Gesellschaft von Johann Joseph Roßbach. Zweiter Theil: Die Mittelklassen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents. Würzburg, Stuber. 1869. 8. 1 Thlr.

Der Name des tüchtigen Werks und das gute Renommée des Autors in der wissenschaftlichen Welt bürgen schon allein dafür, daß wir in dem Buche, dessen zweiter Theil uns jetzt vorliegt, einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte der europäischen und westasiatischen Völker erhalten. Der treffliche Mann, der in der Geschichte menschlichen Rechts und menschlicher Sitte geforscht und geschrieben hat wie der Besten einer, ist nun vor einiger Zeit dahingegangen und hat sein lehrreiches Unternehmen unvollendet lassen müssen. Sein Andenken wird unvergessen sein, wenn eine spätere Generation sich erinnern wird, was ihre Vordermänner für die Lichtung des sittengeschichtlichen und volkswirthschaftlichen Waldes get[illegible]un, in dem viele gelehrte Detaillisten noch immer den [illegible]ald vor Bäumen nicht sehen wollen. Klar, vorurtheils[illegible], dabei mit einer leisen Beimischung religiöser Ge[illegible]ung, so tritt dieser zweite Theil der Geschichte [illegible] Gesellschaft vor uns hin; er wird den Deutschen [illegible]al deshalb genehm sein, weil er sich mit großer [illegible]e zur Sache der Entwickelungsgeschichte des deutschen [illegible]s-Etat gewidmet hat. Die Genesis der deutschen Mittelklassen bildet den Angelpunkt von Roßbach's Darlegung; Inhalt und Ausführung dieses interessanten Themas werden dem nicht allzu umfangreichen Buche die lebhafte Theilnahme des heimischen Leserkreises sichern.

6. Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Cultus, unter besonderer Berücksichtigung des germanischen Alterthums. Ein Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft von Heino Pfannenschmid. Mit zwei Holzschnitten. Hannover, Hahn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bravo, Herr Doctor, das ist ein Wort, bei dem sich auch etwas denken läßt, die „vergleichende Religionswissenschaft“. Ihre Definition ist knapp und richtig: „Die vergleichende Religionswissenschaft“, sagen Sie, „betrachtet das Christenthum nicht als etwas für sich Bestehendes, sondern als eine Specialität der allgemeinen Religion, die ganz allgemeinen gottmenschheitlichen Entwickelungsgesetzen unterworfen ist. Sie untersucht also die allgemeinen religionsbildenden Processe, um die speciellen danach bemessen zu können. So erkennt sie, daß nicht nur das Christenthum hinsichtlich seiner Entwickelung in Dogma und Cultus, sondern auch hinsichtlich seines Ursprungs mit jeweiligen Zeitvorstellungen, die selbst in der Vergangenheit wurzeln, in engster Beziehung steht.“ Unter den Cultusspecialitäten, welche das Christenthum dem ersterbenden Heidenthum abgeborgt hat, nimmt der religiöse Brauch der Benetzung mit geweihtem Wasser eine der ersten Stellen ein. Wie vor dem Meßopfer die Gläubigen in der Kirche vom Priester mit Weihwasser besprengt wurden und noch werden, so wurden die Heiden vor dem Opfer, das sie der Gottheit darbrachten, ebenfalls mit Weihwasser vom Priester besprengt. Vorzugsweise aber waren es die heidnischen Germanen, die den Wasser-, Quell- und Brunnencultus zum Hauptstück ihrer Gottesverehrung gemacht hatten. Die Darstellung des Verfassers läßt viele Seitenblicke auf die Analogie des heidnischen und christlichen Cultus zu; sie hält sich aber mit Geschick in den Grenzen der vergleichenden Mythologie und wird als wesentliche Bereicherung der vergleichenden Religionswissenschaft zu betrachten sein. Es ist tüchtige Forschung und fruchtbringende Gelehrsamkeit in dem Werk, das uns auf des Autors angekündigte „Heidnische und christliche Erntefeste in Niedersachsen“ recht begierig macht. Möge sich der wackere Mythenforscher und Religionswissenschafter von seinen Entdeckungen nicht abschrecken lassen durch jene zahlreiche Partei, „die, aller wahrhaften Wissenschaft bar, von historischer Entwickelung der Religion keinen Begriff hat“.

7. Der Genius der Menschheit. Frauenwirken im Dienste der Humanität. Eine Gabe für Mädchen und Frauen. Von Luise Otto. Wien, Hartleben. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist der fünfte Band der „Deutschen Frauenwelt“, der obigen hochklingenden Namen führt. Der brave, gutgemeinte Inhalt entspricht denn auch, wie wir das von der bekannten Vorkämpferin für das Recht der Frauen rwarten können, dem humanitären Zwecke. Ob freilich ie Verfasserin nicht in manchen Punkten zu schwarz geehen hat, ob die verrätherische Männerwelt wirklich so stark an der Verschlechterung der weiblichen Sitten und Denkart arbeitet, wie es der sittlich empörten Schreiberin

erscheint, das überlassen wir einem Appellhof, der sich aus beiden Geschlechtern zusammensetzt. Immerhin will es uns bedünken, daß die begabte Schriftstellerin mehr auf ihrem Felde in der Besprechung dessen ist, was dem engern häuslichen und familiären Leben noththut, als auf dem dornenvollen Wege, die Menschheit und das Geschlecht über seinen Beruf aufzuklären: eine Frage, deren Lösung sehr verschiedenartig ausfallen muß. Was wir bei Besprechung des „Genius des Hauses“ äußerten (Nr. 12 d. Bl.), gilt auch für den „Genius der Menschheit“, mit dem die Verfasserin intimer zu sein scheint als manches philosophische Genie.

8. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. von Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 80—88. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Heft 80. Licht und Leben. Von Ferdinand Cohn.

Das Verhältniß des Lichts zum Leben der Pflanzen, das Sonnenlicht und sein liebevoller Verkehr mit den Pflanzenzellen werden hier Gegenstand der anmuthigsten Explicationen. Eine weitreichende Belesenheit unterstützt den Vortragenden in der gelungenen Ausschmückung der Darstellung, die nirgends trocken wird und ein reges Interesse an den erklärten Vorgängen wachhält.

Heft 81. Johann Hus und die Synode von Konstanz. Von Henke.

„Die Sache von Huß ist ein Proceß“, so will der berühmte Kirchenhistoriker die Hussische Affaire aufgefaßt wissen, so stellt er sie dar. Erst wenn man alle Factoren des großen Exempels zusammenhält, den damaligen Rechtszustand, die Richter, den Angeklagten und das Verfahren gegen ihn, wird man ein genügendes Resultat erhalten. Unparteiisch, gründlich und leidenschaftslos, im Stil der besten Ranke'schen Untersuchungen, ist die kleine Schrift wohl werth, in weiten Kreisen berücksichtigt zu werden. Die conservative Rechte der Gerson und Clamenges siegte im Oberhause der Prälaten und Herren zu Konstanz über den eifrigen Fortschrittsmann Huß; das böhmische Volk aber war ein zähes Unterhaus, das sich für die Verwerfung der Sache des Huß blutig rächte. Der Rhein hat die Asche von Huß' Scheiterhaufen ausgelöscht, aber „noch bis auf diesen Tag brennt von dort her der Haß der Böhmen gegen die Deutschen“.

Heft 82. Aegyptens Stellung in der Religions- und Culturgeschichte. Von Friedrich Nippold.

Gerade bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals gewann die Frage nach Aegyptens Bedeutung wieder Interesse für Europa. Es scheint fast, als ob die alte Culturheimat am Nil wieder in Aufnahme kommen soll, als Vermittelungspunkt für den Welthandel und damit für die moderne Cultur. Das Bild, das Nippold von der Vergangenheit und Gegenwart des wunderbaren Nillandes nach eigener Anschauung entrollt, ist ein belebtes, das sich hübscher Gruppirung und warmer Farbengebung erfreut. Nur irrt der Verfasser, wenn er meint, Bunsen habe den ersten Anstoß zur wissenschaftlichen Berücksichtigung Aegyptens gegeben: wir erinnern hier an Leibniz und dessen ägyptischen Plan, den Blumstengel (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1869) neuerdings wieder in helles Licht gesetzt hat.

Heft 83. Sophokles und seine Tragödien von Otto Ribbeck.

Ein lichter gewandter Bericht vom Leben und Dichten des hellenischen Tragöden, der besonders der Besprechung der erhaltenen Werke des „Homer der Tragödie“ großen Eifer zuwendet.

Heft 84. Hauswirthschaftliche Zeitfragen. Von A. Emminghaus.

Die Grenzen der hauswirthschaftlichen Productionseinschränkung, der Markt- und Magazinverkauf, die Dienstbotennoth (diese mit Hinblick auf Möser's und Roscher's Ansichten), die Uebelstände der Miethskaserne werden tüchtig durchgenommen und mit Liebe für den Gegenstand erörtert. Der Verfasser ist ein begeisterter Anhänger des Einfamilienhauses. Nach ihm würde dessen Durchführung den größten Theil der socialen Nöthe beseitigen. Er schließt mit dem Wunsche: „Das Einfamilienhaus muß der Zielpunkt unserer hauswirthschaftlichen Sorgen und Erwägungen sein.“

Heft 85. Die geschichtliche Entwickelung des Freihandels. Von A. Lammers.

Wieder eine jener Darlegungen, die an der Hand der Geschichte beweisen, daß die Freiheit des Handels, nicht weniger als die des Handelns und Denkens, einen sittigenden Einfluß auf die Gesellschaft ausübt. Selbstverständlich beschäftigt sich bei weitem der größere Theil der Arbeit mit der Geschichte der englischen Freihandelsbewegung, die nicht mehr von dem Namen Cobden zu trennen ist.

Heft 86. Die ältere Tertiärzeit. Von G. Zaddach.

Der Vortrag, der Anfang dieses Jahres in Königsberg gehalten ist, gibt uns ein anschauliches Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. Zumal die Veränderungen der Erdoberfläche einer Provinz, das Bild von dem Zustande Ostpreußens zu der besprochenen Zeit, nehmen unser Interesse in Anspruch. Die Entstehungsgeschichte des Bernsteins ist so eigenthümlich, daß man noch immer neugierig auf jede Auseinandersetzung über die Art und Geschichte des köstlichen Harzes lauscht. Es erzählt sich ziemlich schwer von der Periode, da noch kein „politisches Thier“ gegen die Reste der gewaltigen Huf- und Raubthiere ankämpfte, die in den Wäldern und Sümpfen der Tertiärzeit hausten: um so rühmlicher für den Vortragenden, daß er uns trotz sehr viel Wasser und noch mehr Gestein lebhaft für sein Thema zu erwärmen gewußt hat.

Heft 87 und 88. Ueber Schimmel und Hefe. Von A. de Bary. Mit 7 Holzschnitten.

Der sonst höchst gediegene Vortrag hält sich zu sehr über dem Niveau der beabsichtigten Zwecke des „gemeinverständlichen“ Unternehmens. Wir glauben, man könne auch mit weniger Aufwendung von lateinischen Namen und mit mehr Kürze und Vereinfachung des Stoffs dem Ziel nahe kommen, wissenschaftliche Vorgänge in gutem Deutsch zu beschreiben.

Neuere dramatische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

7. Johanna d'Arc. Heroisches Drama in fünf Aufzügen von Wilhelm von Ising. Kassel, Freyschmidt. 1868. Gr. 16. 15 Ngr.

Es gehört Muth dazu, einen solchen Stoff zu behandeln, ein Muth, der sich dadurch belohnt hat, daß er uns die Größe und Herrlichkeit der Schiller'schen Dichtung erst recht in die Augen springen macht. Zwar hat diese Schiller'sche Dichtung ihre Schwächen und Fehler, und jedenfalls gehört sie nicht zu den gloriosesten Schöpfungen unsers großen Autors, aber wie weise sie in ihrer dramatischen Fassung, wie künstlerisch in ihrer Construction und wie glänzend in ihrer Diction, das erkennt man in einleuchtendster Weise erst, wenn man sie mit einem Werk wie das heroische Drama von Wilhelm von Ising zusammenhält.

Heroisch ist nun gerade gar nichts an diesem Drama. Der Verfasser hatte augenscheinlich im Sinne, sein Mädchen von Orleans realistischer und geschichtlich treuer zu halten, als das Schiller gethan; er wollte des letztern romantische Auffassungsart vermeiden und betonte deshalb in Johanna d'Arc mehr die Heldin und Kriegerin als die Seherin. Seine Jungfrau ist keine Träumerin, die unter dem Zauberbaume sitzt und mit den Heiligen des Himmels einen geheimnißvollen Umgang pflegt; seine Jungfrau ist ein ziemlich verständiges Mädchen, die es in die Seele hinein empört, daß Ritter Robert von Baudricourt's Aufforderung in Domremy, für den rechtmäßigen König zu kämpfen, so wenig Anklang unter der männlichen Jugend findet. Sie opfert eine goldene Kette, die sie ererbt, auf dem Altare des Vaterlandes, um mit deren Ertrag Männer auszurüsten, und da der stattliche Ritter Baudricourt diese Hingebung, diesen Eifer für die gerechte Sache des Landes entzückend findet und der Hirtin seine Bewunderung deswegen an den Tag legt, entzündet sich deren Herz so sehr an seinem Lobe, daß sie im Walde unter einem Marienbilde den Entschluß faßt, in eigener Person mit dem Ritter zu ziehen. Keine himmlische Erscheinung, keine Stimme aus dem Druidenbaume geben den Ausschlag; ihre eigene Ueberlegung treibt sie zu dem Entschlusse, der in ihr zur Reife gelangt, während sie von fern die Kriegsmusik des abziehenden Werbers vernimmt. Unter diesen Klängen sieht sie im Geiste König Karl, wie er, von Glück und Freunden verlassen, dem Untergange zuschwankt. Halt, halt, ruft sie da:

> Nach Orleans! Blitz, Schlag, Musik in Einem. Nach Orleans! Dem Donner gleich an fernen Bergen rollt es mahnend hin. Wäre ich dort — bei euch, die ihr doch bluten könnt …rs Vaterland, und hinsehen auf jeden Tropfen, wie auf das …orn, dem Boden anvertraut! Sehnsucht meiner Tage und …iner Nächte, da ist dein Ziel! Bist du von Gott; du mußt … sein! Wachse frei hinaus über Menschenzwang, gib eine …gat mir, fromm und groß; ob sich die Welt empörte, sie …lte doch geschehn! — Nach Orleans! — In Gottes Namen: …! (Sie erhebt sich.) Laß mich, Vater! — Herr, ich fühle …h! Du treibst Blüte um Blüte auf in meiner Brust; so reich …r nie ein Weib! Frankreich, zittere nicht mehr! Sie mögen …mmen, zahllos, gewappnet vom Scheitel bis zum Fuß, denn hier, darauf koste ich Jesu Leib, schießt eine Kraft empor, die aller Heere spottet!

Damit stürzt sie ab, den Reitern nach, die Baudricourt führt, und man erkennt damit auf den ersten Blick, daß in Johanna's Busen als das eigentliche Agens, die treibende Kraft, eine stille Liebe zu Ritter Robert vom Dichter angedeutet wird.

Im zweiten Act finden wir, wie bei Schiller, König Karl mit Agnes Sorel von aller Welt verlassen, an seinem Geschick verzweifelnd. Schon geht er mit dem Gedanken um, der Krone zu entsagen und dem Gegner das Feld zu räumen, eben hat er im äußersten Schmerze gerufen:

> Ich will's, will thun, was einem Könige gebührt, wenn der schlammige Rebell sich an des Ewigen Abglanz wagt. Zieht herauf, schwingt im Blutrausch euch empor; so hoch fliegt keiner, daß nicht über ihm Vergeltung kreiste! Und läge ich am Boden, beraubt der Krone, jeder königlichen Zier — geschmäht, bespeit — frei die Bahn dem Fluch des Königs! Läge ich, wie Hiob lag, Eins raubt ihr nicht — das heilige Mal auf meiner Stirn, die Macht zu strafen, in Ketten wie im Hermelin! Kein Schwertthieb treffe euer Leben, Verachtung fresse euer Mark! Seid ein Zeichen kommenden Geschlechtern, ein Ziel des Schimpfes, ein Triumph dem Hasser, der Edles nur im Thiere sucht! Nehmt's hin, und tragt es in die Hölle! Mein Gott — also zu enden! Mein Gott, was habe ich dir gethan?

So ruft er aus, als Ritter Baudricourt mit Johanna kommt, die zunächst von der Umgebung des Königs mit Gelächter aufgenommen wird, aber endlich allen durch ihre unerschütterliche Zuversicht Respect einflößt. Sie hat eine lange Unterredung mit Karl, der sie über ihre Abstammung, ihr Alter ausfragt und schließlich mit ihr über die Stellung des weiblichen Geschlechts streitet. Er zweifelt über ihren Beruf zum Kriege. Er sagt:

> Dir ist der Krieg mit seinem Handwerk fremd. Nun sieh! Ein falsches Wort — wie leicht gesprochen! — ja — ein Wort, nur falsch betont, es macht den Krieger lächeln; ein Fieberschauer, bei andern nicht beachtet, für die „Gottgesandte" weckt es den Spott, und ihm erliegt so manche echte Würde, um wie viel eher die erträumte!

Johanna aber entgegnet:

> Gott hätte nicht ein Weib erwählt? Nicht, weil es dulden soll? Ja, dulden ist sein herbes Theil, doch seine Ehre auch, sein Schmuck. „Sieg oder Tod!" heißt eure Losung, „Herr, wie du willst!" die unsere; wer steht ihm näher? Und was denn ward dem Manne mehr gegeben? ein starker Arm; ihn lähmt das Schwert. Der Geist schlägt die Gefahren! Er aber wird nicht euch allein. Sind wir schwach, wohl, so ist erfüllt das Wort: „Ich will mich offenbaren in den Schwachen!"

Nun heißt es weiter:

Karl.

Glaube und Tollheit, welch ein Bund!

Johanna.

Den Glauben schmähen, welch ein Frevel!

Karl.

Mädchen, dein König bin ich!

Johanna.

Gottes Knecht!

Karl.

Dir König! Fort nach Domremy!

Aber Johanna trotzt und ruft: „Ich will nach Orleans, und aller Könige Macht soll mir's nicht wehren!"

Dieser unbezwingbare Glaube in ihre Sendung überzeugt endlich auch den König so sehr, daß er vor Johanna das Knie beugt und ruft: „Knie, Frankreich, wo dein König kniet. Hier waltet Gott in seiner höchsten Liebe!"

Im dritten Aufzuge treffen wir wiederum wie bei Schiller Talbot, seine Unterfeldherren und den ihnen verbündeten Herzog von Burgund. Alle schmähen um die Wette das Mädchen von Orleans, Talbot ausgenommen, der auch hier als der aufgeklärteste und humanste unter den Feinden Frankreichs sich darstellt. Plötzlich treten unter sie Dunois, La Hire und andere Abgesandte Karl's, welche mit den Engländern unterhandeln wollen. Da es hierbei zu harten Worten kommt und Burgund die Jungfrau eine „Metze" schilt, so greift man zum Schwert und ist eben bereit sich die Hälse zu brechen, als Johanna auftritt, die zunächst den Bastard abkanzelt, weil er hinter ihrem Rücken gehandelt und zu den Gegnern gegangen ist, um irgendeine Uebereinkunft zu treffen, ohne ihr etwas zu sagen, blos weil er sich der Macht ihrer Wunder schämt, dann mit Talbot spricht und endlich Burgund dadurch auf ihre Seite zieht, daß sie huldigend ihm zu Füßen sinkt, ihre Unschuld und Reinheit betheuert und, als er widerstrebend bleibt, ihm mit der Vernichtung seiner Völker droht: „Heult auf, daß alle Völker beben"; betheuert sie, „jeder Schrei ist mir ein Trunk!"

Der Zorn des Mädchens erschreckt den Herzog von Burgund, und vor der Aussicht auf Untergang, die sie ihm eröffnet, zurückbebend, ihre Macht, ihren Einfluß fürchtend, endigt er damit, den Engländern das Bündniß zu kündigen und zu seinen Landsleuten überzutreten. Dieser Uebertritt und der begeisternde Einfluß der Jungfrau entscheiden das Los der gleich darauffolgenden Schlacht: die Engländer erliegen, Talbot wird gefangen.

Hier reiht sich in Ising's „Johanna d'Arc" eine hübsche und wirksame Episode ein. Das Volk will dem gefangenen Talbot an das Leben; aber ein junger französischer Offizier, Raymond mit Namen, befreit ihn aus der Gefahr und wird dafür vom Feinde des Reichs, aber dem anerkannten und verehrten Helden, mit eigener Hand zum Ritter geschlagen. Dieser Moment ist wahrhaft ergreifend, dabei einfach und schlicht, nicht ohne den Athem einer gewissen Größe.

Etwas von dieser Größe zeigt auch das Verhalten Karl's gegen Talbot, der diesen berühmten Kriegsherrn weder schmähen noch vor ein Gericht stellen, sondern in Ehren zu seinem Heere zurückkehren läßt. Zu gleicher Zeit läßt er sich selbst nicht krönen, ohne Hand in Hand mit Johanna den Thron zu besteigen, den er ihr verdankt, und ihr dabei zu geloben, ein milder und gerechter Herrscher zu sein.

Alles dies vollzieht sich im vierten Acte, wie bei Schiller, und wie dieser schreibt auch Ising einen Krönungszug darin vor. Das Fatum jedoch, welches Johanna ereilt, erweist sich hier anders gestaltet. Das Mädchen von Orleans liebt hier keinen Engländer, den sie, bestrickt von seiner männlichen Schönheit, mit ihrem Schwerte schont und aus französischer Gefangenschaft entkommen läßt. Johanna liebt in diesem Drama natürlich Robert von Baudricourt, der auf einem stillen Abendspaziergange durch das Feld um sie wirbt. Sie gesteht, daß sie seine Gefühle erwidert, aber zugleich auch, daß sie sich dem Herrn für die Befreiung ihres Königs gelobt, und daß sie ihr Gelübde nicht brechen darf nun, nachdem Gott durch ihre Hand Karl sieghaft gemacht und in seine Herrschaft eingesetzt.

Noch rechten sie beide über ihre Liebe und das künftige Schicksal derselben, als sie, von Verrath umsponnen, sich unvermuthet von Engländern überfallen sehen, Robert niedergeschmettert und Johanna gefangen genommen wird.

Der fünfte Aufzug führt Johanna nun vo[illegible]r das Tribunal ihrer englisch gesinnten Landsleute, die sie [illegible] als Hexe verurtheilen und zum Scheiterhaufen führen lasse[illegible]. Wir erblicken sie zu Anfang ängstlich und verzagt, vor dem Feuertode bebend; als jedoch der edle Talbot, um ihre Rettung möglich zu machen, ihr vorschlägt, den undankbaren König, der keinen Finger rührt, sie zu befreien, aufzugeben und es laut in die Welt hineinzuschreien, daß Karl von Valois des Thrones unwerth sei, da sammelt sie sich und geht freudig zum Tode.

Diese kurze Angabe der Handlung wird ohne Zweifel genügen, um darzuthun, wie weit diese Jungfrau von Orleans hinter der Schiller's zurücksteht. Schiller in seinem erhabenen Geiste erkannte auf den ersten Blick, was allein dem deutschen Publikum eine Johanna d'Arc sympathisch und bedeutsam machen könne. Er fühlte, daß, wenn es galt, mitten in den Sturm und Drang des Krieges ein weibliches Wesen zu stellen, es zunächst nöthig war, diese Stellung sorgsam zu motiviren und vorzubereiten. Daher sein Vorspiel und in diesem Vorspiel die eingehende Schilderung von Johanna's ganzem Wesen und Treiben. Johanna mußte ganz eigenartig, halb verehrt, halb gefürchtet schon daheim und unter den Ihren dastehen, um sofort auch vor dem Heere unangetastete Geltung zu finden. Die Seherin, die Heilige hatte die Kriegerin zu decken, eine Deckung, die sich Wilhelm von Ising entgehen ließ, indem er so kurzweg und fast rein menschlich bewegt seine Jungfrau in das Feld hinausgeschickt hat.

Die Jungfrau sollte dadurch begreiflicher, möglicher in ihrer Situation, mit einem Wort historischer werden. Der neuere Autor wollte aus der Romantik heraus, mehr in die Welt der Wirklichkeit treten: ein Wille jedoch, dem die Kraft der Ausführung beinahe gänzlich gefehlt hat. Ising's Mädchen von Orleans ist noch weit romantischer als das Schiller'sche. Schiller's Romantik in diesem Stück ist die Romantik in großen Zügen, die Romantik mit der Geste der Classicität. Die Ising's ist romantisch nach dem Muster unserer romantischen Schule, nach dem Muster von Tieck, Achim von Arnim und Clemens Brentano. Diese Romantik gefällt sich in Detailausmalung, in unklarer, verschwommener Sprache, in wirrer, her- und hingezogener Charakteristik. Wie fest, selbstbewußt und unbeirrt geht Schiller's Johanna ihren Weg, und als sie mit sich selbst und ihrer Sendung endlich in Zwiespalt geräth, wie offen und weit klaffend ist dieser

Zwiespalt! Jedes Kind begreift ihn. Die Heilige liebt und liebt den Feind des Landes. Diese Liebe überrascht, überrumpelt sie mitten im Kampfgewühl, in dem Augenblicke, da sie den Fuß auf die Brust des Gegners setzt. Das ist ein Schlag, der alles erschüttert. Aber Ising's Johanna, die eigentlich nur ins Feld zieht, um einem Manne nachlaufen zu können, der unbezweifelt Eindruck auf sie gemacht, Ising's Johanna kann doch unmöglich überwältigt werden, wenn dieser Mann, ihr Helfer, ihr Beschützer, ihr treuer Waffengefährte, ihr seine Hand anträgt. Wollte Wilhelm von Ising Baudricourt zum Fatum von Johanna und Johanna zum Fatum von Baudricourt machen, so mußte Johanna zunächst mehr ein Geschöpf von Baudricourt sein. Baudricourt mußte dann Johanna zum Mirakel vor den Augen der Welt erheben, sie gleichsam selbst zum Wunder heranbilden, und nachdem ihm dies geglückt, sie dann menschlich zu seiner Gattin beanspruchen. Ist dann Johanna, aufgegangen in ihrer Mission und an diese glaubend, nicht im Stande diesen Ansprüchen zu genügen, weist sie Baudricourt ab und dieser wendet sich nun selbst gegen sie, eine Wendung, welcher dann sie sowol wie er zu erliegen hätten, so wäre damit der echt tragische Conflict und die wahre Peripetie gefunden.

Diesen Fund jedoch hat unser Autor nicht gethan. Die dramatische Krisis seines heroischen Dramas ist schwach und unbedeutend, wie der ganze Ausgang seines Stücks. Die Haltung der Heldin vor dem Tribunal in Rouen ist schwankend, zeigt einzelne grandiose Momente, macht aber schließlich der reinen Menschlichkeit zu große Concessionen. Johanna winselt denn doch zu viel und verschwimmt zuletzt förmlich in Romantik. Bei Schiller wird Johanna gerade in der Gewalt der Engländer erst zur Heldin, und daß sie im siegenden Kampfe fällt, ist ohne Zweifel der versöhnendste Ausgang, der dramatisch zu gewinnen war. Schiller's Romantik ist heldenhaft. Die Romantik Wilhelm von Ising's ist katholisch verbrämt und endigt mit einem Heiligenbilde in der Luft. Der Dichter schreibt nach dem Abgange seiner Heroine zum Holzstoß Nachstehendes vor:

> Das Glockengeläute verhallt. Dem letzten Klange schließt sich eine sanfte Musik an. Der Kerker versinkt. Lichter Raum. Die heilige Mutter, von Engeln umgeben, erscheint in der Höhe. Johanna steigt empor, Maria empfängt sie in ihren Armen.

Man sieht, Ising verwirklicht hier, was Schiller's Johanna nur visionär erschaut:

> Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
> Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
> Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
> Die Arme streckt sie liebend mir entgegen.

So überromantisch läuft ein Versuch aus, die romantische Tragödie Schiller's heroisch zu gestalten!

8. **Warwick.** Drama in fünf Acten von Richard Glaß. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Dies Stück hat zum Helden, wie Hume sagt: „den größten sowie den letzten jener mächtigen Barone, welche früher drohend die Krone überragten". Er ist hauptsächlich berühmt durch die Rolle, die er in den Kriegen der Weißen und Rothen Rose gespielt, in jenen Bürgerkriegen, die England bekanntlich an den Rand des Verderbens gebracht und welche schon Shakspeare zu seinen historischen Dramen benutzt. Auch bei diesem Dichter ist Warwick bereits eine hervorragende Figur; im dritten Theile von „König Heinrich VI." ist es, wo er als die bei weitem maßgebendste Persönlichkeit auftritt und ungefähr dasselbe thut und treibt, was Richard Glaß ihn thun und treiben läßt, nur daß Shakspeare, bei aller dramatischen Zerfahrenheit und Unvollkommenheit seines Stücks, doch Warwick mehr als ganzen Mann hingestellt hat, als der moderne Autor zu thun verstanden.

Warwick bei Shakspeare ist in der That der große, kühne Vasall, der begeisterte Anhänger der Plantagenet, der dem Sprößling derselben, Eduard IV., zum Thron verhilft und später, als er sieht, daß dieser, statt sich ihm anzuvertrauen und nach seinem Rathe zu regieren, durch seine Heirath mit Elisabeth Gray sich in die Hände einer Umgebung gibt, die ihm zuwider ist, gegen seinen ehemaligen Schützling erklärt und ihn bekämpft, bei welcher Bekämpfung er schließlich ums Leben kommt.

Bei Shakspeare ist Eduard's Heirath der Grund zu Warwick's Wendung. Warwick wirbt eben bei Ludwig XI. in Frankreich um die Schwester von dessen Gemahlin, als er die Meldung erhält, sein König habe sich bereits vermählt und mit dieser Vermählung alle seine politischen Absichten gekreuzt und vereitelt. In Zorn und Wuth darüber sagt er sich von Eduard los und eilt stehenden Fußes nach England zurück, um den wieder vom Throne durch blutige Kriege herabzustürzen, den er durch solche eben nur darauf befestigt hat.

Bei Shakspeare fällt Warwick ein Opfer seiner Eigenwilligkeit und Unbesonnenheit. Er hat Albion gewaltsam einen König aufgenöthigt, ohne zu fragen und sich zu vergewissern, ob dieser König auch seines Platzes würdig ist. Er handelte übereilt bei dessen Erhebung und thut es nicht minder, als er beschließt, denselben zu stürzen. An diesem Misgriff geht er zu Grunde.

Der britische Dichter hat das kurz und entschlossen im Ausgange seiner Trilogie dargelegt, eine Darlegung, zu welcher Richard Glaß sich aufzuraffen nicht vermocht hat. Richard Glaß hat sorgfältig die englische Geschichte studirt und daraus ersehen, daß zwischen Eduard's Heirath und Warwick's Aufstand fünf Jahre verflossen sind und zu diesem letztern wol noch andere politische und zum Theil ziemlich persönliche Beweggründe mitgewirkt haben mögen. Er läßt also seinen Helden wol auch durch Eduard's Vermählung und sonstiges kopfloses Handeln verstimmt werden und sich von ihm zurückziehen; aber das geschieht nicht wie bei Shakspeare am Ende des dritten Acts und als Höhepunkt der Krisis, sondern bereits im zweiten Aufzuge und derart, daß sich der klaffenden Entzweiung sogleich noch etwas wie eine Versöhnung anschließt. Um bei Richard Glaß Graf Warwick mit König Eduard gründlich und auf ewig zu erzürnen, muß letzterer erst noch im vierten Acte einer Tochter Warwick's nachstellen und diese in ihrem Schlafzimmer überfallen. Es ist hier also nicht allein oder nur sehr untergeordnet der Politiker, der sich gegen König Eduard auflehnt, sondern weit mehr und pathetischer der in seiner Tochter beleidigte Vater. Allein abgesehen davon, daß der Verfasser seinen Helden für eine solche Wendung in

diesem Stück in seinem Verhältniß zu seinen Töchtern gar nicht angelegt, widerstreitet auch der endliche Ausgang des Dramas ganz und gar einem derartigen tragischen Motiv. Wo ist schließlich Warwick's Schuld? Warwick geht hier zu Grunde, trotzdem er das Recht und zwar das höchste Recht der sittlichen Welt, nämlich das moralische, auf seiner Seite hat.

An diesem Verstoße scheitert das Stück, das allerdings Eduard nur siegen läßt, indem es sofort in diesem Sieg die Aussicht auch auf dessen Untergang eröffnet, denn Herzog Gloster, der eigene Bruder des Königs, ruft am Ende hinter diesem her:

Geh nur, und wiege dich im Glauben, daß
Ein Held wie Warwick stirbt wie jene andern,
Die das Geschick der großen Menschenkette
Einfügte, um ein Glied in ihr zu sein!
In seinen Adern lebte mehr, als du
Beim Weine und beim schwelgerischen Mahle
Und in den Armen deiner Buhlerinnen
Erkennen lerntest! — Blut sä't Blut! — Du willst
Die Zügel auch nach oben strenger führen?
Wohlan! Laß sehen, wer den Sieg behält!
Ich räche den Gefallenen an dir
Und an den Deinen! Edward, hüte dich!
Mich reizt die Stufe nicht, mich reizt die Höhe!
Das Ziel reizt mich, das ich im Geiste sehe!
Der Ehrgeiz und die Liebe reizen mich,
Warwick ist todt, nun kommt die Reih' an — dich!

Dieser Hinweis auf Richard III., hier von ihm selbst gegeben, ist allerdings nicht ohne Wirkung und bringt uns zum mindesten das spätere traurige Los des leichtsinnigen Königs in Erinnerung, ohne daß indeß diese Erinnerung doch als dramatisch genügend zu betrachten sein könnte. Warwick's Untergang rechtfertigt sie aber vollends nicht, und dieser bleibt also nach wie vor der fragwürdige Punkt des Schauspiels, das auch sonst in Gang und Entwickelung durchaus keine Klarheit zeigt. Die Architektonik ist jedenfalls mangelhaft darin und gestaltet sich zu keinem hohen, aufgegipfelten, imponirenden Gebilde. Das Stück ist breit, weitläufig und umständlich im Unterbau; im Aufbau aber erscheint es lückenhaft, haltlos, ohne jede Kühnheit und Großartigkeit des Stils. Personen und Vorgänge streifen aneinander hin, ohne daß sie zum Stehen kommen und Eindruck machen. Der Geist des Lesers erhält fast gar keine Gelegenheit an den gebotenen Erscheinungen zu haften, sondern er sieht ihrem Treiben zu, ohne ein wirklich warmes Interesse dafür zu gewinnen. Es ist der wahre, echte Hauch des Lebens, der ihnen mangelt. Zu loben wird an der ganzen Arbeit nur eine gebildete Sprache, ein gewisses Etwas sein, das uns erkennen läßt, daß wir es mit einem intelligenten Kopfe zu thun haben. Die Verse zeigen eine angenehme Glätte und Klarheit. Originelle Gedankenfülle und ergreifende Innerlichkeit freilich haben sie nicht. Die erste beste Probe mag das belegen. Warwick, als er zum letzten entscheidenden Kampfe auszieht, spricht sein Schwert folgendermaßen an:

Sprachst du zu mir, du treues Schwert? Es war,
Als hört' ich deine langentbehrte Stimme!
Es war ein Klingen aus der Geisterwelt!
Komm, theures Erbe meiner großen Väter,
Du sollst die blut'ge Todesfackel sein,
Die mir zum Siege oder Tode leuchtet!
(Er umfaßt das Schwert mit gefalteten Händen.)
O du, der alles Lebens Ende mißt,
Der unsre Kraft entzündet und regiert
Und unserm Wollen die Erfüllung gibt,
Dir weih' ich mich in dieser ernsten Stunde!
Verlangst du Opfer, großer Geist, laß mich
Das Opfer sein! Behüte Englands Erde
Mit seinen Völkern! Gib ihm tapfre Helden,
Die seinen Ruhm bewähren und verkünden!
Und du, mein treues, oft bewährtes Schwert,
Laß deinen Mann nicht, wie dein Zeichen sagt!
Dein heil'ges Kreuz sei mein Gebet und Amen!

Diese Apostrophe ist nicht ohne eine gewisse Schönheit, aber dabei doch von keiner Mächtigkeit, weil der ganzen Gestalt Warwick's das innere und durch die Sache gewährleistete Pathos fehlt. Man weiß und erfährt nirgends recht, wofür dieser große Baron der Geschichte hier sein Schwert in die Wagschale wirft. Schiller wäre nach Shakspeare wol der einzige Dramatiker gewesen, das uns klar und überzeugend vor die Seele zu stellen. Richard Glaß gelang es nicht, wennschon sein Versuch, es zu thun, ehrenhaft und der Beweis eines edeln Strebens ist, dem wir wenigstens unsere Sympathie nicht versagen können.

9. Tilly. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Julius Matz. Königsberg, Braun und Weber. 1869. 8. 20 Ngr.

Dies Werk ist eine Arbeit, in der sich allerdings weder ein großes poetisches Talent noch auch eine irgendwie hervorragende technische Fertigkeit im dramatischen Aufbau der Handlung erkennen läßt, die aber dennoch wenigstens sich auf keinem Abwege, sondern auf der großen Heerstraße begriffen zeigt, auf welcher bei weiterm Fleiß und Studium immerhin ein anständiger Erfolg zu erobern sein dürfte. Der Verfasser erreicht schon jetzt in seinem Trauerspiel wirksame Momente und einen Gang der Entwickelung, dem sich mit Antheil folgen läßt. Um imponirenden Eindruck zu machen und wahrhaft siegreich mit seiner Schöpfung zu werden, bedarf es zunächst nur noch einer schärfern Charakteristik der Personen, einer durchgreifendern Sprache und einer weisern Mache.

Julius Matz beabsichtigte einen „Tilly" zu schreiben, schrieb dermalen aber nur einen „Fall von Magdeburg" mit einem Nachspiel: „Tilly's Tod." Wie seine Tragödie jetzt vorliegt, wächst in derselben Tilly nicht recht zur Hauptgestalt und zum eigentlichen Mittelpunkt heran. Sollte sie das werden, was dem Autor im Sinne lag, so mußte die Handlung nicht mit Magdeburg, sondern früher und jedenfalls im Heerlager Tilly's beginnen. Tilly mußte erst in ganzer Mächtigkeit und mit dem vollen Ausdruck der Idee, der er dient, in Scene treten, ehe uns sein Gegenpart vor die Seele geführt werden durfte. Das Publikum mußte in Tilly und seinem Anhang erst die katholischen Tendenzen des österreichischen Kaiserthums klar und offen dargelegt sehen, ehe uns in Magdeburg der „Hort des Protestantismus" und der „Grenzstein von zwei gewalt'gen, großen Zeiten" vorgeführt wurde. Magdeburgs Belagerung und Fall konnte und durfte durchaus nicht die Exposition, sondern mußte den Höhepunkt der Krisis für den dritten Act und für den vierten den Anlaß zur Peripetie abgeben. Daß Julius Matz seinen eigent-

lichen tragischen Helden nur dürftig und mangelhaft einführt, dagegen die ersten drei Acte seines Stücks fast ausschließlich Magdeburg und seinen Vertheidigern einräumt, ist ein schwerwiegender Misgriff, ein Misgriff, durch welchen die ganze Architektonik dieses Dramas so sehr in die Brüche geht, daß wir in diesem einen Stück gleichsam zwei Stücke erhalten, wie wir bereits vorstehend andeuteten.

Sollte aus dem Ganzen ein fester, gesunder dramatischer Bau sich gestalten, so war nothwendig, daß der Unterbau ausschließlich Tilly gehörte, daß Tilly, der bis dahin unbesiegte Feldherr, mit möglichster Präcision der Geschichte und mit dem Vollgewicht seiner historischen Mission vor uns und Magdeburg hintrat, und daß hier vor und in Magdeburg sein Leben auf die Grenzscheide des Schicksals gebracht wurde, die ihn den Wechsel des Glücks erfahren läßt. Der Untergang Magdeburgs mußte ihn berauschen und mit Uebermuth erfüllen, ihn hinstellen als den Mann, der da meint, eine Welt unter seinem Schwerte zu haben. Mitten im Ausbruch dieses Triumphs aber mußte der mark- und beinerschütternde Fluch des sterbenden Administrators von Magdeburg ihn treffen und ihm prophezeien, daß der Brand und Untergang der Stadt nicht die protestantische Sache, wohl aber seinen ruhmreichen Namen und sein Glück begraben werde. Greuel, wie du und dein Heer sie hier verübt — hätte der sinkende Wilhelm von Brandenburg zu sagen —, müssen deine Ehre und dein Gewissen belasten und zu Boden drücken, den Protestantismus aber nur um so energischer und stärker zum Widerstand treiben. Die Elbe bei Magdeburg ist dein Rubicon, denke daran!

So ungefähr hätte die letzte Rede des braven Vertheidigers von Magdeburg lauten und aus dieser Rede heraus das kommende Verhängniß seinen Schatten über den Sieger werfen müssen, der von da ab in Dunkel tritt und seine Seele umnachtet sieht.

Julius Matz hat die Nothwendigkeit dieses Umschwungs wohl erkannt und sie in der That auch gegeben, nur leider nicht mächtig und ergreifend genug, obschon allerdings gerade die Erstürmung Magdeburgs einige wahrhaft drastische und packende Scenen aufweist. Doch selbst diese, wie z. B. der Tod der armen Prinzessin Sophie, die, um sich aus den Armen Isolani's zu retten, sich in die Elbe stürzt, verlangen etwas mehr Schiller'sches Pathos, als hier aufgewendet ist. Das Verhalten Wildstein's, der Sophie unglücklich liebt und, um für Magdeburg und den Untergang seiner Geliebten Rache zu nehmen, zu Tilly übergeht und ihn später an die Schweden verräth, ist ein wenig edles und auch dramatisch keineswegs solides Motiv. Wenn man Wildstein gefangen nähme und zu kaiserlichen Diensten zwänge, so hätte sein Benehmen wenigstens eine Entschuldigung; so ist es einfach gemein und dabei vollständig unnöthig, ja geradezu dramatisch unweise, denn die ganze Wucht von Tilly's Misgeschick liegt und muß selbstverständlich doch in dessen eigenem Innern, im Wurm seines Gewissens liegen. Seine Ueberhebung, seine Grausamkeit umdunkeln seinen Sinn, geben der Nemesis Gewalt über ihn, und hauptsächlich diese Gewalt ist es, welche unser Schriftsteller versäumt hat in seiner Tragödie zu eclatantem Ausdruck zu bringen. Die Anekdote mit der Todtengräberwohnung in Leipzig in die Handlung mit aufgenommen zu haben, ist ein glücklicher Griff, der aber leider nicht drastisch genug ausgebeutet wird, wie denn überhaupt der ganze Tilly die finster imponirende Erscheinung nicht ist, die er sein sollte. Der Tilly von Julius Matz spricht zu viel und zu unbedeutend; die Schiller'schen Kern- und Kraftworte fehlen; es fehlen Knappheit und Wucht des Ausdrucks. Das erste beste Beispiel mag das belegen. Tilly, welcher die in der Todtengräberstube aufgestellten menschlichen Gebeine schaudernd in schlafloser Nacht betrachtet, sagt da unter anderm:

> Es ist, als zittre ich davor! —
> (Gezwungen lachend.)
> Der Sieger
> In einundfunfzig Schlachten bebt beim Anblick
> Der morschen Schädel — Wie? — Ich sah den Tod
> In heißer Feldschlacht wild und furchtbar mähen!
> Den Schädel sah ich spalten manchem Helden,
> Des Hirnes Brei zum Himmel aufwärts spritzen!
> Hei! wie die Kugeln durch die Lüfte tanzten,
> Den Mann im Siegeslauf zu Boden streckend;
> Dämonisch Lächeln zuckt um seine Lippen,
> Wenn er im Sterben röchelnd noch den Feind
> Erdrosselt, der blindwüthend ihn erschlug! —
> Nicht tollere Bilder kennt die Phantasie!

Wenn es die Phantasie eines echten Dichters ist, doch wohl. Eine solche würde dieser Nacht- und Schauerscene ohne Zweifel Auftritte abgewonnen haben, die fruchtbarer wirken müßten als diese gewöhnlichen Verse und der blasse Geist Sophien's, der ja obenein zu Tilly in gar keiner directen Beziehung steht. Ueberhaupt verläuft das Ende matt. Tilly's Niederlage bei Breitenfeld, sein Tod am Lech, die Erscheinung Gustav Adolf's, das alles legt sich nicht bedeutend aus, sondern verwischt sich und zerfließt. Dem Autor gebricht es für eine solche Aufgabe an großem Stil, an historischem Geist und Compositionstalent. Sein Stoff ist bedeutender als sein Werk.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Gereimte antike Strophen.

Der Versuch, den der Herausgeber d. Bl. in seinen „Neuen Gedichten" gemacht hat, die antiken Strophen zu reimen, hat eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren; in der neuern Zeit scheint sich indeß das Zünglein der Wage zu seinen Gunsten zu neigen. Wir konnten neulich das Urtheil eines Fachmannes, Rudolf Westphal's, in die Wagschale werfen, eines Kenners, dessen Autorität auf diesem Gebiete nicht bestritten werden dürfte. In der „Deutschen Verslehre, zunächst für höhere Lehranstalten", von Gustav Heinrich (Pesth, Osterlamm, 1869), einem praktischen, auf gesunden Grundsätzen ruhenden Büchlein, wird mit Recht betont, daß den antiken Versmaßen der Reim fehlt, der im Deutschen kein Zierath, kein leerer Klingklang sei, sondern die rhythmischen Gliederungen bezeichne. Dann wird Benedix citirt, der in seinem „Wesen des deutschen Rhythmus" von den antiken Versmaßen sagt: „In diesen Versmaßen hat das Ohr nirgends einen Halt, es hat keine Ruhepunkte, keine Grenze, von denen es anfängt zu

hören, keine andere, wo es einen Abschnitt findet. Man hört, daß diese Sätze Verse sein sollen, ist aber nicht im Stande, deren Bau zu erkennen."

Hierauf fährt der Verfasser fort: „Dieser letztere Punkt ist von großer Bedeutung. Rudolf Gottschall hat den interessanten Versuch gemacht, antike Odenstrophen zu reimen, und man kann diese Versuche als sehr gelungen bezeichnen. Dieselben weisen auch deutlich auf das Wesen des deutschen Rhythmus und seinen engen Zusammenhang mit dem Reime hin; denn wir sehen aus den im reimlosen Zustande unverständlichen und theilweise eindruckslosen Formen durch das Hinzutreten des begrenzenden und verknüpfenden Reims Strophen entstehen, die zwar mit den antiken Formen kaum noch eine Aehnlichkeit haben (denn die nöthigen Längen sind nicht zu ersetzen), aber sehr wohlklingend und ausdrucksvoll sind. Z. B. eine alcäische Strophe:

Und sinken Völker in des Verderbens Schlund,
Der Satz des Elends bleibt auf des Bechers Grund,
So oft ihn auch im Strafgerichte
Schmettert in Scherben die Weltgeschichte.

Eine sapphische Strophe:

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert.

Eine größere Strophe mit asklepiadeischem Grundcharakter:

Um die Wipfel des Parks dämmert des Mondes Strahl,
Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattenthal.
Längst ist mit Blüten und Liedern der Lenz entflohn,
Gelbliche Blätter verstreuen die Winde schon,
Saat der Vergänglichkeit, welkes Laub
Raschelt im Staub.

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist zu ersehen, daß auch der Sprache, der Satzfügung und Wortstellung durchaus nicht Gewalt angethan ist."

Aus der zweiten Auflage der „Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik", die soeben erschienen ist (Breslau, Trewendt, 1870), geht übrigens hervor, daß der Herausgeber d. Bl. keineswegs den Ton auf die Nachbildung der antiken Strophen legt, sondern auf den Gewinn einer geschlossenen, zugleich harmonischen und melodischen Kunstform. Er spricht sich in dieser neuen Auflage über die gereimten Strophen folgendermaßen aus: „Es ist eine irrige Ansicht vieler Philosophen und Aesthetiker, daß der kunstvollere Rhythmus und der Reim sich ausschließen, daß z. B. die Architektonik der antiken Strophe den Reim unter keiner Bedingung ertrage. Sie vergessen dabei ganz, daß der deutsche Rhythmus vom antiken wesentlich verschieden ist, indem bei ihm nicht die Quantität allein, sondern auch der geistige Accent entscheidet, und daß der Reim wesentlich dazu beiträgt, ihn hervorzuheben. Seine Bedeutung für die Strophenbildung werden wir später kennen lernen. Deshalb habe ich in meinen «Neuen Gedichten» gewagt, Oden nach dem Schema der antiken Horazischen Strophen zu reimen, indem ich überzeugt bin, daß gerade ihr rhythmischer Gehalt, statt dadurch abgeschwächt zu werden, weit lebhafter hervorgehoben wird und sich dem deutschen Ohr melodischer einschmeichelt. Die Strophen selbst sondern sich klarer; unnöthige Enjambements, Worthäufungen, pedantische Constructionen werden vermieden, indem der Reim selbst auf größere Lichtung des Ausdrucks hinwirkt; der rhythmische Gang aber prägt sich durch den volltönenden Abschluß der Zeile um so lebhafter dem Ohre ein. Der strenge Maßstab der antiken Strophe ist dabei von selbst ausgeschlossen; die deutsche Sprache kann sich die antiken Versmaße nur mit wesentlichen, durch den Sprachgenius bedingten Modificationen aneignen. Der Widerspruch zwischen der sogenannten Sprachplastik, die ja nur einer ausschließlich quantitirenden Sprache zukommt, und dem Reim ist daher nur ein scheinbarer. Sollte es mir nicht gelungen sein, die Vorzüge dieser Neuerung zur Geltung zu bringen: so liegt der Fehler nur an der Schwäche meines Talents, keineswegs an dem Princip selbst, das ein glücklicher begabter Dichter nach mir gewiß mit Erfolg in Anwendung bringen wird."

Wir zweifeln nicht, daß sich die gereimten antiken Strophen, namentlich solche, die freier auf der Grundlage antiker Verszeilen gebildet sind, allmählich in unserer Dichtkunst einbürgern werden, sobald dieselbe die Ziele künstlerischer Formvollendung nicht aus den Augen verliert. Jedenfalls erregen solche Strophen eine bewegtere und doch geregelte Rhythmik mit harmonischem Reimabschluß. Man hat versucht, Horazische Oden in gereimten antiken Strophen zu übersetzen; jedenfalls häufen sich bei der Wiedergabe eines feststehenden Textes durch den Reim die Schwierigkeiten, während bei freien Dichtungen der Reim alles Gezwungene, Unfreie, syntaktisch Schwülstige verbietet und harmonisch löst.

Notizen.

Otto Janke's „Nationalbibliothek neuer deutscher Dichter, wohlfeile Ausgabe ihrer besten Werke in Poesie und Prosa" hat bereits eine vollständig umgearbeitete Auflage der „Ritter vom Geiste" von Karl Gutzkow publicirt, welche der Autor von neun Bänden auf vier zurückgeführt hat, eine der kühnsten Amputationen, zu denen moderne Schriftsteller selbst sich entschlossen haben. Jetzt kündigt sie „Otto Ludwig's gesammelte Werke" in fünf Bänden an. Die ersten Lieferungen enthalten den „Erbförster" und das wenig bekannte, nach Amadeus Hoffmann's Erzählung gearbeitete Schauspiel: „Das Fräulein von Scudari." Die „Gesammelten Werke" sollen in fünf Bänden erscheinen und außer den Stücken auch die Erzählungen bringen. Aus dem Vorwort seiner Witwe erfahren wir, daß Dr. Hermann Lücke in Leipzig die Sichtung des handschriftlichen Nachlasses übernommen hat. Es wäre wünschenswerth, daß bei dieser Gelegenheit auch die dramaturgischen Studien des Dichters, ein bisher ungedrucktes Manuscript, veröffentlicht würden. Sie sind geistvoll und ausnehmend lehrreich, nicht blos durch das Positive, was sie bieten, sondern auch durch die Abwege, die sie uns zeigen, Abwege, auf welche begabte Talente, namentlich aus dem Kreise der Kraftdramatik, leicht durch das Studium Shakspeare's und die Hingabe an die Commentatoren der romantischen Schule gerathen.

Das zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Bändchen der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen „Dramatischen Werke" William Shakspeare's (Leipzig, Brockhaus, 1869) enthält den „Titus Andronicus" in einer Uebersetzung von Delius und „Was ihr wollt", eins der von Schlegel selbst übersetzten Lustspiele, in einer neuen Uebersetzung von Gildemeister. Die Einleitungen zu beiden Stücken sind interessant. Delius, der sonst ziemlich grausam ist, wo es gilt, Shakspeare ein Werk ganz oder zur Hälfte abzusprechen, erklärt den „Titus Andronicus" für echt, wenngleich für eine Jugendarbeit. Er sagt von dem Stück: „Und doch finden wir in dieser Erstlingsarbeit, in welcher Shakspeare so wenig noch als er selbst erscheint, Züge genug, die Greene nicht als ihm und seinen Genossen entlehnte Federn beanspruchen durfte, Züge, zu denen Shakspeare keine Vorbilder bei seinen Vorgängern hätte suchen können, die er vielmehr lediglich sich selber und seinem eben kaum erwachenden Genius zu verdanken hatte. Dahin gehört eine gewisse Maßhaltung in dem Pathos und Bombast des conventionellen tragischen Stils, die den Vorgängern durchaus fremd ist; ferner ein gewisses Geschick, die Reihenfolge der Scenen zu arrangiren und zu motiviren, das freilich mehr im Verlaufe des Dramas als gleich zu Anfang schon sich verräth; endlich eine gewisse Charakteristik, die, wie unentwickelt sie in diesem ersten Stadium auch sein mag, doch in einzelnen Charakteren wenigstens über das theils Schablonenhafte, theils Extravagante und Ungeheuerliche hinausgeht, das die Zerrbilder der Vorgänger kennzeichnet. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die schon ganz originelle, schon echt Shakspeare'sche Schöpfung des Mohren Aaron und auf die gelungene Figur des alten Andronicus, nicht wie er in den ersten Acten, wohl aber wie er in den letzten Acten, da wo er den Wahnsinnigen zu spielen hat, auftritt. Wie in dem Aaron ein gutes Stück Jago steckt, wenigstens im Keime alle Elemente dazu vorhanden sind, so in dem alten Andronicus der letzten Acte vieles, was an den alten König Lear erinnert. Der eine wie der andere, mit demselben entschiedenen Shakspeare'schen Gepräge ausgestattet, können nur Kinder desselben Autors

sein. Der Humor satanischer Bosheit in Aaron und in Jago, der Humor eines zerrissenen Herzens in Titus und in Lear — das sind Züge, die eben nur Shakspeare so concipiren, so ausführen mochte. Wie aber, um auf das vorliegende Drama zurückzukommen, im Verlaufe der Arbeit selbst unserm Dichter die Kraft und das Bewußtsein seiner Kraft wuchs, das ergibt sich, scheint es, für den unbefangenen Leser schon aus einer aufmerksamen Lektüre und einer Vergleichung des ersten so überaus schwachen Actes mit den folgenden Acten, die ein stets zunehmendes dramatisches Leben gewinnen, bis zur Katastrophe und zum versöhnenden Abschlusse hin. Es ist, als ob Shakspeare im Fortschritt dieses seines ersten dichterischen Schaffens immer mehr abstreife von der aus jugendlicher Unerfahrenheit und Schüchternheit adoptirten Manier der Vorgänger und seine eigene Art mehr und mehr ahne und ahnen lasse. Ueber ein solches Ahnen und Ahnenlassen hinaus kommt es freilich im «Titus Andronicus» nicht, ohne daß dieses Symptom einer naturgemäßen Entwickelung, eines fortschreitenden Uebergangs vom Unfertigen zum minder Unfertigen, für uns ein Grund sein dürfte, ein mangelhaftes Jugendwerk, mit dem Shakspeare so gut wie jeder andere Dichter debutirt haben muß, lediglich deshalb, weil es mangelhaft ist, für unshakspearisch auszugeben und als des Dichters unwürdig zurückzuweisen."

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. Mit Beiträgen von Armand, Graf Adalbert v. Baudissin, Freih. Ernst v. Bibra ꝛc. 25. Jahrgang. 1870. 24 Bde. Leipzig, Günther. 8. à 10 Ngr.

Althaus, F., Englische Charakterbilder. 2 Bde. Berlin, v. Decker. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Böttger, A., Erinnerungen an Christian Fürchtegott Gellert, zum hundertjährigen Todestage, den 13. December. Leipzig, Ruhl. 1869. 8. 7½ Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Bombay und Kairo im Jahre 1868. Detmold, Meyer. 8. 10 Ngr.

Buddeus, T., Freya. Das Leben der Liebe in Liedern und Gedanken deutscher und fremder Dichter. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Capraez, F., Der Hauptwitz der Philosophie. Bern, Fiala. 1869. 8. 5 Ngr.

Dalmer, K., Ernst Muritz Arndt, wur he na 100 Jahren syne Wanderung dörch Dütschland wedder antreten will im plattdütschen Rock mit synen Rügenschen Stock. Stralsund, Hingst Nachfolger. Gr. 8. 10 Ngr.

Davos und seine Heilkraft. Eine Humoreske von A. Schuster.) Basel, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Ellissen, H., Der Schönsten. Gedichte. Göttingen, Ellissen. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.

Frohberg, P., Dramatische Genrebilder aus der vaterländischen Geschichte. 2 Bde. Berlin, Gerschel. 8. à 1 Thlr.

Gloede, C., Zutemoos, Eine Sammlung plattdeutscher Originalgedichte. Wismar, Hinstorff. 1869. 8. 22½ Ngr.

Gold-Else, oder das Geheimniß des Jost von Gnadewitz. Charaktergemälde. Nach dem gleichnamigen Roman von Marlitt. Nebst einem Vorspiel: „In der Sylvesternacht." Von A(gnes) M(esmüller.) Dresden, C. C. Dietze. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Gottschall, R., Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. 7te Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit. 2 Bde. 2te wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Breslau, Trewendt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gregorovius, F., Corsica. 2te durchgesehene Auflage. 2 Thle. in 1 Bd. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 3 Thlr.

Hennes, J. H., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Aus ihrem Briefwechsel und andern archivalischen Quellen. 1ste Abth. Mainz, Kirchheim. 1869. Gr. 8. 27 Ngr.

Herder, J. G. v., Legenden und morgenländische Sagen. Berlin, Gerstmann. 16. 12 Ngr.

Hick, G., Was mir die Stunden brachten. Dichtungen. Köln, Du Mont-Schauberg. Br. 8. 24 Ngr.

Hoefer, A., Altvile im Sachsenspiegel. Ein Erklärungsversuch. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Hofmann v. Nauborn, K., Sonntagsbilder. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 12 Ngr.

Hohenhausen, F. v., Berühmte Liebespaare. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Holm, A., Geschichte Siciliens im Alterthum. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Jensen, W., Der Gesell des Meisters Mathias. Aus den Kloster-Annalen der Neuzeit. Novelle. Flensburg, Exped. der norddeut. Zeitung. 1869. 8. 1 Thlr.

Knapp, A., Gesammelte prosaische Schriften. 1ster Thl. Altwürttembergische Charaktere. Nebst einem Anhang: Monologen über die Versöhnung in Jesus Christus. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 24 Ngr.

Keferstein, H., Pädagogische Streifzüge. Cassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kessel, E. v., Fried Eigenreich oder die Schule des Lebens. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kiesel, F., Der Veteran von Leuthen und seine Baugeschichte. Breslau, Goerlich u. Coch. 1869. 8. 4 Ngr.

Kirchner, E. D. M., Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern, im Zusammenhange mit ihren Familien- und Zeit-Verhältnissen; aus den Quellen bearbeitet. 3ter Thl. Die sechs ersten Königinnen, mit deren Bildnissen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Lex.-8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kist, L., Dänisches und Schwedisches. Mainz, Kirchheim. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Klemt, A., Zur Orientirung auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Ein Vortrag. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 8 Ngr.

Knecht, Margaretha, Aus alten und neuen Tagen. Gedichte. Düsseldorf, Budich. 16. 15 Ngr.

Kohut, A., Johann Gottfried v. Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. Eine literarisch-historische Studie. 1ster Thl. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 15 Ngr.

Krämer, W., Ueber die sittliche Werthschätzung menschlicher Größe. Vortrag. Gera, Strebel. Gr. 18. 7½ Ngr.

Kürschner, F., Das Archiv der Stadt Eger. Ein Bericht. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Lex.-8. 5 Ngr.

Laddey, Emma, Blumenmärchen. Stuttgart, Kröner. 1869. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Lage Europa's in den letzten Monaten des Jahres 1869. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Von einem Sachsen. Dresden, Lehmann. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

Lagerström, Angelika v., Edle Frauen. Skizzen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 28 Ngr.

Lewald, Fanny, Für und wider die Frauen. Vierzehn Briefe. Berlin, Janke. 8. 15 Ngr.

— — Nella. Eine Weihnachtsgeschichte. Berlin, Janke. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Liberal. Regensburg, Manz. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Lingg, H., Wanderungen durch die internationale Kunst-Ausstellung in München. München, Lentner. 1869. Gr. 8. 7 Ngr.

Lögar, A., Heinrich II. (der Heilige) und Joseph II. in ihrem Verhältniss zur Kirche dargestellt. Wien, Lechner. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Manfried, F., Gedichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1869. 16. 20 Ngr.

Martinet, A., Die moderne Gesellschaft vor dem Concil. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 1869. 8. 18 Ngr.

Martin, H., Dramatische Werke. 2ter Bd.: Fürst und Hirtin. Schauspiel. Dresden, Jaenicke. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Mölling, K. E., Friedrich der Einzige. Ein Gedicht. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Morgenstern, Lina, Blüthenleben. Original-Novelle. Neu-Ruppin, Oehmigke. 1869. Br. 8. 1 Thlr.

Möser, A., Das Dresdner Hoftheater in den Jahren 1862 bis 1869. Blätter der Erinnerung. Dresden, Lehmann. 1869. 16. 5 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Joseph und sein Landsknecht. Historischer Roman. 1ste Abth. 4 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 5 Thlr.

Mülhause, E., Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen. Kassel, Freyschmidt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Mützelburg, A., Zwei heitere Geschichten. Berlin, Brigl. 1869. Br. 8. 25 Ngr.

Noorden, C. v., Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. 1ste Abth. Der spanische Erbfolgekrieg. 1ster Bd. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Novellenstrauß. 11ter und 12ter Bd.: Rittersporn von Louise Otto. Leipzig, Nötschke. 8. à 1 Thlr.

Oehlenschläger, A., König Helge. Eine Nordlands-Sage. Uebersetzt von G. v. Leinburg. I. Helge. Ein Gedicht in Romanzen. 3te Auflage. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1869. 8. 27 Ngr.

— — Dasselbe. II. Yrsa. Eine Tragödie. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1869. 8. 18 Ngr.

Oertzen, G. v., Alte Bilder und junge Blätter. Sonette. Wismar, Hinstorff. 1869. 8. 20 Ngr.

Oesterreich und das Nationalitätsrecht. Eine culturhistorische Studie von einem Altösterreicher. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 10 Ngr.

Othen, F., Gedichte. Wiesbaden, Limbarth. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Papst, der Absolutismus und das Concil. München, Ackermann. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Sauer, C. M., Kinder der Zeit. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr.

Scheffel, J. V., Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 10te Aufl. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Thlr.

Schlesinger, M., Halme aus dem demnächst erscheinenden „Garbenbündel". Berlin, Geelhaar. 1869. 8. 2½ Ngr.

Schmidt, F., Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild. Berlin, Kastner. 1869. 16. 7½ Ngr.

Schröder, W., Jan Peik de noorddütsche Spaßmaker. Sammlung plattdeutscher Humoresken, Schnurren, Gedichte ꝛc. Berlin, Janke. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.

Spir, A., Erörterung einer philosophischen Grundeinsicht. Leipzig, Findel. 1869. Gr. 8. 9 Ngr.

— — Vorschlag an die Freunde einer vernünftigen Lebensführung. Leipzig, Findel. 1869. Gr. 8. 3 Ngr.

Stifter, A., Erzählungen. (Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.) Herausgegeben von J. Aprent. 2 Bde. Pest, Heckenast. 1869. 8. 2 Thlr.

Studien über Dalmatien und Oesterreich's Politik. Von einem österreichischen Offizier. Graz, Pock. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

Tobler, A., Mittheilungen aus altfranzösischen Handschriften. I. Aus der Chanson de Geste von Auberi nach einer vaticanischen Handschrift. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tröter, R., Bilderwerk. 2 Bde. Leipzig, Nötschke. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt von

Jakob Venedey.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Memoirenwerk füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschicken des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt und, mit den Vorboten der Revolution in den rheinischen Kurstaaten beginnend, bis zum 18. Brumaire sich erstreckt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit den namhaftesten Bibelforschern herausgegeben von

Kirchenrath Professor Dr. **Daniel Schenkel.**

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

In 32 Heften oder 4 Bänden.

Preis des Heftes 10 Ngr.; des Bandes: geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Zweiter Band. (Didrachme — Heilig, Heilige.)

Mit dem zweiten Bande liegt nun bereits die Hälfte des gediegenen Werks vor. In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen auf Schenkel's „Bibel-Lexikon", in Heften oder Bänden, angenommen und ist ein Prospect darüber gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE HYMNEN DES RIG-VEDA

im Samhita- und Pada-Text.

Herausgegeben von **Max Müller.**

DAS ERSTE MANDALA.

Zum Gebrauch für Vorlesungen.

4. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Aus **Max Müller's** grosser Ausgabe des Rig-Veda veranstaltete die Verlagshandlung einen Separatabdruck des ersten Mandala, um denselben allen Lehrern und Studirenden des Sanskrit zu wohlfeilem Preise zugänglich zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien

die siebente, umgearbeitete und vermehrte Auflage

von

Kaltschmidt's Fremdwörterbuch.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Geb. in Halbfranz 2 Thlr. 24 Ngr.

(Auch in 12 Heften zu je 6 Ngr. zu beziehen.)

Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, bereits in sechs starken Auflagen verbreitet, wurde in der vorliegenden siebenten Auflage innerlich wie äußerlich den Fortschritten der Zeit gemäß umgestaltet. Es umfaßt jetzt 61 Bogen Lexikonoctav und ist demnach nicht nur das neueste und vollständigste, sondern auch das verhältnißmäßig billigste aller Fremdwörterbücher.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Zweiter Band.

Die Zeit der Könige aus verschiedenen Häusern von 1301 bis 1457.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

(Der erste Band kostet geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.)

Das Fessler'sche Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen», allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint jetzt in zweiter Auflage und zeitgemässer Umarbeitung, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Infolge der gedrängtern Darstellung sowie der zweckmässigern Druckeinrichtung war es möglich, den Umfang sehr zu beschränken, den Preis mithin wesentlich billiger zu stellen.

Ausser in Bänden kann das Werk auch in Lieferungen zu je 20 Ngr., deren bisjetzt 9 erschienen sind, durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SHAKSPEARE.

JULIUS CAESAR,

ANNOTÉ PAR

CHARLES GRAESER.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Ausgabe von Shakspeare's „Julius Cäsar", durch Karl Graeser, den bekannten Verfasser vielverbreiteter Lehrbücher, mit mehr als 800 erklärenden Anmerkungen in französischer Sprache versehen, ist für Uebersetzungsübungen eingerichtet und kann auch deutschen Schulen als praktisches Lehrmittel empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 5. 27. Januar 1870.

Aus Deutschlands trübster Zeit.

Zur deutschen Geschichte in dem Jahrzehnt vor den Befreiungskriegen. Von F. von Ompteda. II.: Politischer Nachlaß des hannoverschen Staats- und Cabinetsministers Ludwig von Ompteda aus den Jahren 1804—13. Drei Abtheilungen. III. Jena, Frommann. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Während wir aus den Schätzen selbst der bisher weniger zugänglichen Archive für die Geschichte der Befreiungskriege und der ihnen vorangehenden Jahre wol kaum noch wesentlich neue Aufschlüsse, noch weniger aber eine völlige Umwandlung der bisher üblichen Darstellung zu erwarten haben werden, strömt uns gerade in der letzten Zeit eine Masse von neuem Material zu für die tiefere Erkenntniß jener Zeit in ihren Einzelheiten, indem ganz in Uebereinstimmung mit einer in unserer historischen Literatur mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden Strömung auch die Familien- und Privatarchive sich öffnen und in den mehr oder weniger unbedeutenden Correspondenzen, Tagebüchern und Memoiren von oft wenig hervorragenden Zeitgenossen jener denkwürdigen Ereignisse die Quellenliteratur eine zuweilen mehr als zweifelhafte Bereicherung empfängt. Denn gehen wir die lange Reihe der hierher gehörigen Werke durch: wie gering ist die Zahl derjenigen, durch welche unsere Kenntniß von jener Periode eine wesentliche Förderung erfährt, wie oft ist in einem dickleibigen Memoirenwerke nur die eine oder die andere Thatsache von allgemeinem Interesse, während alles andere nur das schon anderweitig Bekannte in ganz individueller Weise und daher oft in der allerverkehrtesten Auffassung und durch die Irrthümer der Tagesmeinung entstellt und verdunkelt wiedergibt. Derartige Publicationen pflegen eben — und darin liegt ein Hauptgrund der angeführten Uebelstände — als ein Werk der Pietät oder auch des Familienstolzes von Laien auszugehen, welche selbst bei einer genauern Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur doch der Forschung und dem streng wissenschaftlichen Leben der Geschichtschreibung zu fern stehen, um mit Sicherheit das Werthvolle von dem Werthlosen zu scheiden; ja, selbst wenn sie dazu im Stande sind, so wird es ihnen doch oft aus tausenderlei andern Rücksichten unmöglich gemacht, sich auf die Veröffentlichung blos der neue Anschauungen oder unbekannte Facta darbietenden Aufzeichnungen zu beschränken, und nicht gern wird von solchen Nachlassen auch nur ein Zettelchen ungedruckt gelassen. Es ist das entschieden ein Misbrauch, durch welchen unsere neuere historische Quellenliteratur zu einem Umfang anschwillt, der mit dem Werth des Inhalts in keinem Verhältniß mehr steht.

Auch das obengenannte Buch aus dem politischen Nachlasse des ehemaligen hannoverschen Ministers von Ompteda gehört in die Reihe dieser Werke, denen wir — offen gestanden — zu unserm Leidwesen immer öfter begegnen; doch muß es ohne Zweifel den ihrem Inhalt nach werthvollern zugezählt werden, obgleich sich gewiß nicht leugnen läßt, daß dasjenige, was eine Bereicherung unserer Kenntniß enthält, sich in einer weit knappern Form, sodaß auch der Laie davon angesprochen worden wäre, hätte geben lassen; ja, ziemlich die Hälfte der uns hier gebotenen 270 Schriftstücke hätte, ohne dem sachlichen Werth des Ganzen den geringsten Abbruch zu thun, weggelassen werden können. Aber es ist nur natürlich, wenn der seines Vaters politischen Nachlaß herausgebende Sohn den sonst geltenden kritischen Maßstab verliert und auch in ziemlich werthlosen oder doch sachlich durchaus gleichgültigen Aufzeichnungen noch einen allgemeinern Werth zu erkennen meint. Ohne Zweifel hätte auch hier eine monographische Verarbeitung des vorhandenen Materials bei weitem den Vorzug verdient vor der von dem Herausgeber gewählten Form, die uns eine Art von Urkundenbuch bietet, nur daß die einzelnen Nummern sich anreihen an eine Biographie des Ministers von Ompteda: es hat das

noch den Nachtheil, daß man alles doppelt zu hören bekommt, erst in der Erzählung, dann in den auf diese folgenden Briefen und Actenstücken. Das ist unbequem und ermüdend im höchsten Grade, um so mehr, als man in den Ompteda'schen Papieren eine Menge ganz gleichgültiger und selbst zur Zeit ihrer Entstehung nur formell bedeutender Schreiben mit in den Kauf nehmen muß und höchstens von Zeit zu Zeit auf eine Gruppe von Schriftstücken stößt, für deren Inhalt und Form man ein lebhafteres Interesse zu empfinden vermag.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Bandes betrifft die Jahre 1804—6. Er ist eingeleitet durch einen biographischen Abriß, aus dem wir den im Mittelpunkt des uns hier entgegentretenden Kreises stehenden Mann seiner Entwickelung und amtlichen Laufbahn nach kennen lernen. Ludwig von Ompteda, 1767 auf dem älterlichen Gute in der hannoverschen Grafschaft Hoya geboren, von einem Geistlichen in der Gegend von Celle liebevoll erzogen, dann Gegenstand und fast das Opfer der pädagogischen Experimente einer Tante, von diesen durch die liebende Sorgfalt der Mutter befreit, kam, nachdem die Mutter dem schon früher verstorbenen Vater gefolgt war, in die lüneburger Ritterakademie, wo er durch seine Begabung und Tüchtigkeit einflußreiche Gönner gewann, und studirte dann in Göttingen, der hohen Schule der Rechtswissenschaft, wo damals ein Kreis der hoffnungsvollsten Jünglinge lebte: die Gebrüder Humboldt, Kamptz, Altenstein, Nagler u. a. gehörten zu dem Umgange des jungen Ompteda. Am vertrautesten aber war und blieb derselbe mit seinem ältern Bruder, der sich der militärischen Laufbahn gewidmet hatte und der uns von allen in den Aufzeichnungen auftretenden Personen das meiste und wärmste Interesse erweckt, eine einfache und edle, heroische und doch kindlich liebevolle Seele, dabei von schönem Stoicismus erfüllt und treu ausharrend inmitten der traurigsten und wechselvollsten Geschicke, die von allen Seiten mit vernichtender Schwere hereinbrechen. Nach Vollendung seiner Studien und nachdem er einige Zeit in der richterlichen Praxis beschäftigt gewesen war, wurde Ompteda durch Vermittelung seiner Gönner 1791 zum Legationssecretär bei der hannoverschen Gesandtschaft in Dresden ernannt. Das war für sein ganzes Leben entscheidend; er kam dadurch in die diplomatische Laufbahn und blieb in derselben, obgleich er sich noch längere Zeit mit der Absicht trug, in der richterlichen und administrativen Thätigkeit seinen eigentlichen Beruf zu suchen. Seine in allen Richtungen bewiesene Tüchtigkeit erwirkte ihm ein schnelles Aufsteigen; schon 1794 wurde er zeitweise mit der Wahrnehmung der Geschäftsträgerstelle am berliner Hofe betraut, wohin er in gleichem Auftrage im folgenden Jahre zurückkehrte, um dann 1800 als Kriegsrath in die Leitung der Kriegskanzlei einzutreten, ein Amt, das er bald danach mit dem neugeschaffenen eines Oberpostdirectors vereinigte. In demselben Jahre vermählte er sich mit der Witwe des preußischen Hofmarschalls Grafen Solms, wodurch er zu den ersten Familien des preußischen Adels in nahe Verbindung trat. Das aber machte die Stellung nur noch peinlicher, in welche Ompteda 1801 bei der ersten Besetzung Hannovers durch die Preußen gerieth, da er, nach beiden Seiten hin vielfach verpflichtet, auch nach beiden doppelt leicht Anstoß erregte und Mistrauen gegen seine politische Ehrenhaftigkeit leicht erweckt werden konnte. Ein ihn hochehrender Beweis des Vertrauens seiner Regierung war es daher, daß er 1802 als Unterhändler wegen der von Preußen ebenso wie von Hannover beabsichtigten Erwerbung von Hildesheim mit besonderer Vollmacht nach Berlin geschickt wurde. Diese Mission hatte keinen Erfolg; 1803 wurde Hannover zum zweiten mal von Preußen besetzt, und Ompteda erhielt nun in Berlin eine doppelt wichtige, aber auch doppelt schwierige Stellung. Daß der Herausgeber die Gelegenheit benutzt, welche ihm der Bericht über diese Vorgänge bietet, um die allerdings naheliegenden Parallelen zwischen den damaligen Verhältnissen und den Ereignissen des Jahres 1866 zu ziehen und dabei seinem gut welfischen Unmuth über die 1803 noch unbekannte, jetzt verwirklichte Debellationstheorie Luft zu machen, kann man ihm als „königlich hannoverschem Geheimen Regierungsrathe a. D." schon zugute halten, obschon es andererseits nicht gerade von historischem Sinn und Verständniß für die Fragen der Zeit Zeugniß ablegt, wenn jemand die Geschichte des Jahres 1803 ohne weiteres mit der von 1866 auf dieselbe Linie stellen und nach demselben Maßstabe particularistischer Moral messen will.

Von 1803—6 blieb Ludwig von Ompteda in Berlin, von wo aus er zwischen den in Hannover lebenden Getreuen und der aus einigen hannoverschen Ministern in Schwerin gebildeten Regierung in partibus infidelium den eifrigen Vermittler machte und Gelegenheit fand, seinem Lande manchen dankenswerthen Dienst zu leisten. Der Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs 1806 griff auch in Ompteda's und der Seinen Schicksal störend ein; infolge der Schlacht bei Jena mußte Ompteda Dresden, wohin er sich begeben hatte, da er sich in Berlin seit der Schlacht bei Austerlitz nicht mehr sicher fühlte, verlassen und ging nach Prag, wo er zunächst seinen Aufenthalt nahm. Dort und in Teplitz hat er den größten Theil der nächsten Jahre verlebt, infolge seiner Stellung zur Disposition auch äußerlich in einer bedrängten Lage, niedergebeugt aber vor allem durch das Elend, das über sein Vaterland und ganz Europa durch die Napoleonische Zwingherrschaft hereingebrochen war, in regem, oft freilich vielfach gehindertem Verkehr mit seinen gleichgesinnten Freunden und im Austausche seiner ernsten politischen Erwägungen mit den patriotischen, franzosenfeindlichen Männern aller Nationen, welche er durch seine amtliche Stellung und die wechselvollen Schicksale der letzten Jahre kennen gelernt hatte.

In den Jahren 1808 und 1809 war gerade Böhmen, und namentlich Prag und Teplitz der Sammelplatz für die aristokratischen Kreise dieser politischen Richtung, in denen alle bedeutenden Größen der Zeit aus- und eingingen. Aus dieser Zeit rühren auch die interessantesten der in der vorliegenden Sammlung mitgetheilten Schriftstücke her; namentlich tritt auch hier Gentz, den Ompteda in Prag kennen gelernt und mit dem ihn bald eine seltene Uebereinstimmung der politischen Ansichten näher verbunden hatte, am meisten in den Vordergrund

und bringt uns in einer großen Reihe von Denkschriften und Briefen seine merkwürdige Persönlichkeit mit ihrer glänzenden Begabung und ihren erbärmlichen Schwächen in frischeste Erinnerung. Sonst ist es auch hier des Gesandten Ompteda Bruder, der unser Interesse und unsere Theilnahme am meisten wach ruft und dessen bedeutende Persönlichkeit und trauriges Schicksal ein recht treues Spiegelbild geben von der Größe und dem Elend der ganzen Zeit. In der englischen Legion zum Oberstlieutenant aufgestiegen, wird derselbe mit seinem Corps von den wechselnden Kriegsläuften bunt in der Welt herumgeworfen: in England, an der Küste Deutschlands, dann in Gibraltar, später als Schiffbrüchiger und Kriegsgefangener in Holland; endlich bei der Landung in Portugal von einem Gemüthsleiden befallen, sehen wir den edeln Mann sich aufreiben in der Sorge um sein Vaterland und dem ingrimmigen Zorn über den Sieg des in Napoleon verkörperten bösen Princips. Aus den Briefen desselben wäre eine ganze Menge schöner und bedeutender Worte hervorzuheben, die zugleich zeigen, wie tief er seine Zeit und deren Bedürfnisse verstand. So schreibt er einmal, im Frühjahr 1808, als Kriegsgefangener in Gorkum verweilend, an seinen Bruder:

Nein, alles was wir erlebt haben, bestärkt mich in der unwandelbaren Ueberzeugung, daß selbst im Untergange Rettung gewesen wäre, sowie in der illusorischen Rettung der wahre, unwiederbringliche Untergang vollendet ist. Dies sage ich dir in der vollen Zuversicht, daß wir in dem Gedanken übereinstimmen, daß der Geist eines Volks das erste unter den Gütern desselben ist. Der einmal geopfert, steht der Werth der übrigen nur im Verhältniß zu dem gesunkenen Werthe des Besitzes und wird nichtsdestominder den Weg der ersten großen Einbuße wandeln. Ich äußere diese bittere Wahrheit ohne Rückhalt, da das tiefe Gefühl derselben, ungeachtet meiner fünftehalbjährigen Entfernung von dem Schauplatze des vaterländischen Jammers und Elends, ungeachtet meiner Versetzung in sehr verschiedene Verhältnisse, mich nie verlassen hat und vielleicht, durch Contraste, empfindlicher geblieben ist wie da, wo eine Familiarisirung mit allem, was den Menschen physisch und moralisch ecrasirt, und die Entwöhnung des Blicks von Ansichten, die erhebend wären, wenig von der Empfindlichkeit übriggelassen hat, wie die der Entbehrung ehemaliger Genüsse und des Verlangens nach — Unmöglichkeiten.

Der interessanteste Theil der Sammlung ist ohne Zweifel die seit dem prager Aufenthalte immer eifriger werdende Correspondenz mit Gentz, der auch hier seinen Charakter keinen Augenblick verleugnet und sich mit Ompteda nicht blos in der fanatischen Glut seines Hasses gegen Napoleon („Verdammte Kanonenkugel!" ruft er aus bei der Nachricht, daß in der Schlacht bei Preußisch-Eylau fünf Schritt von Napoleon ein General gefallen sei), sondern auch in der allgemeinen Würdigung der Lage und der Beurtheilung der zu einer Befreiung Europas vorhandenen Möglichkeiten meistens in völliger Uebereinstimmung befindet. Das von allen Seiten hereinbrechende Verhängniß, die Schlag auf Schlag folgenden Siege Napoleon's, die gänzliche Hoffnungslosigkeit der Lage treibt selbst den sonst so kalt und klar rechnenden Gentz zu dem verzweifelnden Ausruf:

Eine Pause, eine Pause! damit die Menschen sich wieder orientiren können, die Vernunft einen Theil ihrer Rechte wiedergewinne, die Lästerungen der Hölle wieder verstummen! Die Zukunft fängt an wie Blei auf meinen Nerven zu liegen.

Kaum erkennt man den Schreiber dieser und ähnlicher Aeußerungen wieder, wenn er von dem ehemals in Rußland einflußreichen General Wintzingerode, der nach dem Tilsiter Frieden in österreichische Dienste getreten war und in Prag lebte, statt aller andern Kritik an Ompteda schreibt:

Er ist allerdings eine bedeutende Ressource für mich; zum Unglück hat er eine höchst langweilige, unschmackhafte, häßliche und obendrein arme Polin geheirathet, welches dem nähern Umgange mit ihm einige Schwierigkeiten in den Weg legt; auch ißt er schon vor 1 Uhr (gracious God!) und wohnt dabei nahe am Viehmarkt, welches alles zu meinen Gewohnheiten nicht paßt.

In diesen beiden Stellen sind die beiden Seelen, die in Gentz lebten, aufs schärfste gekennzeichnet.

Von wirklich historischem Werth ist nur wenig in der Sammlung, doch geben manche Stücke Beiträge zur Charakteristik der ganzen Zeit und spiegeln den beispiellos unruhigen Zustand ab, in dem die fieberhafteste Erregung mit einer todähnlichen Abspannung und Erschlaffung wechselt. Freilich wäre dieser Zweck auch zu erreichen gewesen, wenn ein bedeutender Theil der mitgetheilten Schriftstücke der Vergessenheit nicht entrissen worden wäre. Die zahlreichen, doch nichts als Höflichkeitsformeln enthaltenden Billets hätten ganz gut ungedruckt bleiben können, auch in den Tagebuchaufzeichnungen des Gesandten von Ompteda vermögen wir, von einzelnen Abschnitten abgesehen, gar keinen Werth zu erkennen; in den Notizen über seinen wiener Aufenthalt zu Anfang des Jahres 1807 spricht Ompteda von nichts als Visiten, Diners, Soupers und Redouten und erscheint als ganz aufgegangen in dem kleinlichen wiener Gesellschaftsklatsch. Interessant ist dagegen der Bericht über seine Begegnung mit Schill und dessen Versuch, ihn für seine Plane zu gewinnen, sowie die Erinnerungen an die 1809 gemachte Reise nach England, von wo er seinen gemüthskranken Bruder abholte.*)

Hans Prutz.

---

*) Inzwischen ist auch die zweite und dritte Abtheilung des zweiten Bandes und der dritte Band des hier besprochenen Werks erschienen, womit dasselbe vollständig vorliegt. Der erste Band desselben wurde bereits im Jahre 1862 veröffentlicht unter dem Titel: „Die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen, eine historische politische Studie."
D. Red.

zu erfreuen, bildet den Inhalt des vorliegenden Romans. Allerlei Intriguen, namentlich von der Fürstin-Mutter und einem alten Feinde des Fürsten, dem Grafen Micheletzi, ausgehend, zerreißen das Band wieder, dessen kirchliche und gesetzliche Schürzung eine nicht ausreichend feste war.

Die Verfasserin wollte in diesem Roman zeigen, wie verhängnißvoll das Hinausgreifen über die socialen Schranken werden kann, selbst wo nicht stolze Ueberhebung, sondern nur leidenschaftliche Neigung dazu führt. Gleichwol ist das Werk keine trockene Moralpredigt, welche durch einige lebende Bilder illustrirt wird; es hat starke romanhafte Reize, wie sie sonst nur ein Sensationsroman de pur sang zu bieten pflegt. Der Doppelmord, dessen gespenstige Erinnerungen das ganze Leben des Fürsten vergiften, gehört zu jenen dunkeln Ereignissen, die sich im Verlaufe des Romans erhellen und gleichsam in Wohlgefallen auflösen. Dagegen findet gegen den Schluß desselben noch ein halb unfreiwilliger Muttermord statt: ein grelles Ereigniß, das wir nicht mehr erwarteten, nachdem sich die Verfasserin so viel Mühe gegeben hatte, jenen blutigen Makel, der die Vergangenheit und das Gewissen des Fürsten befleckte, auszutilgen. Daß sie anschaulich zu schildern versteht, beweisen die Scenen auf dem einsamen Bergschlosse, noch mehr die Darstellung des Trappistenklosters am Schlusse des Romans. Der Stil ist nicht durchweg correct, aber wo es der Stoff verlangt, warm und anschaulich.

5. Wendenburgische Junker. Ein Familienroman von C. Spielmann. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 5 Thlr.

Dieser Roman nimmt ein eigenthümliches culturhistorisches Interesse in Anspruch; denn während die neuen Moderomane darin wetteifern, die Aristokratie in ein ungünstiges Licht zu stellen, ist der Roman von Spielmann eine Verherrlichung des patriarchalischen Junkerthums, und zwar in seiner schroffsten Gestaltung, in der es sich nur noch in einem abgelegenen Weltwinkel zu behaupten vermag. Spielmann bildet so den schärfsten Gegensatz zu Spielhagen, der in seinen Romanen nicht müde wird, das deutsche Junkerthum bald im Stil der Melpomene, wie wenn er die Greuelthaten derer von Hohenstein schildert, und bald im Stil der Thalia zu geiseln. Der Vorzug des Spielmann'schen Romans besteht aber darin, daß er das Gebaren der wendenburgischen Junker mit größter Unbefangenheit und homerischer Naivetät schildert. Wohl fühlt man heraus, daß die Grundstimmung des Autors eine für seine Helden sehr freundliche ist und daß er Partei ergreift für die absonderlichsten Beschlüsse ihrer Familientage; aber das Bestreben des Verfassers, die Persönlichkeiten und Ereignisse sich gleichsam selbst schildern zu lassen, ohne aufdringliche Schönfärberei, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Und so bleibt es jedem unbenommen, auch ein ganz anderes Urtheil über die, meistens mit den lebhaftesten Farben geschilderten Vorgänge zu fällen und das harmonische, ja einstimmige Urtheil, welches der Autor und alle seine Helden gelegentlich über dieselben fällen, durch einen gänzlich abweichenden Spruch zu stören.

In der That erfahren und erleben wir hier Seltsames, was mit unsern hergebrachten Rechts- und Sittlichkeitsbegriffen sich schwer vereinigen läßt; wir haben es mit einer Kaste zu thun, welche an die Dinge ganz aparte Maßstäbe legt. Oft fragen wir uns, ob diese Männer, die uns zum Theil als gebildet, ja als gelehrt geschildert werden, wirklich mit uns unter dem Sternbild derselben Civilisation das Licht erblickt haben, oder ob sie auf einer Insel aufgewachsen sind, die wir bisher auf keiner Karte bemerkten, die sich, eine Heimat barbarischer Naturvölker, mitten hineingeschoben hat in den europäischen Gesellschaftsarchipel? Dies wendenburgische Junkerthum ist ebenso exclusiv wie patriarchalisch zugänglich, ebenso rücksichtslos grausam wie weitgehend in cynischen Licenzen — es kommt nur darauf an, ob die Selbstherrlichkeit des Adels durch solche Ausschreitungen gefährdet wird.

So z. B. wird in dem vorliegenden Roman, der nur der erste Theil eines größern Cyklus ist, indem viele hier angeknüpfte Fäden noch nicht zu Ende geführt sind, die Liebe eines wendenburgischen Junkers aus der Familie von Urtika, Jaspar Detlev, zu einem Judenmädchen geschildert. Solche Verhältnisse verstoßen an und für sich nicht gegen den junkerlichen Ehrencodex, wie uns Herren und Damen des Adels zur Genüge mittheilen; aber der Junker Detlev begeht die Thorheit, dem Judenmädchen die Ehe auf sein Ehrenwort zu geloben. Wir sagen Thorheit, aber für den wendenburgischen Adel ist dies mehr, es ist ein todeswürdiger Frevel, da der Junker dies Wort, welches das Mädchen ihm überdies nicht zurückgibt, nicht lösen, aber ebenso wenig erfüllen kann, ohne mit einem unverlöschbaren Makel seine Familie zu beflecken. Die verwandten Zweige derselben halten nun einen Familientag auf Schloß Detlev, den der Verfasser mit dem folgenden Dithyrambus einleitet:

> Der wendenburgische Adel behandelt die Gebräuche und Gesetze seines Standes und seines Hauses auch zur Stunde noch mit der ganzen feierlichen und pietätvollen Würde, die ihm die Achtung gegen seinen Stand und sich selbst auflegt, mögen auch die Apostel und Jünger der neuen Zeit und ihrer unglückselig und trostlos nivellirenden Richtung mit Hohn und Spott darüber herzufallen für ihre und die Aufgabe der Gegenwart halten. Es ist leichter zerstören als aufbauen, und die ganze gepriesene Freiheit und Gleichheit des Heute, das hoch- und volltönende Staatsbürgerthum, geb' ich hin für den niedergerissenen und hinwegdebattirten und gespotteten Segen und das göttliche Band der Familie. Kein Besitz, kein äußeres Glück ist dem Segen der Familie vergleichbar. Freilich, die großen Philosophen und Staatsweisen des Heute — nach den Grundsätzen ihrer völkerbeglückenden neuen Lehre müssen sie die alten Gebäude vom Fundament aus zerstören, um auf den Ruinen das neue Normalhaus aufbauen zu können — wie sollen sie da Empfindung und Verständniß für die Würde der Familie haben! Der Adel Wendenburgs hat den brandenden Wellen der neuen Zeitrichtung die Thür seines Hauses verschlossen gehalten und sich dadurch die Würde der Familie in fleckenloser Reinheit bewahrt und gesichert.

Der Beschluß dieses Familienrathes über den Junker, der leichtfertig sein adeliches Wort verschleudert und das makellose Wappen seiner Familie befleckt hat, lautet auf Tod, und die Mutter selbst, ein weiblicher Brutus, stimmt tonlos in dies Urtheil ein. Wie aber wird es vollzogen? Man hat keine Landeshoheit, um Executionen zu verhängen und kann doch auch keinen Mörder dingen. Der Familienrath theilt die folgende Auskunft durch seinen Redner mit:

Dein adelich Wort, das du gegeben, bist du verpflichtet zu lösen! Die Ehre deines Geschlechts, deines Hauses, deines Namens und Wappens, deiner Familie verbietet aber, dein Wort in dem Sinne zu lösen, wie die Person, der du's gegeben, sicherlich erwartet. Nur ein Mittel gibt es, das den wendenburgischen Edelmann seines Wortes ohne Makel seiner adelichen Ehre entbindet. Dieses Mittels, so spricht der Familienrath deines Geschlechts und Hauses sein Urtheil, darfst und sollst du dich ohne Zögerung bedienen. Der Familienrath hat demgemäß beschlossen, daß du den ritterlichen Stämmen des Kaukasus, unter deren Imams ich Freunde zähle, in ihren Freiheitskämpfen gegen die russische Vergewaltigung deinen Degen leihest. Du kämpfst dort unter Standesgenossen für eine große und jedes edeln und wahren Menschen Brust — sei er auf dem Thron geboren oder in niederster Hütte — gleichmäßig erfüllende Idee, für die Freiheit des eigenen Herdfeuers von fremdem Joch. Der Familienrath deines Geschlechts und Hauses ist von einem Urtika sicher und überzeugt, daß er, ein echter Sohn seiner Väter, für die Sache, die er einmal als eine gerechte und die seine miterkannt und der er seinen Degen geweiht, ein treuer Partisan sein und auch für sie zu fallen und zu sterben wissen wird. Auf deinem Schild, Jaspar Detlev von der Urtika, magst du zurückkehren in die Hallen deines Hauses; ehrenvoll neben deinen vorangegangenen Vätern wird dir dann deine Stätte bereitet sein!

Der Junker unterwirft sich in Demuth und Gehorsam, und ein Verwandter, der Doctor Riedwisch, ein gelehrter Baron, also eine Species, die doch unter den wendenburgischen Junkern geduldet wird, während man sie in andern Gegenden mit schelen Augen ansieht, begleitet ihn in den Kaukasus. Ob die Tscherkessen dies Todesurtheil vollstrecken werden, müssen wir abwarten, und hoffen nur, daß der Jagdjunker kugelfest ist, wodurch das Executionsurtheil des Familienraths von selbst nichtig werden müßte; denn zum Tod in der Schlacht kann man im Grunde niemand verurtheilen, da dies, wie der alte Homer sagt, „im Schose der Götter liegt".

Die Geschichte führt uns nämlich zunächst nicht in den Kaukasus, sondern sie schildert uns die frühern Lebensschicksale des Doctor-Barons, eines jünger geborenen Sohnes, und gibt uns das Gegenbild zu der catonischen Sittenstrenge des Familienraths. Der Doctor nämlich annectirt sich ein Mädchen aus dem Volk, das allerdings aus einer herabgekommenen altitalienischen Familie stammt, in Lumpen umhergeht, doch auch ohne diese Tracht sich gelegentlich als singende Wassernixe im Mondschein badet und so von dem Doctor belauscht wird. Er heirathet sie indeß nicht, sondern lebt in wilder Ehe mit dieser Mignon, woran niemand von den wendenburgischen Junkern, Frauen und Fräulein Anstoß nimmt. Ja es kommen noch andere Beweise für die sittlichen Licenzen vor, welche, zum Theil offenbar ein Ueberbleibsel von dem jus primae noctis, sich dies Junkerthum gestattet. Es wird uns mit vielem Humor geschildert, wie einer dieser Herren, der dicke Wolf Peckatel, der rundlichen Frau des Schmieds, die schon längst Sehnsucht nach einem schwarzhaarigen Mädchen hat, das der Storch ihr aus Aegyptenland bringen soll, in der natürlichsten Weise von der Welt zur Erfüllung ihres Wunsches verhilft, und wie der Ehegemahl selbst sehr glücklich ist über die frohe Aussicht. Und den Baronen thun's die Schulzen nach; denn der brave Schulz Quassow beglückt die „schmucke, dralle" Ammarik trotz seiner fünfundsechzig Jahre „in ähnlicher Weise".

Wir sehen, es geht sehr lustig zu in wendenburger Landen; man plagt sich dort weder mit Skrupeln noch Zweifeln in Bezug auf sinnliche Genüsse, und nur wo die adeliche Ehre in Frage kommt, beginnt die Tragödie. Im übrigen leben die Gutsherren mit den Dorfschulzen u. s. f. auf einem sehr patriarchalischen Fuße. Auch hat die Selbständigkeit des Adels nach oben hin eine ganz respectable Seite. Wie die alte Frau Gerberg Bertha ihren Patronatsgeistlichen tapfer gegen den neuen orthodoxen Consistorialdirector vertheidigt: das ist eine recht heitere Geschichte, die uns mit vielen Schrullen des wendenburger Junkerthums wieder auszusöhnen vermag. Ueberhaupt zeigt sich der Autor für das conservative Element in allen Ständen begeistert; er schildert uns auch die Bauern und die Patricier der Handelsstadt mit vieler Pietät, sobald sie nur fest am Althergebrachten hängen.

Der Form nach ist dieser Familienroman in seinem ersten Theil ein Cyklus von Novellen, die eben nur durch die Familienbeziehungen der darin auftretenden Personen miteinander verknüpft sind. Die Ereignisse im Hause des Rathsherrn Padlow, die Brautnacht der schönen Hildegard u. dgl. m. sind pikant erfunden und lebendig dargestellt. Spielmann hat eine rege Phantasie, der er nur allzu leicht den Zügel schießen läßt; ein weicher üppiger Ton der Farbengebung herrscht bei ihm vor, daneben freilich das derb volksthümliche Element mit allen seinen Cynismen und seiner landschaftlichen Färbung. Durch diese Elemente wird der nicht immer correcte Stil ungleich; aber Frische und Originalität geht durch das Ganze, und selbst die oft paradoxe Weltanschauung dieser aristokratischen Insulaner, die sich so sonderbar geistig tätowiren und den Federbusch und Federschurz, den sie von ihren Ahnen ererbten, für den höchsten Schmuck der Erde halten, hat den Reiz der Neuheit gerade deshalb, weil sie allen Ideen der Neuzeit so diametral widerstrebt.

Es bedarf wol nicht der Andeutung, daß das Phantasieland Wendenburg nichts anderes ist, als das ins Poetische übersetzte Mecklenburg. Spielmann schildert uns oft mit Wärme die Naturschönheiten, die wir dort nicht suchen würden. Kann eine italienische Nacht schwunghafter von den Dichtern gefeiert werden als diese mecklenburgische:

> Blütenduft athmeten Wald und Wiese in berauschender Ueppigkeit; ein lauer Hauch strich über die Linden, über die traumschwer nickenden Wiesenblumen, füllte sich voll mit ihrem Balsam und trug ihn auf leise rauschenden Fittichen davon. Der Vollmond breitete seinen milden Glanz aus über den See, dessen klare Fluten in leichten, kräuselnden, vom Mondlicht goldig angestrahlten Wellen sich bewegten und in flüsternd märchenhaftem Rauschen an die Ufer strebten. Es liegt ein wunderbar magischer Reiz auf einem stillen, vom Licht des Mondes übergossenen Waldsee in sommernächtiger Zeit. Ist's nicht immer, als ob man mit tausend Gewalten hinabgezogen würde, zu erforschen, was seine Tiefe für zauberische Geheimnisse bergen mag? Welche wunderprächtigen Lieder singen Schilf und Rohr an seinen Ufern in säuselnden Melodien; süße, in Träume lullende, glückverheißende, berauschende Lieder. Gegrüßt seist du mir, mein Riedwisch-See! Wenn die Juninächte kommen, die entzückenden, wonnigen, lausch' ich wieder, was deine flüsternden Wellen mir kosend vertrauen!

Die Fortsetzung des Romans wird erst ein Urtheil gestatten, inwieweit die Composition die auseinander-

fallenden Fäden der Geschichte zusammenzufassen und gewagte Voraussetzungen zu rechtfertigen vermag.

6. Die geschiedene Frau. Passionsgeschichte eines Idealisten von Sacher-Masoch. Zwei Bände. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
7. Aus dem Tagebuche eines Weltmanns. Causerien aus der Gesellschaft und der Bühnenwelt von Sacher-Masoch. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 1 Thlr.

Wenn sich bei Spielmann schon eine unleugbare Vorliebe für üppige Schilderungen zeigt, so gipfelt dieselbe in den beiden vorliegenden Werken von Sacher-Masoch. Wir haben die leidenschaftliche Glut dieses Autors bereits bei Besprechung seines „Letzten Königs der Magyaren" hervorgehoben; es ist Feuer oder das was man Verve nennen kann in seinen Schriften. Er zeigt auch in den obigen Schriften die gleiche Darstellungsgabe, die selbst das Gewagteste in natürlichem Fluß, ohne Künstelei erzählt. Gleichwol haben wir gegen „Die geschiedene Frau" (Nr. 6) das Bedenken, daß ihre letzten Abenteuer sie uns als widerwärtig erscheinen lassen. Der Autor sagt zwar in dem einleitenden Gespräch mit dem geistvollen Novellisten oder vielmehr der geistvollen Novellistin Arthur Stahl, er habe kein Kunstwerk, sondern ein Sittengemälde schaffen wollen, um unserer Zeit, unserer Gesellschaft einmal ihr wahres, ungeschminktes Antlitz zu zeigen, sie statt in den goldumrahmten Spiegel, welcher lügt und schmeichelt, in eine Pfütze blicken lassen, in der Ueberzeugung, daß er recht und gut thue. Wir wollen auch dies Recht dem Dichter einräumen; aber dann darf er uns nicht, wie es in dem ganzen Roman, namentlich in den einleitenden Scenen und der eigentlichen Rahmenerzählung geschieht, noch ein Interesse für die pikante, liebenswürdige und nur etwas schwindsüchtige Camelliendame zumuthen, nachdem sie selbst uns das folgende Bild ihres letzten Liebhabers entworfen:

Denken Sie sich einen kleinen schlechtgebauten Menschen mit gewöhnlichen Zügen, dem Ausdruck großer Verschmitztheit, einer gerötheten, halbzerfressenen eiterigen Nase — er behauptete, sie sei ihm im Winterfeldzuge erfroren, faulen Zähnen, die einen starken Geruch verbreiteten, geschwollenen Lidern, grünlichen, listigen, leicht thränenden Augen, einem rothen Rundbarte, einer Glatze über der Stirne, so haben Sie einen getreuen Abdruck von dem Menschen, um dessentwillen ich Julian verlor.

Natürlich fragt der Autor, dem seine Heldin selbst diese Enthüllungen macht, und jeder Leser mit ihm: „Aber wie war das möglich?"

Frau von Kossow schlug jenes grauenhafte Lachen an, von dem Julian in seiner Schilderung der Fastnachtsscene sprach. „Fragen Sie eine Frau um Beweggründe", rief sie nach einer Pause höhnisch, „für das was sie fühlt und thut, und ich sage Ihnen, sie lügt, wenn Sie sich Mühe gibt, Ihnen oder sich davon Rechenschaft zu geben. Das ist ja eben das Dämonische der weiblichen Natur, daß sie sich in ihren Regungen nie auf sichtbare Ursachen zurückführen, nie im voraus berechnen läßt, daß sie etwas Geheimnißvolles, Unenträthseltes, Elementarisches hat, das den Mann jeden Augenblick mit Unheil, ja mit Vernichtung bedroht.

Nun, wir lassen uns das Dämonische der weiblichen Natur gefallen, aber nur, solange es nicht ins Unästhetische übergeht. Eine „elementarische Natur", die an dem Gefallen findet, was andern Sterblichen Ekel einflößt, verscherzt jede Art von Antheil. Offenbar hat uns der Autor hier mit dem Kopf zu tief in die Pfütze gestoßen.

Einzelne Schilderungen des Romans sind ganz trefflich. Das verwahrloste Schloß der „geschiedenen Frau", die polnische Wirthschaft der Familie, die sich bei ihr eingenistet hat, sind vorzügliche Genrebilder. Ueppig, glühend sind einzelne wollustathmende Scenen. Der Spruch: „Male die Wollust, doch male den Teufel dazu", hat in neuer Zeit kaum noch Gültigkeit. Eher könnte man die Wollust, wie sie Makart gemalt hat, lemurenhaft gespenstig finden. Bei Sacher-Masoch vermissen wir indeß gerade bei einigen der pikantesten Situationen die Originalität; so bei derjenigen Scene, in welcher, nach den Worten der Vorrede, die „Sehnsucht der Modernen nach der Antike" zum Ausdruck gelangt. Der Verfasser rühmt ihre klare, sonnige, in keinem Augenblick dämmerhaft wollüstige Beleuchtung und ihren keuschen Schluß, und vergleicht dies mit den frivolen Vorbereitungen und dem Ausgange der ähnlichen Scene im „Werther", was wol heißen soll, in den „Briefen aus der Schweiz". Doch hat diese Situation noch andere Vorbilder, Schlegel's „Lucinde" und Gutzkow's „Wally"; namentlich aber passen für die Situation in dem letztern Roman alle Voraussetzungen, welche Sacher-Masoch zu Gunsten der seinigen geltend macht. Schlimmer steht es mit der an und für sich wenig erquicklichen Lauschscene, in welcher der Pole durch den Vorhang des Fensters die verschiedenen Situationen belauscht, die ihm den Schluß auf leidenschaftliche Genüsse gestatten. Diese Scene ist nicht Original, sondern Copie aus der „Fanny" von Feydeau.

Geistreiche Bemerkungen von einer reformatorischen Tendenz, die aus der Handlung selbst nicht hervorgeht, auch wenn man sie nur als Negativbild betrachtet, sind durch die ganze Schrift zerstreut, ebenso durch die Skizzen der Causerien: „Aus dem Tagebuche eines Weltmanns" (Nr. 6), welche pikante Novelletten und Humoresken enthalten, weibliche Tartufes und Don Juans und den Kokettenwahnsinn schildern, Ballsklaven, Theatertypen vorführen, über Idealismus und platonische Liebe Betrachtungen anstellen, beweglich, schimmernd, flüchtig, jeder Zoll „Feuilleton". Dennoch möchten wir den Autor warnen, seine Lorbern nicht dort zu suchen, wo diejenigen Emil Vacano's blühen, und sich nicht vor sich selbst durch reformatorische Tendenzen zu rechtfertigen, wo er Dichtungen cultivirt, welche dem Sensations-, ja Skandalromane zum Verwechseln ähnlich sehen.

8. Große und kleine Welt. Ausgewählte historische Romane und moderne Lebensbilder. Von Friedrich Adami. Vier Bände. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 4 1/2 Thlr.

In dieser Sammlung überwiegen die kleinen historischen Romane die modernen Lebensbilder; sie sind von knapper Fassung und ihr Stil hat etwas Gesättigtes; die Darstellung wird nicht durch Reflexionen durchbrochen, sondern gibt ein zusammenhängendes Bild der Ereignisse, denen es nicht an einer bunten und spannenden, für die Romandichtung unerläßlichen Abenteuerlichkeit fehlt. Nach dieser Seite hin möchten wir der Erzählung: „Der Herzog von Monmouth", den Vorzug geben, welche an wirksamen und doch ausreichend motivirten Effecten reich ist. Der Herzog von Monmouth, der Empörer gegen König Jakob II., ist gefangen genommen und sitzt im Tower, zum Tode verurtheilt. Kanzler Guildford sucht ihn zu retten,

indem er sich bemüht, einen Ersatzmann für ihn zu finden, der statt seiner bei der Hinrichtung untergeschoben wird. Zwei Halbbrüder drängen sich zu dieser Ehre. Der erste hat sich als Verfasser eines Libells gemeldet, um mit dem dafür ausgesetzten Preis die Ehre eines Kaufmannshauses zu retten. Lord Guilford bietet ihm das Dreifache, wenn er sich statt des Herzogs hinrichten lassen will. Der andere Halbbruder ist aber der natürliche Sohn des Herzogs, und ihm gelingt es, im Wetteifer des Edelmuths den Preis davonzutragen und für den Herzog hingerichtet zu werden. Diesen selbst sollen wir in der „Eisernen Maske" wiederfinden, eine der seltenern Varianten in Betreff dieser geheimnißvollen historischen Erscheinung. Die damalige Volksstimmung des protestantischen England glaubte, wie zahlreiche Sagen und Balladen beweisen und wie auch Macaulay bestätigt, nicht an den Tod des Herzogs Monmouth. Die Idee der Stellvertretung Monmouth's durch seinen eigenen Sohn hat Adami, wie er selbst angibt, einem ältern Drama von Ch. Lafotut entlehnt.

Die historische Erzählung: „Das Nordlicht von Dalekarlien", ist ebenfalls reich an abenteuerlichen Verwickelungen, die sich wie Arabesken um den historischen Kern der Handlung, die siegreiche Erhebung Gustav Wasa's auf den schwedischen Königsthron, schlingen. Auch hier fehlt es nicht an romanhaften Ueberraschungen verschiedenster Art; doch kann man kaum für eine der mitwirkenden Persönlichkeiten besondern Antheil empfinden. Es sind theils dii minorum gentium, theils Betrüger, von denen einer schlimmer als der andere ist. Gustav Wasa selbst tritt selten aus dem Hintergrund hervor; nur der junge Bauer mit dem kühnen Project für Schwedens Wohlfahrt, so praktisch in großen Entwürfen, so unpraktisch in der Art und Weise sie geltend zu machen, erregt mäßiges Interesse.

Abenteuerlich bewegt ist auch „Kerker und Thron", eine Erzählung aus der Zeit der Medici in Florenz; es sind theatralische Attrapen von großem Effect in derselben, aber die Inscenirung ist etwas künstlich und wendet sich in der Schilderung der Localitäten, welche den Gang der Handlung bestimmen, an einen fein ausgebildeten Ortssinn. Der Tyrann Lorenzino von Medici ist gut gezeichnet; ebenso Cosimo, sein Nachfolger, der den Mordversuchen Lorenzino's glücklich entgeht.

Eine neuerdings von der archivarischen Geschichtschreibung oft behandelte Episode, der diplomatische Verrath, welcher das rasche Einschreiten Friedrich's II. bei Beginn des Siebenjährigen Kriegs zur Folge hatte, bildet den Inhalt der kleinern Erzählung: „Der Verräther."

Alle diese kleinen Romane Adami's erinnern uns in der lebendigen und spannenden Führung der Handlung und ihrem frischen Colorit an die Erzählungen van der Velde's. Die modernen Lebensbilder dagegen, wie: „Der todte Passagier" und „Ein Sonderling", haben einen unheimlichen, gespenstigen Zug, etwas Barockes und Absonderliches, was an Amadeus Hoffmann erinnert.

Rudolf Gottschall.

Christian von Bomhard's Nachlaß.

Aehren vom Felde der Betrachtung. Von Schulrath Dr. Chr. von Bomhard. Aus dessen literarischem Nachlaß herausgegeben von H. Stadelmann. Mit dem Bildniß des Verfassers. Augsburg, von Jenisch und Stage. 1869. 8. 18 Ngr.

Der in der Schulwelt Baierns hochgeachtete und gefeierte Name Bomhard ist auch in weitern Kreisen nicht unbekannt geblieben; wir verweisen auf die vortreffliche Charakteristik in der Beilage zu Nr. 31 der augsburger „Allgemeinen Zeitung" f. 1862. Das obenangezeigte Büchlein, das sechs Jahre nach dem Tode des Verfassers erscheint, darf in d. Bl. nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da es, eindringlicher als es jede Charakterschilderung von fremder Hand vermöchte, uns ein Bild des innern Lebens und Strebens des Verstorbenen gibt. Obwol ursprünglich nicht für den Druck bestimmt und durchaus nicht für das große Publikum geschrieben — denn es sollten diese Betrachtungen, die gelegentlich zu Papier gebracht wurden, wie es Zeit und Stimmung erlaubte, höchstens den Kindern und Kindeskindern ein liebes Andenken sein und ihnen Zeugniß geben von der Denk- und Empfindungsweise des Dahingeschiedenen, sie aber auch veranlassen, „nach höherer Bildung und Reife zu ringen, als ihrem Vater und Großvater zu erreichen möglich gewesen" —: so haben wir doch nun in dieser Aehrenlese ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes, für welches wir dem Herausgeber zu Dank verpflichtet sind. H. Stadelmann hat als treuer Jünger des Meisters sich mit ebenso viel Liebe als Umsicht der Aufgabe unterzogen, die einzelnen Blätter zu ordnen und zu sichten; er hat alles, was nur für Fachgelehrte von Interesse sein konnte, mit bestem Takt ausgeschieden und so unsere Literatur mit einem Buche bereichert, das sich den schriftstellerischen Arbeiten seines verewigten Lehrers würdig anreiht.

Schriften, wie die in Rede stehende, worin ein classisch durchgebildeter Gelehrter über die tiefsten Räthsel und höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens in einer so anspruchslosen, kindlich-einfachen Sprache redet, daß jeder, der das liest, meint, so hätte er es auch fast ausdrücken mögen — sind, trotzdem, daß in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte in volksmäßiger, allgemein verständlicher Schreibart gemacht worden sind, nicht allzu häufig. Unsere philologischen und philosophischen Schriftsteller können in dieser Hinsicht noch immer viel von den Engländern und Franzosen lernen. Daß Bomhard nicht blos vom classischen Stil der Alten, sondern auch von der leichten, gewandten, durchsichtigen Schreibart der Neuern, insbesondere von der Form englischer und französischer Essays Nutzen zu ziehen verstanden hat, das zeigt jede Seite dieser „Gedankenspäne", wie der bescheidene Mann seine Betrachtungen ganz bezeichnend nannte. Essays im englischen oder französischen Sinne sind es nicht, dazu sind sie zu kurz und fragmentarisch. Aber diese Ramenta sind trotz ihrer Kürze und Kleinheit doch alle wuchtig und werthvoll und zeugen davon, daß der Verfasser mit

vortrefflichen scharfen Instrumenten arbeitete und in seiner Gedankenarbeit sich eine Energie und Frische bewahrte bis ins Greisenalter hinauf, um welche ihn jüngere Kräfte beneiden möchten. Bomhard gibt uns seine Gedanken nicht als abstracte Lehrsätze und von vornherein abgeschlossene Ergebnisse, sondern läßt uns an seinem eigenen lebendigen Denkprocesse theilnehmen, er discutirt mit uns, als wären wir in seiner Gesellschaft und nähmen persönlich Antheil an dem Gespräch, das Für und Wider der Sache, und weiß uns auf diese Weise zur lebendigsten Theilnahme an dem von ihm zur Sprache gebrachten Gegenstande anzuregen. Hegel's dialektische Methode, die von einem Gegensatz zum andern fortschreitet, um die höhere Einheit des Begriffs zu gewinnen, sowie Herbart's psychologische Schärfe in Beobachtung der Vorstellungen sind nicht ohne merklichen Einfluß auf Bomhard's empfänglichen Geist geblieben; aber dieser steht doch so frei und unbefangen da, daß er alles in seiner Weise verarbeitet und man nirgends durch philosophische Kunstausdrücke und Schulphrasen belästigt wird.

Mit derselben innern Freiheit, die er den Philosophen alter und neuer Zeit gegenüber behauptete, wußte sich Bomhard auch den unbefangenen Blick auf die großen Dichter zu bewahren, in die er sich zwar mit ganzem Gemüth vertiefte, ohne jedoch in jene abgeschmackte Ueberschätzung zu verfallen, wie sie vornehmlich im Shakspeare- und Goethe-Cultus unserer Tage in nicht erfreulicher Weise sich zeigt. Ueber Goethe äußert er sich in zwei bemerkenswerthen Betrachtungen. S. 111 heißt es:

Am meisten habe ich Goethe in seinen Gnomen bewundert. Welch ein Geist, der aus dem reichsten Vorrath von Wissen eine solche Fülle gründlicher Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Leben zu ziehen und diese in so prägnanter Bündigkeit, mit so schlagendem Witz auszudrücken vermochte! Es sind Ueberschriften zu ganzen Kapiteln, an Fruchtbarkeit dem Samenkorn, an Dehnbarkeit dem Golde vergleichbar; die Welt war für ihn ein Californien, aus dem er edles Metall, bald in Körnern, bald klumpenweise gegraben hat.

Auf S. 145 treffen wir dagegen auf eine sehr scharfe Kritik des Goethe'schen „Bildungsideals", die, trotz ihrer Einseitigkeit, doch nicht ohne Grund ist. Bomhard fragt:

Was ist Goethe das Höchste, das er in Menschennatur und Bestimmung anerkennt und durch seine schriftstellerische Thätigkeit fordern will? Es ist beschlossen im Wort und Begriff der Bildung. Und in welchem Sinne faßt er den vielseitigen? Nicht eben in einem tief intensiven, da es Reinigung des Gemüths von unedler Beimischung, feste Richtung zum Göttlichen, Liebe und willige Aufopferung für die höchsten Interessen der Menschheit bedeuten würde, sondern in weit ausgedehnterm Umfange, da der Geist mit reichem Vorrath von wissenswerthen Kenntnissen und Einsichten versehen, der Geschmack geläutert, der rechte Takt fürs Leben, ungezwungener Anstand in Haltung und Benehmen gewonnen und selbst auch der Körper so geübt und zugerichtet ist, daß er in seiner Erscheinung dem Geiste Ehre macht. Was den Charakter betrifft, so wird dieser durch Erfahrung, wobei freilich manches Irrige und Sündliche mit ins Spiel kommt, zum Rechten geleitet ein sicherer geworden sein, der sich keine Blöße gibt und jede Gemeinheit fern von sich hält. Wo er auftritt, wird er als eine bedeutende Erscheinung Respect einflößen. Sein wahres Element findet er in der Umgebung solcher, die durch Stand, Rang und feinen Ton hervorragen; doch wird es seiner Lebensklugheit und Gewandtheit leicht, sich auch gewöhnlichen Menschen gefällig und angenehm zu erweisen. Ihm fließen reichlich die Quellen der feinsten Genüsse, in Natur, in Kunst, in geselligen Kreisen; doch den süßesten findet er in der Anerkennung seiner Trefflichkeit, die ihm vom Gleichgebildeten entgegenkommt und die er wohl zu verdienen sich bewußt ist. Auch zu gemeinnütziger Thätigkeit entschließt er sich, aber freilich weder zur banausischen des Handwerkers, noch zur pedantisch formellen des Beamten, noch zur mühevollen minutiösen des Gelehrten, noch zur egoistisch-materiellen des Kaufmanns, weil in solchen Beschäftigungen kein Raum für freie allseitige Entwickelung ist.... Lieber wird er sich der Kunst widmen oder auch in höherer Stellung dem Staatsdienste, am liebsten aber wird er seine Güter administriren und da viel Schönes schaffen. Denn ohne sehr bedeutenden Comfort läßt sich der echte und rechte Gentleman gar nicht denken; er muß über ansehnlichen Besitz zu gebieten haben.... Willst du diese Gebildeten in Gesellschaft beisammen sehen und ihr Gebaren beobachten, so nimm den „Tasso" zur Hand. Hier findest du einen talentvollen, aber überspannten Poeten, der nur noch einen Schritt zum Irrenhause hat; einen man of the world, der eine kleinliche Eifersucht und Intrigue unter einer gutgewählten Charaktermaske zu verdecken weiß; eine kränklich sentimentale Prinzessin; einen Fürsten, der seine Bedeutungslosigkeit mit Anstand und Würde ausbietet. Eine dicke schwüle Atmosphäre ist über das Ganze ausgegossen, angst und bange wird es uns unter diesen Leuten, wir sehnen uns nach naturwüchsigen, derben, gesunden Naturen.... Oder nimm den „Meister"; dasselbe Schauspiel. Ein junger Narr, der in der Gesellschaft liederlicher Komödianten auf dem Theater (man hält es kaum für möglich) Bildung sucht, und nachdem er eine geraume Zeit den Tagedieb und Vagabunden gespielt, endlich unter Aristokraten geräth, die ohne Amt und Beruf wahre Schmarotzerpflanzen am Lebensbaume sind, ihm ihre Bildung einimpfen, soviel er als Bürgerlicher dieselbe in sich aufnehmen kann. Fort mit diesen Leuten. Lieber kräftige Barbaren als diese Salonmenschen. Mit jenen läßt sich etwas ausrichten, diese aber sind zu jedem guten Werk unbrauchbare Empfindler und Schönredner.

Das ist nun freilich etwas stark ausgedrückt. Allerdings hat die Kritik ein Recht, nicht blos zu fragen, ob ein Dichter dem ästhetischen Gesetz Genüge gethan hat, sondern auch zu prüfen, wie seine Bildungsideale beschaffen sind, und zu fragen, welchen ethischen Gehalt die ästhetischen Glanzerscheinungen bergen. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß — den im jugendlichen Ueberschwang gedichteten „Götz" ausgenommen — fast alle dramatischen Helden Goethe's schwächliche und schwankende Charaktere sind, denen auf Seite der erzählenden Dichtung ein Werther, Meister und Eduard ganz entsprechend zur Seite stehen. Goethe führt uns in eine reiche mannichfaltige, vortrefflich nach der Wirklichkeit gezeichnete Welt, in der es heißt: Leben und Lebenlassen! Von Natur viel mehr zur ruhigen Anschauung und Betrachtung der Weltverhältnisse, zum innerlichen Verarbeiten der reich und voll empfangenen Eindrücke und zu gleichmäßiger harmonischer Entwickelung seiner Individualität getrieben, als zur energischen Gestaltung der Außenwelt, fühlte Goethe sich nicht berufen, den thatkräftigen und thatlustigen Willen zu verherrlichen, der allen Hindernissen zum Trotz sich Bahn bricht und im Kampfe mit seinem Schicksal, im Ringkampf der Gegensätze die Freude und den Genuß des Lebens findet; er feierte vorzugsweise das Weib in seiner schönen Natürlichkeit, in der Fülle und Abrundung des Wesens und Wirkens, und unter den Männern vorzugsweise empfängliche, leicht erregbare und bestimmbare Naturen, die auf schöne Gestaltung und harmonische Ausbildung der Anlagen vor allem bedacht sind. Aber trotz alledem blieb Goethe ein universeller Mensch, der das Leben nach allen Richtungen erfaßte und es poetisch

darzustellen verstand. Wir wollen und dürfen nicht vergessen, daß der „Hofmann" Goethe uns eine der kostbarsten Perlen nationaler Dichtkunst, das bürgerliche idyllische Epos: „Hermann und Dorothea", geschenkt hat, daß Goethe es war, der das deutsche Volkslied in seiner Einfachheit und Natürlichkeit erfaßte und es zu künstlerischer Vollendung emporhob, wie kein anderer Dichter vor ihm, und wie nur Einer nach ihm, nämlich Ludwig Uhland, ihm hierin würdig zur Seite steht. Wir wollen nicht verkennen, daß, wer solches vermochte, auch den reinsten offensten Sinn für das Humane, Sittliche, Volksthümliche auch in den niedersten Lebenskreisen sich bewahrt haben mußte.

Bomhard redete und schrieb — das ersieht man auch aus diesen seinen Betrachtungen — auch als Greis noch mit wahrem Jünglingsfeuer und sein Kopf dachte und verarbeitete nichts ohne die regste Theilnahme des Herzens. Das Gefühl steigert sich mitunter zum Affect, welcher das Urtheil trübt und einseitig macht und lodert auf in edelm sittlichen Zorn, der sich dann vernichtend gegen alles wendet, das seiner Denk- und Anschauungsweise widerstrebt. So z. B. nennt er die Vertreter des Materialismus Büchner und Vogt, Moleschott und Feuerbach „Hochverräther an der Menschheit". Man darf aber bei solchen schroffen Ansichten und Urtheilen nicht vergessen, daß Bomhard diese Blätter schrieb, um das, was ihm am Herzen lag, auch wieder den Seinigen ans Herz zu legen. Mitunter streitet er auch heftig gegen Lehrmeinungen, denen er später selbst zum Theil huldigt. So wendet er sich gegen Schopenhauer und jene Form des Pantheismus, welche eine steigende, ins Unendliche sich fortsetzende Progression zum Bessern annimmt, sodaß durch diesen Proceß die Welt sich mittels des ihr innewohnenden Princips, das vorwärts treibt, von selbst läutert und ihre Schlacken allmählich ausstößt. Bomhard entgegnet:

Aber damit ist auch die ewige Existenz alles Schadhaften und Unbrauchbaren, d. h. des Bösen und des Uebels gesetzt, denn sonst hörte ja Arbeit und Proceß endlich einmal auf. Ewiger Proceß zum Bessern ist nichts als ewige Entfernung vom Guten und also, ohne sein Ziel erreichen zu können, ewige Unseligkeit in wechselnden Formen!

Ich bekenne offen, daß ich mir keine andere Seligkeit denken kann, als diejenige, welche aus der Arbeit, aus dem Ringen und Streben nach Vollendung, aus der Ueberwindung des Uebels und aller Hemmnisse, die sich dem auf das Göttliche, auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten Vorwärtsstreben entgegenstellen; daß das Gefühl fortzuschreiten und Gott immer näher zu kommen, an sich schon Seligkeit ist, daß das Suchen und Finden der Wahrheit mehr erfreut, als der thatenlose ruhige Besitz der Wahrheit. Ohne Dunkel und Nacht würden wir uns nicht des hellen Tages freuen, ohne den Gegensatz gar kein Gefühl und Bewußtsein haben; ohne Kampf keine Tugend, ohne Anfechtung der Welt keine Gottseligkeit. Proceß ist Fortschritt; ein sogenannter vollkommener Zustand, dem das Streben, die Entwickelung, der Fortschritt fehlte, wäre ein unterschiedsloses Einerlei und das gerade Gegentheil der Seligkeit. Gott der Herr selber ruht nicht, sondern schafft und wirkt immer fort; er ist als Schöpfer auch der Urgrund der steten Entwickelung alles Geschaffenen. Würde die Entwickelung aufhören, so wäre auch das Leben vernichtet und damit der Schöpfer des Lebens selber negirt. Gewiß sind jedem Strebenden Momente des Ausruhens von nöthen, aber eben „Momente", welche die Bewegung nicht abschneiden und hemmen, sondern zu neuem Fortschritt stärken.

Bomhard blickt mit dem Gedanken auf das unbewußte Glück der Kindheit, daß kein höheres Glück möglich sei. „Was willst du denn werden? Besser als gut? schöner als schön? glücklicher als glücklich?" so fragt er und fährt dann fort: „Alles Werden ist nichts als Entstellung, Verzerrung des reinen Seins, Entleerung seines tiefern Inhalts, Verflüchtigung seines Geistes, Versenkung ins Eitle und Nichtige." Dann wäre es freilich besser, wir wären und würden nicht geboren und Arthur Schopenhauer's Pessimismus wäre vollkommen im Recht. Es verhält sich aber umgekehrt: die Kindesseele ist die ärmere gegenüber der Seele des Jünglings und der Jungfrau, das Werden und Wachsen ist Zunehmen, ein Reicherwerden, keine Entleerung eines „tiefern Inhalts" — es ist kein Abfall von der Idee, sondern ihre Verwirklichung. „Leben ist Leiden", sagt Bomhard an einem andern Orte, während es umgekehrt heißen müßte: Leben ist Thätigsein, Wirken und Schaffen. Die Passivität, der Schmerz und das Leid sind Negationen des Lebens, freilich nothwendig, um die Position zu verwirklichen und zum Bewußtsein zu bringen.

Die Betrachtungen Bomhard's berühren die tiefsten Räthsel des Menschenlebens. Unter der Ueberschrift „Ach!" wird uns ein Bild der Nachtseite des Lebens entrollt, das, wie Bomhard meint, überwiegend auf den Schmerz gestellt sei. „Schmerz ist des Lebens Grundfarbe, die aus allen Uebertünchungen immer wieder hindurchschlägt." Das scheint wol so und ist es doch nicht, sonst hinge der Mensch nicht so am Leben, wie er es thut. Aber die große Fülle von Noth und Elend soll damit nicht abgeleugnet werden sowie die erschreckende Thatsache, daß Trübsal und Elend so manchen Strebsamen niederwirft und seine Kräfte lähmt, bis jeder Aufschwung unmöglich wird. Da bleibt der Glaube an eine künftige Auflösung der Dissonanzen dieses Erdenlebens der einzige Balsam auf die Wunden. Bomhard sagt fast bitter: „Besser wäre, man bedürfte des Balsams nicht." Und er fährt fort: „Kann auch das Vergangene ungeschehen gemacht werden? Läßt sich eine ganze Weltgeschichte voll des entsetzlichsten Greuels und unsaglichsten Uebels wie eine falsche Rechnung von der Wachstafel wegtilgen?" Das ist eine sehr wahre und tiefgehende Bemerkung, der kein Denkender auszuweichen vermag. Aber ganz charakteristisch sucht der Verfasser das Problem zu lösen mit einer Vision, die zwar ein erhabenes Bild vor die Seele stellt, aber der Frage doch eigentlich aus dem Wege geht:

Mir ist, als sähe ich eine Heerschar Geängsteter, Verfolgter in wilder Flucht und hinter ihr her die Zeit, wie Pharao mit Rossen und Wagen, vor ihnen das Meer, aber ohne Furt und Straße. Eine Vision tritt vor meine Seele. Der zweite Moses, den der erste auf dem Berge der Verklärung gesehen, schreitet in majestätischer Ruhe, den Hirtenstab in der Hand, vor den zagenden Flüchtlingen einher: „Mir nach, ich bin der Weg durchs Rothe Meer der Trübsal und des Todes!" Und die Fluten theilen sich, und hinter den Durchziehenden und ihrem Führer versinkt die alte Zeit und das alte Geschlecht, vor ihnen eröffnet sich eine neue Welt. Sowie die Ungeheuer der ersten Schöpfung, deren versteinerte Reste wir noch mit Grausen

ansehen, so verschwinden, ertränkt im Meer, die moralischen Ungethüme und Scheusale der ersten Geschichte und an ihrer Stelle erscheinen edlere Wesen und feinere Organisationen. Ein neues Schöpfungstagewerk beginnt, die Pforten eines zweiten Paradieses öffnen sich, in dem keine zweite Schlange mehr versuchen wird. Und die alte Sünden- und Jammergeschichte, war sie nicht in das Buch der Zeit eingeschrieben? Wo wird sie bleiben, wenn die Zeit selbst nicht mehr sein wird?

Bomhard hofft chiliastisch, es müsse doch endlich kommen das Reich auf Erden,

> Darin der ew'ge Friede lächelt
> Und Freiheitshauch die heiße Stirne fächelt —

er tröstet sich mit dem Gedanken der Entwickelung der Menschheit, die jetzt schon auf einer unendlich höhern Stufe der Bildung angelangt sei als vor Jahrtausenden. Aber damit legt er wieder die von ihm selbst aufgeworfene Frage nahe: Was haben die Armen und Elenden verbrochen, daß sie nur als Schutt und Mörtel dienen mußten, damit auf ihrem Staube sich ein stolzer Palast erhebe?

Daß man das Jenseits nicht in abstracter Weise vom Diesseits trennen kann, daß der Dualismus, welcher Gott und Welt, Geist und Materie, Ewigkeit und Zeitlichkeit als unvereinbare Gegensätze scheidet und auseinanderhält, den nach Einheit der Erkenntniß ringenden Geist nicht befriedigen kann: dessen ist sich Bomhard wohl bewußt, und es ist ihm gewiß Ernst, wenn er in einer der letzten Betrachtungen die „Fremde Antwort aus Indien" bringt:

> Siehe das Sinnenleben mit seinem ganzen Treiben in den Regionen des Träumens und Phantasirens, der Vorstellungen und Meinungen, Einfälle und Vermuthungen, Furcht und Hoffnung, Begierde und Leidenschaft, des Kampfes und der Unseligkeit: dieses Leben oder vielmehr thierähnliche Begetiren — das ist das Diesseits. Dagegen ist das Leben in der Thätigkeit des Denkens und Forschens, der Erzeugung und Fortbewegung, der sichtbar erscheinenden Ausprägung der Ideen, das wahre Jenseits, darin die Abgeschiedenen wohnen, d. h. die aus den Trübungen des sensualen Lebens in ein Leben des Geistes Hinübergeschiedenen und Geretteten... Ist dies begreiflich, so wird es auch das Weitere sein, was über das Bedauern, den Lauf der Weltgeschichte nicht auch nach dem Tode verfolgen zu können, beizubringen ist. Sei deshalb außer Sorge, du wirst von der Weltgeschichte noch ein größeres Stück, als dir lieb ist, mitspielen dürfen. Denn ich sage dir, du warst schon früher, ja schon im Anfange Schauspieler auf dieser Bühne, warst mit Adam im Paradiese, dann mit all seiner Descendenz auf ihren Wanderungen.... alle Entwickelungen hast du von einer Stufe zur andern mitgemacht, du stehst in einem magischen Kreise, dem du nie entfallen, in und mit dem du dich ewig fortbewegen wirst. Vergangenheit und Zukunft schließen sich in Einen Ring zusammen, in welchem der Tod keinen Zutritt findet, alles Leben und Bewegung und endloser Fortgang ist.

Ich würde aber die Grenzen einer Recension allzu weit überschreiten, wollte ich dem Verfasser der Betrachtungen auf diesem Wege weiter folgen, und benutze den mir noch übrigbleibenden Raum, die freundlichen Leser hinzuweisen auf die reiche Fülle praktischer Philosophie, welche das Büchlein enthält. Unter der Ueberschrift „Gutes Auskommen mit andern" heißt es:

> Liebe und Vertrauen suche nur bei den Allernächsten und Erprobten; dringe dich keinem als Freund auf. Die Vorschrift, bei freundschaftlichen Verhältnissen nie zu vergessen, daß sie sich wol wieder lösen, ja in Abneigung übergehen können, ist eine praktische Klugheitslehre. — Es gibt auch schöne Schwächen, die in einer vollkommenen Welt für Tugenden gelten würden, in dieser aber wohl überwacht sein wollen. Gutherzigkeit, die überall helfen möchte und wenn es auch Opfer kostete — wie ist sie so schön und löblich! und gleichwol bietet sie dem Misbrauche und Betruge die Handhabe. Entgegenkommendes Zutrauen gegen jedermann. Wie human! Aber wie sind so viele schlecht dabei weggekommen! Dienstbereitwilligkeit! wie leicht wird sie gemisbraucht! Darum alle Impulse des Gemüths unter steter Controle des Verstandes gehalten! Ist das leicht? Nein, wahrlich nicht. Es hat's noch keiner vollständig ausgeführt.

Ist auch kein so großer Schaden, denn wer es vollständig ausführte, würde damit des Gemüthes selber verlustig gegangen sein.

Bemerkenswerth ist, wie unter der Ueberschrift „Bestimmung" der Begriff „Bildung" definirt wird. Die Aufgabe, jede Anlage und Fähigkeit auszubilden, hält Bomhard für ungereimt, weil sie Unmögliches fordert. Die Allseitigkeit sei Aufgabe der ganzen Menschheit:

> Wir einzelne sind nur Fragmente, Bausteine am großen Tempel. Und doch fühlen wir den Drang, mehr zu sein, selbst ein Ganzes, selbst der Tempel. Gut, dazu kann Rath werden. Aber nicht durch allseitige Ausbildung, sondern auf einem andern Wege. Nimm in dein Gemüth warm und tief und innig das Interesse der gesammten Menschheit auf und verfolge es in deinem engen Kreise, so bist du über die Schranken des individuellen Daseins sammt allen seinen Separatbestimmungen hinweggehoben. Es ist aber das Interesse, d. h. die tiefste Angelegenheit der Menschheit kein anderes als reine Ausprägung ihres Bildes, wie es in Gott aufbewahrt ruht. Mitformen und Ciseliren an dem Abdruck dieses Bildes — siehe, das ist Bildung.

Ganz recht. Aber die Frage liegt doch nahe, kann man denn anders das „Interesse der gesammten Menschheit" in sich aufnehmen und in seinem engern Kreise verwirklichen als dadurch, daß man alle vom Schöpfer empfangenen Anlagen so viel als nur irgend möglich in sich ausbilde? Muß nicht, wer in seinem speciellen Berufsleben das Humane, die Idee der Menschheit vertreten und zur Erscheinung bringen will, mehr sein und in sich ausbilden, als was sein Beruf verlangt? Dem Unterzeichneten sind sehr tüchtige Juristen, Mediciner und Theologen bekannt, die ganz und mit bestem Erfolg sich ihrem Berufe widmen und dabei doch ihr poetisches, ihr schriftstellerisches Talent, ihre musikalischen und technischen Anlagen vortrefflich ausgebildet haben, die in politischer Einsicht es mit jedem Staatsmann von Fach aufnehmen, obschon sie Aerzte oder Lehrer, und die vortreffliche Lieder dichten, obschon sie Rechtsgelehrte sind. Sie alle mußten in der Schule manches lernen, was sie später zu ihrem Berufsleben nicht brauchen. Allerdings muß die Kraft in der einen Richtung zusammengenommen werden, allerdings muß jeder seines Berufs warten und wird jeder Meister nur durch weise Selbstbeschränkung Tüchtiges leisten. Aber damit ist nicht gesagt, daß er einem Talente, einer Kraft zu Liebe die übrigen müsse brach liegen lassen. War doch Bomhard selber viel mehr als bloßer Philolog und Schulmeister. Er war in geselliger Beziehung ein feiner Weltmann und Menschenkenner, in mündlicher Rede voll Anmuth und Beredsamkeit; er spielte trefflich Klavier und hatte seinen Sinn für classische Musik aufs beste entwickelt, und er war ferner nicht blos

bei den Classikern des Alterthums, sondern auch in den Hauptwerken der neuern englischen, französischen und deutschen Literatur zu Hause. Und die am Schluß des Büchleins von ihm mitgetheilten Sonette geben Zeugniß, daß er auch sein dichterisches Talent nicht unangebaut ließ. Das alles unbeschadet der Berufstreue. So zeigte er, daß die Forderung einer harmonischen Ausbildung aller Kräfte keine ungereimte ist, und er zeigte dies um so eindringlicher in und an seiner Persönlichkeit, als diese, das Gute mit dem Schönen vereinend, auf dem reinsten sittlichen Wollen ruhte des seiner selbst gewissen Charakters.

A. W. Grube.

Kleine philosophische Schriften.

1. Die Religionsphilosophie als eine Wissenschaft für jeden, ist reif für eine Umgestaltung. Halle, Hermann. 1869. 8. 10 Ngr.

Gesetzt den Fall, dasjenige, was der Verfasser, der seinen Namen in dunkler aber ehrenvoller Zurückgezogenheit hält, hier vorträgt, wäre Religionsphilosophie, so könnte allerdings nicht schlagender die Reife dieser Disciplin für eine Umgestaltung dargethan werden. Indeß hat sich der Verfasser wol nur im Titel vergriffen. „Himmelstrost für betrübte Seelen", oder „Satan, sieh dieses und entfleuch!" oder andere hymnologische Titel, an denen dem Verfasser ja eine weit reichere Auswahl zu Gebote steht als einem gottlosen Kritiker, würden jedenfalls das salbungsvolle Büchlein in richtigere Hände geführt haben.

2. Untersuchungen über Psychologie. Anmerkungen zu Robert Zimmermann's „Philosophische Propädeutik" von F. A. von Hartsen. Mit Rücksicht auf Herbart, J. H. von Fichte, Ulrici u. a. Leipzig, Thomas. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser gehört der niederländischen Schule des Empirismus an, und hat von diesem Standpunkte aus schon zwei andere Hefte veröffentlicht: „Die Methode der wissenschaftlichen Darstellung" und „Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung". Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Niederländer, welche sonst allzu sehr im Rufe eines praktischen Materialismus standen, sich lebhaft für Philosophie und namentlich auch für deutsche Philosophie zu interessiren anfangen. Allerdings kann man bisjetzt nicht sagen, daß sie die Bedeutung des deutschen Idealismus verstanden und etwa den Versuch gemacht hätten, denselben in ihrem Empirismus aufzuheben; vielmehr schließt sich ihr Standpunkt mehr demjenigen der Engländer und Franzosen an, und ihre Benutzung der neuern deutschen Philosophie beschränkt sich vorläufig auf die äußerliche Aufnahme brauchbar scheinender Einzelheiten. Aber auch diesen Fortschritt wollen wir schon gern anerkennen — das Weitere wird unfehlbar nachkommen, wenn wir nur selbst erst die neueste Philosophie verdaut und organisch assimilirt haben. Am wenigsten störend zeigt sich der einseitige Empirismus auf psychologischem Gebiet, zu welchem die vorliegende Schrift recht schätzbare Beiträge enthält. Leider sind dieselben aber in die Form eines von Paragraph zu Paragraph fortlaufenden Commentars zu Zimmermann's „Propädeutik" gekleidet, eine Form, welche für jeden wenig anziehend sein muß, der nicht „aus Zimmermann seine erste philosophische Kenntniß geschöpft hat", oder doch wenigstens dies Buch gelesen und neben sich liegen hat.

3. Untersuchungen über Logik. Mit Rücksicht auf Apelt, Bolzano, Drbal u. s. w. und einem Aufsatz über die Wunderfrage und einer Kritik des „teleologischen Beweises" für das Dasein Gottes. Von F. A. von Hartsen. Leipzig, Thomas. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Weit schwieriger ist die Aufgabe des Empirismus in der Logik, und es wird schon fast der Versuch einer empirischen Logik als eine Kühnheit betrachtet. Man kann nicht sagen, daß dem Verfasser die Lösung gelungen sei. Er vermeidet allerdings vollständig jene lästige Terminologie der logischen Lehrbücher, aber er verzichtet dafür auch in seiner nur 70 Seiten langen Untersuchung vollständig darauf, die Tiefe der Probleme zu ermessen. Daß bei so beschränktem Umfange eine Bereicherung der deutschen Philosophie nur von einer Schrift erwartet werden könnte, welche sich auf eine specielle Frage beschränkt, ist wohl nahe liegend; auch die „Berücksichtigung" der zahlreichen auf dem Titelblatt aufgeführten deutschen Namen verliert durch die räumliche Beschränkung ihren Werth. Wir müssen nur unsere Verwunderung aussprechen, daß ein empirischer Logiker neben so manchem Stern siebenten Ranges gerade den Mann zu berücksichtigen vergessen hat, der vom empirischen Standpunkt die Logik auf das entschiedenste geklärt und gefördert hat, ich meine von Kirchmann.

Der Schrift über Logik sind mehrere kürzere Aufsätze und Notizen über verschiedene Gegenstände beigefügt, aus denen ich zwei Stellen hervorheben will. Das eine betrifft die Stellung des Holländers zur rein theoretischen Wissenschaft. Der Verfasser erklärt nur die Wissenschaft eines Interesses für würdig, welche direct oder indirect Nutzen bringt (S. 74), und führt zum Beweise an, daß eine detaillirte Beschreibung seines Arbeitszimmers keine Leser finden würde — als ob Beschreibung Wissenschaft wäre! Das zweite betrifft die Stellung der Naturwissenschaft zur Wunderfrage, und hier können wir die Ansicht des Verfassers durchaus nur theilen. „Man muß nicht sagen: die Auferstehung eines Todten widerstreitet den Naturgesetzen und hat daher nie stattgefunden. Nein, man muß sagen: ist es wirklich wohl constatirt, daß je ein Todter auferstanden ist, dann müssen wir schließen, daß die Auferstehung eines Todten nicht den Naturgesetzen widerstreitet" (S. 96).

4. Psychologie. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht von Georg Hagemann. Münster, Russell. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gehört zur sogenannten neuscholastischen Richtung, welche den großen Thomas von Aquino als

den Schlußstein aller philosophischen Systeme betrachtet, aber emsig bemüht ist, die von demselben vorgezeichneten Contouren mit dem reichen Material der modernen Philosophie und Realwissenschaften zu erfüllen. Es ist dies die einzige von Rom aus gutgeheißene Richtung der Philosophie, da jeder freiere Aufschwung der Speculation, auch wenn er im Grunde und in den Zielen noch so katholisch gesinnt ist (z. B. Baader und Günther), doch schon Mistrauen und Anathema in der jesuitischen Censur hervorruft. Die vorliegende Schrift, die dritte in der Reihe der vom Verfasser unter dem Gesammttitel „Elemente der Philosophie" herausgegebenen Schriften, bewegt sich ebenso wie die frühern Hefte („Logik und Noetik" und „Metaphysik") in derjenigen Freiheit des Denkens, welche dem Verfasser seine priesterliche Stellung und katholische Rechtgläubigkeit übriglassen; doch muß man sagen, daß er seine Aufgabe sehr geschickt gelöst hat. Abgesehen von dem literarhistorischen Interesse solcher Erscheinungen dürfte freilich mehr den philosophirenden Freunden des Katholicismus als „den katholischen Freunden der Philosophie" damit gedient sein.

Feuilleton.

Interessante Autographen.

Das neueste (funfzehnte) Autographen-Verzeichniß von Richard Zeune in Berlin (Victoriastraße 29^a) liegt uns vor. Wie bekannt, gehört unter den wenigen, welche in Deutschland ein Autographen- und Documentengeschäft betreiben, Richard Zeune zu denjenigen, welche sich diesem Geschäftszweige mit unwandelbarer Neigung, großer Sachkenntniß und Treue widmen, und daher sieht derjenige Theil unsers gebildeten Publikums, welcher sich für derartige Sammlungen interessirt (eine sehr kleine Zahl Auserwählter!), den Zeune'schen Katalogen stets mit einer gewissen Spannung entgegen.

Das Verzeichniß enthält wieder manches Originelle, Seltene und Kostbare. Unter den Autographen von Fürsten, Feldherren und Staatsmännern nennen wir: einen Brief vom Herzog Alba, dem Generalissimus Philipp's II., an Anton Fugger, in Bezug auf die Stadt Augsburg; ein Document von Philipp II. selber, welches die Bestallung des Rittmeisters von Mandelsloh ausspricht, ist mit der seltenen Unterschrift „Philipp" versehen, während fast alle bekannten Actenstücke des Königs mit „yo El Rey" unterzeichnet sind; ein Autograph vom deutschen Kaiser Maximilian I. an Sforza, mit der höchst seltenen eigenhändigen Namensunterschrift; ein anderes sehr wichtiges Actenstück von Maximilian II., betreffend die Vertreibung „des Erbfeindes der Christenheit"; einen Brief vom kaiserlichen Kriegsrathe Questenberg, Wallenstein's Freunde, die Geldangelegenheiten des Generals Isolano betreffend; vom Grafen Leicester, dem berühmten Günstling der Königin Elisabeth, ein seltenes Autograph in holländischer Sprache; einen französischen Brief von dem geistreichen Fürsten von Ligne an Mr. de Walther; ein Autograph von der Marquise von Maintenon, worin die Liebenswürdigkeit einer Prinzessin geschildert wird. Zu den ausgezeichnetsten Seltenheiten gehören: ein Autograph vom spanischen Feldherrn Marquis Spinola; ein Brief von dem schmalkaldischen Feldhauptmann Schertlin von Burtenbach, in dem derselbe seine Gerechtsame vertheidigt; ein anderer von dem berühmten Feldherrn und König von Polen Stephan Bathori; ein lateinischer Brief von Johann Sobieski, dem Erretter Wiens, an den Kaiser Leopold I. Ein Autograph von Samson, dem Henker von Paris, ist gleichfalls zu den Raritäten zu rechnen. Ein Brief von F. von Schill, das einzige Autograph von diesem Helden, mit dem Namen unter eigenhändigem Text, welches eine Rechtfertigung seiner kriegerischen Operationen bei Kolberg enthält, kann als ein merkwürdiges geschichtliches Document gelten und schließt mit den Worten: „Bei meinem das Vaterland und seinen König innig liebenden Herzen und einem regen Eifer wäre es leicht möglich gewesen, ein Riesengebäude aufzuführen, wenn mir nur ohne königlichen Befehl nicht überall die Hände gebunden gewesen wären." Ein origineller Brief Ludwig's I. von Baiern an Friedrich von Schlegel endigt mit der Erklärung: „Daß mir der religiöse Unterricht sehr am Herzen, daran zweifeln Sie nicht, sollte ich gleich ein Obscurant genannt werden; daß man mich bald so oder anders heißt, daran bin ich gewöhnt." Ein wichtiges Actenstück zur Geschichte Sachsen-Weimars ist ein Brief der Herzogin Anna Amalie an Kaiser Franz I., in dem sie die Nothwendigkeit darlegt, die alleinige Vormundschaft und Landesregierung zu übernehmen. Merkwürdig ist auch ein Brief von der Großherzogin Luise an Knebel, vom Jahre 1824, mit der Stelle: „Es ist recht gut, daß Jena mit Requisitionen verschont geblieben ist, und wahrscheinlich wird Herr von Kamptz mit seinen Spionen sich von neuem geirrt haben. Die Rolle, welche Preußen in dieser Hinsicht übernimmt, ist nicht die schönste."

Unter den Schriftstücken von Dichtern und Gelehrten gehört zu den seltensten: ein Autograph von Fulton, dem Erfinder der Dampfschiffe; ein interessanter Brief von Hölderlin über seinen „Oedipus"; das eigenhändig geschriebene Mailied von Hölty: „Grün wird Wies' und Au ꝛc."; Körner's „Wallhaide" mit voller Unterschrift; eine Universitätsquittung von Melanchthon; ein französischer Brief von Mesmer; ein Brief von Metastasio, dessen Inhalt seine „Sofonisba" betrifft; von größter Seltenheit und geschichtlichem Interesse eine auf Pergament geschriebene Urkunde, in der Johann Rist, der Stifter des Schwanenordens, den Prätorius zum Poeta laureatus erwählt. Von Goethe findet sich unter anderm auch ein ungedrucktes Schreiben an Göschen über die Bearbeitung von „Rameau's Neffen", und von Schiller ein interessanter Brief an seinen Freund Körner über Goethe, den „Musenalmanach" und die „Xenien". Für beginnende Sammler sind alphabetisch geordnete Sammlungen von berühmten Dichtern der Neuzeit, von Philologen, Theologen, Philosophen, Historikern, Juristen u. s. w., je aus mehr als 100 Autographen bestehend, zu dem geringen Preis von 5 Thlrn. zu erhalten.

Unter den Seltenheiten von Künstlern und Kunstschriftstellern steht obenan: Beethoven's Manuscript von der Kuß-Ariette „Ich war bei Cloe ganz allein"; ein anderes von ihm enthält die musikalischen Entwürfe zum Concert in Es-dur, zur Phantasie op. 77, und zur Phantasie mit Chor op. 80, mit schwer zu erforschendem eigenhändigen Text. Von Haydn ein Trio-Manuscript für Klavier, Violine und Violoncello. Von Franz Schubert liegen zwei Liedercompositionen vor; davon ist eine noch ungedruckt und gänzlich unbekannt. Höchst merkwürdig ist ein großer ungedruckter Brief vom funfzehnjährigen Mendelssohn-Bartholdy an Marx, in welchem sich derselbe, trotz seiner Jugend, mit dem feinsten Sachverständniß über den von Marx gedichteten Text zur Oper „Don Quixote" ausspricht. Eine besondere kleine Sammlung zu 4 Thlrn. enthält mehr als 50 eigenhändige Briefe von berühmten Malern und Kupferstechern.

Notizen.

Wir machen auf die Prachtausgabe von „Goethe's Gedichten" aufmerksam, welche Arthur Lutze in einer Auswahl für deutsche Frauen erscheinen läßt, mit vier Illustrationen von Hermine Stilke (Farbendruck von R. Steinbock in Berlin, Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik, 1870).

Die Ausstattung ist eine glänzende, die Auswahl eine durchweg geschmackvolle. Goethe's Büste, von einer Rosen- und Blumenguirlande umrahmt, und die stimmungsvollen Landschaftsbilder von Hermine Stilke: „Wanderer's Sturmlied" und „Harzreise im Winter", gereichen dem Werke zu besonderer Zier. Gewidmet ist dasselbe dem Großherzog von Sachsen-Weimar. Folgende zwei bisher noch ungedruckte Gedichte sind der Sammlung vorausgeschickt:

Sonett an Bettina.

Am 4. Januar 1811.

Glanzvollstes aller hohen Gnadenzeichen,
Womit Sie jemals ihren Knecht bedacht.
Die Erde kennt nicht solche Farbenpracht
Und selbst der Himmel muß vor dir erbleichen.

O unermeßlich Glück und sondergleichen,
Das mir so hold ins Herz und Auge lacht,
Ich unterliege der Empfindung Macht
Und fühle Sinn und Ausdruck mir entweichen.

Sie denkt an mich und legt mit tausend zarten
Vergißmeinnicht sich selber mir ans Herz!
So große Huld, sie würd' in Stein und Erz

Des Danks, der Liebe Flamme rasch entzünden,
Und könnt' ich jemals dem Gefühl entarten,
Dann treffe mich der Tod in meinen Sünden.

Epigramm.

Man ist mit Recht bescheiden,
Wenn groß Verdienst uns ziert;
Sonst mußt du dich bescheiden,
Daß es dir nicht gebührt;
Du scheinst denn eins von beiden:
Dumm oder affectirt.

Der zweite Band der von Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgegebenen „Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält die von Julius Tittmann herausgegebenen Gedichte von Paul Fleming, dem begabtesten Dichter der ersten Schlesischen Schule, über dessen Lebensgang, dichterische Bedeutung, sowie über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke die Einleitung Auskunft gibt. Wir dürfen auf die eingehende Charakteristik des Dichters hinweisen, welche Heinrich Rückert in Nr. 15 d. Bl. f. 1868 gegeben hat. Der dritte Band der Sammlung bringt eine nicht minder interessante Gabe, die Sinngedichte von Friedrich von Logau, von Karl Eitner herausgegeben, deren epigrammatische Pointen auch für unsere Zeit nicht ihre Bedeutung verloren haben.

Die humoristische Schrift, welche den Ruf von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) begründete: „Die Chronik der Sperlingsgasse", ist eben in vierter Auflage (Stuttgart, Vogler und Beinhauer, 1870) erschienen.

Bibliographie.

Altmann, J., Aus einem Dichterleben. Lieder und Sprüche aus den Jahren 1860—1868. 2 Bde. Berlin, Moeser. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Aus fernen Landen. Geographische Bilder und Skizzen. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Bartsch, K., Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1868. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Herr von Beust der große Regenerator Sachsens und Oesterreichs. Von einem Wiener „Landsmanne". Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 6 Ngr.

Brinkman, J., Uns' Herrgott up Reisen. Ein Stippstürken. Rostock, Leopold. Gr. 16. 27 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 8ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Craven, Frau Augustus, geb. La Ferronays, Anna Severin. Roman. Deutsch von Silvan. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Russell. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Deserteur. Dramatisches Zeitgemälde. Ein Beitrag zur Charakteristik der stehenden Heere. Den Freunden des Friedens und der Freiheit gewidmet von einem ehemaligen Soldaten. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 7½ Ngr.

Dorn, H., Aus meinem Leben. Musikalische Skizzen. Berlin, Behr. 8. 20 Ngr.

Egenter, F. J., Pfaffenkrieg. Gewappnete Lieder. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 16 Ngr.

Etzel, A. v., Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte. Berlin, C. Heymann. 1869. Br. 8. 22½ Ngr.

Förster, C., Ueber den Verfall der Restauration alter Gemälde in Deutschland und Protest gegen das von Pettenkofer'sche Regenerations-Verfahren. München, Merhoff. Gr. 8. 12 Ngr.

Freytag, G., Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Funcke, O., Reisebilder und Heimathklänge. 2te vermehrte und veränderte Auflage. Bremen, Müller. 8. 1 Thlr.

Gerok, K., Palmblätter. Taschen-Ausgabe. 4te Auflage. Leipzig, Volckmar. 32. 27 Ngr.

Geschicht von den riken Hamborger Kopmann, Peter Stahl, nach Vatting Möllern sine Vertellung un in sine Mundwies dalschreben in fäbenteigen Verpustungen von Mi, Verfasser von „Dumm Hans." Ene Jagdgeschicht mit en prächtiges Titelbild. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gonzenbach, Laura, Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt. Mit Anmerkungen Rhold. Köhler's und einer Einleitung herausgegeben von O. Hartwig. 2 Thle. Leipzig, Engelmann. Br. 8. 3 Thlr.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Recensionen und vermischte Aufsätze. 1ster Thl. Berlin, Dümmler. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Hahn, J. G. v., Reise durch die Gehiete des Drin und Wardar im Auftrage der k. Akademie der Wissenschaften unternommen im Jahre 1868. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Imp.-4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Haidinger, Ritter W. v., Das kaiserlich-königliche montanistische Museum und die Freunde der Naturwissenschaften in Wien in den Jahren 1840—1850. Erinnerungen an die Vorarbeiten zur Gründung der k. k. geologischen Reichs-Anstalt. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Halm, F., Wildfeuer. Dramatisches Gedicht. 3te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 1 Thlr.

Hamerling, R., Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 3te verbesserte Auflage. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Helmersen, G. v., Studien über die Wanderblöcke und die Diluvialgebilde Russlands. St. Petersburg. 1869. Gr. 4. 2 Thlr. 7 Ngr.

Heydrich, M., Sonnenschein auf dunk'lem Pfade. Gedichte. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

His, W., Ueber die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte für die Auffassung der organischen Natur. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoffinger, v., Von der Universität. I. Die Doctoren-Collegien. II. Erinnerung an die Doctoren: Carl Freih. v. Hock und Moritz Hörnes; Victor Aimé Huber und Heinrich Ritter. Wien, Mayer u. Comp. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacoby, L. (J. Leopold), Weinphantasieen. 2te Auflage. Berlin, Lüderitz. 8. 12 Ngr.

Jarisch, H. A., Die Thierseele, ihre Existenz und Eigenschaften bewiesen und dargestellt. Prag, Satow. 1869. Gr. 8. 9 Ngr.

Krüger, J., Die Erbschleicherin. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 1869. 8. 25 Ngr.

Mill. — Auszug aus John Stuart Mill's Unterordnung der Frauen von A. Reyer. Graz, Pock. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Paoli, Betty, Neueste Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfleiderer, E., Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Piening, T., De Reis naan Hamborger Dom. 6te Oplaag. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 16. 10 Ngr.

Plönnies, Luise v., Maria Magdalena. Ein geistliches Drama. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 20 Ngr.

Poland, F., Die Musik eine Sprache, am Beispiele von Spontini's Vestalin erläutert. Dresden, Brauer. 8. 7½ Ngr.

Pusikan, Landgraf, Landgraf, werde hart! Klagenfurt, Bertschinger. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Quednow, Mathilde, Dornrose. Roman in vier Büchern. 4 Bde. Elberfeld, Friderichs. 8. 4 Thlr.

Ranke, L. v., Sämmtliche Werke. 13ter und 15ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinthal, E. v., Berend von der Borch. Drama aus der Geschichte Livlands. Dorpat, Gläser. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rittershaus, E., Gedichte. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 2 Thlr.

Röpe, G. R., Die moderne Nibelungendichtung. Mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan. Hamburg, O. Meißner. 1869. 8. 24 Ngr.

Rosegger, P. K., Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteierischer Mundart. Graz, Pock. 8. 24 Ngr.

Rosenthal, H., Adonis. Schauspiel. Berlin, R. Lesser. 1869. 8. 10 Ngr.

Scheffel, J. V., Bergpsalmen. Dichtung. Stuttgart, Metzler. Imp.-4. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schlägel, M. v., Feuerseelen. Absonderliche Menschen und Schicksale. Berlin, Brigl. 1869. Br. 8. 25 Ngr.

Schmick, J. H., Die Umsetzungen der Meere und die Eiszeiten der Halbkugeln der Erde, ihre Ursachen und Perioden. Köln, Du Mont-Schauberg. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.

Werner, C., Speculative Anthropologie, vom christlich-philosophischen Standpuncte dargestellt. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Wick, J., Die katholischen Klöster. Humanität ohne Christenthum und christliche Humanität. Zwei Vorträge. Breslau, Aderholz. 1869. 8. 3 Ngr.

Wittstock, A., Pädagogische Wanderungen. Cassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Zedlitz-Trützschler, Elisabeth Gräfin, Gedichte. Altenburg, Bonde. 16. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 3. Februar 1870.

Mathy's Leben von Gustav Freytag.

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens von Gustav Freytag. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer den lebendigen Beziehungen zwischen den Büchern und dem Publikum nachgeht, wird sich des Misverhältnisses zwischen den Zahlen und den Wirkungen der deutschen geschichtlichen Literatur bewußt sein. Zugegeben, daß wir überhaupt an literarischer Ueberproduction leiden und daß das Publikum zunächst kein anderes Vertheidigungsmittel gegen dieses Uebel anwenden kann als eine möglichst kühle oder abweisende Haltung, so ist es doch auch so bemerkenswerth, daß geschichtliche Werke noch immer am allerwenigsten, wie man zu sagen pflegt, „ziehen" wollen. Schon anderwärts haben wir den Versuch gemacht, eine genetische Erklärung dieser Thatsache zu geben, und wir sind der Meinung, daß wir damals in der möglichst gleichen Vertheilung der Schuld unter die Producenten und Consumenten das Richtige getroffen haben, aber auch darin, daß wir behaupteten, die Abhülfe müsse zunächst von seiten der erstern ausgehen. Was von der Geschichtschreibung im allgemeinen gilt, gilt auch von der Biographie. Zahlen und Namen unserer biographischen Literatur gewähren einen stattlichen Anblick; forscht man aber nach dem Eindrucke auf die Leser, so findet man nicht einmal die bescheidensten Erwartungen befriedigt. Und doch wäre gerade dieser Zweig der Geschichtschreibung vor allen andern berufen, im richtigen Sinne populär zu wirken, bis die Durchschnittsbildung unsers Publikums und die Darstellungskraft unserer Historiker sich so weit gesteigert hat, um eine lebendige, im Kern des nationalen Geistes wurzelnde Geschichtschreibung im großen Stile zu erzeugen. Denn die Biographie stellt vermöge ihres Berufs geringere Anforderungen nicht blos an das positive Wissen der Leser, sondern auch an ihre Fassungs- und Denkkraft. Aber innerhalb ihrer enger gezogenen Schranken verlangt sie dieselbe verständige Pflege, dieselbe klare und durchgebildete Erkenntniß ihrer Principien und dieselbe durchgearbeitete Technik wie ihre vornehmere Genossin. Und weil sie alles dies in der deutschen Literatur bisher so selten gefunden hat, darum und aus keinem andern Grunde können wir zwar hunderte und tausende von Lebensdarstellungen berühmter Männer und Frauen in deutscher Zunge aufzählen, wüßten aber kaum ein Dutzend darunter zu nennen, die dauernd mit dem Geistesleben unserer Nation verwachsen sind oder, wenn man diesen verzopften Ausdruck brauchen will, classische Bedeutung haben. Der allgemein verbreitete Glaube, daß es leichter sei, eine Biographie als ein eigentliches Geschichtsbuch zu schreiben, ist in gewissem Sinne nicht unbegründet, aber er hat auf die natürlichste Weise von der Welt zu dem Wahne Anlaß gegeben, als sei es überhaupt ein leichtes Ding, so ein „Leben" zu zimmern, wenn es nur an sich interessant und stoffreich ist oder dem Verfertiger als ein solches erscheint. An dem von selbst gegebenen Faden reiht sich, wie man meint, alles ohne weitere Mühe. Wer aber selbst einmal mit Verstand einen solchen Faden gesponnen hat, weiß, was es mit diesem „von selbst gegeben" auf sich hat. Leider aber reut viele, wenn sie mitten in der Arbeit zu dieser Erkenntniß gelangen, Zeit und Kraft, die sie schon darauf verwandt haben, zu sehr, als daß sie sich entschließen könnten, die ganze Arbeit beiseitezuwerfen, oder mit geläutertem Verstande von vorn wieder anzufangen; viele mögen auch wol, bei dem wenig entwickelten Sinn für Gestaltung und Composition, der unsern specifisch mit der Feder thätigen Männern eigen ist, nicht einmal eine Ahnung von dem haben, was ihnen eigentlich fehlt; und die einen wie die andern beruhigen sich jedenfalls mit der von jeder äußern Zuthat und Zubereitung unabhängig und gleichsam souverain darüber erhabenen Güte und Bedeutung ihres Stoffs.

Wenn es aber darauf ankäme, zu sagen was eine Biographie nicht sein soll, so würde man zuerst jene

dickleibigen Ungeheuer mit mehr Noten als Text, mit ganzen Alphabeten von Excursen und Beilagen, womöglich noch mit einem Anhange von Urkunden und Documenten, stärker als das Buch selbst, als warnende Beispiele aufstellen. Ihr thatsächlicher Gehalt kann, wie allbekannte und deshalb hier nicht genannte Fälle zeigen, ein großer, für die Geschichtskenntniß oft unermeßlich großer sein, aber er würde sich noch leichter verwerthen lassen und dankbarer von uns aufgenommen werden, wenn er in der natürlich angezeigten Form bloßer Materialiensammlung, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, geboten würde. Die Prätension solcher Bücher, Biographien zu sein, verstimmt nicht blos die unbefangenen und sozusagen arglos herantretenden Leser, sondern erschwert auch die Arbeit derer, die nicht blos lesend lernen, sondern Material zu eigener Arbeit sich zubereiten wollen. Selbstverständlich wird ja bei jeder den Namen verdienenden geschichtlichen Leistung, also auch bei einer Biographie vorausgesetzt, daß der Darsteller im Besitze des ganzen überhaupt vorhandenen oder erreichbaren Materials ist. Will er aber Geschichtschreiber sein, so soll er die damit nicht belästigen, die nur lesen und dadurch sich bilden wollen. Gedenkt er nur für Mitforschende zu schreiben, so kann er es sich freilich leichter machen, aber er verzichtet dann auf das, worauf es dem Geschichtschreiber eigentlich ankommen wird. Wahrscheinlich wird er aber durch das Halbschürige seines Thuns weder nach der einen noch nach der andern Seite sich vollen Dank verdienen, und das ist es eben, was den meisten geschichtlichen Büchern trotz allen Fleißes, aller Begabung, ja oft wirklichen Gedankenreichthums ein so unerquickliches Gepräge gibt.

Wir verlangen also nicht für uns persönlich, sondern für das Publikum und was dasselbe ist, zum Nutzen der großen und wichtigen Sache und schließlich auch zum eigenen Vortheil der jetzt noch so ungenügend zur Nation gestellten deutschen Historiker eine völlige, reinliche Verarbeitung des Stoffs und verzichten dafür gern auf jene, wie jeder wirklich Sachverständige weiß, doch mehr täuschende als wahrhafte Sicherheit gewährende Scheinquellenmäßigkeit und Scheingründlichkeit. Die wahre quellenmäßige Begründung gehört an einen andern Ort und vor ein anderes Forum, vor dasjenige der wenigen Specialforscher. Wir verlangen es in allen Büchern, die Anspruch machen, Geschichtschreibung zu sein, also auch in den Biographien. Damit ist außer vielem andern auch das gewonnen, daß sich der äußere Umfang einer solchen nicht ins Unabsehbare dehnt. Niemand wird es einfallen, hierfür ein bestimmtes Längenmaß als kanonisch festsetzen zu wollen. Der Inhalt eines Lebens, die Beschaffenheit des Materials und die Art des Darstellers werden hier immer einen weiten Spielraum beanspruchen dürfen. Aber wir meinen, daß es wenige einer biographischen Darstellung würdige Persönlichkeiten gibt, deren Leben nicht innerhalb der Schranken eines stattlichen Octavbandes wirksamer und fesselnder erzählt werden könnte als in fünf oder sechs Bänden. Wohl ist es leichter, bei reichlich fließendem Material so viele Bände zu füllen, als sich die schwierige Arbeit des Verdichtens und Concentrirens aufzuladen. Das Publikum empfindet aber mit Recht gerade umgekehrt und geht mit gesundem Instincte, wenn auch noch immer mit einer gewissen anerzogenen ehrfurchtsvollen Scheu, jenen monströsen Gebilden aus dem Wege, in welchen der Gesammteindruck der Gestalt, also das eigentliche Ziel, nothwendigerweise dem Geiste des an sie Herantretenden vor der Masse und Langathmigkeit der einzelnen Momente entschwinden wird. Unsere Biographen scheinen aber noch guten Theils in der kindlich naiven Weise der ägyptischen bildenden Kunst ihr Handwerk zu treiben. Wenn diese eine grandiose Götter- oder Heldengestalt darstellen wollte, so glaubte sie es dadurch am besten zu thun, daß sie ihr Ellenmaß weit über menschliches Durchschnittsmaß vergrößerte.

Nur als selbstverständliche Forderung sei noch beigefügt, daß man bei dem jetzigen Stand der Ausbildung unserer sprachlichen Darstellungskunst von dem, der sich für berufen hält, als Geschichtschreiber aufzutreten, auch erwartet, daß er lesbar schreibt. Die höchste Stufe der technischen Vollendung der äußern Form kann und wird nicht jeder erreichen, aber bis zu einem mehr als erträglichen Mittelmaß kann es ernster Wille und systematische Uebung hierin wie anderwärts ohne Frage bringen, und wenn sich manche sogenannte Geschichtschreiber noch immer selbst davon dispensiren, so hat wenigstens das Publikum keine Veranlassung, ihnen hierin nachzusehen.

Wenn wir bisher einige der wesentlichsten Forderungen an eine wirklich genügende Biographie kurz formulirt haben, so ist es nur geschehen, weil wir an einem gegebenen Falle ihre vollständige Durchführung nachzuweisen in der erfreulichen Lage sind. Mathy's Leben von Freytag leistet alles, was nach der Beschaffenheit des Stoffs geleistet werden konnte; es gibt ein volles, bis in die einzelnen Züge klares Bild des Mannes und seiner Umgebung, die zu seinem Verständniß nöthig ist, und es thut dies, wie kaum zu sagen nöthig sein wird, in der elegantesten und feinsten Form der Darstellung, ohne daß dadurch die Wärme und Energie des Vortrags beeinträchtigt würde. Eine kurze Analyse weniger des Inhalts als der Technik möge dies unser Urtheil begründen helfen und, was noch wünschenswerther ist, möglichst viele zum Selbstprüfen und zum praktischen Lernen an einem solchen wahrhaft vollendeten Musterbilde antreiben.

Allerdings kam dem Biographen Mathy's die Gunst besonderer Verhältnisse zu Hülfe, wie sie nur selten einem seiner Fachgenossen zur Seite stehen. Persönliche Freundschaft, in der Reife des Lebens zwischen beiden Männern geschlossen, verband sie, bis der eine Freund durch einen immerhin frühzeitigen Tod dahinschied. Der regste persönliche Verkehr durch eine Reihe von Jahren, mit all den an sich unscheinbaren aber doch das Gemüth so stark und tief erfassenden Beziehungen und Verkettungen der täglichen Geselligkeit, und als diese unterbrochen wurde, ein reger schriftlicher Austausch der größern Interessen nicht blos, sondern auch der großen und kleinen Zufälligkeiten des gewöhnlichen Daseins — welcher Biograph wird so leicht im Besitze eines solchen wahrhaft unvergleichlichen Materials für seinen Helden sein? Dazu rechne man noch die völlige und unbedingte Uebereinstimmung in dem, was den eigentlichen Kern von Mathy's

Thätigkeit ausmachte und was ihn im wahren Wortsinne zu einem Helden stempelte. Der Biograph hatte hier nicht, wie es wol sonst zu geschehen pflegt, nöthig, sich durch Vermittelung der Reflexion die Berechtigung des Wesens bei dem Manne zu erschließen, dessen Gestalt ihn vielleicht im ganzen und großen mächtig erfaßte, ohne daß er sich gerade in natürlich gegebener Harmonie mit ihren psychologischen Grundlagen oder mit den Zielen ihrer Thätigkeit fühlte.

Ebenso günstig ist es auch, daß Mathy's Lebenskraft sich auf ein Feld concentrirte, das jetzt durch die Natur der Sache das allgemein zugänglichste und in diesem Sinne populärste ist. Mathy war einer der ersten unter dem deutschen Volke dieser Zeit, die man ganz und voll Männer der Politik oder, wenn der Ausdruck nicht zweideutig ist, Staatsmänner nennen kann. Für ihn freilich ist er nicht zweideutig: wenn irgendjemand diese ehrenvollste Bezeichnung männlicher Thätigkeit verdiente, so war er es. Wohl aber möchten sehr viele damit allzu ehrenvoll benannt sein, die auch, wie er, ihre Hauptgeschäftigkeit auf Dinge gerichtet haben, welche zu dem Staate und der Politik gehören, gerade so wie umgekehrt die meisten der Leute, welche in Deutschland während der letzten funfzig Jahre ex professo sich mit dem Staate zu thun machten und zum Theil leider noch jetzt machen, Staatsmänner mit demselben Rechte wie lucus a non lucendo genannt zu werden pflegen.

Hätte sich der Biograph damit begnügt, den Staatsmann Mathy in den verschiedenen Phasen seiner eigenen Bildung und seiner Wirksamkeit darzustellen, so würde er sich seine Aufgabe leichter gemacht, aber freilich auch auf die eigentliche Entfaltung seiner Kunst verzichtet haben. Die Versuchung dazu lag nahe und das gewöhnliche Herkommen in unserer biographischen Literatur sprach dafür. Denn mustert man dieselbe von diesem Gesichtspunkte aus, so wird man finden, daß in den meisten Fällen, wo es sich um die Darstellung einer Figur von bedeutender allgemeiner Wirksamkeit, gleichviel welcher, politischer, militärischer, gelehrter, künstlerischer, handelt, diese allein oder fast allein herausgearbeitet ist und der concrete Mensch oder das Individuum, von dem dies alles doch nur eine Ausstrahlung ist, darüber verschwindet. Oder auch umgekehrt: der Biograph, in dem Bestreben, der concreten Besonderheit seines Helden völlig gerecht zu werden, vergißt darüber die Fäden, die ihn an das Allgemeine fesseln. Er versucht wol auch sein Thun und Lassen, sein Denken und Arbeiten zu schildern, aber so, daß alle Strahlen davon wieder auf das Haupt des einzigen zurückfallen, woraus nothwendig folgen wird, daß eine solche Gestalt als ein undurchsichtiges Phänomen dem Beschauer unverständlich und im Grunde uninteressant bleibt.

Hier aber in dem Leben Mathy's ist die wohlabgewogene Berücksichtigung und wahrhaft künstlerische Verarbeitung dieser beiden einander ergänzenden, bedingenden und erklärenden Momente nicht genug zu rühmen. Es war nicht leicht, denn nicht blos mußte die natürliche Schwerkraft des Gegenstandes unwillkürlich zu einer möglichst ausschließlichen Betonung des einen antreiben, sondern das andere, das eigentlich persönliche oder individuelle Moment möchte dem gewöhnlichen Auge als ein relativ einfaches und interesseloses erschienen sein. Denn es verläuft mit Ausnahme weniger Episoden von dramatischem Effecte — der Flüchtlingszeit und der Lehrthätigkeit Mathy's in einem Dorfe der Schweiz, und einigen pikanten Scenen des Revolutionsjahres 1848 — im ganzen in dem Geleise des einfachen deutschen bürgerlichen Daseins, und wenn es auch reich an Wechselfällen mancher Art ist, so liegen doch auch diese alle innerhalb der Sphäre dessen, was jedem geschehen kann. Der Biograph aber hat es verstanden, die schlichten Züge dieses Lebens von einem Mittelpunkt aus zu verbinden und sie als die natürliche Grundlage und zugleich als die richtige Folie der öffentlichen Thätigkeit des Mannes zu verwerthen. So ersteht vor uns ein Bild, das nicht blos durch und durch belebt und psychologisch verständlich ist, sondern das auch als vorbildlicher Typus für eine ganze mächtige Schar von Charakteren und Individuen, Gedanken und Arbeiten der Gegenwart und der Zukunft erhebende, wir möchten sagen, erbauliche Bedeutung gewinnt.

Der junge Mathy wurde von dem Schicksale auf seinem Wege nicht besser behandelt, als Tausende seiner Genossen, die, wie er, sich zu einem Eingreifen in die Geschicke ihrer Nation berufen glaubten. Auch er wuchs auf in der vergifteten Luft der Reactionsperiode von 1815 bis 1830 oder 1848, und was das heißen will, weiß wenigstens die ältere Generation der Lebenden, oder sollte es wissen. Wer die damaligen Zustände des deutschen politischen Lebens unbefangen erwägt, wird nicht sowol darüber ergrimmen, welche unverantwortliche Sünden die Regierenden an dem durch die Schuld der Vergangenheit rath- und führerlosen Geist der Nation verübt haben, als vielmehr, daß nicht dieser ganze Geist der Nation bis in sein innerstes Mark von unheilbarer und ewiger Fäulniß zerfressen wurde. Jene widerwärtigen Erscheinungen, womit der schmuzige Schaum der Gegenwart die Blicke der ehrliebenden Patrioten noch täglich verletzt, jene an tonangebende Politiker und daneben auch an die welsche Jesuitenclique verkauften Scribenten und Agitatoren, sie sind nur die natürliche Frucht jener unnatürlichen Mishandlung einer gut angelegten, aber schwerfälligen und kindisch eigensinnigen Volksseele. Und selbst wenn solcher eigentliche Auswurf der Nation billigerweise nicht für diese selbst gerechnet werden darf, obgleich er in bedenklicher Weise bergehoch auf- und in ihr lagert, so haben doch auch die Bessern und Besten sich in einer solchen Atmosphäre nicht frei von dem Einfluß der Miasmen halten können, deren Gift systematisch zur Verpestung Deutschlands gebraucht wurde. In Mitte dieser Todkranken, Schwer- und Halbkranken arbeitet sich die unantastbare Frische und reine Lebenskraft Mathy's wunderbar durch, begünstigt neben seiner Anlage durch die einfachsten aber kräftigsten echt deutschen Förderungsmittel der Familie und der glücklichen Häuslichkeit. Die schwere Prüfung des Flüchtlingslebens, der unzählige Charaktere bis zu dieser Stunde erlegen, arbeitet in ihm das Höchste, was überhaupt ein Mann erreichen kann und was gerade deshalb so unscheinbar aussieht, völlig durch: er wird, während die Genossen verkommen, ein klarer Denker, ein kenntnißreicher Arbeiter von rastlosem Fleiße und ein

durch und durch selbständiger, ehrlicher Charakter, und er ist alles dies, wie kaum zu sagen nöthig, bis zum letzten Athemzug geblieben. Alle seine intellectuelle und sittliche Kraft konnte fortan, völlig geläutert, dem einen großen Ziele jedes wahrhaften Mannes unserer Zeit dienen, der Mithülfe an der Gründung und dem Ausbau des deutschen Staats. Ihm aber vor den meisten war es vergönnt, zwar nur selten in auffälliger Weise, desto mehr aber in planvoller und unermüdlicher Thätigkeit an einer entscheidenden Stelle, auf der äußersten Grenzwache gegen Westen, so viel dafür zu thun, wie kein anderer von seinen Genossen, auch nicht von denen, die gleich wie er, frei von dem Dünkel des doctrinären Wesens, die Sache der Nation auch da noch als die einzige Richtschnur ihres Lebens ansehen, wo sie durch die Gewalt der Dinge auf andere Bahnen gelenkt wurde, als sie einst selbst ihr vorzuzeichnen gewünscht oder in ihrer Studirstube für sie ausgeklügelt hatten.

Heinrich Rückert.

Ein humoristisches Epos.

Schach der Königin! Humoristisches Epos von Ernst Eckstein. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir haben eine besondere Vorliebe für das komische Epos, dem wir auch in der neuen Auflage unserer „Poetik" eine eingehende Besprechung widmen, hauptsächlich mit Anlehnung an die Muster des vorigen Jahrhunderts: Boileau, Pope und Zachariä. „Ueberhaupt", heißt es dort (II, 144), „verdient das komische Epos in der Gegenwart wieder angebaut zu werden. Ueberall in der Poetik ist es unser Bestreben, auf ältere Formen hinzuweisen, die, längere Zeit vernachlässigt und scheinbar veraltet, nur des schöpferischen Talents harren, welches den Geist der Gegenwart in sie hineinbannt; überall betonen wir wieder die strengere Kunstform für den jugendlich modernen Geist, der seine jungdeutsche Genialität endlich einmal ausschäumen muß in der fragmentarisch-novellistischen Feuilletonprosa, um auf allen Gebieten eine classische Sicherheit und Formenschönheit zu erringen. Kleinere komische Epen nach Pope's und Boileau's Muster sind für ein graziös modernes, an der feinen Eleganz des neufranzösischen Feuilletonstils herangebildetes Talent gewiß eine willkommene Dichtform, die sich durch die humoristische Novellette nicht ersetzen läßt. Denn das ideale Element, das einmal in der rhythmischen Form und im Reim liegt, läßt sich durchaus nicht als gleichgültig veranschlagen; es trägt auch die komische Muse, gibt ihr einen heiter phantastischen Schwung und ihren gelungenen Wendungen eine dem Gedächtniß der Nation sich einprägende Form." Weiterhin bezeichnen wir als Gipfelpunkt des komischen Epos das humoristische, das in der derb-volksthümlichen Holzschnittmanier der „Jobsiade", als genialer Welt- und Lebensspiegel aber in Byron's „Don Juan" seine Muster findet. Hier kann auch die ernstere epische Muse ihren ganzen dichterischen Reichthum entfalten; hier kann ein großer Genius, ohne in die Blasirtheit des weltmüden Lords zu verfallen, ein echt modernes Epos dichten, das künstlerischen Werth und Volksthümlichkeit vereinigt. Ein Epos nach diesem Muster ist das Eckstein'sche Gedicht, das wir als einen talentvollen Versuch zur Erneuerung der Dichtgattung willkommen heißen. Freilich, die Gefahren des humoristischen Epos im Byron'schen Stil sind nicht gering anzuschlagen, wie uns dieser Versuch beweist. Die Hauptgefahr ist die endlose subjective Redseligkeit, das Plaudern ins Blaue hinein, in welchem der humoristische Geist des Autors sich mit vollem Behagen ergehen und glänzend bewähren kann, welches aber doch zuletzt das ganze Gefüge der Handlung auflöst und das objectiv Komische, das in der Situation liegt, ganz in den Hintergrund treten läßt. Damit ist zugleich eine Schrankenlosigkeit in der äußern Ausführung gegeben, welche jeden Abschluß ins weite hinausschiebt. Bezeichnend hierfür ist es wol, daß das zweibändige Gedicht des britischen Dichters, trotz seiner zwanzig Gesänge, ein ganz unvollendetes Fragment ist, und daß dasselbe mit Grazie in infinitum fortgehen könnte, ohne ein Ende zu finden. Gleichwol ist Byron's „Don Juan", seinem Umfang entsprechend, ein Gedicht von einer Weltweite der Dimensionen; es spiegelt die Sitten der verschiedensten Völker, gibt uns auch kriegerische Schilderungen und fügt ein reizendes Liebesidyll von ernsterer Haltung in seine komischen Arabesken, in denen kleine Bachantinnen und neckische Faune durcheinandertaumeln.

Das Gedicht von Eckstein ist aber für seinen Inhalt viel zu umfangreich; denn es ist im Grunde nichts als eine auf dem Prokrustesbett des Humors ausgespreizte komische Novelle. Es bietet uns kein Weltbild von umfassenden Dimensionen, zeigt uns nicht wie Byron's „Don Juan" die Sitte in ihrer verschiedenen Gestalt bei verschiedenen Nationen, sodaß sie als absolute Macht ihre Hoheit einbüßt, indem die Sitten triumphiren, ungerathene Kinder Einer Mutter, die untereinander sich gar nicht ähnlich sehen. Die Sitten, die uns Eckstein schildert, sind die der deutschen und italienischen Gesellschaft, und ist die Königin, welcher der Humor des Dichters den Krieg erklärt, die Sitte (ein Grundgedanke, der nicht mit voller Klarheit aus der Dichtung hervorgeht), so paßte der Titel der Dichtung offenbar weit besser für den Byron'schen „Don Juan".

Indeß ist es wol nicht des Dichters Absicht gewesen, selbst der Sitte in ihrer absoluten Herrlichkeit, wie es Byron gethan, den Krieg zu erklären; er führt uns nur einen Helden und eine Heldin vor, welche dies thun und dafür die gerechte Strafe erleiden. Hätte sich der Dichter auf die Beziehungen des jungen Schweden Kurt zur schönen Baronin Marie beschränkt, und uns nur gezeigt, wie die letztere für die Verletzung der Ehe dadurch bestraft wird, daß sich ihr Liebhaber selbst von ihr abwendet wegen einer vermeintlichen Treulosigkeit, da sich, nur um sie zu compromittiren, der Philosoph und Bediente außer Diensten, Armin, eine Nacht unter ihrem Bette versteckt, während auf der andern Seite der kühne

Ehebrecher Kurt dadurch bestraft wird, daß seine spätere Gattin, die schöne Venetianerin Giulia, ihn mit gleicher Münze bezahlt — der Grundgedanke des Gedichts wäre, getragen durch diese Erfindung, die an und für sich alles Lob verdient, weit schlagender hervorgetreten als jetzt, wo die Nebenfiguren und die Arabesken des humoristischen Geplauders ihn verdecken und fast erdrücken, darunter einige Lustspielcharaktere, wie die blaustrümpfige Tante, die uns in den Stücken von Benedix und andern bis zum Ueberdruß vorgeführt worden sind.

Für ein Epos, das eben einen solchen Novellenstoff aus dem socialen Leben behandelt, wäre aber die Form des komischen Epos, wie sie Pope im „Lockenraub" mustergültig hingestellt hat, schon wegen ihrer Kürze und Prägnanz geeigneter gewesen als die des weitausholenden humoristischen Epos von Byron, für welches wir ganz andere Perspectiven verlangen müssen. Und so wenig der parodistische Charakter der komischen Epen des vorigen Jahrhunderts für unsere Zeit passen würde, da das ernste Epos, das durch sie parodirt werden sollte, jetzt mit seinen Musenanrufungen und seiner Göttermaschinerie auf den Aussterbeetat gesetzt ist, so sehr würde dies kleinere Epos durch eine frei erfundene mythologische Belebung von humoristischer und satirischer Bedeutung gewinnen, wie sie Pope in seinem reizenden Vorbild mit so vielem Glücke gewagt hat.

Wenn indeß das Bessere der Feind des Guten ist, so wollen wir doch das Gute keineswegs verkennen, welches wir in dem Epos von Eckstein finden. Wir haben schon die Grundzüge der Erfindung gerühmt; die Ausführung verräth einen durchaus formgewandten Dichter, der Verse und Reime in den Dienst des Humors und der Satire zwingt, aber auch an den ernstgemeinten Stellen über den Reiz anmuthiger Lyrik gebietet. Die Ouverture der Dichtung mag beides zugleich beweisen, indem die zweite Strophe derselben als Probe für die ernstere Dichtweise des Autors dienen kann:

Ich habe Lust, euch etwas vorzusingen
In ungewohnter, fremder Melodie.
Nicht tief im Herzen wird sie widerklingen,
Nur vor den Ohren rauscht und tändelt sie;
Sich recht zu sammeln, wird ihr nicht gelingen:
Sie schweift und irrt, und classisch wird sie nie;
Auch werden ihre flücht'gen Tongestalten
Nie eurer Meister Farbenpracht entfalten.

Doch wenn im West der Sonnenball verglommen,
Dann grüßt man gern die Leuchte im Gemach!
Es kommt im Blau der stille Mond geschwommen,
Und ruft der Sehnsucht Traumgefühle wach . . . .
Sein Schimmer scheint dem Liebesleid zu frommen,
Nachtwandler lockt er schwindelnd auf das Dach,
Und wo der Flut verschwiegne Nebel steigen,
Da schlingt die Elfe kichernd ihren Reigen!

So wird mein Lied dem Schwärmer nur behagen,
Der sich die Nacht zur Königin erwählt,
Der selten nur bei Festen und Gelagen,
Doch öfters in der Andachtstunde fehlt;
Der bebt und stöhnt, den Galafrack zu tragen,
Der kühn die Faust zum Handgemenge stählt,
Und der von Weisheit, Wochenbett und Wasser
Ein unversöhnlich wuthentbrannter Hasser!

Die Jungfrau auch mit rosenrothen Wangen,
Die gähnend nach der Kinderlehre schleicht,
Wird mit der Unschuld räthselhaftem Bangen
Durchfliegen, was der Dichter ihr gereicht.
Auslief'rung mag die Mutter zwar verlangen,
Denn sie ertappt ihr Herzenskind vielleicht,
Doch Herzchen wird's von neuem sich erhaschen
Und nun erst recht verbotne Früchte naschen.

Im Alltagsleben wurzeln meine Lieder,
Ich rede just, wie mir's vom Munde fließt.
Was mir die Welt gegeben, geb' ich wieder,
Gleichviel ob's euer Kunstgesetz verdrießt.
Ich schlage nie die Spötterblicke nieder,
Wo blasse Furcht die Augenwimper schließt:
Ein scharfes Urtheil kränkt mich nicht im mindesten;
Die schärfsten sind ja meistens auch die blindesten.

Mir dient zugleich das Hohe und das Niedre,
Was fern und nah, was göttlich und gemein;
Das Feile, Schlechte, Frevle wie das Biedre
Mischt seinen Klang dem Tongebilde ein!
Denn wenn ich rings das Leben mir zergliedre,
Wo Kräfte nur im Gegensatz gedeihn,
Als ob Natur die Fehde sich entbiete —
So fühl' ich keine Schranken mehr im Liede!

Die Dichtung beginnt in einem Bade; manche Episoden des Badelebens werden uns mit vielem Humor geschildert; ebenso sind die Typen der Badegesellschaft mit scharfer Komik ausgeprägt. Bei der Rückkehr von einer Bergfahrt wirft der Wagen um: die Schilderung dieses Unfalls möge zeigen, wie der Dichter das Objectiv-Komische behandelt:

Schnell ging die Fahrt auf lichtbeglänzter Bahn,
Denn in der Fülle wonnevoller Gluten
Schwamm hoch der Mond im Sternenocean,
Der Gondel gleich auf dunkelblauen Fluten.
Sein Schimmer macht so märchenhaft, so bleich,
Die Damen sahen schwärmerisch nach oben;
Im Hauch der Nacht wird jede Seele weich,
Mit einem Wort: die Stimmung war gehoben.

Ob nun Eugen, der, wie ihr wißt, kutschirte,
Sich gleichfalls dieser Stimmung überließ?
Ob ihn die starke Bowle inspirirte,
Die Kurt ihn brauen und probiren hieß?
Kurzum, er hielt die schlaffen Zügel kaum
Und ließ die Braunen ungehindert traben . . .
O süße Nacht! o zarter Frühlingstraum!
O — Krach! und die Gesellschaft lag im Graben!

Ha! wer beschreibt dies Schreien, Brüllen, Zappeln,
Das sich umsonst im dicken Schlamm erbost!?
Dies Stöhnen, Stampfen, Stoßen, Treten, Trappeln,
Das wildverworren durcheinandertost?
Wie schnell dem einen die Besinnung schwindet,
Indeß der andre sich in Ruhe faßt!
Das Schicksal wirft zusammen, wen es findet,
Und fragt nicht erst, ob man zusammen paßt.

Hier drückt der Propst mit kraftgeschwollnen Theilen
Den Busen, der ihn heute noch verschmäht;
Dort drängt Eugen den Badearzt mit Keilen,
Bis er sein Stöckchen mehr nach unten dreht.
Hier faßt Bob Gray mit todesbanger Miene
Des Mecklenburgers dichtbehaarten Schopf;
Dort steckt in Petersiliens Crinoline
Des Fabrikanten schreckensbleicher Kopf.

Kurt lag Marien ziemlich dicht zur Linken,
Sie schien gefaßt und völlig unverletzt:
Er sah zum Kuß die Rosenlippe winken
Und dachte plötzlich: wenn, — warum nicht jetzt?
Bricht selbst der Himmel über ihr zusammen,
Die Liebe schließt im Tode noch den Bund:
Und mit der Jugend lebensvollen Flammen
Berührte er den liebewarmen Mund.

Welcher Art dagegen die humoristischen Plaudereien sind, welche der Autor liebt und durch deren Formlosigkeit und Endlosigkeit sich allerdings auch der dünnste Stoff noch bis zu golddrahtartiger Feinheit breithämmern läßt — dafür möge der Anfang des achtzehnten Gesangs ein Beispiel geben:

Poeten, Prinzen, Priester, Professoren,
Und die ihr sonst mein Heldenlied bekeift,
Weil ich des Flachlands Butterweg verloren
Und durch der Freiheit Alpenwelt geschweift,
Weil ich der Neuheit Feuergeist beschworen,
Den Geist der Zukunft, den ihr nicht begreift —
Ihr werdet jetzt des Blödsinns ganze Macht sehn
Die Ohren auf: Es kommt Kapitel achtzehn!

Virgil besang das thränenreiche Troja
Und Dido's rothen minniglichen Mund;
Denn Maro war ein Dichter comme il faut ja,
Der sattsam auf die Epik sich verstund;
Doch drischt auch er mitunter eitles Stroh ja,
Und klatscht und quatscht und faselt ohne Grund,
Und seine Rede klingt wie Madagassisch . . .
Wer fragt danach? Er bleibt doch immer classisch.

Ich singe nicht von Dido's stillem Grame,
Nicht von Askan's rubinenhellem Blick;
Ein übler Ruf verlästert diese Dame,
Auch war ihr Sohn ein ungezogner Strick.
Und Dido! welch ein abgeschmackter Name!
Man hat im Reimen sicher doch Geschick —
Man reimt auf Hannjust, Philipp oder Guido —
Wer aber findet Reime mir auf Dido?

Ich singe nicht, was abends sie zum Thee aß,
Ob man gedämpfte Morcheln ihr servirt,
Ob sie zum Frühstück Fische aus der See aß,
Und wer bei größern Festen sie frisirt.
Ja selbst der edle Trojerfürst Aeneas
Wird nicht durch mich mit Heldenruhm geziert;
Sie sind für mich zu leblos und zu starr beide,
Weshalb ich sie im Epos nicht verarbeite.

Wenn's bei Virgil nur ausnahmsweise vorkommt,
Daß Blei sich unters Goldgeschmeide mischt;
Daß unter Weißen plump einmal ein Mohr kommt,
Der grinsend sich die Doggennase wischt;
Daß unter Klugen blind einmal ein Thor kommt,
Der über höhre Weltideen zischt; —
So ist bei mir der Blödsinn stete Regel:
Ich streiche nur vor W . . . . . . y noch die Segel!

Oft parodirt der Dichter die Art und Weise der modernen Romandichtung; so wenn er uns das Duell zwischen Kurt und dem Baron am Anfang des elften Gesangs schildert, von dessen Vorbereitungen im vorhergehenden mit keinem Wort die Rede war, und uns gleich in medias res führt:

Wir sind zur Stelle; hier die Wurzelkante,
Und dort der Blick aufs neue Babylon:
Es ist der Platz, den Yellow mir benannte, —
Und jetzt Geduld und kaltes Blut, mein Sohn.
Er schießt nicht schlecht, ich sag' es unverhohlen,
Indeß ich hoffe viel von Ihrem Muth.
Da kommt man schon: Bob Gray trägt die Pistolen,
Er scheint mir bleich . . . noch einmal: Kaltes Blut!

Es liegt in der Eigenthümlichkeit dieser Dichtweise, daß uns der humoristische Commentar nirgends erlassen wird, indem der Autor nicht das Zutrauen zu dem Leser besitzt, er werde aus eigenen Mitteln diesen Commentar zu ergänzen wissen. So parabasirt der Dichter auch hier gleich in den nächsten Strophen:

„In medias res!" Daß dies die erste Regel
Gediegner Kunst und wahrer Epik ist,
Bezweifelt heutzutage nur ein Flegel,
Und was er schreibt, das wirft man auf den Mist.
Ich habe nie dem Pöbelwahn gehuldigt,
Der seinem Blödsinn eigne Regeln lieh,
Wenn auch mein Onkel Hempel mich beschuldigt,
Ich sei ein „ur-verbummeltes Genie".

Drum fiel ich, um mich deutlich auszudrücken,
Schon gleich zu Anfang mit der Thür ins Haus.
Dies sollte, dächt' ich, Hempeln selbst entzücken,
Streicht er auch sonst mir alle Strophen aus.
Ich stellte gleich die beiden Duellanten
Herzklopfend — bang — einander vis-à-vis,
Ich bitte alle Onkel nun und Tanten!
So macht's doch kein verbummeltes Genie!

Weiterhin persiflirt er die Sprünge nach rückwärts, welche unsere Romandichter lieben; er läßt die beiden Duellanten einander gegenüberstehen und erzählt dann erst die Veranlassung zum Duell, die Reise nach Hamburg und Helgoland, auf welcher Kurt die junge Frau begleitete und sich ihrer schrankenlosen Gunst zu erfreuen hatte, und wie ein Zufall die Entdeckung dieser Treulosigkeit herbeiführte; auch hierbei schenkt er uns die Parabase nicht:

Jetzt, um euch recht ergreifend zu erzählen,
Wie's zum Duell nach dieser Reise kam,
Laßt mich der Bremer fromme Weise wählen,
Die ich so oft zum edeln Vorbild nahm.
Sie weiß den Thee so prächtig zu beseelen,
Ihr Hauch verklärt so magisch Milch und Rahm
Und weckt des Durstes glühendste Gelüste,
Daß ich nichts Bessres euch zu bieten wüßte.

Acht Tage rückwärts müßt ihr euch versetzen,
Für deutsche Leser sicher nicht zu schwer!
Autoren, die sonst nie den Takt verletzen,
Erlauben sich ja heutzutage mehr.
Es ist so nett, sich tändelnd zu ergötzen,
Man hüpft und springt und gaukelt kreuz und quer,
Auch rückwärts, vorwärts, rückwärts und so weiter,
Ich finde dies unendlich nett und heiter.

Die Verse sind ottave rime, aber so frei behandelt, daß nur die kleinere Hälfte der Strophen mit dem Dreiklang des Reims geziert ist, während die größere sich davon emancipirt. Dennoch ist die freie Behandlung der Strophe, wie sie Wieland in seinem „Oberon" und Schiller in der Uebersetzung der „Aeneide" angewendet hat, vermieden, und der fünffüßige Iambus, mit Ausnahme weniger Strophen, consequent beibehalten. Die Ausnahmen werden gerechtfertigt entweder durch eine onomatopöische Malerei, wie wenn Anapäste an die Stelle der Iamben treten, bei Schilderung der Seefahrt und des schwankenden Schiffs:

Und klatschender immer begann es am Steuer zu schütteln,
Und schallender immer im mächtigen Kampfe zu tosen,
Und patschender, platschender immer die Planken zu rütteln,
Und wallender immer den prächtigen Dampfer zu stoßen.
Marie verspürte ein eigenes Zittern im Magen,
Weshalb sie ein Schnittchen mit Butter verzehrte und Thee trank;
Doch gab ihr der Trank und die Speise kein volles Behagen;
Sie hauchte noch einmal: „Geliebter!" dann wurde sie seekrank.

Oder der geflügeltere Rhythmus wird motivirt durch den größern Schwung der Darstellung, wie in jener Situation, wo Armin die sich entkleidende Schöne belauscht:

So sei's denn begonnen, das Lied von der holden Entkleidung,
Auch dich, mediceische Venus, umhüllt ja kein Hemd, —
(Es sei denn die Hand, die in zarter, verwegener Deutung
Noch sehr par distance die blühenden Reize umklemmt).
Jetzt, da sie sich naht, der Erzählung fatale Entscheidung,
Jetzt kräftig den Schenkel dem Roß in die Flanken gestemmt
Und lustig in Metren gewechselt und fröhlichen Tönen,
Denn selbst das Verbotne vermag noch Apoll zu verschönen.

Auch findet sich eine Strophe mit vierfüßigen Jamben, wofür wir indeß keinen rechten Grund absehen können.

Da der Humor des Dichters geistreich ist und mit sprühenden Schwärmern und prasselnden Raketen glücklich feuerwerkt, auch eine Menge literarischer Bezüge in sein Werk hineingeheimnißt, da die Form das seicht Triviale vermeidet und hier und dort dichterischen Adel gewinnt, so muß man das Eckstein'sche Epos immerhin als einen schätzenswerthen Versuch auf dem Gebicte komischer Dichtung betrachten, die sich in neuer Zeit der geschlossenen Form und lapidaren Prägnanz des Metrums und Reims mehr entäußert hat, als im Interesse der Entwickelung unserer Literatur zu wünschen ist.

Rudolf Gottschall.

Literarische Ergebnisse der Humboldt-Feier.

1. Alexander von Humboldt. Festrede bei der von den naturwissenschaftlichen Vereinen Berlins veranstalteten Humboldt-Feier am Säculartage gesprochen von A. Bastian. Berlin, Wiegandt und Hempel. 1869. Lex.-8. 7½ Ngr.
2. Gedächtnißrede auf Alexander von Humboldt. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 1. Juli, dem Leibniz-Tage des Jahres 1869. Von H. W. Dove. Berlin, Dümmler. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin aus den Jahren 1827—32. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—58. Zweite wohlfeile Jubelausgabe. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
6. Alexander von Humboldt. Biographie für alle Völker der Erde von Otto Ule. Berlin, R. Lesser. 1869. 8. 10 Ngr.
7. Alexander von Humboldt. Ein Lebensbild für Jung und Alt. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, Kastner. 1869. 16. 7½ Ngr.
8. Alexander von Humboldt und seine Bedeutung für Volksbildung. Eine Festschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 14. September 1869. Von Rudolf Benfey. Berlin, Albrecht. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Es war still am Humboldt-Tage in Tegel. Ueber dem See lagen graue Nebel; der Herbstwind jagte das Laub von den Bäumen der großen Lindenallee, als wir den Hügel hinaufschritten, um Opfer zu bringen am Grabe des großen Todten. Kaum eine Seele durchwanderte den weiten anmuthigen Park, aber das Grab war von der Familie geschmückt mit den Blumen des Herbstes, und Thorwaldsen's Statue der Hoffnung schaute herab auf die kleine Schar, die pietätvoll hierher gewallfahrtet. Aber wir waren so ziemlich die einzigen, die von Berlin hinausgezogen — das Volk war dieser Stätte fern geblieben. Das hatte seine Freude unter Sturm und Regen im neuen Humboldt-Hain, dem Park der Zukunft, gefunden. Da standen sie zu Tausenden, Kopf an Kopf, die Gewerke mit ihren Fahnen, die Zimmerleute mit Axt und Schurzfell und falschen Bärten — und zeigten sich. Was war ihnen Humboldt! Täuschen wir uns doch nicht; dem Volke ist Humboldt doch nur ein Name geblieben, es empfängt indirect die Segnungen, die er ausgestreut; er selbst liegt ihm fern. Aber wieder anders gestaltete sich das Bild in der feierlichen Versammlung, die im Concertsaale des königlichen Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkte stattfand; dort hatte sich zusammengefunden, was Namen und Ruf in Berlin besitzt, die Spitzen der Behörden, die Koryphäen aus dem Reich der Wissenschaft, alles was wahr und wirklich an dem Heroen des Geistes hing, dort vernahm auch die illustre Versammlung das größte und schönste Denkmal, das Humboldt je gesetzt wurde, das Hohelied — denn so möchten wir Adolf Bastian's „Festrede" (Nr. 1) bezeichnen. Bastian schien uns an diesem Tage ein anderer. Wie schwer war es uns nicht immer geworden, uns durch seine von immenser Gelehrsamkeit zeugenden wuchtigen Werke, diese kolossalen Stoffsammlungen, hindurchzuarbeiten. Und heute! Leicht und fließend, im edelsten Rhythmus glitt die Sprache dahin, oft sich bis zum begeisterten Dithyrambus erhebend. Nicht Humboldt allein führte er uns vor, sowie die andern alle, die über ihn jetzt geschrieben. Er griff in die fernste Geschichte des Menschengeschlechts zurück und zeichnete uns die Cultur- und Weltstellung des Mannes, der zum Vertreter unserer Zeitepoche wurde und auf der breiten Unterlage vergleichender Wissenschaften ein festes und sicheres Fundament legte, um den Tempel des harmonischen Kosmos inductiv zu erbauen. Humboldt, so sagte Bastian richtig, wollte uns kein System geben, sondern eine Methode, die Methode ununterbrochener Fortbildung im Bereiche des Geistes. Systeme sind ephemer, seine Methode dagegen ist dauernd für alle Zeit, weil organischer Fortbildung fähig.

Bastian's Rede mußte schon naturgemäß vor allen andern hervorragen, denn er sebst hatte ja etwas voraus,

was andere sich nicht zu geben vermochten. Er, der am weitesten gereiste Mann, der gegenwärtig lebt, war auch alle die Bahnen — in der Alten wie in der Neuen Welt — gegangen, die Humboldt selbst einst gewandelt, und so kamen ihm bei der Beurtheilung zugute seine Anschauung der Urwälder und der Cordilleren Amerikas, die Kenntniß der Steppen und Centralgebirge Asiens. Auch er hat die großen Eindrücke der Urwälder empfunden, die nach ihm so maßgebend für Humboldt's Entwickelung waren:

Während die Titanen und Giganten, groß an Geist, doch ungestalt und ungeschlacht in ihren Gliedern, im Federkampfe Europas heiß und zornig miteinander stritten, im lauten Feldgeschrei — war in den Urwäldern Amerikas die Geburt des Olympiers vollzogen, der harmonisch im Ebenmaß der Proportionen ans Licht treten sollte, im Architekten des Kosmos incarnirt. Er brachte uns als Frucht seiner Meditation die Grundzüge der Vergleichungswissenschaften, die Harmonie des Kosmos, unter deren im einheitlichen Wohlklang zusammentönenden Gesetzen die neue Weltauffassung ihrem Abschluß entgegenreifen wird.

Noch vor Bastian hatte am Leibniz-Tage vor der Akademie auch einer der Fürsten in der Welt des Geistes, H. W. Dove, gesprochen (Nr. 2). Auf ihn, den Meteorologen, war die Wahl der Akademiker gefallen, Humboldt zu ehren; aber er bemerkt, auf jeden aus der Zahl der Mitglieder hätte die Wahl gelenkt werden können: denn welchen Weg auch dessen besondere Studien genommen, man konnte sicher sein, daß Humboldt's Arbeiten ihm diesen geebnet. Dove schildert Humboldt's Bedeutung, indem er an dessen Leben anknüpft, das er in großen Zügen vorführt. Reichen seine persönlichen Erinnerungen auch nicht in die Jugendzeit des Gefeierten zurück, so hat er ihm später doch nahe genug gestanden, um manches bisher Unbekannte bei dieser Gelegenheit mittheilen zu können. Er schildert jene deutsche Naturforscherversammlung zu Berlin, die wol als die bedeutendste in der langen Reihe dasteht und die sich selbst ehrte, indem sie Humboldt zu ihrem Vorsitzenden ernannte, neben dem dann Männer wirkten, wie Leopold von Buch, „für dessen Auge die Erdoberfläche durchsichtig geworden", und Gauß, auf dessen hoher Stirn das stolze Wort des Paracelsus geschrieben stand: „Engländer, Franzosen, Italiener, ihr mir nach, nicht ich euch!" Aber beide Aussprüche können wir auch von Humboldt gelten lassen, über dessen Anerkennung in der Heimat und Fremde Dove viele neue Belege mittheilt:

Wer Paris verläßt, ist dort bald vergessen; Humboldt nicht. „Sie haben", sagte mir bei der ersten Industrieausstellung in Paris ein französischer Gelehrter, „bei dem Einzuge der Königin von England gesehen, wie wir Könige empfangen. Sagen Sie Hrn. von Humboldt, er möge noch einmal nach Paris kommen, und die Welt wird sehen, wie wir den König der Wissenschaft zu ehren verstehen!" Als ich mich meines Auftrags entledigte, entgegnete Humboldt: „Ich kann es nicht; Ihnen brauche ich nicht zu sagen warum."

Daß Dove in seiner Rede seiner speciellen Wissenschaft, der Meteorologie, eingehende Beachtung widmet, soweit sie mit Humboldt zusammenhängt, ist ganz natürlich, und hier nimmt er Gelegenheit, einigen verbreiteten Irrthümern entgegenzutreten. Durch Verbindung der Wärmeabnahme nach der Höhe mit der Temperaturerniedrigung bei zunehmender geographischer Breite entwarf Humboldt bekanntlich den Durchschnitt isothermer Flächen von den Gebirgen in einem durch den Meridian gehenden Querschnitt des Luftkreises. Schließlich zeigt er, daß, wenn man in ähnlicher Weise die Untersuchung für Sommerwärme und Winterkälte durchführe, indem man Isothermen und Isochimenen entwerfe, man die Eigenthümlichkeit des See- und Continentalklimas in die Darstellung aufnehmen kann. „Diese Linien selbst hat er nicht entworfen, so oft sie auch von denen angeführt werden, die, Humboldt's Namen stets im Munde führend, doch nie seine Schriften gelesen, sondern ihre Kenntnisse nur den consequent voneinander abschreibenden Lehrbüchern verdanken."

Sehen wir ab von den für die weitesten Schichten des Volks bestimmten Schriften, auf die wir am Schlusse zurückkommen, so sind diese beiden Reden das Wichtigste, was über Humboldt gelegentlich seiner Säcularfeier an die Oeffentlichkeit getreten ist. Aber auch von Humboldt selbst haben wir Nachträgliches erhalten. Es sind keine Griffe in den Papierkorb gewesen, wie sie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten gethan werden, sondern vollwichtige, Humboldt's Leben und Werke wesentlich bereichernde und ergänzende Erscheinungen, die von der Firma F. A. Brockhaus dem deutschen Volke als Festesgaben geboten wurden. Führt uns der Briefwechsel Humboldt's mit Bunsen (Nr. 3) den Menschen näher, so gibt uns das von der russischen Reise handelnde Werk: „Im Ural und Altai" (Nr. 4), wichtige Aufschlüsse über die gelehrten Anschauungen Humboldt's und ergänzt in erfreulicher Weise einen Abschnitt aus seinem Leben, über den wir bisher zumeist auf Rose's Reisewerk angewiesen waren, durch eigene Aufzeichnungen.

Infolge der Veröffentlichung von Varnhagen's „Tagebüchern" hat man sich daran gewöhnt, Humboldt und Bunsen gerade nicht als Freunde zu betrachten. Dort finden sich Aeußerungen Humboldt's, welche keineswegs günstig für Bunsen lauten. Hier aber, in 92 Briefen, die sich über den Zeitraum von vierzig Jahren erstrecken, 1816 beginnen und 1856 schließen, lesen wir nur Worte der größten Anerkennung und Werthschätzung für Bunsen. Der ungenannte Herausgeber hat recht, wenn er im Nachwort hervorhebt, daß darum der Vorwurf der Zweideutigkeit auf Humboldt's Charakter noch nicht gewälzt werden könne, daß vereinzelten Aeußerungen gegenüber diese lange Reihe wahrhaft freundschaftlicher Briefe schwerer ins Gewicht falle, und daß jene die schlimmsten Verleumder seien, welche unsere Augenblicke verzeihlicher Gereiztheit und Schwäche benutzen, um uns Worte abzulauschen, die den bleibenden Zügen unsers Charakters so wenig wie der Wahrheit entsprechen. Wenn wir Worte Humboldt's für Bunsen finden wie diese: „Ich kann diesem Briefe nicht mehr anvertrauen, als den erneuerten Ausdruck meiner tiefen Hochachtung für Ihre Gesinnung, Ihr edles, freies, kräftiges Wirken" — dann müssen die Gegenstimmen schweigen. Und solche Aeußerungen sind häufig im Briefwechsel.

Die sarkastische Seite Humboldt's, an sich der Sitte der Zeit entsprechend, tritt auch in diesem Briefwechsel hervor; sie ist es, welche nach seinem Tode vielfach zur Caricatur verzerrt dem Publikum dargeboten wurde. Aber

auch zugegeben, daß der, welcher sein ganzes Leben hindurch für andere sich abmühte, manchmal im lebhaften mündlichen oder schriftlichen Verkehr das Maß überschritten, das er in den von ihm selbst veröffentlichten Schriften stets streng einzuhalten verstand, sollten wir darüber doch nicht die edeln Seiten seines Charakters, die tiefen Gefühle seines Herzens vergessen. Und wie trifft er bei solchen scharfen Aeußerungen doch gewöhnlich den Nagel auf den Kopf! Bunsen soll von Humboldt bei Friedrich Wilhelm III. eingeführt werden. Der Fürst Wittgenstein erläßt an erstern die nöthige Kleiderordnung, worüber Humboldt schreibt: „Gewöhnlich sind die wenigen Personen, die der König empfängt, in Frack und rundem Hute; doch wage ich für Sie nicht über so wichtige Dinge zu entscheiden." Es handelte sich um Schelling's Berufung nach Berlin, welchen Humboldt den „geistreichsten Mann unsers Vaterlandes" nennt, und die auch der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., befürwortete. Welche wenig beneidenswerthe Rolle der Minister von Altenstein hierbei spielte, ergibt der Briefwechsel, den man über diesen interessanten Fall nachlesen möge.

Ueber Friedrich Wilhelm's IV. Verhältniß zu Humboldt finden wir eingehende Nachrichten. So sehr er an dem geistreichen Monarchen hing, ist er doch nicht blind für dessen Fehler. Kurz nach dessen Thronbesteigung heißt es: „Sein allgemeines Bestreben ist, sich von den ausgezeichnetsten Männern deutscher Nation zu umgeben, und diese Richtung, mein theuerer Freund, ist der Gegenstand dieser Zeilen." Nun wird über die Berufung von Cornelius, Felix Mendelssohn, Rückert's, beider Grimm gesprochen. „Der König", heißt es an einer andern Stelle, „ist besser und steht geistig höher als alle, die ihn umgeben. Möge er sich endlich Werkzeuge zum Handeln schaffen und Muße unter dem Drange der täglichen kleinern Geschäfte, die man ihm aufdrängt." Aber sieben Jahre später, als der Vereinigte Landtag berufen wurde, als Friedrich Wilhelm IV. in der Halbheit stecken blieb, urtheilt Humboldt folgendermaßen:

> Wenn man lebhaft mit dem Ruhme eines so hochbegabten rein menschlichen Königs beschäftigt ist, wenn man so sehnlichst ihm allgemeine Anerkennung wünscht, konnten die Ergießungen am 11. April (bei Eröffnung des Vereinigten Landtags) nur schmerzen. Ich war zugegen. Die Bestürzung war allgemein, selbst bei denen, welche an der äußersten Grenze des Aristokratismus stehen. Alles, was verwunden mußte, war zusammengehäuft, und bei dem Eindrucke, den die aufgestellten Principien machten, blieb für den Eindruck, den sonst immer die edle Freimüthigkeit hervorbringt, kein Raum.

Noch trüber werden Humboldt's Aeußerungen in der Reactionsperiode, und er läßt hier keine Gelegenheit vorübergehen, um seinen Unmuth über die Kreuzzeitungspartei auszusprechen. Das ist die Partei, die ihn „wüthig haßt", der er „ein alter tricolorer Lappen" ist. Bittern Ausdruck gibt er seinen Gefühlen am 14. September 1850:

> Ich schreibe diese Zeilen an einem ernsten Tage, an meinem vorsündflutlichen einundachtzigsten Geburtsfest, einer Zeitepoche, in der, zwar durch die Gnade Gottes einer unbegreiflich festen Gesundheit und großer Arbeitsliebe genießend, ich doch in etwas trübem Wesen in mich hinein und um mich herblicke. In einem solchen Zeitabschnitt denkt man an das wenige, das man vollendet, man denkt an die politischen Bedrängnisse und Elendigkeiten der Zeit, an alles, was ein Mensch meiner Färbung seit 1789 gewünscht hat.

Nicht minder herb lauten dann die Aeußerungen über den Cultusminister von Raumer, den er mit dem köstlichen Worte „eisige Beschränktheit" charakterisirt, über den „eidbrüchigen Gewaltstreich" in Frankreich, über das ganze Gebaren des zweiten Kaiserthums. Erquicklichern Bildern begegnen wir, wo es sich um die Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen aller Art handelt. Hier war Humboldt unermüdlich, und Bunsen's wichtige Stellung in Rom wie in London, sein weitreichender Einfluß, seine vielen persönlichen Beziehungen wurden eifrig ausgenutzt. Kaum irgendeine der bedeutenden Erscheinungen auf den Gebieten der Wissenschaften und Künste bleibt in diesem Briefwechsel unberührt, für Lipsius und Brugsch, die Schlagintweit und Max Müller, Reinhold Rost und Dieterici, den Bildhauer Hähnel u. s. w. finden wir Wohlwollen, Förderung.

Wiegen in diesem Briefwechsel allgemein wissenschaftliche, persönliche und politische Beziehungen vor, so führt uns die Correspondenz Humboldt's mit dem russischen Grafen Cancrin auf ein ganz specielles Gebiet. Sie handeln nämlich von der russischen Reise, die Humboldt bekanntlich im Auftrage des Kaisers Nikolaus machte und die für die Wissenschaft wie für Rußland insbesondere von so wichtigen Folgen war. Die Herausgeber der Briefe, Dr. W. von Schneider und Hofrath W. Russow in Petersburg, haben gleichzeitig die auf jene Reise bezüglichen Acten des russischen Finanzministeriums benutzen dürfen und durch beigefügte Actennachweise das vorliegende Werk zu einem abgeschlossenen Ganzen gestalten können.

Angeknüpft wird der Briefwechsel dadurch, daß der Finanzminister Cancrin an Humboldt neue russische Platinmünzen schickte und ihn über deren Werth als Verkehrsmittel befragte. Hier zeigte sich nun gleich Humboldt's Scharfblick, indem er von vornherein die Ausprägung solcher Münzen widerräth, die bekanntlich auch später aus dem Verkehr zurückgezogen werden mußten. Humboldt's volkswirthschaftliche Anschauungen waren ungemein schlagend und stellten 1827 bereits, wo die internationalen Bestrebungen unserer Tage noch unbekannt waren, allgemeine Weltmünzen in Aussicht. Provinzialmünzen, meint Humboldt, könne es nicht mehr geben; ein fast unermeßliches Reich, wie das russische, scheine freilich zu solchen Versuchen geeignet, aber ganz inselförmig abgeschlossen sei es doch nicht; der Handel dringe auch über seine Grenzen. Außerdem halte es schwer, nach Jahrtausenden ein neues Metall als bequemes Umtauschmittel allgemein geltend zu machen, das in Bezug auf Verbrauchswerth mit Gold und Silber nicht zu concurriren vermöge:

> In großer Masse erzeugt und vermünzt, von der fabrikartigen Anwendung fast gänzlich ausgeschlossen, würde die Platina, als Münze in einem Staate angehäuft, ein schweres, unbequemes Papiergeld werden, und der so wohlthätig beabsichtigte Zweck, den Besitzern der Bergwerke dadurch zu nützen, daß man ihnen für das rohe Erzeugniß Platinamünze lieferte, würde dann gänzlich verfehlt. Wenn ich daher nicht geneigt scheine, eine eigentliche Münze, welche in kaiserlichen Kassen angenommen würde, anzurathen, so bin ich doch darin ganz mit Ihnen einverstanden, daß der Staat die bergmännische Gewinnung des Metalls in dem schönen Uralgebirge insofern belebte, als er eine große Zahl von Denkmünzen und Ehren-

medaillen prägen ließe, welche an die Stelle der Ehrenzeichen von Gold und Silber treten könnten.

Nun beginnen die Unterhandlungen über die Reise. Zunächst wird der pecuniäre Punkt erläutert, auf den Humboldt gern eingeht, „da er sein eigenes Vermögen für nicht ganz unrühmliche Zwecke vernichtet habe". In liberaler Weise verfügte Kaiser Nikolaus nun, „daß die Reisekosten aus dem Staatsschatz bestritten und an Humboldt alles das abgelassen werden solle, was er nur für nöthig halte". Wie großartig dieses kaiserliche Wort dann durchgeführt wurde, wissen wir schon aus Rose's Reisebericht, nach welchem die drei Gelehrten — Humboldt, Rose, Ehrenberg — wahrhaft fürstlich reisten. Für letztere beiden hatte Humboldt speciell ein gutes Wort eingelegt, und so wurden sie gern als seine Begleiter anerkannt. Daß Rußland nur sich selbst hiermit am meisten nutzte, haben die Resultate der Reise bewiesen.

Nach mancherlei Vorbereitungen waren die drei Forscher endlich unterwegs. Schon von Moskau an beginnen dann Humboldt's Reiseberichte an Cancrin, die, je mehr sie sich dem eigentlichen Reiseziele, den Bergwerksdistricten des Ural nähern, mineralogischer und ökonomischer Art werden. Stets überrascht das tiefe Urtheil Humboldt's über die geognostischen Verhältnisse, über das Vorkommen der edeln Metalle, und manche seiner Vorhersagungen, die wir hier zum ersten mal verzeichnet finden, sind seitdem buchstäblich eingetroffen. Aber immer, wenn Humboldt auch für Rußland reiste, selbst an der chinesischen Grenze, ist er sich seiner deutschen Stellung bewußt, wie aus einem Schreiben an die Gräfin Cancrin hervorgeht. Diese hatte ihm ein deutsches Briefchen gesendet, auf welches Humboldt antwortete:

> Ich erfuhr durch Sie selbst erst und nicht ohne Stolz für mein Vaterland, daß deutsche Töne nicht blos rein und milde aus ihrem Munde widerhallen, sondern daß Sie auch im Schreiben alle Schwierigkeiten unserer Sprache sinnig zu lösen verstehen. Ich will den Ausdruck meiner Dankgefühle abkürzen, damit Sie nicht in Versuchung fallen, wie unsere überrheinischen Nachbarn deutsch und langweilig für synonym zu halten.

Der dritte uns vorliegende Briefwechsel (Nr. 5) war bereits im Jahre 1863 erschienen und tritt nun abermals als wohlfeile Jubelausgabe ans Licht. Enthält er auch — wofür Humboldt nicht verantwortlich gemacht werden kann — manches gar nicht zur Sache Gehörige, so ist er doch anerkanntermaßen einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Geographie in neuer Zeit und gewährt außerdem tiefe Einblicke in die Art und Weise der wissenschaftlichen Thätigkeit Humboldt's. Wir sehen, wie er während eines Zeitraums von 30 Jahren mit unablässiger Aufmerksamkeit den Bewegungen auf dem Gebiete der Erdkunde folgt, überall eingreift und thätig ist, jedem neuen und wichtigen Resultat seine Thätigkeit zuwendet. Wir finden Mittheilungen hervorragender Gelehrten aus beiden Erdhälften und werthvolle Abhandlungen, die früher entweder noch nicht gedruckt oder doch in Zeitschriften zerstreut waren. Man kann hier den Gang verfolgen, welchen die Entwickelung der Geographie genommen hat; Briefe wie Beiträge sind im hohen Grade belehrend, und nicht nur der Gelehrte von Fach findet reiche Ausbeute, sondern auch der Freund der Erdkunde erhält manche Anregungen und Aufschlüsse über wichtige Sachen und bedeutende Personen. Mit Vorliebe sehen wir z. B., wie Humboldt sich mit den Vereinigten Staaten befaßt und wie er sich gegen Berghaus verwahrt, welcher der Union ein böses Prognostikon stellt:

> Ein anderes ist es, wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Sklavenfrage dereinst zum Ausbruche kommen sollte; für den Fall theile ich vollständig Ihre Ansicht über das Precarium des staatlichen Bestandes der nordamerikanischen Union. Ich wünsche, diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die Vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind.

Humboldt starb vor Thorschluß, sonst hätte er noch den kurz darauf ausbrechenden Bürgerkrieg infolge der Sklavenfrage gesehen, der in der That den staatlichen Bestand der Union in Frage stellte.

Zum Schlusse betrachten wir Humboldt in der Verbreiterung. Wir haben anfangs bereits hervorgehoben, daß wir ihn entschieden als Kaviar für die tiefern Schichten des Volks betrachten, und daß die Verwässerung und ordinäre Auftischung dieses Heroen der Wissenschaft für solche Klassen, denen er naturgemäß fern steht — komme ihnen sein Wirken auch mittelbar zugute —, uns ein Greuel ist. Wir wollen diesen Ausspruch auf Otto Ule's tüchtige Arbeit (Nr. 6) nicht angewandt wissen; er schreibt als begeisterter Jünger für das große deutsche Volk im bessern Sinne und zeigt, wie seine Arbeit meist aus den Quellen geflossen ist. Von den kleinen Biographien, die für wenige Groschen zu haben sind, ist es entschieden die bessere. An sie reicht die Lebensbeschreibung Ferdinand Schmidt's (Nr. 7) nicht heran; sie unterscheidet sich nicht wesentlich von ältern Biographien, die noch zu Humboldt's Lebzeiten erschienen und denen sie folgt. Ganz tendenziös und vieles hineintragend, was uns ungehörig erscheint und Humboldt's Bild verzerrt, erscheint uns R. Benfey's Festschrift (Nr. 8). Der entschieden demokratische Standpunkt wird hervorgehoben, die Schrift, die „absichtlich als Parteischrift gehalten ist", wird besonders den „Arbeiter-, Bildungs- und Handwerksvereinen" empfohlen. Die Hauptsache bleibt, daß sie uns kein richtiges Bild von Humboldt liefert; sie ist einseitig durch und durch.

Richard Andree.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Königs von Westfalen.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte des Hauses der Napoleoniden ist so abenteuerlich wunderbarer Natur, daß sie ausschmückender Erfindung nirgends bedarf und gerade in schlichtester Darstellung am mächtigsten wirkt. Dem ehernen Gange ihrer welterschütternden Thatsachen gegenüber kommt selbst die fruchtbarste Phantasie zu kurz; nicht blos für das Zerstörungsgenie des ersten Napoleon, auch für die Schicksale seiner Angehörigen, die ihre Bedeutung durch ihn erhielten, erweisen sich die Grenzen der Romandichtung

als zu enge; wir lernen solche Persönlichkeiten lieber kennen aus zuverlässigen Nachrichten über ihr inneres und äußeres Leben, als aus sogenannten historischen Romanen, die doch bei uns meistens invita Minerva geschrieben werden. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir das oben angezeigte Büchlein, welches wir mit lebhafterm Interesse und größerm Genuß gelesen haben als irgendeinen uns zu Händen gekommenen historischen Roman der letzten Jahre, allen gebildeten Kreisen auf das wärmste empfehlen. Ueber den Inhalt berichtet das kurze Vorwort der Herausgeberin in so schlichter und anspruchsloser Weise, daß es nur zur Empfehlung des Buchs beitragen kann, wenn wir das Vorwort ganz hersetzen:

Unter den Papieren, die ich als theure Andenken verstorbener Freunde aufbewahre, waren mir stets die Tagebuchblätter der Frau von B. ein besonders werthvolles Vermächtniß. Es spricht aus diesen einfachen, kunstlosen Aufzeichnungen so viel natürliche Anmuth und wahre Herzensbildung, eine solche Wärme des Gefühls und Gesundheit des Urtheils, daß man an der Person der Schreiberin wie an ihren kleinen häuslichen Freuden den innigsten Antheil zu nehmen sich gedrungen sieht. Ihr Tagebuch bietet aber noch ein weitergehendes, allgemeineres, für die Gegenwart gewiß nicht unwichtiges Interesse. Denn es gibt zugleich, da Herr und Frau von B. während einer Reihe von Jahren zur nächsten Umgebung des Exkönigs von Westfalen Jérôme Napoléon und seiner Familie gehörten, ein treues Bild von dem Leben der depossedirten Napoleoniden im Exil: ein Bild, das durch die zahlreich eingeflochtenen Briefe des Königs Jérôme, seiner Gemahlin, der Prinzessin Katharina von Würtemberg, seiner Schwester, der Exkönigin von Neapel Karoline Murat, des Kaisers Nikolaus von Rußland und anderer historischer Personen volle Ergänzung und Bestätigung erhält. Aus meinen eigenen Erinnerungen brauchte ich daher nur weniges hinzuzuthun, um den Zusammenhang herzustellen und hier und da eine Lücke auszufüllen.

So weit die Herausgeberin, und wir können hinzufügen, daß ihr Buch noch mehr enthält, als das Vorwort verspricht. Ohne alle politische Färbung geschrieben, weckt und erhält es unser Interesse an den mit großer Anschaulichkeit geschilderten Personen zumeist dadurch, daß wir dieselben hier nur in ihren intimsten, rein menschlichen Beziehungen und Lebensäußerungen kennen lernen, wo sie denn durch manchen liebenswürdigen Zug unsern Sympathien näher treten, als sie je in den Tagen ihres Glanzes vermochten. Als König von Westfalen spielte bekanntlich Jérôme eine klägliche Figur. Er war keineswegs unfähiger und auch nicht schlimmer, als die Fürsten im Durchschnitt sind, aber er war zum Regieren weder geboren noch erzogen; er war auf den Thron gekommen, wie die Cocarde auf den Hut, ohne innere Zusammengehörigkeit damit. Er hatte nichts von dem Genie und auch nichts von dem rastlosen Thätigkeitstriebe seines weltstürmenden Bruders, der ihn als jüngstes Mitglied der Familie fast wie ein Kind behandelte und ihm als Regenten selbst nicht in der Wahl seiner Rathgeber freie Hand ließ. Den Interessen des Landes völlig fremd, gab Jérôme sich auch nicht einmal die Mühe, die deutsche Sprache zu erlernen, von welcher ihm nur die Worte geläufig wurden: „Morgen wieder lustick!“ Diese Worte wurden bezeichnend für die ganze Dauer seiner Regierung. Seit den Tagen August's III. von Sachsen hatte man in Deutschland ein so prunkvolles und ausschweifendes Hoftreiben nicht gesehen, wie es sich schnell in der Residenz des jungen, lebenslustigen und prachtliebenden Königs von Westfalen entwickelte. Kassel wurde ein klein Paris, das von französischen Abenteurern beiderlei Geschlechts wimmelte und besonders in den höhern Kreisen der Gesellschaft seine alte Zucht und Sitte vielfachen Schaden nehmen sah. Kann man angesichts dieser Thatsachen über das Regiment des Königs Jérôme kaum zu strenge urtheilen, so bleibt es doch psychologisch höchst interessant zu gewahren, wie er einen persönlichen Zauber besaß, der ihm nicht nur schöne Frauen wohlgeneigt machte, sondern auch sittenstrenge Männer so an ihn fesselte, daß sie sich ihm im Glück wie im Unglück als zuverlässige Freunde bewährten. Zu diesen gehörte auch der Herr von B., dessen Gemahlin die Tagebuchblätter geschrieben, welche den Hauptinhalt des hier in Rede stehenden Buchs bilden. Herr von B., der in früher Jugend seine militärische Laufbahn unter westfälischem Regiment begonnen und viel Freundlichkeit vom König Jérôme erfahren hatte, kam aus dem spanischen Feldzuge als einundzwanzigjähriger Capitän mit nur einem Arme zurück; den andern hatte ihm eine spanische Bombe weggerissen. In Kassel war er so glücklich, das Herz eines feingebildeten und anmuthigen Fräuleins von achtzehn Jahren zu gewinnen, und aus den Liebenden wurde bald ein von der Kirche gesegnetes Paar, als er den Posten eines Maréchal des logis und Oberstlieutnants bei Hofe erhalten hatte. Das Glück sollte aber nicht lange dauern, da mit dem October des Jahres 1813 auch die westfälische Königsherrlichkeit zu Ende ging und somit das vermögenslose junge Paar sich aller Subsistenzmittel beraubt sah. So traten denn Tage schwerer Sorge ein; alle Bemühungen des Herrn von B., bei einer deutschen Regierung eine Anstellung zu finden, blieben ohne Erfolg: kein deutscher Hof wollte den einarmigen jungen Mann in seine Dienste nehmen. Als der Exkönig von der traurigen Lage des Herrn von B. erfuhr, bot er ihm eine Stellung bei sich an, und zwar in überaus delicater Weise. So geschah es, daß das junge Paar dem Exkönig ins Exil folgte und lange Jahre in traulichem Zusammenleben mit Jérôme und seiner vortrefflichen Gemahlin blieb, welche man aus den Aufzeichnungen der Frau von B. ganz besonders liebgewinnt. Die intime, ohne jede Absicht auf dereinstige Veröffentlichung geschriebene Schilderung des Zusammenlebens der beiden Familien mit den hineinfallenden Besuchen, Correspondenzen und wechselvollen Ereignissen verleiht dem Buche einen ganz eigenthümlichen Reiz. Von der chronique scandaleuse der königlichen Vergangenheit ist in den Aufzeichnungen mit keiner Silbe die Rede: wir lernen Jérôme nur als zärtlichen Gatten und Vater, und nebenbei als feingebildeten und liebenswürdigen Menschen kennen, dessen Fehler und Schwächen nicht einem bösen Herzen, sondern einer entschiedenen Principlosigkeit des Denkens und Handelns entspringen.

Im öffentlichen Urtheil wird der Werth der Menschen im allgemeinen und der Fürsten insbesondere eben danach geschätzt, ob sie nach bestimmten Grundsätzen oder blos nach Willkür und Laune handeln. Ist schon ein

medaillen prägen ließe, welche an die Stelle der Ehrenzeichen von Gold und Silber treten könnten.

Nun beginnen die Unterhandlungen über die Reise. Zunächst wird der pecuniäre Punkt erläutert, auf den Humboldt gern eingeht, „da er sein eigenes Vermögen für nicht ganz unrühmliche Zwecke vernichtet habe". In liberaler Weise verfügte Kaiser Nikolaus nun, „daß die Reisekosten aus dem Staatsschatz bestritten und an Humboldt alles das abgelassen werden solle, was er nur für nöthig halte". Wie großartig dieses kaiserliche Wort dann durchgeführt wurde, wissen wir schon aus Rose's Reisebericht, nach welchem die drei Gelehrten — Humboldt, Rose, Ehrenberg — wahrhaft fürstlich reisten. Für letztere beiden hatte Humboldt speciell ein gutes Wort eingelegt, und so wurden sie gern als seine Begleiter anerkannt. Daß Rußland nur sich selbst hiermit am meisten nutzte, haben die Resultate der Reise bewiesen.

Nach mancherlei Vorbereitungen waren die drei Forscher endlich unterwegs. Schon von Moskau an beginnen dann Humboldt's Reiseberichte an Cancrin, die, je mehr sie sich dem eigentlichen Reiseziele, den Bergwerksdistricten des Ural nähern, mineralogischer und ökonomischer Art werden. Stets überrascht das tiefe Urtheil Humboldt's über die geognostischen Verhältnisse, über das Vorkommen der edeln Metalle, und manche seiner Vorhersagungen, die wir hier zum ersten mal verzeichnet finden, sind seitdem buchstäblich eingetroffen. Aber immer, wenn Humboldt auch für Rußland reiste, selbst an der chinesischen Grenze, ist er sich seiner deutschen Stellung bewußt, wie aus einem Schreiben an die Gräfin Cancrin hervorgeht. Diese hatte ihm ein deutsches Briefchen gesendet, auf welches Humboldt antwortete:

Ich erfuhr durch Sie selbst erst und nicht ohne Stolz für mein Vaterland, daß deutsche Töne nicht blos rein und milde aus ihrem Munde widerhallen, sondern daß Sie auch im Schreiben alle Schwierigkeiten unserer Sprache sinnig zu lösen verstehen. Ich will den Ausdruck meiner Dankgefühle abkürzen, damit Sie nicht in Versuchung fallen, wie unsere überrheinischen Nachbarn deutsch und langweilig für synonym zu halten.

Der dritte uns vorliegende Briefwechsel (Nr. 5) war bereits im Jahre 1863 erschienen und tritt nun abermals als wohlfeile Jubelausgabe ans Licht. Enthält er auch — wofür Humboldt nicht verantwortlich gemacht werden kann — manches gar nicht zur Sache Gehörige, so ist er doch anerkanntermaßen einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Geographie in neuer Zeit und gewährt außerdem tiefe Einblicke in die Art und Weise der wissenschaftlichen Thätigkeit Humboldt's. Wir sehen, wie er während eines Zeitraums von 30 Jahren mit unablässiger Aufmerksamkeit den Bewegungen auf dem Gebiete der Erdkunde folgt, überall eingreift und thätig ist, jedem neuen und wichtigen Resultat seine Thätigkeit zuwendet. Wir finden Mittheilungen hervorragender Gelehrten aus beiden Erdhälften und werthvolle Abhandlungen, die früher entweder noch nicht gedruckt oder doch in Zeitschriften zerstreut waren. Man kann hier den Gang verfolgen, welchen die Entwickelung der Geographie genommen hat; Briefe wie Beiträge sind im hohen Grade belehrend, und nicht nur der Gelehrte von Fach findet reiche Ausbeute, sondern auch der Freund der Erdkunde erhält manche Anregungen und Aufschlüsse über wichtige Sachen und bedeutende Personen. Mit Vorliebe sehen wir z. B., wie Humboldt sich mit den Vereinigten Staaten befaßt und wie er sich gegen Berghaus verwahrt, welcher der Union ein böses Prognostikon stellt:

Ein anderes ist es, wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Sklavenfrage dereinst zum Ausbruche kommen sollte; für den Fall theile ich vollständig Ihre Ansicht über das Precarium des staatlichen Bestandes der nordamerikanischen Union. Ich wünsche, diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die Vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind.

Humboldt starb vor Thorschluß, sonst hätte er noch den kurz darauf ausbrechenden Bürgerkrieg infolge der Sklavenfrage gesehen, der in der That den staatlichen Bestand der Union in Frage stellte.

Zum Schlusse betrachten wir Humboldt in der Verbreiterung. Wir haben anfangs bereits hervorgehoben, daß wir ihn entschieden als Kaviar für die tiefern Schichten des Volks betrachten, und daß die Verwässerung und ordinäre Auftischung dieses Heroen der Wissenschaft für solche Klassen, denen er naturgemäß fern steht — komme ihnen sein Wirken auch mittelbar zugute —, uns ein Greuel ist. Wir wollen diesen Ausspruch auf Otto Ule's tüchtige Arbeit (Nr. 6) nicht angewandt wissen; er schreibt als begeisterter Jünger für das große deutsche Volk im bessern Sinne und zeigt, wie seine Arbeit meist aus den Quellen geflossen ist. Von den kleinen Biographien, die für wenige Groschen zu haben sind, ist es entschieden die bessere. An sie reicht die Lebensbeschreibung Ferdinand Schmidt's (Nr. 7) nicht heran; sie unterscheidet sich nicht wesentlich von ältern Biographien, die noch zu Humboldt's Lebzeiten erschienen und denen sie folgt. Ganz tendenziös und vieles hineintragend, was uns ungehörig erscheint und Humboldt's Bild verzerrt, erscheint uns R. Benfey's Festschrift (Nr. 8). Der entschieden demokratische Standpunkt wird hervorgehoben, die Schrift, die „absichtlich als Parteischrift gehalten ist", wird besonders den „Arbeiter-, Bildungs- und Handwerksvereinen" empfohlen. Die Hauptsache bleibt, daß sie uns kein richtiges Bild von Humboldt liefert; sie ist einseitig durch und durch.

Richard Andree.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Königs von Westfalen.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte des Hauses der Napoleoniden ist so abenteuerlich wunderbarer Natur, daß sie ausschmückender Erfindung nirgends bedarf und gerade in schlichtester Darstellung am mächtigsten wirkt. Dem ehernen Gange ihrer welterschütternden Thatsachen gegenüber kommt selbst die fruchtbarste Phantasie zu kurz; nicht blos für das Zerstörungsgenie des ersten Napoleon, auch für die Schicksale seiner Angehörigen, die ihre Bedeutung durch ihn erhielten, erweisen sich die Grenzen der Romandichtung

als zu enge; wir lernen solche Persönlichkeiten lieber kennen aus zuverlässigen Nachrichten über ihr inneres und äußeres Leben, als aus sogenannten historischen Romanen, die doch bei uns meistens invita Minerva geschrieben werden. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir das oben angezeigte Büchlein, welches wir mit lebhafterm Interesse und größerm Genuß gelesen haben als irgendeinen uns zu Händen gekommenen historischen Roman der letzten Jahre, allen gebildeten Kreisen auf das wärmste empfehlen. Ueber den Inhalt berichtet das kurze Vorwort der Herausgeberin in so schlichter und anspruchsloser Weise, daß es nur zur Empfehlung des Buchs beitragen kann, wenn wir das Vorwort ganz hersetzen:

Unter den Papieren, die ich als theure Andenken verstorbener Freunde aufbewahre, waren mir stets die Tagebuchblätter der Frau von B. ein besonders werthvolles Vermächtniß. Es spricht aus diesen einfachen, kunstlosen Aufzeichnungen so viel natürliche Anmuth und wahre Herzensbildung, eine solche Wärme des Gefühls und Gesundheit des Urtheils, daß man an der Person der Schreiberin wie an ihren kleinen häuslichen Freuden den innigsten Antheil zu nehmen sich gedrungen sieht. Ihr Tagebuch bietet aber noch ein weitergehendes, allgemeineres, für die Gegenwart gewiß nicht unwichtiges Interesse. Denn es gibt zugleich, da Herr und Frau von B. während einer Reihe von Jahren zur nächsten Umgebung des Exkönigs von Westfalen Jérôme Napoléon und seiner Familie gehörten, ein treues Bild von dem Leben der depossedirten Napoleoniden im Exil: ein Bild, das durch die zahlreich eingeflochtenen Briefe des Königs Jérôme, seiner Gemahlin, der Prinzessin Katharina von Würtemberg, seiner Schwester, der Exkönigin von Neapel Karoline Murat, des Kaisers Nikolaus von Rußland und anderer historischer Personen volle Ergänzung und Bestätigung erhält. Aus meinen eigenen Erinnerungen brauchte ich daher nur weniges hinzuzuthun, um den Zusammenhang herzustellen und hier und da eine Lücke auszufüllen.

So weit die Herausgeberin, und wir können hinzufügen, daß ihr Buch noch mehr enthält, als das Vorwort verspricht. Ohne alle politische Färbung geschrieben, weckt und erhält es unser Interesse an den mit großer Anschaulichkeit geschilderten Personen zumeist dadurch, daß wir dieselben hier nur in ihren intimsten, rein menschlichen Beziehungen und Lebensäußerungen kennen lernen, wo sie denn durch manchen liebenswürdigen Zug unsern Sympathien näher treten, als sie je in den Tagen ihres Glanzes vermochten. Als König von Westfalen spielte bekanntlich Jérôme eine klägliche Figur. Er war keineswegs unfähiger und auch nicht schlimmer, als die Fürsten im Durchschnitt sind, aber er war zum Regieren weder geboren noch erzogen; er war auf den Thron gekommen, wie die Cocarde auf den Hut, ohne innere Zusammengehörigkeit damit. Er hatte nichts von dem Genie und auch nichts von dem rastlosen Thätigkeitstriebe seines weltstürmenden Bruders, der ihn als jüngstes Mitglied der Familie fast wie ein Kind behandelte und ihm als Regenten selbst nicht in der Wahl seiner Rathgeber freie Hand ließ. Den Interessen des Landes völlig fremd, gab Jérôme sich auch nicht einmal die Mühe, die deutsche Sprache zu erlernen, von welcher ihm nur die Worte geläufig wurden: „Morgen wieder lustick!" Diese Worte wurden bezeichnend für die ganze Dauer seiner Regierung. Seit den Tagen August's III. von Sachsen hatte man in Deutschland ein so prunkvolles und ausschweifendes Hoftreiben nicht gesehen, wie es sich schnell in der Residenz des jungen, lebenslustigen und prachtliebenden Königs von Westfalen entwickelte. Kassel wurde ein klein Paris, das von französischen Abenteurern beiderlei Geschlechts wimmelte und besonders in den höhern Kreisen der Gesellschaft seine alte Zucht und Sitte vielfachen Schaden nehmen sah. Kann man angesichts dieser Thatsachen über das Regiment des Königs Jérôme kaum zu strenge urtheilen, so bleibt es doch psychologisch höchst interessant zu gewahren, wie er einen persönlichen Zauber besaß, der ihm nicht nur schöne Frauen wohlgeneigt machte, sondern auch sittenstrenge Männer so an ihn fesselte, daß sie sich ihm im Glück wie im Unglück als zuverlässige Freunde bewährten. Zu diesen gehörte auch der Herr von B., dessen Gemahlin die Tagebuchblätter geschrieben, welche den Hauptinhalt des hier in Rede stehenden Buchs bilden. Herr von B., der in früher Jugend seine militärische Laufbahn unter westfälischem Regiment begonnen und viel Freundlichkeit vom König Jérôme erfahren hatte, kam aus dem spanischen Feldzuge als einundzwanzigjähriger Capitän mit nur einem Arme zurück; den andern hatte ihm eine spanische Bombe weggerissen. In Kassel war er so glücklich, das Herz eines feingebildeten und anmuthigen Fräuleins von achtzehn Jahren zu gewinnen, und aus den Liebenden wurde bald ein von der Kirche gesegnetes Paar, als er den Posten eines Maréchal des logis und Oberstlieutnants bei Hofe erhalten hatte. Das Glück sollte aber nicht lange dauern, da mit dem October des Jahres 1813 auch die westfälische Königsherrlichkeit zu Ende ging und somit das vermögenslose junge Paar sich aller Subsistenzmittel beraubt sah. So traten denn Tage schwerer Sorge ein; alle Bemühungen des Herrn von B., bei einer deutschen Regierung eine Anstellung zu finden, blieben ohne Erfolg: kein deutscher Hof wollte den einarmigen jungen Mann in seine Dienste nehmen. Als der Exkönig von der traurigen Lage des Herrn von B. erfuhr, bot er ihm eine Stellung bei sich an, und zwar in überaus delicater Weise. So geschah es, daß das junge Paar dem Exkönig ins Exil folgte und lange Jahre in traulichem Zusammenleben mit Jérôme und seiner vortrefflichen Gemahlin blieb, welche man aus den Aufzeichnungen der Frau von B. ganz besonders liebgewinnt. Die intime, ohne jede Absicht auf dereinstige Veröffentlichung geschriebene Schilderung des Zusammenlebens der beiden Familien mit den hineinfallenden Besuchen, Correspondenzen und wechselvollen Ereignissen verleiht dem Buche einen ganz eigenthümlichen Reiz. Von der chronique scandaleuse der königlichen Vergangenheit ist in den Aufzeichnungen mit keiner Silbe die Rede: wir lernen Jérôme nur als zärtlichen Gatten und Vater, und nebenbei als feingebildeten und liebenswürdigen Menschen kennen, dessen Fehler und Schwächen nicht einem bösen Herzen, sondern einer entschiedenen Principlosigkeit des Denkens und Handelns entspringen.

Im öffentlichen Urtheil wird der Werth der Menschen im allgemeinen und der Fürsten insbesondere eben danach geschätzt, ob sie nach bestimmten Grundsätzen oder blos nach Willkür und Laune handeln. Ist schon ein

gewöhnlicher Mensch ohne Grundsätze und höhere Lebensziele eine bedenkliche Erscheinung, wieviel mehr ein Fürst, von dem das Wohl und Wehe so vieler abhängt! Ein solcher kann im Privatleben der liebenswürdigste und gutmüthigste Mensch sein: als Regent wird er in den meisten Fällen nur verderblich wirken. Umgekehrt kann ein Fürst, der im Gefühle seiner hohen Pflichten nach strengen Grundsätzen handelt, dem Volke zum dauernden Segen werden und doch im Privatverkehr sehr unliebenswürdig erscheinen.

Diese Betrachtungen stiegen uns auf, als wir das unterhaltende Buch „König Jérôme im Exil" aus der Hand legten und uns fragten, warum wir nach der Lektüre manche Charaktere milder beurtheilten als vorher. Tout comprendre c'est tout pardonner.

Friedrich Bodenstedt.

Die Vögel der Nordseeinsel Borkum.

Wenn ich auch nicht behaupten darf, daß die ornithologische Literatur in der naturwissenschaftlichen den ersten Rang einnehme, so kann gerade ich doch constatiren, daß sie sich der größten Beliebtheit erfreut. Dies bezieht sich in gleicher Weise auf die wissenschaftlichen wie auf die populären Darstellungen aus der Vogelwelt, und ebenso auf die Gebenden wie auf die Empfangenden. Es wird außerordentlich viel über Vögel geschrieben und dies alles findet eine ungemein regsame Theilnahme im großen Publikum.

Als einen kleinen Beweis der weit verbreiteten Vogelliebhaberei sei es mir gestattet, nebensächlich zu erzählen, daß ich infolge meiner Schilderungen fremdländischer Stubenvögel in der „Gartenlaube", „Kölnischen Zeitung", wiener „Tagespresse" u. s. w. im Laufe von etwa zwei Jahren über fünfhundert Briefe von Vogelliebhabern aus allen Theilen Deutschlands empfangen habe.

Da ist es also wol erklärlich, daß jedes Vogelbuch ein verhältnißmäßig großes und dankbares Publikum findet. Mit desto größerer Freude begrüßen wir es deshalb aber auch, daß einerseits immer häufiger die wissenschaftlichen Koryphäen der Ornithologie zu populären Schilderungen sich herbeilassen, und daß andererseits diese populären Vogelbücher häufig in einer schwungvollen, ja poetischen Sprache geschrieben sind.

Das uns vorliegende Buch:

Die Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum. Nebst einer vergleichenden Uebersicht der in den südlichen Nordseeländern vorkommenden Vögel. Von Ferdinand Baron Droste-Hülshoff. Nebst einer lithographirten Tafel und einer Karte. Münster, Niemann. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

bewährt die angedeuteten Vorzüge in anerkennenswerther Weise. Der Verfasser, bekannt als einer der hervorragenden deutschen Vogelkundigen, erwirbt sich dadurch ein großes Verdienst, daß er einem abgegrenzten, verhältnißmäßig kleinen, aber vorzugsweise interessanten Gebiet sein Studium zugewendet hat. Eine Insel, welche durch ihre Lage und Beschaffenheit zur Beobachtung der Vögel vorzugsweise geeignet erscheint, ist eben Borkum. „Hier können wir mit leichter Mühe studiren, wie die Millionen vorüberwandernder Vögel am Meeresstrande sich benehmen, und welche Arten sich in der Nachbarschaft der Salzflut häuslich niederlassen."

Das Buch bringt zunächst eine kurzgefaßte topographische Einleitung, schildert dann das Leben der hier wohnenden oder nur zeitweise sich aufhaltenden Vögel nach allen Seiten hin, gibt eine systematische Uebersicht aller Vögel Borkums und schließt im Anhang mit der Uebersicht der Vögel an den südlichen Nord- und Ostseeküsten. Alle diese verschiedenen Seiten des Buchs sind nicht allein mit der Sachkenntniß, Liebe und Lust geschrieben, welche wir von dem bekannten Vogelkundigen erwarten durften, sondern sie sprechen auch vornehmlich durch die klare allverständliche Sprache, durch die warme begeisterte Auffassung an. Geradezu köstlich geschildert sind die Eigenthümlichkeiten des Vogellebens in den Abschnitten: „Besuch bei Ostlands Nistvögeln", „Rottum" (die Eierinsel), „Ebbe", „Flut", „Entenstrich", „Sturmflut". Es sei uns vergönnt, einige Proben daraus mitzutheilen:

Ebbe (Anfang September). Vor kurzem verschwand der Mond, und er, welcher die ganze Nacht hindurch der Finsterniß gewehrt hatte, läßt nun, da bald der Tag dämmern wird, unausstehliche Dunkelheit eintreten. Ein leises Rollen verkündet, daß die See ihre Thätigkeit nicht eingestellt hat, aber dies Geräusch ist nur sehr schwach und verhallend. Hochflut muß auch schon vorüber sein und der Wind scheint für heute schlafen zu wollen. Die Strandvögel verhalten sich mäuschenstill, nur selten, daß einige Austernfischer oder Brachvögel leise kichern. Die Schwimmvögel dagegen sind in voller Munterkeit, schwätzen und zanken sich, und dann quakt eine alte Stockente aus vollem Halse dazwischen, oder ein Pfeiferpel stößt einen gellen Pfiff aus.

Die Morgenfrische wird empfindlicher; der Morgenhimmel beginnt sich zu lichten und eiskalte Luft drängt sich von dort her; dann windet sich im Osten als Halbkreis ein heller Schein herauf, das Tagesrad. Höher und höher hebt es sich, klarer, lichter wird die Luft, frostiger der Wind und dreister das zaghafte Geschwätz der Strandvögel. Da flötet der Rothschenkel sein sanftes „Diü" zwischen das harte „Tiütiü" seines Vetters, des hellfarbenen Wasserläufers. Dann mengt ein Kibitzregenpfeifer seinen weitschallenden Pfiff, ein Austernfischer oder ein großer Brachvogel seinen gedämpften rauhen Lockton hinein. Jetzt im Zwielicht zeigen sich in schwarzen Umrissen einige nicht sehr entfernt ankernde Schiffe und die noch nähern Dünenketten. Die Enten sind lauter und lebhafter als vorhin, und nach und nach eilen ihre Schwärme dem Meere zu.

Die Finsterniß ist gewichen, des Himmels Bläue schiebt den Nachtschleier zurück, und lange rothgoldene Wolkenstreifen glänzen im Morgen. Dort an jener breiten Wasserrille lagert eine große Heerde Austernfischer, und etwas entfernter oben auf dem trockenen Grünland sind Hunderte von Brachvögeln, Limosen oder große Strandschnepfen und auch große Massen kleiner Strandläufer. Zum Theil liegen sie platt am Boden, andere stehen oder trippeln auf und ab, dann sperrt einer gähnend den Schnabel auf oder pfeift seine Kameraden an, und alle haben das Gefieder dick aufgeblasen und den Kopf zwischen die Schultern gezogen, denn sie scheinen die Morgenkälte sehr zu empfinden. Nun steht ein großer Brachvogel auf und ruft mit schlaftrunkener Stimme „loäh"; dann gähnt er, schüttelt sich und wiederholt den klangvoller werdenden Ruf mehrmals nacheinander, bis jetzt dieser, dann jener Genosse und bald hier und dort auch andere Vögel rings umher einstimmen. Und

während dessen blitzt der erste Sonnenstrahl über die Wellen und langsam steigt, von blutrothem Dunstkr[illegible] umgeben, die flammende Sonnenkugel aus dem gekräuselten Meere empor. Sie gibt das Zeichen zum allgemeinen Munterwerden der Vögel. Dieser schüttelt sich, ein anderer reckt die Flügel, noch ein anderer gähnt u. s. w., vor allem wird aber probirt, ob die Stimme über Nacht von ihrem Klange nichts verloren hat, und jeder pfeift und lärmt nach seiner Weise tüchtig drauf los. Schau wie der Kobberich (das Männchen der Silbermöve), der da neben seiner Ehehälfte steht, den Hals reckt, den Schnabel sperrt und ein heulendes „Kiau, kiau“ u. s. w. zu Tage fördert. Die jungen Möven und Schwalben stürzen sich mit schrillen heißhungrigen Tönen den Alten entgegen, um sie anzubetteln. Bald wenden sie sich an diese, bald an jene, überall aber ernten sie ingrimmige Püffe und Bisse, denn fast alle wurden schon als selbständig sich selbst überlassen. Allmählich wälzt sich der ungeberdige Haufen weiter gegen die See hinaus, und auch die Strandläufer erheben sich heerdenweise, um an den Meeresstrand zu fliegen.

Die Ebbe ist schon bedeutend herabgesunken, das Wasser weit vom Strande fortgewichen. Mit gedämpftem Murmeln und unter Flüstern kommen kleine flache Wogenreihen herangehüpft; jetzt laufen sie den flachen Strand herauf und springen schnell wieder zurück. Hier führt eine tändelnde Welle den sich sträubenden Seestern den Sand hinauf, und nun entzieht sie ihm plötzlich ihre verrätherische Hand und läßt ihn hülflos auf trockenem Grunde zurück. Noch einmal kommt sie herauf, doch wie zum Hohn gibt sie ihm nur die Spitzen ihrer Finger zu fühlen und verschwindet dann für immer. Nicht lange, so fühlt der unglückliche Fünffuß eine andere Hand; heftig ergreift ihn der Schnabel einer Silbermöve und versucht es, ihn in den großen Schlund hinunterzuwürgen. Dies erblicken indeß ein paar Schwestern, die ungestüm hervorstürzen, um den leckern Bissen zu erkämpfen. Die erstere flieht, die andern folgen. Da wird gerauft und gezwickt und gekreischt, und die eine reißt einen Strahl ab. Nun fällt im Getümmel gar der ganze Seestern herab und wäre fast wieder in sein heimisches Meer gelangt. Aber gerade ehe er es erreicht, fängt ihn eine neu hinzugekommene Möve auf, und da er verkleinert und arg zerquetscht ist, so gelingt es ihr, ihn sofort hinunterzuschlucken. Da nun die Möven den Grund der Balgereien verschwunden sehen, entfernen sie sich eiligst, um einen andern Bissen aufzusuchen. Die andern Vögel verursachen zwar nicht eben solchen Lärm, doch sind sie nicht minder thätig. Bis jetzt noch stehen sie meist am Wasserrande bunt durcheinandergemischt und lesen das kleine Gewürm auf, welches die Ebbe zurückließ, oder laufen auch wol in die Welle hinein, um etwas aus dem Wasser zu holen. Hier und dort erhebt sich demnächst der eine oder andere Austernfischer, um mit aufmunterndem Lockton zur See hinauszueilen. Dieses ist ein untrügliches Zeichen, daß die hohen Sandbänke schon ihre Rücken aus der Flut hervorheben. Die Vögel wissen ganz genau die Zeit, wann im Watt das erste Land sichtbar wird. Und siehe, das Beispiel der Austernfischer findet baldige Nachahmung unter Möven und Brachvögeln.

Das nächste Terrain, welches die Ebbe entblößt, ist eine fast horizontale Fläche mit vielen kleinen, muldenförmigen Vertiefungen. Das Wasser zieht sich ungemein schnell zurück. Was eben noch eine kleine Bucht erschien, liegt plötzlich als seichter Tümpel auf dem Trockenen. Zahlreiche kleine Fische wollen durch die letzte Verbindungsstraße entfliehen, doch eine Welle drückt sie zurück und dann ist es zu spät. Sie sind vom Meere abgeschnitten und sicherm Verderben preisgegeben, denn kaum fingersbreit tief rieselt das Wasser durch den Abfluß, welcher bald ganz verschwinden wird. Auch manche Krabbe hat sich hier verspätet und sucht sich nun möglichst in den Boden des Tümpels einzuwühlen, um den Blicken der Möven zu entgehen. Solch ein Tümpel ist eine Goldgrube für die hungrigen Strandvögel. Den vorerwähnten Abfluß besetzen einige Wasserläufer; es ist gerade der geeignete Platz, um ihre bewunderungswerthe Beweglichkeit zeigen zu können. Jedes kleine Fischchen und jede Garnele, welche dem Meere zugespült wird, fangen sie im Wasser auf und springen dabei bald mitten herein, bald mit einer Beute heraus, oder suchen schreiend dem Nachbar eine solche zu entreißen. Aber hier gibt es nicht, wie bei den Möven, lange Raufereien; die einzelnen haben keine Zeit zu vergeuden, und es bleibt bei einem gelegentlichen Zugreifen. In den Tümpel selbst waten Brachvögel und Limosen hinein, und schnattern Enten darin, und schließlich kommen die Möven, um größere Fische fortzufangen.

Je weiter das Meer zurückweicht, desto nahrungsreicher sind die Plätze, welche der Vogelwelt eröffnet werden, und einen gleichen Schritt hiermit hält die Lebhaftigkeit der Vögel selbst.

Wenn wir auch zugeben müssen, daß hin und wieder in manchem Ausdruck dieser Schilderungen der Fachmann sich etwas zu sehr bemerklich macht und die Schreibweise dadurch einen oft etwas drastischen Ausdruck gewinnt, so ist doch zugleich immer die Sprache so anmuthend, daß jeder Gebildete solche lebendige Darstellungen mit Genuß lesen wird. Dagegen enthält das Buch auch allzu drastische Partien:

Heut Abend, Rolf, da gehen wir aber auf den Entenstrich. Es sind nur noch ein paar Tage bis die Hochflut zum Strich zu spät fällt. Nicht lange nach Mittag, da wandern zwei banditenmäßig ausstaffirte Personen den langweiligen Weg über das Twüschendoor. Lange, schwere Wasserstiefel, einläufige lange Entenflinte, kreuzweise mit einer Seehundtasche über blauen Schifferrock gehängt und großer „Teersüdwester“ (Matrosenhut) darüber, aus welchem allen von dem langen Rolf nichts als eine verwetterte Nase und ein paar blitzende Augen hervorsehen. Und der „lütje B.“ steckt wie gewöhnlich im ältesten aller Jagdröcke und ist mit einem unentwirrbaren Chaos von Leinen, Patrontasche, Fernrohr, Jagdflasche, aufgeschürztem Jagdkittel u. s. w. umwickelt. Sein Doppelrohr allein verräth, daß er wol mehrerorts als sein Weidgenosse zu jagen gewohnt ist. Der dritte im Bunde ist der unzertrennliche Pudelbastard Jakob, welcher die Entenjagd viel besser als seine Gefährten versteht.

Sehr hoch ist es anzuschlagen, daß der Verfasser auch in der Hinsicht vollständig populär geschrieben, daß er neben den lateinischen Namen der Vögel fast überall die deutschen gibt. Eine reichliche Angabe der benutzten und über den Gegenstand überhaupt existirenden Literatur macht das Buch für den Fachmann um so werthvoller. Für alle Leser wird es dies aber noch dadurch, daß der Verfasser sehr eindringlich auf das Unrecht hinzeigt, welches durch die unverständige Vertilgung der Vögel hier verübt wird, und daß er zugleich die Mittel und Wege angibt, wodurch diesem Unwesen gesteuert werden kann.

Beigefügt ist dem Werk eine gute lithographirte Tafel, eine Ansicht der Vogelinsel Rottum darstellend, und die Karte von Borkum.

Karl Ruß.

Feuilleton.

Robert Giseke.

Es ist Pflicht der Presse, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf einen Schriftsteller zu lenken, der, längere Zeit von dem traurigen Schicksal geistiger Erkrankung heimgesucht, mehrere Jahre in Heilanstalten verbrachte, sich jetzt aber wieder auf dem Wege der Besserung befindet und dessen geistig feines und bedeutsames Talent der Literatur gewiß noch manche willkommene Gabe spenden dürfte.

Darf doch die Journalistik über den stets zuströmenden und stets neu auftauchenden Begabungen, welche mit größerm oder geringerm Recht viel von sich sprechen machen, nicht die tüchtigen Kräfte vergessen, über deren Thätigkeit bereits der Strom eines oder mehrerer Lustren dahingerauscht ist. Es klingt wie Ironie, ein Lustrum als eine Epoche hinzustellen, in welcher ein Schriftstellername in Vergessenheit gerathen könnte. Und doch ist es so — nicht für die Zukunft, welche andere Maßstäbe kennt, aber für die vom Novitätensturm bedrängten Zeitgenossen. Die buddhistischen Philosophen haben eine sehr interessante Theorie, um die Präexistenz der menschlichen Seele zu erklären, die man doch an und für sich leugnen muß, weil uns das Bewußtsein derselben fehlt. Sie meinen, es gebe eine Folge von Existenzen, von denen die eine nichts von der andern weiß, und dann plötzlich auf einer höhern Stufe erwache das Bewußtsein, das sie alle in eins zusammenfaßt. Aehnlich geht es in der Literatur. Schriftstellerische und dichterische Thätigkeit geräth für einige Lustren in Vergessenheit, dann strahlt sie für das Bewußtsein einiger nächsten Generationen wieder in neuem Glanze auf. Si licet parva componere magnis, auch Schiller und Goethe, jener namentlich in der Epoche zwischen dem viel angegriffenen „Don Carlos" und dem „Wallenstein", erlebten solche Verdunkelungen des Ruhms, wo ihre geistige Nähe die Zeitgenossen minder magnetisirte, als die jetzigen Fernwirkungen ihrer Größe vermuthen lassen. Um wie viel mehr ergeht es so den Nachstrebenden von minderer Begabung!

Wenn aber ein Schriftsteller durch ein ungünstiges Geschick ohne sein Verschulden von der frischen literarischen Bewegung abgesperrt war, so hat er es doppelt nöthig, den leicht vergeßlichen Zeitgenossen, denen allerdings der Buchhandel alljährlich die Zumuthung stellt, sich über 10000 neue Werke zu orientiren, wieder in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Wir meinen den Schlesier Robert Giseke, einen Autor, der mit seinen „Modernen Titanen" und seinem „Pfarr-Röschen" glücklich debutirte als ein Erzähler von seiner Dialektik und weiten geistigen Perspectiven, der im engsten Zusammenhang mit der philosophischen Bewegung der Gegenwart stand und nicht hohle Schablonenfiguren des gewöhnlichen Unterhaltungsromans mit etwas veränderter Tätowirung zeichnete, sondern Menschen und Conflicte von geistiger Bedeutung wählte. Diese Schriften, denen später noch mehrere Romane folgten, fanden bei der Kritik freundliche Anerkennung. Leider wurde dem jungen Autor die Freude über die ersten Erfolge bald durch ein Familienunglück getrübt; er verlor eine Schwester und den Vater durch Verbrennung, indem an einer Spirituslampe das leichte Sommerkleid der erstern Feuer fing und der Vater, durch die Versuche, den Brand zu löschen, sich selbst gefährliche Wunden und den Tod zuzog. Dies ein stilles Familienleben zerrüttende Verhängniß mag die erste Veranlassung jener Aufregungen und Verdunkelungen gewesen sein, denen das Geistesleben des jungen Schriftstellers längere Zeit anheimfiel.

Schon damals hatte er sich auch auf dramatischem Felde versucht. Sein „Johannes Rathenow, Bürgermeister von Berlin" war in Berlin, Leipzig, Breslau und Stuttgart zur Aufführung gelangt und bekundete in einzelnen Scenen unverkennbare Spuren dramatischen Talents. Auch ein historisches Drama: „Moritz von Sachsen", wurde in Leipzig und Breslau mit Beifall gegeben. Der Held Giseke's war kein politischer Freiheitsheld, wie derjenige von Robert Prutz; er war ein Diplomat, der eine große politische Aufgabe durchzuführen wußte; es lag in ihm der Keim zu einem Helden, wie er für Deutschland seit 1866 doppelt verständlich geworden ist. Giseke hat neuerdings sein Stück, im Hinblick auf die große politische Bewegung der jüngsten Zeit, umgearbeitet, er hat auch Karl V. noch eine bedeutende Schlußscene gegeben und das Kloster von San-Juste gleichsam als den Schlußstein dieser nach dem Grab sich sehnenden Kaiserherrlichkeit in den Bau seiner Handlung mit eingemauert.

Der Instinct für die politische Bewegung der Neuzeit spricht sich auch in der Stoffwahl der „Dramatischen Bilder aus deutscher Geschichte" aus (Leipzig, Brockhaus, 1865), und wenn diese „deutsche Geschichte" die preußisch-brandenburgische ist, so wird heutigentags niemand in dieser Bezeichnung einen einseitigen oder unhistorischen Sinn suchen. Alle drei Stücke sind dem 15. Jahrhundert entnommen. „Der Hochmeister von Marienburg" führt uns in die Zeit, in welcher der Deutsche Orden nach Preußen Gesittung und Cultur trug, wie der Hochmeister Ulrich von Jungingen sagt:

> Die Eiche, die uns erste Raststatt bot,
> Hat wunderkräftig ihre mächt'gen Aeste
> Nach Ost und West, nach Nord und Süd weit über
> Entlegne Volksgebiete ausgestreckt.
> Und unter ihrem heil'gen Dache wuchsen
> Die Burgen, Kirchen, Dome, stolz und prächtig,
> Die Dörfer friedlich und die Städte reich,
> Die Festen und Paläste wie durch Zauber.
> Die Wildniß ward in Gartenflor verwandelt,
> Die Niedrung vor der Ströme Flut geschützt,
> Statt Mooren grünten Felder fruchtbar auf,
> Vom Bord zum Borde zogen sich die Brücken,
> Von Stadt zu Stadt die freien Handelsstraßen;
> Handwerke blühten auf, die Künste wurden
> Hierher verpflanzt, die Wissenschaft gelehrt;
> Gesetze sind verzeichnet, Freiheiten
> Geordnet, Privilegien ertheilt.
> Da, wo Gewaltthat nur und Raub und Mord,
> Wo blöde Einfalt oder rohe Wildheit,
> Wo Götzendienst und Haß nur gegen Bildung
> Und unsre Offenbarung heimisch waren,
> Ist dieses Ordens reicher Bau gegründet,
> In dem der Ritter als ein Fürst den Bauer,
> Den Bürger und den Edelmann regiert,
> Ein Bau, so weit, so hehr, so fest und mächtig,
> Als irgendsonst nur bei Europas Völkern
> Ein Staatsgebäude jetzt errichtet steht,
> Ein Bau, der mehr als jeder andere
> Ein Wunder ist von Gottes Gnaden, weil
> Nicht angestammte Macht und Ueberliefrung,
> Weil ihn der Geist nur und Begeistrung schuf.

Doch wenn auch diese culturhistorische Bedeutung des Deutschen Ordens sowie seine heldenmüthige Thatkraft in der großen Schlacht von Tannenberg den Rahmen des Gemäldes bildet, so hat der Inhalt doch einen mehr mystischen Zug, der an die Dramen von Zacharias Werner, namentlich an „Das Kreuz an der Ostsee" erinnert. Anknüpfend an die Mittheilung eines Historikers über Parteiungen zwischen den Ordensrittern, über Hinneigung derselben zu Wicliffe'schen Lehren, die sich schon in damaliger Zeit geltend machte, läßt Giseke den Plan einer Säcularisation, wie sie später Herzog Albrecht vollzog, bereits damals bei dem Hochmeister und einigen Ordensrittern auftauchen, sodaß sie einen „Geheimbund", die Mariagilde, stiften, welche für die Ordensritter auch die Ehe verlangt. Der Hochmeister findet in einer mit diplomatischen Aufträgen von Polen ausgerüsteten Aebtissin eine Jugendgeliebte wieder, die sich ihm einst ergeben, die sich aber abwehrend gegen die Ketzereien des Geheimbundes verhält. In der Schlacht bei Tannenberg fällt Hochmeister Ulrich; sein und der Aebtissin Sohn, Graf Heinrich von Plauen, wird Hochmeister des Ordens, wozu er als unehelicher Sohn kein Recht hat; er widersteht den Verführungen der schönen Gabriele, die eine Säcularisation des Ordens im Namen des Polenkönigs verspricht und zugleich dafür die Abtretung der Neumark verlangt; er zerreißt den Tractat mit Polen, den er unterschrieben, dadurch, daß er sich als

ein Gebild des Trugs und Verraths hinstellt, ein Namenloser, der nicht Recht hat solchen Vertrag zu schließen, und sich dann in das eigene Schwert stürzt.

Dies Drama ist gewagt in seinen Voraussetzungen und in seinem ganzen Aufbau; aber nicht nur erhebt sich der dramatische Stil über den alltäglichen Jambentrab, in den Situationen liegt Mark und Kraft, Gesinnung und Größe und auch Sinn für dramatischen Effect.

Das zweite Drama: „Der Burggraf von Nürnberg", ist mehr im Stil der Historien gehalten; es behandelt den Kampf der märkischen Ritter, namentlich Dietrich's von Quitzow, gegen den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, den Statthalter und spätern Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg. Der Stil des Ganzen ist knapp und markig und erinnert hier und dort an das Muster des „Götz von Berlichingen"; doch ist die Handlung etwas zu zersplittert für die Einheit des dramatischen Interesses.

Das dritte Stück der Sammlung ist eine Bearbeitung des „Johannes Rathenow": „Ein Bürgermeister von Berlin", ein Stück, das sich an den „Roland von Berlin" von Wilibald Alexis anschließt. Das Stück hat einen historischen Grundgedanken, der nicht an jene Zeit geknüpft ist: den Kampf des verbrieften geschichtlichen Rechts, den hier Rathenow vertritt, gegen das Recht einer neuen, umgestaltenden Zeit, und es bleibt zu bedauern, daß der Vertreter des letztern, Markgraf Friedrich II., auch in der Umarbeitung zu wenig bedeutsam hervortritt, um diesem Conflict seine ganze Stärke zu geben. Dagegen enthält das Stück dramatische Situationen von großer Lebendigkeit und Spannung und zeugt für das Talent und Geschick des Verfassers.

Diese drei Dramen behandeln Stoffe, in denen die Keime jener nationalen Größe liegen, zu welcher sich Preußen jetzt entfaltet hat, und dürften mit Recht die Aufmerksamkeit wieder auf einen Dichter hinlenken, der durch ein bedauerliches Leiden, welches ja bei deutschen Poeten nicht zu den Seltenheiten gehört, längere Zeit aus dem Gesichtsfeld der Zeitgenossen verschwunden war.

Notizen.

Karl Gutzkow ersucht uns, die in Nr. 4 d. Bl. enthaltene Mittheilung über die „Amputationen", die er in der neuen vierbändigen Janke'schen Ausgabe seiner „Ritter vom Geiste" mit diesem früher neunbändigen Werke vorgenommen habe, dahin zu berichtigen, daß dieselben in nichts bestehen als hier und da in einer Zusammenfassung der Gespräche in thatsächliche Berichte, und daß im übrigen der außerordentlich compresse Druck der neuen Ausgabe die Zusammenziehung des Werks in eine geringere Zahl von Bänden ermöglicht habe.

Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft" (Würzburg, Stuber), die wir in Nr. 4 d. Bl. besprachen, ist, wie wir erfahren, von dem Verfasser bei seinem Tode nicht unvollendet zurückgelassen worden, sondern alle sechs Bände liegen seit Jahresfrist im Manuscript vollendet vor. Der dritte Band ist bereits im October erschienen, der vierte befindet sich im Druck; auch der fünfte und sechste werden noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Wir freuen uns, daß der tüchtige Gelehrte in der Lage war, sein interessantes Werk nicht als Fragment, sondern als fertiges Ganzes der Nation zu hinterlassen.

Bibliographie.

Braunschweig, O., Herbstblumen. Gedichte. Halle, Herrmann. 16. 10 Ngr.

Ackermann, G. F., Die Indogermanen oder der weißen Menschen Kampf gegen den Weltenfrost. Nach universellen, geologischen, moralischen und historischen Entwickelungsgesetzen dargestellt. Thurm. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Armand, Der Krösus von Philadelphia. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Arnold, L., Die Unsterblichkeit der Seele, betrachtet nach den vorzüglichsten Ansichten des klassischen Alterthums. Landshut, Krüll. Gr. 8. 15 Ngr.

Berkholz, C. A., Dr. Johannes Breverus, Superintendent von Riga, Pastor, Professor und Inspector. Eine Erinnerung aus dem 17. Jahrhundert. Riga, Bacmeister u. Brutzer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Im Walde. Gedicht in 1 Akt. Rathenow, Haase. 1869. 8. 7½ Ngr.

In stillen Stunden. Harfenklänge für Geist und Herz. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 1869. 32. 7½ Ngr.

Jordan, F., Fides, eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Klopstock's ausgewählte Werke. 1ster Bd. Stuttgart, Göschen. Gr. 16. 5 Ngr.

Laboulaye, E., Gesammelte Werke. Einzig rechtmäßige deutsche Uebersetzung. 5ter Bd. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Linnström, H., Schwedisches Bücher-Lexikon. 1830—1865. 1ste Abth. Leipzig, Fritsch. 1869. Lex.-8. 3 Thlr.

Lustkandl, W., Föderation oder Realunion? Eine politische Studie mit besonderer Berücksichtigung der nordamerikanischen, schweizerischen und norddeutschen Verfassungsgeschichte als Antwort auf Dr. A. Fischhof's Broschure: „Oesterreich und die Garantien seines Bestandes." Wien, Beck'sche Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Maltzan, H. Freih. v., Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis. 3 Bde. Leipzig, Dyk. 8. 4 Thlr.

Maret, H. L. C., Das allgemeine Concilium und der religiöse Frieden. Aus dem Französischen. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Regensburg, Manz. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Moisamaa. Estnisches Volkslied. Dorpat, Gläser. 1869. Qu. 4. 4 Ngr.

Mohl, M. O., Alexander v. Humboldt, der Altmeister der neuesten Naturforschung. Ein Gedenkbuch zum 100jährigen Geburtstage Alexander v. Humboldt's. Unter Zugrundelegung einer Lebensskizze aus den „Vorbildern" erweitert und herausgegeben. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pallmann, R., Die Cimbern und Teutonen. Ein Beitrag zur altdeutschen Geschichte und zur deutschen Alterthumskunde. Berlin, Klönne u. Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Pape, J., Das Liebespaar von Andernach. Vaterländisches Trauerspiel. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 12 Ngr.

Pindter (Egalis), H., Seelenklänge! Gedichte, Aphorismen und Aufsätze in Prosa. Prag, Silber u. Schenk. Gr. 8. 1 Thlr.

Polen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine historisch-politische Studie. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 8. 20 Ngr.

Pomponia. Dramatisches Gedicht von J. M. München, L. Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Poninski, A. Graf, Ueber den Verkehr der Geister des Jenseits mit den Menschen. Zwei öffentliche Vorträge in Leipzig. 1ster Vortrag. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 8. 5 Ngr.

Quade, G., König Wilhelm und seine Zeit. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des schleswig-holsteinischen und des siebentägigen Krieges. Anklam, Dietze. Gr. 8. 1 Thlr.

Robiano, Gräfin L. v., Robert Bruce oder die Helden von Bannockburn. Ein geschichtliches Lebensbild aus dem schottischen Freiheitskriege 1316—1329. 5 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Ruf, S., Die Criminaljustiz. Ihre Widersprüche und die Zukunft der Strafrechtspflege. Criminal-psychologische Studien. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Russisch-Polen und die osteuropäischen Interessen. Ein Mahnruf an das Jahrhundert von C. P. Breslau, Günther. Gr. 8. 6 Ngr.

Salamanca's G., Grafen zu Ortenburg, Gesandtschafts-Berichte über seine Sendung nach England im Jahre 1527. Mitgetheilt von J. V. Goehlert. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Lex.-8. 3 Ngr.

Die Saurier. Lust und Leid aus alter Zeit. Freiberg, Engelhardt. 1869. Qu. 4. 10 Ngr.

Schröder, W., Swinegels Reise nach Paris as Friedensstifter. Eene putzige plattdütsche Historje in 10 Kapitteln. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 4. 25 Ngr.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche. Unter Mitwirkung von K. Goldbeck herausgegeben von E. Mätzner. 1ster Bd.: Sprachproben. 2te Abth.: Prosa. Berlin, Weidmann. 1869. Lex.-8. 4 Thlr.

Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen und Kinder. Wien, Wallishausser. 8. 2 Thlr.

Schwetschke, G., Varzinias oder die kleine Bismarckias. Ein didactisches Idyll. 3te Auflage. Halle, Schwetschke. 16. 5 Ngr.

Snieders jr., A., Das Armenschwesterchen. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Aus dem Flämischen übertragen von H. Brinckmann. Autorisirte Uebersetzung. Köln u. Neuß, Schwann. 1869. 16. 22½ Ngr.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen, eine Opera seria, gegeben zu Eisenach am 24. April 1322, übertragen und zeitgeschichtlich behandelt von A. Freybe. Leipzig, Naumann. Gr. 16. 15 Ngr.

Spinoza's, B. de, kurzer Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Auf Grund einer neuen, von Dr. Antonius van der Linde vorgenommenen Vergleichung der Handschriften ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung kritischer und sachlicher Erläuterungen begleitet von C. Sigwart. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Altdeutsche Sprüche aus der Wartburg. Componirt und gezeichnet von P. Grot-Johann. Einleitung von A. Springer. Original-Gedichte von E. Rittershaus und H. Freih. v. Blomberg. Herausgegeben und in Holzschnitten ausgeführt von O. Gehrke. Elberfeld, Lucas. 1869. Imp.-4. 6 Thlr.

Stark, F., Keltische Forschungen. II. Keltische Personennamen, nachgewiesen in den Ortsbenennungen des Codex traditionum ecclesiae Ravennatensis aus dem 7. bis 10. Jahrhundert. 1ter und 2ter Thl. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Lex.-8. à 5 Ngr.

Stern, A., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stettenheim, J., Berliner Blaubuch aus dem Archiv der Komik. 2ter Bd. Berlin, Brigl. Hoch 4. 10 Ngr.

Strachwitz, Graf M., Gedichte. Gesammtausgabe. 6te Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Temme, J. D. H., Die Frau des Rebellen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Wehl, F., Herzens-Mysterien. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 10. Februar 1870.

Eine Philosophie in Dialogen.

Moralismus oder Emancipation des Geistes. In sechs Conversationen. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Neben den philosophischen Schriften, die sich an ein bestimmtes, zur Geltung gelangtes System oder an eine bestimmte Schule anschließen, gehen immer noch welche einher, die in keinem nachweislichen historischen Zusammenhange stehen, die vielmehr ganz von vorn anfangen und, als ob bisher noch nichts gefunden und festgestellt wäre, die Wahrheit aus eigenen Mitteln zu finden und festzustellen suchen.

Zu diesen unabhängigen Schriften gehört auch die genannte, welche eine philosophische Weltanschauung in dialogischer Form enthält. Was zunächst die dialogische Form betrifft, so hat sie uns an einen beachtenswerthen Ausspruch Schopenhauer's erinnert. Dieser sagt nämlich, daß tiefe philosophische Wahrheiten wol nie auf dem Wege des gemeinschaftlichen Denkens, im Dialog, zu Tage gefördert werden. Wohl aber sei ein solches sehr dienlich zur Vorübung, zum Aufjagen der Probleme, zur Ventilation derselben, und nachher zur Prüfung, Controle und Kritik der aufgestellten Lösung. In diesem Sinne seien auch Plato's Gespräche abgefaßt:

> Als Form der Mittheilung philosophischer Gedanken ist der geschriebene Dialog nur da zweckmäßig, wo der Gegenstand zwei, oder mehrere, ganz verschiedene, wol gar entgegengesetzte Ansichten zuläßt, über welche entweder das Urtheil dem Leser anheimgestellt bleiben soll, oder welche zusammengenommen sich zum vollständigen und richtigen Verständniß der Sache ergänzen: zum ersten Fall gehört auch die Widerlegung erhobener Einwürfe. Die in solcher Absicht gewählte dialogische Form muß aber alsdann dadurch, daß die Verschiedenheit der Ansichten von Grund aus hervorgehoben und herausgearbeitet ist, echt dramatisch werden: es müssen wirklich zwei sprechen. Ohne dergleichen Absicht ist sie eine müßige Spielerei, wie meistens. („Parerga und Paralipomena", zweite Auflage, Bd. 2, §. 6).

Messen wir hieran die vorliegenden Dialoge, so verdienen sie den Namen Dialoge nicht. Es ist kein dramatisches Leben in ihnen, es sind keine entgegengesetzten Ansichten in ihnen personificirt. Denn der eine der Unterredenden ist ein Vater, der bereits das sechzigste Jahr überschritten, der andere sein Sohn, der das dreißigste Jahr erreicht hat. Der Vater hat dem Sohne versprochen, ihm, wenn er das dreißigste Jahr erreicht haben wird, seine Ideen „über den wahren und richtigen Begriff von der Existenz des Universums" mitzutheilen, und löst nun dies Versprechen. Der Vater docirt seitenlang, der Sohn hört andächtig zu, äußert häufig sein Erstaunen und sein Entzücken über die vernommenen, ihm ganz neuen Lehren, macht nur höchst selten skeptische Gegenbemerkungen und läßt sich alsdann immer sehr leicht vom Vater beschwichtigen. Die dialogische Form ist also hier, wie meistens, „eine müßige Spielerei"; es fehlt das Aufeinanderplatzen der Geister, es fehlt die Dialektik. Die Pietät des Sohnes geht so weit, daß er an einer Stelle auf das Vernommene sagt:

> Mein Vater, kindliche Rücksicht hält mich einigermaßen ab, auf all das, so logisch richtig es auch sein mag, rückhaltlose Bemerkungen zu machen.

Hierauf der Vater:

> Mein Sohn, ich wünsche durchaus nicht, daß du dir hinsichtlich deiner Bemerkungen und Einwendungen irgendwelchen Zwang auferlegen sollst. Im Gegentheil; gegenseitige Rückhaltlosigkeit, und zwar in vollkommenem Maße, habe ich schon zu Anfang unserer Conversation als die Basis genannt, mittels welcher allein wir unser Ziel erreichen können. Ich verlange weder von dir, noch von irgendjemand anderm, mir in irgendetwas, etwa aus Gefälligkeit oder aus irgendeiner sonstigen Rücksicht, beizupflichten. Gerade das Gegentheil; alles, was ich wünsche, ist, daß bei Beurtheilung meiner Enthüllungen keinerlei Rücksichten und Parteilichkeiten, für oder gegen, obwalten; vielmehr, daß dieselbe vollkommen vorurtheilsfrei sei. Mein Sohn, ich fordere Zustimmung, fordere sie unparteiisch, fordere sie vollständig, fordere sie von Rechts wegen und von jedermann, fordere sie im Namen der Wahrheit. Jetzt sprich, mein Sohn, was hast du einzuwenden?

Hierauf wird denn der Sohn etwas muthiger, bleibt

aber im ganzen immer noch sehr schüchtern und spielt eine sehr untergeordnete Rolle.

Was den Inhalt der sechs „Conversationen" betrifft, so besteht er in der Entwickelung und Begründung von zwanzig zum voraus vom Vater aufgestellten Thesen, die er „Schlüsse" nennt.

Da diese zwanzig „Schlüsse" das ganze System des Vaters in nuce enthalten, so theilen wir sie hier mit.

Schluß I. Es gibt keine zwei Dinge, selbst von derselben Gattung, die nicht irgendwie voneinander verschieden sind. Dasselbe gilt von Ereignissen, Wahrnehmungen, Ansichten, Gedanken und Ideen.

Schluß II. Es kann keine zwei Dinge, selbst von derselben Gattung, geben, die nicht irgendwie voneinander verschieden sind. Dasselbe gilt von Ereignissen, Wahrnehmungen, Ansichten, Gedanken und Ideen. Auch Dinge, Ereignisse u. s. w., die nicht zu derselben Zeit existiren, sind, selbst wenn noch so ähnlich, irgendwie voneinander verschieden.

Schluß III. Diese Verschiedenheiten aller Dinge und Ereignisse sind unendlich.

Schluß IV. Diese unendlichen Verschiedenheiten der Dinge und Ereignisse vertheilen sich nach Graden und Stufen, wovon jedes zur Verkörperung irgendeiner Entwickelungsphase der Wahrheiten und Weisheiten dient.

Schluß V. Zeit und Ereignisse, Raum und Dinge bilden das Universum. Das Stattfinden der Ereignisse gibt die Zeit, das Vorhandensein der Dinge gibt den Raum.

Schluß VI. Da die Verschiedenheiten der Dinge und Ereignisse, selbst wenn von derselben Art und Gattung, unendlich sind, so geht hervor, daß Zeit und Raum — also das Universum — unendlich sein müssen, nämlich ohne Anfang und ohne Ende.

Schluß VII. Da die Verschiedenheiten aller Dinge, Ereignisse u. s. w. unendlich sind, und sich in unendlich verschiedenen Graden und Stufen vertheilen, so geht hervor, daß nirgends und niemals irgendetwas vollkommen sein kann. Vollkommen im strengsten Sinne kann ein Ding oder Ereigniß nur dann sein, wenn es in allen Eigenschaften, die es haben kann, gleichzeitig vollkommen ist und immer so bleibt. Ist aber nichts im Universum wahrhaft vollkommen, so muß alles vervollkommnungs- und entwickelungsfähig sein, und zwar nur bis zu einer dem betreffenden Dinge oder Ereignisse gezogenen Grenze.

Schluß VIII. Die Existenz eines Dinges oder Ereignisses beginnt absolut erst dann wahr und richtig zu sein, wenn außer demselben noch ein anderes existirt.

Schluß IX. Ist aber die Existenz eines Dinges oder Ereignisses zu einer Zeit wahr und richtig, so muß es auch zu allen andern Zeiten so sein. In andern Worten: die Wahrheit und Richtigkeit der Existenz der Dinge und Ereignisse ist ohne Anfang und ohne Ende.

Schluß X. Demzufolge kann das, was nicht zu irgendeiner Zeit in Wirklichkeit existirt, absolut nicht wahr und richtig sein. Was nach den bestehenden Naturgesetzen — entstanden aus den Weisheiten und Wahrheiten — möglich war und richtig ist, aber bisjetzt unsers Wissens noch nicht geschehen, ist insofern wahr und richtig, daß man mit Gewißheit behaupten kann, es hat schon auf einem der andern Himmelskörper stattgefunden oder es wird in Zukunft irgendwo stattfinden.

Schluß XI. Was wahr und richtig ist, muß nicht allein in Wirklichkeit existiren, sammt allen seinen unendlichen Graden und Stufen, sondern auch seitens der sinnlich begabten Creaturen wahrgenommen werden, welche Wahrnehmung in unendlich verschiedenen Graden und Stufen geschehen muß.

Schluß XII. Alles, was ist, muß sein, und alles, was sein muß, ist.

Schluß XIII. Aus Obigem geht hervor, daß das Universum — bestehend aus dem unendlichen Raume sammt zahllosen und unendlich verschiedenen Dingen darin, und aus unendlichen, aufeinanderfolgenden unendlich verschiedenen Ereignissen sammt der dazu nothwendigen unendlichen Zeit — absolut nur so, wie es existirt, geschieht und eingetheilt ist, sein muß und nicht anders sein kann. Unsere Erde sammt allem, was darauf und darin ist, kann, vermöge ihrer Stufe, die sie unter den Himmelskörpern einnimmt, absolut nicht anders sein, als wie sie eben ist, und alles, was darauf und darin vorgeht, ist gleichfalls eine Folge dieser ihrer begrenzten Stufe und daher nothwendig.

Schluß XIV. Im Universum ist überall, wo es Dinge gibt, immer Leben, Wärme und Bewegung vorhanden; folglich auch Wahrheit und Weisheit in ihren unendlichen Graden und Stufen. Nie und nirgends tritt bei Dingen, sowie bei Ereignissen ein völliger Stillstand ein. Alles regenerirt sich endlich wieder, mithin muß alles immer und überall sich im Entwicklungsprocesse befinden. Unmittelbar auf die völlige Entwicklung eines Dinges zu seiner jetzigen Bestimmung folgt dessen rasche, allmähliche oder sehr langsame Auflösung, um dann, ohne die geringste Unterbrechung, sich zu irgendetwas zu regeneriren; denn aus der Regeneration der Dinge gehen entweder ähnliche oder ganz andere Dinge hervor.

Schluß XV. Die Idee vom Rechte ist die Basis aller Wahrheiten und Weisheiten und daher als die Idee aller Ideen zu betrachten.

Schluß XVI. Alles, was ist und geschieht, ist recht. Wenn etwas ist oder geschieht, was unrecht scheint, so ist dies ebenfalls von Rechtswegen so nothwendig, mithin auch recht.

Schluß XVII. Die Auffassung sowol, als die Ausübung des Rechts seitens der sinnlich begabten Creaturen, ist, wie alles andere, unendlich verschieden, nach unendlichen Graden und Stufen.

Schluß XVIII. Es gibt keine andere Pflicht als diejenige, die das Recht vorschreibt.

Schluß XIX. Es gibt keine Pflicht, die nicht allgemein wäre. Es ist daher jedenfalls pflichtwidrig, irgendeine Pflicht und deren bestmögliche Auffassung und Ausübung geheim zu halten; vielmehr ist es eine der ersten Pflichten, alle Pflichten als solche unter allen Menschen bestmöglich zu verbreiten und deren allgemeine richtige Auffassung und bestmögliche Ausübung zu erstreben.

Schluß XX. Die erste und wichtigste Pflicht des Menschen muß also sein, den bestmöglichen Grad der Auffassung des Rechts zu erlangen und bestmöglich danach zu handeln.

Dies sind die zwanzig Sätze, um welche sich die „Conversation" zwischen Vater und Sohn drehen. Die vierzehn ersten Sätze sind überwiegend metaphysischer, die sechs letzten Sätze überwiegend moralischer Art, und von diesen letztern hat das Buch den Titel „Moralismus oder Emancipation des Geistes" erhalten. Sie bezeichnen das Ziel, dem der Verfasser zustrebt.

Es ist keine geringe Meinung, die der Verfasser von seinen Sätzen hat. Am Anfange der zweiten Conversation schildert der „Vater" dem „Sohne" die innern geistigen Kämpfe, die er durchgemacht. Es befestigt sich nach vielem Ringen in ihm die Ueberzeugung: 1) daß keine der vorhandenen Religionen wahr und richtig sein könne; 2) daß bisjetzt noch niemand einen richtigen Aufschluß gegeben hat, wie man, abgesehen von Religion überhaupt, die Existenz und den wahren Zweck des Universums im allgemeinen, und die Existenz und den wahren Zweck des Menschen speciell nur leidlich begreifen könne, ohne auf unbeantwortbare Cardinalfragen zu stoßen. Andererseits befestigte sich in ihm zugleich auch die Ueberzeugung: 1) daß eine wahre und richtige Ansicht über das Dasein aller unendlichen Dinge und Ereignisse im unendlichen Universum und deren wahren und richtigen Zweck existirt, und zwar eine solche, die alle, alle Fragen beseitigt und einen allseitig zufrieden-

stellenden und beruhigenden Aufschluß darbietet, wie denn überhaupt alles, was ist, eine wahre und richtige Ursache seiner Existenz habe, und 2) daß diese Ansicht und dieser Aufschluß von dem menschlichen Geiste, trotz seiner Beschränktheit, wenn auch nicht gründlich, so doch größtentheils erfaßt werden könne.

Seitdem verfolgten meine Ideen blos eine Richtung; alle meine Gedanken, all mein Sinnen und Forschen hatte blos eine Basis, die nämlich, daß alles, was ist, recht ist, d. h. wo oder wann im Universum Unrecht ist und geschieht, das Recht es so nothwendig mit sich bringt, und daher gleichsam von Rechts wegen ist und geschieht. Endlich, nach einem vierzigjährigen tiefen und ununterbrochenen Studium ist's mir gelungen, eben diese wahre und mithin auch nur einzig richtige Ansicht zu erfassen, und seitdem bin ich auch vollkommen beruhigt durch das freudige Bewußtsein, alle Religions- und Schöpfungsfragen gelöst und dadurch das geheimnißvolle Licht der Wahrheit und der Erleuchtung entdeckt zu haben.

Wir wollen nun zwar nicht leugnen, daß eine optimistische Weltanschauung, wie die in den „Conversationen" entwickelte, eine Anschauung, derzufolge: alles, was ist, sein muß; in jeder der unendlichen Verschiedenheiten der Dinge und Ereignisse eine Wahrheit und Weisheit sich verkörpert; alles, wenn auch nicht vollkommen, doch vervollkommnungsfähig ist; alles, was geschieht, recht ist und auch das Unrecht nothwendig, mithin Recht ist — wir wollen nicht leugnen, daß eine solche optimistische Anschauung auf das Gemüth sehr beruhigend und befriedigend wirken muß. Aber eine Ansicht, die das Herz, das Gemüth befriedigt, befriedigt nicht immer auch den Kopf. Trotz aller Mühe, die der „Vater" dem „Sohne" gegenüber sich mit Beweisen und logischen Deductionen gibt, macht doch das Ganze auf den kritischen Leser nur den Eindruck eines Glaubensbekenntnisses. Dieses Glaubensbekenntniß ist zwar mit seinem die Gerechtigkeit über alles setzenden, ja recht eigentlich zum Gott erhebenden Moralismus und mit seiner Forderung der „Emancipation des Geistes" ein sehr edles, zeigt auch, daß der Geist des Autors selbst emancipirt genug von herrschenden Vorurtheilen ist, um der Wahrheit zugänglich zu sein. Aber wissenschaftlichen Werth können wir diesen „Conversationen" nicht beilegen. Es fehlt dem Autor an der echten wissenschaftlichen Methode. Er verwechselt logische Denkbarkeit mit realer Wahrheit. Weil sich die Dinge so denken lassen, wie er sie sich denkt und sich auf seinem Standpunkte genöthigt fühlt sie zu denken, darum hält er diese Art, sie zu denken, für wahr. Er verfährt dogmatisch, nicht kritisch. Von a priori als wahr angenommenen Sätzen aus deducirt er was sein muß, ohne die Sätze selbst einer Prüfung zu unterwerfen. Die Beweise, die er beibringt, sind häufig nur Scheinbeweise, und die Widerlegungen der vom „Sohne" erhobenen Einwendungen nur Ausflüchte. Es fehlt in den Beweisen und Widerlegungen nicht an Vernünftelei und Sophisterei. Der Sohn macht z. B. gegen die in Schluß IV ausgesprochene Behauptung die sehr triftige Einwendung, daß doch unmöglich alle die unendlichen Verschiedenheiten der Dinge und Ereignisse bis auf die kleinsten und unbedeutendsten einen Zweck haben oder gar ebenso viele verschiedene Wahrheiten und Weisheiten und deren Entwickelungen enthalten können, da es ja doch ganz zufällige Verschiedenheiten gebe. Hierauf der Vater:

Du irrst, mein Sohn. Du vergißt den Schluß XII: „Alles, was ist, muß sein", also ein Zufall, wie du es nennst, ist ja, und was ist, muß sein; da nun dieser Zufall sein muß, so kann er nicht mehr mit „Zufall" bezeichnet werden!

Als ob damit, daß der Zufall sein muß, widerlegt wäre, daß es zufällige Verschiedenheiten gebe. Den Charakter der Zufälligkeit kann doch etwas nicht dadurch verlieren, daß die Zufälligkeit selbst eine nothwendige ist.

Nicht besser als diese Widerlegung des „Sohnes" ist eine andere. Der „Vater" hatte nämlich den Satz verfaßt: „Was wahr ist, existirt, und was existirt, ist wahr; was nicht wahr ist, existirt nicht, und was nicht existirt, ist nicht wahr." Der „Sohn" macht die treffende Einwendung: „Sie sagen, was nicht wahr ist, existirt nicht; und eine Lüge?" Hierauf der „Vater":

Daß die Lüge unter Menschen existirt, ist leider eine volle Wahrheit. Es ist also wahr, daß die Lüge existirt, und zwar bildet die Lüge eine der bedeutendsten Unvollkommenheiten des Menschen, welche Unvollkommenheiten dem Grade und der Stufe, die die Menschen als Hauptcreaturen der Erde vertreten, exact entsprechen und daher unerlaßlich sind.

Solcher sophistischen Art sind noch manche der Antworten, die in diesen Conversationen der Vater dem Sohne gibt. Der Eindruck eines redlichen Ringens nach Wahrheit, den sonst dieselben machen, wird dadurch geschwächt. Wahrheitsliebe und Selbstbelügung gehen bunt durcheinander. Mit seinem Satze: „Was sein muß, ist", thut der Vater Wunder; denn sobald er nur etwas als sein müssend sich vorstellt, ist es auch. Ob dann auch wirklich das, was er als sein müssend voraussetzt, sein muß, darüber macht er sich kein Kopfbrechen. Die persönliche Unsterblichkeit muß sein, also ist sie.

Die nothwendige Existenz eines Jenseits ist einmal constatirt; die Fortexistenz unsers Geistes nach dem Tode, ausgestattet mit Gefühl, Empfindung, Rückerinnerung und selbständigem Bewußtsein scheint uns wunderbar, ebenso, wie und wo im Jenseits dieser Geist belohnt oder bestraft wird, wer oder was all dieses leitet, übersieht und ausführt; all dies ist für unser beschränktes Geistesvermögen unerforschlich, wie vieles andere, allein uns genügt die Ueberzeugung, daß all dies dennoch in Wirklichkeit ist, weil es sein muß.

Der Sohn fragt den Vater, ob nach seinem System Todtenbestattungen und Seelenmessen zulässig sind, und auf welche Art dieselben stattfinden sollen.

Vater. Bezüglich der ersten ist zu bemerken, daß sie insofern von großer Wichtigkeit für die Hingeschiedenen sind, als sie seitens der an ihnen Theilnehmenden nicht allein eine Ehrenbezeigung manifestiren, wie lieb und theuer ihnen der Todte gewesen und wie sie seinen Lebenslauf würdigen, sondern und hauptsächlich eine kräftige Fürsprache oder Fürbitte für ihn hervorrufen, welche Fürbitte an die Gerechtigkeit zu richten ist, aufdaß sie die verdiente Bestrafung im Jenseits, soviel als mit Recht vereinbarlich, vermindern möge.

Sohn. Wie kann auch die kräftigste Fürbitte die Missethat weniger strafbar machen und die verdiente Strafe verringern? Bringt dies das Recht mit sich?

Vater. Ganz gewiß bringt dies das Recht mit sich, wenn und so lange die Fürbitte die eigene, d. h. die Bitte des Missethäters unterstützt, was doch hier der Fall ist; denn es ist doch wol mit Gewißheit anzunehmen, daß der hingeschiedene Geist, ausgestattet mit Gefühl, Empfindung, Selbstbewußtsein und Rückerinnerung, also mit vollerwachtem Gewissen und voller

Erkenntniß seiner verdienten Bestrafung, nicht unterlassen wird, ununterbrochen die inbrünstigsten Gebete an die Gerechtigkeit zu richten. Die kräftige Fürbitte seitens der Lebenden, vereint mit der eigenen Bitte, hat dann von Rechts wegen große Macht und beeinflußt wonicht eine gänzliche Beseitigung, so doch eine Verminderung der jenseitlichen gerechten Bestrafung, welche, wie ich oben erklärte, wahrscheinlich in unsäglichen Gewissensqualen besteht; der hingeschiedene Geist nämlich, wol wissend, welche kräftige Fürbitte er seitens der Lebenden zu erwarten hat, findet dadurch eine Erleichterung seiner Gewissensqualen und fühlt sich ermuthigt, diese mehrseitige Fürbitte mit seiner eigenen Bitte zu vereinen, und so eher Verzeihung und endlich gänzliche Erlösung und Befreiung von seinen Gewissensqualen zu erhoffen.

Als ob Gewissensqualen unter die Kategorie derjenigen Strafen gehörten, die von außen zugeschickt werden und von außen Erleichterung oder gänzliche Beseitigung erfahren können! Gegen Gewissensqualen hilft keine Fürbitte, sondern nur die eigene innere Umwandlung, die Wiedergeburt des Missethäters. Der Verfasser scheint Katholik zu sein.

Während die theoretischen Ansichten des Verfassers einen von der Geschichte der Philosophie unberührt gebliebenen Laien verrathen, der zwischen immanentem und transscendentem Gebrauch der Begriffe und Grundsätze keinen Unterschied macht: so verrathen dagegen seine praktischen Ansichten einen edeln, für Recht und Freiheit begeisterten Schwärmer, der sich in der Zukunft ein goldenes Zeitalter, ein moralisches Utopien träumt, wo allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit unter den Menschen herrschen, nachdem man zu der Erkenntniß gekommen sein wird, daß alles Unglück, aller Jammer, Gram und Kummer, alle Sorgen und Widerwärtigkeiten die Menschen sich selber und gegenseitig bereiten, und infolge dessen zu dem Entschlusse gekommen sein wird, fortan nicht mehr so dumm und ungerecht zu sein.

Um zu diesem glorreichen Zustand allgemeiner Verbrüderung, völliger Gleichheit aller Menschen, gleicher Vertheilung alles Nützlichen und Nöthigen, gegenseitiger Liebe und Achtung zu gelangen, hält der Verfasser nur für nöthig: 1) das Recht soweit als möglich zu erforschen und zu ergründen und sich nicht blos in der That, sondern auch in Gedanken immer streng daran zu halten; 2) eben das erforschte und ergründete Recht und dessen allgemeine Ausübung, soviel als nur möglich, seinen Nebenmenschen beizubringen und zu verbreiten. Wer irgendetwas Gutes weiß und es seinem Nebenmenschen vorenthält, es ihm nicht mittheilt, gleichviel ob darum angegangen oder nicht, der begehe schweres Unrecht, denn die bestmögliche Verbreitung des Guten sei eine der heiligsten Pflichten.

Wenn eine Gesellschaft zusammentritt, zum Zwecke, irgendetwas Gutes ausschließlich ihren Mitgliedern zugänglich zu machen, eine solche Gesellschaft begeht, sammt und sonders, schweres Unrecht, denn sowie die Strahlen der Sonne Licht und Wärme für jeden verbreiten, so muß auch das Gute jedem zugänglich gemacht werden. Ueberhaupt jede Geheimthuerei ist tadelhaft und unrecht, es müßten denn triftige und stichhaltige Gründe dafür vorhanden sein. In der Regel aber hält sich nur das Böse geheim, und zwar aus Furcht, in den bösen Absichten gestört zu werden.

Von diesem Standpunkt aus bekämpft der Verfasser die Freimaurer; er nennt dieselben „Geheimmaurer", weil sie alles Gute, was ihr Institut in sich birgt, streng geheim halten. Wenn es weiter nichts als Moral ist, was die Freimaurerei lehre, weshalb ein Geheimniß daraus machen? Handelten die Gründer, Beschützer und Bekenner des Freimaurerthums streng nach Recht, so müßten sie ihrem Institute den Namen, den glorreichen Namen „Frei-Moralismus" geben, dann aber dürften sie auch ihre Lehren nicht im mindesten geheim halten. Ein solches Institut des „Frei-" d. h. „Rein-Moralismus" hofft der Verfasser von der Zukunft.

Es wird, es muß dereinst, nicht nur ein goldenes, sondern auch ein moralisches Zeitalter hereinbrechen, ein Zeitalter der Gerechtigkeit, des Moralismus, ein Zeitalter des Rechts, der Wahrheit und Weisheit, wo die wahre Erleuchtung unter Menschen allenthalben existiren wird, und in welchem die Menschen in Wirklichkeit so sein werden, wie sie sein sollen, nämlich leben und sterben streng nach Recht, Wahrheit und Weisheit; sie werden das Recht bestmöglich erforscht und ergründet haben und streng danach handeln, sie werden alle Frei-Moralisten sein, indem sie alle Moralpflichten genau erfüllen, denn sie werden wissen, was Recht und Unrecht ist, das erstere wählen und das letztere meiden.

Zur bestmöglichsten Erforschung und Verbreitung des Rechts fordert der Verfasser allgemeine und vollständige Emancipation des menschlichen Geistes. Die Masken sollen fallen, um den völlig emancipirten Geist frei walten zu lassen. Die Scheidewände, die Menschen von Menschen trennen, sollen wegfallen. Recht, Wahrheit und Weisheit allein soll als die wahre Gottheit anerkannt werden; Religionen jeder Art sollen gänzlich aufhören, die durch sie entstandenen socialen oder sonstigen Differenzen sollen gänzlich beseitigt und an deren Stelle der nackte Moralismus eingesetzt werden. Es soll fortan auf der ganzen Erde nur Moralisten geben. „Kurz, alle Menschen müssen allmählich zur Ueberzeugung gelangen, daß Recht die Hauptidee, oder die Idee aller Ideen ist, daß Recht von Rechts wegen alles, also das ganze unendliche Universum beherrscht." Um die der Anerkennung und Ausübung des Rechts entgegenstehenden Geistes- und Herzensdispositionen zu bewältigen, sollen Männer zusammentreten, Männer der Wahrheit, die Macht und Einfluß haben und deren Stimme Gehör findet; Männer von Weisheit, Geist und Energie, inspirirt von der hohen Wichtigkeit ihrer Mission und bereit, der guten Sache große Opfer zu bringen; Männer von Eloquenz und von liebenswürdigem und einnehmendem Benehmen, unbescholtenen Charakters, erleuchtet, begeistert, durchdrungen von dem glorreichen vorgesteckten Ziele ihres edeln Berufs, kurz Männer, deren Devise ist: Wahrheit, Weisheit, Recht, Moralismus, Emancipation des Geistes. Solche Männer sollen zusammentreten und ein allgemeines Moralinstitut gründen, auch unablässig dahin wirken, dieses Institut allerorts populär zu machen. Universitäten und Collegien sollen in jeder Stadt errichtet werden, wo ausschließlich Moral gelehrt wird; Clubs und sonstige Societäten, wo über die Erforschung und Ergründung des Rechts debattirt wird; Schulen, wo die Kinder über Recht und Unrecht unterrichtet werden und ihnen Festhaltung des erstern, Verabscheuung des letztern eingeprägt wird; Tempel, worin feierlicher Gottesdienst abgehalten, nämlich inbrünstige Gebete an die Gerechtigkeit gerichtet werden, um Verzeihung für verübte Rechtsverletzung zu

erlangen, und von der Kanzel herab der reine Moralismus gepredigt wird.

Kurz, es muß dahin kommen, daß das Forschen und Handeln nach Recht sich allmählich unter allen Schichten und Klassen der Menschen verbreitet, daß die Menschen im großen und ganzen reif und empfänglich werden für die einzig wahre und richtige Lösung des großen Geheimnisses, und daß die Rechtslehren, Rechtsgesetze und Rechtspflichten allgemein anerkannt und beobachtet werden.

Nach Erreichung dieses glorreichen Ziels breche sich die Erleuchtung im Rechte von selbst weitere Bahn; man komme alsdann zur Erkenntniß, daß die allgemeine Ein- und Ausführung eines Gleichheitsgesetzes, ähnlich dem des alten spartanischen Legislators, das einzige gerechte Auskunftsmittel sei, die Rechtsverletzungen der Menschen zu verbannen, das Gemeinglück und die Wohlfahrt aller zu begründen und bestmöglich zu fördern.

An der Realisirbarkeit dieses seines Ideals zweifelt der Verfasser nicht im geringsten, er hält es vielmehr für gewiß, daß dasselbe sich dereinst vollständig verwirklichen werde. Es mögen noch viele Jahrtausende bis dahin verstreichen, aber gewiß, endlich werde doch eine neue Aera anbrechen, eine Aera, wo „die Aehren des Moralismus und des Rechts allenthalben üppig und in größter Pracht prangen"; eine Aera, wo Gerechtigkeit „in ihrer wahren Majestät herrscht, regiert, angebetet und anerkannt wird als die alleinige und einzige Gottheit im unendlichen Universum"; eine Aera, wo Zank und Streit, Mord und Krieg, wo das Böse überhaupt gar nicht mehr existiren wird; eine Aera, wo Lug und Trug, List und Schlauheit, Neid und Haß nicht einmal dem Namen nach unter den Menschen bekannt sein werden; eine Aera, wo allem Unglück, Jammer, Elend der Menschen ein gründliches Ende gemacht ist; eine Aera der Freiheit und Gleichheit, der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und Cultur, der geistigen und physischen Thätigkeit; eine Aera der Wahrheit und Weisheit, des wahren Friedens und der Rechtserkenntniß; eine Aera der wahren und dauernden Zufriedenheit und Glückseligkeit; eine Aera der völligen Gleichheit und aufrichtigen Verbrüderung der ganzen Menschheit.

Ist nun gleich die Schwärmerei des Verfassers eine edle, so ist es doch immer Schwärmerei. Eine nüchterne Untersuchung des Begriffs der Gerechtigkeit — dieser Gottheit des Verfassers — hätte ihn zu der Ueberzeugung bringen können, daß Gerechtigkeit durchaus nicht jene Gleichheit fordert, die er in ihrem Namen verlangt und deren Verwirklichung er von der Zukunft hofft.

Julius Frauenstädt.

Neue Romane.

1. Der Fluch der Armuth. Roman von Hermann Bjursten. Aus dem Schwedischen von Ferdinand Zeißberg. Drei Bände. Wien, Müller. 1869. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman übertrifft an Ungenießbarkeit viele Productionen aus diesem Gebiete. Bjursten erzählt uns von Söhnen, die ihre Väter morden, von Vätern, die ihre Kinder tödten und die nicht getödteten im Schmuz des Lasters untergehen lassen, ferner von Todten, die wieder lebendig werden, und ähnlichen heitern Dingen, und zwar in sehr origineller Weise. Sechs und mehr Geschichten, sämmtlich mit der frühesten Kindheit ihrer Helden beginnend, laufen nebeneinander her, im alleräußerlichsten Zusammenhang miteinander. Gleichwol wäre aus dem Stoff etwas zu machen gewesen. Den Kampf eines begabten Menschen mit der Ungunst der Verhältnisse darzustellen, sein Ringen mit der Armuth und Niedrigkeit, in die seine Geburt ihn versetzt, das ist eine nicht zu verachtende Aufgabe. Aber zu ihrer Lösung gehört eine gewaltige Kraft, ein wirkliches Talent. Das scheint uns Hermann Bjursten nicht zu sein, denn er verarbeitete seinen Vorwurf zu einem Makulaturroman der gewöhnlichsten Sorte. Damit ist alles gesagt. Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß an ein so verfehltes Product des Auslandes die Mühe und die Kosten einer deutschen Uebersetzung verschwendet werden konnten.

2. Satan und Cherub. Originalroman in vier Bänden von Daniel von Kászony. Leipzig, Minde. 1869. 8. 4 Thlr.

Das Gefühl, welches die Lektüre dieses Romans erweckt, ist ein aus Unwillen und Bedauern zusammengesetztes. Wir sind empört über die Roheit, die sich darin offenbart, bedauern sie aber zugleich, weil wir es hier mit einer entschiedenen Begabung zu thun haben. Es ist Methode im Wahnsinn. Dazu kommt, daß an ein Verlassen des einmal betretenen Pfades seitens des Autors kaum zu denken ist, da Kászony nicht mehr zu den jugendlichen Schriftstellern zu gehören scheint. Auch er ist an dem fieberhaften Verlangen der Masse nach gewaltsamen unnatürlichen Echauffements zu Grunde gegangen. Die Ingredienzien zu seinem Roman sind dieselben wie zu dem vorerwähnten Roman, nur stärker, packender: Ungeheuerlichkeiten über Ungeheuerlichkeiten, raffinirte Betrügereien, Diebstähle, Fälschungen, Morde — was will man mehr! Man glaubt, einen riesigen Hexenkessel vor sich zu haben, aus dem die widerlichsten Dämpfe aufsteigen. Und doch verräth sich Talent. Die Architektur des Romans läßt wenig zu wünschen übrig, den überaus albernen Schluß etwa abgerechnet; es ist Spannung und Steigerung da bis zum Ende des dritten Bandes; ferner übersichtliche Gruppirung und meist scharfe Charakteristik, dann und wann zeigt sich auch Sinn für psychologische Entwickelung. Es ist schade, daß so viel Kraft auf ein Werk verwendet wurde, das in seiner Totalität lediglich geeignet ist, die ohnehin schon arge Verwilderung des Geschmacks zu fördern.

Zwei Schwestern, beide von einem Vater, aber verschiedenen Müttern, einander aufs Haar ähnlich, werden einer großen Erbschaft wegen, welche die eine machen soll, vertauscht, d. h. die nichtberechtigte Schwester wird an Stelle der berechtigten gesetzt. Beide heißen Miranda und sind nach des Verfassers Meinung die Heldinnen seines

Romans. Im Grunde genommen ist aber nur Miranda der Satan die Heldin, während Miranda der Cherub mehr als Folie dient. Natürlich ist erstere die eingedrungene, letztere die verdrängte Schwester. Satan und Cherub führen nun einen sehr geschickt verwickelten Erbschaftsproceß, und es hat lange Zeit den Anschein, als ob der Cherub dabei zu kurz kommen sollte, bis die Liebe zu einem und demselben Manne beide vereinigt. Aber nur die Liebe des Satans ist echt — der Cherub findet später einen andern Gegenstand seiner Neigung, tritt also seine Rechte an den frühern Geliebten an den Satan ab. Dieser wird endlich gebändigt, versöhnt sich mit dem Cherub und theilt mit ihm die Erbschaft, die den ganzen Zwist hervorgerufen.

Wie roh der Verfasser verfährt, ergibt sich auch aus seiner Erzählungsweise. Fortwährend fällt er aus der Rolle des Erzählers heraus und tritt vor uns als sehr selbstbewußter Literat, der es für seine Pflicht hält, uns mitzutheilen, weshalb er in seinem Roman so und so zu Werke geht. Man lese I, 57:

Es ist durchaus und zwar im Interesse der Leser nothwendig, daß spannende Kapitel auf jenem Punkte vom Verfasser abgebrochen werden, wo das Interesse der Leser auf den höchsten Gipfel gelangt ist. Diese Oekonomie des romantischen Werks werden sie beinahe bei allen Romantikern (!) finden, es ist gleich wie bei dem Rhein, welcher sich im Sande verliert, um mehrere Meilen höher wieder in Vorschein zu kommen. Dies ist die Ursache, daß wir ihnen die Fortsetzung des Zwiegesprächs der beiden Vetter wohlberechnet (!) vorenthalten und sie beisammen lassen, geben jedoch das Versprechen (!!), sie später mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen.

Ferner II, 131:

Wir sind wieder im Interesse unserer Leser gezwungen, den Faden der Erzählung fallen zu lassen, um ihn dann später aufzunehmen, und so wie wir in den letzten zwei Kapiteln mit der Zeit rückwärts gegangen sind, jetzt um ebenso viel einen Sprung nach vorwärts zu gehen . . .

S. 205:

Wie schwer wäre es auf diese Fragen zu antworten . . . Dennoch glauben wir auf alle diese Fragen bejahend antworten zu können (!).

Sodann III, 93:

Man verzeihe uns dieses kurze Abschweifen von der Handlung, in einem Roman passen an gehöriger Stelle auch gelehrte Blitze (!) der ernsten Wissenschaft.

S. 190:

Die junge Dame hatte ihren Kranken auf einen Platz im Vauxhall-Garten geführt, wo er ausruhen und ein Sonnenbad nehmen konnte, d. h. sein Gesicht war durch den Sonnenschirm, mit welchem ihn Miranda beschattete, vor dem blendenden Lichte geschützt, während sein übriger Körper in der Wärme schwimmen konnte. Wir gebrauchen diesen Ausdruck blos infolge des vorigen, allgemein angenommenen eines Sonnenbades (!!).

Wir könnten noch eine stattliche Blumenlese derartiger Eröffnungen zusammenstellen, denken aber, daß die gegebenen kleinen Auszüge sowol dem Leser als Herrn von Kászony genügen werden.

3. Tolle Geschichten. Ein norddeutscher Roman von E. von Dincklage. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1870. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

E. von Dincklage hat zwar gleichfalls Neigung zu Verbrechergeschichten, aber sie behandelt sie wenigstens nur als Episode — freilich zuweilen in solcher Breite, daß die Episode zur Haupthandlung zu werden droht. Wenigstens gilt dies von dem vorliegenden Roman, der um vieles besser wäre, wenn die fatale Geschichte der Erbin von Krainhorst, die, eine Vergiftung behandelnd, einen höchst unangenehmen Eindruck macht, fehlte. Die Geschichten dieses Romans bleiben immer noch toll genug, auch wenn diese tolle Begebenheit ausgeschieden wird. Aber es scheint beinahe, als hegten unsere Romanschreiber die Meinung, daß ein Roman ohne derartige Würze nicht recht genießbar sei. Wir wollen gegen diese Anschauung hiermit ernstlich protestirt haben. Das Verbrechen ist in der Dichtung nur dann berechtigt, wenn es als das Resultat gewaltiger Conflicte in der Seele eines von Grund aus edeln Charakters erscheint, wie in der Tragödie. Denn es gilt dann, die gewaltige Kraft des selbstbestimmenden freien Willens im Kampf mit der gewaltigern Kraft des Weltgeistes zu zeigen und durch den Untergang des Verbrechers das Sittengesetz zu verherrlichen. Aber ein gemeiner Verbrecher, dessen Motive uns Abscheu statt Bedauern einflößen, kann niemals der Gegenstand dichterischer Behandlung sein.

E. von Dincklage schildert in ihrem Roman das Treiben einer altadelichen Junkergesellschaft, die, eingedenk ihrer Vorfahren aus der Zeit des Faustrechts und im Bewußtsein bedeutender physischer Kraft, glaubt, sich auch im 19. Jahrhundert ganz nach Willkür und mit Verachtung jedes Gesetzes geberden zu dürfen. Die Junker jagen auf fremden Gebieten, bestehen Kämpfe mit den Grenzwächtern, befreien einen Zögling ihrer Maximen, der in Gefangenschaft gerathen, aus einer Festung, vollführen mit einem Worte lauter tolle Streiche. Natürlich kommt es nun darauf an, diese wilde Gesellschaft zu bändigen, ihre exclusive Stellung unhaltbar zu machen und sie schließlich gleich andern Sterblichen dem Staatsorganismus einzufügen. Diese Wandlungen werden theils durch die Liebe, theils durch das erwachende reinere Ehrgefühl, theils durch ungünstige äußere Verhältnisse bewirkt.

Auch hier ist der Vorwurf bedeutender als die Ausführung. E. von Dincklage hat wenig Begriffe von architektonischem Bau und Stil. Aber sie sieht die Welt wenigstens mit klaren Augen an und weiß durch eine gewisse Ursprünglichkeit, wenn auch nicht gerade zu fesseln, aber doch eine Zeit lang zu unterhalten. Mehr wird sie mit dem vorliegenden Roman wol auch kaum beabsichtigt haben.

4. Mütze und Krone. Roman von Hermann Schmid. Fünf Bände. Leipzig, Günther. 1869. 8. 4 Thlr.

Mit diesem Roman verlassen wir endlich zu unserer aufrichtigen Freude die naßkalten Regionen des Dilettantismus und treten in das sonnige Reich der Kunst. Hier haben wir endlich einen Künstler und ein Kunstwerk vor uns. Die Species wird immer seltener — um so mehr Grund für uns, das einzelne Individuum und die einzelne Erscheinung mit doppelter Liebe zu betrachten.

Hermann Schmid ist kein Neuling in der Literatur. Die Bühne besitzt von ihm eine Reihe Dramen, das Publikum eine Anzahl belletristischer Schriften. Vorzüglich war es seine Thätigkeit auf dem Felde der Erzählung, die ihn in weitern Kreisen bekannt machte. Wirkten seine

ersten derartigen Versuche, zumal seine bairischen Dorfgeschichten, auch vorzüglich ihres stofflichen Interesses wegen, so kündeten sie doch bereits ein wirkliches Talent an, das zu schönen Hoffnungen berechtigte. Diese Hoffnungen haben sich nun erfüllt. Wir halten den Roman „Mütze und Krone" nicht blos für das beste Werk des Autors — was unter gewissen Verhältnissen nicht eben viel sagen würde —, sondern für eine wirkliche Bereicherung der zeitgenössischen Literatur. Was ihm zunächst hohen Werth verleiht, das ist das moderne Gepräge, der Hauch der Gegenwart, der das Ganze durchweht. Es sind Kinder der Zeit, die uns hier entgegentreten, concrete Gestalten, wie sie uns täglich begegnen oder doch begegnen können. Der Verfasser fußt auf der „festen dauernden Erde", und verschmäht es, uns mit abstracten Phantasien einzuschläfern. Der Roman ist zeitgemäß, weil er auf realistischer Grundlage sich aufbaut.

Und doch ist sein Held ein Schwärmer — freilich ein Schwärmer, wie gerade die Gegenwart sie vielfach erzeugt: ein Schwärmer für das staatliche Wohl der Menschheit, das er einzig in der Regelung des Misverhältnisses zwischen Fürst und Bürger, zwischen Mütze und Krone sieht. Er hält eine Staatsform für möglich, die beiden Theilen nicht nur ihre Rechte wahrt, sondern sie sogar zu gemeinsamem Streben vereint. Das ist aber leider ein unauflösbarer Widerspruch; das eine schließt das andere aus. Ein Fürst mag so populär sein als er will, er mag dem Bürger alle möglichen Concessionen machen — er bleibt der Regierende, der Bürger der Regierte, und die Kluft zwischen beiden ist viel zu breit, als daß sie einander die Hände darüber reichen könnten. Das ist auch die Ansicht des Verfassers, und man wird ihm gern beistimmen. Der Held seines Romans versucht die Lösung jenes Problems — um sehr spät und nach großen Verlusten zur Ueberzeugung der Unlösbarkeit zu gelangen. Aber diesen Versuch in all seinen Phasen zu verfolgen, ist in hohem Grade anregend und fesselnd.

Professor Führer war in seinen Studienjahren mit dem Thronerben eines mittlern Staats, dem Prinzen Felix, befreundet, und beide entwarfen damals hochfliegende Plane zur Beglückung der Menschheit. Als nun der Prinz unerwartet zum Thron gelangt, sucht er Führer auf und bietet ihm das Ministerium an, damit er, im Verein mit ihm, ihre frühern Projecte zur Ausführung bringe. Führer geht mit Freuden darauf ein, da er das schwärmerische Feuer der Begeisterung, das ihn noch immer durchglüht, auch bei dem nunmehrigen Fürsten voraussetzt und, nach dem ersten Auftreten desselben, auch voraussetzen darf. Vergebens sind die Warnungen seines Freundes Riedt, der dem neuen Minister zuruft:

> Ich kenne nur zwei wahre und darum allein mögliche Staatsformen, die volle Alleinherrschaft und den vollkommenen Freistaat. Ein Mittelding gibt es nicht, und jeder Versuch zur Vermittelung ist Halbheit, Schein, Selbstäuschung oder geradezu Betrug. Ich glaube nicht, daß ein Fürst der Erde, wenn er nur ein Jahr lang die Krone getragen und sich an die Vogelperspective gewöhnt hat, ernstlich vermitteln will. Ich glaube es auch von diesem Herzog nicht. Thoren, die von einem patriarchalischen Verhältnisse zwischen Fürst und Volk faseln!

Führer hat nur zu bald Gelegenheit, sich von der Wahrheit dieser Worte zu überzeugen. Sein Herzog besitzt beim Antritt der Regierung den besten Willen, er hegt die besten Absichten, und die ersten Schritte, die er auf Anregung seines Ministers unternimmt, sind anerkennenswerth. Aber die Ideale, die ihm bisher vorgeschwebt, fangen an vor der nackten Wirklichkeit zu zerfließen. Er macht die Erfahrung, daß Plane leichter entworfen als ausgeführt sind, daß eine Reformation der Verhältnisse nicht mit einem Schlage herbeizuführen ist. Diese Erkenntniß läßt seinen Eifer nach und nach erkalten, ja, er empfindet es schließlich als eine drückende Last, den betretenen Pfad der Neuerungen fortzuwandeln, und hält es für das Beste, auf die alte Bahn seiner Väter zurückzukehren. Führer's Begeisterung ist nicht so rasch erloschen, er arbeitet mit heiligem Ernst an seinem großen Werke, trotz der sich täglich mehrenden Zahl seiner Feinde, ja auch dann noch, als der Abfall seines Fürsten ihm klar vor Augen steht. Immer noch hofft er, durch die Gewalt der Ueberzeugung und durch den Hinweis auf die bereits erzielten Früchte ihrer gemeinsamen Bestrebungen den Fürsten wieder zu gewinnen. Als er indeß entdeckt, daß dieser nicht nur ein schwacher Regent, sondern auch ein schwacher Mensch sei, dem sogar das Weib seines Ministers und Freundes nicht heilig ist, da verläßt auch ihn der Glaube an die mögliche Durchführung seiner Mission. Enttäuscht, aber nicht gebrochen, verläßt er sein Vaterland, ihm zurufend:

> Sei glücklich, geliebte deutsche Heimat, so glücklich als unsere kühnsten Träume dich gedacht, und ich weiß, du wirst es sein! Ich fühle es in diesem Augenblicke, der mich anweht wie Odem der Weissagung, du wirst frei und glücklich sein, die Zeit wird kommen, in der alle herrlichen Kräfte in dir zusammenwirken im schönen, harmonischen Ebenmaße, die Zeit der Freiheit, in der kein Zwiespalt mehr sein wird zwischen Fürst und Bürger, keine Feindschaft mehr zwischen Mütze und Krone!

Die Anlage des Romans ist weniger episch als vielmehr dramatisch, und das will uns als ein besonderer Vorzug erscheinen. Wir glauben ein breit ausgeführtes Drama zu lesen — die fünf Bände sind gewissermaßen die fünf Acte. Der erste Band gibt die Exposition und den Beginn der Handlung: Führer übernimmt das Ministerium; der zweite die erste Steigerung: Führer's erste Unternehmungen und die dadurch hervorgerufene Agitation seiner Feinde; der dritte die Krisis: Führer auf dem Gipfel der Macht und zugleich in bedrohliche Conflicte mit der Gegenpartei und seinem eigenen Hause verwickelt; der vierte die Peripetie: die That des Herzogs und zugleich bedenkliche Folgen der einen Neuerung, nämlich des Schwurgerichts; der fünfte endlich die Katastrophe: Führer's Abgang. Diese Form der Behandlung ist nun freilich speciell für das Drama geeignet, aber es sind mannichfache Gründe vorhanden, die ihre Anwendung auch beim Roman wünschenswerth erscheinen lassen. Das Ganze erhält dadurch einen bestimmten Rahmen, das Ueberwuchern des Stoffs wird dadurch verhindert und die Einheit des Gedankens gewahrt.

An Episoden ist kein Mangel. Aber sie sind niemals ohne nähere Beziehungen zur Handlung. Theils erscheinen sie als deren Reflex, theils charakterisiren sie die allgemeine Volksstimmung. Der Stil endlich ist einheitlich, die Sprache correct.

Oskar Elsner.

Musikalische Literatur.

1. Bach und Händel. Eine Monographie. Vorträge, gehalten an der Ramann-Volkmann'schen Musikschule in Nürnberg im Winter 1866 von L. Ramann. Leipzig, Weißbach. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Zu den zahlreichen eigenthümlichen Erscheinungen der gegenwärtigen Kunstepoche gehört jedenfalls auch die, daß auf musikalischem Gebiete die Frauen, so wenig tüchtig und glücklich sich dieselben bisher im allgemeinen in der Composition zu erweisen und so wenig sie namentlich die größern Formen zu beherrschen und plastisch zu gestalten vermochten, sich dagegen auf biographisch-kunstphilosophischem Felde mit Glück zu versuchen anfangen. Wir übersehen deshalb keineswegs die Mängel und Einseitigkeiten namentlich einer Elise Polko, auch einer La Mara u. a., unterschätzen aber ebenso wenig die größere Vielseitigkeit der Anschauung, welche wir gewinnen, wenn sich an derselben auch das feinfühligere und instinctiv viel tiefer oder doch wärmer in manche Seiten eindringende Auge der Frauen betheiligt. Hauptsächlich aus diesem Grunde sind auch die vorliegenden (nicht zutreffend mit dem Ausdruck „Monographie" bezeichneten) Vorträge von Lina Ramann zu den werthvollern Erscheinungen der Gegenwart zu rechnen. Fräulein Ramann ist unstreitig eine der hervorragendsten und verdienstvollsten Musikpädagoginnen der Gegenwart und verdient in erster Reihe neben einer Wiseneder, Gayette-Georgens u. s. w. genannt zu werden. Einerseits erfreut sich die von ihr in Nürnberg gegründete Musikschule bereits seit mehrern Jahren kräftigen Emporblühens, andererseits verdanken wir ihr schon mehrere anziehende oder pädagogisch werthvolle literarische Gaben, z. B. „Die Musik als Gegenstand der Erziehung", „Aus der Gegenwart", „Kindermuse" u. s. w., und nicht minder ist der Eindruck des jetzt erschienenen Werkchens über Bach und Händel ein überwiegend vortheilhafter. Es weht in dem ganzen Buche ein wohlthuender Hauch, wohl geeignet, namentlich jüngere Tonkünstler aufzumuntern und zu warmer Begeisterung, auch zu selbstthätigem Schaffen anzuregen. Die Darstellung ist geistvoll und kräftig, und nur die Ausdrucksweise erscheint hin und wieder absonderlich und gesucht. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß für das Verständniß unserer neuern, demselben überdies viel näher liegenden Classiker Haydn, Mozart und Beethoven viel mehr durch die Schriften von Jahn, Brendel, Oulibischeff, Chrysander, Bitter, Nohl, von Kreißle, Thayer u. s. w. geschehen ist als für Bach und Händel, welche bereits einer entferntern Vergangenheit angehören.

Wie schon der Titel besagt, ist das Buch aus drei den Zöglingen ihrer Musikschule gehaltenen Vorlesungen entstanden. Fräulein Ramann sagt:

> Sie hatten zunächst die Absicht (den Zweck), die Meister Bach und Händel dem Verständnisse meines Publikums zu vermitteln, welche bei ihrer jetzigen Herausgabe dieselbe geblieben ist.

Den Kern bildet 1) das Leben Bach's und Händel's, 2) die geschichtliche und psychologische Stellung der Culturformen und des Oratoriums zur Glaubensidee und 3) die Charakteristik beider Meister. Der erste Abschnitt behandelt in anziehenderer Weise, als dies in derartigen Broschüren gewöhnlich der Fall, nicht jeden von beiden Heroen für sich, sondern läßt die Lebensmomente beider gewissermaßen parallel nebeneinander vorüberziehen, was der ganzen Darstellung einen eigenen Reiz verleiht und das Interesse fortdauernd rege erhält. Dabei ist die Kürze, deren sich die Verfasserin bedient, lobend anzuerkennen, welcher Umstand selbst noch Thatsachen, wie die fast bis zum Ueberdruß oft erzählte Marchand-Affaire, von neuem anziehend macht. Der zweite Abschnitt beleuchtet,

> um unsere beiden großen Meister in ihrer vollen Bedeutung für die geschichtliche Weiterentwickelung der Tonkunst sowol als auch in ihrem rein künstlerischen Schaffen fassen zu können, die musikalischen Formen, deren ihr Genius, theils um durch sie sich zu offenbaren, theils um dieselben zu vollendeter Höhe zu führen, sich bemächtigt hatte, in ihrem geschichtlichen und psychologischen Verhältniß zur Kunst und zur Glaubensidee.

Die Verfasserin hat diese Aufgabe mit vieler Hingebung und großem Fleiße gelöst, und hätte nur dem Oratorium als der bedeutendsten dieser Culturformen noch größern Raum widmen können. Ebenso viel Treffendes enthält die dem zweiten Abschnitte folgende Charakteristik. Nach einer Schilderung der damaligen Zeitverhältnisse, in denen der suchende Blick nirgends jene Einheit gewahrt, welche die Errungenschaft abgeklärter Zustände ist,

> inmitten einer solchen Zeit, solcher Umgebung treten die Persönlichkeiten eines Bach und Händel um so großartiger hervor und erfüllen mit jener Bewunderung, welche sich nur an Geister heften kann, die in den Wirrnissen der Meinungen und des Lebens sich edle männliche Kraft, Geschlossenheit und Festigkeit des Charakters, Hoheit und Tiefe in der Welt der Ideen und Gefühle bewahrt. Beide stehen sie vor uns gewappnet mit dem ehernen Schild des Glaubens, umpanzert von dem Bewußtsein reinen Strebens, im Herzen Gott und ihre Kunst.

Ebenso enthalten die Abschnitte über Wesen, Glauben und Schaffen beider Meister wie über ihre Instrumentalmusik geistvolle und anziehende Mittheilungen.

2. Consonanzen und Dissonanzen. Gesammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit von J. C. Lobe. Leipzig, Baumgärtner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben es hier nicht mit einer jener literarischen Eintagsfliegen oder abgestandenen Gerichte in der Form angenehm unterhaltender Causerien zu thun, welche die moderne Bücherindustrie in so fruchtbarem Grade fort und fort gebiert. Dafür bürgt schon der berühmte Name und die gediegene Richtung ihres Verfassers. Professor Lobe ist in Bezug auf sein verdienstvolles Wirken auf kunstphilosophischem Gebiete ebenso wohl bekannt, wie als geistvoller Feuilletonist geschätzt, sodaß es keines weitern empfehlenden Wortes dieser — größtentheils früher in den verschiedensten Blättern enthaltenen — gesammelten Aufsätze bedarf. Trotzdem manche derselben, wie der Verfasser selbst angibt, bereits mehr als 20 Jahre alt sind, bieten doch fast alle einen noch jetzt interessirenden werthvollen Kern. Nur wenige, z. B. die unfruchtbare

Mühe, das dilettantisch einseitige und verschrobene Notensystem des weiland Herrn von Heeringen zu beleuchten, möchten hiervon auszunehmen sein. Lobe hat in seinem Inhaltsverzeichniß und in der wirklichen Reihenfolge seiner Aufsätze eine doppelte Anordnung getroffen, ob jedoch zum Vortheil leichter Uebersichtlichkeit oder geordneter Zusammenstellung des Stoffs, ist uns nicht recht klar geworden. Das Inhaltsverzeichniß bietet unter der Rubrik „Allgemeines“ folgende Aufsätze: Tonmalerei; ein Wort zur Schillerstiftung; altarabische Musik (über das geistvolle Werk von Christianowitsch); über Daumer's Behauptung, die Musik sei keine Kunst; ferner: worin besteht die Möglichkeit, ein Erfinder zu werden? (mit einigen nicht zu verachtenden Rathschlägen); über Conservatorien; über Preisaufgaben; über das Vergleichen in der Kunst; über das leidige Stimmen und Präludiren im Orchester; Salonmusik; das Orgelspiel und seine Mängel (sehr beherzigenswerth); Vertheidigung des gesprochenen Dialogs in der Oper (unter anderm auf Grund der allerdings sehr wahren Beobachtung, daß uns der Dialog hauptsächlich durch falsche Behandlung und ungeschickte, unmotivirte Zusammenstellung von Dialog und Musik verleidet werde); Entreacte im Schauspiel (Lobe ist gegen alle Entreactsmusik, welche nicht speciell für das betreffende Drama componirt ist); Briefe aus Fernwinkel (geistvolle Persiflagen kleinstädtischen Kunstdünkels wie manches landläufigen Unfugs); über das Unfruchtbare todter Steindenkmäler statt lebendiger Denkmäler durch fruchtbringende Institutionen; Eklekticismus; über Abnehmen des Theaterbesuchs; Revue musikalischer Zeitphrasen, sowie eine Betrachtung darüber, ob aus der Oper die vollkommenste Kunstgattung werden könne.

Die zweite Rubrik des Buchs enthält dagegen: Erinnerungen an Karl August von Weimar, an C. M. von Weber, Ringelhardt (ein sehr beherzigenswerthes Gespräch mit demselben), Spohr, Lortzing, Marschner, Berlioz, den jungen Mendelssohn (ein Quartett bei Goethe), Meyerbeer, Wieprecht, Liszt; ferner über Dittersdorf's Opern (mit Notenbeispielen); Briefe von Jenseits, in denen es L. Nohl ziemlich übel ergeht; das Adagio der Oberonouverture; Octavio im „Don Juan“; die Marseillaise; Schubert's „Erlkönig“; die Gebrüder Müller; über Genast's „Tagebuch eines Schauspielers“; Schumann's „Genoveva“; Wagner's „Judenthum in der Musik“, von einer andern ergötzlichen Seite beleuchtet; Wagner als Dichter; Offenbach und Carlotta Patti. Gewiß eine reiche Auswahl von Lektüre für unser feuilletonistisch arg verzogenes Publikum, die aber, wie gesagt, trotz aller im ersten Augenblick etwas bunt scheinenden Mannichfaltigkeit vor allem einen durchgängig soliden Kern in der rückhaltlosen Ueberzeugungstreue des Verfassers ebenso wie in seiner lichtvollen, warmen und überwiegend unbefangenen, vorurtheilsfreien Darstellung enthält. Werthvoll sind diese gesammelten Schriften ferner wegen der nobeln, ruhigen und objectiven Weise, mit welcher der Verfasser, einerseits seinen von Haus aus eingenommenen conservativen Standpunkt streng festhaltend, andererseits allem Bedeutenden ein warm empfängliches, stets jugendfrisches Gemüth entgegenbringend, überall seine Meinung ausspricht, und die Anhänger neuer Richtungen werden sich wegen so mancher ihren Ansichten widersprechenden Urtheile gewiß gern mit dem Verfasser aussöhnen, wenn sie z. B. S. 55 und 313 inne werden, mit welchem seltenen Muthe Lobe zu einer Zeit z. B. für Hector Berlioz eingetreten ist, wo noch fast alles Verständniß für die Bedeutung dieser Richtungen überhaupt schlummerte. Wir unterlassen daher nicht, dieses einen starken Octavband ausfüllende Sammelwerk des allerseits wohlbekannten und hochgeschätzten Theoretikers als eine nicht nur angenehm unterhaltende, sondern auch mehrfach in ernsterm Grade anregende sowie in manchen Aufsätzen wirklich Aufklärung und Nutzen gewährende Lektüre zu empfehlen.

3. Für Freunde der Tonkunst von Friedrich Rochlitz. Dritte Auflage. Mit einer biographischen Skizze des Verfassers. Vier Bände. Leipzig, Cnobloch. 1868. 8. 4 Thlr.

Friedrich Rochlitz hat für das Verständniß neuer, ungewöhnlicher Schöpfungen, namentlich Beethoven's, zu einer Zeit, wo der Sinn für sie fast noch völlig unentwickelt war, namentlich durch die von ihm im Verein mit dem Hause Breitkopf und Härtel am 3. October 1798 in Leipzig ins Leben gerufene „Allgemeine musikalische Zeitung“ in so hohem Grade verdienstvoll gewirkt und so vielen jungen Talenten und neuen Erscheinungen auf musikalischem Gebiete mit rückhaltlosestem Wohlwollen die Bahn brechen helfen, daß sämmtliche „Freunde der Tonkunst“ alle Ursache haben, ihm ein dankbares und ehrendes Andenken, ein stets rege erhaltenes Interesse zu widmen. Es wird daher die bloße Anzeige genügen, daß seine unter obigem Titel gesammelten Schriften, durch eine anregend geschriebene biographische Skizze von Alfred Dörffel bereichert, in sonst unverändertem Abdruck in neuer (dritter) Auflage erschienen sind.

Dörffel sagt in jener Skizze u. a. über die von Rochlitz gegründete Zeitung:

Von wem die Idee, eine solche Zeitung ins Leben zu rufen, ausging, ob von Rochlitz oder der Handlung Breitkopf und Härtel, ist nicht bestimmt nachweisbar. Rochlitz half aber dieses Institut entwerfen und einrichten, „widmete der Theilnahme daran mit Vergnügen einen Theil seiner Zeit und Kräfte“, ja blieb lange Zeit ganz und gar die Seele desselben. Man darf getrost behaupten: die Zeitung entstand mit ihm und durch ihn, blühte empor mit ihm und setzte reiche Früchte ab; sie alterte mit ihm und überlebte ihn nur um wenige Jahre (sie schloß sich mit Ende 1848); sie ist sein eigentliches Werk. Es waren nur fünf Männer, die gleich anfangs Beihülfe zur Stiftung der Zeitung versprachen, und unter diesen fünf waren drei, die ihr Versprechen erfüllten (u. a. Zelter in Berlin). Hieraus ersieht man, daß Rochlitz so ziemlich auf sich allein angewiesen war, die Gründung und den Fortbestand des Unternehmens zu bewirken. Obschon er sich nirgends als Redacteur oder Herausgeber nannte, so wußte man es doch bald allgemein, daß er hauptsächlich für den Stoff sorgte. Und wenn er erklärte, daß er vom Monat Juni 1804 an den Antheil, den er an der Redaction gehabt habe, aufgeben werde, so bezog man dies nur auf die geschäftlichen Angelegenheiten, von denen er fürder verschont bleiben wollte. Erst mit Ablauf des Jahres 1818 nahm er definitiv Abschied vom Leser, „inwiefern er nämlich Redacteur der Zeitung von ihrem Entstehen bis dahin gewesen sei“, und legte die Führung des Blattes in dem Bewußtsein nieder, „während dieser zwanzig Jahre schwerlich zwanzig Tage verlebt zu haben, wo er des Lesers gar nicht gedacht, sich um ihn gar nicht bemüht hätte“. Fügen wir dem nun hinzu, daß er bis in das Jahr 1835 hinein fortfuhr,

Beiträge in die Zeitung zu liefern — sehr werthvolle Beiträge — so rechtfertigt sich wol die Behauptung, dieselbe sei sein Werk, zur Genüge.

Daß Rochlitz zu einer Zeit, wo die fachwissenschaftliche Presse noch viel unentwickelter war, wo das schriftstellerische Wirken eines Mattheson, Forkel, C. M. von Weber, Gottfried Weber (s. dessen mit C. M. von Weber, Gänsbacher u. s. w. in Manheim herausgegebene „Cäcilia") und weniger anderer noch sehr vereinzelt ohne alle Nachahmung dastand, wo noch keineswegs jene befruchtende Epoche angebrochen war, in der ein Lobe, ein Jahn u. s. w., besonders aber ein Robert Schumann und nach ihm ein Franz Brendel, Wagner, Liszt und viele andere anregend die Feder in die Hand nahmen, daß Rochlitz zu einer solchen Zeit bereits so bahnbrechenden Einfluß ausübte, das verdankt er einer Vereinigung von Eigenschaften, wie sie sich selten bei einem kritischen Schriftsteller vereinigt gefunden haben, Eigenschaften, welche wir zugleich allen Fachcollegen auf das wärmste zur Nachahmung empfehlen können.

Rochlitz stellte das Gute überall sorgsam in den Vordergrund, zeigte sich auch da, wo ihm ein neues Werk dunkel geblieben war, vorsichtig und bescheiden; sein Lob war maßvoll, sein Tadel mild, in beidem war er liebenswürdig. Ueber neue Erscheinungen berichtete er, in seiner Erkenntniß die Durchschnittslinie von damals weit hinter sich lassend, meist in kurzen, aber bestimmt das Rechte treffenden Sätzen. So bahnte er den großen Werken Mozart's, Haydn's und Beethoven's einen sichern Weg durch die verworrenen, sich bekämpfenden, vielfach irrigen Ansichten seiner Zeitgenossen, und sein Wort, weil es Wahrheit war, erhielt eine Macht, die überall hin segensreich wirkte. Noch jetzt wird man, was er z. B. über Beethoven's Symphonien schrieb, mit großem Interesse lesen, wie überhaupt Beethoven vorzugsweise der Meister war, den er werden und wachsen und himmelan, hoch über die Erdenschrift steigen sah. Diesen Meister begleitete er als Erkennender seines Genius treulich bis ans Ende.

Diese Worte werden hoffentlich mehr als genügen, das Andenken eines seinerzeit um lebendige Weiterentwickelung seiner Kunst so hochverdienten, trefflichen Mannes in gebührender Frische in Ehren zu halten.

Hermann Zopff.

Vom Büchertisch.

1. Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Dargestellt von einem Handarbeiter. Eine abermalige Kritik der reinen und praktischen Vernunft. Hamburg, Meißner. 1869. 8. 18 Ngr.

Joseph Dietzgen, Lohgerber in Siegburg, hat es unternommen, in vorliegender Schrift das „Denkvermögen als Organ des Allgemeinen" zu entwickeln. Und da müssen wir eingestehen, daß es dem wackern Herrn ganz gut gelungen ist, die verwickelten Vorgänge des Denkens, jene Oekonomie des Gehirns, deren Erkenntniß dem Handarbeiter meist fern zu liegen scheint, dem aufmerksamen Leser klar zu machen. Der Autor erklärt sich früh, wie es seiner Beschäftigung nach zu erwarten war, für die Inductionsmethode. Ihm ist „die Vernunft die Fähigkeit, dem Besondern das Allgemeine zu entnehmen". Die Vermittelung zwischen der Welt des Denkvermögens und der Welt unserer Sinne wird durch die ganze Schrift aufrichtig gesucht — wenn auch nicht klar gefunden. Denn gerade das, was das unbefangene Nachdenken des werkthätigen Verfassers hat vermeiden wollen — die Ansammlung abstracter Deductionen, denen meist die endgültigen Endschlüsse fehlen —, gerade diese Fülle des Abstracten starrt uns auf jeder Seite entgegen. Der „praktischen Vernunft", der Moral, die doch das Herz aller Philosophie ist, ist nur ein kleiner Theil gewidmet. Freilich wird sehr richtig die Unzulänglichkeit des Einzelnen, das Bedürfniß der Genossenschaft als Kern des Sittengesetzes hingestellt, aber dieser Kern wird doch zu wenig motivirt. Sonst wird in der ganzen Schrift zu viel motivirt: denn für eine neue Kritik der reinen und praktischen Vernunft finden wir in ihr zu viel Definitionen und zu wenig Geschichte der Denksysteme. Auf die einzelnen Heroen der philosophischen Kopfarbeit ist gar keine Rücksicht genommen, somit also ein Hauptzweck des Buchs ganz außer Acht gelassen. Allein man muß es dem Autor zugestehen, daß man als Handarbeiter kaum klarer und gründlicher dem Processe der Kopfarbeit beikommen kann, als er selbst es gethan. Zu klar und zu gründlich, möchten wir sagen; denn gewisse Lieblingsspaziergänge seiner Gedanken leiten den gescheiten Handwerker oft von dem Pfade ab, den seine Disposition nehmen wollte. Man kann auch als Laie in der philosophischen Literatur geneigt sein, sich in seine eigenen Speculationsgänge zu verlieben, gerade so wie ein deutscher Professor von Fach.

2. Im Brautkranz. Briefe an eine junge Verlobte mit einem Kapitel über die Ehe als Morgengabe für Bräute. Von Frau Therese. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 16. 25 Ngr.

Das Urtheil, welches wir bereits in Nr. 4 d. Bl. f. 1869 über die Denk- und Schreibweise von „Frau Therese" abgaben, finden wir auch nach der Lektüre vorliegender Briefe bestätigt. Während in den „Briefen und Blättern" Holtei die bescheidene Frau auf den Büchermarkt führte, gibt sie sich in dem neuesten Büchlein selbst, nur das Recht der eigenen Persönlichkeit blickt uns wiederum mild und anmuthig aus diesen Blättern an. Würdig und feinfühlend sind Frau Theresens Gedanken über die Ehe: die Bestimmung des Weibes zur Familie und dem Glück in der Ruhe und Häuslichkeit leuchtet aus den Worten der Schreiberin als strahlende Sonne, als festes Grundgesetz des ehelichen Glücks hervor; man kann wahrlich allen jungen Frauen zurufen: lies die sinnigen Rathschläge der trefflichen Frau, beherzige sie und — in diesem Zeichen wirst du siegen!

3. Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und seine Werke von F. Arndt. Berlin, R. Lesser. 1869. 8. 10 Ngr.

In dreizehn Kapiteln schildert uns F. Arndt das anfangs dornenvolle, später fruchtreiche Künstlerleben des „Malers des Kosmos", eine Bezeichnung, die höchst treffend ist. Die Jugend des Künstlers, die Zeit des Strebens

und Lernens in Paris, endlich die berliner Meisterzeit mit ihrer wachsenden Anerkennung Hildebrandt's —, alle diese Phasen eines bewegten Lebens treten in Arndt's Darstellung lebendig in die Erscheinung. Liebenswürdig genug zeigt sich uns das Freundschaftsband, das Hildebrandt an Humboldt knüpfte, ebenso Hildebrandt's gemüthliche humoristische Art, die ihm einen theilnehmenden Freundeskreis schaffte. In neun Bogen eine eingehende Biographie, ein folgerechtes Lebensbild eines hochgewürdigten Mannes zu geben, das ist sonst nicht Sache der weitschweifigen deutschen Art — um so mehr sei hier die glückliche Feder gelobt, die mit feinem Geschick und großer Pietät die Gebilde des Pinsels und deren Meister zur saubern Federzeichnung verarbeitet hat.

4. Leibniz's ägyptischer Plan. Eine historisch-kritische Monographie von **K. G. Blumstengel**. Leipzig, Lorentz. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Der zweiundzwanzigjährige Leibnitz *), damals am kurmainzischen Hofe, faßte den Plan, den König von Frankreich, den gerade die holländischen Kriege beschäftigten, auf die Eroberung eines orientalischen Landes und zwar Aegyptens hinzuweisen. Die Bedeutung, die Aegypten für die großen Monarchien des Alterthums hatte, die ungemeine Fruchtbarkeit seines Bodens, seine Lage am Kreuzweg dreier Erdtheile verwiesen den jungen Gelehrten auf eine Combination, der er in seinem Consilium Aegyptiacum Ausdruck gab. Sehr richtig sah Leibnitz voraus, daß es für Europa heilsam wäre, die Gedanken Ludwig's XIV. vom Kriege mit Holland abzulenken. In jenem Zeitpunkt stand Frankreich in den schlechtesten Beziehungen zur Pforte: es war also gerathen, um das Unheil eines allgemeinen europäischen Kriegs und Elends abzuwenden, Ludwig XIV. einen Plan vorzulegen, der, sowie er jene europäische Calamität verhinderte, dem Könige die lockendsten Vortheile in Aussicht stellte. So ging Leibnitz an die berühmte Denkschrift, deren Exposé hier zu geben, dankbar für den Leser, aber zu umfangreich für d. Bl. wäre. Sie verheißt bei Befolgung ihrer Vorschläge einen gänzlichen Umschwung der Verhältnisse: unserm Philosophen ergibt sich aus dem glücklichen Ausgang eines ägyptischen Kriegs ganz unwiderleglich für Frankreich, die Großmacht zur See, der Levantehandel, die Herrschaft der Christen, der Sturz des türkischen Reichs. Aber das Schicksal dieser Denkschrift war ein unglückliches. Die Protectoren Leibnitz', Boyneburg und der Kurfürst starben bald darauf, und Ludwig wie seine Minister zeigten keine große Lust, den kühnen Plan zu realisiren. Wenn er ausgeführt wäre, hätte er vielleicht den großen europäischen Krieg verhindert, welcher das Mark Frankreichs verzehrte. Mindestens so interessant als die Geschichte des ägyptischen Plans bei Leibnitz' Lebzeiten, sind dessen Schicksale nach des Autors Tode, über die uns Blumstengel treu berichtet. Man sollte meinen, Napoleon wäre nur Leibnitz' Plan gefolgt, als er die ägyptische Expedition unternahm. Wenigstens neigt sich Thiers (in der „Histoire de la Révolution française") dieser Auffassung zu, ebenso Michaud in der „Geschichte der Kreuzzüge". Aber der Sachverhalt ist dennoch ein anderer. Blumstengel weist schlagend nach, „daß niemand vor dem Jahre 1803 von dem Leibnitz'schen Mémoire Kunde hatte" (S. 93). Erst nach seiner misglückten Expedition lernte Napoleon die Denkschrift kennen. General Mortier schickte ihm, als er Hannover besetzte, im Spätsommer 1803 aus dem dortigen Archiv eine Abschrift. „Mit welchen Empfindungen — ruft Blumstengel aus — mag er sie gelesen haben!" Soweit unser Résumé über den Inhalt des Leibnitz'schen „Consilium" und dessen Geschick. Die Darstellung des Autors ist im historischen wie im kritischen Theil gleich würdig und voll Liebe für den Gegenstand gehalten. Freilich tritt die kritische Seite der Schrift gegen die historische zurück: ist es doch lohnend genug, des großen Denkers Jugendgedanken in getreuer Relation der Nachwelt wieder vorzuführen!

*) Wir behalten die Schreibung mit tz bei, da die Analogie deutscher Namen die Orthographie mit tz, nicht die mit z kennt, sowol in Orts- als in Personennamen. Auch Rudolf Hildebrand schreibt „Leibnitz".

5. Der Talmud. Von **Emanuel Deutsch**. Aus der siebenten englischen Auflage ins Deutsche übertragen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Dümmler. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber das Wesen und die Beschaffenheit jenes eigenthümlichen Erzeugnisses, dessen Name fast unmerklich seine Stelle unter den Alltagsworten Europas einzunehmen beginnt, gibt uns der rühmlichst bekannte Verfasser, der sprachkundige Bibliothekar des Britischen Museums, sorgsamen Aufschluß. Vom Talmud gilt das Wort, daß nie ein Buch zugleich allgemeiner citirt und allgemeiner vernachlässigt worden. Und doch enthält er eine Menge Dinge, welche die menschliche Cultur im allerweitesten Sinne angehen. „Tag für Tag", versichert Deutsch, „tauchen aus den Tiefen des Talmud neue Bilder ans Licht herauf. Bilder aus Hellas und Byzanz, Aegypten und Rom, Persien und Palästina; vom Tempel und Forum, von Krieg und Frieden, Freude und Trauer; Bilder voll Lebenskraft und Farbenglut!" Dabei ist Deutsch fern von Parteilichkeit, ein gerechter Richter, dessen objectivem Blick das unvergänglich Echte aus dem wunderbaren Buch kund wird. Auf den ersten Seiten (bis S. 13) gibt er eine historische Uebersicht der Schicksale des Talmud, auch in Beziehung auf die Textkritik. Dann folgt die Darlegung des unendlichen Inhalts, geschieden nach seiner theologischen, juridischen und ethischen Seite. Bedeutsam und für die Aufklärung über die talmudische Denkart interessant ist die Wurzel der Sittenlehre, das Gesetz „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", das (wie es sich ja auch im Alten Testament findet) eine jüdische Vorschrift ist. Sprachlich merkwürdig ist ferner die Bereicherung des römischen und griechischen Sprachschatzes durch semitische Worte, wie sie Deutsch (S. 49—51) nachweist. Die Lehre von der ewigen Verdammniß ist dem Talmud unbekannt, ebenso vermag er nicht die Todesstrafe zu billigen, freilich entgegen der mosaischen Gesetzesstrenge. Den Schluß der Darstellung bilden auserlesene Weisheitssprüche aus dem merkwürdigen Buch, dessen Geist der gelehrte Bibliothekar in seiner vollen Blüte uns vorführt. Man kann geistvoll, gelehrt und doch elegant schreiben, das hat Deutsch in seiner kleinen Schrift gezeigt: jene liebenswürdige Mischung von tüchtigem Inhalt und geschmackvoller Form, die den deutschen Gelehrten noch immer nicht recht in die Feder will, hat sich der gelehrte Deutsche unter dem Volk der Essayisten durchweg angeeignet.

6. Das Verbot der Ehe innerhalb der nahen Verwandtschaft, nach der Heiligen Schrift und nach den Grundsätzen der christlichen Kirche dargestellt von Heinrich W. J. Thiersch. Nördlingen, Beck. 1869. 8. 24 Ngr.

„Nach der Heiligen Schrift und nach den Grundsätzen der christlichen Kirche" ist die vorliegende sehr eingehende Schrift abgefaßt. Sie erklärt sich entschieden gegen jede Licenz in Betreff der Heirath in nahen Verwandtschaftsgraden, und verdammt vorzugsweise die neuere laxe Richtung des Protestantismus, die die Ehe in den durch die Heilige Schrift verbotenen Graden gestattet. Wehe über die protestantische Geistlichkeit! Der bekannte Vorkämpfer des Irvingianismus sagt's ihr deutlich. „Fort und fort", wehklagt er, „werden eheliche Verbindungen mit der Tante, mit der Nichte, mit des Bruders Witwe, mit der Schwester der Frau eingesegnet, und man vernimmt nichts davon, daß sich das Gewissen der Geistlichen dagegen sträube." Der Standpunkt des Autors ist gewiß scharf bezeichnet, wenn wir anführen, daß er in seiner Besprechung des neuern Protestantismus an der freiern Bewegung der Kirche kein gutes Haar läßt, daß ihm vielmehr Stahl und die beiden Gerlach neben Hengstenberg die einzigen Oasen in der Wüste der neuesten Kirchengeschichte sind. Damit ist der Autor und seine Schrift wohl zur Genüge gekennzeichnet. Für unser Gefühl macht es einen unerquicklichen Eindruck, wenn wir die Bemühungen der Theologie und der orthodoxen Jurisprudenz (so in der Broschüre des Professor Kuntze über die Todesstrafe), die Rechtsverbindlichkeit der mosaischen Tradition für das moderne Bewußtsein zu retten, vor der Kritik und dem Publikum so kläglich scheitern sehen.

7. Gerstäcker und die Mission. Ein Gespräch über den Roman aus der Südsee „Die Missionare" von Friedrich Gerstäcker, allen Freunden der Wahrheit zur Verständigung mitgetheilt von Gustav Jahn. Zweite Auflage. Halle, Mühlmann. 1869. 8. 4 Ngr.

Schon die Ausführlichkeit des Titels läßt uns erkennen, was wir in vorliegendem Gespräch zu erwarten haben. Es ist nichts weniger als eine Abwehr der Angriffe auf die Mission, die der bekannte Kenner und Schilderer der Tropen in seinem neuen Südseeroman unternommen hat. Freund der Mission, eifriger Bekenner der Rechtgläubigkeit, setzt Hr. B. Hrn. A., einem Nachbeter der Gerstäcker'schen Anschuldigungen, auseinander, wie jene schweren Vorwürfe, die zumeist auf die vermeintliche Sittenverschlechterung der Missionare gerichtet sind, jedes innern Grundes entbehren. Es ist auch ein frommes Gemüth, dieser Hr. B., gewiß nicht weniger fromm als der Autor des eben besprochenen „Verbots der Ehe", allein „wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein"! Aus diesem kleinen Dialog spricht der Geist echter Christlichkeit, der über die Verdächtigung der eigenen Partei von seiten des Gegners nicht Zeter schreit, sondern mit Maß und Ernst die gegnerischen Vorwürfe einer strengen Prüfung unterwirft. Wir kennen nicht Gerstäcker's Buch: aber das vorliegende Gespräch macht uns in seiner gemessenen Haltung den Eindruck, als ob die Bezeichnung der „Oberflächlichkeit" hinsichtlich der Beschreibung religiöser Zustände in den „Missionaren" keine unberechtigte sei.

8. Lebensbilder, geschichtliche und culturgeschichtliche. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greises. Zweiter Theil. Hannover, Meyer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Theil der „Lebensbilder" ist bei weitem fesselnder, dem Inhalt und der Ausführung nach, als der zweite. Dennoch herrscht auch in diesem ein reines Gemüth, feine Beobachtungsgabe und poetische Auffassung wohlthuend über die ruhige Darstellung. Es ist freilich mehr die Ausführung als der Inhalt, deren Gediegenheit im zweiten Theile hervortritt, denn des lebensvollen Inhalts ist darin sehr wenig. Royalistisch genug ist die Auffassung der Natur und Regierung Ernst August's gefärbt: die Geschichte hat über den gestrengen Herrn wol ein ganz anderes Urtheil. Jedoch haben diese Bilder ihren Schwerpunkt an einer andern Stelle zu suchen: es ist die Idylle des Dorflebens, die der Verfasser mit künstlerischer Hand in ihrem kleinen Leben uns malt. Nur stören die zahlreich eingestreuten Gedichte, die dem Autor in den Weg gelaufen sind, wo wir die Schilderung eigener Stimmungen erwarteten. So hat er sich's freilich bequemer gemacht; aber was sollen gerade die bekanntesten Poeme deutscher Dichter da, wo es dem Leser darauf ankommt, Originales und Persönliches kennen zu lernen?

9. Werke und Tage. Gesammelte Aufsätze von Max Maria von Weber. Weimar, B. F. Voigt. 1869. Gr. 16. 24 Ngr.

„Es gibt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker. Noch ist jenes Wissen, das die Körper von der bindenden Macht der Schwere befreit, den Gedanken so schnell, als er entsteht, um den Erdball wandern läßt, das uns kleidet, nährt und behaust, in denjenigen Kreisen der civilisirten Welt, in denen der Ruhm entsteht und wohnt, jenem Können nicht ebenbürtig erklärt worden, welches die Geister schmückt und die Seelen erquickt. Noch ist die Technik nicht salonfähig in der guten Gesellschaft, noch ist die gute Erziehung nicht verpflichtet von ihr Notiz zu nehmen." Und doch ist es eine so liebenswürdige Gesellschaft, diese Gesellschaft der technischen Geister, in die uns Weber führt! Und doch ist neben der genialen Arbeit dieser Ingenieure und Baumeister, die uns der Autor in lebensfrischen Bildern vorführt, so viel Romantik in seinen Schilderungen, daß selbst „die gute Gesellschaft" getrost diese Aufsätze in die Hand nehmen kann, ohne zu befürchten, vom Kohlenstaub und, was sie noch mehr fürchtet, vom Ennui der technischen Auseinandersetzungen belästigt zu werden! Bald ist es die Häuslichkeit Robert Stephenson's, die uns des großen Tonsetzers Sohn mit treuer Beobachtungsgabe malt, bald sind es Bilder aus den Maschinenwerkstätten, das Wunderwerk einer Eisenbahn, die in unglaublich kurzer Zeit gebaut ward, bald Jagd- und Wüstenscenen aus Nordafrika, oder Seeabenteuer aus allen Meeren, die unser Interesse fesseln. Hr. von Weber ist ein prächtiger Cicerone. Ueberall wohin er uns führt, belauschen wir Natur und Menschenarbeit in ihren Producten: nicht allein, daß wir Gewordenes bewundern, wir sehen auch das Werden vor uns und die Anschaulichkeit der geschilderten Gegenstände läßt nachhaltige Belehrung in uns zurück. Was nach Lessing's Darlegung der Dichter vor dem Maler voraushat, die Handlung in ihrer Folge vor unsern Augen

vorgehen zu machen, während der bildende Künstler nur einen Moment derselben fixiren kann, das kommt dem dichterischen Beschreibungstalent des Autors vortrefflich zu statten. Als ein moderner Hesiod der technischen Welt zeigt er uns „Werke und Tage"; der Tag, den der Leser der Lektüre seines Werks widmet, wird ihm sicher kein verlorener sein.

10. Littauen und die Littauer. Gesammelte Skizzen von Otto Glagau. Leipzig, Opetz. 1869. 8. 1 Thlr.

Kein Gau in dem man in deutscher Zunge redet, ist sowenig denen „im Reich" bekannt als das Land zwischen Weichsel und Niemen, keinen gibt's, von dem man so viel Fabeln erzählte, über den so viel unrichtige Vorstellungen im Schwange sind. Land und Leute der ostpreußischen Provinz sind dem Mittel- und Süddeutschen in seiner Vorstellung näher an Sibirien als an Deutschland gerückt. Da kommt denn jede ethnographische Arbeit, die uns über ostpreußische Zustände und Menschen aufklärt, gelegen, und wir sind selbst dann geneigt, zu verzeihen, wenn wir derartige Schriften im losesten feuilletonistischen Gewande antreffen. Sehr sorgsam genäht ist das Gewand, das Glagau seinen Skizzen gegeben hat, nun freilich nicht; die Fäden sitzen lose genug und die Nähte gucken überall hervor. Es ist eben feuilletonistischer Boden, auf dem diese Arbeiten gefertigt sind, die großen Werkstätten der „Nationalzeitung" und des „Daheim" sind ihre Heimat. Nur wundern wir uns, daß der Autor, der doch selbst ein Autochthone des Bodens ist, den er beschreibt, sein eigenes Urtheil nicht öfter sprechen läßt. Er zieht es vor, über litauische Angelegenheiten andere Gewährsmänner sprechen zu lassen als sich selbst. Es ist ein schönes Stück ostpreußischen Landes, das heiden- und roßreiche Litauen, das uns der Autor schildert. Leicht und gefällig fließt seine Feder dahin, wir erhalten auch wirklich Einblick und Stimmung, bis uns oft genug ein unmotivirtes Hervorheben des Unwichtigen ein Lächeln ablockt und uns die glatte Lektüre unterbricht. Und was wir gern wissen wollen, erfahren wir nicht immer. Wenn z. B. Glagau uns über den einzigen Industriezweig Ostpreußens, die Bernsteinbaggerei von Stantien und Becker, belehrende Aufschlüsse gibt und dabei die auffallende Thatsache erwähnt, daß unter dem gebaggerten Bernstein auch zahlreiche schon bearbeitete Stücke vorkommen (S. 188), so versäumt er es ganz und gar, uns über die Vermuthungen der Jetztzeit in Betreff jener merkwürdigen Erscheinung aufzuklären. Er hat hier ganz vergessen, andern Autoren zu folgen; eine Maxime, der er doch sonst ziemlich stark huldigt. Denn die (S. 189) angeführte Bemerkung (Glagau's ganzes Urtheil über das erwähnte Vorkommniß!): „Es drängt sich die Vermuthung auf, daß dieser verarbeitete Bernstein einem vorweltlichen Geschlechte entstammt, und daß auch die vorweltlichen Künstler, vielleicht mitten in ihrer Arbeit, von der gedachten Erdrevolution ereilt wurden", ist doch gar zu naiv und dürfte zu einigem nicht uninteressanten Gedankenaustausch mit dem Autor über „vorweltliche Künstler" und die Zeit des ersten Auftretens des Menschen Anlaß geben. Wir zweifeln nicht an unserer gründlichen Belehrung über diesen Punkt durch Glagau; ebenso wenig wie Doctor G. Berendt in Königsberg, wenn er Glagau's Skizzen lesen sollte, an einer auffallenden Familienähnlichkeit mehrerer Kapitel derselben mit einem eigenen (in der altpreußischen „Monatsschrift", Jahrgang 1867 veröffentlichten) Aufsatz' wird zweifeln können.

Die Briefe des Generalpostmeisters von Nagler.

Briefe des königlich Preußischen Staatsministers, General-Postmeisters und ehemaligen Bundestags-Gesandten Karl Ferdinand Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten. Als ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts herausgegeben von Ernst Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 4 Thlr.

Wie wichtig die Memoiren- und Briefliteratur für die neuere und neueste Geschichte ist, wie sie für die Geschichte der Gegenwart unerlaßliches Hülfsmittel geworden, das bezweifelt auch kein historischer Akademiker mehr. Hat doch der Meister neuerer Geschichtsforschung, Leopold Ranke, unermüdlich auf die Bedeutsamkeit jener Literatur aufmerksam gemacht: leider fehlt es der deutschen Geschichtschreibung noch gar sehr an derartigen Mittheilungen aus erster Hand, die ihr für die politischen Vorgänge der neuesten Zeit zur ungetrübtesten Quelle werden können. Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" und „Tagebücher" sind getrübt durch Misstimmung und gekränkte Eitelkeit, Lang's und Hormayr's Berichte, besonders die letztern, sind parteilich gefärbt und entbehren des weitsehenden Blicks. Da kommt denn die Herausgabe des Nagler'schen Briefwechsels durch die Hand eines berufenen Geschichtsforschers dem Historiker wie dem deutschen Publikum, das immer mehr Interesse an seiner Geschichte nimmt, höchst willkommen. Ein hochgestellter preußischer Staatsmann, dessen Thätigkeit als Leiter des preußischen Postwesens freilich seinen diplomatischen Bemühungen weit überlegen war, steht in diesen Briefen, die er an seinen „geheimen Agenten" richtet, in plastischer Anschaulichkeit vor unsern Augen. Bureaukrat von reinstem Wasser, der altpreußischen absolutistischen Tradition blind ergeben, zeigt er sich uns rücksichtslos offen in allen Fragen der herrschenden Staatsrichtung, treu ergeben seinem „Herrn", mit dem er, gleichalterig und gleichgesinnt, steht und fällt. Wir können uns nicht versagen, einzelne charakteristische Merkmale des vielgehaßten Mannes aus dem reichen Stoff herauszuheben. Ihm, dem absolutistischen Staatsmann, sind nur die „gut" und „brav", die dem ancien régime, das vor keiner Spionage zurückscheut, dienen. Der Mann, an den die Briefe gerichtet sind, ist ein Subalternbeamter, der spätere Hofrath Kelchner in Frankfurt a. M., ein Mann, der für seine rastlosen geheimen Dienste, die er der preußischen Regierung und Nagler selbst geleistet, keinen materiellen Dank geerntet hat. Nicht einmal ein Orden fiel für den treuen Mann, der ihn sehnsüchtig wünschte, ab. Die Verletzung des Brief-

geheimnisses durch Nagler und seine Untergebenen ist bekannt. Wie faul es mit dem Gewissen der Machthaber aussah, beweist die fortwährende Spionage und die hohe Beachtung, die man politischen Abenteurern, die im Besitz irgendeines Geheimnisses zu sein renommirten, wie Schlottmann (S. 108) u. a. m., angedeihen ließ. Der famose Kombst macht natürlich Nagler fortwährend zu schaffen: der alte Mann hat die größte Angst vor dem (immerhin zweideutigen) Ausplauderer der Frankfurter Bundesgeheimnisse. Nicht minder fürchtet er die (in den dreißiger Jahren) erwachende Presse: er lauscht auf jedes Wort, das die „Juden, Magister, Doctoren und Scribenten aller Art" in die Welt gehen lassen. Wol ahnt er, welche politische Macht, eventuell welcher Beistand die Presse einer geschickten Regierung sein kann; und ist es nicht wie heute, wenn Nagler klagt: „Hier (in Berlin) versteht man weder die rechten Leute (von der Presse) zu benutzen, noch sich Partei zu machen." Dabei ist er, ganz das Kind eines rationalistischen Zeitalters, jeder Orthodoxie abgeneigt: die „Mystiker" sind ihm verhaßt, und dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) bringt er keine große Sympathie entgegen. Es war dies, wie die Thronbesteigung des Prinzen auswies, wechselseitig der Fall. Ganz der alte unverbesserliche Rationalist, Absolutist, kurz das echte Kind des 18. Jahrhunderts, hatte er lieber seine Lust an Gemälden, ja selbst an schlüpfrigen Büchern (II, 52 und 58), denn an den kirchlichen Streitigkeiten seiner Greisenjahre und am „christlich-germanischen Staat". Er kannte die Menschen und verachtete sie. Lächerlich und doch gefährlich waren ihm die Liberalen. Mazzini ist ihm „ein Lump"; „Klüber sollte man mit Börne in einen Sarg legen (zwei Landesverräther)"; Gans „war ein liberaler Narr"; ähnlich lautet sein Urtheil über Rotteck, Herwegh, Prutz, Hoffmann, nur vor Gutzkow's genialer Erscheinung hat er Respect. Es ist interessant, wie er den ersten Producten seiner Feder folgt. Sein Urtheil steigt allmählich. „Auch ein heilloser Kerl" heißt es von Gutzkow 1835. Dann ein paar Monate später „ein merkwürdiger Mensch" und „dieser Mensch ist nicht gewöhnlich"; dann 1838: „Der Gutzkow'sche Aufsatz ist gut" („Die rothe Mütze und die Kapuze"); endlich Ende 1842: „Wie Herr Gutzkow so wichtig und bedeutend wird! Wer hätte dieses gedacht!" Sonst ist der alte Herr auf den Brockhaus'schen Verlag nicht sehr gut zu sprechen. „Man sollte alles, was von Brockhaus verlegt ist, excludiren" (1837). Die Geburt der „Leipziger allgemeinen Zeitung" (1837) begrüßt er mit den Worten: „Die Leipziger allgemeine Zeitung ist infames Gebräue relegirter Preußen", und 1843 verbietet er die (damals aber „Deutsche Allgemeine") Zeitung für Preußen. Das Circular an die Postanstalten findet sich II, 302 abgedruckt. Wie gültig manche Anschauungen Nagler's noch für die Gegenwart sind; mögen nachfolgende Aussprüche zeigen, mit denen wir unsere Blumenlese schließen: „Die studirten Narren misbrauchen die Handwerker, die zu nichts gut sind"; und bei Gelegenheit der erzbischöflichen Wirren in Preußen: „Daß der Papst etwas fulminiren werde, war vorherzusehen. Dergleichen Papstgeschrei ist seit Jahrhunderten gewöhnlich. Man muß dem küchenlateinischen Lärm nur nicht zu viel Werth beilegen. Er verhallt."

Der Herausgeber hat recht, wenn er in seinem trefflichen Vorwort betont, Nagler, der ganz das Ohr des Königs besaß, vertrete in seinen Briefen den damaligen Standpunkt der preußischen Regierung. Die Mühe der Herausgabe des bedeutsamen Briefwechsels sei warm anerkannt: sie ist nicht klein gewesen. Wenn Hardenberg's Memoiren über die Zeit vor dem Tilsiter Frieden 1872 aus dem preußischen Archiv heraus veröffentlicht werden, dürfte wol Karl Mendelssohn-Bartholdy einer der geeignetsten Redactoren sein. Einer aber wird nicht umhin können, den Nagler'schen Briefwechsel zu seinem Hauptmaterial zu zählen: wir meinen den künftigen Geschichtschreiber des Deutschen Bundes, Heinrich von Treitschke.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Englische Charakterbilder" von F. Althaus läßt sich die „Saturday Review" vom 15. Januar wie folgt aus:

„Die Wissenschaft, sagt man, hat keinen andern Feind, als die Unwissenheit. Man würde zu weit gehen, wollte man dasselbe vom Frieden sagen; doch ist es jedenfalls gewiß, daß es keine ergiebigere Quelle nationaler Misverständnisse gibt als die nationalen Vorurtheile, daß Vorurtheil allemal das Ergebniß unvollkommener Belehrung ist und daß man mit der Unwissenheit auch im allgemeinen den Haß verbannt. Das durch die Eigenthümlichkeiten seiner Einrichtungen der Entstellung besonders ausgesetzte England hat dadurch am meisten gelitten. Daher ist es jenen hervorragenden Ausländern, welche in neuerer Zeit seine Gastfreundschaft damit vergolten haben, daß sie unter ihren Landsleuten genauere Belehrung und freisinnigere Auffassungen über England verbreiteten, zu besonderm Danke verpflichtet. Man wird sich hierbei leicht der Namen eines Louis Blanc und Alphonse Esquiros erinnern, und nun haben wir ihnen noch den des Dr. Friedrich Althaus hinzuzufügen, der sich durch Wiederveröffentlichung unter seinem Namen zu der vortrefflichen Reihe von Artikeln über englische Zustände, die wir so häufig in den Blättern von «Unsere Zeit» bewundert haben, bekannt hat. Wenige Ausländer, die unter uns wohnen, sind ihrer Stellung und ihren Gelegenheiten nach besser dazu befähigt, die Gefühle der gebildetsten Klassen der Engländer zu interpretiren. Mit der Art und Weise eines geschulten Denkers und der geduldigen, deutscher Gelehrsamkeit eigenen Forschung verbindet er den edeln Stil eines feingebildeten Schriftstellers, und so ist das Werk ganz vorzüglich geeignet, richtige Vorstellungen über englische Zustände zu verbreiten. Die wichtigsten Essays sind die, welche politische Gegenstände, besonders hervorragende englische Staatsmänner und Denker behandeln. Palmerston, Cobden, D'Israeli, Mill und Carlyle werden der Reihe nach und zwar jeder in einem unparteiischen und auf ihre Verdienste eingehenden Geiste beurtheilt. Es ist natürlich unnöthig zu bemerken, daß das Urtheil eines für die Politik sich lebhaft interessirenden Verfassers von seiner besondern Vorliebe gefärbt sein müsse. Cobden und Mill haben seine wärmsten Sympathien. Doch ist Althaus kein extremer Parteigänger und wird dem conservativen Element in Mill's Philosophie völlig gerecht. Lord Palmerston wird kaum genügend gewürdigt, ob-

schon die Umstände, die ihn bei den Liberalen des Festlandes unbeliebt gemacht, jetzt das Gegentheil von dem sind, was sie früher waren. Mr. D'Israeli wird nicht mit Unrecht als eine «Anomalie» bezeichnet; worauf seine Freunde indessen, wie jener M. P. dem Mr. Matthew Arnold, erwidern könnten: «daß etwas eine Anomalie sei, ist schlechterdings kein Grund zu einer Einwendung dagegen.» Der Essay über Mr. Carlyle ist sehr zutreffend und fein. Der zweite Band ist leichtern Gegenständen gewidmet, unter denen wir besonders einen höchst unterhaltenden Aufsatz über «englische Geizhälse» und eine bemerkenswerth vollständige und genaue Geschichte der englischen Sports erwähnen wollen."

Ueber ein anderes Werk heißt es ebendaselbst:

„Eine Vergleichung von Roskoff's «Geschichte des Teufels» mit der Defoe's würde einen lehrreichen Maßstab für den Fortschritt der Welt seit des letztern Zeiten abgeben. Das vorliegende Werk gehört derselben Gattung von Literatur an wie Mr. Buckle's und Mr. Lecky's Schriften, und könnte fast für ein erweitertes Kapitel aus einem ihrer Werke gelten. Wie in diesen nämlich, so ist auch hier eine ungeheuere Masse aus verschiedenen Quellen zusammengetragenen Materials so geschickt verarbeitet, daß des Verfassers Gelehrsamkeit sich niemals drückend fühlbar macht. Der Gegenstand selbst ist zwar düster und eintönig, doch ist die darauf verwendete Mühe durchaus nicht weggeworfen worden. Wir können uns kaum ein wirksameres Correctiv für jedwedes sentimentale Gelüsten nach den Ideen des Mittelalters denken, als die Durchlesung dieses wohlverbürgten und unparteiischen Berichts über das entsetzliche Unheil und Elend, welches sie veranlaßt haben, gewährt. Dieser Theil des Gegenstandes ist weitaus der ausgedehnteste; aber auch die Dämonolatrie der wilden Völker ist von des Verfassers Plan nicht ausgeschlossen worden und bringt er auch hierüber ausführliche Belehrung bei. Das befriedigendste Kapitel indessen ist das letzte, welches die Geschichte des «Verfalls und Sturzes» des Teufels erzählt."

„Th. Fontane's «Der deutsche Krieg von 1866»", sagt das Blatt ferner, „ist ohne Zweifel die umfassendste Geschichte dieses Kriegs, die bisher erschienen. Es ist eine Mustergeschichte für die große Menge, sowol was den Ton der Erzählung betrifft, die ohne übertriebene Parteilichkeit dem Nationalstolz schmeichelt, als auch was den Glanz der äußern Ausstattung anlangt. Schönere Holzschnitte sind selten aus den deutschen Pressen hervorgegangen, und sie kommen in großer Zahl vor. Einige Ansichten von Ortschaften sind wirkliche Hülfsmittel zum Verständniß des Textes; die Schilderungen der Kriegsoperationen sind, wenn auch nicht streng authentisch, doch jedenfalls sehr anziehend und dabei reichlich vermengt mit Schutzengeln, Sphinxen und Wappenschildern ad captandum. Das Werk eignet sich vortrefflich für den Salontisch und kann sogar einstweilen einen Platz in der Bibliothek behaupten."

Bei Besprechung von „Hegel als deutscher Nationalphilosoph" von Dr. K. Rosenkranz, kommt die „Saturday Review" wieder einmal auf den alten Witz von dem Einen Schüler zurück, der Hegel verstanden, aber falsch, und will ihn auf den Verfasser beziehen. Unsers Wissens ist das bisjetzt niemand in Deutschland eingefallen. Trotzdem sagt der Referent: „Die Idee würde durch sein lichtvolles und unterhaltendes Werk über die Hegel'sche Philosophie fast gerechtfertigt erscheinen." (Die Vermuthung ist also freilich sehr qualificirt — wir wollen sie daher auch nur als façon de parler gelten lassen.) „Man kann weder sein eigenes vollkommenes Eindringen in den Gegenstand, wie er ihn versteht, noch seine Fähigkeit, ihn dem gewöhnlichen Leser begreiflich zu machen, bezweifeln. Doch gerade die Glätte und Durchsichtigkeit seiner Behandlung ist verdachterregend. Läßt sich «das Geheimniß Hegel's» wirklich so leicht mittheilen? Wie dem auch sein mag, die Leser des Buchs werden eine Anzahl prägnanter Ideen, von denen sie wahrscheinlich schon viele auf anderm Wege kennen gelernt haben, in einem gefeilten und anziehenden Stil erklärt und mit Recht oder Unrecht Hegel zugeschrieben finden. Man bekommt auch eine vortreffliche Biographie des Philosophen mit in den Kauf, und seine Hauptwerke werden ausführlich und klar analysirt. Es läßt sich demnach der angenehme und lehrreiche Charakter des Werks durchaus nicht bestreiten; doch glauben wir wol, daß strengere Metaphysiker als Dr. Rosenkranz seine Berechtigung, über den Gegenstand esoterisch zu belehren, in Frage stellen werden."

Anfang und Schluß dieses Referats zeugen nicht für genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande oder dem Verfasser; ein neuer Beweis für uns, den Uebersetzer, daß diese Besprechungen nicht von dem deutschen Gelehrten herrühren, dem manche sie zuschreiben.

Ueber „Richard Wagner" von L. Nohl heißt es: „Diese kritische Biographie ist, so weit sie eben geht, des Rufs Hrn. Nohl's würdig, allein ihre Grenzen sind durch ihre Entstehung als Vortrag zu eng gesteckt. Es wird über Wagner's Biographie zu leicht hingegangen, um der ästhetischen Kritik über seine Musik Platz zu machen, welche erstere jedoch den Uneingeweihten, ohne die letztere gehört zu haben, unverständlich ist. Der Verfasser hätte eher Wagner's Verdienste als Dichter und Dramatiker hervorheben sollen, da diese, obgleich bedeutend, doch bisher nur verhältnißmäßig wenig beachtet worden sind. Einen Operntext denkt man sich nun einmal als etwas so Abgeschmacktes und Blödsinniges, daß es schwierig ist, die Leute zu veranlassen, ihn ernstlich zu betrachten. Wagner hat gezeigt, daß derselbe, ganz abgesehen von den Verdiensten der musikalischen Begleitung, ein Werk von vollendeter Kunst sein könne."

Der auch von der deutschen Presse so günstig besprochene Roman „Kinder der Zeit" von C. M. Sauer, erfährt folgende Beurtheilung in der „Saturday Review". „«Kinder der Zeit» übertrifft den durchschnittlichen deutschen dreibändigen Roman. Er ist zum großen Theile gegen die neueste materialistische Schule gerichtet, und wenn auch auf Erdichtetes basirte Gründe nichts beweisen können, so hat doch das Bewußtsein eines directen Zwecks dem Werke mehr Kraft und Lebendigkeit verliehen, als den neuern Romanen gewöhnlich eigen ist. Die Charaktere sind kräftig, wenn auch etwas derb gezeichnet, und die Erzählung ist durchgängig interessant."

Schließlich lesen wir: „Gedichte" von Wilhelm Stein ist der beste Band deutscher Gedichte, den wir seit lange gesehen haben. Er ist gleich fern von den zwei Erbsünden neuerer deutscher Lyriker — Anspruchmacherei auf der einen Seite und Trivialität auf der andern. Die Stücke sind in der Regel, sowol was die Erfindung als auch die Ausführung betrifft, sehr geringfügig; sie sind aber dennoch unverkennbar das Product einer echt lyrischen Begeisterung. Der Inhalt ist im allgemeinen erotisch und die Sprache höchst leidenschaftlich. Ohne sie geradezu mit den ältesten lyrischen Gedichten Goethe's vergleichen zu wollen, können wir sie doch als wesentlich derselben Schule angehörend bezeichnen."

Bibliographie.

Briefwechsel zwischen Joseph Freih. v. Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Mit einer Biographie F. Pfeiffers von K. Bartsch. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Chardon, G., Memoiren eines Schutzengels. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von J. M. Regensburg, Pustet. 16. 12 Ngr.

Clericus, J. H., Geschichten aus dem Volk. Ausgewählte Erzählungen. 1stes und 2tes Bdchn. St. Gallen, Sonderegger. Gr. 8. à 12 Ngr.

Vermischte Dichtungen, Charaden und Räthsel und Fragmente Horazischer Oden. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Fächer-Sprache der Königin Isabella. Nach spanischem Original bearbeitet von Fenella. Berlin, Janke. 16. 5 Ngr.

Ferrari, A., Man to! Historischer Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 5 Thlr.

Fischhof, A., Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Politische Studie. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gesell, K., Zwei Gedichte. Leipzig, Wartig. 1869. 8. 1 Ngr.

Gisi, W., Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Eine Sammlung aller auf die heutige Schweiz bezüglichen Stellen der griechischen und römischen Autoren mit einleitendem Text und erklärenden Anmerkungen. 1ster Bd. Die Ereignisse bis zum Jahre 69 nach Christo. Bern, Jent u. Reinert. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grote, L., Zur Geschichte Hannovers. Actenstücke und Stimmen aus dem Jahre 1806 nebst einem Anhang aus dem Jahre 1848. Hannover, Brandes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heine, H., Letzte Gedichte und Gedanken. Aus dem Nachlasse des Dichters zum ersten Male veröffentlicht. 3te Aufl. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Hohelied, ein dramatisches Gedicht. Metrisch bearbeitet von H. Stadelmann. Eichstätt, Krüll. 16. 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Die Genesis nach ihrer moralischen und prophetischen Bedeutung betrachtet. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 17. Februar 1870.

Bastian's Reisen in Ostasien.

Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Dritter Band: Reisen in Siam im Jahre 1863. Vierter Band: Reise durch Kambodia nach Cochinchina. Fünfter Band: Reisen im Indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan. Nebst einer Karte Hinterindiens von Kiepert. Jena, Costenoble. 1867—69. Gr. 8. 10 Thlr.

Wir haben bereits die beiden ersten Bände dieses interessanten und inhaltreichen Werks in Nr. 46 und 47 d. Bl. f. 1866 besprochen, welche uns die Geschichte Birmas und den Aufenthalt des deutschen Philosophen am Königshofe von Mandalay schilderten; wir wollen ihm jetzt auf seinen weitern Reisen nach Osten folgen, indem wir vorher noch einige Blicke auf den Charakter des Werks im allgemeinen werfen.

Bastian ist Philosoph und Ethnograph; das Naturwissenschaftliche tritt in seinem Werke mehr in den Hintergrund, ohne indeß gänzlich zu verschwinden. Bastian gibt uns das landschaftliche Colorit mit großer Treue wieder, er ertheilt mancherlei Auskunft über Landwirthschaft, über die Eigenthümlichkeit und Beschaffenheit der Wälder in jenen Landstrichen, er bringt statistische Notizen über die Producte, welche sie erzeugen; aus dem Leben der Thierwelt schildert er viel aus eigener Anschauung und weiß dasselbe überdies durch Mittheilung zahlreicher Fabeln und Sagen der ostasiatischen Völker interessant zu machen; nur die streng wissenschaftliche Bezeichnung der einzelnen Pflanzen und Thiere werden die Fachgelehrten vermissen, sowie überhaupt die vorzugsweise Richtung des Forschergeistes auf die Bereicherung dieser Disciplinen.

Der Philosoph Bastian dagegen hatte für seine Reisen eine große Aufgabe: das Studium des Buddhismus, jenes ebenso philosophischen wie theologischen Religionssystems, welches in ganz Ostasien die überwiegende Herrschaft errungen und mehr als 300 Millionen Bekenner aufzuweisen hat, während seine Literatur von der überwuchernden theologischen Gelehrsamkeit des Ostens zu einer Hyperproductivität entwickelt ist, welche selbst die schreibselige Theologie des Abendlandes in Schatten stellt. Den Buddhismus studirt Bastian an den Quellen; in vielen hundert Klöstern, die er besucht, schöpft er nicht nur aus den Unterredungen mit den Mönchen neue Kenntniß seiner Lehren; er studirt auch alle ihm irgend zugänglichen Klosterschriften und gibt von manchen der großartigsten Baudenkmäler sowol wie auch von Ruinen imposanter Tempel, welche dem Cultus desselben geweiht waren, zum ersten male eine eingehende Beschreibung. Wir mußten an den ersten Bänden tadeln, daß die Notizen über den Buddhismus, aus allem systematischen Zusammenhang gerissen und durch die ganze Reiseschilderung zerstreut, auf den Uneingeweihten einen mehr verwirrenden Eindruck machen; überall pflückte der Reisende einzelne Blumen, aber nirgends waren sie zum Kranz oder auch nur zum Strauß geordnet. Offenbar hat Bastian diesem, auch von andern Seiten ausgesprochenen Tadel Gehör gegeben; in dem Bande, der von Siam handelt, sind drei gesonderte Abschnitte: „Die Klöster und ihre Bewohner", „Die Phantasiewelt des Uebernatürlichen" und „Religiöse Vorstellungen", einer zusammenhängenden Darstellung des Buddhismus gewidmet, wie er sich in Siam ausgebildet hat. Indeß soll der sechste noch nicht veröffentliche Band des Werks einer systematischen Entwickelung des großartigen Religionssystems gewidmet sein; aber immer bleibt noch vielerlei übrig, was in der Zerstreutheit und Isolirtheit, in der es mitgetheilt wird, für den Laien unverständlich ist.

Der Ethnograph und Ethnolog hat die größere Hälfte seiner Arbeit vollendet, wenn er bei Schilderung der ostasiatischen Völker ihre Religion und ihren Cultus eingehend dargestellt hat; denn Leben und Sitte derselben werden so von den Mächten des Glaubens durchdrungen, daß nur noch diese oder jene äußerliche Erscheinung zu schildern übrigbleibt. Bastian betrachtet sich vorzugsweise

als Vertreter der Ethnologie, über deren Bedeutung er sich in der Einleitung zum fünften Bande geistvoll ausspricht. Bastian scheidet die Ethnologie von der Geschichte; jene hört nach seiner Ansicht auf, wo diese beginnt, wo die Nation, das Volk geboren wird: ein Wendepunkt, der gekennzeichnet wird durch das Hervortreten historischer Persönlichkeiten, durch das mehr oder weniger erfolgreiche Eingreifen des Menschen in die Natur und durch den, wenn auch nur oberflächlichen Abdruck seines Willens auf die planetarische Erde. Dagegen meint Bastian: „Jene Propyläen, die nur spärlich vom historischen Lichte erhellt sind, jene äußersten Vorhallen, welche die Geschichte rasch zu durchwandern pflegt und die dann der Tummelplatz der Mythen und Traditionen bleiben, gehören erb und eigen der Ethnologie an, die dieses ihr zukommende Gebiet von den Verkäufern falscher Fabelwaare zu reinigen hat, wie die ersten Regungen psychologischen Schaffens, das früheste Alter des Menschengeistes zu belauschen." Bastian verlangt für die vergleichende Psychologie die naturwissenschaftliche Inductionsmethode, welche ihr nur die Ethnologie bieten kann, indem diese ihr den Apparat des thatsächlich Gegebenen liefert. Entschieden protestirt aber Bastian gegen die traurigen Verstümmelungen des Materialismus, wodurch die Geistesschöpfungen nach dem Prokrustesbette des Anorganischen zugeschnitten werden sollen. Die Aufgabe der Ethnologie besteht zunächst in der Herbeischaffung und Vervollständigung des erforderlichen Materials, in der Sichtung und Klärung desselben und in dem Bestreben, die Berechtigung der inductiven Forschungsmethode in der Psychologie zur Anerkennung zu bringen. Der Philosoph, der dieser Aufgabe jetzt eine besondere Zeitschrift widmet, hat in seinen ostasiatischen Reisen bereits ein sehr reichhaltiges Material für Ethnologie und Völkerpsychologie zusammengetragen, ja er hat durch die vergleichende Zusammenstellung mythologischer und sonstiger Anschauungen aus den verschiedensten Kreisen der Urvölker und aus der Urzeit der geschichtlichen Völker schon manchen wichtigen Baustein für einen systematischen Aufbau herbeigeschafft und überraschende Lichtblicke in die Gemeinsamkeit psychologischer Entwickelung bei den verschiedensten Stämmen eröffnet. Schade nur, daß die Form der Notiz und des Aperçu diesen Mittheilungen zu sehr den Charakter des Rohmaterials verleiht, daß sie allzu oft in ganz abrupter Weise in die Schilderung eingefügt sind, wie überhaupt die früher gerügten Mängel der Sprachmengerei, der in das Deutsche sich ohne scharfe Scheidung hineindrängenden französischen und englischen Citate, sich noch immer in den Noten vorfinden, wenngleich aus dem deutschen Stil undeutsch-englische Wörter und Wendungen entfernt sind. Wir bedauern diese noch immer nicht ganz beseitigte Schwerfälligkeit und Unhandlichkeit des Werks um so mehr, als Bastian in seiner Humboldt-Rede und in der ebenerwähnten Einleitung ebenso viel Stilgewandtheit wie Architektonik im gedanklichen Aufbau einer Abhandlung beweist und als auf der andern Seite das große Lesepublikum, das gerade in der neuesten Zeit durch ansprechende und einleuchtende Darstellung auch der schwierigsten Stoffe verwöhnt ist, sich dadurch leicht von der Lektüre eines hervorragenden Reisewerks zurückschrecken lassen könnte, welches ihm sonst eine Fülle neuer Behauptungen und Anschauungen bieten würde.

Seine Reisen in Siam beginnt Bastian von der birmanisch-siamesischen Grenze aus; er bemerkt alsbald die äußern Unterschiede zwischen Siamesen und Birmanen:

Im Verhältniß zu dem schwerfälligen, kurzbeinigen, schwammigen Siamesen erscheint der Birmane eher schlank und behende, wie ihm auch das in langem Busch herabhängende Haar ein verwegenes Aussehen gibt, gegenüber der bürstenförmigen Frisur, in der die Siamesen das Haar ihres breiten und dicken Kopfes zu scheren pflegen. Die Kleidung der Männer ist ziemlich ähnlich, und bei den Siamesen auch die der Frauen wenig verschieden, da die Siamesinnen das vorne offen geschlitzte Gewand der Birmaninnen nicht kennen, dagegen aber häufig das als Kleid getragene Lendentuch zwischen den Beinen hindurchknoten, wie die Männer bei der Arbeit. In diesem Costüm ist es auf einige Entfernung oft schwer, die Geschlechter zu unterscheiden, da die Kopftracht bei beiden eine ganz gleiche ist.

Die Straße ging anfangs theils durch parkartig gelichtete Teakwälder, theils auf steilen Waldungen durch ein hohes Gebirgsland. Die Reitelefanten bewährten sich hier merkwürdigerweise:

Die Elefanten konnten an dem steilen Abhange nur dadurch festen Fuß fassen, daß sie vorsichtig in die früher eingedrückten Löcher traten. Nach noch manchem Auf und Nieder mußten sie sich durch eine enge Schlucht hindurchwinden, und dann standen wir plötzlich am Fuße eines schroff aufsteigenden Bergwalles, von dem abschüssige Felsmassen über uns herüberhingen. Es schien mir anfangs fraglich, ob sich die steile Höhe an dem Punkte überhaupt erklimmen lasse, bald aber sah ich zu meiner Verwunderung die Elefanten unbedenklich das Aufsteigen beginnen und hielt es für das Beste, mich hinauftragen zu lassen. Trotz seiner schweren Masse, und gerade durch dieselbe, besitzt der Elefant auf steilen Gebirgspfaden einen sehr sichern Tritt. Besonders bergab ist es erstaunlich, die Vorsicht zu beachten, mit der er auf Hinter- und Vorderfüßen niederkauernd ein Bein nach dem andern vorschiebt und sich so langsam herabgleiten läßt.

Bald genossen die Reisenden in angebauter Gegend, in welcher Bäume und Büsche in Alleen geordnet waren, über das Thal des siamesischen Nils, des Menam, hinweg, den Blick auf eine mannichfach gestaltete Gebirgskette, und erreichten dann die Einmündung des Metong in den Menam, über welchen Strom Ueberfahrt und Durchwaten mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Der von der reißenden Strömung fortgerissene Gepäckelefant konnte mit genauer Noth gerettet werden. Jenseit des Stroms lag die lebendige und betriebsame Stadt Rahein, wo Bastian in der Residenz des Gouverneurs, in einer waffengeschmückten Halle, eine Audienz bei diesem Machthaber hatte, die er uns in folgender Weise schildert:

Als der Gouverneur oder Chao-Myang, den meine Birmanen den Mingyi (Großfürsten) nannten, eintrat, reichte er mir seine Hand zum englischen Gruß, der indeß bei seinen zolllangen Fingernägeln etwas schwierig auszuführen war. Die vornehmen Siamesen adoptiren gern diese chinesische Sitte, um dadurch zu zeigen, daß sie einer Bürgerklasse angehören, die von Händearbeit befreit ist. Die ganze Versammlung lag beim Eintritt des Fürsten natürlich auf Elbogen und Knien, doch wurde dem Richter und höhern Beamten die Gnade eines herablassenden Winkes, der ihnen erlaubte, sich nach den Teppichen hinzuwälzen, um auf dieser weichern Unterlage Platz zu nehmen. Das übrige Gefolge mußte es sich auf dem Fußboden bequem machen. Der Mingyi trug unter seinem Putzo oder Lendentuche ein silberdurchsticktes Untergewand, einen kostbaren Ueberwurf in der Form eines Schlafrocks am Oberkörper

und chinesische Pantoffeln. Er ließ sich auf den einen Armstuhl nieder, mit Schwertträgern, Schreibern, Cigarren- und Betelknaben zu seinen Füßen, und begann dann ein längeres Gespräch über die verschiedenen Nationen, die die Erde bewohnen, mich über meine Reisebeobachtungen in andern Ländern, meinen Aufenthalt in der Hauptstadt Birmas und Aehnliches mehr befragend. Er spielte mehrfach auf die Beziehungen zwischen Franzosen und Engländern an, sprach von den Kriegen des großen Napoleon und kannte ebenso den jetzigen Kaiser. Auch die Kunde des furchtbaren Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten war schon bis dahin gedrungen. Dann wandte sich die Unterhaltung auf meine Reisezwecke, und gab besonders der Unterschied zwischen den Lehren der Weisheit oder der Philosophie und den aus den Missionaren gekannten Lehren der Religion Gelegenheit zu weiterer Discussion. Nachdem etwa eine Stunde so verbracht war, bat mich der Gouverneur, sein Gast zu sein, und ließ die auf den Tisch gestellten Schüsseln aufdecken. Die kleinern derselben enthielten alle Arten Ragouts und Fricassés, gebratene oder gekochte Enten und Hühner, Schweinefleisch, Fische und Saucen. Ein gigantisches Gefäß mit Reis wurde hereingebracht und neben uns auf die Erde gestellt. Ein dahinter knieender Diener füllte die Eßschalen mit Reis, der dann mit den auf dem Tische gebotenen Zuthaten gegessen wurde; für mich hatte man Messer und Gabel hingelegt, die gewechselt wurden, als der zweite Gang der Süßigkeiten erschien: Kuchen, Confituren, verzuckerte Bananen, ein Kokosnuß-Pudding u. dgl. m. Wasser wurde in Gläsern gereicht, und zum Abspülen der Hände stand ein Waschbecken bereit. Nachdem abgetafelt war, kehrte ich zu meinem frühern Sitz zurück, und ging das Gespräch noch einige Zeit fort, während schmale Tassen mit Thee herumgereicht und Cigarren geraucht wurden. Beim Fortgehen hatten wir Mühe, uns durch die Zuschauermenge durchzudrängen, die sich inzwischen vor dem Hofthore angesammelt hatte, und kamen wir erst spät, unter Vorantragen von Fackeln, nach unserm Logis zurück.

Nach dem Besuch des Klosters der Kokosnußpalmen und nach der nöthigen Verständigung mit dem Gouverneur trat Bastian auf dem Menam seine Stromfahrt nach Bangkok an, die er uns in anziehender Weise schildert; er besuchte soviel als möglich an den Ruhestätten die Städte, Klöster und Ruinen des Ufers. Die wichtigste der Städte ist das neue Ayuthia, in dessen Nähe die Trümmer der alten, hochberühmten Hauptstadt des Landes liegen:

Die Stadt ist sehr volkreich und nimmt nicht nur auf dem festen Lande eine ziemliche Ausdehnung ein, sondern besetzt auch die beiden Seiten des Flusses mit schwimmenden Häusern, besonders Verkaufsläden, auf deren Straße eine Unzahl kleiner Böte hin- und herschießen. Bald ist es die geschmückte Gondel des vornehmen Siamesen, der sich fortrudern läßt, bald der mit Früchten oder aufgestapelten Porzellanwaaren gefüllte Kahn des Kaufmanns, der seine Waaren ausbietet, bald das Boot des einfachen Bürgers, der seine Geschäfte besorgt, oder das von ihr selbst gesteuerte Boot der Hausfrau, die auf den Markt geht, oder die kleine Nußschale, in der sich der Schulknabe zum Kloster rudert, das Mädchen ihre Freundin besucht. Und dann bricht sich dazwischen wieder ein langes Kriegsboot Bahn, das, im eintönigen Rudertakt fortgestoßen, Regierungsdepeschen besorgt, erscheinen besonders des Morgens beim Bettelgang oder der Bettelfahrt die sorgsam erhaltenen Fahrzeuge der Mönche, die von ihren Schülern gerudert und von den Vorbeipassirenden mit demüthigen Gesten begrüßt werden, bewegt sich schwerfällig ein vollbepacktes Reiseboot seinem Bestimmungsort entgegen, schwankt eine Djonke am Anker, die von Bangkok aus so weit den Fluß heraufgefahren ist.

Von den Trümmern des alten Ayuthia gibt uns Bastian folgende anziehende Schilderung:

Nachdem wir die Straße verlassen und uns eine Strecke durch den Jungle durchgearbeitet hatten, kamen wir zu einem verfallenen Tempel mit zwei Reihen hoher Säulen in der von seinen Mauern umschlossenen Area. Ein kleines Kloster mit Holzwänden war später an die Trümmer angebaut worden. In einem zerstörten Götzenhause lagen eine Menge zerbrochener Figuren aus Stein oder Kupfer umher, während in der Mitte ein vergoldeter Buddha von großen Dimensionen noch aufrecht zwischen dem Schutt dasaß. Zwischen und über den Bäumen waren die Thüren verschiedener Pagoden (Phra Chedi) sichtbar, meistens so dicht mit Epheu und Schlingpflanzen umrankt, daß nur die hohen Spitzen frei blieben. Während ich sie untersuchte, holten mich einige Leute des Gouverneurs ein, die, meine Entfernung bemerkend, mir nachgegangen waren, und machten mir Vorstellungen darüber, daß ich mich in so abgelegenen Orten umhertreibe. Es gäbe dort keine Wege, auf denen man lustwandeln könne, und ich möchte mit ihnen nach der Stadt zurückkehren, wo Menschen wohnten. Ich setzte indeß meine Explorationen fort, obwol die dicht mit Dornengebüschen ineinander verschlungene Wildniß dem Vorwärtsgehen viele Hindernisse in den Weg legte und Lachen stehenden Wassers oftmals weite Umwege erforderten. An einer offenen Stelle betrat ich die Ruine einer in Terrassen aufgebauten Pagode, unter deren Trümmern sich neben andern Figuren die eines doppeltgesichtigen Janusbildes fand. In einiger Entfernung erblickte man einen Kreis kegelförmiger Pagoden, der sogenannte Phra-Phrang oder Phra-Phrom, und nach längerem Suchen in dem üppigen Pflanzenwuchs des Waldes entdeckte ich die Ueberbleibsel eines breiten Pflasterwegs, der dorthin führte. Der erste Phra-Phrang, den wir erreichten, war mit hochspitzigen Phra-Chedi umgeben und glich in seiner Gestalt ziemlich dem Aufsatz der Gopali-Pagode von Pagan. Eine größere stand daneben. Der Bau strebte kegelig in die Höhe, mit zurücktretenden Nischen aufsteigend, und war überall mit Sculpturen bedeckt. An den Ecken zeigte sich die Gestalt eines geflügelten Zwergs in grotesker Form. In einem nebenstehenden Phra-Phrang, der nebst den umgebenden Phra-Chedi durch eine Mauer eingeschlossen war, stieg ich über die Schutttrümmer zu der obern Terrasse empor, wo eine Figuren tragende Glockenpagode ziemlich gut erhalten war. Die Oberfläche des Phra-Phrang zeigte sich in den Nischen mit Sculpturen verziert, und größere Bilder waren in den Ecken ausgearbeitet. Zwischen einer besonders sorgsam ausgearbeiteten Gruppe von Arbesken fand sich ein sitzender Buddha. Von der erhabenen Position des obersten Stockwerks blickte man in weiter Ausdehnung über eine Waldwildniß, die das Terrain der alten Stadt bedeckte und überall die Spitzen der gebrochenen Thürme von Pagoden zwischen der dichten Vegetation herausschauen ließ. Einige Punkte, wie ich auf dem Rückweg fand, waren zum Anbau aufs neue gelichtet, und traf man hier und da zerstreut die Hütte eines Bauern. Auch ein Kloster war in dieser Einsamkeit errichtet, und hörten wir schon aus der Ferne die Stimme der buchstabirenden Knaben die Stille der Umgebung durchbrechen. Da wir auf der Heimkehr eine andere Direction einschlugen, stießen wir auf die Reste einer alten Stadtmauer, die sich bis nach dem Weichbilde der neuen Ansiedelung verfolgen ließ. Mandelsloe zählte in dem zu seiner Zeit weitberühmten Ayuthia 300 Tempel.

Am Tage darauf zeigten sich dem Stromfahrer die hohen Pagoden, die buntgeschmückten Palastthürme Bangkoks, wo ihm bei verschiedenen europäischen Consuln freundliche Aufnahme zutheil wurde.

Von der eigenthümlichen Hauptstadt Siams, welche in vieler Hinsicht eine Stromstadt genannt werden kann, gibt uns Bastian eine anschauliche Darstellung, der wir das Folgende entnehmen:

Bangkok, die Stadt der wilden Oelbäume, erstreckt sich über eine Meile an beiden Ufern des Menam, besonders aber am linken; die innere Stadt, die den Palast enthält, ist mit einer bezinnten Mauer umgeben und nur an den Stellen der Land- oder Wasserthore zugänglich. Die äußere, an die sich das Quartier der Fremden anschließt, läuft ohne bestimmte Grenze in die Vorstädte über. Die mittlere Stadt ist durch

Kanäle und Flußverzweigungen in verschiedene Inseln getheilt, zwischen denen die Häuser auf dem Festlande dichtgedrängt beisammenstehen und kaum einen Raum für die engen Gassen offen lassen. Nur die Straße des Hauptbazars ist breiter und von längerer Ausdehnung. In den äußern Stadttheilen ist der Grund weniger beschränkt und sind die Häuser häufig von Gärten umgeben. Sie sind aus Holz oder Bambus gebaut und auf Pfähle gestellt, sodaß man auf einer Treppe zu der Veranda emporsteigt. Steinmaterial wird außer von den Europäern nur zu den Klöstern und königlichen Palästen verwandt. Der vornehmste Verkehr in Bangkok findet nicht auf dem Lande, sondern auf dem Wasser statt, indem an jeder Seite des Flusses eine doppelte Reihe schwimmender Häuser das Ufer einrahmt und den großen Markt bildet, auf dem sich täglich der betriebsame Theil der Bevölkerung versammelt. Jedes Haus ist an der dem Flusse zugewendeten Seite offen und bildet durch die dort aufgestellten Gegenstände einen offenen Laden, den man im Vorbeifahren im Boote bequem inspiciren kann, um das Convenirende auszuwählen. Gewöhnlich wohnen die Handwerker derselben Zunft zusammen, sodaß man einen raschen Ueberblick über den Vorrath gewinnt. Dazwischen liegen Verkaufsschiffe, die frische Früchte, Fische, Gemüse u. s. w. herbeigebracht haben. Von der Feuchtigkeit abgesehen, bietet ein schwimmendes Haus manche Vortheile, da es jeden Unrath leicht entfernen läßt und durch die allzu große Nähe des Wassers selbst die hinterindischen Schmuzliebhaber zum Waschen verführt. Auch ermöglicht es beliebige Ortsveränderung, indem man seine Wohnung mit der Ebbe oder mit der Flut weiter treiben läßt, um sie an einem neuen Anlegeplatz zu befestigen. Freilich kann die Entfernung auch eine unfreiwillige sein, wenn auf unsicherm Grund geankert wurde. Als ich bei dem Missionar wohnte, sahen wir eines Morgens vor unserm Hause eine neue Straße angetrieben, die während der Nacht losgerissen und von den Bewohnern mit ziemlicher Mühe nach ihrer legitimen Heimat zurückzubringen war. Hat man eine weite Fahrt auf dem Flusse zu machen, so muß stets die Ebbe und Flutzeit berechnet werden, da die nöthige Zeit sich verdoppeln und verdreifachen kann, je nachdem jene günstig oder ungünstig ist. Soviel es angeht, wird alles zu Schiff abgemacht, und es findet sich deshalb immer die halbe Einwohnerschaft der Stadt auf dem Menam oder den Seitenarmen beisammen. Zwischen dem Bootgewimmel in allen möglichen Größen, Farben und Formen ankern die europäischen Dreimaster, pfeifen die Dampfschiffe oder segelt die chinesische Djonke hinauf, mit den dröhnenden Schlägen der Gong die schon im Hafen liegenden Schiffe begrüßend. An den Ufern erheben sich in malerischen Gruppirungen die Thürme der schlanken Pagoden, blicken die Klostergebäude zwischen den Bäumen ihrer Gärten hervor, oder glitzern und schimmern die Dächer der mit Schmuck überladenen Paläste im Sonnenschein.

Der jetzige König von Siam war schon 1825 bei dem Tode seines Vaters der eigentliche Thronerbe, als der einzige legitime Sohn, zog sich aber vor seinem ältern Halbbruder, der den Thron usurpirt hatte, in ein Kloster zurück, wo er nicht nur das Pali und die geistlichen Schriften lernte, sondern sich auch im Lateinischen und Englischen unterrichten ließ. Im Jahre 1851 bestieg er den Thron und erhob seinen jetzt verstorbenen Bruder zum zweiten König, der ebenfalls ein sprachenkundiger Gelehrter war und sogar ein chemisches und physikalisches Cabinet besaß. Der dritte Bruder des Königs, der Prinz Krom Luang, ein wohlbehäbiger fetter Herr, ist Präsident des ärztlichen Collegiums und hat sich das Doctordiplom von einer amerikanischen Universität zu verschaffen gewußt. Bastian erzählt:

In einem ärztlichen Gespräch mit ihm wollte ich ihm einst einige Punkte des Schädels zur Erklärung andeuten und beugte deshalb meinen Arm über seinen Kopf, wurde aber rasch durch das drohende Knurren, das wie ein dumpfes Geroll aus dem Munde aller seiner auf der Erde kriechenden Vasallen zu mir heraufschwoll, an den begangenen Etikettenverstoß erinnert, da es in Siam keine größere Beleidigung gibt, als einen Höhergestellten am Kopfe zu berühren. Das Rasiren hat deshalb für die vornehmen Herren seine eigenen Schwierigkeiten, und die heiligsten der Priester schaben sich gegenseitig, um die Beleidigung durch die Revanche wieder gut zu machen.

Der König selbst ist ein kleiner schmächtiger Mann mit lebendigen Augen, welcher dem Reisenden nach englischer Sitte die Hand schüttelte. Als Fachtheolog sucht er eine neue Sekte des Buddhismus zu stiften, ein reformatorischer Versuch, alles Fabelhafte und Unglaubwürdige aus den Palischriften auszuscheiden und nur die moralische Fassung derselben beizubehalten. Er vertritt also, wie einst Friedrich der Große, die Aufklärung auf dem Thron und ist auch selbst wie dieser der Feder mächtig:

Bei den gelehrten Neigungen des Königs herrscht im Palast viel literarische Thätigkeit. Jährlich wird ein Almanach herausgegeben, der das ganze Land mit den wichtigsten Ereignissen bekannt macht, und in gewissen Perioden eine Hofzeitung, in der die Leitartikel von höchsteigener Hand geschrieben sein sollen. Häufig bietet sich die Gelegenheit, den Fremden in Bangkok Nachricht von einem freudigen oder traurigen Familienereigniß zu geben, und Seine Majestät läßt sich dann die Mühe nicht verdrießen, diese Mittheilung selbst durchzusehen, um sie mit den blumenreichen Phrasen orientalischen Stils zu zieren.

Wir können unserm Reisenden nicht in der nähern Schilderung des Hofs und der einzelnen Minister, der Klöster und Aebte folgen; aber an einer Persönlichkeit Siams dürfen wir nicht vorübergehen, da diese sich in Europa des größten Rufs erfreut und auch von einem berühmten deutschen Dichter besungen worden ist, wir meinen den weißen Elefanten. Bastian erzählt von diesem hochgefeierten Stallheiligen Siams:

Der weiße Elefant, den ich bei meiner Ankunft im Palaste gesehen hatte, war kein ganz echter, als einiger Zeichen ermangelnd, und wurde auch nur Xang Pralat (der wunderbare Elefant) genannt. Groß war daher die Freude, als einige Monate später sich die Kunde durch die Hauptstadt verbreitete, daß in den Wäldern des Nordens ein wirklicher Sproß der heiligen Thiermajestät entdeckt und auch schon von den Kha gefangen sei. Der König zog ihm zum Empfang mehrere Tagereisen entgegen, und bei der Ankunft in Bangkok wurde vor den Palastthoren eine reich vergoldete Tribüne errichtet, auf der der Elefant, von knienden Prinzen und Fürsten bedient, für mehrere Tage den Augen des Volks gezeigt wurde, das in den auf dem freien Platze aufgeschlagenen Schaubuden und Puppentänzen jede Art von Belustigung fand. Neben dem mit goldenem Geschirr bedeckten Elefanten, der sich unter einem weißen Baldachin hin- und herwiegte, war ein mit Teppichen bedeckter Sitz für den König hergerichtet, der auf einer mit silbernem Fußgestell versehenen Sänfte herbeigetragen wurde. Gold- und Silberbäume waren zum Zeichen der Huldigung aufgesteckt. Die vornehmste Rolle bei diesen Ceremonien spielte ein jüngerer Bruder des Königs, der als Reichsmarschall der Elefanten (unter dem Titel Kromma-Xang) alle Angelegenheiten derselben zu verwalten hatte. Ich erhielt durch seine Gefälligkeit ein Buch geliehen, in dem alle die verschiedenen Rassen der Elefanten abgezeichnet und beschrieben waren, sodaß man nach den dort angegebenen Merkmalen den Stammbaum ableiten und nach dem reinern oder weniger edeln Vollblut schätzen konnte. Zu den gewünschten Zeichen gehört, außer dem röthlichen Schein der Haut, völlig schwarze Farbe der Nägel und ein unverletzter Schwanz, der den meisten derselben höher oder tiefer bei einem Kampfe abgebissen ist. Der glückliche Sterbliche, dem es gelingt, einen weißen Elefanten (Xang

phuek) zu entdecken, wird in den Adelstand erhoben und erhält alles Land, so weit man die Stimme eines Elefanten hört, frei von Steuer und Frondiensten. Sobald die Nachricht dieses heilverheißenden Ereignisses nach der Hauptstadt kommt, erhält der Gouverneur der dortigen Provinz Befehl, einen weiten und bequemen Weg durch die Wilde hauen zu lassen, damit das göttliche Thier bequem nach dem Flusse reise, um von dort in Staatsschiffen herabgebracht zu werden. Im Palast angekommen, erhält es seinen eigenen Hofstaat und seine Diener, die es beim Ausgehen mit einem Sonnenschirm bedecken, sowie einen Leibarzt, der jede Unpäßlichkeit überwachen muß. Trotz dieser sorgfältigen Pflege ist das Aussehen dieser Albinos, wie schon Finlayson bemerkt, kein gesundes. Die Beine sind oft in drüsenartigen Knoten angeschwollen, und die tiefen Runzeln der trockenen Haut sondern eine scharfe Flüssigkeit ab. Eine Menge Sklaven sind stets beschäftigt, frisches Gras zu schneiden, eine Pflicht, die oft als Strafe auferlegt wird, und die Tafel Seiner Thierheit ist stets mit Kuchen, Bananen und Zuckerrohr versehen, in kostbaren Gefäßen aufgetragen. Die weißen Affen werden in den Ställen der weißen Elefanten gehalten, um die Krankheitsteufel abzuwehren. Um Verehrung zu empfangen, muß der weiße Elefant ein männlicher sein, da er sonst noch nicht die letzte Stufe vormenschlicher Existenz erreicht haben würde, denn dem weiblichen Geschlecht bleibt stets zur Vervollkommnung der Verwandlungen das männliche. Auch gehört eine besondere Bildung der Hauer zu den Zeichen, woran er überhaupt erst als echt erkannt wird. Im Kriege werden gleichfalls nur männliche Elefanten verwandt, während die Weibchen zur Anlockung beim Fange dienen und zum Gepäcktragen oder bequemen Reiten vorgezogen werden. Die Wälder der Elefantenjagden liegen besonders in den Myang Radeh genannten Bergen der Kha.

Nach der Aufzeichnung der eigentlichen Reiseerinnerungen gibt uns Bastian in mehrern zusammenhängenden Abschnitten eine Darstellung des Klosterlebens, der Rechtsverhältnisse, der Sitten und Gebräuche, Feste und Spiele u. s. f., die eine unerschöpfliche Fülle von oft pikanten Details enthält und gerade der vergleichenden Völkerkunde ein nicht zu unterschätzendes Material zuführt. Es ist bekannt, daß die ersten katholischen Missionare, welche nach Ostasien kamen, den Buddhismus für eine Spiegelfechterei des Teufels erklärten, welcher die Bräuche katholischer Christenheit nachahme. Und in der That, wenn man den Abschnitt liest, welchen Bastian der Schilderung des buddhistischen Klosterlebens widmet, wenn man das Nähere über die geistliche Hierarchie, über Tonsur, Reliquien, Pilgerschaften, über die Weihen, die Gelübde und Mönchsregeln nachliest, so wird man von dieser merkwürdigen Aehnlichkeit in den religiösen Bräuchen des Morgen- und Abendlandes überrascht. Freilich, nicht minder groß ist die Aehnlichkeit in den Kinderspielen, dem Drachensteigen, dem Versteckspielen, dem Blindekuhspielen — eine conservative Philosophie, wie diejenige Herbart's, welche in dem Bleibenden und Gemeinsamen bei allen Völkern die Spuren der Gottheit erblickt, könnte hier zahlreiche Beispiele zu ihrem Kapital schlagen.

Der vierte Band des Bastian'schen Werks, welcher die Reisen durch Kambodia nach Cochinchina beschreibt, erhält dadurch ein erhöhtes Interesse, daß die Gegenden, durch welche der unermüdliche Reisende hier seinen Weg nahm, bisher fast ganz unbekannt waren, und daß seine Reise durch das obere Kambodia den Charakter einer Entdeckungsreise annimmt. Mühselig war die Fahrt mit dem Büffelkarren auf steilen Waldwegen, durch Sümpfe und ausgetretene Flüsse; aber diese Waldromantik unterscheidet sich doch wesentlich von derjenigen der nordamerikanischen Urwälder; denn sie überwuchert die Trümmerstätten alter Cultur. Hier stand der Tempel Nakhon Vat's, den der Missionar Cerri schon im 12. Jahrhundert die Peterskirche aller Indier nannte, zufolge der dunkeln Kunde, die ihm von dessen Existenz zugekommen war.

Die Beschreibung der Trümmer dieses großartigen, bisher fast unbekannten Tempels gehört zu den Glanzpunkten des Werks von Bastian. Die Geschichte der indischen Architektur und Plastik hat durch diese Mittheilungen eine wesentliche Bereicherung erfahren. Gelegen sind diese Tempelruinen nördlich von dem großen Süßwassersee Kambodias, dem Thalesab, nicht weit von dem Siemrabfluß, der sich in ihn ergießt, und nicht weit von der neuen Stadt Siemrab, deren Stadtmauer durch Thore mit Spitzdächern unterbrochen und von hohen Palmbäumen überragt werden. Den ersten Eindruck des Tempels schildert uns Bastian in folgender Weise:

> Ein sandiger Weg führte uns in einen bosketartigen Wald, und als wir auf eine freie Fläche daraus hervorkamen, standen uns zwei riesige Steinlöwen entgegen, die zu beiden Seiten eine mit breiten Steinplatten getafelte Plattform flankirten. Von dort lief in beträchtlicher Erhöhung über weite Gräben ein breiter Pflasterweg nach dem hoch geschwungenen Thor der äußern Gartenmauer, aus deren Corridoren zu beiden Seiten eine lebendige Welt von Sculpturen hervortrat, während sich jenseits, hinter drei übereinander mit Thürmen und Zinnen aufsteigenden Terrassen, der gewaltige Dom des prächtig geschmückten Tempels hervorwölbte, den überall auf den umlaufenden Galerien und den von majestätisch aufstrebenden Säulen getragenen Hallen eine wunderbare Welt phantastereicher Himmelsgestaltungen schützend umgab. Ihre Einzelheiten entfalteten immer neue Schöpfungen, je mehr man sich ihnen nach dem Eintritt in das Außenthor auf dem glatten Steinweg näherte, der mit kreuzartigen Abzweigungen nach Seitenkapellen durch den großartig verwilderten Pflanzenwuchs der in Seen blinkenden Gärten auf das Thor des Haupteingangs zuführte, aus dem man die von den Höfen auffführenden Treppen der Stufenbauten höher und höher erstieg und zuletzt unter der thronenden Kuppel stand, die frei nach allen vier Seiten, gleich dem dort placirten Buddhabilde, vierfach an Form, das in Höhen und Thal zu Füßen liegende Land überschaut.

Bastian verweilte hier mehrere Tage, um diese Kunstwerke genauer zu untersuchen; sie sind ein Denkmal der von hier ausgehenden brahmanisch-buddhistischen Cultur, deren Einfluß auch den heiligen Sprachen Siams, Kambodjas und Japans jene sanskritische Mischung gegeben hat, die durch das spätere Ueberwiegen der Paliliteratur zwar verdeckt, aber nicht ganz erdrückt wurde. So werden auch die untern Corridore des Nakhon Vat von brahmanischen Darstellungen geschmückt, während im obersten Stock Buddha in der Vierzahl steht, nach den Weltgegenden blickend. Bastian vergleicht die Erneuerung des Brahmanismus in den Sculpturen des buddhistischen Tempels mit den mythologischen Figuren des classischen Alterthums, welche Rafael in der Schöpfung und Michel Angelo im Jüngsten Gericht für ihre Allegorien benutzten. In Italien werden die Themata mit Vorliebe Ovid's „Metamorphosen" entlehnt, wie in Kambodia dem Ramayana. Bastian gibt auf das genaueste den Grundriß des Tempels nach den vorgenommenen Messungen an; die

Architektur des Gebäudes wird am anschaulichsten durch die folgende Beschreibung:

Aus den vier Thüröffnungen des obern Doms öffnet sich eine freie Umschau nach allen Richtungen. Auf der einen Seite blickt man über eine weite Ausdehnung grünen Waldes, der sich jenseit der grauen Massen des Steinpalastes forterstreckt und am Horizont, hinter den Khao Bok, durch die Linie der Linchi-Berge umzogen ist. Nordwärts häuft sich eine dichte Wildniß um den Hügel des Khao Bakong, auf der Stätte der alten Hauptstadt Nakhon Tom, während man im Süden über den Abfall des Landes zum großen See schaut, zu dem sich der Wasserstreifen des Siemrab-Flusses windet. Die Fensteröffnungen sind mit gewundenen Säulchen gegittert. Die Decke und die obern Wände zeigen Reste bunter Farben, die Wandgemälde darstellten, von Engeln und Göttern in romantischen Bergscenen von Waldthieren umgeben. Die Wände sind überall in ein Steingewebe von Arabesken aufgelöst, die in dem Netzwerk ihrer verschlungenen Windungen in die schlanken Figuren von Affen, Menschen, Schlangen, Vögeln, Blumen oder Schlingpflanzen auslaufen und vielfach den Rest früherer Vergoldungen zeigen. In seinem Grundriß ist der kambodische Tempel (gleich dem javanischen) ein ineinandergeschachtelter Terrassenbau, wie er sich in einfacherer Form bei den mexicanischen Teocalli oder im Morai Polynesiens findet. Drei umlaufende Säulengänge steigen mit zwischenliegenden Höfen übereinander empor, bis dann die mit den Eingängen der drei Vorderthore in gleicher Linie liegende Haupttreppe des letzten Centrums zu der Basis des Doms selbst emporführt. Das majestätische Tempelgebäude steht in der Mitte eines mit Teichen und Parkanlagen vermannichfaltigten Gartens, der von einer Mauer umzogen ist, die auch ihrerseits in sculpirte Säulenhallen ausgearbeitet ist, und als ein vierter oder äußerer Corridor betrachtet werden kann, da sie mit den dreien des Innern ihren Thoren und Eckthüren nach correspondirt. Tritt man unter dem Portal der Außenhallen in den Tempelgarten ein, so wird man durch einen 4—5 Fuß über den Niederungen aus dunkelm Eisenstein (mit überlegten Quadern) aufgemauerten und etwa 1000 Fuß langen (18 breiten) Steinplattenweg (mit Abkreuzungen nach Seitenkapellen auf der Hälfte der Entfernung) zu dem auf 16 Treppenstufen erhöhtem Eingangsthore des Klosterpalastes (auf einer von 112 Säulen umgebenen Plattform) geführt, über welches die massiven Sculpturen des Portals vorhängen. Nach beiden Seiten strecken sich die Spitzbogen der von reich verzierten Säulen getragenen Hallen, deren Rückseite mit einer Welt von Sculpturen belebt ist, nach den Eckthürmen hin, um dann in rechtwinkeliger Abzweigung weiter zu laufen. Folgt man aber, ohne rechts und links abzuweichen, der geraden Richtung nach vorwärts, so gelangt man, unter einem bedeckten Thorweg zwischen vier Säulenreihen ansteigend, zu dem Hofe des zweiten Corridors (mit freistehenden Seitenkapellen auf der Hälfte der Entfernung) und erreicht über 23 Stufen den dritten Hof, in welchem das Massengebäude des centralen Doms steht, von seitlichen Kuppelthürmen flankirt. Nach dem Erklimmen einer steilen Treppe von 37 Stufen steht man dann an dem Fuße dieses den vierseitigen Buddha enthaltenden Dagop, und sieht über sich, noch weit in die blauen Lüfte hinaus, eine frei gehauene Sculpturenwelt mächtiger und phantastischer Gestaltungen, die in sieben Schildkreisen hintereinander hervorragen, bis zuletzt die stumpfe Thurmspitze des Doms das Ganze krönend abschließt. Das viereckige Mittelgebäude ist durch Colonnaden, die von einem doppelten Dach bedeckt sind, mit dem Seitenbalkon verbunden. Von den 12 Treppen sind die mittlern vier 18 Fuß breit. Die Galerien bilden ein Rechteck, das an der Peripherie 440 Fuß vorn, an den Seiten 648 Fuß lang ist. Die Wölbung ist 18 Fuß hoch und im zweiten Dache 12 Fuß. In den Porticus, die von vier oder sechs Säulen getragen werden, steigen drei Dächer übereinander. Im Osten und Westen führen fünf, an den andern beiden Seiten drei Treppen zu den Thürmen des Tempels. Die ganze Zahl der Säulen wird von Mouhot auf 1532 angeschlagen. Die freistehenden Seitenkapellen erheben sich in verzweigten Etagen und sind mit ausgehauenen Sculpturen in Relief bedeckt. Die Säulen sind viereckig und scheinbar aus einem Stück gehauen, mit Lotus-Capitälen. In der doppelten Säulenreihe, die das zweifache Dach trägt, beträgt die Höhe in der größern 10 Fuß, in der andern 8 Fuß. Das Dach der Außenhalle bildet einen Halbbogen. Die beiden Säulenreihen sind durch sculptirtes Zwischenwerk verbunden. Auch runde Säulen kommen vor. Zwischen den Fenstern und neben den Thüren sind gewöhnlich zwischen zierlich verschlungenen Arabesken Engelfiguren ausgewirkt mit einem in dreifachen Spitzthürmchen aufstehenden Kopfschmuck, und unter ihnen erscheinen in kreisenden Arabeskenlinien die Umrisse des Garuda oder Phaya Kruth. In flachen Nischen neben den Hauptthoren oder in den Ecken stehen einzeln, oder bald doppelt, bald in drei zusammen, die Gestalten weiblicher Thevada, die eine Blume in der rechten, ein Flacon in der linken Hand tragen. Die Basis, auf der sie stehen, ist oft in Affengruppirungen ausgearbeitet. Der Haarputz vieler der Frauenfiguren ist in einem wunderbaren Blumenschmuck aufgethürmt, wo dann die Knospen und Blüten an den Seiten niederhängen. Das Gewand hebt sich flügelartig an den Säumen, und die Knöchel der Füße tragen Ringe.

Die Sculpturen in den Galerien werden von Bastian auf das genaueste geschildert; sie stellen Schlachtscenen dar, Processionen, die indische divina commedia mit den Terrassen des Himmels und den Schrecken der Hölle. Bastian weist darauf hin, daß die in den Sculpturen dargestellten Streitwagen die leichte Form der griechischen zeigen, und daß die Reiterei der Tempelsculpturen an die erinnert, die am Fries der Cella des Parthenon in dem Festzuge auftritt. Die große Procession enthält gegen tausend Figuren. Die in Regimentern aufmarschirten Soldaten werden von Fürsten auf Elefanten, zu Pferde oder in Hängematten geführt, jede Abtheilung erscheint mit eigenthümlicher Bewaffnung und Helmschmuck, treu den Gesichtsausdruck des Rassencharakters bewahrend. Auch eine bärtige Nation findet sich unter den Heeresabtheilungen, ferner ein Haufen wilder Eingeborenen, die phantastisch mit Fransen und Troddeln behängt sind und Schnüre als Kopfputz niederhängen haben. In den Kampfscenen sieht man Vischnu auf dem Garuda reitend gegen eine Gottheit eindringen, die auf einer Löwenchimäre steht, dann wieder gegen Elefantenreiter und einen im Streitwagen stehenden Bogenschützen. Wagen von Rossen, Löwen, Drachen oder Ochsen gezogen, auf Schweinen fliegende Götter, Löwenreiter, Affen und Dämonen bilden die Hauptgruppen und die Comparserie dieser Kampfscenen.

Von Nakhon Vat machte Bastian einen Ausflug nach Nakhon Tom, der alten Hauptstadt, deren Umfang so groß war, daß es einen Tag erforderte, sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu umwandeln. Der aus Steinplatten aufgerichtete Außenwall derselben ist 27 Fuß hoch, der innere 21 Fuß. Der zusammengefallene Palast war aus breiten Steinplatten sehr sauber gefügt, auf der obern Terasse blicken Corridore mit Spitzbogen hervor. Der Sage nach ging Nakhon Tom zu Grunde durch den auf seine undankbaren Bewohner geschleuderten Fluch des Drachenkönigs, der wie der französische Drac aus seinem unterseeischen Korallenpalast zum Besuche der menschlichen Oberwelt hervorzukommen pflegte, aber durch die aufgerichtete Figur des neungesichtigen Buddha zurückgescheucht wurde. Das Areal der alten Stadt war mit Büschen bewachsen, und hier und da hatten Landbauern

sich angesiedelt und kleine Häuschen zwischen Gärten gebaut.

Außerdem besuchte Bastian noch den Prasat-Keoh oder Kleinodienpalast, der, von einem Graben umgeben, auf einer kegelartigen Felserhöhung liegt und fünfthürmig in Kreuzform aufsteigt. Hier fehlen alle brahmanischen Beimischungen. Die Ruine liegt in der ungeheuern Wildniß eines neu aufgeschossenen Urwaldes, durch dessen Schlinggewächse, Dornen und vermodernde, umgestürzte Stämme man sich stets von neuem den Pfad brechen muß, und macht einen durchaus düstern Eindruck.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Moderne und unmoderne Lyrik.

In dem Cyklus der Kaulbach'schen Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums in Berlin bezeichnet die Sage den Anfang, die Poesie den Schluß und die Vollendung der Geschichte der Culturentwickelung der gesammten Menschheit. Wegen des hervorragenden Platzes, den hier die Poesie erhalten, ist Kaulbach angegriffen, und es ist behauptet worden, daß sie ihre Stelle mit der Wissenschaft vertauschen müsse, da, wie die Geschichte zur Sage, so die Wissenschaft zur Poesie sich verhalte, und „Vernunft und Wissenschaft, der Menschen allerhöchste Kraft" vernichtet werde, wenn sie hinter der Poesie zurückstehen solle. Allein die Poesie ist hier die Vertreterin der Kunst überhaupt, und die Kunst ist die höchste Vollendung aller Culturentwickelung, die duftige Blütenkrone an dem Lebensbaume der Menschheit, welche auf dem Wipfel desselben der Sonne des Ewigen entgegenblüht.

Die Poesie ist auf dem Kaulbach'schen Bilde umgeben von drei jugendlichen, rosenbekränzten Gestalten, den Genien der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtkunst, welche in den begeisterten Gesang der Poesie einzustimmen scheinen. Wie aber der Maler des Reineke Fuchs und der Fresken der neuen Pinakothek in München überall eine satirische Beziehung anzubringen liebt, so könnte man versucht sein, in dem Umstande, daß der Genius der Lyrik in etwas nachlässiger Stellung nach der Lyra emporgreift, die Saiten zu erreichen aber nicht vermag, eine Anspielung darauf zu finden, daß namentlich die moderne Lyrik, wenn sie auch mit voller Stimme ihre Lieder in die Welt hineinsingt, doch die Leier Apollo's zu schlagen nicht im Stande ist. Der Grund für diese leider unbestreitbare Wahrheit liegt weniger darin, daß, wie kürzlich Gustav Freytag in seiner Kritik von Geibel's „Sophonisbe" sagt, in der modernen Kunst die Lyrik überhaupt nicht mehr wie früher der Quell ist, in welchem am schönsten und reichlichsten das poetische Empfinden aufquillt, sondern häufiger darin, daß die moderne Lyrik nicht modern genug, d. h. daß sie von dem Geiste der modernen Zeit nicht getragen, von dem Inhalte unserer Cultur nicht erfüllt ist. Von der Universalität des modernen Geistes, von den Errungenschaften seines unausgesetzten Ringens und Kämpfens findet sich in manchem Bande neuerer lyrischer Gedichte oft keine Spur, und diese Gedichte verschwinden deshalb auch so bald spurlos, weil der Dichter es nicht verstanden, der „stummen Harfe der Zeit" den Wohllaut zu entlocken. Dabei ist die Massenhaftigkeit dieser unmodernen Lyrik so groß, daß sie geradezu als ein Nothstand zu bezeichnen ist, wie ja überhaupt ein literarischer Miswachs sich in einer Vermehrung der Quantität, unter gleichzeitiger Verminderung der Qualität, kundgibt. Es gleicht die Masse dieser lyrischen Producte einem Roggenfelde, dessen Aehren zur Erntezeit nicht von der Fülle der Körner niedergebeugt werden, sondern die leeren Strohköpfe stolz emporrichten; solch eine Misernte, die der Bauer mit den Worten bezeichnet: „der Roggen junkert", zeigt sich auch in einem großen Theil der neuern Lyrik, die sich durch ihre Inhaltslosigkeit und durch den Mangel an Verständniß der unser Culturleben bewegenden Gedanken als unmodern charakterisirt.

Auch manche der folgenden Novitäten sind Proben dieser unmodernen Lyrik, deren Sprößlinge schon bei der Geburt das hippokratische Gesicht tragen und in den ersten Kinderjahren an Altersschwäche sterben. Einen solchen Mangel an Lebensfähigkeit bekunden insbesondere:

1. Reime und Träume von Franz Binhack. Neuburg a. D., Prechter. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.
2. Saitenklänge. Lyrische und epische Dichtungen von Albert Jäßing. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 20 Ngr.
3. Gedichte von Karl Bassewitz. Höxter, Andreae. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Reime und Träume" von Franz Binhack (Nr. 1) bringen Reime von einer kaum glaublichen Incorrectheit — das ganze Buch ist eine Mustersammlung der falschesten und unmöglichsten Reimbildungen; einzelne Gedichte, z. B. „Gebet am Grabe" u. a. haben nur falsche Reime aufzuweisen. Die Träume aber sind häufig ungereimt; von denselben kann niemand behaupten, daß sie von Zeus stammen, sondern es gilt von ihnen nur das Sprichwort: „Träume sind Schäume", d. h. inhaltslose Blasen, oder um des Autors eigene Worte zu gebrauchen: „Dies Dichtergold ist Firlefanz." Die verschiedenen Abtheilungen dieser Gedichte, welche u. a. die Ueberschriften: „Walhalla", „Nifelheim und Vorhölle", „Bittermandeln", „Kletten und Pfefferkörner", „Noth" u. s. w. tragen, handeln de rebus omnibus et quibusdam aliis, selbst ein „Frühlingsspaziergang in einer Pappelallee" muß zu einem Gedichte herhalten. Aber fast jedes Gedicht zeigt zur Genüge, daß der Verfasser alle seine Liederpfeile umsonst verschossen, und kann man nur wünschen, daß er das undankbare Geschäft des Reimschmiedens aufgeben möge. Als Probe mag das folgende Sonett genügen:

An die Ruhmes-Assecuranzen.

Nicht zähl' ich zu den gebornen
Sängern, die zur Welt gekommen
Auf Parnassus Höhn; benommen
War der Weg durch Stein und Dornen.

Und mag nie mein Sang mir frommen,
Eh' mich weggerafft die Nornen;
Liest man dann mein Lied von vornen,
Nimmer schilt man: Wie verschwommen!

Die Schalmei hab' ich geblasen,
Stimmend zum Gesang der Grille.
Und ich frug nicht Vettern, Basen,

Ob auch Lied und Ton gefiele;
Sang in schlichten schlechten Maßen
Auf dem Rohr des Schäfers Spiele! —

Wem nach weitern Reimereien gelüsten sollte, den verweisen wir auf „Cicero's Tod", den „Glücksmarkt", „Lincoln" u. s. w. — the rest is silence.

Daß auch die „Saitenklänge" von Albert Jäßing (Nr. 2) mit noch ungeübter Hand der Leier Apollo's entlockt werden, bekundet sowol das Vorwort für „die ersten Sänge, die der Muse Gunst verliehn", als das Nachwort, welches wol im Hinblick auf Mephisto's Ausspruch:

Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein!

mit der Vertröstung auf die Zukunft schließt:

Nehmt die mostgefüllte Schale,
Schöner perlet einst der Wein;
Freut schon Most euch im Pokale,
Wird der Wein euch Labe sein!

Allein dieser Most erfreut wol keines Menschen Herz; der Trank ist nicht nur trübe, sondern auch sauer und schal; es scheint höchstens Grüneberger Schattenseite zu sein. Das ganze Bändchen Gedichte ist eigentlich nur eine Illustration zu den Anfangsworten von „Des Müllers Töchterlein":

Bin ich doch ein Maler nicht,
Bin auch nicht Poet!

Das meiste ist trivial, manches geschmacklos, einiges kaum verständlich. Als Probe diene die erste Strophe des Hymnus an „Deutschland":

Es glänzt ein Land mit edlen, stolzen
Granitpalästen goldumsäumt;
Es glänzt ein Land, wo der Armbrust Bolzen
Sich auf des Gletschers Höhen bäumt! (sic!)

Karl Bassewitz, der dritte in diesem Bunde, gibt in seinen Gedichten (Nr. 3), welche sich über den Zeitraum von 1838—67 erstrecken, anscheinend die ganze, freilich qualitativ sehr geringe poetische Ausbeute eines Menschenalters, und wenn der Verfasser sich tröstet:

Ich freu' mich, daß ich singen kann,
Ein Lied ist meine Beute! —

so nimmt er in bescheidener Selbstzufriedenheit mit sehr wenigem fürlieb. Denn sowol der Liebesscherz mit seinen „Schmerzenssüßlichkeiten", als der Liebesschmerz, der „raupenartig an des Dichters Herzen nagt", sind alles poetischen Inhalts gänzlich bar; die Balladen streifen an die Grenzen des höhern Blödsinns; die Standreden der Germania vor und nach dem Kriege von 1866 sind mislungene Kapuzinaden, und in den loyalen Gelegenheitsgedichten und mecklenburgischen Sonetten tritt eine unfreiwillige Komik zu Tage. Es werden deshalb nicht blos Leser, die, wie das erste Sonett sich zart ausdrückt, „im Materialismus ersoffen" sind, das Buch ungelesen aus der Hand legen. Denn das Bekenntniß:

Auch von der Freiheit möcht' ein Lied ich singen,
Doch haben's andre besser schon gethan! —

gilt auch von allen übrigen Kapiteln der Lyrik, und nicht unzutreffend erscheint die Autokritik aus dem „Klagesang eines Candidaten aus dem Jahre des Heils 1838, als der mecklenburgische Staatskalender 192 Candidaten der Theologie aufführte":

Sonst war's nur Philosophen eigen,
Jetzt nennen's Dichter Phantasie,
Wenn sie in Worten uns sich zeigen,
Die ohne Sinn, und die man nie
Mit dem Begriffe kann verbinden,
Den sie begeistert darin finden!

Weit inhaltsreicher und besser, wenn gleich nichts weniger als modern sind:

4. Die Jahreszeiten, von K. J. Schuler. Verbesserte Gesammt-Ausgabe. Würzburg, Stuber. 1869. 8. 26 Ngr.

Diese „Jahreszeiten" von K. J. Schuler gehören trotz der Jahreszahl 1869 nicht zu dem „Neuesten aus Plundersweilern"; denn sie sind schon vor 25—35 Jahren, zwischen 1833 und 1844 stückweis veröffentlicht und werden jetzt nur in einer allerdings etwas veränderten Gestalt unter den Novitäten auf den Markt gebracht. Nach ihrem Inhalt würde man aber diese idyllisch-didaktische Poesie, die in dem „alten Gewande der Hexameter" vor uns tritt, fast um ein Jahrhundert zurück zu datiren geneigt sein. Der Verfasser beabsichtigt ausgesprochenermaßen eine Fortsetzung von Ewald von Kleist's „Frühling" zu schreiben; aber er hält sich nicht streng an sein Vorbild, sondern es haben diese „Jahreszeiten" auch noch einen unverkennbaren Beigeschmack von Thomson's „Seasons", Geßner's „Idyllen", und namentlich von dem neunbändigen „Irdischen Vergnügen in Gott" von Brockes. Jene kleinmeisterliche Naturbetrachtung von Brockes, welche „das Gras wachsen und die Flöhe husten hört", tritt zu häufig in den Vordergrund, während der musikalische Rhythmus und die Fülle der Kraft, welche uns in Kleist's „Frühling" anzieht, vermißt wird. Dagegen gilt das Urtheil Schiller's über Kleist, daß ihm die Reflexion das geheime Werk der Empfindung störe, daß seine Phantasie mehr veränderlich als reich, mehr spielend als schaffend, mehr unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend sei, auch von Schuler; seine Schilderungen sind nur aus Fragmenten kaleidoskopisch zusammengestellt, und das moralisirende „haec fabula docet", welches überall in Lehren der Weisheit und Tugend schwelgt, macht dieselben auch nicht anziehender. Dabei sucht der Verfasser möglichst viele absonderliche Wörter und technische Ausdrücke zu verwenden; nicht nur die Weidmannssprache wird ganz kunstgerecht gehandhabt, sondern auch Ausdrücke wie: Lähnen, Zacht, Wuhnen, Theiding, Lieschen, Forkeln u. a. dgl. kommen häufig vor; ebenso finden sich Farbenbeschreibungen, wie z. B., „dort grünt bläulich ein See" u. s. w., doch läßt sich nicht verkennen, daß die Reize der „Landlust", wie Kleist seinen „Frühling" nannte, in dieser arkadischen Dichtung mit großer Wärme und Treue geschildert sind; ein frommer, aber keineswegs krankhaft frömmelnder Sinn spricht sich in derselben aus; einzelne Beschreibungen, z. B. die Schilderung der Jagd im „Herbst", sind voll lebendiger Anschaulichkeit,

und die Bilder mit zartem Pinsel fein ausgeführt. Eine Probe dieser Malerei in Miniaturen aus dem „Frühling" möge hier Platz finden:

Zwischen den Bergen, die Schlucht ab, schwelgt mit Ranunkeln die Wiese,
Murmelnd von Brünnlein und Bach, drin blinkt die gefiederte Kresse.
Welch ein dämmernd Gewirr in dem üppigen Gras unter Erlen,
Die umdunkeln den Quell mit auf ihn gerankten Gezweige!
Welch ein friedlich Bienengeschwärm in den Kelchen der Blumen!
Und welch himmlische Ruh' im manchmal rastenden Bache,
Der in der Rast am Gekräut sich zu niedlichem Teiche geformt hat!
Trocknende Wäsch' auf gelblich geschorenem Flecke des Kornfelds;
Weiter der magere Gaul, der den Hals vom Grünen nicht aufhebt,
Und mit behaglichem Blick, wie ihm munde der Halm, den er abbeißt,
Zeiget; die roth getüpfelte Raup' am Stiele der Wolfsmilch;
Trauermantel, wie Nacht, von sonnigem Schimmer umleuchtet;
Augenspiegel, mit lachendem Roth auf weißem Gewande,
Weißlinge, all auf der Au die träumenden Blumen umlebend;
Hoch in sonniger Luft zween rastwärts segelnde Störche u. s. w.

Die vielfach hervortretende teleologische Weltanschauung des Verfassers spielt ihm zuweilen einen eigenthümlichen Streich; so sucht er z. B. die Existenz der Maikäfer nicht nur mit der Behauptung, daß sie ein Schmuck des Mai und das Entzücken der Jugend seien, zu rechtfertigen, sondern er findet in ihnen auch die Belehrung, daß sie als „abschreckende Beispiele" im Dienste der Mäßigkeitsvereine zur Warnung vor dem Katzenjammer dienen können:

Auch belehrt ihr die Welt, still schlummernd des Morgens auf Blättern,
Daß, wer nächtlich geschwärmt, nichts wirkt und gewinnet bei Tage!

Hieran schließen sich:

5. Ein Leben in Liedern. Gedichte von Gottfried Flammberg. Erlangen, Deichert. 1868. 16. 24 Ngr.
6. Gedichte von Friedrich Kampmann. Berlin, Schweigger. 1869. 16. 15 Ngr.
7. Bild und Stimmung. Gedichte von Christian Saggau. Altona, Mentzel. 1869. 16. 1 Thlr.
8. Gedichte. Poesie und Kunst, Liebe, Glaube, Wissen, Arbeit und Vaterland. Von Ernst Rommel. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Titel: „Ein Leben in Liedern" (Nr. 5) bringt Gottfried Flammberg, der schon früher mehrere dramatische Werke und Erzählungen veröffentlicht hat, eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche in der chronologischen Reihenfolge der Abtheilungen: „Schneeglöckchen", „Maiblumen", „Goldregen", „Rosen" und „Augentrost" sich dem Wechsel der Jahreszeiten des Lebens anschließt, und wie der Verfasser im Vorwort ausspricht, in ihrem ersten Theile den Vorzug größerer Frische, in dem letzten den Vorzug größerer Reife erkennen lassen soll. Allein es fehlt dem ganzen Blumenstrauß leider der zarte Duft der Frische; das „Leben in Liedern" enthält fast kein einziges Lied; dagegen finden sich neben einer gedankenreichen Reflexionspoesie auch zahlreiche nüchterne und prosaische Schilderungen und Meditationen. Daß der Verfasser ein gegebenes Thema mit Geschick zu behandeln weiß, davon gibt der „Wettkampf in Sonetten", der von einem gemüthlichen Humor durchweht ist, ein Zeugniß; die Sammlung trägt im ganzen aber den Charakter einer ehrenwerthen, jedoch schwerfälligen Solidität, die sich von der Grenze der Langenweile meistens nur sehr wenig entfernt.

Eine Reihe bunt durcheinandergewürfelter Lieder, Romanzen, Sonette, Epigramme und Gelegenheitsgedichte bietet der kleine Band Gedichte von Friedrich Kampmann (Nr. 6). Das meiste hat nur ephemere Bedeutung; die Gelegenheitsgedichte mit ihren persönlichen Beziehungen eignen sich durchaus nicht zum Abdruck, und auch den übrigen Gedichten fehlt größtentheils Vollendung der Form ebenso wie tiefere Bedeutsamkeit des Inhalts. Recht drollig ist die „Windmühle mit dem Mühlrad", das auch in manchem Kopf herumgeht:

Vor einer Windmühl' stand ich jüngst
Wohl eine ganze Stunde,
Und sah dem Spiel der Winde zu;
Das Rad ging in die Runde.

Mir imponirte die Consequenz,
Das Rad ging in die Runde;
Der Flügel große Eloquenz,
Das Rad ging in die Runde.

Und wie es zugeht, daß das Rad,
Das Rad geht in die Runde?
Die causa movens ist der Wind, —
Das Rad geht in die Runde!

Die Gedichtsammlung: „Bild und Stimmung", von Christian Saggau (Nr. 7), umfaßt drei Abtheilungen: „Draußen", „Drinnen" und „Droben", von denen namentlich die letzte einige gelungene kirchenliedartige Dichtungen enthält, welche ein frommes, gläubiges Gemüth bekunden; z. B.: „Im Gotteshause", „Ostergebet", „Sehnsucht nach Frieden". In den beiden ersten Abtheilungen hat dagegen das Mahnwort „Schau um dich und schau in dich" nicht dem Auge eines Künstlers gegolten, und läßt darum „Bild und Stimmung" vollendete Stimmungsbilder durchaus vermissen; es sind nur Skizzen, die von nicht ungeübter Hand mit schlichten, oft etwas groben Zügen hingezeichnet sind. Die Sprache ist einfach und klar, oft etwas trivial, z. B.:

Drum sorg' und eifre nicht gewaltig
Ist jemand nicht nach deiner Norm,
Das Christenleben, vielgestaltig,
Paßt nicht in eine Uniform!

In diesen Gedichten finden sich viele Beziehungen auf die norddeutsche Heimat des Verfassers; der Wunsch, den derselbe auf dem segeberger Kalkberg ausspricht:

Möge der köstliche Schatz, den Kundige wissen im Berge,
Glücklich erschlossen dir werden in sprudelnder salziger Quelle!

ist inzwischen durch die Erbohrung des großartigen segeberger Steinsalzlagers zur Wahrheit geworden.

Die Gedichte von Ernst Rommel (Nr. 8) bezeichnen gegen die bisher besprochenen Sammlungen einen unverkennbaren Fortschritt, und zwar namentlich deshalb, weil dem Verfasser die Bedeutung des modernen Princips nicht zweifelhaft geblieben ist und seine Dichtungen von den Interessen unsers Culturlebens durchaus erfüllt sind. Dies spricht sich vorzüglich in den zahlreichen, zum Theil

eine hannoversche Localfärbung tragenden Festgedichten zur Schiller- und Shakspeare-Feier, zu den Jubiläen der Künstler-, Architekten- und Ingenieurvereine, der Polytechnischen Schule u. s. w., welche überall von einer idealen Auffassung der Aufgaben der Gegenwart Zeugniß ablegen, aus, und um diese Beziehung recht deutlich hervorzuheben, gibt der Autor seinen Gedichten noch den Nebentitel: „Poesie und Kunst, Liebe, Glaube, Wissen, Arbeit und Vaterland" — wobei man versucht sein möchte, noch ein et caetera beizufügen. Allein die gestaltenbildende Phantasie, die eigentlich poetische Kraft ist dem Verfasser nur in geringem Maße verliehen, seine Dichtungen sind kleine Abhandlungen, die geschickt in gebundener Rede abgefaßt sind, und überall merkt man die Mühsal der Gedankenarbeit. Nach allen Richtungen versucht sich der Autor, ohne in einer einzigen es zur Vollendung zu bringen; trotz aller Mühe tragen seine Producte den Stempel des Dilettantismus. Eins seiner besten Gedichte ist das folgende:

Ja, ihr seid gut, denn — ihr wollt selig werden;
Der Lohn ist tausendfach, drum seid ihr gut,
Darum ertragt ihr eure Noth auf Erden.
Ihr seid nicht böse, seid auf eurer Hut,
Weil ihr euch scheut vor ew'gen Höllenqualen;
Furcht hemmt die niedre Gier, den Frevelmuth.
Ihr glaubt, daß Gott mit Wucher werde zahlen
Das kleine Gute, was euch sauer ward,
Und scheut die Pein, wie sie die Hölle malen.
Ich aber sage euch, klingt es auch hart:
Ihr seid nur feile Knecht' im Erdengarten,
Von Lohn geködert und in Furcht erstarrt.
Auf die Belohnung könnt ihr lange warten,
Denn daß ihr Knechte seid, ist euer Lohn —
Und eure Strafe! — Was wollt ihr erwarten? —
Sprecht ihr von Seligkeit, so ist's ein Hohn:
Denn Seligkeit ist freie thät'ge Liebe;
Wo Knechtschaft herrscht, ist Liebe längst entflohn.
Auch fürchtet nicht, daß euch die Hölle bliebe,
Das ist ein ganz unmöglich Strafgericht,
Verdammniß fühlt man nicht mit Knechtestriebe!
Für euch ist weder Finsterniß noch Licht,
Ihr kommt im Gut und Bösen nicht ins Klare,
Ihr taugt für Himmel und für Hölle nicht: —
Ihr seid fürs Fegefeuer schlechte Waare!

Auch das Gedicht: „Geist der Kunst", ist sehr ansprechend, dagegen freilich die überwiegende Mehrzahl der Dichtungen des starken Octavbandes kaum mittelmäßig; einzelne, z. B. „Enttäuschung", „Du hast kein Herz", die Transscription von Othello's „Put out the light" in ein Sonett, sind entschieden mislungen.

Gegen diese schwerfälligen Gedichtsammlungen, welche multa sed non multum bringen, sticht sehr vortheilhaft ein kleines Werkchen ab, welches in jedem Zuge die Hand des Künstlers erkennen läßt:

9. Psyche. Von Freiherrn Hugo von Blomberg. Berlin, C. Duncker. 1869. 16. 15 Ngr.

Die Dichtung „Psyche" von Hugo von Blomberg, jenes Märchen „aller Märchen Stern und Blume, das heitern Reiz mit tiefem Sinn vermählt", ist der begleitende Text zu einer photographischen Nachbildung des berühmten Rafael'schen Cyklus von Darstellungen aus der Geschichte von Amor und Psyche in der Villa Farnesina, jedoch auch ein kleines Kunstwerk für sich, welches ein Recht auf selbständige Beachtung beanspruchen kann. Der Verfasser, als Maler, Dichter und Kunstschriftsteller rühmlich bekannt — eine Verbindung, die zur Zeit der großen Cinquecentisten häufiger vorkam, als dies in der Neuzeit leider der Fall ist —, schließt sich in der Architektonik dieses kleinen Kunstwerks genau an die Structur des Saals der Farnesina an; er beschreibt, wie dieser Saal 14 Fenster habe, über denen 14 Amoretten mit den Trophäen Amor's gaukeln, während die Deckengemälde und 10 Felder der Wände die Geschichte von Amor und Psyche enthalten.

Aus einer Ecke sei nun angefangen:
Ein Bild, auch wol ein Paar, wie's eben paßt,
Sei lustig vom Octavenkranz umhangen;
Doch siebenmal dazwischen mach' ich Rast,
Und weil just vierzehn Amorsiege prangen,
So viel, als Zeilen ein Sonett umfaßt; —
(Nennt's ein Sonett, das Rafael gedichtet!) —
Sei hiervon in Sonetten euch berichtet.

Kurz, wie im Saal Stichkappen und Lünetten
(Verzeiht, daß ein Poet so sachlich spricht),
Soll hier mein Märchen wechseln mit Sonetten,
Wie man in Locken bunte Schleifen flicht!

Und dieser bunte Schmuck behagt dem Dichter so sehr, daß sogar das Inhaltsverzeichniß sich zu einem Sonett mit fein zugespitzter Pointe gestaltet. In dem anmuthigen Spiele der Phantasie fast den Arabesken in den Loggien des Vatican zu vergleichen, umgeben diese Dichtungen wie ein Rahmen die Bilder Rafael's, und die Streiflichter moderner Anschauungs- und Empfindungsweise, welche in die antike Göttersage hineinspielen, dienen nur dazu, die Gestalten derselben in pikanter reizvoller Beleuchtung hervortreten zu lassen. Die neckische Heiterkeit der Tonart läßt freilich zuweilen sogar Offenbach'sche Anklänge nicht verkennen. Die Entgegnung auf den Einwand der Philologen, daß Minerva, die Patronin der Gelehrtengilde, den Hals in Amor's Joch nie gebogen habe:

Recht mögt ihr haben, nur bemerk' ich flüchtig:
Ein kleines Präjudiz ist doch vorhanden!
War nicht die Göttin eitel mehr als züchtig,
Sie hätte nie vor Paris dort gestanden,
Auf Aphroditens Schönheit eifersüchtig!

ferner die Feststellung des Verwandtschaftsgrades zwischen „Herrn Neid und Fräulein Fama", die „wo nicht Geschwister doch Geschwisterkinder", endlich die Bedingung des Zeus, daß Amor ihm seine Hülfe in künftigen Fällen gedenken möge:

Nur künftig, wenn bei Hütten oder Thronen
— Wie das wol kommt — ein Mägdlein mir gefällt,
Dann hilf du, kleiner Näscher, mir beim Naschen:
Pflegt eine Hand die andre doch zu waschen!

streifen doch nahe an die Grenze des Burlesken und erinnern an das „Jupiterlein" im „Orpheus in der Unterwelt". Als Apologie hierfür weist der Dichter deshalb am Schluß des Liedes von „dem Sieger, der sich selbst besiegt hat", auch noch auf die tiefere Bedeutung dieses alten Märchens hin und eröffnet dem Blick eine weitere Perspective:

Nur eines, was der Maler euch verschwiegen,
Gönnt noch dem Dichter, da er Abschied nimmt:
Dem scherzhaft leichten Ton mußt' er sich fügen,
Den Apulejus vor ihm angestimmt;

Doch fühlt er drunter tief die Kunde liegen,
Die ahnend nur dem Alterthum geglimmt,
Von eines Ew'gen Lieb', in deren Armen
Die bange Menschenseele darf erwarmen.

Diesem lyrischen Epos folgen noch einige andere epische Versuche:

10. König Richard. Drei Romanzen von Albert Haeger (aus einem unvollendet gebliebenen Cyklus). Amsterdam, van Zuijlen u. Co. 1868. Gr. 8. 7 Ngr.
11. Anson von R. C. B. Avé-Lallemant. Altona, Mentzel. 1868. 8. 1 Thlr.
12. Waldblumen von Käthe Voß. Hamburg, W. Oncken. 1868. 16. 27 Ngr.

Eine kleine Gabe zu einem guten Zwecke — zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen — bietet das Fragment: „König Richard", von Albert Haeger (Nr. 10), welches sich durch seine Kürze auszeichnet, da es nur drei Romanzen mit einem Dutzend Strophen und eine kurze Widmung enthält. Einige Episoden aus dem Kreuzzuge von Richard Löwenherz: die Landung bei Messina, die Belagerung von Acre, und Blondel, den gefangenen König durch sein Lied tröstend, werden in einfachem, frischem Balladenton geschickt erzählt; freilich nicht ohne sprachliche und metrische Verstöße. So wird z. B. S. 18 „Firn" in einer unrichtigen Bedeutung gebraucht, S. 19 „Albion" unrichtig scandirt, u. a. m. Wenn der Verfasser am Schlusse der Widmung in Aussicht stellt, daß seine Leier bald kühner, freier, in vollern Accorden rauschen werde, so ist es wünschenswerth, daß er sie vorher noch etwas reiner stimmen möge.

Der durch naturwissenschaftliche Werke, namentlich durch seine Reise in Südbrasilien bekannte Dr. med. Robert Avé-Lallemant in Lübeck, der in der Vorrede ausdrücklich ablehnt, auf den Namen eines Dichters Anspruch zu machen, hat die Mußestunden von 10 Monaten dazu benutzt, ein Seehelden-Epos: „Anson" (Nr. 11), zu schreiben und, anknüpfend an den Kriegszug um die Welt, welchen sein Held, der Fregattenkapitän George Anson in dem Kriege zwischen England und Spanien in den Jahren 1740—44 ausführte, persönliche Erlebnisse und Reisebilder in seine lebendige Schilderung der verschiedenen Schauplätze jenes Argonautenzugs zu verflechten. Und fast gewinnt es den Anschein, als ob ihm das letztere die Hauptsache gewesen, denn die 10 Gesänge des Epos mit ihren 7—800 Stanzen geben kaum so viel von der eigentlichen Geschichte des Kriegszugs, als die 10 Seiten der Vorrede in Prosa, während dagegen die Schilderungen und Episoden einen unverhältnißmäßig großen Raum einnehmen, z. B. die Beschreibung Madeiras im ersten, des Amazonenstroms im zweiten, der Pampas im dritten Gesange, ferner die Episode von Miranda im zweiten, die Geschichte des Hufschmieds Marcus Meier im sechsten Gesang, u. dgl. m. Doch braucht dies der Leser nicht zu bedauern, da gerade in der Lebendigkeit und Anschaulichkeit dieser Reisebilder des vielgewanderten Touristen der Hauptvorzug des Gedichts liegt; man sieht es den Schilderungen an, daß der Verfasser aus dem reichen Schatze eigener Erinnerungen schöpft und sich nicht mühsam aus fremden Reisebeschreibungen die Farben zusammensucht. Auch sind in der Regel die Reiseeindrücke in harmonischer Farbenstimmung wiedergegeben, wenngleich freilich in dem Bestreben nach Vollständigkeit zuweilen die Verse zu einer trockenen Nomenclatur werden. So heißt es z. B. in einer Beschreibung des Amazonenstroms:

Es lassen ferner Reiher, Crotophagen,
Tukane, Geier, Enten, Schopfhuhnscharen,
Anhingas, und mit nimmer satten Magen
Tuyuyos sich den ganzen Tag gewahren.
Den Aviringa hört man traurig klagen,
Und gellend schreien, drohen ihm Gefahren, —
Doch solch ein Leben, solches! solch ein Treiben
Auf offner Praya kann ich nicht beschreiben!

Und Pendants zu solchen Katalogen bieten die vorhergehenden Zeilen noch mehrfach. Das Epos von der Kriegsfahrt George Anson's, der sich überhaupt mehr durch seine Standhaftigkeit im Kampfe mit den Elementen als durch besonders kühne Kriegsthaten auszuzeichnen Gelegenheit hatte, bildet so nur den Stamm, an den sich allerlei loses Beiwerk lianenhaft anhängt und anheftet, sodaß der Stamm oft kaum mehr zu erkennen ist; denn nicht nur diese Reisebilder, sondern auch eine Menge nebensächlicher Reflexionen des Autors drängen sich zwischen die Schicksale seines Helden ein. So werden die jetzige Colonisations- und Verwaltungspolitik Brasiliens (S. 21: „Der Arbeit gebt, dem Glauben volle Rechte, laßt frei die Sklaven, eure schwarzen Knechte") u. dgl., ja sogar die socialen Verhältnisse des modernen Europa nebenbei mit verhandelt; z. B. findet sich folgende Philippika:

Dagegen hier im Norden welche Noth!
Wer mag bei uns nach Frauengunst noch streben?
Das deutsche Ritterthum ist lange todt!
Ein liederliches Junggesellenleben
Wird nächstens noch der Männer Machtgebot;
Kaum einen alten Ritter wird es geben;
Und unsre jungen Männer? In der Regel
Sind sie den Frauen gegenüber — Flegel.

Ein gutes Bier, ein beizender Taback
— So sang schon Vater Goethe voller Hohn —
Ist heut der deutschen Jugend Hauptgeschmack;
Den Seidel schenkt der Vater seinem Sohn,
Cigarren und Petum ein dickes Pack
Und dann ein Dutzend Pfeifen noch von Thon,
Damit er die beim Trank aus Malz und Hopfen
Mit stinkendem Kanaster möge stopfen.

Es ist dies zugleich eine Probe von dem kecken, oft freilich etwas forcirten Humor, von dem sich auch sonst gar manche Proben finden; z. B. die Warnung der Badenden vor den Krokodilen im Amazonenstrom:

Es naht der schlimme Fresser, still und stumm,
Und tanzt selbst alte Pyramiden um! —

oder die Einführung des lübecker „Meier" und (S. 184) die Schilderung der Chinesen:

Ein Volk in Zöpfen! Himmlischer Gedanke,
Nur faßlich dem, der selbst den Zopf besah!
Wie hängt er doch gleich der Lianenranke
So reinlich und so zweifelsohne da!
Der edle Zopf, der lange, weiche, schlanke,
An Millionen Köpfen fern und nah!
An jedem, den du siehst vorübergehen,
Der Zopf der hängt ihm hinten, wirst du sehen.

Die Zeit der Entstehung dieses Gedichts, den Sommer 1866, kennzeichnet die etwas forcirte Einleitung des neunten Gesangs, als signatura temporis,

Wo Deutsche gegen Deutsche ohne Wahl
Mit Mörderwaffen-zähnefletschend siegen! —

und schließt sich hieran eine Apostrophe an die Kronprinzessin von Preußen, welche einst als Friedensengel dem Kriege wehren möge, damit

Nicht wieder an der Wand ein Mene tekel
Upharsin liest die Nachwelt voll von Ekel.

Die Sprache wird mit großer Gewandtheit gehandhabt, wenn sich auch einige incorrecte Ausdrücke und unschöne Bilder dazwischen mit vorfinden, z. B. S. 152: „Die weißen Blitze, die zur Erdengruft knallend niedertollen!"

Der elegant gebundene duftige Strauß von „Waldblumen" von Käthe Voß (Nr. 12) bietet dem Leser zwei Novelletten: die „Großmutter" und „Die Rose"; ein Märchen: „Die Prinzessin im Walde" und eine Naturskizze: „Der Wald", d. h. so ungefähr „was sich der Wald erzählt". Die beiden kleinen Novellen sind zarte doch scharf umrissene Federzeichnungen, deren feine Linienführung die künstlerische Begabung der Verfasserin deutlich erkennen läßt. In der Prosa dieser beiden kleinen Erzählungen liegt mehr Poesie als in manchem dicken Bande lyrischer Gedichte; dieselben bleiben hinter ihrem deutlich erkennbaren Vorbilde, den Novellen Theodor Storm's, nicht allzu weit zurück und bilden eine anmuthige Bereicherung unserer Lovely-Literatur.

Wenn diesen „Waldblumen" noch einige duftige Blüten wirklich moderner Lyrik zugesellt werden sollen, so findet, wer eifrig sucht, solche Blumen wol in folgender Sammlung:

13. In Sonnenschein und Wind. Neue Lieder von Georg von Oertzen. Heidelberg, Weiß. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Keine Treibhauspflanzen mit narkotischem Duft, sondern wilde Rosen, die frisch-kräftig erblühen „in Sonnenschein und Wind", bieten diese neuen Lieder von Georg von Oertzen, und wenn der Stamm auch mehr Dornen als Blüten trägt und die losen Ranken die ordnende und pflegende Hand des Gärtners gar oft vermissen lassen, so spendet doch manche dieser einfachen rasch welkenden Blüten gar lieblichen Duft und Erquickung. Alle diese Gedichte haben einen Hauch von Waldursprünglichkeit, es athmet uns aus ihnen eine Gesundheitsfülle entgegen, deren Kraftgefühl sich oft sogar in etwas burschikoser Art Luft macht. Lustig wie ein Lerchenwirbel schmettert das Lied der sangeslustigen Kehle (S. 266):

Immer beschäftigt.

Und blüht die Welt, und müht die Welt
Den langen Tag sich nur,
Ich leg' spazieren mich ins Feld,
Und messe die Natur!

Dafür ist überall noch Platz,
An Arbeit nie gebricht's:
Ich denk' an meinen lieben Schatz,
Und manchmal auch an nichts!

Der eine geht, der andre steht,
Der dritte denkt sich dumm;
Wenn's Rückwärtsschaun was nützen thät',
Wär' halt der Weg nicht krumm.

Das Klugsein, oft geschadet hat's
Der Schönheit des Gesichts:
Ich denk' an meinen lieben Schatz,
Und manchmal auch an nichts!

Solch Singen macht dem Dichter keine Mühe, und schweigt er drum auch nicht schüchtern; das überläßt er andern:

Thu's lieber nicht!

Wenn dir das Singen Arbeit ist
Und Eitelkeit und Mühe,
Wenn dein Gedicht nie fertig ist,
Dein Denken nur zu frühe,
Wenn du brütend sitzest
Bis du Reime schwitzest,
Dann laß dir rathen, lieber Mann:
Gewöhne nicht dir so was an,
Du spielst nicht wohl die Geige,
Drum räuspre dich, und schweige!

Und trinkest du, weil Staub und Sand
Dir trocken macht die Kehle,
Ist wahrer Durst dir unbekannt,
Die Glut der Männerseele,
Wenn du Stoff bezwingest,
Nicht den Geist erringest:
Dann soll dir Milch credenzet sein,
Doch schlürfe niemals edeln Wein.
Ich rathe dir: Bleib nüchtern
Sei bieder, aber schüchtern!

Diesen frischen Humor, der sich noch mehrfach z. B. in dem Lobe der Mittelstraße „In diesen schweren Zeiten" bekundet, gesellt sich eine anmuthige Begabung für frische Erzählungen im Volkston, von dem wir „Des Herzogs Töchterlein", „Die Rosen von Königgrätz" und „Der Reitersmann auf hohem Roß" als besonders gelungen hervorheben. Daneben bricht aber auch ein warmes und tiefes Gefühl aus manchem dieser Gedichte hervor, z. B. aus dem Liede: „Aus der Heimat in die Heimat" und „Kommt und hört". Freilich kann es nicht verschwiegen werden, daß neben den Blüten auch manche verkümmerte, wurmstichige Knospe sich vorfindet und es an unbedeutenden und mislungenen Gedichten nicht gebricht, doch sind Geschmacklosigkeiten, wie das hölzerne Ghasel „Worte" und das „markerschütternde Brumbumbum" im „Trommellied von Aschaffenburg" nur selten. Ueber derartige Mängel sieht man aber um so lieber hinweg, als sich in diesen Liedern ein kräftiges Vaterlandsgefühl in wohlthuender Weise bekundet, ein frischer Muth, der „am Bord der Germania" ruft:

Hilf, Himmel, hilf, und woll' es gnädig wenden!
So betet heut die Furcht der blöden Kranken;
Uns pocht das Herz: Herr Gott, wir müssen danken,
Wir wagten kühn, du halfest stark vollenden!

Dem Schiffer gleich, den falsche Feuer blenden,
War unser Los: auf langer Irrfahrt schwanken;
Umsonst beweint ins Meer die Opfer sanken,
Das Ruder schien Spielwerk in hundert Händen.

Jetzt andrer Cours: vorwärts mit frischer Brise
Geht rasch die Fahrt, die grünen Wogen schlafen,
Herweht ein Duft vom Heimatparadiese;

Doch wachsam bleibt, wen launisch Wetter trafen;
Und ob der Sturm aus Südwest grollend bliese,
All' Mann an Bord! wir steuern doch zum Hafen.

E. Hersfurth.

Zur Geschichte der deutschen religiösen Speculation.

Meister Eckhart der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Von Adolf Lasson. Berlin, Hertz. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite Band der „Deutschen Mystiker" Franz Pfeiffer's hat den Studien über den Meister Eckhart eine relativ zuverlässigere Grundlage gegeben. Aber es fehlt noch viel, daß sie in dem Sinne genügend genannt werden könnte wie, um bei dem Nächstverwandten stehen zu bleiben, für Hermann von Friesland, Nikolaus von Strasburg und David von Augsburg, deren Erzeugnisse der erste Band jenes groß angelegten Werks enthält. Pfeiffer hat bekanntlich, außer einem knappen Vorworte, das sich wesentlich nur auf die Bezeichnung der von ihm benutzten handschriftlichen Hülfsmittel beschränkt, nichts weiter als die Texte der schriftlich erhaltenen Reste Eckhart's gegeben, oder das, was er dafür zu erkennen glaubte. Einem selbständigen kritischen Theile war die ausführliche Begründung und Rechtfertigung seines Verfahrens vorbehalten, aber sein jäher Tod hat diese wie andere sehr wichtige Arbeiten, z. B. die Weiterführung der Ausgabe des Bruder Berthold, einstweilen abgeschnitten, und es ist sehr fraglich, ob sie trotz des reichhaltigen Materials und der gewissenhaften unablässigen Thätigkeit ihres frühern Unternehmers von einem andern vollendet werden können.

So hat den Bruder Eckhart jenes ungünstige Geschick, das von jeher über ihm gewaltet, auch noch bis in unsere Tage verfolgt, wo derjenige Mann, der unter allen Lebenden am besten gerüstet war ihn in seiner vollen Herrlichkeit wieder zu erwecken, doch nur einen bedingungsweise brauchbaren Torso hinterlassen durfte. Nach wie vor wird die Wissenschaft, die sich jene erhabene Gestalt deutlich zu vergegenwärtigen strebt, keinen festen Boden unter ihren Füßen fühlen, und schon daraus erklärt es sich, daß auf der einen Seite immer neue Versuche auftauchen — der vorliegende ist seit 1864 der dritte —, das System Eckhart's in seiner Totalität darzustellen, um die offenbar ungenügenden Leistungen der Vorgänger womöglich zu einem berichtigenden Abschluß zu bringen, und daß auf der andern Seite die eigentlich fundamentale Arbeit, auf die es hier ankäme, doch von niemand in Angriff genommen wird. Diese bestände zu allererst darin, die kritischen Grundsätze zu entwickeln und festzustellen, nach denen die Autorschaft Eckhart's zu erkennen ist. Da die Mehrzahl der in die Pfeiffer'sche Ausgabe aufgenommenen Stücke durch kein äußeres Zeugniß als Eigenthum des Meisters beglaubigt ist, da sogar viele davon bisher andern Namen — Tauler, Rusbroek, Suso — zugeschrieben waren, so kann nur mit den Hülfsmitteln der innern Kritik vorgegangen werden. Diese selbst müssen, wie wir glauben, aus der Sprache und Diction geschöpft werden, nicht aus der innern Verwandtschaft mit dem Systeme. Das letztere, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen darf, ist in seiner Auffassung und Beurtheilung allzu sehr den subjectiven Einflüssen des modernen Darstellers unterworfen, sodaß ein Beweis aus ihm heraus sehr leicht zu einem circulus vitiosus werden dürfte. Sprache und Diction sind aber von einer so durchschlagenden Eigenart und einzigen Individualität, daß sich darauf ein genügender Beweis für das Echte und Unechte bauen läßt. Nur gehört dazu eine vollständige Uebersicht des gesammten handschriftlichen Materials, wie es Pfeiffer besaß und vorlegen wollte. Sein gereinigter Text allein, so dankenswerth er auch ist, kann nicht dazu gebraucht werden, bis sich erkennen läßt, nach welchen Principien er ihn im einzelnen construirt hat.

Auf dieser festen Grundlage läßt sich dann alles Weitere, so Wünschenswerthe und Nöthige aufbauen. Zuerst eine möglichst schlichte und übersichtliche Zusammenstellung des gesammten Materials von Gedanken und Speculationen, woran sich gleichsam von selbst die Beziehung auf die zeitgenössische Philosophie und Mystik schließen muß, um Eckhart's Stellung in ihr genauer zu bezeichnen. Ebenso eine ganze Reihe anderer philosophisch-culturgeschichtlicher Aufgaben, die alle diesen einen Mann zum Mittelpunkt haben könnten, ohne seinen Inhalt zu erschöpfen. Denn so viel läßt sich wenigstens schon jetzt aus dem noch so unsichern Material erkennen, daß er alle die begeisterten Lobsprüche, womit ihn seine Verehrer zu überhäufen pflegen, wohl verdient, wenn auch vielleicht oft in einem andern Sinne, als sie es meinen. Zunächst leidet es keinen Zweifel, daß er die deutsche Sprache in ihrer edelsten Ausbildung während des Mittelalters repräsentirt. Niemand in jener Periode hat dieselbe zu einem Werkzeuge der höchsten und ernsthaftesten Interessen des Geistes so zu gebrauchen verstanden wie er, und was seine andern Gesinnungsverwandten, die deutschen Mystiker vor und nach ihm, in dieser Beziehung geleistet haben, nimmt sich, den einen David von Augsburg abgerechnet, doch beinahe wie kindliches Stammeln neben der vollen Reife der männlichen Sprache aus. Ebenso ist er unbestritten der größte Prediger deutscher Zunge während des ganzen Mittelalters. Bruder Berthold, dessen ungeheuere Erfolge wir, bei aller Hochachtung vor ihm sei es gesagt, nach seinen uns erhaltenen Predigten doch nicht ganz zu verstehen vermögen, darf nicht mit ihm verglichen werden; Tauler und die spätern mystischen Prediger des 14. und 15. Jahrhunderts noch weniger. Und wenn sich manchmal die Frage aufdrängt, ob das Publikum, für welches diese Predigten bestimmt und gehalten wurden, im Stande gewesen sei den speculativen Kern der Sätze zu erfassen, so ist dies im Grunde eine müßige Frage. Diese Predigten sind so unendlich reich an den verschiedenartigsten Gaben für die verschiedenartigsten Individualitäten und Fähigkeiten, daß jeder, er mochte sein wer er wollte, überreiche Frucht davon haben konnte.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Duplikate von Schiller-Gesprächen.

Von Herrn Dr. Boxberger in Erfurt geht uns die folgende Anfrage an Herrn Bernhard Annmüller zu:

In dem vor kurzem erschienenen Buche: „Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt", von Bernhard Annmüller, finden sich unter der Ueberschrift: „Ressouvenir de conversation avec Schiller" mehrere Data Schiller's mitgetheilt, von denen schon längst bekannt war, daß sie aus Unterredungen mit seiner Verwandten Christiane von Wurmb stammen, die später die Frau des Directors Abeken in Osnabrück wurde. Sie hatte diese Gespräche aufgezeichnet wie Eckermann und Friedrich von Müller die Goethe'schen, und da sie auch jedesmal das Datum und den Umstand angibt, unter welchem das Gespräch gehalten wurde, so ist ein Irrthum hier nicht gut möglich. Sie wurden zuerst mitgetheilt von Karoline von Wolzogen in ihrem „Leben Schiller's", II, 204—223, und sind von da in alle spätern Biographien Schiller's übergegangen. Nach Palleske's Ermittelungen gehören sie in das Jahr 1802. Die vermeintlichen Gespräche Schiller's in dem Buche Annmüller's geben dieselben wörtlich, nur mit kleinen Differenzen, wieder. So steht S. 48: „Wenn man 30 Schauspiele sähe xc." bei Karoline von Wolzogen II, 207 unter der Aufschrift: „Den 1. März, als ich mit ihm aus der Komödie ging"; S. 49: „Billigkeit ist eine schöne aber seltene Tugend" ebenda S. 208 unter der Aufschrift: „Den 5. März, als ich ihm Kaffee einschenkte"; „Es ist ein eigen seltsam Ding um die gelehrten Frauen" ebenda S. 214 unter der Aufschrift: „Den 18. März, als er mich in meiner Stube nähend fand", nur fehlt bei Annmüller der Schluß. Und so geht es fort bis S. 121: „Daß viele von uns, wenn auch nur durch den Schein blenden wollen", welches ich bei Karoline von Wolzogen nicht finde. Das Gespräch vom Januar 1800, S. 117, welches sich gleichfalls bei Frau von Wolzogen nicht findet, hat nur stattfinden können, wenn die Fürstin um diese Zeit in Weimar war, vielleicht den 10. Januar, wo Schiller zum Thee bei der Herzogin war. In Schiller's Briefen findet sich von einem solchen Besuche nichts erwähnt. Annmüller wird also noch einmal nachsehen müssen, ob die betreffende Handschrift auch wirklich von der Fürstin von Rudolstadt herrührt; dann kann sie aber nur eine Abschrift von dem Manuscript der Christiane von Wurmb sein. Auch wird er sich Mühe geben müssen zu erfahren, in welchem Verhältniß Christiane von Wurmb zu der Fürstin von Rudolstadt stand. Diese Auskunft ist er den Schiller-Kennern schuldig, denn wenn ihm diese auch gern verzeihen werden, daß er in der Schiller-Literatur nicht so bewandert war, um sich zu entsinnen, daß diese Gespräche schon seit 40 Jahren gedruckt waren, so werden sie doch im Falle seines Schweigens einen gewissen Verdacht, er habe sein Werk mit fremden Federn ausschmücken wollen, schwerlich ganz unterdrücken können.

Chinesische Bräuche und Spiele in Europa.

In einer jenaer Inauguraldissertation (gedruckt Breslau 1869) sucht Gustav Schlegel, Interpret der chinesischen Sprache beim niederländisch-ostindischen Gouvernement zu Batavia, den Nachweis zu führen, daß fast alle unsere Gesellschaftsspiele, die schon Jahrhunderte vor ihrem Erscheinen in Europa in China bekannt gewesen, aus jenem fernen Lande zu uns gelangt seien. Dahin rechnet er: das Damenspiel, das Dominospiel, das Kartenspiel, das Mühlenspiel, das Triktrak; die Hazardspiele, wie Würfel, Rouge et Noir; den Papierdrachen; kleine Gesellschaftsspiele, wie Kämmerchenspiel, Blindekuh; ferner die Volksspiele, wie das Puppenspiel, die chinesischen Schattenmaschinen. Wird man diese oder jene Behauptung des Verfassers gern glaubhaft finden, so dürfte es dagegen den größten Widerspruch erregen, daß auch das Schachspiel als ein ursprüngliches Eigenthum Chinas in Anspruch genommen wird. Auch einzelne Bräuche, wie das Essen hartgesottener Eier zu gewisser Jahreszeit, sowie der Schmuck der Häuser in der Johannisnacht sollen uralten chinesischen Ursprungs sein. Eine besonders wissenschaftliche Haltung hat die genannte Dissertation gerade nicht, aber sie ist wenigstens um ihres Gegenstandes willen allgemein interessant. Es würde erwünscht sein, wenn über diese Fragen, soweit sie zweifelhaft erscheinen müssen, von competenter Seite aus discutirt und weitere und überzeugende Belehrung beigebracht würde.

Notizen.

Der von einigen Blättern angekündigte Roman von Giuseppe Garibaldi wurde längere Zeit für eine Ente gehalten, welche die Blätter bisweilen brauchen, um ihre stagnirenden Gewässer zu beleben. Jetzt kündigt A. Hartleben's Verlag in Wien die autorisirte Uebersetzung desselben an, sodaß wir uns nun mit einem male auf dem Gebiete der buchhändlerischen Thatsachen befinden. Der Roman führt den Titel: „Die Regierung des Mönchs", und umfaßt zwei starke Bände. Das Buch enthält, nach der Ankündigung des Verlegers, von der ersten bis zur letzten Zeile vom Verfasser selbst erlebte Ereignisse im Gewande eines fesselnden Romans, und Garibaldi enthüllt in demselben die Ursachen der vielen italienischen Empörungen des 19. Jahrhunderts sowie die Intriguen und Anschläge des päpstlichen Hofs.

Zu Königsberg erscheint in Heften eine Zeitschrift unter dem folgenden originellen Titel: „Die Sternwarte. Großes Schatten- und Puppenspiel mit verschiedenen Monologen, Scenen, Intermezzos, Gruppirungen und Aufmärschen, oft mit elektrischem Lichte beleuchtet, von Gabriel Mephisto. Verbunden mit einer neuen Theaterzeitung: «Die psychologische Posaune», redigirt und herausgegeben von Dr. Henriko Starke, Professor der Psychologie, promovirtem Doctor der Selbstkunde und Geburtshelfer der Reclame, correspondirendem Mitgliede aller Sternwarten Europas, Ritter des noch nicht gestifteten Phantasieordens und Besitzer aller Medaillen für Kunst und Wissenschaft" (Königsberg, Expedition der Sternwarte). Uns liegen die beiden ersten Hefte dieses mit so wunderbarlichen Humorschnörkeln sich ankündigenden Blattes vor, das indeß hier und dort auch einen ernstern poetischen Anlauf nimmt. Die Tendenz des Unternehmens, das für seine Strafgerichte nur zu voluminös auftritt, ist eine sehr lobenswerthe, nämlich die Reclame zu geißeln, die sich in den Theaterblättern breit macht, und zwar in der ganz geeigneten Form hyperbolischer Uebertreibungen. Seine Hauptprügelknaben und Hauptprügeldamen hat der Satiriker nach dem Princip der „Notorietät" ausgewählt; doch findet man bisweilen auch einen Namen darunter, den man mit Bedauern an den Pranger dieser Satire gestellt sieht.

Eine Shakspeare-Anthologie: „Leitsterne im Leben und Lieben der Frauen", hat A. Daul, der Verfasser des reichhaltigen statistischen Werks über die Frauenarbeit (Leipzig, Matthes, 1869), zusammengestellt, und zwar hat das erste Bändchen den Titel: „Die Kunst zu lieben", das zweite „Frauenphilosophie", das dritte „Geistiger Toilettenspiegel für das Frauengeschlecht", das vierte: „Zur Männerkenntniß für das Frauengeschlecht". Es sind theils einzelne Sprüche und Sentenzen, theils Bruchstücke einzelner Scenen, die in der Sammlung mitgetheilt werden; die Quellenangabe, die Bezeichnung der einzelnen Stücke findet sich im Inhaltsverzeichniß. Da Shakspeare immer noch mehr gefeiert als gekannt ist, und namentlich diejenigen Stücke, die nicht auf unsern Bühnen heimisch sind, keineswegs nach Gebühr in ihrem ganzen geistreichen Detail unserm Lesepublikum gegenwärtig sind, so haben solche Sentenzensammlungen aus dem unerschöpflichen Gedankenborn des britischen Dichters oft den die Leser selbst befremdenden Reiz der Neuheit.

Trotz der Klagen über die Ungunst der Zeiten und der Stimmung des Publikums gegenüber lyrischen Dichtungen können wir doch mehrere Sammlungen verzeichnen, welche neuerdings in neuen Auflagen erschienen sind. Der sangesfreudige Dichter des Wupperthals, Emil Rittershaus, läßt seine

„Gedichte" in dritter vermehrter und verbesserter Auflage (Breslau, Trewendt, 1870) erscheinen. Man kennt den frischen Tonfall, die Wärme der Empfindung, die sich in diesen meist schlichten Liedern ausspricht, denen auch auf dem Gebiet politischer Dichtung manch frischer Wurf gelingt.

Emil Brachvogel's „Dichtungen" sind ebenfalls in zweiter vermehrter Auflage (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1869) erschienen, obschon die Lyrik nicht das Gebiet ist, auf welchem der Pegasus des Dichters die beste Weide findet. Der Inhalt hat manches Tüchtige, doch die Form erscheint zu melodielos, zu ungelenk. „Goethe's Jugendliebe", Gedicht von Adolf Böttger, das bekannte anmuthige Idyll in Hexametern, liegt in dritter Auflage (Leipzig, Haynel, 1870), vor. „Quinten", die kleinen Gedichte von J. G. Tauber, sind in zweiter Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1869) erschienen, welche um einige leichtgeflügelte Gnomen und zugespitzte Epigramme vermehrt ist. Eine dritte gesichtete und aufs Doppelte vermehrte Auflage liegt auch von den „Vorhof-Klängen. Von einem Wahrheitsucher" (Barmen, Langewiesche, 1869) vor, Dichtungen mit einer vorzugsweise religiösen Tendenz, die sich aber nirgends aufdringlich geberdet.

Von W. Jordan's „Nibelunge", dieser durch die Vorträge des Dichters in fast allen größern und vielen kleinen Städten Deutschlands wohlbekannten Dichtung, liegt eine zweite Auflage (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag, 1870) vor, welche zeigt, daß auch moderne Epen, unter günstigen Bedingungen der Verbreitung, bei dem Publikum Wurzel zu schlagen vermögen. Die zweite Auflage ist äußerlich nicht so pompös, so im Reckenstil gehalten wie die erste, aber desto handlicher und zugänglicher für die Leser. Auch von Joseph Pape, einem in jüngster Zeit sehr fruchtbaren Autor, liegen Werke in neuen Auflagen vor, so von dem Gedicht: „Der treue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung in zwölf Gesängen", eine zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, und von den Romanzen: „Josephine, Liebe, Glaube und Vaterland" eine dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage (Paderborn, Kleine, 1869).

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Hilary St. Ives. Roman. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Alexander, R., Genrebilder. Berlin, Habel. 16. 28 Ngr.

Böckh, R., Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bugeaud, Ueber den Gebirgskrieg in Afrika. (Aus dessen Schriften übersetzt.) Wien, Seidel u. Sohn. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

Bund, L., Die Monate des Jahres in Denksprüchen. Düsseldorf, Budich. 16. 22½ Ngr.

Burns, R., Lieder. In das Schweizerdeutsche übertragen von A. Corrodi. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chardon, G., Memoiren eines Schutzengels. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von J. M. Regensburg, Pustet. 16. 12 Ngr.

Conard, J., Die Dame im Schleier oder der Bildersaal der Stadtvogtei in Berlin. Romantische Criminal-Erzählung. 1stes Heft. Berlin, Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Corrodi, A., Blühendes Leben. Roman in 2 Büchern. Bern, Haller. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cropp, J., Der Glaubensrichter sein eigner Richter. Offener Brief an F. Stöter. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 9 Ngr.

Deutschland um Neujahr 1870. Vom Verfasser der Rundschauen (von Gerlach.) Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 12 Ngr.

Dixon, W. H., Der Tower von London. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 1ster Bd. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Dranmor, Requiem. Zweite Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 10 Ngr.

Elsner, O., Die Braut des Nil. Erzählendes Gedicht. Coburg, Riemann. Gr. 16. 10 Ngr.

Fels, E., Loreley. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Fredelig, C. J., Lieb und Leid. Gedichte. Ravensburg, Dorn. 16. 20 Ngr.

Frohschammer, J., Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer. Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans. Zweite, mit einem neuen Vorwort vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für das Jahr 1870. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 25 Ngr.

Gnad, E., Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 1ste Sammlung. Triest, Schimpff. Gr. 8. 20 Ngr.

Greß, K., Holzlandsagen. Sagen, Mährchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringer Waldes. Leipzig, Wartig. 8. 15 Ngr.

Holland, H., Zu Fr. Overbeck's Heimgang. Ein Blatt der Erinnerung. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 3 Ngr.

Hollandt, F., Die Rose des Libanon. Epische Idylle in 3 Gesängen. Braunschweig, Sievers u. Comp. 16. 1 Thlr.

Illustrirter Kalender und Novellen-Almanach für 1870. Mit Beiträgen von F. Hackländer, Hoefer und F. Gerstäcker. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 12½ Ngr.

König, E. A., Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Krieg und Bundes-Reform. — Der Congreß in Paris. Vom Verfasser der Rundschauen (v. Gerlach.) Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 6 Ngr.

Ludwig Lesser. Ausgewählte Dichtungen. Nebst einem Abriß seines Lebens. Berlin, R. Lesser. 16. 20 Ngr.

Memoiren des Herzogs von Reichsstadt. (Napoleon II.) Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Monteton, O. Dijon Baron v., Im Lehnstuhl vom Sattel. Stendal, Franzen u. Grosse. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, M., Im Lande der Denker! Oder: Werden die Gelehrten, namentlich meine lieben Landsleute noch nicht bald einig in Bezug einer Neugestaltung unseres Culturideals? Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 18 Ngr.

Oppenheimer, L. Ritter v., Nach den Wahlen. Prag, Calve. Gr. 8. 4 Ngr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peter, H., Der Krieg des grossen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—1675. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfleiderer, E., Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugschriften nachgewiesen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 24 Ngr.

Poninski, A. Graf, Ueber den Verkehr der Geister des Jenseits mit den Menschen. Zwei öffentliche Vorträge in Leipzig. 2ter Vortrag. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Priem, J., Nürnberger Sagen und Geschichten. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Reichelt, H. M., Bergmannsleben. Bergmännische Dichtungen. Schneeberg, Goedsche. 16. 7½ Ngr.

Rick, C., Poetische Briefe einer Frau. 2te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr.

Rödiger, F., Schultheiß Wengi von Solothurn. Ein Volksbild aus den Zeiten der schweizerischen Religionswirren im 16. Jahrhundert. Solothurn, Jent u. Gaßmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Scherer-Boccard, G. T., Handbuch zur Beurtheilung der Vorurtheile und Irrthümer unserer Zeit. Nach bewährten Quellen encyclopädisch bearbeitet. 1stes Heft. Luzern, Prell. Gr. 8. 16 Ngr.

Sickel, T., Zur Geschichte des Concils von Trient. Actenstücke aus österreichischen Archiven. 1ste Abth.: 1559—1561. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

So spröäken de norddütsche Bu'rn. Röädensoarten, Sprüchwöö'r, Bu'rröäthsel, Riemsel un Singsang van de Gööären. Berlin, Schlingmann. 16. 10 Ngr.

Szalay, L. v., Geschichte Ungarns. 2ter Bd. Deutsch von H. Wögerer. Pest, Lauffer. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1870. Gegründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von G. Ludwig. 19ter Jahrgang. 1870. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Trenck, F. Freih. v. der, Memoiren. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Turgenjew's, J., ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. 3ter Bd.: Rudin. Drei Begegnungen. Mumu. Drei Novellen. Mitau, Behre. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ujfalvy, K. E. v., Alfred de Musset. Eine Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Trautschold, H., Ueber saekulare Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche. Moskau. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Der literarische Verkehr. Organ für die Interessen der deutschen Schriftstellerwelt. Herausgegeben unter Mitwirkung von Karl Frenzel, Frdr. Friedrich, Herm. Kletke &c. Redacteur: O. Löwenstein. 1ster Jahrgang. 1870. 11 Nrn. Berlin, Löwenstein. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Volckhausen, A., Das Kind aus dem Ebräergang. Roman in zwei Bdn. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 8. 2 Thlr.

Volkmer, F., Das Verhältniss von Geist und Körper im Menschen (Seele und Leib) nach Cartesius. Historisch-philosophische Abhandlung. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 8 Ngr.

Vincke, G. Freih., ABC für Haus und Welt. Aus der Mappe eines alten Diplomaten. Münster, Brunn. 16. 15 Ngr.

Deutsche Volks-Lieder aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Lieder vermischten Inhaltes. Gratz, Pock. 16. 1 Thlr.

Wackernagel, W., Johann Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagner, H., und J. Webbe, Glauben und Unglauben. Eine Streitschrift zur kirchlichen Frage. Hamburg, Grüning. 8. 10 Ngr.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt von G. Gerland. 5ter Thl. Die Völker der Südsee. 2te Abth. Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldbrühl, W. v., Rhingscher Klaaf. Rheinfränkische Lieder und Leuschen. Nebst einer Zugabe: Stöckelcher von Montanus. Opladen, Arndt. 1869. 16. 20 Ngr.

Walther, P. A. F., Die Alterthümer der heidnischen Vorzeit innerhalb des Grossherzogthums Hessen, nach Ursprung, Gattung und Oertlichkeit besprochen. Darmstadt, Jonghaus. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Walther, E., Der Schauspielerberuf in künstlerischer, gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung. Vorlesung. Dresden, Türk. Gr. 16. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber die Religion.

Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Von Friedrich Schleiermacher.

Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

8. Geheftet 10 Ngr. Gebunden 15 Ngr.

Monologen. Die Weihnachtsfeier.

Von Friedrich Schleiermacher.

Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

8. Geheftet 10 Ngr. Gebunden 15 Ngr.

Von Schleiermacher's Schriften ist keine so zur Verbreitung in den weitesten Kreisen geeignet und verdient diese in dem Maße wie die „Reden über die Religion". Sie ist sein populärstes Werk, in dem er den Grundgedanken seiner theologischen Wirksamkeit — Versöhnung der Religion mit der freien Forschung und dem Bildungsbewußtsein der Zeit — auf eine das gebildete Laienpublikum fesselnde Weise entwickelt hat.

Die „Monologen" und „Die Weihnachtsfeier" schließen sich ergänzend und ausführend an die „Reden über die Religion" an.

Durch die vorliegende erste wohlfeile Ausgabe dieser drei berühmten Schriften wurde einem lange gehegten Wunsche aller Verehrer Schleiermacher's entsprochen. Einen besondern Werth verleihen ihr außerdem die geistreichen Einleitungen, womit sie der Herausgeber, Ober-Consistorialrath D. Schwarz, begleitete.

Die beiden Bände bilden zugleich den 1. und 27. Band der in demselben Verlage erscheinenden „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".

Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken.

Mit einer Biographie Schleiermacher's.

Von Elisa Maier.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Frauenhand gewählt, bilden diese classischen Aussprüche Schleiermacher's über Freundschaft und Liebe, Selbstbildung und Thätigkeit, Ehe, Kinderzucht, Religion, Freiheit und Unsterblichkeit namentlich eine der empfehlenswerthesten Gaben für das weibliche Geschlecht. Eine pietätvolle Schilderung von Schleiermacher's Lebensgang läßt die Herausgeberin den gewählten Stellen aus seinen Schriften vorangehen.

Verlag von Fr. Kortkampf in Berlin.

Wrottesley, Lord. Gedanken über Regierung und Gesetzgebung. Aus dem Englischen übersetzt von G. F. Stedefeld, Kreisgerichtsrath. Berlin, 1869. Kortkampf. 1 Thlr. 5 Sgr.

Didaskalia, Nr. 221. 11. August 1869. Bedeutender sind zwei philosophisch-politische Schriften: Gedanken über Regierung und Gesetzgebung von Stedefeld und eine von letzterm verfaßte Studie über die materialistische Auffassung der Engländer vom Staat und vom Christenthum, die zu jenem gehört und eine selbständige Auffassung bekundet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER,

1870, 2. Heft.

Geschichte: Historische Literatur, von *J. J. Honegger*. — George Peabody, von *R. Döhn*. — Nekrolog.

Literatur: Hermann Lingg, von *Ad. Strodtmann*. — Nekrolog.

Kunst: Leben und Werke Hans Holbeins des Jüng., II, von *Br. Meyer*. — Nekrolog.

Geographie: Die Bocche di Cattaro. — Das Territorium Alaska, nach *Whymper*. — Nekrolog.

Meteorologie: Wärmeabnahme in höheren Breiten. — Der Nebel, von Dr. *Dellmann*.

Mineralogie und Geologie: Organisch gebildete Gebirgsmassen in Mexiko. — Entstehung des Erdöls. — Geologie des Kaukasus. — Südafrika. — Quecksilber in Australien. — Nekrolog.

Volkswirthschaft und Statistik: Die gesellschaftliche Vertheilung der britischen Steuern, von Dr. *Dühring*.

Industrie: Die Baumwollenindustrie.

Kriegswesen: Die Uebungslager der europäischen Heere, II, von *Chr. v. Sarauw*.

Technologie: Theerfarbenindustrie.

Politische Uebersicht, von *v. Wydenbrugk*.

Illustrationen: H. Holbein: Madonna von Solothurn. — Triumph des Reichthums. — Initiale V, O. — Adam und der Tod. — Dolchscheide. — Lager eines russischen Bataillons. — Plan von dem Zeltlager eines dänischen Infanterie-Bataillons.

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT in Hildburghausen.

Verlag von Fr. Kortkampf in Berlin,

Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte.

Bismarck-Schönhausen, Graf von, Reden. Erste Sammlung, enthaltend die Reden aus den Jahren 1862—1867 im preußischen Landtage und in der ersten außerordentlichen Session des Reichstages. Gr. 8. Velinpapier brosch. 2 Thlr.

—— —— **Zweite Sammlung,** enthaltend die Reden aus den Jahren 1867—1869 im Landtag, Reichstag und Zollparlament. Gr. 8. Velinpapier brosch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Wortlaut dieser Reden ist den amtlichen stenographischen Berichten entnommen; eine kurze, jeder Rede beigegebene Einleitung weist auf die voraufgehenden Verhandlungen hin und erleichtert so das Verständniß.

Die „National-Zeitung" sagt darüber in Nr. 538 vom 17. November 1869: „Dieselbe gibt nicht nur ein übersichtliches und schätzbares Material zur Beurtheilung der zeitgenössischen Geschichte und der Politik und der Persönlichkeit des Grafen Bismarck, sie ist auch dem berufsmäßigen Politiker ein willkommenes Handbuch, insofern sie ihm nach der Anordnung der Reden je nach dem Gegenstande, welchen sie behandeln, es ungemein erleichtert, sich jeden Augenblick über das Auftreten desselben in den betreffenden Fragen zu orientiren und dessen Worte festzustellen. Aus den stenographischen Protokollen des Landtags ist dies nur mit großen Schwierigkeiten und oft sehr unbequemem Zeitaufwande möglich."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 24. Februar 1870.

Bastian's Reisen in Ostasien.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Dritter Band: Reisen in Siam im Jahre 1863. Vierter Band: Reise durch Kambodia nach Cochinchina. Fünfter Band: Reisen im Indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan. Nebst einer Karte Hinterindiens von Kiepert. Jena, Costenoble. 1867—69. Gr. 8. 10 Thlr.

Ueber die geographische Beschaffenheit des westlichen Kambodia, namentlich über das Flußsystem, erhalten wir von Bastian genaue Auskunft. Der Centralpunkt des letztern ist der große Binnensee, der Thalesab, welcher elf Flüsse in sich aufnimmt und selbst wieder durch den Thale lan (Großen Fluß) in den Ocean mündet. Zu diesen Flüssen gehören der Siemrab, Kamphong Suay, Battambong, Photisat u. a.; sie kommen zum Theil von den Bergen Korats, zu denen sich das flache Land Kambodias allmählich erhebt und die in Terrassen übereinander aufsteigen. Die nordwestlichen Gebirge werden von den Urvölkern, den Laos, Kha, Suay und Kama, bewohnt. Auf dem Siemrabfluß fuhr Bastian in den großen See, welchen direct nach Süden zu durchkreuzen die Boote nicht wagen. Die nach Battambong bestimmten Boote hielten sich westwärts, die nach Udong bestimmten ostwärts. Durch überschwemmte Wiesen und Wälder, die bis zur Blätterkrone im Wasser standen, ging anfangs die Fahrt, bis der offene See erreicht wurde und zuletzt auch die in waldigen Spitzen ausgezackten Ufer verschwanden und am Horizont das Wasser mit der Luft sich vermischte. Schwimmende Pflanzeninseln trieben in dem See umher, welcher übrigens Ebbe und Flut mit dem Meere gemein hat. Der Fischfang in diesem See ist außerordentlich reich; eine große Quantität der getrockneten Fische wird nach Udong verführt. Der See gilt gleichsam als Ueberrest der großen Flut, aus welcher der Wunderbaum der kambodischen Sagen hervorwächst.

Den Fluß Battambong fuhr unser Reisender hinauf bis zur gleichnamigen Stadt, deren äußerste Häuser auf Pfählen in den Fluß hineingebaut sind. Battambong ist die Hauptstadt einer nach ihr benannten Provinz des siamesischen Kambodia:

> Durch die Annectirung der Provinzen Siemrab und Battambong hat sich Siam den besten Theil Kambodias anzueignen gewußt, eben diejenigen, die durch ihre begünstigte Lage allein zur Entwickelung von Cultur befähigt waren und dieselbe, wie die Monumente zeigen, auch zu einer nicht unbedeutenden Vollendung gebracht haben. Die einheimischen Fürsten dieser Länder werden jetzt von den siamesischen Beamten des Kha Luang überwacht, der auch in den wichtigern Fällen das Richteramt ausübt.

Ueber Steuern, Rechtspflege und Gesetze dieser Provinzen gibt Bastian Auskunft; sie zeigen eine bis ins Detail ausgebildete Administration und Jurisprudenz. Daß auch im Volke der alte Culturboden noch nicht ganz brach gelegt ist, beweist eine von Bastian angeführte Thatsache. Man rühmt es den Gondolieren der adriatischen Marmorstadt nach, daß sie die Stanzen des Tasso zum Takt der Ruder singen. Die Ruderer und Steuermänner in Kambodia beschäftigen sich aber nicht nur mit der Poesie, sondern auch mit der Politik. Fischer und Ruderer unterhalten sich über die Metrik, und der Obmann der letztern belehrte die Fischer, daß nur ein Gelehrter und in den Regeln der Metrik Wohlerfahrner es unternehmen dürfe, Verse zu machen, da es eine Sünde sein würde, gegen die Regeln zu verstoßen. Wer in Deutschland eine solche Behauptung aufstellen wollte, der würde von den Blaustrümpfen und den Vertretern der Volkspoesie als jämmerlicher Pedant verlacht werden.

In der Nähe von Battambong befinden sich die Ruinen der alten Stadt Baset; verstümmelte Figuren, mit Affengestalten geschmückte Portale, Inschriften, die theils denen von Nakhon Vat gleichen, theils an die Charaktere der javanischen Inschrift von Suambaya erinnerten, erregten

das Interesse des Reisenden. Noch pittoresker sind die Ruinen des alten Bergschlosses Banon, einst der Pfeiler des kambodischen Königreichs genannt, das mit ihm zusammenbrechen werde.

Die im District von Battambong gruppirten Monumente, westlich vom See, erweisen sich auf den ersten Blick als weit jüngern Ursprungs, verglichen mit denen des obern Kambodia. An einigen Structuren Basets soll noch im vorigen Jahrhundert weiter gebaut sein, und wurde diese Stadt überhaupt erst in neuerer Zeit von ihren Bewohnern verlassen. Auch sind die Anlagen der Straßen noch überall deutlich zu erkennen, indem sie zwischen zwei Reihen von kleinen Erdhaufen laufen, die die Stelle der frühern Häuser andeuten. Der ganze Umkreis der Stadt mit ihren Vorstädten war durch einen Erdwall mit zugehörigem Festungsgraben umschlossen, dann folgt, wie immer, die innere Mauer, und zuletzt die Kampengkeoh oder Kleinodienmauer des centralen Palastes oder der Citadelle. Diese mit umlaufendem Pflasterwege ist viereckig und öffnet sich mit vier Thoren nach dem Innern des Palastes. Die Steinthore (von denen das westliche unter einer Colonnade betreten wird) haben zu beiden Seiten des Mitteleingangs drei bis vier von der Straße hineinführende Oeffnungen, aus großen Steinplatten (8—9 Fuß lang, 3 Fuß breit und 1½ Fuß hoch) gebildet, die über aufrecht stehende Steine gelegt und mit Rillen auf dem Sockel gefügt sind. Der Palast ist aus Lagen breiter Steine aufgebaut, die in regelmäßige Quadrate geschnitten sind (1¾ Fuß hoch und 1¾ Fuß lang) und fein polirt im engen Zusammenschluß. Die größtentheils verfallenen Corridore sind von Trümmern verschiedener Prasada umgeben, die bald aus Stein, bald aus Ziegeln aufgeführt waren. Die aus großen Steintafeln gebildeten Portale werden stets von Steinpfeilern getragen. Die verwendeten Ziegel sind ein sehr hartes Material, da sie, wie die Eingeborenen sagen, nur aus reiner Erde verfertigt wurden, ohne irgendwelche Zufügung des jetzt nie fehlenden Reisstrohes, und dann ohne Kalk aufeinander gelegt wurden, um durch gegenseitiges Abreiben in genaue Verbindung gebracht zu werden (wie bei den Inkabauten Perus). Nach ceylonischen Sagen ließ Wahala Bandara Dewiyo für seinen Tempelbau die Dämone den Felsen mit dem harten Schilfgras Way Well niederreiben, ohne den Gebrauch anderer Instrumente zu gestatten. Den Rabbinen war der Gebrauch eines Schilfrohrrandes zum Schneiden verboten, weil sich Zauberer desselben bedienen. Unter den auf den Sculpturen der Portale behandelten Gegenständen fanden sich, außer dem Ziehen um die Schlange zwischen Göttern und Dämonen, besonders Keulen- und Aextträger wiederholt, sowie Flöte spielende Figuren in der tanzenden Stellung Krishna's. Einige der Figuren sind aus Graustein gearbeitet, und auch ein weicher weißer Stein wird verwandt, aber der größte Theil der innern Wand war aus einem röthlich granitischem Stein, von der Farbe hartgebrannter Ziegel, aufgeführt. Weichere Ziegel waren zuweilen stückweise zwischengefügt, als Reparaturen entstandener Beschädigungen. Zum Fundament der Basis diente ein poröser Feldstein. Von einer aus verzierten Steinen aufgebauten und von Löwen bewachten Terrasse führt ein Pflasterweg zu einem See, ein Viereck, von terrassirten Treppen umgeben, die seiner ganzen Länge nach (etwa 200 Fuß an jeder Seite) mit je 12 Stufen zum Wasser niederführen. Die Säulen, die die Portale tragen, steigen in runden Kreisen auf, die andern der Thore dagegen sind viereckig, mit Lotus-Capitälern. Auch die Fenster werden von runden Säulchen gegittert. Einer der mit Inschriften der Akson Ming bedeckten Steine handelt von Konako (Gonagan). Ein großer Stein zeigte eine tief eingehauene Rinne, wie der aztekische Opferstein, doch soll er zu milderm Gebrauche gedient haben, als für den Abfluß heißen Menschenblutes, da er als eine Presse zum Ausquetschen des Palmsaftes beschrieben wurde. Manche der Thürpfosten und Säulen waren einen Theil ihrer Länge in die Erde vergraben, entweder durch allmähliches Einsinken, oder durch Aufhäufen des Schuttes in ihrer Umgebung. Der schon in nächster Nähe üppig wuchernde Wald drängt immer näher auf die Ruinenstätte dieser verschwindenden Stadt ein, die er bald wieder ganz in eine Wildniß verkehrt haben wird.

Der Klostertempel Vat Ek steht zu dieser Stadt in demselben Verhältniß, wie Nakhon Vat zu Nakhon Tom. Das Schloß Banon gleicht einer Ruine aus unserer mittelalterlichen Ritterzeit, romantisch auf einem Felsenberge gelegen, der von den Ufern des Flusses aufsteigt und mit seinen Gipfeln über eine Waldesschlucht niederhängt.

Die umgebenden Berge sind durch natürliche Grotten ausgehöhlt, und das Volk glaubt dort goldene Thronsessel und kostbare Bildnisse verborgen, die von sechs Riesenwächtern gehütet werden. Auch soll von der Spitze des Bergs, in dem innersten Hofe der Citadelle Banons, ein unterirdischer Gang bis unter das Wasser des Flusses führen, und würfe man oben eine Kokosnuß in die Oeffnung hinein, so würde sie auf dem Wasser schwimmend wieder zum Vorschein kommen. Der Thurm steht, wie das Volk sagt, auf dem Nabel Kambodias, als sein Pfeiler und seine Stütze. Hat man auf steilen Bergpfaden, wo zuweilen eingehauene Stufen das Steigen erleichtern, die Höhe erreicht, so blickt man von der Terrasse auf zerklüftete Thäler dicht bewaldeter Hügel, jenseit welcher im Westen der Kegel des Phanom Banchab aufsteigt. Die Khao Kravan oder Cardamomenberge liegen weiterhin und die Chantabun's in der Ferne. Südöstlich erhebt sich der Khao Thippadeh. Nach Osten blickt man über ein Waldland, das in grünem und rothem Blätterschmuck wechselnd sich über eine weite Fläche bis zum Horizont erstreckt und hier und da den Wasserstreifen des Flusses zwischen den Bäumen hervorschimmern läßt. Der centrale Prasat, der mit vier Portalen in Kreuzform ausöffnet, ist von vier kleinern umgeben, und parallel mit diesen liegen wieder die vier Eckthürme der umziehenden Mauer. Die Figuren der Sculpturen an den Wänden tragen verschiedene Moden des Kopfputzes und auf einem Portal war Indra auf dem dreiköpfigen Elefanten Airawaddi ausgemeißelt.

Auf der weitern Reise nach der Hauptstadt Udong fand Bastian die meisten Beamten der Dörfer und Städte nicht anwesend, weil sie alle zur bevorstehenden Krönung des Königs nach Udong gereist waren. Auch die Elefanten waren an einzelnen Orten, wie in Photisat, nicht zu haben, weil sie in Udong zur Beförderung der siamesischen Gesandten dienten; der Weg ging über die westlichen Seitenflüsse des Thalesab, über die Städte Photisat, Boribun, dessen Kloster interessante Gemälde enthält, Leibiah, über Colonien der mohammedanischen Dscham, die Trümmer der frühern Hauptstadt Lowek mit den noch erkennbaren drei Ringmauern, nach Udong, dessen Häuser halb in Büschen oder Gärten versteckt liegen und dessen Hauptstraße, von wo man über die Teiche der Niederungen auf die umkränzenden Hügel und ihre Pagoden blickte, von einem regen Marktverkehr belebt war. Bastian besuchte zuerst den Abt des Klosters Salakhun, Phra Sukhontthibodi, den gelehrtesten Mönch von Kambodia; doch fühlte sich dieser in Verlegenheit, daß der Reisende ihm einen Besuch abstattete, ohne vorher den König gesehen zu haben. Der letztere glaubte anfangs, als er hörte, Bastian komme von Bangkok über Land und mit englischen Pässen versehen, daß dieser eine diplomatische Mission habe; denn da das französische Geschwader der Kriegsflotte in Saigon die Kanäle heraufgekommen war, um bei der bevorstehenden Krönung in der Nähe zu sein, so hoffte der König und auch der siamesische Gesandte, daß England durch eine diplomatische Mission den

Franzosen ein Paroli bieten werde. Bastian überzeugte indeß beide Parteien alsbald von seiner Ungefährlichkeit. Ueber seine Audienz bei dem Könige von Kambodia berichtet Bastian Folgendes:

Nach dem Eintritte in das Thor der Holzpalissaden leitet eine zwischen zwei Teichen hinlaufende Chaussee nach den Gebäuden, die für die Krönungsfeierlichkeiten aufgerichtet wurden. Der junge König empfing mich in einem mit Teppichen belegten Gemache, nahm den an ihn gerichteten Brief entgegen und versprach jegliche Unterstützung. Er faßte mich dann bei der Hand, um mit mir durch die geschmückten Hallen zu gehen, in denen Mönche Weihgebete sprachen (suet mon), und mir die Zimmer des Schlosses zu zeigen. In einem derselben stellte er mich dem siamesischen Residenten, dem Chao Myang Pochim vor, der hergekommen sei, Kambodia zu bewachen. Das Reichsschwert (Phrakan) wurde in Procession umhergetragen. Im Hofe stand ein hoher Trauerwagen, auf dem die Leiche seines verstorbenen Vaters zur Verbrennung geführt worden war, von der die Baulichkeiten noch dastanden. Der Palast wurde überall renovirt, und der König bemerkte, daß Städte und Dörfer sämmtlich zerstört gewesen seien, weshalb jetzt alles erneuert werden müsse. Er bot mir ein Logis in seinem Palaste an, gab aber auf mein Ansuchen, in dem Kloster bleiben zu dürfen, seine Einwilligung und sandte vier mit Gewehren bewaffnete Soldaten, um dort während der Nacht Wache zu halten (Jan. 30.). Am nächsten Tage ging ich zu dem Phra-Alat oder Bibliothekar, da der König befohlen hatte, mir das Archiv zu öffnen. In den Hallen waren Vergolder mit Anfertigung von Zierathen beschäftigt.

Als ich dem König meine Aufwartung machte, nahm er mich mit sich in die innern Gemächer, wo er mich mit Cigarren und frischem Kokosnußwasser regalirte, während chinesische Gaukler ihre Künste zeigten und dann theatralische Vorstellungen gaben. Knaben fochten mit langen Stangen, in Sätzen umeinander herumspringend. Der eine wird von dem andern getödtet, und der siegreiche Held kämpft dann mit einer Schar verschiedener Feinde, sie bald durch das Schwert, bald durch seine Fäuste besiegend. Dazwischen machte ein Komiker groteske Stellungen, und zuletzt sang der mit goldener Krone geschmückte Triumphator in heller Fistel sein eigenes Lob, während ihn Schwärmer und Handraketen umzischten. Der König beklagte sich im Gespräch (das er mit mir siamesisch führte) über das unglückliche Schicksal Kambodias, immerwährend von Kriegen zerrissen zu sein. Es sei beständig nöthig, neu zu schaffen und das zu Grunde Gerichtete frisch aufzubauen. In Bangkok dagegen stützten sich die Einrichtungen auf längeres Bestehen und gingen mit ihrem Anfang in das Alterthum zurück. Nach Louis wurde die Escorte des Königs von Camboze (1835) nur aus Frauen gebildet.

Ueber den König selbst heißt es weiterhin:

Der junge König ist etwas lebenslustig und war schon so (trotz des bei den Missionaren genossenen Unterrichts) bei seines Vaters Lebzeiten, der ihn einst in den Harem seiner Großmutter eingebrochen und neben einer seiner Halbschwestern fand. Die Folge der ihm zudictirten Strafe soll er noch in Striemen auf dem Rücken tragen. Nach dem Tode des frühern Königs setzten die Siamesen den bei ihnen als Geißel lebenden Sohn auf den Thron, und aus den Empörungen seiner Halbbrüder, die später gefangen und nach Bangkok geführt wurden, folgten verheerende Kriege.

Die Stadt Udong ist durch eine äußere Palissadenreihe eingeschlossen, welche aber einen großen Theil verwüsteten Landes enthält, innerhalb dessen Udong dreimal seinen Platz gewechselt hat, sodaß jetzt neben der wirklich existirenden neuesten Stadt die Trümmerstätten zweier frühern eingeschlossen sind. Auf den vier Hügeln von Retschathaba finden sich die Monumente der kombodischen Könige vereint, ihre Asche und ihre Gebeine. Es sind Pagoden und Tempel, die einen weitschauenden Gipfel krönen; die oberste Pagode ist von Elefanten getragen.

Ueber die Einwohner von Kambodia berichtet Bastian:

Die Kambodier haben oval gerundete Köpfe, breite, aber zugleich in die Länge gezogene Gesichter, und sind ungeschlacht in ihrer Haltung, indem der Oberkörper unverhältnißmäßig lang, die dicken und gekrümmten Beine zu kurz sind. Das Weiße des Auges scheint blendend hervor, und die Haare neigen zum Kräuseln. Der Mund ist breit und weit, die Stirn herüberstehend, die Nase niedergedrückt und stumpf. Doch finden sich, wie in jeder Rasse, alle Arten von Physiognomien, auch gerade oder Adlernasen sind nichts Seltenes, obwol die Nasenlöcher fast durchgängig erweitert sind. In Vergleich mit dem durch die Fluten nördlicher Einwanderungen mit neuen Schichten überdeckten Siam, blickt in Kambodia deutlicher die ursprüngliche Bevölkerung hindurch, die aus ihrer frühern Verbreitung über das benachbarte Festland und die Inseln jetzt nur in isolirten Trümmerresten hervorsteht.

Ueber die Sprachen der Kha, der Xong, der Laos gibt unser Reisender durch zahlreiche Beispiele erläuternde Aufschlüsse, welche der vergleichenden Sprachwissenschaft zugute kommen. Ueber die Klosterbibliothek in Udong, die heiligen Schriften, Grammatiken, Dictionnaire, Prosodien, über die Erzählungs-, Geschichts- und Fabelbücher ertheilt Bastian genaue Auskunft, indem er ein Register der Titel der Erzählungen einzelner Hauptwerke zusammenstellt, auch hier und dort durch die Inhaltsangabe uns mit allerlei Legenden und Novellen bekannt macht, welche sich wenig von ähnlichen „Geschichtsklitterungen" des Abendlandes unterscheiden. Das Epos „Inao", welches durch eine moslemitische Frau nach Ayuthia gebracht und dort von einem Prinzen ins Siamesische übertragen wurde, ist das Lieblingsepos der Javaner; einzelne Partien desselben könnte Ariost gedichtet haben. Interessant für die history of fiction ist es, daß es auch in Siam einen Eulenspiegel gibt, daß die Eulenspiegelei also im Grunde der Weltliteratur angehört:

Der Eulenspiegel der Siamesen ist Sisanonxai. Vom Könige befohlen, sein Hauswesen (jok krob krua) herzubringen (d. h. seine Familie), sitzt er auf seinem Herde (krua fai) und sucht ihn mit sich zu schleppen, bis der dazukommende König ihn auslacht. Auf den Befehl, eine Armee auszuheben (jok thap), nimmt er zwei Steine in die Hand, sie zusammenschlagend (thap), und geht so nach dem Laoslande, die Rebellen zu unterwerfen. Diese Volksschwänke scheinen auch jetzt noch Erweiterung und Zufügungen zu erhalten. Als der König ein anderes mal Befehl gab, ein Feuerschiff (Kamphan-Fai oder Dampfer) zu verfertigen, steckte Sisanonxai die königlichen Boote in Brand und wollte sich vor Lachen ausschütten, als er sie alle hell aufflackern sah. Der König schickte seine Häscher, ihn zu ergreifen (chab tua). Als diese ihn aber am Arme angriffen, protestirte Sisanonxai, da der König befohlen habe, die Person (tua) zu ergreifen und nicht den Arm, ebenso wollte er die Beine, Kopf u. s. w. nicht als verfallen gelten lassen, bis der König einen neuen Befehl gab, ihn als ein Ganzes herbeizubringen, indem er jedes einzelne Glied des Körpers aufzählte. Als Hofnarr des Königs Phra Rama thong baute Sisanonxai eine schiefe Pagode (Phra Chairai) und überdeckte sie mit Glassplittern und Dornen, sodaß niemand hinaufsteigen konnte. Der König befiehlt dann ein Haus von Gold (thong) zu verfertigen, ohne indeß dabei zu sagen metallisches oder reines Gold (thong kam), und so baut Sisanonxai ein Haus von dem Baume Thong lang, dem enttäuschten Könige erklärend, daß es verschiedene Arten von Thong gäbe, als Thong lang, Thong deng, Thong khao u. s. w. Oft erscheint er in Räthselkämpfen, wie sie, denen zwischen Calcha und Mopsus geführten ähnlich, auch in der

hinterindischen Literatur bekannt sind. Wie Aesop bei Planudes, assistirt er dem weisen Könige in den Witzfragen, die in gleicher Weise zwischen Sennacherib und Pharao ausgetauscht wurden.

Von Udong reiste Bastian nach Saigon, der Hauptstadt des französischen Kambodia. Er schiffte auf dem Kambodiafluß zunächst nach Panempeng an dem breiten Zusammenfluß des Mekhong und Kambodiaflusses, und von dort den Mekhong abwärts und über die nach Cochinchina abfließenden Zweige desselben nach Mytho, wo ihn zuerst wieder Spuren der europäischen Civilisation begrüßten; denn ein französisches Kriegsschiff lag dort vor Anker und eine Straße am Ufer war mit französischen Butiken besetzt. Von Mytho fuhr der Reisende auf Kanälen bis in die Vorstädte Saigons, einer Stadt, die jetzt bereits in den Bereich der europäischen Geschichte gehört. Von den Franzosen erobert, mußte sie von diesen, während die französische Flotte im chinesischen Kriege abwesend war, gegen ein Belagerungsheer von Siamesen vertheidigt werden, für welche Vertheidigung als Hauptpunkt der auf natürlicher Unterlage künstlich aufgebaute Pagodenhügel Kaimas diente. In Saigon befinden wir uns bereits im Bereich der chinesischen Cultur, welche sich von der indischen wesentlich unterscheidet. Beide gemeinsam beherrschen diese Mischländer, doch während im westlichen Kambodia die erstere das Uebergewicht hat, ist im östlichen die zweite vorherrschend. Bastian schildert uns die Sitten der Cochinchinesen und theilt eine große Zahl ihrer sagenhaften Ueberlieferungen mit; auch fügt er einen Cyklus über die philosophischen Systeme der Hindu, namentlich über das des Kapila ein.

Seit dem Erscheinen des Werks von Bastian ist unsere Kunde von Kambodia wesentlich vorgeschritten durch die Entdeckung, welche die französische Expedition auf dem Mekhong gemacht hat. Unter dem Oberbefehl des Fregattenkapitäns de Lagrée, fuhr diese Expedition den Mekhong aufwärts bis Cratieh mit einem Kanonendampfer, und von dort nach Bassak, jetzt der Hauptstadt einer von Siam abhängigen Provinz, aber einer alten Capitale indischer Cultur, deren großartige Ruinen den Reisenden in Erstaunen setzen. Von hier wird der Strom reich an Stromschnellen und gewährt oft den Anblick eines gewaltigen Bergstroms. Auch die Nebenflüsse, der Attopeufluß und Semun werden erforscht, die Städte Ubon, Khemrat, Bang-Muk besucht. Die Expedition kam hierauf bis nach dem Städtchen Paklaye, das bereits zum Gebiete von Luang-Phrabang gehört, eine Gegend, wo der Stromlauf durch den Reisenden Mouhot, der 1861 in Luang-Phrabang starb, bekannt geworden ist. Die Expedition hatte den Mekhong also von Cratieh bis Paklaye zuerst befahren und erforscht, ein Stromlauf von 142 deutschen Meilen, was etwa der Länge des ganzen Rheinstroms entspricht. Unsere Leser, die sich für diese interessante Expedition interessiren, verweisen wir auf die sie schildernden Aufsätze in der „Revue des deux mondes" (Jahrgang 1869) und auf den Aufsatz in „Petermann's Mittheilungen, (Jahrgang 1868, S. 10).

Die Franzosen richten sich allmählich in Kambodia häuslich ein. Außer den westlichen Provinzen, die ihnen der König von Tonkin im Frieden von Saigon (5. Juni 1862) abtreten mußte, haben sie, auf Grund wiederholter Unruhen in der neuen Colonie, die von den westlich des untern Mekhong gelegenen Provinzen genährt sein sollten, auch diese Provinzen annectirt und am 25. Juni 1867 von ihnen Besitz genommen. Auch der zu Udong residirende König von Kambodia hat sich bereits 1863 dem französischen Protectorat unterworfen und den Franzosen einen Theil von Panompeng abgetreten. Das imperialistische Frankreich annectirt im Osten ebenso geschickt wie in Europa.

Der fünfte Band von Bastian's Werk enthält die „Reisen im Indischen Archipel", und führt uns von Singapore nach Batavia, Manilla und Japan. Der Charakter der Reisebeschreibung verschwindet fast gänzlich in diesem Bande. „Singapore" wird von unserm Reisenden nur flüchtig skizzirt; eine Stadt, die für einen Touristen gewöhnlichen Schlags eine exotische Blüte von ganz besonderm Duft wäre, ist für Bastian bereits zu „bekannt", dem Publikum zu oft vorgeführt, als daß er sich auf eine ausführliche Beschreibung der Stadt einlassen könnte. Ueberhaupt ist er gegen das Nationalitätengewimmel, welches andere Reisende hier in Entzücken versetzt, etwas blasirt:

> Auf den Reisenden, der die Völker in ihrer Heimat gesehen hat, kann das verzerrte Conterfei derselben in Singapore nur einen widerwärtigen Eindruck machen, oder doch jedenfalls einen unbefriedigenden, wie wenn er die unter dem blauen Himmel des Südens wogende Palme in der Verkrüppelung einer nordischen Treibhauspflanze wiederfindet. In Singapore sieht man Chinesen, Hindus, Birmanen, Siamesen, Araber, Perser, Javaner und andere Insulaner, aber keiner trägt sein echtes und charakteristisches Gepräge. Der Sohn aus dem Reiche der Mitte bleibt durch sein Clanverhältniß stets mit diesem verknüpft. Und obwol er jetzt nicht mehr zur Rückkehr verbunden ist, obwol er, wie in Batavia und Manilla, auch in Singapore anfängt ansässig zu werden, so schlägt er doch auf fremdem Boden keine feste Wurzel, er verheirathet sich vielleicht mit den Töchtern des Landes, aber er bildet keine Familie, und ein Chinese ohne Familie ist ein Fisch ohne Wasser. Dann die armen Birmanen und Siamesen, die durch die Straßen Singapores dahinschleichen, ohne ihre himmelaufstrebenden Pagoden, ohne ihre Bonzen, die sie füttern dürfen! Die bengalischen Lascars, die Kling aus dem Dekan, man sieht sie vor kleinen Zeltchen beten, mit bunten Fähnlein geschmückt, aber man denkt an ihre prachtgeschmückten Tempel, die daheim auf Indiens Erde stehen. Und der Araber, der seinen Gebetteppich breitet, der heimlich und verstohlen den Kiblah Mekkas sucht! Dort von deinen Moscheen schlägt laut und kühn ans Ohr der Ruf, die Stunden des Tags: Allah Akbar, durchtönt es die Stille der Nacht: Allah Akbar; hier, im Lande der Ungläubigen, suchst du dich furchtsam ihren Blicken zu entziehen, da man deiner spotten möchte und hier nicht mit Steinen geworfen werden darf wie im heilig römisch-mekkaischen Reich. In Singapore findet man nur kümmerliche Schattenbilder der glänzenden Gemälde, die im Osten an den Augen vorübergezogen sind, und man wendet bald den Blick ab, um die Illusion der Erinnerung nicht zu verderben.

Auch von Batavia und Java erfahren wir, soweit es eigentliche Reiseschilderungen gilt, wenig Neues. Etwas eingehender wird uns Manilla beschrieben. Nach einer stürmischen Fahrt durch den Kanal von Formosa gelangen wir mit dem Reisenden nach Japan, wo wir

aus Nangasaki einige recht pikante Genre-, Volks- und Tempelbilder erhalten. Die Thee- und Badehäuser spielen in Japan eine große Rolle. In den Badehäusern findet der Geschlechtsunterschied noch geringere Beachtung als in den schweizerischen Curorten des Mittelalters. Aus Yokuhama berichtet uns Bastian die folgende Scene:

Durch die Straßen der Stadt schlendernd, traten wir in eins der Badehäuser, bei denen derselbe Eingang, in dem der Einnehmer sitzt, zu dem der Männer und dem der Frauen führt, nur durch eine halb offene Wand voneinander geschieden. Um in jenes zu gelangen, mußte man erst dem dieser vorübergehen, und da die Kleidergestelle der Frauen unmittelbar neben der Thür standen, so hatten dieselben beim Herauskommen aus dem Bade kein anderes Gewand als das Eva's, ehe sie ihr eigenes wieder herabnehmen konnten. Wir fanden das Bad voll von Mädchen (zum Theil vielleicht die Insassen eines nahe gelegenen Theehauses), und waren diese um das gemeinsame Waschbecken gelagerten Najaden theils damit beschäftigt, sich selbst zu waschen, theils in den Händen eines Badeknechts, der ihnen mit Bürsten und Tüchern den Rücken abrieb. Da wir eingetreten waren, hatten wir auch das Badegeld zu entrichten, eine unbedeutende Kupfermünze. Statt aber den nach ihrem Departement hindurchgehenden Männern zu folgen, zögerte unser Führer, der als Künstler zu Modellstudien verpflichtet zu sein behauptete, so lange an dem Kleiderschrank, daß er uns fast gezwungen hätte, die Rolle Krishna's auf dem Baume zu spielen, als er den Milchmädchen die Kleider gestohlen. Ganz ohne Verlegenheit ging es für die jungen Japaneserinnen nicht ab, doch trugen sie durchschnittlich eine größere Nonchalance zur Schau, als ihre Gegenfüßlerinnen bei gleicher Gelegenheit gezeigt haben würden.

Nicht minder ungenirt geht es bei den theatralischen Schaustellungen zu:

Im Theater (Shibaya), vor dessen Thür Wimpeln und bunte Fahnenstreifen wehten, lösten wir uns einen Sitz in der obern Logenreihe, und die schon darin befindlichen Leute, darunter einige Bonzen, wurden ausgetrieben, um uns Platz zu machen. Auf dem Vorhange standen die Straßennamen Miacos geschrieben, wo Schauspieler gemiethet werden konnten. Gedruckte Theaterzettel ließen sich von den Logenschließern erhalten. Das Parterre war ziemlich gefüllt, und zwischen den Zuschauern in ihren gesperrten Sitzen gingen auf übergelegten Bretern Knaben mit Cigarren und Kuchenwerk umher. Außerhalb der Sitze war ein Gang mit Matten überlegt, und ein in violette Seide gekleidetes Pärchen, ein Männlein und ein Fräulein, erschien auf ihm, um der Bühne entgegenzuwandeln, auf der beim Auseinanderziehen des Vorhanges sich der Eingang in ein Haus hinter einem Hofthore zeigte. Die Dame trat ein, während ihr einen Schirm tragender Begleiter, dem zwei Schwerter am Gürtel hingen, draußen stehen blieb. Eine Dienerin (wie alle weiblichen Rollen durch einen Mann gespielt), mit einem Besen in der Hand, empfing die Dame und stellte ihr auf der Balustrade einen Sitz zurecht. In einer Vertiefung der Wand hing eine Lampe über einem mit weißem Papier besteckten Topfe (dem Platze des Schutzgottes), und daneben leitete eine Thür zu einem Cabinet, während eine andere Thür im Hintergrunde den Ausgang aus der Stube bildete. Nach einiger Zeit ließ die Dame den draußen stehenden Herrn durch das Thor ein und setzte sich mit ihm, nachdem die Dienerin entfernt war, auf einen Teppich nieder, der Unterhaltung zu pflegen, die von männlicher Seite in schreiender Kopfstimme geführt wurde, da sie sich in einem fremden Dialekte bewegen sollte. Zugleich spielte eine gedämpfte Musik. In einem käfigartigen Kasten des Prosceniums saß der Souffleur, der die Stichworte und wichtigsten Sentenzen vorsagte.

Als nach länger geführter Unterhaltung das Nachtdunkel einbrach, holte die Dame aus einem Nebenzimmer Matratze und Schlafkissen, schloß die Thüren sorgfältig zu und setzte sich, nach einigen koketten Einwendungen, mit ihrem Besucher auf das Bett nieder. Die Unterhaltung wurde jetzt sehr warm und lebendig, der Liebhaber riß seine zwei Schwerter aus der Scheide und schwur, sie in der Luft schwingend, daß er keine Unterbrechung fürchte und etwaige Störenfriede übel empfangen werde. Ein Augenblick, wo er den Kopf wegwandte, wurde von der Dame benutzt, fortzuschlüpfen und die herbeigewinkte Dienerin an ihren Platz zu schieben. Der feurige Don Juan faßte die Hand derselben, in seiner eifrigen Liebeserklärung fortfahrend, und schließlich kamen Scenen vor, die sich bei uns weder lateinisch noch in griechischen Buchstaben beschreiben ließen, denen aber die Japaner mit ihren Frauen und Töchtern in leidenschaftsloser Gemüthlichkeit zuschauten. Nach Beendigung dieses einactigen Stückes (Omigensch genannt) trat der Theaterdirector vor und kniete nach tiefer Verbeugung nieder, um in seiner Anrede dem Publikum für die erwiesene Gunst zu danken und den Titel der morgigen Aufführung anzuzeigen.

In Europa pflegen die Theaterdirectoren übrigens weniger höflich gegen das Publikum zu sein. Von den Sittlichkeitsrücksichten, welche in Europa und vielen asiatischen Ländern herrschen, hat überhaupt das emancipirte Japan keinen Begriff. Die Courtisanen sind dort geachtet. Väter vermiethen ihre Töchter auf Zeit in die öffentlichen Häuser und nehmen sie dann ohne weiteres wieder ins Haus zurück. Die Regierung bestraft oft ihre Beamten damit, daß sie die Frauen derselben in eins der öffentlichen Häuser schickt. Der Gatte, der seine Frau bestrafen will, verfährt ebenso. Fraglich bleibt es, ob die Gattinnen, die vielleicht als Töchter dort schon einen Cursus durchgemacht haben, diese Strafe so hart finden. Wenn die Zeit der officiellen Bestrafung oder der ehelichen Züchtigung vorüber ist, kehren die Frauen zu ihren Gatten zurück, als ob weiter nichts vorgefallen wäre.

Bastian hat bei diesen Reisen im Indischen Archipel und nach Japan eigentlich nur die Hafenstädte berührt; Sumatra, Borneo, Celebes besuchte er nicht. Die Beschreibung der Inseln darf also auf eine erschöpfende Darstellung der Landschaften und Volkssitten keinen Anspruch machen. Der Werth dieses fünften Bandes ist auf einer andern Seite zu suchen, er beruht auf den mit außerordentlichem Fleiß aus Bibliotheken der Städte und mündlichen Traditionen zusammengehäuften Notizen über die Urgeschichte jener Inseln, über die religiösen Vorstellungen und deren Verwandtschaft, und gerade in Bezug hierauf enthält der Band sehr wichtige und neue Beiträge zur vergleichenden Völkerpsychologie und zur Geschichte des Buddhismus und seiner Entwickelung sowie der zahlreichen Nuancen, welche sein Mythos, sein Dogma und Cultus bei den verschiedenen Völkerschaften fanden. Freilich bleibt auch hier wieder zu bedauern, daß die Form des Notizbuchs in dem Werke überwiegt, und daß wir nur ein Conglomerat von Thatsachen erhalten, die für den Forscher auf jenen Gebieten vom größten Werthe sind, für den Laien aber in dieser ungeschichteten Fassung zum großen Theil ungenießbar bleiben.

Rudolf Gottschall.

Populäre Begründung der Spectralanalyse.

Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Gemeinfaßlich dargestellt von H. Schellen. Mit 158 Figuren in Holzschnitt, zwei farbigen Spectraltafeln und vier Porträts. Braunschweig, Westermann. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hat offenbar Glück in der zeitgemäßen Wahl seines Stoffs. Die Spectralanalyse verspricht die größte naturwissenschaftliche That unsers Jahrhunderts zu werden. Von allen Seiten reden die Fachmänner mit hoher Begeisterung davon, und das gebildete große Publikum ist begierig, einsichtsvoll mit bewundern zu können; es sehnt sich nach einer Schrift, welche den Gegenstand für ihn passend und doch gründlich zur Darstellung gebracht hat. Und da das Werk diesen Wunsch vollkommen zu befriedigen strebt, so wird es ihm an einer allgemein beifälligen Aufnahme sicher nicht fehlen. Wir haben das Buch mit großem Interesse gelesen und sind so vollkommen davon befriedigt worden, daß wir ihm mit starkem Nachdruck das Wort reden müssen. Es ist uns lange keine literarische Arbeit zu Händen gekommen, welche wie die vorliegende mit richtigem Takte gerade das zur rechten Zeit gebracht hätte, was man dringend zu haben wünschte. Der schon längst rühmlichst bekannte Verfasser hat früher einen ganz ähnlichen glücklichen Wurf gethan. Als vor zwanzig Jahren der elektrische Telegraph sich in seiner praktischen Thätigkeit so weit ausgebildet und befestigt hätte, daß man ihn nicht mehr blos anstaunte, sondern auch seine bedeutungsvolle Zukunft für gesichert hielt, übernahm es unser Verfasser, ein Werk zur ebenso gründlichen als leichtfaßlichen Belehrung über diesen Gegenstand herauszugeben. Und so wie wir damals rühmen mußten, daß er zur richtigen Zeit das Richtige erkannt und befriedigend gegeben habe, so können wir es noch im höhern Grade bei der vorliegenden Arbeit über Spectralanalyse thun. Ueberhaupt hat er sich in noch vielen andern Fällen als tüchtigen Naturforscher gezeigt, der seine Zeit begreift und mit aller Kraft dahin strebt, daß dies Verständniß zu einem ganz allgemeinen werde.

Als die Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868 zum Abschluß gekommen und die Berichte in den gelehrten Zeitschriften veröffentlicht worden waren, erkannte man sogleich, daß dabei ganz vorzugsweise die Spectralanalyse ihre hohen Triumphe gefeiert habe. Es wurde aber überall fühlbar, daß man das eigentliche Wesen dieser neuen Untersuchungsmethode noch gar zu wenig kenne und man war begierig, darüber einen allgemein faßlichen befriedigenden Aufschluß zu bekommen. Da entschloß sich der Verfasser zu einer Reihe von Vorträgen über diesen Gegenstand, welche im Winter 1869 zu Köln in dem „Verein für wissenschaftliche Vorlesungen" gehalten und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden. Diese Vorträge bildeten die Grundlage zu dem vorliegenden Werke. Die weitere Verarbeitung hatte den Zweck, das Wesen der Spectralanalyse und die verschiedenen Erscheinungen derselben leichtfaßlich darzustellen, um dadurch auch ohne Voraussetzung anderweitiger physikalischer Kenntnisse einen jeden Gebildeten in den Stand zu setzen, sich mit der neuesten und glänzendsten Entdeckung unsers Jahrhunderts bekannt zu machen, um ein anschauliches Bild zu geben für die große Bedeutung, welche dieser Gegenstand in der Physik, Chemie, Technologie, Physiologie und Astronomie schon jetzt errungen habe und für die Zukunft noch verspreche. Der Leser lernt diese neue Sprache des Lichts kennen, welche uns sichere Kunde gibt über die Natur der irdischen und himmlischen Stoffe. Die dabei vorgeführten Experimente sind alle darauf berechnet, daß sie von einem großen Zuhörerkreise gleichzeitig deutlich wahrgenommen und zum klaren Erkennen gebracht werden können. Das Buch eignet sich also ebenso vortrefflich zum Selbstudium wie zu ähnlichen öffentlichen Vorlesungen.

Im Einklang mit dem gediegenen innern Werthe ist das Werk aber auch äußerlich ganz vortrefflich ausgestattet. Die Holzschnitte sind alle ausgezeichnet klar und correct, einige davon sogar ordentliche Meisterwerke der schweren Kunst. Vorzugsweise sind aber die farbigen Spectraltafeln der Art, daß das Auge mit Bewunderung darauf ruht und die Ueberzeugung gewinnt, es sehe hier die vielgerühmte Farbenpracht im Bilde gerade wie in der Wirklichkeit. Und zur Befriedigung des lebhaften Interesses für die großen Männer, welche die Spectralanalyse ins Dasein gerufen und zu ihrer Anwendung auf die Erforschung der Natur der Himmelskörper weiter ausgebildet haben, sind dem Werke auch die Porträts von Robert Wilhelm Bunsen, Gustav Robert Kirchhoff, William Huggins und von P. Antonio Secchi mit photographischer Aehnlichkeitstreue beigegeben.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser nun etwas specieller auf den Inhalt des Werks. Dasselbe zerfällt in drei Hauptabtheilungen. In der ersten werden die künstlichen Quellen der höchsten Wärme- und Lichtgrade besprochen; in der zweiten ist von den einfachen und zusammengesetzten Spectren in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde die Rede; die dritte bespricht dann die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Himmelskörper. Jede Abtheilung enthält in kurzer klarer Darstellung alles, was zum Verständniß der Hauptsache unumgänglich nothwendig ist; und obgleich dabei vorzugsweise auf die allerneuesten Forschungen das meiste Gewicht gelegt wird, so werden doch auch die ältern Leistungen und Ansichten gehörig gewürdigt und unparteiisch ins Licht gestellt. Das Ganze macht daher den Eindruck eines eingehenden umfassenden Berichts über alles, was zur Entdeckung der Spectralanalyse geführt hat, sowie über die jetzige wissenschaftliche und praktische Ausbildung derselben. Dabei bewahrt das Buch durchweg den Charakter der populären Belehrung für jeden gebildeten Denker, und zwar in der Weise, daß auch selbst die Männer von Fach dasselbe liebgewinnen und mit Befriedigung lesen werden. Es paßt also ganz allgemein für alle, welche den Gegenstand erst genau kennen lernen oder sich gründlich darin weiter ausbilden wollen, und steht auch zugleich selbst für die Fachgelehrten auf der Höhe der Wissenschaft. Unser Urtheil ist offenbar ein sehr günstiges. Doch hoffen wir

dasselbe durch einige Mittheilungen aus dem Werke selbst vollkommen rechtfertigen zu können.

Im ersten Theil ist unter gehöriger Vorbereitung von den bei der irdischen Spectralanalyse vielfach gebrauchten Bunsen'schen Banner, von dem Magnesiumlichte, Drummond'schen Kalklichte und dem elektrischen Kohlenlichte, so ausführlich die Rede, daß jeder, selbst wenn er von der Sache noch wenig oder gar nichts wissen sollte, davon eine klare Vorstellung erhält. Bei dieser Gelegenheit wird auch das Glühen der Gase in den Geißler'schen Röhren sorgfältig in Betracht gezogen, welche eigentlich nur eine weitere Ausbildung des Leuchtens der Elektricität im luftverdünnten Raume ist und unter dem Namen des „elektrischen Eies" schon längst bekannt war. Der Verfasser sagt:

> Das Studium aller hierhergehörigen Erscheinungen wurde bedeutend erleichtert und ausgebreitet, als Dr. Geißler in Bonn durch eine neue Methode der Luftverdünnung es dahin brachte, luftleere Glasröhren herzustellen, in welchen die zu untersuchenden Gase in einem Zustande starker Verdünnung eingeschlossen waren, und die vermittels zweier an den Enden der Röhren eingeschmolzenen Platindrähte mit den Polen eines Funkeninductors in Verbindung gebracht werden konnten. Je nach der Form und Beschaffenheit des Glases, aus welchem die einzelnen Theile einer solchen Röhre zusammengesetzt sind, insbesondere aber nach der Natur und dem Grade der Verdünnung des darin eingeschlossenen Gases, sind die Erscheinungen derselben, wenn die Platindrähte mit dem Inductor in Verbindung gesetzt werden und die hindurchströmende Elektricität das Gas glühend und leuchtend macht, sehr verschieden. Diejenigen Theile, welche mit verdünnter atmosphärischer Luft oder mit Stickstoff angefüllt sind, erglühen in einem schönen violett-röthlichen Lichte; Kohlensäure und die Kohlenwasserstoffe geben grünliche und weißliche Farbentöne ...

Der Verfasser unterläßt dann auch nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Professor Plücker in Bonn die Geißler'schen Röhren eben jetzt noch wesentlich umgeformt habe, sodaß dadurch das Leuchten der Gase viel intensiver gemacht und sogar zu dem Zweck der Spectralanalyse brauchbar werde. Gerade hierin liegt nun aber die Hauptgrundlage zu der Anwendung der Spectralanalyse für astronomische Zwecke. Daß übrigens in diesem allgemein einleitenden Abschnitte auch die galvanische Batterie, besonders die Bunsen'sche, das Reguliren des herrlichen elektrischen Kohlenlichts u. s. w. seine erklärende Begründung gefunden habe, bedarf wol kaum der Erwähnung.

Der zweite Theil führt nach einer allgemeinen Betrachtung des Lichts und seiner Vergleichung mit dem Schall sogleich zum Sonnenspectrum, zu den Spectren der festen, flüssigen und luftförmigen glühenden Stoffe, beschreibt die verschiedenen Spectralapparate und kommt dann auf das Thema der Fraunhofer'schen dunkeln Linien im Sonnenspectrum. Dazu hat nun der geniale Kirchhoff eine Erklärung gegeben, welche mit einem Schlage klares Licht in das bis dahin so unheimliche wissenschaftliche Dunkel gebracht hat. Darin liegt aber auch der eigentliche Kernpunkt für die ganze Bedeutung der Spectralanalyse. Der Verfasser legt daher mit Recht das höchste Gewicht auf die richtige Vorführung der Kirchhoff'schen Theorie, und wir handeln gewiß ganz im Sinne unserer Leser, wenn wir hierbei dem Verfasser selbst das Wort geben. Es waren vor Kirchhoff schon von Euler und Foucault Wahrnehmungen über das Emissions- und Absorptionsvermögen des Lichts gemacht und auch mit Erklärungsversuchen verbunden:

> Aber alle diese Thatsachen standen vereinzelt da, und es fehlte der höhere Gesichtspunkt, das physikalische Gesetz, dem die einzelnen Erscheinungen hätten untergeordnet werden können. G. Kirchhoff blieb es vorbehalten, dieses Gesetz aufzufinden und seine Richtigkeit sowol durch mathematische Beweisführung als auch durch das Experimentiren für mehrere einzelne Fälle glänzend zu bestätigen. Im Jahre 1860 veröffentlichte er seine Arbeit über das Verhältniß zwischen dem Emissions- und Absorptionsvermögen der Körper für Wärme und Licht, aus welcher der Satz: „Das Verhältniß zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen einer und derselben Strahlengattung ist für alle Körper bei derselben Temperatur dasselbe", als eins der wichtigsten physikalischen Gesetze für alle Zeiten hervorleuchten und den Namen seines Entdeckers wegen seiner großen Tragweite und vielseitigen Anwendbarkeit unsterblich machen wird.

Es werden nun einige leichtverständliche Versuche durchgeführt, womit das Gesetz erläutert und bewahrheitet wird. So wird z. B. im Spectroskop mit Hülfe von reinem Gaslicht das bekannte continuirliche Farbenbild erzeugt und dann eine Glasröhre dazwischengeschoben, welche in verdünntem Wasserstoffgase ein Stückchen Natrium enthält; sowie nun die Glasröhre etwas erwärmt mit Natriumdämpfen angefüllt ist, so zeigen sich im Gelb des Spectrums augenblicklich die zwei charakteristischen dunkeln Linien; und entzündet man Natrium allein, so zeigt sich umgekehrt ein Spectrum, in welchem einfach nur die gelbe Doppellinie sichtbar ist, während alle andern Farben ausgelöscht erscheinen. Auf ähnliche Weise haben Kirchhoff und Bunsen durch Lithium-, Kalium-, Strontium-, Calcium- und Baryumdampf aus dem continuirlichen Spectrum genau dieselben hellen Farben ausgelöscht, welche diese Dämpfe selbst in der Glühhitze ausstrahlten:

> Das wichtige Resultat dieser Untersuchungen ist also, daß die charakteristischen Linien des Natriums, Lithiums u. s. w. in dunkele Linien umgewandelt werden, wenn das intensive weiße Licht glühender fester oder flüssiger Körper durch die Dämpfe dieser Metalle hindurchgeht. Das Spectrum des glühenden Natriumdampfes ist eine helle orangegelbe Doppellinie, der übrige Theil des Sehfeldes im Spectroskop erscheint dunkel; das Spectrum des weißglühenden festen oder flüssigen Stoffs dagegen erscheint, nachdem es durch Natriumdampf von niedrigerer Temperatur gegangen ist, im ganzen Sehfelde des Spectroskopes farbig, mit Ausnahme derjenigen Stelle, wo sich die dunkle Natriumlinie befindet. Weil daher bei diesen Versuchen die hellen Linien der Gasspectra sich in dunkle Linien verwandeln, dagegen die dunkeln Theile der Gasspectra von dem continuirlichen Spectrum des weißen Lichts farbig beleuchtet werden, mithin das ganze Gasspectrum in Beziehung auf die Beleuchtung umgekehrt erscheint, so nennt man das ganze Phänomen nach Kirchhoff „die Umkehrung des Spectrums".

Damit erhält man den Schlüssel für die ganze Spectralanalyse. Denn sind durch diese Untersuchungen die charakteristischen Spectra der einzelnen Stoffe ein für allemal bestimmt, so kann man in jedem vorkommenden Falle aus der Gestalt des Spectrums auch umgekehrt sofort wieder zurückschließen auf die betreffende Materie. Die Spectralanalyse zerlegt die Körper in ihre Bestandtheile, sie analysirt dieselben ohne Kolben, Retorte, Reagentien, überhaupt ohne chemische Hülfsmittel, es reicht schon aus, sie in den Zustand des Leuchtens oder Verdampfens bringen zu können. Sie findet ihre Anwendung wo man vorläufige rasche aber sichere Untersuchungen

zu machen hat, daher ist sie für den Physiker, Chemiker und Astronomen ein ganz vortrefflicher Wächter und Voruntersucher, um jeden in Sicht kommenden Stoff sofort zu signalisiren. Und mit welcher Schärfe, mit welcher feinen Empfindlichkeit hält sie Wache! Wenn z. B. der Chemiker sich schon etwas darauf zugute thut, ein Milligramm Kochsalz in einer Sole bestimmen zu können, so ist man mit Hülfe der Spectralanalyse sogar noch im Stande, den Salzgehalt in einer Sole klar zu erkennen, welche unter gleichen Umständen nur den dreimillionsten Theil eines Milligramms Salz enthält.

Die Anwendung der Spectralanalyse zur Erforschung der materiellen Natur der Himmelskörper bildet den dritten Theil des Werks. Hierauf legt der Verfasser mit Recht das Hauptgewicht seiner ganzen Darstellung, und es ist ihm auch ganz vorzüglich geglückt, den Gegenstand leichtfaßlich und soweit nur möglich erschöpfend zu behandeln. Die gesammte physische Astronomie wird dadurch eine ganz neue. Das frühere unsichere Hypothesengebilde ist schon jetzt fast ganz beseitigt, und dafür eine rationelle Basis für die Naturforschung der Weltkörper an den Platz gesetzt, welche überall das wirkliche Wissen für das bisherige Vermuthen und Glauben zu vertauschen trachtet. Damit ist der bedeutungsvolle Schritt zu einer wirklichen Revolution der Sternkunde gethan, der sich um so mehr eines segensreichen Erfolgs versichert halten kann, als selbst die gewiegtesten Fachmänner der Sache großes Interesse widmen und voll Eifer mit Hand anlegen, um den ausgespürten Schatz glücklich zur Hebung bringen zu können. Hier ist es nun wieder der geniale Kirchhoff, welcher dazu die Wege ausgesonnen und genau bezeichnet hat. Er bewies die genaue Coincidenz der dunkeln Fraunhofer'schen Linien im Sonnenspectrum mit den hellen Spectrallinien der irdischen Stoffe mit meisterhafter Ausdauer und Geschicklichkeit:

> Kirchhoff fand die Ursache dieser Absorption; er wies nach, daß das gesammte System der Fraunhofer'schen Linien zum großen Theile aus der Ueberlagerung von umgekehrten Spectren gerade nur solcher Stoffe besteht, wie sie auch auf der Erde vorkommen. So gelangte dieser Gelehrte zu einer neuen Anschauung über die physische Beschaffenheit der Sonne, die mit der ältern zur Erklärung der Sonnenflecke angenommenen Hypothese von William Herschel im geraden Gegensatze stand. Nach Kirchhoff besteht die Sonne aus einem festen oder tropfbar flüssigen, in der höchsten Glühhitze befindlichen Kerne, welcher, wie alle weißglühenden festen oder flüssigen Körper, alle möglichen Arten von Lichtstrahlen aussendet und daher für sich allein ein continuirliches Spectrum ohne dunkle Linien geben würde. Dieser weißglühende centrale Kern ist mit einer Atmosphäre von niedrigerer Temperatur umgeben, in welcher sich wegen der hohen Hitze des Kerns viele Stoffe, aus denen letzterer zusammengesetzt ist, in Form von Dämpfen befinden. Die von dem Kerne ausgehenden Lichtstrahlen müssen daher, bevor sie zu uns gelangen, durch diese Atmosphäre hindurchgehen, und jeder Dampf löscht aus dem weißen Lichte alle Strahlen aus, welche er im glühenden Zustande selbst ausstrahlen kann.

Die ausgelöschten Strahlen sind aber genau dieselben, welche Natrium, Eisen, Kalium, Calcium, Baryum, Magnesium, Mangan, Titan, Chrom, Nickel, Kobalt, Wasserstoffgas und wahrscheinlich auch Zink, Kupfer und Gold für sich allein glühend ausstrahlen würden, also besteht die Sonnenatmosphäre aus den Dämpfen aller der genannten Stoffe. Die sämmtlichen Substanzen, aus denen der Sonnenkörper zusammengesetzt ist, finden wir daher auf unserer Erde wieder, und wenn wirklich noch einige dunkle Linien im Sonnenspectrum vorkommen, deren Bestimmung uns noch nicht möglich war, so wäre der Schluß doch sicher übereilt, daß diese Linien von Stoffen herrührten, die auf der Erde nicht vorkämen. Es läßt sich nur daraus folgern, daß die Erforschung noch nicht bis zum Abschluß gebracht worden sei, daß es aber schon ganz außerordentlich wahrscheinlich geworden, wie Erde und Sonne aus derselben Materie zusammengesetzt seien. Der Sonnenfinsterniß, welche am 18. August 1868 gerade in dieser Hinsicht so vielseitig scharf beobachtet worden ist, widmet der Verfasser eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Resultate derselben haben die Kirchhoff'sche Theorie glänzend bestätigt. In dem Augenblicke, wo mit dem Verschwinden des letzten Sonnenstrahls die totale Verfinsterung begann, wo also das Kernlicht der Sonne für die Beobachter auf der Erde ausgelöscht erschien, verschwanden sogleich alle Fraunhofer'schen dunkeln Linien. Allerdings fehlten aber auch die hellen Linien der Umkehrung. Der Verfasser bemerkt:

> Es würde jedoch voreilig sein, wenn man aus diesen negativen Ergebnissen einen Schluß gegen die Kirchhoff'sche Theorie ableiten wollte; denn der Gedanke liegt nahe, daß die dampfförmige Sonnenatmosphäre nicht denjenigen Grad der Hitze habe, welcher zur Erzeugung eines intensiven Lichts und zur Bildung von Gasspectren aus einer so ungeheuern Entfernung (20 Millionen Meilen) überhaupt erforderlich ist; die große Dunkelheit und die tiefe Schwärze vieler Fraunhofer'schen Linien berechtigt zu dem Schlusse, daß die Differenz zwischen den Temperaturen des Sonnenkerns und der ihn umgebenden absorbirenden Dampfatmosphäre sehr bedeutend sein müsse.

Aber wie man hierüber auch denken mag, so bleibt die Kirchhoff'sche Erklärung der Fraunhofer'schen Sonderungslinien doch unangefochten bestehen und ebenso auch der Nachweis für dieselbe Materie beider Weltkörper.

Das Vorhandensein des Wasserdampfs in der Sonnenatmosphäre ist vom Pater Secchi am 27. Januar 1869 der pariser Akademie mit großer Wahrscheinlichkeit angekündigt und am 15. Februar durch seine neuesten Spectralbeobachtungen so gut wie zur Gewißheit gebracht worden. Da diese Wasserdampfspuren sich immer in der Nähe der Sonnenflecke zeigten, so führte eine solche Entdeckung zu einer ganz neuen Anschauung über das Wesen der Sonnenflecken. Der Verfasser benutzt die Gelegenheit, diesen Gegenstand ausführlich zu besprechen, und theilt eine Reihe von sehr interessanten Beobachtungen und Photographien durch Nasmyth, Warren de la Rue u. a. mit. Er deutet darauf hin, daß es wahrscheinlich sei, einen solchen Fleck für eine wolkenartige, mannichfach zusammengesetzte glühende Dampfmasse, für eine Art Schlacke gelten zu lassen, welche das Licht des Sonnenkörpers theilweise zurückhält und daher als dunkle Masse erscheint. Der Verfasser sagt:

> Wir sind weit davon entfernt, in den vorstehenden Gedanken eine alle Erscheinungen der Sonnenflecke umfassende Erklärung geben zu wollen. Wenn es gewiß vom höchsten Interesse für uns ist, die physische Natur desjenigen Himmelskörpers näher kennen zu lernen, der uns Licht, Wärme, Bewegung und Leben gibt, so müssen wir uns andererseits doch sehr hüten, dasjenige für Wahrheit und Wirklichkeit zu halten, was zunächst nur das Resultat unserer Combinationen ist, und

dieses um so mehr, wenn unsere Speculationen nur auf Beobachtungen beruhen, die vereinzelt dastehen und des Zusammenhangs mit dem großen Ganzen, zu welchem sie gehören, noch entbehren.

Eine solche Vorsicht ist besonders eben jetzt sehr zu loben, da man leichtfertig genug schon mehrfach für Gewißheit angenommen hat, was sich aus den berühmten Spectralbeobachtungen von Secchi, Huggins und Lockyer Hypothetisches aufbauen ließ.

In der Zusammenstellung der Berichte über die totale Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868 ist der Verfasser sehr ausführlich zu Werke gegangen, weil dabei die Spectralanalyse eine ganz neue wichtige Hauptrolle gespielt hat:

Fassen wir alle am 18. August 1868 gemachten spectralanalytischen Beobachtungen der Sonnenfinsterniß zusammen, so gelangen wir mit Ausscheidung des minder Wichtigen zu folgenden bedeutungsvollen Resultaten: 1) Das Licht der Corona ist stark polarisirt, das der Protuberanzen nicht; jenes ist daher möglicherweise Reflexlicht, dieses wird von selbstleuchtenden glühenden Materien ausgestrahlt. 2) Das Spectrum der Corona ist schwach und anscheinend continuirlich; das Licht derselben ist weit weniger intensiv als das der Protuberanzen. 3) Das Spectrum der Protuberanzen besteht aus einigen hellen, intensiv leuchtenden Linien, unter denen die Wasserstofflinien $H\alpha = C$, $H\beta = F$, und $H\gamma$ nahe bei G besonders hervortreten. 4) Die Protuberanzen sind glühende Gasmassen, vorzugsweise glühendes Wasserstoffgas; sie hüllen den ganzen Sonnenkörper ein, oft auf äußerst weite Strecken nur in einer niedrigen Schicht, oft auch in massenhaften, localen Anschwellungen, die zuweilen eine Höhe von 20000 Meilen und mehr erreichen.

Uebrigens theilt der Verfasser auch eingehend mit, welche spectralanalytischen Beobachtungen über die einzelnen Planeten, über den Mond, über Fixsterne, Kometen, Nebelflecke, Sternschnuppen und Feuerkugeln gemacht und welche wahrscheinlichen Schlüsse daraus gezogen worden. Ebenso ist auch von den Spectren der Blitze und des Nordlichts die Rede.

Die Leser werden sicher die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Werk seinen Gegenstand mit erschöpfender Gründlichkeit leichtfaßlich behandelt hat, daß dasselbe ganz dazu geschaffen ist, einem allgemein gefühlten Bedürfniß vollkommen befriedigend abzuhelfen. Wir können daher nur wünschen, daß es auf seiner literarischen Laufbahn überall die Beachtung finden möge, welche es seinem gediegenen innern Werthe nach verdient.

Heinrich Birnbaum.

Romane und Novellen.

1. Freie Bahn. Roman von Julius Mühlfeld. Drei Bände. Leipzig, Rötschke. 1869. 8. 3 Thlr.

Wenn die Grundzüge jedes bessern deutschen Romans den Kampf materieller und ideeller Gegensätze versinnlichen sollen, so ist Mühlfeld's Werk ein echter deutscher Roman. Freilich ist hier das Feld dieser Kämpfe nur ein sehr kleines, sogar ein kleinstädtisches, und wenn der kühne Titel des Romans auf einen idealistischen Zug der Romanhelden deutet, so ist als Gegenstück „Die deutschen Kleinstädter“ kein unpassender Titel. In Zietha und nur zum kleinern Theil in der benachbarten Universitätsstadt Saalburg spinnt sich die schlicht gewebte Handlung ab: die Deutung auf thüringische Zustände liegt nahe, Zietha ist als Provinzialstadt eines kleinen (thüringischen) Staats und Saalburg als Jena oder Halle gedacht. Sonst mangeln bestimmte Porträts, die man ja in neuern Romanen mit Vorliebe sucht, gänzlich, sehr zum Vortheil der Dichtung. Denn die kleinbürgerlichen Verhältnisse, in die uns Mühlfeld führt, sind sich selbst genug: daß ein liebenswürdiger begabter Jüngling, Arno Strahl, ein gleichgesinntes Mädchen, Helene Wernicke, liebt, und daß sich dem Vermögenslosen den Aeltern der Geliebten gegenüber schwere Hindernisse aufthürmen, ist eine alte Geschichte, die aber bei Mühlfeld einen liebenswürdigen anspruchslosen Aufputz erhält, der sie als neu erscheinen läßt. Manches Persönliche ist zu sehr ins Grelle gemalt: Frau Wernicke, die Mutter Helenens, die doch als gutherzig bezeichnet wird, zeigt sich fortwährend als verknöcherter kleinbürgerlicher Geldsack; auf der andern Seite ist wieder die Familie des Professor Treuhard von einem so unmöglichen Idealismus, daß hierin die Grenzen des Romanhaften überschritten werden. Der Eindruck, den der Leser von „Freie Bahn“ erhält, ist ein wohlthuender; die gute deutsche Tradition von der Bevorzugung der Charakterschilderung gegenüber der Erfindung hat in Mühlfeld ihren Anhänger, wenngleich sich dieser Autor vor jähen unvermittelten Uebergängen und unnöthiger Eile und Flüchtigkeit gegen den Schluß hin zu hüten hat.

2. Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die vielgewandte lebendige Feder, die der tüchtige Naturforscher seit mehr als einem Vierteljahrhundert führt, hat sich wieder einmal auf das belletristische Gebiet gewandt, auf dem Bibra ein gern gesehener Gast ist. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und für südamerikanische Zustände ist er neben Gerstäcker wol ein classischer Zeuge zu nennen. Vorliegende „Erinnerungen“ sind auf Basis selbsteigener Erlebnisse in novellistische Form gebracht, ein Theil gehört dem transatlantischen Gebiet, ein anderer deutschem Boden an. Alle diese Erzählungen haben einen schalkhaften Zug, die Diction und die Stoffe sind anmuthend. Von den Erinnerungen europäischer Heimat ist „Das Erbe des alten Friedenreich“ ein sauber ausgeführtes Charakterbild: diese Melusine, die etwas von Philine hat, ist ein blitzsauberes Weibsbild, freilich ein wenig perfid, aber zur Novellenheldin durchaus geschaffen; die übrigen kleinen Genrebilder, als „Der verlorene Graf“, „Die Jungfer Lene“, „Auf dem Klosterberge“, „Zwei Stiefkinder“ sind, ohne neue Motive, sorgsam ausgeführte Stücke in Tempera. Weit bedeutender sind die Aquarelle, die Bibra aus Südamerika malt: da ist grandiose Natur- und treue Menschenschilderung, und dabei befinden wir uns unter einem ewig blauen tropischen Himmel und erfreuen uns der angenehmen Ruhe der Erzählung, die sich von Gerstäcker's bewegungsfreundlichem Stil

vortheilhaft unterscheidet. Dahin gehört vor allem „Mondscheinstudien“ und die charaktervolle Novelle „Wie Cornelius Bloemart nach dem Lande Chile kam und was ihm dort begegnete“. Dieser Cornelius Bloemart, ein Holländer, ist von englischen Matrosen gepreßt, denen er bei günstiger Gelegenheit in Valparaiso entspringt, und nun, abenteuerlich genug, sich in Chile herumschlägt. Die Schilderung des großen chilenischen Erdbebens von 1822, in das hinein Cornelius' Wanderungen fallen, ist prächtig und in ihrer Art ebenso bedeutend wie Humboldt's Beschreibung des Erdbebens von Caracas. Ein drittes Aquarell, „Señor Machado“, leidet ebenso wie „Pablo oder Pedro“ an Unwahrscheinlichkeiten, gleicht aber diese Mängel durch farbenreiche Schilderung von Land und Leuten aus. Wir geben nur eine Probe von Bibra's Malertalent aus der Schilderung der Seereise von Rio nach Peru:

Endlich vereint die sinkende Sonne Himmel und Meer mit einem Purpurbande, und bald blicken Myriaden funkelnder Gestirne auf euch nieder. Ihr könnt sie sichten und ordnen, diese rollenden Welten, in Sternhaufen und Sonnensysteme, wenn ihr ein Astronom seid. Ihr könnt sagen, daß die Sonne zerschellt sei am Rande des Horizonts, und daß ihre Trümmer aufgestiegen als Sterne zu dem tiefblauen Nachthimmel, wenn eben zufällig ein wenig Poesie in euerm Kopfe spukt. Senkt ihr dann aber eure Blicke abwärts in die Fluten, so funkelt und blitzt es dort fast ebenso wie droben. Rings um euern Bord glänzt die See in mystischem Lichte und weithin durch die Wellen zieht das Schiff eine feurige Furche. Einzelne hellleuchtende Gestalten aber ziehen, alles überstrahlend, langsam durch das Feuermeer unter euch. Das ist das Leuchten der See.

Man sieht, es sind warme Tinten, die Bibra vorleuchten läßt, wenn er uns die südamerikanische Natur, deren Erforschung und Beschreibung er einen großen Theil seines Lebens gewidmet hat, in lebensfrischen Bildern vorführt.

3. Streben ist Leben. Von Amely Bölte. Drei Bände. Jena, Hermsdorf. 1868. 8. 3 Thlr.

Die Novellensammlung, welche die Verfasserin uns unter vorstehendem ehrenwerthen Titel bietet, ist reich an mannichfaltigem Stoff. Schade nur, daß dieser nicht immer gehörig verarbeitet ist, oft auch nicht einmal ausreicht. Ersteres ist bei der Erzählung: „Der Phrenologe“, letzteres bei „Der Landwehrmann“ der Fall. Aus der Reihe der übrigen Novellen können wir nur „Der Letzte seines Stammes“ und „Ein Liebesabenteuer des Grafen Moritz von Sachsen“ hervorheben. In dem letztgenannten Charakterbilde bekundet die Verfasserin ihr Talent, Scenen aus der Rococozeit zu reproduciren: den Hauptinhalt bildet der Ursprung der Liaison des galanten Moritz von Sachsen mit Adrienne Lecouvreur. In der Zeitfärbung wie in der scharfen Markirung der Charaktere ist Amely Bölte am glücklichsten; weniger gelingen ihr die Schilderungen von Seelenzuständen, die eine Bekanntschaft mit der wirklich guten Gesellschaft voraussetzen. Immer wieder, wenn wir uns in eine derartige Erzählung hineinzulesen versucht hatten, trat uns ein wunderlich verzerrter Zug in der Physiognomie der handelnden Personen entgegen: oft war diese Verzerrung nichts anderes als das hippokratische Gesicht, das eine Novelle machte, die schon ohne Leben war bevor sie endete. Am deutlichsten zeigen sich diese und ähnliche Misstände in „Die Jüdin“. Herr Meyerhof, ein jüdischer Bankier, hat eine Tochter von seiner ersten Gemahlin; letztere lebte mit ihrem Gatten nicht glücklich, denn bei Tische „fehlte heute der Senf, morgen das Compot, übermorgen das Dessert, kurz sie hatte beständig etwas vergessen“. Selina, die Tochter, stellt sich, da sie von der Würde des Weibes die höchste Idee hat, von Anfang an kalt und fremd zum Vater, der sie natürlich nicht versteht. Dafür ist er ja Jude, berliner Jude, und die berliner Juden kommen bei Amely Bölte, die sie wahrscheinlich sehr genau kennt, schlecht weg. Selina ist doch ein braves Mädchen, ist leidenschaftliche Kindergärtnerin nach den Maximen der Frau von Marenholtz und doch „ein echtes berliner Kind, voll Selbstgefühl, Anmaßung und Dünkel“. Vaterliebe kennt sie nicht, und Amely Bölte gibt ihr verstohlen recht, denn „Verehrung flößen ihr nur solche Männer ein, welchen ihre Bildung mehr am Herzen liegt als der Erwerb des Geldes“. So verachtet Selina alle jungen Kaufleute und „gibt Professoren den Vorzug, vor denen sie holdselig erröthend dasteht“. Selina spielt Schach, der Vater aber verachtet dergleichen und verbittet sich überdies einen gelehrten Christen zum Schwiegersohn (beiläufig ein Nonsens gerade in den genannten berliner jüdischen Kreisen, die mit Vorliebe christliche Gelehrte in ihre Familien wünschen). Aber die eigentliche Katastrophe der Erzählung tritt bei einer Table-d'hôte in Wien ein, bei der sich zwei Offiziere über Selina's schmuzige Finger moquiren. „Sieh nur, wie ungestaltet“, spricht der eine, „jeder Nagel abgebissen und mit einem Trauerrande.“ Er schüttelte sich, als ob ein Schauder ihn überlaufe. „Schade“, sagt der andere, „sie könnte sich das abgewöhnen, aber sie ist eine Jüdin. Die Neigung zum Schmuze ist ihnen angeboren.“ Selina ist tief erschüttert: einen vom Vater präsentirten Bräutigam schlägt sie aus. Erstens heißt er Aaron, und das ist sehr unangenehm, „aber auch seine Hände, die Nägel mit dem Trauerrande und die nach einwärts gekehrten Plattfüße waren ein Anstoß!“ Um dieser Heirath zu entgehen, tritt Selina, ohne Vorwissen des Vaters, als Gouvernante bei einer pesther Jüdin in Condition. Kaum ist Selina Frau Jacobson vorgestellt, so beobachtet sie sogleich deren Hand. „Sie war nicht sauber, nicht gepflegt, die Nägel kurz und schwarz. Der Anblick that ihr bis ins Herz hinein weh.“ Die Arme! Nachdem sie sich aus Verzweiflung über Gott, Welt und schmuzige Nägel ins Wasser zu stürzen versucht, wird sie von Aaron gerettet, den sie schließlich dennoch heirathet. Ja, die Verfasserin hat ganz recht in Bezug auf den Charakter der Juden. Aber ein wenig ästhetische Feinheiten hätte sie doch zu ihrem Ragout hinzuthun können; es geht bei der „Jüdin“ wie beim „Phrenologen“ und dem „Kunstgärtner und seinen Töchtern“ entsetzlich gedankenreich zu. Aber wenn jedes Genre erlaubt ist, außer dem des Langweiligen, so hat Frau Amely Bölte weniger frisches Leben gezeigt, als vielmehr ein unerlaubtes Genre cultivirt.

4. Schöne Frauen. Handzeichnungen von Elise Polko. Zweite Reihe. Troppau, Kolck. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Frauenherz, was es bewegt, was es fühlt und erlebt, ist von je der Verfasserin Domäne gewesen; hier

ist sie im eigenen Hause, hier schließt sie uns mit dem Schlüssel der Phantasie, der ihr unbeschränkt zu Gebote steht, alte bekannte Räume auf, hier träumt, singt und liebelt eine blauäugige Romantik, die wir uns ganz gern einmal gefallen lassen. Wie die Porträts der ältern Düsseldorfer muthet uns diese Welt von blonden Pagen, schmachtenden Frauen in mittelalterlichen Sammetgewändern an. Allein diesen Handzeichnungen mangelt die anatomische Richtigkeit; die gezeichneten Personen erinnern häufig an Hauben- und Perrükenstöcke, denen man prächtige Kleider umgehängt hat. Und in der Benutzung historischen Materials, in der Vorliebe für geschichtliche Kleinigkeitskrämerei wässert oft ein tüchtiger Mühlbach die üppigen Phrasenbeete der Verfasserin. Die beste Damengesellschaft vergangener Jahrhunderte, und wenn wir Frau Polko und den Chronisten trauen wollen, auch die schönste, zieht vor uns vorüber. Maria Eleonore, Herder's Freundin, die fromme Vittoria Colonna, Christina von Schweden, die Dacier, Julie de Lespinasse, die Blaustrümpfe Hortense Mazarin, Alexandrine St.-Aubin, Maria Caracciola, Faustina Maratti, die schönen Frauen stellen sich uns ungezwungen vor, wir müssen aber ihre Cavaliere, die mitunter ganz anständige Namen führen, als Herder, Lorenzo von Medici, Isouard u. dgl., mit in den Kauf nehmen. Im ganzen ist die Stimmung der „Musikalischen Märchen" auch in den „Schönen Frauen" festgehalten. Es sei damit nicht gerade ein Lob ausgesprochen. Denn jene weiche Mollstimmung der Märchen, die ein kleines Feld hatten und sich daran genügen ließen, reicht für größere geschichtliche Situationen und Persönlichkeiten, die doch in den „Schönen Frauen" auftreten, nicht aus. Hier verlangt der Gegenstand Licht und Schatten, Dur und Moll müssen wechseln und dem weichen Frauengemüth müssen starke männliche Charaktere secundiren. Nemo ultra posse! Das eng begrenzte Genre der Polko ist bedeutender als das der Verfasserin von „Streben und Leben"; das Genre der Polko ist erlaubt, denn „erlaubt ist, was gefällt".

5. Walram Forst, der Demagoge. Roman von Philipp Galen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Was Goethe doch für Unheil angerichtet hat mit seinem Ausspruch: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten!" Nun begeben sich unsere neuen deutschen Romanschreiber ganz der Thaten und thun mit Gesinnungen allein schon so, als wären es Thaten! Dieser Walram Forst, von dem wir dem Titel nach vermutheten, es werde uns an seinem Lebensgange eine Epoche deutschen Strebens und politischen Lebens, zum mindesten doch eine thatenreiche Mannesgestalt vorgeführt werden, hält nach Goethe's verhängnißvoller Andeutung das Vorbringen des Ganzen zur Entwickelung auf. Und leidet er als echter Romanheld? Nein, er bleibt im Hintergrunde, da er bereits vor Beginn des Romans als Demagoge auf dem Ehrenbreitstein gelitten hat, von dem er entspringt, und durch londoner Handelsthätigkeit schon zu Anfang des Romans ein reicher Mann wird. Was wir erst Mitte des vierten Bandes erfahren, daß nämlich Walram kein anderer ist als der Bauaufseher Magnus und der alte Herr von der Flühe, ahnen wir schon bis zur Gewißheit im zweiten Bande. Daß der junge Hugo, Walram's Sohn, die Tochter der Retterin und Jugendgeliebten des Demagogen, die schöne Bettina, liebt, ist die einzige Begebenheit, die vor unsern Augen sich zuträgt, obwol auch hier die Gesinnung das Beste thut und die Liebesgeschichte ohne Nerv und Mark ist. Den übrigen Theil des Romans füllen Miniaturautobiographien, ein paar Naturschilderungen und unerträgliche Schwätzereien des alten Jeremias Heiduck aus. Eine endlose Weitschweifigkeit legt sich wie ein dicker Nebel um das Ganze und raubt der sonst angemessenen Diction jede Frische. Wir haben den Autor schon bedeutend anregender und origineller gefunden als in seinem letzten Werk. Waren in seinen frühern Romanen die ihn begeisternden Musen auch keine hohen Göttinnen, so waren es doch ehrliche hübsche Bürgermädchen, nun aber sind sie in „Walram Forst" langweilige alte Jungfern geworden. Wie wenig verlangt der unverdorbene deutsche Leser von seinem Romanschreiber, und doch wie ist dies wenige so viel in den Augen des guten Geschmacks! Charaktere, Handlung und eine verständige Sprache sind das wenigste, was der Leser fordern kann, und daran ist Galen, der, wie wir fürchten, sich der Vielschreiberei in die Arme geworfen, in seinem neuesten Werk so sehr arm. Wie originell und bedeutend war der „Irre", wie derb und körnig sein „Andreas Burns"! Nach letztgenanntem Roman zu urtheilen, scheint es, als ob ein historischer Hintergrund und die Ideen einer bewegten Zeit den Kiel Galen's beflügelten und ihn an Kraft und Leben gewinnen ließen. Hoffen wir bei seinem nächsten Opus auf die sorgsame Durcharbeitung eines glücklichern Stoffs als der des vorliegenden Romans.

6. Ein ausgerissenes Blatt. Roman von M. Anton Niendorf. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. Br. 8. 3 Thlr.

Einen höhern und vollern Ton als „Walram Forst" schlägt Niendorf's Roman an. Hier ist der Versuch, die Willkür standesherrlichen Gerichts- und Verwaltungswesens am Faden romanhafter Erfindung nachzuweisen, durchaus gelungen. Ein im besten Sinne moderner Roman liegt hier vor uns. Wie es die Richtung d. Bl. ist, den modernen Gedanken, wo er in Wort und Vers klar und warm auftritt, hervorzuheben, zu unterstützen und seine Berechtigung zu vertreten, so kommt sie dem gesunden Realismus Niendorf's gern entgegen. Wie einfach und doch bewegungskräftig ist die Handlung im „Ausgerissenen Blatt"! Wie scharf, wie treu nach dem Leben gezeichnet, und doch wie voller Farbe und gesättigter Gedanken sind diese handelnden Menschen! Der weiche edelmüthige Graf, der männliche Fortschrittsfreund Lasser, der gelehrte, ängstliche Professor, die starkherzige und doch mädchenhafte Clotilde, die junkerliche und bureaukratische Gesellschaft der Xaver und Amelang, wie sind sie alle aus dem Holze unserer Zeit geschnitten! Ein lebendiges Zeitbild rollt sich, zumal im zweiten Bande, vor uns auf, wo das Kriegsjahr 1866 mit allen seinen wirthschaftlichen Folgen in fortschreitender, fein gegliederter Bewegung geschildert wird. Dem Realismus und seinen Vertretern fällt, so sollte man meinen, die geschmackvolle edle Diction schwerer als dem formellern Idealismus. Von dieser

Regel macht Niendorf's Werk eine hervorzuhebende Ausnahme. Die Gleichmäßigkeit der nobeln Diction, die saubere Ausarbeitung des Dialogs ist im vorliegenden Roman sehr erfreulich. Wem die Auseinandersetzung der landwirthschaftlichen Zustände weniger Interesse abgewinnt, der wird sich an der plastischen Figur Clotildens erfreuen, einer Berlinerin, die noch nicht von der berufenen Restdenzluft angekränkelt ist. Wen nicht die wie aus dem Leben abgeschriebene Kreistagsverhandlung in ihrer dramatischen Schilderung fesselt, dem wird die große Scene der empörten Weiber von Walderode, denen man die Kissen zerschnitten, ungemeine Ergötzlichkeit bieten. Kurz jeder verständige Sinn, der vom Roman etwas mehr als krankhafte Phantasiegebilde fordert, wird in Niendorf's Roman Ausbeute für Kopf und Herz finden. Die Zeitromane dieses Genre sind noch selten, so selten wie die Auerbach, Freytag und Spielhagen, die uns die Gegenwart zum beliebtesten Gegenstand des Romans gemacht haben.

7. Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1868. Robert Clive, der Eroberer von Bengalen. Historischer Roman von Adolf Mützelburg. Fünf Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Ein historischer Roman! Auch diese Serie unserer Besprechung darf nicht ohne historischen Roman vorübergehen. Das ganze ruhmbeglänzte, blutbefleckte Leben des Eroberers von Bengalen zieht an uns vorüber; Mützelburg hat weder Worte noch Papier gespart, um uns 35 Jahre eines genialen Menschenlebens anschaulich und, soweit es der Romananstand erlaubt, historisch treu zu schildern. Lord Clive's Anfang und Ende sind so dramatisch, daß es kein Wunder ist, wenn dem Autor Charaktere und Thaten schon durch seinen Stoff zufliegen. Aber wer indische Pracht, wilde Kriegsscenen, Kämpfe des Schwertes und des Herzens mit flammender Feder beschrieben sehen will, der fühlt sich bei der Lektüre des vorliegenden Romans enttäuscht. Es ist etwas von Galen in dem Autor des „Robert Clive", es wird uns mitunter zu Muth, als ob wir mit fischblütigen Menschen zu thun hätten statt mit kühnen Eroberern, mit jener Rasse von britischen Conquistadoren, die vor Wischnu und allen Teufeln nicht zurückschreckten. Allein romanhafte Darstellung der Geschichte wird uns, gegenüber den historischen Phantastereien der Retcliffe, Kászony u. a., nicht unwillkommen sein, sobald nur die Dehors der Zeitfärbung und einer anständigen Diction wahrgenommen sind. Und dann ist der geniale Abenteurer Clive von jeher voller Anziehungskraft auf Historiker und Poeten gewesen. Von den erstern hat Macaulay in einem seiner Essays die Gestalt des kühnen Mannes zum Vorwurf genommen, der er in großem historischen Stil gerecht wird. Unter den Dichtern hat Rudolf Gottschall seinem „Nabob" das Tichten und Trachten Clive's zum Sujet gegeben, weitaus gewaltiger und dichterischer, als es Mützelburg vermocht hat. Die tragische Schuld des Helden, die ihm zuletzt selbst die Pistole in die Hand drückt, wird bei dem Dramatiker Kern und Lebensnerv der erschütternden Handlung, während sie bei dem Romancier leise nebenhergeht. Ohne ethischen und politischen Hintergrund verläuft die Handlung des Romans, während der Dichter uns die Beziehung des schuldbewußten Individuums zu den sittlichen Mächten mit dem schönen Wort andeutet:

> Ein andres, größeres Geschlecht als dieses
> Mach' unsre Frevel gut, laß unsre Fahnen
> Als Segensfahnen wehn in allen Zonen! —
> O, alles Große muß am Fluche sterben,
> Hält stets das Schwert aufs eigne Herz gezückt;
> Den Segen aber wird die Nachwelt erben.

Franz Hirsch.

Die Dichterin von Gandersheim.

Ottonische Studien zur deutschen Geschichte im 10. Jahrhundert. II. Hrotsuit von Gandersheim. Zur Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts von Rudolf Köpke. Mit einem photolithographirtem Bilde der münchener Handschrift. Berlin, Mittler und Sohn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Unter den Namen aus der deutschen Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts ist der von „Roswitha" (Hrotsuit) jedenfalls der bekannteste. Jedermann besitzt eine ungefähre Vorstellung davon, daß eine Nonne eines sächsischen Klosters die seltsame Idee gefaßt und verwirklicht hat, den heidnischen Komödienschreiber Terenz durch christliche Komödien — nach unserer Terminologie richtiger Dramen oder gar Tragödien — zu überbieten und zu verdrängen. Die Gestalt der Schriftstellerin steht so originell und so einsam in ihrer Zeit da, daß sie wol als ein literarisches Wunder gepriesen werden darf, wie es ihr von vielen begeisterten Verehrern bis auf diesen Tag reichlich zutheil worden ist. Es mag aber sehr wenige unter den vielen geben, die ihren Namen nennen, welche jene interessanten Producte gelesen oder auch nur einen Blick auf sie geworfen hätten. Und daß derselbe literarische Genius sich auch auf ganz andern Gebieten schöpferisch erwiesen, pflegt nur dem engen Kreise der eigentlichen Gelehrten bekannt zu sein. Aber gerade dadurch erhält das Phänomen erst seinen vollen Glanz. Mindestens dasselbe Talent, welches sich in sechs großen Dramen entfaltete, bethätigt sich auch in einer ganzen Reihe von christlichen Heldengedichten in epischer Form und endlich in zwei großen eigentlich historischen Epopöen, von denen die eine die Thaten des Helden des Jahrhunderts und des deutschen, speciell des sächsischen Volkes, Otto des Großen feiert, die andere ein bescheideneres Ziel, die Darstellung der Geschichte des Klosters Gandersheim, der Heimat der Dichterin, verfolgt. Seltsam wie die poetische Individualität der Dichterin ist aber auch alles, was um ihr ist und zu ihr gehört. Kein Zeitgenosse erwähnt ihrer, und doch wurde damals viel geschrieben und das ganze Wesen der Dichterin setzt einen sehr intensiven literarischen Verkehr voraus, wie wir ihn uns auch aus andern Zeugnissen der Zeit reconstruiren können. Kein späterer Schriftsteller des Mittelalters kennt

und benutzt sie, und doch beruht die so unendlich breite Literatur jener Periode, hauptsächlich auf unaufhörlicher Compilation und Transmutation des schon Vorhandenen, besonders wenn dasselbe irgendeine Spur von Originalität an sich trug. Bei Hrotsuit ist aber nicht blos eine Spur von Originalität, sondern sie ist originell vom Wirbel bis zur Sohle, einzig in ihrer Art, mit nichts anderm im 10. aber auch in keinem der andern Jahrhunderte des Mittelalters zu vergleichen. Es wäre eine zu wohlfeile Lösung des Räthsels, wollte man sagen, eben weil sie gar zu originell war, mußte sie vergessen werden. Nur ein paar armselige Spuren in einer Reimchronik des 13. Jahrhunderts lassen sich auf eins ihrer Werke, und zwar auf das mindest selbstwüchsige, die Geschichte ihres Gandersheim, beziehen, freilich nicht viel, aber doch wichtig genug, weil damit die Forteristenz wenigstens eines dieser Werke bewiesen wird. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts taucht in Regensburg eine Handschrift auf, welche den größten Theil ihrer Werke enthält. Die süddeutschen Humanisten, voran ihr Führer Konrad Celtis, bemächtigen sich dieses Schatzes und heben ihn durch eine splendide Druckausgabe gerade im ersten Jahre des Jahrhunderts der Reformation. Aber die Lücken dieser einen Handschrift lassen sich durch keine zweite ergänzen: zwar scheint noch im 17. Jahrhundert eine zweite vorhanden, die aber seitdem verschollen ist, in welcher die Geschichte von Gandersheim stand, die dort fehlt, und erst neuerdings findet sich eine späte Abschrift jener regensburger Handschrift, die nicht erst aus dem Drucke, wie manche andere in jener Zeit der noch unentschiedenen Concurrenz zwischen der Presse und der Schreibfeder, geflossen ist.

Von Celtis an bis auf diesen Tag hat sich die gelehrte Welt mit staunenswerthem Eifer bemüht, das wieder gut zu machen, was die Zeitgenossen und das spätere Mittelalter versäumten. Eine Flut von Ausgaben, literarischen und ästhetischen Untersuchungen und Darstellungen hat eine stattliche Specialliteratur erzeugt, deren einstweilige Resultate dieses Buch Köpke's mit seiner gründlichen, gediegenen Verarbeitung des gesammten aufgestapelten Materials bezeichnet. Von einem Abschluß der Arbeit kann aber hier nicht einmal in dem bedingten Sinne wie anderswo die Rede sein: der Räthsel und wissenschaftlichen Fragen werden immer mehr, je ernsthafter die Forschung diesem Objecte zu Leibe geht, und alles bisher Gethane erweist sich nach jeder Richtung hin als unzulänglicher Anfang.

Momentan concentrirt sich jedoch das hauptsächlichste Interesse, weniger unter den eigentlichen Kennern und Fachgelehrten als in den weitern Kreisen der Gebildeten, auf eine Hypothese, zu deren Empfehlung sich besonders das sagen läßt, daß sie durchaus neu und eigenthümlich ihrem Urheber angehört. Der Historiker Aschbach in Wien hat vor zwei Jahren, 1867, die Räthsel, welche unsere Hrotsuit umgeben, sehr einfach dadurch zu lösen geglaubt, daß er ihre ganze Existenz als eine bewußte Fiction ihres ersten Herausgebers, Celtis, darzustellen versuchte. Im Jahre 1868 hat er das Gewicht seiner Gründe in einer zweiten umgearbeiteten Auflage seiner kritischen Untersuchung noch verstärkt und, wie nicht geleugnet werden kann, nicht blos Erstaunen, sondern auch theilweise laute und apodiktische Zustimmung gefunden. Kein Zweifel, daß gerade einem Bildungsstande wie dem heutigen mit einem raschen Durchhauen eines solchen gordischen Knotens der Forschung besser gedient sein mag, als mit den langsamen und scheinbar so fruchtlosen Versuchen, ihn zu entwirren. Die ernste Wissenschaft hat sich bisher durchaus ablehnend gegen diese Art destructiver Kritik verhalten, sie hätte überhaupt wol kaum Notiz davon genommen, wenn nicht das laute Triumphgeschrei vom Markte auch bis in ihre stillen Hallen gedrungen wäre. Auch Köpke hat der directen Widerlegung Aschbach's einen eigenen Abschnitt widmen zu müssen geglaubt, obwol sein ganzes Buch indirect die vollständigste Widerlegung ist, indem es uns Ort, Zeit und Personen, in deren Mitte sich Hrotsuit gestaltete, so klar und erschöpfend wie niemals vorher auseinanderlegt.

Aschbach's Hypothese kann eigentlich für sich nichts weiter anführen als jenes innere und äußere Dunkel, welches über der Dichterin ruht und das auch durch die neuesten Untersuchungen keineswegs zerstreut, wenngleich an einigen Stellen gelichtet ist. Aber genügt dies, um die Authenticität einer geschichtlichen Gestalt überhaupt in Frage zu stellen? Wohin kämen wir mit hundert andern ebenso unbegreiflichen, d. h. bisjetzt noch nicht genügend genetisch erklärten Phänomenen? Was Aschbach sonst noch für seinen Vernichtungskampf als Waffen gebraucht, erweist sich bei näherer Besichtigung als Spiegelfechterei. Schon allein die Thatsache jener Handschrift, die entschieden älter ist als die Zeit des angeblichen Betrugs, vermag er nicht umzustoßen. Die größten Kenner der Paläographie haben sie früher und jetzt für echt, d. h. für ein Werk des 10., höchstens des 11. Jahrhunderts erklärt, und wenn auch die Ansicht aufgegeben werden muß, daß es die Originalhandschrift selbst sei, so ist es jedenfalls eine nur wenig spätere Abschrift. Findet eine Fälschung statt, so mußte sie schon damals erfolgt sein, und außer dem Namen der Hrotsuit bliebe dann alles gerade so wie vorher. Noch seltsamer sind die angeblichen Beweisstellen aus Celtis' und anderer Humanisten Briefen und Schriften, aus denen sich ergeben soll, daß eine ganze Bande von Fälschern das Publikum systematisch hinters Licht zu führen suchte. Köpke hat sich die Mühe genommen, auch dieser Beweisführung nachzugehen, und eine ganze Reihe von Misverständnissen, Flüchtigkeiten und factischen Irrthümern nachgewiesen. Hoffentlich ist damit der unerquickliche Gegenstand ein für allemal erledigt.

Heinrich Rückert.

Deutsche Volksbücher.

Auserlesene deutsche Volksbücher. In ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Winter. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Außer seiner bekannten großen Ausgabe sämmtlicher deutscher Volksbücher läßt der für unser Volk so unermüdlich thätige Simrock in vorliegenden zwei Bänden eine Auswahl der schönsten erscheinen. Der Werth von Simrock's Arbeit im Vergleich mit den übrigen Sammlungen von Volksbüchern braucht nicht ausführlich erörtert zu werden. Simrock hat zuerst, wie man von einem Fachmann nicht anders erwarten konnte, auf die ursprünglichen Quellen hingewiesen und hat dieselben, wenn auch in der Sprache etwas erneuert, getreu wiedergegeben. Die Erneuerung ist übrigens sehr unwesentlich und unbedeutend, da die Quellen nicht älter als das 15. Jahrhundert sind, also einem Zeitalter angehören, in welchem die deutsche Sprache im wesentlichen schon den heutigen Charakter an sich trägt. Auch die „Auserlesenen Volksbücher" haben denselben urkundlichen Werth; sie wiederholen genau die Texte der größern Sammlung. Zu bedauern ist, daß die Holzschnitte weggeblieben sind; denn uns will scheinen, daß dieselben bei einer auf weitere Kreise berechneten Auswahl beinahe noch mehr am Platze waren als in der großen Ausgabe. Von den beiden vorliegenden Bänden enthält der erste die Volksbücher von „Genovefa", den „Heiligen drei Königen", den „Haimonskindern", „Hirlanda", „Sibyllen Weissagung" und dem „Gehörnten Siegfried". Unter diesen sind Genovefa, die Haimonskinder und Siegfried wol jedem Leser so geläufige Namen, daß wir eines nähern Eingehens auf sie uns überhoben glauben. Weniger bekannt möchte das Volksbuch von den „Heiligen drei Königen" sein, welches im 14. Jahrhundert von Johann von Hildesheim (gest. 1375) in lateinischer Sprache abgefaßt und noch am Ende desselben Jahrhunderts (1389) ins Deutsche übertragen wurde. Eine baseler Handschrift vom Jahre 1420 ist das älteste Document der deutschen Gestaltung, welche gedruckt erst am Ende des 15. Jahrhunderts erschien. Diese Geschichte von den Heiligen drei Königen, deren Legende mit Köln in Verbindung gebracht ist, hat schon Goethe's Wohlgefallen erregt und wird auch unsere Zeit durch den einfach schlichten Ton sicherlich anmuthen. Durch seinen Inhalt berührt dieses Büchlein sich mit den Weissagungen der Sibyllen, welche wie so viele unserer Volksbücher auf einer ältern poetischen Fassung beruhen; man löste die alten Gedichte, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in prosaische Form auf, und so wurden sie gedruckt. Das Gedicht von „Sibyllen Weissagung", welches der Mitte des 14. Jahrhunderts angehört, ist nun allerdings nicht die einzige Quelle des Volksbuchs, sondern dieses ist aus Mitbenutzung anderer Sibyllenschriften von mehr gelehrtem Charakter hervorgegangen. Engern Anschluß an die zu Grunde liegende Dichtung zeigt das Volksbuch von „Wigoleis vom Rade", welcher den zweiten Band eröffnet, denn dieser ist in der That nichts anderes als eine directe Prosaauflösung der Dichtung des fränkischen Ritters Wirnt von Grafenberg aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Der zweite Band enthält außerdem den „Armen Heinrich", „Herzog Ernst", „Ahasverus", „Kaiser Octavianus" und die „Schöne Melusina". Das erste der genannten Bücher ist streng genommen kein Volksbuch, wol aber im Begriff ein solches zu werden. Es ist die bekannte Dichtung Hartmann's von Aue (um 1200 verfaßt), auf welche dieses jüngste aller „Volksbücher" fußt. Der Bearbeiter hat dabei durchaus denselben Weg eingeschlagen, den die Volksbücher des 15. Jahrhunderts auch gegangen sind: er gibt im wesentlichen eine Prosaauflösung, in welcher gerade wie auch in den alten Drucken der Volksbücher hin und wieder noch die Reime zu erkennen sind. Man kann fragen: hat ein moderner Bearbeiter das Recht dazu, auf diese Weise in der unmittelbaren Gegenwart ein Volksbuch zu schaffen und es den alten, längst überlieferten Volksbüchern an die Seite zu stellen? Wir glauben: ja, wenn die Erzählung ihrem ganzen Charakter nach dazu angethan ist, ein Volksbuch in echtem Sinne zu werden. Und dies ist sicherlich, wie jeder zugeben wird, beim „Armen Heinrich" der Fall. Wäre das Gedicht Hartmann's einem jener Prosaauflöser des 15. Jahrhunderts gerade unter die Hände gekommen, es würde uns dann wahrscheinlich auch in einem Drucke des 15. Jahrhunderts nur in Prosagestalt vorliegen. Wir wollen also dem trefflichen Erneuerer dankbar sein, daß er das, was der Zufall im 15. Jahrhundert verschuldet hat, im 19. nachgeholt.

Der zunächst folgende „Herzog Ernst" weist uns wieder auf ein lateinisches Original, ein Werk eines Geistlichen aus dem 13. Jahrhundert, welches seinerseits wieder auf einer alten deutschen Dichtung von 1180 beruht. Nach diesem lateinischen Texte wurde im Anfang des 15. Jahrhunderts, wenn nicht schon am Ende des vorausgegangenen, eine deutsche Uebersetzung gefertigt, die sich in einer münchener Handschrift zugleich mit dem lateinischen Original erhalten hat; und diese Handschrift ist, wie ich in meinem „Herzog Ernst" nachgewiesen habe, das Original, aus welchem die alten Drucke geflossen sind. Hätte statt der Mönchsprosa der Uebersetzer das alte lebensvolle Gedicht vor sich gehabt, wie beim Volksbuche von „Tristan", „Wigoleis" u. a., und es in Prosa aufgelöst, so würde das deutsche Volksbuch von „Herzog Ernst" ohne Frage einen bessern Eindruck machen. Wir sehen aus diesem Beispiele, wie sehr wir vom Zufall abhängig geworden sind. Sollte nicht auch hier es verstattet sein, der Ungunst desselben zu Hülfe zu kommen? Wir halten es durchaus für unbedenklich und erlaubt.

Von allgemeinerm Interesse wird der nun folgende „Ahasverus" sein, weil er die älteste Quelle und Darstellung der Sage vom Ewigen Juden ist, der so viele unserer neuern Dichter zu poetischer Bearbeitung gereizt hat. Die Erzählungen von ihm tauchen im 16. Jahrhundert auf; die älteste bekannte Ausgabe ist eine leydener von 1602, welche aber von geringem Umfange ist und den Anfang bei Simrock bildet. Nachher folgen aus spätern Ausgaben entnommene ausführlichere und jüngere Berichte, welche aber gleichwol auch auf ältere Quellen

und Ueberlieferungen zurückweisen. Die beiden letzten Stücke des zweiten Bandes: „Octavianus" und „Schöne Melusina", ruhen auf französischen Prosaquellen, die ihrerseits wieder auf ältere Dichtungen zurückzuführen sind; denn in Frankreich war der Entwickelungsgang der Volksbücher genau derselbe wie in Deutschland: auch sie sind Prosaauflösungen älterer Gedichte, die im 15. Jahrhundert und später diese Formveränderung erfuhren.

Karl Bartsch.

Feuilleton.

Notizen.

Dr. Friedrich Sehrwald gibt heraus: „Deutsche Dichter und Denker der vaterländischen Jugend und ihren Freunden ausgewählt und durch literarhistorische Charakteristiken eingeleitet" (Altenburg, Bonde, 1870). Uns liegen die drei ersten Lieferungen vor; das ganze Werk ist auf zehn Lieferungen berechnet. Was die Principien der Auswahl betrifft, so können wir sie nur billigen. Sämmtliche Schriftsteller, von denen Proben mitgetheilt werden, gehören mit wenigen Ausnahmen, zu denen Luther, Paul Gerhardt und Logau zählen, den letzten hundert Jahren unserer Nationalliteratur an. Auch die neuern Dichter sind, und mit Recht, in hervorragender Weise berücksichtigt worden. Dies ist ein Fortschritt gegen derartige Literaturwerke für die Jugend, welche nur den alten traditionellen Kram immer von neuem auftischen. Treffend sagt der Herausgeber in der Vorrede: „Wir haben unsere Auswahl, jedoch nur was die Dichter anlangt, bis herauf zur nächsten Gegenwart geführt, da diese, in der Dichtkunst wenigstens, trotz mancher Abirrung und den mehr zur Herrschaft gelangten Zeittendenzen, in den hervorragendern Persönlichkeiten noch immer unter der Anregung und dem Einflusse von Schiller und Goethe steht. Eine zweckmäßige Auswahl gerade aus den neuern Dichtern schien aber um so mehr von nöthen zu sein, je leichter hier Irrungen über Werth und Unwerth zumal für die Jugend möglich sind, der doch sicher ein bestimmteres Recht auf eine nähere Bekanntschaft mit den poetischen Leistungen der unmittelbaren Gegenwart nicht abgesprochen werden kann. Wo könnte jemals wieder ein classisches Zeitalter der Poesie gehofft werden, wenn die Dichter fort und fort sängen und unsere Jugend, als wäre aller Gesang ausgestorben und pulsirte das Leben der Poesie nicht mehr in frischen Herzschlägen, nur mit den großen Schöpfungen der Vergangenheit bekannt gemacht würde, die, je weiter sie hinter uns zu liegen kommt, um so viel mehr gelehrten Apparat zu ihrem Verständniß nöthig macht." Auch die, freilich nicht bei allen einzelnen Autoren durchführbare Dreitheilung der ausgewählten Proben in Lieder, Sprüche und Anregungen verdient die Zustimmung der Kritik. In der That besitzt unsere Literatur, wie Sehrwald sagt, einen reichen Schatz von Sprüchen, der für die Jugend noch nicht gehoben ist. Auch unsere modernen Dichter sind reich an Sentenzen, und die mehr oder minder prägnante Fassung derselben erscheint uns für die Werthmessung der dichterischen Begabung als ein entscheidender Maßstab. Es gibt vielgenannte Schriftsteller, deren Werken man kaum eine für den Gedankenschatz der Nation geprägte Geistesmünze entnehmen kann, während die dichterische Originalität anderer Tiefsinniges in dauernder Form des Ausdrucks niederlegt. Daß Sehrwald auch die hervorragenden Denker mit in seine Sammlung aufgenommen, ist an und für sich zu billigen, wenngleich bei Mittheilung einzelner Bruchstücke die Gefahr unvermeidlich ist, daß die Popularphilosophen über die großen Denker, deren systemschaffende Thätigkeit sich in Fragmenten gar nicht abspiegeln kann, den Sieg davontragen, und ein Garve und Fries z. B. in einer solchen Sammlung bedeutender erscheinen als Fichte. Ein gleiches Bedenken hegen wir gegen die vorzugsweise Beschränkung auf die Lyrik; bis auf kleinere sentenzenartige Stellen sind alle Bruchstücke aus Epen und Dramen ausgeschlossen. Der Herausgeber erklärt dies damit, daß er stets bestrebt sei, ein in sich geschlossenes Ganzes zu geben, das auch für sich allein schon verständlich sei. Allerdings wird ein episches und dramatisches Kunstwerk als Totalität nie aus Fragmenten beurtheilt werden können; gleichwol läßt sich aus einzelnen Scenen und Stellen, die wenigstens ein relatives Ganzes bilden und an und für sich verständlich sind, doch der epische und dramatische Stil eines Dichters und die Eigenthümlichkeit seiner Darstellungsweise erkennen. Dies scheint uns schon genügend, um die Mittheilung auch solcher Fragmente zu rechtfertigen. Mehr noch aber fordert dazu eine andere Gefahr auf. Das Urtheil der Jugend kann leicht verwirrt werden durch die ausschließliche Berücksichtigung der Lyriker. Ein Autor, dem einmal ein artiges Lied, ein hübsches Gedicht gelang, steht hier in Reih und Glied mit den Meistern des Gesanges, während epische und dramatische Dichter von großer geistiger Bedeutung und großem Streben, die in der Nationalliteratur und in ihrem Einfluß auf die Nation eine ganz andere Rolle spielen, ausgeschlossen sind, sobald sie nicht auch einmal in der Lyrik sich versuchten. Die „Anthologien" schon begünstigen die Lyriker in gleicher Weise; ein Werk, das „deutsche Dichter und Denker" bringt, sollte diesen Standpunkt der Anthologien nicht zu dem seinigen machen.

Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker und Humblot) sind im vorigen Jahre der zwölfte bis funfzehnte Band erschienen. Wir machen besonders auf den dreizehnten aufmerksam, welcher als sechster Band der „Französischen Geschichte" die Briefe der Herzogin von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover mit einer kurzen Charakteristik der Briefstellerin in Ranke's gewohnter feinausschneidender Silhouettenmanier enthält. Der derbkräftige Originalstil der Herzogin schreibt die culturhistorischen Bilder mit Fracturschrift. Sehr ungenau zeigt sich das Porträt, das neuerdings Paul Heyse mit seiner akademischer Pinselführung in seinem Drama von ihr entworfen hat. Der vierzehnte und funfzehnte Band bilden die beiden ersten Bände der „Englischen Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert", ein Werk, das hier in dritter Auflage erscheint.

„Humboldtperlen. Ein Demantkranz aus Alexander von Humboldt's Leben und Schriften" (Leipzig, Wartig, 1869) lautet der Titel einer kleinen Anthologie, die vorzugsweise aus dem „Kosmos" zusammengestellt ist; die „Ansichten der Natur" und die „Amerikanische Reise" geben geringere Beisteuer. Auch Varnhagen's „Tagebücher" sind citirt im ersten Abschnitt, der einen Abriß von Humboldt's Leben gibt. Ein chronologisches Verzeichniß seiner Schriften ist dem Werkchen angehängt.

Bibliographie.

Almeira, ein Drama in Californien. Nach dem Spanischen frei bearbeitet. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Biart, L., Der Bizco. Roman. Nach dem Französischen frei bearbeitet. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weber, T., Die Klöster im 19. Jahrhundert. Ein Aufruf an das deutsche Volk und seine Vertreter. Berlin, Rauh. Gr. 8. 9 Ngr.

Werther, J., Verziehung. Schauspiel. Frei nach dem Italienischen. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiegand, A., Wie mir's erging. Autobiographische Skizzen. Halle a. S., Nebert. 8. 20 Ngr.

Wildenfels, A. v., Frauenrache. Amerikanischer Sittenroman in 4 Büchern. 4 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 5 Thlr.

Ein offenes Wort in Sachen der Religion. Für denkende Christen aller Confessionen geschrieben von einem Laien. Bern, Jenni. Gr. 16. 9 Ngr.

Ein Wort an das bayerische Volk und dessen Vertreter von einem Soldaten. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, R., Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Zingerle, J. V., Bericht über die in Tirol im Jahre 1868 angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Lex.-8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 3. März 1870.

Publicistisch-historische Schriften.

1. Revolutionsbilder aus Spanien. Von Michael Klapp. Hannover, Rümpler. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Vor und nach dem Kriege. Der Vermischten Schriften zweiter Theil. Von Heinrich Bernhard Oppenheim. Stuttgart, Kröner. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Rußland und Europa. Von Henri Martin. Deutsche vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Uebersetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war zu erwarten, daß ein Ereigniß wie der Sturz der Bourbonenherrschaft in Spanien in unserer schreibseligen Zeit eine Menge von Federn in Bewegung setzen würde, mochten dieselben nun befähigt sein, etwas Gediegenes zu leisten, oder nicht. Was zunächst die „Revolutionsbilder aus Spanien" von Michael Klapp (Nr. 1) anbetrifft, so sind dieselben, unserer Meinung nach, von sehr verschiedenem Werthe. Ein fließender, gewandter Stil und eine pikante, fesselnde Darstellung sind an sich lobenswerthe Eigenschaften, aber sie reichen nicht aus, um ernste geschichtliche Ereignisse in würdiger Weise zu schildern. Dazu gehört mehr; dazu gehören vor allen Dingen wissenschaftlicher Sinn, genügende Sachkenntniß und ein möglichst objectiver Forschungsgeist, welcher den Causalnexus der wirklichen Thatsachen zu erfassen und der Wahrheit gemäß wiederzugeben weiß. Blinde Parteileidenschaften verwirren nur und vermögen selbst die beste Sache nicht zu fördern. Michael Klapp, der unsers Wissens ein beliebter Feuilletonist eines bedeutenden Blattes in Wien ist oder war, bereiste im Herbst des Jahres 1868 Spanien, sah die revolutionäre Entwickelung daselbst mit eigenen Augen und gibt uns nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner Beobachtungen.

Wir müssen gestehen, daß wir kaum glauben, Klapp wird durch seine „Revolutionsbilder" seinen literarischen Ruf mehren. Namentlich sind die drei ersten, unter dem Motto „A bajo los Borbones!" mitgetheilten Skizzen: „Das Bourbonennest in Pau", „Eine Begegnung mit Carlos Marfori und Padre Claret", „Aus dem Roman der Königin", weder dem Inhalt noch der Form nach empfehlenswerth. Die Ausdrucksweise ist oft geradezu lax und unzart, und die mitgetheilten Thatsachen trivial und ungehörig. So heißt es z. B. S. 9 über Isabella II. wörtlich:

> Aber man glaube ja nicht, die Bourbonenfürstin habe irgendwelchen tyrannischen Zug im Antlitz! Beileibe nicht. Wenn man lange darin sucht, findet man sogar einen gewissen Grad von Gutmüthigkeit darauf verzeichnet. Also gutherzig ist sie auch? „Doch das sind sie alle", sagt Ferdinand von Walter in „Cabale und Liebe" von einer gewissen Gattung von Frauenzimmern, in der sich mitunter auch Königinnen finden. Isabella ist 37 Jahre alt, ziemlich groß gerathen im Wuchse, hat Augen von nichtssagender Bläue, Augen, die des weisen Mirza Schaffy Spruch: „Des Auges Bläue deutet auf Treue", nicht wenig discreditiren. In ihrem Gesichte ist das Hübscheste allenfalls der kleine Mund, der so frisch drein schaut, als ginge er gerade zum ersten Kusse, während ich in keinem Falle mit der Aufgabe betraut sein möchte, nach intimen, amtlichen Quellen den Rechenschaftsbericht über dieses Mundes langjährige Thätigkeit herzustellen. Nähere charakteristische Kennzeichen von Sinnlichkeit fehlen ganz im Gesichte der Königin, man wäre versucht, sie fast für phlegmatisch zu halten. Vielleicht sagen phrenologische Untersuchungen mehr von dem, was wir alle ohnehin wissen.

In dieser Weise, die oft wirklich obscön wird (S. 10 heißt es z. B.: Isabella hat für sich das Motto: „Wein, Männer und Gebetbücher" und ist merkwürdigerweise bei dieser Lebensweise sehr dick geworden), geht es Seiten hindurch fort; Isabella's Gemahl, Don Francisco, wird als „Titularmann" und „Titularkönig" mit denselben oder doch ganz ähnlichen Farben geschildert wie seine Frau.

Wir sind durchaus nicht geneigt, die Königin Isabella II. und das ganze Bourbonenwesen in Spanien oder sonstwo zu vertheidigen oder auch nur zu entschuldigen; aber im Namen der Publicistik, im Namen der Geschichtschreibung müssen wir gegen die Art und Weise protestiren, wie Michael Klapp in dem in Rede stehenden Buche beide,

die Publicistik und die Geschichtschreibung, in den Staub herunterzieht. Nicht jeder, der es sein möchte, ist ein Johannes Scherr.

Unter den folgenden Schilderungen sind einzelne sachlich werthvoller und stilistisch besser gehalten, so z. B. die als Feuilletonartikel leidliche Skizze: „Eine Heerschau", und der Aufsatz: „Riego und die Riegohymne." Der letztgenannte Artikel enthält anerkennenswerthe Mittheilungen über den „spanischen Rienzi" und gibt die von San-Miguel, dem Freunde Riego's, gedichtete Riegohymne in der Uebersetzung des Dr. Fastenrath. Der Componist dieser spanischen Marseillaise war Don Jose Melchore Gornis y Colmer; er starb in ärmlichen Verhältnissen zu Paris am 4. August 1836.

Auch die biographischen Skizzen über Prim, Serrano, Topete, Olozaga, Castelar und Garrido, womit das Buch schließt, enthalten manches Interessante und Lehrreiche, doch kaum genug, um den übeln Eindruck zu verwischen, welchen die ersten „Revolutionsbilder" bei jedem Leser, der einen gebildeten Geschmack besitzt, hervorrufen müssen.

Gediegener an Inhalt und ruhiger der Form nach, als das Klapp'sche Werk, ist **Heinrich Bernhard Oppenheim's** „Vor und nach dem Kriege" (Nr. 2), obschon auch hier stellenweise der Parteimann zu sehr in den Vordergrund tritt. Wie der Verfasser in der kurzen Vorrede seines Buchs erklärt, sind die darin veröffentlichten Aufsätze in den letzten drei bis vier Jahren entstanden und tragen deshalb allerdings fast durchweg ganz deutlich das Gepräge ihrer Entstehungszeit. Wenn es aber nicht selten vorkommt, daß manche publicistische Aeußerungen über Stimmungen, Richtungen oder Begebenheiten, die zu der Zeit, wo sie zuerst gethan wurden, nicht allzu schwer ins Gewicht fielen, späterhin ein nicht zu unterschätzendes historisches Interesse gewinnen durch den Ueberblick über Zusammenhang und Entwickelung von Vorangegangenem zu Nachfolgendem, so müssen wir zugeben, daß die Mehrzahl der von Oppenheim in dem vorliegenden Buche publicirten Aufsätze in diese Kategorie gehören dürfte. Andererseits scheinen uns aber diese Aufsätze weder ein so großes publicistisches Interesse noch einen so hohen historischen Werth zu besitzen, daß wir uns veranlaßt sähen, dieselben hier einzeln einer genauern Besprechung zu unterziehen. Es wird genügen, wenn wir unsere Leser auf einige Artikel besonders aufmerksam machen.

Das Oppenheim'sche Buch zerfällt in drei Theile, von denen der erste fünf Aufsätze politischen Inhalts zählt; der zweite ist „Allerlei" betitelt und enthält drei Artikel, von welchen die literar-historische Studie „Paul Louis Courier" volle Anerkennung verdient; der dritte Theil endlich umfaßt acht Kritiken, die sämmtlich interessant und lesenswerth genannt werden müssen.

Unter diesen 16 Aufsätzen wollen wir nun folgende kurz hervorheben.

Gleich der erste Aufsatz des ersten Theils, „Die Garantien der Freiheit" überschrieben, ist eine verdienstvolle, von Geist und Sachkenntniß zeugende Arbeit. Der Autor erkennt darin die großen Vorzüge des Gneist'schen Werks über „Das englische Verwaltungsrecht" gern an, erklärt aber mit Recht, daß Gneist durch seine Nachweisungen, die Verwaltung sei in England das eigentlich Primitive gewesen und die Verfassung habe sich aus ihr erst später entwickelt, zu vielen Misdeutungen Veranlassung gegeben habe, und daß er genöthigt sei, solche verkehrte Interpretationen abzulehnen. Verfassung ist nach Oppenheim in staatlichen Dingen nichts anderes als Garantie; denn das Wesen einer Verfassung bestehe in den Garantien ihres Bestandes. Der Autor tritt (S. 10) dem Gemeinplatze entgegen, demgemäß man England für eine aristokratische Republik zu erklären pflegt; es sei richtiger, zu sagen, England sei eine oligarchische Republik, die sich täglich mehr demokratisire. Wenn er aber (S. 11) behauptet: „weder die helvetische noch die nordamerikanische Republik umfassen eine einheitliche Nation und entsprechen dem Bedürfniß der nationalen Staatseinheit", so liegt in dieser Behauptung, für welche er übrigens den Beweis schuldig geblieben ist, Wahres mit Falschem vermischt. Sehr richtig sagt er dagegen S. 30 fg.:

> Frankreich ist nicht deshalb unfrei, weil es die Gleichheit vor dem Gesetze hat, sondern weil es die freien Gemeindeinstitutionen entbehrt und unter einer imperialistischen Centralisation mit rein bureaukratischer Verwaltung steht. Daß unter Ludwig Philipp eine Art Gentry, die haute bourgeoisie nämlich, sich der Regierung bemächtigt hatte, änderte nichts an dem Wesen dieser Zustände. Allerdings erschien die Herrschaft milder, da sie von einer ganzen und zwar einer aufgeklärten und erwerbsthätigen Klasse ausging, als jetzt, wo das Heft in den Händen eines Einzelnen ist. Dieses Beispiel spricht ja aber gerade für die fortwährende Erweiterung und Ausdehnung der an der Regierung zu betheiligenden Klasse bis zum allgemeinen Stimmrecht.

S. 31 bemerkt Oppenheim mit Recht, daß die beste Verfassung durch eine schlechte Administration oder Verwaltung um ihren Segen gebracht werden kann; ebenso hob er früher (S. 4) hervor, daß der Verfassungseid, „den man, aus besonderer Schonung, nicht einmal dem stehenden Heere auferlegt", zwar nicht immer gebrochen, aber sehr oft „ausgelegt" wird. Die Franzosen haben die politische Centralisation erstrebt, welche zur Vollendung eines jeden Nationalstaates unentbehrlich ist, und welche auch in Großbritannien mit „Blut und Eisen" durchgesetzt wurde; sie haben bei diesem analogen Entwickelungsprocesse neben der politischen Centralisation auch die administrative Centralisation in den Kauf bekommen, ohne den Werth und Inhalt dieses zweideutigen Geschenks genau zu kennen. Wenn eine zu hoch geschraubte administrative Centralisation allerdings die Zuvielregiererei und den bureaukratischen Absolutismus bedeutet, so liegt doch in der Zersplitterung nicht das Heilmittel dagegen. Das hieße nur, wie man zu sagen pflegt, den Teufel austreiben durch Beelzebub. Die bureaukratischen Uebel in aristokratischen Gemeinwesen sind oft nicht geringer, blos weniger sichtbar als in den gleichheitlich centralisirten. Der Autor sagt:

> Man baue die Gemeinde von unten auf, aber man wolle sie nicht von oben herab construiren; sie sei kein bloßer Verwaltungsbezirk, wie in Frankreich, kein Staat im Staate, wie im Mittelalter, aber doch eine selbständigere Organisation als in England.

Der Schluß des Aufsatzes ist vortrefflich und lautet also:

Es handelt sich überall bei dem specifisch freiheitlichen Werth der Institutionen nicht blos darum, wie viele Beschränkungen der Gewalt sie enthalten, sondern mehr noch darum, in welchem Zusammenhange sie mit dem Volksgeiste stehen, und in welchem Grade sie die allgemeine Betheiligung der Bürger wecken. An den freien Gemeindeordnungen preisen wir nicht blos, daß sie einen Damm gegen die überflutende Regierungsgewalt bilden, sondern mehr noch, daß sie den Bürger zur Selbständigkeit erziehen. Ebenso bei den parlamentarischen Functionen: sie schützen die Rechte des Volks und wirken auf dessen politische Erziehung zurück. Dazu gehört eben, allen kleinlichen bureaukratischen Bedenken zum Trotz, die praktische Erziehung durch das allgemeine Stimmrecht, ohne welches eine unbedingte allgemeine Betheiligung zur Anwendung und zum Schutze der Verfassung gar nicht denkbar ist. Der Parlamentarismus ist immer nur die Spitze des Gebäudes, das um so fester steht, auf je breiterer Basis es ruht. Alle Sicherheitsschrauben der Verfassung mögen noch so schlau ausgedacht sein, die ganze Maschinerie kann mitsammt den Schrauben umgestoßen werden, wenn nicht das ganze Volk sie stützt. In dem allgemeinen Staatsbewußtsein, in der dringenden Ueberzeugung von der Allmacht des Gesetzes, in der Wehrfähigkeit und Bereitwilligkeit jedes einzelnen Bürgers für dasselbe liegen die einzigen wahren Garantien der Freiheit. Dazu bedarf es langer Arbeit und einer mit Bewußtsein zu leitenden Entwickelung des Gemeinwesens, d. h. Volkserziehung.

Der vierte Aufsatz im ersten Theil: „Partie oder Coterie?" enthält viele wahre Gedanken und gesunde, staatsmännische Anschauungen, darf aber kaum für eine objective Kritik der liberalen Parteien in Preußen gelten, obschon er dies dem Anschein nach gern sein möchte; er ist in der That nur ein Plaidoyer für die sogenannte national-liberale Partei und ein scharfer Angriff auf die Fortschrittspartei. Es ist hier nicht am Platze, eine Kritik der Kritik Oppenheim's zu geben, die wirklich mehr eine oratio pro domo ist als etwas anderes; nur das wollen wir bemerken, daß wir vollständig mit ihm darin übereinstimmen, wenn er behauptet, daß die Zeit entschieden vorüber ist, „in welcher das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon für den Inbegriff aller politischen Weisheit gelten konnte".

Der neunte Aufsatz ist eine interessante Kritik des bekannten Buchs von Walter Bagehot über „Englische Verfassungszustände". Unser Autor macht mit Recht auf einige Irrthümer Bagehot's hinsichtlich der Gewaltausübung der englischen Executive aufmerksam und weist darauf hin, wie lehrreich die Parallelen sind, welche der genannte englische Schriftsteller zwischen Nordamerika und England zieht. Daß übrigens Bagehot's Bemerkungen über amerikanische Zustände und Verhältnisse auch nicht immer zutreffend sind, ist von uns bereits an einem andern Orte hervorgehoben worden.*)

Endlich können wir noch besonders empfehlen: Oppenheim's Besprechungen von Hermann Hüffer's „Diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der Französischen Revolution" (Bonn, Marcus, 1868), einem Werke, welches mit Glück gegen von Sybel und Häusser polemisirt und die Baseler Friedensverhandlungen, die Präliminarien von Leoben und den Frieden von Campo-Formio nach archivarischen Quellen schildert; sowie den vorletzten Aufsatz, der Robert Mohl's Schrift: „Ueber die bürgerliche Gleichstellung der Juden", verdientermaßen Revue passiren läßt. Nach Oppenheim tritt gegenwärtig der Judenhaß bald pöbelhaft, bald doctrinär verkleidet auf, überall aber liegt ihm, wenn auch unbewußt, in gewissem Grade Brotneid und Concurrenzscheu zu Grunde. Robert Mohl's Judenthum in der Politik reiht sich dem Richard Wagner'schen „Judenthum in der Musik" würdig an die Seite. Der doctrinäre Judenhaß glossirt, wie sich Oppenheim ausdrückt, den pöbelhaften; und dieser taucht natürlich mit größerer Lebenskraft wieder auf in einer Zeitepoche des neueingeführten Stimmrechts, wo die Vorurtheile und unedlern Empfindungen der Masse von vielen Seiten aufgeboten und ausgebeutet werden, wo sich zu dem Behufe in vielen Gegenden die Bureaukratie mit dem Pfaffenthum verbündet. Um so schärfer und strenger sollte allen diesen Reactionsversuchen, auch wo sie sich noch schüchtern hinter gelehrte Bedenken verstecken, entgegengetreten werden. Uebrigens trägt Mohl's Schrift über, oder vielmehr gegen die Judenemancipation einen gewissen resignirten, tief melancholischen Ton.

Das Buch von Henri Martin (Nr. 3), einem Geschichtsforscher, dem kürzlich das Institut de France auf den Bericht des Herrn Mignet für seine „Histoire de France" den zweijährigen großen Preis von 20000 Francs zuerkannt hat, ist nach Inhalt und Form nicht ganz leicht zu klassificiren; denn es ist keine fortlaufende Erzählung geschichtlicher Begebenheiten, sondern ein Werk historischer Kritik, dessen oft und klar ausgesprochene Tendenz dahin geht, nachzuweisen, daß im Interesse der Civilisation die Machtstellung Rußlands in Europa gebrochen werden muß. Diesem Werke sind, außer einer ziemlich ausführlichen Vorrede von Gottfried Kinkel, mehrere, zum Theil sehr werthvolle Aufsätze verschiedener Autoren aus den verschiedensten Nationen als „Beilagen zur Erläuterung und Begründung" beigegeben.

Kinkel erblickt noch immer in der staatlichen Wiedergeburt Polens das Heil Deutschlands, und er tritt uns auch hier wiederum als der warme und begeisterte Vertheidiger der Moral in der Politik entgegen. Seine Ausführungen enthalten viele beherzigenswerthe Winke, dennoch liegt in ihm stets der Dichter zu sehr mit dem Politiker im Kampfe. Er lernte Martin bei der Einweihungsfeier des Polendenkmals in Rapperswyl im Jahre 1868 persönlich kennen; bei dieser Gelegenheit brachte Martin, den übrigens auch E. Vacherot in dem ersten Juliheft der „Revue des deux mondes" (1869) zu den bedeutendsten und gründlichsten Historikern des modernen Frankreich zählt, einen glänzenden Toast auf „die Föderation der europäischen Staaten" aus. Kinkel und Martin sind zwei gleichgeartete Naturen, und man darf allerdings, wie dies auch schon von anderer Seite her geschehen ist, das in Rede stehende Buch in mancher Hinsicht gleichsam als ein gemeinsames Werk beider Männer betrachten. Folgende Sätze definiren hinlänglich Kinkel's Stellung und Meinung:

> Die Sache Polens steht auch in den Gesinnungen des deutschen Volks nicht mehr so schlimm als es scheint, und wenn Deutschlands öffentliche Meinung einmal zu Gunsten Polens sich umschwingt, ist dessen Auferstehung nur noch eine Frage

*) Vgl. Rudolf Doehn, „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika", S. 298 fg.

der Zeit. Wenn ich über den Stand der Gemüther in Deutschland gut berichtet bin, so ist im Volke selbst, zumal in der gebildeten Klasse, die Neigung zum Moskowiterthum stark im Schwinden. In Oesterreich sieht und ahnt man die Gefahr, seit Pogodin's schlagend richtiges Wort: „der Weg nach Konstantinopel führt über Wien", ein Stichwort selbst unter den Massen in Rußland geworden ist. Die panslawistischen Wühlereien von Moskau aus haben jedem Einsichtigen die Gefahr des Kaiserstaats aufgedeckt, der ja zur Hälfte aus slawischen Völkerschaften zusammengesetzt ist. In Norddeutschland fürchtet man sich weniger als man sollte, aber die Angriffe des moskowitischen Wesens und der orthodoxen Kirche auf das Deutschthum der Ostseeprovinzen haben Erbitterung erregt, und die landwirthschaftliche Verwüstung Polens durch den russischen Güterraub ruinirt commerciell auch die angrenzenden preußischen Provinzen. Man schlägt es nicht mehr so leichtfertig sich aus dem Sinn, daß die drei zur langsamen Russificirung verurtheilten Provinzen Kurland, Livland und Estland großentheils alte Bestandtheile des Deutschen Reiches sind, daß die Bildung dort wesentlich von dem deutschen Lutherthum getragen wird und auch tief in die einheimischen finnischen und litauischen Bauern eingedrungen ist, deren Volksthum nie stark genug war noch sein wird, um eigene Nationalstaaten zu gründen, während doch auch das katholische Polen dort schwerlich je wieder Sympathien gewinnen kann. Schon E. M. Arndt und andere haben darauf hingewiesen, daß, wenn Rußland nach einem ersten Feldzuge nicht zur Herstellung Polens die Hand bietet, wir Deutsche dort nationale Ansprüche erheben sollen. Ein russischer Krieg aber kann doch nur dann Sinn und Aussicht auf Erfolg haben, wenn wir die Wiederherstellung eines polnisch-litauischen Staats bis zum Dnjepr uns zum Ziele nehmen und den Russen ganz von unsern Grenzen zurückschieben. Erheben wir mit diesem Zweck gegen Rußland Krieg, so haben wir die Sympathien und theilweise die Allianz mit den europäischen Völkern für uns, und selbst die Vereinigten Staaten werden, wenn es für Polen gilt, ihre vor einigen Jahren ziemlich warme Russenfreundschaft schweigen lassen, die Rußland durch allerlei Gefälligkeiten und Zugeständnisse ohnehin schon heute nicht vor starker Abkühlung zu bewahren vermag.

Daß Deutschland, zwischen den russischen Amboß und den französischen Hammer gestellt, ebenso vorsichtig nach Osten wie nach Westen ausschauen muß, ist eine Wahrheit, welche auch der kühl urtheilende und scharf blickende Hr. von Rochau in seinen trefflichen „Grundsätzen der Realpolitik" (II, 207 fg.) mit Nachdruck hervorhebt; und über die beklagenswerthe Lage des Deutschthums in den Ostseeprovinzen gibt, abgesehen von dem, was die Tagespresse bringt, das ausgezeichnete Buch von Professor C. Schirren: „Eine livländische Antwort" (Leipzig, Duncker und Humblot), ganz kürzlich den besten und zuverlässigsten Nachweis.

Das Werk von Henri Martin selbst zerfällt nun in zwei Haupttheile, wovon der erste „Die Vergangenheit; Rußland und Polen", der zweite „Die Gegenwart und Zukunft; Rußland und die europäische Föderation" behandelt. Der Autor hat zu seiner Arbeit sehr gute Quellen benutzt, z. B. die Chronik des alten Nestor von Kiew, der für die Slawen ungefähr das ist, was Gregor von Tours für die Franken, ferner das Geschichtswerk des 1826 verstorbenen Karamsin, das gründlich geschriebene Buch von Schnitzler: „Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas"; die Werke von Schafarik, Haxthausen, Duchinski, Viquesnel u. v. a. Nachdem er in dem ersten Haupttheile seines Buchs die Rassen- oder ethnographische Frage zu lösen versucht hat und zu dem Resultat gekommen ist, daß der eigentliche Russe, „der Moskowiter", „der Nordasiate", „der Tatar" von den echt slawischen Stämmen, z. B. den Polen, sehr verschieden ist, erklärt er:

> Nur zwei Mächte sind in Rußland: Zarenthum und die Bauern; die Autokratie und die Masse, welche die Autokratie will. Die gebildete Gesellschaft inmitten beider, die uns bei dem polnischen Aufstande ein so empörendes Schauspiel gab, ist keine politische Macht, kann auch bis heute keine werden; sie verdient und erobert die Freiheit nicht, von der sie schwatzt, ohne deren Bedingungen zu begreifen.

Nach Henri Martin ist, wie gesagt, der wahrhaft russische oder moskowitische Geist von dem slawischen und europäischen Geist überhaupt vollständig verschieden. Sein Grundcharakter ist negativ: es ist der Mangel an Persönlichkeitsgefühl, Mannichfaltigkeit und Erfindung, die Unmöglichkeit eines Fortschritts aus den eigenen Kräften und Trieben heraus, womit sich aber eine große Leichtigkeit der Nachahmung und eine eigenthümliche Gelehrigkeit verbindet; keine Anlagen zur freien Gemeinschaft, außer etwa in der Form religiöser Sekten; keine Fähigkeit für Einrichtungen, wo man discutirt und sich zumal der obersten Gewalt gegenüber eine Garantie gründet, denn Opposition erscheint hier als ein Angriff auf das Heilige; kein Gefühl für die Menschenrechte; Neigung zu despotischer Concentration und fanatischer Anbetung der Macht. Die am meisten hervorspringenden positiven Eigenschaften dieses Volksgeistes sind große Schlauheit und höchste Beweglichkeit:

> Der Slawe, und so im allgemeinen der Europäer, ist Ackerbauer und hängt am Boden; er hat das starke Gefühl für den Grundbesitz wie für die Familie. Der Moskowiter, und so im allgemeinen der Tatar, der Nordasiate, ist in seinen Neigungen zugleich Nomade und Communist. Das Dorf des Slawen von reiner Rasse und das Dorf des Moskowiters stellen den vollständigsten Gegensatz dar.

Selbst die Natur des Zarenthums und des römischen oder modernen Cäsarismus sind, wie Martin es ausführt, äußerst verschieden. Das Zarenthum ist das Ideal der Monarchie von Gottes Gnaden, es ist der vollkommenste Despotismus; die souveräne Gewalt, welche der Zar besitzt, knüpft sich an Gott an; aber an einen Gott, der mehr dem Fatum, als dem sittlichen und freien Gott des Christen gleicht. Der Moskowiter selbst ist überhaupt nur ein halber Christ. Ludwig XIV. kam dem Zarenthum am nächsten. Ganz anders ist der moderne Cäsarismus. Der Autor sagt S. 152:

> Er hat seine Rechtsgrundlage im Volke, wenn er auch in der Wirklichkeit das Volk lahm legt. Er ist die republikanische Dictatur, die zeitweilige Concentration der Gewalten, die einmal der Zufall zu einer permanenten Einrichtung gemacht hat. Dem Rechte nach bleibt er eine in Suspension versetzte Republik und über ihm schwebt die Volkssouveränetät.

Diese Bemerkungen bahnen Martin den Weg zu dem zweiten Haupttheile seines Werks, worin er die politischen Zustände und Verhältnisse der mächtigsten Staaten Europas, wie solche ihm gegenwärtig beschaffen zu sein scheinen, in ihren Grundzügen schildert und, weit in die Zukunft hineingreifend, das Bild einer allgemeinen europäischen Föderation entwirft. Der geistreiche französische Historiker bewegt sich hier meistens in Hypothesen und Möglichkeiten, die ganz entschieden utopistischer Natur

sind, wie er es selbst wiederholt zugestehen muß. Seine Cardinalidee ist und bleibt aber stets: die Russen oder die „Turanier", wie er sich gern ausdrückt, müssen alle und jede Machtstellung in Europa verlieren. Als Hauptbedingung zur Erreichung dieses Ziels erscheint ihm selbstverständlich das Hinwegräumen aller feindlichen Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich. So freisinnig, so demokratisch Martin aber auch bei der Entwickelung seiner Ideen auftritt — den Franzosen kann er doch nur selten verleugnen. Die Summe seiner Ausführungen ist in folgenden Sätzen (S. 341) enthalten:

Unsere gesammte Welthälfte wird der gerechten oder der ungerechten Gewalt gehören. Die ganze Welt steht auf diesem Walserfelde oder wird dort einst ausrücken; der in Persiens mystischem Heldengedicht besungene Kampf zwischen Iran und Turan, der schon die Urwelt erfüllte, erneut sich in ungeheuer größerm Maßstabe. Hier entscheidet sich, ob die Bestimmung der ersten aller Menschenrassen sich in der ganzen alten Welt verdunkeln, ob unsere Tochter Amerika allein die höhern Elemente der Menschheit wahren soll. Eins von beiden: Entweder gibt Europa sich auf, der Welttheil sinkt unter das Joch des asiatischen Despotismus; England, zwischen Rußland und Amerika erstickt, verschwindet, und nur zwei Mächte bleiben auf der Welt, welche sie zwischen Licht und Finsterniß theilen werden; alles sittliche Leben wird sich in die andere Hemisphäre flüchten. Oder Europa erwacht, und das Kaiserthum aller Reußen bricht in Trümmer, es bleibt nur das Zarat von Moskowien oder Großrußland übrig. Dann gäbe es drei Mächte, unter denen Moskowien die schwächste wäre: es gäbe die europäische Föderation, die Vereinigten Staaten von Amerika, und das Moskowien der Wolga und des Ural, das von Asien den Norden, die centrale Hochebene und den entfernten Osten beherrschte. In dieser Stellung könnte es in der Harmonie des Weltalls seinen Platz behaupten, statt die auflösende und störende Potenz in derselben zu bleiben. Entschließt es sich zu dieser Rolle, so hat Europa keinen Feind mehr.

Wir überlassen es den Lesern d. Bl., ob sie mit Henri Martin auf eine solche „Harmonie des Weltalls" hoffen wollen oder nicht; was uns betrifft, so halten wir dieselbe für ein reines Utopien. **Rudolf Doehn.**

Neue Gedichte.

1. Nora, ein Gedicht in vier Gesängen von Ernst Rauscher. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 20 Ngr.

Nachdem der Dichter drei Seiten lang darüber gesprochen, wie er das nennen solle, was er schreiben wolle — ohne übrigens dem Byron'schen Witze in dieser dem „Don Juan" nachgeahmten Einleitung irgendwie gefährliche Concurrenz zu machen — und auch die alte Litanei zum besten gegeben:

> O daß nur einmal mir ein Lied gelänge,
> Ein Lied u. s. w.

entschließt er sich endlich, die Geschichte des namenlosen Helden Egon —

> nur daß niemand wähne,
> Es möcht' ein Ego drin verborgen sein —

zu erzählen. Derselbe wurde in einem der österreichischen Alpenländer geboren und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von der Mutter erzogen. In zarter Jugend schon ward sein Herz von den Flammen einer keuschen Backfischliebe ergriffen, und es gelangen ihm bei dieser Gelegenheit die ersten Verse:

> O trat doch damals aus den grünen Thoren
> Der Bäume, sichtbar nah, zu ihm herein
> Die Muse! sprechend, daß sie ihn erkoren
> — — — — — — — — — —
> So viele Tage hätt' er nicht verloren
> Mit eitlen Plänen, unentschlossnem Schwanken.

Recht schade! am meisten für den Recensenten, denn Egon ließ sich durch das Ausbleiben der Muse nicht abschrecken;

> Gänzlich hingegeben
> Dem Schaffenstriebe, voll und warm und treu —

schrieb er im Verein mit seinem Busenfreunde Friedrich und andern Gleichgesinnten ein Wochenblatt:

> Dort legten sie die Frucht der Feierstunden
> Getreulich nieder, von Kritik noch frei.

Mit dem ersten Gesange schließt die Periode der Kindheit. Im zweiten geht Egon nach Wien zur Universität, ohne sich jedoch einen bestimmten Beruf zu wählen.

> Die Stände dieser Erde überschauend
> Erschien ihm keiner wünschenswerth genug.

Von Wien erfahren wir wenig:

> Ich überschlage vieles, denn ich hasse
> Detail, nicht angewandt am rechten Ort,
> So schnell als möglich lenk' ich durch die Masse
> Des Stoffes meinen Kahn zum Ruheport.

Egon lebte lustig und liebte, natürlich wiederum höchst schwärmerisch-ideal:

> Die Irdisch-Schönen waren meistens Sterne,
> Die er bewundern durfte nur von ferne.

Nämlich Bühnenprinzessinnen. Wahrscheinlich, um seiner Carrière auf dem jetzt so sauber gehaltenen deutschen Parnasse keinen Abbruch zu thun; auch war

> es stets sein Los,
> Den Sieg zu lassen zungenfert'gen Laffen
> Und stutzerhaften, läppisch-kecken Affen.

Dafür hielt er sich an die Schönheit in der Kunst. Indessen selbst diese war ihm noch zu concret, seine eigentliche Verehrung galt dem reinen Begriff:

> Es fand der Seelen Pforten durstig offen
> Dein Strahl, der hundertfach sich theilt und bricht,
> Und nimmer läßt er sein begeistert Hoffen,
> Dereinst zu schauen dein vereinigt Licht
> In jenen grenzenlosen Sternenauen.

Nachdem sie so „durch die Masse des Stoffs gelenkt", eilt die Muse zum „Ruheport" und besingt Egon's nunmehrigen Freund, den tragischen Dichter der Zukunft Guido von Steinwand und sein ungegebenes Trauerspiel „Heinrich IV.", mit obligaten misgünstigen Seitenblicken auf Literaten, Dichterlinge, Leitartikel u. s. w., ohne indessen über unsere Zeit den Stab zu brechen; denn es folgt das Lob fast aller zeitgenössischen Schriftsteller:

> Daß sie gelebt vor hundert Jahren hätten!
> Die Gegenwart hat anderen Geschmack!
> An seichten Possen, kindischen Bluetten —
> — — — — — — — — — —
> Der Cancan rast, die Anmuth geht in Ketten.

Doch weshalb sollen wir nicht über Possen und Bluetten lachen, vorausgesetzt, daß der Verfasser witzig ist?

Endlich verlangt es unsern Egon nach Ruhe:

Verwundet von Gedanken, die nie ruhten,
Verlangt es ihn nach einer stillen Bucht,
Um unbekannt und schweigend zu verbluten.

Er reist deshalb zu dem Zweck im dritten Gesange wieder nach Hause, verblutet aber dort keineswegs, sondern verliebt sich in Fräulein Nora:

Es klingt der Name so bedeutungsvoll,
So norisch oder nordisch.

In einem Liede macht er ihr die erste schamhaft verhüllte Liebeserklärung. Bald aber hält es den unruhigen Geist nicht mehr; er unternimmt eine Schweizerreise. Die Schweiz wird cursorisch beschrieben:

Kein Reisehandbuch hab' ich Lust zu schreiben,
Das man behaglich in die Tasche steckt.

Die Liebenden sehen sich im vierten Gesange wieder, gestehen sich ihre Neigung und verloben sich. Binnen kurzem machen sie Hochzeit und eine Hochzeitreise nach Venedig. Das Lied ist zu Ende:

Zu Ende ist mein Stoff, und mit ihm endet
Auch meiner Jugend frühlingsschöner Traum.
Vielleicht gediegenere Früchte spendet
Die Zukunft, duftigere Blüten kaum —

nämlich (der Dichter redet die lyrische Muse an):

Verstohlne Augenweide
Ist längst für mich dein holdes Schwesternpaar.
Im Herzen will sich mir die Sehnsucht regen
Nach höh'rem Flug, bleibt des Erfolges Segen

Mir auch verweigert — ach! es schwand der Glaube
An jedes überirdische Symbol,
Des Daseins edler Inhalt fiel zum Raube
Der Zeit, die Form nur blieb uns, schal und hohl.

Doch einst wird ein neues Geschlecht erstehen:

Mag nie mir auch des Sieges Lorber sprossen
Im Kampfe, den kein Hoffnungsstrahl erhellt,
Vergebens ward mein Herzblut nicht vergossen!
Die Zuversicht, die meine Seele schwellt,
Ist Lohn genug, und fall' ich auch bezwungen,
Treu bis ans Ende hab' ich doch gerungen.

Das ist nun der Inhalt eines 113 Seiten langen Gedichts! Wir haben ihn nur hergesetzt, um an einem recht schlagenden Beispiele zu zeigen, wie weit heutzutage das Selbstgefühl des Dilettantismus geht. Rauscher besitzt, wie der Leser schon aus den angeführten Proben gesehen haben wird, ein unheimliches Versificationstalent. Zuweilen gelingen ihm sogar recht gute Strophen. Dieses Talent nun verführt ihn, sich für einen Dichter zu halten, von seinem „Ringen" zu sprechen, und — wir wetten zehn gegen eins — bereits an einem regulären Epos oder gar Drama zu arbeiten. In der Poesie kommt es auf den Inhalt an, nicht auf „die Form, hohl und schal". Was aber bietet uns er für einen Inhalt! Alltägliche Erlebnisse, triviale Gedanken, anempfundene, gemachte Gefühle. Nicht ein Pinselstrich, der zu individualisiren oder zu localisiren versuchte; Rauscher haßt die Details. Auch nicht ein Seufzer, den der lebendige Moment ausgepreßt; Egon's höchste Verehrung gilt ja der Schönheit in abstracto. Diesem Egon ist überhaupt auch nicht das mindeste passirt, was andern Leuten erzählt zu werden werth wäre. Goethe sagt einmal zu Eckermann über die „Wahrheiten aus Jean Paul's Leben": „Was kann da für eine andere Wahrheit herauskommen, außer daß der Autor ein Philister ist!" Und wenn dieser Egon dennoch ein Ego ist, wie wir nach den Schlußversen fürchten müssen, so ist das auch die Pointe der Rauscher'schen Dichtung, und wir können dem Autor nur rathen, seine anerkennenswerthe Formkunst lieber für Uebersetzungen anzuwenden. Es gibt keinen Poeten, der nichts erlebt; er lese die Biographien seiner sämmtlichen Vorbilder durch. Er braucht nicht wie Lord Byron die halbe Welt zu durchreisen, tausend Weibern den Kopf zu verdrehen und zuletzt inmitten des Kanonendonners zu sterben, aber er muß etwas durchmachen, was Eigenthum nur seines Herzens ist, was er mit keinem andern theilt, das Befremdende, anfangs Unbegreifliche, welches dem Genius die Ursprünglichkeit der Weltanschauung gibt. Wer vier Gesänge lang solid lebt, und nicht einmal, weder moralisch noch physisch, den Beweis auch nur seiner plena pubertas antritt, endlich gemüthlich Hochzeit macht, der bilde sich doch nicht ein, daß er diesen Lebenslauf des Philisters durch eine poetische Sauce schmackhaft machen kann, mag er noch so viele Byronismen und andere Ismen dazuthun. Welch lächerlichen Eindruck muß es auf jeden machen, der die qualvolle innere Geschichte großer Geister kennt, wenn die Poetaster fortwährend vom Verbluten ihres Herzens und ähnlichen schönen Dingen reden. Das Heiligste auf Erden ist der Schmerz, und nichts ekelhafter, als ihn zum poetischen Flitterstaate misbraucht zu sehen.

2. Gedichte von G. Junghans. Kassel, C. Luckhardt. 1869. 16. 15 Ngr.

Offenbar ein Erstlingswerk und in kindlicher Pietät der eigenen Mutter gewidmet. Die Sammlung zerfällt in Episch-Lyrisches, Sonette und Lieder. Junghans klagt:

Und fast wie Neid steigt's auf in meinem Sinne,
Wenn ich gewahre, wie von Geist und Minne
Und allem Hohen wenig bleibt zu sagen.
Gesungen und gesagt ist alles eben,
Die eignen Lieder scheinen ausgesungen,
Gebraucht ist jeder Reiz im Menschenleben.

Wer keine eigenen Lieder singen kann, der gebe doch den Umgang mit den Musen auf. Die dargebotenen bewegen sich allerdings sämmtlich im gewohnten Gleise. Der Sonette gibt es nur drei, und diese zeigen nicht einmal eine regelmäßige Form. Die erste Abtheilung „Episch-Lyrisches" ist wegen der Sujets zu loben. Der Dichter hat meist Sagen, Märchen und Gestalten der Volksmythe benutzt. Auch kommt manche verdienstliche Zeile vor, so Anfang und Ende des Gedichts „Im Thale der Ruhe", das in der Mitte leider zu einer trockenen Allegorie ausartet. Ueberhaupt hat Junghans nicht versucht, den Stoff über sich hinauszuheben, sondern das Vorgefundene nur versificirt, manchmal sogar recht geschmacklos, z. B. in den wechselnden Metren des Märchens, welches die wunderbare Geschichte von den drei Blutstropfen und dem treuen Rosse Fallada erzählt. Mit der bloßen versificirten Reproduction unserer volksthümlichen Traditionen ist nichts gethan: da lesen wir sie noch lieber in den kurzen Auszügen der Menzel'schen Literaturgeschichte. Grimm's Darstellung aber übertrifft alles, was die Poeten geben können, wenn sie die Grenzen

des naiven Genre respectiren. Das ist indessen nicht ihre Aufgabe. Wenn die Kunstpoesie mit der Volkspoesie an Naivetät wetteifern will, muß sie nothwendig unterliegen. Vom Strahl des modernen Bewußtseins beleuchtet, zeigt die todte Tradition wieder das lebendige Antlitz der Gegenwart. Im Mythus ist die Idee versteckt wie der Edelstein im Felsen; die Poesie sei der krystallene See, auf dessen Grunde man den Goldhort schauen kann.

3. Singen und Sagen. Gedichte von Johannes Grasberger. Wien, Gotthard. 1869. Gr. 16. 25 Ngr.

Johannes Grasberger besingt die Kämpfe zwischen Licht und Finsterniß, den Sonnenauf- und Untergang, das Toben der Gewitter mit einer Ausführlichkeit, die den Sängern des „Rig-Veda" Ehre gemacht haben würde. Doch nimmt der Leser an manchen Geschmacklosigkeiten Anstoß:

Flieht die Sonne? Naht sie siegesbehr
Mit verjüngten Lichtgewalten
Neu ihr Banner zu entfalten?
Künd' es uns, verlorner Posten, Strahl,
Der trübe, wund und schwer
Sich durch die Lager stahl.

Dieser verlorene Posten Strahl ist eine Personification, die noch über die himmlischen Lichtgötter, die Açvinen, hinausgeht und wäre wol selbst den alten Ariern unverständlich gewesen. Oder:

Drum glänzt als wie ein Osterei
Die ganze Erde, Flur und Feld —

oder endlich:

Sterne, euer Licht, das reine,
Ward zu zorniger Blicke Leuchten,
Ward zu rothem Fackelscheine,
Gleicht des Wuchrers Augen,
Die selbtrocken (?) saugen
An den Armen thränenfeuchten (!).

Daß das Adjectiv, wenn es hinter dem Substantiv steht, im Neuhochdeutschen nicht declinirt, scheint dem Dichter entgangen zu sein. Er hält sich freilich meistens unter den alten Deutschen auf. Sämmtliche im Buche enthaltenen Balladen und Romanzen drehen sich um Historien aus der longobardischen und fränkischen Geschichte, so „Authari's Brautfahrt", „Desiderius' Königswahl", „König Karl's Traum" u. a. Mit diesen alten Völkerwanderern läßt sich nicht viel machen. Selbst Karl der Große flößt ein wirklich poetisches Interesse erst in der Auffassung der Sage ein. Auch ist die Brautschau der Könige und Prinzen im Incognito ein allzu abgesungenes Thema. Im Ganzen ist nicht viel zu loben; nur einzelne kürzere Lieder zeichnen sich durch ansprechenden Ton aus. Am meisten gefiel uns ein kleines derbhumoristisches Epigramm:

Die Bauerdirne.

Sie hatten junges Blut
Und waren sich gut.
Er schlich sich nachts zum Fensterlein,
Sie ließ ihn ein,
Und waren allein.
Er naht in heller Brunst
Und bat und schwor — umsunst!
Denn sie blieb kalt
Und hatte über sich und ihn Gewalt:
Da vorne setz' dich auf die Truh
Und überdenk in Ruh',
Ob du in Ehren
Kannst Weib und Kind ernähren —
Dann magst du wiederkehren
Und ich will dir nicht wehren.

4. Poetische Pinakothek von Friedrich Friedreich. Nürnberg, Schmid. 1869. 8. 18 Ngr.

Die Pinakothek ist sehr reichhaltig: Galerie großer Männer und historische Gemälde, Landschaften und Naturscenerien, Stilleben, Familienscenen u. s. w. Auch Friedreich versificirt meistens nur. So erzählt er uns die berühmte Sage von Fastrada. Diese Geliebte Karl's des Großen trug einen zauberhaften Ring am Finger, der das Herz des Kaisers unaufhörlich an sie fesselte, sodaß er nach ihrem Tode nicht von ihrem verfaulenden Leichnam wich. Turpin endlich zog den Ring ab, da übertrug sich die Anhänglichkeit des Kaisers auf ihn, und als der Bischof den Talisman in einen See bei Aachen geworfen, auf diese Stadt. Auf wie verschiedene Weise ließe sich dies Sujet behandeln: humoristisch, satirisch oder ernst, wenn der Dichter sich die Mühe geben wollte, eine Idee hineinzulegen! Wen kann die bloße Geschichte interessiren? an Liebeszauber glaubt niemand mehr. Möchte auch das Verweilen Karl's bei dem geliebten Leichnam noch jedem verständlich sein, in welchem Connex steht damit seine Zuneigung zu Turpin und Aachen? Das mußte also entweder in bedeutsamen Zusammenhang gebracht, oder fortgeschnitten werden. Ersteres vielleicht bei einer humoristischen Behandlung, letzteres bei einer ernsten. Friedreich läßt nicht einmal Fastrada's Leichnam verwesen. Er hielt es vielleicht für unästhetisch. Das ist es allerdings an und für sich; in seiner Bedeutsamkeit, seinem Contraste gegen vorher und nachher, seiner Satire auf Schönheit und Liebe ist es tief poetisch. Wie die frommen Dienerinnen des Elends ihren Ekel durch Liebe und Religion überwinden, so bezwingt auch die Muse das Entsetzliche, indem sie es auf das Mysterium des Daseins bezieht und es so in das Gebiet der Kunst erhebt. Wir wollen übrigens dem Dichter nicht absprechen, daß ihm einige Gemälde wohl gelungen sind, so „Phantasiereise", „Alkonda", „Die Todtenmesse". Andere dagegen stehen wiederum unter dem Niveau, welches dem Dichter erreichbar ist, und sind nichts als seichte Reimerei. Auch sind einige Ungenauigkeiten in der Sprache zu tadeln. Höchst sonderbar ist das Gedicht „Befruchtung" (S. 67). Man möchte an Hoffmannswaldau'sche Zweideutigkeiten denken, wenn man nicht wüßte, daß die Muse der Mittelmäßigkeit in ihrem Ungeschick häufig jener beherzten Bauerdirne gleicht, die mit aufgehobenen Röcken durch ein blühendes Flachsfeld ging, das sie für die blaue See hielt, und unanständig war, ohne es zu wissen.

5. Heimatlieder von Wilhelm Elwert. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1869. 16. 15 Ngr.

Dilettantendichtung, die unsers Erachtens noch langweiliger fast niederzuschreiben als durchzulesen sein muß. Grobe Gebrechen trägt der Verfasser nicht zur Schau; höchstens sind die mannichfachen falschen Reime (t und d scheinen seinem Ohre gleich zu klingen), die schlechten Hexameter, worin Tübingen gepriesen wird, die vollständige Pointenlosigkeit vieler Liedlein dahin zu rechnen. Aber gerade dieser Mangel an Gebrechen macht das

Büchlein noch unerträglicher; das ganz Verfehlte erzeugt wenigstens ein gewisses Vergnügen.

6. Grüße aus Tirol. Gedichte von Angelika von Hörmann. Gera, Amthor. 1869. 8. 10 Ngr.

Abgesehen von den üblichen Liedern über das Dichten, das Dichterherz, Poesie und Wirklichkeit, enthält diese Sammlung nur sinnige, wahrempfundene Gedichte von wohlthuender Melodie und rührender Anspruchslosigkeit, z. B.:

Stille Liebe.

Wenn du mir nahst und schaust mir stumm erröthend
Ins Angesicht,
Warum ich zitternd immer dir entfliehe,
Das frag' mich nicht.

Wenn alles schläft, in meinem kleinen Zimmer
Siehst du noch Licht,
Um was ich da so lang, so innig bete,
Das frag' mich nicht.

Der Schlummer naht und um die Seele spinnt sich
Ein süß Gesicht;
Warum ich morgens feuchten Blicks dich grüße,
O frag' mich nicht.

Sehr schön ist auch der Cyklus „Freudvoll und Leidvoll“ mit Ausnahme von Nr. 8: „Dein Herz ist wie der dunkle Wald“, denn dies: „dein Herz ist wie“, „mein Herz ist wie“ ist so stereotyp geworden, daß es bei niemand vorkommen darf, der etwas auf sich hält. Auch hätte die Dichterin, statt mit dem unklaren Gedichte: „Es steht ein Baum an heimlich dunkler Stelle“, mit dem vorangehenden schließen sollen:

Hattest dir das Glas gefüllt
Mit dem klaren Trank der Reben;
„Angestoßen!“ sprachst du kühl,
„Auch die Todten sollen leben.“

Drauf das Glas bis auf den Grund
Leertest du, und um zu nippen
Setzt' auch ich es zitternd stumm
An die schmerzerblaßten Lippen.

Heimlich eine Thräne fiel
In den Wein, den purpurrothen,
Ach! seit jenem Augenblick
Wein' auch ich um einen Todten.

Hans Herrig.

Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Leben und Auswahl seiner Schriften. II. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von F. W. Ebeling. Berlin, Köppen. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist bezeichnend für die Bildung der Gegenwart, daß bei dem Namen Weckherlin neun Menschen unter zehn an das Bild des Dichters Rudolf Georg Weckherlin, des Zeitgenossen und Concurrenten von Martin Opitz, erinnert werden, aber von dem Publicisten Weckherlin, dessen Wirksamkeit beinahe noch an die Grenzen der Gegenwart streift, nichts wissen. Dies ist keine rhetorische Uebertreibung des Herausgebers vorliegenden Buchs, sondern eine Thatsache, die wir selbst praktisch constatirt haben, ein lehrreicher Beweis, wie gründlich literarisch oder belletristisch gefärbt doch noch immer unser Bildungsmaterial ist. Rudolf Weckherlin hat einen tüchtigen monographischen Darsteller gefunden (Höpfner), sein Urenkel aber, trotz der Bewunderung, die seine originelle Begabung bei den bedeutendsten Zeitgenossen erregte, bisjetzt darauf warten müssen. Denn selbst diese Arbeit wird doch nur als eine Abschlagszahlung anzusehen sein, obgleich das deutsche Publikum auch dafür dankbar sein darf. Eine Abschlagszahlung darum, weil ebenso wol für das rein biographische Moment noch eine Menge von Lücken und Zweifeln bleiben, die fortgesetzte und energische Forschung wol auszufüllen hoffen darf, als auch weil die hier gegebene Auswahl, wenngleich charakteristisch und verständig angelegt, doch schon äußerlich zu beschränkt ist, um daraus einen Begriff von dem Wesen und der Thätigkeit des Autors zu erlangen. Es bleibt also noch immer das schon von Johannes Müller ausgesprochene pium desiderium nach einer im wahren Sinne kritischen Ausgabe von Weckherlin's Schriften als solches zu Recht bestehen, wird aber möglicherweise durch Ebeling's Verdienst seiner Erfüllung um etwas näher gerückt sein.

Wie die „Gebildeten“, so haben auch ihre literarischen Wortführer die einstmalige Weltberühmtheit des Mannes durch systematisches Todtschweigen oder gründliche Misachtung in das Gleichgewicht zu seinem Verdienst zu setzen sich bestrebt. Abgesehen von den bloßen Nomenclatoren, sind es, soviel wir wissen, nur Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung“, V, 124, vierte Ausgabe) und Biedermann („Achtzehntes Jahrhundert“, I, 112), die sich zu einigem, aber durchaus negativem Eingehen auf ihn bemüßigt sehen. Beiden gilt er als einer aus der Zahl der liederlichen Genies, der mit gewissem Talent begabt war, auch momentan einige Wirkung erzeugte, aber sich persönlich und literarisch durch die Mängel seines Charakters zu Grunde richtete. Gervinus, der hier, wie überall, auch da gewissenhaft aus eigenster Anschauung urtheilt, wo ihm die entgegenstehende literarische Individualität möglichst antipathisch ist, mag in gewissem Sinne das Rechte getroffen haben, wenn er, der Historiker, nämlich das Recht hat, den Mann des 18. Jahrhunderts nach dem sittlichen Maßstab der Gegenwart zu messen. Jedenfalls erhält die Frage keine Antwort, wodurch die notorisch ungeheuern, epochemachenden Erfolge eines solchen zerfahrenen Scribenten zu erklären, Erfolge, die nicht etwa in dem revolutionären Taumel der rohen Masse und ihrer geschmeichelten Leidenschaften wurzelten, wie bei so vielen Pamphletisten und Journalisten der französischen Revolutionsperiode oder der Gegenwart, sondern in dem einstimmigen Urtheil der ersten und reifsten Vertreter damaliger Bildung und Aufklärung, kurz aller der Dinge, die wir noch jetzt als preiswürdig und als die schönste Frucht einer der schönsten Perioden in der menschlichen Entwickelungsgeschichte des großartigen 18. Jahrhunderts der Befreiung und Humanisirung ansehen.

Wir wollen versuchen, in einigen Grundlinien darauf zu antworten. Weckherlin traf in eine Zeit, der das Bedürfniß, sich rascher als es auf dem bisher gewöhnlichen Wege der gelehrten oder systematischen Deduction in unbehülflicher Buchform über unzählige Fragen aus allen Bereichen des menschlichen Daseins zu verständigen, sozusagen auf die Nägel brannte. Der Journalismus lag in der Luft, aber man stellte sich, wenn man offenen Auges seine ersten damaligen Phasen beurtheilt, in unserm Vaterlande recht ungeschickt damit an, sobald man über die eigentlich literarische Sphäre oder die der innern Seelenerfahrungen hinausging. Und über diese wollte man eben doch hinaus. Religion oder Kirche und Glaube, Staat und Gesellschaft, Handel und Gewerbe, kurz alle die tausend realen Interessen der Menschheit zogen mit Gewalt jeden Denkenden, und ihnen folgend das ganze Gros der blos Angeregten, zu einer immer eindringendern Erforschung und Kritik ihrer thatsächlichen Gestaltung, verglichen mit dem damals herausgearbeiteten Vernunftideal davon.

Was die deutsche Publicistik und Journalistik selbst in ihren eminentesten Vertretern dieser Zeit, wie Schlözer, der jüngere Moser, producirte, erzeugte zwar eine Bewegung der empfänglichen Geister, von der sich unsere heutigen abgestumpften oder abgehärteten Nerven nur schwer eine Vorstellung machen können, aber unwillkürlich fühlte man doch, daß diesen Männern und ihresgleichen noch etwas fehlte, um einen völlig durchschlagenden, fortreißenden Erfolg zu erzielen. Dies Etwas ist für uns nicht schwer zu entdecken: es war theils die, jedenfalls nach den Tendenzen und dem Inhalte der Zeitbildung allein zu bemessende Beschränktheit oder Bornirtheit ihres Wesens, theils die dadurch nothwendig bedingte Trivialität und Pedanterie ihres Stils oder ihrer Feder. In dem einen wie in dem andern steht Weckherlin hoch über ihnen, sowie über allen zeitgenössischen Concurrenten.

Es ist selbstverständlich, daß wir Menschen von 1870 uns nicht mit jedem Gedanken einverstanden erklären können, den ein Journalist im Jahre 1770 oder 1780 in die Welt schlenderte; aber es ist für jeden Kenner der damaligen Geisteszustände ebenso selbstverständlich, daß diese Gedanken gerade in ihrer zeitgenössischen Beschränktheit den vollen Inhalt dessen vergegenwärtigen, was man als die öffentliche Meinung der gebildetsten und lebendigsten Geister unserer Nation bezeichnen kann. Dem entspricht es ebenso nothwendig, daß hier nun auch der rechte Stil für einen solchen Inhalt zuerst hervorbricht. Es sind, um durch ein heutiges Wort die Sache deutlich zu machen, die ersten wirklich gut geschriebenen deutschen Leitartikel. Von dieser Seite her dürfen sie sogar noch jetzt als mustergültig empfohlen werden, denn der nicht ganz unbegründete Vorwurf, den Weckherlin übrigens selbst gegen sich erhebt, seine mit Gallicismen untermischte Diction, erscheint als ein geringfügiger im Vergleich zu der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit des Satzbaues, der freien und doch gemäßigten Energie des Ausdrucks und der geschmackvollen Gliederung und Abrundung der Themata, gleichviel welchem Bereiche sie entnommen sein mögen. Hier ist die Perrüke, welche alle unsere damaligen Journalisten trugen, soweit sie nicht wie Lessing blos Literatur und Wissenschaft in ihren Kreis zogen, vollständig verschwunden, und kein Wunder, daß seine Zeitgenossen, die, was man nicht vergessen darf, Zopf und Haarbeutel schon für einen großen Fortschritt auf der Bahn der Befreiung des Menschen zu erachten berechtigt waren, davon sich völlig und gründlich befriedigt fühlten. Salop und cynisch mag der Privatmensch Weckherlin, trotzdem was sein Biograph dagegen sagt, mitunter sich geberdet haben: der Schriftsteller Weckherlin bleibt auch da, wo er als derbster Satiriker auftritt, immer ein vornehmer und überlegener Geist und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft vor seinem Landsmanne, literarischen Concurrenten und Feind, dem mit Recht mehr berüchtigten als berühmten Herausgeber der „Deutschen Chronik", Daniel Schubart, mit welchem ihn Gervinus sehr wenig zutreffend in engste innere Verbindung gebracht hat, während er richtiger sein volles Widerspiel innerhalb derselben Sphäre und aus denselben bedingenden Momenten der äußern Umgebung genannt werden dürfte. Denn Schubart übertrug den Cynismus und die Unflätereien seines Lebens auch ganz und gar in seine Schriftstellerei und ist dadurch der directe Ahnherr der gegenwärtigen sogenannten demokratischen und ultramontanen Presse geworden. Für das 18. Jahrhundert bleibt er immer nur ein interessantes pathologisches Symptom, während Weckherlin uns seine eigentliche Signatur vergegenwärtigt. Ja in manchen Anschauungen und Combinationen fliegt der Geist dieses Politikers weit über die Schranken seiner Zeit, und jenes etwas emphatische Urtheil Johannes Müller's über ihn, das auch sein neuester Biograph mit nicht geringer Befriedigung wiederholt, hat ein gewisses Recht, „daß manches in Weckherlin's Schriften für eine unberechenbare Ferne gedacht und gelehrt scheine". Dahin gehört seine relative Freiheit von allen Formeln und Stichworten der damaligen Doctrin über die absolut beste Staatsform. Während die Zeitgenossen, entweder durch den Einfluß Montesquieu's für die constitutionelle Monarchie nach englischem Vorbilde, oder durch Rousseau und die amerikanische Revolution für die Republik, in zwei schroffe Parteigegensätze auseinandergingen, erkannte sein überlegener Scharfsinn, daß dies eigentlich gar keine Gegensätze seien. Aus Zweckmäßigkeitsgründen empfahl er für Europa die Beibehaltung der Erbmonarchie, ohne sie zu einem Princip zu erheben. Wohl aber sprach er es aus, daß jede Staatsform, welche ihren Angehörigen unbeschränkte Religionsfreiheit, nicht blos jene passive Toleranz, wie sie factisch damals schon in den Niederlanden und in Preußen herrschte, Preßfreiheit und Handels- und Gewerbefreiheit gewähre, eine wahrhaft freie oder dem richtig gefaßten Ideale entsprechende sei, jede andere, sie möge heißen wie sie wolle, eine unfreie.

Als ein wahrer Prophet, den wie billig keiner der Zeitgenossen begriff und beachtete, schrieb er ganz am Ende seiner Laufbahn: „In hundert Jahren wird man den Kindern in der Schule lehren: Europa besteht aus folgenden Reichen: Rußland, Schweden (Skandinavien), Deutschland, Hungarn, Türkei, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal und England" — eine Ketzerei, wofür er

auch von den heutigen Reactionären in der Kutte, in demokratischer Bluse oder in Hofuniform in die tiefste Hölle verurtheilt werden muß. Auch war ihm schon die unermeßlich fruchtbare Idee aufgegangen, daß sich das Maß der politischen Freiheit eines Volks nach dem Maße seines Reichthums, d. h. seiner wirklichen Kräfte richte, also nicht durch Decrete und nach Schablonen, sondern durch eine strenge Logik der Thatsachen selbst bestimmt werde. Das Mercantilsystem und das physiokratische, die damals auf nationalökonomischem Gebiete sich in unversöhntem Gegensatze bekämpften, sind durch diese Auffassung, beide in ihrer Einseitigkeit auf politische Dinge angewandt, ebenso überwunden, wie sie gleichzeitig in der engern Sphäre der Handels- und Industriebewegung durch Adam Smith's Theorie der productiven Arbeit überwunden wurden.

Daß sich daneben und dazwischen manche unvermittelte Einfälle, manche vorschnelle Urtheile und Axiome aufstechen ließen, wenn man darauf ausgehen wollte, versteht sich bei einem Tagesschriftsteller von solcher Fruchtbarkeit und solch zerfahrenem Leben von selbst. Aber seine Zeitgenossen sind darüber nicht an ihm irre geworden; sie haben begriffen, daß auch ein so reicher und klarer Geist mitunter der allgemeinen Neigung des Menschen, sich in Schnurren und Albernheiten auszutoben, verfallen dürfe. Seltsam aber erscheint es einem heutigen Leser dieses originellen Schwaben, wenn sein neuester Biograph und Herausgeber einer der lächerlichsten unter diesen seinen Bizarrerien, seinem zügellosen Judenhaß, alles Ernstes das Wort redet. Es scheint uns das doch mehr gethan, als die Pflicht oder das Wohlwollen eines Biographen verlangt. Weckherlin, muß man bedenken, kannte die Juden nur als die schmuzigsten und hinterlistigsten Blutsauger des heruntergekommenen Bauern in Südwestdeutschland oder ihrer ebenso verlumpten adelichen Profose. Ihm als Schwaben war natürlich die Gestalt des würtembergischen Hofjuden Süß die typische für das ganze Volk, und so mag man seine wüthenden Invectiven, wenn auch nicht entschuldigen, doch begreifen. Aber es übersteigt unsere Fassungskraft, wie ein heutiger Schriftsteller von entschiedenst liberaler Färbung in dies Hepp, Hepp einstimmen mag. Wol haben sich jene traurigen Zustände in dem nächsten Gesichtsfelde Weckherlin's auch bis heute noch nicht durchgreifend geändert, aber glücklicherweise sind sie weder in irgendeiner andern Hinsicht, noch auch, was die Stellung der Juden zu der deutschen Nation angeht, irgendwie maßgebend für das Ganze, sondern nur häßliche Reminiscenzen der anderwärts gottlob schon völlig überwundenen tiefsten Verkommenheit der deutschen Zustände. Unsern Juden in West- und Norddeutschland, soweit sie sich an der allgemeinen deutschen Bildung betheiligen — und das thun sie thatsächlich in relativ größerer Intensität als die Mehrzahl der blondhaarigen Nachkommen Teut's — vorzuwerfen, daß ihnen das patriotische Interesse fremd sei u. dgl., ist ein schweres Unrecht. Daß sich unter den Handlangern der Feinde unserer nationalen Größe in Wien, Frankfurt und anderwärts auch Juden befinden, wird doch kein denkender Mensch als einen Beweis dafür gelten lassen wollen. Jedenfalls sind es ihrer nicht mehr, als echt autochthonische Schwaben, Franken, Sachsen und andere „Stammhafte" aus allen Horden und Clanen des vorsündflutlichen Germanien. Die Manen eines der edelsten unter allen echten Deutschen, Gabriel Rießer's, unzähliger anderer Todter und Lebender unter seinen Glaubensgenossen zu geschweigen, sollten gegen eine solche Verunglimpfung allein schon genügenden Protest erheben. Wunderlich, wenn man immer noch nicht begreifen will, daß die Nationalität in etwas ganz anderm als in der bloßen Gemeinschaft des Bluts und der Haare besteht.

Heinrich Rückert.

Vom Büchertisch.

1. C. F. Ph. von Martius. Sein Lebens- und Charakterbild, insbesondere seine Reiseerlebnisse in Brasilien, von Hugo Schramm. Zwei Bände. Leipzig, Denicke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es war eine „aus dem Jahrhundert Lessing's, Goethe's und Schiller's herstammende Natur, deren Annäherung, wem sie irgend zutheil geworden ist, gewöhnlich auch als wahrhaft beglückend erschien". Diese Worte von Carus bezeichnen treffend den hochbedeutenden heimgegangenen Naturforscher, der in vorliegender Biographie lebensvoll und gründlich nach Sitte, Lehre und Erfahrung geschildert wird. Martius' äußerer Lebensgang als Gelehrter ist nicht minder anziehend als seine für die Wissenschaft höchst ersprießliche Reise nach Brasilien im Jahre 1817 (nicht 1807, wie im ersten Band auf S. 41 fälschlich zu lesen). Ein Humboldt im kleinen zog er über das Meer, um im Auftrag des bairischen Königs der münchener Akademie der Wissenschaften durch eigene Erfahrung Bereicherung zukommen zu lassen. Sehr passend läßt Schramm hier meist Martius' eigene Beschreibungen vorwalten; im andern Falle weiß er uns ein glückliches Gemälde der Reise und ihrer Erlebnisse vorzustellen. Desgleichen widmet der Biograph der literarischen Thätigkeit seines Helden ein liebevolles Denkmal. Martius' Denkreden, sein weitbekanntes Reisewerk über Brasilien, seine ethnographischen und linguistischen Forschungen, seine botanischen Arbeiten, alle diese verschiedenen Phasen gelehrter Thätigkeit erhalten ihre eingehende Würdigung. Es ist ein wackeres Buch, dieses „Lebensbild", würdig nach Inhalt und Ausführung. Unter den angehängten Briefen heben wir besonders die vielen Briefe an Sturz hervor, die gerade hinsichtlich der neuerdings nicht ganz sine ira et studio behandelten brasilianischen Auswanderungsfrage erneutes Interesse beanspruchen dürften.

2. Adrian van Ostade. Sein Leben und seine Kunst. Von Theodor Gaedertz. Lübeck, von Rohden. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus Vorträgen, die der Verfasser über den berühmten Genremaler in der lübecker Gemeinnützigen Gesellschaft

gehalten, ist diese Biographie entstanden. Es ist neben dem kunstgeschichtlichen auch ein patriotisches Interesse, das den Verfasser geleitet hat, das Leben Ostade's zu beschreiben. Es galt, das Wirken eines aus Deutschland stammenden Malers zu schildern. Die italienischen Künstler, die Rafael, Angelo, Veronese, Tizian sind vielfach gewürdigt worden; die deutschen viel weniger. Wenn uns nicht dann und wann Alfred Woltmann aushülfe, wir hätten sehr wenig Biographien von deutschen Künstlern. Gehört Ostade der Schule und Richtung nach auch nach den Niederlanden, so ist das charakteristische Merkmal der holländischen Schule ein so echt germanisches, daß es uns in allen Producten heimisch anmuthet. Das Haus, seine Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, ist überall in den niederländischen Genrebildern unausbleibliches Motiv. In diesem Genre ist Ostade groß geworden, in ihm muthet er das deutsche Gemüth wohlthuend an. Man kann wohl sagen, daß der Biograph der künstlerischen Größe und Ursprünglichkeit des berühmten Lübeckers nach allen Seiten hin gerecht geworden ist; auch fehlt dem sorgsamen Buche nicht ein ausführliches chronologisches Verzeichniß der sämmtlichen Werke des Meisters.

3. Wegweiser durch die Geschichte der Pädagogik von G. Bruckbach. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Einsichtig und urtheilsvoll ist dieser „Wegweiser" verfaßt. Es ist keine leichte Aufgabe, in einem Sedezwerkchen die Gesammtgeschichte europäischer Pädagogik zu geben. Die Zeitabschnitte sind richtig gesondert, am Schluß jedes Abschnitts wird eine Uebersicht der einschlägigen Literatur, der pädagogischen Stationen des betreffenden Zeitraums, sowie berühmter Schulmänner und Erzieher gegeben. Der Ton des anspruchslosen Buchs ist ein sachgemäßer und zeugt von der gesunden pädagogischen Anschauung des Verfassers, sodaß wir diesen Abriß bestens empfehlen können.

4. Pädagogische Streifzüge. (Vierte Sammlung pädagogischer Skizzen) von H. Keferstein. Kassel, C. Luckhardt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nicht so anspruchslos wie das Büchlein von Bruckbach fallen diese „Pädagogischen Streifzüge" ins Auge. Der Autor derselben, ein anerkannter Pädagog von praktischer Erfahrung und dem unbestreitbaren Beruf, gute theoretische Anweisungen zu geben, hat sich schon vielfach in pädagogischen Zeitschriften, so in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung" vernehmen lassen. Die reichste Beobachtungsgabe dessen, was dem Kindesalter noththut, ist auch aus diesen Streifzügen sichtbar. Da sind allerlei Geister vereinigt, die zusammen ein gut Theil pädagogischer Weisheit repräsentiren, so ungeordnet sie auch aneinandergereiht sind. Am meisten Anerkennung verdient wol der Aufsatz „Herder als Pädagog" und die „Briefe an einen angehenden Lehrer". Der erstere Artikel steht im Zusammenhang mit Keferstein's „Lichtstrahlen aus Herder's Werken" (Leipzig 1867). Reizend und dem kindlichen Alter entsprechend sind die Briefe Herder's aus Italien an seine Kinder; auch eine Menge trefflicher Aphorismen, die neu sein dürften, finden wir in dem erwähnten Aufsatz wieder. Schließlich drängt es uns, dem Verfasser unsere freudige Uebereinstimmung mit der Abfertigung auszusprechen, die er Director Campe's „Abhandlungen über Geschichtsunterricht" (Leipzig 1859) zutheil werden läßt (S. 32). Der Herr Director will, getreu dem alten Geschichtsschlendrian auf Gymnasien, nicht allein in Sexta, Quinta, Tertia und Prima alte Geschichte allein vorgetragen, sondern auch die Culturgeschichte gänzlich aus dem Lehrplan verwiesen sehen. Dem tritt — ähnlich wie wir bei Gelegenheit jene unpädagogische Ansicht bekämpften — unser Autor wacker entgegen. Es lohnt wohl, die warm geschriebene Stelle ganz hierher zu setzen:

> Die Ausscheidung des culturhistorischen Stoffs aus dem Geschichtsunterrichte dürfte die am wenigsten haltbare Forderung des Verfassers sein. Er ruft: Thaten und abermals Thaten! Sind denn aber Thaten nur Schlachten und Feldzüge?! Ist die Geschichte der Kriege und Staatsactionen der der Jugend angemessenste Stoff! Wie viel Roheit der Motive und Handlungen selber läuft nicht in der rein politischen Geschichte mit unter: soll der Sinn des Knaben genährt werden mit solch blutigen Scenen, wie mit der Hinrichtung der 4500 Sachsen oder den Schlächtereien in den Kriegen des 18. Jahrhunderts! Wir sollten meinen, es gäbe denn doch edlere Thaten zu berichten als die laute Feldschlacht — daran mag sich ein besonders kriegerisches Zeitalter und Geschlecht weiden. Sind Erfindungen, Entdeckungen, Leistungen in Kunst und Wissenschaften nicht auch Thaten, Thaten des still schaffenden, aber desto segensreicher wirkenden Geistes! Soll der Knabe nicht diese lieben, schätzen, ihnen nicht nacheifern lernen! Vom Standpunkte des rauflustigen Adels des Mittelalters oder des kriegliebenden Spartaners mag die politische That, die doch vorwiegend in Kriege und Staatsactionen ausmündet, Hauptgegenstand der historischen Belehrung der Jugend sein — für ein Zeitalter der Gesittung, meinen wir, geziemte es sich auch, schon die Jugend mit dem Werden und Wachsen und dem Segen des Culturlebens der Völker bekannt zu machen. Es läuft auf eine romantische Anschauung hinaus, wenn man meint, der Knabe und Jüngling finde nur Geschmack an Kampfgeschrei und Schwerterklang, er lasse sich nicht gern auch in das Gemach und in die Werkstatt des sinnenden Weisen führen, er finde keinen Geschmack an den vielleicht unscheinbaren, aber unendlich werthvollen Erzeugnissen des Handwerks und des gesammten Gebiets gewerblicher Thätigkeit. Wir haben gewiß allen Grund, uns über den Anbau der Culturgeschichte zu freuen, und es kann und wird das Verständniß des wahrhaft Werthvollen ganz besonders auch durch die Einführung der Jugend in die Culturgeschichte angebahnt werden. Auch beruht es auf falschen Voraussetzungen, wenn man meint, es könne die Culturgeschichte nicht lehrreich und anregend zugleich für die Unmündigen behandelt werden.

5. Hausfrau. Gattin. Mutter. Gedanken über Frauenbildung, den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. Zugleich ein Beitrag zur Frauenfrage. Halle, Hendel. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein edler, warmer Ton spricht aus diesem Buche, das eine Frau mit starkem Herzen geschrieben haben muß. Ohne ihrem Geschlecht zu schmeicheln, weiß sie den Eigenthümlichkeiten desselben gerecht zu werden und verfällt dabei nicht in den absprechenden Ton gegen die heutige Männerwelt, dessen sich die Verfasserin des „Genius der Menschheit" (vgl. Nr. 4 d. Bl. f. 1870) nicht entwöhnen kann. Der Einfluß des Weibes auf den Mann, das Verhältniß von Mutter und Kind, das innerste Familienleben, diese Punkte werden einer sorgfältigen Besprechung unterzogen: sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit sind der Verfasserin das wahrhaft Schöne und Erstrebenswerthe; „wie ihr den Knaben und Jüngling

lehrt, der Gespielin und Schwester zu begegnen, so wird der Mann auch einst sein Weib behandeln.“ Ein unverwischter Ausdruck wahrer Religiosität durchdringt das Büchlein, das sich sicher einen stillen Freundeskreis schaffen wird.

6. Der Nothstand unter den Frauen und die Abhülfe desselben. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Karl Weiß. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das ist einmal ein gutes Wort in der socialen Frage! Ohne Phrase, mit statistischer eiserner Consequenz weist der Autor nach, welche Wurzeln der Nothstand der Frauen habe und welche Wege zu seiner Beseitigung führen können. Es sind schon so sehr viel Nothstände signalisirt, es ist schon so viel mit dem „Elend“ in Leben und Dichtung kokettirt, es sind schon so viele unmögliche Wege zur Abhülfe angegeben worden, daß man doppelt froh sein muß, wenn einmal Ernst statt Worte und das Brot eines vernünftigen Auswegs aus der Misère statt der Steine von Klagen und Anklagen gegen das Menschengeschlecht geboten wird. Wenn in Berlin allein 43417 unverheirathete Frauen existiren, „die sich an der nationalen Arbeit gar nicht oder nur in geringem Maße betheiligen, somit als meist überflüssige Beihülfe in der Wirthschaft mit ernährt werden müssen“, so nöthigt diese Thatsache zu ernster Betrachtung und dringender Abhülfe. Man kann bei Weiß nachlesen, wie lehrreich die berliner Statistik für die Kenntniß dieser Nothstände ist. Die Hauptkraft, welche die Frauen vor der Noth bewahrt, ist die Erziehung zur Arbeit. Aber auch hier ist vor den Gebieten zu warnen, die zu überfüllt sind. Vor der musikalischen Arbeit, dem Beruf der Lehrerinnen und Erzieherinnen, dem Gebiet der Buntstickerei, der gröbern Wollenarbeiten warnt der Ueberfüllung wegen der Verfasser. Nach seiner Berechnung (in der er die verschiedenen Arbeitsgebiete der Frauen zusammenstellt) kommt auf 8500 weibliche Bewohner in Berlin ein einziger selbstthätiger. Und aus dieser Tabelle geht auch die Erkenntniß der Abhülfe des Uebels hervor. Das Gebiet der Nadelarbeit, des Zuschneidens und Kleidermachens (wodurch die Damenschneider unnütz werden), der Nähmaschine, der amerikanischen Strickmaschine, der Zeichnerei im praktischen Sinn sollte den Frauen viel mehr Arbeit bieten als bisher. Noch mehr. Die große Befähigung des weiblichen Geschlechts für Buchführung, Kasse- und Comptoirarbeiten sollte dasselbe mehr in die geschäftlichen kaufmännischen Branchen hinweisen. Das alles wird des genauern in der kleinen Schrift ausgeführt, und auf den Victoria-Bazar als kräftiges Abhülfemittel der Noth hingewiesen. Es ist eine Pflicht, das Weiß'sche Büchelchen zu lesen, und für die nothleidenden Frauen auch eine ernste Pflicht, danach zu handeln.

7. Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Kriegs. Ein Vortrag von F. Esmarch. Mit fünf Holzschnitten nach Zeichnungen von J. Wittmaack. Kiel, Schwers. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Auch ein Nothstand, allerdings mehr des physischen als des geistigen Lebens tritt uns in vorliegender Broschüre vor die Augen. Sie ist der Abdruck eines Vortrags, den der rühmlich bekannte Professor der Chirurgie (wol in Kiel?) gehalten hat. Esmarch gibt ein anschauliches Bild der Unzulänglichkeit der alten Sanitätspflege in den Kriegen unsers Jahrhunderts; er erklärt die Staatshülfe für nicht ausreichend, die Noth auf den Schlachtfeldern zu mildern; aber auch die öffentliche Hülfe, die sich im letzten Kriege glorreich bewährt hätte, bedürfte der Regelung, der zweckmäßigen Organisation. Die bisherigen Localitäten für die Pflege der Verwundeten erscheinen ihm unzureichend; da es aber schwerlich bessere gäbe, so empfiehlt er dringend die Errichtung amerikanischer Barackenlazarethe: ein Gegenstand, dem Esmarch die eingehendste Beschreibung widmet. Auch hier wieder, wie in allen Fragen des praktischen Lebens, haben die Amerikaner ihre große Ueberlegenheit über die Staaten der Alten Welt gezeigt. Ein Theil jener Vorurtheilslosigkeit, welche die Yankees auszeichnet, wäre den Deutschen, gerade in Bezug auf das Vorgehen in neuen nützlichen Unternehmungen dringend zu wünschen. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß Esmarch mit Virchow die Schreibart „Lazarett“ statt „Lazareth“ für die richtige erklärt.

8. Vorträge von Friedrich Liebetrut. Gotha, Schloeßmann. 1869. 8. 24 Ngr.

Die Themata dieser Vorträge: „Das deutsche Vaterland nach der Germania des Tacitus“, „Geschichte und Kritik der Jungfrau von Orleans“, „Das Lebenswunder und seine Räthsel“, sind mannichfaltig. Die Behandlung ist nicht immer so objectiv, wie der Vortragende sie selbst bezeichnet; wenigstens paßt der „elende Voltaire“ nicht recht in den Rahmen historischer Darstellung. Nicht minder gewagt und einseitig ist die Erklärung der Erscheinung der Befreierin von Orleans vom übernatürlichen Standpunkte aus. Das sehr richtige Urtheil Hecker's, der in der Beurtheilung psychischer Zustände der mittelalterlichen Geschichte höchst sachverständig ist, wird für zu frivol, zu wenig dem frommen Glauben entsprechend erklärt. Kein Wunder! Wer den Aufsatz über das „Lebenswunder“ geschrieben hat, muß alle Anschauungen der „sich blähenden Klugheit“ eitel und nichtig nennen. Dieser letztgenannte Vortrag entzieht sich der Kritik d. Bl.: er gehört völlig in ein Erbauungsbuch, und zwar in eins von pietistischer Färbung.

9. Die Faustsage und der religiös-sittliche Standpunkt in Goethe's Faust. Vortrag von P. Tube. Dresden, Naumann. 1869. Br. 8. 5 Ngr.

Von geistlicher Stelle her, wie die eben erwähnten Vorträge, sind auch die vorliegenden Worte über die moderne Bibel des Menschengeschlechts gesprochen, aber sie verrathen ein tiefes Verständniß für den Dichter und sein Werk. Sie zeigen, wenn auch sehr flüchtig, was Goethe gewollt, und haben die Symbolik des Werks fein erkannt. Schade, daß der Vortrag gerade da abbricht, wo wir den Endpunkt der Untersuchung erwartet hätten: nämlich in der Besprechung des großartigen Finale im zweiten Theil.

10. Dixon's und Duncker's Seelenbräute, silhouettirt von Wilhelm Ebel. Basel, Riehm. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nicht allein dem Briten Dixon, auch dem deutschen Buchhändler Franz Duncker, der die deutsche Uebersetzung

von Dixon's „Spiritual wives" verlegt hat, gilt der Kampf, den Ebel, ein Sohn des vielgenannten königsberger Archidiakonus, als streitbarer Kämpe gegen die Ankläger seines Vaters führt. Besser als weiland dem Grafen Kanitz gelingt es dem Verfasser, dem Ironie und tüchtige gelehrte Bildung zur Seite stehen, so manchen schwachen Punkt des englischen Sensationswerks zu beleuchten; denn Dixon's Buch ist allerdings, was die königsberger Muckergeschichten betrifft, in vieler Hinsicht oberflächlich und einseitig. Die Amtsentsetzung Ebel's und Diestel's sind jetzt noch dunkle Punkte in der preußischen Rechtsgeschichte, mag man auch über die Conventikel der königsberger Frommen denken wie man will.

11. Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Von Karl Robert Pabst. Bern, Haller. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vorliegende „Reihe akademischer Vorträge" behandelt ein bedeutungsvolles Thema. Nachdem der Autor die Rangstellung der Poesie unter den Künsten bezeichnet und ihr den ersten Rang zugetheilt hat, kommt er auf die Verbindung der Künste selbst. Als Grundgesetz stellt er hier die Unterordnung aller zusammenwirkenden Künste unter die Herrschaft einer einzigen hin. Und zwar hält er unter allen Künsten für die bedeutendste und wirkungsreichste die theatralisch aufgeführte dramatische Dichtung. Nach einer sorgfältigen Analyse der Oper (wobei er Wagner's Irrthum genau aufdeckt) wird der Musik die zweite Stelle unter den Künsten vindicirt, und zwar dem Gesang, der in der Instrumentalmusik seine Stütze findet. Der Pantomime und dem charakteristischen Ballet will der Autor nur zeitweise das Recht einräumen, als Herrscher aufzutreten. Sehr abfällig äußert er sich über die Flut der Lesedramen, die mit ein Grund des Herabkommens der Bühne geworden sind. Das ganze Werk ist mit liebevoller und eingehender Theilnahme für das Wesen und die Gesundheit des deutschen Theaters verfaßt und werth, von Dichtern und Darstellern, vor allem von den Leitern der Bühne beherzigt zu werden.

12. Der Bürgergeist, die Bühne und der Bühnenvorstand. Ein Wort der Bitte und Mahnung an Staatsmänner, Gemeinderäthe, Lehrer und die Glieder des Schauspielerstandes, von Traugott Ernst. Zürich, Herzog. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Schweiz liefert, wie wir sehen, zu Anfang des neuen Literaturjahres gleich zwei anregende Schriften über die Bühne und was ihr noththut. Die Schrift von Ernst wendet sich, während das Pabst'sche Buch die theoretische Seite der Kunst im Auge hat, mehr an die praktischen Anforderungen des Theaters. Der Autor kennt die Verhältnisse des deutschen Theaters im allgemeinen und im besondern; er tadelt nicht nur, er macht auch Vorschläge, die sich verwirklichen lassen. Der Bürgergeist, der in der republikanischen Schweiz alle tüchtigen Unternehmungen durchdringt, soll auch das Theater kräftigen: nur können wir mit dem Verfasser nicht einverstanden sein, wenn er den Staat ganz von der Theilnahme für das Theater ferngehalten und ihn nur bei der Gründung von Theaterschulen im Devrient'schen Sinne betheiligt wissen will. Die schließliche Rücksichtnahme auf das Theater einer bestimmten rheinischen Stadt ist zu particulär, um das allgemeine Interesse zu beschäftigen. Trotzdem bietet das Schriftchen so viel Anregendes, daß seine zu enge Fassung nur bedauert werden kann.

13. G. E. Lessing als angehender Dramatiker, geschildert nach einer Vergleichung seines Schatzes mit den Trinummus des Plautus. Von Eugen Sierke. Königsberg, Hartung. 1869.

Diese Dissertation „zur Erlangung der Doctorwürde der philosophischen Facultät zu Leipzig überreicht", erörtert auf 55 Seiten eins der bedeutendsten Erstlingsdramen Lessing's. Eingehender und peinlich gewissenhafter kann man kaum den Intentionen und den Eigenthümlichkeiten eines jungen Dramatikers nachforschen, als es der ostpreußische Doctorand, der jetzt über das königsberger Theater in der Hartung'schen Zeitung berichtet, in seiner gediegenen Arbeit gethan hat.

14. Heinrich Heine und das Judenthum. Von Gustav Karpeles. Breslau, Heidenfeld. 1868. 8. 5 Ngr.

Auch eine Rettung! Auch Heine, der Neffe Salomo's, hat seinen Göschel gefunden. Wäre Heine nicht so grenzenlos frivol gewesen, so hätte er — es ist gar nicht anders möglich — enthusiastischer Jude sein müssen! Und worauf stützt sich Karpeles? Hauptsächlich auf §. 7 des Heine'schen Testaments, wo er das pater peccavi, an dessen Aufrichtigkeit kein Mensch glaubt, gegen die offenbarte Religion ausgesprochen. Was die religiöse Bekehrung auf dem Sterbebett anbetrifft, so weiß alle Welt, was sie davon zu halten hat, ohne gerade Voltaire und andere Geister zu nennen. Der Eifer des Verfassers, Heine als Dichter des Judenthums nachzuweisen, wendet sich auch mit Energie gegen die Verächter der Ceremonialgesetze, die modernen Juden. Hinc illae lacrimae! Und doch hat Heine die unschätzbaren Vorzüge des Gänsegekröses und des Schalets mit Klößen recht appetitlich hervorgehoben, wenn er sich auch über die Handelsthätigkeit mit abgelebten Hosen etwas spöttisch ausgelassen. Der Vortrag des Hrn. Karpeles ist so salbungsvoll, so ganz von schwarztalarischer Färbung, daß ihn mit Umsetzung der Worte „Jude" in „Christ" ein protestantischer Pastor (die katholischen wagen sich weniger auf das Feld der Literatur), mit einem Wort, daß ihn Liebetrut gehalten haben könnte.

15. Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet von H. Graetz. Zehnter Band: Geschichte der Juden von der dauernden Ansiedelung der Marranen in Holland (1618) bis zum Beginne der Mendelssohn'schen Zeit (1760). Leipzig, Leiner. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Prüfet alles und das Beste behaltet! Wenn man vom Judenthum eine so particularistische Anschauung hat wie der Retter Heinrich Heine's, so freut es um so mehr, die Fortsetzungen eines der tüchtigsten Geschichtswerke zu begrüßen, das über das merkwürdige, noch so viel verkannte und unbekannte Volk verfaßt ist. Es wäre unnöthig, noch über das Werk von Graetz viele Worte zu verlieren; es genüge hier wieder, zu betonen, daß der treffliche Gelehrte für seine Specialität, die Geschichte der Juden, die einzig genaue und sicherste Quelle ist. Aus

lehrt, der Gespielin und Schwester zu begegnen, so wird der Mann auch einst sein Weib behandeln.“ Ein unverwischter Ausdruck wahrer Religiosität durchdringt das Büchlein, das sich sicher einen stillen Freundeskreis schaffen wird.

6. Der Nothstand unter den Frauen und die Abhülfe desselben. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Karl Weiß. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das ist einmal ein gutes Wort in der socialen Frage! Ohne Phrase, mit statistischer eiserner Consequenz weist der Autor nach, welche Wurzeln der Nothstand der Frauen habe und welche Wege zu seiner Beseitigung führen können. Es sind schon so sehr viel Nothstände signalisirt, es ist schon so viel mit dem „Elend“ in Leben und Dichtung kokettirt, es sind schon so viele unmögliche Wege zur Abhülfe angegeben worden, daß man doppelt froh sein muß, wenn einmal Ernst statt Worte und das Brot eines vernünftigen Auswegs aus der Misère statt der Steine von Klagen und Anklagen gegen das Menschengeschlecht geboten wird. Wenn in Berlin allein 43417 unverheirathete Frauen existiren, „die sich an der nationalen Arbeit gar nicht oder nur in geringem Maße betheiligen, somit als meist überflüssige Beihülfe in der Wirthschaft mit ernährt werden müssen“, so nöthigt diese Thatsache zu ernster Betrachtung und dringender Abhülfe. Man kann bei Weiß nachlesen, wie lehrreich die berliner Statistik für die Kenntniß dieser Nothstände ist. Die Hauptkraft, welche die Frauen vor der Noth bewahrt, ist die Erziehung zur Arbeit. Aber auch hier ist vor den Gebieten zu warnen, die zu überfüllt sind. Vor der musikalischen Arbeit, dem Beruf der Lehrerinnen und Erzieherinnen, dem Gebiet der Buntstickerei, der gröbern Wollenarbeiten warnt der Ueberfüllung wegen der Verfasser. Nach seiner Berechnung (in der er die verschiedenen Arbeitsgebiete der Frauen zusammenstellt) kommt auf 8500 weibliche Bewohner in Berlin ein einziger selbstthätiger. Und aus dieser Tabelle geht auch die Erkenntniß der Abhülfe des Uebels hervor. Das Gebiet der Nadelarbeit, des Zuschneidens und Kleidermachens (wodurch die Damenschneider unnütz werden), der Nähmaschine, der amerikanischen Strickmaschine, der Zeichnerei im praktischen Sinn sollte den Frauen viel mehr Arbeit bieten als bisher. Noch mehr. Die große Befähigung des weiblichen Geschlechts für Buchführung, Kasse- und Comptoirarbeiten sollte dasselbe mehr in die geschäftlichen kaufmännischen Branchen hinweisen. Das alles wird des genauern in der kleinen Schrift ausgeführt, und auf den Victoria-Bazar als kräftiges Abhülfemittel der Noth hingewiesen. Es ist eine Pflicht, das Weiß'sche Büchelchen zu lesen, und für die nothleidenden Frauen auch eine ernste Pflicht, danach zu handeln.

7. Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Kriegs. Ein Vortrag von F. Esmarch. Mit fünf Holzschnitten nach Zeichnungen von J. Wittmaack. Kiel, Schwers. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Auch ein Nothstand, allerdings mehr des physischen als des geistigen Lebens tritt uns in vorliegender Broschüre vor die Augen. Sie ist der Abdruck eines Vortrags, den der rühmlich bekannte Professor der Chirurgie (wol in Kiel?) gehalten hat. Esmarch gibt ein anschauliches Bild der Unzulänglichkeit der alten Sanitätspflege in den Kriegen unsers Jahrhunderts; er erklärt die Staatshülfe für nicht ausreichend, die Noth auf den Schlachtfeldern zu mildern; aber auch die öffentliche Hülfe, die sich im letzten Kriege glorreich bewährt hätte, bedürfte der Regelung, der zweckmäßigen Organisation. Die bisherigen Localitäten für die Pflege der Verwundeten erscheinen ihm unzureichend; da es aber schwerlich bessere gäbe, so empfiehlt er dringend die Errichtung amerikanischer Barackenlazarethe: ein Gegenstand, dem Esmarch die eingehendste Beschreibung widmet. Auch hier wieder, wie in allen Fragen des praktischen Lebens, haben die Amerikaner ihre große Ueberlegenheit über die Staaten der Alten Welt gezeigt. Ein Theil jener Vorurtheilslosigkeit, welche die Yankees auszeichnet, wäre den Deutschen, gerade in Bezug auf das Vorgehen in neuen nützlichen Unternehmungen dringend zu wünschen. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß Esmarch mit Virchow die Schreibart „Lazarett“ statt „Lazareth“ für die richtige erklärt.

8. Vorträge von Friedrich Liebetrut. Gotha, Schloeßmann. 1869. 8. 24 Ngr.

Die Themata dieser Vorträge: „Das deutsche Vaterland nach der Germania des Tacitus“, „Geschichte und Kritik der Jungfrau von Orleans“, „Das Lebenswunder und seine Räthsel“, sind mannichfaltig. Die Behandlung ist nicht immer so objectiv, wie der Vortragende sie selbst bezeichnet; wenigstens paßt der „elende Voltaire“ nicht recht in den Rahmen historischer Darstellung. Nicht minder gewagt und einseitig ist die Erklärung der Erscheinung der Befreierin von Orleans vom übernatürlichen Standpunkte aus. Das sehr richtige Urtheil Hecker's, der in der Beurtheilung psychischer Zustände der mittelalterlichen Geschichte höchst sachverständig ist, wird für zu frivol, zu wenig dem frommen Glauben entsprechend erklärt. Kein Wunder! Wer den Aufsatz über das „Lebenswunder“ geschrieben hat, muß alle Anschauungen der „sich blähenden Klugheit“ eitel und nichtig nennen. Dieser letztgenannte Vortrag entzieht sich der Kritik d. Bl.: er gehört völlig in ein Erbauungsbuch, und zwar in eins von pietistischer Färbung.

9. Die Faustsage und der religiös-sittliche Standpunkt in Goethe's Faust. Vortrag von P. Tube. Dresden, Naumann. 1869. Br. 8. 5 Ngr.

Von geistlicher Stelle her, wie die eben erwähnten Vorträge, sind auch die vorliegenden Worte über die moderne Bibel des Menschengeschlechts gesprochen, aber sie verrathen ein tiefes Verständniß für den Dichter und sein Werk. Sie zeigen, wenn auch sehr flüchtig, was Goethe gewollt, und haben die Symbolik des Werks fein erkannt. Schade, daß der Vortrag gerade da abbricht, wo wir den Endpunkt der Untersuchung erwartet hätten: nämlich in der Besprechung des großartigen Finale im zweiten Theil.

10. Dixon's und Duncker's Seelenbräute, silhouettirt von Wilhelm Ebel. Basel, Riehm. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nicht allein dem Briten Dixon, auch dem deutschen Buchhändler Franz Duncker, der die deutsche Uebersetzung

von Dixon's „Spiritual wives" verlegt hat, gilt der Kampf, den Ebel, ein Sohn des vielgenannten königsberger Archidiakonus, als streitbarer Kämpe gegen die Ankläger seines Vaters führt. Besser als weiland dem Grafen Kanitz gelingt es dem Verfasser, dem Ironie und tüchtige gelehrte Bildung zur Seite stehen, so manchen schwachen Punkt des englischen Sensationswerks zu beleuchten; denn Dixon's Buch ist allerdings, was die königsberger Muckergeschichten betrifft, in vieler Hinsicht oberflächlich und einseitig. Die Amtsentsetzung Ebel's und Diestel's sind jetzt noch dunkle Punkte in der preußischen Rechtsgeschichte, mag man auch über die Conventikel der königsberger Frommen denken wie man will.

11. Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Von Karl Robert Pabst. Bern, Haller. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vorliegende „Reihe akademischer Vorträge" behandelt ein bedeutungsvolles Thema. Nachdem der Autor die Rangstellung der Poesie unter den Künsten bezeichnet und ihr den ersten Rang zugetheilt hat, kommt er auf die Verbindung der Künste selbst. Als Grundgesetz stellt er hier die Unterordnung aller zusammenwirkenden Künste unter die Herrschaft einer einzigen hin. Und zwar hält er unter allen Künsten für die bedeutendste und wirkungsreichste die theatralisch aufgeführte dramatische Dichtung. Nach einer sorgfältigen Analyse der Oper (wobei er Wagner's Irrthum genau aufdeckt) wird der Musik die zweite Stelle unter den Künsten vindicirt, und zwar dem Gesang, der in der Instrumentalmusik seine Stütze findet. Der Pantomime und dem charakteristischen Ballet will der Autor nur zeitweise das Recht einräumen, als Herrscher aufzutreten. Sehr abfällig äußert er sich über die Flut der Lesedramen, die mit ein Grund des Herabkommens der Bühne geworden sind. Das ganze Werk ist mit liebevoller und eingehender Theilnahme für das Wesen und die Gesundheit des deutschen Theaters verfaßt und werth, von Dichtern und Darstellern, vor allem von den Leitern der Bühne beherzigt zu werden.

12. Der Bürgergeist, die Bühne und der Bühnenvorstand. Ein Wort der Bitte und Mahnung an Staatsmänner, Gemeinderäthe, Lehrer und die Glieder des Schauspielerstandes, von Traugott Ernst. Zürich, Herzog. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Schweiz liefert, wie wir sehen, zu Anfang des neuen Literaturjahres gleich zwei anregende Schriften über die Bühne und was ihr noththut. Die Schrift von Ernst wendet sich, während das Pabst'sche Buch die theoretische Seite der Kunst im Auge hat, mehr an die praktischen Anforderungen des Theaters. Der Autor kennt die Verhältnisse des deutschen Theaters im allgemeinen und im besondern; er tadelt nicht nur, er macht auch Vorschläge, die sich verwirklichen lassen. Der Bürgergeist, der in der republikanischen Schweiz alle tüchtigen Unternehmungen durchdringt, soll auch das Theater kräftigen: nur können wir mit dem Verfasser nicht einverstanden sein, wenn er den Staat ganz von der Theilnahme für das Theater ferngehalten und ihn nur bei der Gründung von Theaterschulen im Devrient'schen Sinne betheiligt wissen will. Die schließliche Rücksichtnahme auf das Theater einer bestimmten rheinischen Stadt ist zu particulär, um das allgemeine Interesse zu beschäftigen. Trotzdem bietet das Schriftchen so viel Anregendes, daß seine zu enge Fassung nur bedauert werden kann.

13. G. E. Lessing als angehender Dramatiker, geschildert nach einer Vergleichung seines Schatzes mit den Trinummus des Plautus. Von Eugen Sierke. Königsberg, Hartung. 1869.

Diese Dissertation „zur Erlangung der Doctorwürde der philosophischen Facultät zu Leipzig überreicht", erörtert auf 55 Seiten eins der bedeutendsten Erstlingsdramen Lessing's. Eingehender und peinlich gewissenhafter kann man kaum den Intentionen und den Eigenthümlichkeiten eines jungen Dramatikers nachforschen, als es der ostpreußische Doctorand, der jetzt über das königsberger Theater in der Hartung'schen Zeitung berichtet, in seiner gediegenen Arbeit gethan hat.

14. Heinrich Heine und das Judenthum. Von Gustav Karpeles. Breslau, Heidenfeld. 1868. 8. 5 Ngr.

Auch eine Rettung! Auch Heine, der Neffe Salomo's, hat seinen Göschel gefunden. Wäre Heine nicht so grenzenlos frivol gewesen, so hätte er — es ist gar nicht anders möglich — enthusiastischer Jude sein müssen! Und worauf stützt sich Karpeles? Hauptsächlich auf §. 7 des Heine'schen Testaments, wo er das pater peccavi, an dessen Aufrichtigkeit kein Mensch glaubt, gegen die offenbarte Religion ausgesprochen. Was die religiöse Bekehrung auf dem Sterbebett anbetrifft, so weiß alle Welt, was sie davon zu halten hat, ohne gerade Voltaire und andere Geister zu nennen. Der Eifer des Verfassers, Heine als Dichter des Judenthums nachzuweisen, wendet sich auch mit Energie gegen die Verächter der Ceremonialgesetze, die modernen Juden. Hinc illae lacrimae! Und doch hat Heine die unschätzbaren Vorzüge des Gänsegekröses und des Schalets mit Klößen recht appetitlich hervorgehoben, wenn er sich auch über die Handelsthätigkeit mit abgelebten Hosen etwas spöttisch ausgelassen. Der Vortrag des Hrn. Karpeles ist so salbungsvoll, so ganz von schwarztalarischer Färbung, daß ihn mit Umsetzung der Worte „Jude" in „Christ" ein protestantischer Pastor (die katholischen wagen sich weniger auf das Feld der Literatur), mit einem Wort, daß ihn Liebetrut gehalten haben könnte.

15. Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet von H. Graetz. Zehnter Band: Geschichte der Juden von der dauernden Ansiedelung der Marranen in Holland (1618) bis zum Beginne der Mendelssohn'schen Zeit (1760). Leipzig, Leiner. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Prüfet alles und das Beste behaltet! Wenn man vom Judenthum eine so particularistische Anschauung hat wie der Retter Heinrich Heine's, so freut es um so mehr, die Fortsetzungen eines der tüchtigsten Geschichtswerke zu begrüßen, das über das merkwürdige, noch so viel verkannte und unbekannte Volk verfaßt ist. Es wäre unnöthig, noch über das Werk von Graetz viele Worte zu verlieren; es genüge hier wieder, zu betonen, daß der treffliche Gelehrte für seine Specialität, die Geschichte der Juden, die einzig genaue und sicherste Quelle ist. Aus

Graetz' „Geschichte der Juden" und Deutsch's Aufsatz über den Talmud (den wir in Nr. 7 d. Bl. besprochen haben) bekommen wir ein klares anschauliches Bild von der langen Culturarbeit des jüdischen Volks. Auch der letzterschienene (zehnte) Band des Werks von Graetz bietet eine Fülle glänzend verarbeiteten historischen Materials. Die Erscheinung des Sabbatai Zewi und seiner Anhänger, die Graetz mit großer psychologischer Feinheit charakterisirt hat, bildet hier einen Sammelpunkt des jüdischen Geisteslebens zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Nur bei Gelegenheit der Besprechung Spinoza's (dem übrigens der Autor unbeschadet seines Glaubens gerecht wird) hätte Graetz kritischer verfahren können. Er scheint die neuesten Arbeiten van Vloten's über den großen Denker nicht zu kennen. Ebenso ist es unstatthaft, wenn er die Fabelangabe aus Colerus, Spinoza habe um das Testament des Vaters mit den Schwestern processirt, auf Treu und Glauben wiederholt.

16. Indische Streifen von Albrecht Weber. Zweiter Band. Berlin, Nicolai. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

So ist nun auch der zweite Band der verdienstlichen Aufsätze, deren ersten Band wir seinerzeit besprachen, herausgekommen. Wie der vorige besteht dieser Band wieder aus Abdrücken von Kritiken für das „Literarische Centralblatt" und die „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft": Abdrücke, die über das Jahr 1849 nicht hinausgehen. Alle Artikel sind mit gewohnter gelehrter Kritik und größter Schärfe des Urtheils verfaßt. Statt der Inhaltsübersicht wäre indessen ein Register am Schluß praktischer, weil in seiner alphabetischen Form übersichtlicher gewesen.

17. Illustrirte Familienbibliothek. Unter Mitwirkung der beliebtesten Schriftsteller und Fachmänner herausgegeben von Paul Kormann. Erster Band. Mit 9 Tonbildern und mehrern Textillustrationen. Leipzig, Kormann. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Derartige Unternehmungen sind nicht neu, die ganze Lesewelt drängt nach populärer Unterhaltung: wer vieles bringt, wird allen etwas bringen. Ist solches Sammel- und Lieferungswerk nur körnig gehalten, bringt es eine passende Auslese aus allen Gebieten des popularwissenschaftlichen, wirthschaftlichen und belletristischen Lebens, so kann es sich der Theilnahme des Publikums so lange versichert halten — bis ein neuestes Unternehmen dem neuern den Rang abläuft. Die Beiträge des ersten Bandes sind besonders in populär-naturwissenschaftlicher Hinsicht recht gelungen. Wir nennen unter den Mitarbeitern für naturwissenschaftliche, volkswirthschaftliche und pädagogische Darstellungen u. a. Birnbaum, Büchner, Jäger, K. Müller, Reich, Reinsberg-Düringsfeld, Vogel; unter den belletristischen Bernd von Guseck und Sacher-Masoch. Büchner's Aufsatz über „Das Alter des Menschengeschlechts", Jäger's „Lebensproceß im Wasser", sowie besonders Sacher-Masoch's „Volksgericht", eine Geschichte aus Ostgalizien, die an Turgenjew's Schreibweise gemahnt, heben sich vortheilhaft aus den auch sonst sehr schätzbaren Beiträgen hervor.

18. Die Gesundheit der Seele. Von Bernhard von Beskow. Nach der zweiten Auflage des schwedischen Originals übersetzt und mit einem kurzen biographischen Abriß des Verfassers versehen von Christian von Sarauw. Berlin, C. Duncker. 1869. 16. 12 Ngr.

Der Uebersetzer scheint keine Ahnung davon zu haben, daß bereits ein Jahr vor ihm eine gute deutsche Uebersetzung des schwedischen Feuchtersleben erschienen ist. Da wir bereits in Nr. 12 d. Bl. f. 1869 das Büchlein in der Prätorius'schen Uebersetzung besprochen haben, genügt es, vorliegender Version das Lob der Gewandheit und Klarheit, dem biographischen Abriß aber die Anerkennung lakonischer Kürze zu geben.

19. Die Kunst des Wetterprophezeiens oder die Wetterzeichen und Bauernregeln nebst einem Anhange: Die Wetterprophezeiungen des hundertjährigen Kalenders. Zusammengestellt von Freiherrn G. von Horn. Altona, Verlags-Bureau. 1869. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die „Bauernregeln", die bei weitem den größten Theil des Büchleins einnehmen, sind nicht übel zusammengestellt; auch die Kunst des Wetterprophezeiens in ihren Fundamenten, wenn es solche gibt, wird dem Laien hier klar gelegt. An Menschen und Thieren sind aufmerksame Beobachtungen angestellt und vom Verfasser in leiblicher Ordnung zusammengestellt worden. Dies zur Notiz für die zahlreichen deutschen Barometrii und ihre Freunde!

Feuilleton.

Die Tantième der Dramatiker und der norddeutsche Reichstag.

Dem Vernehmen nach wird der diesmalige Reichstag auch über eine wichtige geistige Eigenthumsfrage zu debattiren haben, indem eine Petition deutscher Dramatiker die Tantièmefrage bei demselben in Anregung bringen wird. Soviel wir hören, bezieht sich diese Petition zunächst auf die königlichen Hofbühnen in Hannover, Kassel und Wiesbaden, indem es in der That als eine Anomalie erscheinen muß, daß diese zum Ressort der königlichen berliner Hofbühne gehörigen Hoftheater noch nicht die Tantième eingeführt haben, während sie schon seit Küstner's Zeiten und durch das Verdienst dieses Intendanten bei dem berliner Theater besteht.

Wenn sich die Petition hierauf beschränken sollte, so würde kaum der Reichstag in der Lage sein, über eine nur dem Theaterreglement angehörige Frage zu entscheiden. Es ist zu wünschen, daß die gesetzgeberische Initiative des Reichstags die Tantième zum durchgreifenden Gesetz für alle Bühnen des norddeutschen Bundes erhebt.

Associationen von Autoren haben vielfach gestrebt, die Tantième auf dem Wege der Selbsthülfe durchzuführen; so der dresdener „Shakspeareverein" und eine ausdrücklich zu diesem Zweck zusammentretende Vereinigung von Dramatikern und Componisten in Wien, welche bereits Statuten ausgearbeitet hatte. In diesen Bestrebungen prägte sich wenigstens der bei deutschen Dramatikern herrschende Nothstand und das richtige

Gefühl darüber aus, wo sie der Schuh drückt. Wenn der Schriftstellertag in Weimar 1869 über die Tantièmefrage zur Tagesordnung überging, so hat er die Bedeutung dieser Frage in unerklärlicher Weise unterschätzt.

Alle jene Bestrebungen der Selbsthülfe sind im Sande verlaufen. Man darf die deutschen Schriftsteller und am wenigsten die deutschen Dramatiker deshalb anklagen, wenn ihnen der Muth zu kühnem Vorgehen in ihren eigenen Interessen fehlt. Sie haben hierin zu traurige Erfahrungen gemacht. Die Selbsthülfe gegenüber den Bühnen beruhte auf dem solidarischen Princip einer „literarischen Aushungerung". Wie aber, wenn die Hauptlieferanten fehlten? Was half da den übrigen ihr Zusammenstehen? Die Bühnen ließen sich im Nothfall aushungern, oder drehten den Spieß um und hungerten die Schriftsteller aus; denn wer da weiß, wie froh die große Mehrzahl der letztern ist, wenn ihre Stücke überhaupt nur an einer oder der andern Bühne gegeben werden, der wird den Gedanken allzu kühn finden müssen, daß die Dichter den Directoren das Gesetz dictiren wollten, vor denen sie sonst stets den Hut in der Hand dastehen, und mit denen sie auf dem Wege der Devotionsstriche und Bittformeln verkehren.

Ja auch mancher erfolgreiche Dramatiker mochte sich sagen, daß in dem Beitritt zu dieser Association eine Erschwerung für seine künftigen Erfolge liege; denn auch den Glücklichsten wird bisweilen die Thür verschlossen, und wer als Dramatiker, das heißt im Kampf mit den deutschen Bühnen grau geworden ist, der durfte sich wol einige Ruhe gönnen.

Deshalb ist hier die Gesetzgebung, die mit einem Paragraphen den ganzen Kümmernissen und Willkürlichkeiten ein Ende macht, durchgreifend einzuschreiten befähigt und berufen.

Als Satz der Tantième dürften sich 10 Proc. von der Bruttoeinnahme jedes Abends (die in Wien und Berlin bei den Hofbühnen geltenden Tantièmen) für alle Hofbühnen empfehlen, für alle andern Theater ohne Ausnahme 5 Proc. Freiwillige Steigerungen und Prämien sind nie ausgeschlossen. Laube kämpfte in Wien für die zehnprocentige Tantième auch bei Stadttheatern. Er ist nun selbst Stadttheaterdirector geworden; wir wissen aus eigener Erfahrung nicht, ob er noch dieselbe Ansicht hat, oder ob er sie, den Umständen Rechnung tragend, modificirte. Uns scheinen 5 Proc. Tantième ausreichend als Norm für die Verhältnisse der meisten deutschen Stadttheater.

Sehr zu wünschen wäre es indeß, wenn auch außer der Tantième in ein Gesetz zum Schutz des geistigen Eigenthums deutscher Dramatiker noch einige andere Bestimmungen aufgenommen würden, welche zwar aus allgemeinen Rechtsvorschriften folgen, aber doch sehr nöthig wären bei der Schüchternheit deutscher Dramatiker, die nicht, wie die französischen, sich auf den Rechtsboden zu stellen und dadurch ihrer ganzen Wirksamkeit einen Rechtsboden zu schaffen wagen.

Der wichtigste dieser Sätze wäre: die Annahme eines Stücks involvirt die Verpflichtung zur Aufführung desselben. Wer die französischen Rechtsverhältnisse in dieser Frage studiren will, dem empfehlen wir das vortreffliche, gründliche Werk von Lacan: „Traité sur la législation et la jurisprudence des théâtres", er wird daraus ersehen, daß die französischen Autoren alle derartigen gegen die Directionen geführten Processe gewinnen. Ohne bestimmte Zeitangabe wäre ein solches Gesetz illusorisch. Die französischen Autoren verlangen die Aufführung nach der Reihenfolge der Annahme und klagen über die Bevorzugung später angenommener Stücke; auch diese Processe gewinnen sie. Bei unüberwindlichen Hindernissen ist selbstverständlich ein entsprechender Schadenersatz zu leisten.

Dieses Gesetz, obgleich aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen leicht herzuleiten, würde den Directionen die Willkürherrschaft verbieten, die sie jetzt ausüben, und hauptsächlich dazu beitragen, die bisjetzt bestehende Rechtlosigkeit der dramatischen Schriftsteller aufzuheben.

Bibliographie.

Niederdeutscher Aesopus. 20 Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Handschrift des 15. Jahrhunderts. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 18 Ngr.

Baumgarten, M., An Seine Majestät, Wilhelm den Ersten, König von Preußen. Ein nothgedrungenes Wort zum Schutz des deutschen Protestantenvereins. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Bismarck-Schönhausen, Graf v., Reden. 1ste Sammlung. Reden aus den Jahren 1862—1866. 2te vervollständigte Ausgabe. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr.

Brugsch, H., Die Sage von der geflügelten Sonnenscheibe nach altägyptischen Quellen dargestellt. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 24 Ngr.

Büchner, Louise, Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Dümichen, J., Eine vor 3000 Jahren abgefasste Getreiderechnung, copirt an der südlichen Aussenmauer des Tempels von Medinet-Habu in Ober-Aegypten, und mit Ergänzung und Berichtigung sämmtlicher an der Wand zerstörten oder fehlerhaft eingemeisselten Stellen in ihrem Zusammenhange erklärt. Berlin, Stargardt. Gr. 4. 22½ Ngr.

Dunger, H., Ueber Dialect und Volkslied des Vogtlands. Ein Vortrag. Plauen, Neupert. Gr. 8. 5 Ngr.

Fischer, K., Anti-Trendelenburg. Eine Duplik. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Corps der deutschen Hochschulen. Nebst einer eingehenden Darstellung studentischer Verhältnisse. , Anhang: Die modernen Burschenschaften. Leipzig, Lissner. Gr. 8. 20 Ngr.

Fichte, J. H. v., Die nächsten Aufgaben für die Nationalerziehung der Gegenwart mit Bezug auf Frdr. Fröbels Erziehungssystem. Eine kritisch-pädagogische Studie. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 8 Ngr.

Für die kleineren Universitäten. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 5 Ngr.

Garcia, E. de, Pablo oder das Leben in den Pampas. Aus dem Französischen übersetzt von Johanna Moellenhoff. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Geiger, L., Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr.

Grothe, H., Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie und des Maschinenwesens. 1ste Sammlung. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grueber, B., Die Kathedrale des heil. Veit zu Prag und die Kunstthätigkeit Kaiser Karl IV. Eine architektonisch-archäologische Studie. Prag, Calve. Lex.-8. 20 Ngr.

Güldenstubbe, Baron L. v., Positive Pneumatologie. Die Realität der Geisterwelt, sowie das Phänomen der directen Schrift der Geister. Historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker. Stuttgart, Lindemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Guseck, B. v., Nicht auf immer. Erzählung aus alten deutschen Grenzlanden. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haupt, F., Die grundstürzenden Irrtümer unserer Zeit in Bezug auf die Kirche und ihre Verfassung. Ein Aufruf zur gemeinsamen Tat des Kampfes und der Abwehr. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Hjelt, O. E. A., Gedächtnissrede auf Alexander v. Nordmann, Prof. emer. der Zoologie an der kaiserl. Alexanders-Universität zu Helsingfors, Mitglied der französischen Academie der Wissenschaften zu Paris etc. gehalten am Jahres- und Festtage der finnischen Gesellschaft der Wissenschaften den 29. April 1867. Aus dem Schwedischen übersetzt. Helsingfors. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Klaiber, J., Stuttgart vor hundert Jahren. Vortrag. Stuttgart, Grüninger. Gr. 16. 8 Ngr.

Lobscheid, W., Eine politische Rundschau mit besonderer Beziehung auf die chinesische Gesandtschaft. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Mayer, J. M., Das Bayern-Buch. Geschichtsbilder und Sagen aus der Vorzeit der Bayern, Franken und Schwaben. 2ter Halbbd. München, Lindner. 8. 25 Ngr.

Meyer, A. B., Charles Darwin und Alfred Russel Wallace. Ihre ersten Publicationen über die „Entstehung der Arten" nebst einer Skizze ihres Lebens und einem Verzeichniß ihrer Schriften. Mit Autorisation herausgegeben. Erlangen, Besold. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, J., Das Wirken und Denken des Menschen. Principien und Ideen zu seinem Leben. Kunst, Wissenschaft, Staat und Religion. 1ster Thl. Leipzig, Leiner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riese, A., Die dreitägige Schlacht bei Warschau 28., 29. und 30. Juli 1656, „die Wiege preussischer Kraft und preussischer Siege". Beitrag zur brandenburgisch-schwedischen Kriegsgeschichte. Nach bisher unbenutzten archivalischen Quellen dargestellt. Breslau, Mälzer. Gr 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roesler, R., Johanna die Wahnsinnige, Königin von Castilien. Beleuchtung der Enthüllungen G. A. Bergenroths aus dem Archive zu Simancas. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 10 Ngr.

Praktische Rückblicke auf den Feldzug von 1866. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 Ngr.

Schram, K., Der Kampf um den Namen. Historisches Sittenbild aus jüngstvergangener Zeit. Wien, Leo. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Stieftochter. Erzählung. Nach dem schwedischen Original-Manuscript ins Deutsche übertragen und bearbeitet von J. N. Heynrichs. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ulrici, Clara, Gertrud von Stein. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Vincenti, Chevalier de, Der Roman eines Gefolterten. Aus den Sclaventagen Siciliens. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Wander, J., Dramatische Werke. 1ster Bd.: Die Hofdame. Schauspiel nach H. Martin's Novelle. Dresden, Jaenicke. 8. 15 Ngr.

Wood, Mrs. Henry, Anna Hereford. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Saphir. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Zukunfts-Partei und die Aufgaben der preussischen Regierung und Gesetzgebung von Einem, der keiner der alten Parteien angehört. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 10. März 1870.

Drei Bühnendramen.

1. Isabella Orsini. Drama in fünf Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1870. 16. 24 Ngr.
2. Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Weilen. (Der „Dramatischen Dichtungen" dritter Band.) Wien, Hartleben. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Schach dem König. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen, von Hippolyt August Schaufert. (Erstes Preisstück des k. k. Hofburgtheaters zu Wien.) Wien, Wallishausser. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Ueberschrift dieses Artikels hat keineswegs die Bedeutung, daß die drei angeführten Dramen bühnengerechter wären als viele andere, die aufgeführt und nicht aufgeführt werden; ebenso wenig wollen wir die Verfasser dadurch in die Reihe jener Stallknechte der Thalia und Melpomene degradiren, welche nur das übliche Bühnenfutter in die theatralischen Krippen stopfen; wir nennen diese Stücke nur deshalb Bühnendramen, weil sie den regelmäßigen Turnus über die deutschen Breter im Laufe einer Saison gemacht haben.

Der Gang ist bei diesen Kindern des Glücks einfach der folgende. Ein großes, tonangebendes Theater, wie hier die wiener Burg, bringt die Stücke zur ersten Aufführung; sie finden von seiten des Publikums eine gute Aufnahme und werden öfter wiederholt; die Kritik ertheilt die unvermeidlichen Püffe, zieht aber doch vor den Autoren und vor dem Publikum den Hut ab. Dies begibt sich ziemlich am Anfang einer Theatersaison. Alsbald beeilen sich die andern deutschen Bühnen, diesem Beispiel zu folgen; die spätesten und schläfrigsten kommen in der nächsten Saison nach.

Es sind dies die Erfolge, die gleichsam am Schnürchen gehen. Freilich sind sie oft nicht nachhaltig, und oft folgt rasche Vergessenheit dem glänzenden Siegeslauf.

Solche Stücke darf man wohl „Bühnendramen" nennen gegenüber den andern, die entweder, trotz ihrer Verdienste, gar nicht auf die Bühne kommen, weil ein Unstern über ihrer Wiege stand, oder die gleichsam von der Pike auf dienen, mühsam im Lauf der Jahre sich von den Bühnen zweiten Rangs auf die Hofbühnen emporarbeiten und erst die Runde zu machen anfangen, wenn ihr Taufschein bereits auf ein nicht mehr jugendliches Alter hinweist. In der Regel haben indeß solche Stücke ein zäheres Leben und zum Theil das Vorbild unserer Classiker für sich. Wie spät sind die meisten Dramen Goethe's auf die Bühne gekommen, und die durchgängigen Triumphe der Schiller'schen Stücke spielten sich keineswegs im Laufe einer Theatersaison ab. Auf einer ersten Bühne Deutschlands, der wiener Hofbühne, sind zu Lebzeiten des Dichters nur zwei seiner Trauerspiele gegeben worden, und erst in letzter Zeit hat das Repertoire derselben seine sämmtlichen größern Werke aufgenommen.

S. H. Mosenthal ist einer der erfolgreichsten Bühnendichter und darf bei jedem seiner Werke, mit welchem die wiener Burg stets die Initiative ergreift, auf einen regelmäßigen Rundgang über die deutschen Bühnen rechnen. Er verdankt dies nicht nur seiner Kenntniß des Theaters und seiner Kunst, bühnengerecht zu schreiben, sondern auch geistigen und dichterischen Vorzügen. Seine „Deborah" zeigte dieselben alle vereint: poetischen Schwung und glänzendes Colorit, sowie eine tüchtige Genremalerei bei Figuren aus dem Volksleben. Sie war mehr Gemäldegalerie als Drama, aber die Bilder leuchteten von der Frische des Talents. In den spätern Stücken trennten sich die beiden Richtungen, die italienische und die niederländische Schule, die in der „Deborah" noch friedlich unter Einer Flagge in See stachen: zu der italienischen Schule gehörten Trauerspiele wie „Cäcilie von Albano" und „Pietra"; zur niederländischen Dramen wie „Der Sonnenwendhof" und „Der Schulz von Altenbüren".

„Isabella Orsini" (Nr. 1) schließt sich der erstern Reihe an. Wenn „Pietra" als Liebestragödie an „Romeo und

Julie" erinnert, so erinnert „Isabella Orsini" als Eifersuchtstragödie an „Othello". Der Hintergrund ist dabei im Kunststil der Renaissance-Epoche gehalten; wir wandeln unter offenen Säulenhallen, auf den blühenden Terrassen der italienischen Paläste; es ist die Zeit, wo Dichter und Dichterinnen auf dem Capitol gekrönt werden; es ist die Epoche der Mediceer, welche freilich in dem Stücke nur durch einen „Barbaren" vertreten sind. Liebenswürdige Schönheiten von zweifelhaftem Ruf spielen mit den Schlüsseln Petri, beherrschen Papst und Kirche, und Buhlerinnen werden mit der Krone geschmückt — ein Zeitalter schönen Formensinns und leichter Sitten; die Aspasien und Phrynen mit ihrem Hellenismus verdrängen die Madonnen, nicht aus der Idealwelt der Künstler, aber aus der Herrschaft über die Gemüther.

In solcher Zeit lebt Isabella Orsini, Gattin des Herzogs Paolo Giordano Orsini, von Bracciano, Schwester des Großherzogs von Toscana, Francesco de Medici, eine gefeierte, auf dem Capitol gekrönte Dichterin, welche einer der besten italienischen Romandichter, Guerrazzi, bereits zur Heldin eines historischen Romans gemacht hat. Wir haben diese Schöpfung nicht zur Hand, um sie mit Mosenthal's Dichtung zu vergleichen; wir wissen nicht, wie viel Anregung er ihr verdankt, wo er mit ihr zusammenstimmt, oder von ihr abweicht. Offenbar aber ist der Stoff, auch wie ihn Mosenthal behandelt, von mehr novellistischem als dramatischem Reiz; es handelt sich um das Werden und Wachsen einer Neigung, deren Phasen sich dramatisch nicht mit Schärfe zeichnen lassen, da diese Neigung eine durchaus innerliche bleibt. Darum befremdet und verletzt die gewaltsame Katastrophe, die von außen herantritt; man glaubt nicht an ihre Nothwendigkeit.

Sehen wir uns unsere Corinna näher an, die für so leichte Schuld mit so schwerer Sühne gestraft wird. Auf dem Capitol, kurz vor der Krönung, begrüßt sie den Gemahl. Orsini ist ein Krieger, kein Freund der Musen; ihm gefällt die öffentliche Schaustellung seiner Gattin nicht; er hätte sie lieber an des Hauses Schwelle begrüßt; auch weist er ihre Eitelkeit zurück, die für Italiens Muse einzustehen wagt. Isabella aber bekehrt ihn durch eine Beredsamkeit, durch welche sie sich ankündigt als Vertreterin des weiblichen Geschlechts, als Missionarin für Frauenrecht und Frauenarbeit:

Wer sich bescheiden fühlt in tiefster Seele,
Der braucht den Schein des Hochmuths nicht zu fürchten!
Und jenen Kranz, ich würd' ihn nicht empfangen,
Bevor ich dir, mein Gatte, dir, mein Bruder,
Enthüllt, was mich zumeist an ihm gereizt.
Wie wagt' ich's je, die Musen zu vertreten
An dieser Stätte, die Petrark beschritt,
Wo Ariost gekrönt, und wo man eben
Den Lorber für die Locken Tasso's flicht!
Allein Italiens Frau'n wollt' ich vertreten,
Und wie die Welt das Weib erniedrigt sieht,
So soll sie auch das Weib erhöht erblicken.
(Innig.) Was je in mir gedichtet, war — das Weib.
Der Liebe Quell, der Frauenherzen tränkt
Wie Thau die Blüten, und der, mächtig schwellend,
Ein Ziel gesucht, das sich ihm selbst entrückt,
Brach sich in klaren Tropfen rieselnd Bahn,
Und jeder Tropfen ist — ein Lied geworden.
So allgemein war der Empfindung Wesen,
Daß bald ihr Ausdruck zum Gemeingut ward,
Und jedes reingestimmte Frauenherz
Es dichtet wol wie ich; nur daß es mir
Die Musen hold gegönnt es auszudrücken.

Wir wollen von der blaustrümpflichen Gelehrtheit dieser an und für sich reizvollen Verse absehen, doch müssen wir von der Erklärung Notiz nehmen, daß „das Weib in ihr" bisher gedichtet hat; daß „der Liebe Quell, der Frauenherzen tränkt", sich in ihren Liedern ergoß. Orsini darf mit dieser Erklärung zufrieden sein; sie hat niemand geliebt als ihn; das weiß er, das wissen wir, er ist also der geistige Urheber dieser in „klaren Tropfen rieselnden" Lieder und des „getränkten Frauenherzens". So ist die Krönung doch nicht ohne Zusammenhang mit ihm; er belohnt sich selbst und schweigt.

Die Krönung findet hinter der Scene statt; inzwischen begibt sich auf den Bretern Lärm und Unheil. Ein junger Venetianer, Troilo, tapferer Kriegsmann, früherer Liebhaber der Bianca Capello, die ihn betrogen hat, erblickt die Dichterin und wird von ihrem Reiz verzaubert. Der Bruder der Bianca, ein gut gezeichneter Vagabund, den die fürstliche Schwägerschaft übermüthig macht, verhöhnt sie und wird von Troilo gefährlich verwundet. Der Lärm führt die gekrönte Poetin und ihre Begleiter herbei; der Dramatiker hat uns nun anschaulich zu machen, wie sich Isabella plötzlich in Troilo verliebt. Daß er für sie gekämpft, ist ein gutes Motiv; das muß ihre Theilnahme erregen; doch wie stellt uns der Dramatiker dies „mehr" dar? Romeo und Julie sehen sich und lieben sich — „es ist der Blitz, der trifft und zündet, wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet"; doch Isabella, die glückliche Gattin — wie kommt diese dazu, sich so plötzlich in einen Fremden zu verlieben? Und verliebt sie sich denn wirklich? Wir müssen es zunächst mehr aus ihren Orakelsprüchen errathen; sie sagt nur wenig:

Nach so viel Glanz solch schauderhaftes Bild.

Das ist der erste Eindruck der Scene; dann will sie Troilo schützen gegen den Herzog, der von ihm volle Wahrheit über den Grund des Zweikampfs verlangt:

Laß, mein Gemahl! —

nachdem sie vorher ihre Empfindungen über die Mittheilung, daß Troilo für des Herzogs Ehre eingestanden, mit einem „Seltsam!" ausgedrückt. Am Schluß bleibt sie wie angewurzelt stehen; nachdem der Herzog dem Troilo aufgetragen, seine Gattin nach Florenz zu geleiten:

Herzog (zu Isabella).
Warum noch zögerst du?

Isabella.
Ich bin verwirrt —
So hätte dieser Tag nicht enden sollen.

Diese Introductionsscenen sind dramatisch lebendig; das Talent des Dichters für Volksscenen und frische Genremalerei tritt erfreulich hervor, doch der Charakter der Heldin und ihr Empfinden bleibt uns zunächst ein Räthsel.

Der nächste Act löst es. Troilo hat Isabella nach Florenz geleitet; in einer Scene, über welcher die Stimmung des Goethe'schen „Tasso" schwebt, schütten die Liebenden — denn sie sind es — ihr Herz aus: Orangendüfte, Guitarrenspiel, Gondelfahrten, der italienische Himmel,

der Gatte fern, der die Räuber des Piccolomini zu Paaren treibt — die Gelegenheit ist günstig. Isabella freilich zeigt sich sehr reservirt, denn während Troilo ihr sein ganzes Herz ausschüttet, mit den unumwundensten Liebeserklärungen, weist sie dieselben zwar nicht zurück, denn das wäre zu viel verlangt von einer gekrönten Dichterin, sie sagt nur mit Milde:

Wohl mir, wenn du bei uns dich glücklich fühlst,
Ich weiß, wie viel ich dir zu danken habe.

Sie ergeht sich in mystischen Orakelsprüchen von den wenigen gleichgestimmten Seelen auf Erden, wie man getrennt nennt, was sich im Geist verband, und vereint, was Raum und Rücksicht aneinanderketten. Das klingt freilich wie Ermuthigung, denn es zielt auf den Gatten, sie fährt aber beruhigend fort:

So laß uns denn die reine Harmonie
Genießen, jegliches Gefühl verbannen,
Das, uns verwirrend, ihren Zauber stört,
Denn, Freund, die reine Harmonie bedingt
Nicht nur der Töne Klang, nein, auch ihr Maß.

Da begibt es sich, daß Troilo nach Siena berufen wird zum Herzog. Der Mann geht sehr fest und rücksichtslos zu Werke; er ließ den von seiner Wunde geheilten Capello, der seine Ehre beleidigt hatte, in Rom ermorden. Troilo fühlt sich unsicher; vielleicht droht ihm ein gleiches Los. Der Abschied entfesselt die Leidenschaft; Isabella macht ihm ein glühendes Geständniß. Zum Unglück hört dies nach beliebter Theaterpraxis eine Lauscherin, und diese ist keine andere als Bianca Capello, welche Isabella zum Feste eingeladen hat, das ihre Ehe mit dem Bruder offenbar machen soll, und sich nun in den Gebüschen verbirgt, um mit anzuhören, wie Troilo von seiner frühern Liebe zu ihr spricht:

Ich kannte sie;
Ich sah die Welt in trübem Sumpf gespiegelt,
Der Menschheit Moder füllte mich mit Grauen.

Bianca, eine lebensvollere Figur als Isabella, sinnt auf Rache an der Tugendstolzen; abgesehen von einigen Reminiscenzen an die Lady Milford bringt Bianca dramatische Bewegung in die Handlung und gibt dem Stil ein leidenschaftlicheres Colorit, das nur hin und wieder durch solche öde, abstracte Ausdrücke etwas verblaßt, wie:

Aus deiner Dichtkunst wesenlosem Reich
Sollst du zuerst mit mir herniedersteigen
In eines Menschenherzens Wirklichkeit.

In jener Liebeserklärung, die im ganzen platonisch, wünschelos, ohne den Eifer der Entführung, des ausschließenden Besitzes nur ein Herzenserguß ist, gipfelt die Schuld der Heldin. Was nun folgt, sind nur die Folgen der Lauschscene. Der dritte Act ist theatralisch sehr geschickt componirt; aber die eingehende und gelungene Charakterzeichnung des Francesco von Medici, eines modeztyrannen, der mit dem bei unsern Dramatikern id Novellisten so beliebten „Cäsarenwahnsinn“ ausgestattet t, hat den doppelten Mangel, daß sowol die Genesis iefer gekrönten Seelenstörung, die bei den weltherrschenden nperatoren durch die geschichtlichen Thatsachen erläutert rd, unerklärt bleibt, als auch der Charakter viel zu taillirt ausgeführt ist für sein Eingreifen in die Handıg. Francesco colportirt ja nur die Mittheilung der Bianca, die er mit eigenem Gift versetzt, an den Herzog von Orsini. Dieser will Klarheit; wie Franz Moor, der das Arsenal der menschlichen Affecte prüft, um die rechte Waffe zu finden, wählt er „Schmerz“ und „Freude“, um seine Gattin auf die Probe zu stellen; es ist die psychologische Folter, während Brachvogel am Schluß des „Narciß“ den psychologischen Mord als tragisches Motiv benutzt. Troilo ist mit dem Herzog gekommen; er wird dazu bestimmt, zu dem Experiment zu dienen und auf das Exempel die Probe zu machen. Isabella improvisirt zur Festfeier ein anakreontisches Lied, welches weder zu ihrer Stimmung noch zu ihrer sentimentalen Gemüthsart passen will. Der Herzog und Bianca suchen sie zu verwirren; sie flüstern vom Tode Troilo's; kaum beherrscht sich Isabella, doch sie bezwingt noch den Schmerz. Weniger gelingt ihr dies mit der Freude. Troilo wird hereingerufen; da entfällt ihr die Laute, sie erhebt die Arme und den Jubelruf: „Troilo, du lebst!“ Und wie ein heiserer Rabe krächzt der Herzog hinterdrein: „Das war dein Todesurtheil!“

Da haben wir die Tragödie, und was noch kommen kann, sind nur Verzögerungen. Und diese vielgerühmte Schlußscene des dritten Actes — ist sie nicht effectvoll? Gewiß! Sie ist mit großem Bühnengeschick arrangirt — in die schwüle Atmosphäre der Spannung schlägt der theatralische Blitz zündend und blendend; der Heldin wird das Geheimniß ihres Herzens abgefoltert vor dem versammelten Hofe.

Der vierte und fünfte Act führen durch kleine Hemmungen zur Katastrophe. Bianca will Troilo erretten, Troilo Isabella — diese verfällt aber zuletzt dem Gericht ihres Gatten, der sie mit kaltem Blute hinmordet. Das ist der Inhalt dieser Acte, auf ihre einfache Formel zurückgeführt. Von den Scenen dieser Acte ist die gelungenste diejenige zwischen Troilo und Bianca; in ihr vibrirt etwas von jener Leidenschaft, welche die großen Monologe der „Deborah“ beseelt; hier hat die Diction nicht nur edle Haltung, sondern auch hinreißenden Schwung, wie die folgende Stelle beweisen mag:

Bianca (mit wachsender Glut).

Ja, Lüge, Lüge war mein ganzes Leben,
Nur Eins ist Wahrheit, Eins, daß ich dich liebe!
Glaubst du nicht meinen Worten, gut, so glaube
Dem Zucken meines Herzens, glaub' dem Wahnsinn,
Der alles opfert, alles, und für dich!
Ich will ja nicht, daß du mich lieben sollst,
Nur folgen sollst du mir, daß ich dich rette!
Denn ohne mich ist jeder Ausgang Tod!

Troilo.

Er sei willkommen, weil er ohne dich!

Bianca.

Halt ein! Wohin? Zu ihr? Du willst sie warnen?
Du willst sie retten? Eitler Wahn! Gewogen
Ist euer Schicksal von zwei schlauen Krämern,
Orsini dort, hier Medici. Dein Leben,
Das ich erbettle um den Preis des meinen,
Ist eine Spanne, und für diese Spanne
Werf' ich den Purpur hin, das Diadem,
Und mit der Zukunft, die ich dir erkaufe,
Zahl' ich die Schulden der Vergangenheit.
Kannst du noch wählen, schwanken? Troilo!
Ich biete dir das Leben, sie den Tod —

Den Tod! Betracht' ihn wohl, er heißt Vernichtung!
Entflieh' ihm, fass' des Lebens armen Rest,
Mit meinem Reichthum will ich ihn vergolden!
Ich will dich lieben, wie kein Weib geliebt,
Will sühnen, büßen, wie kein Weib gebüßt,
Vergib, wie Gott der Sündigen vergab,
Mit meinen Thränen salb' ich deine Füße
Und trockne sie mit meinen Haaren ab.
(Sie sinkt aufgelöst vor ihn hin.)

Der Charakter der Isabella selbst verliert in den letzten Acten alles dramatische Interesse. Resignation, Selbstanklagen zeugen nicht von einer sich machtvoll fortentwickelnden Leidenschaft; sie lassen die platonische Neigung zu Troilo wirklich als eine dichterische Grille erscheinen und rücken die Gewaltthat des Gatten dadurch in ein immer grelleres Licht. Am bedenklichsten erscheint die letzte Scene zwischen dem Herzog und Isabella wegen ihrer sehr nüchternen Auseinandersetzungen. Endlich erfahren wir zwar, warum Isabella in ihrem Gatten nicht den rechten Mann gefunden hat, was nach dem Gesetz logischer und psychologischer Motivirung wol besser an den Anfang als an das Ende des Stücks gestellt worden wäre:

Wenn du die Seele, die sich dir verpfändet,
Mit einem milden Gruße angezogen
Und das verwöhnte, liebbedürft'ge Herz
Mit einem Hauche dir befreundet hättest,
Es hätte nie ein andres Ziel gesucht.
Du selbst entrücktest starr dich und verneinend
Der schönen Welt, in der ich träumend lebte
Und wie im Traum ihn fand, der mich verstand.
So ging ich irr', und auf des Herzens Bahnen
Gibt's keinen Rückweg!

Diese Motivirung hätte uns am Anfang geholfen die plötzliche Leidenschaft für Troilo verstehen, obschon sie an und für sich allzu sehr an die Hysterie weiblicher Schöngeister erinnert, die sich unverstanden fühlen, wie in dem Heine'schen Verse:

Wenn du meine Verse nicht lobst,
Lass' ich mich von dir scheiden.

Die letzten Acte sind überdies reich an Reminiscenzen, namentlich an Schiller:

Das wird er nicht! Ich bin ein fürstlich Haupt,
Europens Könige sind mir verwandt. —

Was kann noch entsetzlich sein,
Wenn dieses heil'ge Haupt der Mord bedroht.

Das ist „Maria Stuart"; und so klingt die Diction vielfach auch an andere Schiller'sche Wendungen an. Daß die Situationen der letzten Acte eine auffallende Aehnlichkeit mit „Katharina Howard" haben, das hat die Kritik, wie z. B. in der „Leipziger Zeitung", so hervorgehoben, daß auch der Verfasser dieses Stücks es wohl bestätigen darf. Die Aehnlichkeit erstreckt sich bis auf Aeußerlichkeiten, wie das an das Fenster gestellte Licht.

Bühnengewandtheit, edle Haltung der Sprache, manche keck aufgesetzte charakteristische Lichter sind unverkennbare Vorzüge des neuen Mosenthal'schen Stücks, dieser „Tragödie des platonischen Ehebruchs", dem aber tiefere Originalität, psychologisch überzeugende Glaubwürdigkeit im Fortgang der Handlung und jenes gesunde Verhältniß von Schuld und Sühne fehlt, welches auch die tragische Nemesis nicht entbehren kann.

Das Weilen'sche Trauerspiel „Rosamunde" (Nr. 2) bezeugt von neuem die Vorliebe des Dichters für mittelalterlich dramatische Stoffe. Wir haben oft wiederholt, daß der Hintergrund einer barbarischen Cultur oder Culturlosigkeit, wie ihn das Zeitalter der Völkerwanderung darbietet, für die dramatische Dichtung und noch mehr für die Bühne der Gegenwart ein ungünstiger ist; wir bedauern, daß der begabte Dramatiker immer von neuem zu derartigen Stoffen greift. Noch dazu fehlt in dem neuen Stück jede Nöthigung, ein psychologisches Problem in das Gewand einer mittelalterlichen Sage zu kleiden. Denn die überlieferte Sage der Rosamunde und die Fabel der Weilen'schen Tragödie haben kaum etwas anderes als den Namen der Heldin und des Helden gemein: die wilde Rosamunde der Geschichte wird von dem grimmen Alboin genöthigt, aus dem Todtenschädel ihres Vaters zu trinken; aus Rache läßt sie den Longobardenfürsten durch ihre Getreuen umbringen.

Diese Handlung, die ganz in das Costüm der Zeit paßt, erschien dem Dichter zu rauh, zu barbarisch, ja unmöglich für die Bühne der Gegenwart. Indeß würde ein Poet wie Hebbel nicht davor zurückgeschreckt sein, diesen mittelalterlichen Charakter der Ueberlieferung festzuhalten; gerade das originell Gräßliche hätte für ihn pikanten Reiz gehabt, und wir können uns denken, daß eine Rede der aus dem Todtenschädel des Vaters trinkenden Rosamunde an grandiosen Bildern reich gewesen wäre und gleichzeitig Lebensglut und Verwesungshauch geathmet hätte.

Weilen hielt es indeß für nöthig, im Interesse der „conventionellen Tragödie", ein Genre, zu dem wir „Rosamunde" ebenso wie „Isabella Orsini" rechnen, den Stoff zu modernisiren. Der Schädel des Vaters verschwindet als ein zu unheimliches Requisit; an seine Stelle tritt ein Pokal, der durch den Glauben des Volks den Gepiden ein heiliges Palladium ist. Rosamunde läßt nicht Alboin hinmorden, sondern sie vergiftet sich selbst. Was ist da von der alten Sage übrig geblieben? Der Conflict zwischen Liebe und Patriotismus. Doch der kann in der neuesten Zeit spielen wie in der ältesten und gewinnt wahrlich nicht an Interesse durch die Gepiden und Longobarden.

Eine große Aehnlichkeit mit „Isabella Orsini" hat „Rosamunde" durch das eine Hauptmotiv: das psychologische Experiment. Seit der „Griseldis" gehört dies mit zu den Lieblingsmotiven der wiener Dramatik. Der Herzog von Orsini prüft seine Gattin durch Schmerz und Freude; sie besteht schlecht in dieser Prüfung. Alboin prüft durch seinen Rathgeber Kleph seine Gattin, ob sie ihn wahrhaft liebt. Eine fingirte Todesnachricht bildet den Prüfstein. Rosamunde besteht vortrefflich:

Rosamunde.

Ermordet! Mann, du lügst,
So straft mich Gott nicht, der so viel mir nahm,
Und als Ersatz für viel mir mehr gegeben,
Und alles wieder nähm' mit einem mal.
Und einer meines Volks? In meinem Volke
Lebt solch ein Unmensch nicht, ein solcher athmet auf
Der ganzen Erde nicht! Den Leichnam muß
Ich sehen, dann erst glaub' ich dir. Wo ist er?

Kleph.
Man trägt den Todten wol alsbald herbei.

Rosamunde.
Hinauf auf den Altan. Und seh' ich wirklich
Das Gräßliche geschehn, ihn unten todt;
Hinab stürz' ich zu ihm mich vom Altan,
Daß ich zerschmettert liege neben ihm
Und dir beweise, wie ich ihn geliebt.

Wir bekennen, daß uns dergleichen Examina mehr in die Komödie als in die Tragödie zu gehören scheinen. Es liegt ihnen ein Raffinement zu Grunde, welches überdies so moderner Art ist, daß man in der Zeit der Völkerwanderung keine Ahnung davon hatte. Und wie gutmüthig, an das Resultat einer solchen Prüfung zu glauben! Die schlaue Gattin würde ja eine Empfindung heucheln können, die sie gar nicht hat.

Die Stelle der geschichtlichen Rosamunde, die ihren Gatten tödten läßt, ist hier der Sklavin Rosamunde's zugetheilt, die den ihrigen erschlägt, um den Pokal, das geheimnißvolle Requisit der Handlung, das fast an die bekannten Requisite der Schicksalstragödien erinnert, vor ihm zu sichern; sie wird zur Strafe dafür in den Strom gestürzt. Dies Palladium ist nun in Rosamunde's Händen. Der Gepide Lupold sagt zu ihr:

Das Kleinod, das
Ich anvertraut ihr, das besitzest du.
Ich sinke auf die Knie und bitte dich,
Bewahr' es treu, gib's deinem Gatten nicht.
Bewährt hat sich's in Hunderten von Jahren,
An ihn knüpft sich Erinnrung fernster Zeit,
Daß nie ein Feind, wie mächtig er auch war,
Uns bleibend konnt' mit seinem Joch belasten,
So lange dieses Kleinod wir besaßen.
Die letzte Hoffnung, raube sie uns nicht!

Rosamunde fühlt, daß ihre Liebe zu Alboin, dem Ueberwinder und Mörder der Ihrigen, von ewigem Mistrauen vergiftet sein wird, daß sie beide daran unglücklich werden. Das soll nicht sein; sie beschließt, sich für ihn zu opfern; sie erscheint nach der Krönungsfeier mit dem Pokal und wirft ihn in die Flut, nachdem sie Gift aus demselben getrunken.

Unleugbar ist der Conflict dieser Tragödie, wenn er auch seiner Wildheit beraubt ist, doch tragischer als derjenige in „Isabella Orsini". Wenn auch die Sprache der Empfindungen fast durchweg eine moderne ist, so ist doch in Alboin auch der kräftige Barbar nicht ohne einen Anflug von Größe ausgeprägt und das Talent des Dichters zeigt sich in einer Menge feiner und sinniger Züge. So konnte die erste Begegnung des Helden mit der schönen Rosamunde nicht poetischer eingeleitet werden als durch die folgenden Reden Alboin's, in denen sich ein durch die plastischen Kunstformen des Südens erregtes Schönheitsgefühl ausspricht:

Alboin.
Als hierher wir zogen,
Entlang der Donau durch die weiten Strecken,
Wo einst die Römer herrschten, wo noch Trümmer
Von Tempeln stehn, Merkzeichen ihrer Größe,
Gelangten wir zu einem Hügel einst,
Den nicht Natur, den Menschenhand erhöht,
Und unsre Krieger, Schätze dort vermuthend,
Durchwühlen emsig ihn mit Speer und Schwert,
Und plötzlich tönt der Schrei: Ein Fund! Ein Fund!
Ich eile hin und blicke in die Tiefe,
Und was erblick' ich da? — Du güt'ger Gott!
(Immer wärmer und begeisterter.)
Da unten lag: wie Schnee so herrlich schimmernd,
Nein, lockender, gleich wie ein glänzend Schwert,
Ein Frauenbild aus Marmorstein gemeißelt.
Ein Kund'ger unter uns nannt' sie: Diana.
O, welch ein Anblick war's! — So üppig zart,
So lieblich quellend dehnten sich die Glieder,
Wenn auch nur Stein, man hätte schwören mögen,
Der Athem senk' und heb' den holden Busen.
Zum Glück blieb unversehrt das edle Haupt.
O, welch ein Antlitz war's: voll Kraft und Hoheit,
Und welche Stirne! welche vollen Lippen!
Wenn die gelebt einst, die, beim ew'gen Gott,
War niemals falsch, gewiß auch feige nicht!

Die große Scene zwischen Alboin und Rosamunde hat dichterische Schönheiten und dramatisches Leben. Die Diction ist markig, nicht zerflossen, und hier wie an vielen andern Stellen erinnert der stahlharte Metallklang der Verse an die gelungenen Strophen in Lingg's „Völkerwanderung". Dramatisches Talent und theatralisches Geschick im Verein lassen doppelt die Vorliebe des Verfassers für Stoffe bedauern, die nun einmal auf der Bühne der Gegenwart nicht Wurzeln schlagen können.

Das Lustspiel: „Schach dem König" von Hippolyt August Schaufert (Nr. 3) hat, nachdem es 1868 von der wiener Preiscommission den ersten Preis für das beste Lustspiel erhalten hatte, die Runde über die meisten deutschen Bühnen mit wechselndem Erfolg gemacht. Das Preisausschreiben hatte in Schaufert wenigstens ein frisches Talent ans Tageslicht gezogen; denn eine gesunde, nur oft zu sehr mit Shakspeare'schem Licht phosphorescirende Lustspielader ist in dem Stücke nicht zu verkennen.

Das Stück erscheint hier in der Gestalt, in welcher es den Preisrichtern vorgelegen, mit Ausnahme einer einzigen Aenderung; es zeigt seine fünf Acte in ihrer ganzen Ausdehnung, während die Bühnenbearbeitung deren nur vier ausweist. Es ist wahr, in der ersten Hälfte des Stücks zeigt sich kein großes Bühnengeschick, was Abgänge und Schlußwirkungen betrifft; in der zweiten fährt das Stück hierin mit vollern Segeln, da die Handlung selbst hier die komischen Wirkungen hervorruft. Trotz dieses Mangels an Bühnengewandtheit müssen wir bekennen, daß das Stück in der Gestalt, in der es im Druck vorliegt, auf uns einen bessern und vor allem bedeutendern Eindruck gemacht hat als bei der Aufführung und in seiner für die Bühne eingerichteten Gestalt. Wir haben die Nothwendigkeit nie verkannt, größere Werke einzurichten für einen Bühnenabend, zu kürzen und zusammenzudrängen; aber wir haben diese Nothwendigkeit stets für eine „traurige" gehalten und es nie begriffen, wenn Dramaturgen, die in diesen Kürzungen, Verstümmelungen und Zerfetzungen eine gewisse Routine erlangt haben, sich wegen dieser Polonius-Weisheit als Meister dramatischer Kunst preisen ließen und ihr dramaturgisches Rastrmesser zur Anbetung für die Gläubigen ausstellten. Wie viel das Werk des Dichters in seinem innersten Zusammenhang, in seinen feinen Gliederungen und Uebergängen oft unter diesem Herausbrennen und Schneiden leidet, ergibt freilich nur die genaue Vergleichung mit dem

Original. Würden wir die Schiller'schen und Shakspeare'schen Tragödien in den Bühneneinrichtungen wiedererkennen, wenn wir nicht aus eigenen Mitteln ihren Zusammenhang ergänzten? Wir haben oft einen Schauder empfunden vor den barbarischen Zugeständnissen, welche namhafte Dramaturgen dem Sitzfleisch des Publikums machten.

So bekennen wir offen, daß die Bühneneinrichtung des Schaufert'schen Stücks zwar manche Länge eines hin- und herspielenden shakspearesirenden Witzes, manchen matten Abgang und manche für die Ungeduld der Zeitgenossen hemmende Ausgiebigkeit dichterischen Ergusses, ja einzelne an den tragischen Stil streifende Wendungen, wie z. B. den Selbstmordversuch Calvert's, mit Glück beseitigt hat, daß aber auch die sorgfältigere Motivirung, die nicht blos in dem unbedingt Nöthigen liegt, daß eine Menge Stellen von echt dichterischer Schönheit, durch welche gleichzeitig die Charaktere, namentlich des Königs und der unternehmenden Harriet, innerlich vertieft werden, der äußern Nothwendigkeit der scenischen Einrichtung zum Opfer gefallen sind.

Der Stoff des Lustspiels ist aus den Zeitungen bekannt; es ist ein guter Lustspielstoff. König Jakob verbietet das Rauchen und schreibt ein Werk gegen dasselbe; alles an seinem Hofe raucht insgeheim; die Damen klagen die Männer an; der Geheimsecretär des Königs, Calvert, ergibt sich diesem Laster, wird vom König überrascht und aus dem Dienst gejagt, gerade als er mit Harriet, der Tochter eines Schiffsrheders, Hochzeit machen will. Noch dazu ist das Manuscript des Königs, die Philippika gegen das Tabackrauchen, verschwunden. Auf Calvert ruht der Verdacht, und dieser wird verhaftet.

Soweit sind die Fäden der Handlung gut eingeleitet, wenngleich diese Exposition viel Weitschweifiges hat und an Wiederholungen leidet. Jetzt beginnt eine amusantere Handlung; aber sie beginnt durch einen Saltomortale der Motivirung. Harriet will den Geliebten wieder frei machen. Der König hat erklärt, er werde Calvert nie zu Gnaden wieder annehmen, bis er selbst, der König, geraucht habe. Da faßt Harriet den Plan, ihn zum Rauchen zu bewegen. „König Jakob, ich nehme dich beim Wort! Schach dem König!" Es ist dies ein so unbestimmter, so aussichtsloser Plan, daß die ganze unerschrockene Bereitwilligkeit des Dichters dazu gehört, um ihn zum Ziele zu führen. Harriet lauert in Pagenkleidern dem Könige auf, der verkleidet aus dem Palaste schleicht, um sich zu überzeugen, ob man in London raucht. Hier trifft er Harriet, und sie gefällt ihm so, daß er den Pagen zur Begleitung mitnimmt und seine Bewunderung in einer Rede ausspricht, welche, wenn man sie gegen das Licht hält, ganz shakspearisch opalisirt:

Ich sag' Euch, Freund, am besten ist empfohlen,
Wen die Natur empfiehlt. Der Jüngling hier,
So arm er scheint, ist reich, denn in ihm wohnt
Das glückliche Geheimniß jener Macht,
Die Aug' und Ohr zu süßer Sklaverei
Verdammt, ja selbst den finstern Löwen Menschenhaß
Mit Lächeln zähmt und vor den Wagen fesselt.
Sprach je mehr Witz aus einem jungen Körper?
War je ein Körper würdiger geformt,
Den schönsten Geist zu spiegeln? Dem Krystall
Gleicht dieses Auge, auf der Wange blüht
Die zarte Rose unbefleckter Jugend;
Kein Tritt, kein Hauch, worum die Grazien
Nicht wüßten, und das Ganze, morgenfrisch,
Jetzt eine holde Knospe der Natur,
Verspricht den schönsten Mann.

Wenn es dem Dichter gelungen wäre, diesen ganz ins Blaue hinein gefaßten Plan Harriet's durch irgendeine Möglichkeit des Erfolgs zu assecuriren, so würde das Stück außerordentlich an innerm Zusammenhalt gewonnen haben. Der Zufall ist zwar im Lustspiel berechtigt; wo es sich aber um einen bestimmten Plan handelt, da wollen wir auch die Logik der Ereignisse im voraus mitberechnen; sonst wird keine Spannung hervorgerufen. In der Intrigue muß ein folgerichtiger Verstand liegen; der Zufall darf sie kreuzen, aber nicht vertreten. Wie kann Harriet wissen, daß sie dem Könige gefallen, daß er sie zur Begleitung auffordern wird? Welche Möglichkeit kann ihr vorschweben, den wüthenden Gegner des Tabackrauchens zur Ausübung der verhaßten Neuerung zu bestimmen?

Sind wir nun einmal mit beiden Füßen in das ziellose Abenteuer hineingesprungen, so triumphirt die gesunde Komik des Autors über unsere Bedenken. Es folgt eine Reihe von Scenen, die frisch entworfen und durchgeführt sind. Die Rauchscene des Königs, die Gefangennehmung Seiner Majestät wegen des Verdachts, ihr eigenes Manuscript gestohlen zu haben — das ist alles von komischer Wirkung; noch komischer die Pfeifensammlung, die der König bei seinen Hofleuten zusammenbringt und die durch sein eigenes Pfeifchen erst ihren Glanzpunkt erhält. Sehr humoristisch ist auch die Scene mit den Dieben, welche der König zu Taback begnadigt hat, um sie so an Gift sterben zu lassen, während dieselben in gemüthlichster Betrunkenheit nach Ablauf der verhängten Frist auf die Bühne kommen; und glücklich der Gedanke, daß der Narr das Manuscript des Königs gestohlen hat, um sich an der Lektüre zu erbauen. Der Dialog ist voll Mark und Frische, in dem vorliegenden Buchmanuscript oft dichterisch funkelnd, aber zu ängstlich im Schnitt der Gewandung Shakspeare's immerhin veraltetes äußeres Costüm befolgend in Witzreden und Gleichnißhascherei. Schaufert hat das Zeug, originell zu sein; warum sich an ein gefährliches, weil unnachahmliches Vorbild anlehnen? **Rudolf Gottschall.**

Poesie und Geschichte der Schweiz.

1. Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographischen und kritischen Einleitungen von Robert Weber. Drei Bände. Glarus, Vogel. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
2. Helvetia. Vaterländische Sage und Geschichte. Herausgegeben von Georg Geilfus. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 15 Holzschnitten. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von den ältesten Zeiten bis 1866 von A. Daguet. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der neubearbeiteten sechsten Auflage mit Nachtrag. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Die deutsche Einwanderung in die Schweiz, welche mit dem Anfang der dreißiger Jahre begonnen und seit dieser Zeit nicht aufgehört hat, wenn sie auch nicht immer gleichmäßig stark gewesen ist, konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. In den dreißiger Jahren waren es vorzüglich Studenten oder junge Literaten, welche sich in die Schweiz flüchteten, um den Verfolgungen ihrer Regierungen zu entgehen. Sie wurden mit offenen Armen aufgenommen, und zwar aus zwei Gründen. Gerade damals hatten in den größten Cantonen, in Zürich, Bern, Luzern, Aargau, Thurgau, St.-Gallen, Waadt u. a. m. Umwälzungen stattgefunden, infolge deren die alten aristokratischen Regierungen und Verfassungen gestürzt worden waren und neue freisinnige an ihre Stelle traten. Es ist begreiflich, daß man den jungen Männern gern eine Freistatt gewährte, die wegen der nämlichen Ideen verfolgt wurden, die in der Schweiz siegreich geworden waren. Es kam aber noch der weitere Umstand dazu, daß man diese jungen Leute gut gebrauchen konnte. Die aristokratischen Regierungen hatten nämlich für die Volksbildung nicht nur nichts gethan, sie hatten sogar dieselbe absichtlich zurückgehalten. Da die neuen Regierungen einsahen, daß die freien Verfassungen nur dann gegen Reactionen gesichert werden könnten, wenn das Volk geistig herangebildet wurde, so richteten sie ihre Augen zunächst auf die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Aber nun fehlte es an tüchtigen Lehrern, nicht blos für die Volksschulen, sondern auch für die höhern Unterrichtsanstalten. Die deutschen Flüchtlinge, welche meist Studenten waren oder die Universität schon absolvirt hatten, konnten gut verwendet werden, denn selbst diejenigen, welche nicht gerade Theologie oder Philologie studirt hatten, besaßen doch eine weitaus größere gelehrte Bildung als die meisten bisherigen Lehrer. Ihre Brauchbarkeit beschränkte sich aber keineswegs auf das Lehrfach, und viele wurden auch anderweitig verwendet. Die aristokratischen Regierungen hatten nämlich so ziemlich alle, die nicht zu den patricischen Geschlechtern gehörten, systematisch von den Staatsgeschäften ausgeschlossen, und insbesondere fanden die Bürger der kleinern Städte, der Flecken und Dörfer, unter welchen sich, wie sich später zeigte, viele intelligente Männer befanden, keinen Zutritt zu denselben. Als nun die neuen Regierungen sowie die ihnen untergeordneten Beamten meist gerade aus diesen Bürgern gewählt wurden, so war es begreiflich, daß viele ihrem Amt nicht gewachsen waren, weil ihnen jegliche Erfahrung mangelte. Man gab ihnen daher gern junge Leute bei, die zwar ebenfalls keine praktische Erfahrung hatten, dagegen eine theoretische Einsicht in die Staatsverhältnisse besaßen. Namentlich fanden deutsche Flüchtlinge in solchen Beamtungen Anstellung, welche bestimmte Kenntnisse voraussetzten, wie z. B. beim Forstwesen u. s. w.

Eine weitere, wenn auch bei weitem nicht so zahlreiche, aber in jeder Beziehung bedeutendere und einflußreichere Einwanderung fand statt, als die zwei Universitäten Bern und Zürich gegründet wurden. Für diese fehlte es namentlich an hinreichenden Kräften, und so wurde eine nicht geringe Zahl von deutschen Gelehrten in die Schweiz berufen, unter denen sich manche höchst ausgezeichnete Männer befanden, selbst solche, die in ihrer Wissenschaft schon den höchsten Rang einnahmen, wie z. B. der treffliche Oken, der dem Rufe um so lieber folgte, als er in München fortgesetzten Plackereien von seiten der despotischen Regierung ausgesetzt war. Um dieselbe Zeit wurden auch in vielen Cantonen die Gymnasien und Industrieschulen neu organisirt, und auch da zeigte sich das Bedürfniß, fremde Kräfte herbeizurufen, so in Bern, in Zürich, in St.-Gallen, in Luzern und selbst in den französischen Cantonen. Es leuchtet von selbst ein, daß eine so große Zahl tüchtiger oder auch nur jugendlich begeisterter Männer auf die Jugend und durch sie auch auf das reifere Alter großen Einfluß gewinnen mußte.

Leider wurde dieses glückliche Verhältniß nur zu bald gestört und zwar durch die Schuld der Deutschen. Es ist nämlich eine merkwürdige Erscheinung, daß die Deutschen, die in kurzer Zeit zu Engländern, zu Franzosen u. s. w. werden, wenn sie sich einige Jahre, oder auch nicht einmal so lange, in England oder Frankreich aufgehalten haben, sich in der Schweiz schwer, oft niemals acclimatisiren. So glücklich sich die Flüchtlinge gefühlt hatten, hier warme Gastfreundschaft und zugleich Lebensunterhalt gefunden zu haben, so fühlten sie sich doch bald unbehaglich. Sie konnten sich in die neuen Verhältnisse nicht schicken, es war ihnen nichts recht. Sie waren in ihrem Vaterlande vorzüglich deshalb verfolgt worden, weil sie in dieser oder jener Weise für die Einheit Deutschlands gekämpft hatten; und nun erblickten sie in der Schweiz die nämliche Kleinstaaterei. Sie hatten in den Hörsälen der Universitäten oder aus ihrer Lektüre Ideen über Staaten und Staatsverfassungen geschöpft, die mit den schweizerischen Zuständen in oft grellem Widerspruch standen; sie hatten sogar in ihrer Verblendung gehofft, daß die Schweiz sie mit Gewalt wieder in ihre Heimat zurückführen würde. Als sie sich nun nach allen Seiten so bitter getäuscht sahen, suchten sie der Schweiz Verlegenheiten zu bereiten, damit diese gezwungen werde, einen Krieg anzufangen. So wurde der Savoyerzug organisirt, der ein so schmähliches Ende nahm. Dies konnte die Eidgenossenschaft natürlich nicht so hingehen lassen; sie verwies alle diejenigen aus ihren Grenzen, welche am Savoyerzuge theilgenommen hatten, sowie diejenigen, welche auf irgendeine Weise die Schweiz mit den benachbarten Mächten in

Conflict zu bringen suchten. Aber es blieb, wie zu erwarten war, nicht dabei; das unsinnige Benehmen der meisten Flüchtlinge führte auch einen gänzlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbei, die man bisher von den Deutschen gehabt hatte; und wenn ein berner Staatsmann früher einmal die freilich sehr thörichte Ansicht geäußert hatte, daß, wenn sich zwei ganz gleichberechtigte Bewerber um eine Stelle meldeten, ein Deutscher und ein Schweizer, man dem erstern den Vorzug geben müsse, so war jetzt die Stimmung im ganzen Volke den Deutschen feindselig geworden. Die frühere Neigung war in den vollständigsten Haß umgeschlagen, sodaß selbst die verständigern Flüchtlinge, die an den Umtrieben keinen Antheil genommen hatten, ja sogar die Lehrer an den Universitäten und den übrigen Unterrichtsanstalten, die ebenfalls jenen Umtrieben fremd geblieben waren, nur mit Mistrauen behandelt wurden und den Einfluß einbüßten, den sie gewonnen hatten.

Mit der Zeit verlor sich allerdings dieser Haß und diese feindselige Stimmung, besonders als die Deutschen sich immer mehr in die schweizerischen Verhältnisse hineinlebten und an den nationalen Bestrebungen lebendigen und verständigen Antheil nahmen. Dieser Umschwung trat namentlich zur Zeit der Freischarenzüge ein, an welchen sich eine Anzahl Deutsche betheiligten, und des Sonderbundsfeldzugs, wo die Deutschen sich überall für die liberale Partei erklärten. Nicht wenig trugen auch die Revolutionen in den verschiedenen deutschen Ländern bei, den Schweizern eine bessere Meinung von der Thatkraft der Deutschen zu geben; auch zögerte die Eidgenossenschaft nicht, die provisorische Centralregierung anzuerkennen. Zwar zeigte diese bald ihre Unfähigkeit auch der Schweiz gegenüber. Während sie nämlich bei den großen Mächten vergeblich um Anerkennung bettelte, während sie es nicht einmal dahin bringen konnte, daß ihr Gesandter, der berühmte Herr von Raumer, bei der republikanischen Regierung in Frankreich Zutritt erhielt, trat sie der kleinen Schweiz mit einer Anmaßung gegenüber, die sich nur daraus erklären läßt, daß sie sich an derselben wegen der von den Großmächten erfahrenen Verachtung rächen wollte. Es hatten sich nämlich einige Anhänger der frühern Zustände in die Schweiz geflüchtet, und unterhielten von dort aus Verbindungen mit ihren Gesinnungsgenossen in Deutschland. Da schickte das Parlament einen Gesandten in die Schweiz, der ungefähr auf dieselbe Weise drohte, wie es in den dreißiger Jahren die absoluten Mächte gethan hatten. Dies mußte natürlich böses Blut machen, und der Haß gegen alles Deutsche hätte ohne Zweifel wieder zugenommen, wenn nicht bald darauf das Parlament nebst seiner Centralregierung ein klägliches Ende genommen hätte. Das Mitleid gegen die neuerdings Verfolgten drängte jede feindselige Stimmung zurück, um so mehr, als sich die neuen Flüchtlinge im allgemeinen anständig und klug benahmen. Da die Deutschen auch im neuenburger Handel sich offen zu Gunsten der Schweiz erklärt hatten, so verschwand die Abneigung gegen die Deutschen immer mehr; und wenn sich auch jetzt noch feindselige Stimmen hören lassen, so rühren sie beinahe ohne Ausnahme von solchen Persönlichkeiten her, welche es den schweizerischen Regierungen nicht verzeihen können, daß sie ihnen bei Anstellungen tüchtigere Deutsche vorgezogen haben. Man legt aber um so weniger Gewicht auf ihre Aeußerungen, als es dieselben sind, welche ein lautes Jammergeschrei erheben, wenn die züricher Regierung einen tüchtigern Berner anstellt, obschon sich ein unfähiger Züricher gemeldet hat, und so umgekehrt.

Obgleich seit den dreißiger Jahren ein ganzes Menschenalter vorübergegangen war, so konnte doch die Schweiz bis in die neueste Zeit der fremden, namentlich deutschen Gelehrten nicht entbehren; dies zeigte sich auf das schlagendste, als das eidgenössische Polytechnikum gegründet wurde, dessen Lehrstühle nur durch Berufung einer großen Anzahl deutscher Gelehrten gut besetzt werden konnten. Aber auch an die Universitäten und Gymnasien werden immer wieder Deutsche berufen. Denn wenn schon jetzt viel mehr junge Leute studiren, als es früher der Fall war, so widmen sich doch die meisten derselben irgendeinem praktischen Beruf, sie werden Advocaten, Aerzte, Pfarrer oder Beamte; ja gar manche treten in Geschäfte ein, denen sie durch ihre höhere geistige Bildung öfters einen bedeutenden Aufschwung geben. Die wenigsten widmen sich dem Lehrerberuf, und so kommt es, daß die höhern Unterrichtsanstalten noch vielfältig fremde Kräfte in Anspruch nehmen müssen.

Der Einfluß, den die deutsche Einwanderung vorzüglich durch den wissenschaftlich gebildeten Theil derselben gewonnen hat, ist unbestreitbar; er läßt sich schon durch den einzigen Umstand beweisen, daß der Gebrauch der hochdeutschen Sprache tagtäglich mehr zunimmt. Während vor 30—40 Jahren selbst Personen aus den höhern Ständen, aus den aristokratischen Familien sich nicht nur nicht in hochdeutscher Sprache ausdrücken konnten, sondern nicht einmal eine hochdeutsche Rede verstanden, sprechen jetzt in den Städten nicht nur die gebildeten Stände, sondern auch Arbeiter und dienende Personen hochdeutsch, ja viele Schweizer beweisen, daß sie echt deutsches Blut haben, indem sie sich ihrer Muttersprache schämen und sich stellen, als ob sie das schöne und kräftige Schweizerdeutsch nicht mehr sprechen können, wenn sie sich ein paar Monate in Deutschland aufgehalten haben, wie die meisten jungen Mädchen ihre Sprache durch Einmischung zahlreicher französischer Wörter verunstalten, wenn sie eine Zeit lang in einer „welschen" Pension gewesen sind.

Von größerer Bedeutung ist der Einfluß, den die deutsche Einwanderung auf die geistige Bildung gewonnen hat, und der sich vor allem darin kundgibt, daß sich die Schweiz von Tag zu Tag mehr an den Bewegungen und Fortschritten der deutschen Wissenschaft betheiligt. Zwar hat die Schweiz von jeher große Gelehrte gehabt, wir erinnern nur an die Gesner, Bernoulli, Euler, Wyttenbach, Hottinger u. a. m., und was die schöne Literatur betrifft, an die Haller, Bodmer, Breitinger, Geßner u. s. w., aber alle gehören beinahe ohne Ausnahme in frühere Jahrhunderte, und wenn auch aus dem jetzigen manche bedeutende Gelehrte zu nennen sind, die zu den ersten in ihrer Wissenschaft gezählt werden müssen, wie der Philolog Orelli, der Naturforscher Heer u. s. w., so gehören sie meist in die neuere Zeit, und sie haben sich daher unter dem vorwiegenden Einfluß der deutschen Wissenschaft gebildet.

Am bedeutendsten vielleicht ist der Einfluß der Deutschen auf die Entwickelung und Ausbildung der Poesie gewesen. Während der großartige Umschwung, den die deutsche Dichtkunst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm, zum großen Theil von der Schweiz ausging und die Namen Bodmer, Breitinger, Haller immer eine höchst bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur bewahren werden, während in der zweiten Hälfte Zimmermann, Salomon Geßner, Lavater und Pestalozzi höchst einflußreich wurden, so haben im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts nur wenige Dichter, Salis, Usteri und J. B. von Albertini Bedeutung erlangt, und die Dichtungen wurden sogar erst nach ihrem Tode in den dreißiger Jahren veröffentlicht, also erst als das deutsche Element in der Schweiz Einfluß gewann. Zwar haben gerade zwei der bedeutendern unter den neuern Dichtern, A. E. Fröhlich und K. R. Tanner, ihre Poesien noch vor Ende der zwanziger Jahre veröffentlicht; allein auch diese hatten sich auf deutschen Universitäten deutsche Bildung angeeignet, und zudem hatten mehrere Deutsche, die schon um diese Zeit in die Schweiz geflüchtet waren, namentlich der bekannte Follen, nach ihrem eigenen Geständniß auf ihre poetische Production wesentlichen Einfluß ausgeübt.

War somit die Beschäftigung mit der Dichtkunst bis zu den dreißiger Jahren im ganzen sehr gering, und traten nur sehr wenige Dichter auf, bei denen man von wirklichem Talent sprechen konnte, so nimmt sie seitdem einen merkwürdigen Aufschwung, der sich nur aus dem Einfluß der deutschen Einwanderung erklären läßt. Hier sprechen, wie immer, Zahlen am besten. Robert Weber hat in seiner „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" (Nr. 1) von 1700—1830 nur siebzehn Dichter zu nennen gewußt, während er für die Zeit von 1830—65 nicht weniger als vierundneunzig anführt, unter denen sich freilich manche Dichterlinge befinden, aber doch auch eine Reihe solcher, die man als echte Dichter begrüßen darf, so die Lyriker Gottfried Keller, Edward Dorer, Pater Gall Morel, Karl Morel, Hagenbach, die Frau Meta Heußer-Schweizer und Meyer-Merian; die Epiker Reithard, Salomon Tobler, Bornhauser, Balthaser Reber, Corrodi; den Dramatiker Joseph Victor Widmann und die Roman- und Novellendichter Bitzius (Jeremias Gotthelf), Haberstich (Bitter), Alfred Hartmann und Jakob Frey: Dichter, die sämmtlich auch in Deutschland theils schon Anerkennung gefunden haben, theils Anerkennung zu finden verdienen. Auch unter den übrigen wären manche zu nennen, welche ein hübsches, wenn auch beschränktes Talent besitzen, so Eduard Dössebel, Fr. H. Oser, Konrad Meyer u. a. m., vor allen aber der geniale, leider zu früh verstorbene Architekt J. G. Müller.

Das vorliegende Werk verdient schon deshalb unsern Dank, weil es geeignet ist, das in Deutschland herrschende Vorurtheil, als ob aus der Schweiz nichts Gutes kommen könne, in seiner Nichtigkeit zu zeigen; und der Herausgeber führt folgende Stelle aus Bodmer:

> Hier ist poetisches Land, das die Gabe vom Himmel empfangen,
> Dichter in seinem Schos zu gebären! —

mit vollstem Rechte an, sowie eine andere von Haller:

> Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
> Kann nicht an Geist unfruchtbar werden:
> Wer frei darf denken, denket wohl.

Auch gebührt dem Herausgeber unsere Anerkennung, daß er meist gute und richtige biographische und bibliographische Notizen über die einzelnen Dichter gegeben hat; auch die Beurtheilungen der verschiedenen Dichter und Dichtungen sind zu loben; doch verfallen sie nicht ganz selten in Phrasenhaftigkeit und sind hier und da von persönlicher Zu- und Abneigung eingegeben. Von Beschränktheit zeugt, daß der Herausgeber diejenigen Dichter nicht mit aufgenommen hat, die zwar nicht in der Schweiz geboren sind, aber nicht blos durch langen Aufenthalt, sondern auch durch Aufnahme in das Bürgerrecht, vorzüglich aber durch ihre Gesinnung Schweizer geworden, die sogar zum Theil von Einfluß auf die Geschicke der Schweiz gewesen sind. Zählen doch die Franzosen Friedrich II., die Deutschen A. von Chamisso zu den Ihrigen; und ein Zschokke, ein Bronner, L. A. Follen, Wackernagel, Ettmüller u. a. m. sollten nicht als schweizerische Dichter gelten, obgleich ihre Dichtungen meist in der Schweiz entstanden sind und zum Theil sogar schweizerische Verhältnisse behandeln? Das heißt die Schweiz eines nicht kleinen Ruhms berauben. Was würde Weber sagen, wenn es einem engherzigen Deutschen einfiele, in einer Geschichte der deutschen Literatur die schweizerischen Minnesinger aus der Zeit der Burgunderkriege, den Sänger derselben, Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, aus der Reformationszeit Zwingli und Manuel, aus dem 18. Jahrhundert Haller, Bodmer, Breitinger, Zimmermann, Pestalozzi, Lavater, J. von Müller u. s. w. auszulassen, weil sie in der Schweiz geboren sind?

Diese Beschränktheit hängt freilich damit zusammen, daß Weber mit den Wörtern „Nation" und „Nationalliteratur" einen falschen Begriff verbindet. Die Schweizer sind keine Nation, sondern eine Verbindung von vier verschiedenen Nationalitäten. Sind aber die Schweizer in ihrer Gesammtheit keine Nation, so sind es die deutschen Schweizer, für sich betrachtet, noch viel weniger; sie sind ein Stamm des deutschen Volks, sie sind Deutsche, wenn auch mit den übrigen deutschen Stämmen nicht mehr in Staatsverbindung. Sie wollen auch entschieden Deutsche sein, wenn sie gleich, was ihnen keineswegs zu verdenken ist, unter keiner Bedingung mit dem übrigen Deutschland in eine andere als eine rein diplomatische Verbindung treten wollen, ebenso wenig als die französischen Schweizer (mit Ausnahme vielleicht einiger fanatischen Ultramontanen) sich von Frankreich möchten annectiren lassen. Die deutschen Schweizer wollen Deutsche sein; dies hat unter anderm der Altlandammann Baumgartner, der bekanntlich die Deutschen nicht wenig haßte, zu einer Zeit öffentlich ausgesprochen, als gerade die Hetze gegen die Flüchtlinge ihren Höhepunkt erreicht hatte. Es war dies im Jahre 1838 bei dem eidgenössischen Freischießen in St.-Gallen, und zwar sprach er es aus, wenn wir recht berichtet sind, als Entgegnung auf eine Rede des Prinzen Ludwig Bonaparte, jetzigen Kaisers der Franzosen, der damals thurgauer Bürger und Schulrathspräsident seiner heimatlichen Dorfgemeinde war, aber auch

als solcher weder den Prinzen noch den Franzosen vergessen konnte.

Sind aber die Schweizer keine Nation, sondern nur ein Theil der großen deutschen Nation, so kann auch von keiner Nationalliteratur der deutschen Schweiz die Rede sein, ebenso wenig als man von einer bairischen oder koburgischen oder schwäbischen oder frankfurter Nationalliteratur sprechen kann, oder von einer elsassischen, obgleich das Elsaß auch staatlich nicht mehr zu Deutschland gehört. Wäre das Staatsverhältniß in dieser Hinsicht maßgebend, so dürfte man seit 1866 nicht einmal mehr von einer deutschen Literatur sprechen, sondern nur von einer norddeutschen, österreichischen, bairischen, würtembergischen, badischen und fürstlich lichtensteinischen Nationalliteratur. Von einer schweizerischen Nationalliteratur zu sprechen ist ebenso abgeschmackt, als von einer katholischen, protestantischen oder jüdischen. Ganz anders wäre es freilich, wenn die schweizerischen Schriftsteller, nicht blos die Dichter, sammt und sonders im schweizerischen Dialekt geschrieben hätten, und höchstens ausnahmsweise in hochdeutscher Sprache; aber es ist bekanntlich dies nicht der Fall, sondern umgekehrt sind selbst die Dichtungen nur ausnahmsweise in der Mundart geschrieben. So kann man wol von einer holländischen Nationalliteratur reden, obgleich die Holländer auch ein deutscher Volksstamm sind, weil alle ihre Schriften in holländischer Sprache abgefaßt sind.

Weber sagt zwar:

Es ist von vornherein schon wahrscheinlich, daß ein Volk, welches einen so eigenthümlichen Boden bewohnt, welches eine so besondere, durch Großthaten ausgezeichnete fünfhundertjährige Geschichte besitzt, und das politische Institutionen geschaffen hat, welche heute die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Völker auf sich ziehen, auch seiner Literatur ein besonderes Gepräge aufgedrückt hat.

Das wäre eben zu beweisen. Zwar fügt er hinzu: „Wir versparen eine größere Abhandlung über den Charakter schweizerischer Literatur im allgemeinen und die poetisch-literarische Aufgabe der Zukunft auf den Schluß unsers Werks“; diese Abhandlung ist jedoch dem letzten Band nicht beigegeben worden; und was er noch in der Vorrede zur Unterstützung seiner Ansicht sagt, ist nicht stichhaltig. Daß die Dichter die Großthaten der Vorfahren besungen, daß sie auch die Natur in den Bereich ihrer Poesie gezogen haben, das gibt ihnen noch lange nicht ein besonderes Gepräge, einen eigenthümlichen Charakter, was schon deshalb nicht möglich ist, weil sich bei den meisten nachweisen läßt, daß sie Goethe, Schiller, Platen, Rückert, Uhland, Heine u. s. w. studirt und, wenn auch zum Theil selbständig und schöpferisch, doch im Sinne dieser Vorbilder gedacht und gedichtet haben.

Wir sind keineswegs gesonnen, den Herausgeber des vorliegenden Werks zu tadeln, daß er es unternommen und durchgeführt, vielmehr halten wir es für durchaus verdienstlich, nur durfte er nicht die schweizerische Literatur der deutschen entgegensetzen und dadurch zu falschen Begriffen verleiten.

Was die Ausführung betrifft, so glauben wir, daß er füglich manchen Dichterling hätte übergehen können und sollen, manchem einen kleinern, andern einen größern Raum widmen dürfen, daß er — und dies ist wol das Tadelnswertheste — manchen hätte aufnehmen sollen, den er übergangen hat. Wir haben hier nicht blos die geborenen Deutschen im Auge, von denen schon die Rede gewesen ist, sondern geborene Schweizer. So hätte er wol von der blinden Luise Egloff ausführlicher sprechen, dem begabten Joseph Victor Widmann einen größern Raum widmen und biographische Notizen von demselben geben sollen, da dieser es weit mehr werth war als zwanzig andere, von denen er ausführliche Mittheilungen macht.

Die Auswahl der Dichtungen ist im ganzen verständig; manchmal hätten wir gewünscht, daß der Herausgeber statt dieses oder jenes Gedichts ein anderes gewählt hätte; allein es wäre unbillig, darüber mit ihm zu rechten, da wir doch nur unsere individuelle Ansicht der seinen entgegensetzen können, und er wol Gründe für die seinige hat, wie wir für die unserige.

Ein wesentlicher Mangel des Buchs ist, daß es am Schluß kein allgemeines Namensverzeichniß hat und daß die Verzeichnisse der einzelnen Bände nicht alphabetisch geordnet sind, wodurch das Nachsuchen bedeutend erschwert wird. Sollte das Werk eine zweite Auflage erleben, was wir dem fleißigen Herausgeber wünschen, so möge er diesem Mangel wie auch die andern, die wir oben berührt haben, abhelfen.

Die Schweizer haben von jeher viel für die Geschichte ihres Landes gethan. Ihre alten Chroniken aus dem 15. und 16. Jahrhundert gehören zu den besten, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Die historischen Arbeiten aus dem 17. Jahrhundert stehen weit tiefer, auch im 18. Jahrhundert wurde bis auf Johannes von Müller wenig Bedeutendes geleistet; in der neuern Zeit dagegen hat die Schweiz eine Menge von trefflichen Geschichtswerken aufzuweisen, die sich freilich meist mehr durch gründliche Forschung auszeichnen als durch künstlerische Darstellung. Doch auch nach dieser Seite sind bedeutende Arbeiten erschienen, unter welchen wir zunächst die Fortsetzer der Geschichte der Eidgenossenschaft von Johannes von Müller nennen, Glutz-Blozheim, Hottinger und vor allen Monnard, der zwar nicht jene Fortsetzung, aber wol andere historische Werke in deutscher Sprache geschrieben hat. Zu den neuern Erscheinungen gehören die zwei Werke, deren Titel wir oben mitgetheilt haben. Das erste: „Helvetia“ von Geilfus (Nr. 2), ist vorzüglich für die reifere Jugend bestimmt, und diesem Zweck entspricht es auch vollkommen. Die „Helvetia“ ist nämlich nicht eine fortlaufende Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, sondern der Verfasser gibt in ihr eine Reihe von einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern, welche die wichtigsten Begebenheiten darstellen oder auch culturhistorisches Interesse gewähren. Verdienstlich sind namentlich die Biographien der bedeutendsten Männer, wobei sich der Verfasser nicht auf diejenigen beschränkte, welche auf das Staatsleben oder die kirchlichen Zustände Einfluß hatten, er hat auch diejenigen in den Bereich seiner Darstellung gezogen, welche als Schriftsteller hervorragen. Wir sind ganz damit einverstanden, daß er den großen Konrad von Gesner, Albrecht von Haller, J. J. Rousseau und Pestalozzi behandelt hat; aber daß er den trefflichen Iselin, den brugger Zimmermann, Johannes von Müller

u. a. m. nicht genannt hat, können wir nicht billigen, um so weniger, als gerade Biographien bedeutender Männer die schönste Anregung für die Jugend sind. Dagegen ist mit Lob zu erwähnen, daß der Verfasser auch die historische Sage berücksichtigt hat, und er hätte vielleicht nach dieser Seite noch mehr geben können.

Wenngleich das Buch vorzugsweise für die Jugend bestimmt ist, so kann es doch auch ältern und gereiftern Personen empfohlen werden. Die Geschichte eines kleinen Volks, das sich durch seinen Muth und seinen praktischen Sinn die Selbständigkeit erringt und jahrhundertelang unter den schwierigsten Verhältnissen sichert, das selbst aus den gewaltigsten innern Stürmen neu gekräftigt hervorgeht, das endlich auch im Innern die politische und bürgerliche Freiheit zu erringen weiß, ist lehrreicher als die Geschichte großer Staaten, in denen das herrschende Geschlecht alles, das Volk wenig oder nichts ist. Der bekannte Tourist und Reisebeschreiber Kohl spöttelt in seiner „Reise durch die Schweiz", daß J. Zellweger die Geschichte seines Cantons Appenzell in acht dicken Bänden beschrieben habe. Hätte Kohl dieses Werk gelesen (dessen fünf letzte Bände nur aus Urkunden bestehen), so würde er wol seinen Spott unterdrückt haben, denn er würde gesehen haben, daß das kleine appenzellische Volk eben eine große, eine bedeutungsvolle Geschichte hat, die durch Fülle und Mannichfaltigkeit der Begebenheiten, durch Tüchtigkeit und selbst Großartigkeit der auftretenden Persönlichkeiten das höchste Interesse gewährt. Und nicht blos Appenzell, sondern jeder einzelne Canton hat seine eigene, unabhängige Geschichte, wenn auch seit der Stiftung des ersten Bundes eine Verbindung zwischen den einzelnen Ländern bestand. Und eben deshalb, weil jeder Canton seine eigene Geschichte hat, ist es ebenso verkehrt als hoffentlich fruchtlos, die Eidgenossenschaft vollständig zu centralisiren. Wir wollen hoffen, daß dieser Gedanke, der vorzüglich in den Köpfen der jüngern Generation spukt und den ihr ihre deutschen Lehrer auf deutschen oder schweizerischen Hochschulen eingeflößt haben, an dem gesunden Sinn des Volks scheitern wird, das sich freilich schon öfters hat verleiten lassen, in die Ideen einzugehen, welche deutsche Philosophen und Politiker hinter ihrem Ofen ausgesonnen haben, und die ihre schweizerischen Schüler unter ihrem Volke zu verbreiten suchten. Wenn wir oben gesagt haben, daß die deutsche Einwanderung von günstigem Einfluß auf wissenschaftliche und poetische Bildung der Schweizer gewesen ist, so müssen wir dagegen auf das entschiedenste behaupten, daß sie bezüglich der politischen Entwickelung von großem Nachtheil war und noch ist.

Ehe wir die „Helvetia" verlassen, müssen wir noch eines lobenswerthen Abschnittes derselben gedenken, desjenigen nämlich, der alle Bundesbriefe und Urkunden, von der ersten an (1. August 1291) bis zu der letzten (12. September 1848), im ganzen 19, mittheilt. Es läßt diese Sammlung schon einen tiefen Blick in die Entwickelung der Eidgenossenschaft werfen; ja man kann sie ohne dieselbe nicht gründlich verstehen.

Die „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" von Daguet (Nr. 3) ist eine der tüchtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, und wir wollen auch gleich hinzufügen, daß die deutsche, oder wie Hagnauer schreibt, teutsche Uebersetzung sehr wohl gerathen ist; er hat den einfachen, klaren und doch gehobenen Stil des französischen Originals mit Glück wiedergegeben, und so sind auch die von ihm herrührenden Zusätze eine wirkliche Bereicherung des Buchs. Bei der Beurtheilung eines Geschichtswerks sind zunächst viererlei Punkte ins Auge zu fassen. Man hat sich zu fragen, ob die Berichte auf Quellenstudium beruhen und die Begebenheiten richtig aufgefaßt sind; zweitens, ob die Anordnung des Stoffs übersichtlich und so gehalten ist, daß das Wesentliche lebendig hervortritt, daß sich der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung klar zeichnet; drittens, ob der Stil und die Darstellung auch schön sei und dem Gegenstande entspreche, und endlich viertens, ob der Verfasser bei der Behandlung von einem höhern Sinn geleitet worden sei. Den dritten Punkt haben wir bereits beantwortet; was die zwei ersten betrifft, so kann dem Werke Daguet's nur das ungetheilteste Lob ertheilt werden. Ueber den vierten Punkt erklärt sich der Verfasser selbst im Vorwort auf folgende Weise:

> Das Schweizervolk nimmt freilich nur einen kleinen Raum auf dem Erdball ein. Allein wie ein beredter Geschichtschreiber sagt: „Kein Vaterland ist klein."
>
> Auch Griechenland war auf der Karte der alten Welt ein kleiner Fleck. Gab es jemals ein reichhaltigeres und ruhmvolleres Land?
>
> Ohne sich der Heimat der Leonidas, der Themistokles, der Perikles und der Sokrates gleichstellen zu wollen, kann dennoch die Schweiz sich rühmen, große Männer jeder Art erzeugt und große Dinge vollbracht zu haben, unter welchen voransteht, daß sie ihre Unabhängigkeit zu erringen und zu bewahren vermocht hat, während so viele mächtigere Freistaaten unter das Joch der benachbarten Fürsten fielen. „Wären unsere Voreltern nicht Männer gewesen, was würden wir sein?"
>
> Wilhelm Tell und die andern Stifter des Schweizerbundes, und nach ihnen Rudolf von Erlach, Winkelried, Nikolaus von Flüe, Zwingli, Konrad Gesner, Schultheiß Wengi, Albrecht Haller, und in der zeitgenössischen Geschichte Alois Reding, Schultheiß Steiger, Johannes Müller, Pestalozzi, Lavater, Laharpe, Fellenberg, Girard, Troxler, Vinet waren ungewöhnliche Männer; sie haben der Schweiz in Politik, Literatur, Religion, Geistesbildung eine schöne Stelle an dem Lichte der Geschichte verschafft. Und wenn auch die großen Persönlichkeiten unserm Ruhme fehlen sollten, unser Volk wäre immerhin groß genug; denn das Volk selbst ist es, welches bei uns die denkwürdigsten Thaten verrichtet hat. Die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft ist vor allem eine nationale und republikanische. Ihre Abschnitte bestimmen sich weder nach der Regierung eines Herrschers, noch nach der Verwaltung eines allmächtigen Ministers, noch nach der Dictatur eines siegreichen Feldherrn.
>
> Drei Grundgedanken walteten vor bei der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft: Gott, Freiheit und Achtung des Rechts. Es ist auch unter dem Einfluß dieser großen Gedanken und gleichsam beim Lichte dieser drei Sterne dieses moralischen Gesichtskreises, daß wir die Seiten des vorliegenden Werks verfaßt haben. Unsere Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft ist vor allem ein unbefangenes Buch, ohne vorgefaßte Absicht, zu Gunsten irgendeiner Lehre oder Partei, betreffend Religion oder Politik, herabzusetzen oder zu schmeicheln. Auch wird sie niemand Anstoß geben können als jenen Ausschließlichgesinnten, welche in den Jahrbüchern der Vergangenheit nur eine Streitwaffe in den heißen Kämpfen der Gegenwart, oder eine Vertheidigungsrede zu Gunsten eines vorgefaßten und mit einer blinden und unduldsamen Verehrung gehegten Systems erblicken.

Und was der Verfasser in diesem Vorworte versprochen, das hat er in der Durchführung seines Werks auf das lobenswertheste gehalten: Mäßigung und Unparteilichkeit hat er auch in den Stellen bewiesen, wo mancher andere sich von gerechtem Zorne gegen Falschheit und Heuchelei hätte hinreißen lassen. Ebenso wenig läßt er sich von den zur Mode gewordenen Zweifeln an der Wahrheit der volksthümlichen Ueberlieferungen verführen, und weiß den allerdings oft blendenden Scheingründen sehr verständige und überzeugende Gegengründe entgegenzusetzen. Er sagt (S. 105):

Die Volksdichtung darf nicht mit der Fabel vermengt werden. Die Sage oder nationale Ueberlieferung in Wort, Schrift oder Lied hat eine geschichtliche Grundlage. Und ungeachtet ihres eigenthümlichen epischen und wunderhaften Tons drückt sie oft mit mehr Wahrheit den Geist einer Zeit oder eines Volks aus, als die gelehrte, aus trockenen Urkunden herausgearbeitete Geschichte. Das hat die Schule der Zweifler wol zu sehr vergessen, von meinem Landsmann Guilliman an bis auf Kopp von Luzern, der heute das Haupt derselben ist. Der erstere behauptet, daß der angeerbte Haß der Schweizer gegen die Oesterreicher viele übertriebene Erzählungen geschaffen habe. Allein er vergißt uns zu sagen, wie dieser Haß eines ganzen Volks entstanden sei. Niemand, glaube ich, hat den Eindruck, welchen die Geschichte Wilhelm Tell's auf einen unbefangenen Geist macht, besser zusammengefaßt als Georg von Wyß in folgender Stelle eines zu Zürich gehaltenen Vortrags: Das Ganze ist seinem Grundgedanken und Wesen nach der wirklichen Geschichte der Länder gemäß; in allen Einzelheiten aber, in Zeitangaben, Ort, Namen ein Gemisch wirklicher Erinnerungen und ergänzender Erfindung, das unsere Urkunden weder bestätigen können, noch in Bausch und Bogen als Unwahrheit zu bezeichnen zwingen.

Daß ein Wilhelm Tell wirklich gelebt hat, wird durch eine Sage auf merkwürdige Weise bestätigt. Gewöhnlich werden als erste Stifter des eidgenössischen Bundes Arnold von Melchthal, Arnold Stauffacher und Walther Fürst, als der dritte werden von verschiedenen andere genannt; in dem bekannten Urner Schauspiel heißt er Wilhelm Tell, und in der Volkssage heißen die drei Befreier „die drei Tellen", von denen sie Aehnliches berichtet, wie die deutsche Sage vom Kaiser Barbarossa, nämlich, daß sie in einer Höhle schlafen und einst, wenn es noththut, wieder erwachen und dem Lande zu Hülfe kommen werden.

Wenn auch die Chroniken und andere Ueberlieferungen, welche von Tell als dem Befreier der Schweiz sprechen, erst aus dem 15. Jahrhundert stammen, also etwas über anderthalb Jahrhunderte später sind, als die Befreiung stattgefunden hat, so ist es geradezu unmöglich, daß diese Berichte, die von verschiedenen beinahe zu gleicher Zeit mitgetheilt werden, von denselben erfunden worden seien, was an sich schon deswegen nicht denkbar ist, weil sie jedenfalls damals schon Widerspruch gefunden hätten. Sie beruhten also auf Ueberlieferungen, ob mündlichen oder schriftlichen, ist am Ende gleichgültig, und es können diese Ueberlieferungen nicht erst kurze Zeit vor der Abfassung jener Chroniken entstanden sein, da sie schon im ganzen Volke der Waldstädte verbreitet waren.

Wir schließen unsern Bericht, indem wir das Werk Daguet's auf das wärmste empfehlen. Wenn er es auch vornehmlich mit Rücksicht auf seine schweizerischen Landsleute schrieb, hat er es doch so gehalten, daß es in Inhalt und Form auch bei deutschen Lesern warmes Interesse erregen muß.

Unterhaltungslektüre.

1. Das Geheimniß des Arztes. Criminalroman von Ponson du Terrail. Berlin, Mecklenburg. 1868. 8. 20 Ngr.

Ein Roman, der sich an eine geheime Geburt knüpft und schon deshalb von einem gewissen Interesse ist. Die Ereignisse, welche sich an die heimlichen Quartale junger Damen, auch verheiratheter, in Privat-Entbindungsanstalten knüpfen, sind ohne Ausnahme interessant, nicht etwa weil sie stets mit „interessanten Umständen" verbunden sind, sondern weil stets zweckmäßige und unzweckmäßige Anstrengungen erforderlich sind, um das Geheimniß zu wahren, ja um die Pensionsgelder zusammenzubringen und für die Zukunft des unerlaubten kleinen Weltbürgers wenn auch nur einigermaßen Sorge zu tragen. Scheußlichkeiten der raffinirtesten Art werden vielfach, fast ebenso offenkundig vor den Augen der Gerichte als der unglücklichen oder demoralisirten Aeltern vollführt, um den Stehimwege beiseite zu schaffen, und oft ist es ebenso vergeblich als gefährlich, zu Gunsten des Lebens zu interveniren, das irgendein anderes Leben in seiner Sicherheit beeinträchtigen könnte. Auch in dem uns vorliegenden Romane wird gehörig intriguirt und gefürchtet und gefahndet, besonders ist der Charakter des Engländers mit großer Naturtreue gezeichnet. Manches andere ist nicht neu, aber alles ist gut erzählt, und da die Erzählung ein befriedigendes Ende findet, so wird sie sicher auch die Mehrzahl der Leser durchaus zufriedenstellen.

2. Bilder aus meiner Praxis. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines schwedischen Arztes. Von Anders Lundeberg. Deutsch von August Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 8. 3 Thlr.

Diese Mittheilungen sind unverkennbar auf das treueste, wenigstens auf das ehrlichste nach dem trivialen Alltagsleben photographirt und besonders von Interesse, weil nicht jeder Leser Arzt und nicht — schwedischer Arzt ist. Wir lernen die ganze Misère in den kleinen schwedischen Städten kennen, in denen ohne die allervollkommenste Resignation nun einmal nicht zu leben ist. Der Verfasser ist der Hauptheld, wenigstens knüpft der Erzähler die Ereignisse, die er dem Publikum vorträgt, mit oft reizender Naivetät an seine Person, mit der man denn gut thut, wenn man bis zu Ende lesen will, sich von vornherein zu befreunden. Die Primadonna des Buchs, die er schon in ihrer Blütezeit hätte heirathen können, wenn er Courage gehabt hätte zuzugreifen, wird ihm erst,

nachdem sie aus einer übeln Ehe Witwe geworden ist, zutheil, aber das Paar ist glücklich und die Frau lobt auf den letzten Seiten ihren Mann, wenigstens erträgt sie es, daß er ihre Liebesleiden und -Freuden so hübsch auftischt:

Und hinter mir steht sie, welche mein ganzes Leben mit einem neuen heitern Element erfüllt hat. Sie möchte gern diese letzten Worte ausstreichen, denn sie steht, wie ich eben gesagt, hinter mir und liest über meine Schulter hinweg, aber sie darf nicht, denn die Worte sind wahr, und ich habe mir bei dieser Arbeit vor allen Dingen die Aufgabe gestellt, mich streng an die Wahrheit zu halten.

Wir glauben dem Verfasser und haben demgemäß ein Stück aus der Krähwinkelei schwedischen Kleinbürgerlebens vor uns.

3. Der Jäger von Königgrätz. Historische Erzählung aus dem Kriege im Jahre 1866. Von Ernst Pitawall. Berlin, Große. 1868—69. Gr. 8. In 40 Lieferungen zu 3 Ngr.
4. Maria Stuart. Historisch romantische Geschichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland von E. Pitawall. Berlin, Große. 1868—69. Gr. 8. In 30 Lieferungen zu 4 Ngr.
5. Die Jungfrau von Orleans. Historisch romantische Geschichte von S. Graf Grabowski. Berlin, Große. 1868—69. Gr. 8. In 35 Lieferungen zu 4 Ngr.

Vorstehende Unterhaltungslektüre habe ich von der Magd in der Küche wiegen lassen, und kann beschwören, daß die drei Romane ungebunden fast fünf Zollpfund schwer sind. Sie sind in Lieferungen erschienen, und da „Der Jäger von Königgrätz" 40, „Maria Stuart" 30 und „Die Jungfrau von Orleans" 35 Lieferungen stark ist, so ergibt einfache Addition, daß sämmtliche drei Romane in 105 Lieferungen über die Schwelle der Käufer rücken. Die Lieferungen kosten je 3—4 Ngr., es steckt also immerhin Geldwerth in der Collection. Die literarische Kritik hält sich nicht für verpflichtet, eingehend über diese „Romane" zu sprechen, auch werden die Verfasser und Verleger das so wenig wünschen, wie die Redaction d. Bl. es gestatten könnte. Das Lesepublikum, für das die Verfasser geschrieben haben, ist das geduldigste und ungebildetste, das lesen gelernt hat. Zu loben ist nichts, als die authentischen Actenstücke, die in dem „Jäger von Königgrätz" abgedruckt sind und ein gut Theil der Blattseiten füllen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Die Veröffentlichung der «Briefe von Alexander von Humboldt an Freiherrn von Bunsen»", sagt die „Saturday Review", „ist ein sehr willkommener Beitrag zur Literatur, sowol an sich selbst, als weil sie dazu dienen, den unangenehmen Eindruck zu berichtigen, welchen Humboldt's Briefwechsel mit Varnhagen von Ense zurückgelassen hat. Diese Sammlung enthielt zwar wenig oder nichts, das wirklich geeignet gewesen wäre, Humboldt's Charakter zu erniedrigen, wenn sie unparteiisch in ihrem gehörigen Lichte als ein kleiner, wenn auch wichtiger Theil einer großen Masse von Briefen hätte betrachtet werden können. Ihre selbständige Veröffentlichung indessen lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf das tadelsüchtige und sarkastische Element in Humboldt's Wesen, für welches diese Briefe als Sicherheitsventil dienten. Man hatte nicht hinlänglich bedacht, daß Humboldt's vielseitiges und daher empfängliches Wesen unvermeidlich bis zu einem gewissen Grade von seinem cynischen Correspondenten beeinflußt werden mußte; auch hatte man nicht gebührend anerkannt, wie viel ehrenvoller dieser spleenhafte Protest gegen Misregierung und Rückschritt am Ende für ihn war, als die höfische Zustimmung, deren er sonst mit einem Schein von Recht hätte bezichtigt werden können. Die vorliegende Briefsammlung wird viel dazu beitragen, Herbheiten zu mildern: nicht jedoch, als ob sie mit irgendetwas im Briefwechsel mit Varnhagen im Widerspruch stände, sondern weil sie eine andere Seite des Charakters Humboldt's zur Schau stellt. Sie wird auch dazu dienen, Bunsen zu erhöhen, der durchweg als sein trauter und geschätzter Freund erscheint. Der Herausgeber bemerkt sehr richtig, daß einige unvorsichtige, in iner tadelsüchtigen Stimmung geschriebene und zu Parteizwecken ibertriebene Aeußerungen an andern Stellen gegen den allgemeinen Charakter des Briefwechsels, als Gedankenaustausch auf leichem Fuße zwischen innig verwandten Geistern, nicht in Anchlag gebracht werden dürfen. Er beginnt 1816 und schließt 856. Die zwischen den Freunden erörterten Gegenstände sind heils literarisch und wissenschaftlich, theils Geschäftssachen, die h zwar auf Literatur und Wissenschaft beziehen, aber nur aus r amtlichen Verbindung der Verfasser mit dem preußischen Hofe herrühren. Die letztern sind wegen der Beleuchtung des eigenthümlichen Charakters des verstorbenen Königs von Preußen und Humboldt's Verhältnisses zu demselben die interessantesten. Sie weisen die Kehrseite der Medaille zu Varnhagen's Briefwechsel auf und sollten in Verbindung mit der jüngst erschienenen Biographie Bunsen's gelesen werden. Humboldt scheint für den König trotz der vollständigen Täuschung aller an seine Thronbesteigung sich knüpfenden Hoffnungen bis zuletzt eine aufrichtige Zuneigung gehegt zu haben. Mit einem männlichern Geiste und entschlossenerm Willen hätte dieser Herrscher leicht der Augustus Deutschlands werden können; so aber konnte er es nicht einmal dahin bringen, dessen Mäcen zu werden. Der Monarch verdarb den Gönner: er ist ein bemerkenswerthes Beispiel von einem Herrscher, dessen Regierung keinen Glanz entlehnt hat von der begeisterten und verständigen Aufmunterung der Literatur, Kunst und Wissenschaft und der Berufung ihrer Vertreter, einer solchen Vereinigung von geistvollen Männern, wie sie selten unter dem Schutze irgendeines andern Fürsten versammelt war. Der Briefwechsel enthält zahlreiche Einzelheiten bezüglich der Verpflanzung von Tieck, Schelling, Cornelius, Rückert und Mendelssohn nach Berlin, nebst einigen unterhaltenden Blicken auf die bei diesen Gelegenheiten in Bewegung gesetzten kleinlichen Intriguen. In einer Hinsicht hatten die Männer von Geist eine wunderbare Aehnlichkeit miteinander: in ihrer einmüthigen Abgeneigtheit nämlich, nach ihrer Ankunft in Berlin etwas nur einigermaßen ihres alten Rufes Würdiges zu leisten. Der weniger persönliche Theil des Briefwechsels nimmt durch Bunsen's Aufenthalt als Gesandter in London einen sehr englischen Anstrich an. Humboldt's Bemerkungen über englische Gelehrte und Literaten, und seine Nachfragen nach denselben sind sehr zahlreich und bezeugen die Achtung, die er vor ihnen hegte. Die Anerkennungen seiner Verpflichtungen gegen General Sabine sind sehr herzlich; ebenso groß ist sein Aerger über den verstorbenen Mr. Crosse, der eine ungünstige Recension des «Kosmos» verfaßt haben soll. Die Erscheinung des Acarus Crossii verschaffte ihm eine Gelegenheit, sich zu rächen. Crosse, meint er, hätte beim Anfange beginnen, der Bescheidenheit der Natur nacheifern und die Ausübung seiner Prärogative als Schöpfer zunächst auf die Hervorbringung

von Infusorien beschränken sollen. Ein ähnlicher, leise scherzhafter Ton kann, wie wir glauben, in einigen seiner Anspielungen auf Bunsen's ägyptologische Theorien entdeckt werden. Der wirkliche Reiz des Buchs indessen liegt nicht so sehr in dem, was ausgesprochen ist, als vielmehr darin, daß man beobachten kann, wie ein Mann zu einer Lebenszeit, wo die meisten Menschen längst aufgehört haben, für neue Eindrücke empfänglich zu sein, sich die Pflege seiner Fähigkeiten und die Ausdehnung seiner Kenntnisse angelegen sein läßt. Wenn wir zu diesem den glühenden Eifer für politische und geistige Freiheit hinzufügen, den das Alter nicht zu löschen, den Wohlstand nicht zu vermindern und Täuschungen nicht zu entmuthigen vermochten, so muß man zugeben, daß, ganz abgesehen von Humboldt's besondern Leistungen, das Bild seines hohen Alters sowol erfreulich als auch imponirend sei."

Ueber die neuen Bände der „Historischen und politischen Aufsätze" von Heinrich von Treitschke sagt dasselbe Blatt, sie seien voll anziehenden, wenn auch nicht gerade frappanten oder originellen Stoffs. Vom ersten Aufsatze, über den Lauf der französischen Geschichte seit dem ersten Kaiserreiche, heißt es: die Punkte, welche der Verfasser hauptsächlich betont, seien zwar bereits oft besprochen worden, doch verdiene die Abhandlung als klarer und zusammenhängender, durch eine hohe Unparteilichkeit des Tons sich auszeichnender Ueberblick über einen großen Gegenstand besondere Aufmerksamkeit. Der Essay über die vier Dramatiker Lessing, Kleist, Otto Ludwig und Hebbel sei, wie die politischen Aufsätze, unter denen er sich seltsamerweise (?) befinde, eher verständig als glänzend.

Ferner lesen wir:

„Adolf Ebeling's «Neue Bilder aus dem modernen Paris» beanspruchen nichts weiter, als pikant der Form und dem Inhalte nach sein zu wollen, und das sind sie allerdings. Der Verfasser erzählt pariser Plaudereien sehr geläufig nach, und seine Charakterskizzen, gleichviel ob literarisch, persönlich oder social, sind stets unterhaltend. Der große Fehler des Werks, wie der meisten Werke dieser Art, ist ein ungebührliches Ausspinnen eines dürftigen Stoffs zum Zwecke der Büchermacherei."

„Büchner unternimmt in seinem Buche «Die Stellung des Menschen in der Natur» u. s. w., seine Nebenmenschen in dem Raume von drei kleinen Bänden ausreichend darüber zu belehren, woher sie kommen, wo sie jetzt sind und wohin sie gehen. Der Umfang des Buchs ist im umgekehrten Verhältniß kein unrichtiges Maß für die Anmaßung und Oberflächlichkeit des Verfassers. Wer etwa wirkliche Aufklärung von ihm erwartet hat, muß sich enttäuscht fühlen, wenn er findet, daß die erste so prunkhaft auf dem Titelblatt gestellte Frage mit einer Compilation von hauptsächlich den Werken Lyell's und Huxley's entlehnten Einzelheiten, das Alter der Menschheit betreffend, für hinlänglich beantwortet gehalten wird. Indessen, fehlt es Büchner auch gänzlich an Selbständigkeit, so verdient er doch das Lob eines geschickten Compilators: seine Anordnung ist vortrefflich und sein Stil frisch und klar."

Nach einer lobenden Erwähnung des „Dante Alighieri" von K. K. Hugo Delff, fährt die „Saturday Review" also fort: „Jeder Mensch, sagt man, wird entweder als Platonist oder als Aristoteliker geboren. Wir haben soeben gesehen, daß Dante, einem geistreichen Erklärer zufolge, der erstern Klasse angehörte; wir erfahren von Karpf (aus dessen „Τὸ τί ἦν εἶναι; die Idee Shakspeare's" u. s. w.), daß Shakspeare der letztern beizuzählen sei." Er wolle das besonders aus Hamlet und den Sonetten erhärten. Es sei indessen unmöglich, dies durch der großen Mehrheit verständliche Beweise festzustellen, und das bei dem Mangel derselben gebrauchte Raisonnement sei zu dunkel, um leicht verfolgt oder wiedergegeben werden zu können. Diese Dunkelheit könne jedoch weder des Verfassers Fleiß noch die Liebe zu seinem Gegenstande verbergen.

„Paul Heyse's «Gesammelte Novellen in Versen» bilden einen Uebergang von der Novelle zur Poesie. Sie besitzen alle großes Verdienst, was die Form betrifft; in jeder andern Hinsicht aber halten sie den Vergleich mit seinen Prosadichtungen nicht aus. Diese sind nicht nur künstlerische Meisterwerke, sondern haben auch den Schein con amore geschrieben zu sein. Hier erscheint der Dichter als ein geschmackvoller Tändler, und das fortwährende Spielen mit seinem Thema läßt einen Mangel an Theilnahme seinerseits vermuthen, den der Leser leicht ansteckend finden dürfte. Mühsame Tändelei ist eine sehr schwerfällige Sache."

Ueber Novalis' Gedichte, von W. Beyschlag herausgegeben, sagt das Blatt: „Novalis ist ein Geist von der echten Art; seine Dichtung ist zu deutlich der Ausdruck innigen Gefühls, als daß sie durch Veränderungen des Geschmacks oder der Meinung veralten könnte. Die Ernsten und Begeisterten werden sich stets an ihm erfreuen. Wilibald Beyschlag hat durch Zusammenstellung der in Novalis' gesammelten Werken zerstreuten Stücke und Voranschickung einer geistvollen Biographie und Beurtheilung einen wirklichen Dienst geleistet. Man könnte einwenden, daß er Novalis zu ausschließlich von der technisch religiösen Seite seines Genius betrachtet habe; allein ein Kritiker kann kaum deshalb getadelt werden, daß er hauptsächlich jene Charakterzüge seines Autors hervorhebt, die am meisten mit seinen eigenen übereinstimmen. Hätte er die Absicht gehabt, Novalis genauer als Prosaiker zu betrachten, so hätte sein Urtheil allerdings wesentlich modificirt werden müssen."

Adolf Wilhelmi's „Dmitri Iwanowitsch" wird eine matte Leistung genannt, welche das Verzeichniß der mislungenen Versuche, Schiller's Fragment zu ergänzen, um einen vermehre.

Ueber „Die Gräfin" von Kruse sagt er: „Ihre außerordentliche Länge ebenso wie die Verlegung der Handlung nach einer so obscuren Gegend wie Ostfriesland (?) und einer so dunkeln Zeit wie das Ende des 15. Jahrhunderts, läßt sie wol ungeeignet zur Darstellung erscheinen. (Der Gegenbeweis ist bereits geführt worden.) Sie ist indessen gut geschrieben, gut angelegt und im ganzen eine verdienstliche Leistung."

A. Laun's Uebertragung der Gedichte von R. Burns (die wir nächstens ausführlicher besprechen werden) wird als vortrefflich gerühmt, sowol was die Wiedergabe der Melodie als auch des Sinns des Originals betrifft. „Eine glättere Uebersetzung oder eine, die so gänzlich frei von Unbeholfenheit wäre, ist selten zu finden", fügt der Recensent hinzu.

„Unsere Zeit", heißt es zum Schluß, „behauptet ihren hohen Ruf, sowol die Mannichfaltigkeit als auch die Genauigkeit ihrer Belehrung über Gegenstände zeitgenössischen Interesses anlangend ... Unter andern Artikeln von besonderm Interesse mögen die über George Elliot, Demetrius den Betrüger als dramatisches Sujet, die Philosophien Hartmann's und Schopenhauer's, das große Nordlicht des vergangenen April und den Byron-Stowe-Streit genannt werden."

Zu Hartmann's von Aue „Gregorius".

Wie zweckentsprechend sich die mit Erklärungen versehenen Ausgaben unserer alten Dichtungen erweisen, davon können wir uns täglich mehr überzeugen. Ueber die Art und Weise dieser Erklärungen werden natürlich die Meinungen immer getheilt sein. Daß aber überhaupt die alten Werke nicht kahl und dürr mehr hinausgesandt werden, daß ein Anfang gemacht wurde, auch über den engern Kreis der Fachleute hinaus für das Verständniß der einstigen Dichtersprache zu sorgen und so diese Geistesblüten für unsere neue Welt wieder zu erschließen und duftig zu machen, das ist und bleibt doch das hohe Verdienst Franz Pfeiffer's. Jetzt erkennt man erst, wie schwer es ist, Altdeutsches zu erklären. Entgegengesetzte Ansichten über einzelne Stellen werden nun nicht mehr blos in der Stille gehegt oder vom Katheder herab verkündigt, sondern sie drängen sich auch an die Oeffentlichkeit, und indem sie laut werden, helfen sie mit zu immer tieferm Verständniß des ältern Deutschen. Die anregende Kraft der Pfeiffer'schen Classikersammlung, die doch zunächst die Laien im Auge haben soll, bewährt sich nun auch inmitten des gelehrten Fachs. Um aus verschiedenen Wahrnehmungen dieser Art nur eine herauszuheben, so wollen wir erinnern an einige Arbeiten, welche sich mit der Erklärung von Hartmann's von Aue „Gregorius" befassen.

Lachmann gab seine treffliche Ausgabe ohne alle Zuthat, sie lieferte blos den Text. Später ließ er den Variantenapparat folgen. Die Wörterbücher allein wurden auf die Erklärung der Stellen geführt. Nachdem Fedor Bech den „Gregor“ zum andernmal edirt (im zweiten Theil der Werke Hartmann's, dem fünften Bande der Pfeiffer'schen Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters“, Leipzig, Brockhaus, 1867) und in dieser Ausgabe das schöne Gedicht sorgfältig zu erklären versucht hatte, da wurde bald danach der lebhafte Widerspruch laut sowol gegen Lachmann wie gegen den zweiten Herausgeber. Albert Höfer beschreibt in Pfeiffer's (Bartsch's) „Germania“ im letzterschienenen Hefte (vierzehnter Jahrgang, 1869) eine Stelle im „Gregor“ und knüpft daran noch weitere Bemerkungen zu diesem Gedicht. Er nennt Bech's neue Ausgabe nach Lachmann's unvergleichlicher Arbeit die einzig nennenswerthe Leistung für diese Dichtung und ihn selbst einen ausgezeichneten Kenner des Mittelhochdeutschen. Aber wie freudig er seine Ausgabe auch als eine vielfach lehrreiche, fördernde Arbeit anerkenne, so finde er dennoch eine Menge Stellen, in denen er seinen Text und besonders seine Erklärung nicht gutheißen möchte. Er gibt dagegen zu einzelnen Stellen seine Auffassungen zu weiterer Erwägung ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit. Höfer's Bemerkungen sind alle wohlerwogen, manche bessern entschieden, andere werden ohne Zustimmung bleiben. Jedenfalls geben sie zu weiterer Prüfung Anlaß und werden bei einer zweiten Auflage der Ausgabe Bech's, die wir von Herzen wünschen, gewiß Berücksichtigung finden. Auch Karl Bartsch gibt in demselben Hefte der „Germania“ Bemerkungen zu Bech's Gregor-Ausgabe. Sind diese zumeist kritischer Natur, so berühren sie mitunter auch die Erklärung in fördernder Weise.

Bibliographie.

Barni, J., Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers. Nach der 2ten Original-Ausgabe (Paris 1869) verdeutscht von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Bechtinger, J., Ost-Afrika. Erinnerungen und Miscellen aus dem abessinischen Feldzuge. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Bernhardi, W., Die Heiligen und ihr unheiliges Thun im Jahre des Heils 1869. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 28ster Bd.: Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. In drei Gesprächen. — Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum. Von M. Mendelssohn. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Bodek. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog. 30ste Aufl. Diamant-Ausgabe. Berlin, v. Decker. 32. 12½ Ngr.

Bonnell, H. E., Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet in Anschluß an ein Lehrbuch der Poetik. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Brennecke, W., Die Länder an der untern Donau und Konstantinopel. Reise-Erinnerungen aus dem Herbst 1868. Hannover, Hahn. Gr. 8. 24 Ngr.

Bright, J., Ueber die irische Frage und den Handels-Vertrag mit Frankreich. Deutsch von A. Ruge. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 6 Ngr.

Clason, O., Plutarch und Tacitus. Eine Quellenuntersuchung. Berlin, Heinersdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Dittmann, F., Maria Stuart. Eine historisch-biographische Skizze. Vortrag. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Entstehung des Kantons St. Gallen. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Imp.-4. 16 Ngr.

Ebeling, F. W., Friedrich Ferdinand Graf v. Beust. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken. 1ster Bd. Leipzig, Wöller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frantz, C., Die Schattenseiten des norddeutschen Bundes vom preußischen Standpunkte betrachtet. Eine staatswissenschaftliche Skizze. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Geheimniß eines Beichtstuhles. Vom Verfasser des Romanes „Kaiser Josef II. und die Mucker in Wien.“ 1stes bis 6tes Heft. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Glogau, H., Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexander's v. Humboldt am 14. September 1869 gehalten. Frankfurt a. M., Auffarth. 1869. 8. 10 Ngr.

Graeger, N., Sonnenschein und Regen und ihre Einflüsse auf die ganze Schöpfung. Eine populäre Witterungskunde für Nichtmeteorologen. Mit einem Vorwort von H. W. Dove. Weimar, B. F. Voigt. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Graul, F., Lessing als Lustspieldichter. Soest. Gr. 4. 16 Ngr.

Gutzkow, K., Lebensbilder. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Novellen und Skizzen. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Der letzte Bombardier. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hamberger, J., Das Licht der Geschichte. Mittheilungen aus Johannes v. Müller's Werken. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 16. 20 Ngr.

Hahn, R. E., Schloß Hrawodar. Roman aus den Jahren 1842—1850. 3 Bde. Berlin, v. Decker. 8. 3 Thlr.

Hardt, E., Demetrius. Tragödie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Haurowitz, H. v., Erinnerungen an Corfu im Sommer 1869. Wien, Czermak. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Heeresmacht Rußlands, ihre Neugestaltung und politische Bedeutung. Von ***. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 25 Ngr.

Heldinger, F. A., Nach dem Klostersturme. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Heinrichs, E., Ein Meisterstück Lessings oder Fragen und Anmerkungen zu Minna von Barnhelm. Hannover, Brandes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hermann, Kritik Newton'scher Astronomie. Rostock, Stiller. Gr. 16. 5 Ngr.

Herrmann, A., Die Veroneser Vergilscholien. Donaueschingen. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann, E., Blicke in die früheste Geschichte des gelobten Landes. Basel, Spittler. Gr. 8. 20 Ngr.

Hubatsch, O., Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. Görlitz, Remer. Gr. 8. 16 Ngr.

Jacoby, J., Das Ziel der Arbeiterbewegung. Rede. Berlin, Cohn. Gr. 8. 2 Ngr.

Jänicke, O., Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Kaiser, A. H., Der Segen einer Wohlthat. Eine Erzählung aus der Gegenwart mit einem Rückblick auf die socialen und commerciellen Zustände der jüngstvergangenen Tage. Trier, Groppe. Gr. 16. 9 Ngr.

Kalisch, D., Lustige Werke. Illustrirt von W. Scholz. 3 Hefte. Berlin, Hofmann u. Comp. Lex.-8. a 10 Ngr.

Der Kampf auf dem adriatischen Meere im Jahre 1866. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Lex.-8. 1 Thlr.

Kerschbaumer, A., Reisebilder aus Scandinavien. Wien, Mayer u. Comp. 8. 10 Ngr.

Klapp, M., Aus der Stadt des Concils. Bilder ohne Heiligenschein. Berlin, Langmann u. Comp. 16. 1 Thlr.

Knauer, V., Karl Vogt und sein Auditorium. Drei Vorträge gehalten in Wien vor einem den höchsten und intelligentesten Kreisen angehörenden Publikum. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Kohlenegg, L. K. v. (Poly Henrion), Irdische Heilige. Moderne Mysterien. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 3 Thlr.

Krabbe, O., David Chyträus. 1ste Abth. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krüger, J., Die schöne Katharina. Wahrheit und Dichtung. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Langwitz, H., Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo (geb. 1503, gest. 1576). Kempten, Kösel. Gr. 8. 14 Ngr.

Marlitt, E., Die Reichsgräfin Gisela. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mejer, O., Ueber den päpstlichen Hof. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Michaelis, C., Wissenschaft, Religion und Kirche. Ein Votum über die kirchlichen Wirren unserer Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, W., Religion und Christenthum. Sechs Vorträge. Berlin, Henschel. 8. 24 Ngr.

d'Orleans, R., Herzog von Chartres. Ein Besuch auf einigen Schlachtfeldern des Rhein-Thales. Autorisirte Uebersetzung von M. Grabinger. Leipzig, Kormann. Gr. 8. 15 Ngr.

Oncken, A., Untersuchung über den Begriff der Statistik. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Oertel, J. R., Staat, Kirche und Schule in den ihrer Natur gemäßen rechtlichen Verhältnissen. Zur Orientirung über die Fragen der Gegenwart für Jedermann dargestellt. Leipzig, Kormann. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Regeneration der deutschen Studentenschaft. Vom Verfasser der Broschüre: Die deutsche Studentenschaft; eine academische Zeitstudie. Würzburg, Stuber. 1869. 8. 7 Ngr.

Rephongs, Aus allen Welttheilen. See-, Wald- und Landschaftsbilder. 1ster Thl. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Reinsdorf, O., Theodor Kullak und seine neue Akademie der Tonkunst in Berlin. Ein Karakterbild. Neusalz a. O., Lange. Gr. 16. 3 Ngr.

Rhode, C. E., Der Elbinger Kreis in topographischer, historischer und statistischer Hinsicht. 1ste Lief. Danzig, Kasemann. 1869. Lex.-8. 25 Ngr.

Roquette, O., Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Scherr, J., Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 4te, durchgesehene, ergänzte und vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scholz, W., Das Jahr 1869. Humoristische Revue in Bildern. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 4. 15 Ngr.

Schultz, E. S. F., Luthers Leben und Wirken. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sicherer, C. A. X. G. F., Lorelei. Plaudereien über Holland und seine Bewohner. 2 Thle. Leiden. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sievers, G. R., Studien zur Geschichte der römischen Kaiser. Aus dem Nachlasse des Vaters herausgegeben von G. Sievers. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Stolz, G. P. W., Gedichte und Erzählungen. 2ter Bd. 1stes Heft. Speyer, Kleeberger. 16. 10 Ngr.

Tunnicius. — Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von A. Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausgegeben mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann v. Fallersleben. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vilbort, J., Das Werk des Herrn v. Bismarck. 1863—1866. Sadowa und der siebentägige Krieg. Allein autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Eichhoff. 8. 2 Thlr.

Wider Professor Dr. Baumgarten. Ein offenes Wort von einem Protestanten. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolff, H., Die metaphysische Grundanschauung Kants, ihr Verhältniss zu den Naturwissenschaften und ihre philosophischen Gegner dargestellt und beurtheilt. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 12. —— 17. März 1870.

Zwei neue Romane.

1. Im goldenen Zeitalter. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 6 Thlr.
2. Ein Arzt der Seele. Roman von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Vier Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben hier zwei Romane, gewandt in der Form, geistreich im Inhalt, vor uns, der eine ein historischer, der andere ein socialer Roman, beide dazu geeignet, das Wesen der Gattungen, die sie vertreten, in klares Licht zu setzen.

Karl Frenzel ist ein feinsinniger Geist, wie seine Kritiken und Essays beweisen, und dieser feinsinnige Geist spiegelt sich auch in seinen Romanschilderungen, in der Anmuth der darstellenden Form, in der Innerlichkeit der Charaktere, in der Fülle und Tiefe der Beziehungen. Der historische Roman gewinnt unter seinen Händen eine eigenthümliche Gestalt.

Wir haben vor kurzem Rodenberg's Roman „Von Gottes Gnaden" besprochen, einen Roman, der in allem Wesentlichen der Schule Walter Scott's angehört, reich an Leben und Bewegung, an farbenreichen geschichtlichen Tableaux, einen Roman, der seine Cirkel ansetzt im Mittelpunkt der englischen Revolutionsgeschichte und sodann die Peripherie beschreibt. Die Thatsachen selbst treten mit leuchtenden Zügen in den Vordergrund, unbeschadet der dichterischen Erfindung, welche die Spannung an freigeschaffene Gestalten knüpft.

Die Muse Frenzel's und der Stoff, den sie gewählt hat, sind von anderer Art. Das geschichtliche Tableau ist nicht die Domäne des Dichters, er schildert keine Schlachtbilder, keine Parlamentsscenen, keine Hof- und Staatsactionen; es ist die geistige Signatur des Zeitalters, die er mit feinen Zügen und Arabesken ausarbeitet, ohne daß seine Muse in eine todte Schildermalerei verfällt. Große Männer des Zeitalters, wie Kaiser Joseph, treten in dem Roman auf; aber nicht ihre Thätigkeit als Staatsmänner, ihre Gedankenwelt wird von der Fackel der Dichtung beleuchtet.

Das goldene Zeitalter — es ist das Zeitalter der Träume, der Ideale, der Weltverbesserung! Fürsten, Aristokraten, Denker und Prediger, Bürger und Mädchen fühlen sich angeweht wie von einem Frühlingshauch der Zukunft — und noch denkt man sich den Frühling und den Frieden zusammen. Nur der visionaire Vicomte ahnt, daß jener unter Gewitterstürmen über die Menschheit hereinbrechen wird.

Der Vorzug des Romans besteht in diesem Hauch der Stimmung, der ebenso einheitlich wie anmuthend und bedeutsam über dem Ganzen schwebt. Wir fühlen dies ahnungsvolle Weben der Geister noch, obschon wir längst die Enttäuschungen der Geschichte durchgekostet und erfahren haben, daß diesem Traume des goldenen Zeitalters ein eisernes gefolgt ist, und daß das goldene nach wie vor nur in den Träumen edler Geister lebt.

Um diese Einheit der Stimmung aufrecht zu erhalten, darf kein gewaltsames Ereigniß der historischen Chronik in den Rahmen des Romans treten, obwol die Verwickelungen in den socialen Verhältnissen der einzelnen Persönlichkeiten hier und dort zu gewaltsamen Katastrophen führen. Doch die Conflicte der Hauptpersonen finden eine friedliche Lösung, wenn auch der Roman am Schluß noch manchen Wechsel auf die Zukunft ausstellen muß, über dessen Verbleiben und Accept wir nur Vermuthungen hegen können. In der That erinnert dieser Roman an eine Gedankensymphonie, in welcher sich alles dem Grundton entsprechend auflöst.

Der geschichtliche Held des Romans ist Kaiser Joseph, sein Idealheld Graf Erbach. Beide Männer sind eng miteinander befreundet; es sind die Vorkämpfer des goldenen Zeitalters in der wiener Burg und auf dem böhmischen Schlosse. Man mag der Idealwelt des Fürsten und des Adelichen die ungewiß verdämmernden Umrisse zum

Vorwurf machen; dennoch treten hinlänglich markirt einige geistige Axiome derselben hervor: der Kampf gegen geistliche Unduldsamkeit, das Evangelium der Menschenrechte, welche keiner Kaste das Vorrecht lassen, die andere unglücklich zu machen. Was aber die Freiheit des Herzens betrifft, die wol auch zu dem goldenen „Credo“ gehört, so bleiben die Verhältnisse, in denen sie sich spiegelt, am meisten ungelöst, und die Rückkehr zum Bestehenden, welches durch Misverständnisse erschüttert wurde, siegt über die freiere Neigung, welche neue und lockende Ziele gefunden hat. Hier treffen wir auch diejenigen Stellen des Romans, hinter welche man einige Fragezeichen setzen möchte. Die schöne Gräfin Corona von Thurm vertritt in dem Roman die „Freigeisterei der Leidenschaft“ — sie entflieht dem väterlichen Schlosse mit einem Sänger Rossi; dann bietet ihr der Graf Erbach, der von seiner Frau getrennt lebt, ein Asyl auf seiner Besitzung; es entwickelt sich eine zarte Neigung zwischen beiden, welche sich durch den ganzen Roman hinzieht, aber für Corona, die in Paris durch ihren Gesang Enthusiasmus erregt hat und sich am Schluß ganz der Künstlerlaufbahn widmet, ohne Erfolg bleibt, da der Graf sich mit seiner Gattin wieder aussöhnt.

Offenbar gehört Corona Thurm zu den problematischen Naturen; aber der Dichter lüftet doch zu flüchtig und auch zu spät den Schleier ihres Innern. Kaum auf dem Schloß des Grafen angekommen, ist ihre Neigung zu dem Sänger, mit dem zusammen sie in die Welt hinauswollte, so gut wie erloschen; kaum ein leises Nachzittern jener Empfindungen, die doch kurz vorher so mächtig waren, daß sie einen kühnen Entschluß hervorriefen. Die Leser aber selber sind durch eine etwas gewaltthätige Exposition, durch Entführung und Degenklirren, in jene antheilvolle Stimmung versetzt, deren hochgehende Wellen sich nicht so leicht wieder beruhigen lassen. Corona's Herz erfüllt auf einmal ein anderes Bild, das des Grafen Erbach; das Bild des Sängers ist wie ausgelöscht in ihrem Herzen, in dem Roman selbst, sein späteres Auftauchen nur ein episodisches, und erst im letzten Bande, nach dem Wiedersehen mit Rossi, gibt der Autor einige nachträgliche Aufklärungen.

Dieser Mann — nein, sie hatte ihn nie geliebt. Seine Erzählungen von dem freien Leben eines Künstlers hatten ihre kindische Phantasie entzündet, in ihr ödes Dasein auf dem Schloß der Großmutter fiel von einer geheimnißvollen, unbekannten Welt, der Bühne, ein magischer Schein. Blindlings war sie diesem Schimmer gefolgt. Tagelang, wochenlang hatte Antonio mit seiner Einwilligung in ihren Plan gezögert und ihr das tollkühne Beginnen auszureden versucht, endlich trieb ihn ihre Leidenschaft vorwärts, auch er wurde von dem Schwindel halb der Liebe, halb des Ehrgeizes ergriffen, der sie bewegte. Wo waren diese Zeiten der Thorheit und der Hoffnung! Wo sie zusammen Luftschlösser gebaut und überall vor sich Lorbern und Rosen sahen! Dem kurzen Rausch war die Ernüchterung nur zu bald gefolgt.

Selbst in diesen verspäteten Enthüllungen wird man die schärfere chronologische Bestimmung vermissen. Wann folgte die Ernüchterung auf den kurzen Rausch? Wann drängte das Bild des Grafen Erbach die Neigung zu dem Künstler in den Hintergrund?

Diese verduftende Zeichnung der psychologischen Contouren möchten wir auch der Neigung des Kaisers Joseph zu der Gräfin Renata Erbach zum Vorwurf machen. Die geheimnißvolle Begegnung in Venedig wird zwar später genügend aufgeklärt; aber wir möchten der Darstellung doch auch hier einen kecker zugreifenden Ton wünschen, dies Aeolsharfenspiel der Empfindungen verzittert in einem zu feinen Aether, nicht blos für den Geschmack des großen Lesepublikums, sondern auch für das berechtigte Bedürfniß der Phantasie, an schärfer ausgeprägten Situationen einen Anhaltspunkt für psychologische Entwickelungen zu finden.

Etwas anderes ist es mit der Liebe der Verwalterstochter Hedwig zu dem Kaiser, eine ehrgeizige Neigung, die manche anscheinende Ermuthigung findet und von einem Jesuiten zu nicht vollkommen klaren Zwecken benutzt wird. Diese Träumereien über eine unausfüllbare Kluft hinweg erregen unsere Sympathie, und wenn sie sich am Schluß in einer soliden Ehe mit einem tüchtigen Mann beruhigen, die halb und halb auf Cabinetsbefehl geschlossen wird, so finden wir dies begreiflich und den Charakteren und Situationen angemessen.

Wenn wir auf dem Gebiete der Herzensneigungen in diesem Strome den allzu ätherischen Platonismus, eine zu duftige Feinfühligkeit, ein ebenso launen- wie nebelhaftes Auf- und Niederwogen der Empfindungen, ohne die durchschlagenden Blitze großer Leidenschaften und ihre innere Nöthigung, nicht billigen können, so werden wir dafür wieder durch eine Fülle höchst lebendiger Schilderungen entschädigt, welche Lebenswahrheit mit geschichtlicher Treue verbinden und meistens auch geistig bedeutsame Perspectiven eröffnen. Namentlich enthält der zweite Band manches Cabinetsstück in der Rococomalerei, ein Gebiet, auf welchem sich Frenzel bereits in seinem „Watteau“ als Meister gezeigt hat. Marie Antoinette und die Dubarri, der Salon im Pavillon von Luciennes und das Hoffest in Trianon, die dunkeln Erinnerungen der Familie Blanchard und des Vicomte von Rochefort mysteriöse Prophezeiungen, in denen die hereinbrechende Revolution sich ankündigt — das alles zusammen bildet ein lebensvolles Gemälde, wie es nur ein ebenso geschichtskundiger wie feinsinniger Autor entwerfen kann.

Im dritten Bande ist das Fest auf dem Schlosse des Grafen, der Brand, der Tod des Sektenpredigers Mrakotin von lebendigem Interesse, der Bauernsohn Zdenko, eine Figur von scharfer Zeichnung, in welcher sich slawische Volkseigenthümlichkeit und wilde Charakteranlage vermischen. Im vierten Bande ist die Wahrsagerscene wol etwas zu theatralisch arrangirt; die Duellscene dagegen packend. Der Vicomte, der als Rächer des verführten Bürgermädchens den stolzen Aristokraten, den Grafen Aremberg, im Duell niederstößt, erscheint als Vorkämpfer der Revolution, deren Prophet er stets gewesen.

Wir sehen, es fehlt dem Roman keineswegs an Bewegung, Leben und Handlung, wenn auch die Liebe in demselben mehr kühl und geistig auftritt. Die Darstellung selbst ist von einer Feinheit und einem Adel, welche gegenüber dem weitverbreiteten Maculaturstil belletristischer Schriften warme Anerkennung verdienen. Ueber den landschaftlichen Bildern zittert ein stimmungsvoller Hauch; der geistige Inhalt in den Gesprächen und Bestrebungen der Hauptcharaktere ist ein bedeutsamer. Es ist ein

geistreicher Zug, daß der Luftschiffer Blanchard mit in die Handlung verwebt ist — eine feine Ironie auf die geistige Luftschiffahrt, auf die Flugversuche der damaligen Menschheit, auf das hoffnungsvolle Streben ins Unermessene. Die Helden des Romans sind die „Ritter vom Geist“ des 18. Jahrhunderts; Kaiser Joseph II. ist der Artus dieser Tafelrunde. Ruft doch der Graf Erbach selbst begeistert aus:

Es gibt in dieser Zeit eine große Verschwörung. Nicht um einen Tyrannen zu tödten oder einen Fürsten zu entthronen, nein, um das Reich der Wahrheit und der Vernunft aufzurichten; nicht von Priestern, Schwärmern und Misvergnügten, nein, von den edelsten, weisesten und tugendhaftesten Männern aller Völker. Ein Bund der Menschenliebe umschlingt unsichtbar die im hohen Norden und die am Meer des Südens wohnen. Hoffnungen eines ewigen Friedens dämmern in allen auf. Und an der Spitze dieser Verbrüderung, wir sagen es mit Stolz, steht ein Kaiser! Hört es, ihr Nachkommen, die ihr diesem Jahrhundert der Aufklärung und der Philosophie euere Bildung und Freiheit, euern Wohlstand und euer Recht verdanken werdet, ein Kaiser war der Mitverschworene einer schönern Zukunft! Auf dem Schlachtfeld, dank der gütigen Gottheit, sollten sich Joseph und Friedrich nicht begegnen; Hand in Hand, unzertrennlich werden sie in der Walhalla deutscher Helden stehen, die Mitverschworenen für die Freiheit der Menschheit!

Auch das Reformprogramm für das österreichische Kaiserthum spricht Graf Erbach aus:

Gelingt es Ew. Majestät nur, die Grundlagen des neuen Staatenbaues zu legen, dann bleibe die Weiterführung ruhig der Zukunft überlassen! Wenn der Kaiser es will, haben wir eine Reihe Friedensjahre vor uns, welche viele innere Schäden heilen und Quellen des Wohlstandes eröffnen werden. Möge jeder in Oesterreich offen seinen Glauben bekennen und die Gottheit in seiner Weise verehren dürfen! Mögen die unbilligen Vorrechte, welche die Stände voneinander trennen, fallen, und ein gemeinsames gleiches Recht den Höchsten wie den Niedrigsten binden und schützen. Diese Verbesserungen liegen im Sinne der Zeit, mit Jubel werden sie von der allgemeinen Stimme aufgenommen werden. Von Fesseln befreit, werden die Arbeit und der Handel beflügeltern Schrittes dahineilen, wüste Strecken urbar machen, Moore austrocknen, Heiden in Saatfelder verwandeln und die engen Thore der Städte öffnen, damit der unabsehbare Zug schwer und reich mit den Schätzen des Ostens beladener Wagen seinen stattlichen Einzug halte. Mit goldenen Zügeln lenkt Gott Mercur die Rosse, aus dem Horn des Ueberflusses verstreut der Reichthum seinen Segen, und über ihnen segelt das Luftschiff durch das Meer der Wolken.

Auch das den Titel erläuternde Programm des Werks ist in den Mund Erbach's gelegt:

Offenbar stehen wir im Beginne eines neuen Zeitalters; das eiserne neigt sich seinem Ende zu und ein neuer Weltentag fängt wieder mit dem goldenen an. Zu neuem Fluge spannt Phöbus Apollo seine Sonnenrosse an, ihm voranziehend streut der Friede, von Musen und Grazien im holden Tanz begleitet, seinen Weg mit Blumen. In reichlicherm Segen erblüht Feld und Flur, festlicher schmücken sich die Städte. Die alten Vorurtheile fallen, über die tiefsten Abgründe spannen sich Zauberbrücken. Und wem verdanken wir diese glückliche Wandlung? Der Naturwissenschaft, der aufklärenden Philosophie. Ueber dem Portal des neuen Jahrhunderts steht geschrieben: wage es zu denken, wage es ein Mensch zu sein! Die Rückkehr zu der reinen unverfälschten Natur, zur Verbrüderung der Menschen und zu der Naturreligion . . .

Der Kaiser selbst tritt vielfach interessant hervor als geistreicher Kopf und ein Mann der feinsten Intentionen. Daß es im Roman dabei bleibt, ist um so weniger auffallend, als es auch ja in der Geschichte bei den Intentionen blieb und die Verwirklichung derselben auf zahlreiche Hindernisse stieß und schmerzliche Enttäuschungen zur Folge hatte. Unbeschadet der feinsinnigen Eigenthümlichkeit Karl Frenzel's dürfen wir doch auf einen Autor hinweisen, an dessen Darstellungsweise die seinige erinnert, was die Fülle geistreicher Bezüge, die mehr ineinandergewebte als im eigentlichen Fluß sich ergießende Erzählung und die einzelnen funkelnden Sentenzen betrifft, die in diesem Gewebe oft an unerwarteter Stelle hervorschimmern: wir meinen Karl Gutzkow, der in seinem ersten Hauptroman ja ebenfalls die Strebungen der bewegten Zeit nach einem goldenen Ziele schilderte, Bestrebungen, die kaum zu Thaten werden.

Wenn wir neben dem historischen Roman den socialen betrachten, der vor uns liegt, so sehen wir, daß wir ebenfalls in einem goldenen Zeitalter uns befinden, welches durch die eiserne Gegenwart hindurchschimmert, einem Zeitalter der Luftschiffahrten und Flugversuche auf dem Gebiete der Frauenemancipation, welche den geistigen Kern des Romans der Frau Wilhelmine von Hillern bildet (Nr. 2). Als wir den ersten Roman der geistvollen Schriftstellerin: „Doppelleben“ (vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1866), besprachen, wiesen wir schon darauf hin, daß die begabte Tochter, die von ihrer Mutter das Talent für die Technik der Production und die gewandte Führung der Handlung ererbt habe, sich wesentlich durch ihre Bestrebungen, gedankenvolle Probleme darzustellen, von der mehr stoffartigen Productionsweise der erstern unterscheide. Noch mehr als in jenem ersten Roman tritt dies Bestreben in dem vorliegenden zweiten hervor, der überdies einen unbestreitbaren Fortschritt bekundet. Denn wenn die Darstellung des Doppellebens in dem ersten Werke eine allzu äußerlich specialisirende war, welche die zwei Seiten eines Charakters einander mit einer die höhere Einheit verleugnenden Selbständigkeit gegenüberstellte, so sehen wir hier in der Brust der Heldin die zwei sich bekämpfenden Factoren nicht als fertige Gestalten in wenig glaublicher Weise symbolisirt, sondern im Entwickelungsgange und Kampfe begriffen und dabei durch eine höhere Einheit des ganzen Charakters motivirt und festgehalten. Und in der trotzigen und absonderlichen Eigenart des geistig bedeutenden Charakters zeigt sich wieder die Tochter ihrer Mutter, welche die „Jane Eyres“ und „Grillen“, wenn sie dieselben auch nicht ursprünglich erschuf, doch für die Bühne zu acclimatisiren liebte.

Diese Ernestine ist in der That eine interessante Frauengestalt, deren psychologische Entwickelung von Haus aus mit innerer Wahrheit gezeichnet ist. Mishandelt von einem kranken Vater, der sie sogar enterbt hat und nur auf dem Todtenbette dazu bestimmt wird, sie wieder zur Erbin einzusetzen; von einem heimtückischen Onkel, der sich ihres Vermögens bemächtigen will, mit Aufopferung ihrer Gesundheit zu einer einseitigen Gelehrten erzogen; zu stolz, ihre geistige Richtung ihrer Liebe zu opfern, wird sie zuletzt durch die Noth des Lebens und die unbesiegbare Neigung zu dem Geliebten, dem Arzt ihrer Seele, geheilt. Der verbrecherische Onkel ist durch eben diesen Arzt entlarvt worden und hat sich selbst das Leben genommen.

Die Hauptfrage bei jedem derartigen Roman, dessen Angelpunkt eine in die Zeit eingreifende Tendenz bildet, ist offenbar, wie sich die Erzählung zu dieser Tendenz stellt. Die Antwort ist hier eine zweifellose; die Verfasserin verneint die Frauenemancipation am Schluß, nachdem sie sich vier Bände lang mit derselben beschäftigt hat, und beschenkt uns mit einer Entbindungsanzeige ihrer Heldin, welche sie selbst contrasignirt als ein Beweisstück ihrer Heilung von geistiger Erkrankung. Das Ende der Emancipation ist die Wochenstube.

Die Lösung des Problems ist natürlich in die Hand des Autors gegeben; wol aber muß die Stellung und Fassung eine klare sein — und dies vermissen wir in dem vorliegenden Roman. Es gibt eine doppelte Frauenemancipation: die erste war an der Tagesordnung zur Zeit der freigeistigen Bewegungen des vierten und fünften Jahrzehnts unsers Jahrhunderts, als der Saint-Simonismus das „freie Weib" verherrlichte, père Enfantin die freie Liebe predigte, George Sand die Ehen und Mis-ehen analysirte und die jungdeutsche Literatur in ihren Dithyramben die „Emancipation des Fleisches" verkündete. Ein Abschnitt in unserm Roman, der diesen Titel trägt, führt uns eine episodische Gestalt vor, die Gräfin Worronska, die als Vertreterin solcher Emancipation hingestellt ist — ein geniales Kraftweib, slawisch amazonenhaft, siegsgewiß, eine jener Gestalten, welche gleichsam ein bestimmtes Rollenfach in den deutschen Romanen bekleiden und auch in den Dramen, wie z. B. Freytag's „Graf Waldemar" beweist, heimisch sind. Die Verfasserin gönnt diesen Kraftproben üppiger Weiblichkeit indeß nur einen bescheidenen Raum; die Hauptthat der Gräfin ist, daß sie mit ihrem Viergespann ein Dorfkind überfährt; ihre Liebe zum „Arzt der Seele", der keine Lust hat, ihr an den Puls zu fühlen, ist eine unglückliche. Ihr Besuch bei der Vertreterin der geistigen Emancipation, Ernestine, gibt Veranlassung, die entgegenstehenden Ansichten geistreich zu erörtern. Die lebenslustige Gräfin sagt zu der gelehrten Dame:

Sie halten meine Ansichten für unmoralisch. Was aber ist unmoralisch? Was den Gesetzen der Natur am nächsten entspricht? Welche Moral hat das Thier? Keine, und deshalb ist es straflos. Es gehorcht dem Gesetze, welches Sie als Naturforscherin für das erste, höchste halten müssen. Die Asceten sagen, die Moral sei nothwendig, um die Ordnung zu erhalten, ohne welche das Chaos wieder hereinbräche. Ich frage Sie aber: Ist in dem Reich der Thiere das Chaos? Sind nicht die Rassen eingetheilt in strengster Ordnung? Hat nicht und bewahrt nicht jede ihre Eigenthümlichkeiten? Bleiben sie nicht untereinander streng geschieden? Sucht der Löwe die Hyäne, würde die Tigerkatze den Schakal nicht zerreißen, der sich ihr nahen wollte? Ist das nicht eine unerschütterliche Gesetzlichkeit? Und so würde es auch bei den Menschen sein. Das Edle würde sich doch stets dem Edeln verbinden, wie das Gemeine dem Gemeinen. Ueber dem Ganzen waltete nur die Liebe, und alle Unsittlichkeit des Zwangs, der Convention, der Lüge und Heuchelei fiele weg. Wäre das nicht eine schönere Welt? Und glauben Sie mir: auch eine bessere! In dem Bewußtsein, daß kein gesetzlicher Zwang die Gatten mehr aneinanderbindet, müßte sich jeder das Herz des andern durch verdoppelte Güte und Aufopferung zu erhalten suchen — die Menschen würden gefälliger, selbstverleugnender gegeneinander, und der Geist wäre befreit mit der befreiten Sinnlichkeit; sind wir doch, solange unsere Wahl gebunden ist, geistig geknechtet! Und haben denn nicht auch die Männer das Vorrecht der freien Wahl für sich in Anspruch genommen? Binden sie sich an Gesetze? Wo ist der, welcher nicht öffentlich oder heimlich an ihnen sündigte? Uns nur, uns steht keine Entscheidung zu — wir nur sollen eine Sache sein, die besessen wird, ohne zu besitzen. Wir sollen erhaben sein über das Bedürfniß des Wechsels, das jedem Menschen angeboren ist, über die Anforderungen des Geschmacks, der Leidenschaft, über alles, nur nicht über den Mann! Er fordert von uns Siege über die Natur, die ihm zu schwer würden, aber gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen: und das, meine Theuerste, das soll eine gerechte Weltordnung sein? Nein, das können selbst die nicht behaupten, welche nie die Grausamkeit solcher Anforderungen an sich selbst empfanden! Hat nicht die fortschreitende Cultur die russische Leibeigenschaft aufgehoben? Und die traurigste von allen, die allgemeine Leibeigenschaft des Weibes, sollte fortbestehen? Nein, wenn Sie nicht für sich selbst jene Rechte freier Wahl, persönlicher Selbstbestimmung erstreiten wollen, für welche Frauen wie eine Luise A.... kämpfen — so thun Sie es für die Tausende armer Schwachen, welche sich an jener verkehrten Moral verbluten!

Auf diesen Dithyrambus lautet die Antistrophe der geistig Emancipirten:

Und wenn ich das thäte, so kämpfte ich für den Verfall der Menschheit! Ich will nicht über die Berechtigung einer Moral mit Ihnen streiten, die Sie nicht verstehen — ich will Ihnen die Nothwendigkeit derselben beweisen, über die Sie noch wenig nachgedacht zu haben scheinen. Diese läßt sich in einem einzigen Worte aussprechen: Moral ist Maß — wo sie fehlt, da erschöpfen sich alle Kräfte in Maßlosigkeit, denn das Maß ist das Erhaltende in der Natur wie im Leben. Sie blicken mich verwundert an — Sie verstehen mich nicht. Ich kann Sie nicht in einer Stunde die dunkeln dornenvollen Pfade führen, auf welchen ich mich zur Erkenntniß emporgerungen habe, und weiß daher, daß ich tauben Ohren predige. Aber Sie forderten mich heraus — haben Sie es denn! (Ernestinens Wangen begannen in edelm Zorn zu erglühen.) Es wirbt ein jeder Genossen für seine Sache, drum sei es Ihnen verziehen, daß Sie den Frieden einer reinen Seele zerstören, daß Sie Gift in ein schuldloses Herz träufeln wollen. Möge es Ihnen überall so mislingen wie bei mir! Ich will es glauben, daß es der Fanatismus Ihres Irrthums ist, der Sie fortriß, nicht die teuflische Freude, mich, die Ihnen nichts zu Leide gethan, in Ihren Abgrund mit hinunterzuziehen! Aber, Frau Gräfin, welch furchtbarer Irrthum ist es, an den Sie Ihre Kraft, Ihre herrliche Begabung vergeuden! Ich kenne ihn. Glauben Sie nicht, daß Sie mir etwas Neues sagten, es ist die alte abgedroschene Philosophie der Lüsternheit. Es ist das Entlarven der eigenen Begierden, alles dessen, was der Mensch, wenn nicht um der Sitte, so doch um der ewigen Schönheit willen verbergen sollte, weil es häßlich ist, wenn Sie es nicht unsittlich nennen wollen! Diese Grundsätze sind es, welche dem Worte „Frauenemancipation" einen ewigen Schandfleck aufgedrückt haben. Genug! Ersparen Sie mir das nähere Eingehen auf ein so ekelerregendes Thema. Ich kenne es genugsam, um darüber zu urtheilen, denn ich hatte als Mitkämpferin für unsere Rechte den Wunsch und die Pflicht, alles zu prüfen, was von seiten meines Geschlechts zu seiner Erhöhung gethan worden ist. Aber mit tiefem Schmerz habe ich gesehen, wie sehr alle Wege, die jene Frauen einschlugen, von dem meinen abwichen, wie wenig sie ihre eigene Würde verstehen. Was sie Erhebung nennen, ist Entartung, was sie frei machen soll, macht sie frech — ihre Offenheit wird zur Schamlosigkeit — was sie als Entledigung unwürdiger Bande bezeichnen, erscheint mir als Zügellosigkeit! Was thun, was leisten sie, um sich der Rechte, die sie fordern, würdig zu zeigen? Sind Spielereien wie Cigarrenrauchen und Pistolenschießen die Attribute unserer Größe? Und die Rechte selbst, die sie fordern, wie steht es damit? Was will diese Luise A....? Was wollen diese Frauen, die wie Theaterheldinnen auf der Bühne des Lebens einherstolziren und die Welt erfüllen mit dem Zetergeschrei ihrer unverstandenen Herzen? Pfui über sie! Sie würdigen sich zu Sklavinnen herab, indem sie sich emancipiren wollen, zu Sklavinnen ihrer Begierden, also der

Männer, denn ihr ganzer Bombast von Befreiungsphrasen gilt ja nur dem ungeschmälerten Rechte des Verkehrs mit dem andern Geschlecht!

Es ist dies unzweifelhaft die Ansicht der Verfasserin, der Emancipation des Fleisches wird ein für allemal die Thür gewiesen und die Emancipation des Herzens, die doch keineswegs mit ihr zusammenfällt, in ihren Sündenfall mit verwickelt. Liegt indeß in diesen von allerlei barocken Arabesken überwucherten Theorien kein gesunder Kern? Ist die Emancipation persönlicher Neigung vom socialen Zwang so gänzlich unberechtigt? Können wir uns nicht auch andere Institutionen denken als diejenigen, welche jetzt bei uns den Verkehr der Geschlechter regeln? Daß diese Institutionen so verschieden sind auf der ganzen Erde, bei den verschiedenen Völkern, daß sie sich vielfach gewandelt haben im Laufe der Zeiten, zeigt wol, daß sie auch in Zukunft sich wandeln werden. Und da die ganze Entwickelung der Menschheit auf eine höhere Harmonie zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft hindrängt, so wird jene Wandlung sich in einer Weise vollziehen, welche der Eigenheit der Naturen größern Spielraum gewährt, soweit keinem andern Willen dadurch ein Zwang angethan wird. Solange wir neben den Ehegesetzen die Prostitutionsregulative haben, können wir nicht von einer vollkommen harmonischen Organisation der Gesellschaft sprechen, welche derartige Reformgedanken überflüssig machte.

Frau von Hillern freilich ist anderer Ansicht, ihre Gräfin Worronska wird so siegreich von ihrer Heldin aus dem Felde geschlagen, daß ihr nichts übrigbleibt, als in der Ferne zu verdämmern; sie verliert in Petersburg bei einem Wettrennen das Leben. Muß denn die „Emancipation des Fleisches" gerade Kinder überfahren und halsbrechende Künste treiben? Friedrich Schlegel's Lucinde that nichts von beidem; diese Vertreterin romantischer Emancipation, welche die Vereinigung von Trägheit und Wollust lehrte, brauchte nicht auf einem Viergespann einherzufahren, ihr genügte ein Sofa als Piedestal. Die Göttinnen der Liebe und Wollust sind keine Amazonen.

Doch auch gegen die Emancipation des Geistes legt unsere Verfasserin schließlich Protest ein; hier aber fehlt es der erfundenen Fabel an Beweiskraft. Muß denn eine Frau, welche ihren Geist zu bilden und von Vorurtheilen zu befreien sucht, nothwendig in einer so einseitig verschrobenen Richtung erzogen werden und dabei ihre Gesundheit ruiniren wie Ernestine? Lassen sich überdies wissenschaftliche Ueberzeugungen durch Lebensschicksale widerlegen? Ist die trotzige, wissenseifrige Heldin nicht bei weitem interessanter als die zum „ewig Weiblichen" bekehrte, und lohnt es so vieler Mühen, um zu beweisen, daß diese mit solchem Aufwand genialer Züge gezeichnete Heldin doch nur zu denjenigen Frauen gehöre, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, welche den Kochlöffel schwingen und Kinder bekommen? Tant de bruit pour une omelette, welches Ernestine im vorletzten Kapitel nicht zu kochen versteht, im letzten aber jedenfalls kochen gelernt hat, da die Gevattern rühmen, was sie für eine Hausfrau geworden ist.

Die praktische Frauenemancipation der jüngsten Zeit geht darauf hinaus, den Frauen auch außerhalb der Ehe eine unabhängige Stellung zu ermöglichen, da ja gerade von der Ehe eine so große Zahl ausgeschlossen ist. Frau von Hillern beweist uns zwar, was eine Frau geistig zu leisten vermag: Ernestine ist eine unermüdliche geistige Arbeiterin, studirt Astronomie, Chemie, Physiologie u. s. w. bei Tag und Nacht, sie erhält den Preis für eine wissenschaftliche Arbeit; aber die Verfasserin ist weit entfernt, sie zu einer berechtigten Vertreterin der Frauenemancipation und Frauenarbeit machen zu wollen. Gegen den Schluß des Romans hin findet sich ein Kapitel, wo Ernestine und die Cousine Gretchen in einer kleinen Stadt „ums tägliche Brot" arbeiten. Das gelingt ihnen sehr schlecht; sie hungern und frieren dabei und haben bisweilen abends kein Licht. Knüpft die Verfasserin hieran Betrachtungen über das sogenannte Recht der Frauen auf Arbeit, das ihnen nur durch die gesellschaftlichen Verhältnisse verkümmert wird? Keineswegs. Es ist das nur eine „Strafstation", auf welcher Ernestine für die „Ehe" zurechtdressirt wird, nachdem sie zuvor durch die Krisis eines Nervenfiebers von den Ueberreizungen ihrer Gehirnthätigkeit geheilt worden war. Am Schluß tritt nun Ernestine ohne eine reservatio mentalis zu Gunsten ihres geistigen Strebens in die Ehe — und diese ganz bedingungslose Hingabe, bei welcher die geistigen Rechte der Frauen gar nicht gewahrt werden, ist wol ein Hauptfehler des Werks, welches in frühern Abschnitten gerade über den geistigen Beruf der Frauen so viel Sinniges und Glänzendes enthielt.

Die Emancipation des Geistes bei den Frauen erscheint hier nur in krankhafter Uebertreibung, sogar als das Werk einer hinterlistigen Intrigue, wodurch die Stellung des Problems verwirrt wird. Die Frage mußte lauten: Wie verträgt sich die Emancipation des Geistes, ohne Uebertreibung, mit Naturanlage und Lebensstellung der Frauen? Dann würde auch der Kampf im Herzen Ernestinens zwischen ihrer Liebe zu den Wissenschaften und ihrer Neigung zu Johannes ein tieferes Interesse erweckt haben und, worauf es doch bei aller Dichtung ankommt, eine vorbildliche, allgemeine Bedeutung, während jetzt, bei aller Feinheit einzelner psychologischer Züge, doch zuviel des Verschrobenen mit unterläuft, was uns gegen die Heldin verstimmt.

Wir haben bisher mit dem Standpunkt der Verfasserin gerechtet; es ist uns jetzt eine angenehme Pflicht, das Vortreffliche ihrer Darstellung hervorzuheben. Frau von Hillern hat Geist, Empfindung, Phantasie; ihr Stil ist frei von jeder Künstelei und Verzwicktheit, fließend und treffend; sie hat den Sinn für Spannung und Effect von der Mutter geerbt. Daß sie auch den naiven Plauderton der Verfasserin des „Pfefferrösel" zu treffen weiß, zeigt ihre Schilderung der Kinderscenen, die herzigen Plaudereien des Käthchen mit dem silbernen Arm und der wohlbeleibten Mutter Bertha im hamburger Hotel. Ein Charakter wie der Leuthold's ist mit großer geistiger Feinheit und Ueberlegenheit durchgeführt; sein Jesuitismus hat etwas so Blendendes, daß man selbst oft an ihm irre wird und sich von den Netzen seiner Sophistik fangen läßt, daß man ihm trotz seines verwerflichen und verbrecherischen Handelns nicht alle Theilnahme versagt. Sind doch seine Berechnungen so gewagt und weitaussehend, daß man in erster Linie die Opfer der Gegenwart

sieht, mehr als den Profit der Zukunft. Die raffinirte Hinrichtung der kränklichen Ernestine durch den Geist, durch den Cultus der Wissenschaft erkauft ja der Intriguant mit dem langjährigen Verzicht auf die Gesellschaft seiner Tochter Gretchen, eines allerliebsten Kindes, dessen Freude über das Wiedersehen des Vaters so anmuthig geschildert und mit dem Contrast durch die hereinbrechenden Enthüllungen seines Verbrechens und durch seinen Selbstmord so scharf contrastirt wird. Johannes selbst ist Pädagog und Arzt, ein frauenbändigender Idealheld; die alte Staatsräthin, die schöngeistige Elsa, der erblindende Schullehrer und andere Nebenfiguren sind mit Geschick und scharf silhouettirt.

Der Roman flößt uns, alles in allem und trotz unserer Bedenken gegen die Durchführung seines Problems, Respect vor dem Talent und der geistigen Bedeutung der Verfasserin ein.

Rudolf Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Der Zeitsinn nach Versuchen von Karl Vierordt. Tübingen, Laupp. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Die psychologischen Grundlagen der Raumwissenschaft von Friedrich Karl Fresenius. Wiesbaden, Kreidel. 1868. 8. 24 Ngr.

Mit der Fechner'schen „Psychophysik" ist seit neun Jahren eine neue Wissenschaft ins Leben getreten, die Wissenschaft, Empfindungen und Wahrnehmungen zu messen. Durch neuerfundene sinnreiche Methoden verschiedener Art werden in mathematisch genauen Angaben die Gesetze erkannt, nach denen physikalische Reize die ihnen entsprechenden Empfindungen und Anschauungen als inwendige Hervorbringungen unsers Seelenwesens hervorlocken und veranlassen. Zu den von Fechner begonnenen Untersuchungen und Experimenten gehören unter anderm auch die über die subjective Zeitmessung in Vergleich zur objectiven, welche wir in der ersten obiger Schriften auf eine fleißige und genaue Art weiter fortgesetzt finden.

Im allgemeinen gibt es die tägliche Erfahrung für jedermann, daß die Länge oder Kürze der Zeiträume in unserer innern Wahrnehmung von mancherlei subjectiven Bedingungen, wie z. B. von Stimmungen des Gemüths, Abwechselung oder Einförmigkeit in den Eindrücken, die auf uns geschehen, Graden des Wachseins oder der Schläfrigkeit und andern solchen innern Umständen abhängt. Sechs oder sieben Stunden erquickenden Schlafs schrumpfen dem erwachenden Bewußtsein in den Zeitraum einer einzigen Minute zusammen; dagegen erzählen uns Opiumesser, wie in ihren wüsten und unbehaglichen Träumen sich die Dauer von Minuten zu stunden-, ja zu tagelang und darüber dauernden Begebenheiten ausgedehnt habe.

Will man auf psychologischem Wege diesen ebenso alltäglichen als schwer erklärbaren Erscheinungen tiefer auf den Grund kommen, so ist dazu ein nicht zu verachtender Anknüpfungspunkt der, daß man Mittel und Wege aufsucht, die subjectiven Zeitgrößen in ihren Verhältnissen zu den objectiven meßbar zu machen. Weil hierzu diese von Vierordt (Nr. 1) mit Sorgfalt und Ausdauer fortgeführten Fechner'schen Versuche eine erste feste Handhabe bieten, sind dieselben als verdienstlich und dankenswerth zu begrüßen.

Der Apparat der sowol auf den Tastsinn, als auf den Gehör- und Gesichtssinn sich beziehenden Versuche ist ziemlich künstlicher Natur, hat auch nur für den ein näheres Interesse, welcher sich mit der Sache genauer zu befassen wünscht, weshalb auf die Schrift selbst verwiesen werden muß. Hier genügt es, auf die mühsam gewonnenen Resultate hinzuweisen. Diese laufen in den Hauptreihen der Versuche auf folgendes Gesetz hinaus: Wenn wir einen gewissen durch den Sinn percipirten Zeitraum von kurzer Dauer (nämlich von einer Dauer unter etwa drei Secunden) aus dem Gedächtniß wiederholen, so nehmen wir jedesmal den Zeitraum zu groß; und wenn wir einen percipirten Zeitraum von langer Dauer (nämlich von einer Dauer über etwa drei Secunden) aus dem Gedächtniß wiederholen, so nehmen wir jedesmal den Zeitraum zu klein. Nur allein also bei Zeiträumen oder Taktschlägen von ungefähr drei Secunden deckt sich die objective Zeit des schwingenden Pendels mit der subjectiven Zeit des auffassenden Gedächtnisses; bei retardirten sowol als bei beschleunigten Taktschlägen weichen sie voneinander ab. Als schwingendes Pendel dient bei diesen Versuchen das Mälzel'sche Metronom.

Mit Rücksicht auf seine fleißigen Beobachtungen über die subjective Zeitanschauung erklärt sich der Experimentator für die Kant'sche Theorie, die Zeit in ähnlicher Art wie den Raum als eine ursprüngliche Form unsers Wahrnehmens (Anschauung a priori) vorzustellen. Er nimmt an, daß mit unsern anfänglichen Empfindungen schon sehr bald sich die nicht in ihnen selbst liegende Anschauung einer zeitlichen Succession verbindet; nämlich ganz sicher von dem Zeitpunkt an, wo wir dagewesene Empfindungen als solche wiedererkennen, welches nicht möglich ist, ohne die Vorstellung eines vergangenen Zustandes zu Hülfe zu nehmen.

In der That, so ist es. Eine wiedererinnerte Empfindung wird nicht dadurch als Zeichen eines vergangenen Zustandes erkannt, daß sie als ein nachklingendes blasseres Empfindungsbild in uns fortdauert, sondern dadurch, daß sie bezogen wird auf einen nicht mehr seienden Zustand und folglich eingereiht wird in dasselbe unkörperliche Schema von Sein, Nichtmehrsein und Nochnichtsein, in welchem auch die Körperwelt ihren angewiesenen Platz findet, ohne welchen ihr der Weg in das Dasein ewig verschlossen bleiben würde.

Wir haben daher auch die Zeitanschauung nicht nur zu unterscheiden von allen Empfindungsformen, sondern ebenso sehr von allen körperlichen Eigenschaften. Denn sie geht dem Dasein der Körper als eine unkörperliche Grundbedingung desselben voraus und, sofern die Körper die Empfindungen in uns verursachen, ebenfalls den Empfindungen. Die Zeit der Körper ist die objective Zeit (Körperzeit); die Zeit der Empfindungen ist die subjective

Zeit (Seelenzeit). Jede von ihnen ist ewige unkörperliche Voraussetzung (Anschauung a priori). Auf das Verhältniß beider zueinander bezieht sich das von Vierordt festgestellte Gesetz.

Durch die Kant'sche Theorie von Raum und Zeit sind freilich diese Themata noch ebenso wenig erschöpft, als die Kenntniß eines neuen Welttheils durch die erste Entdeckung desselben. Aber es ist zum wenigsten das dadurch gewonnen, daß fortan alles nicht mit ihnen Stimmende sehr bald in sein Nichts zurücksinken muß. Der Kreis der Möglichkeiten ist verengt; das frühere Schweifen in der Irre und Wildniß, wenn auch noch nicht völlig, doch schon in bedeutendem Maße abgeschnitten.

Die Schrift über „Die psychologischen Grundlagen der Raumwissenschaft" von Fresenius (Nr. 2) sucht in die Tiefen der Raumconstruction weiter einzudringen, als dieses nach der gewöhnlichen euklidischen Methode der geometrischen Beweise zu gelingen pflegt.

Die geometrischen Lehrsätze haben das Eigenthümliche an sich, daß sie häufig auf zweierlei Art bewiesen werden können, theils auf geradem Wege, theils durch Umwege. Der gerade Weg ist der genetische, der Umweg der euklidische. Schon Schopenhauer hat es der euklidischen Methode in der Geometrie vorgeworfen, daß sie sich darin gefalle auf Umwegen zu gehen, zuweilen den Umweg als einen elegantern und interessantern dem näher liegenden genetischen Wege vorziehe. So z. B. ist der euklidische Weg, die 180 Grade jedes Triangels zu beweisen vermöge einer angehängten Hülfsconstruction mit Anwendung der Axiome vom Nebenwinkel und Wechselwinkel, ein Umweg; hingegen der genetische, von der halben Drehung eines Stabes hergenommene Beweis der directe und gerade Weg in dieser Sache. Die Einsicht hat in beiden Fällen zwar die gleiche Gewißheit und Sicherheit, aber nicht auch das gleich Einleuchtende. Es ist zu vergleichen, wie wenn ich einen Gegenstand unmittelbar in Augenschein nehme, oder mir durch einen sichern und glaubwürdigen Zeugen von ihm Bericht erstatten lasse.

Der Verfasser dringt nun darauf, daß überall, wo es angeht, der gerade Weg den Umwegen vorgezogen oder zum mindesten mit ihnen in Verbindung gesetzt werde. Wo es angeht — nicht überall scheint es zu gehen. Daraus entsteht aber die Aufgabe, es überall zu versuchen. Hier macht er nun manche gute Vorschläge, gesteht aber zugleich, in Beziehung auf andere Fälle selbst noch rathlos zu sein. Wenn für alle Lehrsätze der Geometrie directe oder genetische Beweise gefunden werden könnten, so würden hierdurch die Lehrsätze ohne Zweifel beim Unterricht viel einleuchtender und durchschaulicher gemacht werden können als nach der euklidischen Methode, welche überdies das Gedächtniß mit viel überflüssigem Ballast beschwert, mit dessen Entweichen auch immer sogleich der Nerv der Ueberzeugung mit entweicht.

Eine andere Frage ist, ob auf diesem Wege auch für ein tieferes Verständniß des Raums in philosophischer Hinsicht etwas gewonnen wird; ob die von Kant gefundene Grunderkenntniß auf diesem Wege irgendeine Vertiefung oder Vermehrung erfährt. Diese Frage ist aus folgendem Grunde zu verneinen:

Die geometrischen Raumbestimmungen entsprechen nach der Ansicht des Verfassers den psychologischen Bestimmungen in der Thätigkeit unserer auffassenden Aufmerksamkeit. Der Punkt ist der einfache Ausdruck concentrirter Aufmerksamkeit. Denn die gesammelte (nicht die zerstreute) Aufmerksamkeit fällt zunächst immer auf irgendeinen Punkt. Ihre Fortbewegung drückt sich aus durch die Bewegung dieses Punktes, woraus das Bild der Linie entsteht. Durch die Bewegung der Linie in der Drehung um einen Punkt entsteht der Winkel und die Fläche, u. s. f. Es entgeht dem Verfasser hierbei nicht, daß Bewegung ein Begriff ist, welcher den Raum schon voraussetzt. Denn Bewegung eines Punktes ist nichts als Veränderung seines Orts im Weltraum. Er schreibt daher selbst mit Recht seinen psychologischen Erklärungen nur einen pädagogischen Werth zu, als Hülfsmitteln der Fassungskraft, und ist weit davon entfernt, die Tragweite seiner Bemühungen zu überschätzen. Diese Bescheidenheit ist lobenswerth. Aber es wird für die Wissenschaft der Metaphysik nichts dadurch gewonnen, daß man zur Erleichterung der Arbeit die Ansprüche, welche sie am Ende doch wol zu machen berechtigt ist, von vornherein über das Maß herabspannt. Die psychologischen Bewegungen unserer Aufmerksamkeit, welche den Raum bereits voraussetzen, sind nicht die spontanen Acte, durch welche der Raum in der anschauenden Vernunft der Geistwesen sich unaufhörlich hervorbringt. Indem unsere auffassende Aufmerksamkeit sich von Punkt zu Punkt im Raume bewegt, wird dieser dabei immer schon als ein Früheres (ein Apriori) vorausgesetzt, welches wir allerdings selbst hervorbringen, aber nicht vermöge der auffassenden Aufmerksamkeit. Wenn ich eine Seite, welche ich soeben geschrieben habe, überlese, und dabei zu mir selbst sage: „Ich bin der Urheber dieser Schrift" — so habe ich nur dann das Recht zu diesem Ausspruch, wenn ich die Urheberschaft auf das vorhergegangene Niederschreiben, nicht aber auf das nachherige Ueberlesen beziehe. Hierdurch setzt sich der wissenschaftliche Werth der genetischen Beweise, wie sie der Verfasser sucht, sehr im Preise herab. Denn diese Genesis ist nicht die primitive, sondern nur eine secundäre, nicht die Genesis der Hervorbringung, sondern nur die der Auffassung, nicht die Genesis, welche zeigt, wie die Frucht wächst, sondern wie wir die gewachsene am leichtesten pflücken können.

Doch ist jede Bemühung willkommen zu heißen, welche ernstlich in diesen Weltgründen gräbt, auf denen das ganze materielle Dasein ruht wie ein Gebäude auf seinen tragenden Fundamenten.

3. Die Grenzen der menschlichen Erkenntniß und die religiösen Ideen. Von L. R. Landau. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Forschung nach der Gewißheit in der Erkenntniß der Wirklichkeit von A. Spir. Leipzig, Förster und Findel. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Ueber Erkenntniß von Maximilian Droßbach. Halle, Pfeffer. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Der Satz des zureichenden Grundes von Joseph Jäkel. Breslau, Maruschke und Berendt. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser der Schrift: „Die Grenzen der menschlichen Erkenntniß und die religiösen Ideen", L. R. Landau (Nr. 3), sucht darin die Angriffe der Atheisten und Materialisten auf die religiösen Ideen zu entkräften, was

ihm auch völlig gelingt. Er faßt hierbei vorzüglich einen Hauptpunkt gut und richtig ins Auge, die innere Inconsequenz nämlich, an welchem die Methode des Materialismus krankt. Die Materialisten spielen auf religiösem Gebiete die Rolle der absoluten Skeptiker, welche nichts anerkennen wollen, was sich nicht streng beweisen läßt; sie weigern und sträuben sich hingegen, den wissenschaftlich begründeten Zweifeln der kritischen Philosophie an der Selbständigkeit des materiellen Daseins und der Beschränkung aller Erfahrungsthatsachen auf das alleinige Feld des äußern Sinns nur das allermindeste Gehör zu schenken. Vielmehr beruhigen sie sich in diesem Punkte mit demselben guten Glauben des ungebildeten Verstandes, welchen sie an jenem mit so tiefer Verachtung von sich weisen. Es ist aber ganz inconsequent, am einen Ende der gewöhnlichen menschlichen Vorurtheile den vollkommenen Conservativen, hingegen am andern den vollkommenen Revolutionär zu spielen. Nur dann können in der Wissenschaft gesunde und consequente Resultate gewonnen werden, wenn sich die wissenschaftliche Kritik, welche niemals und nirgends zu weit gehen kann, auf alle Punkte der Wissenschaft ohne Ausnahme ausdehnt. Es gibt kein Volk der Erde, welches nicht ebenso fest an einen Zusammenhang der menschlichen Schicksale mit höhern geistigen Gewalten glaubte wie an die selbständige Wirklichkeit der Körperwelt. Der eine Glaube steht so fest wie der andere. In Beziehung auf den einen dieser Punkte die Zweifel als gefährlich verbieten, in Beziehung auf den andern sie als zuträglich zulassen, hat keinen Sinn. Wer in Beziehung auf den einen Punkt sich conservativ verhält, hat alle Ursache, dasselbe auch in Beziehung auf den andern zu thun. So wenig er beim Conservativismus des guten Glaubens an die Realität der Stoffe nöthig hat, falsche Meinungen über dieselben anzunehmen, ebenso wenig hat er beim guten Glauben an die Realität der göttlichen Dinge nöthig, falschen Dogmen über dieselben Gehör zu geben. Gegen die erste Gefahr schützen die täglichen Fortschritte einer fleißigen Naturwissenschaft, gegen die zweite die täglichen Fortschritte einer aufgeklärten Theologie. Dies ist wirklicher gesunder Menschenverstand. Gegen ihn gehalten zeigt sich der Menschenverstand der Materialisten krank, weil er die Thatsachen der Erfahrung nur scheinbar in Ehren hält, in Wahrheit aber mit Füßen tritt, wie der Verfasser richtig und gut in folgenden Worten bemerkt (S. 81):

> Die Erfahrung ist es, auf die sich die Verfechter der modernen Weltanschauung immer berufen. Doch wird sie ganz willkürlich auf das allein beschränkt, was wir mit den äußern Sinnen wahrzunehmen glauben, eigentlich aber nur mit dem innern Sinne erfassen, während das, was sich in uns unmittelbar kundgibt, dessen wir uns unzweifelhaft bewußt sind, eigenmächtig aus dem Kreise der Erfahrung ausgeschlossen wird. Der gesunde Menschenverstand wird von ihnen angeblich sehr hoch gehalten, und sollte es auch, da sie das Recht der Vernunft verkürzen, und sich also auf ihn allein stützen können; doch werden dessen Aussagen und Zeugnisse, sobald sie ihnen nicht zusagen, ohne weiteres verdächtigt und als Vorurtheile und alsche Vorstellungen behandelt.

Es ist in diesen Sätzen und ihrer weitern Ausführung in obiger Schrift die schwache Seite des Materialismus vollkommen genügend aufgewiesen. Trotzdem behält freilich der Materialismus im religiösen Leben der Gegenwart auch immer noch seine starke Seite und relative Berechtigung, welche der Verfasser zwar nicht hervorzuheben veranlaßt war, die aber doch bei einer gerechten Beurtheilung ebenfalls nicht aus dem Auge gelassen werden darf. Der Materialismus stellt ein nicht gut entbehrliches Uebergangsstadium von negativem Charakter dar zwischen einer vergangenen und einer bevorstehenden Periode religiösen Lebens. Ueber die Nothwendigkeit einer Reinigung der hergebrachten Religionsbegriffe sind sich die philosophisch Gebildeten unsers Volks längst klar, und ebenso sehr auch darüber, daß uns die Mittel zu solcher Reinigung in den Errungenschaften der Kant'schen Philosophie bereits vollständig zu Gebote stehen. Aber die kirchlichen Gemeinschaften haben bisjetzt im allgemeinen, einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, nur wenig die Fähigkeit entwickelt und die Kräfte angestrengt, diese geistigen Errungenschaften lebendig zu verwerthen. Hier mußte nun die Vorsehung sich ins Mittel legen, um das zu thun, was Menschen bisher nicht vermochten, indem sie in einer imposanten Masse halbgebildeter Seelen, welche in der Mitte schwebten zwischen Wissen und Unwissenheit, eine gerechte, obwol höchst unklare Indignation erweckte gegen unrichtige religiöse Vorstellungen, mit denen sie nicht länger weder sich selbst noch ihre Kinder und Nachkommen irreführen lassen wollten.

> Gottes Mühlen mahlen langsam,
> Mahlen aber schrecklich scharf.

Auch A. Spir, der Verfasser der „Forschung nach der Gewißheit in der Erkenntniß der Wirklichkeit" (Nr. 4), geht ernstlich und gründlich ein auf das Verhältniß von Glauben und Wissen, und zwar sogleich in der Vorrede. Er bestimmt hier jedoch dasselbe keineswegs auf befriedigende Weise. Er formulirt sein Verfahren in Glaubensangelegenheiten in folgenden beiden Sätzen, welche er die Grundsätze der Freiheit und Moralität des Denkens nennt (S. IV):

> Erstens, alles, was sich unzweifelhaft als wahr erweist, sogleich bereitwillig anzunehmen und anzuerkennen, einerlei wo, wann und wie man dasselbe findet und ohne Rücksicht darauf, ob es uns gefällt oder nicht.
>
> Zweitens, alles, was sich nicht unzweifelhaft als wahr ausweisen und legitimiren kann, unbedingt zu verwerfen, einerlei wo, wann und wie man dasselbe findet und ohne Rücksicht darauf, ob es uns gefällt oder nicht.

Der erste dieser Grundsätze ist ebenso vernünftig, als der zweite unvernünftig zu nennen. Der Landmann z. B., welcher sich durch das vielleicht Gewitter und Platzregen drohende Gewölk in Beziehung auf vorzunehmende Feldarbeiten nicht warnen läßt; der Geschäftsmann, welcher die immerhin unsichern Kennzeichen, welche in dem Unterhändler Unredlichkeit vermuthen lassen, für nichts achtet; der Truppenführer, welcher auf vielleicht trügende Kennzeichen eines im Gehölz versteckten Feindes gar keine Rücksicht nimmt: alle diese werden als leichtsinnig und unvernünftig gescholten, und zwar allein darum, weil sie dem zweiten Grundsatze in ihrer Handlungsweise streng nachkommen. Denn weder ein aufziehendes Gewitter, noch ein im Gemüthe unwillkürlich aufsteigender Verdacht, noch irgendein sonderbares und unerklärliches Wegezeichen sind Beweise, welche sich unzweifelhaft als wahr aufstellen und legitimiren lassen. Denn das Gewitter kann auch

vorüberziehen, der Verdacht kann ungegründet sein, und das Wegezeichen im Gehölz kann von den lächerlichsten Ursachen herstammen.

Daher ist der zweite Grundsatz des Verfassers als ein Grundirrthum zu bezeichnen. Das richtige Verfahren in allen Dingen besteht vielmehr in der Anwendung der völlig entgegengesetzten Maxime, nur allein dasjenige unbedingt zu verwerfen, was sich unzweifelhaft als falsch, widersprechend und irrthümlich ausweist; dagegen alles das, was sich noch nicht unzweifelhaft als wahr ausweisen und legitimiren kann, als Merkzeichen noch zu entdeckender neuer Wahrheiten sorgfältig im Auge zu behalten.

Die übeln Folgen des falschen Grundsatzes zeigen sich im Verlaufe der Arbeit besonders in der plumpen Art, womit hier alles Hypothetische in der Philosophie abgelehnt und verworfen wird. Der Verfasser benimmt sich wie ein Gärtner, welcher nur die völlig ausgewachsenen Pflanzen respectirt, dagegen alle Blumen mit noch unentwickelten Blättern, alle Bäumchen mit noch unentfalteten Kronen schonungslos niedertritt, weil sie noch nicht ausgewachsen sind. Die ringende Entwickelung unserer Philosophie hat zu gar vielem Hypothetischen geführt, was der strenge Denker sich zwar unmöglich unmittelbar als feststehende Wahrheit aneignen kann, was er gleichwol als scharfsinnige und Weg weisende Muthmaßung für weitere Forschung in den Geheimnissen des Lebens ebenso wenig ungestraft verwerfen und unbenutzt lassen darf. Dergleichen Erwägungen werden hier von vornherein abgeschnitten. Mit einem resoluten „Kopfab" liegen Hegel, Herbart, die Theisten unserer Tage und fast alles, was sonst hier in den Weg kommt, hingestreckt mit kaum noch zuckenden Gliedern.

Dieser Uebelstand darf uns jedoch die guten Seiten der Arbeit nicht übersehen lassen, welche sowol in dem ernsten Streben nach unzweifelhafter Gewißheit als in einem schätzbaren Maße von aufgewandtem Scharfsinn bestehen. Man dürfte das Streben ein originelles nennen, wenn Originalität in Beziehung auf den Zweck, welchen der Verfasser verfolgt, nicht ein Tadel wäre. Sein Streben ist mehr als originell, es ist wirklich fundamental. Es ist das gediegene Streben, alle Gewißheit in allen Dingen zu gründen auf das tiefste logische Grundgesetz, das der Identität; das Streben, die Identität oder Gleichung (A = A) als das alleinige Gesetz aller Wahrheit und Gewißheit überhaupt nachzuweisen. Einer der hervorragendsten Punkte bei solcher Ansicht der Dinge ist die darin nothwendig hervortretende Forderung, daß das Grundgesetz der Logik und das der Moral nicht mehr als verschiedene auseinanderfallen dürfen, sondern ganz nur als eins und dasselbe seiend erkannt werden müssen. Dieses zu zeigen, ist dem Verfasser in dem Abschnitte über den Willen, S. 241—277, auf eine wirklich glänzende Weise gelungen. Auch daß er die dem scharfen Forscher bei logischen Untersuchungen dieser Art aufstoßende Incommensurabilität des Seins und Geschehens (a priori und a posteriori), zu deren Verbergung und Vertuschung der Identitätsstandpunkt leicht verführen kann, keineswegs verdeckt, vielmehr im Gegentheil in demjenigen grellen Lichte zeigt, welches der Sache in Wahrheit eigen ist, wenn man sie unerschrocken ins Auge faßt, ist eine nicht zu unterschätzende Tugend dieser Arbeit. Als die ausgesprochenste und reinste Identitätslehre geht sie im allgemeinen dieselbe Bahn, welche ihr die großen Identitätsphilosophen Fichte, Schelling und Hegel vorangegangen sind. Daß sie nicht an diese anknüpft, sondern überall von vorn anhebt, gereicht ihr nicht gerade zum Nachtheil, indem das Princip der Identität hierdurch nicht abgestumpft, vielmehr in gewisser Beziehung nur noch verschärft worden ist. Daß sie dabei vermöge der gerügten falschen Maxime ungerecht gegen ihre Vorgänger geworden ist, hierin besteht die Schattenseite der Sache.

In der Schrift „Ueber Erkenntniß" (Nr. 5) fährt Maximilian Droßbach fort, uns sein bekanntes System einer idealistischen Atomistik mit jugendlicher Frische und thatkräftigem Feuer vorzutragen: ein System, ganz dazu gemacht, träge Seelen aus dem geistigen Schlafe zu wecken und ihren Blick von der Oberfläche der Erscheinung in die Tiefe des Wesenhaften zu lenken. Unermüdet macht er Propaganda für die Erkenntniß, daß die Dinge, welche der Naturforscher für wirklich wahrgenommene Existenzen hält, nur zu existiren scheinen, ähnlich wie die Sonne sich nur zu bewegen scheint. Ist man aber einmal darüber ins Klare gekommen, daß die Körperdinge nichts Wirkliches sind, so sieht man auch, wie weit der Materialist fehlgeht, wenn er aus dem vermeintlichen Zusammenwirken dieser unwirklichen Dinge das wahrnehmende Ich hervorgehen läßt. Erst wenn wir durch mancherlei Erfahrungen darauf kommen, daß das, was wir für ein wirkliches Ding hielten, ein Trugbild war, wird uns die Möglichkeit gegeben, zum Bewußtsein dessen zu gelangen, was denselben vorausgeht, und was wir wirklich wahrnehmen: die zu Grunde liegenden Geistwesen, von denen die materiellen Erscheinungen ausgehen. Denn alle wirklichen Wesen sind nach Droßbach vorstellende Wesen. Der Stein, wie der Mensch, stellen immer vor. Der Unterschied besteht nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach, ähnlich wie die Grade der Temperatur unter Null auch noch Wärme anzeigen. Nun aber liegt im Begriff des Geistigen eine gewisse Unendlichkeit und Schrankenlosigkeit enthalten. Was keine Schranken hat, kann unmittelbar zu allem andern kommen, im andern sein. Die schrankenlosen Wesen durchwirken sich innerlich, indem sie trotz ihrer Vielheit unendlich bleiben. Da jedes Wesen schrankenlos ist, so muß ein jedes alle andern in sich fassen und durchdringen, mit allen in innerlichem Zusammenhang sein. Hierin besteht die in allen Wesen ursprünglich angelegte Liebe, der Grund ihrer Harmonie und Einmüthigkeit, vermöge einer allseitigen Wechseldurchdringung, in welcher sie Raum und Zeit mit ihrer Existenz überragen. Denn sie sind nicht in Raum und Zeit, sondern Raum und Zeit in ihnen. Aus dieser Ursache geht ihr zeitliches Schauen auch nicht nur rückwärts in die Vergangenheit, sondern ebenso sehr vorwärts in die Zukunft. Das Auge des Kindes im finstern Mutterleibe wird schon darauf angelegt, daß es später die Wirkungen des Lichts aufnehmen kann. In diesem Vorausschauen bilden wir unbewußt unsern Organismus und veranlassen unsere Geburt. In diesem Vorausschauen bewirken wir

unbewußt die Auflösung desselben, den Tod, um zu weitern höhern Formen der Verbindung fortschreiten zu können. Wir bleiben immer die ewigen unendlichen Wesen und ändern nur unsern innern Zustand. Nur wer den Schein, die irrige Vorstellung, die er sich von dem wirklichen Vorgange macht, für das Wirkliche und Wahrgenommene selbst hält, erschrickt vor dem Tode; wer hinter die Coulissen blickt und das Getriebe erkennt, welches die Gespenstererscheinung auf der Bühne bewirkt, läßt sich nicht von ihr imponiren. Denn wir selbst sind die Bedingungen alles Entstehens und Vergehens, und Geburt und Tod nur unsere wechselnden Zustände.

Als geistige Atomistik (Monadologie) ist diese Theorie der Herbart'schen nahe verwandt. Aber sie nimmt nicht, wie Herbart thut, ein blos mechanisches Verhältniß zwischen den geistigen Einheiten oder Monaden an, sondern gibt dem organischen Begriffe einer wechselwirkenden Durchdringung der Wesen von innen als Ursache ihres zweckmäßigen Zusammenwirkens das entschiedene Uebergewicht über den mechanischen Begriff äußerer Störungen und innerlicher Widerstrebungen oder Selbsterhaltungen. Um dieses dem Herbart'schen Gedankengange entgegengesetzten Verfahrens willen darf die Droßbach'sche Theorie ebenso sehr für einen lebendigen und eigenthümlich gestalteten Zweig der aus der Fichte'schen Wissenschaftslehre entsprungenen Identitätsphilosophie angesehen werden.

Karl Fortlage.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Militärischer Büchertisch.

1. Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt von Heinrich von Brandt. Zweiter Theil. Berlin, Mittler und Sohn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Der zweite Theil des Werks schließt sich nicht unmittelbar an den ersten*) an, da sich für die Zeit von 1812—28 in dem Nachlasse des Generals kein genügendes Material vorgefunden hat. Aus dem Jahre 1813 hat außer flüchtigen Notizen dem Herausgeber nur das Tagebuch vorgelegen, durch welches die Verwendung des aus den Trümmern der Weichsellegion geschaffenen Weichselregiments, bei welchem der Kapitän-Adjutant-Major von Brandt Ende Mai in Erfurt wieder eintraf, zu ersehen ist. Bei Leipzig, schon am 16. October, fiel Brandt, zweimal schwer verwundet, in russische Gefangenschaft; nachdem er lange im Lazareth gelegen, wurde er mittels Zwangspasses in seine Heimat geschickt. Im Jahre 1815 trat er, aufgefordert durch seinen alten Chef Chlopicki, in die vom Großfürsten Konstantin reorganisirte polnische Armee; als aber Posen als preußisches Großherzogthum anerkannt wurde, bat er um seinen Abschied, um in preußische Dienste zurückzutreten, was der Großfürst erst im folgenden Jahre genehmigte. Er wurde hierauf wieder in der preußischen Armee als Hauptmann angestellt und stand bis 1828 in kleinen schlesischen und polnischen Garnisonen, außer dem praktischen Dienst mit kriegswissenschaftlichen Studien und Arbeiten beschäftigt, bis er auf Verwendung des Generals von Valentini, der ihn in Glogau als Lehrer an der Divisionsschule kennen gelernt, zum Cadettencorps nach Berlin commandirt wurde. Von dieser Zeit an hat er wieder die Aufzeichnungen seiner Erlebnisse und Beobachtungen begonnen. Wir konnten die Lücke verschmerzen, weil wir von da an einen wichtigen Beitrag für die Zeitgeschichte bis in die Gegenwart hinein zu erwarten hatten. Leider hat es sich aber der Sohn versagen zu müssen geglaubt, die Veröffentlichung weiter als bis zum Jahre 1833 auszudehnen. Er sagt im Vorwort zum zweiten Theile: „Mit jedem Schritte vorwärts mehren sich die zunehmenden Rücksichten, und ich glaube im Sinne des Dahingeschiedenen zu handeln, wenn ich über seinem Grabe keine Streitigkeiten heraufbeschwöre." Ob der Verewigte bei seiner Freimüthigkeit diese Zurückhaltung gewünscht hat, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat er, wie aus den angeführten Worten des Herausgebers hervorgeht, diesen Wunsch nicht ausgesprochen, und nach Aeußerungen, die er gegen uns gethan, möchten wir überhaupt an demselben zweifeln. Indessen begreifen wir, daß der Sohn in seiner Stellung Rücksichten zu nehmen hat, wenn wir auch beklagen, daß uns dadurch so viel verloren geht. Der zweite Theil enthält also nur: Leben in Berlin, Aufstand in Polen, Sendung nach Frankreich. 1828—33. Er bietet des Interessanten aber sehr viel; hoffen wir, daß nichts abgeschwächt oder unterdrückt worden ist: hier und da möchten wir es glauben. Ueber den damaligen Zustand des Cadettencorps und der Allgemeinen Kriegsschule, an welcher Brandt auch bald mit Vorträgen betraut wurde, über die ausgezeichneten Männer, mit denen er in Berührung kam, über andere Persönlichkeiten und die allgemeinen Verhältnisse jener Zeit in Berlin lesen wir eine Fülle von charakteristischen Schilderungen und Bemerkungen, deren Richtigkeit wir bezeugen können, da wir jene Zeit ebenfalls erlebt und fast alle Personen, welche genannt werden, gekannt, auch später in denselben Functionen wie früher der General Brandt gewirkt haben. Die scharfen Bemerkungen über den Bildungsgrad der Offizieraspiranten haben noch heute ihre Berechtigung; im Cadettencorps ist es zwar besser geworden, aber „der Uebelstand, welcher fast allen Instituten anklebt, die in einer gewissen Zeit eine gewisse Anzahl von jungen Leuten für ein bestimmtes Fach vorbereiten sollen, daß nämlich vieles nur ein äußerlich Angelerntes ist und eine gehörige Durchbildung fehlt", ist noch immer nicht gehoben. Auch was über die Allgemeine Kriegsschule, die jetzige Kriegsakademie, die höchste Militärbildungsanstalt, gesagt ist, trifft zum größten Theile noch heute zu: die Kriegsschulen der Armee aber, die Schöpfung des Generals von Peucker, bisjetzt sechs an der Zahl, haben einen rühmlichen Aufschwung

*) Vgl. die Besprechung desselben in Nr. 16 d. Bl. f. 1869. D. Red.

genommen und ihre Leistungen glänzend in den letzten Kriegen bewährt. Im Jahre 1830 wurde Brandt als Major in den Generalstab versetzt. Er schildert die damalige Organisation desselben, seine Arbeiten, besonders die sogenannten Generalstabsreisen, sehr genau, letztere mit scharfer Kritik, welche noch immer Geltung hat. Zur Charakteristik der Persönlichkeiten, die uns Brandt vorführt — und es fehlt fast kein Name von Bedeutung darunter — werden viele bezeichnende Züge, Aeußerungen, selbst Anekdoten mitgetheilt, welche der Aufbewahrung wohl werth sind. Solche lesen wir von Gneisenau, Rühle von Lilienstern, Clausewitz, Radowitz, Valentini, Müffling, Witzleben, Willisen, Grolman und vielen andern so lebendig erzählt, daß wir die Personen vor uns zu sehen und sie zu hören glauben.

Mit den Ereignissen, welche das Jahr 1830 in Frankreich und Belgien, theilweise auch in Deutschland, endlich in Polen brachte, nimmt das Tagebuch ein allgemeineres und höheres Interesse in Anspruch. Ueber die Eindrücke in Berlin heißt es:

Der Ausbruch der Unruhen in Paris war das erste Zeichen einer neuen Gestaltung der Dinge und schlug wie ein zündender Blitz in die Masse. Der Enthusiasmus für die Bewegung in Frankreich grenzte in mancher Beziehung an das Außerordentliche. Daß hierzu die Neugier nach politischen Neuigkeiten viel beigetragen, versteht sich von selbst, aber viel war durch die Zustände, wie sie einmal waren, vorbereitet. Der Herd aller Neuigkeiten war das Casino, in dem die meisten Zeitungen gehalten wurden und alle Diplomaten und Leute von Stande verkehrten. Hier erregten einzelne Blätter mitunter den größten Unwillen. Bei Stehely dagegen sammelte sich die Literatur und alles, was den Fortschritt wollte. Uebrigens waren viele Leute der höhern Stände einer constitutionellen Regierung durchaus nicht abgeneigt. Die hervorragendste Partei aber unter den Demokraten, wie man sie damals nannte (Demagogen?), bildete der Beamtenstand. Er war den Grundsätzen der Revolution durchaus nicht fremd und hat es später bewiesen, daß sie ihm mehr wie willkommen war.

Der polnische Aufstand brachte für den Major von Brandt eine neue und angestrengte Thätigkeit. Da er die Verhältnisse in Polen genau kannte, so mußte er aus den polnischen Zeitungen, Extrablättern und Plakaten für den Generaladjutanten des Königs, von Witzleben, das Wichtige übersetzen und excerpiren, was ihn den ganzen Winter hindurch beschäftigte.

Im Palais des russischen Gesandten Alopeus sammelten sich allabendlich die Anhänger der russischen Regierung, deren es nicht wenige gab. — Die kurhessische Verfassungsfrage, die zunächst doch von großer Wichtigkeit war, trat gänzlich in den Hintergrund, und die Nachricht, daß der Bundestag den Herzog von Braunschweig an die Stelle des verjagten Herzogs Karl als Mitregenten anerkannt, ward von einigen Hyperlegitimisten als Theilnahme desselben an der Revolution bezeichnet.

Der General irrt aber, wenn er sagt, daß Herzog Wilhelm bei den Gardedragonern gestanden; er stand vielmehr im zweiten Garde-Ulanenregiment, wo er seinem Escadronchef durch völlige Unachtsamkeit vor der Front viel Aergerniß gegeben hat. Daß er zu den diis minorum gentium gerechnet wurde, ist dagegen richtig. Ansichten, welche später bei einem Gespräch des Verfassers mit dem Feldmarschall Diebitsch geäußert werden, sind entschieden Brandt's eigene, obgleich es aus dem Text nicht recht klar hervorgeht:

Möchten nur die Fürsten die Tramontane verlieren, möchten sie es nicht an sich kommen lassen, vernünftige Reformen aufzuschieben. Zu dergleichen hinterher gezwungen zu werden, wie in Hessen, Sachsen und Braunschweig, ist immer einer Capitulation mit dem Volke gleichzuachten und führt mehr oder weniger eine Erniedrigung der Fürstengewalt im Gefolge. Hinterher gerathen beide Theile auf Extravaganzen und Ueberschreitungen, wenn ein Rückschlag erfolgt.

Als die vier östlichen Armeecorps unter Feldmarschall Gneisenau an der Grenze aufgestellt wurden, veranlaßte dieser, daß Brandt zu seinem Generalstabe kam, dessen Chef der General von Clausewitz war, und sendete ihn auch gleich aus Posen in das russische Hauptquartier mit einem Briefe an den Feldmarschall Diebitsch. Die Erlebnisse auf dieser Reise, die Persönlichkeiten, das Lagerleben und die russischen Truppen sind vortrefflich geschildert, es fehlt dabei auch nicht an pikanten Zügen. Ebenso zeugen die folgenden Blätter, welche die im preußischen Hauptquartier verlebte Zeit darstellen, von scharfer Beobachtungsgabe und früh entwickelter Menschenkenntniß. Gneisenau namentlich tritt uns in seinem ganzen Wesen, man möchte sagen, menschlich näher; wir lesen auch viele, bisher noch wenig oder gar nicht bekannte Einzelheiten von ihm:

Wenn es wahr ist, was griechische Philosophen behaupten, daß sich die Seele den Körper baue, so hatte der Feldmarschall eine edle Seele, denn er war ein stattlicher Herr, eine wahrhaft männliche Gestalt von imponirendem Aeußern und einem lebhaften schönen Auge. Unter den Marschällen, die ich in meinem Leben gesehen, überragte er hinsichtlich der äußern Erscheinung alle. Es ist wahrscheinlich, daß mancher von diesen in einzelnen Disciplinen mehr zu leisten im Stande gewesen wäre als der Feldmarschall, aber in seiner Totalität aufgefaßt übertrifft er sie alle an Seelenadel und Größe des Geistes.

Ueber Clausewitz äußert sich das Tagebuch ziemlich zurückhaltend, Brandt hat sich wol wenig zu dem schweigenden Manne hingezogen gefühlt. „Der Beisetzung des Feldmarschalls wohnte der General von Clausewitz, was wir alle im höchsten Grade bedauerten, nicht bei — er war in einer Soirée der Frau von Roeder.“ Allerdings unbegreiflich! Nach dem Uebertritte der Polen auf preußisches Gebiet hatte Brandt großentheils die Verhandlungen mit ihnen, behufs ihres Abmarsches nach Frankreich oder ihrer Rückkehr in die Heimat, zu leiten; eine traurige Zeit für ihn, die ihm viele Unannehmlichkeiten, Verleumdungen und Angriffe von seiten der revolutionären Parteipresse brachte. Was er zur Charakteristik des Treibens jener Partei und der „Infamien“, welche sie an polnischen Offizieren selbst begangen hat, erzählt, wirft ein trauriges Licht auf Zustände, die sich in spätern polnischen Revolutionen wiederholen sollten. Um so wohlthuender ist es, was wir von der edeln menschenfreundlichen Gesinnung des Königs gegen die Polen, die bei ihm Schutz gesucht haben, lesen. Brandt hatte nach seiner Rückkehr noch viel mit der Sache zu thun, er mußte mehrere Zeitungsartikel u. s. w. als Erwiderungen auf die maßlosen Angriffe schreiben, welchen Preußen damals ausgesetzt war. „Die Sachen sind jetzt vergessen, aber

das wird ewig wahr bleiben, daß sich die Polen für die Gastfreundschaft und Rücksicht, mit der die preußische Regierung sie aufgenommen, höchst undankbar bewiesen haben." Die vielen Thatsachen, die er dafür gibt, werden sich nicht widerlegen lassen.

Im August 1833 erhielt Brandt eine Sendung nach Frankreich, um den Zustand der französischen Armee, über den die widersprechendsten Nachrichten eingegangen waren, kennen zu lernen und darüber zu berichten. Die Ergebnisse seiner eingehenden Beobachtungen werden militärische Leser zu Vergleichen mit der jetzigen Verfassung der französischen Armee veranlassen; außerdem sind auch hier viele Personalien von den höhern Truppenführern hinzugefügt, welche Major Brandt dort kennen gelernt hat. Die politische Stimmung in den vier Lagern, welche er besuchte, bildete eine förmliche Gradation: das von Compiègne war durch und durch orleanistisch, in St.-Omer offenbarten sich hier und dort Sympathien für die gestürzte ältere Linie der Bourbons, stärker traten sie in Rocroi hervor, und in Wattignées wurden sie mit einer Art Ostentation zur Schau getragen. Französische Generale erkundigten sich nach dem Geiste, der in der preußischen Armee herrsche, ob sie viele Republikaner habe, und auf die Antwort, daß von dergleichen keine Rede, die Armee vielmehr dem Könige felsenfest treu sei, priesen sie dieselbe glücklich. „Bei uns", sagte der einflußreiche Corpsintendant Dubois, „sind alle Unteroffiziere Republikaner, die Soldaten Proletarier." Der Marschall Soult fragte, warum sich der Kriegsminister von Hake zurückziehen wolle; Brandt antwortete, daß er seine Gesundheit durch angestrengte Arbeiten ruinirt habe, worauf Soult entgegnete: „Und Sie haben noch keine Kammern, noch keine Deputirten, welche sich amusiren, die Minister mit Nadelstichen zu tödten. Aber Sie werden dieselben später auch haben, und dann wird man sehen, was es heißt, wenn alle Welt sich einfallen läßt, Angelegenheiten zu dirigiren, von denen sie nichts versteht!" Wie oft ist in spätern Jahren dem General von Brandt dies Wort des Marschalls eingefallen!

Mit der Rückkehr aus Frankreich bricht das Buch, ohne Schluß, kurz ab. Wir können unser Bedauern, daß die Aufzeichnungen nicht bis auf die neueste Zeit veröffentlicht worden sind, nur wiederholen und wünschen, daß die Rücksichten, welche dies verhindert haben, bald schwinden mögen.

2. Erinnerungen eines ehemaligen Brigantenchefs. Von Ludwig Richard Zimmermann. Zwei Theile. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schon bei ihrem ersten Erscheinen in der auf dem Titel genannten Zeitschrift haben wir diese „Erinnerungen" mit Interesse gelesen. Der Verfasser, ein junger Offizier, welcher den Krieg von 1859 als österreichischer Lieutenant mitgemacht hatte, stellte sich 1861 in Rom zur Verfügung des vertriebenen Königs von Neapel, wie er selbst sagt, ohne klare, politische Ueberzeugung, den Kampf zunächst nur um des Kampfes willen suchend, ohne von Begeisterung für das Princip der Legitimität an und für sich etwas zu verspüren. Jetzt verurtheilt er von politischem Standpunkte seine damalige Partei, doch schämt er sich ihrer nicht, sondern „denkt mit ruhigem Bewußtsein an einen Kampf zurück, der, wenn auch von vornherein verfehlt und unglücklich, so viele leuchtende Beispiele von Treue, Muth und Opferfreudigkeit zu Tage förderte." Er spricht damit begreiflicherweise nur von der bourbonischen Actionspartei, den Briganten des Jahres 1861 und 1862, nicht aber von der bourbonischen Camarilla zu Rom, deren erbärmliches Treiben er mit Verachtung schildert. Die Entstehung und das Wesen des „Brigantaggio", welcher nur durch die furchtbaren Maßregeln der Piemontesen zur Unterdrückung desselben und der sich mehrenden örtlichen Erhebungen, die Massenfüsilladen und Brandscenen, sowie durch die Pflege des scheußlichsten Denunciationssystems so große Dimensionen annahm, wird sehr treffend dargestellt. Wir lesen die Namen der vorzüglichsten Bandenführer, unter denen diejenigen bezeichnet sind, welche im Laufe der Zeit mehr oder minder zu wirklichen Räubern wurden, nachdem ursprünglich fast alle nur die Bekämpfung der neuen Herrschaft und die Herstellung der alten zum Zwecke gehabt. Das wirkliche Räuberwesen hat in Neapel den höchsten Grad erreicht, nachdem der Parteikrieg längst beendet war. Nach dieser Einleitung erzählt der Verfasser seine eigenen Erlebnisse in frischer anziehender Form, oft mit poetischem Schwunge, oft auch mit bitterm Humor und scharfem Urtheil über alles, was ihm verwerflich oder verächtlich schien. Nur in dem Kapitel Liebe, wie er selbst sagt, hat er zuweilen von einer poetischen Licenz Gebrauch gemacht; für manche Leser mögen diese Intermezzi ihren Reiz haben, wir hätten sie dem Verfasser gern erlassen.

In Rom erhielt er von leitenden Persönlichkeiten aus der Umgebung des Königs Franz die Weisung und die Mittel, sich zu der Truppe des Chiavone zu begeben, welche in den Bergen von Sora stand. Mit einem Paß und der äußern Ausstattung als deutscher Künstler reiste er dahin ab, traf unterwegs bald mit Briganten zusammen und gelangte glücklich zu der Bande, deren Chef wie fast immer abwesend war, weil er ihre Entbehrungen und Gefahren nicht theilen mochte und sich lieber in dem Bauerhöfchen Casa Coccoli, seinem Erholungsquartier, bei der Hausbesitzerin, seiner Geliebten, Rathgeberin und Verderberin, aufhielt. Seine Bande, 240 Mann stark, hatte ihr Lager auf dem Monte Farone, 5000 Fuß hoch, umgeben von einer riesenhaften, felsstarrenden Natur. Zimmermann war zum Kapitän ernannt worden, und Chiavone setzte ihn zum Untercommandanten seiner Truppe ein, die nun vor allem erst organisirt werden mußte. Von der Person und dem Leben Chiavone's, mit welchem der Verfasser bald in die schlimmsten Conflicte gerieth, erhalten wir ein deutliches, wenn auch nicht anziehendes Bild. Er war 17 Jahre Soldat (zuletzt Sergeant) und dann Forstwart in Sora gewesen, in welchem Dienste er sich die genaueste Ortskenntniß und ausgebreitete Bekanntschaften unter der Bevölkerung der Gegend verschafft hatte; beim Einmarsch der Piemontesen 1860 war er als Führer und Kundschafter der königlichen Truppen thätig gewesen und endlich, um dem Erschießen zu entgehen, zu der Truppe des Majors Grafen Christen geflohen, dem er durch seine Gewandtheit und Ortskenntniß gute Dienste geleistet hatte. Er war dafür zum Kapitän der Armee

ernannt und mit einem Orden decorirt worden und nach dem Abgange Christen's an die Spitze der Truppe getreten, wo er sich aber bald ganz unentschlossen, träge und feig gezeigt. Aus eigener Machtvollkommenheit nannte er sich nun Obergeneral der königlichen Truppen im Königreich Beider Sicilien, wenn er auch nur 200 Mann befehligte und diese in Unthätigkeit hielt, ohne sich zu irgendeiner ernsten Unternehmung bewegen zu lassen. Er hatte sich mit etwa 20 Guiden als einer Art Leibwache umgeben, zum großen Theil feigen Schurken, mit denen er in Casa Coccoli spielte und zechte und durch welche er seine Gewaltthaten ausführen ließ. Von diesen lesen wir mehr als eine. Ins Feuer, wenn es zum Gefecht kam, ging er nie.

Der Verfasser erzählt sein Leben unter den „Vogelfreien", die ihm bald ihr Vertrauen schenkten. Als Vogelfreie, nicht als ehrliche Gegner wurden die Briganten von den Piemontesen behandelt und alle Gefangenen erschossen. Man setzte sie rittlings auf hölzerne Stühle, die Executionsmannschaft stellte sich hinter ihnen auf und erschoß sie von rückwärts, damit sie schimpflich sterben sollten. So wurde auch Graf Kalckreuth, gewesener österreichischer Rittmeister, ein geborener Preuße, dessen Manen der Verfasser sein Buch gewidmet hat, so der spanische General Borges mit 22 spanischen Offizieren, welche herübergekommen waren, um für den Vetter ihrer Königin zu kämpfen, erschossen. Das Schreckenssystem, das die Piemontesen in Neapel übten, ist seinerzeit bekannt genug geworden; von Cialdini sagte hier das Volk: „Der Mund, der diesen Namen ausspricht, blutet!" Noch 1862 ließ ein Oberst Fantoni in seinem verhältnißmäßig kleinen Bezirke innerhalb weniger Monate 900 Menschen, worunter mehrere Weiber und Kinder, als Briganten und Brigantenhelfer füsiliren. Die Briganten, wie sie eine Hymne gedichtet, hatten auch ein Todeslied, das der Verfasser in freier Uebersetzung mittheilt: die wilden Worte, die stürmische Weise machten stets einen unbeschreiblichen Eindruck.

Zimmermann suchte vergebens, Chiavone zu Unternehmungen, wenigstens zu einem Handstreich zu bewegen, der Chef erwartete immer Verstärkungen, zuletzt gar Bergkanonen, die natürlich ausblieben. Er gestattete auch seinem Untercommandanten höchstens zu recognosciren und zu requiriren. Die Piemontesen ihrerseits rückten öfter gegen die Berge, konnten die Aufgänge aber nicht gewinnen. Chiavone sandte endlich Zimmermann mit einem Briefe „an unsern Herrn" nach Rom. Hier gab es scharf ausgeprägt als Parteien nebeneinander: die päpstliche, die piemontesische (königlich-italienische), die mazzinistische (republikanisch-italienische), die französische, die der Verfasser das unnatürliche Kind Napoleonischer Umtriebe nennt, und als Gast die bourbonische. Auf das schärfste geißelt er die neapolitanischen Emigranten, die von der königlichen Sache lebten, nicht ihr dienten. „Mit dem Gelde, welches diese Gauner verschlangen, hätte man eine kleine Armee ausrüsten können. Die Partei umfaßte mehrere Sectionen, unter denen die «der Action» die tüchtigste und wichtigste war, und vielfach verfolgt von Franzosen und Piemontesen bei äußerst geringen Hülfsmitteln eine Thätigkeit entwickelte, die eines bessern Zwecks würdig gewesen wäre."

Zimmermann mußte fast drei Wochen in Rom bleiben, um Leute, Waffen und Munition zu sammeln; er brach dann mit seinem Transport auf und traf unterwegs mit dem zum Obersten ernannten Rivière, der sein künftiger Chef sein sollte, zusammen, dem Urtypus eines französischen Offiziers, welcher in drei Welttheilen ein bewegtes abenteuerliches Leben geführt hatte. Später wurde er des Verraths an der jetzt ergriffenen Sache beschuldigt, und verließ dieselbe, ohne daß seine Schuld erwiesen worden ist. Der Transport kam glücklich in die Berge, wo die Truppe Chiavone's, zu welcher 25 trefflich bewaffnete verwegene Gesellen unter dem Bandenführer Conti gestoßen waren, eine neue Organisation erhielt. Die einbrechenden Herbststürme und Mangel an Lebensmitteln veranlaßten endlich Zimmermann, sie hinab nach der Casa Coccoli zu führen, wo Chiavone mit seinen Guiden gemüthlich lebte. Es kam zu heftigen Scenen, und Zimmermann mußte fürchten, bei passender Gelegenheit auf den „gran posto" gestellt zu werden, wie Chiavone das Erschießen nannte. Doch heuchelte Chiavone vorderhand versöhnliche Gesinnungen; die Truppe wurde, statt loszuschlagen oder aus ihrer verzweifelten Lage in das waldreiche Innere der Abruzzen geführt zu werden, in Quartiere gelegt, wo sie die Franzosen im Rücken hatte. Zimmermann unternahm noch einiges mit Glück auf eigene Hand, doch kehrte er, da sein Verhältniß zu Chiavone immer schlechter wurde, nach Rom zurück, wo er in ehrendster Weise empfangen wurde und den Winter zur Errichtung eines Freicorps benutzte, das er befehligen sollte. Seine Berichte über Chiavone hatten keine andere Antwort bekommen, als daß man den Mann seiner Popularität wegen nicht entbehren könne. Mit 200 Freiwilligen glaubte Zimmermann seinen zweiten Feldzug beginnen zu können; die Truppe, die sich an der Grenze gesammelt hatte, erhielt aber höchsten Befehl, seine Ankunft nicht abzuwarten, sie wurde überfallen, und ihr Führer fand bei seiner Ankunft nur noch 25 Mann vor. Wie er sich dennoch im Felde gehalten und verstärkt, wie er unter die Befehle des Generals Tristany getreten (des Spaniers, dessen Name jetzt wieder als Karlistenführer genannt wird), welchen Verrath Chiavone von neuem verübt, wie dieser endlich durch ein Kriegsgericht von Brigantenoffizieren zum Tode verurtheilt wurde und als Feigling starb, und wie Zimmermann bald nachher die verlorene Sache, für die er gekämpft, aufgab, ist interessant zu lesen. Das Buch schließt damit; es ist jedenfalls ein guter Beitrag zur Geschichte des Brigantaggio.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Der Abgeordnete Braun und die Autorenrechte.

Am 21. Februar fand in der siebenten Sitzung des Norddeutschen Reichstags die erste Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen, dramatischen Werken und Werken der bildenden Kunst statt. Der Abgeordnete Braun war nach dem Commissarius des Bundesrathes, Dr. Dambach, der erste Redner, der sich über den Entwurf aussprach. Man kennt die geistvoll plänkelnde, witzschimmernde Art und Weise des wiesbadener Abgeordneten, welche keineswegs eine prägnante und sachgemäße Behandlung der vorliegenden Fragen ausschließt. Diesmal indeß hatte das Streben, eine durch allerlei Anekdoten illustrirte Literaturkenntniß zur Schau zu tragen, die misliche Folge, daß seine Intentionen vielfach misverstanden wurden, und daß zum Theil jener „Schrei der Entrüstung" gegen ihn ausbrach, der in Deutschland bei ähnlichen Veranlassungen selten auf sich warten läßt. Braun citirte sogar die Autoren des classischen Alterthums, die für ihre Schriften kein Honorar bezogen hatten, und dergleichen Beispiele mußten böses Blut machen in Deutschland, wo so manche Autoren nur in dieser Hinsicht auf den Ruf der Classicität Anspruch machen können, und wo man in der That für Erhöhung und nicht für Ermäßigung des Honorars plaidiren sollte. Wir theilen den Kern der Braun'schen Rede hier mit:

„Daß die geistige Arbeit nicht ungethan bleibt, wenn man kein Autorrecht und kein Honorar statuirt, beweist die Geschichte: Homer hat für seine Gesänge, Sokrates für seine Conversationen und Plato für seine Dialoge nie irgendwelches Honorar bekommen, sondern sie haben ihre Geistesarbeiten verrichtet, weil sie der Geist trieb, und ich halte unser Jahrhundert nicht für so tief heruntergekommen, daß nicht auch heute noch dergleichen Fälle vorkommen werden. Aristoteles, wird man sagen, hatte seinen Alexander, Horaz seinen Mäcen, und in spätern Zeiten hatten die Schriftsteller ihre Medici und Ludwig XIV., die ihre geistigen Arbeiten, wenn sie ihnen gefielen, genügend zu belohnen wußten. Heute bedarf es größerer Anregung zur geistigen Thätigkeit. Man hat sich jetzt zwischen zwei Systemen, dem des Monopols und dem der Nationalbelohnung, zu entscheiden. Das letztere würde in der Gegenwart schwerlich ausreichen, weil unsere Zeit zu sehr von Parteiinteressen zerrissen ist. Ich bekämpfe deshalb das Autorrecht nicht principiell, gebe vielmehr zu, daß wir es bis zu einem gewissen Grade nicht entbehren können. In einem neuen Gesetze nur das bestehende Recht zu codificiren und Controversen zu entscheiden, halte ich nicht für richtig. Der Entwurf beruht auf Gesetzen, die, auf den Antrag der Interessenten ausgearbeitet, sich nicht bewährt und der geistigen Production nicht den Aufschwung gegeben haben, den man erwarten durfte. Wir haben ihn deshalb genau durchzuberathen; daß die Interessenten bei diesem Entwurfe gefragt sind, dagegen habe ich nichts; aber auch die Masse der Nation, der Consumenten hätte gefragt werden müssen. Die Interessenten sind nur mit ihrem Geldbeutel bei der Sache interessirt; ob dieser aber der spiritus familiaris ist, der die besten Rathschläge ertheilt, ist sehr zu bezweifeln. Entscheiden wir uns für das System des Schutzes, so meine ich doch immer, daß der Entwurf denselben auf zu lange und auf eine unzulässige ungleiche Zeit ausdehnt, nämlich auf die Lebenszeit des Autors und auf 30 Jahre nach seinem Tode. Denjenigen Autoren also, die früh sterben, wird ihr Autorrecht abgekürzt gegenüber denen, die lange leben. Die Zeit muß deshalb gleich und auf 15 oder 20 Jahre, wie in England, normirt werden. Das Autor- und Verlagsrecht besteht keineswegs seit Erschaffung der Welt; es stammt nicht einmal aus dem Mittelalter, sondern aus der Blütezeit des territorialen Kirchenthums, das für sich alle möglichen Vorrechte in Anspruch nahm und dieselben in kleinen Dosen an seine Günstlinge in Form von Privilegien vertheilte und zwar als privilegia singulorum. Gemeinsame Gesetzgebung bestand damals noch nicht; wollen wir sie schaffen, so müssen wir auch gleichzeitig die Jurisdiction in einem Rechtskörper verkörpern, wenn die Rechtsprechung nicht nach allen Seiten hin auseinandergehen soll. Auch außerhalb des Bundes, in Süddeutschland, in Oesterreich, in andern europäischen Ländern und außereuropäischen Welttheilen gibt es Deutsche. Wollen wir deshalb eine Grundlage für unser Autorrecht schaffen, so muß sie so sein, daß sie auf dem Wege internationaler Verträge ausgedehnt werden kann, soweit die deutsche Zunge reicht. Diese Vorlage wird die deutschen Autoren schwerlich gegen die Piraterei im Auslande schützen und von der Volksvertretung jenseit des Oceans schwerlich acceptirt werden. Das Autorrecht ist ein Monopol, das das Product vertheuert und zwar um so mehr, je länger die Dauer des Autorrechts ausgedehnt wird. Da wir es für die Gegenwart nicht ganz entbehren können, so müssen wir seine Nachtheile möglichst zu beseitigen suchen und ihm eine möglichst kurze Dauer geben. Dann werden die Schriftsteller besser fahren als bei einer langen Dauer des Autorrechts. In Frankreich und England sprießen die neuen Auflagen in ebenso viel Wochen hervor als bei uns in Jahren; die dritte Auflage ist dort schon so billig, daß selbst Unbemittelte sich das Werk kaufen können; bis das bei uns bei Schiller und Goethe möglich war, haben wir ein halbes Jahrhundert warten müssen. Das kommt einfach daher, daß durch eine Unzahl von Sortimentsbuchhandlungen die Bücher gegen einen Aufschlag, der in solcher Höhe nur noch beim Wein- und Cigarrenhandel vorkommt, bei uns vertrieben werden, während in England durch die öffentlichen Versteigerungen das Werk in kurzer Zeit in Umlauf gebracht wird. Das Monopol des Autorrechts führt überdies zu einer übermäßigen Steigerung der Production und zu einer auffallenden Verminderung der Consumtion, d. h. des Bücherkaufs. Die bestsituirten Menschen geniren sich nicht, weil die Bücher zu theuer sind, sie in schmuzigen und widerwärtigen Exemplaren, wie sie in England kein Kutscher und in Frankreich keine Köchin in die Hand nimmt, aus den Leihbibliotheken zu beziehen. (Heiterkeit.) Ja ich kenne den Fall, daß ein süddeutscher Fürst das Buch eines in seiner Residenz wohnenden Schriftstellers zu lesen wünschte. Der Hofmarschall bekam den Befehl, das Buch zu besorgen. Anstatt es zu kaufen, ging dieser zu dem Schriftsteller und ließ sich ein Exemplar für Se. Majestät schenken. Ich finde unsern Buchhandel nicht im geringsten bewundernswerth gegenüber dem englischen und französischen. Vergleichen Sie z. B. die Honorare der englischen und französischen Romanschriftsteller mit denen der Deutschen! Jene sind bedeutend höher; und doch werden Sie einen Roman von Gustav Freytag nicht für schlechter halten als einen von George Sand, oder einen von Berthold Auerbach für schlechter als einen Roman von Victor Hugo. Muß da nicht etwas faul in Deutschland sein? Sechzig Jahre soll nach dem Entwurfe das Autorrecht dauern. Wer soll denn davon Vortheil ziehen? Der Autor wird keinen Pfennig mehr bekommen, als wenn das Autorrecht kürzer wäre. Sie vertheuern damit also nur noch mehr die geistige Nahrung, die ohnehin schon theuer genug ist. Die Erben werden gleichfalls keinen Nutzen davon haben. Ich habe die Ehre, zwei Enkel Goethe's zu kennen, habe aber nie gehört, daß sie durch die Werke dieses Autors Millionäre geworden sind. Wollen Sie dagegen die Verleger zu Millionären machen, so stimmen Sie dem Entwurfe zu. Sollten die Erben Vortheil von dem Autorrecht ziehen, so müßten Sie sagen, das Autorrecht ist ein Majorat, ein Fideicommiß, das auf den Erstgeborenen forterbt. (Heiterkeit.) Wie wenig es die Dichter bereichert, zeigt Ihnen das Dachkämmerlein, das wackelige Stehpult und das Bett, worauf Schiller schlief, worauf unsereiner für seine Figur keinen Platz hätte. (Heiterkeit.) Das Verheißen auf die Nachwelt wird die Lage der Schriftsteller nicht bessern. Sie kommen und vergehen mit dem Tage. Wo sind sie hin, die sich um die dresdener «Abendzeitung» gruppirt hatten, die Clauren, Theodor Hell und F. Kind, der zum «Freischütz» in einem gewissen Verhältniß stand? Im Laufe von 60 Jahren kann das Verlegerrecht eines Werks religiöser oder politischer Tendenz an einen Verleger kommen, der

der entgegengesetzten Partei angehört. Er wird es dahin bringen, daß das Werk vom Markte spurlos verschwindet, bis es endlich vergessen und den künftigen Geschlechtern entzogen ist. Die Motive zu dem Entwurfe sind sehr aufrichtig. Sie geben als Quellen die beiden Entwürfe des Börsenvereins der deutschen Buchhändler an. Wollten wir nur das vermeintliche Interesse der deutschen Buchhändler vertreten — denn ihr wahres Interesse besteht darin, möglichst raschen Umschlag und Massenabsatz zu erzielen —, so könnten wir keinen bessern Entwurf als den vorliegenden machen."

Die thatsächliche Pointe dieser Rede ist doch nur gegen die allzu lange Schutzfrist oder vielmehr gegen das unbillige Verhältniß derselben, wenn sie vom Tode des Autors ab gerechnet wird, gerichtet, und in diesem Hauptpunkte stimmte auch der Abgeordnete Franz Duncker mit ihm überein, der sich im übrigen der Schriftsteller gegen einzelne Ausfälle des Vorredners annahm.

„Streiten", sagt Duncker, „läßt sich nur über die Ausdehnung der Schutzfrist. Auch ich kann ein körperliches Eigenthum an einem geistigen Erzeugnisse nicht anerkennen. Unsere gesammte Literatur geht aus zwei Factoren hervor: die gesammte geistige Arbeit der Nation bildet das Material, den Thon zu allen Bildungen, zu allen geistigen Producten; aber der einzelne verkörpert die Idee in einer speciellen Gestalt, und das ist seine eigenste That, die er nicht ohne ernste mühsame Arbeit vollbringen kann. Hierin beruht das Recht des Autors, aber auch die Grenze seines Rechts. Er hat ein Recht darauf, sein Werk geschützt zu sehen; aber da zugleich die ganze Nation mit ihm gearbeitet hat, da er der Erbe von Jahrhunderten ist, so muß sein Recht in dem Rechte der Nation wieder untergehen. Aus diesem Grunde möchte ich auch die in vorliegendem Gesetze fixirte Schutzfrist für eine zu lange, oder wenigstens für eine schlecht abgegrenzte halten. Das bezieht sich namentlich auf die 30 Jahre, für welche noch nach dem Tode des Autors die Schutzfrist gelten soll. Während danach Schiller's Werke schon 1835 Gemeingut der Nation geworden wären, wäre dieser Zeitpunkt bei Goethe's «Werther», der, wenn ich mich nicht irre, in den siebziger Jahren erschien, erst nach 90 Jahren seit dem Erscheinen des Werks eingetreten. Man muß die Dauer der Schutzfrist abgrenzen von dem Zeitpunkt des Erscheinens des Werks, wobei dann freilich wieder der Uebelstand eintritt, daß dann unter Umständen dem Autor noch bei seinen Lebzeiten die Disposition über sein Werk entzogen werden kann."

Recht hat Duncker, wenn er sich dagegen wendet, daß Braun das Recht des Autors auf sein Schriftwerk als Monopol bezeichnet und meint, ein Monopol wäre es nur, wenn jemand etwa das ausschließliche Recht hätte, Gedichte zu produciren u. dgl. m. Man hat Braun am meisten deshalb angegriffen, daß er die geistige Arbeit für einen Act der „Inspiration" erklärte, der an und für sich mit dem „Honorar" nichts zu thun hat. Aber ist dies denn nicht der Fall? Kein echter Dichter denkt noch heutigentags, wenn er dichtet, an das Honorar, welches er dafür erhalten wird, und es ist ja auch nur zu bekannt, daß die Lyrik, die Tragödie, die eigentlichen höhern, auf Inspiration beruhenden Dichtgattungen, heutigentags keine nennenswerthen Honorare erhalten, während die am besten bezahlten deutschen Autoren die berliner Possendichter sind. Honorar und literarhistorische Geltung steht also im umgekehrten Verhältniß, und wenn ein Redner hiervon die Consequenzen zieht, so steht es den Schriftstellern übel an, deshalb über denselben herzufallen und einen Idealismus zu verurtheilen, den die Literatur nie verleugnen darf, ohne ihr heiligstes Palladium in den Staub zu treten. Der Reichstag soll freilich gerade dafür sorgen, daß die materielle Lage auch der edelstrebenden Dichter verbessert wird; indeß zeigt sich ja auch Braun dafür besorgt und meint nur, daß die jetzigen Gesetze mehr den Buchhändlern als den Schriftstellern zugute kommen. Wie man vernimmt, wird Braun seine vielfach misverstandenen Anschauungen formuliren und zu §. 8 des Gesetzentwurfs über die Autorrechte folgenden Antrag einbringen, welcher sich den Principien der englischen und amerikanischen Gesetzgebung anschließt:

„Der Schutz, welchen das gegenwärtige Gesetz dem Autor gegen Nachdruck gewährt, erstreckt sich auf die Dauer seines Lebens und auf einen weitern Zeitraum von sieben Jahren nach seinem Tode. In denjenigen Fällen jedoch, in welchen dieser gesammte Zeitraum sich auf weniger als vierzig Jahre, gerechnet von der Publication des Werkes an, beläuft, verlängert sich derselbe kraft des Gesetzes bis zu dieser Dauer, d. h. bis zu einer Gesammtfrist von vierzig Jahren, gerechnet von dem Erscheinen des Werks, jedoch nie über dreißig Jahre nach dem Tode des Autors."

Es ist wünschenswerth, daß die Bestimmungen der Schutzfrist, sowie überhaupt die andern Paragraphen des Gesetzes nach allen Seiten hin genau erwogen und verhandelt werden. Weit weniger empfehlenswerth erscheint es uns, vor dem Entwurf als einem unfehlbaren Meisterwerk Schildwache zu stehen und das Gewehr zu präsentiren, und wenn die Herren Auerbach, Freytag, Hermann Grimm, Mommsen und Julian Schmidt ein derartiges Schilderhäuschen, wo sie mit präsentirtem Gewehr stehen, in Gestalt einer unbedingten Zustimmungserklärung in viele Zeitungen hineingebaut haben, so ist das ihr gutes Recht, soweit dies ihre persönliche Ansicht gilt. Sollten sie aber glauben, damit die Meinung der deutschen Schriftsteller zu vertreten und etwa durch ihre Autorität zu decken, so erklären wir andern, daß wir sie nicht zu unsern Vertretern gewählt haben, daß wir ihre Ansicht nicht theilen und überhaupt eine derartige Orthodoxie verwerfen, welche sich gegen die Verbesserungsfähigkeit menschlicher Erzeugnisse sträubt. Erst ein aus dem lebendigen Kampf der Meinungen herausgeborenes, in einer großen Versammlung, welche die Nation und nicht die Fachmänner vertritt, geprüftes und umgestaltetes Werk verdient als nationale Errungenschaft eine Zustimmung, die das Recht der freien Kritik gegen einzelne Bestimmungen auch später nicht in Frage stellen darf.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Drei neue Märchen und Geschichten. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Chatterton, W., Die neuesten Geheimnisse der Tuilerien. Eine romantische Geschichte. 2 Bde. Leipzig, Fritsch. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Conrad, G., (Prinz Georg von Preußen), Dramatische Werke. 2 Bde. Berlin, Schroeder. Gr. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Coquerel fils, A., Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Berlin, Bergold. Gr. 8. 1 Thlr.

Ehrenberg, C. G., Gedächtnissrede auf Alexander v. Humboldt im Auftrage der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten in der Leibnitz-Sitzung am 7. Juli 1859. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Frischbier, H., Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 8. 25 Ngr.

Gätschenberger, S., Dramatische Werke. 2tes Bdchn.: Die beiden Fugger. Historisches Schauspiel. Würzburg, Stahel. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Lübt, R., Gedichte. Weimar, Kühn. 16. 5 Ngr.

Mündler, O., Beiträge zu Jac. Burckhardt's Cicerone, Abth. Malerei. Leipzig, Seemann. 8. 24 Ngr.

Nohl, L., Gluck und Wagner. Ueber die Entwickelung des Musikdramas. München, L. Finsterlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Notizblätter für sociales Leben. Herausgegeben unter Redaction von L. Richter. 1ster Jahrgang. 1stes Heft. Dresden, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Oelschläger, H., Wunderliche Leute. Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr.

Pfander, E., Die Tragik des Euripides. Studien. I. Ueber Euripides' Bakchen. 1stes Heft. Bern. Gr. 4. 20 Ngr.

Plath, J. H., Ueber zwei Sammlungen chinesischer Gedichte aus der Dynastie Thang. München, Franz. 1869. Gr. 8. 13½ Ngr.

Schücking, L., Jean Jaques Rousseau. Zwei Episoden aus seinem Leben. Leipzig, Günther. 8. 20 Ngr.

Shakespeares Antonius und Cleopatra. Auf Grundlage der Tieck'schen Uebersetzung neu bearbeitet und für die Bühne eingerichtet von F. A. Leo. Halle, Barthel. 8. 20 Ngr.

Stedefeld, G. F., Vorträge über Preußen für gebildete Laien. Berlin, Kortkampf. 8. 2 Thlr.

Urban, B., Ueber Ideale. I. Die Abschaffung des Krieges. Ein Vortrag. 2te Aufl. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 3 Ngr.

Weigert, A., Der Hippolyt des Euripides und die Phädra des Racine, nebst einer vorausgesandten Würdigung des Euripides. Berlin, Calvary u. Comp. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Wiener, W., Nach dem Orient. Reiseskizzen. Wien, Wallishausser. 8. 1 Thlr.

Wustmann, G., Apelles' Leben und Werke. Leipzig, Engelmann. Br. 8. 22½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 24. März 1870.

Wanderungen durch den deutschen Dichterwald.

Der deutsche Dichterwald gleicht schon längst nicht mehr einem Urwalde, in dessen unwegsamer Wildniß die knorrigen, schlingpflanzenumsponnenen Baumriesen das Staunen und die Bewunderung des einsamen Wanderers erregen. Diese Urwaldspoesie ist verschwunden, der deutsche Dichterwald zu einem wohlcultivirten und in regelmäßige Schläge eingetheilten Forste geworden, in welchem die Literarhistoriker zur bessern Uebersicht schnurgerade breite Schneißen eingeschnitten und mit Grenzsteinen versehen haben. Auch in diesem Forste werden die in Pflanzgärten sorgsam erzogenen Schößlinge reihenweise nebeneinandergesetzt, um in geschlossenem Verbande zum Lichte emporzustreben, und jeder Stamm gleicht seinem Nachbar so sehr, daß man oft vor lauter Bäumen den Wald und seine Poesie nicht finden kann. Dabei wird der schöne Hochwald immer seltener, Mittel- und Niederwald rentirt sich ja besser; und hier und dort findet sich auch jene Travestie des deutschen Waldes, der Eichenschälwald: „sieht aus wie Wald, ist's aber nicht!"

Wie man es aber trotzdem mit Recht beklagt, wenn irgendwo ein Stück Wald ausgerodet wird und der Prosa des Kornfeldes weichen muß, weil die nachtheiligen Einwirkungen der Entwaldung auf Klima und Bodencultur zwar langsam aber unausbleiblich sich geltend machen, so kann es jeder Einsichtige auch nur lebhaft bedauern, wenn irgendwo dem deutschen Dichterwald das Terrain beschränkt und entzogen wird. Denn dadurch leidet unvermeidlich die Frische und Kühle der geistigen Atmosphäre, und die Höhe der ganzen Cultur eines Volks wird wesentlich auch bedingt durch das richtige Verhältniß zwischen Wald und Feld, zwischen praktischer Thätigkeit und wissenschaftlichem Studium einerseits und zwischen künstlerischer und dichterischer Production andererseits. Wo die letztere erschwert und von den praktischen Bestrebungen verdrängt wird, da versiegen allmählich die Quellen, die das Land befruchten, und die ährengefüllten Felder und saftigen Wiesen werden zu öden Wüsteneien umgewandelt. Pflege des Waldes ist daher eine wesentliche Aufgabe der Nationalökonomie, Pflege des Dichterwaldes eine bedeutungsvolle Aufgabe der Literaturgeschichte und der Kritik. Zur Pflege des Waldes gehört vor allem aber auch eine rechtzeitige Durchforstung, eine Beseitigung der schwächlichen und unbrauchbaren Bäume, damit den gesunden kräftigen Nachbarn mehr Licht und Luft geschafft werde: und so möchten wir in der Parcelle des deutschen Dichterwaldes, durch welche unser Weg uns heute führt, zunächst auch einige untaugliche Stämme aussondern, um Raum zu gewinnen für den kräftigern Nachwuchs. Diese Aussonderung trifft namentlich folgende Producte:

1. Gedichte von Ernst Barre. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1869. 16. 15 Ngr.
2. Gedichte von Eugen Frommuth. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1868. 16. 15 Ngr.
3. Frühlingsblüten. Gedichte von Alfred Granert. Crimmitschau, Burckhardt. 1868. 16. 1 Thlr.
4. Gedichte von Karl Huber. Kempten, Kösel. 1868. 8. 20 Ngr.
5. Vorgefühle. Neue lyrische Gedichte von Albert Jäßing. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 25 Ngr.
6. Wolken. Gedichte von Joseph Mayr-Tüchler. Graz, Hügel. 1869. 8. 20 Ngr.

Die „Gedichte" von Ernst Barre (Nr. 1) bringen zuerst eine versificirte westfälische Criminalnovelle: „Die Judenfichte", welche denselben Gegenstand wie „Die Judenbuche" von Annette von Droste-Hülshoff behandelt, aber jenen dichterischen Hauch, der die Poesie dieser letztern durchweht, gänzlich vermissen läßt. Den Schluß bilden Uebersetzungen bekannter Lieder von Burns und Byron, welche schon häufig besser und geläufiger übertragen worden sind. Die dazwischen befindlichen eigenen Gedichte leiden an Gedankenmangel und Unbehülflichkeit der Form; als Beispiel diene eine Strophe aus der Schilderung des

nicht ganz unbekannten Schicksals eines in das Licht fliegenden Schmetterlings, von welchem es S. 82 heißt:

> Schwirrt und schwirret leicht und leis;
> Und der arme Falter weiß,
> Daß er muß verderben;
> Und doch irrt er näh'r und näh'r,
> Bis die Flamme ihn verzehr',
> Bis daß er muß sterben!

Von den besten der Gedichte gilt des Autors eigenes Wort (S. 98):

> Er dachte manch Gutes und sagt's meiner Treu;
> Doch leider, leider war es nicht neu.

Eugen Frommuth (Nr. 2) hat seinen „Gedichten" keine Ueberschriften gegeben; er sagt S. 2:

> Ganz ohne Namen, so wie ihr gekommen,
> So send' ich euch, getrost mit frohem Muth,
> Macht selbst euch Namen, wo ihr aufgenommen,
> Wo manches Aug' auf euch gerichtet ruht!

Allein diese Gedichte sind nicht geeignet, sich selbst oder ihrem Verfasser einen Namen zu machen, denn sie sind sehr unbedeutend, und es fehlt ihnen gerade jenes „Anonyme" des bekannten Goethe'schen Spruchs, der feine Duft des Originalen, das Bouquet eines unverwässerten Feuerweins. Die Gedichtsammlung enthält mit wenig Ausnahmen Liebeslieder, die das Thema von der schwarzen Locken Nacht, des schneeigen Busens Wogen, der Augen Glut und der Küsse Flut nach allen Seiten hin, oft in wenig gewandter Weise variiren und so von Tautologien strotzen, daß es kaum möglich sein würde, unterscheidende Ueberschriften für die einzelnen Gedichte zu finden.

Die „Frühlingsblüten" von Alfred Grauert (Nr. 3) erinnern an die Reimereien, die bei Gesellschaftsspielen, jenen jeux d'esprit, deren Bezeichnung an die Ableitung des lucus a non lucendo mahnt, nach aufgegebenen Reimen fabricirt werden. Es ist die nüchternste platte Prosa in gereimten Jamben und Trochäen, die uns in diesen Gedichten entgegentritt; Strophen wie folgende:

> Von allen Blumen liebe
> Am innigsten ich drei,
> Des Herzens heiße Triebe
> Bestimmen mich dabei! —

können doch, wenn sie auch noch so richtig scandirt und mit correcten Reimen versehen sind, nicht als Poesie gelten wollen. Einzelne kräftige Gedanken, welche namentlich in den patriotischen Gedichten: „Bewacht die kleinste Scholle deutscher Erde", „Zurück! Noch hat die Waffe nicht gesprochen", einen höhern Aufschwung zu nehmen versuchen, lassen jedoch erwarten, daß der Verfasser zu einem tüchtigen Prosaiker wol eher die Befähigung haben könnte.

Die Hermann Lingg gewidmeten „Gedichte" von Karl Huber (Nr. 4) halten sich so genau auf der breiten Heerstraße der Mittelmäßigkeit, daß es gleich schwer ist, aus der Schar derselben ein ganz gelungenes oder ein ganz mislungenes Lied hervorzuheben. Halb gelungen sind einige (z. B.: „Liebliche Sonne, ach, scheide noch nicht"), halb mislungen sehr viele, alle aber unbedeutend.

Albert Jäßing, dessen vor Jahresfrist erschienene sehr mangelhafte Jugendgedichte in d. Bl. bereits besprochen worden sind, bringt jetzt ein Bändchen „Vorgefühle" (Nr. 5), in welchem er nach Angabe des Vorworts „durch neue, der Größe und des Aufschwungs der Zeit entsprechende Bilder und Gedanken eine neue Richtung einzuschlagen" beabsichtigt. In welcher Weise er diese Aufgabe zu lösen versucht, mögen die ersten Strophen des Gedichts: „Der Zeitgeist", zeigen, welche lauten (S. 17):

> Hoch sich bäumend, kühnen Schwunges,
> Wie der Aar das Blau durchschoß,
> Jagt der Zeitgeist: ha, ein junges,
> Adelstolzes Siegesroß!
>
> An der Halfter, Nationen,
> Keucht ihr nach dem Ideal;
> Keine Sonnendemant-Kronen
> Wurden blendend euch zur Qual! —

und folgende Schlußcadenz des „Grußes an die Sterne" (S. 75):

> Ob unermeßlich die Weltenflur
> Sich dehnt in endlose Weiten,
> Doch ihrer höhnt die Titanengestalt,
> Der Menschengeist mit Gottesgewalt,
> Und schwingt sich empor zum herrlichsten Ruhme,
> Und windet die Erden- und Sonnenblume!

Von den „Wolken" von Joseph Mayr-Tüchler (Nr. 6) sind einzelne, z. B.: „Verrechnet", „Zauberkreis", „Liebe auf der Eisenbahn", „Wolfsage", schon früher und zwar in den münchener „Fliegenden Blättern" an uns vorübergezogen, und die meisten dieser Ephemeriden eignen sich allerdings auch mehr für dieses Journal als für eine selbständige Gedichtsammlung. Denn trotz einzelner gelungener Bilder, mancher pikanten Vergleiche und espritvollen Bemerkungen (z. B.: „Indianer und Mönche") fehlt es den Gedichten an der vis poëtica, sodaß sie nur als Prosa in Reimen erscheinen.

Kaum größeres Anrecht auf einen dauernden Platz im deutschen Dichterwald haben folgende epische Versuche:

7. Zuleikha. Erzählendes Gedicht von Oskar Wagner. Stuttgart, Belser. 1869. 16. 18 Ngr.
8. Ahasverus, der ewige Jude. Von Bernhard Giseke. Berlin, Schweigger. 1868. 8. 22½ Ngr.
9. Die Hochzeit zwischen Geist und Herz. Ein Frühlingsmärchen von Melchior Grohe. Heidelberg, Weiß. 1869. 8. 10 Ngr.

Die Heldin des erzählenden Gedichts von Oskar Wagner: „Zuleikha" (Nr. 7), trägt denselben Namen wie the bride of Abydos, und das Epos beginnt gleich Byron's Dichtung mit einer Schilderung des Orients. Aber man darf freilich bei der Lektüre desselben nicht an jene wundervollen Verse denken:

> Know ye the land, where the cypress and myrtle
> Are emblems of deeds, that are done in their clime? —

Denn hier haben wir nicht eins jener kleinen leidenschaftdurchglühten Byron'schen Kunstwerke, sondern, wie der Epilog besagt, nur eine Nacherzählung der Improvisation eines türkischen Kaffeehaus-Märchenerzählers. Und es ist in derselben nicht einmal ein Grundton festgehalten, da humoristisch-ironische und pathetisch-sentimentale Stellen sich unvermittelt folgen und gegenseitig paralysiren. Die Form ist sehr nachlässig behandelt, Metrum und Reime sind zuweilen von kaum glaublicher Incorrectheit; folgende Stelle der Einleitung (S. 4):

Der Fluß dort ist der Granikus,
Wo Alexander siegte,
Und dies hier ist der Bosporus,
Den Darius überbrückte —

muß man wörtlich citiren, um sich zu überzeugen, wie Darius und Granikus scandirt, wie „siegte" und „überbrückte" gereimt werden können.

Das Erscheinen eines neuen „Ahasverus" von Bernhard Giseke (Nr. 8) ist wol kaum durch „ein allgemein gefühltes dringendes Bedürfniß" hervorgerufen worden, denn die Zahl der literarischen Ewigen Juden wächst immer fort „mit Grazie in infinitum". Der Ewige Jude bewährt seine irdische Unsterblichkeit auch dadurch, daß er, so oft er auch von einem Autor glücklich zur ewigen Ruhe gebracht wird, sofort wieder aufersteht, um seinen trostlosen Lebenslauf in einem neuen Epos von vorn anzufangen. Ein solcher Revenant ist auch der „Ahasverus" von Bernhard Giseke, welcher aber gegen seine neuesten Vorgänger, Hamerling's „Ahasver in Rom" und S. Heller's „Ahasverus", weit zurücksteht; denn es fehlt ihm ebenso die Farbenglut und der narkotische Duft des einen wie die philosophische Tiefe des andern dieser Namensvettern. Ohne einen Grundgedanken klar hervortreten zu lassen, enthält diese neue Geschichte des alten juif errant nur eine Vermischung der von dem Herausgeber d. Bl. in Nr. 42 f. 1866 bezeichneten verschiedenen Auffassungen der Ahasverus-Sage.

Neben einzelnen episodischen Kreuz- und Querzügen des Ewigen Juden bildet eine mehr ausführliche als anschauliche Erzählung der Belagerung und Zerstörung Jerusalems, bei dessen Vertheidigung Ahasver eine Hauptrolle spielt, den wesentlichen Inhalt dieses Epos, und endigt dasselbe mit dem Concil von Nicäa und der Verlesung des Credo durch Athanasius. Einen Abschluß bringt dieses Ende freilich nicht; Ahasver kommt zwar zur Erkenntniß, daß in Christo der Messias erschienen, aber auf seine Bitte um den Tod erhält er von „einer Stimme" die Antwort:

Noch hast du nicht den Weg gemacht,
Noch hast du nicht erreicht das Thor,
Aus dem dir quillt des Heiles Licht.
Such' deinen Weg, du findest ihn,
Magst du auch lang' in Irre ziehn! —

was bezüglich einer Fortsetzung dieser Ahasverus-Irrfahrten Besorgnisse hervorzurufen geeignet ist.

Das der Großherzogin Luise von Baden gewidmete Carmen zur „Hochzeit zwischen Geist und Herz", von Melchior Grohe (Nr. 9), ist ein Hymenäus eigenthümlicher Art; ein Frühlingsmärchen nennt es der Verfasser (S. 11):

Ein Märchen ist's — kein fröstliches! —
Ein köstlich tröstlich östliches! —

und doch ist der Inhalt dieses im Tone von „Waldmeisters Brautfahrt" erzählten kleinen Epos nur eine frostige Allegorie: der König von Parsistan, Wille der Gute, und die Königin Vernunft, welche von dem Majordomus, dem Eunuchen Verstand, und seiner Kebse Sinnlichkeit vom Throne verdrängt worden, werden mit Hülfe ihres Sohnes Geist und dessen angeblicher Schwester Herz wieder restaurirt. Geist und Herz entbrennen in Liebe zueinander, und nachdem sich herausgestellt, daß sie nicht Geschwister sind, sondern Herz die Tochter der Feenkönigin Phantasie und eines unbekannten Vaters ist (die Phantasie hält sich an die Rechtsregel: „La recherche de la paternité est interdite", welche sie in hochpathetischer Weise übersetzt), wird die Hochzeit gefeiert. Diese Geschichte wird nun nicht etwa in steifen Alexandrinern oder würdevollen Hexametern, sondern in lustigen Reimen, die zuweilen nur Knittelverse sind, erzählt; es entsteht dadurch jener eigenthümliche Widerspruch zwischen Form und Inhalt, der uns z. B. die Rubens'schen Bilder aus der Geschichte der Maria von Medici im Palais Luxembourg gerade deshalb fast ungenießbar macht, weil in denselben eine Fülle rein allegorischer Figuren in realistischer Auffassung mit aller Glut der Farbe dargestellt wird. Der Verfasser schließt sein Epos mit einer Apostrophe an Heidelberg und mit dem Wunsche, daß von ihr, der Stadt voll Immergrün, in seinen Versen ein Hauch zu spüren sein möchte (S. 57):

Dann blieben meine Schilderein
Wie hier Blum', Böglein, Stern und Quelle
So lustig, duftig, frisch und helle!

Allein, „der genius loci Heidelbergs ist feucht", wie Victor Scheffel in der Widmung zum „Gaudeamus" singt, und dieses Frühlingsmärchen bleibt doch nur eine trockene Allegorie.

Nachdem auf diese Weise etwas Raum geschafft worden, wenden sich unsere Augen zunächst auf zwei Bäume mit weithin schattenden Kronen, welche nicht dem jungen Nachwuchs angehören, deren Stämme vielmehr gar viele Jahresringe erkennen lassen; wie eine kräftig knorrige Eiche, und eine Birke mit dem im Windhauch zitternden grünen Laube stehen sie da:

10. Wilhelm Bornemann's Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von Karl Bornemann. Neue Ausgabe. Mit dem Bidniß des Verfassers in Holzschnitt. Berlin, v. Decker. 1869. 8. 22½ Ngr.
11. Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von C. Schlüter. Paderborn, Schöningh. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von den „Jagdgedichten" von Wilhelm Bornemann (Nr. 10), dessen zuerst im Jahre 1810 erschienene, jetzt in siebenter Auflage vorliegende plattdeutsche Gedichte zu den bewährten Veteranen der Dialektdichtung gehören, ist nach dem Tode des Verfassers eine neue, durch Einfügung mehrerer bisher zerstreut gewesenen Poesien bereicherte Ausgabe veröffentlicht worden. Das Lob, welches das Nachwort dem Dichter spendet:

Und er ließ uns seine Lieder
Frisch geschöpft am Lebensquell,
Wie er selber schlicht und bieder,
Wie er selber klar und hell! —

ist ein wohlverdientes; denn diese Gedichte sind naturfrisch und naturwahr, es weht durch sie ein Hauch wie das Rauschen des Morgenwindes in den Wipfeln des Eichwaldes. Wir finden in ihnen die Ergüsse eines „fermen Jägers", der mit großartiger Verachtung auf die „Thalerschützen" der Neuzeit nach 1848 herabsieht:

Spiegel will ich euch vorhalten
Aus der Jägerwelt der alten;
Kann doch an der zeitig neuen
Sich kein Jägerherz mehr freuen! —

und es werden sich diese Jagdgedichte auch stets bei „Diana's Söhnen" einer guten Aufnahme versichert halten können. Für den gewöhnlichen Leser sind dieselben freilich ohne ein Lexikon der Weidmannssprache oft kaum verständlich, weshalb in den Anmerkungen auch meistens eine Erklärung der technischen Ausdrücke beigefügt worden ist. Aber auch des Jägerlateins muß der Leser kundig sein, wenn er diesen Jagdgedichten den rechten Geschmack abgewinnen will; der biderbe Humor derselben ist zuweilen sehr kräftig und macht häufige Streifzüge in das Gebiet des Burlesken, wie sich dies auch in der Form (z. B. in den Reimen „Weh" und „Verwundete", „Jägerheer" und „Neunundneunziger") bekundet.

Einzelne der „Lieder" von Luise M. Hensel (Nr. 11) sind vor mehr als 50 Jahren in Förster's „Sängerfahrt" 1818 unter dem Namen Ludwiga, dann in dem „Geistlichen Blumenstrauß" des Fürstbischofs von Diepenbrock unter den Initialen L. H., und in Hermann Kletke's „Geistlicher Blumenlese" abgedruckt, auch ist von letzterm ein Theil derselben in einer besondern Sammlung im Jahre 1857 veröffentlicht worden. Nur wenige der jetzt vom Prof. Schlüter herausgegebenen Gedichte sind in dem letzten Decennium entstanden, fast die Hälfte derselben ist vor einem halben Säculum gedichtet; einige, namentlich das „Nachtgebet": „Müde bin ich, geh' zur Ruh, schließe beide Augen zu", sind schon längst nicht nur in zahlreiche Liedersammlungen, sondern auch in den Volksmund übergegangen, und die Dichterin hat wegen dieser Lieder ja auch in namhaften Literaturgeschichten rühmende Erwähnung gefunden. Von besonderm Interesse ist das persönliche und literarische Verhältniß der Dichterin zu Clemens Brentano, der ihr stets die innigste Zuneigung bewahrte und ihre Lieder in einem Briefe an seinen Bruder Christian als das Liebste und Wohlthätigste bezeichnet, was ihm von menschlichen Händen in seinem Leben zugekommen sei. Einige der Gedichte, welche Clemens Brentano zugeschrieben werden und unter seinen „Geistlichen Liedern" veröffentlicht worden, haben Luise Hensel zur Verfasserin, z. B. „Das Keimchen"; und in dem Liede: „Zur Weihnachtssternenhelle" — dem Prolog der „Trutznachtigall" — sind die einzelnen Strophen abwechselnd von Clemens Brentano und Luise Hensel gedichtet. Das Lob, welches diesen Liedern von H. Kurz und Barthel gespendet wird, daß „sie zu den trefflichsten Erscheinungen in dem Gebiete des religiösen Liedes gehören und nicht nur wegen echt christlichen Sinnes, kindlicher Demuth und hingebender Liebe, sondern auch wegen der herzlichen einfachen Sprache und des oft volksmäßigen Tons der Darstellung hochzustellen sind", ist allerdings gar wohl begründet. Denn Lieder wie z. B.: „Jesus in der Heiligen Schrift", „Das Gebet um Beharrlichkeit", „Vorüber — hinüber", „Einer Kleinmüthigen" u. a. sind der ergreifende Ausdruck kindlicher Demuth und einfacher aber tiefer Frömmigkeit und zeigen zugleich eine ungekünstelte Vollendung der Form, welche von großer Wirkung ist. Allein es kann auch nicht verschwiegen werden, daß der Kreis der Empfindungen, in welchem sich diese Gedichte bewegen, ein sehr enger, ihr Inhalt etwas eintönig ist, und daß sich, wenigstens in einen Theil derselben, eine unangenehme Süßlichkeit eingeschlichen hat. Dies gilt namentlich von der wiederholten Bezeichnung des Heilandes als des Liebsten, des Allerschönsten, von dem Ausmalen des ersten Kusses, des süßen Liebestodes, von Gedichten wie „Der Reiseplan", „Der Ostermorgen 1818" und von Stellen wie folgende (S. 65):

> Du süßer, lieber Jesu Christ,
> Wie schäm' ich mich vor dir,
> Daß noch so lau mein Herz dir ist:
> Gib Liebe, Liebe mir!

Ferner (S. 38):

> Da sah er meine Thränen fließen,
> Da rief er freundlich: „Lämmlein, komm!"
> Froh eilt' ich hin zu seinen Füßen,
> Sein Blut that auf mich niederfließen,
> Da war ich wieder rein und fromm!

Oder (S. 9):

> Laß uns in grünen Wiegen
> Im weißen Hemdlein liegen
> So still und tief und dicht;
> Laß Thränen uns befeuchten,
> Laß auf uns niederleuchten
> Dein ewig klares Mondgesicht!

Solche Stellen, ferner die übertriebene Kindlichkeit der „Krippenlieder", oder die Ballade von den frommen Schäflein, die vor der Hostie knien, muß man dem Herausgeber entgegenhalten, wenn derselbe am Schluß des Vorworts eine Vergleichung zwischen diesen Gedichten und den „Geistlichen Liedern" von Annette von Droste-Hülshoff anstellt, welche im ganzen zu Ungunsten der letztern ausfällt, während dieselbe doch Luise Hensel an poetischer Kraft, an Tiefe der Gedanken und Reichthum der Phantasie weit überragt.

Von dem jüngern Nachwuchs sind einige mehr oder minder politischen Inhalts, von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit ganz oder zum Theil erfüllt, und zeichnen sich die beiden ersten dieser Gedichtsammlungen auch noch dadurch aus, daß ihre Verfasser dem Handwerkerstand angehören:

12. Lorber und Rose. Vaterländische Gedichte von Karl Weise. Berlin, Goldschmidt. 1869. 16. 10 Ngr.
13. Deutsche Klänge aus den für das deutsche Vaterland so ereignißvollen Jahren 1866 und 1867. Dem deutschen Volke gewidmet von H. G. Müller. Nebst einem Anhang vermischter Gedichte. Ohrdruff, Stadermann jun. 1868. Gr. 16. 12 Ngr.
14. Bunte Blätter. Gedichte von Wilibald Skett. Minden, Köhler. 1868. 32. 15 Ngr.
15. Blätter und Blüten aus dem Schwarzwald. Gedichte von T. Hafner. Tübingen, Osiander. 1868. 16. 12 Ngr.

Unter dem Titel: „Lorber und Rose" (Nr. 12) hat zunächst der als Volksdichter bekannte und schon wiederholt in d. Bl. besprochene Drechslermeister Karl Weise aus Freienwalde a. O. eine Sammlung vaterländischer Gedichte herausgegeben, welche sich zum kleinern Theil auf den Feldzug in Schleswig-Holstein, zum größern Theil auf die Kämpfe des Jahres 1866 beziehen. Weise's frühere Werke, namentlich sein „Familienleben in Dichtungen", geben ein vollgültiges Zeugniß dafür, daß die Hand, welche tagsüber den Meißel führt, abends der Harfe des Dichters einfache, aber zum Herzen dringende Töne zu entlocken versteht, und dies bekunden auch die vaterländischen Gedichte, welche in einem Doppelsonett dem

König Wilhelm I. gewidmet werden. Ist in dem Dichter dieser patriotischen Gesänge auch gerade nicht ein neuer Tyrtäus erstanden, so fehlt es einzelnen derselben doch keineswegs an Schwung; klangvoll und kräftig tönt z. B. „Das Siegesläuten" (S. 1):

Ja, öffnet, all ihr Abendglocken,
Den liederreichen Mund von Erz
Und weckt zum innigsten Frohlocken
Das siegsbeglückte deutsche Herz!

In den meisten dieser Gedichte tritt jedoch der die Dichtungen Weise's charakterisirende Sinn für das Familienhafte, Häusliche, zuweilen fast in etwas trivialer Weise hervor; andere haben nur den Werth einer geschickt erzählten militärischen Anekdote (z. B. „Die durstigen Pommern in Kissingen").

Die zweite Sammlung patriotischer Gedichte: „Deutsche Klänge aus den für das deutsche Vaterland so ereignißvollen Jahren 1866 und 1867", von H. G. Müller (Nr. 13), stammt ebenfalls von einem deutschen Handwerker; als einen solchen bezeichnet sich der Verfasser selbst in der Vorrede, und in dem ersten Gedicht ruft er, an der Hobelbank stehend, aus:

Daß es mir möcht' gelingen,
Ihr Musen steht mir bei!
Stärkt meines Geistes Schwingen,
Denn ich bin nur ein Lai'!

Leider haben aber die Musen dieser Bitte ihr Ohr verschlossen, und wenn die Veröffentlichung dieser Reimereien durch die in der Vorrede erwähnten „anerkennenden Zuschriften bekannter und competenter hochgestellter Männer" hervorgerufen worden ist, so dürfte die Competenz dieser Kritiker den erheblichsten Zweifeln unterliegen. Denn der Verfasser weiß seiner wohlgemeinten Begeisterung für Deutschlands Einheit und Größe, für Volksrechte und Freiheit nur in holprigen Knittelversen Ausdruck zu geben, und diesen gereimten Leitartikeln eines Winkelblattes fehlt es an jedem poetischen Gehalt. Als Beispiel diene ein Kapitel aus der neuesten Geschichte Italiens (S. 44 fg.):

Doch jener große Held (sc. Napoleon III.)
Läßt seiner Frau das Feld,
Will guter Eh'mann sein,
Und ihr den Papst befrein!

Denn Frau Eugenia
Grollt mit Italia,
Papst sich nicht retten kann,
Müssen Franzosen dran.

Er schickt mit Chassepots
Auf Garibaldi los
Zuaven bei Mentana;
Thun große Wunder da!

Die Philippika gegen den bewaffneten Frieden enthält folgendes Argument:

Neuer Mordgewehre Kosten
Fressen Millionen Gold,
Und des Budgets schwerster Posten
Ist des Friedensheeres Sold!

In gleicher Tonart sind auch die vermischten Gedichte des Anhangs gehalten; in dem Hochzeitscarmen für seine Nichte preist der Verfasser das Los der Braut und die sociale Stellung des Bräutigams mit folgenden Worten (S. 59):

Denn Frau Pfarrerin zu werden
Ist ein neidenswerthes Glück,
Das gar viele schon begehrten,
Manche wol mit neid'schem Blick!

Der Pfarrer ist in der Gemeinde
Der erste, der geehrt'ste Mann;
Jeder wünscht sich ihn zum Freunde,
Weil er den Himmel schließen kann!

Wenn die Dichtungen von Karl Weise auch zuweilen etwas an das Hausbackene streifen, so zeigt doch eine Vergleichung derselben mit diesen Producten seines Collegen Müller, welche Fülle poetischer Kraft ihnen innewohnt.

In dem als Vorwort der „Bunten Blätter" von Wilibald Skett (Nr. 14) dienenden Dialog zwischen dem Dichter und dem Leser unserer Zeit spricht der letztere die Verwahrung aus: „Nur nicht zu große Sachen, man kommt zu schwer vom Fleck!" Und dieser Mahnung eingedenk bringt der Dichter im kleinsten Westentaschenformat auch nur Kleinigkeiten, die zuweilen kaum etwas anderes sind als „Vermischte Nachrichten" der Zeitungen in Versen. Die trivialen Geschichten: „Gute Freunde", „Hochzeitsreise", „Die fallende Eiche" oder „Die letzten Lebenstage des Goldonkels aus Amerika" (S. 75):

Er brachte seine Gelder
Zu einem reichen Bankier;
Er wußte sie da sicher,
Bei mäßiger Zinsenhöh'!

Kaum aß er eine Woche
Des Alters ruhiges Brot,
Da war das Geld verloren —
Der Bankier war bankrott! —

können den aus den „Fliegenden Blättern" bekannten Biedermanns-Gedichten eingereiht werden. Daneben finden sich aber auch einige von tiefer Empfindung zeugende Lieder, z. B.: „Gebet der Natur", und eine Anzahl von Gedichten, welche, auf die neuesten Zeitereignisse Bezug nehmend, nicht ohne Geschick gegen Particularismus und Ultramontanismus mit scharfgeschliffenen Waffen ankämpfen; z. B.: „Juni 1866", „1572 und 1867 — Bartholomäusnacht und Mentana", „Deutsches Zollparlament im Mai 1868", „Sentimentale Klänge vom Nordseestrand" und die etwas sehr stark gepfefferte Satire: „Frommer Wunsch einer nicht deutschen Partei", welche mit den Versen beginnt (S. 81):

Wir hatten einst ein Grundgesetz!
Darüber war sehr viel Geschwätz —
Von sieben Professoren,
Die wir zum Glück verloren.

Und später lag uns Rom sehr nah,
Auch waren Jesuiten da,
Die uns katechisirten
Und uns zum Bessern führten!

Auch gab es einen Hoffriseur
Der war gleichzeitig Grandseigneur.
Man zahlte seine Gnade
Wie Bürste und Pommade!

Der und ein feiner Zahnchirurg,
Nur Cavaliere durch und durch,
Und dann ein frommer Priester,
Die waren Hausminister! u. s. w.

Der Verfasser der „Blätter und Blüten aus dem Schwarzwald", T. Hafner (Nr. 15), sendet seinen Gedichten nicht nur als Vorwort eine Paraphrase des Goethe'schen Spruchs: „Wer kann Kluges, wer kann Dummes denken, das nicht längst die Vorwelt schon gedacht", sondern auch noch eine „Vorentschuldigung" voraus (S. IX):

Ohne Fehler, ohne Mängel
Sind selbst Gottes liebe Engel
In dem weiten Himmel nicht;
Denn er mußt' vor grauen Tagen
Einen Schub hinunterjagen
In das höllische Gericht!

Also sind auch meine Kinder
Mangelhafte Erdensünder,
Aber dennoch allerliebst!
Darum hoff' ich, lieber Leser,
Daß du nicht in Wuth, in böser,
Sie dem Feuer übergibst! —

und zur nähern Charakteristik der „allerliebsten Kinder" dient dann noch der Trost (S. 42):

Ist nun eins unter den Kleinen,
Das vielleicht strümpfig
Oder barfuß, mit zottigen Haaren
Und vorwitzigem Gebaren,
Mit stottriger Rede und trotzig
Draußen umherrennt,
Wo niemand es kennt,
Der Kritiker darüber schimpft,
Der Aesthetiker die Nase rümpft,
So wißt:
Unter jedem Kinderhäuschen
Oft ein ungerathnes ist!

Freilich ist aber die Zahl dieser ungerathenen und ungezogenen, vorlauten und vorwitzigen Kinder etwas zu groß und ihre Unart häufig etwas zu kräftig, wie z. B. das Sonett an einen Geizhals, das Gedicht „Unsere Zeit" mit dem Schluß: „Poesie ist nicht vonnöthen, da man ja Guano hat" u. a. zur Genüge bekunden. Allein es finden sich unter der Geschwisterschar auch gar viele, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, und unter ihnen zeichnen sich nicht wenige durch einen frischen Lebensmuth und namentlich durch ein warmes Vaterlandsgefühl vortheilhaft aus. Die Stimme, die in diesen Gedichten von jenseit des Main herübertönt, wird im Norden überall ein Echo finden; im Scherz (z. B.: „Einen Erlkönig", den man doch gewarnt vorm Spiel Sechsundsechzig) und im Ernst (z. B.: „Den Antipreußen", „Aufruf vom Mai 1867", „Glossen") spricht sich ein kräftiger Patriotismus, ein Gefühl fürs deutsche Vaterland in wohlthuender Weise aus. Der Rückblick „Zum Jahresschluß 1867" zählt zunächst den Gewinn „dieser großen Zeit" freudig auf und schließt dann mit den Worten, die auch heute noch Geltung haben:

Das heiß' ich viel errungen
In solcher kurzen Zeit!
Doch ist sie ganz gelungen
Die deutsche Einigkeit?
Trennt nicht vom deutschen Norden
Den Süden noch der Main?
Ist's Wahrheit denn geworden:
Ein Deutschland soll es sein?
— — — — — — — — —
Kommt, trotz des Auslands Neiden
Und trotz Napoleon
Laßt ihn uns überschreiten;
Den deutschen Rubikon!

Rein lyrischen Inhalts sind dagegen folgende Novitäten:

16. Am Zwischenahner See. Lieder von Franz Poppe. Oldenburg, Stalling. 1869. 16. 10 Ngr.
17. Tropenlieder von Albert Häger. Amsterdam, van der Made. 1868.
18. Gedichte von Ernst Güntheri. Ulm, Stettin. 1869. 16. 18 Ngr.
19. Guten Morgen Vielliebchen! Gedichte von Richard Schönbeck. Glatz, Hirschberg. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.
20. Aus dem Herzen. Dichtungen von Hedwig von Szwykowska. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1869. 8. 15 Ngr.

Die Gedichtsammlung: „Am Zwischenahner See", von Franz Poppe (Nr. 16), enthält zunächst eine Reihe von Lobliedern der idyllischen Lieblichkeit dieses waldumkränzten Sees des Ammerlandes im Herzogthum Oldenburg, dessen landschaftliche Schönheit, ja dessen Existenz vielleicht manchem Leser unbekannt sein mag. An diese Naturschilderungen schließen sich Liebeslieder an, bei denen der See und seine Umgebungen stets den Hintergrund bilden; auch sie sind ein sprechendes Zeugniß von dem frischen kräftigen Gefühl und der poetischen Begabung des Verfassers (z. B.: „Ritornell", „Wir saßen zu vieren im Wagen", „Der Fahrende Sänger" u. a.). Sehr ansprechend sind auch die humoristischen Beigaben, und zwar nicht blos das am Schluß beigefügte „Kleeblatt ungezogener Jungen", deren ausgelassenes Treiben der Dichter mit der Bemerkung: „Es wächst am See ja auch bei Lilien der Hülsenstrauch" (die Stechpalme), zu entschuldigen bittet, sondern auch unter den Seeliedern selbst findet sich hier und da solch ein lustiges Intermezzo; z. B. S. 82: „So geht's", mit der Moral:

Drum ladest du zum Stelldichein
Dein Liebchen in den Garten,
Laß es zu lang' im Sternenschein
Nicht warten, ja nicht warten!
Sonst kommt der Hans, des Nachbars Sohn,
Und stiehlt dir deine Liebe:
Gelegenheit, das weiß man schon,
Macht Diebe, ja macht Diebe!

Und S. 35:

Das Land, es ist ein Paradies!
Allein was nützt es mir?
Bin ich doch in dem Paradies
Allein wie Adam hier!
Du lieber Gott, ich bitte dich,
Gib eine Eva mir!
Dann jag' mich meinethalb hinaus
Zum Paradies mit ihr!

Naturschilderungen und Liebeslieder mit landschaftlichem Hintergrunde bringen auch die zum Besten des Sophien-Thierschutz-Vereins in Amsterdam herausgegebenen und der Beschützerin desselben, der Königin Sophie der Niederlande, gewidmeten „Tropenlieder" von Albert Häger (Nr. 17); nur wird dieser Hintergrund nicht von einem waldumkränzten norddeutschen Binnensee gebildet, sondern ist derselbe „weiter her" (S. 23):

Die Tropennacht bedeckt das Meer und laue Luft weht drüberhin,
Der Blumenduft Ostindiens umgaukelt träum'risch meinen Sinn;
Da liegt das zauberhafte Land — Scheherazade's Märchenwelt,
Gleich einem Bilde vor mir da, auf die mein sinnend Auge fällt!

Diese „Tropenlieder" stammen aus Java und Celebes und bieten außerdem ein Intermezzo „Aus den Savannen" und einen Epilog vom Piräus und der Heimreise. Sie erinnern in ihrem glühenden Colorit zuweilen an die Aquarelle von Eduard Hildebrandt und dessen Sonnenuntergänge aus Indien mit Elefantenstaffage. Die Diction ist eine Imitation von Freiligrath, wie z. B. aus folgender Strophe deutlich erhellt:

> Mit vorgestrecktem Halse geht verschnellten Schritts das Dromedar,
> Schon athmet es den feuchten Duft des Wüstenbronnens kühl und klar,
> Aus ihrem matten Schlaf erwacht im Korb das Lieblingsweib des Scheiks,
> Sie ordnet mit geschäft'ger Hand die weiten Falten ihres Haiks.

Zwischen die eigenen Gedichte sind auch einige gelungene Uebersetzungen von Burns'schen Liedern (z. B.: „Will you go to the Indies?" und „Powers celestial") und aus dem Holländischen eingefügt.

Das kleine Bändchen mit kaum 50 „Gedichten" von Ernst Günthert (Nr. 18) ist den Manen Ludwig Uhland's, der den Verfasser zur Herausgabe dieses Liederkranzes ermuntert hat, gewidmet, und der Tod Uhland's hat auch zu einem der hübschesten Gedichte („Es wird ein Grab gegraben zu Tübingen im Thal") Veranlassung gegeben. Ueberhaupt finden sich unter diesen Dichtungen eines begabten Dilettanten manche recht ansprechende Lieder, die durch ihren klaren Gedankeninhalt und ihre abgerundete Form den Leser erfreuen, z. B. die Anekdote von York „Den Russen gegenüber", „Das höchste Glück", „Der Ring von Gold", „Im Thau von stillen Thränen" u. a. m.

Der Strauß von Immergrün, Ehrenpreis, Disteln, Eisenhut und Rittersporn, welchen der Verfasser der Gedichtsammlung: „Guten Morgen, Vielliebchen", Richard Schönbeck (Nr. 19), darbietet, enthält gerade keine Blumen, die sich durch Farbe, Form und Duft besonders auszeichnen, und überdies sind dieselben nicht sämmtlich in des Verfassers eigenem Garten gewachsen. Denn diese Gedichte sind eine so unverkennbare Nachahmung von Heine's „Buch der Lieder", daß einzelne Wendungen und Gedanken fast unverändert wiederkehren. Das Gedicht (S. 91): „Und wenn ich allein dich treffe", mit der Schlußstrophe:

> Halt' fest dann die kleinen Hände,
> Und lasse dich nicht von der Stell',
> Und schau dir ins Auge und frage:
> „Wann reisen Sie, Mademoiselle?" —

ist doch nur eine verwässerte Paraphrase von Heine's „Madame, ich liebe Sie!" Dann „Die Kluge" (S. 95):

> Sie hatte der Courmacher dreie,
> Drei Anbeter warben um sie,
> Sie war auch wirklich traitable
> Beauté und voll Geist und Genie! —

die „Ballade" (S. 128):

> Es reitet ein einsamer Reiter
> Durch Nacht und Sturmwind einher,
> Es peitscht ihm der Regen das Antlitz —
> Mein Liebchen, was willst du noch mehr? —

mit dem Schlusse:

> Es ist ein preußischer Lieutnant,
> Der reitet vom Lande nach Haus,
> Den Paletot hat er vergessen —
> Mein Liebchen, das Lied ist nun aus; —

ferner der Vers vom Stern im hohen Norden (S. 39):

> O leuchte weiter, du treuer Stern,
> Mit deinem milden Lichte,
> Ich lieb' dich innig — du bleibst fern; —
> 'S ist halt die alte Geschichte! —

oder (S. 98):

> Sieh, ich habe dir gewidmet
> Meiner Lieder leises Flehn,
> Schön scandirt und schön gerhythmet —
> Und du willst es nicht verstehn!
>
> Nein, gewiß, das war nicht edel,
> Daß du so an mir gehandelt,
> Meinen ganz vernünft'gen Schädel
> In das Gegentheil verwandelt! —

sie sind ganz in Heine'scher Manier, salop und auf pikanten Effect berechnet, nur weniger geistreich und eben nicht mehr originell. Aber auch die bessern der zahlreichen Liebeslieder (z. B. „Ich träumte, ich wäre wieder bei dir", ferner: „Dort oben bei der Kapelle, da saßen wir Hand in Hand", und: „Dort oben bei den Todten stand wieder ich allein") erinnern, allerdings zu ihrem Vortheil, an die specifisch Heine'sche Lyrik. Schön scandirt sind freilich diese Lieder nur zum kleinern Theil, viele sind pure Prosa, und es dürfte eine schwierige Aufgabe sein, folgende Stelle aus dem „Prolog des Tages von Oswiecim", einer trockenen Gefechtsrelation, als Verse zu scandiren:

> Hier zogen beide — General von Knobelsdorff mit seinem Regimente Nr. 62, Malachowski und seine 2. schlesischen Husaren, vom Oberstlieutenant von Baumgarten geführt — nahm seine Stellung dann in Ratibor, umspähend nach dem Feinde auszuschauen. Gen Myslowitz wand sich Graf Stolberg hin mit Busse Ulanen-Landwehr-Regiment und Petersdorff Husaren, der Jägercompagnie des Hauptmanns Kusserow, von Infanterie die Landwehrbataillone Major von Osten-Sacken, Kleist und Kehler u. s. w.

An andern Stellen kokettirt der Verfasser mit einer Fülle nautischer Kunstausdrücke, z. B. im „Bellerophon" (S. 121):

> Das St.-Georgskreuz an der Nock der Gaffel,
> Die Leinwand aus vom „Topp zur Railing,
> Die Luken aufgetreißt — —"

Ein hübscher Einfall in gefälliger Form ist das Lob des preußischen Wahlspruchs Suum cuique mit dem Schlusse (S. 77):

> Und nimmer wird im Preußenland
> Der edle Spruch verletzt,
> Selbst wenn des blinden Gottes Hand
> Die scharfen Pfeile wetzt.
> Küss' ich meins Liebchens rosigen Mund,
> So wünsch' ich auch zu jeder Stund:
> Suum cuique!

Wenn die Verfasserin der Lieder „Aus dem Herzen", Hedwig von Szwykowska (Nr. 20), im Vorwort ausspricht:

> Mit wenig Worten viel zu sagen
> Soll nie ein Namenloser wagen,
> Der noch nach Ruhm und Beifall ringt;

Das ist ein Recht, das sich die alten
Gediegnen Dichter vorbehalten! — —

so scheint sie die Schranke ihrer eigenen Befähigung für ein allgemeines Gesetz zu halten. Daß sie selbst allerdings nicht im Stande ist mit wenig Worten viel zu sagen, davon sind die sechs- und achtzeiligen „Stoppeln" und „Schneeflocken", in denen nirgends ein Gedanke einen kurzen prägnanten Ausdruck findet, ein Zeugniß. Alle Gedichte nehmen sich wie Paraphrasen aus, die jedoch in geschmackvoller Form oft recht sinnige Gedanken, ein frisches und tiefes Gefühl und lautere Frömmigkeit erkennen lassen. Als ein solches ansprechendes Gedicht ist besonders der „Mahnruf zur Freudigkeit" in Terzinen hervorzuheben.

Noch inhaltreicher sind:

21. Jugendparadies. Dichtungen für Jung und Alt von Emil Taubert. Neu-Ruppin, Petrenz. 1869. 8. 15 Ngr.
22. Gedichte von Karl Schwarz. Leipzig, Felix. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der sehr productive Emil Taubert, dessen „Gedichte" (1865), „Brautgeschenk" (1866) und „Neue Gedichte" (1867) in Nr. 31 d. Bl. f. 1866 und Nr. 3 d. Bl. f. 1869 besprochen worden sind, hat unter dem Titel „Jugendparadies" (Nr. 21) wiederum ein Bändchen Dichtungen veröffentlicht. Dasselbe enthält aber nicht, wie seine Vorgänger, Liebeslieder und Gedankenlyrik, sondern Kinderlieder für kleine und große Kinder, welche die Begabung des Dichters von einer neuen sehr ansprechenden Seite erscheinen lassen. Unter diesen Gedichten sind einzelne allerliebste Genrebilder, welche sich den bekannten Zeichnungen aus dem „Kinderleben" von Oskar Pletsch an die Seite stellen können. Von denselben sind namentlich: „Prosit", „Die ersten Stiefeln", „Katzenmusik", „Der Thiere Weihnachten", „Vogelsprache", „Gänsemägdlein" hervorzuheben, und ferner „Große Wäsche" (S. 20) mit dem Freuderuf der kleinen Wäscherin:

Solch ein Planschfest, so wie heute,
Wünscht' ich Tag um Tag, juchhei!
O die großen klugen Leute,
Jammern sie nicht stets dabei?
Wenn ich groß bin, alle Wochen
Große Wäsche richt' ich ein.
Waschen, Planschen, Seifekochen —
Ach wie köstlich muß das sein!

Der Vorwurf, der manchen Kinderbildern von Oskar Pletsch gemacht wird, daß sie die Naivetät und die Poesie des Kinderlebens, welche alle Zeichnungen des Altmeisters Ludwig Richter durchwehen, zuweilen vermissen lassen, oder sie geradezu einer pikanten Wendung, einer manierirten Parodie des Lebens der großen Kinder aufopfern, kann freilich einzelnen dieser Kinderlieder auch nicht erspart werden.

Die Gedichte von Karl Schwarz (Nr. 22) werden von dem Autor als kleine Vöglein voller Wald- und Sangeslust bezeichnet (S. 14):

Kleine Lieder sind wie Vöglein
Die man jeden Tag gern hört,
Weil ihr Fliegen, weil ihr Singen
Uns auf unserm Gang nicht stört.

Wenn sie aber auch keinen Adlerflug wagen, sondern nur leicht beschwingt von einem Baume zum andern flattern, so schallt doch ihr Gesang bald in den süßen Flötentönen der Nachtigall (in den Liebesliedern: „An die Entfernte", „Es geht heut nicht", „Liebesfrühling"), bald in lustigen Lerchenwirbeln (in den Naturschilderungen: „Goldregen", „Frühlingseinzug", „Mondschein-Sommernacht"), bald im muntern Finkenschlage (in den Waldesliedern: „Bergwässerchen mein Führer", „Mein Wanderstab", dem Sonett: „Ein Wort, ein Mann", den Trinkliedern: „Beim Wein", „O du wonnige laue Sommernacht") aus den Zweigen. Allein was der Dichter von den guten und schlechten Gedanken in den „Aufgereihten Perlen" (S. 248) sagt:

Ein Gedanke kommt selten allein,
Ich hab' es erfahren:
Klug oder dumm,
Sie leben zu Paaren! —

das gilt auch von seinen Gedichten. Die Zahl der guten ist ziemlich groß (von denselben sei noch das Motto der Liebeslieder, die Gedichte: „Die Ersten", „Wie die Kinder das Laufen lernen" erwähnt); allein die Zahl der unbedeutenden und schlechten ist auch nicht klein, und da die Quantität die Qualität niemals zu ersetzen vermag, so würde eine Beschränkung des Inhalts dieses starken Octavbandes auf etwa die Hälfte sehr zu seiner Empfehlung beigetragen haben. Neben einer Anzahl sehr trivialer Erzählungen und Reflexionen (z. B. „Der alte Buchhalter", „Umschau", „Gefühle beim Bergsteigen", „Vom Leben zum Tode") sind es namentlich die Gedichte humoristischen Inhalts, die sehr schwach ausgefallen sind; „Der Frühling als Spottvogel", der dem im Geschäft des Dichtens rasch durch das Rosenthal dahinlaufenden Autor zuruft (S. 337):

Und so wähnt' ich, lieber Sänger,
Liebesschmerz sei auch dein Dränger;
Doch ein Lied, ich weiß es jetzt,
Hat dich so in Trab gesetzt —

beweist dies zur Genüge. Daß übrigens Gutes und Schlechtes nicht blos immer „zu Paaren" kommt, sondern sich auch einzeln dicht nebeneinander vorfindet, das zeigt folgende Beschreibung eines Gewitters, in welcher das erste Bild ebenso schön wie das zweite matt und mislungen ist (S. 107):

Dem Gedanken gleich, der erst nur
In dem Kopf des einen lebet,
Ist des fernen Blitzes Spur. —
Doch bald sagt des Donners Rollen,
Daß er aus der Haft entsprungen,
In die Massen eingedrungen —
Furchtbar, daß die Erde bebet!
Auf des Taktstocks Flammenzeichen,
Das zerreißt der Wolken Schweigen,
Folgt der große Paukenschlag
In der Wettersymphonie;
Langgezogen hallt er nach!

Zum Schluß finden wir in diesem Stück des deutschen Dichterwaldes noch eine kräftige, im schönsten Blätterschmuck prangende Ulme, welche gleich den Ulmen der lombardischen Ebene bis oben von Weinranken umsponnen und mit einer Fülle süßer schwellender Trauben behangen ist:

23. Weinphantasien von J. Leopold. Zweite Auflage. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser dieser „Weinphantasien" sagt zwar von sich in der Makame (S. 82):

Es ist wahr, mich kennen die wenigsten Leute,
Und von meinem Weltruhm schnattern heute —
Statt in des Nordens Frost und des Südens Sommern
Kaum erst ein paar Gänse — in Hinterpommern! —

allein dies Büchlein mit dem Motto: „In vino veritas, in vino divinitas", wird bald die Wirkung haben, daß sein Talent nicht lange „latent" bleibt. Denn der Dichter ist ein würdiger Nachfolger des Hafis und Mirza-Schaffy, und doch von ihnen wesentlich unterschieden; nicht unter Palmen, sondern in deutschen Buchenhainen sind diese Liedesblüten gewachsen, und ihr Duft ist ohne jede Beimischung des Narkotischen, lieblich und doch kräftig, erquickend wie das Bouquet eines edeln Rheinweins. Und deshalb werden Weinlieder wie: „Die Trinkmusik", „Das Meer", „Die Weinphantasie", „Warum ist die Lerche so froh?" u. a. mit wohlverdientem Beifall empfangen werden von dem Chore der Zecher in jauchzender Runde:

Sie fühlen es, daß für die Tollheit der Welt
Zu jeglicher Stunde
Aus dem Geiste des Weins sich ein Rächer erhebt
Mit der Weisheit im Bunde.

Und wenn mancher in die Klage des Vorworts über die schwere Noth der „kriegsgottsel'gen Zeit" einstimmt, so erfreut er sich doppelt an diesen originellen Klängen und denkt:

Ein solcher Klang bei solchem Leid,
Ein solcher Sang in solcher Zeit
Ist, was man zugestehn gwiß muß,
Ein rühmenswerther Anakreonismus.

Der lustig sprudelnde Humor des Dichters, der namentlich in der Makame: „Das bemooste Haupt", sich in grotesk komischen Sprüngen ergeht, überschreitet zuweilen die Grenzen des Burlesken, z. B. in der Etymologie des Wortes Philosophen, in der Verdeutschung des ἐσσεῖαι ἡμαρ ὅίαν ποτ' ὀλωλη! (Es kommt der Tag, da der Teufel euch hole), oder in den Strophen:

Das Glück zwar das weicht mir recht ärgerlich aus,
Oft pocht' ich an den Thoren, da war's nicht zu Haus;
Doch treff' ich es einmal, dann faß' ich's beim Schopf,
Und wenn's keinen Chignon trägt, behalt' ich's am Zopf.

Allein auch bei der Geburt dieser „losen Kinder" sind die Grazien nicht ausgeblieben, und ihrem ungezogenen Liebling verzeiht man gern solche Extravaganzen, bei denen die bewunderungswürdige Herrschaft über die Sprache oft im Uebermuth gemisbraucht wird, und lachend horcht man seinen Lehren:

Und wie von gestern die Sorgen dich nicht mehr kränken,
So mußt du auch nicht an das „morgen" denken;
Denn wie sagt der Dichter?
So spricht er:
Quid sit futurum cras, fuge quaerere!
Du sollst um die Zukunft dich nicht scherere!

Zwischen diesen Scherzen und Trinkliedern tönen uns aber auch, namentlich im dritten Cyklus, lyrische Klänge wie lustig schmetternde Lerchenwirbel entgegen, und daß der Schalk auch ein ernstes Wort zur rechten Zeit zu sprechen vermag, das bezeugt sein „Lied von der Phrase" und das „Kaiserlied" mit dem alten Refrain: „Komm du bald, o Kaiser." Von diesen „Weinphantasien" gilt deshalb der Spruch: „Verba placent et vox"; es sind keine jener „Ohnmachts-Erzeugnisse", deren Erfolg der Dichter mit den Worten bezeichnet:

Dies ist ihres Schicksals Entweder — Oder:
Heut sind sie Mode, und morgen — Moder!

E. Hersfurth.

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Der Verfasser der Schrift: „Der Satz des zureichenden Grundes", Joseph Jäkel (Nr. 6), kündigt sich seltsamerweise an als einen logischen Dualisten. Er hält es nämlich für einen Irrthum unserer bisherigen Speculation, nur Einen Urgrund aller Dinge, Ein absolutes Wesen, behauptet zu haben, und sucht den Beweis zu führen, daß ein jedes Wirkliche vielmehr zwei ursprüngliche Gründe voraussetze, ein Ich und ein Nicht-Ich, ein Subject und ein Object, eine zu Grunde liegende allgemeine Bedingung oder Voraussetzung und eine specielle erzeugende Ursache.

Daß ein solcher Dualismus von Grund und Ursache, oder Bedingung und Veranlassung, in den Naturprocessen nirgends vermißt wird, ist freilich wol anzuerkennen und zuzugeben. Wenn z. B. ein Gegenstand vom Tische fällt, so ist der allgemeine Grund seines Fallens das Gesetz der Schwere; er wird aber nicht vom Tische fallen, wenn ihn nicht eine bestimmte Ursache herunterstößt, z. B. die Bewegung meiner Hand. Und so in allen ähnlichen Fällen. Schon Aristoteles hat diesen Dualismus recht gut erkannt. Er würde in dem gegebenen Beispiel das Gesetz der Schwere als das Wesen der Begebenheit, die schiebende Hand als den Anlaß der Bewegung bezeichnet haben. Aber obgleich diese Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens von Grund und Ursache bei allen Naturbegebenheiten von alters her zu den bekanntesten Dingen gehört, so ist ihre tiefere Begründung in den Principien der Metaphysik dennoch ein unerschöpfliches Thema scharfsinnigen Nachdenkens, und auch die vom Verfasser darauf verwandte Mühe und Anstrengung ist höchst anerkennenswerth. Daß er sich bei seiner schwierigen Untersuchung hauptsächlich mit näherer Aufhellung der letzten Grundbegriffe der heutigen Speculation, der Begriffe des Ich und Nicht-Ich, beschäftigt, ist ebenfalls nur in der Ordnung.

Ganz unbefriedigend hingegen erscheint seine Arbeit in einem andern Punkte. Sie ignorirt völlig den wichtigsten unter allen Weltgründen, die Zweckursache. Und doch läßt sich über das Absolute der modernen Speculation gar nicht reden ohne die Zuhülfenahme dieses Begriffs, auf welchem ganz allein seine Annahme beruht. Ob der

Verfasser den Begriff der Zweckursache ganz zu vertilgen denkt, wie Spinoza, oder ob er ihn für einen unerheblichen und aus andern Grundbegriffen ableitbaren hält, erfahren wir nicht. Jedenfalls gewährt eine Abhandlung über den Satz des zureichenden Grundes, worin von der Zweckursache gar keine Rede ist, den Anblick eines Rumpfes ohne Kopf. Oder ist die Sache so gemeint, daß die Ziehung der letzten Schlußfolgerungen dem Leser überlassen bleiben soll, wozu der Verfasser blos die Prämissen an die Hand geben wollte, ähnlich wie es zuweilen in Platonischen Dialogen vorkommt? Ein Umstand könnte wol auf diesen Gedanken leiten. Sowol letzter Grund (Ich) als letzte Ursache (Nicht-Ich), sollen als bloße Möglichkeiten, noch nicht als Wirklichkeiten, gedacht werden. Nun aber gibt es im ganzen Umkreise unsers Denkens und Anschauens nur einen einzigen Fall, in welchem wirkliche Thatsachen aus blos möglichen Voraussetzungen als ihren vorhergehenden Ursachen entspringen, und dieser einzige Fall ist die Thätigkeit wirkender Vorstellungen oder die Zweckthätigkeit. Denn nur allein in dieser geht das Wirkliche (die That) aus dem Möglichen (der Vorstellung von derselben) hervor, und diesem Umstande gemäß hätten wir also das Ich und Nicht-Ich, oder den Weltgrund und die Weltursache, als die beiden Urideen aufzufassen, nach denen das denkende Urwesen (die absolute Idee) seinen Schöpfungsplan entwirft. Hat der Verfasser die Sache so gemeint, so sind wir einverstanden. Er hätte sich aber über diesen Punkt deutlicher erklären sollen.

7. Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkt. Mit Rücksicht auf Herbart, R. Zimmermann, Lotze, J. H. von Fichte, Fechner, L. Büchner und Trendelenburg, von F. A. von Hartsen. Mit einem neuen Versuch, Philosophie und Religion zu versöhnen. Halle, Pfeffer. 1869. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser von Nr. 7: „Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkt“, F. A. von Hartsen, gründet Erziehung auf Moral, Moral auf Aesthetik. Als sensualistischer Empiriker erkennt er kein einfaches moralisches Grundprincip an, sondern statt dessen drei der Erfahrung entnommene Tugenden: Wohlwollen, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Kriterium des Richtigen bei ihrer Beurtheilung ist das Urtheil der Mehrheit, aber nicht der gegenwärtigen, sondern der zukünftigen Menschen. Der Philosoph soll überall das Orakel der Zukunft befragen und nach dessen Aussprüchen sich richten. Was er sich als die öffentliche Meinung der Mehrzahl in der über unsern dereinstigen Gräbern stehenden Menschheit vermuthungsweise denkt, hat ihm als der letzte Maßstab der Wahrheit zu gelten. Einen andern sollen wir nicht haben, einen andern soll es überhaupt nicht geben.

Also eine Philosophie der Trostlosigkeit in neuer Variation. Denn was kann trostloser sein als die Hinausschiebung der letzten Gewißheit in das absolut Ungewisse, die Zukunft? Wer steht uns dafür, daß nicht gerade das, was wir jetzt für das Festeste ansehen, wie die Forderungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, von der Mehrheit zukünftiger Menschengeschlechter ganz misachtet werden, folglich seine ganze Wahrheit verlieren könnte? Wer steht uns dafür, daß zweimal zwei in alle Zukunft hin für vier gelten wird? daß Wunder und Zaubereien, welche wir heute für unmöglich ansehen, in Zukunft nicht vielleicht die ganze Welt erfüllen und damit zur höchsten Wahrheit emporsteigen dürften? Als pathologische Gemüthsstimmung betrachtet, ist der Gedanke nicht ohne einen gewissen schwärmerischen Reiz. Byron hätte ihn als poetisches Motiv leidenschaftlicher Grübelei herrlich verwerthen können. Der Wissenschaftsforscher aber, welcher nach ewigen Vernunftgesetzen urtheilt, kann dem wilden Schwärmer nur mit Mephistopheles zurufen:

> Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
> Der wie ein Geier dir an deiner Leber frißt!

Es liegt nun einmal in der Beschaffenheit gewisser Studien- und Lebenskreise, daß in ihnen sich ein vollkommen sensualistisches Denken ausbildet. Kommen diesem keine höhern Bedürfnisse hinzu, so wendet es sich einfach zum Materialismus. Kommen jene hinzu, so sucht es zwar Anknüpfungen an idealistische Systeme, ohne jedoch mit ihnen recht fertig werden zu können. So schlägt sich hier der Verfasser mit Herbart herum, überall fähig denselben zu fassen, wo er sich im Kreise des unmittelbar Sinnlichen bewegt. Dagegen gehen ihm immer sogleich die Gedanken völlig aus, sobald die speculative Arbeit beginnt. Weil Herbart indessen nur auf dem theoretischen Gebiet zu den speculativen Denkern gehört, auf dem praktischen hingegen zu den Popularphilosophen, indem er die Moral zu einer bloßen Aesthetik des Willens und der Gesinnung herabsetzt: so ist auf dem letzten Gebiet der Punkt eines Verständnisses von sensualistischer Seite her zu finden. Und so kann man des Verfassers Theorie denn wol eine um einen ganzen Grad tiefer in den Sensualismus herabgestimmte Herbart'sche Moral nennen.

Eine endlose Casuistik ohne gründliche Principien in der Moral ist etwas überaus Verwirrendes. Eine solche findet sich in dieser Erziehungslehre. Gründliche Principien in der Moral sind nur die speculativen. Die wahre Moral ist Dictat reiner Vernunft. Von reiner Vernunft aber weiß der Verfasser nichts. Er beschreibt vielmehr den empirischen Weg, auf welchem er zur Anerkennung einer Moral gelangte, in der Vorrede (S. IV) auf folgende Art:

> Der Verfasser nun zweifelte an der Existenz der Moral. Sein Zweifel in dieser Hinsicht aber wurde mächtig erschüttert durch gelittenes Unrecht, das ihn in große Empörung versetzte. So — sagte er nun — ich empöre mich, ich muß also doch zugeben, daß es Schlechtes gibt.

Diese Art von empirischem Standpunkt, auf welchem der Mensch die moralischen Thatsachen der Erfahrung so lange in Zweifel zieht, bis sie ihm an die eigene Haut gehen, erinnert stark an das sinnreiche Märchen vom Manne, welcher das Gruseln lernte. Die furchtbarsten Dinge rührten diesen Mann ganz und gar nicht, solange er sie nur von außen sah. Erst als der Eimer kalten Wassers mit den darin zappelnden Gründlingen über seine eigene Haut floß, erfuhr er was Gruseln sei. Im Leben fühlt sich allerdings ein Eimer kalten Wassers an der eigenen Haut immer noch schrecklicher an als das Henkerbeil am Nacken des Nachbars. Dieser Standpunkt ist gewiß ein vollkommen empirischer Lebensstandpunkt, taugt aber darum nicht zum Standpunkt der Moral, weil er ein egoistischer ist.

Die Schwächen des moralischen Sensualismus kleben allen Auseinandersetzungen des Verfassers an. Weil z. B. das Moralprincip des Wohlwollens bei ihm nicht vernünftiger Grundsatz, sondern pathologische Gemüthsstimmung ist, so kann es durch Krankheiten theils gehindert, theils befördert werden (S. 88):

Gewisse Krankheiten, nämlich Unterleibskrankheiten, können die Reizbarkeit zum Wohlwollen abstumpfen, ja sogar in das Gegentheil umändern. Andere Krankheiten bringen leicht Uebermaß von Wohlwollen hervor.

Der Widerspruch, welcher darin liegt, daß ein moralisches Princip von Unterleibskrankheiten abhange, wird vom Verfasser, wie es scheint, gar nicht empfunden. So etwas versteht sich bei ihm nur ganz von selbst. Das Raisonnement bleibt überall im bloßen Sensualismus (im Unterleibe) stecken.

Dabei tragen diese Auseinandersetzungen ein ziemlich fremdländisches Colorit. Die Sprache ist in der Construction voll französirender Wendungen, artet sogar mitunter durch unnöthige Einstreuung fremder Ausdrücke, wie „idée fixe“ statt „fixe Idee“ u. dgl., in einen französirenden Jargon aus. Wir würden diese Unart gar nicht erwähnen, wenn sie als eine bloße Schwäche und ohne Spuren von Eitelkeit aufträte, welches aber nicht der Fall ist. Der Verfasser ist offenbar in dem Irrwahn befangen, klarer zu schreiben als die meisten unserer philosophischen Schriftsteller. Sogleich das Motto auf dem Titel der Schrift deutet indirect darauf hin. Es lautet: „Ce qui n'est pas clair, n'est pas philosophie.“

Und doch verstößt sogleich der dritte Satz in der Vorrede gegen die Forderung dieses Mottos: „Eine klare Darstellung der ersten Gründe der Aesthetik, hieran aber scheint es in Deutschland bisher zu fehlen.“

Das „aber“ im Nachsatz deutet auf einen fehlenden Vordersatz, welchen der Leser hinzudenken muß, indem er etwa lauten könnte: „wäre wünschenswerth“, oder: „wäre eine die Mühe lohnende Arbeit“, oder: „würde die philosophische Wissenschaft fördern“, oder wie sich jeder den Zusammenhang am liebsten ergänzen mag. Das ist aber keineswegs eine klare Schreibart zu nennen. Dabei tadelt er hin und wieder an andern Schriftstellern Sätze als unklar und unverständlich, welche es nicht überhaupt, sondern nur ihm sind, weil ihm die Mittel des Verständnisses fehlen. So z. B. ist die bekannte, auf S. 1 angeführte Hegel'sche Definition der Kunst (§. 556 der „Encyklopädie“) durchaus verständlich und klar für jedermann, welcher seinen Hegel verstehen gelernt hat, was ohne methodisches Studium der Philosophie allerdings nicht möglich ist. Wenn nun der Verfasser mit der ganzen Naivetät des Autodidakten hinzusetzt: „Wir für uns schämen uns nicht, zu gestehen, daß wir sie nicht verstehen“: so ist die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses zwar zu loben, dem Verfasser jedoch etwas mehr Behutsamkeit anzurathen in seiner dreisten Aburtheilung über Dinge, welche er zwar nicht versteht, welche dafür aber andere verstehen.

Zuweilen beruht des Verfassers Polemik blos auf einer Unbekanntschaft mit der richtigen deutschen Ausdrucksweise. So lesen wir z. B. S. 9 folgende gegen Herbart gerichtete Invective:

Jedenfalls ist es Unsinn, zu sagen, daß das Aesthetische unwillkürlich gefällt. Das wird wol heißen müssen, daß es jemand (wem?) gefällt, ohne daß dieser es will!

Wir haben hin- und hergerathen, was es denn wol außerdem noch bedeuten könne, aber es ist uns nicht gelungen, es zu errathen. Auch finden wir das eingeschaltete „wem?“ hier ganz überflüssig. Denn daß mit dem „jemand“, wenn von Musik die Rede ist, der Hörer, wenn von einem Roman, der Leser, wenn von einem Gemälde, der Beschauer, und wenn von einem Schauspiel die Rede ist, der Zuschauer und Zuhörer in einer Person verstanden wird, unterliegt doch wol keinem Zweifel.

Quisquilien und Mückenseigerei in Wörtern und Redensarten sind es, in denen der Verfasser sich zu sehr gefällt. Von der Bedeutung der goldenen Regel: „In verbis simus faciles“, hat er nicht die entfernte Ahnung. Ein fataler Kitzel treibt ihn, den Notabilitäten unserer philosophischen Literatur altklug, aber mit wenig Geschick, am Zeuge herumzuflicken. Ob er selbst dabei in seinen Sätzen den richtigen oder unrichtigen Casus setzt, das hängt oft mehr vom guten Glück ab. Um vom incorrecten Stil des Verfassers ein charakteristisches Beispiel zu haben, betrachte man sich etwa den folgenden Satz (S. 98): „Wol wenige Ausnahmen wird es geben auf der Regel: was das Licht scheut, urtheilt sich selbst!“

Wer so schreibt, dem fehlt nun einmal alle Berechtigung, die über sein Verständniß emporragenden Redensarten eines Herbart, Trendelenburg oder Hegel in der Weise, wie er es thut, mit dem Schulmeisterlineal zu zerklopfen.

8. Spinoza's neuentdeckter Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Erläutert und in seiner Bedeutung für das Verständniß des Spinozismus untersucht von Christoph Sigwart. Gotha, Besser. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.
9. Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältniß der zweiten zur dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der ältern Schriften Spinoza's. Von Richard Avenarius. Leipzig, Avenarius. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Die gewöhnliche Ansicht über Spinoza's Entwickelungsgang war bisher, dieser große Mann habe zu philosophiren begonnen als Cartesianer, und sich von diesem anfänglichen Standpunkt aus durch immer strengeres Verfolgen der mathematischen Methode seiner Begriffsrechnung nach und nach zum System des ihm eigenthümlichen Pantheismus emporgearbeitet. Man konnte allem Anschein nach nicht wohl anders, als dieser Meinung sein. Denn die erste von Spinoza selbst der Oeffentlichkeit übergebene Schrift war seine Darstellung der Cartesianischen Principien der Philosophie nach geometrischer Methode (Amsterdam 1663). Als sie erschien, war ihr Verfasser erst 31 Jahre alt, und daß derselbe früher einer andern Philosophenschule angehangen habe, darüber gab es keine Nachricht und gibt sie auch noch heute nicht.

Beide Verfasser der unter Nr. 8 und 9 genannten Schriften, Christoph Sigwart und Richard Avenarius, stellen hiergegen die auf gewissen Vermuthungen beruhende Hypothese auf, daß Spinoza anfangs gar nicht Cartesianer gewesen sei, im Gegentheil einem sehr entgegengesetzten System, dem des Giordano Bruno, angehangen habe, sodaß seine Lehre keineswegs angesehen

Verfasser den Begriff der Zweckursache ganz zu vertilgen denkt, wie Spinoza, oder ob er ihn für einen unerheblichen und aus andern Grundbegriffen ableitbaren hält, erfahren wir nicht. Jedenfalls gewährt eine Abhandlung über den Satz des zureichenden Grundes, worin von der Zweckursache gar keine Rede ist, den Anblick eines Rumpfes ohne Kopf. Oder ist die Sache so gemeint, daß die Ziehung der letzten Schlußfolgerungen dem Leser überlassen bleiben soll, wozu der Verfasser blos die Prämissen an die Hand geben wollte, ähnlich wie es zuweilen in Platonischen Dialogen vorkommt? Ein Umstand könnte wol auf diesen Gedanken leiten. Sowol letzter Grund (Ich) als letzte Ursache (Nicht-Ich), sollen als bloße Möglichkeiten, noch nicht als Wirklichkeiten, gedacht werden. Nun aber gibt es im ganzen Umkreise unsers Denkens und Anschauens nur einen einzigen Fall, in welchem wirkliche Thatsachen aus blos möglichen Voraussetzungen als ihren vorhergehenden Ursachen entspringen, und dieser einzige Fall ist die Thätigkeit wirkender Vorstellungen oder die Zweckthätigkeit. Denn nur allein in dieser geht das Wirkliche (die That) aus dem Möglichen (der Vorstellung von derselben) hervor, und diesem Umstande gemäß hätten wir also das Ich und Nicht-Ich, oder den Weltgrund und die Welturſache, als die beiden Urideen aufzufassen, nach denen das denkende Urwesen (die absolute Idee) seinen Schöpfungsplan entwirft. Hat der Verfasser die Sache so gemeint, so sind wir einverstanden. Er hätte sich aber über diesen Punkt deutlicher erklären sollen.

7. Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkt. Mit Rücksicht auf Herbart, R. Zimmermann, Lotze, J. H. von Fichte, Fechner, L. Büchner und Trendelenburg, von F. A. von Hartsen. Mit einem neuen Versuch, Philosophie und Religion zu versöhnen. Halle, Pfeffer. 1869. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser von Nr. 7: „Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkt", F. A. von Hartsen, gründet Erziehung auf Moral, Moral auf Aesthetik. Als sensualistischer Empiriker erkennt er kein einfaches moralisches Grundprincip an, sondern statt dessen drei der Erfahrung entnommene Tugenden: Wohlwollen, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Kriterium des Richtigen bei ihrer Beurtheilung ist das Urtheil der Mehrheit, aber nicht der gegenwärtigen, sondern der zukünftigen Menschen. Der Philosoph soll überall das Orakel der Zukunft befragen und nach dessen Aussprüchen sich richten. Was er sich als die öffentliche Meinung der Mehrzahl in der über unsern dereinstigen Gräbern stehenden Menschheit vermuthungsweise denkt, hat ihm als der letzte Maßstab der Wahrheit zu gelten. Einen andern sollen wir nicht haben, einen andern soll es überhaupt nicht geben.

Also eine Philosophie der Trostlosigkeit in neuer Variation. Denn was kann trostloser sein als die Hinausschiebung der letzten Gewißheit in das absolut Ungewisse, die Zukunft? Wer steht uns dafür, daß nicht gerade das, was wir jetzt für das Festeste ansehen, wie die Forderungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, von der Mehrheit zukünftiger Menschengeschlechter ganz misachtet werden, folglich seine ganze Wahrheit verlieren könnte? Wer steht uns dafür, daß zweimal zwei in alle Zukunft hin für vier gelten wird? daß Wunder und Zaubereien, welche wir heute für unmöglich ansehen, in Zukunft nicht vielleicht die ganze Welt erfüllen und damit zur höchsten Wahrheit emporsteigen dürften? Als pathologische Gemüthsstimmung betrachtet, ist der Gedanke nicht ohne einen gewissen schwärmerischen Reiz. Byron hätte ihn als poetisches Motiv leidenschaftlicher Grübelei herrlich verwerthen können. Der Wissenschaftsforscher aber, welcher nach ewigen Vernunftgesetzen urtheilt, kann dem wilden Schwärmer nur mit Mephistopheles zurufen:

> Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
> Der wie ein Geier dir an deiner Leber frißt!

Es liegt nun einmal in der Beschaffenheit gewisser Studien- und Lebenskreise, daß in ihnen sich ein vollkommen sensualistisches Denken ausbildet. Kommen diesem keine höhern Bedürfnisse hinzu, so wendet es sich einfach zum Materialismus. Kommen jene hinzu, so sucht es zwar Anknüpfungen an idealistische Systeme, ohne jedoch mit ihnen recht fertig werden zu können. So schlägt sich hier der Verfasser mit Herbart herum, überall fähig denselben zu fassen, wo er sich im Kreise des unmittelbar Sinnlichen bewegt. Dagegen gehen ihm immer sogleich die Gedanken völlig aus, sobald die speculative Arbeit beginnt. Weil Herbart indessen nur auf dem theoretischen Gebiet zu den speculativen Denkern gehört, auf dem praktischen hingegen zu den Popularphilosophen, indem er die Moral zu einer bloßen Aesthetik des Willens und der Gesinnung herabsetzt: so ist auf dem letzten Gebiet der Punkt eines Verständnisses von sensualistischer Seite her zu finden. Und so kann man des Verfassers Theorie denn wol eine um einen ganzen Grad tiefer in den Sensualismus herabgestimmte Herbart'sche Moral nennen.

Eine endlose Casuistik ohne gründliche Principien in der Moral ist etwas überaus Verwirrendes. Eine solche findet sich in dieser Erziehungslehre. Gründliche Principien in der Moral sind nur die speculativen. Die wahre Moral ist Dictat reiner Vernunft. Von reiner Vernunft aber weiß der Verfasser nichts. Er beschreibt vielmehr den empirischen Weg, auf welchem er zur Anerkennung einer Moral gelangte, in der Vorrede (S. IV) auf folgende Art:

> Der Verfasser nun zweifelte an der Existenz der Moral. Sein Zweifel in dieser Hinsicht aber wurde mächtig erschüttert durch gelittenes Unrecht, das ihn in große Empörung versetzte. So — sagte er nun — ich empöre mich, ich muß also doch zugeben, daß es Schlechtes gibt.

Diese Art von empirischem Standpunkt, auf welchem der Mensch die moralischen Thatsachen der Erfahrung so lange in Zweifel zieht, bis sie ihm an die eigene Haut gehen, erinnert stark an das sinnreiche Märchen vom Manne, welcher das Gruseln lernte. Die furchtbarsten Dinge rührten diesen Mann ganz und gar nicht, solange er sie nur von außen sah. Erst als der Eimer kalten Wassers mit den darin zappelnden Gründlingen über seine eigene Haut floß, erfuhr er was Gruseln sei. Im Leben fühlt sich allerdings ein Eimer kalten Wassers an der eigenen Haut immer noch schrecklicher an als das Henkerbeil am Nacken des Nachbars. Dieser Standpunkt ist gewiß ein vollkommen empirischer Lebensstandpunkt, taugt aber darum nicht zum Standpunkt der Moral, weil er ein egoistischer ist.

Die Schwächen des moralischen Sensualismus kleben allen Auseinandersetzungen des Verfassers an. Weil z. B. das Moralprincip des Wohlwollens bei ihm nicht vernünftiger Grundsatz, sondern pathologische Gemüthsstimmung ist, so kann es durch Krankheiten theils gehindert, theils befördert werden (S. 88):

> Gewisse Krankheiten, nämlich Unterleibskrankheiten, können die Reizbarkeit zum Wohlwollen abstumpfen, ja sogar in das Gegentheil umändern. Andere Krankheiten bringen leicht Uebermaß von Wohlwollen hervor.

Der Widerspruch, welcher darin liegt, daß ein moralisches Princip von Unterleibskrankheiten abhange, wird vom Verfasser, wie es scheint, gar nicht empfunden. So etwas versteht sich bei ihm nur ganz von selbst. Das Raisonnement bleibt überall im bloßen Sensualismus (im Unterleibe) stecken.

Dabei tragen diese Auseinandersetzungen ein ziemlich fremdländisches Colorit. Die Sprache ist in der Construction voll französirender Wendungen, artet sogar mitunter durch unnöthige Einstreuung fremder Ausdrücke, wie „idée fixe" statt „fixe Idee" u. dgl., in einen französirenden Jargon aus. Wir würden diese Unart gar nicht erwähnen, wenn sie als eine bloße Schwäche und ohne Spuren von Eitelkeit aufträte, welches aber nicht der Fall ist. Der Verfasser ist offenbar in dem Irrwahn befangen, klarer zu schreiben als die meisten unserer philosophischen Schriftsteller. Sogleich das Motto auf dem Titel der Schrift deutet indirect darauf hin. Es lautet: „Ce qui n'est pas clair, n'est pas philosophie."

Und doch verstößt sogleich der dritte Satz in der Vorrede gegen die Forderung dieses Mottos: „Eine klare Darstellung der ersten Gründe der Aesthetik, hieran aber scheint es in Deutschland bisher zu fehlen."

Das „aber" im Nachsatz deutet auf einen fehlenden Vordersatz, welchen der Leser hinzudenken muß, indem er etwa lauten könnte: „wäre wünschenswerth", oder: „wäre eine die Mühe lohnende Arbeit", oder: „würde die philosophische Wissenschaft fördern", oder wie sich jeder den Zusammenhang am liebsten ergänzen mag. Das ist aber keineswegs eine klare Schreibart zu nennen. Dabei tadelt er hin und wieder an andern Schriftstellern Sätze als unklar und unverständlich, welche es nicht überhaupt, sondern nur ihm sind, weil ihm die Mittel des Verständnisses fehlen. So z. B. ist die bekannte, auf S. 1 angeführte Hegel'sche Definition der Kunst (§. 556 der „Encyklopädie") durchaus verständlich und klar für jedermann, welcher seinen Hegel verstehen gelernt hat, was ohne methodisches Studium der Philosophie allerdings nicht möglich ist. Wenn nun der Verfasser mit der ganzen Naivetät des Autodidakten hinzusetzt: „Wir für uns schämen uns nicht, zu gestehen, daß wir sie nicht verstehen": so ist die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses zwar zu loben, dem Verfasser jedoch etwas mehr Behutsamkeit anzurathen in seiner dreisten Aburtheilung über Dinge, welche er zwar nicht versteht, welche dafür aber andere verstehen.

Zuweilen beruht des Verfassers Polemik blos auf einer Unbekanntschaft mit der richtigen deutschen Ausdrucksweise. So lesen wir z. B. S. 9 folgende gegen Herbart gerichtete Invective:

> Jedenfalls ist es Unsinn, zu sagen, daß das Aesthetische unwillkürlich gefällt. Das wird wol heißen müssen, daß es jemand (wem?) gefällt, ohne daß dieser es will!

Wir haben hin- und hergerathen, was es denn wol außerdem noch bedeuten könne, aber es ist uns nicht gelungen, es zu errathen. Auch finden wir das eingeschaltete „wem?" hier ganz überflüssig. Denn daß mit dem „jemand", wenn von Musik die Rede ist, der Hörer, wenn von einem Roman, der Leser, wenn von einem Gemälde, der Beschauer, und wenn von einem Schauspiel die Rede ist, der Zuschauer und Zuhörer in einer Person verstanden wird, unterliegt doch wol keinem Zweifel.

Quisquilien und Mückenseigerei in Wörtern und Redensarten sind es, in denen der Verfasser sich zu sehr gefällt. Von der Bedeutung der goldenen Regel: „In verbis simus faciles", hat er nicht die entfernte Ahnung. Ein fataler Kitzel treibt ihn, den Notabilitäten unserer philosophischen Literatur altklug, aber mit wenig Geschick, am Zeuge herumzuflicken. Ob er selbst dabei in seinen Sätzen den richtigen oder unrichtigen Casus setzt, das hängt oft mehr vom guten Glück ab. Um vom incorrecten Stil des Verfassers ein charakteristisches Beispiel zu haben, betrachte man sich etwa den folgenden Satz (S. 98): „Wol wenige Ausnahmen wird es geben auf der Regel: was das Licht scheut, urtheilt sich selbst!"

Wer so schreibt, dem fehlt nun einmal alle Berechtigung, die über sein Verständniß emporragenden Redensarten eines Herbart, Trendelenburg oder Hegel in der Weise, wie er es thut, mit dem Schulmeisterlineal zu zerklopfen.

8. Spinoza's neuentdeckter Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Erläutert und in seiner Bedeutung für das Verständniß des Spinozismus untersucht von Christoph Sigwart. Gotha, Besser. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.
9. Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältniß der zweiten zur dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der ältern Schriften Spinoza's. Von Richard Avenarius. Leipzig, Avenarius. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Die gewöhnliche Ansicht über Spinoza's Entwickelungsgang war bisher, dieser große Mann habe zu philosophiren begonnen als Cartesianer, und sich von diesem anfänglichen Standpunkt aus durch immer strengeres Verfolgen der mathematischen Methode seiner Begriffsrechnung nach und nach zum System des ihm eigenthümlichen Pantheismus emporgearbeitet. Man konnte allem Anschein nach nicht wohl anders, als dieser Meinung sein. Denn die erste von Spinoza selbst der Oeffentlichkeit übergebene Schrift war seine Darstellung der Cartesianischen Principien der Philosophie nach geometrischer Methode (Amsterdam 1663). Als sie erschien, war ihr Verfasser erst 31 Jahre alt, und daß derselbe früher einer andern Philosophenschule angehangen habe, darüber gab es keine Nachricht und gibt sie auch noch heute nicht.

Beide Verfasser der unter Nr. 8 und 9 genannten Schriften, Christoph Sigwart und Richard Avenarius, stellen hiergegen die auf gewissen Vermuthungen beruhende Hypothese auf, daß Spinoza anfangs gar nicht Cartesianer gewesen sei, im Gegentheil einem sehr entgegengesetzten System, dem des Giordano Bruno, angehangen habe, sodaß seine Lehre keineswegs angesehen

werden dürfe als der auf cartesianischem Boden errichtete originelle Prachtbau, wofür man sie bisher hielt; vielmehr sei sie zu betrachten als ein in seinem Ursprunge höchst schwärmerischer und überschwenglicher, hernach aber durch cartesianische erkältende und ernüchternde Einflüsse bis zur völligen Erstarrung ertödteter und zusammengeschrumpfter Platonismus im Geiste des gottberauschten und als Märtyrer seiner Schwärmerei zu Rom verbrannten Giordano Bruno.

Spinoza ein poetischer Schwärmer! Diese Ansicht ist neu und interessant. Sie stützt sich auf zwei in den zu Amsterdam aufgefundenen (1862 zum ersten mal edirten) Jugendschriften Spinoza's enthaltene Fragmente, welche bis in seine früheste Zeit (Avenarius vermuthet, bis in sein neunzehntes oder zwanzigstes Jahr) hinaufzureichen scheinen, und welche von cartesianischen Begriffen noch keine Spuren zeigen. Es sind dieses zwei ohne schriftstellerische Gewandtheit verfaßte Dialogen philosophischen Inhalts, in deren erstem sich die allegorischen Personen der Liebe, der Vernunft, des Verstandes und der Begierde über religiöse Themata unterreden, in deren zweitem aber der Philosoph, welcher Spinoza's eigene Ansicht darlegt, den Namen Theophilus führt, unter dem Bruno fast in allen seinen Dialogen auftritt und den er sich selbst auf den Titeln seiner Werke beilegt.

Beide Verfasser obiger Schriften stimmen darin überein, daß diese offenbar ältesten schriftstellerischen Versuche Spinoza's vielfache Reminiscenzen aus den Schriften Bruno's, namentlich aus seinen Dialogen „Degli eroici furori" enthalten, und stehen aus diesem Grunde nicht an, den Spinoza zu einem Schüler und Anhänger Bruno's zu machen, obgleich der Name dieses Platonikers in diesen Schriftstücken nirgends und auch sonst bei Spinoza nicht vorkommt. Nach Sigwart's Ansicht war Spinoza nicht nur anfänglich Anhänger des Bruno, sondern blieb dieses auch gewissermaßen fortwährend. Descartes lieferte seinem Ideengange nur die logische und methodische Schulung, welche freilich, je weiter er in derselben fortschritt, desto mehr verderbliche und zerstörende Einflüsse auf sein ursprüngliches idealeres Lehrgebäude ausüben mußte. Sigwart drückt sich hierüber so aus (S. 133 fg.):

> Der Klarheit und Deutlichkeit zu Liebe wurde der Idealismus geopfert. Alle jene zwar erhebenden und erwärmenden, aber nicht klaren und deutlichen, einem mehr poetischen als streng logischen Geiste entsprungenen Ideen von Vereinigung mit Gott, Genuß Gottes als Folge innerer Erleuchtung wurden durch die fortschreitende begriffliche Bearbeitung, durch das Bedürfniß strenger Deduction zurückgedrängt. Aber ein Rest jener platonisirenden Mystik widerstand der Auflösung unsers ganzen Seins und Wesens in den materiellen Mechanismus der Bewegungen, die unsern Körper bilden, und in den logischen Mechanismus der Begriffe, und jene intellectuelle Liebe Gottes, die im fünften Buche der Ethik freilich erst als Resultat eines verwickelten Fortschritts der Erkenntniß, nicht mehr als unmittelbare Gabe Gottes auftritt, ist der letzte Rest der Lebenswärme, die einst den Tractat durchdrungen hatte, der letzte Hauch, der den erstarrenden Körper verklärt.

Nicht ganz so weit getraut sich der im übrigen die Sigwart'schen Vermuthungen theilende Avenarius mitzugehen. Er lenkt schon bedeutend ein, indem er zugibt, daß Spinoza „eigentlich nur die Consequenz gezogen habe, welche im System des Descartes involvirt lag". Dieses eben ist die gewöhnliche Ansicht der Sache, wie sie schon Leibniz andeutete in seinem bekannten Ausspruch, daß der Spinozismus ein übertriebener Cartesianismus sei. Auch tritt uns schon in dem wenige Jahre später abgefaßten Tractat von Gott, dem Menschen und seiner Glückseligkeit (welchen Avenarius in Spinoza's dreiundzwanzigstes Lebensjahr zurückversetzt) Spinoza als vollkommener Cartesianer entgegen. Wenn nun Avenarius einerseits zwar zugibt, daß Spinoza eigentlich nur die Consequenz zog, die im System des Descartes involvirt lag, andererseits hingegen leugnet, daß Spinoza jemals Cartesianer gewesen sei, so muß unsers Erachtens eine dieser Behauptungen der andern weichen, wofern wir nicht blos mit Worten spielen und unter einem Cartesianer einen geistlosen Nachbeter des Descartes verstehen wollen, was allerdings Spinoza niemals gewesen ist, was aber auch noch niemals jemand von ihm behauptet hat.

Bis zum dreiundzwanzigsten Jahre soll der junge Spinoza als ein phantasiereicher Platoniker in überschwenglichen Visionen geschwärmt haben. Ist das wol wahrscheinlich bei einer so kalten, ruhigen und nüchternen, aller poetischen Ueberschwenglichkeit, aller phantastischen Unklarheit so entschieden abgeneigten Gemüthsart, wie sie uns in Spinoza entgegentritt? Wo sind denn in jenen beiden Dialogen die Spuren irgendeiner Poesie, irgendeiner Schwärmerei? Spinoza bedient sich blos auf die frostigste Art platonisirender Ausdrücke von Gottessöhnen, Gottesliebe u. dgl. für die trivialsten und nüchternsten Dinge. Denn wer sind diese Gottessöhne? Der eine ist die Körperwelt oder die Ausdehnung, der andere ist die Geistwelt oder das Denken. Was ist die Gottesliebe? Sie ist das Verlangen, die Nothwendigkeit alles Einzelnen in der Natur als begründet in dem Allgemeinen vermöge adäquater Begriffe zu erkennen. Was ist die göttliche Vorsehung im Weltall? Sie ist der in allen Wesen liegende Trieb nach Selbsterhaltung. Diese unpoetische Nüchternheit eines nur zu Rechenkünsten angelegten jugendlichen Verstandes, wie sie sich hier in verkehrt gedeuteten platonischen Reminiscenzen zu erkennen gibt, konnte durch das Studium des Descartes unmöglich noch tiefer herabgedrückt, vielmehr nur zu höherm Schwunge erhoben werden. Dieser junge Spinoza macht weniger den Eindruck eines schwärmenden Pantheisten, als eines noch in sich unklaren Jünglings von denkgewandter und denkübermüthiger Anlage, welchem nichts zu hoch ist, welcher gern alles prüft, nicht gern irgendetwas unbesehens verwirft, am liebsten an dem von andern für ausgemacht Gehaltenen die ungereimte, an dem von andern für ungereimt Gehaltenen die vernünftige Seite aufweist, und auch wol in übermüthiger Laune gern dem allgemein perhorrescirten Schwärmerischen und Unklaren eine nüchterne und zum Erschrecken gemeinverständliche Deutung unterlegt. Will man vielleicht auch Leibniz darum zum Goldmacher stempeln, weil er einmal in übermüthiger Jugendlaune sich unter die Alchemisten gemengt hat?

Wenn daher Avenarius behauptet, daß der junge Spinoza, als er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre mit einer gewissen Hast cartesischer Bestimmungen sich bemächtigte, hierbei einen ihm innerlich schon längst bestimmten Zweck verfolgte; daß der Einfluß des Descartes den Pantheismus

in Spinoza bereits feststehend vorfand; daß Spinoza nicht nur im hohen Maße von Giordano Bruno abhängig war, sondern sogar in der ersten Phase seiner Philosophie nur dessen Werk zum Abschlusse, zum bewußten Ausdrucke brachte: so haben diese Behauptungen uns wenig einleuchten wollen.

Wer das gerade Gegentheil von allem diesem aufstellte, würde unsers Erachtens näher zum Ziele treffen. Mit dem zwanzigsten Jahre versucht der junge Spinoza sich dem Bruno anzunähern, weil dieser ihm einerseits durch seinen Kampf gegen den Aberglauben, andererseits durch sein Martyrium und seinen Heroismus und nebenher auch durch den herrlichen Stil seiner Dialogen „Degli eroici furori" imponirend entgegentritt. Er eignet sich dessen Idee von der unendlichen Ausdehnung des Weltalls an, weil sie seinem Verstande einleuchtet; er setzt an die Stelle der mystischen Gottesliebe, für welche seiner kühlern Natur von vornherein alles Verständniß mangelt, eine abstracte Liebe für Erkenntniß und Wissenschaft; er erklärt es für die wahre Freiheit des Geistes, daß wir mit den lieblichen Ketten dieser Liebe gebunden seien; er deutet den platonischen Liebestrieb der Aufopferung bei Bruno um in einen Trieb der mechanischen Selbsterhaltung; die bewußt erzeugende und dabei in sinnlicher Liebesleidenschaft schwelgende Natur bei Bruno in eine unbewußt erzeugende, nach mechanischem Gesetz; die aus dem Verfolgen der höchsten Zwecke stammende Nothwendigkeit der göttlichen Handlungen bei Bruno in eine mechanische Nothwendigkeit derselben; den platonischen Intellect als unmittelbare innere Schau göttlicher Dinge bei Bruno in ein geometrisches Begreifen aus letzten Grundsätzen; mit einem Wort, er versucht das Kunststück, ein in einer ihm unverständlichen Sprache geschriebenes Buch sich durch gewaltsame Umdeutung seines Inhalts verständlich zu machen. Der Versuch mislingt. Der enttäuschte Spinoza fühlt sich zuletzt in dieser schiefen Stellung zu Bruno wie ein ins Wasser gegangenes Huhn, wie ein auf dem Trocknen zappelnder Fisch, wie ein Wagen ohne Räder und Deichsel. Kein Wunder, daß er sich bereits zwei oder drei Jahre später mit einer gewissen Hast der cartesischen Begriffe bemächtigt, in denen sein kühles und verstandesklares Naturell ungenirt und behende wie der Fisch im Wasser sich bewegen kann.

Ehe der große Fichte Kantianer wurde und die Kant'sche Freiheitslehre weiter bildete, war er unklarer Determinist. Was bedeutet dieser Umstand für die Ausbildung des Fichte'schen Systems? Er ist völlig unerheblich. So lange Fichte Determinist war, existirte der Fichte'sche Geist, welcher Epoche macht in der Geschichte der Philosophie, noch nicht; so lange war der Philosoph Fichte noch nicht geboren. Dieser kam nicht früher zur Welt, als in der Stunde, wo Fichte anfing die Kant'sche Vernunftkritik zu studiren. Da erst ging ihm das Licht auf, in welchem er schöpferisch fortdachte, und der alte Determinismus war als ein zufälliger, nichtssagender, unglücklicher Einfall vergessen. Aehnlich vergaß Spinoza seinen Theophilus als den unglücklichen Einfall einer Annäherung an ein schwärmerisches System, welches nicht für ihn taugte. Erst sein Studium des Descartes bezeichnet den Tag seiner geistigen Geburt. Vor diesem Tage war Spinoza als Philosoph noch nicht vorhanden.

Spinoza trieb die cartesianische Philosophie von ihrem innersten Princip aus einen Schritt weit dialektisch über sich selbst hinaus. Er that dieses dadurch, daß er die mathematisch rechnende Methode der Begriffe, welche Descartes anstrebte und forderte, in einer strengern und ausgedehntern Weise handhabte, als es dem Descartes selbst jemals gelungen war. Spinoza ist daher unter allen Nachfolgern des Descartes mit Recht der strengste genannt worden in Beziehung auf die mathematische oder dogmatische Methode.

Daher können wir uns nicht mit dem Gedanken befreunden, bei Spinoza mehrere Entwickelungsphasen von entgegengesetztem Charakter anzunehmen. So wie bei J. G. Fichte als dem strengsten Methodiker unter den Kantianern sämmtliche Entwickelungsphasen nach einem und demselben Charakter verlaufen, so finden wir es auch bei Spinoza von dem Punkte an, wo er zu philosophiren anfängt, d. h. wo er Cartesianer wird. **Karl Fortlage.**

Deutsch-Brasilien.

Georg, der Auswanderer. Oder: Ansiedlerleben in Südbrasilien. Illustrirte Schilderungen zur Erwägung für Wanderlustige. Mit 25 Abbildungen in Ton- und Farbendruck. Neue, wohlfeile Ausgabe. Rudolstadt, Froebel. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Tschudi'schen Reisewerks haben wir bereits aus vollster Ueberzeugung unsere Stimme für die deutsche Auswanderung nach Südbrasilien erhoben. Langsam aber stetig wendet sich ein deutscher Strom dorthin, und die Colonien in Rio-Grande-do-Sul und Santa-Catarina gedeihen, wie alle Berichte und statistischen Ausweise beweisen, trotz der ungünstigen Lage, in welcher Brasilien sich gegenwärtig befindet, sehr gut. Der unermüdliche und hochverdiente Dr. Blumenau hat auf eine Eingabe, welche er im Beginn des Jahres 1869 an das norddeutsche Bundeskanzleramt machte, und in welcher er um die Aufhebung der in Preußen mit Bezug auf die Auswanderung nach Brasilien getroffenen Ausnahmemaßregeln nachsuchte, allerdings eine abschlägige Antwort erhalten. Eine eingehende Prüfung der Verhältnisse hat in dem Bundeskanzleramt nicht die Ueberzeugung zu begründen vermocht, daß eine Aenderung der bisher in Betreff der Auswanderung nach Brasilien beobachteten Grundsätze zur Zeit im Hinblick auf die gesammte Lage der deutschen Colonisten oder mit Rücksicht auf das Verhalten der dortigen Regierung ihnen gegenüber gerechtfertigt sein würde. Dieselbe Antwort wurde auch der Coloniedirection von Donha Francisca zutheil, die eine ähnliche, von Colonisten unterzeichnete Eingabe an das Bundeskanzleramt machte.

Wer die Flugblätter gelesen hat, die von den deutsch-

brasilischen Ansiedlern in das Mutterland geschickt worden und von den achtbarsten Leuten unterschrieben sind, wird keine Minute daran zweifeln, daß unsere Landsleute sich in ihrer neuen Heimat wohl befinden. Aber noch weitere Garantien für deren Rechte und den Schutz der Einwanderer sind nothwendig, und diese zu erlangen, ist Norddeutschland bemüht. Der Abschluß einer Consularconvention mit Brasilien wird sicherlich nicht nur die nothwendigen Garantien in sich schließen, sondern auch die Ueberwachung und Ausführung derselben durch die Consularagenten bezwecken. Ist dieser letzte Schritt gethan, dann möchten wir die Stimmen hören, die es noch wagen dürften, von einer Auswanderung nach Südbrasilien abzurathen. Die deutschen Colonien in Südbrasilien bieten zweierlei: ein gedeihliches Dasein für den einzelnen, der zu Wohlhabenheit gelangt, und dann die Garantie, daß ihm seine Nationalität bewahrt bleibe. Dort entwickelt sich Neudeutschland auf der südlichen Halbkugel, und das ist wichtig.

Wohin der Deutsche in der Fremde bisher auch kam, er wurde mehr oder minder doch nur ein Mischungstheil des herrschenden Volks, und eine nationale Zukunft hat er, darüber ist man nachgerade einig, weder in den Vereinigten Staaten noch in Australien, welche zur Zeit noch die wichtigsten Colonisationsgebiete der Neuen Welt sind und die Auswanderer anziehen. Hier wie da verschwindet das Deutschthum schon in der zweiten, spätestens dritten Generation und macht dem Mischelemente Platz, das in Lauten à la „Hans Breitman's Barty" sich ergeht. Anders in Südbrasilien. Hier ist schon ein kräftiger deutscher Kern vorhanden, an den nur die neuen Elemente anzuschießen brauchen, um die Deutschen dort zur herrschenden Macht mit nationaler Zukunft zu erheben, um mit einem Worte ein Neudeutschland zu schaffen, auf welches die alte Heimat mit Stolz herniederschauen kann, für die es in mercantiler Beziehung auch auf lange Zeit der beste Abnehmer sein würde. Allerdings gab es Zeiten, in denen die Presse recht hatte, vor einer Auswanderung nach Brasilien zu warnen: die religiöse Unduldsamkeit, die Parceria- oder Theilpachtverträge führten zu Schändlichkeiten aller Art, und die Lage mancher deutschen Emigranten war eine so grauenvolle, daß viele deutsche Regierungen sich genöthigt sahen, die Auswanderung nach Brasilien zu verbieten oder doch nach Möglichkeit zu verhindern. Jene Klagen und Warnungen haben heute ihre Spitze verloren; die übeln Zeiten sind vorüber, das deutsche Element ist zur Geltung gelangt und gedeiht unter der brasilischen Verfassung, einer der freiesten der Welt, vortrefflich. In der Union, wo der ungebildetste Neger das Wahlrecht hat, nur weil er auf amerikanischem Boden geboren wurde, erlangt der gebildete deutsche Einwanderer dieses erst nach Verlauf eines fünfjährigen Aufenthalts; in Brasilien kann er sich sofort nach der Landung naturalisiren lassen und tritt nun in den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte. Abgesehen von den natürlichen Vortheilen, die in Brasilien mindestens denen in der Union gleich sind, zeichnen sich die südbrasilischen Provinzen — wir sagen südbrasilisch — noch dadurch aus, daß dort der Procentsatz der farbigen zur weißen Bevölkerung der günstigste ist; es herrschen dort keineswegs so unconsolidirte Verhältnisse, wie in den Südstaaten der Union, wo auf Jahrzehnte hinaus die Rassenfeindschaft zwischen Schwarz und Weiß noch unzweifelhaft bestehen wird. Brasilien zählt auf 11 Millionen Einwohner nur 1,400000 Sklaven. In Santa-Catarina und Parana kommt auf zwölf Freie nur ein Sklave, in Rio-Grande-do-Sul, dem Hauptsitze der Deutschen, gar erst einer auf neunzehn Freie. In den deutschen Colonien gibt es selbstverständlich keine Sklaven. Die Zahl der in Brasilien, namentlich im Süden angesiedelten Deutschen wird jetzt auf 80000 angegeben.

Mit diesen wenigen Andeutungen wollen wir die zweite Auflage eines Werks anzeigen, das in ungemein praktischer und volksthümlicher Weise die Vortheile einer Auswanderung nach Brasilien darlegt und im Erzählerton den Auswanderungslustigen mit der Reise (via Hamburg), mit den nothwendigen Reiseutensilien und Vorräthen, mit den Regeln, die bei der Ankunft zu befolgen sind, und den Vorzügen der verschiedenen deutschen Colonien im Süden bekannt macht. Das Land, sein Klima, seine Producte, die verschiedenen bei der Colonisation angewandten Systeme, die politischen Verhältnisse werden eingehend geschildert und zum Theil mit Illustrationen erläutert, die allerdings nicht sämmtlich auf ästhetische Ausführung Anspruch machen können. Große Gewissenhaftigkeit charakterisirt vorzugsweise dieses Buch, das wir jedem, der einmal entschlossen ist nach Südbrasilien auszuwandern, als Führer angelegentlich empfehlen können.

Richard Andree.

Feuilleton.

Adalbert Stifter.

Die „Linzer Zeitung" bringt folgenden Aufruf:

Grabdenkmal für Adalbert Stifter.

In seinen Worten trägt der Dichter sein Leben von Geschlecht zu Geschlecht und bedarf des nur widerstrebend dem Meißel sich fügenden Steins nicht, daß er Zeugniß von ihm gebe. Gleichwol soll der Ort, wo ihn zuerst das Licht der Sonne traf, die stille Stätte, die seine Asche birgt, nicht unbezeichnet bleiben, damit eine spätere Zeit nicht sage, daß er einsam unter uns gewandelt und unerkannt von uns geschieden sei. In diesem Sinne hat es das unterzeichnete Comité unternommen, an dem Grabe Adalbert Stifter's auf dem Friedhofe von Linz ein Denkmal, seiner würdig, zu errichten, und wendet sich um Beiträge für dasselbe an die zahlreichen Verehrer des Dichters in allen deutschen Landen. Die Redaction dieses Blattes und die Danner'sche Buchhandlung (Th. Ewert) ist bereit, dieselben in Empfang zu nehmen.

Notizen.

Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein werthvolles wissenschaftliches Werk, auf W. Obermüller's

„Deutsch-keltisches Wörterbuch" (Leipzig, Denicke) richten. Die Sprachforschung, welche sich früher fast ausschließlich innerhalb der Sphäre des classischen Alterthums hielt, hat sich bekanntlich in neuerer Zeit auf die sogenannten Ursprachen geworfen, auf welchem Gebiete bereits höchst bemerkenswerthe Ergebnisse erzielt worden sind. Wie die paläologischen Forschungen der Naturwissenschaft eine ganz neue, solidere Unterlage gewährt haben, und wie das Studium der fossilen Thierreste einen Blick in die verschiedenen Schöpfungsperioden der Erde möglich macht, so liefert die Vergleichung der Ursprachen ein Bild von den ältesten Bewohnern der Erde weit über die geschichtlichen Zeiten hinaus. Die alten Fluß- und Bergnamen, welche keine neuere Sprache zu erklären vermag, sind gleichsam fossile Ueberreste aus einer längst geschwundenen Periode, aber sie zeigen, welche Völker einst im Herzen Europas hausten, vorausgesetzt, daß man den Schlüssel gefunden hat, um sie zu deuten. Dieser Schlüssel aber ist gefunden, wenn die Angaben Mone's in Karlsruhe und Obermüller's in Leipzig, sowie verschiedener anderer, welche diesen Sprachforschungen folgten, das Richtige treffen. Das vorliegende „Deutsch-keltische Wörterbuch" von Obermüller erklärt Tausende von Fluß- und Berg-, von Wälder-, Gau-, Dorf- und Städtenamen aus der celtischen, d. h. aus der Sprache derjenigen Völker, welche vor Ankunft der Deutschen und Römer Mitteleuropa bewohnt haben. Mag man nun auch dahingestellt sein lassen, wie viele der hier gegebenen Erklärungen anzufechten seien, so ist doch nicht zu leugnen, daß die meisten derselben so ungezwungen erscheinen, daß man dem Autor nur zustimmen kann. Auch hat das Werk bei irischen Gelehrten, deren Sprache eben die celtische ist, sowie bei Amerikanern, die wegen ihrer Versetzung mit irischen Elementen gleichfalls eine Art von Autorität in dieser Sache haben, vielfache Zustimmung gefunden. Was aus den Obermüller'schen Aufstellungen zunächst hervorgeht, ist die durch vielfache Worterklärungen unterstützte Behauptung, daß die Slawen in Osteuropa, sowie die Iren und Schotten in Westeuropa lediglich Ueberreste eines frühern europäischen Urvolks, der Celten nämlich, seien, wenn auch zum Theil mit Deutschen, Finnen und Hunnen, beziehentlich Tataren, stark vermischt. Ein anderes Resultat der auf die vordeutschen Sprachreste gerichteten Sprachforschungen ist ferner, daß die jetzigen deutschen Stämme am Rhein, an der Weser und obern Donau keineswegs ursprünglich rein deutsche seien, vielmehr mit finnischen und celtischen Elementen in demselben Grade vermischt sind, wie es die Sprache mit denen jener Völker ist. Grimm's sogenannte verlorene Wurzeln, d. h. die aus der deutschen Sprache nicht erklärbaren Worte sollen nach den Kennern der celtischen Sprache eben celtische, beziehentlich finnische sein.

Daß die in dieser Richtung angestellten Forschungen ihre Tragweite haben, leuchtet ein, und mag man auch dahingestellt sein lassen, wie sich in Zukunft die Sprachwissenschaft mit den hier angedeuteten Resultaten der celtischen Forschungen auseinandersetzen werde, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Menge von Thatsachen durch dieselben ans Licht gezogen sind, von denen man zuvor nicht eine Ahnung hatte.

Von der Ausgabe von „Shakspeare's Werken", welche **Nikolaus Delius** veranstaltet (Elberfeld, Friderichs), liegen die funfzehnte bis neunzehnte Lieferung vor. Mit der funfzehnten beginnen die englischen Königsdramen. Sehr interessant sind wie immer die Quellenangaben und die Vergleichungen mit ältern Stücken, aus denen theils hervorgeht, wie Shakspeare mit freierm Sinn und oft in genialer Weise von seinen Vorbildern abwich, theils aber auch, wie viel er denselben verdankt, bei weitem mehr als nach unsern Anschauungen sich mit der Selbständigkeit und Originalität eines Schriftstellers verträgt.

Der achte Band der historisch-kritischen Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften" (Stuttgart, Cotta) enthält die von **Hermann Oesterlen** herausgegebene „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs". Die Varianten sind hier nicht sehr zahlreich; die Textkritik hat nur die ersten Ausgaben berücksichtigt.

Bibliographie.

Beck, K., Still und bewegt. 2te Sammlung der Gedichte. Berlin, H. Schindler. 8. 1 Thlr.

Bernau, Die Abschaffung der Todesstrafe. Anmerkungen zu dem Entwurf eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund vom Juli 1869. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Bitter, A., Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen. (Neue Folge.) Zürich, Verlags-Magazin. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Böhlau, H., Replik zur „Competenz-Competenz?" Eine Streitschrift. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Brasch, M., Benedict v. Spinozas System der Philosophie nach der Ethik und den übrigen Traktaten desselben in genetischer Entwickelung dargestellt und mit einer Biographie Spinoza's versehen. Berlin, Wruck. Gr. 8. 24 Ngr.

Byr, R., Sphinx. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Danckelman, Freih. v., Ein Beitrag zur Lösung der Staatspapiergelderfrage im norddeutschen Bunde. Mit Rücksicht auf die Regulirung des Münzwesens und auf die Reform der Bankgesetzgebung in Norddeutschland. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Charakteristiken und Kritiken betreffend die wissenschaftlichen, religiösen und socialen Denkarten, Systeme, Projecte und Zustände der neuesten Zeit. Nebst positiven Erörterungen und Nachweisen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Epstein, T., Don Giovanni von Mozart. Eine Studie zur Oper auf Grundlage des da Ponte'schen Textes nebst einer verbesserten Uebersetzung des letztern. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Thlr.

Findel, J. G., Die Schule der Hierarchie und der Absolutismus in Preussen. Eine Vertheidigung des Freimaurer-Bundes wider die Angriffe der „höchstleuchtenden" grossen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Leipzig, Findel. Gr. 8. 9 Ngr.

Flammarion, C., Gott in der Natur. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von Emma Prinzessin Schönaich-Caroth. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fritze, E., Der stille Speculant. Criminal-Novelle. Halle, Hendel. Gr. 16. 25 Ngr.

Garibaldi, Die Herrschaft des Mönchs oder Rom im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Rechtmäßige und gesetzlich geschützte Original-Ausgabe in deutscher Sprache. Wien, Hartleben. 8. 3 Thlr.

Genée, R., Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Gerber, M., Erzgebirgische und voigtländische Volksklänge, Sagen und Geschichten. In zwanglosen Heften gesammelt und herausgegeben. 1stes und 2tes Heft. Aue. 8. à 2½ Ngr.

Grapengiesser, C., Kant's Lehre von Raum und Zeit; Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg. Jena, F. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Hanslick, E., Geschichte des Concertwesens in Wien. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Aus dem Concertsaal. Kritiken und Schilderungen aus den letzten 20 Jahren des Wiener Musiklebens nebst einem Anhang: Musikalische Reisebriefe aus England, Frankreich und der Schweiz. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Haus-Theater. Nr. 3: Gift. Lustspiel von R. Jonas. Leipzig, Thiele's Buchdruckerei. Gr. 8. 5 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Rußland und Oesterreich. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Ngr.

Henschke, Ulrike, Zur Frauen-Unterrichts-Frage in Preußen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, K., Distichen aus dem bayerischen Hochland. Passau, Waldbauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Jeß, T., Die Unionsfrage und die schleswig-holsteinische Landeskirche. Drei Aufsätze. Kiel, Schwers. Gr. 8. 18 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Was hat Herr Prof. Nippold in Heidelberg bewiesen? Eine Entgegnung auf dessen Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort." Zugleich eine Beleuchtung moderner Geistesrichtungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Kruse, H., Die Gräfin. Trauerspiel. 2te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Landgraff, T., Das Bundes- und Staatsbürgerrecht im norddeutschen Bunde. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Longfellow, H. W., Evangeline. Ein amerikanisches Idyll in 10 Gesängen. In deutscher Nachdichtung von P. Herlth. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 15 Ngr.

Maass, M., Die Religion des Judenthums und die politisch-socialen Principien unseres Jahrhunderts. Zur Kritik der Philippson'schen Resolution auf der 1sten israelitischen Synode zu Leipzig. Leipzig, Findel. Gr. 8. 15 Ngr.

Mädler, J. H. v., Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Der Piratenlieutenant. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Oncken, W., Die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen. Ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Staatsidee und zur Einführung in die Aristotelische Politik. 1ste Hälfte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Payn, J., Der verschwundene Sir Massingberd. Ein Roman aus dem wirklichen Leben. Aus dem Englischen nach der 3ten Aufl. des Originals übersetzt von Elise Mirus. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr.

Pressensé, E. v., Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Von dem Verfasser autorisirte und mit einem Vorwort versehene deutsche Ausgabe von E. Fabarius. 5ter Thl.: Die Geschichte des Dogmas. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlotheim, v., Vier Monate in Grusien. Hermannsburg. 1869. 8. 3 Ngr.

Trauttwein von Belle, E., William Pitt der Jüngere, Premier-Minister von England. Vortrag. Berlin, Landau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lao-tse Táo-tĕ-king.

Der Weg zur Tugend.

Aus dem Chinesischen
übersetzt und erklärt von

Reinhold von Plaenckner.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk des chinesischen Philosophen Lao-tse, eines Zeitgenossen des Confucius, bietet eine reiche Quelle tiefsinniger Anschauungen über religiöses und philosophisches Lehren und Leben; es nimmt in der chinesischen Literatur eine sehr hohe Stelle ein und ist auch in Europa schon vielfach zum Gegenstand specieller Forschungen gemacht worden. Die hier vorliegende erste vollständige deutsche Uebersetzung darf um so sicherer auf grosse Theilnahme rechnen, als der Herausgeber die vielfachen Irrthümer der französischen und englischen Uebersetzungen darin berichtigt, sowie durch ausführliche Erläuterungen zu jedem Kapitel das Werk dem Verständniss deutscher Leser möglichst nahe zu bringen gesucht hat.

Verlag von H. Pfeil in Reudnitz-Leipzig.

Satz — Druck — Papier. 7½ Sgr.
Literatur-Merkbüchlein. 10 Sgr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER,

1870, 6. Heft.

Philosophie: Gegenwärtige Philosophie in Deutschland, von Dr. *Dühring*.

Geschichte: Historische Literatur, von *J. J. Honegger*. — Edwin M. Stanton, von Dr. *R. Döhn*. — Nekrolog.

Literatur: Biographische und Briefliteratur, von *K. Allmüller*. — Nekrolog.

Physik: Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Physik, von Dr. *Klein*.

Astronomie: Die Spektralanalyse, von *Schellen*.

Botanik: Die Abstammung unserer Obstbäume, von *Koch*. — Victoria regia. — Saprolegnien als Fischtödter.

Mineralogie und Geologie: Die Basaltgesteine, von *H. Vogelsang*. — Tertiäre Limulus

Volkswirthschaft: Die Bestrebungen auf dem Gebiet der Armenpflege, von Dr. *Dühring*.

Handel und Verkehr: Die französische Kolonie in Saigon.

Industrie: Die Bierbrauerei, von *Noback*. — Nekrolog.

Landwirthschaft: Fleischproduktion und Konsum. — Guaraná. — Mandioca.

Kriegswesen: Festungsbau. — Neues Schiess- und Sprengpulver. — Offensiv-Torpedos. — Nekrolog.

Technologie: Die Farbstoffe, von *Schützenberger*.

Politische Uebersicht, von *v. Wydenbrugk*.

Illustrationen: Nebelflecke, Beilage zum Artikel „Spektralanalyse".

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT in Hildburghausen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ und gehört zu den verbreitetsten Blättern in Mitteldeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Außer dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich widmet sie namentlich den Angelegenheiten Mitteldeutschlands und speciell Sachsens eine besondere Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Mit dem 1. April beginnt ein **neues Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr **baldigst** bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der **Abonnementspreis** beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt. Der **Abonnementspreis** beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2½ Ngr.

Von 1870 an haben die Herren **Haasenstein & Vogler** in Leipzig, Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, Stuttgart, Wien, Basel, Zürich, Genf, St.-Gallen und Dresden den ausschließlichen Inseratenbetrieb für die Deutsche Allgemeine Zeitung übernommen und sind alle Inserate an eins dieser Etablissements zu senden.

In der **C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung A. Charisius** in Berlin erschien soeben:

Prof. **Fr. Nippold,**

Die Gleichnisse Jesu.

1870. 40 Seiten gr. 8. 6 Sgr.

Dieser wissenschaftlich-religiöse Vortrag wird von allen Zuhörern seit Monaten schon mit Spannung erwartet.

Desselben Verfassers:

Bischofsbrief vom Concil

ist in zweiter Auflage für 5 Sgr. käuflich.

Die Schrift des Prof. **Baumgarten:**

An Se. Majestät, Wilhelm den Ersten,

König von Preußen. Ein nothgedrungenes Wort zum Schutz des deutschen Protestanten-Vereins. 1870. 40 Seiten gr. 8. 6 Sgr.

ist jetzt in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 14. —— 1. April 1870.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Joseph Victor Scheffel.

1. Bergpsalmen. Dichtung von Joseph Victor Scheffel. Bilder von Anton von Werner. Stuttgart, Metzler. 1870. Imp.-4. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Gaudeamus. Lieder aus dem Engern und Weitern von Joseph Victor Scheffel. Mit 60 Holzschnitt-Illustrationen und einem Titelblatt in Farbendruck von Anton von Werner. Stuttgart, Metzler. 1869. Imp.-4. 5 Thlr. 20 Ngr. — Ausgabe ohne Illustrationen. Dritte Auflage. 8. 1 Thlr.
3. Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein von Joseph Victor Scheffel. Zehnte Auflage. Stuttgart, Metzler. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Frau Aventiure. Bilder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit von Joseph Victor Scheffel. Zweite Auflage. Stuttgart, Metzler. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In dieser Zeit eines auch für die Dichtkunst bedrohlichen Nivellements, in welcher nach einer und derselben Form hundert Gesichter geschnitten werden, im Gegensatz zu jener Form, von welcher Byron singt:

And broke the form in moulding Sheridan —

ist es erquicklich, Dichter zu treffen, die man als Specialitäten bezeichnen kann, mag auch dies stolze Vorrecht mit mancher kraus wunderlichen Eigenheit erkauft werden. Zu diesen Specialitäten gehört ohne Frage Joseph Victor Scheffel, von welchem gegenwärtig zwei neue Gedichtsammlungen vorliegen, während frühere in neuen Auflagen erschienen sind, die Erzählung „Der Trompeter von Säckingen" schon in der zehnten Auflage.

Es ist ein eigen Ding um unsere Literaturgeschichten, Anthologien, Sentenzensammlungen — um die Propaganda des literarischen Rufs in der Gegenwart. Die Poeten, welche durch gemeinsame Merkmale eine Gruppe bilden, haben stets den Vortritt vor denen, die etwas eigensinnig beiseitestehen und in keine Rubrik so recht passen wollen. Bei jenen „Schulen" und „Gruppen" wird auch eine Mittelmäßigkeit, die sich an den Rockzipfel irgendeiner Größe hängt, bequem mit hereingeschmuggelt, während man die Einzelnstehenden leicht vergißt. Und wie zäh sind die Rubriken unserer Literaturgeschichten! Wie erbten sie sich fort als eiserne Inventarstücke! „Das Junge Deutschland", „Die politische Lyrik", „Die österreichische Lyrik" — und einige ähnliche Gruppirungen sind stereotyp in den Darstellungen moderner Literatur! Wer einer solchen Gruppe einmal angehört, der ist unverlierbar für das Gedächtniß der Nachwelt. Doch was soll man mit den Poeten anfangen, die gleichsam auf eigene Faust dichten, welche nur dazu dienen können, die Fächer und Rubriken zu verwirren; „sonderbare Käuze", die man unter keiner Ueberschrift unterbringen kann. Nun, sie müssen draußen stehen vor der literarhistorischen Walhalla, bis ein Plätzchen für sie aufgefunden wird, durch einen „glücklichen Griff", der doch ein gemeinsames Etikette für sie und irgendwelchen Leidensgenossen findet.

Victor Scheffel gehört zu diesen Dichtern, die sich schwer rubriciren lassen. Er verleugnet außerdem in Stoffwahl und der ganzen Haltung eine gewisse landschaftliche Eigenthümlichkeit nicht, sodaß er in den Ländern des unmöglichen Südbundes weit bekannter ist als in Norddeutschland. Hierzu kommt, daß seinem Costüm der altdeutsch alterthümliche Aufputz, der sich selbst in einer knorrigen, oft vor lauter ursprünglicher Deutschheit schwerverständlichen Sprache zeigt, durchaus eigen ist, und daß ein Ueberwuchern mit krausen, holzschnittartigen Arabesken, mit mittelalterlichen Initialen und Majuskeln des Stils vielen seiner Gedichte eine etwas harte Schale gibt, welche aufzuknacken dem Zeitgeschmack nicht sonderlich bequem ist.

Der Kern der Scheffel'schen Gedichte aber ist ein

durchaus gesunder, und auch wo seine Dichtungen mittelalterliche Stoffe wählen, wie namentlich in der „Frau Aventiure“, unterscheiden sie sich dadurch vortheilhaft von dem süßlichen und verfälschten Mittelalter der „Amaranth“. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete: „Ekkehard“, muß als Romandichtung hier von unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben; doch die treue und krystallklare Spiegelung des mittelalterlichen nationalen Lebens, ohne die irrlichtelirende Romantik, mit welcher Achim von Arnim seinen nur bisweilen köstlichen naiven „Kronenwächter“ illustrirt hat, ohne die Tendenzsucht, welche aus altdeutschem Wesen und Geschehen Kapital für moderne politisch-religiöse Richtungen zu schlagen sucht, kann auch eine misgünstige Kritik diesen poetisch gefaßten Culturbildern nicht absprechen.

Wir sind allerdings der Ansicht, daß die Culturmalerei untergegangener Epochen keine Hauptaufgabe einer wahrhaft nationalen Poesie sein kann, daß sie stets nur zu den flores und amoenitates dichterischer Nebenstunden gehören sollte. Ein germanisches Museum ist ein höchst verdienstliches Asyl tüchtiger Forschung; aber ein germanisches Museum in Verse zu bringen keine Aufgabe für die moderne Poesie. Unsere wackern mittelalterlichen Dichter trugen auch keine gelehrten Brillen, um stoffhungrig im alten Moder zu wühlen; sie dichteten nur, wie's ihnen ums Herz war, und wählten nur Stoffe, die zu ihrem Sinnen und Trachten paßten. Die „Frau Aventiure“ der Neuzeit hat einen gänzlich veränderten Charakter; sie ist zu Hause in den Salons und auf dem Straßenpflaster von Paris wie am grünen Tisch von Baden-Baden, unter politischen Stegreifrittern und emancipirten Stegreifritterinnen; gelegentlich setzt sie als Einsatz eine Krone auf rouge oder noir; aber der Walddust, der Zauber des keusch Minniglichen, des ritterlich Edeln ist ihr fremd, wie uns wiederum die Abenteuerlust jener mittelalterlichen Huldin, deren Fahrten und Lieder uns wol eine Zeit lang angenehm beschäftigen mögen, doch immer nur als „Poesie aus zweiter Hand“.

Diese Bemerkungen treffen indeß nicht die zwei neuesten Sammlungen Scheffel's: „Die Bergpsalmen“ (Nr. 1) und das „Gaudeamus“ (Nr. 2), in denen nur die äußere Einkleidung etwas Alterthümliches hat, während dies Alterthümliche oft einem schalkhaften und barocken Humor zugute kommt. Bei den „Bergpsalmen“ freilich kann man nicht absehen, warum der Dichter eine solche Einkleidung gewählt hat. Der Inhalt derselben ist Naturpoesie, die sich in allen Zeiten der Menschengeschichte gleich bleibt, und selbst die etwas sagenhafte Naturbelebung ist freies Vorrecht der Dichtung und braucht zu ihrer Rechtfertigung nicht den Hintergrund einer sagenfrohen Zeit. Warum den holzschnittartigen Charakter auf diese Hymnen der Natur übertragen? Warum muß es ein Bischof zu Regensburg sein, ein frommer deutscher Mann, der aus Kaiserfehde und Fürstenstreit sich in die Einsamkeit der Alpen zurückzog? Aufrichtig gesagt, wir glauben nicht an den Natursinn und die Naturbegeisterung der mittelalterlichen Bischöfe; wenigstens sind uns keine Proben derselben überliefert. „Natura taceat in ecclesia“ — könnte man den bekannten Spruch ummodeln, der die Frauen zum Schweigen in der Kirche verdammt.

Die Naturgefühle dieses Bischofs werden uns nun in einer Folge poetischer Bilder: „Ausfahrt“, „Sturm“, „Nebel“, „Sonnenschein“, „Gletscherfahrt“, „Heimkehr“ vorgeführt, welche nicht nur durch alterthümliche Initialen geschmückt sind, sondern auch durch große Bilder von Anton von Werner, in denen der stimmungsvolle Ausdruck des Naturlebens durch sagenhafte Gestalten, Nebeljungfrauen auf schnaubenden Rossen, Schneejungfrauen in der Gletscherkluft u. s. f., wiedergegeben wird, wobei wir indeß doch vielfach an Lessing's „Laokoon“ und die Grenzen der Dichtkunst und Malerei erinnert werden. Der Dichter kann die Nebel als freischwebende flatternde Gestalten hinstellen; die empfangende Phantasie kommt ihm dabei zu Hülfe, indem sie in ihrem freien Aether dies Schwanken und Schweben, dies Uebergehen der Nebelgebilde in menschliche Erscheinungen, das Verschwimmen und Zurückverschwimmen, diese dissolving-views treulich nachzuschaffen vermag. Bei den festen Contouren des Zeichners droht indeß die Gefahr, daß wir das Naturbild selbst über seiner symbolischen Gestaltung vergessen. Wir werden z. B. kaum den Eindruck des Nebels erhalten, wenn wir diese Gestalten mit ihren Schleiern auf schnaubenden Rossen daherbrausen sehen. Gelungener sind die andern Bilder, meist sinnreich und schwunghaft in der Ausführung.

Die Dichtung selbst erscheint als das mittelalterliche Gegenbild gegen die modernen Heine'schen „Nordseebilder“. Beide sind in freien, beflügelten Rhythmen abgefaßt, in hymnenartigen, meist reimlosen Formen; aber die Heine'sche Feier des Meeres ist frisch aus dem Geiste der Neuzeit herausgedichtet, und wenngleich sie von sarkastisch zersetzenden Elementen nicht frei ist, so schlägt doch in ihnen der Puls des modernen Gedankens, und die großartigen Naturbilder erhalten eine Beleuchtung, die uns vertraut gemahnt. Der Grundton der Scheffel'schen „Bergpsalmen“ ist eine mittelalterliche Frömmigkeit, in die wir uns erst mit einer gewissen Gewaltsamkeit hineinversetzen müssen. Denn die Perspectiven unserer Zeit sind andere als die einer geistlichen Klause des Mittelalters, und ein philosophisch gebildeter Geist schöpft andere Nahrung aus großen Naturpanoramen und Naturerscheinungen als der Bischof von Regensburg, dessen kindliches Gemüth etwas treuherzig Ansprechendes, aber auch engherzig Beschränktes hat.

Gleichwol haben die Naturschilderungen als solche Schwung und einzelne große Züge, am meisten der Sturm, in welchem auch die Auffassung über das beschränkt Klausnerische hinaus in das altbiblisch Psalmenhafte übergeht:

> Sturm kam geschnoben
> Nächtig mit Toben,
> Mit sausendem Braus, mit Blasen und Rasen;
> Aufstöhnte der Wald
> In des Bergföhns Gewalt.
> Durch Fugen und Ritzen der Blockhausstämme
> Drang, spottend der sorglichen Moosverschließung,
> Schneidiger Hauch. Er scheuchte vom Schragen.
> Und ich hub mich hinaus vor die Pforte der Klause,
> Barhäuptig, flatternden Bartes,
> Und ich beugte ein Knie, demüthig erschauernd,
> Denn ich erkannte die Stimme des Herrn,
> Der auf Flügeln des Windes im Sternenschein

Gewaltig dahinfuhr.
Er aber sprach nun:
Lange hab' ich nicht Umschau gehalten,
Ließ wuchern und wachsen das Menschengewächs,
Wie die Sträucher des Waldes, nebeneinander
Gut und bös.
Nun gehn meine Wege in Wetter und Sturm,
Nun ist mein Wille, ein Zeichen zu geben,
Das die Spreu gemahnet, daß sie nur Spreu ist,
Das den faul und brüchig Gewordnen im Geist
Den Meister weist.
Und wie ich über den Bergwald jetzt brause,
Den Bäumen unhold,
Alte entwurzelnd, junge im Wipfel
Schüttelnd und knickend, daß sie erächzen,
Also ereile ich draußen die Lande,
Will ihre Städte und Märkte umpfeifen,
Um manch ein wohlumschuppt Gotteshausdach,
Trotz sorglich gepflegten Gebets und Gesangs
Und ewigen Lichts,
Soll sich ein Schindelgewirbel erheben,
Der Wohnsitze Grundfesten sollen erschüttern,
Daß der Zechtisch erdröhnt und hoch vom Gesims
Der Becher dem Zecher aufs Haupt stürzt.
Keine Ruh sei vergönnt zu nachtschlafender Zeit;
Wer immer begehrsam zur Liegerstatt schleicht,
Dem entschwanke, im Fußgestell zitternd, sein Bett
Und verleid' ihm die nächtigen Spiele.
Gewässer und Ströme will ich durchfurchen,
Daß die Schiffe von jäh sich aufkräusenden Wellen
Brandend zerworfen in Splitter zerschellen.
Heimsuchung komm' über Hütte und Haus!
Heimsuchung komm' über Burgen und Festen!
In Wolken lagernd erschau' ich der Wälle
Umerkerte Thürme, Trunkenen gleich,
Sich wiegen, sich beugen,
Und endlich mit dumpfem, sterbseufzendem Krach
Hinsinken in trockenen Graben.
Dicht hebt sich um die geborstenen dann
Wie aus jäh aufplatzendem Hexenschwamme
Erstickend Gewölk,
Von Trümmergestäub,
Von Mehl, das der Wurm im Gebälke ernagt,
Von morschendem Moder und Schwaden.
In die Lüfte zerstieben seh' ich den Qualm,
Seh' alles erbeben, zerbrechen und fallen,
Und gräme mich nicht!
Die Lande durchschütternd schwing' ich mich weiter,
Starkfröhlich und heiter,
Ich, der Herr!

Die alterthümlichen und seltsamen Wendungen, die auch hier nicht fehlen, wie: „immerbegehrsam", „Liegerstatt", „aufkräusend", geben bei häufiger Wiederholung zum Theil den andern Gedichten einen etwas manierirten Anstrich. Das gilt gleich von den ersten Versen der Ausfahrt:

> Landfahriges Herz, in Sturm geprüft,
> Im Weltkampf erhärtet, und oftmals doch
> Zerknittert von schämigem Kleinmuth.

Die Metrik ist natürlich auch die altdeutsche, Hebungen und Senkungen ohne Rücksicht auf Länge und Kürze; wir stolpern daher oft über unmögliche Daktylen, ähnlich dem Platen'schen „Holzklotzblock"; doch die Maßstäbe der modernen Metrik gelten nicht gegenüber der altdeutschen. Wir finden in der Wahl der letztern eine Reaction gegen den Fortschritt der Dichtkunst.

Besser als diese „Bergpsalmen", eine Naturpoesie auf Goldgrund, sagen uns die Lieder des Scheffel'schen „Gaudeamus" (Nr. 2) zu, von denen eine elegante Ausgabe mit Initialen, Holzschnitt-Illustrationen und einem Titelblatt in Farbendruck vorliegt und eine zweite, Octavausgabe für minder luxuriöse Leser. Der Grundton dieser Sammlung ist humoristisch; das Alterthümliche tritt hier nicht mit der Prätension selbständiger Geltung auf, sondern nur als eine Eigenthümlichkeit des humoristischen Barockstils. Originell und barock sind diese Lieder; sie gemahnen uns oft wie Heine'sche Gedichte in mittelalterlichem Mummenschanz. Der erste Abschnitt bringt naturwissenschaftliche Gedichte, in denen besonders die Gestalten der Urwelt, der Ichthyosaurus, der Tatzelwurm, das Megatherium, eine große Rolle spielen. Der Humor in diesen Gedichten gehört allerdings zu einer Sorte von zweifelhafter Berechtigung, zur Sorte des „gelehrten Humors", aber die Ausführung ist eine so derb volksthümliche und drastische, daß man die Entlegenheit der Stoffe darüber vergißt. Als Probe mag das Gedicht „Das Megatherium" dienen, mit der köstlichen Schlußpersiflage, welche gegen die beliebten Moralanhängsel mancher Gedichte gerichtet ist:

Das Megatherium.

Was hangt denn dort bewegungslos
Zum Knaul zusammgeballt
So riesenfaul und riesengroß
Im Urururwald?
Dreifach so wuchtig als ein Stier,
Dreifach so schwer und dumm —
Ein Kletterthier, ein Krallenthier:
Das Megatherium!

Träg glotzt es in die Welt hinein
Und gähnt als wie im Traum,
Und krallt die scharfen Krallen ein
Am Embahubabaum.
Die Früchte und das saftige Blatt
Verzehrt es und sagt: „Ai!"
Und wenn's ihn leergefressen hat,
Sagt's auch zuweilen: „Wai!"

Dann aber steigt es nicht herab,
Es kennt den kürzern Weg:
Gleich einem Kürbis fällt es ab
Und rührt sich nicht vom Fleck.
Mit rundem Eulenangesicht
Nickt's sanft und lächelt brav:
Denn nach gelungener Fütterung kommt
Als Hauptarbeit der Schlaf.

. . . O Mensch, dem solch ein Riesenthier
Nicht glaublich scheinen will,
Geh nach Madrid! dort zeigt man dir
Sein ganz Skelet fossil.
Doch bist du staunend ihm genaht,
Verliere nicht den Muth:
So ungeheure Faulheit that
Nur vor der Sündflut gut.

Du bist kein Megatherium,
Dein Geist kennt höhere Pflicht,
Drum schwänze kein Collegium
Und überfriß dich nicht.
Nütz' deine Zeit, sie gilt statt Gelds,
Sei fleißig bis zum Grab,
Und steckst du doch im faulen Pelz,
So fall' mit Vorsicht ab!

Das Guanogedicht und einige andere tragen sogar einen gewissen Cynismus zur Schau, der aber bei seiner Naivetät nicht verletzt.

Der zweite Abschnitt: „Culturgeschichtlich", wirkt komisch durch den Contrast zwischen der altersgrauen Färbung und dem modernen Inhalt. Gleich das erste Gedicht bringt uns den Monolog eines Pfahlmenschen; Pumpus von Perusia schildert in parodistisch erhabenen Trimetern den ersten Pumpversuch der Erde. Volksthümlich geworden ist das Gedicht: „Die Teutoburger Schlacht", welches mit den Strophen beginnt:

Als die Römer frech geworden,
Zogen sie nach Deutschlands Norden;
Vorne beim Trompetenschall
Ritt der Generalfeldmarschall,
Herr Quinctilius Varus.

Doch im Teutoburger Walde
Huh, wie pfiff der Wind so kalte;
Raben flogen durch die Luft
Und es war ein Moderduft
Wie von Blut und Leichen.

Plötzlich aus des Waldes Duster
Brachen krampfhaft die Cherusker;
Mit Gott für Fürst und Vaterland
Stürmten sie von Wuth entbrannt
Gegen die Legionen.

Weh! das ward ein großes Morden.
Sie erschlugen die Cohorten;
Nur die römische Reiterei
Rettete sich noch ins Frei',
Denn sie war zu Pferde.

Der Contrast zwischen verwittertem Uralterthum und allermodernsten Wirthshauszuständen ist mit erheiternder Prägnanz in folgendem Gedicht ausgeprägt:

Altassyrisch.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da trank ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da sprach der Wirth: „Halt' an!
Der trinkt von meinem Dattelsaft
Mehr als er zahlen kann."

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da bracht' der Kellner Schar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein
Dem Gast die Rechnung dar.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da sprach der Gast: „O weh!
Mein baares Geld ging alles drauf
Im Lamm zu Ninive!"

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da schlug die Uhr halb vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland
Den Fremden vor die Thür.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar was er verzehrt.

Freilich finden sich unter den Gedichten auch viele, in denen der Humor nicht recht in Fluß kommen will und die dadurch einen verzwickten und manierirten Charakter erhalten. Zu diesen Gedichten rechnen wir z. B. „Des Klosterkellermeisters Sommermorgenklaggesang", „Die Maulbronner Fuge", „Das große Faß zu Heidelberg", dessen buntscheckig gelehrter Anstrich allerdings dadurch entschuldigt wird, daß es für eine Philologenversammlung gedichtet wurde.

„Die Lieder vom Rodenstein", einem vertrunkenen Edelmann, der in Heidelberg ein Dorf nach dem andern vertrinkt, sind volksthümlich gehalten und athmen einen frischen, erquicklichen Humor. Köstlich ist die Wendung, welche die Wilde Jagd auf den unersättlichen Durst des Rodensteiners zurückführt:

Doch wem der letzte Schoppen fehlt,
Den duld't kein Erdreich nicht;
Drum tobt er jetzt, von Durst gequält,
Als Geist umher und spricht:
„'Raus da! 'Raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, daß Gott mir helf'!
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?"

Und alles, was im Odenwald
Sein'n Durst noch nicht gestillt,
Das folgt ihm bald, das schallt und knallt,
Das klafft und stampft und brüllt:
„'Raus da! 'Raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, daß Gott mir helf',
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?"

Von den spätern Gedichten heben wir noch den „Letzten Postillon" hervor, dessen elegische Haltung einen sympathischen Eindruck macht, und das Gedicht „Graziella" mit seinem italienischen Colorit und der witzigen Schlußpointe.

Die größern Gedichte in der Abtheilung: „Aus dem Weitern", haben uns bei weitem nicht so angesprochen. Die Naturpoesie in dem Gedicht: „Der Wasgenstein", hat eine gesuchte und zum Theil gelehrte altdeutsche Färbung. „Rippoldsau" und „Die Schweden in Rippoldsau" sind etwas weitschweifige Humoresken; „Der Grindwalfang an den Färöerinseln" zeigt ebenfalls einen wenig genießbaren Humor. Wenn Scheffel's Muse nicht ihren guten Tag hat, dann erstarrt eben ihre Eigenthümlichkeit zur Manier. Damit hängt die etwas salope Form der Gedichte zusammen, welche überhaupt allen Dichtern eigen ist, die nach altdeutschen Mustern dichten und, wie Wilhelm Jordan, principiell den Fortschritt verleugnen, der in der Ausbildung der neuen Metrik besteht.

Scheffel's poetische Erzählung: „Der Trompeter von Säckingen" (Nr. 3) ist bereits seit längerer Zeit dem deutschen Lesepublikum bekannt als eine frische Dichtung aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; und wenn auch die zahlreichen Auflagen, welche das Gedicht gefunden hat, nicht für seinen Werth sprechen, da sonst „Amaranth" von Redwitz den „Trompeter von Säckingen" um eine Halslänge schlagen würde, so ist es doch auch nicht der Antheil einer Partei oder gar einer Corporation von dem Einfluß des katholischen Klerus, welche den „Trompeter" gefördert hat, wie er der „Amaranth" zu einer großen Zahl von Auflagen verhalf. Der Ton des Scheffel'schen Gedichts ist ein durchaus gesunder und von der Manier seiner spätern Productionen freier; deutsche und italienische Genrebilder sind in ansprechendster Weise gezeichnet, und der treuliebende deutsche Trompeter, der zuletzt durch die Gnade des Papstes das deutsche Edelfräulein zur Frau erhält, ist eine durchaus volksthümliche Figur. Das Büchlein der Lieder enthält manches Anmuthige und Neckische,

namentlich die Lieder des weltbetrachtenden Katers Hiddigeigei, welcher überhaupt einen sehr amusanten Chorus zu manchem in dem Gedicht geschilderten Ereigniß bildet. Der Kater Hiddigeigei stammt zwar in directer Linie von dem Hoffmann'schen Kater Murr ab; dennoch hat er manchen originellen Zug in seinem Katzengesicht, und da er überdies ein lyrischer, nicht in romantischer Prosa zerflossener Kater ist, so muß man ihn schon als eine selbständige Figur gelten lassen. Köstlich ist z. B., wenn Fräulein Margaretha der Trompete ungefüge Greueltöne entlockt, daß das angorisch lange Fellhaar des Katers sich wie Igelstacheln aufsträubt, der Monolog dieses Katers mit seinen revolutionären Tendenzen gegen die Menschheit und seinen Betrachtungen über menschliche Katzenmusik:

Dulde, tapfres Katerherze,
Das so vieles schon erduldet,
Duld' auch dieser Jungfrau Blasen!
Wir, wir kennen die Gesetze,
Die dem alten Schöpfungsräthsel,
Die dem Schall zu Grunde liegen,
Und wir kennen ihn, den Zauber,
Der unsichtbar durch den Raum schwebt,
Der ungreifbar wie ein Schemen
In die Gänge des Gehörs dringt,
Und in Thier- wie Menschenherzen —
Liebe, Sehnsucht und Entzücken,
Raserei und Wahnsinn aufstürmt.
Und doch müssen wir erleben,
Daß, wenn unsre Katerliebe
Nächtlich süß in Tönen denkt,
Sie den Menschen Spott nur abringt,
Daß als Katzenmusica man
Unsre besten Werke brandmarkt;
Und doch müssen wir erleben,
Daß dieselben Menschenkinder
Solche Tön' ins Dasein rufen,
Wie ich eben sie vernahm.
Solche Töne, sind sie nicht ein
Strauß von Nessel, Stroh und Dornen,
Drin die Distel stechend prangt?
Und kann angesichts des Fräuleins,
Das dort die Trompete handhabt,
Noch ein Mensch, ohn' zu erröthen,
Die Musik der Katzen schelten?
Aber dulde, tapfres Herze!
Duld' — es werden Zeiten kommen,
Wo der Mensch, das weise Unthier,
Uns die Mittel richt'gen Ausdrucks
Des Gefühls entleihen wird;
Wo die ganze Welt im Ringen
Nach dem Höhepunkt der Bildung
Katzenmusikalisch wird.
Denn gerecht ist die Geschichte,
Jede Unbill sühnet sie.

Auch andere Monologe des Katers gehören zu den Cabinetstücken der Scheffel'schen Dichtung, die in ihrer Anspruchslosigkeit und Frische gewiß noch viele Leser erheitern wird.

Eine neue Ausgabe hat auch Scheffel's „Frau Aventiure" (Nr. 4) erlebt, eine mit wahrhaft poetischen Illustrationen ausgestattete. Scheffel's „Frau Aventiure" ist eine Wiedererweckung mittelalterlichen Minnegesangs mit mittelbarer oder unmittelbarer Benutzung von Gedichten, poetischen Wendungen, Thatsachen und Begebenheiten, die in die Zeit der Minnesänger fallen. Es ist keusche, unverfälschte Poesie des Mittelalters, der auch in dieser Wiedergeburt nichts Fremdartiges angekränkelt, welche durch keine modernen Züge entstellt ist. So hoch wir diesen jungfräulichen Reiz der Dichtung stellen, so müssen wir doch nach wie vor die Ansicht festhalten, daß die Erneuerung mittelalterlichen Minnegesangs nicht zu den Aufgaben unserer gegenwärtigen Dichtung gehört. Das Talent Scheffel's, das sich in der „Frau Aventiure" meist formenstrenger zeigt als in den andern Dichtungen, wird wegen seiner erquicklichen waldquellartigen Frische und seines originell-knorrigen Humors als eine Specialität im Kreise unserer neuen Poesie stets besondere Anziehungskraft auf die Leser ausüben.

Rudolf Gottschall.

Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert.

Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert. Von Bernhard Erdmannsdörffer. Berlin, G. Reimer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zu schreiben, wird zu den schönsten und lohnendsten Aufgaben gehören, deren Lösung die deutschen Geschichtschreiber der Zukunft versuchen können; aber erst dann wird dieselbe möglich sein, wenn die Einheit selbst als eine Thatsache vorhanden und wirklich vollendet, nicht mehr in dem scheinbar endlosen Stadium mühseligen und nur allzu oft gehemmten Wachsens und Werdens begriffen ist. Solange das nicht der Fall ist, muß eine Darstellung des Kämpfens und Ringens, in dem das deutsche Volk, seitdem es — freilich spät genug — den Werth dieses Gutes erkannt, sich um die Gewinnung der Einheit abgemüht hat, doch immer mehr oder weniger fragmentarisch bleiben und mehr dem politischen Bedürfniß des Augenblicks und den praktischen Forderungen der nationalen Arbeit als dem Triebe nach reiner Erkenntniß des historischen Entwickelungsgangs zu dienen bemüht sein. Auch liegen die Materialien, auf welche eine solche Darstellung sich gründen müßte, noch zum guten Theil ungenutzt, ja ungekannt in dem Staube unserer Archive, und manche davon werden erst auf einen glücklichen Zufall warten müssen, um an das Licht gezogen und ihrem wahren Werthe nach gewürdigt zu werden. Ueberall aber, wo bisher unbekannte Quellen für die Kenntniß dieser Richtung in dem Entwickelungsgange des deutschen Volks zugänglich gemacht worden sind, gewinnen wir eine neue Bestätigung der Ansicht, daß weit früher, als das Volk selbst sich des Unsegens der nationalen Zersplitterung bewußt wurde und sich von dem Drange nach festerer Einigung ergriffen fühlte, alle wahrhaft deutsch denkenden und scharfblickenden Männer des preußischen Staats in diesem die Pflicht und den Beruf erkannten, das deutsche Volk mit starker Hand zusammenzufassen und nöthigenfalls selbst gegen seinen Willen zur nationalen Einheit zu führen. Jedoch nicht die Einheit um ihrer selbst willen pflegt von diesen Männern erstrebt zu werden, und ohne der Bedeutung derselben Abbruch zu thun, wird man behaupten können,

Der zweite Abschnitt: „Culturgeschichtlich", wirkt komisch durch den Contrast zwischen der altersgrauen Färbung und dem modernen Inhalt. Gleich das erste Gedicht bringt uns den Monolog eines Pfahlmenschen; Pumpus von Perusia schildert in parodistisch erhabenen Trimetern den ersten Pumpversuch der Erde. Volksthümlich geworden ist das Gedicht: „Die Teutoburger Schlacht", welches mit den Strophen beginnt:

Als die Römer frech geworden,
Zogen sie nach Deutschlands Norden;
Vorne beim Trompetenschall
Ritt der Generalfeldmarschall,
Herr Quinctilius Varus.

Doch im Teutoburger Walde
Huh, wie pfiff der Wind so kalte;
Raben flogen durch die Luft
Und es war ein Moderduft
Wie von Blut und Leichen.

Plötzlich aus des Waldes Duster
Brachen krampfhaft die Cherusker;
Mit Gott für Fürst und Vaterland
Stürmten sie von Wuth entbrannt
Gegen die Legionen.

Weh! das ward ein großes Morden.
Sie erschlugen die Cohorten;
Nur die römische Reiterei
Rettete sich noch ins Frei',
Denn sie war zu Pferde.

Der Contrast zwischen verwittertem Uralterthum und allermodernsten Wirthshauszuständen ist mit erheiternder Prägnanz in folgendem Gedicht ausgeprägt:

Altassyrisch.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da trank ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da sprach der Wirth: „Halt' an!
Der trinkt von meinem Dattelsaft
Mehr als er zahlen kann."

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da bracht' der Kellner Schar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein
Dem Gast die Rechnung dar.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da sprach der Gast: „O weh!
Mein baares Geld ging alles drauf
Im Lamm zu Niniveh!"

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Da schlug die Uhr halb vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland
Den Fremden vor die Thür.

Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar was er verzehrt.

Freilich finden sich unter den Gedichten auch viele, in denen der Humor nicht recht in Fluß kommen will und die dadurch einen verzwickten und manierirten Charakter erhalten. Zu diesen Gedichten rechnen wir z. B. „Des Klosterkellermeisters Sommermorgenklaggesang", „Die Maulbronner Fuge", „Das große Faß zu Heidelberg", dessen buntscheckig gelehrter Anstrich allerdings dadurch entschuldigt wird, daß es für eine Philologenversammlung gedichtet wurde.

„Die Lieder vom Rodenstein", einem vertrunkenen Edelmann, der in Heidelberg ein Dorf nach dem andern vertrinkt, sind volksthümlich gehalten und athmen einen frischen, erquicklichen Humor. Köstlich ist die Wendung, welche die Wilde Jagd auf den unersättlichen Durst des Rodensteiners zurückführt:

Doch wem der letzte Schoppen fehlt,
Den duld't kein Erdreich nicht;
Drum tobt er jetzt, von Durst gequält,
Als Geist umher und spricht:
„'Raus da! 'Raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, daß Gott mir helf'!
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?"

Und alles, was im Odenwald
Sein'n Durst noch nicht gestillt,
Das folgt ihm bald, das schallt und knallt,
Das klafft und stampft und brüllt:
„'Raus da! 'Raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, daß Gott mir helf',
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?"

Von den spätern Gedichten heben wir noch den „Letzten Postillon" hervor, dessen elegische Haltung einen sympathischen Eindruck macht, und das Gedicht „Graziella" mit seinem italienischen Colorit und der witzigen Schlußpointe.

Die größern Gedichte in der Abtheilung: „Aus dem Weitern", haben uns bei weitem nicht so angesprochen. Die Naturpoesie in dem Gedicht: „Der Wasgenstein", hat eine gesuchte und zum Theil gelehrte altdeutsche Färbung. „Rippoldsau" und „Die Schweden in Rippoldsau" sind etwas weitschweifige Humoresken; „Der Grindwalfang an den Färöerinseln" zeigt ebenfalls einen wenig genießbaren Humor. Wenn Scheffel's Muse nicht ihren guten Tag hat, dann erstarrt eben ihre Eigenthümlichkeit zur Manier. Damit hängt die etwas salope Form der Gedichte zusammen, welche überhaupt allen Dichtern eigen ist, die nach altdeutschen Mustern dichten und, wie Wilhelm Jordan, principiell den Fortschritt verleugnen, der in der Ausbildung der neuen Metrik besteht.

Scheffel's poetische Erzählung: „Der Trompeter von Säckingen" (Nr. 3) ist bereits seit längerer Zeit dem deutschen Lesepublikum bekannt als eine frische Dichtung aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; und wenn auch die zahlreichen Auflagen, welche das Gedicht gefunden hat, nicht für seinen Werth sprechen, da sonst „Amaranth" von Redwitz den „Trompeter von Säckingen" um eine Halslänge schlagen würde, so ist es doch auch nicht der Antheil einer Partei oder gar einer Corporation von dem Einfluß des katholischen Klerus, welche den „Trompeter" gefördert hat, wie er der „Amaranth" zu einer großen Zahl von Auflagen verhalf. Der Ton des Scheffel'schen Gedichts ist ein durchaus gesunder und von der Manier seiner spätern Productionen freier; deutsche und italienische Genrebilder sind in ansprechendster Weise gezeichnet, und der treuliebende deutsche Trompeter, der zuletzt durch die Gnade des Papstes das deutsche Edelfräulein zur Frau erhält, ist eine durchaus volksthümliche Figur. Das Büchlein der Lieder enthält manches Anmuthige und Neckische,

namentlich die Lieder des weltbetrachtenden Katers Hiddigeigei, welcher überhaupt einen sehr amusanten Chorus zu manchem in dem Gedicht geschilderten Ereigniß bildet. Der Kater Hiddigeigei stammt zwar in directer Linie von dem Hoffmann'schen Kater Murr ab; dennoch hat er manchen originellen Zug in seinem Katzengesicht, und da er überdies ein lyrischer, nicht in romantischer Prosa zerflossener Kater ist, so muß man ihn schon als eine selbständige Figur gelten lassen. Köstlich ist z. B., wenn Fräulein Margaretha der Trompete ungefüge Greueltöne entlockt, daß das angorisch lange Fellhaar des Katers sich wie Igelstacheln aufsträubt, der Monolog dieses Katers mit seinen revolutionären Tendenzen gegen die Menschheit und seinen Betrachtungen über menschliche Katzenmusik:

Dulde, tapfres Katerherze,
Das so vieles schon erduldet,
Duld' auch dieser Jungfrau Blasen!
Wir, wir kennen die Gesetze,
Die dem alten Schöpfungsräthsel,
Die dem Schall zu Grunde liegen,
Und wir kennen ihn, den Zauber,
Der unsichtbar durch den Raum schwebt,
Der ungreifbar wie ein Schemen
In die Gänge des Gehörs dringt,
Und in Thier- wie Menschenherzen —
Liebe, Sehnsucht und Entzücken,
Raserei und Wahnsinn aufstürmt.
Und doch müssen wir erleben,
Daß, wenn unsre Katerliebe
Nächtlich süß in Tönen denkt,
Sie den Menschen Spott nur abringt,
Daß als Katzenmusica man
Unsre besten Werke brandmarkt;
Und doch müssen wir erleben,
Daß dieselben Menschenkinder
Solche Tön' ins Dasein rufen,
Wie ich eben sie vernahm.
Solche Töne, sind sie nicht ein
Strauß von Nessel, Stroh und Dornen,
Drin die Distel stechend prangt?
Und kann angesichts des Fräuleins,
Das dort die Trompete handhabt,
Noch ein Mensch, ohn' zu erröthen,
Die Musik der Katzen schelten?
Aber dulde, tapfres Herze!
Duld' — es werden Zeiten kommen,
Wo der Mensch, das weise Unthier,
Uns die Mittel richt'gen Ausdrucks
Des Gefühls entleihen wird;
Wo die ganze Welt im Ringen
Nach dem Höhepunkt der Bildung
Katzenmusikalisch wird.
Denn gerecht ist die Geschichte,
Jede Unbill sühnet sie.

Auch andere Monologe des Katers gehören zu den Cabinetstücken der Scheffel'schen Dichtung, die in ihrer Anspruchslosigkeit und Frische gewiß noch viele Leser erheitern wird.

Eine neue Ausgabe hat auch Scheffel's „Frau Aventiure" (Nr. 4) erlebt, eine mit wahrhaft poetischen Illustrationen ausgestattete. Scheffel's „Frau Aventiure" ist eine Wiedererweckung mittelalterlichen Minnegesangs mit mittelbarer oder unmittelbarer Benutzung von Gedichten, poetischen Wendungen, Thatsachen und Begebenheiten, die in die Zeit der Minnesänger fallen. Es ist keusche, unverfälschte Poesie des Mittelalters, der auch in dieser Wiedergeburt nichts Fremdartiges angekränkelt, welche durch keine modernen Züge entstellt ist. So hoch wir diesen jungfräulichen Reiz der Dichtung stellen, so müssen wir doch nach wie vor die Ansicht festhalten, daß die Erneuerung mittelalterlichen Minnegesangs nicht zu den Aufgaben unserer gegenwärtigen Dichtung gehört. Das Talent Scheffel's, das sich in der „Frau Aventiure" meist formenstrenger zeigt als in den andern Dichtungen, wird wegen seiner erquicklichen waldquellartigen Frische und seines originell-knorrigen Humors als eine Specialität im Kreise unserer neuen Poesie stets besondere Anziehungskraft auf die Leser ausüben.

Rudolf Gottschall.

Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert.

Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert. Von Bernhard Erdmannsdörffer. Berlin, G. Reimer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zu schreiben, wird zu den schönsten und lohnendsten Aufgaben gehören, deren Lösung die deutschen Geschichtschreiber der Zukunft versuchen können; aber erst dann wird dieselbe möglich sein, wenn die Einheit selbst als eine Thatsache vorhanden und wirklich vollendet, nicht mehr in dem scheinbar endlosen Stadium mühseligen und nur allzu oft gehemmten Wachsens und Werdens begriffen ist. Solange das nicht der Fall ist, muß eine Darstellung des Kämpfens und Ringens, in dem das deutsche Volk, seitdem es — freilich spät genug — den Werth dieses Gutes erkannt, sich um die Gewinnung der Einheit abgemüht hat, doch immer mehr oder weniger fragmentarisch bleiben und mehr dem politischen Bedürfniß des Augenblicks und den praktischen Forderungen der nationalen Arbeit als dem Triebe nach reiner Erkenntniß des historischen Entwickelungsgangs zu dienen bemüht sein. Auch liegen die Materialien, auf welche eine solche Darstellung sich gründen müßte, noch zum guten Theil ungenutzt, ja ungekannt in dem Staube unserer Archive, und manche davon werden erst auf einen glücklichen Zufall warten müssen, um an das Licht gezogen und ihrem wahren Werthe nach gewürdigt zu werden. Ueberall aber, wo bisher unbekannte Quellen für die Kenntniß dieser Richtung in dem Entwickelungsgange des deutschen Volks zugänglich gemacht worden sind, gewinnen wir eine neue Bestätigung der Ansicht, daß weit früher, als das Volk selbst sich des Unsegens der nationalen Zersplitterung bewußt wurde und sich von dem Drange nach festerer Einigung ergriffen fühlte, alle wahrhaft deutsch denkenden und scharfblickenden Männer des preußischen Staats in diesem die Pflicht und den Beruf erkannten, das deutsche Volk mit starker Hand zusammenzufassen und nöthigenfalls selbst gegen seinen Willen zur nationalen Einheit zu führen. Jedoch nicht die Einheit um ihrer selbst willen pflegt von diesen Männern erstrebt zu werden, und ohne der Bedeutung derselben Abbruch zu thun, wird man behaupten können,

daß der national-sittliche Werth, der namentlich seit den Befreiungskriegen von den Vorkämpfern der deutschen Einheit betont worden ist und den allmählich das Volk selbst mehr und mehr begreifen und würdigen lernte, von ihnen wol selten oder nie geahnt worden ist, sondern daß sie von keinen andern als rein politischen Gesichtspunkten ausgingen. Eine politische Nothwendigkeit aber war die festere Einigung des vielgespaltenen Deutschland für jeden preußischen Staatsmann, der es mit der Macht Preußens ehrlich meinte und die Zukunft desselben auf wirklich sichere Fundamente gründen wollte: die Pflicht der Selbsterhaltung gebot dem so schnell in die Höhe gekommenen preußischen Staate, die Einigung Deutschlands rastlos zu betreiben; denn er bedurfte derselben, um sich gegen die stete und unüberwindliche Feindschaft der habsburgischen Macht zu sichern. So sehen wir denn Preußen überall da, wo es sich seiner unausgleichbaren Gegensätze gegen Oesterreich klar bewußt wird, zugleich den deutschen Staaten gegenüber eine Einheitspolitik vertreten, geradeso wie in neuerer und neuester Zeit die wahren Vorkämpfer der nationalen Einigung Deutschlands die Trennung von Oesterreich und die Vernichtung des habsburgischen Einflusses in Deutschland auf ihre Fahne geschrieben hatten. Das Bedürfniß, gegen die Vergrößerungsgelüste des ländergierigen Joseph II. einen festen Rückhalt zu gewinnen, trieb den greisen Friedrich den Großen in die Bahnen der Einheitspolitik und führte ihn zu seiner letzten großen, epochemachenden politischen That, der Stiftung des deutschen Fürstenbundes, durch welche er Preußen zugleich die Bahnen seiner künftigen Politik vorzeichnete. Mit diesem letzten Werke des großen Königs pflegt man die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zu beginnen. Sollte es aber vorher ganz an solchen gefehlt haben? Sicher nicht, wenn es richtig ist, daß überall da, wo Preußen in bewußtem Gegensatze gegen Oesterreich handelt, Versuche zur Einigung Deutschlands gegen die habsburgische Macht sich als nothwendige und natürliche Folge ergeben. Es kann dieser Satz geradezu einen Fingerzeig geben, wo, auch in der Zeit vor Friedrich dem Großen, Einheitstendenzen in der brandenburgisch-preußischen Politik vermuthet werden können und an welcher Stelle der Forscher solchen nachgehen kann mit der ziemlich sichern Aussicht auf lohnenden Erfolg.

Daß diese politischen Gesichtspunkte lange vor der Gründung des deutschen Fürstenbundes bekannt waren, daß mehr als ein Jahrhundert vorher schon die preußische Politik von denselben bestimmt worden ist, das nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst der Monographie, in welcher uns Bernhard Erdmannsdörffer in dem Grafen Georg Friedrich von Waldeck einen Staatsmann dargestellt hat, der, bisher wenig beachtet, unter den preußischen Staatsmännern aller Zeiten einen Ehrenplatz einzunehmen verdient und in dem man für jene Zeit und unter jenen Verhältnissen gewissermaßen einen Vorläufer Bismarck's, wenn auch einen nicht eben vom Glück begünstigten, sehen möchte. Das Auftreten Waldeck's unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und die kühne, von einer entschiedenen Einheitstendenz beherrschte Politik, welche er trotz aller ihm entgegengestellten Hindernisse eine Reihe von Jahren durchzuführen die Kraft hatte, erscheinen freilich in der Geschichte des genialen Begründers des brandenburgisch-preußischen Staats wie eine ziemlich schnell vorübergehende Episode; im einzelnen aber ist dieselbe nicht blos für die Zeit des Großen Kurfürsten, sondern für die Richtung der preußischen Politik überhaupt und die Erkenntniß ihrer Aufgaben so außerordentlich lehrreich, daß schon dadurch die eingehende monographische Behandlung eines nur wenige Jahre umfassenden Zeitraums nicht blos gerechtfertigt, sondern im höchsten Grade dankenswerth erscheint und gerade in unsern Tagen auf die lebhafteste Theilnahme rechnen kann, um so mehr, als die höchst merkwürdigen Thatsachen, welche uns hier auf Grund umfangreicher archivalischer Forschungen dargestellt werden, auffallenderweise in völlige Vergessenheit gerathen und nirgends, auch da nicht, wo man den meisten Grund gehabt hätte sich ihrer zu erinnern, ihrer Bedeutung gemäß gewürdigt worden sind. Selbst Friedrich der Große, als er den Fürstenbund stiftete, hat keine Ahnung davon gehabt, daß schon unter dem Großen Kurfürsten die preußische Politik ganz gleiche Ziele mit ganz ähnlichen Mitteln verfolgt hatte:

> Zurückblickend auf die frühern Epochen der deutschen Geschichte fand der geschichtskundige König keinen Versuch reformatorischer Bundespolitik vor, mit welchem er seine eigenen Absichten in Vergleich stellen mochte, als das große protestantische Bündniß des 16. Jahrhunderts. In den weitern Erörterungen, welche hierauf folgten, wird dann gelegentlich auch die Union von 1608, das leipziger Bündniß von 1631 zum Vergleich herbeigezogen; nirgends aber begegnet, weder in den Aeußerungen des Königs, noch in den Staatsschriften Hertzberg's und anderer Diplomaten der Zeit, noch in der publicistischen Literatur, die sich an die Union von 1785 anschloß, die leiseste Spur davon, daß noch irgendeine Erinnerung sich erhalten hätte an die mit so großem Eifer betriebenen Plane, deren Entstehung und Verlauf uns bis hierher beschäftigt hat. Aufs vollständigste war das Andenken daran dem Gedächtniß der Menschen und dem historischen Bewußtsein des preußischen Staats entschwunden, daß schon 130 Jahre vor der Gründung des Fridericianischen Fürstenbundes, schon in den ersten Jahren jugendfrischen, zukunftssichern Emporstrebens der preußischen Monarchie ein Staatsmann des Großen Kurfürsten diesem Fürsten als die Aufgabe seines Staats das Werk hingestellt hat, welches dann der große Herrscher des 18. Jahrhunderts, mit mächtig erweiterten Mitteln, mit den gereiftern und geklärten Anschauungen seiner Zeit, als den Schlußstein seines gewaltigen Lebens sich vorzusetzen den Ehrgeiz hatte.

Dieser Staatsmann ist eben Graf Georg Friedrich von Waldeck. Seine Thätigkeit und Politik als Minister des Großen Kurfürsten wird uns von Erdmannsdörffer eingehend geschildert, zuweilen sogar vielleicht eingehender, als die Mehrzahl der Leser es liebt. Aber nicht eine Biographie des bedeutenden Mannes wird uns geboten; wenn auch die Schicksale desselben bis zu seinem Eintritt in brandenburgisch-preußische Dienste kurz berichtet werden, so vermißt man doch eine, wenn auch nur flüchtige Skizze über den Lebensgang Waldeck's seit seinem Ausscheiden aus dem Dienste des Großen Kurfürsten; die beiläufigen Andeutungen, welche sich hier und da finden, werden den wenigsten Lesern genügen, wie ja auch bei diesem plötzlichen Abbrechen ein abschließendes Urtheil über die gesammte Persönlichkeit des Grafen, den man nur als preußischen Staatsmann kennen lernt, unmöglich gemacht wird. Das ist ein recht empfindlicher Mangel, dem durch

ein Schlußwort von wenigen Seiten hätte abgeholfen werden können.

Graf Georg Friedrich von Waldeck, einem Geschlecht entsprossen, das unter den kleinen reichsfreien Dynasten des nordwestlichen Deutschland immer nur eine mittelmäßige Stellung eingenommen, war am 21. Januar 1620 geboren. Unter den Greueln des Dreißigjährigen Kriegs wuchs er auf und sah unter den Verwüstungen desselben den ohnehin schon geringen Wohlstand seines Hauses vollends zu Grunde gehen. Nach der Sitte der Zeit vollendete er seine Bildung durch eine Reise nach Paris; von der Fortsetzung derselben nach Italien durch den Tod seines Vaters abgehalten, sah er sich durch die tiefe Zerrüttung des Familienbesitzes genöthigt, mit seinen Brüdern in den Niederlanden Kriegsdienste zu nehmen, wo er sich im Kampfe gegen die Spanier auszeichnete. Nach einigen Jahren trat er, durch den Tod seines ältern Bruders zum Familienhaupt geworden, die Verwaltung der Grafschaft Waldeck an, wobei er inmitten der schwierigsten Verhältnisse Thatkraft und Geschick in seltenem Grade zu entfalten Gelegenheit fand. Doch gelang es ihm nicht, dem Elend, in das sein Haus und sein Land durch den entsetzlichen Krieg gerathen waren, erfolgreich abzuhelfen. In welcher Lage damals diese kleinen Dynasten waren und wie sie um eine kümmerliche Existenz geradezu ringen mußten, zeigt uns die Aeußerung, welche Waldeck's jüngerer Bruder einmal in einem Briefe thut:

> Wenn man menschlicher- und irdischerweise davon reden will, scheint gewißlich, die Zeit unsers Hauses Untergang sei vor der Thür. Zu allem Unglück kommen noch die schweren Processe, welche uns schon etliche Federn ausgerupft; sollte Pyrmont denen folgen, wären wir ganz capot. Die großen Schulden, die uns an allen Orten auf dem Halse liegen, werden unsern Fall nicht wenig befördern helfen; welcher verfluchte Krebs auch den Cuylenburgischen Staat schon dermaßen angefressen, daß er gleichsam schon in den letzten Zügen liegt. In summa, ich sehe nichts als Bettelei und splendidam miseriam.

So ist es leicht begreiflich, daß Georg Friedrich von Waldeck nicht anstand, eine mit solchem Elend behaftete fürstliche Stellung mit dem ihm angebotenen Dienst des Kurfürsten von Brandenburg zu vertauschen, da sich ihm mit derselben günstige Aussichten auf Macht und Einfluß sowie eine völlig gesicherte äußere Existenz öffneten. Es war im Januar 1651, als Waldeck durch ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten die Aufforderung erhielt, das Commando der kurfürstlichen Reiterei zu übernehmen. Eben damals sah Friedrich Wilhelm, der mit so bewundernswerth sicherm Blick und so starker Hand das fast zerschellte Schiff seines Staats aus den wilden Stürmen des Kriegs in einen schützenden Hafen gesteuert hatte, sich durch die Erneuerung der jülich-cleveschen Streitigkeiten mit ernstlichen Schwierigkeiten bedroht; gerade um diesen zu begegnen, berief er Waldeck in seine Dienste. Die Energie und das Organisationstalent, welche ihn auszeichneten, verschafften diesem bald einen viel weiter reichenden Einfluß; durch seine für den Kurfürsten politisch so wichtige Verbindung mit der oranischen Partei in den Niederlanden gewann Waldeck auch bald in der Leitung der auswärtigen Politik eine entscheidende Stimme. Wie sehr Waldeck sich bewährte, zeigt, daß er nach dem resultatlosen Ausgange des jülichschen Kriegs in brandenburgischen Diensten blieb und seinen anregenden und umgestaltenden Einfluß bald auf allen Gebieten des Staatslebens geltend zu machen begann. Höchst interessant und lehrreich ist die Schilderung, welche Erdmannsdörffer bei dieser Gelegenheit von dem Beamtenthum des Großen Kurfürsten entwirft. Kein Mensch dachte daran, dem Lande seine Dienste zu widmen, in dem er geboren; und wie so die Märker, da man eben nur Beamter wurde um sein Glück zu machen, in anderer Fürsten Dienste traten, so waren gerade die bedeutendsten unter den Dienern Friedrich Wilhelm's Ausländer; daraus erklärt sich, daß so selten ein Beamter wirklich ein Herz hatte für das Land und den Fürsten, denen er diente, daß sie nicht Anstand nahmen, in den Dienst der Gegner derselben zu treten, kurz, daß von einer strengen Moralität in diesen Kreisen noch nichts zu finden ist. Da jeder nur sein Glück im Auge hatte, so sah er jeden neuen Ankömmling als seinen persönlichen Nebenbuhler an und suchte demselben wie und wo er konnte Abbruch zu thun. So wurde denn auch Waldeck, je mehr er bei seinem Fürsten zu gelten anfing, um so leidenschaftlicher von all denen angefeindet, die sich durch ihn in ihren Stellungen und ihrer Zukunft bedroht wähnten. Das geschah um so mehr, als Waldeck mit einer Menge von Reformen hervortrat, durch welche der bisherige, bequeme und schlaffe Gang der Verwaltung zum größten Misvergnügen der davon betroffenen Beamten geändert werden sollte. Wenn es nun Waldeck auch glückte, seinen Hauptgegner Konrad von Burgsdorf aus dem Sattel zu heben, so konnte er des ihm sonst noch entgegentretenden Einflusses anderer Männer, wie Schwerin's, Blumenthal's und namentlich Sparr's, nicht Herr werden. So sah er denn seine Plane zu einer durchgreifenden Verwaltungsreform scheitern und mußte sich damit begnügen, wenigstens für eine kräftige Entwickelung des Militärwesens zu sorgen, das er in den Wirren jener Zeit als die wichtigste und unentbehrlichste Stütze Brandenburgs ansah.

Allmählich aber wurde Waldeck als brandenburgischer Minister der unumschränkte Leiter der auswärtigen Politik des Großen Kurfürsten, und zwar geschah das von dem Augenblick an, wo Brandenburg sich mit aller Energie von der habsburgischen und katholischen Partei lossagte. Waldeck's Ernennung zum Minister leitete ein völlig neues System ein: Opposition gegen Oesterreich und dessen der Reformation feindliche Tendenzen, Einigung der Evangelischen unter brandenburgischer Leitung und Begründung einer festgeschlossenen Union derselben — das sind die Gedanken, von denen dieselbe nun beherrscht wird. Im December 1653 entwickelte Waldeck seine Ideen dem Kurfürsten in einem ausführlichen Mémoire, das für ihn als einen Vorkämpfer der deutschen Einheit und als genialen Staatsmann das glänzendste Zeugniß ablegt. Nachdem er gezeigt, daß alle die sogenannten Einigungsmittel, die in der Kreisordnung, in Erbverbrüderungen u. s. w. vorhanden waren, ganz werth- und wirkungslos sind, und daß Brandenburg namentlich an den übrigen Kurfürsten keinen Rückhalt findet, schlägt Waldeck die Stiftung eines Bündnisses vor, zu welchem die vornehmsten Evangelischen, nämlich Kursachsen, Kurpfalz, Pommern, Bremen und

daß der national-sittliche Werth, der namentlich seit den Befreiungskriegen von den Vorkämpfern der deutschen Einheit betont worden ist und den allmählich das Volk selbst mehr und mehr begreifen und würdigen lernte, von ihnen wol selten oder nie geahnt worden ist, sondern daß sie von keinen andern als rein politischen Gesichtspunkten ausgingen. Eine politische Nothwendigkeit aber war die festere Einigung des vielgespaltenen Deutschland für jeden preußischen Staatsmann, der es mit der Macht Preußens ehrlich meinte und die Zukunft desselben auf wirklich sichere Fundamente gründen wollte: die Pflicht der Selbsterhaltung gebot dem so schnell in die Höhe gekommenen preußischen Staate, die Einigung Deutschlands rastlos zu betreiben; denn er bedurfte derselben, um sich gegen die stete und unüberwindliche Feindschaft der habsburgischen Macht zu sichern. So sehen wir denn Preußen überall da, wo es sich seiner unausgleichbaren Gegensätze gegen Oesterreich klar bewußt wird, zugleich den deutschen Staaten gegenüber eine Einheitspolitik vertreten, geradeso wie in neuerer und neuester Zeit die wahren Vorkämpfer der nationalen Einigung Deutschlands die Trennung von Oesterreich und die Vernichtung des habsburgischen Einflusses in Deutschland auf ihre Fahne geschrieben hatten. Das Bedürfniß, gegen die Vergrößerungsgelüste des ländergierigen Joseph II. einen festen Rückhalt zu gewinnen, trieb den greisen Friedrich den Großen in die Bahnen der Einheitspolitik und führte ihn zu seiner letzten großen, epochemachenden politischen That, der Stiftung des deutschen Fürstenbundes, durch welche er Preußen zugleich die Bahnen seiner künftigen Politik vorzeichnete. Mit diesem letzten Werke des großen Königs pflegt man die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zu beginnen. Sollte es aber vorher ganz an solchen gefehlt haben? Sicher nicht, wenn es richtig ist, daß überall da, wo Preußen in bewußtem Gegensatze gegen Oesterreich handelt, Versuche zur Einigung Deutschlands gegen die habsburgische Macht sich als nothwendige und natürliche Folge ergeben. Es kann dieser Satz geradezu einen Fingerzeig geben, wo, auch in der Zeit vor Friedrich dem Großen, Einheitstendenzen in der brandenburgisch-preußischen Politik vermuthet werden können und an welcher Stelle der Forscher solchen nachgehen kann mit der ziemlich sichern Aussicht auf lohnenden Erfolg.

Daß diese politischen Gesichtspunkte lange vor der Gründung des deutschen Fürstenbundes bekannt waren, daß mehr als ein Jahrhundert vorher schon die preußische Politik von denselben bestimmt worden ist, das nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst der Monographie, in welcher uns Bernhard Erdmannsdörffer in dem Grafen Georg Friedrich von Waldeck einen Staatsmann dargestellt hat, der, bisher wenig beachtet, unter den preußischen Staatsmännern aller Zeiten einen Ehrenplatz einzunehmen verdient und in dem man für jene Zeit und unter jenen Verhältnissen gewissermaßen einen Vorläufer Bismarck's, wenn auch einen nicht eben vom Glück begünstigten, sehen möchte. Das Auftreten Waldeck's unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und die kühne, von einer entschiedenen Einheitstendenz beherrschte Politik, welche er trotz aller ihm entgegengestellten Hindernisse eine Reihe von Jahren durchzuführen die Kraft hatte, erscheinen freilich in der Geschichte des genialen Begründers des brandenburgisch-preußischen Staats wie eine ziemlich schnell vorübergehende Episode; im einzelnen aber ist dieselbe nicht blos für die Zeit des Großen Kurfürsten, sondern für die Richtung der preußischen Politik überhaupt und die Erkenntniß ihrer Aufgaben so außerordentlich lehrreich, daß schon dadurch die eingehende monographische Behandlung eines nur wenige Jahre umfassenden Zeitraums nicht blos gerechtfertigt, sondern im höchsten Grade dankenswerth erscheint und gerade in unsern Tagen auf die lebhafteste Theilnahme rechnen kann, um so mehr, als die höchst merkwürdigen Thatsachen, welche uns hier auf Grund umfangreicher archivalischer Forschungen dargestellt werden, auffallenderweise in völlige Vergessenheit gerathen und nirgends, auch da nicht, wo man den meisten Grund gehabt hätte sich ihrer zu erinnern, ihrer Bedeutung gemäß gewürdigt worden sind. Selbst Friedrich der Große, als er den Fürstenbund stiftete, hat keine Ahnung davon gehabt, daß schon unter dem Großen Kurfürsten die preußische Politik ganz gleiche Ziele mit ganz ähnlichen Mitteln verfolgt hatte:

> Zurückblickend auf die frühern Epochen der deutschen Geschichte fand der geschichtskundige König keinen Versuch reformatorischer Bundespolitik vor, mit welchem er seine eigenen Absichten in Vergleich stellen mochte, als das große protestantische Bündniß des 16. Jahrhunderts. In den weitern Erörterungen, welche hierauf folgten, wird dann gelegentlich auch die Union von 1608, das leipziger Bündniß von 1631 zum Vergleich herbeigezogen; nirgends aber begegnet, weder in den Aeußerungen des Königs, noch in den Staatsschriften Hertzberg's und anderer Diplomaten der Zeit, noch in der publicistischen Literatur, die sich an die Union von 1785 anschloß, die leiseste Spur davon, daß noch irgendeine Erinnerung sich erhalten hätte an die mit so großem Eifer betriebenen Plane, deren Entstehung und Verlauf uns bis hierher beschäftigt hat. Aufs vollständigste war das Andenken daran dem Gedächtniß der Menschen und dem historischen Bewußtsein des preußischen Staats entschwunden, daß schon 130 Jahre vor der Gründung des Fridericianischen Fürstenbundes, schon in den ersten Jahren jugendfrischen, zukunftssichern Emporstrebens der preußischen Monarchie ein Staatsmann des Großen Kurfürsten diesem Fürsten als die Aufgabe seines Staats das Werk hingestellt hat, welches dann der große Herrscher des 18. Jahrhunderts, mit mächtig erweiterten Mitteln, mit den gereiften und geklärten Anschauungen seiner Zeit, als den Schlußstein seines gewaltigen Lebens sich vorzusetzen den Ehrgeiz hatte.

Dieser Staatsmann ist eben Graf Georg Friedrich von Waldeck. Seine Thätigkeit und Politik als Minister des Großen Kurfürsten wird uns von Erdmannsdörffer eingehend geschildert, zuweilen sogar vielleicht eingehender, als die Mehrzahl der Leser es liebt. Aber nicht eine Biographie des bedeutenden Mannes wird uns geboten; wenn auch die Schicksale desselben bis zu seinem Eintritt in brandenburgisch-preußische Dienste kurz berichtet werden, so vermißt man doch eine, wenn auch nur flüchtige Skizze über den Lebensgang Waldeck's seit seinem Ausscheiden aus dem Dienste des Großen Kurfürsten; die beiläufigen Andeutungen, welche sich hier und da finden, werden den wenigsten Lesern genügen, wie ja auch bei diesem plötzlichen Abbrechen ein abschließendes Urtheil über die gesammte Persönlichkeit des Grafen, den man nur als preußischen Staatsmann kennen lernt, unmöglich gemacht wird. Das ist ein recht empfindlicher Mangel, dem durch

ein Schlußwort von wenigen Seiten hätte abgeholfen werden können.

Graf Georg Friedrich von Waldeck, einem Geschlecht entsprossen, das unter den kleinen reichsfreien Dynasten des nordwestlichen Deutschland immer nur eine mittelmäßige Stellung eingenommen, war am 21. Januar 1620 geboren. Unter den Greueln des Dreißigjährigen Kriegs wuchs er auf und sah unter den Verwüstungen desselben den ohnehin schon geringen Wohlstand seines Hauses vollends zu Grunde gehen. Nach der Sitte der Zeit vollendete er seine Bildung durch eine Reise nach Paris; von der Fortsetzung derselben nach Italien durch den Tod seines Vaters abgehalten, sah er sich durch die tiefe Zerrüttung des Familienbesitzes genöthigt, mit seinen Brüdern in den Niederlanden Kriegsdienste zu nehmen, wo er sich im Kampfe gegen die Spanier auszeichnete. Nach einigen Jahren trat er, durch den Tod seines ältern Bruders zum Familienhaupt geworden, die Verwaltung der Grafschaft Waldeck an, wobei er inmitten der schwierigsten Verhältnisse Thatkraft und Geschick in seltenem Grade zu entfalten Gelegenheit fand. Doch gelang es ihm nicht, dem Elend, in das sein Haus und sein Land durch den entsetzlichen Krieg gerathen waren, erfolgreich abzuhelfen. In welcher Lage damals diese kleinen Dynasten waren und wie sie um eine kümmerliche Existenz geradezu ringen mußten, zeigt uns die Aeußerung, welche Waldeck's jüngerer Bruder einmal in einem Briefe thut:

> Wenn man menschlicher- und irdischerweise davon reden will, scheint gewißlich, die Zeit unsers Hauses Untergang sei vor der Thür. Zu allem Unglück kommen noch die schweren Processe, welche uns schon etliche Federn ausgerupft; sollte Pyrmont denen folgen, wären wir ganz capot. Die großen Schulden, die uns an allen Orten auf dem Halse liegen, werden unsern Fall nicht wenig befördern helfen; welcher verfluchte Krebs auch den Cuylenburgischen Staat schon dermaßen angefressen, daß er gleichsam schon in den letzten Zügen liegt. In summa, ich sehe nichts als Bettelei und splendidam miseriam.

So ist es leicht begreiflich, daß Georg Friedrich von Waldeck nicht anstand, eine mit solchem Elend behaftete fürstliche Stellung mit dem ihm angebotenen Dienst des Kurfürsten von Brandenburg zu vertauschen, da sich ihm mit derselben günstige Aussichten auf Macht und Einfluß sowie eine völlig gesicherte äußere Existenz öffneten. Es war im Januar 1651, als Waldeck durch ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten die Aufforderung erhielt, das Commando der kurfürstlichen Reiterei zu übernehmen. Eben damals sah Friedrich Wilhelm, der mit so bewundernswerth sicherm Blick und so starker Hand das fast zerschellte Schiff seines Staats aus den wilden Stürmen des Kriegs in einen schützenden Hafen gesteuert hatte, sich durch die Erneuerung der jülich-cleveschen Streitigkeiten mit ernstlichen Schwierigkeiten bedroht; gerade um diesen zu begegnen, berief er Waldeck in seine Dienste. Die Energie und das Organisationstalent, welche ihn auszeichneten, verschafften diesem bald einen viel weiter reichenden Einfluß; durch seine für den Kurfürsten politisch so wichtige Verbindung mit der oranischen Partei in den Niederlanden gewann Waldeck auch bald in der Leitung der auswärtigen Politik eine entscheidende Stimme. Wie sehr Waldeck sich bewährte, zeigt, daß er nach dem resultatlosen Ausgange des jülichschen Kriegs in brandenburgischen Diensten blieb und seinen anregenden und umgestaltenden Einfluß bald auf allen Gebieten des Staatslebens geltend zu machen begann. Höchst interessant und lehrreich ist die Schilderung, welche Erdmannsdörffer bei dieser Gelegenheit von dem Beamtenthum des Großen Kurfürsten entwirft. Kein Mensch dachte daran, dem Lande seine Dienste zu widmen, in dem er geboren; und wie so die Märker, da man eben nur Beamter wurde um sein Glück zu machen, in anderer Fürsten Dienste traten, so waren gerade die bedeutendsten unter den Dienern Friedrich Wilhelm's Ausländer; daraus erklärt sich, daß so selten ein Beamter wirklich ein Herz hatte für das Land und den Fürsten, denen er diente, daß sie nicht Anstand nahmen, in den Dienst der Gegner derselben zu treten, kurz, daß von einer strengen Moralität in diesen Kreisen noch nichts zu finden ist. Da jeder nur sein Glück im Auge hatte, so sah er jeden neuen Ankömmling als seinen persönlichen Nebenbuhler an und suchte demselben wie und wo er konnte Abbruch zu thun. So wurde denn auch Waldeck, je mehr er bei seinem Fürsten zu gelten anfing, um so leidenschaftlicher von all denen angefeindet, die sich durch ihn in ihren Stellungen und ihrer Zukunft bedroht wähnten. Das geschah um so mehr, als Waldeck mit einer Menge von Reformen hervortrat, durch welche der bisherige, bequeme und schlaffe Gang der Verwaltung zum größten Misvergnügen der davon betroffenen Beamten geändert werden sollte. Wenn es nun Waldeck auch glückte, seinen Hauptgegner Konrad von Burgsdorf aus dem Sattel zu heben, so konnte er des ihm sonst noch entgegentretenden Einflusses anderer Männer, wie Schwerin's, Blumenthal's und namentlich Sparr's, nicht Herr werden. So sah er denn seine Plane zu einer durchgreifenden Verwaltungsreform scheitern und mußte sich damit begnügen, wenigstens für eine kräftige Entwickelung des Militärwesens zu sorgen, das er in den Wirren jener Zeit als die wichtigste und unentbehrlichste Stütze Brandenburgs ansah.

Allmählich aber wurde Waldeck als brandenburgischer Minister der unumschränkte Leiter der auswärtigen Politik des Großen Kurfürsten, und zwar geschah das von dem Augenblick an, wo Brandenburg sich mit aller Energie von der habsburgischen und katholischen Partei lossagte. Waldeck's Ernennung zum Minister leitete ein völlig neues System ein: Opposition gegen Oesterreich und dessen der Reformation feindliche Tendenzen, Einigung der Evangelischen unter brandenburgischer Leitung und Begründung einer festgeschlossenen Union derselben — das sind die Gedanken, von denen dieselbe nun beherrscht wird. Im December 1653 entwickelte Waldeck seine Ideen dem Kurfürsten in einem ausführlichen Mémoire, das für ihn als einen Vorkämpfer der deutschen Einheit und als genialen Staatsmann das glänzendste Zeugniß ablegt. Nachdem er gezeigt, daß alle die sogenannten Einigungsmittel, die in der Kreisordnung, in Erbverbrüderungen u. s. w. vorhanden waren, ganz werth- und wirkungslos sind, und daß Brandenburg namentlich an den übrigen Kurfürsten keinen Rückhalt findet, schlägt Waldeck die Stiftung eines Bündnisses vor, zu welchem die vornehmsten Evangelischen, nämlich Kursachsen, Kurpfalz, Pommern, Bremen und

Verden (d. h. Schweden), Braunschweig, Magdeburg, Hessen und Mecklenburg eingeladen seien; dann werde der Kurfürst unzweifelhaft „für das Haupt der andern Bundesgenossen erkannt, erklärt und beständig gemacht werden". Weiterhin sollen dann Oldenburg, Ostfriesland, Lippe u. s. w. zugezogen werden, von den Städten in erster Linie Frankfurt, Hamburg und Lübeck; „wollten Nürnberg, Strasburg, Augsburg und Regensburg mit anstehen, so würde solches wegen des Rhein, der Donau und des Main, auch Trennung der Katholischen nicht undienlich sein". So kommt denn der Plan Waldeck's auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als mit Durchbrechung der unbrauchbaren Reichsverfassung ein von derselben völlig gelöstes, trotz derselben bestehendes Bündniß zu gründen, „welches unter der Führung Brandenburgs zunächst das gesammte Nord- und Mitteldeutschland umfassen, weiterhin aber auch über die protestantischen Gebiete des Südens sich ausdehnen und so eine geschlossene Partei von kirchlich und politisch gleichinteressirten Reichsständen darstellen sollte". Gab naturgemäß der Protestantismus den ersten Grundstock und Stamm dieser Verbindung ab, so sollte dieselbe doch nach den Absichten ihres Urhebers nicht eine ausschließlich protestantische bleiben, sondern im Gegentheil wurde der Zutritt der gleichgesinnten katholischen Reichsstände in Aussicht genommen. Nicht mehr der Schmalkaldische Bund oder die Union ist das Vorbild, sondern wir haben es hier mit einer ganz neuen, im wesentlichen auf rein politischen Grundlagen beruhenden Idee zu thun, die ihr Seitenstück erst mehr als ein Jahrhundert später in dem Fürstenbunde Friedrich's des Großen gefunden hat; aber auch zu den neuesten, endlich mit einem Erfolg gekrönten Unionsbestrebungen Preußens ergeben sich von selbst der lehrreichen Parallelen genug.

Wir müssen es uns versagen, den vielfach verschlungenen diplomatischen Verhandlungen ins einzelne zu folgen, durch welche Waldeck die Erreichung des ihm vorschwebenden Ziels erstrebte. Da geradeswegs auf dasselbe loszugehen sich als unthunlich erwies, so suchte er sich den Weg dazu durch Separatbündnisse mit den gleichgesinnten Reichsständen zu bahnen. Sein Blick blieb dabei immer in eine fernere Zukunft gerichtet, wie er denn der von Frankreich gewünschten Annäherung eine Zeit lang entschieden das Wort redete. Doch nur langsam kam man vorwärts. Die Conferenzen zu Goslar führten zu einer Defensivallianz mit Braunschweig; ein Bündniß mit Köln wurde zu Wetzlar und Arnsberg abgeschlossen. Gelang es nun noch, sich mit Frankreich zu einigen und dieses von der Unterstützung des alten Gegners Brandenburgs, des Pfalzgrafen von Neuburg, abzubringen, so hoffte Waldeck, daß man sich der so lange streitigen rheinischen Gebiete ohne Mühe werde bemächtigen können. Dann nahm Brandenburg am Rhein inmitten geistlicher Territorien und zersplitterter kleiner Grafschaften eine dominirende Stellung ein, und die Verbindung mit der zunehmenden Macht des jungen Wilhelm III. von Oranien in den Niederlanden schien den beiden verwandten Fürstenhäusern eine glänzende Zukunft und einen großartigen Machtaufschwung zu sichern. Worauf Waldeck's Gedanken hinausliefen, ließ er deutlich genug erkennen, wenn er dem Kurfürsten erklärte, durch die von ihm vorgezeichnete Politik werde derselbe das römische Reich „entweder in Flor und Aufnahme bringen oder ein groß Theil davon vor sich behalten". Wir sehen, die Annexionspolitik im großen Stile ist bereits im 17. Jahrhundert in Preußen vertreten worden. Natürlich mußten diese Plane auch auf die Gestalt der Reichsverfassung entscheidend einwirken. Die Habsburger durften nicht im Besitze des Kaiserthums bleiben; ein brandenburgisches protestantisches Kaiserthum erschien unmöglich: so dachte Waldeck denn in einem bairischen den Ausweg zu finden, indem dieses seine Hauptstütze in Brandenburg und dem von diesem geleiteten Bunde zu suchen genöthigt war. Das aber ist Zug für Zug die Politik, die Friedrich der Große im zweiten Schlesischen Kriege im Bunde mit Karl VII. und Frankreich verfolgte. Der Träger dieses bairischen Kaiserthums sollte jedoch nichts sein als das Organ des Regiments der Reichsstände, daher „die Dignität bei übler Administration wieder quittiren müssen", d. h. also abgesetzt werden können. Besonders hervorgehoben zu werden verdient es noch, daß Waldeck, obgleich alle seine Plane auf der Theilnahme Brandenburgs an dem großen französisch-spanischen Kriege und der dazu einzugehenden Verbindung mit Frankreich beruhten, dem letztern doch immer die scharfe Mahnung entgegenhält, daß es sich nicht den Anschein geben dürfe, sich in die deutschen Angelegenheiten einmischen zu wollen.

Gerade in dem Augenblick aber, wo mit der Ausführung dieser weitreichenden Entwürfe Ernst gemacht werden sollte, wurde die preußische Politik nach einer ganz andern Seite hingezogen. Mit dem Regierungsantritt Karl's X. Gustav von Schweden kam der nordische Krieg zwischen den alten Nebenbuhlern Schweden und Polen von neuem zum Ausbruch. Kurfürst Friedrich Wilhelm, als Herzog von Preußen polnischer Lehnsmann, konnte, wie sich bald genug zeigte, dieser Verwickelung nicht fremd bleiben; auch Waldeck's Scharfblick erkannte die ganze Wichtigkeit der Krisis, in welche mit der Wiederaufnahme des polnisch-schwedischen Streits die Verhältnisse des Nordens eintraten, und war entschlossen, die sich darbietenden Eventualitäten vollständig auszunutzen. Freilich waren damit die eben noch ganz im Vordergrund stehenden Unionsplane aufgeschoben, wenn Waldeck sie auch keinen Moment aus dem Auge verlor und auch im Norden zu ihrer Förderung zu wirken bemüht war. Gleich beim Ausbruch des nordischen Conflicts stellte der kühne Staatsmann die Souveränetät Preußens und die Lösung desselben von der polnischen Lehnshoheit als die Frage hin, um die es sich für die Politik des Kurfürsten hier zunächst handelte. Nur im Bunde mit Schweden ließ sich das nun gesteckte Ziel erreichen; zugleich aber sollte dabei für die deutschen Plane Kapital gemacht werden, insofern nämlich als Schweden und Brandenburg sich verbanden, um, das eine in Polen, das andere in Deutschland, sich zu „arrangiren". Die Unterhandlungen, welche zuerst auf einer Conferenz zu Stettin in dieser Richtung mit Schweden geführt wurden, stellten geradezu eine Theilung Polens als Weg zu dem von beiden Staaten zu erstrebenden Ziele in Aussicht. Ein Abschluß erfolgte nicht, denn Waldeck erkannte bald, daß Schweden nur seinen Vortheil im Auge habe und namentlich die Ostsee völlig in seine Gewalt zu bringen trachte. Brandenburg ging

seinen eigenen Weg; es verband sich mit den Ständen der polnischen Preußen und stellte eine Observationsarmee gegen die Schweden auf, an deren Spitze Waldeck seine militärische Laufbahn wieder aufnahm. Damit aber begann in der Politik des Kurfürsten ein unsicheres Schwanken, denn die Lage war so eigenthümlich verwickelt, daß über den schließlichen Ausgang jede Vermuthung unmöglich war. Waldeck war durch dieses Schwanken und Zögern tief verstimmt; schon begann der Einfluß seiner nie ganz machtlosen Gegner wieder zu steigen, namentlich sein alter Widersacher und persönlicher Feind, Sparr, gewann mehr und mehr Geltung bei dem Kurfürsten. Die Folge davon war der Abschluß des demüthigenden Königsberger Vertrags, in welchem der Kurfürst die Lehnshoheit Schwedens, das er eben noch hatte bekämpfen wollen, über Preußen anerkannte. Vergeblich sucht Waldeck, mit dieser Wendung im höchsten Grade unzufrieden, in der nächsten Zeit das, was im Norden mislang, durch die Aufnahme seiner deutschen Plane im Westen, am Rhein wieder zugewinnen: da tritt ein neuer Umschwung ein, indem durch den von Waldeck zu Stande gebrachten Marienburger Vertrag Brandenburg sich der schwedischen Eroberungs- und Theilungspolitik ganz anschließt und dafür einen großen Theil von Großpolen, Posen und Kalisch zu souveränem Besitz erhält. Die brandenburgischen Truppen fochten nun an der Seite der Schweden; in der Schlacht bei Warschau begründeten sie ihren militärischen Ruhm. Durch den Labiauer Vertrag wurde das Bündniß zwischen beiden Mächten erneut, wenn auch auf etwas beschränktern Grundlagen, indem für den Kurfürsten nicht mehr die Erwerbung eines Theils von Großpolen, sondern die Souveränetät in Preußen der Hauptgewinn wurde. Mit dem 1657 erfolgten Tode Kaiser Ferdinand's III. war nach der Meinung Waldeck's der Zeitpunkt gekommen, wo Brandenburg mit seiner antihabsburgischen Politik offen hervortreten und die früher dargelegten Plane auf Gründung eines nichthabsburgischen Kaiserthums mit aller Energie verfolgen mußte. Geschah das und gelang das Vorhaben, dessen Durchführbarkeit niemals so einleuchtend war als gerade in diesem Augenblick, so waren die deutschen Plane Waldeck's zugleich mit den schwedisch-brandenburgischen Neuerungen im Norden gesichert. In beiden Punkten scheiterten Waldeck's Bemühungen, indem sich Brandenburg noch einmal zum Bundesgenossen eines habsburgischen Kaisers machte; damit wurde die Allianz mit Schweden zerrissen und alle die auf dieselbe gegründeten Plane sanken in nichts zusammen. Nun war auch über Waldeck's Stellung entschieden: unzufrieden mit dem, was geschah, erbittert durch das völlig resultatlose Scheitern jahrelanger Bemühungen, gereizt durch die zunehmenden Anfeindungen seiner nun immer kühner auftretenden Gegner, verlangte und erhielt Waldeck im Mai 1658 seine Entlassung aus dem kurfürstlich brandenburgischen Dienst. Scheidend noch wiederholte er seine eindringliche Warnung vor der Hingabe an das Haus Oesterreich und einer abermaligen habsburgischen Kaiserwahl.

Und damit ging denn die merkwürdige Episode in der brandenburgisch-preußischen Politik zu Ende, deren Träger Graf Georg Friedrich von Waldeck gewesen und die um so bedeutender ist, je mehr in ihr der Zeit vorauseilende und die gesammte Aufgabe Preußens für die Zukunft Deutschlands erfassende Ideen enthalten sind. Die Ideen, welche Friedrich den Großen zur Zeit des zweiten Schlesischen Kriegs, der Theilung Polens und der Stiftung des deutschen Fürstenbundes erfüllten, ebenso wie die Principien, auf denen die Politik Preußens in der neuesten Zeit beruhte und von denen aus sie ihre letzten großen Erfolge gewonnen hat, sind zuerst durch den Grafen Waldeck vertreten worden: ein entschieden Bismarck'scher Zug, möchte man sagen, geht durch die Natur und die Politik desselben. So ist es denn ein in jeder Hinsicht dankenswerthes Werk, durch welches das ganz vergessene Andenken des genialen, ja revolutionär kampflustigen Staatsmannes wieder aufgefrischt ist, und das uns zugleich die wahrhaft nationalen Tendenzen in der preußischen Politik kennen gelehrt hat in einer Zeit, wo man dergleichen am wenigsten vermuthete.

Hans Prutz.

Vom Büchertisch.

1. Die Opfer mangelhafter Justiz. Galerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Länder. Von Karl Löffler. Dritter Band. Jena, Costenoble. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir beginnen diesmal die Revue unsers Büchertisches mit der Besprechung des dritten Bandes von Löffler's Unternehmen, da derselbe einen Fall enthält, dessen Entscheidung vor dem irdischen Richter verhängnißvoll ausgefallen ist. Das Haupt des Chirurgen Kühn aus Ohrdruf ist bereits durch die Guillotine gefallen, eines Mannes, den Löffler mit aller Energie beweiskräftiger Vertheidigung als unschuldig an dem bezichtigten Verbrechen des Mordes hinstellt. Nach Löffler's Beweisführung liegt ein Selbstmord vor und die Execution wäre als ein Justizmord zu bezeichnen. Die beiden andern Causes célèbres des dritten Bandes behandeln die Processe Fonk und Hamacher, und den schweizerischen Fall Indermauer. Während der Ausgang des erstern allgemein bekannt ist, dürfte die letztgenannte Probe schweizerischer Justiz kein sehr erfreuliches Bild von den juristischen Zuständen der glorreichen Republik geben.

2. Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval". Umgearbeitet und herausgegeben von Anton Vollert. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die Idee, welche dieser Auswahl aus der langen Reihe von Bänden des „Neuen Pitaval" zu Grunde liegt, nämlich dem reichen Material des Werks dasjenige zu entnehmen und in neuer, zeitgemäßer Bearbeitung darzubieten, was bleibenden geschichtlichen Werth hat oder das Interesse der heutigen Leser vorzugsweise zu fesseln geeignet ist, wird von dem Herausgeber mit Takt und Geschmack zur Ausführung gebracht. Auch die beiden

neu erschienenen Bände legen davon Zeugniß ab. Sie bringen in der That fast lauter Fälle von culturhistorischer Wichtigkeit, unter denen folgende hervorgehoben seien: im fünften Bande „Cagliostro", „Nickel List und seine Gesellen", „Die Goldprinzessin"; im sechsten Bande: „Karl Ludwig Sand", „Franz Schall", „Rudolf Kühnapfel" und „Jean Calas".

Den criminalhistorischen Werken lassen wir eine Reihe volkswirthschaftlicher und technologischer Novitäten folgen. Zunächst sei hier erwähnt:

3. Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. Von Heinrich Contzen. Leipzig, Wilfferodt. 1870. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser, Docent an der Forstlehranstalt zu Eisenach, hat sich bereits in seinem Fache vortheilhaft bekannt gemacht. „Ueber den Wald", über „Die Volkswirthschaft im Mittelalter" (letzteres Werk von uns besprochen) hat er Eingehendes und Tiefgedachtes geschrieben; so gibt er denn auch in vorliegender Schrift eine ethisch-anthropologische Darlegung, in der er den Menschen als den Mittelpunkt der gesammten nationalökonomischen Peripherie hinstellt. In der Einleitung die Methode und Stellung der Nationalökonomie im Kreise der verwandten Wissenschaften erörternd, gibt er von den Grundsätzen und der Aufgabe der Volkswirthschaftslehre in den folgenden Abschnitten anschaulichen Bericht; was er im dritten Abschnitt über das Mittelalter, den Prügeljungen der historischen Dilettanten, sagt, sind goldene Worte. Die Wichtigkeit der Nationalökonomie für die einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft wird am Schluß gebührend hervorgehoben. Die ganze Darlegung des Verfassers beruht auf gründlichen social-historischen Studien, die in gewandter überzeugender Rede dem Verständniß übermittelt werden.

4. Geschichte der Gesellschaft von Johann Joseph Roßbach. Dritter Theil: Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker. Erste Abtheilung. Würzburg, Stuber. 1869. 8. 1 Thlr.

Kurz vor dem Hingange des verdienstvollen Autors ist dieser Theil erschienen, dessen Vorgänger wir in Nr. 4 d. Bl. besprachen. Er behandelt die antiken Mittelklassen, den dritten Stand bei Griechen und Römern und, zu der modernen Zeit übergehend, den Tiers-Etat der romanischen Staaten und Völker, zunächst den von Italien, Frankreich und Portugal. In ruhiger, gehaltener Untersuchung gleitet die Feder des begabten Autors dahin, um uns an den Beispielen alter und neuer Völker den Fortschritt einer planmäßiger denkenden Zeit nachzuweisen. Besonders der Abschnitt über die italienischen Mittelklassen ist mit großer Sorgfalt und geschickter Materialverwerthung abgefaßt. Wir sehen der von dem Verleger angekündigten Fortsetzung des Werks, das der Verfasser selbst noch vollendet hat, mit Spannung entgegen.

5. Anfangsgründe der Volkswirthschaft von C. J. Kiehl. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Mehr in der Art eines Hand- und Lehrbuchs als in der darstellenden Art des Contzen'schen Buchs ist die vorliegende Arbeit gehalten. J. Stuart Mill ist der Feldherr, dessen Generalstabsplanen der Verfasser folgt; dabei wird Roscher, dem die größte Aufmerksamkeit gewidmet ist, häufig als Hülfsmacht zugezogen. Ungemein logisch und anschaulich, etwa wie in einem mathematischen Schulbuch, werden die wirthschaftlichen Sätze dargestellt: Beispiele in Menge fehlen nicht, wol aber ein Register, das die Uebersichtlichkeit sehr erleichtern würde. Wir können das durchweg praktische Buch allen Anfängern in der Volkswirthschaftslehre als den zweckmäßigsten Leitfaden empfehlen, den wir auf diesem Gebiet kennen lernten.

6. Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie und des Maschinenwesens. Von Hermann Grothe. Erste Sammlung. Berlin, Springer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von großem Interesse für die Genesis und Geschichte wichtiger moderner Industriezweige, werden diese Bilder und Studien nicht verfehlen, sich ihren theilnahmsvollen Leserkreis zu erwerben. Die Geschichte der Entwickelung der Industrie und des Maschinenwesens zieht in technologischen Genrebildern an uns vorüber. Besonders sind es die Erfindungen für das Spinnen und Weben, die den Hauptstoff des Verfassers bilden. Die Seide, die Baumwolle, Wolle, der Flachs werden in ihrem modernen Verhältniß zur Arbeit, Verarbeitung und Culturverbreitung historisch und populär erklärend dargestellt. Auch die Frauen, ihre Stellung und ihr Einfluß bei der Entwickelung der neuern Technik werden besprochen; an sie knüpft sich naturgemäß ein Artikel über das Nähen und die Nähmaschinen. Die letztern sind nach Grothe ein Reformmittel für die zahlreiche Klasse der Armen und Elenden: „sie gehören zu jenem Kreise von Mitteln des Fortschritts, welche die Arbeit verbessern und vermehren". Wer sich über den Segen des Maschinenwesens informiren will, der versäume nicht, vorliegende „Bilder und Studien" zu lesen, denen auch das übersichtliche Register, das wir bei Kiehl's Lehrbuch vermißten, wenigstens in Bezug auf die Namen der Erfinder, nicht fehlt.

Vom Gewerbe zur Kunst ist nicht allzu weit. Schließen wir also der Besprechung des technologischen Werks diejenige der kunsttechnischen und kunsttheoretischen Neuheiten an. Den Anfang mache:

7. Ueber den Verfall der Restauration alter Gemälde in Deutschland und Protest gegen das von Pettenkofer'sche Regenerationsverfahren von Karl Förster. München, Merhoff. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese vielberufene Broschüre hat bekanntlich das größte Aufsehen in weiten Kreisen erregt. Die Anwendung, welche von dem Regenerationsverfahren des münchener Professors Pettenkofer bei den Bildern der alten münchener Pinakothek gemacht wurde, hat dem renommirten Kunstkenner Förster eine entrüstete Abwehr in die Feder dictirt. Förster erklärt den chemischen Proceß, durch den der Firnis auf alten Gemälden aufgelöst werden kann, für höchst schädlich, da derselbe nicht allein den Firnis, sondern selbst die Lasuren, alles bis auf den Grund, in Auflösung bringe. Daß bei den Beweisen hierfür, die Förster nicht schuldig bleibt, manche unliebsamen Streiflichter auf die Verwaltung deutscher Museen fallen, ist begreiflich und dürfte für die Berliner, die sich in einem ähnlichen Falle über Hrn. von Olfers nicht beruhigen konnten, von doppeltem Interesse sein.

8. Schadow und seine Schule. Festrede gesprochen bei Enthüllung des Schadow-Denkmals am zweiten Tage der Semi-Säcularfeier der königl. Kunstakademie zu Düsseldorf, den 24. Juni 1869. Von Julius Hübner. Bonn, Cohen und Sohn. 1869. 8. 5 Ngr.

Die Festrede, die bei Enthüllung des Schadow-Denkmals in Düsseldorf gesprochen ward, liegt hier im Druck vor. Die Semi-Säcularfeier der Kunstakademie gab die Gelegenheit zu der warm gehaltenen Lebensskizze des Gefeierten, die sein berühmter Schüler entworfen. Als ein Beitrag zur Geschichte der düsseldorfer Akademie sollte sie nicht ohne Beachtung bleiben.

9. Flüchtige Blicke in Natur und Kunst. Ein Beitrag zum Kunstverständniß von Christian Friedrich Sonne. Dresden, Burdach. 1869. 8. 10 Ngr.

Ueber das Wesen der künstlerischen Schönheit verbreitet sich der Verfasser des Weitern. Feine Beobachtung der Natur und des Menschenlebens unterstützen ihn, eine scharfsinnige Untersuchung über den Unterschied der natürlichen Schönheit von der künstlerischen anzustellen, sehr Beherzigenswerthes über den historischen Stil zu sagen und die Darstellungsweisen in der Malerei einer eingehenden ästhetischen Kritik zu würdigen.

10. Kleine Bausteine. Aesthetische Abhandlungen von Otto Buchwald. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 22½ Ngr.

Dem berliner Kritiker und Novellisten Karl Frenzel sind vorstehende Aufsätze gewidmet. Sie haben Themen verschiedener Künste. Da handelt ein Artikel über die mediceische Venus, einer über die Figur des Geistes in Shakspeare's „Macbeth“ und „Hamlet“, ein dritter über Shelley und Hebbel, ein vierter über Platen und Aristophanes, und der letzte Aufsatz über die körperlichen Gebrechen auf der Bühne. Aber der Verfasser, der sonst ein beachtenswerthes Talent für ästhetische Architektur hat, baut zu viel mit antikem Material: er ist zu sehr in der Hochschätzung der Antike befangen, um sie da aus dem Spiele zu halten, wo ein Vergleich mit ihr ungehörig ist. Einseitig erscheint auch die Richtung auf die bildende Kunst als bildendste aller Künste, neben der den redenden Künsten nur ein kleiner Platz gebühre.

11. Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Bei weitem die Krone aller neu eingelaufenen Werke für unsern Büchertisch ist Jordan's Darlegung des epischen Grundgesetzes. Er war wie kein anderer dazu berufen, dem Geheimniß der rhapsodischen Kunst nachzuspüren, dessen Lösung er und wir praktisch in seinen Nibelungenumdichtungen längst gespürt haben. Von keiner Ueberschätzung, sondern der richtigen Würdigung der Antike ausgehend, verweilt der hochbegabte deutsche Rhapsode zunächst bei der Odyssee und zeigt an diesem glänzenden Beispiel die weise Oekonomie des hellenischen Dichters. Den Grundstock der Jordan'schen Untersuchungen bildet ein Vortrag über diesen Gegenstand, welchen er in der Pfingstwoche 1865 vor der Versammlung rheinischer Philologen in Frankfurt a. M. gehalten hat. Erweitert und näher ausgeführt, bietet uns die aus jenem Vortrage entstandene vorliegende Arbeit willkommenen Aufschluß über die Technik Homer's in der Odyssee. Die Bedingung der Objectivität, in der sich der Sänger zum Sprachrohr der Muse macht, ist für den Rhapsoden die erste. Alle diese Eröffnungen über das Wesen des Epos, wie sie hier uns vorliegen, sind dem Autor bei Gelegenheit seiner originellen Nibelungenrhapsodien in den Sinn gekommen. Er weist sehr treffend die mannichfachen Einwürfe der Gegner und der Ungläubigen seiner Theorien zurück. So S. 21 und 22, wo er von dem poetischen Wunderglauben, S. 25, wo er von dem Irrthum, auf allgemeine Gedanken ein Kunstwerk aufzubauen, handelt. Man lese die gedankenreiche Arbeit selbst, um sich von der Richtigkeit der Jordan'schen Erörterungen zu überzeugen. Eine markige Sprache, die sich auch in den übersetzten Stellen der Odyssee günstig bemerkbar macht, thut das Ihre, um dem interessanten Inhalt auch die entsprechende Form zu geben.

12. Geist des Schönen in Kunst und Leben. Praktische Aesthetik für die gebildete Frauenwelt von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Berlin, Nicolai. 1870. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eine Hauspostille des Geschmacks könnte man dies anmuthende Buch nennen, das sehr dazu angethan ist, dem Schönen auch in Kleidung, Schmuck und Zimmereinrichtung zahlreiche Verehrerinnen zuzuführen. Nur wiederholt sich die Verfasserin öfters, ein Fehler, der indeß bei dem Umfang des Buchs verzeihlich ist. Solche Bücher bleiben, zumal wenn sie so zart und feinfühlig wie das vorliegende geschrieben sind, eine willkommene Bereicherung für die ästhetische Literatur. Nur haben sie das Schicksal, entweder nicht mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, oder im andern Falle keine werkthätigen Folgen zu hinterlassen. Oder sollte die deutsche Damenwelt auch im Geschmack der französischen fernerhin nicht nachstehen wollen?

13. Die beste Ausstattung für junge Damen von J. Preis. Brieg, Bräuer. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die seltsame Form, die der Verfasser gewählt hat, seine Waare an den Mann zu bringen, nämlich eine halb dialogische, halb novellistische, hindert nicht, viel Wahres in diesem Buch zu finden. Ob freilich manche junge Dame, die sich eine ganz andere Ausstattung als die hier preisliche an Geist und Gemüth gewünscht hatte, mit den Ansichten des Verfassers unbedingt einverstanden sein dürfte, das ist eine andere Frage. Jedenfalls enthält das besprochene Werk des Erreichenswerthen und Preiswürdigen vieles, was, wie wir aufrichtig wünschen, nicht ungelesen bleiben sollte.

14. Vom Schönen und vom Schmuck. Ein Angebinde für Freunde und Freundinnen des Schönen zu tieferm Verständniß und rechter Uebung desselben von Friedrich Liebetrut. Eingeleitet durch Hoffmann. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Daß Hr. Liebetrut, obwol Hr. Generalsuperintendent Hoffmann in Berlin es ihm hier schwarz auf weiß gibt, durchaus nicht die Mittel besitzt, ästhetische Fragen zu erörtern, haben wir bereits im letzten Büchertisch

bei Gelegenheit seiner dort besprochenen Vorträge zu Protokoll gegeben. Wer so heillose Confusion über die Begriffe Christenthum, oder vielmehr Kirchenthum und Schönheit anrichtet, wer in einem geschmacklosen Predigtstil kunstbezügliche Probleme zu lösen glaubt, der kann unmöglich darauf Anspruch machen, gehört und gelesen zu werden. Daß wir durchaus kein Feind echt religiöser, ja selbst kirchlicher Gesinnung sind, wenn sie in geschmackvollem Gewande auftritt, haben wir oft in d. Bl. bewiesen; aber gebet dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist: die Aesthetik in Form der Kanzelrede ist dem deutschen Publikum neu und soll ihm auch, gelinde gesagt, neu bleiben!

15. A-B-C für Haus und Welt. Aus der Mappe eines alten Diplomaten. Von Gisbert Freiherrn Vincke. Münster, Brunn. 1870. 16. 15 Ngr.

Ein allerliebstes Büchelchen, voll körniger Lebensweisheit, ein kleines A-B-C prächtigen Humors und erstaunlicher Detailbeobachtung des Lebens. Es gemahnt uns, als ob ein moderner Jean Paul en miniature uns eine kleine Auswahl von Aperçus geschenkt hätte, die alle mit der Milch einer gesunden Denkart gesättigt sind.

16. Ueber den Begriff Tochtersprache. Ein Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen. Von Franz Scholle. Berlin, Weber. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser, der seine Arbeit „einen Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen" nennt, geht herzhaft auf sprachvergleichende Untersuchungen aus. Das einschlägige Material ist ausreichend benutzt, die Schrift durchweg mit größtem Ernst, Eifer und entsprechender Gelehrsamkeit verfaßt. Zweck des Autors war, die französische Sprache vor den ungerechten Verunglimpfungen zu retten, die man ihr theilweise aus falsch verstandenem Patriotismus hat angedeihen lassen. Diesen Zweck hat Scholle durch seine fleißige und sorgsame Arbeit hinlänglich erreicht.

17. Zur Reform der wiener Universität. Ein Votum erstattet in der Sitzung des Universitätsrathes am 29. December 1865, von Joseph Unger. Wien, Manz. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Daß sich die österreichischen Hochschulen gegenüber den deutschen in einer Sonderstellung befinden, ist bekannt. Unger deckt nun die Mißstände speciell der wiener Universität auf, die zunächst bei der Jubelfeier derselben zur Sprache kamen, den confessionellen Charakter der Hochschule und die schiefe Stellung der Doctorencollegien. Nur wenn letztere aus dem Verbande der Universität ausscheiden und der kirchliche Charakter derselben beseitigt wird, kann, so meint Unger mit Recht, die Universität eine gedeihliche Entwickelung haben.

18. Blicke eines Engländers in die kirchlichen und socialen Zustände Deutschlands von Thomas Carlyle. Uebersetzt von B. Freih. von Richthofen. Breslau, Max und Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Carlyle's „Moral phenomena of Germany" sind bereits 1845 in zweiter Auflage erschienen; dennoch dünchte es dem Uebersetzer nicht unzeitgemäß, die Uebertragung des sonderbaren Buchs in sein geliebtes Deutsch zu unternehmen. Und Hr. von Richthofen hat recht daran gethan, wenn auch in anderm Sinne, als er gewollt. Die religiöse Engherzigkeit des Briten, der nicht mit dem gleichnamigen berühmten Historiker Thomas Carlyle verwechselt werden darf, ist so eigenthümlich, so apart englisch, daß es sich schon der Mühe verlohnt, die Polemik des eifernden Mannes gegen die rationalistische Richtung der Zeit wieder aufzufrischen. Gott sei Dank, so finster und traurig in sittlicher Beziehung sieht es doch noch nicht in unserm Vaterlande aus, als es uns der hochkirchliche Mann glauben machen möchte, ja so hat es selbst in den bösen Jahren vor der Märzrevolution nicht ausgesehen!

19. Christliche Betrachtungen über Glauben und Pflicht. Nach dem Englischen des John James Tayler. Uebertragen von J. Bernhard. Nebst einer kurzen Biographie des Verfassers. Gotha, Thienemann. 1869. 8. 16 Ngr.

Das ist echt religiöser christlicher Geist, den diese Schrift athmet. Je mehr die Bestrebungen der englischen Theologie dahin gehen, neue Beweise für überwundene Lehrsätze zu erfinden, zu zeigen wie wenig sie dem Wissen und der Einsicht ihres Zeitalters einräumen können, und die Festung des Glaubens gegen jeden Angriff zu vertheidigen, selbst wenn unter den Angreifenden die göttliche Gestalt der Wahrheit erscheinen sollte, desto mehr ist die Tapferkeit Tayler's anzuerkennen, der, selbst gläubig, doch weit entfernt war dem Buchstabenglauben anzuhängen, den er bekämpfte. In diesem Sinne ist das Buch geschrieben, das den am 28. Mai 1869 heimgegangenen Theologen im besten Lichte zeigt. Die Uebersetzung, von einer Dame, verdient das Lob geschmackvollen und treffenden Ausdrucks.

20. Stoff oder Kraft? Oder: Das immaterielle Wesen der Natur. Ein naturphilosophischer Vortrag, gehalten in verschiedenen deutschen Vereinen zu Paris im März und April 1869 von G. H. G. Jahr. Leipzig, Literarisches Institut. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

„An alle Leser der Werke von L. Büchner, K. Vogt und J. Moleschott" ist die vorliegende Schrift gerichtet. Sie ist als eine der gründlichen und sachgemäßen Widerlegungen des Materialismus zu betrachten, die der Phraseologie desselben einen empfindlichen Stoß geben. Die vielen schwachen Punkte der materialistischen Lehre werden einzeln hergenommen und gründlich untersucht. Indessen gibt der Verfasser diesen Vortrag nur als Ouverture zu seiner demnächst erscheinenden Schrift: „Rationelle Gesundheitslehre für Jedermann." Immerhin aber ist derselbe als wichtiger Beitrag zu der Polemik gegen die Schule zu betrachten, die selbst die Polemik gegen die unüberwindlichen Mächte des Idealismus hervorgerufen hat.

21. Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen und Kinder. Wien, Wallishausser. 1870. 8. 2 Thlr.

Der Schwiegersohn der berühmten Tragödin, Dr. P. Schmidt in Hamburg, hat eine liebevolle Biographie der Geschiedenen in vorliegender Schrift versucht, der er eine

Menge Belege in gebundener und ungebundener Form für ihre Anerkennung unter den Zeitgenossen beifügte. Nirgends geht das Maß der biographischen Darstellung über die Grenze der Wahrheit hinaus, eine wohlangebrachte Pietät läßt den Schwiegersohn das häusliche Leben der Schröder aus bester Quelle in gemüthlicher Weise berichten, und die wohlgemeinte Zugabe der oft sehr schwachen Gelegenheitsgedichte zu Ehren der Künstlerin nehmen wir als Beitrag der Mitwelt zum Lorberkranze, der von der Nachwelt vergessen wird, gern mit in den Kauf. Was die künstlerische Stellung der großen Schauspielerin in der deutschen Theatergeschichte betrifft, so wird wol das Urtheil Eduard Devrient's und Laube's, deren Urtheile mehr untereinander stimmen, als Schmidt glaubt, auf lange Zeit hin das maßgebende bleiben.

22. Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. Berlin, Kastner. 1869. 16. 7½ Ngr.

Zur hundertjährigen Jubelfeier des getreuen Eckart der Deutschen erschien die vorstehende Schrift, eine der verdienstlichen biographischen Darstellungen des Volks- und Jugendschriftstellers Ferdinand Schmidt. Wenn ein gutes Wort eine gute Stätte findet, so kann dieses Büchlein getrost seine Wanderung ins Publikum antreten, es wird gastlich aufgenommen werden, denn es ist mit patriotischem Herzen und geschichtlichem Verständniß geschrieben. Die schwere Kunst der natürlichen Erzählung hat der Verfasser trefflich inne: besonders die Jugend, die sich gern an den Lebensbildern nationaler Denker und Kämpfer erwärmt, wird dies Lebensbild des Alten von den sieben Bergen freudig begrüßen.

23. Berühmte Liebespaare von F. von Hohenhausen. Mit 18 Porträts. Braunschweig, Westermann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus der Fülle der bekannten, vergessenen und entstellten Historie gibt uns dies Buch eine Sammlung von Aufsätzen in biographischer Form. Die Schilderung der Verhältnisse und Zeiten ist klar und lebendig, der Stil trefflich. Einzelne Einfälle und Gedankenblitze haben die feine Anmuth und den Glanz des französischen Geistes. Dennoch ist das Büchlein mit deutschem Herzen geschrieben, denn nirgends wird dem Genius eine Ausnahme im Punkte der Tugend zugestanden. Ja, in dem lieblichen Idyll von Sesenheim dünkt uns fast zu streng der Stab über unsern zwanzigjährigen Dichterjüngling gebrochen, weil er in seinem Herzen gewaltig viel Raum für Liebeslust und -Leid, aber nicht das bescheidenste Eckchen für einen Herd und eine Kinderstube bereit hatte.

Der große Lebenskünstler Goethe hat übrigens manche kaltsinnige Genossen, hauptsächlich im letzten Säculum der Liebespaare, die im ganzen drei Jahrhunderte umfassen. Während in jener unruhigen pariser Zeit und Welt, in welcher Romanticismus und Roccoco, Kloster und Salon so wunderlich ineinanderspielen, das Weib auf dem Throne der Liebe sitzt und der Mann sich vor demselben in den Staub wirft, tritt in spätern Zeiten fast das Gegentheil ein. Von dem gefeiertsten und gefürchtetsten Autor seiner Zeit, dem englischen Satiriker Dekan Swift, angefangen, sogar den Sänger der Liebesleidenschaft, Byron, dieses mal nicht ausgenommen, bis zu dem farblos-conventionellen Grafen Finkenstein herab verhalten sich die Männer hier in der Liebe mehr oder weniger passiv. Unter den fein gezeichneten Frauencharakteren heben wir vorzüglich den von Julie Récamier hervor. Die schönste und die genialste weibliche Berühmtheit des ersten Napoleonischen Frankreich wird in ihren Herzensbeziehungen zu deutschen und halbdeutschen fürstlichen und gelehrten Verehrern geschildert. Auch lassen wir gern das in unserer unruhigen Gegenwart schon halb verblaßte Bild einer Zeitgenossin auffrischen, die in dem seines Geistes sich rühmenden Berlin einst die Gerühmteste war: das Bild einer Rahel Levin.

24. Die sittliche Lebensanschauung des P. Ovidius Naso. Von A. Reichart. Potsdam, Gropius. 1867. 8. 10 Ngr.

Eine schon vor ein paar Jahren erschienene Studie, welche wir nachträglich, um ihrer Trefflichkeit willen, zur Anzeige bringen. Die zahlreichen Lebensbeschreibungen Ovid's, der bekanntlich zu allen Zeiten widersprechend beurtheilt wurde, haben entweder einseitig die äußern Umstände untersucht, oder nur die Urtheile alter und neuer zusammengestellt, oder zu ausschließlich die dichterische Eigenart berücksichtigt, und nur in wenigen findet man ein leider meist durch Vorurtheil entstelltes Charakterbild. Reichart unternimmt es nun, aus den Quellen selbst nachzuweisen, wie Ovid über sittliche Verhältnisse geurtheilt hat, und zugleich würdigt er die einzelne Kundgebung in ihrem Zusammenhang mit der sittlichen Entwickelung des Dichters. Nur auf diese Weise ist zu einem objectiven Urtheile über Ovid zu gelangen. Die Vorwürfe, welche ihm von neuern Dichtern und Aesthetikern gemacht wurden und namentlich von Schiller, sucht der Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung zurückzuweisen. So stellt sich Reichart's Studie als eine „Rettung" dar, welche der viel verkannte und geschmähte Dichter wegen seiner hohen Bedeutung sicher verdiente.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Julius Braun's „Gemälde der mohammedanischen Welt" spricht sich die „Saturday Review" vom 19. März nur insofern günstig aus, als sie zugibt, daß das Werk eine höchst angenehme Lektüre bilde. Der Recensent will sich zwar damit begnügen, die Bände als ein lebhaftes und reizendes Aperçu über einen anziehenden Gegenstand hinzunehmen, spricht ihnen aber die in das Fach einschlagende Gelehrsamkeit ab, weil dem Verfasser besonders die zu seinem Gegenstande nöthigen talmudistischen Kenntnisse fehlten.

Ueber „Pascal. Sein Leben und seine Kämpfe", von J. G. Dreydorff, heißt es: „Pascal's Charakter war fast so einzig in seiner Art wie sein Genius, und beide werden für die,

welche geistige Phänomene zu untersuchen lieben, lange ein Lieblingsthema bleiben. Dr. Dreydorff, Pastor der reformirten Kirche zu Leipzig, und augenscheinlich dem freisinnigsten Theile der deutschen Geistlichkeit angehörend, hat denn auch beide einer gründlichen Prüfung unterzogen. So weit es die Geschichte von Pascal's eigenen Seelenkämpfen betrifft, ist Dr. Dreydorff's Ton von seltener Leidenschaftslosigkeit. Er erörtert in einer kaltblütigen und kritischen Weise solche Fragen, wie: das Wesen von Pascal's erster dunkler Bekehrung zum Jansenismus und seines noch dunklern Rückfalls, den Zusammenhang der Philosophie des Montaigne mit dem letztern, seine Wiederbekehrung . . . u. s. w. Eine lebhaftere Theilnahme für das mystische Element in Pascal's Natur würde dem Verfasser keinen schlechten Dienst geleistet haben; man kann es übrigens einem Theologen von Fach nachsehen, daß er die wissenschaftliche Seite dieser Frage fast gänzlich unberücksichtigt gelassen hat. Im ganzen spiegelt sich in des Verfassers durchsichtigem Stil dessen gesunder Sinn und klares Urtheil trefflich ab. Der am wenigsten befriedigende Theil seines Werks ist der, welcher sich auf Pascal's Streit mit den Jesuiten bezieht. Die Schlußfolgerungen Dreydorff's sind wahrscheinlich an und für sich richtig genug; allein diese Kapitel lassen starke polemische Voreingenommenheiten durchblicken. Man merkt ihnen zu viel von der gegenwärtigen Aufregung des protestantischen Deutschland an. Müssen wir uns indessen auch sagen, daß Dr. Dreydorff's Gegenstand eine feinere Analyse als die seinige verlangt, so ist doch sein Werk von der ersten bis zur letzten Seite vom höchsten Interesse. Der allgemeine Eindruck, den es zurückläßt, ist, daß Pascal am Ende doch eher zu den Skeptikern, als zu den großen Heiligen gezählt werden müsse."

Wolfgang Menzel's „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre" wird in folgenden Worten beurtheilt: „Dies ist ein interessantes und unterhaltendes Buch — interessant durch den Gegenstand und die vielseitige, auf die Beleuchtung desselben verwendete Gelehrsamkeit und unterhaltend durch die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Verfassers. Menzel, der Philosoph, ist ganz derselbe wie Menzel, der Politiker — dasselbe seltsame Gemisch von Widersinnigkeit, Kampfeslust und gesundem Menschenverstand. Diese letztere Eigenschaft seines Geistes zeigt sich deutlich in seinen allgemeinen Schlüssen in Bezug auf die heidnischen Ideen über Unsterblichkeit. Seine eigenen Entdeckungen auf diesem Gebiete sind indessen kaum weder so neu noch so wichtig, als er zu wähnen scheint. Uebrigens ist sein Werk zu voll von wunderlichen Einfällen und unerheblichem Stoffe, um viel wissenschaftlichen Werth zu besitzen. Menzel muß immer jemand haben, den er haßt, und da es in den Zeitaltern, welche er behandelt, unglücklicherweise keine Franzosen gab, so fällt er über die Aegypter und Babylonier her, die er für die großen Verhunzer der alten Gottesgelahrtheit hält. Andererseits, meint er, wären die alten Deutschen «ebenso originell in der Welt des Gedankens, wie in der Welt der Handlung, und den bedeutendsten Völkern des Alterthums völlig ebenbürtig». Auf diese Entdeckung hin beansprucht der Verfasser Anerkennung seines hervorragenden Patriotismus, die man ihm auch wirklich nicht wohl vorenthalten kann. Sein Stil ist wie gewöhnlich gefeilt und faßlich."

Ueber Lemke's „Populäre Aesthetik" heißt es, es sei ein Buch, „wie es nur in Deutschland möglich ist. Mit der philosophischen Theorie des Schönen beginnend, verfolgt es dieselbe durch alle ihre denkbaren Anwendungen auf Farbe, Musik, Form, Literatur, ja selbst auf den Nationalcharakter und die Angelegenheiten des Lebens. Von einer strengen wissenschaftlichen Behandlung eines solchen Sammelsuriums von Gegenständen kann natürlich nicht die Rede sein; indessen erhält man mancherlei Belehrung in einem klaren und gefälligen Stil."

„Rudolf Gottschall's «Poetik»", heißt es dann, „die sich auf einen einzigen Zweig der ästhetischen Wissenschaft beschränkt, ist ein gründlicheres und wissenschaftlicheres Werk. Der Verfasser, der selbst ein Dichter von Auszeichnung ist, analysirt die Poesie ihrem Wesen nach und stellt sie im Gegensatz zu andern Kunstzweigen dar, steigt darauf zu den praktischen Gegenständen der Form und Versificirung hinab und beschreibt dann die verschiedenen Arten poetischer Composition. Dieser Theil ist durch zahlreiche, hauptsächlich aus den deutschen Dichtern gewählte Beispiele beleuchtet. Des Verfassers Kritik ist überall scharfsinnig und genial."

Ueber „Alfred de Musset. Eine Studie", von K. E. von Ujfalvy, sagt dasselbe Blatt: „Alfred de Musset's Ruhm steigt immer höher; er hat bereits Lamartine überstrahlt und bedroht nun die Herrschaft Victor Hugo's. Dieses Ergebniß wird, so weit deutsche Leser betheiligt sind, durch die Arbeit des Professor Ujfalvy noch befördert werden. Er hat seinem Lieblingsautor eine höchst gründliche und sorgfältige Abhandlung gewidmet und sie durch zahlreiche Auszüge, welche zum größern Theile die bestmögliche Rechtfertigung seiner Arbeit bilden, beleuchtet. Wir können zwar seinem Urtheil nicht immer beipflichten; aber wenn er irrt, so ist es augenscheinlich nicht aus blinder Parteilichkeit für seinen Autor, sondern weil er selbst bis zu einem gewissen Grade den esprit français angenommen hat."

Ueber Kleinpaul's „Poetik" u. s. w. sagt die „Saturday Review" ferner: „Der Verfasser hat eine so reizende Auswahl Volksballaden aus dem «Wunderhorn» und ähnlichen Quellen getroffen, daß man ihm die monströse Thorheit, deren er sich dadurch schuldig gemacht, daß er seine eigenen trivialen und einfältigen Paraphrasen, die er für Verbesserungen hält, gegenüber ihren wilden und kunstlosen Schönheiten gedruckt hat, verzeihen muß."

Ueber „Requiem" von Dranmor heißt es: „Es ist zwar mehr Rhetorik als Poesie in den «Requiem» betitelten metrischen Betrachtungen; die Rhetorik aber ist hehr und ernst, der Versbau stattlich, und das Ganze von tiefem Gefühl durchdrungen. Der Verfasser ist unzufrieden und höhnisch; seine Philosophie ist ein stoischer Pessimismus. Er scheint bedeutende Erfahrungen sowol in der Literatur als auch im Leben gehabt zu haben."

„Otto Roquette", lesen wir weiter, „ist als einer der besten unter den neuern deutschen Novellisten bekannt, und sein Ruf kann durch die vier lieblichen und künstlerischen «Novellen», die er kürzlich veröffentlicht hat, nur gewinnen. Es sind Liebesgeschichten, die man als erzählte Lustspiele bezeichnen kann, obgleich das tragische Element der unheilbaren Täuschung in den beiden ersten nicht fehlt. Sie endigen indessen alle glücklich und mit voller Befriedigung der sittlichen und künstlerischen Schicklichkeit. Die vierte ist vielleicht die frappanteste; weniger wegen irgendetwas besonders Bemerkenswerthem in der Handlung, als wegen der malerischen Inscenirung. Wir haben hier eine interessante Waise, einen absonderlichen Vormund, ein düsteres, altes, mit alterthümlichen Seltenheiten angefülltes Haus und einen unternehmenden jungen Liebhaber, der die Anordnung des Ganzen übernimmt."

Dagegen sagt das Blatt von Elise Polko's „Schönen Frauen", das Buch gehöre jener ungenügenden Gattung an, welche die Grenze zwischen der Biographie und der Dichtung bildet. „Der Inhalt gehört jener, die Form dieser an. Das Buch mag sich wol für das Boudoir eignen, ist aber ohne literarische Bedeutung."

Ueber die „Mechulle-Leut" heißt es: „Dr. Avé-Lallemant's Roman hat eine Tendenz, welche die Uneingeweihten kaum vermuthen würden. Der Verfasser wünscht nämlich das deutsche Polizeisystem zu verbessern, und dieses Ziel sucht er dadurch zu erreichen, daß er dessen Ohnmacht im Zusammentreffen mit allerlei Uebelthätern darstellt. Die Erzählung erlangt dadurch einen sehr melodramatischen Anstrich; die Ereignisse sind indessen wenigstens ebenso belebt wie verrufener Art, und wir begegnen zuweilen einer Feinheit der psychologischen Beobachtung, die man von einem solchen Manne wie der Verfasser kaum erwarten würde."

Schiller-Gespräche.

In Beziehung auf das in Nr. 8 d. Bl. enthaltene, die Ueberschrift: „Duplikate von Schiller-Gesprächen" tragende

Inserat bittet uns Bernhard Anemüller*) um Aufnahme folgender Antwort an Hrn. Dr. Boxberger in Erfurt:

Jene in die Biographie der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt von mir aufgenommenen Reminiscenzen „Ressouvenir de conversation avec Schiller" finden sich allerdings in den eigenhändigen Aufzeichnungen der Fürstin, und jedenfalls hat sie dieselben von Fräulein Chr. von Wurmb, später verheiratheten Frau Professor Abeken, erhalten, welche, wie uns sehr wohl bekannt, ihrer Stellung als Hofdame zufolge mit der Fürstin in stetem Verkehre stehen mußte. Die Fürstin hat die genannten Dicta ohne Jahreszahl und Datum, gewiß mit der Absicht, später dieselben mit Angabe der Quelle noch zu ergänzen, aufgeschrieben und in ihre reichen Sammlungen aufgenommen. Sie hat diese allerdings nicht als Erinnerungen aus ihren eigenen Unterhaltungen mit Schiller bezeichnet, was ich in der Biographie ausdrücklich hätte erwähnen sollen. Natürlich wären sie aus derselben ganz weggeblieben, wenn mir vor dem Drucke zeitig genug ihr Vorhandensein in dem „Leben Schiller's" von K. von Wolzogen zur Erinnerung gekommen wäre.

Die Frage über den Tag, an welchem das auf S. 117 erwähnte Gespräch stattgefunden habe, erledigt sich durch einen stehengebliebenen Druckfehler. In dem eigenhändig geschriebenen Tagebuche der Fürstin, wie in meinem Manuscripte steht in folgender Ordnung: „Januar 1800. Schiller sagte mir einst" u. s. w. (nicht „heute"). Der Tag ist nicht angegeben.

Indem ich Hrn. Dr. Boxberger für seine Mittheilung meinen besten Dank ausspreche, hoffe ich, er werde aus dem Obigen die Ueberzeugung gewinnen, daß von einem, auch noch so entfernt liegenden Verdachte, als habe man „fremde Federn" zum Schmucke herbeiholen wollen, nicht die Rede sein könne. Die geniale, geist- und gemüthvolle, wie fromme Fürstin bedurfte keines solchen Schmucks und würde schon bei Lebzeiten ihn als „Lüge" zurückgewiesen und verachtet haben. Gewiß aber wird Hr. Dr. Boxberger mir es nicht verargen, wenn ich aufrichtig bedauere, daß er den viel weitläufigern Umweg durch d. Bl. lieber eingeschlagen hat, als daß er die Güte gehabt hätte, durch eine freundliche Mittheilung auf brieflich kürzerm Wege von Erfurt nach Rudolstadt mich in den Stand zu setzen, für diejenigen, welche die von mir geschriebene Biographie lesen sollten, sofort eine Berichtigung in d. Bl. bekannt zu machen, was, da seine betreffende Anfrage erst jetzt mir von Bekannten zugesandt wird, leider nicht eher geschehen konnte.

Rudolstadt, 17. März 1870. Bernhard Anemüller.

Aelteste deutsche Literaturdenkmäler.

Wenn sich unsern Dichtungen aus der Glanzperiode des Mittelalters eine weitverbreitete Theilnahme zuwandte, so werden, was nicht minder erfreulich ist, doch auch die ältesten deutschen Literaturdenkmäler darüber nicht vergessen. Das zeigt uns äußerlich der Erfolg, welche die von Moritz Heyne gegründete Sammlung gefunden. Von Stamm's „Ulfilas", mit dem diese Bibliothek anhebt, erschien bereits im vorigen Jahre die vierte Auflage, besorgt von Heyne (Paderborn, Schöningh). Diese letzte Ausgabe ist deshalb besonders werthvoll, weil der Text nunmehr durchgängig auf den Lesungen Uppström's beruht, der viel zu früh für die Wissenschaft im Jahre 1868 aus dem Leben schied. Die dem Texte folgende Grammatik ist von Heyne nur wenig verändert worden, dagegen hat er das Wörterbuch erweitert, wie es nach Uppström's Forschungen geboten war. In der vorhergehenden Auflage war in der Einleitung mehr über das Leben des Ulfilas gesagt, während jetzt nur eine ganz kurz gefaßte Notiz gegeben ist, wie sie jeder literarische Grundriß enthält. Wir können diese Sparsamkeit nicht billigen in einer Ausgabe, die nach allen Seiten hin belehren will. Auch die Ausgabe des „Beowulf" von Heyne, welche den dritten Band dieser „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler" bildet, ist in einer neuen Auflage erschienen (1868). Der Text ist ebenfalls einer sorgfältigen Revision unterworfen worden. Die beträchtlich erweiterten Anmerkungen bringen außer dem Variantenapparate eine Anzahl werthvoller kritischer Bemerkungen, welche sich auch auf die Metrik erstrecken. Das Glossar hat manche Berücksichtigung erfahren. Bei dem gesteigerten wissenschaftlichen Interesse, welches neuerdings der „Heliand" gefunden, ist wohl anzunehmen, daß auch Heyne's treffliche Heliand-Ausgabe, der zweite Band jener Bibliothek, in nicht zu ferner Zeit in neuer Auflage vorliegen werde.

*) Nicht Anmüller, wie in Nr. 8 gedruckt ist.

Bibliographie.

Balbe. — Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von J. Balde. Uebertragen von J. Schrott und M. Schleich. München, Lindauer. 8. 24 Ngr.

Bhagavad-Gîtâ oder: das Lied der Gottheit. Aus dem Indischen übersetzt von R. Boxberger. Berlin, Hempel. Br. 8. 12½ Ngr.

Biedermann, D. Freih. v., Der Roman als Kunstwerk. Eine Skizze als Beitrag zur Aesthetik. Dresden, Schulbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

Biedermann, G., Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. Prag, Tempsky. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Die Wissenschaft des Geistes. 3te Aufl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 3 Thlr.

Braun, T. S., Eine gelungene Cur. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Das Erbe Toska's. Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ehmann, K. C. E., Süddeutsche Originalien, neue Folge, 1stes Heft. Reutlingen, Rupp. 8. 10 Ngr.

Erdmann-Chatrian, Madame Therese. Uebersetzung von dem Verfasser ermächtigt und durchgesehen. Straßburg, Noiriel. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Fels, A., Frau Johanna. Erzählung. Mit einem Vorwort von F. Gerstäcker. Schwerin, Hildebrand. 8. 1 Thlr.

Friedrich, F., Die verschwundene Depesche. Criminal-Erzählung. Berlin, Brigl. Br. 8. 25 Ngr.

Fronmüller, T., Paulus. Dramatisches Gedicht in dreißig Gesängen. Ducherow, Buchh. des Lehrerwaisenhauses. Gr. 16. 24 Ngr.

Fürst, J., Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage über Aufhebung der Todesstrafe. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Giehne, F., Wiener Glossen über laufende Politik. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Goebel, F. H., Die rheinländischen Erdbeben von 1869. Ihre Veranlassung, Wirkung und Ausdehnung. Nebst einer Abhandlung über: Erdbeben im Allgemeinen unter Berücksichtigung der verschiedenen darüber bestehenden Theorien. 1ste Lief. Wiesbaden. Gr. 8. 8 Ngr.

Hagemann, G., Elemente der Philosophie. 2te umgearbeitete und sehr vermehrte Aufl. 1ster und 3ter Bd. Münster, Russell. Gr. 8. à 18 Ngr.

Hektor, E., Die Tannengeister. Ein Silvestermärchen. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Hollander, F., Geist und Körper. Dresden, Bach. Gr. 8. 5 Ngr.

Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte. 2ter Jahrgang. 1868. Redigirt durch G. Meyer v. Knonau. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Knothe, H., Geschichte des sogenannten Eigenschen Kreises in der königl. sächs. Oberlausitz. Nebst Urkunden-Buch. Gekrönte Preisschrift. Dresden, Burdach. Gr. 8. 15 Ngr.

Koch, M., Deutsch-österreichische Declaration in der Verfassungsfrage und sociale Reform-Vorschläge. Brünn, Karafiat. Gr. 8. 6 Ngr.

Krüger, E., Musikalische Briefe aus der neuesten Zeit. Münster, Russell. 8. 15 Ngr.

Kühne, G., Christus auf der Wanderschaft. Eine Legende. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 7½ Ngr.

Kummer, P., Das Leben der Pflanze. Auf dem Grunde der gegenwärtigen Wissenschaft populär dargestellt. Zerbst, Luppe. Gr. 8. 12 Ngr.

Lange, O., Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Biographisches Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, Gärtner. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Deutsche Poetik. Formenlehre der deutschen Dichtkunst. Ein Leitfaden für Oberklassen höherer Bildungsanstalten. 3te, verbesserte Aufl. Berlin, Gärtner. Gr. 8. 15 Ngr.

Lao-tse táo-tĕ-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von R. v. Plaenckner. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Lense, A., Knospen. Religiöse Dichtungen. 1stes Heft. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Lüdt, R., Gedichte. 2te Aufl. Weimar, Kühn. 16. 5 Ngr.

Panslavismus im Gegensatz zum Allslaventhum und die politische Bedeutung der polnischen Bevölkerung ausserhalb der russischen Zwingherrschaft. Strasburg i. Pr., Köhler. 4 Ngr.

Pierson, W., Aus Russlands Vergangenheit. Kulturgeschichtliche Skizzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Br. 8. 1 Thlr.

Vivenot, A. Ritter v., Korssakoff und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich, 25. und 26. September 1799. Wien, Braumüller. Lex.-8. 8 Ngr.

Wagner, R., Atomgewichte der Elemente. Würzburg, Stahel. Imp.-Fol. 8 Ngr.

Wattenbach, W., Die Siebenbürger Sachsen. Ein Vortrag. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Worren, B. G., Baltische Briefe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Ngr.

Zuler L. A., Einige lyrische Gedichte. Polnischen Meistern nachgesungen. Leipzig, Kittler. 1869. 16. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 7. April 1870.

Eine Geschichte des italienischen Dramas.

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Vierter bis siebenter Band: Geschichte des italienischen Dramas. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1866—69. Gr. 8. 20 Thlr. 24 Ngr.

Das überaus fleißige Werk von J. L. Klein hat uns wieder einen großen zusammenhängenden Abschnitt aus der „Geschichte des Dramas" vorgeführt und zwar in der eingehendsten Darstellung. Der Abschluß der „Geschichte des italienischen Dramas" gibt uns eine willkommene Veranlassung, auf das Werk zurückzukommen. Zunächst schicken wir einige allgemeine Bemerkungen voraus.

Die äußere Maßlosigkeit des Unternehmens tritt immer augenfälliger hervor. Die „Geschichte des italienischen Dramas" hat einen Umfang von vier Bänden, von denen der erste 925 Seiten enthält. Durch diese Ausdehnung hört das Werk auf ein lesbares Nationalwerk zu sein und verwandelt sich immer mehr in eine gelehrte Fundgrube, deren Werth wir durchaus nicht verkennen wollen. Wird denn der üble Ruf deutscher Gelehrsamkeit, daß sie nicht Maß und Geschmack kennt und in ihren Darstellungen nicht die durch das Lesebedürfniß gebotene Schranke respectirt, trotz aller Fortschritte der Neuzeit aufrecht erhalten bleiben? Und wenn ein geistvoller dramatischer Dichter, der nicht entfernt zu den trockenen, nur todtes Material anhäufenden Gelehrten gehört, ein derartiges literaturgeschichtliches Werk verfaßt, darf man sich da über die unüberwindlichen Folianten wundern, welche die Fachgelehrsamkeit zu Tage fördert?

Was den Fleiß des Sammlers betrifft, so ist Klein's Werk in vieler Hinsicht als grundlegend zu betrachten. Gegenüber den Literaturgeschichten, welche die Urtheile ihrer Vorgänger abschreiben, sehen wir hier überall die Resultate selbständiger Forschung. Klein begnügt sich nicht mit den Mittheilungen und Urtheilen der italienischen Specialwerke über sein Thema; er sucht sich die einzelnen Dramen selbst zu verschaffen, um den Lesern ein Bild von ihnen zu geben und seine abweichende Meinung gegenüber den kritischen Autoritäten Italiens zu rechtfertigen.

So sehr wir indeß auch diesen Fleiß rühmen, so ist die Verwerthung desselben doch eine zu ausgiebige, der jede Beschränkung, jede Prägnanz fehlt. Wir achten noch höher den Fleiß eines Johannes von Müller, welcher tausend Werke excerpirt, um eine dreibändige Universalgeschichte abzufassen; während Klein vielfach seine Excerptenhefte selber, nur ausgeschmückt mit witzfunkelnden, oft barocken Arabesken, in das Werk aufnimmt. Das Unglück der deutschen wissenschaftlichen Literatur ist — das gelehrte Atelier. Wir wollen ja nicht die Arbeit selbst sehen, sondern die Resultate in geläuterter Form; wir wollen nicht zusammen schwitzen mit den Marmorarbeitern, nicht jeden ihrer Meißelschläge hören, nicht alle die abfallenden Splitter uns zeigen lassen, wir wollen das fertige Werk sehen.

Wodurch schwillt aber die Arbeit Klein's zu einem so unhandlichen Umfang an? Zunächst durch die Excurse. Wir wollen keineswegs ein Literaturwerk zu ästhetischer Bedeutungslosigkeit verdammen; wir billigen alle ästhetischen Excurse, welche das einzelne Drama durch Parallelen mit andern erläutern und aus seiner Kritik die ästhetische Quintessenz ziehen. Die Literaturgeschichte hat die Pflicht, der Aesthetik in die Hände zu arbeiten. Klein's kritischer Standpunkt, der stets auf den innern Gehalt geht, hat unsere vollständige Zustimmung, und die dramaturgischen Winke und Ausführungen, die an die Kritik der einzelnen Stücke geknüpft werden, sind fast immer treffend und werfen auf die ästhetischen Fragen ein erhellendes Licht.

Neben diesen ästhetischen Excursen findet sich aber eine große Zahl anderer, die mehr zu den humoristischen Extrablättern gehören und als geistige Exanthemen und Ueberwucherungen betrachtet werden müssen. Sie stören nicht nur die wissenschaftliche Haltung des Werks, sie würden auch in jedem andern Werk als ungehörige Plaudereien und witzhaschende Geschmacklosigkeiten erscheinen. Ein

Literarhistoriker darf ebenso wenig wie ein Dichter allen seinen Ideenassociationen Folge leisten — das führt zuletzt zu Brillantfeuerwerken des Esprit, die ins Blaue hinein verpuffen. Wir wollen nur aus dem ersten Bande des Werks eine Probe derartiger Excurse geben.

Bei der Gelegenheit, wo Klein von den Massaliotischen Rhapsoden spricht, führt ihn seine Poesie im Flug aus dem alten Gallien in das neue, und wir erhalten einen langen Excurs über das second empire, der ganz im Victor Hugo'schen Stil geschrieben ist. Kaum werden die Tenzonen der Troubadours erwähnt, so wird uns der folgende Excurs über Richard Wagner und die Zukunftsmusik zutheil:

„Der Sängerkrieg auf der Wartburg" von Richard Wagner ist eine solche deutsche Tenzone, ein solches declamatorisches Sängerturnier (Torneyamen), worin gleichfalls die verschiedensten Ansichten über ein Thema erörtert und pro und contra verfochten werden, über das Thema nämlich: ob dieser Sängerkrieg zu den instrumentirten Controversen der rhetorischen Compositionsschulen, oder zu den wirklichen Wettgesängen unbestreitbarer Musik zu rechnen. Für musikalische Ohren der Gegenwart ist dieser Wettkampf längst zu Gunsten der erstern Ansicht entschieden. Die Klingsohre der Zukunft, deren Ohren mit der Entwickelung der Zukunftsmusik Schritt halten, hören zwar gleichfalls nur instrumentirte Controversen oder Streitreden aus den Tenzonen ihres Troubadours heraus, begrüßen aber dies eben als das Phänomenale, Zukunftsvolle, alle bisherige Opernmusik Todtschlagende, die von Mozart, Gluck, Beethoven, Weber und ähnlichen Bänkelsängern in erster Reihe; weil deren Musik so tief in Trivialität steckt, um von Melodien überzufließen, um die Volksseele in melodischen Harmonien auszusprechen, weil ihr von Melodien überfließender Mund, plebejischerweise, davon übergeht, weß das Volksherz voll ist. Nur diejenige Opernmusik sei für voll zu nehmen, die nichts wie opera ist ohne Musik, nichts wie raffinirte Combination bizarrer Klangwirkungen, die ein Werk des mit dem Sitzfleisch arbeitenden Generalbasses ist, ein Werk des mit diesem ausschließlich scharwerkenden Genie, wie der prunkende Pfauenschweiffächer auch ein solches Werk ist. Die innerlich declamatorisch, äußerlich decorativisch prunkende Opernmusik, mit allen möglichen Instrumentations-Reizungen wirkend — für blasirte Ohren das, was das bewußte Ruthenbündel für den Rücken entnervter Sünder —, eine solche Opernmusik mit einem von schöngeistigem Lyrismus prickelnden Text aus den Hofritterromanen der Sagen-Hofkreise: das ist die vornehme, die einzig hoffähige, die Fürsten-Salonoper par excellence, die Oper der Hofhörigkeit, und deshalb auch die Reclamenoper des Virtuosen-Hoflakaienthums. Kurz, die auf Noten gesetzte Controverse, diese allein ist die wahre mit der Musik der Vergangenheit brechende Musik, deren Zukunftsmission dahin geht: den Sängerkrieg in einen Krieg gegen die Sänger, die Opernmusik überhaupt in einen Vernichtungskrieg gegen die Musik umzusetzen.

Bei der Schilderung der Grazie in den Lustspielen des Ariosto spricht Klein von den zweierlei Grazien, den hehren, die mit den ewigen Göttern Eines Ursprungs und Geblütes sind, und den pandemisch-gemeinen Grazien. Nach längerer Schilderung der letztern geht der Excurs auf Goethe und Heine über:

Sogar ein Kunstmeister von echter Grazienweihe, ein Dichterfürst wie unser großer Goethe, war zuweilen so überwiegend mehr Fürst als Dichter, daß er, von der Maske berückt, den Grazien der Pandemos nachbuhlte, und ihnen in seinen der himmlischen Venus geweihten Romanen gar schmucke Kapellen im griechischen Stil baute: hier noch von Myrtenwäldchen und Rosenbüschchen halb versteckt; wogegen er in seinen römischen Elegien und in einigen seiner Schauspiele, wie „Die Mitschuldigen", „Der Großkophta" z. B., diesen Pandemchen die zierlichsten Tempelchen, nach Art jener chinesischen vom Staate sanctionirten, der feinern Lust und Freude gewidmeten Blumenhäuschen, unverhüllt und offen stiftete und weihte. Kein Wunder, wenn, durch sein Beispiel ermuthigt, Dichter geringern Schlags, als geborene Lustknechte der gemeinen, mit allem Buhlzauber poetischer Toilettenkunst aufgeputzten Venus Vulgivaga und ihrer liederlichen Grazien, den Cultus derselben auf den besudelten Tempeltrümmern der himmlischen Grazien zu errichten für ihren Priesterberuf und höchsten Dichterruhm erklärten und, frech und schamlos die Orgien der liederlichen Grazienpoesie auf dem Trümmerhaufen feiernd, als deren Dichter von Gottes Gnaden sich selbst vor dem verblüfften Straßenpublikum proclamirten. „Von Gottes Gnaden" — welchen Gottes? Auf den Gott kommt alles an. Gott Hannuman? von dessen Gnaden? Daß läßt sich hören; das könnte man, ja müßte man gelten lassen, in Betracht dieser Dichter von Gottes Gnaden, dieser Affen der poetischen Unzucht mit seitlich aufgestülpter Klingelmütze, woran die Schellen von falschen oder beschnittenen Dukaten, und in ein Jäckchen verkleidet, besetzt mit gediegenem Trödel-Brandsilber und sogar mit Barockperlen, worunter einige echte von reinem poetischem Wasser. Hannuman ist groß, und der „Dichter von Gottes Gnaden" sein Prophet. Die Affengrazie mit Haaren auf den Zähnen ist auch eine Grazie, eine gar putzige Grazie von boshaft-possierlichster Drolligkeit. Sie ist der poetische Kunstaffe, den die Grazien der Vulgivaga auf den Märkten tanzen und seine Künste produciren lassen, in Gemeinschaft mit dem Kunstbären Atta Troll. Bald putzen sie ihn als Voltaire, ein andermal wieder als Aristophanes heraus; aber durch die Vermummung sticht doch stets der schlüpferige, boshaft-närrische Affenblick hervor, wie durch die den Huldinnen nachgeäffte Maske der gemeinen Grazien ihre liederlichen Lorettenaugen lüsteln.

Aehnliche Excurse finden sich über das „Säbel- und Isebelregiment" (S. 689), sogar eine seitenlange Abhandlung über „Aug' und Ohr" (S. 732—733), und die folgenden Bände sind durchaus nicht ärmer an derartigen oft ganz absonderlichen Extrablättern.

Außer durch diese Excurse wird der Umfang des Werks angeschwellt durch die ausnehmend genaue Inhaltsangabe der einzelnen Stücke. Wir verlangen allerdings von der Literaturgeschichte, daß sie uns nicht todte Namen und Notizen biete, sondern ein Bild der Dichter und ihrer einzelnen Werke gebe. Principiell sind wir daher mit der Klein'schen Behandlungsweise einverstanden. Doch die Ausführung geht in ein Detail, welches die Grenzen der Literaturgeschichte und der Anthologie oft verwischt. Nicht nur wird uns oft von ganz unbedeutenden Komödien der Inhalt, und zwar durch die abrupte, springende, geistreich gesuchte Manier des Verfassers keineswegs immer in einer die Angelpunkte der Handlung klar erfassenden Weise, dargelegt; auch die Darstellung einzelner namhafter Dramen, die von besonderm Interesse sind, überschreitet doch bisweilen die Grenze, wo der Berichterstatter aufhört uns das Bild des Stücks zu geben; er gibt uns dafür Theile desselben, wie sie in eine anthologische Sammlung gehören.

Ebenso wenig darf die Geschichte, welche einen Kunstzweig durch verschiedene Epochen der Entwickelung hindurchführt, sich in die Monographie verlieren. Dies ist aber der Fall, wenn einem Dichter wie Alfieri, mag er immerhin der bedeutendste Vertreter des italienischen Dramas sein, fast ein halber Band gewidmet ist. Ueber dieser Vertiefung ins einzelne geht leicht der allgemeine Ueberblick verloren; die Charakteristik der Entwickelung selbst verwandelt sich in ein Zwischenspiel, während der

ganze Schwerpunkt der Darstellung auf der Analyse der einzelnen Stücke beruht.

Fassen wir indeß die „Geschichte des italienischen Dramas" auf in ihrer Beziehung zu dem Gesammtwerk, so müssen wir uns auch gegen die selbständige zusammenhängende Darstellung des Dramas einer einzigen Nation von seinen Anfängen bis zur neuesten Zeit erklären. So löst sich die Universalgeschichte in eine Reihe von Specialgeschichten auf, während jede Nation nur dann auf die Bühne der Darstellung geführt werden sollte, wo sie selbst als epochemachend in die literargeschichtliche Entwickelung eingreift.

Die von Klein beliebte Methode macht Wiederholungen unvermeidlich und gibt doch nicht den synchronistischen Ueberblick. „Das Drama des Mittelalters" verdiente eine zusammenhängende Darstellung; sein Entwickelungsgang, seine Grundzüge sind fast bei allen Nationen gleich; Klein muß unvermeidlich auf dasselbe wieder bei der Darstellung des spanischen, des französischen und englischen Dramas zurückkommen, und durch diese Vereinzelung erhalten wir unmöglich ein Gesammtbild, wie es die Kunst- und Culturgeschichte verlangt. Wir meinen, die Geschichte des mittelalterlichen Dramas hätte im Zusammenhang vorausgehen und ihren Abschluß finden müssen in der Darstellung des spanischen Dramas, welches alle Ideale des mittelaterlichen Glaubens und seiner Kunst zum schwunghaftesten Ausdruck brachte und die Passionstragödie zu künstlerischer Vollendung führte. Dann hätte eine Darstellung des altbritischen Shakspeare'schen Dramas sich anschließen, und dieser wiederum das französische classische Theater folgen müssen, welches für die ganze dramatische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts bei Deutschen, Engländern, Italienern u. s. w. tonangebend wurde. Das Theater des 18. Jahrhunderts mußte nothwendig in seinem ganzen europäischen Zusammenhang dargelegt, die Entwickelung der einzelnen nationalen Bühnen, die zwischen dem Mittelalter und dieser Zeit lag, an dieser Stelle nachgeholt werden. Das classische Drama der Deutschen hätte dann wieder eine selbständige Behandlung verdient.

Mag man nun dieser Gliederung des Stoffs beistimmen oder nicht — sie beruht jedenfalls auf einer universalgeschichtlichen Auffassung, während die Behandlung Klein's sein großes Werk in lauter Specialgeschichten zersplittert, bei deren Ausdehnnung es auch dem eifrigsten Bestreben des Verfassers nicht möglich sein wird, gemeinsame, über die Schranken der Nationen hinausreichende Beziehungen festzuhalten und über den allgemeinen Entwickelungsgang des Dramas in Europa und seine entscheidenden Wendepunkte aufzuklären.

Das italienische Drama hat keinen derartigen Wendepunkt bestimmt; ja auch von den verschiedenen Gattungen der Poesie, welche die italienische Muse gepflegt hat, steht es wol in letzter Reihe. Deshalb darf eine so ausgiebige Behandlung desselben wol unverdient genannt werden, und der Verfasser verwechselt offenbar das Interesse der gelehrten Forschung mit demjenigen des großen Publikums, auf dessen Theilnahme ein derartiges Werk doch in erster Linie angewiesen ist. Freilich, die Dramatiker selbst sind oft interessanter als ihre Dramen; ein Ariosto, Tasso oder auch Pietro Aretino, die auf andern literarischen Gebieten sich Ruhm oder Ruf erwarben, bieten für eine geistreiche biographische Darstellung, für ein scharfgeschnittenes Porträt die willkommenste Veranlassung. Das Drama selbst erscheint, wie bei Tasso, dann als das Nebensächliche. Wol aber darf die Biographie dieses Dichters als eine der vortrefflichsten Partien des ganzen Werks betrachtet werden; sie ist selbst mit dichterischem Geiste durchgeführt. Auch werden bisweilen ganze selbständige Abschnitte der wenn auch kürzern Charakteristik anderer Dichtgattungen gewidmet. So finden wir gegen Ende des zweiten Bandes eine Darstellung der italienischen Lyrik und des italienischen Epos im 17. Jahrhundert; Marino und seine üppige Liebesmalerei wird uns vorgeführt, dann das komische Epos von Tassoni, von Carlo de' Dottori, von Bracciolini u. s. w.

Wir wollen nun die Elemente zusammenstellen, durch deren Ausbeutung ein Stoff wie das italienische Drama zu einer für den eifrigsten Leserfleiß bedrohlichen Ausdehnung herangewachsen ist.

Klein's Darstellung beginnt mit den ältesten Mysteriendramen, Mirakelspielen und Modalitäten, geht dann über zu einer Darstellung der provenzalschen Troubadours, ihrer Liebeshöfe, Sirventes, Tenzoneni — eine Darstellung, die ebenfalls sehr ausgedehnt ist, während die Schauspiele der Jongleurs und die Moralitäten der Trouvères auf drei Seiten abgehandelt werden. Die genaue Inhaltsgabe des Mirakelspiels, das Wunder des Theophilus, und des Spiels des heiligen Niklas, sowie der folgenden Stücke, greift wiederum fast in das Anthologische über und hat nur den Werth eines Antiquitätenkrams, eines „Magazins für die Forschung", in welchem außer den großen Proben auch halbe Stücke mitgetheilt werden. Ueber Dante, dessen „Divina commedia" auch, wenngleich sehr bescheiden, auf die dramaturgische Bühne tritt, Dino Compagni, Guido Cavalcanti hinweg gelangen wir dann zu den ältesten italienischen Mirakelspielen und Moralitäten, bis zu „Lorenzo de' Medici il magnifico", seinen „Canti carnascialeschi" und geistlichen Festspielen. Eine Fülle bibliographischer Notizen weiht uns in die überreiche Production heiliger und Profanspiele damaliger Zeit, in die Tragödien in Prosa u. s. w. ein. Aus dieser Production der Massen, die in ästhetischer Hinsicht vollkommen werthlos ist, werden wir herübergeführt zu einzelnen Dramatikern, die wenigstens eine bestimmte Physiognomie zur Schau tragen und das Interesse fest ausgeprägter dichterischer Persönlichkeiten bieten. Es waren die einzelnen Fürstenhöfe Italiens, um welche sich die Dramatiker versammelten; namentlich der Hof von Ferrara, der von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts an poetischem Glanze alle Städte Italiens überflügelte.

Als erste der italienischen Originalkomödien ist Bojardo's „Timone" anzusehen, ein nach Lucian's „Timon" gedichtetes und mit allegorischen Figuren ausgestattetes Stück in Terzinen. Als Vater des italienischen Lustspiels dagegen muß Lodovico Ariosto betrachtet werden, welchen Klein zugleich den Vater des classisch-kunstgemäßen Lustspiels der neuern Zeiten nennt. Da die Leistungen des großen Epikers, den Italien den Göttlichen, „il divino", nennt, auf dem Gebiet des Lustspiels weniger bekannt sind, so

wird die Analyse der Stücke des Ariosto allen Lesern des Klein'schen Werks willkommen sein, ebenso wie die vorausgeschickte Biographie, die durch eine Menge bisher unbekannter Daten und durch ihre geistreich-pikante Fassung interessirt.

Das erste Lustspiel: „La cassaria", die „Cassettenkomödie", hat seinen Namen von einer Chatoulle, dem corpus delicti des Lustspiels. Bedeutender noch ist die zweite Komödie: „I suppositi", die Untergeschobenen, welche Klein für den Gipfelpunkt der italienischen Komödie erklärt. „La lena", die dritte Komödie, sinkt von diesem Gipfelpunkte wieder tief herab, wenngleich es auch ihr nicht an komischem Genie fehlt. Der kernfaule Punkt in dem Stück ist, daß die Heldine in Schandweib, Kupplerin und Ehebrecherin zugleich, ist und dem Stück den Charakter ihres Gewerbes und ihrer Unsittlichkeit aufprägt. Gleichwol wurde das Stück nicht nur vor Fürsten und Hof, sondern auch von Fürsten und Hof gespielt. Ariosto's Lustspiel: „Il negromante", dreht sich gar um eine neckische Bigamie; es ist übrigens das erste europäische Lustspiel, in welchem alle Fäden von einer in den Mittelpunkt der Intrigue gestellten Hauptfigur ausgehen. Sein fünftes Stück: „La scolastica", ist als Fragment zurückgeblieben und nach seinem Tode von seinem Bruder Gabriel vollendet worden. Die komische Handlung läuft darauf hinaus, daß zwei Freunde, Claudio und Eurialo, junge Studenten in Ferrara, nach verschiedenen Misverständnissen und Täuschungen, ihre Liebchen, die sie als Rechts- und noch mehr Liebesbeflissene in Pavia hatten kennen lernen, heirathen. Ariosto's Lustspiele sind in daktylisch-austönenden Sdruccioliversen geschrieben, die an die Senare des römischen Lustspiels erinnern, welche sich für unsern Geschmack oft endlos ins Breite dehnen. Das Lob des Lustspieldichters Ariosto gipfelt wol in Klein's folgendem Urtheil:

> Man wird das Lustspielgenie des großen ferrarischen Dichters bewundern müssen, der die drei Stile der Vertreter der altclassischen Komödie: des Aristophanes, Plautus und Terentius, zu verbinden strebte; der die „iambische Idee", die satirische Geiselkraft der Aristophanischen gegen die Stadt- und Staatsschäden gerichteten Spottchöre mit der bürgerlichen Sittenkomik, mit der Anmuth und Situationsstärke, mit der naturfrischen Charakterschilderung, mit der Verwandlungsfähigkeit und Assimilirung mustergültiger Formen in nationalheimisches Fleisch und Blut, mit allen diesen Eigenschaften des Plautus zu verschmelzen, als seine Aufgabe erkannte; und der in diese wundersame, die terentianische „Contaminatio" oder Durcheinanderflechtung verschiedener Komödienfabeln an Kunst und Genie bei weitem überbietende Durchdringung von altattischer und plautinischer Komik auch noch die Eigenthümlichkeiten des Terentius, namentlich was zierlich-feinen Gesprächston betrifft, als drittes Element seinem Komödienstil einverleibte.

Auch hebt der Literarhistoriker weiterhin hervor, daß die Komik des Ariosto die echte, „poetisch-kathartische" ist, wie sie von der Selbstzweck-Aesthetik verleugnet wird, und nach dieser Seite hin einzig dasteht im Bereich der italienischen Komödien:

> Wir werden noch eine oder die andere in Bezug auf vis comica mit Ariosto's Lustspielen nicht ohne Glück wetteifern sehen; vielleicht auch in Betreff der Figurenzeichnung, des echten Komödientons und Stils, demzufolge die Personen ihre Sprache, die Allerweltssprache, nur nicht die des Dichters reden sollen, die bürgerliche Umgangssprache, durch die beileibe keine geputzt-literarische Phrase, kein Lyrismus hervorklingen darf, am allerwenigsten wo die Lustspielfigur von Geist und Witz sprüht — eine Kunst, worin uns Ariosto und nach ihm Molière als die größten Meister der classisch-romanischen Komödie erscheinen. In allen diesen und ähnlichen Eigenschaften wird so manche italienische Palliata des 16. Jahrhunderts mit den Komödien des Ariosto vielleicht um die Palme ringen dürfen; nur nicht in Absicht jenes innersten, das echte Dichtergenie eben kennzeichnenden Läuterungsmotivs, das jedes poetische Kunstwerk, das tragische wie das komische, als sein Nervengeist, seine unsichtbare Seele durchdringt und belebt. Damit im Zusammenhange steht auch die feine Kunsttechnik, das tiefe Verständniß der Gliederung und Architektonik, die harmonische Einheit im Gesammtorganismus der Dichtung, die als ein poetisches Kunstganzes sich dann eben nur darstellt, wenn sie von einem stetigen, den Plan des Ganzen beherrschenden, ernstgestimmten Zweckgedanken beseelt wird, dem einzig vorbehaltlich-subjectiven Momente im Kunstwerk — gegenüber seinen Figuren des Dichters Geheimniß —; während alle andern Gestaltungsmomente sich objectiv auszuprägen, selbständig seinem Innern zu entschweben und in vollkommener Freiheit sich plastisch rein von ihm abzulösen scheinen. Die bloße frivole Belustigungskomik wird, bei dem größten Talent, auch keine vollendete Kunsttechnik, ja selbst keine bündige, planmäßige, niet- und nagelfeste Structur aufweisen können. Der Geist der Composition ist der göttliche Geist, der Ruach Elohim, der mit tiefem Gestaltungsernst über den Bildungen schwebt.

Die nächste Komödie, die in Italien Aufsehen erregte, die Schoskomödie von Päpsten und Fürsten, ist die „Calandria" des Cardinals Bibbiena, ein Stück mit abenteuerlichen und unwahrscheinlichen Voraussetzungen, mit einer sehr künstlichen Intrigue, mit großem Aufwand von zügellosem Witz und glänzendem Talent für das Skandalös-Komische.

Mit Freuden begrüßt Klein jetzt auf seinem Wege den großen Niccolo Machiavelli, der ihm Gelegenheit zu einer eingehenden Charakteristik des italienischen Diplomaten gibt. Dem Hauptlustspiel Machiavelli's, der „Mandragola", ertheilt Klein, nach eingehender Analyse, das abschließende Lob, daß sie von mancher andern vielleicht an Kunstvollendung, von keiner an culturgeschichtlicher Bedeutung, bei solcher Situations- und Charakterkomik, von keiner an mustergültigem Lustspielton und Stil übertroffen wird. Die andern vier Komödien Machiavelli's, „Clizia" und „Andria", Nachbildungen des Plautus und Terenz, und zwei „Commedie", die keinen weitern Namen haben, werden von der „Mandragola" tief in Schatten gestellt.

Nicht minder glücklich als über die Begegnung mit Machiavelli ist Klein über diejenige mit Giordano Bruno, dem begeisterten Märtyrer der Denk- und Redefreiheit, dem berühmtesten Opfer hierarchisch-kirchlichen Wahns, dessen Lustspiel: „Il candelajo", der Lichtzieher, ein Jugendwerk ist, das erste, mit welchem der Philosoph hervortrat, der später selbst der Held einer Tragödie werden sollte. Das Lustspiel zeichnet sich übrigens durch einen skandalösen Cynismus aus; jungen ehrsamen Frauen sind Reden in den Mund gelegt, die an den crassesten Zoten reich sind. Den Inhalt des Stücks gibt Klein auf Grundlage des vom Dichter selbst mitgetheilten Scenariums an.

Wiederum begegnet uns eine interessante Persönlichkeit, der cynische Voltaire des 16. Jahrhunderts, Pietro Aretino, die Fürstengeisel und doch der Liebling der Fürsten, unzüchtiger Lästerer und schamloser Schmeichler zugleich, der Dichter der Sonette zu den sechzehn obscönen von Giulio Romano gezeichneten Gruppen. Die Biographie

dieses Satyrs wird von Klein mit dem ganzen Aufgebot pikanter Thatsachen, die ihm seine eifrigen Quellenstudien an die Hand geben, und pikanter Darstellung, welche ihm seine geistigen Mittel erlauben, ausgeführt. Er spricht seine Verwunderung aus, wie eine so gemeine, lasterhafte Kothseele auch nur eine Scene im Lustspiel „Il marescalco" und einige Briefe schreiben konnte, worin sich eine edlere Regung und ein klarer Geistesblick in Menschen und Zeiten kundgibt, und faßt sein Urtheil über die Lustspiele in folgender Weise zusammen:

> Eigentliches Talent zeigt Aretin nur in der Komödie: Sinn für Figurenkomik und muntern Lustspielton, doch selbst dies ausschließlich in dem „Marescalco"; und hier mit einer Zugabe von Erfindungsmangel, Dünne des Plans und Lockerheit der Scenenfolge, sodaß diese seine einzige noch lesbare und für die Literatur nicht werthlose Komödie dennoch keiner einzigen Komödie der Meister dieses Jahrhunderts, auch der schwächsten nicht, an Kunstwerth gleichkommt. Die andern vier Komödien des Aretino sind, unserer Meinung nach, sammt und sonders zu den Todten zu werfen.

„Il marescalco" nennt er weiterhin eine Komödie der Stallknechts- und Pagenehe; eine Marstallkomödie, welche die Menandrische Hetärenkomödie erst vervollständigt, zu der sie die Kehrseite bildet. Die vier andern Komödien Aretin's heißen: „La cortigiana", „Ipocrito", „La talanta", „Il filosofo". Klein rügt ihre Spaßlosigkeit, ihre bissig-verzerrte Komik, widersinnige Fabel, confus-barocke Lustspielhandlung, pritschenmeisterliche Figurenzeichnung und trivial-verzwickte Moralitätsmaske, die sie an der Stirn tragen, bei sonst nacktfrechem, die Maske lügenstrafendem Satyrgesicht. Weiterhin sagt Klein:

> Aretino konnte berufen scheinen, der classisch-italienischen Hofkomödie die Volkskomödie oder das national-bürgerliche Lustspiel entgegenzusetzen, wenn derber, satirischer, oft unflätiger Witz und dialogische Fertigkeit im Verein mit Unwissenheit und Unbildung zu einem solchen Lustspiel hinreichte. Am unfähigsten dazu machte ihn aber seine bodenlose Unsittlichkeit, seine Laster, die ihn zum niedrigsten Schmeichler der Großen entwürdigten und ihn, als seine eigene Geisel, in deren Dienstbarkeit hineinpeitschten, während seine prahlerische Frechheit sich das Ansehen gab, Hof und Höflinge als „freier Mann" verspotten zu können. Eine Zwittergeburt von gemeiner Bedientenseele und schwelgerischen Gelüsten, vereinigte er, als Bastard eines Edelmanns und einer Lustdirne, die Laster von beiden: die Genußsucht, die noblen Passionen des Hofschranzen mit der Wegwerfung und Feilheit der gemeinen Straßenläuferin. Diesen Stempel verräth sein Talent, verrathen seine Komödien, die von der Hofkomödie die Unsittlichkeit, den schmuzigen Skandal und den Unzuchtskitzel zu eigen haben, während sie von der Commedia dell' arte, welche, durch Lohnspieler dargestellt, gleichzeitig neben der classischen, von vornehmen Dilettanten gespielten Komödie, als Volkskomödie einherging, den Stegreifcharakter in der Zerfahrenheit der Handlung und in der episodischen Buntheit der Scenenfolge zur Schau tragen.

Im Gegensatz zu der classischen Commedia, die sich vorzugsweise nach dem Muster der lateinischen palleata gebildet hatte, steht die Novellen-, Abenteuer- oder romantische Komödie, als deren erste, „La Floriana", von einem unbekannten Verfasser genannt wird, während der Hauptvertreter und eigentliche Schöpfer der Gattung Bernardo Accolti ist, ein enthusiastisch bewunderter Sonettendichter. Die „Commedia Virginia" ist das Muster dieser Gattung, die Shakspeare später mit allen Reizen und Farben dramatisch-romantischer Phantasie ausgeschmückt hat. Die „Hadriana" erinnert an „Ende gut, alles gut"; und indem wir hier ein Gebiet zum Theil neu aufgespürter Shakspeare'scher Stoffquellen betreten, wollen wir, verführt durch Klein's Excurse, ebenfalls einen Excurs über Shakspeare und die noch weiterhin erschlossenen Vorbilder seiner Muse hier einfügen.

Wenn man bisher die Thatsache, daß Shakspeare seine Stoffe vielfach aus italienischen Novellen genommen hatte, kannte und seine betreffenden Quellen ihm nachwies, so ersehen wir aus dem Klein'schen Werke, das für die Shakspeare-Gelehrsamkeit und ihren quellenfindenden Siderismus in vieler Hinsicht epochemachend ist, daß der britische Dichter auch italienische Dramen benutzte, wie er vielfach ältere englische Dramen für die Bühne umgearbeitet oder neu gedichtet hatte. Es ist aber eine wesentlich andere Sache, ob ich einen in einer andern Dichtgattung ausgeprägten Stoff für die Bühne umpräge, oder ob ich einen bereits in derselben Dichtgattung abgeschlossenen noch einmal, mit Benutzung meiner Vorgänger, neu dichte. Im letztern Fall wird die Originalität des Dramatikers und die Schranke zwischen Ueberarbeitung und ursprünglicher Schöpfung zweifelhafter; ja, nach unsern Begriffen, welche die damalige Zeit nicht kannte und ein Bühnendirector am wenigsten respectirte, ist hier die Anklage des Plagiats berechtigt.

Klein als ein Shakspearomane de pur sang, dessen Charakteristik Shakspeare's ein hohes Lied der Apotheose, ein geist- und begeisterungfunkelndes Feuerwerk zu Ehren des britischen Dichters zu werden verspricht, findet nicht nur in jeder dieser Aneignungen eine Verbesserung, er findet auch das ganze Verfahren so selbstverständlich, daß er den britischen Dichter nicht einmal in der schüchternsten Weise dafür zur Ordnung ruft. Aus Ariosto's Lustspiel: „I suppositi", hat Shakspeare den vierten Act für die „Bezähmung der Widerspenstigen" in einer Weise benutzt, daß Klein selbst sagt:

> Einen vierten Act, den Shakspeare ganz gewiß gedichtet hätte und so, wie er da ist, gedichtet hätte, wenn er ihn nicht schon von seinem großen Kunstgenossen Ariosto fertig vorfand und daher den ganzen Act, sammt Wurzelfasern, Erdkrümeln, kurz mit allem, was drum und dran hängt, gleich ohne weiteres als Episode in sein Lustspiel: „Die gezähmte Widerspenstige" verpflanzen konnte. Er konnte es um so bequemer, als Ariosto's Lustspiel, „I suppositi", die Shakspeare sinngetreu zu den Suppositi seines Lustspiels machte, schon 1566 nach George Gascoignes' Bearbeitung auf die englische Bühne gekommen war.

Klein fährt dann fort:

> Aus Ariosto's ewig grünem Blätterlaub solche Liebesblüten duften, aus Ariosto's üppigem Wipfel Shakspeare's eigenwüchsige Fruchtfülle hervorlachen und schwellen zu sehen, ist eine um so größere Merkwürdigkeit bei diesem Allaneigner (!) und Umwandler von italienischen Novellen, englischen Chroniken, alten Schartekenstücken, kurz von allen möglichen Stoffen in sein unsterblich Saft und Blut, ist eine um so größere Merkwürdigkeit, als er sonst auch in dieser Beziehung mit der schaffenden Natur wetteifert, deren Früchten und Blumen man es nicht anmerkt, daß sie ihre Nahrung aus Düngstoff, Wegwurf, aus Koth und Moder ziehen; sowenig wie man den duftig-zarten Rosenwänglein eines ätherisch-feinen Fürstenkindes den Kalbsbraten anmerkt oder den Schnepfenextract; sowenig wie man den Sternen die Erd- und Wasserdünste ansieht, durch welche sie so lieblich funkeln und blitzen. Wenn sonst die gemeinen Kiesel, die Shakspeare in sein Kunstwerk einfügt, flugs als Edelsteine aufglühen, prächtig wie die an den Speichen und Felgen der Wagenräder jener Cherubim in der Vision des Propheten: soll man es nicht unbegreiflich finden, daß der Magister, der in „Der

Widerspenstigen Zähmung" den Vincentio vorstellt, dem Sienesen in Ariosto's „I suppositi", desgleichen der Vincentio dem Filigono des Ariosto wie an den Augen abgesehen, daß die ganze komische Entwickelung der Ariost'schen wie aus den Augen gestohlen ist; und daß trotzdem die Episode in Shakspeare's Lustspiel uns mit Shakspeare's seelentiefen Augen anblickt, die gleich denen der indischen Götter nicht zwinkern und nicht zucken?

Weiterhin heißt es:

Wir bewundern das Genie der komischen Erfindung bei Ariosto, und staunen seinem Plagiarius, der Krähe in Ariosto's Pfauenfedern, nach, die als Phönix vor unsern Augen auffliegt in ihrem ureigenen Sonnengefieder. Für eine solche Krähe erklärte bekanntlich der arme Robert Greene den jungen Shakspeare zuerst (an upstart crow beautified with our feathers); nur merkte der gute Greene nicht, daß in Bezug auf ihn und seine Genossen sich die Fabel umkehrte: Greene's Krähenfedern glänzte und verklärte Shakspeare zu herrlichster Pfauenpracht, und da meinte die arme Krähe, das Juwelengefieder wäre ihres, und berief sich, als Beweis, auf ihre kahlen Stellen, ihre Krähenblößen, und ächzte und krächzte über „an upstart crow beautified with our feathers". Nicht lange darauf rupfte der Wundervogel von Stratford am Avon gar einen ihm ebenbürtigen Sonnenflieger, rupfte Shakspeare gar unserm Ariosto ein paar der schönsten Federn aus. Aber wie eine Fackel die andere berupft und bestiehlt, die ein wenig von ihrem Feuer nascht, und nun mit ihr vereint in selbigem Strahlenglanz leuchtet. Aber wie ein Pfeilerspiegel den andern, ihm gegenüber, bestiehlt, vor dem sich zufällig eine Schöne hingestellt, um ihre Toilette zu ordnen, und deren reizende Gestalt nun beide Spiegel zumal, in unendlicher Wiederholung, zu einem unabsehbaren Göttersaale voll himmlischer Schönheiten zaubern.

Wohin reißest du mich, Bacchus? — kann man mit Horaz ausrufen. Welche funkenstiebende Bewunderung gegenüber der einfachen Thatsache, daß Shakspeare einen genialen Vorgänger benutzt und geplündert hat. Die Episode aus der „Bezähmung der Widerspenstigen" verdient gewiß diese Bewunderung nicht; sie gemahnt uns stets etwas altfränkisch und verleugnet ihren italienischen Ursprung nicht; es sind Scenen, wie sie später die opera buffa verwendete.

Ein „Allaneigner", ein „Epitomator", wie Klein Shakspeare an anderer Stelle nennt, ist nicht das Lob, das für einen großen Dichter paßt, dem auch die Gabe der Erfindung und selbstschöpferischer Gestaltung eigen sein muß. Wir bekennen offen, daß, wenn man so fortfährt uns die Vorbilder der Shakspeare'schen Dichtungen nicht nur vor Augen zu führen, sondern auch die Charaktere, die Situationen, ja zum Theil die dichterischen Gedanken bis auf die Ausdrucksform derselben als entlehnt nachzuweisen, wir einen beträchtlichen Theil der Shakspeare'schen Dichtergröße schwinden sehen; denn die Grenzen zwischen Aneignung und Schöpfung werden dann verwischt, und wenn auch in der Kraft der Aneignung für einen selbständigen Stil und eine selbständig tiefe Weltanschauung noch immer eine ursprüngliche Genialität liegt, so fehlt doch eine große Seite dichterischer Bedeutung, welche die Erfindung der Gestalten und Situationen verlangt. Mindestens wird man einen Theil der Shakspeare'schen Dramen als halbe Bearbeitungen ausscheiden müssen. Klein analysirt uns Accolti's „Virginia" und führt den Nachweis, daß Shakspeare das Stück gekannt haben müsse; die Fabel, die Handlung sind in seinem Lustspiel „Ende gut, alles gut" ganz dieselben; aber Klein zeigt auch, daß die Monologe der Helena und der Virginia eine nahezu ähnliche Empfindungs- und Gedankenfolge aufzeigen. „Es sind Virginia's Stimmungen und Gefühle aus dem lyrisch-elegischen Ottavengang in den dramatischen Ton und Schlüssel umgesetzt und übertragen." Auch in dem zweiten Monolog der Helena und Virginia sind einzelne Gedanken der letztern „nahezu wörtlich" von Shakspeare entlehnt worden. Die Charaktere der Heldinnen sind einander ähnlich. Alles Gute und Richtige, was Gervinus von Shakspeare's Helena sagt, paßt, nach Klein's Ansicht, ganz genau auf Accolti's Virginia, „als hätte es Gervinus für diese geschrieben, von deren Existenz er doch nichts wußte". Noch viele Stellen, die fast ganz Paraphrasen sind, werden von Klein mitgetheilt. Die Abweichung von Accolti ist bei Shakspeare nicht einmal immer glücklich: Klein selbst muß zugeben, daß es viel zarter von Accolti gedacht ist, wenn Virginia ihren Herzerwählten im Vertrauen dem König nennt, welcher diesem ihre Wahl als seinen Wunsch mittheilt, als wenn Helena vor dem ganzen Hofe ausruft: „Das ist der Mann!" Wir haben unsere ketzerischen Bedenken gegen den vielgerühmten Aneignungs-Chemismus des großen Misch- und Scheidekünstlers, gegen diesen „Stoffwechselproceß". Was würde man heute von einem Dichter sagen, der in solcher Weise verführe? Der Ausspruch: „Quod licet jovi, non licet bovi", ist doch kein genügender Unterscheidungsgrund; Klein's überschwenglicher Phrasenschwall macht die Sache noch schlimmer.

Weitere Spuren, daß Shakspeare nicht blos die italienischen Novellen, sondern auch die italienischen Dramen benutzt habe, entdeckt Klein in Parabosco's Komödie: „Il viluppo", in welcher der Page Brunello als das Vorbild des Pagen Sebastian (Julia) in Shakspeare's Lustspiel „Die beiden Veroneser" gelten darf, in welcher sich der Entführungsanschlag und die Doppelbewerbung findet. Auch einige Parallelstellen weist Klein nach, die uns schlagend genug bedünken. Das akademische anonyme Lustspiel: „Gl' Ingannati" und Secco's Lustspiel: „Gl' Inganni" wurden von der englischen Kritik als die wahrscheinlichen Quellen von Shakspeare's „Was ihr wollt" bezeichnet, wegen ähnlicher darin vorkommender Charaktere und Incidenzen. Klein bestreitet dies nach Kenntnißnahme von den Stücken; er findet die Aehnlichkeit nur in ein paar Pinselstrichen von zweifelhafter Beschaffenheit; wohl aber habe Shakspeare durch Secco's „Inganni" Anregungen zu einigen Situationen und selbst Charakterzügen für ein anderes seiner Dramen: zu einigen intimen Scenen zwischen Falstaff und seinem Liebchen in „Heinrich IV.", wie auch zu den entsprechenden Bordellscenen in „Maß für Maß", in „Perikles" u. s. f. gefunden.

„La Hadriana", die italienische Romeo- und Julia-Tragödie von Groto, die erste Dramatisirung des Novellenstoffs, enthält ebenfalls Scenen, in denen selbst der dichterische Ausdruck für Shakspeare vorbildlich wurde und die Anklänge nachweisbar sind. So die Trennungsscenen der Liebenden:

Hadriana.

Wenn du mich liebst, o geh noch nicht von hinnen.

. . . .

Latino.

Doch irr' ich nicht, bricht schon der Morgen an.
Horch auf die Nachtigall, die mit uns wacht,

Mit uns im Haggebüsche seufzt. Der Frühthau
Vereint mit unsern Thränen sich, wie er
Die Gräser netzt. Ach, blick' gen Osten hin:
Schon keimt das Morgenroth und führt erneut
Herauf die Sonne, die besiegt doch bleibt
Von meiner Sonne.

Hadriana.

Weh, ein Schauer faßt mich,
Ein fröstelnd Beben! Dieses ist die Stunde,
Die auslöscht meine Wonne; dies die Stunde,
Die mich, was Gram ist, lehrt. Misgönn'sche Nacht!
Warum enteilst du, fliehest du so schnell,
Um dich, und mich mit dir, ins Meer zu stürzen —
Dich in den Ebro, mich ins Thränenmeer?
O du aus Neid beschleunigt Morgenroth,
Das andern Licht, mir Finsterniß nur bringt,
Tausch um für mich dein Amt, den Gang und Namen!
O Licht, das Augen nur und Herz versengt,
O Mond, warum läßt du so schnell den Himmel? . . .

Es gemahnt uns dies so bekannt! Diese Wendungen klangen Shakspeare im Ohr — und, wenn auch nicht gerade in der Balconscene, so finden sie sich an andern Stellen, namentlich in den Monologen der Julia. „Wieder ein Fall", sagt Klein, „der uns lehrt, wie Shakspeare entlehnte, Motive versetzte, umstellte, durcheinandermischte, da und dort einfügte, je nachdem er die Farben aufzusetzen hatte." „So wenig die Palette den Künstler eines Plagiats beschuldigen kann, so wenig darf eine Vorlage zu Shakspeare's Dramen ein Eigenthumsrecht auf irgendwelche Stelle, irgendein Motiv geltend machen." Wie? Sind denn diese Gedanken eines Groto nicht schon dichterisch geformt? Und wer auch nur einen solchen einzelnen Gedanken wieder aufnimmt, macht der sich nicht einer unbewußten Reminiscenz oder eines bewußten Plagiats schuldig? Klingt es nicht wie Hohn, wenn Klein Shakspeare als den umfassendsten und tiefbelesensten Forscher aller ihm zu Gebote stehenden, in sein Kunstfach einschlagenden Quellen, als einen der größten Fachgelehrten seiner Zeit, als den gelehrtesten aller dramatischen Dichter preist, blos weil er damals bekannte Novellen und Stücke gelesen und, um für den Klein'schen Schwulst den einfachen Ausdruck zu setzen, geplündert hatte?

Die blindeste Shakspearomanie erscheint bereits hier als eine bedenkliche Achillesferse des Klein'schen Werkes.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Erzählungen und Novellen.

Wenn Unterhaltungsschriften sich als bloße Erzählungen ankündigen — der Ausdruck „Novelle" auf dem Titel einiger der vorliegenden Bücher soll wol auch nichts anderes bedeuten —, so ist allerdings der Maßstab der strengern Kunstkritik nicht anzulegen. Indessen verlangt man auch von einer Erzählung einen gewissen Organismus, denn sie soll doch ein klares, übersichtliches Bild der Phantasie vorstellen und den Leser spannen; vor allem aber ist Wahrheit unerlaßlich, nichts darf mit Natur, Sittlichkeit und Verhältnissen in Widerspruch stehen. Wer das Leben poetisch abspiegeln will, muß es mit seinem Mittelpunkte, dem menschlichen Herzen, kennen gelernt haben — eine einfache Wahrheit, und wie viel wird dagegen gesündigt! Solcher Sünden lassen sich denn auch in den Erzählungen Nr. 1 und 2 manche entdecken.

1. Die Wahnsinnige auf Aland. Novelle von Julius Wander. Dresden, Jänicke. 1868. 8. 1 Thlr.

Ein Fischermädchen, Stina, hat ihren Jugendgeliebten, Konrad, verlassen und sich mit einem andern, welcher das Handwerk eines Schiffszimmermanns gelernt und sich mehrfach gebildet hat, Ewers, verlobt. Kurz vor der Hochzeit geht dieser verloren; er ist im Kampfe mit Seeräubern schwer verwundet und gefangen worden. Die Braut ist untröstlich, und als eine Kartenlegerin ihr verkündet, der ferne Geliebte sei ihr untreu geworden, wird sie wahnsinnig. Nach und nach wieder zu Verstande gekommen, will sie ihren ersten Bräutigam heirathen; da entdeckt man, daß dieser die Briefe des Verschwundenen an die Braut unterschlagen hat. Neuer Wahnsinn des Mädchens, in welchem sie den zurückkehrenden Ewers mit einem Messer schwer verwundet. Dieser war im Hause des im letzten Kampfe tödlich getroffenen Seeräuberkapitäns, der bald darauf stirbt, genesen. Die Witwe erkennt in Ewers den Mann, mit dem sie vor Jahren flüchtige Bekanntschaft gemacht, und den sie seit der Zeit fortwährend geliebt hat. Als nun nach Stina's endlicher Genesung der Verlobten Liebe durch die schlimmen Zwischenfälle erkaltet ist, heirathet Ewers die Witwe, Stina den Jugendfreund.

Umständlicher läßt sich der Inhalt der sehr bunten Geschichte nicht angeben, ohne den gestatteten Raum weit zu überschreiten, und es ist überhaupt schwer, mit wenigen Zeilen einen Begriff von dem Unnatürlichen, Unwahren, Sinnlosen zu geben, was in der Ausführung der Geschichte und in der Sprache herrscht. Einige Beispiele werden genügen, um dies Urtheil zu begründen. S. 69 fg.: Der Hauptheld der Geschichte, Ewers, liegt schwer verwundet in dem Schiffe des Freibeuters, der ihn auf dem Wege von Stockholm angegriffen und beraubt hat. Jetzt wird das Raubschiff von einem „Ministerialkreuzer" entdeckt und eingeholt; es beginnt ein heftiger Kampf, die Räuber sind dem Feinde nicht gewachsen, und gerade ist ein Soldat im Begriff, den Kapitän der Freibeuter zu tödten, da stürzt Ewers im Fieberparoxismus, nachdem er seine von außen verriegelte Kojenthür gesprengt, aufs Verdeck, ergreift den zu Boden gestürzten, noch mit dem Kapitän ringenden Seesoldaten, „schwingt ihn vor sich hoch in die Luft", stürmt so dem Feinde entgegen, und jagt ihn, nachdem er noch den Kreuzerkapitän getödtet, auf sein Schiff zurück, und der Seeräuber entkommt.

Um sich für diese ihm geleistete Hülfe dankbar zu bezeigen, bewirkt der Seeräuberhauptmann kurz vor seinem Tode, daß Ewers von der „Marineverwaltung" zum Schiffskapitän ernannt wird! Die Witwe des Seeräubers,

welche für eine ausgezeichnete Frau gelten soll, kann ihrer Liebe zu Ewers, obgleich sie ihn verlobt weiß, nicht entsagen und folgt ihm daher, von ihm nicht erkannt, als Matrose verkleidet. Später, als sich das Verhältniß des Ewers zu seiner Braut getrübt hat und eine Verbindung fast unmöglich erscheint, da will sie in edler Selbstverleugnung vermitteln. Die Tendenz des Buchs scheint S. 133 ausgesprochen zu sein, wo die Mutter die über ihr Beginnen und eine andere geringfügigere Täuschung doch etwas beunruhigte Tochter mit den Worten tröstet: „Die Wege durch das Leben werden dem Weibe einzig und allein durch ihr Herz, also durch ihre Liebe bezeichnet, und daher muß die Stimme des Verstandes schweigen!"

Man kann indessen in Zweifel sein, ob die Unnatur, die in der Sprache herrscht, nicht doch noch größer sei. Man lese S. 14—16 den Monolog, welchen der verschmähte Liebhaber Stina's, ein einfacher Fischer, hält, ehe er sich ins Wasser stürzt; er beginnt: „Nacht! — Nacht! — ringsum entsetzliche Nacht! So nehmt mich, ihr finstern Mächte! nehmt mich hin und befreit mich von meiner Qual! Zischet und rufet nur, ihr Geisterstimmen! — Bald, bald werd' ich bei euch sein. Ha! ha! Wo bist du, himmlische Gottheit" u. s. w. Nachher: „Jetzt, wo ich hier mein eigner Herr und Meister bin, jetzt! rufe ich: komm heran, du großer Weltgeist! Hui! ich verhöhne dich" u. s. w. Oder: „Lustiger Tanz! — Hochzeitstanz! — Frisch auf, du feuchte Wogenbraut, schmücke deine Stirn mit silbernen Schaumwellen! Ich komme, ich komme, du lechzende Schöne!" Aehnliche Stellen finden sich in Menge, z. B. S. 49—51, 78—93 u. s. w., wo sie nachlesen mag, wer sich an dergleichen ergötzen kann.

2. Eines Andern Frau. Eine Erzählung von Gustav Höcker. Elberfeld, Lucas. 1868. 8. 1 Thlr.

Ebenfalls eine höchst unerquickliche Geschichte. Elfried Stahlblüth, Prediger in einer großen Residenz, ein noch junger Mann aber schon ausgezeichneter Kanzelredner und entschiedener, vortrefflicher Charakter, macht zufällig die Bekanntschaft eines Arztes der Stadt, wird mit dessen Familie befreundet und erkennt in der Frau, Hedwig, ein vor vier Jahren von ihm confirmirtes Mädchen. Hedwig, welche der Prediger bei der Einsegnung zum ersten male gesehen, hatte auf ihn durch ihre Aehnlichkeit mit einer Schauspielerin, welche er als Schüler geliebt, besondern Eindruck gemacht, und sie selbst hatte seit jener feierlichen Stunde eine tiefe Neigung für ihn gefaßt. Bei längerer Bekanntschaft erfährt der Prediger, daß sie unglücklich verheirathet ist, und es dauert nicht lange, so läßt sie ihn ihre leidenschaftliche Liebe deutlich erkennen; er liebt sie auch, weiß jedoch seine Neigung mehr zu bekämpfen. Endlich, da der Arzt, ein Bösewicht, nicht zu verbergender Verbrechen wegen flüchten muß, wird Hedwig des Predigers Gattin.

Unendlich bunt ist die nur 256 Seiten lange Erzählung, indem in die Geschichte der Jugendliebe des Pastors zurückgegangen wird und die hier erwähnten Personen auch nachher wieder auftreten; an spannenden Situationen fehlt es ebenfalls nicht, und der gewöhnliche Leserschlag wird sie vielleicht interessant nennen. Aber die sittliche Basis fehlt, und aus den Hauptpersonen ist etwas ganz anderes geworden, als der Verfasser beabsichtigte. Die Frau gibt sich gar keine Mühe, ihre Liebe zu dem Geistlichen zu verbergen, und dieser läßt seiner Empfindung ebenfalls freien Spielraum und glaubt seinem Gewissen zu genügen, wenn er sie nicht zum Ausbruche kommen läßt. Und dieser verliebte Prediger wird als Repräsentant der freisinnigen Theologie und echten Frömmigkeit im Kampfe mit der starren Orthodoxie und Scheinheiligkeit dargestellt! Von seiner Kanzelberedsamkeit, welche so sehr gerühmt wird, bekommen wir eine wunderliche Probe. Der Anfang des Buchs, S. 1—5, gibt die Schlußworte „der ergreifenden Confirmationsrede", welche folgenden Ideengang enthalten: Der Frühling ist schön (hier heißt es z. B. „frühe Wandervögel, als wäre ihnen der deutsche Frühling eine Amnestie, die sie aus lästiger Verbannung zurückruft, kehren wieder"), schöner als der Frühling in seiner voll entfalteten Pracht ist sein erstes Erwachen; denn so wie der Frühling fortschreitet, sterben schon die ersten Blumen dahin. Wie in der Natur, so im Leben. Ihr steht heute auf der Schwelle der Verheißung (der Freuden und Genüsse des Lebens). Gedenket daher dieser Stunde, und wenn ihr später an diesem Tage die Glocken rufen hört, so laßt sie euch sagen, daß auch euch einst ein Frühling eingeläutet wurde, wie er nimmer wiederkehrt.

Man will kaum seinen Augen trauen, wenn man liest, daß das die Quintessenz einer erbaulichen Confirmationsrede sein soll. Daß die Personen der Geschichte hin und wieder Fähigkeiten besitzen, welche sie nach ihrem Bildungsgange nicht haben können, darf uns nicht wundern; der Dichter ist ja ein Schöpfer und waltet nach Laune! Hier kann die oft erwähnte noch junge Frau, die Tochter einer Hebamme, welche unter den zerrüttetsten häuslichen Verhältnissen aufgewachsen ist, über einen Brief, der ihr von ihrem Manne untergeschoben ist, sagen: „Diese glühenden Zeilen können unmöglich seine Erfindung sein —, ich würde behaupten, sie seien irgendeinem Schriftsteller entlehnt, wenn ich nicht zu belesen wäre, als daß ein solcher Meister mir hätte entgehen können."

Von der Sprache ist schon eine Probe gegeben. Der Verfasser will schön, will poetisch schreiben, wenigstens mit schönen Stellen sein Werk aufputzen, fängt das aber so ungeschickt an, daß man aus dem Buche eine Menge Redeweisen auslesen könnte, welche in stilistischem Unterricht als negative Muster zu gebrauchen wären, wie folgende: „Das Gold der Abendröthe hielt eine Zeit lang noch, wie im Todeskampf, die Herrschaft des Tages aufrecht, bis am dunkelnden Himmel die Mondsichel aus ihrer bleichen Ohnmacht erwachte und, ihren silbernen Glanz entfaltend, die ersten beherztesten Sterne herauslockte."

3. Die feindlichen Brüder. Erzählung von der rothen Erde. Von Wilhelm Anthony. Aachen, Cremer. 1867. 8. 15 Ngr.

Das Buch enthält eine kleine ansprechende Erzählung, die freilich nach keiner Seite hin bedeutend genannt werden kann, aber eine wahre Erquickung ist, wenn man sie nach den beiden vorigen Werken liest. Ein westfälischer

Bauernsohn, ein braver Bursche, welcher zum Verdrusse der Familie und des ganzen Dorfs Seemann geworden ist, kehrt nach dem Tode der Aeltern in die Heimat zurück, belastet mit dem Verdacht eines Diebstahls, der ihm jedoch nicht hat bewiesen werden können. Der Bruder, der Erbe des Hofs, weist den Zurückgekehrten, den er für einen Verbrecher hält, mit der ärgsten Härte von sich. Dieser, der von jetzt an von allen Leuten des Dorfs wie ein Geächteter behandelt wird, sinnt auf Rache. Ein Mordversuch, welcher von einer andern Seite auf den Bruder gemacht wird, stimmt ihn um, und als er bald darauf denselben zum zweiten male in dringender Gefahr sieht, eilt er ihm zu Hülfe und rettet ihm das Leben. Jetzt ist ihm aller Groll entschwunden, und da zugleich seine Unschuld an den Tag kommt, gelangt die brüderliche Liebe gegenseitig wieder zur vollkommenen Geltung.

Der Verfasser hat ein specifisch frommes Element in die Erzählung gebracht, welches sich jedoch keineswegs auf lästige Weise vordrängt, aber fast die psychologische Wahrheit beeinträchtigt hätte, denn der Seemann mußte sehr schlimm erscheinen, damit die Erneuerung seines Wesens recht hervortreten konnte; aber die schwarzen Rachegedanken, denen er nachhängt, sind keineswegs durch seinen Charakter motivirt.

4. Im Pfarrdorf. Erzählung von Wilhelm Jensen. Berlin, A. Duncker. 1868. 16. 15 Ngr.

Eins der mittelmäßigern Werke des bekannten Verfassers. Ein junger Mensch, welcher seine Studien vollendet und als Naturforscher große Reisen gemacht hat, kehrt in sein heimatliches Dorf zurück und verlobt sich mit seiner Jugendgespielin; bald aber wird er des Verhältnisses überdrüßig und folgt der neuerwachten Sehnsucht, welche ihn ins Weite zieht. Nach zehn bis zwölf Jahren finden wir ihn als Professor in einer Universitätsstadt wieder, und der ziemlich ungezogene Jüngling ist nun ein exemplarischer Mann geworden, dessen äußere Erscheinung so bedeutend, daß „vor seinem Blicke" selbst Leute, die ihn nicht persönlich kannten, „die Augen niederschlugen und unwillkürlich hastig an den Hut griffen". Eine heftige Krankheit, in welche er verfällt, ruft die weit entfernte Jugendfreundin herbei, und nach seiner Genesung begreift er, daß er nur sie lieben könne, worauf sie sich bald verständigen.

5. Auf dunkelm Grunde. Frauengestalten aus der Französischen Revolution (1793). Novelle von Elise Polko. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1869. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In skizzenhafter Darstellung, mit gewandtem Griffel, wie er der Verfasserin zu Gebote steht, wird uns die Geschichte der Liebe von drei idealen Frauengestalten vorgeführt, welche, von den Greueln der Revolution erfaßt, zu Grunde gehen. Wohlthuend ist der Eindruck nicht, welchen die Erzählung macht, wenngleich in der treuen Liebe der Frauen, welche im Angesichte des Todes nur um die Geliebten zärtlich bemüht sind und in dem Gedanken, mit ihnen zusammen zu sterben, alle Schrecken des Todes überwunden haben, die versöhnende Idee liegen soll.

6. Kleine Memoiren von Alfred Meißner. Berlin, Lesser. 1868. 8. 15 Ngr.

Sieben kleine Bilder und Skizzen, welche durch ansprechende Darstellung und als „Erzählungen von Erlebnissen" ein höheres Interesse gewinnen, als sie ihrem Stoffe nach haben können.

7. Aus dem jüdischen Volksleben. Geschichten von Eduard Kulke. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Helden vorliegender vier Erzählungen sind Personen der niedern jüdischen Volksklasse, sogenannte Schacherjuden, welche sich hauptsächlich durch eine Menge jüdischer Ausdrücke, die, jedem andern Leser unverständlich, eine Uebersetzung in Parenthese erforderten, als solche kundgeben. Ob es auch derartige Geschichten geben müsse, um die Gattungen des Romans zu vervollständigen, ob es dieser Form bedürfe, um unter den Juden echte Humanität, welche doch das letzte Ziel aller geistigen Bestrebungen sein muß, zu fördern, soll hier nicht untersucht werden; ob aber durch obige Productionen das Gebiet des Schönen bereichert werde, möchte sehr in Frage stehen. Der Stoff der ersten Erzählung „Alt-Eisib wird tänzerig" ist wenig ansprechend. „Ein Schnorrerkind" laborirt an manchen psychologischen und sachlichen Unwahrheiten, z. B. S. 19, 53—56, 58. „Juden-Christel" ist unendlich gedehnt; mehr als 50 Seiten weiß der Verfasser zu füllen, um zu schildern, wie ein verschwenderischer Bauer sein Vermögen durchbringt. Die gelungenste Erzählung ist „Der Kunstenmacher", jedoch auch nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten, welche dazu der Geschichte zur Basis dienen; z. B. S. 57. Eigenthümlich ist es, daß der Verfasser die ausgezeichnetsten Christenmädchen sich in Judenjünglinge verlieben läßt.

9. Historische Novellen aus der neuesten Zeit. Von D. Kempner. Breslau, Heidenfeld. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die erste Geschichte, „Melanin", hängt mit dem polnischen Aufstande von 1831 zusammen; die andern, „Politik und Liebe, oder: So war es vor zwanzig Jahren", spielt in einer Mittelstadt Deutschlands und nimmt ihre Verwickelungen aus den politischen Bewegungen des Jahres 1848 her. Wenngleich Geschichtliches in den Erzählungen vorkommt und selbst zum Theil den Gang der Begebenheiten darin bedingt, so können sie deshalb noch nicht geschichtliche Novellen heißen, denn sie sind keineswegs wirkliche Gemälde jener historischen Epochen. Aber wenn man auch von dieser Anforderung ganz und gar absehen wollte, so würden die obigen Producte, auch nur als einfache Erzählungen betrachtet, doch nicht befriedigen können, denn dazu wäre wenigstens eine interessante Darstellung erforderlich; diese aber ist so dürr und so kahl, daß selbst das Spannende, was in den Geschichten liegen könnte, dadurch abgeschwächt wird. Dazu leidet noch der Vortrag an kleinen Ungenauigkeiten, Widersprüchen und trivialen Redeweisen, z. B.: „Ich suchte und fand Zerstreuung (der Redende erlernt die Landwirthschaft) in den Wissenschaften, die ich gewissermaßen als eine Aegide betrachtete gegenüber den trivialen Berufsgeschäften, die mir oblagen. So lebte ich höchst gelangweilt, bis" u. s. w.

9. Wenn das Heimweh kommt. Drei Novellen vom Verfasser des Bilderbuchs eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. 1868. 16. 15 Ngr.

In drei kleinen Erzählungen werden theils skizzenartig, theils umständlicher Bruchstücke aus Lebensgeschichten uns vor die Augen geführt, in welchen das stille tiefe Weh des menschlichen Herzens uns anspricht. In der zweiten Erzählung „Helene" stört ein greller Miston (S. 77), der nicht zum Charakter der Heldin stimmt, die wehmüthige Empfindung.

10. Novellen von Robert Griepenkerl. Braunschweig, Graff und Müller. 1868. 8. 1 Thlr.

Die hier aufgerollten Gemälde verrathen eine nicht ungeschickte Hand; die Vorzeichnungen scheinen aus Caprice oder Geschmacksverirrung hervorgegangen zu sein. Sehr unpassend ist die Erzählung „Bella" an die Spitze gestellt, sie könnte von der weitern Lektüre des Buchs zurückschrecken; sie ist für Leser, die nur noch durch Pikantes können gereizt werden. Eine verbuhlte Generalin, ein liederlicher Assessor und ein leichtsinniger Graf als ihre Courmacher im schlimmsten Sinne des Wortes, ihnen gegenüber ein reizendes unschuldiges Mädchen in einer Thierbude, welches von einem jungen polnischen Edelmann verführt wird, sind die Handelnden, außer dem Löwen, dem Jaguar und dem Tiger, welche die Katastrophe herbeiführen, indem der Löwe das Mädchen todtbeißt, der Jaguar den Grafen packt, worauf auch die Thiere nebst der Generalin umkommen durch die Feuersbrunst, welche gleichzeitig in der Menagerie ausgebrochen ist. Die Sprache ist eines solchen Inhalts würdig, unnatürlich, schwülstig, mitunter bis zur Unverständlichkeit. S. 22: „Wer holte, ein anderer Prometheus, aus den Schachten der Erde die seit Jahrtausenden in erkalteten Gasen schlafenden Feuer und sprengte sie auf die Gefieder der beflügelten Welt, daß sie die Luft erfüllen mit dem Glanze lebendig gewordener Smaragden, Amethisten, Rubinen, Topasen, Saphiren, Chrysolithen, Chrysoprasen und Türkisen? Wer tauchte diese Fittiche in das phosphorleuchtende Meer und in die stille Pracht seines himmelgeborenen Ultramarins?" — S. 41: „Im Zenith der Thierbude stand Venus, einer der schönsten, von der Sonne à jour gefaßten Demanten des Himmels. Wonneschauernd sog sie in sich hinein ihr bläuliches Licht, um es wieder auszustrahlen in lichtgelben Blitzen, ein prachtvoller Topas. Weißwollige Schäfchen lagerten umher, auf ihrem Rücken roth gestreift von Luna, der keuschen Schäferin." S. 52: Die Thiere der Menagerie werden unruhig; da heißt es: „Zittert, Tyrannen der Erde! Die Fürsten der Wälder, Werkzeuge in Gottes Hand, lehnen sich auf, und die Elemente zerreißen ihre Ketten wie Spinnweb, daß der Mensch nicht mehr trotze auf Erden." S. 54: „So starben die gefangenen Fürsten der Wälder, majestätisch wie die Cedern, wenn sie der Blitz entthront unter dem Grabgeläute des Donners. So starben die gefesselten Segler der Lüfte, todestrunken wie die Wolken, wenn sie zergehen in den Glutstrahlen der Sonne. Aber wisset, der Paradiesvogel Neuguineas bereitete sein Aschenlager auf dem zusammengefallenen Zwinger des Löwen und starb mit dem Welttraume des Sonnenvogels Phönix!"

Die zweite Erzählung: „Ein Ueberlebender", ist besser; das Geheimniß indessen, worauf alles beruht, scheint gezwungen festgehalten; auch sind die Farben oft recht grell. „Schloß Dornburg" ist spannend; aber Charaktere, wie sie hier gezeichnet sind, wird es in der Wirklichkeit schwerlich geben. „Der dreizehnte December" ist eine kleine historische Erzählung, die sich recht gut liest. „Die Verschüttung" ist noch kürzer und behandelt ein Thema, wie es der Titel benennt. „Die Edelknaben" ist eine Allegorie, in der sich Bild und Gegenbild schwer vereinigen lassen.

Zur Uebersetzungsliteratur.

Bedenkt man, wie allgemein verbreitet heutzutage die Kenntniß der neuern Sprachen ist, so muß es in der That befremden, daß die Uebertragungen aus denselben ins Deutsche noch immer, ja jetzt wol mehr als je, bei uns so üppig wuchern. Man kann es sich kaum erklären, für wen diese Vermittelungsversuche eigentlich bestimmt seien. Jetzt, wo jeder halbweg Gebildete mindestens englisch und französisch versteht oder doch gelernt hat, sollte man glauben, es können für Uebersetzungen aus diesen Sprachen kaum noch Leser gefunden werden. Und doch muß dem so sein, sonst würden dergleichen Erscheinungen bald vom Büchermarkte verschwinden; denn auch hier richtet sich das Angebot natürlich und ebenso streng wie in andern Artikeln nach der Nachfrage. Soll man die Thatsache beklagen, oder soll man sich freuen, daß, bei aller Verbreitung des Studiums der neuern Sprachen, der schwierigen Uebersetzungskunst, von welcher gerade die deutsche Literatur solche Meisterwerke aufzuweisen hat, noch immer Gelegenheit zur Uebung geboten wird? Bei reiflicher Ueberlegung wird man sich wol fürs letztere entscheiden müssen; denn eine so gründliche Kenntniß der Sprachen unserer Nachbarvölker, wie sie zum wahren Genuß ihrer zumal poetischen Schöpfungen erforderlich ist, wird sich im allgemeinen schwerlich erzielen lassen, es sei denn auf Kosten der Muttersprache, was kein Vernünftiger wünschen oder verlangen wird. Unter so bewandten Umständen werden wir also gelungene Vermittelungen gediegener Werke fremder Nationen auch jetzt noch willkommen heißen und denen, welche sich dieser schwierigen und im Grunde wenig lohnenden Arbeit unterziehen, dankbar sein müssen. Von solchen Versuchen liegen uns die folgenden Nummern vor:

1. William Cowper's ausgewählte Dichtungen. Uebersetzt von Wilhelm Borel. Leipzig, Naumann. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieser volksthümliche Dichter Englands erscheint hier zum ersten mal in deutschem Gewand; und wie er der Zeit nach der erste von den hier zu besprechenden ist, so

ist er auch ihr eigentlicher Vorgänger was die Art seiner Dichtung betrifft. Er nämlich ist es, dem das Verdienst zuerkannt werden muß, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschende Kunstpoesie verdrängt und die Naturdichtung angebahnt zu haben. Ohne ihn würde England vielleicht keinen Wordsworth und ebenso wenig einen Tennyson besitzen. Er selbst hat eigentlich in der englischen Literatur keinen Vorgänger gehabt, denn die gesammte lyrische Dichtung Englands vor ihm war, mit nur einzelnen wenigen Ausnahmen, bloßes Kunstproduct. Selbst Shakspeare's Herzensergüsse — wenn seine Sonette wirklich solche sind — sind nie ins Volksbewußtsein gedrungen, vielleicht eben der künstlichen Form wegen. Die einzige Volkspoesie Englands vor Cowper, nimmt man Marlowe's „Come live with me" und einzelne Lieder von Robert Herrick aus, hat daher in den Balladen bestanden, und derart ist die Lebenskraft solcher Producte, daß, als sie durch die Herausgabe von Percy's „Reliques" dem Volke wieder von neuem zugeführt wurden, sie, wie in Deutschland, auch in ihrem Vaterlande eine neue Poesie ins Leben riefen, wie sie England bis dahin nicht gekannt hatte. Hatte sich seitdem ein Mittelstand herangebildet, der an der frühern Hof- und Ritterpoesie keinen Gefallen finden konnte, so mußte auch ein entsprechender Dichter erstehen, um der neuen Klasse zu genügen, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen, ihre Sprache zu sprechen. Und so hat man William Cowper mit Recht den „Dichter des Mittelstandes" und seine Dichtung die „des Stillebens" genannt. Es heißt von ihm bei Chambers:

> Wir haben größere und erhabenere Dichter als Cowper, aber keinen, der so gänzlich mit unserm täglichen Dasein verwachsen, so vollständig unser Freund, unser Begleiter in der Waldeinsamkeit und in Augenblicken des ernsten Gedankens wäre. Wir finden ihn stets sanft und liebevoll, selbst in seinen vorübergehenden Anfällen ascetischer Dunkelheit — einen reinen Spiegel von Liebe, Bedauern, Gefühlen und Wünschen, die wir alle gehegt haben oder gern hegen möchten! Shakspeare, Spenser und Milton sind Geister ätherischer Art; Cowper aber ist ein unwandelbarer und werthvoller Freund, dessen Gesellschaft wir wol zuweilen für die glänzenderer und anziehenderer Genossen vernachlässigen mögen, dessen nie wankende Treue aber und Reinheit des Charakters, mit reichen geistigen Gaben verbunden, im stillen sich unser immer wieder bemächtigt und uns auf immer mit ihm verbindet.

Kann man wol einem Dichter Größeres nachrühmen? Unter den heutigen deutschen Dichtern könnten wir nur etwa Geibel ihm an die Seite stellen; doch ist auch dieser so volksthümliche Dichter nicht entfernt in dem Maße ins Volk gedrungen wie Cowper, dessen Verse vollständig so Gemeingut in England sind wie in Deutschland vielleicht nur Schiller's. „Ihm war es übrigens vergönnt", bemerkt Borel, „schon bei seinem Leben die Volksstimme für sich zu gewinnen. Die Leute von Geschmack lasen ihn der Anmuth seines Stils, die Denker seiner religiösen Tiefe wegen", und wie bei seinen Lebzeiten, so las man ihn auch noch lange nach seinem Tode, und keiner der neuern Dichter hat sein Andenken zu verdrängen vermocht, so sehr sind seine Gedanken, seine milde Weisheit, seine der Tiefe des Herzens entstammenden, anspruchslosen Dichtungen in Fleisch und Blut des Volks übergegangen. Er ist vorzugsweise der englische Familiendichter, the poet of the fireside, geblieben, und wir stimmen mit dem Uebersetzer überein, wenn er sagt, Cowper sei ein dem deutschen Volksgeist verwandter Dichter. Wenn er aber hinzufügt, er verdiene deshalb um so mehr, in Deutschland bekannt zu werden, „als wir nicht das Glück haben, daß einer unserer großen Classiker auch ein ernster Christ war und in allen seinen Schöpfungen für jedes Ohr in der Familie, auch für das kindliche, taugt", so müssen wir befürchten, wir haben es mit einem Pietisten zu thun, dem, wie einst den Puritanern in England, die echte Kunst ein Abscheu ist und dem eine fromme Hymne höher steht als eine Horazische Ode oder Goethe's Fischerlied.

Gegen eine solche Auffassung unsers Urtheils über Cowper müssen wir entschieden Verwahrung einlegen. Eine derartige Geschmacksverirrung möchten wir uns nicht zu Schulden kommen lassen, wenn wir dem Dichter, den wir gern mit dem Uebersetzer als „harmlos" bezeichnen wollen, sein ihm gebührendes, aber auch nicht mehr als sein ihm gebührendes Verdienst zuerkennen. Biographen und Uebersetzer, die sich in ihren Gegenstand vertieft und mit Herz und Seele eingelebt haben, verfallen leicht in den hier gerügten Irrthum; sie verlieren die Klarheit des Urtheils und sind mehr oder minder verblendet. Die Kritik aber darf nie vergessen zu scheiden; denn das eben ist ja ihre Aufgabe: sie muß stets besonnen genug bleiben, um das richtige Maß im Lobe ebenso wie im Tadel einzuhalten. Eine gerechte Kritik darf eben weder unter- noch überschätzen. Dies ist zwar ein Gemeinplatz, doch mußte hier nothwendigerweise daran erinnert werden.

Was nun die Uebertragung selbst anlangt, so ist sie durchweg als gelungen zu bezeichnen; sie ist glatt und sauber und hat es verstanden, den Ton des Originals so genau wie möglich anzuschlagen. Hingegen beschränkt sich die Auswahl nur auf die kleinern Gedichte Cowper's, zu denen doch selbst die berühmte Ballade von „John Gilpin", die vorzüglich wiedergegeben ist, gezählt werden muß; von seinen größern Sachen jedoch, also von dem, was, wie Borel in der Einleitung erwähnt, Coleridge „a divine chit-chat", „ein göttliches Geplauder", genannt hat, enthält der vorliegende Band nichts. Vielleicht beabsichtigt der Uebersetzer, das Versäumte in einem zweiten Bande nachzuholen und dem deutschen Publikum wenigstens auszugsweise „The Table Talk", „The Task" u. s. w. vorzulegen. Erst dann nämlich würde das deutsche Urtheil dem Dichter gerecht werden können.

2. Lieder und Balladen von Robert Burns. Deutsch von Adolf Laun. Berlin, Oppenheimer. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Längst fest und wohlbegründet steht dieses Urtheil auch bei uns über den schottischen Sänger Robert Burns, und es wäre überflüssig, bei diesem Dichter des Längern zu verweilen. Ein Genius ersten Ranges, steht er unerschüttert im Tempel des Ruhms, und weder Zeit noch Mode wird ihn je aus seiner Nische verdrängen. Kein Wunder, daß er fortwährend die Uebersetzungslust unserer Landsleute anregt. Erst vor fünf Jahren brachte die hildburghausensche Sammlung eine treffliche Uebertragung einer größern Zahl der Lieder Robert Burns' von Karl Bartsch, und abermals liegt eine solche Auswahl — denn das sind sie, obschon

keine von beiden ſich ſo nennt — mit einer recht ſachkundigen Einleitung vor. Bekanntlich wird Burns ſtets als unmittelbarer Nachfolger — eigentlich ſollte es heißen als geiſtesverwandter Zeitgenoſſe — des eben beſprochenen Cowper genannt. Ob er dieſen ebenſo geleſen und gewürdigt hat, wie dieſer ihn, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, obwol erſteres jedenfalls angenommen werden darf. Wie dem indeſſen auch ſei, ſo iſt das Zuſammentreffen des Schotten mit dem Engländer in der Richtung aufs Natürliche gewiß nur ein rein zufälliges, und ſo ſtimmen wir mit Laun überein, wenn er ſagt: „Burns, ohne alle literariſche Tendenz und blos den Eingebungen ſeines Genius folgend, hat mit dem Zauber ſeines Wohllauts, ſeiner Friſche und Natürlichkeit nach einer langen, öden Periode die Herzen wieder zu treffen und zu rühren gewußt und gezeigt, was wahre Lyrik iſt.“

Nur wollen wir damit nicht wieder unſer Urtheil über Cowper umſtoßen und Laun auch darin beipflichten, wenn er von dieſem ſagt, er konnte wegen der Rauheit und Härte ſeiner Form nicht durchdringen. Die Literarhiſtoriker ſündigen nur zu oft durch ihren Schlendrian, durch die Art und Weiſe ihres Schematiſirens. Bei gleichzeitigen Größen namentlich kommt ſicher ſtets einer zu kurz: ungefähr ſo wie man von den Ehen ſagt, es ſei ſtets eine Hälfte die betrogene. Ein Shakſpeare verdunkelt, ob mit Recht oder Unrecht das wollen wir hier ganz dahingeſtellt ſein laſſen, alle ſeine Zeitgenoſſen; wie lange hat man ſich nicht bei uns darum geſtritten, ob Goethe oder Schiller der größere Dichter ſei; neben dem im heutigen England faſt alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmenden oder in der Mode ſeienden Tennyſon kann kaum ein anderer Dichter aufkommen, und wir haben es erlebt, daß ein ſonſt gar tüchtiger Kenner der engliſchen Literatur in Deutſchland den genialen, neue Bahnen brechenden Swinburne, der in ſeiner „Atalanta“ ein ſo glänzendes Zeugniß ſeiner dramatiſchen Begabung abgelegt, zu den Nachtretern des „Poëta laureatus“ gezählt hat. Durch die Sucht zu klaſſificiren, wird man ſelten dem einzelnen gerecht. Man urtheilt ſo gern nach der Schablone — wo bliebe ſonſt das Syſtem, was würde aus der Literaturgeſchichte werden? War ſchon Cowper nicht unterzubringen, war er ein Dichter, der ſeine eigenen Wege — die Wege des Herzens — wandelte, ſo iſt Burns vollends incommenſurabel, wie es jeder echte Genius iſt. Er mußte ſingen, wie es die Nachtigall im Walde muß, weil ſie nicht anders kann. Ein ſolcher Sänger läßt ſich nicht klaſſificiren — er iſt eben er ſelbſt: er iſt Robert Burns.

Iſt es aber richtig, daß auch der Genius jedesmal ein Kind ſeiner Zeit iſt, ſo leidet der Satz inſofern auf Burns Anwendung, als „die Poeſie“, wie Laun mit Recht ſich äußert, „den Schotten immer Herzensſache geblieben war. Sie lebte, als Burns geboren wurde, zugleich mit den hiſtoriſchen Erinnerungen und Traditionen, in den Weiſen der alten Minſtrelgeſänge und den neuern Jakobitenliedern noch fort, ſie waren kein todter Schatz, der Mund des geſangsfreudigen Volks hatte ſie lebendig erhalten, und gerade dadurch, daß Burns an das im Volke noch Vorhandene anknüpfte, iſt er ſo volksthümlich geworden.“

Nach dem Urtheil Carlyle's, der in den „Liedern“ die ausgearbeitetſten und vollſtändigſten Leiſtungen des Dichters findet, hat Laun ſich bei ſeiner Ueberſetzung meiſt auf dieſe beſchränkt: einige Balladen ſind wol auch mit aufgenommen, das Meiſterwerk Burns' aber, ſein „Tam O'Shanter“, vermiſſen wir auch hier wieder. Daß es übrigens dem Ueberſetzer gelungen, „nebſt Sinnestreue einigermaßen die Melodien des Schotten im reinen Fluß eines dem deutſchen Ohr wohltönenden Liedes durchklingen zu laſſen“, wollen wir ihm gern bezeugen.

Daſſelbe können wir den beiden nächſten Verſuchen, die noch zu beſprechen erübrigen, nachrühmen. Es ſind:

3. Enoch Arden. Ein Gedicht von A. Tennyſon. Ueberſetzt von F. W. Weber. Leipzig, Naumann. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.
4. Aylmer's Feld von Alfred Tennyſon. Aus dem Engliſchen übertragen von H. A. Feldmann. Mit einem Vorwort von Emanuel Geibel. Hamburg, Grüning. 1870. 16. 15 Ngr.

Für erſteres fehlen uns die zahlreichen Vorgänger zum Vergleich. Möglich, daß ein ſolcher ein noch günſtigeres Urtheil für den Ueberſetzer ergeben dürfte; wo aber ſo tüchtige und bewährte Dichter mit ihm um die Palme ringen, dürfte der Vergleich auch anders ausfallen und das Sprichwort ſich bewähren: „Der größte Feind des Guten iſt das Beſſere.“ Wir ſagen blos: dürfte, während uns vielleicht hier die beſte Uebertragung vorliegt. Jedenfalls beweiſt die Widmung an des Ueberſetzers Gattin, daß er den Geiſt des Gedichts richtig erfaßt hat. Sie lautet:

Im ſchlichten Buch ein einfach ſchlichtes Lied!
Ein Buch, das recht zu unſerm Hausrath paßt,
Zu Eich' und Eſche, wie zu Woll' und Leinen;
Ein Buch, ſo ſchlecht und recht wie du und ich
Und unſre lieben zwei: Gott ſegne ſie
Und ſegne ſie mit ſiebenfachem Segen!
Ein Lied, das ſelbſt des Reimes Putz verſchmäht,
So einfach wie des Dorfes Abendläuten,
Wenn Senſenwetzen von den Wieſen klingt;
So einfach wie die Blumen, die dort fallen,
Vom ſcharfen Hieb des ſcharfen Stahls gemäht:
Orchis und Schachtelhalm, Caltha und Kreſſe.
Wohl dir, du gute Frau, wohl dir und mir,
Daß unſer Herz noch bebt beim Abendläuten,
Daß unſre Augen froh gerührt noch ſehen
Der armen Wieſe reiche Gotteswunder:
Orchis und Schachtelhalm, Caltha und Kreſſe.

Vom letzten Gedicht des „Poëta Laureatus“ (Nr. 4) ſagt Geibel im Vorwort:

Schon öfters hatte ich mein Bedauern darüber ausgeſprochen, daß gerade dies bedeutende, für Tennyſon's Eigenthümlichkeit ſo bezeichnende Werk von keinem der bisherigen Ueberſetzer berückſichtigt worden, als mir zu meiner Freude im Laufe des vergangenen Frühjahrs die nachſtehende, in jeder Hinſicht gelungene Verdeutſchung von Freundeshand mitgetheilt wurde.

Wir freuen uns um ſo mehr über Geibel's Beurtheilung dieſes beſondern Gedichts, als wir gleich nach deſſen Erſcheinen daſſelbe Urtheil in der „Nordiſchen Revue“ gefällt und ſein Bedauern ſeitdem getheilt haben. Ebenſo erfreulich aber iſt es uns, daß Geibel dieſelbe Anſicht über Tennyſon als Dichter überhaupt hegt, die wir bereits bei mehrern Gelegenheiten ausgeſprochen haben. Er ſagt:

Tennyſon iſt kein bahnbrechender Genius, wie ſie zumeiſt nur im Beginn aufſteigender Literaturepochen hervortreten; er

trägt durchaus den Stempel einer eklektisch gewordenen Zeit. Aber er ist ein schönes, vielseitig durchgebildetes Talent, ein liebenswürdiger Charakter, ein gewissenhafter Künstler.... Zu Byron verhält er sich etwa wie Mendelssohn zu Beethoven.

Von der vorliegenden Dichtung bemerkt er:

Zu der umfangreichsten und interessantesten dieser socialen Lebensbilder gehört das Gedicht: „Aylmer's Field"... Ausgezeichnet durch poetische und rhetorische Gewalt wie durch glänzende Charakteristik behandelt es die in „Locksley Hall" lyrisch durchgeführten Motive in erschütternder Erzählung. Ein ergreifenderer Protest wider die Unnatur erstarrter Menschensatzung ist wol kaum aus der Feder eines Dichters geflossen.

Unsere Worte in gedachter Revue lauteten:

„Aylmer's Field" ist eine erschütternde, hochtragische Erzählung, die, als Strafpredigt gegen den Götzendienst, der mit dem Mammon getrieben wird, nach unserm Dafürhalten eine der wichtigsten socialen Fragen behandelt. Der ganze Zauber Tennyson'scher Poesie ist über diese Erzählung ergossen; keine Härte stört den melodischen Fluß oder verunstaltet das Ebenmaß dieser schwungvollen Verse, und die bilderreiche Sprache ist von einem Schliff, der fast alles von ihm bisher in dieser Beziehung Geleistete übertrifft.

Und so wollen auch wir diese Verdeutschung mit Geibel dem deutschen Leser empfehlen und ihn versichern, daß er ihr „manche genußreiche Stunde verdanken" werde.

David Asher.

Philosophische Schriften.

1. Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats. Eine kritische Untersuchung als Beitrag zur empirischen Psychologie von Otto Caspari. Leipzig, Voß. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Eine fleißige und achtungswerthe Studie mit vollständiger und kritisch gewandter Benutzung der einschlagenden Literatur. Neue leitende Gesichtspunkte oder tiefe Ideen werden freilich nicht zu Tage gefördert, aber der Laie bekommt einen guten Ueberblick über das gegenwärtig so wichtige Gebiet derjenigen Resultate der Physiologie und Psychophysik, welche geeignet sind, Schlüsse auf die Art des Zusammenhangs und der Beziehungen zwischen Leib und Seele zu gestatten. Der Verfasser, welcher ebenso wol dem Dualismus, der Leib und Seele als heterogene Elemente einander entgegensetzt, wie der unmotivirten (Fechner'schen) Indentification des individuellen Leibes mit der individuellen Seele entgegentritt, sucht mit Recht das einende Band in einer wesensgleichen Beschaffenheit beider Theile oder Seiten. Er acceptirt einen dynamischen Atomismus, der sich auf Fechner und Ulrici stützt, und betrachtet im Anschluß an die Leibniz-Herbart'sche Philosophie die Seele ebenfalls als ein ausdehnungsloses punktuelles Kraftwesen, als ein psychisches Atom, das irgendwo im Leibe seinen Sitz haben muß, aber mit der Fähigkeit der Ortsbeweglichkeit ausgestattet ist. Wenn der Verfasser der Erwägung Raum geben wollte, daß denjenigen Kraftwesen, die man materielle Atome nennt, nur deshalb ein punktueller Sitz im Raume zugeschrieben wird, weil ihre räumlichen Kraftwirkungen die Eigenthümlichkeit haben, sich in ihren ideellen Verlängerungen nach rückwärts in einem imaginären mathematischen Punkte zu schneiden, daß aber den räumlichen Kraftwirkungen der psychischen Kraftwesen diese nähere Bestimmung nicht zukommt, so würde er sich der Nothwendigkeit überhoben sehen, der bloßen Analogie und Gleichartigkeit zu Liebe die unräumliche Seele an einen räumlichen Punkt zu bannen, der im Leibe spazieren geht, und würde die Gleichartigkeit des Geistes und der Materie als an und für sich unräumlicher aber räumlich wirkender Kraftwesen erkennen. Es ist kaum zu glauben, daß beinahe ein Jahrhundert nach Kant's „Kritik der reinen Vernunft" eine zahlreiche Schule von Gelehrten sich noch über den „Sitz" der Seele den Kopf zerbricht und noch immer mit den alten Kategorien der Wolf'schen rationalen Psychologie in moderner Herbart'scher Aufarbeitung ihr Wesen treibt.

2. Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. Von Hermann Cohen. Berlin, Dümmler. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Wer es liebt, sich durch Essays anregen zu lassen, die einen glücklichen Gedanken skizzenhaft behandeln, ohne ihn allseitig zu verknüpfen und zu bewältigen, dem sei die vorliegende Schrift bestens empfohlen. Wennschon die dichterische Phantasie meiner Ansicht nach eine secundäre Erscheinung im Vergleich mit der plastischen Phantasie ist, und eine erschöpfende Erörterung der Natur der Phantasie mithin von letzterer ausgehen müßte, ohne die nebenherlaufende Abart der musikalischen Phantasie zu vernachlässigen: so schränkt der Verfasser sein Thema, die dichterische Phantasie, dadurch noch mehr ein, daß er den geistigen Stoff der Dichtung in keiner Weise berührt, sondern sich nur an das Gewand derselben, den sprachlichen Ausdruck mit seinen poetischen Bildern, hält. Sein Verdienst liegt darin, daß er ein unbequemes Problem, welches man sonst gern ignorirt, zu lösen sucht, nämlich die Frage: wie ist es möglich, daß ein gebildeter Mensch in der Poesie Anschauungen duldet und producirt, deren Falschheit ihm wissenschaftlich feststeht? Der Verfasser geht auf die Entstehung dieser poetischen Anschauungsweise zurück und zeigt, daß sie aus der mythischen entsprungen ist. Das mythische Bewußtsein ist noch durchaus einheitlich und kommt erst dann mit sich in Zwiespalt, wenn eine bessere wissenschaftliche Einsicht ihm die Unrichtigkeit seiner bisherigen Anschauungsweise zeigt. Aus diesem Conflict entspringt die poetische Anschauung, indem die alten Ideenverbindungen, die sich als Gleichungen nicht mehr behaupten können, nunmehr auf das Niveau der Vergleichungen herabgesetzt werden. Sie können aber deshalb nicht ganz verdrängt werden, weil sie besser als die wissenschaftliche Auffassungsweise im Stande sind, die Gefühlsgrundlage der Vorstellungen (Verfasser nennt dies mit einem sehr unglücklich gewählten Ausdruck die formale Seite der Vorstellungen) festzuhalten und zum bedingenden und verknüpfenden Moment der Ideenassociation zu machen. Die Behauptung derselben wird dadurch unterstützt, daß jeder Mensch in seiner Kindheit selbst eine Periode der mythischen Anschauung durchmacht, deren Apperceptionen im Gedächtniß haften bleiben, außer-

dem auch durch den Rückblick auf große anerkannte Vorbilder vergangener Zeiten, sowie durch die unwillkürliche, die Skepsis einschränkende Achtung vor dem lange Bestehenden, welche dasselbe als ein objectiv Beständiges erscheinen läßt. Bei jedem bedeutenden Fortschritt in der wissenschaftlichen Naturauffassung, bei jedem „Gewahrwerden einer fremden Cultur", wie Goethe sagt, wiederholt sich der Proceß der Ablösung von der Naivetät bisher unangetasteter mythischer Anschauungen, sodaß man dem Reichthum der Urzeit immer weiter entrückt wird. „Es ist eine Frage von der höchsten Bedeutung, ob es möglich sein wird, die mythischen Vorstellungen vollständig durch die wissenschaftlichen zu unterdrücken. Ein gründlicher Fortschritt kann nur auf diesem Wege erreicht werden." So sehr ich dem Verfasser im wesentlichen zustimmen muß, und so sehr ein Vergleich zwischen der Sprache Homer's und derjenigen der modernen Novelle oder des Romans diese Ansicht bestätigt, so dringend naht sich uns die Frage zur weitern Behandlung, inwieweit die sogenannte poetische Sprache als eine unerlaßliche Bedingung und als ein Lebenselement der Poesie selbst betrachtet werden könne.

Feuilleton.

Die „Revue des deux mondes" über Arthur Schopenhauer.

Das zweite Märzheft der „Revue des deux mondes" bringt unter der Ueberschrift: „Un bouddhiste contemporain en Allemagne" einen Essay von Challemel Lacour über Arthur Schopenhauer. Die Studie berücksichtigt auch die Werke über Schopenhauer von Frauenstädt, Gwinner, Lindner und Haym. Der Verfasser bezeichnet Schopenhauer's System jedenfalls richtig als „eine Doctrin, welche in der Philosophie einer der ausgesprochensten Neigungen des Jahrhunderts entspricht, der Neigung zu jener düstern Stimmung, welche seit funfzig Jahren in der Poesie vorgeherrscht und viele ernste Gemüther mit fortgerissen hat. Bei Schopenhauer steht neben dem Philosophen der Schriftsteller und der Denker *), und von diesen geht nichts verloren; sie streuen einen Samen aus, den unvorhergesehene Windstöße, den unsichtbare Strömungen weiter forttragen und von dem man sich wundert, wie er weithin befruchtend wirkt, ohne daß man sagen kann, woher er komme."

Sonst sagt uns Challemel Lacour wenig Neues und manches Unrichtige über die Schopenhauer'sche Philosophie. Das Interessanteste möchte die Darstellung seiner persönlichen Beziehungen zu dem merkwürdigen Philosophen sein. Dieser, sonst nicht leicht zugänglich, empfing gern Engländer und Franzosen. Lacour traf ihn in seiner Bibliothek, wo Kant's Büste von Hagemann gleich in die Augen fiel; er selbst saß gerade für die seinige, welche eine schätzbare berliner Künstlerin, Fräulein Ney, vollenden wollte. „Schopenhauer war damals 71 Jahre alt, Haare und Bart ganz weiß; aber es war ein munterer Greis, mit den Augen und Geberden eines jungen Mannes. Ein sarkastischer Zug um seinen Mundwinkel frappirte mich; er hatte nichts von der strengen Würde eines Fachphilosophen. Er empfing mich freundlich, aber ohne sich zu erheben und ohne aufzuhören mit den Liebkosungen seines schönen schwarzen Jagdhundes, die für die Menschen fast etwas Verletzendes hatten! Als er sah, daß mir dies auffiel, erzählte er, daß er den Hund Atma («Weltseele» im Sanskrit) genannt habe, daß er die Hunde liebe, weil er nur in ihnen die Intelligenz ohne die menschliche Heuchelei finde." Bei einer spätern Zusammenkunft an der Table-d'hote fand ihn Lacour an der Seite mehrerer Offiziere sitzen. Er sah, wie vor ihm, neben seinem Teller, ein Louisd'or lag, den er beim Aufstehen an sich nahm und in seine Tasche steckte. „Diese zwanzig Francs", sagte er, „lege ich seit einem Monat vor mich hin, mit der Absicht, sie den Armen zu geben an dem Tage, wo diese Herren während des Mittagessens von etwas anderm gesprochen haben werden als von Avancement, von Hunden und Frauen. Ich kann sie noch immer in die Tasche stecken." Diese Aeußerung gab Veranlassung zu einer Diatribe gegen die Frauen, wie man sie von Schopenhauer gewöhnt ist. Die Frauen haben nach seiner Ansicht am meisten dazu beigetragen, der modernen Welt das Böse, an dem sie leidet, zu inoculiren. Er vergleicht sie mit dem Tintenfisch, der sich in eine schwarze Wolke hüllt, seine Tinte ausspritzt und das Wasser trübt. Das sind die Waffen der Frauen. Als Lacour den Fortschritt der Menschheit betonte, rief Schopenhauer aus: „Der Fortschritt ist eure Chimäre, er ist der Traum des 19. Jahrhunderts, wie die Auferstehung der Todten der des 10. Jahrhunderts war; jede Zeit hat ihren Traum. Wenn ihr eure Vorrathsspeicher und diejenigen der Vergangenheit erschöpft, euere Kenntnisse und Reichthümer noch höher aufgethürmt haben werdet, wird der Mensch denn, gegenüber diesem riesigen Haufen, weniger klein erscheinen? Armselige Emporkömmlinge, bereichert mit dem, was ihr nicht gewonnen habt, stolz auf das, was euch nicht gehört, anmaßende Bettler, die ihr Aehren lest auf dem Feld der ersten Erfinder, und die ihr euere Ruinen plündert, vergleicht doch, wenn ihr es wagt, ihr, die ihr euere Entdeckungen mit so großem Pomp verkündet, die Algebra mit der Sprache, den Druck mit der Schrift, euere Wissenschaft mit den einfachen Berechnungen derjenigen, die zuerst den Himmel betrachteten, euere „steamers" mit der ersten Barke, der ein Verwegener ein Segel und ein Steuerruder gab! Was sind eure Ingenieurs und Chemiker neben denjenigen, die euch das Feuer, den Pflug und die Metalle gegeben haben? Ihr habt aus diesem allen göttliche Geschenke gemacht, ihr habt recht gehabt. Warum denn seid ihr so anmaßend? Ich sehe die Pyramide wachsen, die ihr nicht begonnen habt, die ihr nicht vollenden werdet; aber wird der letzte Arbeiter, der sich auf ihre Spitze niedersetzen wird, größer sein als derjenige, der den ersten Block dazu legte? Erzählt mir zum tausendstenmal euere langweiligen Geschichten, und wenn die vergangene Größe euch nicht genügt, nehmt die Zukunft vorweg, scheut euch nicht zu prophezeien. Macht den Wechsel der Bühne noch mannichfaltiger, vermehrt die Zahl der Schauspieler, ruft die menschlichen Massen auf die Bühne, erfindet Peripetien, wenn eure Phantasie reich genug dafür ist. Diese Geschichten sind wie die Dramen von Gozzi: die Motive, die Vorfälle wechseln in jedem Stück und wiederholen sich nie, aber der Geist, der die Vorfälle beherrscht, ist unwandelbar, die Katastrophe stets vorauszusehen, die Personen sind immer dieselben. Trotz aller Erfahrungen und aller Züchtigungen bleibt Pantalon immer gleich plump und geizig, Tartaglia immer gleich schelmisch, Brighetta immer gleich feige, Colombine immer gleich kokett und treulos. Glücklicherweise finden sie ein Parterre, das stets bereit ist, das Stück des Abends zu beklatschen, weil es sich nicht mehr auf das Stück des vorhergehenden Abends besinnt. Mit Entzücken, mit offenem Munde, erwartungsvoll folgen die Zuschauer dem Fortschritt der Dinge bis zur Entwickelung, deren Einförmigkeit sie in Erstaunen setzt, ohne sie zu entmuthigen."

*) Unter „Philosoph" versteht Lacour offenbar den „systematischen" Denker, unter „penseur" den Mann der freien „Aperçus".

Rudolf Westphal über den deutschen und italienischen Reim.

Der berühmte Verfasser der „Metrik der Griechen" Westphal hat sich schon früher auch auf dem Gebiete der deutschen Grammatik bewegt. Seine Untersuchungen über die gothischen Auslantsgesetze sind geradezu als epochemachende zu bezeichnen,

Sie waren ebenso wichtig für die Sprachvergleichung wie für die deutsche Grammatik speciell. Neuerdings wandte sich Westphal noch eindringlicher diesen Disciplinen zu, welche ihm nach seinem eigenen Bekenntnisse seit dem ersten Beginne seiner Studienzeit vor allem die liebsten geblieben sind. Eine Frucht dieser sprachwissenschaftlichen Studien ist seine „Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache“ (Jena, Mauke, 1869). In diesem trefflichen Werke sind zwei Bestandtheile zu einem einheitlichen Ganzen verwebt, der eigentliche grammatische und der sprachphilosophische, und beiden Bestandtheilen ist im Buche eine gleichberechtigte Stellung gegeben. Bei dieser Anlage konnte nicht das gesammte germanische Sprachmaterial umfassend verzeichnet werden, wie es bei Jakob Grimm geschehen, sondern das Hauptaugenmerk ist dem Gothischen und unsern beiden ältesten Dialekten, dem Althochdeutschen und Altniederdeutschen, zugewandt. Das Werk handelt zuerst vom Worte im allgemeinen und von seiner lautgeschichtlichen Gestaltung, unter welcher Rubrik die Wurzeln, dann die Stämme und Flexionen besprochen werden. Das zweite Kapitel ist dem Verbum gewidmet und gibt zuerst eine genetische Entwickelung der Verbalflexionen und sodann eine Darlegung der germanischen Conjugation. Schon aus dieser Inhaltsangabe ist ersichtlich, daß in dem vorliegenden Werke der Stoff nicht erschöpft ist, sondern daß in ihm nur die ersten Theile der Grammatik ihre Darstellung gefunden haben. Der Verfasser stellt eine abschließende, schon druckfertige zweite Abtheilung von gleichem Umfange in Aussicht; wir wollen hoffen, daß auch diese recht bald der Oeffentlichkeit übergeben werde.

Westphal kommt in den Einleitungsworten auf die Vorzüge der deutschen Sprache im Hinblick auf die der romanischen und slawischen Nachbarvölker zu sprechen. In unserer deutschen Sprache herrscht von ältester Zeit bis auf den heutigen Tag trotz der großartigsten sprachlichen Revolutionen eine so durchsichtige Ordnung im Consonanten- und Vocalbestande der Wurzeln, daß sich für diese letztern die zu Grunde liegende ur-indogermanische Form auf wissenschaftlichem Wege selbst aus unserer neuhochdeutschen reconstruiren läßt, wogegen in den romanischen und slawischen Sprachen der Wurzelschatz sich von der Urgestalt fast zur Unkenntlichkeit depravirt hat. Dagegen hat sich der Deutsche in Beziehung auf den alten Reichthum tönender Flexionsendungen weniger haushälterisch gezeigt. Von der Zeit an, seit welcher uns die einzelnen germanischen Dialekte in schriftlichen Denkmälern vorliegen, läßt sich das Streben, den alten Vocalbestand der Endungen immer mehr und mehr zu verdrängen, von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter verfolgen, bis dann der Vocal der Endung zu tonlosem e herabsinkt. Daher die Unscheinbarkeit der deutschen Wortausgänge gegenüber den klingenden Vocalen der Romanen und Slawen. „Doch“, fährt Westphal fort, „schämen wir uns dieser unserer Armuth nicht: sie ist die durch größere geistige Rührigkeit bedingte Entäußerung eines entbehrlich gewordenen Materials, welche zugleich das höhere Culturleben des germanischen Stammes und seine größere Berechtigung auf eine hervorragende geschichtliche Stellung documentirt.“

Weiterhin weist Westphal in einer Anmerkung auf den Unterschied des deutschen und andererseits des romanischen und slawischen Reims hin und charakterisirt insbesondere den deutschen und italienischen Reim. Diese Bemerkungen sind in hohem Grade feinsinnig, weshalb wir sie hier herausheben möchten. Zuerst wird als allgemeines Kennzeichen des Reims hingestellt, daß er diejenigen Wörter zweier Sätze oder Satztheile, auf welchen der vorwiegende logische Nachdruck ruht, durch Gleichheit des betonten Vocals und der auf ihn folgenden consonantischen und vocalischen Laute hervorhebe: „In der deutschen Poesie, wo kein guter Dichter ein tonloses Formwort als Reimsilbe gebrauchen mag, ist die dem Reime als Grundlage dienende betonte Silbe jedesmal eine Wurzelsilbe, und gerade die Wurzelsilbe ist dasjenige Element des Worts, in welcher sich der durch die reimende Poesie hervorzuhebende Begriff ausspricht. Hat nicht schon mancher Deutsche die Italiener, die Spanier um die Fülle ihrer einen mannichfachen Vocalwechsel gestattenden weiblichen Reime beneidet? Haben nicht in neuester Zeit die Verehrer des Dante das Urtheil gefällt, daß die deutsche Sprache, eben weil ihr diese Art der Reime fehlt, jenen Dichter überhaupt gar nicht im Schmucke des reimenden Verses, sondern lieber in Prosa wiedergeben sollte? Es ist wahr, der weibliche Ausgang bei italienischen Versen fällt wohlklingender ins Ohr als bei unsern deutschen, dafür aber hat in unzähligen Fällen der italienische und überhaupt der romanische Reim nicht die logische und die eigentlich dichterische Bedeutung des deutschen; denn es ist ja fast das Gewöhnliche, daß er nicht die für den Begriff charakteristische Wurzelsilbe hervorhebt, sondern auf eine für diese ganz gleichgültige Endsilbe fällt — er ist ein lediglich ornamentistisches, aber kein mit dem wahren Wesen der Poesie in näherm Zusammenhange stehendes Element; das letztere ist blos in der germanischen Poesie der Fall.“

Bibliographie.

Bernhardi, W., Schulze und Müller als siamesische Zwillinge oder ich bin Ihnen sehr verbunden. Komisches Trauerspiel. Berlin, Bergmann. 8. 2½ Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von F. Pfeiffer. 1ster Bd.: Walther von der Vogelweide herausgegeben von F. Pfeiffer. 3te Aufl. herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Delitzsch, J., Die Gotteslehre des Thomas von Aquino kritisch dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.

Fernando Cortez. Historischer Roman aus der Zeit der ersten Kämpfe zwischen Indianern und Spaniern in Mexiko. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gerlach's Licht und Bismarck's Finsterniß. Von einem Oesterreicher. Braunschweig, Sievers u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gottesidee und Cultus bei den alten Preussen. Ein Beitrag zur vergleichenden Sprachforschung. Berlin, Peiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Griesinger, T., Zwölf Schicksalswege. Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit. 3 Bde. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Hopf, C., Die Einwanderung der Zigeuner in Europa. Ein Vortrag. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 Ngr.

Die Insurrektion in Dalmatien. Eine historisch-kritische Darstellung der österreichischen Kriegsoperationen in der Bocha von Cattaro. Wien, Perles. Gr. 8. 15 Ngr.

Mühlfeld, J., 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Rötschke. Gr. 8. 4 Ngr.

Mützelburg, A., Die Enterbten. Roman. 2 Bde. Berlin, Brigl. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nippold, F., Die Gleichnisse Jesu und das Gottesreich in der Gegenwart. Ein wissenschaftlicher Vortrag. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Die zweite deutsche Nordpolar-Expedition. Officielle Mittheilungen des bremischen Comités. Braunschweig, Westermann. Lex.-8. 16 Ngr.

Otfrid, Christi Leben und Lehre besungen. Aus dem althochdeutschen übersetzt von J. Kelle. Prag, Tempsky. 8. 2 Thlr.

Paulus, E., Ein Ausflug nach Rom. Vortrag. Stuttgart, Neff. 8. 8 Ngr.

Pitawall, E., Marie Antoinette, Frankreichs hingerichtete Königin, oder: Oesterreicherin und Französin. Historisch-romantische Geschichte. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Raabe, W., Der Schüdderump. 3 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 5 Thlr.

Rittershaus, E., Freimaurerische Dichtungen. Leipzig, Findel. Gr. 16. 10 Ngr.

Rückert, F., Gedichte. Auswahl des Verfassers. 2 Thle. 16te Aufl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Schmidt, H., Concilien in alter und neuer Zeit. Vortrag, gehalten in Karlsruhe und Stuttgart. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 6 Ngr.

Söltl, Fürsten-Ideal der Jesuiten in einem treuen Spiegelbilde dargestellt. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Br. 8. 18 Ngr.

Spiegel, G. v., Sein oder Nichtsein nach dem Tode? Eine Vorlesung. Dresden, Burdach. 8. 8 Ngr.

Spiller, P., Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte. Populäre Kosmogonie. 1ste Lief. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, A., Historische Bilder aus der alten Welt. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stifter's, A., vermischte Schriften. Herausgegeben von J. Aprent. 2 Bde. Pest, Heckenast. Br. 8. 2 Thlr.

Stöckl, A., Für die Infallibilisten. Eine Duplik der Münster'schen Dozenten, Döllinger-Adressanten. Münster, Brunn. Gr. 8. 6 Ngr.

Stokar, C., Die Inspiration der heiligen Schrift. Ein Versuch zur Verständigung. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 4 Ngr.

Stolz, A., A B C für große Leute. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Troschke, T. Freih. v., Die Militär-Literatur seit den Befreiungskriegen mit besonderer Bezugnahme auf die „Militair-Litteratur-Zeitung“ während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens von 1820—1870. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolff, P. H., Jerusalems Opfertod. Das Lied von der Völkerfreiheit. Epos in 15 Gesängen. Berlin, Wegener. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 14. April 1870.

Umschau auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Unterhaltungslektüre.

1. Die Notabilitäten der Thierwelt. Dargestellt in sechs Bilderkränzen von W. Ahlers. Berlin, Wiegandt und Hempel. 1869. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben dies Werk mit Interesse gelesen und wünschen ihm einen recht großen Kreis von aufmerksamen und wohlwollenden Freunden. Der Verfasser hat zum Herbeischaffen des sehr reichen Materials einen enormen Fleiß an den Tag gelegt, er ist Mann von Fach und zeigt in der Auswahl der Bilder nicht blos ein zuverlässiges Wissen, sondern auch einen feinen Geschmack und eine warme Liebe zur Sache. Er sandte das Manuscript der Versammlung des vierten internationalen Thierschutz-Congresses zu Paris 1867 mit der Bitte zu, die Dedication sich gefallen lassen zu wollen. Die wohlwollende motivirte Befürwortung durch seine Freunde, Pastor Böbeker aus Hannover und Legationsrath Baron von Ehrenstein aus Dresden, bewirkte eine ehrenvolle Gewährung der Bitte. Der Congreß übernahm dadurch gleichsam Pathenstelle für das geistige Kind des Verfassers und gab ihm zu seinem Fortkommen eine wichtige Empfehlung.

Um nun mit dem Inhalte des Buchs näher bekannt zu machen, lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser gleich auf den ersten Kranz, wobei den Bildern der Säugethiere mit Recht der Vorrang gegeben wird. Das erste Bild ist das von Barry, dem berühmtesten Hunde des St.-Bernhard. Die Bernhardinerhunde sind wahrscheinlich eine Mittelrasse der englischen Dogge und des spanischen Wachtelhundes, nach andern sollen sie von einer dänischen Dogge abstammen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Graf Mazzini von einer nordischen Reise aus Grönland mitgebracht hatte und die sich dann mit einem wallisischen Schäferhunde paarte. Sie sind meistens ziemlich groß, langhaarig, dunkelbraun und weiß gefleckt, von starkem Knochenbau und wohlgeformtem Kopfe. Der Barry rettete nicht weniger denn vierzig Menschenleben. So wie sich Schneegestöber einstellte, regte sich in dem Thiere ganz unverkennbar ein Trieb ins Freie, und wenn dann gar der schreckliche Donner eines Lavinensturzes sein Ohr traf, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Rastlos streifte er nun umher, machte sich durch lautes Bellen bemerkbar und spürte mit Nase, Aug' und Ohr nach, ob nicht irgendwo ein Mensch im Unglück sei, dem er Hülfe geben könnte. Und nun wird zur Verherrlichung des schönen Bildes die Erzählung der schon oft besprochenen edelsten That des berühmten Hundes gegeben. Eine Mutter mit ihrem Knaben war von einer Lavine verschüttet; jene wahrscheinlich unmittelbar getödtet, während dieser sich aus der Schneemasse emporgearbeitet hatte, aber vor Kälte, Hunger, Schmerz und Müdigkeit dem Lebensende schon ganz nahe war. Der Hund, so vermuthet man, hört das Wimmern des Kindes:

> Er läuft nun zu ihm hin, und indem das kluge Thier seinen Kopf erhebt, sieht das weinende Knäblein das stärkende Getränk und das Brot, welches alle Genossen bei ihrem Dienste in einem am Halsbande befestigten Körbchen mit sich führen. Das Kind, welches das Anerbieten vom großen zottigen Thiere nicht verstand, zitterte sicher auch noch mehr vor Schrecken und machte weinend eine Bewegung sich zurückzuziehen. Doch der Hund, wie mit Menschenverstand ausgerüstet, strebt das unglückliche Kind zutraulicher und muthiger zu machen, indem er sanft seine Pfote auf die kleinen Füße des Knaben hebt und ihm die vor Kälte schon halb erstarrten Händchen ableckt. Durch diese friedlichen und freundschaftlichen Beweise schien das Knäblein beruhigter und immer zutraulicher zu seinem vierfüßigen Wohlthäter geworden zu sein. So machte es einen Versuch, sich zu erheben; aber die kleinen Beine, die Aermchen, der ganze Körper waren so erfroren und steif, daß er nicht gehen konnte. Diese große Noth schien nun das Mitleid des edeln Hundes um so mehr zu erwecken, sodaß er durch ein ausdrucksvolles Zeichen dem Kleinen zu verstehen gibt, sich auf ihn zu setzen.

Das Thier bringt so seine hülfsbedürftige Bürde zum Kloster, verschafft sich mit dem Läuten der Nothglocke Einlaß und überläßt das gerettete Kind den menschen-

freundlichen Klosterbrüdern. Das Kind fand nach seiner Rettung und Genesung in einem reichen Kaufmann aus Bern einen liebevollen Adoptivvater.

Um das erste Bild in mannichfaltigster Weise zu erläutern, ist auch von dem berühmten Hunde die Rede, welcher die Garnison der Akropolis in Korinth aufweckte; von dem schrecklichen Bezerillo, der Hunderte nackter Amerikaner zerriß; von dem Hunde jenes Henkers, der auf Befehl seines Herrn einen geängstigten Reisenden zum Schutz durch einen langen finstern Wald begleitete; von Dryden's Drachen, der auf den Wink seines Herrn sich auf vier Banditen stürzte, zwei davon erwürgte und die andern beiden in die Flucht jagte; von dem Müllerhunde, der anzeigte, daß ein Kind ins Wasser gestürzt; von dem Hunde Benvenuto Cellini's, der die Goldschmiedegesellen wach zerrte, als er merkte, daß man seinem Herrn Juwelen stehlen wollte u. s. w. Doch gebührt vor allen dem Barry die höchste Ehrenkrone, und wir finden es natürlich, wenn unser Verfasser, ähnlich wie der liebenswürdige Thierfreund Scheitlin zu St.-Gallen, von dem Barry voll hoher Begeisterung redet.

Zur Vollendung dieses ersten Kranzes wird dann die Katze des Mohammed, der Bucephalus Alexander's, der Löwe des Androclus, der Esel von Abdera, die Eselin Bileam's, die Kraniche des Ibykus, das Pferd des Ibykus, die Hunde des Lazarus, der Hund des Pyrrhus u. s. w. als Bilderschmuck ausgewählt und ansprechend geordnet ineinandergewoben.

Ganz auf dieselbe Weise sind dann auch die übrigen fünf Kränze mit ebenso belehrenden als sinnigen und anziehenden Thierbildern geschmückt.

Charakteristisch ist aber noch der Schluß des Ganzen. Denn obgleich der Verfasser schon eine recht große Reihe von Thiernotabilitäten bildlich in Kränze geflochten hat, so war es doch rein unmöglich, alle zu verwenden, daher entstand nun schließlich ein tumultuarisches Brummen, Knurren, Pfeifen, Zischen und Rauschen von denen, welche noch unbeachtet geblieben waren. Da ruft der Verfasser in seiner Noth:

> Wohlan denn, was bleibt uns anders übrig? — Ihr Edeln alle, du Soter von Korinth, ihr Spatzen Walther's von der Vogelweide, du Katze Whittington's, du Spinne Robert Bruce's, du Hund Duval's, du Roß des Bevros, du Elefant des Ptolemäus, du Esel Ludwig's XI., du Adler des Gilgamos, ihr Tauben von San-Marco, du Ochse Cäsar's, du Sperling des Trojanischen Kriegs, ihr Hirsche des Andronicus . . . . . . und ihr übrigen alle, die ihr sonst noch hochberühmte Namen tragt und hier um uns herumsteht, ihr Erlauchten, Großwürdenträger . . . . . Eure Beschwerden — wir gestehen es freimüthig — sind allerdings wohl begründet, eure Ansprüche und Erwartungen nur zu gerechtfertigt! — Aber . . . ultra posse nemo tenetur, oder über die Möglichkeit hinaus wird niemand verpflichtet. Denn es fehlt uns, wie ihr seht, zur Zeit an würdigen Plätzen, und das Publikum hat sich bereits verlaufen, und man darf auch nicht zu viel von seiner Geduld verlangen.

Diese und noch andere passende Worte bewirken vor der Hand eine Beruhigung und ein friedliches Heimgehen. Ob die Unruhe aber nicht bald wiederkehren wird und der Verfasser sich dann nicht zu einem neuen Theile der lieblichen Bilderkränze verstehen muß, ist sehr die Frage.

2. Ueber Föhn und Eiszeit. Mit Nachtrag: Der Schweizer-Föhn. Entgegnung auf Dove's gleichnamige Schrift von H. Wild. Bern, Jent und Reinert. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Buch enthält 1) die am 15. November 1867 von dem Verfasser zu Bern gehaltene Rectoratsrede über Föhn und Eiszeit, worüber Dove in seiner Nachtragsschrift „Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco" so erbittert den Stab gebrochen hat, und liefert 2) eine Entgegnung auf Dove's Beschuldigung. Wenn man die Rede Wild's mit unbefangener Ruhe gelesen hat, so kann man es nicht recht begreifen, warum der berühmte Dove daran ein so gewaltiges Aergerniß nehmen konnte. Denn Wild ist gar kein so entschiedener Gegner der Dove'schen Ansicht über Föhn, wie es Dove in seiner Aufgeregtheit annimmt, und, genau erwogen, spricht die Rede sogar viel mehr zu Dove's als zu dessen Gegner Gunsten. Daher ist es denn auch erklärlich, warum Wild in gerechter Entrüstung gegen die heftige Beschuldigung Dove's das Wort ergreift. Der Verfasser sagt:

> Wir Schweizer sind vielleicht weniger Gelehrte als Dove, besitzen auch wol in Sachen der Meteorologie keinen so reichen Erfahrungsschatz und können vielleicht hier und da unklare oder dunkle Andeutungen in Schriften Dove's misverstanden haben, aber wir sind jedenfalls ehrliche Männer, die auch in wissenschaftlicher Controverse Verkehrungen u. dgl. verwerflich finden und verwerfen und denen die Erforschung der Wahrheit höher steht als die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes.

Ob er mit diesem Ausspruche für alle seine Landsleute einstehen kann, wollen wir nicht näher untersuchen.

Es ist sehr zu beklagen, daß dieser für wissenschaftliche Zwecke so fruchtbare Streit eine so kleinliche persönliche Richtung angenommen hat. Die Schweizer sind darüber empfindlich verletzt, daß ein berliner Stubengelehrter den Charakter des Föhn und dessen Ursprung besser kennen will als sie selbst; und Dove ist höchst unangenehm davon berührt, daß man gegen ein auf streng wissenschaftlichem Wege gewonnenes und von den Männern von Fach jahrelang für wahr gehaltenes Resultat gewagt habe Zweifel aufzustellen; er kann's nicht gut vertragen, Unrecht zu haben, und sieht jede Einrede fast immer als einen Angriff auf seine Autorität an. Leider ist der Kampf jetzt sehr von der Hauptsache abgezogen. Es scheint, als wenn auch die Schweizer nicht mehr daran glauben, daß der Föhn ausschließlich ein Wüstenwind Afrikas sei; und damit hätte Dove im wichtigsten Punkte recht. Der Streit, ob der Föhn ein feuchter oder trockener Wind sei, wird wol schwerlich ganz geschlichtet werden können, da der dabei zu Grunde gelegte Maßstab eine gar zu relative Bedeutung besitzt und die Entscheidung nicht gut früher gegeben werden kann, als bis man bei allen vorkommenden Fällen über den ganzen Weg des Windes sich Rechenschaft abgelegt hat.

3. Taxidermie oder die Lehre vom Conserviren, Präpariren und Naturaliensammeln auf Reisen, Ausstopfen und Aufstellen der Thiere, Naturalienhandel u. s. w. Dritte Auflage von C. L. Brehm, „Die Kunst, Vögel als Bälge zu bereiten u. s. w." in gänzlicher Umarbeitung von Philipp Leopold Martin. Mit 5 lithographirten Tafeln nach Zeichnungen von Friedrich Specht. Weimar, B. F. Voigt. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist dies eigentlich der erste Theil von dem beabsichtigten dreitheiligen größern Werke des Verfassers,

welches den Titel „Die Praxis der Naturgeschichte" führt. Der Verfasser hält besonders in der Naturgeschichte eine Theilung der Arbeit für nothwendig. Man müsse hier die wissenschaftliche Thätigkeit von der praktischen sondern. Wir glauben, daß man diese Ansicht schon längst als eine unbezweifelt richtige angesehen hat, nur möchte man darin nicht mit dem Verfasser einerlei Meinung sein, daß die beiden Arbeitskreise so streng voneinander gesondert werden und jeder ganz selbständig auftreten müßte. Dem Professor der Naturgeschichte darf die Praxis seines Fachs nicht fehlen, sowie auch dem mehr praktisch gebildeten Conservator die wissenschaftliche Grundlage nicht abgehen darf. Sie arbeiten beide an einem innig zusammengehörigen Ganzen, und die Trennung wäre eine unnatürliche, wenn sie einen andern Charakter annähme als eine bloße Erleichterung der Arbeit durch ein Vertheilen auf zwei oder mehrere Kräfte. Doch abgesehen von dieser Verschiedenheit der Ansichten ist das vorliegende Werk ein wahrer Schatz für die praktische Naturgeschichte. Für die jungen Leute, welche selbständig Hand an die Erweiterung ihres Wissens und Könnens legen wollen, ist hier ein vortrefflicher Wegweiser geboten, und für die schon fertigen Männer der Wissenschaft liefert das Werk noch viele beherzigenswerthe Winke, welche für das praktische Leben passen, weil sie alle auf dem Wege der unmittelbaren Erfahrung gewonnen sind. Wir halten es nach dieser Andeutung nur noch für nöthig, die Titel der Hauptkapitel namhaft zu machen: „I. Conserviren und die Lehre von den Conservirmitteln"; „II. Präpariren und Naturaliensammeln auf Reisen"; „III. Taxidermie oder das Ausstopfen der Thiere"; „IV. Naturalienhandel". Zum Schluß wird noch auf die hierhergehörende Literatur hingewiesen und eine besondere Erklärung der angehängten fünf Tafeln gegeben. Diese Tafeln enthalten die Thiere und Apparate in ganz ausgezeichneter Darstellung, sie sind wahre Meisterwerke.

4. Bilder und Skizzen aus der Naturkunde. Gesammelte populäre Aufsätze von G. A. Martin. Mit 50 Holzschnitten. Wien, Lechner. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese Aufsätze haben schon in verschiedenen der Unterhaltung dienenden Journalen einen kleinern Kreis der Veröffentlichung durchgemacht, und es wird ihnen nun die Gelegenheit geboten, einen neuen und noch größern Umlauf zu machen. Für ihren Inhalt, die populäre Naturwissenschaft, ist im Publikum jetzt ein allgemeines lebhaftes Interesse erwacht, daher wird es ihnen an guter Aufnahme nicht fehlen, zumal der Inhalt sich ebenso ausführlich über die mikroskopische wie die teleskopische Welt erstreckt und dabei der Naturgeschichte ebenso bereitwillig wie der Naturlehre dient. Und was die Art der Behandlung des reichen Materials betrifft, so paßt sie vortrefflich für das denkende gebildete große Publikum; Belehrung ist Hauptzweck, aber durchaus keine breite Schulmeisterbelehrung, sondern eine Herz und Geist erfreuende gemüthliche Besprechung der munter durcheinandergewürfelten Tagesfragen.

Zu einer speciellern Besprechung des Buchs lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser zunächst auf die „Wanderlust der Vögel". Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß auch uns Menschen fast alljährlich eine große Wanderlust anwandelt. Obgleich dies nun bei den Vögeln eine ähnliche Veranlassung haben kann, so sprechen dabei doch noch manche andere Umstände mit, welche der Sache mehr den Stempel der Nothwendigkeit als der freien Wahl aufdrücken. Was der geistreiche, scharfsinnige Beobachter Brehm über diesen Gegenstand gesagt hat, wird in der Hauptsache mitgetheilt. Es steht zunächst fest, daß die Vögel unsere Gegend verlassen, um der eintretenden Kälte und dem Mangel an Nahrung auszuweichen, daß sie dagegen zu uns zurückkehren, wenn sie durch übertriebene Wärme und Spärlichkeit der Nahrungsmittel von dem fernen Süden wieder nach Norden ausgewiesen werden. Doch erklärt dies noch nicht alles. Es wohnt den Thieren ein unbezähmbarer Trieb zum Wandern inne, wovon wir die ganze Ursache noch nicht kennen. Der Verfasser sagt:

> In Aegypten weilen das ganze Jahr hindurch zwei Schwalbenarten, und unsere in weit kälterm Klima geborenen Schwalben bleiben auf ihrem Zuge nicht bei ihnen, obgleich sie alle Bedingungen ihrer Existenz dort vorfinden; sie wandern weit hinaus und verweilen nicht in Nubien, nicht in den insektenreichen Steppen von Ost-Sudan, nein, fort müssen sie bis in das innerste Herz des fremden Erdtheils. Was treibt sie so weit, wenn nicht die Wanderlust? Aehnliche Erscheinungen hat man bei den Störchen bemerkt, die ebenso eilig weit über Chartum hinaussegeln, während sie doch schon an den Sümpfen Aegyptens hinlänglich Nahrung fänden.

Dann hat das Kapitel „Ueber die Haare" unser Interesse auf sich gezogen. Es wird zunächst eine naturhistorische kurze Beschreibung gegeben und dann zu den einzelnen Merkwürdigkeiten übergegangen. So bewunderte man zu Neapel einen jungen, aus der Berberei gebürtigen Mann von 38 Jahren, dessen Haar in einer Länge von 4 Fuß und von borstenartiger Consistenz vom Kopfe herabhing. Der Tänzerin Negrini sind die Haare nach einer hitzigen Krankheit bis auf eine Länge von vier Ellen gewachsen. Der Kanzler der Universität Tübingen, Dr. Ulrich Pragizzer, hatte einen wahren Aaronsbart, sodaß der französische General Turenne, als er dort im Winterquartier lag, staunend ausrief: „Voilà, il y a un homme plus de barbe, que tous les hommes de France." Hans Steininger, im Jahre 1572 Bürgermeister zu Braunau, hatte einen Bart, der bis unter seine Füße reichte; einst hatte er beim Ersteigen der Rathhaustreppe vergessen, dies Naturwunder aufzuschürzen, da stolperte er darüber, stürzte die Treppe hinab und fand dadurch seinen Tod.

Auf ¼ Quadratzoll Kopffläche wachsen durchschnittlich 250 Haare. Die Haare von dem Haupte eines gesunden kräftigen Menschen besitzen in Summa ein Gewicht von 24—30 Loth. Nur Absalon's Haar soll nach historischen Nachrichten 400 Loth gewogen haben. Durch die heutige Mode verführt, beeifern sich die Damen in ihrem Haarzopf dem Absalon nicht nachzustehen.

Mit dieser kleinen Probe wollen wir Abschied nehmen von dem Werke, welches uns auf das angenehmste unterhalten hat. Wenn es auch hier und da Kapitel enthält, die allgemein Bekanntes besprechen, so ist es doch frisch und neu in der Auffassung des Ganzen und versteht es vortrefflich, überall Witz und feine Bemerkungen einzuflechten.

5. Jahr und Tag in der Natur. Ein Jahrbuch der Erscheinungen des natürlichen Kreislaufs und seiner Beziehungen zum Gemüthsleben des Menschen, von Otto Ule. Halle, Schwetschke. 1869. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser ist schon seit einer Reihe von Jahren fleißig gewesen auf dem Gebiete der populären Naturkunde, man kennt ihn als geistreichen gewandten Schriftsteller, als begeisterten Freund und Kenner der Natur, als Mann von Gemüth, der Geist und Herz seiner Leser ebenso belehrend als erfreuend zu unterhalten versteht. Und das vorliegende Werkchen gibt ihm so recht Gelegenheit, seine ganze Fähigkeit zu bewähren. Es will die Geschichte des Werdens der Natur in Verbindung bringen mit der Seele und dem Gemüth des Menschen. Das ist eine ebenso große als schwere Aufgabe, aber der Verfasser versteht es sehr geschickt Maß zu halten und die beschwerlichen Wege mit gemüthlicher Behaglichkeit zu durchwandern.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste bringt die Naturbeschreibung der Jahreszeiten in den zwölf Monaten; der zweite die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend, Nacht. Daran schließt sich dann jedesmal ein überschauendes Schlußwort, in welchem Jahr und Tag als die Pulsschläge des fortschreitenden Lebens der Natur bezeichnet werden.

Um in die nähere Bekanntschaft mit dem Buch einzuführen, wählen wir einige Stellen aus dem December. Hier heißt es:

Der Mensch trotzt der Glut des Sommers wie der Kälte des Winters, er lebt unter den Tropen wie unter den Polen, ohne abzusterben wie die Pflanzen, ohne in Winterschlaf zu versinken wie viele Thiere. Mag das Thermometer, wie es in Ostindien beobachtet worden ist, auf 54° C. über, oder, wie man es in den Polarländern erlebt hat, auf 68° C. unter dem Gefrierpunkt stehen, seine Körperwärme erhält sich, kaum beachtenswerthe Schwankungen abgerechnet, auf 36½° C. Ein unter der Zunge eines Polarreisenden angebrachtes Thermometer wird denselben Wärmegrad zeigen, wie eins unter der Zunge eines Soldaten in Delhi. Diese wunderbare Gleichmäßigkeit in Erhaltung unserer Lebenswärme deutet auf natürliche Schutzmittel gegen die äußern Natureinflüsse hin. Wir wissen in der That, daß wir unsere Widerstandskraft gegen die Glut des Sommers und der Tropen einem natürlichen Kühlapparat verdanken, den wir in unserer Haut besitzen, den zahlreichen, schweißbereitenden Drüsenorganen nämlich, deren 2800 durchschnittlich auf jeden Quadratzoll unserer Hautfläche kommen, und die durch Verdunstung beständig die überflüssige Wärme wieder abführen. Wir wissen ferner, daß wir in den Verbrennungsprocessen, welche nicht eigentlich unsere Nahrung, sondern vielmehr unsere eigenen Gewebe beständig erleiden, eine reiche Wärmequelle besitzen, welche im Winter die Wärmeverluste nach außen unablässig ersetzt.

Was den zweiten Abschnitt betrifft, so lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser auf die Abendbetrachtung. Allmählich bricht die Dämmerung ein, das Licht nimmt ab und die Farben in der Natur verschwinden. Wir empfinden diese Vorgänge, legen uns aber sehr selten gehörig Rechnung davon ab. „Den Malern war diese Erscheinung längst bekannt, sie wußten, daß die Farbenwirkung ihrer Gemälde bei Dämmerlicht eine wesentlich andere sei als bei heller Tagesbeleuchtung. Aber Dove erst hat diese Erscheinung wissenschaftlich aufgeklärt." Und nun gibt das Buch die wörtliche Mittheilung Dove's, der die Einwirkung des Lichts und der Farben aufs Auge mit denen von Schall und Ton aufs Ohr in Vergleich bringt. Dann fährt der Verfasser fort:

So stimmt also unsere Empfindung der Helligkeit nicht nothwendig mit der wirklichen Helligkeit überein, und das stärkere Licht kann bei geringerer Wellenzahl als das schwächere empfunden werden. Je größer die Verschiedenheit der Schwingungszahlen, um so eher tritt diese Erscheinung ein. Das Rothgelb erbleicht darum am schnellsten gegenüber dem Blau-Violett. Mischfarben, in denen roth und gelb vorherrscht, nehmen an dieser schnellen Verdunkelung theil, und so stellt sich durch das Herantreten einzelner Farben jene allgemeine Farbenwandlung, jenes Verdämmern ins Blaue und Graue ein, das jedermann als der Charakterzug der Dämmerungsbeleuchtung bekannt ist.

Bei dieser Gelegenheit ist auch von den Ursachen die Rede, welche die Dämmerung nach den Polen zu verlängern, nach dem Aequator hin verkürzen u. s. w.

6. Der Anschauungsunterricht in der Naturlehre, als Grundlage für eine zeitgemäße allgemeine Bildung und Vorbereitung für jeden höhern naturwissenschaftlichen Unterricht. Von Rudolf Arendt. Mit specieller Beziehung auf des Verfassers „Materialien für den Anschauungsunterricht in der Naturlehre". Leipzig, Voß. 1869. 8. 10 Ngr.
7. Materialien für den Anschauungsunterricht in der Naturlehre. Von Rudolf Arendt. Leipzig, Voß. 1869. 8. 18 Ngr.

Diese beiden Schriften scheinen ihrem Titel nach nicht eigentlich in unser Gebiet der naturwissenschaftlichen Unterhaltungslektüre zu gehören, passen aber dennoch ihrem Inhalt und noch mehr ihrem Zweck nach ganz vortrefflich hinein. Das erste enthält einen reichen Schatz an methodologischen Fingerzeigen für das Begründen einer fürs wirkliche Leben tauglichen Naturlehre, während das zweite die dazu passenden Materialien andeutet und aufzählt. Die Heimat beider ist also die Schule, aber nicht blos in dem beschränkten alltäglichen Sinne, sondern in dem höhern ganz allgemeinen, wo jede Familie, jede Kirche, jede Gemeinde, überhaupt das ganze Leben als Bildungsanstalt betrachtet wird, und von diesem höhern pädagogischen Standpunkte zählen wir die beiden Bücher sehr gern mit zu den unserigen. Der Verfasser hat vor kurzem ein „Lehrbuch der anorganischen Chemie" nebst einer Ergänzungsschrift „Organisation, Technik und Apparat des Unterrichts in der Chemie" herausgegeben, welches von den sachverständigen Männern der Schule und des Erziehungswesens mit Beifall aufgenommen worden ist. Dadurch ermuthigt, will er denselben Zweck nun auch bei der allgemeinen Naturlehre überhaupt erreichen. Die Ansichten und Vorschläge des Verfassers sind ganz naturgemäß und sicher zum Ziele führend, sie verdienen sehr beachtet und beherzigt zu werden. Er bringt in manche dunkeln Schulwinkel Licht und Klarheit, kehrt manchen Schlendrian zum Hause hinaus und bringt dafür jugendliche Frische und anmuthige Lebendigkeit hinein. Er will der Anschauung in der Naturlehre ihr volles Recht geben und verlangt daher, daß mit ihr schon in frühester Jugend der Anfang gemacht werde, und daß dieselbe stets das belebende Hülfsmittel, die Hauptgrundlage und das fördernde Princip zum Vorwärtskommen bleibe. Hören wir den edeln im Geiste Pestalozzi's wirkenden Jugendfreund selbst:

Die Eindrücke, Reize, welche irgendein Ding der Außenwelt auf unsere Sinne hervorbringt, pflegen wir Empfindungen zu nennen. Durch solche gelangen wir zu Wahrnehmungen

des Dinges, schließen auf gewisse Eigenschaften desselben, und in unserer Seele setzt sich eine Vorstellung von ihm fest. Fehlt die Empfindung, so bleibt auch die Wahrnehmung aus und wir sind um eine Vorstellung ärmer. Ist die Empfindung flüchtig oder verschwommen, d. h. nimmt unser Bewußtsein nur ungenügend von ihr Act, so bleibt die Vorstellung unklar; und sind endlich die einzelnen Empfindungen, welche ein Ding hervorrufen kann, unvollständig, so gelangen wir nur zu einer partiellen Wahrnehmung, unsere Vorstellung bleibt unvollständig, mangelhaft. Wer z. B. nie den Klang einer Violine gehört, nie Moschus gerochen, niemals eine sauere Substanz gekostet, oder nie den Entladungsschlag einer Leydener Flasche gefühlt hat, für den existiren Körper oder körperliche Zustände, durch welche solche Empfindungen hervorgerufen werden, nicht, seine Vorstellungswelt deckt die Außenwelt nicht, sie hat Lücken; und wenn der Lücken zu viele sind, so ist er ein Idiot.... Hiermit ist ohne weiteres der Weg bezeichnet, den der naturwissenschaftliche Anschauungsunterricht zu gehen hat: er muß möglichst viele, möglichst klare und möglichst vollständige Vorstellungen schaffen. Zugleich leuchtet aber auch die Nothwendigkeit eines solchen Unterrichts ein, denn es bedarf wol kaum der Auseinandersetzung, daß niemand für sich selbst im Stande ist, sich Vorstellungen, wie sie dem heutigen Stande naturwissenschaftlicher Erkenntniß entsprechen, anzueignen.

Er spricht sich dann dahin aus, daß weder das alltägliche Leben noch die Natur dies zu leisten im Stande ist, daß es nöthig sei, von einem gründlich durchgebildeten Lehrer durch methodische Anschauung zu diesen Vorstellungen geführt zu werden. Daran wird nun heute, Gott sei Dank, nicht mehr gezweifelt, daß der naturwissenschaftliche Unterricht zur Bildung nothwendig sei.

Trotz alledem aber liegt derselbe noch sehr im argen, wenigstens was die beobachtenden Disciplinen (Physik und Chemie) anbelangt. Ich will dies im Folgenden zu begründen suchen und daran einige Vorschläge knüpfen, durch deren Realisirung meiner Ansicht nach Abhülfe der bedeutenden Uebelstände geschafft werden könnte.

Das ist der letzte Zweck des Buchs, von dem man wünschen muß, daß es kein Lehrer der Naturwissenschaft, kein Director der Gymnasien und Bürgerschulen, kein Schulvorstand ungelesen lassen möchte.

8. Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde. Von Bernhard von Cotta. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieser kleinen Schrift hat schon in mehrern seiner geologischen Schriften Andeutungen der Idee eines Entwickelungsgesetzes der Erde gegeben; da dies aber immer nur beiläufig geschehen konnte, so hielt er eine selbständige, in sich abgeschlossene Bearbeitung um so mehr für nothwendig, als eine solche für alle tiefer gehenden geologischen Forschungen gerade jetzt zu einem dringenden Bedürfniß geworden zu sein scheine. Der Verfasser hofft hiermit beweisen zu können, daß die Anwendung dieses Gesetzes alle Zweige des Naturwissens zu einem innig zusammengehörigen Ganzen verbinden werde. Die Darstellung ist klar und leichtfaßlich für jedermann gegeben und für jeden gebildeten Denker so anziehend entwickelt, daß sich das Büchelchen schon überall zum Liebling des Publikums gemacht hat. Besonders ist dasselbe aber den zahlreichen Freunden der „Geologischen Bilder" des Verfassers, welche bereits eine vierte Auflage erlebt haben, zu empfehlen.

9. Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche. In gemeinfaßlicher Darstellung von Rudolf Falb. Erste Lieferung. Mit zwei Figurentafeln. Gratz, Pock. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt in dieser Schrift etwas ganz Neues und hofft, daß man mit der Annahme seiner Theorie ganz allgemein und sehr bereitwillig vorgehen werde, weil sie überall vollkommen befriedigend aufklären könne, was bisher noch im dunkeln Wirrwarr lag. Wir haben seine Ideen mit vielem Interesse gelesen, konnten uns aber dabei mancherlei Bedenken nicht entschlagen. Er nimmt bei der Erklärung der Erdbeben und Vulkane einen viel höhern Standpunkt ein, als dies bisher von den Geologen geschehen ist, nämlich den der gesammten Astronomie, und glaubt, daß jene Phänomene sich ähnlich wie Ebbe und Flut in den Hafenstädten vorausberechnen lassen. Unter der Voraussetzung, daß der Erdkern ein heißflüssiger sei, muß die Anziehung von Sonne und Mond auf unsere Erde in dieser innern Flüssigkeit auch Gezeiten entwickeln, es müssen dabei unter günstigen Umständen auch Springfluten entstehen, welche dann nothwendig die Erdbeben und Vulkanausbrüche zur Folge haben. Das Buch bringt nun eine scharfe Kritik aller frühern Erklärungsversuche und entwickelt dann die neuen Ideen ausführlich und in dem guten Glauben, daß sie jeden unparteiischen Denker ohne weiteres für sich gewinnen müssen. Das Ganze ist sehr anziehend und mit einer leicht erklärlichen Begeisterung geschrieben, welche wohl geeignet scheint, den Laien von der Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten zu überzeugen; ob dies aber auch ebenso bei den Fachmännern der Fall sein dürfte, muß sehr bezweifelt werden.

10. Der Karst. Ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie, geschrieben von F. Grafen von Marenzi. Zweiter Manuscriptabdruck. Triest.

Der Verfasser hat in seinen von uns in Nr. 52 d. Bl. f. 1865 besprochenen „Zwölf Fragmenten über Geologie", wovon bereits die dritte Auflage erschienen ist, seinen Standpunkt klar entwickelt. Er ist ein entschiedener Gegner der Erhebungstheorie und lebt und webt in der von ihm aufgestellten Einsturzhypothese. Er macht sich dabei natürlich ganz frei von jedem Autoritätsglauben. Wir können ihn deshalb nur loben, denn wo Wahrheit gewissenhaft zu erforschen ist, muß man kein blinder Nachbeter sein, sondern den Muth haben, auf eigenen Füßen zu stehen und den errungenen Standpunkt mit ganzer Kraft zu vertheidigen. Das vorliegende Werk des Verfassers, sowie das später erschienene: „Die Schweiz, ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie", kann als eine praktische Anwendung der in den Fragmenten begründeten Theorie angesehen werden. Die Entwickelung deutet auf den auf innerer Ueberzeugung fußenden starken Geist des Verfassers und verdient noch mehr Beachtung, als ihr bisher zutheil geworden. Wir versichern schließlich, daß hier in der That eine durchweg interessante Lektüre geboten wird.

Heinrich Birnbaum.

Eine Geschichte des italienischen Dramas.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Vierter bis siebenter Band: Geschichte des italienischen Dramas. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1866—69. Gr. 8. 20 Thlr. 24 Ngr.

Nach einer Analyse von Accolti's „Virginia", welche nach Klein's Ansicht dem Ideal eines poetischen Nationaldramas ernsthafter Gattung näher steht als die classische Tragödie der Italiener, und von Ricchi's: „I tre tiranni", einer zuerst im verso sciolto gedichteten Komödie, welche einer heitern und gefälligen Fabel eine allegorische Bedeutung gibt, wendet sich nun Klein zu den Lustspieldichtern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, deren Richtung er als eine eklektische bezeichnet:

Unter Wahrung der Palliatenscene vermischt sie Motive der römischen Findlingskomödie mit denen der romanischen Abenteuernovelle. Ihre Verwickelungsbehelfe entlehnt sie größtentheils aus der Ariosto-Komödie. Verkleidungen, Unterschiebungen, insbesondere Ariosto's Nekromant mit seinen Kistenintriguen, müssen ihrer erschöpften Erfindung zu Hülfe kommen. Dagegen befleißigt sich diese eklektische Nachahmungs- und Entlehnungskomödie einer größern Ehrbarkeit; betont sie mehr das Moralische, ohne sich deshalb wähliger und gewissenhafter in ihren Auskunftsmitteln zu erweisen. In den Liebesaffect ihrer Jünglinge mischt sie Farbentöne der reinern in der Novelle geschilderten Liebesleidenschaft, und der wilden Ehe der Ariosto-Komödie sucht sie einen Anstrich berechtigter Verbindung durch den stehenden Verlobungsring zu geben, mit dem der Liebende sich zum heimlichen Gatten seines Mädchens vor der Entführung weiht.

Der Hauptvertreter dieser Gruppe ist Giammaria Cecchi, der productive Verfasser von 92 Stücken, von denen die noch unedirten 70 Stücke meistens biblische Dramen, geistliche Spiele sind. Unter den andern befinden sich zahlreiche Nachbildungen römischer Palliaten. Im Grunde sind alle diese Stücke Intriguenkomödien mit verwickelten Intriguen, deren Fäden immer dieselben bleiben, indem nur die Kreuzungen und Verschränkungen wechseln. Cecchi als Advocat liebt auch die Kniffe und Finten. Die eigentliche komische Charakterzeichnung tritt bei ihm zurück. Neben Cecchi, dessen Hauptlustspiele genau besprochen werden, sind noch zu nennen Antonio Francesco Grazzini, genannt Lasca, der gelehrte Erzbischof Alessandro Piccolomini, dessen „Ortensio" ein pikantes, an überraschenden Situationsmomenten reiches Stück ist, Girolamo Parabosco, Niccolo Secco, Luigi Groto, der Blinde von Hadria, Lodovico Dolce, der italienische Hans Sachs, der Schuster Giovanni Battista Gelli, der übrigens ein gelehrter Schuster war und Latein verstand, Agnolo Firenzuola, Ercole Bentivoglio, Raffaello Borghini, Lionardo Salviati, Annibale Caro, dessen Komödie „Gli straccioni" zu den besten, gelesensten und anständigsten gehört.

Bei der Charakteristik der einzelnen Mitglieder dieser Gruppe verweilt der Dichter offenbar zu lange Zeit. Die Analyse der Lustspiele erscheint uns hier zum großen Theil überflüssig, es wiederholen sich in allen dieselben Elemente der Intrigue: Verwechselungen, Kleidertausch und Geschlechtertausch, Findlingsmotive, Seeräuber- und Bordellabenteuer. Wer zehn dieser Inhaltsangaben hintereinander liest, „dem wird offenbar von all dem Zeug so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum". Die Unterschiede der einzelnen Dichter, mag sie der Literarhistoriker auch angeben, verwischen sich bei der Lektüre der Argomenti, die doch nur ebenso viele Umsetzungen und Verstellungen derselben Bestandtheile der Handlung sind. Eine kurze Charakteristik der Dichter mit Hervorhebung eines und des andern Werks hätten wir bei weitem diesem Streben nach einer Vollständigkeit und Gründlichkeit vorgezogen, die nur einen verwirrenden Eindruck macht.

Nach einer Charakteristik der Commedia dell' arte, der für die Entwickelung italienischer Kunst sehr wichtigen Masken- und Stegreifkomödie, wendet sich Klein im fünften Band zum Hirtendrama im 15. und 16. Jahrhundert; der Vater des Hirtendramas ist Angnolo Poliziano, dessen „Orfeo" das älteste classische Drama in einer neuen Sprache überhaupt ist. Es folgen Niccolo da Correggio, Agostino Beccari, Agostino Argenti und Torquato Tasso, dessen Biographie, wie wir schon erwähnten, zu den Juwelen des Klein'schen Werks gehört. Die lyrischen Schönheiten des „Aminta" rechtfertigen die Mittheilung zahlreicher Proben. Ein Chorgesang enthält bereits das Goethe'sche: „Erlaubt ist, was gefällt" (S' ei piace, ei lice). Unter den italienischen Pastoralen befinden sich viele schlüpfrige Fabeln, wie namentlich Groto's „Calisto". Nächst Tasso's „Aminta" ist das bedeutendste und berühmteste italienische Pastoral Battista Guarini's „Il pastor fido". Die verwickelte Vorgeschichte, das weitläufige Fabelgebäude, das Raffinement lassen Guarini's Hirtenidyll gegen dasjenige Tasso's zurücktreten, trotz aller Vorzüge und Schönheiten, die ein geschmackvoll geschulter, glänzend stilisirender Dichtergeist dem Werke mittheilte. Klein vergleicht Guarini's Dichtung mit einer musterhaften Mosaikarbeit, diejenige Tasso's mit einem schöpferisch erfundenen, aus dem Vollen ausgeführten Gemälde.

Die italienische Tragödie bis zum Ende des 16. Jahrhunderts stammt in gerader Linie von der lateinischen des Seneca ab. Die erste und älteste, mit Dante's „Divina commedia" gleichzeitige Tragödie ist des Albertino Mussato „Eccerinis" in lateinischer Sprache; der Held derselben ist Ezzelino, der italienische Mustertyrann. Weniger Beachtung verdient Mussato's zweite Tragödie: „Achilleis". Schon dem 16. Jahrhundert gehört Giovan Giorgio Trissino's Trauerspiel „Sofonisba" an, welcher Klein nachrühmt, daß sie dem Bericht des Historikers Livius mit gewissenhafter Treue folge, „ein Vorzug mehr bei einer geschichtlichen Tragödie, welche die poetischen Momente in der meisterhaften Erzählung so kunstgemäß und bühnenwirksam zu entwickeln versteht wie die des Trissino". Der nächste Bewerber um die Lorberkrone der classisch-italienischen Tragödie ist Giovanni Rucellai, Dichter der Tragödie „Rosmonda", welche den bekannten longobardischen Stoff behandelt. Wir bewegen uns in dieser Renaissance-Tragödie bereits im Kreise jener typischen Trauerspielstoffe, die bis in die neueste Zeit bei den

Dichtern beliebt sind. Emanuel Geibel und Joseph Weilen sind ja erst vor kurzem in die Fußstapfen von Trissino und Rucellai getreten. Ueber die nächsten Tragödien sagt Klein:

Mit jeder nun folgenden Tragödie des 16. Jahrhunderts entfernen wir uns mehr und mehr von der gefälligen Einfachheit und dem Adel der „Sofonisba", der ersten Musterform einer vom Geiste, sei's auch nur vom Schattengeiste der antiken Bühne berührten Palasttragödie im Renaissancestil, als deren Schöpfer Trissino und als deren geschmackvollster Vollender und Ausschmücker Racine zu betrachten. Mit jedem Schritte gerathen wir immer tiefer in die Barbarei der pseudo-classischen Tragik, der wüsten, zur Caricatur des griechischen Dramas verwilderten und von den Cinquecentisten zur äußersten Blut- und Greuelfratze verzerrten Seneca-Tragödie, deren moderfeuchtes Grabgespenst wir dem Leichenschädel eines Gepidenkönigs eben entsteigen sahen, um dem Phantom als hochgestelztem, mit Scepter und Krone, im Purpurmantel und auf dem Kothurn der Staatsactionen dahinschreitendem Spuk in der Tragödie des Großmeisters dieser Richtung, des großen Corneille, wieder zu begegnen.

Unser Autor analysirt nach der Reihe die „Tullia" des Lodovico Martelli, die Tragödie der Blutschande, „Canace" von dem gefeierten Speron Speroni degli Alvarotti, Cintio's greuelvolle Tragödie „Orbecche", des göttlichen Pietro Aretino „La Orazia", die denselben Stoff wie Corneille's „Horace" behandelt, Lodovico Dolce's Tragödien „Marianna" und „Didone", Muzio Manfredi's „La Semiramide", Groto's „Hadriana" und Torelli's „Merope", die er mit Maffei's und Voltaire's Tragödie vergleicht. Bei Gelegenheit von Speroni's Incesttragödie schiebt Klein einen wegen seines barocken Cynismus mittheilenswerthen Excurs über „Schwangerschaftstragödien", besonders über Hebbel's „Maria Magdalena" ein:

Wir würden uns selbst einer kritischen Unsittlichkeit zu zeihen haben, wenn wir ein Sujet, wie das von Speroni's „Canace", überhaupt als ein dramatisch berechtigtes betrachten und für möglich halten könnten: ein Dichtergenie, es sei so groß wie es wolle, vermöchte ein Motiv zu tragischen Ehren zu bringen, welches zu dem der Oedipusfabel durch das Wissen um ihr frevelvolles Verhältniß, das die Schuldigen durchweg begleitet, das volle Widerspiel bildet. Ein Schuldmotiv, das die Heldin der Blutschande an ihrem Leibe zur Schau trägt, das sie in ihren Klagen, die in Mutterwehen ausächzen, stets erneuert und auffrischt; ein Schuldmotiv endlich, das die Frucht ihrer lästerlichen Liebe zur scheußlichen Misgeburt entstellt! Nur Eine in Scene gesetzte Leibesfrucht wirkt auf den Zuschauer und Leser von ästhetisch-gesundem, ästhetisch-sittlichem Geschmacke noch ekelhafter: eine Bühnenschwangerschaft, welche sich die Heldin zugezogen wie eine geschwollene Backe, wie einen Schnupfen, der in Gestalt eines ihr gleichgültigen, eher fatalen und widerwärtigen, als auch nur sinnlich genehmen Schwängerers über sie gekommen; eine Bühnenschwangerschaft ohne Liebe, sine ira et studio, wie die der Maria Magdalene von Hebbel. Diese Tragik der kalten Geschwulst steht auf der untersten, niedrigsten Stufe; ist, nach dramatisch-poetischer Würdigung, noch greulicher, noch widriger und ekelhafter als selbst die Kindesnöthen aus Geschwisterliebe. Denn wie dasjenige Mädchen das unsittlichste, verächtlichste aller Geschöpfe ist, das sich leidenschaftslos in liebeleerer Gleichgültigkeit kalten Herzens entehren läßt: so ist ein solches Geschöpf als dramatische Heldin die poetisch verworfenste aller Bühnencreaturen. Selbst die Hetärenkomödie verabscheut eine solche Heldin. Eine Dame aux Camélias, eine Traviata hat weit berechtigtere Ansprüche auf unsere Sympathien: denn diese lieben doch, und leidenschaftliche Liebe kann selbst ein Opfer der Liederlichkeit zum Sühnopfer läutern. Die unrettbar und unerlösbar verlorensten aller Sünderinnen aber sind die Maria Magdalenen, die nicht geliebt.

Torquato Tasso's großentheils im Irrenhause geschriebene Tragödie „König Torrismondo" behandelt einen nordischen Stoff mit einer verworren-düstern, abenteuerlich-abstrusen Fabelintrigue, enthält aber, namentlich gegen den Schluß hin, Stellen, die des großen Dichters würdig sind.

Die weitern Abschnitte des fünften Bandes: „Das musikalische Drama im 16. und 17. Jahrhundert", „Charakterzug der Kunst und Poesie im 17. Jahrhundert" und „Die Komödie im 17. Jahrhundert" enthalten wenig, was hier hervorgehoben zu werden verdiente. Geistreich sind die Ueberblicke auf verwandte Literaturgebiete und die Charakteristik des üppigen Marino und seines Stils. Von den Lustspieldichtern an der Scheidegrenze des 16. und 17. Jahrhunderts ist besonders Giovanni Battista Porta eingehend analysirt, dessen Eigenthümlichkeit ein bis zur Virtuosität ausgebildetes Raffinement in Schlingung und Lösung der Knoten, eine künstliche Steigerung der Intriguenmomente ist, während Giacinta Andrea Cicognini's Lustspiele einen romantisch-phantastischen Zug nicht verleugnen, wie der Marmorbräutigam in der „L'Adamira" beweist. Ein anderes Stück desselben Autors: „Die verleumdete Unschuld", ist deshalb interessant, weil einzelne Scenen an ähnliche in Schiller's „Don Carlos" erinnern, und weil auch der Stoff der Schiller'schen Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer" in die Handlung verwebt ist.

Die erste Abtheilung des sechsten Bandes gewinnt dadurch an Interesse, daß sich die Darstellung allmählich um bekanntere Träger der dramatischen Dichtung concentrirt. Die biographisch-kritischen Monographien von Metastasio, Goldoni und Gozzi nehmen den größern Theil des Bandes ein, der mit einer Darstellung der Tragödie im 17. Jahrhundert beginnt. Analysirt werden „Aristodemo" von Conte Carlo de' Dottori, ein Stück, das in seiner lyrischen Ueberschwenglichkeit für ein Zeitalter charakteristisch ist, welches die Grenzen von Tragödie und Singdrama verwischte; Giovanni Battista Andreini's „Adamo", ein Drama, welches Milton zu seinem großen Epos angeregt hat; Genesio Soderini's „La Rosimonda", eine Nachtragstragödie zu Rucellai's Trauerspiel, in Bezug auf tragischen Ausdruck und Stil demselben überlegen. Ansaldo Ceba's „Alcippo" und „Die Zwillingsschwestern von Capua", crasse Stücke, von denen das letztere mit einem „Zwillingsdoppelselbstmord" endet; des Cardinals Giovanni Delfino „Cleopatra", ein Stück, das von der Katastrophe den Ausgang nimmt und gleich mit dem Entschluß der ägyptischen Königin beginnt, dem Antonio in die Gruft zu folgen, und das sich im übrigen durch reine und edle Sprache des Affects, durch präcisen dramatischen Ausdruck und durch eine an die Katastrophe in Shakspeare's „Kleopatra" erinnernde hoheitsvolle Darstellung des Todes der ägyptischen Königin auszeichnet; Giacomo Cicognini's „Der Verrath aus Ehre", eine Eifersuchtstragödie, die als Vorläuferin unseres modernen, das häusliche und bürgerliche Leben schildernden Trauerspiels betrachtet werden kann.

Das Hirtendrama des 17. Jahrhunderts verfällt krauser Gewundenheit und gewaltsamer Verschnörkelung, wie das vielgerühmte Pastorale: „Filli di Sciro" von

Guidobaldo Bonarelli de la Rovere beweist, ein Stück voll Unnatur, sowol was die Fabelerfindung als das psychologische Problem anbelangt. Einfacher sind die mythologischen Pastoralen von Chiabrera, wie: „Der Raub des Cefalo“. An das Hirtendrama schließen sich die ländlichen Komödien, unter denen „La Tancia“ des Michel Angelo Buonarotti von Klein als ein meisterhaftes Kunstwerk, als eine der werthvollsten Kronperlen der italienischen dramatischen Poesie gerühmt wird, als ein naturwahres, ungeschminktes Bauernidylldrama, veredelt durch Kunststil und Form.

Nach einem Blick auf die Lyrik und Epik des 18. Jahrhunderts, nach einer Schilderung derselben, in welcher Niccolo Forteguerra's komisch-romantisches Heldengedicht: „Ricciardetto“ als ein Meisterstück des komischen Epos hervorgehoben wird, wendet sich Klein zu dem Melodrama des 18. Jahrhunderts und zu seinen Hauptvertretern Apostolo Zeno und Niccolo Metastasio. Von Zeno's 60 Melodramen werden drei analysirt: „Gl' Inganni felici“, das Erstlingswerk des Dichters mit classischem Anstrich und Motiv, aber ohne Würde in der Haltung der Figuren; „Caio Fabbrizio“, ein Melodrama, welches den bekannten Vorgang aus der römischen Geschichte behandelt, ausgezeichnet durch einzelne Scenen von echt römischem Gepräge, wie die zwischen Fabbricio und seiner Tochter Sestia; und „Ambleto“, ein Versuch, die Hamletfabel für die Musikdichtung einzurichten, wie dies neuerdings von Ambroise Thomas wieder unternommen worden ist. „Ein Hamlet“, sagt Klein, „wo nicht blos Ophelia im Wahnsinn singt, wo sämmtliche Personen verrückt genug sind, um zu singen.“ Die beste Scene in dem Melodrama ist diejenige zwischen Ambleto und seiner Mutter, eine Scene, welche an die verwandte des englischen Dichters anklingt. Die Musik zu dieser Oper setzte Franc. Gasparini (1705). Ein anderes Melodrama von Zeno: „Meride e Selinunte“, behandelt den Stoff der Schiller'schen „Bürgschaft“. Charakteristisch für alle Melodramen Zeno's ist die heroische Großmuth und Hochherzigkeit der Helden. Dies ist auch der Grundzug in den Singdramen Pietro Metastasio's, des großen Poeten dieser Gattung, der sie zur Vollendung erhob. Die Biographie Metastasio's, welche Klein ausführlich erzählt, enthält manche pikante und für die Cultur- und Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts interessante Anekdote; unser Autor reiht an dieselbe eine Anthologie der kritischen Urtheile über den italienischen Dichter und eine Reproduction einiger Melodramen, wie: „Die verlassene Dido“ und „Temistocle“. In diesen Melodramen wurde die scenische Wirkung bereits durch bedeutenden Aufwand von opernhaften Mitteln hervorgerufen. In der „Dido“ drängt sich die Wirkung gegen den Schluß hin zusammen; man sieht den Brand des Palastes; Dido stürzt sich in die Flammen:

> Gleichzeitig — so schreibt die Theateranweisung vor — wälzt das Meer Sturzwellen an die Stadt. Dichte Wolken ballen sich unter den Klängen einer geräuschvollen Sinfonie. Wasser und Feuer in streitendem Wuthkampfe. Naturaufruhr, wilde Blitze, brüllender Donner, Schaumgespritze u. s. w. Zuletzt behält das Wasserelement Oberwasser. Der Himmel heitert sich auf; die schauerliche Sinfonie geht in eine heitere über, und aus den beruhigten Wogen erhebt sich Nettuno's strahlender Meerpalast, in dessen Mitte der Meergott selbst sichtbar wird, thronend auf einer von Seeungeheuern gezogenen und von Nereiden, Sirenen und Tritonen umschwommenen Seemuschel.

Im „Temistocle“ wird außerordentlich viel gesungene Großmuth consumirt; die Verse aber haben einen wahrhaft bezaubernden melodischen Reiz, welcher den ganzen eingeborenen Wohlklang der italienischen Sprache zur Geltung bringt. Im übrigen bleibt die Holzform der melodramatischen Kunstwerke bei Zeno, Metastasio und ihren Nachfolgern immer dieselbe, wie verschieden auch der Gipsbrei der hineingegossenen Fabel erscheinen mag. Auch hatte in diesen Stücken die Fürstenschmeichelei ihren Höhepunkt erreicht. Neben dem ernstern Melodrama bestand die opera buffa fort, als deren Hauptvertreter Giambattista Lorenzi, der Aristophanes der neapolitanischen opera buffa, betrachtet werden muß. Es fehlt diesen Opern wie dem „Socrate immaginario“ nicht an Cynismen, wie z. B. in der erwähnten Oper der „Kammertopf“ der Xanthippe eine große Rolle spielt; auch nicht an parodistischen Elementen, die an die modernen Offenbachiaden erinnern. In der Wahl der Themata war Lorenzi's Muse keck genug: sie wählte chinesische Stoffe, wie im „Chinesischen Idol“, wo schon das Costüm gewiß eine ähnliche Wirkung ausübte wie in Auber's „Ehernem Pferd“; sie scheute selbst in „La luna abitata“ eine Mondreise nicht, welche ein verrückter Astronom mittels thaugefüllter Ochsenblasen unternimmt. Ein dritter Melodramendichter ist Giambattista Casti, welcher für seine komischen Operetten historische Stoffe wählte, den verschuldeten corsischen „König Theodor in Venedig“, ja selbst den „Catilina“ auf die Bühne brachte und die bekannte Longobardenkönigin Rosmonda zur Heldin einer Tragikomödie machte. Auch die Höhle des Trophonius gab Casti den Stoff zu einer opera buffa. Die Parodie auf die Antike lag also schon damals in der Luft, und Offenbach erscheint als ein Erneuerer der neapolitanischen opera buffa, die er nur mit der ganzen Frivolität des second empire sättigte.

Die italienische Komödie des 18. Jahrhunderts knüpft sich an den Namen Goldoni's:

> Seine Wiege und sein Grab fallen nahezu mit dem Beginn und dem Ende des Jahrhunderts zusammen. Wie Molière für Frankreich im 17. Jahrhundert, so ist Goldoni für Italien im 18. der Reformator des komischen Theaters und der eigentliche Schöpfer des neuern Lustspiels. Die Novellen- oder Abenteuerkomödie, was im Grunde auch die Menanderkomödie war, hat Goldoni zu einem Charakter- und Sittengemälde des gesellschaftlichen Lebens umgestaltet und, dank seinem komischen Genie, seiner unübertroffenen Kenntniß der feinen, die Komödienmomente ins Spiel setzenden Triebfedern gesellschaftlicher Figuren, namentlich aus der mittlern und niedern Sphäre, dank seiner Fruchtbarkeit endlich, ein für allemal festgestellt, da ihn, den nächst Lope de Vega schreibfertigsten und productivsten Bühnendichter, die Fruchtbarkeit eben in Stand setzte, durch eine ununterbrochene Reihe wirksamer, die Theaterwelt in Spannung und Athem erhaltender Stücke dem Lustspiel den Stempel einer mustergültigen Behandlung nachhaltig und dauernd aufzudrücken.

Klein gibt eine ausführliche Biographie und Charakteristik von Goldoni, sowie er auch die kritischen Urtheile der italienischen Literarhistoriker über diesen Autor mittheilt. Die Bedeutung des Charakterlustspiels für Italien stellt Klein mit den folgenden Worten fest:

An Stelle der typischen Charaktermasken der Stegreifkomödie wirkliche, psychologisch entwickelte, aus dem Leben geschöpfte Lustspielcharaktere in komischen Conflict stellen; die improvisirte, von Lazzis unterbrochene, mit unschicklichen Späßen verunzierte Wechselrede durch ein kunstgemäß gearbeitetes und dennoch natürlich fließendes, dem Charakter der Person entsprechendes und die Handlung fortspinnendes Gespräch ersetzen: darin vorzugsweise sollte die von Goldoni erstrebte Reform der italienischen Komödie, oder vielmehr die Zurückführung derselben auf die Sittenkomödie des Macchiavell bestehen, gegen welche sie hinwieder, in Rücksicht auf eine gesittetere, decentere Haltung, sich nicht minder reformatorisch zu bewähren hatte — fortschrittbeflissen auch in der Beziehung, daß sie nicht sowol, wie jene, ein satirisches Zeitgemälde und Geiselung der Sitten, als die Entfaltung gesellschaftlicher Charaktere und ihrer lächerlichen Eigenheiten bezweckte, mit der Absicht, auf die Befreiung von solchen und ähnlichen Charakterschwächen und Fehlern hinzuwirken. Doch galt es, ein leidenschaftliches im Nationalgeschmack fest wurzelndes Behagen an jenen Volksmasken nicht mit eins umzuwandeln. Zu reformiren galt es eben, nicht dem allgemeinen, selbst die höhern Schichten der Gesellschaft beherrschenden Geschmack ins Gesicht zu schlagen. Unser Komiker ging daher, seinem klugen und maßhaltenden Naturell entsprechend, mit vorsichtiger Allmählichkeit zu Werke, indem er einen Compromiß gleichsam mit der Stegreifkomödie schloß und im Beginn seiner Reform einige der beliebtesten Charaktermasken aus der Commedia dell' arte in seine Charakterkomödien aufnahm, bis nach und nach die Metamorphose alle Verlarvungen abgestreift und das reine Charakterlustspiel sich aus den Maskenformen frei und vollkommen entpuppt hatte.

Der Historiker des Dramas nimmt im ganzen zu den Productionen Goldoni's eine wohlwollende Stellung ein, obwol sie doch des Flüchtigen und Langweiligen sehr viel enthalten und durch eine poesielose Auffassung des realen Lebens und Mangel an Humor und Witz einen etwas nüchternen Ton auf der italienischen Bühne einführten. Stücke wie: „Il teatro comico", mit seiner äußerlich zusammengelötheten Scenenfolge sind doch nur eine dramatisirte Poetik, welche die Grundsätze der Reform zur Geltung bringt, aber nicht diese selbst. Besser sind Sittenlustspiele, wie: „Le smanie per la villeggiatura", „La locandiera", in welcher der Charakter der Gasthofwirthin ansprechend ist und die Verwickelungen mit Gewandtheit geschürzt sind. „La bottega del caffè", ein Stück mit vollkommen bewahrter Ortseinheit, eine Komödie der Barbier-, Spiel- und Kaffeebuden, scheint wegen einzelner Situationen mit einem schneidenden Contrast von komischen und tragischen Momenten überschätzt zu werden. Uns erscheint das berühmteste Lustspiel Goldoni's: „Il burbero benefico", auch in der That als das beste, ganz abgesehen von seinem glänzenden pariser Erfolge, während Klein der Ansicht ist, daß sie einer oder der andern der zur Erörterung gebrachten Goldoni'schen Komödien an kunstfeiner Charakteristik, an Entwickelungsinteresse und fesselnden Situationen nachstehe. Wol aber rühmt er mit Recht als Surrogat für die lachenden Thränen, welche die große enthusiastische Lustspielkomik auspreßt, die Thränen einer „so beglückenden Rührung, aus welcher die muntern scherzhaften Lustspielstimmungen hervorschimmern wie die Goldfischchen aus der klaren Flut". Nimmt man hierzu eine treffliche und lebenswahre Charakteristik, eine Handlung, die sich aus den Eigenthümlichkeiten der Charaktere mit Nothwendigkeit entwickelt, so begreift man, wie auch Goldoni's Erzfeind, Carlo Gozzi, gerade dies Lustspiel als vorzüglich preisen konnte.

Ueber Carlo Gozzi, einen von den Romantikern und ihren Nachzüglern sehr überschätzten Dichter, ist Klein's Urtheil zutreffend. Uns scheint die Phantasterei der Gozzi'schen dramatischen Märchen ebenso nüchtern wie der Ton der Goldoni'schen Komödien; es fehlt ihnen der poetische Hauch und der tiefere Sinn; nur hin und wider findet sich ein satirischer Anklang, ähnlich wie in den confusen Märchendichtungen unserer Romantiker; sonst drängen sich bizarre und monströse Erfindungen, Leib- und Seelenwechsel, Vertauschungen der Persönlichkeiten, Ungeheuer jeder Art. Das Barock-Phantastische ist aber weder komisch noch geistreich; es ist nur wie ein wüster Traum bei vollem Magen. Die Masken der Commedia dell' arte, für deren Stegreifergüsse Gozzi die nöthigen Lücken ließ, müssen für die eigentliche Komik sorgen. Gozzi's bestes, durch Schiller's Genius geadeltes Stück: „Turandot", gehört einer etwas andern Gattung an. Klein analysirt von Gozzi's Stücken: „L'amore delle tre Melarance", „Il corvo", „Il Re Cervo", dies Hauptmetamorphosenstück mit der Statue, welche lacht, wenn jemand in ihrer Anwesenheit eine Lüge sagt, und dem Zauberspruch, der einen Seelenwechsel zur Folge hat; „La donna serpente", ein etwas triviales Bühnenmärchen; die Märchentragödie: „La Zobeide"; und das philosophische Märchen vom grünen Vögelchen: „L'angellino belverde", welches in mancher Hinsicht noch als das sinnvollste betrachtet werden kann. Gozzi's geistiger Standpunkt war ein beschränkter, seine social-politischen Ansichten aristokratisch-volksfeindlich, ein Umstand, der ihm die Sympathien der deutschen romantischen Reactionäre zuwenden mußte. Seine übrigen Werke, Komödien und Tragikomödien, sind unbedeutend.

Die zweite Abtheilung des sechsten Bandes (die erste hat über 700, die zweite über 600 Seiten) setzt zunächst die Darstellung der italienischen Komödie im 18. Jahrhundert fort und schildert Marchese Francesco Albergati Capacelli und dessen zwei gerühmteste Lustspiele: „Il ciarlatore maldicenti" („Der verleumderische Schwätzer") und „Le convulsioni" („Die Krämpfe"), Alessandro Pepoli, Antonio Simone Sografi, dessen bekannte Komödie „Olivo e Pasquale" ein paar ansprechende Situationen bei ungenügender Motivirung der Katastrophe enthält und der auch eine commedia „Werther" nach Goethe's Roman mit rührendem, aber nicht tödlichem Abschluß dichtete; Camillo Federici, dessen Lustspiel: „Die kleinstädtischen Vorurtheile", gerühmt wird wegen überraschend deutschnationalem Gepräge, wegen Bau, Gliederung, Disposition der scenischen Momente, musterhafter Verwebung der Nebenmotive mit dem Hauptmotiv und scharfer Charakterzeichnung; Francesco Antonio Avelloni, „poëtino", das Dichterchen, genannt; Signorelli, den bekannten Theaterhistoriker u. a.

Die Tragödie des 18. Jahrhunderts wird in der ersten Hälfte desselben durch Maffei's „Merope", in der zweiten durch Alfieri's 16 Trauerspiele vertreten. Andere Tragödiendichter sind: Pierjacopo Martello, der Erfinder des Martellianischen Verses, einer Umgestaltung des Alexandriners, welche durch die weibliche Cäsur in der Mitte und die größere Freiheit der Bewegung an die modernisirte Nibelungenstrophe erinnert, Verfasser einer „Iphigenie in Tauris", einer Tragödie: „M. Tullio Cicerone", voll

größerer Gräßlichkeiten, als sie das Trauerspiel der Cinquecentisten zur Schau trug, und mehrerer anderer Trauerspiele; Gian Vincenzo Gravina und Conte Saverio Pansuti mit griechisch-römischen Stoffen. Einen von dem Herzog von Parma ausgesetzten Preis hatten eine Menge preisgekrönter Tragödien erhalten, „denen", wie Klein sehr treffend und mit weitreichender Beziehung sagt, „der gewonnene Preis nur als Mühlstein am Halse dient, der sie schneller als andere im Meer der Vergessenheit begräbt". Zu den gerühmtern Tragödien jener Zeit, welche Klein eingehend analysirt, gehören: Giovanni Granelli's „Dione" und Antonio Conti's „Giulio Cesare", welche durch Erzählung der Katastrophe an dramatischem Leben weit hinter Shakspeare's Trauerspiel zurücksteht, und des Alfonso Varano di Camerino: „Demetrio". Eine schauerliche Oedipus-Tragikomödie ist Domenico Lazzarini's „Ulisse il Giovane", deren Schicksalsstrumpf Zaccario Valaresso parodistisch aufdröselte in der Burleske: „Rutzvanscad il Giovane", eine Satire, welche mehr oder weniger die ganze französisch-antikisirende Richtung dieser Dramen trifft.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Unterhaltungsschriften.

1. Filigran. Von Levin Schücking. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Schwarz auf Weiß. Novelle von Adelheid von Auer. Berlin, Lesser. 1869. 8. 15 Ngr.
3. Vox populi. Phantasiestück aus der Thierwelt. Abenteuer einer Seelenwanderung nach den Visionen eines Haschischessers. Von Julius Grosse. Braunschweig, Westermann. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Novellen und Skizzen für ihre Freunde von Helene. Berlin, v. Decker. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Die Welt des Scheines. Vier Erzählungen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Gera, Ißleib und Rietzschel. 1869. 8. 3 Thlr.
6. Das Haus Morville. Roman von Karl Grüel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1869. 8. 3 Thlr.
7. Der Frauen Königreich. Eine Liebesgeschichte von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allerlei Hausarrest hat mich genöthigt, die sämmtlichen obengenannten Bücher nicht blos als Kritiker zu lesen, sondern in der Absicht, durch die Lektüre auch anmuthig unterhalten zu werden. Diese doppelte Absicht des Kritikers muß dem Autor willkommen sein, besonders wenn er mehrbändige Werke vorlegt. Bei dem erstgenannten Werke: „Filigran" von Schücking, ist dies nicht der Fall, vielmehr enthält der mäßige Band sogar vier einzelne Arbeiten, „nicht aus ernstem Stoff Gebildetes, sondern lichtes Gewebe der Fiction, des Lebens Spiegelbild, wie es in zierlicher Farbenklarheit eine Seifenblase zurückwirft, etwas, worin der Gedanke Libellenflügel angenommen hat und mit buntem Schiller durch das heitere Gebilde der Phantasie schwebt". So charakterisirt Schücking selbst diese zierlichen und mit künstlerischer Sorgfalt und Liebe geschaffenen Arbeiten, die alle vier so viel dramatisches Leben haben, daß sich zahlreiche Bearbeiter der Stoffe bemächtigten, um sie für die Bühne darstellbar zu machen. Solche Birchpfeiffereien pflegen den Autoren nicht erwünscht zu sein, aber Schücking wird nicht zürnen, wenn er hört, daß wir nach sorgfältiger Lesung zuerst von der Novelle „C. Krüger" die Rollen unter uns vertheilten und flottweg im Salon das Stück ex tempore und ohne irgend vorhergängiges Memoriren aufführten. Es wurde viel gelacht und Beifall geklatscht, und da wir niemand wehe thaten, so dürfte diese Art immerhin geistreicher Abendunterhaltung wol zur Nachahmung empfohlen werden.

Adelheid von Auer hat es bereits in den frühern Romanen: „Modern", „Fußstapfen im Sande" u. s. w. verstanden, die Aufmerksamkeit der feinern Lesewelt zu erregen. Auch in „Schwarz auf Weiß" (Nr. 2) behandelt sie wieder einen nicht unglücklich gewählten Stoff aus dem heutigen Gesellschaftsleben, erzählt mit Anmuth und Sicherheit, trägt die Farben nie zu stark auf, läßt uns nie über Unmöglichkeiten staunen und bringt alles zum guten und sachgemäßen Abschluß. Das Recht, ja die Pflicht hat der Romanschriftsteller.

In dem Phantasiestück „Vox populi" (Nr. 3) ist Julius Grosse in einen Fehler verfallen, den wir im Interesse der Kunst rügen und vor dessen Wiederbegehung wir warnen müssen. Auch er hat gut und richtig aus dem Leben erzählt, aber gegen das Ende hin verfällt er in einen befremdlichen Fehler, er gibt uns zweierlei Abschluß seiner Erzählung zur Auswahl, einen „versöhnenden, befriedigenden", und einen, den er „reale Wahrheit" nennt; warum nicht „die triviale Alltäglichkeit"? „So", sagt er, „hätte es kommen können, aber auch so; wie es dir gefällt, entscheide dich, lieber Leser, wähle diesen Schluß oder jenen" u. s. w.

Das ist unrecht. Diese Spielerei ist dem Dichter nicht gestattet. Sein Werk muß ein wie aus Erz gegossenes Kunstwerk sein, kein Mummenschanz, keine puppenhafte Figur, welche die Maske beliebig wechselt.

Auch die „Abenteuer einer Seelenwanderung" können wir keineswegs unbedingt loben. Stoffe solcher phantastischen Natur dürfen nicht über 100 Seiten hinaus ins Breite getreten werden, sondern müssen lieber in poetischer Form, wie Rückert das so meisterlich gezeigt hat, kurz und prägnant, in jedem Worte wirksam und zusammengehalten zum Vortrag kommen. Hätte Grosse das gewollt, er hätte es recht gut vermocht. Weshalb immer „in das Breite schweifen"?

Die Kritik soll sich nie genirt fühlen, auch nicht, wenn sie eines Königs oder Kaisers Geisteswerke zergliedert, um ihren Werth festzustellen. Auch einer Frau Mühlbach gegenüber behält sie leicht ihren Gleichmuth bei, denn solange die Verleger zahlen und drucken, setzen die Mühlbäche ungestört fröhlich ihr Rauschen fort. Fast aber ist es ein anderes, wenn ein zartbesaitetes Frauengemüth wie das der Anonyma Helene die Lyrik ihres Herzens und Lebens in Versen vor uns ausströmt und dann auch „Novellen und Skizzen für ihre Freunde" (Nr. 4) nachfolgen läßt. Der Kritiker ist nicht so anmaßend, sich

mit zu diesen Bevorzugten zu zählen. Er versteht sehr wohl den leisen Wink, die unausgesprochene Weisung: „Noli tangere circulos meos“, verrecensirt mir meinen lieben literarischen Blumengarten nicht, ich schreibe zu meinem Vergnügen und setze die königl. Geh. Oberhofbuchdruckerei nicht der Gefahr aus, an Druck, Papier und Verlag Geld zu verlieren. Und so will der Kritiker denn auch gern Manier annehmen und gestehen, daß, sauber und elegant wie die Ausstattung, auch das Innere des hübschen Buchs ist, daß nichts Ungeheuerliches ausgesonnen und ausgesponnen ist, sondern daß mit edler Wärme und vollkommener Stilreinheit Familienereignisse vorgetragen werden, die wohl geeignet sind, befreundeten Personen ein mehr als gewöhnliches Interesse abzunöthigen. Unsere schriftstellernden Damen sind in der That gegen ihre Colleginnen in England übel genug daran. Die brauchen nur Auge und Ohr zu öffnen und, was sie aus nahen oder fernen Häusern und Edelhöfen erfahren, nach der Schablone der Tagesmode zu erzählen, so wird uns immerhin pikant Abenteuerliches vorgesetzt sein. Man lasse einmal ein Dutzend Engländerinnen die Fata ihres heimischen Herdes erzählen; wir möchten jede Wette eingehen, daß mindestens neun frappirende Romane auskramen würden. Was passirt dagegen in Deutschland und in deutschen Novellen, z. B. der letzten Novelle von Helene: „Wie alte Wunden heilen“? Ein zartes Verhältniß wird gelöst, weil Er ein Graf und Sie eine wenn auch nicht unbegüterte Professorstochter ist. Er heirathet eine Von, Sie stirbt. Die Aeltern brouilliren sich, processiren miteinander, endlich verkauft der Professor seine Besitzung und siedelt nach Genf über; doch nein, er hat nur die Absicht. Die Frauen haben eine Versöhnung angebahnt, es wird eine dampfende Bowle aufgetragen, der ungetreue Er ist infolge der Strapazen von 1866 gestorben, seine Von ist schon längst todt, nur ein Sproß ist übrig, Eduard. Der glückliche Knabe erbt nicht blos das gerettete Majorat (400000 Thaler), sondern wird auch von der Professorfamilie als ihr mitangehörig betrachtet, in dem Grade, daß ihm durch donatio inter vivos schon ein Theil des Vermögens, was Sie geerbt hätte, zugetheilt wird. Sie ist so gut wie vergessen, die theuere Verstorbene.

„Gestatten Sie uns, Eduard als unser Kind zu betrachten und ihm bereits jetzt einen Theil des Vermögens zu übergeben, über welches mein Mann und ich frei zu bestimmen haben. Gestern früh waren wir bei unserm Rechtsanwalt, um dies auf jeden Fall sicherzustellen, und hat derselbe bereits unsern Letzten Willen in Händen.“ — „Ja, gewähren Sie uns diese Genugthuung, Herr Graf“, fügte der Professor bewegt hinzu u. s. w. Der Graf zerdrückte eine Thräne der Rührung und Margaretha rief, mit stürmischer Innigkeit ihren Arm um den Hals der Professorin schlingend: „Was die Zukunft auch nehmen oder bringen möge, eine süße Gewißheit nehmen wir in das neue Jahr hinüber, welche uns unter allen Umständen trösten und ermuthigen soll. Sie besteht in der Erfahrung, daß jedes wahre Gefühl auch eine ewige Dauer in sich trägt und es oft nur der allerunbedeutendsten Veranlassungen bedarf [doch wol gegen mindestens 50000 Thaler], um dasselbe — wie tief es auch immer erloschen scheine — zu seiner erneuten vollkommenen Herrschaft gelangen zu lassen!“

Diese Schenkung war ungehörig, wenn sie auch dazu beiträgt, bei dem Grafen, der die Trennung der Liebenden verschuldet hatte, eine Thräne der Rührung hervorzulocken und der Baronin Margaretha diesen pathetischen Schlußaccord auf die Lippen zu legen, denn wir sind überzeugt, der glückliche Eduard wird das Geschenk verjubelt haben, ehe er auf sein Majorat zurückkehrt. Der alte Professor, wenn er so reich war, hätte lieber einige vernünftige Stipendien für unbegüterte Studirende stiften sollen.

Aus dem Gesammttitel seiner vier Erzählungen läßt Ernst Willkomm uns allzu deutlich voraussehen, was wir zu erwarten haben: „Die Welt des Scheines“ (Nr. 5), und fast alles liegt gesagt vor, wenn wir noch die Einzeltitel hören: „Wucher und Speculation“, „Ein leidenschaftliches Kind der Welt“, „Zwei Frauen von Bildung“, „Falsch gewählt“. Willkomm ist mit Recht einer der am liebsten gelesenen Romanschriftsteller, aber es ist stets ein bedenklich Unterfangen, über Themata aus einer scharfbezeichneten Sphäre, wie über gegebene Schablonen, Novellen zu schreiben, selbst wenn es mit dem Geschick eines Willkomm geschieht. Trotz wohlberechneten Arrangements ist eigentliche Spannung nicht möglich, alles ist vorneweg angedeutet, die Moral liegt im Titel, statt sich als Facit am Ende zu ergeben. Gut erzählt, oft markig und drastisch, ist alles, doch wollen wir auf das einzelne nicht eingehen.

Auch über die zwei letzten aus dem Englischen bearbeiteten Romane dürfen wir uns kurz fassen. Karl Grüel (Nr. 6) freilich hat es sich keineswegs leicht gemacht. Er hat gezeigt und zeigen wollen, „was eine deutsche Männerhand aus dem weichlichen Gebilde der pietistischen Engländerin machen kann“. Das ganze erste Buch, resp. der erste Band spielt vor Beginn jener englischen Erzählung, und das Einflechten einzelner aus dieser genommenen Züge war gerade nicht die leichteste Aufgabe der Erfindung. Erst in der Mitte seines zweiten Buchs langt der Verfasser bei dem Zeitpunkt an, wo jener Roman beginnt; aber auch von da an ist er nicht Nachahmer, denn er führt den Leser nicht nur durch ganz andere Scenen, sondern kommt auch zu einem gänzlich andern Schlusse. Sein Original: „The heir of Redcliffe“, hat Grüel unbestreitbar weit überholt, und wir möchten ihm wünschen, daß seine Arbeit in das Englische wörtlich übersetzt würde, vorzugsweise der erste Band, der ein für sich abgeschlossenes Werk ist und den er mutato nomine für sein Werk getrost ausgeben dürfte.

Auch der von Sophie Verena aus dem Englischen bearbeitete Roman: „Der Frauen Königreich“ (Nr. 7), hat nach unserm Urtheil durch die Bearbeitung gewonnen. Handlung ist wenig darin, aber die Entwickelung der Seelenzustände bei den zwei Schwestern und den zwei Brüdern, die in Liebesverhältniß zueinander treten und von denen das eine Paar glücklich wird, ist mit viel psychologischer Feinheit und oft mit wahrer Meisterschaft ausgeführt. Die vier Personen sind keineswegs ungewöhnliche, in irgendeiner Hinsicht sonderlich hervorragende, aber der Leser bleibt gefesselt und ist der Verfasserin für manche Wendung und manche Sentenz, für manche scharfsinnige und gut mitgetheilte Beobachtung dankbar. „Der Frauen Königreich“ ist ein Buch, das man nicht nur gern einmal liest, sondern dem man auch gern einen Ehrenplatz in seiner Bibliothek einräumt.

Zur Geschichte der Arbeit und der industriellen Klassen.

1. Geschichte der Arbeit von Moritz Weinhold. Erster Band. Dresden, Heinsius. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter von Franz Pfalz. Erster Band. Leipzig, Klinkhardt. 1869. 8. 22½ Ngr.

Das innere Band zwischen beiden Büchern, das uns veranlaßt, sie hier zusammenzustellen, ergibt sich aus ihrem Titel von selbst. Das zweite behandelt einen einzelnen Ausschnitt aus dem weitgespannten Kreise, den das erste zu umfassen sucht. Die deutschen Städte sind, seitdem es solche gibt, die eigentlichen Herde der Arbeit im specifischen Sinne des Worts gewesen und bis in die Gegenwart hinein, wo sich der sociale und ökonomische Unterschied zwischen Stadt und Land auch bei uns zu verwischen beginnt, geblieben. Daraus geht aber auch schon hervor, was wir uns unter dem an sich vieldeutigen Begriff „Arbeit" zu denken haben, dessen Geschichte das erstgenannte Buch darstellen will. Es ist vorzugsweise diejenige menschliche Thätigkeit in ihrem Einfluß auf den Menschen hier gemeint, welche durch mehr oder minder complicirte Werkzeuge den natürlichen Rohproducten eine erhöhte Brauchbarkeit und infolge dessen einen höhern Werth gibt, also das, was man Gewerbthätigkeit oder schlechtweg früher Handwerk — im festen Gegensatz zu dem theils weitern, theils engern Begriff der Handarbeit — zu nennen pflegte. Damit ist nach der einen Seite hin z. B. der Ackerbau, überhaupt die Rohproduction, nach der andern die eigentliche Kunst und die wissenschaftliche Thätigkeit von der Aufgabe ausgeschlossen, obgleich sich selbstverständlich die Grenzen nicht so scharf ziehen lassen, daß sie nicht öfters nach der einen oder nach der andern Seite hin überschritten würden. Der Verfasser selbst ist sich dieser schwankenden Fassung seines Gegenstandes bewußt und sucht diese, wie billig, durch die Natur desselben zu entschuldigen. Obgleich wir aber im allgemeinen damit vollkommen einverstanden sind, so ist es doch nicht zu leugnen, daß ihn hier und da die Berücksichtigung jener verwandten, aber begrifflich doch getrennten Gebiete so weit geführt hat, daß der eigentliche Kern und Mittelpunkt des Ganzen dadurch dem Auge entrückt wird.

Wer eine Geschichte der Arbeit von dem Anbeginn unserer historischen Kenntniß bis zu dem Zusammenbruch der römischen Cultur in einem Bande von nur 276 Seiten zu erzählen unternimmt, kann dies begreiflich nur in großen, skizzenhaften Zügen thun, wie es hier geschehen ist. Auch wird kein Verständiger etwas dagegen einzuwenden haben, daß der Verfasser, ein vielbeschäftigter Schulmann in Dresden, nicht den Anspruch erhebt, als selbständiger Forscher zu belehren, sondern nur die Resultate der Forschung anderer unter seinen Gesichtspunkten zu verarbeiten. Derartige Vermittelungen der streng gelehrten Wissenschaft mit den Bedürfnissen der Durchschnittsbildung werden wir, besonders auf dem Gebiete der Geschichte, herzlich willkommen heißen, wenn sie gewissenhaft, verständig und geschickt gemacht sind. Und diese Prädicate kann man dem Buch wol im Durchschnitt ertheilen, obgleich wir in manchen nicht unwesentlichen Dingen gegen Anlage und Ausführung Erhebliches einzuwenden haben.

Eins davon ist schon erwähnt, und einige andere wollen wir wenigstens andeuten. Daß der Verfasser der eigentlich historischen Zeit der menschlichen Arbeitsentwickelung die paläontologische, wie wir sie kurz nennen wollen, vorhergehen läßt, ist an sich richtig gegriffen. Die ganze Wissenschaft ist aber noch zu jung, um nicht denjenigen, der sich nur receptiv zu ihren Forschungen verhält, der Gefahr auszusetzen, irgendeiner der leichtfertig aufschießenden und rasch wie Blasen auf dem Wasser wieder verschwindenden Hypothesen der Tagesmeinung allzu sehr zu vertrauen. Dies gilt, wie jeder selbständig Prüfende weiß, z. B. von dem ganzen Complex der sogenannten Pfahlbauten und was damit zusammenhängt. Uebrigens ist auch das Ergebniß der bisherigen Arbeit auf diesem Gebiet für die eigentliche Aufgabe dieses Buchs von sehr geringer Bedeutung. Denn aus diesen stummen Zeugnissen der Vorwelt lernen wir zwar die Erzeugnisse der Arbeit, nicht aber, was die eigentliche Tendenz des Verfassers ist, die cultur- oder sittengeschichtliche Stellung der Arbeiter im Volke oder in der größern menschlichen Gemeinschaft, der sie angehörten, kennen. Auf die Frage danach geben uns weder die Culturschichten der urzeitlichen Höhlen, noch die Kjökkenmöddinger, noch die Gemüllestätten der Pfahlbauten irgendeine Antwort. Wäre es beabsichtigt gewesen, die Geschichte der Arbeit als eine Geschichte ihrer Werkzeuge und Erzeugnisse aufzufassen, so würde dies paläontologische Material für solchen Zweck eine ganz andere Brauchbarkeit haben, als für die eigentliche Tendenz dieses Buchs, das zuerst und zumeist den arbeitenden Menschen berücksichtigen will.

Ebenso möchte die hier beibehaltene, in der gewöhnlichen cyklischen Darstellung der Weltgeschichte hergebrachte ethnographische Eintheilung, beziehungsweise stufenartige Aneinanderreihung des Stoffs nach dem historischen Auftreten der einzelnen großen weltgeschichtlichen Völker nicht so ohne weiteres zu billigen sein. Chinesen, Inder, Assyrer und Babylonier, Perser, Aegypter, Phönizier und Juden erscheinen hier nach dem überlieferten Schema gleichsam als Glieder einer fortlaufenden Kette, ohne daß man doch hier oder anderswo das Bindemittel der weltgeschichtlichen Idee oder der concreten pragmatischen Zusammengehörigkeit nachzuweisen oder herauszuerkennen vermöchte. In der That gibt es ja auch kein solches; wenigstens soweit wir heute den bisherigen Entwickelungsgang der Menschheit zu übersehen vermögen, steht z. B. die chinesische Cultur ganz isolirt, die indische in ihrer vollen Ausbildung so gut wie isolirt, und ebenso wieder die ägyptische. Bemüht sich doch in diesem Augenblick die selbständige Wissenschaft der Aegyptologie noch ohne sichtbaren Erfolg, die Verbindungsfäden zu der spätern griechischen Cultur, oder zu der ältern asiatischen, semitischen und chamitischen aufzufinden. Wahrscheinlich wäre es zweckdienlicher gewesen, alle diese originalen und in ihrer Originalität erstarrten Culturgebiete ganz beiseitezulassen und nur das unter sich und mit dem unsern organisch

Verbundene der griechisch-römischen Welt allein zu berücksichtigen, wie es ja auch in der That von dem Verfasser durch verhältnißmäßig breitere Ausführung von allen andern am meisten hervorgehoben wird.

Endlich können wir nicht umhin, zu rügen, daß der Verfasser an mehr als einer Stelle die Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, um eine giftige Polemik gegen die jetzige politische Neugestaltung Deutschlands anzubringen. Es ist möglich, daß man in gewissen Kreisen unsers Elbflorenz und seiner Dependenzen den contagiösen Einfluß welscher Pfaffen, autochthoner Zopfjunker und Hofschranzen sammt kosmopolitischen Abenteurern, die seit 1697 das Wesen unserer meißnischen Stammesgenossen so wenig erfreulich alterirt haben, noch nicht so weit zu verwinden vermag, um sich zu einer ebenso von dem gesunden Denken wie von dem nationalen Ehrgefühl gebotenen Auffassung der deutschen Geschichte und Gegenwart zu erheben. Aber man sollte den Ausdruck dieser Stimmung den Leuten überlassen, die dafür durch den Stempel ihrer Natur berufen sind und auch dafür bezahlt werden. In ein Buch, wenn auch nicht von gelehrter, so doch von gebildeter Tendenz und Haltung paßt es schlecht, wenn von dem Bruderkrieg von 1866 geredet wird, was doch nur den Sinn haben kann, daß sächsische Regimenter es vorzogen, als Bundesgenossen an der Seite und im Interesse von Kroaten und Zigeunern gegen das deutsche Heer zu fechten. Ebenso können die Phrasen von dem preußisch-norddeutschen Militärdespotismus, der mit dem Gebaren der Soldateska in der letzten römischen Kaiserzeit parallelisirt wird, nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Freilich wissen wir, daß es zu den Grundrechten eines Deutschen, namentlich eines solchen, der in der faulen Luft des Particularismus athmet, gehört, mit schwächlicher Verbissenheit die großen Erfolge seiner Nation zu benörgeln und zu beneiden, aber wir fordern von der Würde der Geschichtschreibung, daß sie sich über solches Wesen zu erheben wisse.

Einen ungemischt guten Eindruck macht das zweite der genannten Bücher: „Bilder aus dem deutschen Städteleben", von Franz Pfalz. Es ist gleichfalls auf eine populäre Darstellung abgesehen und der Verfasser verzichtet bescheiden auf das Verdienst der Forschung. Aber er hat nicht blos die gesammte umfängliche gelehrte Literatur der neuern Zeit, sondern auch die eigentlichen Quellen mit Verständniß und feinem Sinn verarbeitet und so ein Werk geschaffen, das nicht blos durch seine sehr elegante und durchgebildete Form, sondern auch durch seine Begründung Lob verdient. In diesem ersten Bande sehen wir das Werden der deutschen Städte aus und in den Trümmern der römischen, um die Königspfalzen, Bischofshöfe und Abteien, bis zu der höchsten Entfaltung ihres politischen und socialen Gestaltungstriebes in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Denn wenn auch erst später das eigentliche goldene Zeitalter der städtischen Industrie, des Handels und Verkehrs beginnt und namentlich die Hansa erst im 14. Jahrhundert den Gipfel ihrer Größe erstiegen hat, so ist doch für die süd- und westdeutschen Gebilde seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine gewisse innere Stagnation eingetreten, die nur nicht auf allen Lebensgebieten sich äußerte. Wenn der Verfasser, wie zu hoffen steht, bald eine Fortsetzung liefert, so freuen wir uns, dann Gelegenheit zu haben, noch etwas eingehender seine schöne Arbeit zu würdigen.

Heinrich Rückert.

Zur Lebensweisheit.

Gedanken über das wahre Glück von Tinette Homberg. Berlin, Grote. 1869. 8. 25 Ngr.

Es ist vielfach bedenklich, wie sehr auch das Gegentheil den Anschein hat, wenn der Autor ein Thema wählt, welches schon von vornherein Lieblingsgegenstand eines weitreichenden Publikums ist. Denn entweder wird der Schriftsteller den Lesern nun zum Munde reden, und hinterher den Undank als Strafe erfahren, daß es heißt: was der Verfasser uns sagt, haben wir längst gewußt, oder er wird durch den Titel seines Buchs der Mehrzahl sich nur anbequemen, jedoch in der Absicht, den Leser zu höhern Standpunkten allmählich zu erheben, die das Nach- und das Mitdenken zur Bedingung machen, an welches viele nicht heranwollen und sich nun für getäuscht erklären. Und doch gäbe es noch einen dritten Fall. Es wäre der, daß der Verfasser so vielseitig begabt, so tüchtig in seiner Ausführung wäre, daß er die Kunst, populär zu sein, mit einer umfassendern als der gewöhnlichen Weltanschauung gründlich verbände, und nun seinen Lesern mehr gäbe, als sie auch bei den gespanntesten Erwartungen wünschen konnten. Dieses Große, Schwere, sogar für das tägliche Leben Heilbringende zu leisten, ist der vortrefflichen Verfasserin des obigen Buchs vollauf gelungen. Kein Leser wird es unbefriedigt aus der Hand legen, er müßte denn zu jenen zerfahrenen, alles bemäkelnden, unglücklichen Naturen gehören, die gar nicht mehr wissen, was sie wollen. Wer schon aus Princip, methodisch, unglücklich ist, und dabei noch, ohne daß er es oft weiß, den letzten, jedoch selbstischen Genuß nur darin findet, daß er sich an seinem Unglück weidet, der ist zu keinem, auch nur relativen Glücke mehr zu erheben, so lange er in so beschränkter Weise an sich selbst haftet.

Man darf zunächst nur das Vorwort unserer Schrift lesen, um sich sogleich davon zu überzeugen, daß wir im weitern hier über ein höheres Glück Aufschluß erhalten, als das ist, wonach die Menge läuft, welches daher auch das allgemeine, vulgäre Losungswort geworden ist. Ihrem Motto von Sophokles gemäß, verfährt die so überaus umsichtige Verfasserin auch darin weise, daß sie im tiefsten Sinne den Leser aufklärt, und zwar ganz allmählich aufklärt, über den Menschen als solchen, über sein Verhältniß zu andern Individuen, über Selbsterkenntniß, über das ebenso Wohlthuende, wie Fördernde, daß der einzelne sich durch andere ergänzen solle, um zu Schätzen, Einsichten und Willenskräften zu gelangen, die er lediglich

aus sich selbst nie aufbringen würde. Indem der Leser schon durch derartige Auseinandersetzungen zum Nachdenken über das, was wahres Glück eigentlich besagt, angeregt wird, und solche Anregung angenehm findet, zieht die Verfasserin stets weitere Gedankenkreise um ihn, ja die Untersuchung ist in der leicht faßlichsten Form bereits auf dem Boden der Philosophie angelangt. Hier erstaunt man über das umfangreiche Wissen einer Frau, über ihr durchweg gesundes, in die Tiefe der Gedanken eindringendes, zur Höhe der Ideen sich erhebendes Urtheil, immer so gehalten, einfach, bestimmt, klar ausgesprochen, daß sie über das wahrhafte Wesen des von jedem edeln Menschen zu erreichenden Glückes neues Licht gewinnt. Sie ist mit Platon, mit Aristoteles, mit Kant — selbst was die drei Kritiken des letztern betrifft —, mit den beiden Fichte, mit Schopenhauer wohl bekannt, wie in der deutschclassischen, in der heutigen Literatur vielseitig belesen, und eröffnet überall neue Gesichtspunkte, erschließt uns ihre eigenen Gedanken und Lebenserfahrungen, ihre Beobachtungen an Menschen, in Familien- wie in Kreisen der belebtesten, auserwählten Gesellschaft, und ist, was noch außerdem ihrem geistvollen Buche zu höchster Ehre gereicht, bereits im höhern Alter angelangt, so zufrieden mit ihrem Schicksalslose, so ausgesöhnt mit dem Erdenleben, dessen Nachtseite und Herbigkeiten sie aus eigenen Wechselfällen kennt, daß man einer solchen Glückverkündigerin mit Aufmerksamkeit folgt. Sie weist nach, welche unrichtigen Ansichten man über Bildung hat, worin die wahre besteht. Wie entschieden sie überall jeder Ueberspanntheit entgegenarbeitet, ist sie doch auch stets des Ideals eingedenk, indem sie ihren Gegenstand zugleich aus dem Gesichtspunkte der Kunst faßt. Wie gerecht wird sie, bei Gelegenheit der Musik, der individuellen Eigenthümlichkeit, welche gerade durch die Tonkunst, in Leid und in Freude, so beglückend in allen wach gerufen wird! Indem sie überzeugend von dem spricht, was allein wahrhaftes, würdiges Leben ist, fährt sie fort: „Diese Grundansicht bildet den festen Resonanzboden in mir, über den die Saiten meiner Seele sich in sicherer Stimmung hinziehen und mir in stiller Heimlichkeit all' die reinste Musik zu hören geben, die in meinem Innern zu vernehmen ich jetzt fähig bin.“ Und sinnreich setzt sie hinzu: „Ein jeder hat seine eigene innere Musik.“ Freilich soll der Mensch, dies ergibt sich aus ihren so tief durchdachten Erörterungen, um unter allen Umständen glücklich in höchster Bedeutung zu sein, über alles, was blos Stimmung ist, ja über Kunst noch hinausdringen. Hier sind es: Religion — wobei sie sich mit Recht gegen jeden engherzigen Pietismus erklärt —, die strengste Treue in der Pflichterfüllung, Sittlichkeit, Selbstverleugnung, Arbeit an sich selbst zu täglich fortschreitender Läuterung, welche das Erreichen eines dauernden Glücks allein zu bewerkstelligen vermögen.

Ausgezeichnete Partien des Buchs sind besonders, wie sie den Beweis der Freiheit des menschlichen Willens führt, wie sie sich über Naturell, Charakter, Temperament, Gemüth, über Eifersucht, Neid, Misgunst, über Familienzwiespalt, häuslichen Frieden, über Liebe und Freundschaft ausläßt, Schmollgeist und üble Laune bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel verfolgt, Frauen und Männer in derartigen Untugenden ohne Rücksicht beurtheilt, um alles das auch schon in Kindern auszurotten, was jedes spätere Glück unmöglich macht, und nun veranlaßt, daß die Menschen das einem feindlichen Schicksal zuschieben, was sie sich selbst bereitet haben. Möchten sich Leserin und Leser unaustilgbar einprägen, was die scharfsinnige Frau, die so fein treffend in ihren mit Anspruchslosigkeit geäußerten Bemerkungen ist, über „Höflichkeit des Herzens“ sagt, und wir dürfen hoffen, daß der schreiende Contrast zwischen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit in der größern Gesellschaft, und Unsitte wie Murrköpfigkeit in der Familie unter den Fortschritten der Civilisation allgemach verschwindet. Wir freuen uns, auf einem Gebiete, welches wir jahrelang durchforscht haben, mit einer der edelsten Frauen Deutschlands und der Gegenwart, wenn auch bei ganz verschiedenen Ausgangspunkten, bei abweichendem Verfahren, in den Ergebnissen oft wunderbar übereinzustimmen.*) Wünschenswerth wäre es gewesen, die wackere Schriftstellerin hätte sich doch entschließen können, den Gang ihrer Untersuchung durch Abschnitte und Ueberschriften zu unterbrechen. Auch hätten wir gewünscht, sie hätte nicht so häufig aus andern, wenn auch vortrefflichen Schriften citirt, denn ihre Art, ihre Gedanken sind uns so werth und lieb geworden, daß wir sie auch am liebsten stets selbst vernommen hätten. Wir haben diese kleinen Ausstellungen schon oft bei den besten Büchern ausgesprochen. Zum Schlusse bemerken wir noch zweierlei. Einmal, daß es ausgezeichnete Menschen gibt, die entweder durch innere Kämpfe oder durch den Hingang geliebter Wesen für jedes bloße Glück unzugänglich geworden sind, wohl aber schon hienieden zu einer Seligkeit erhoben werden, in der Schmerz und Freude sich ausgleichen. Sodann, wo Frau oder Mann bedauern, ein Wesen von solchem Seelenadel, wie die Verfasserin, nicht zur Hausfreundin haben zu können, ist es gewiß ein Ersatz sich das seelenvolle Buch anzuschaffen.

Alexander Jung.

*) Vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung“ (Leipzig, Brockhaus).

Feuilleton.

Nekrologe.

Einer der tüchtigsten deutschen Literarhistoriker, dessen unermüdlicher Fleiß manche literarische Epochen zuerst in erfreulicher Weise aufgehellt hat, ist jüngst gestorben: August Koberstein, der Verfasser des „Grundrisses der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.“ Am 8. März verschied er in Kösen im Hause seines Schwiegersohns an einer Lungenentzündung. Koberstein war am 10. Januar 1797 zu Rügenwalde in Pommern geboren, wo sein Vater als Prediger lebte, besuchte dann die Cadettenanstalt zu Stolpe und seit 1816 die berliner Universität. Im Jahre 1820 wurde er Adjunct an der Landesschule zu Pforta, 1824 Professor und 1855 erster Professor an dieser Anstalt. Sein tüchtiges Wirken als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur hatte ihm in pädagogischen Kreisen

einen ehrenvollen Namen gemacht; groß war die Zahl seiner Schüler und weitverbreitet. Am 3. August 1870 sollte das funfzigjährige Amtsjubiläum Koberstein's gefeiert werden; leider raffte ihn der Tod hinweg, ehe er so wohlverdienter Ehre theilhaft werden konnte. Doch weit über den Kreis seiner Schüler hinaus hat sich Koberstein als Literarhistoriker einen Namen gemacht. Sein obenerwähntes Hauptwerk, das zuerst 1827 erschien, sollte zunächst praktischen Lehrzwecken dienen, doch von Auflage zu Auflage erweiterte es sich zu einem gediegenen grundlegenden Literaturwerk, das freilich den Rahmen eines Grundrisses mehr und mehr sprengte, aber auch vielfach durch denselben beengt und behindert war. Wir verweisen auf die eingehende Kritik des Werks, welche wir in Nr. 12 d. Bl. f. 1867 von der vierten Auflage desselben gaben. Eine neue Auflage hatte der tüchtige Gelehrte in Aussicht genommen, so schwer auch die Beherrschung des von Jahr zu Jahr heranwachsenden Materials für den mehr als siebzigjährigen Gelehrten sein mochte; hoffentlich wird eine kundige Hand diese Arbeit in würdiger Weise ausführen. Außer seinem gediegenen, durch die Reichhaltigkeit und Genauigkeit aller Angaben ausgezeichneten Hauptwerk hat Koberstein noch mehrere sprachwissenschaftliche Schriften verfaßt und in den „Vermischten Aufsätzen zur Literaturgeschichte und Aesthetik" (1858) sich auch als geschmackvollen Darsteller bewährt. Er gab außerdem „Heinrich von Kleist's Briefe an seine Schwester" (1860) und den dritten Band von Loebell's „Entwickelung der deutschen Poesie" (1865) heraus.

Am 2. März starb in Weimar Apollonius von Maltitz, der langjährige Vertreter der russischen Regierung an dem weimarischen Hofe. Seit 1865 war er aus seiner diplomatischen Stellung ausgeschieden, hatte aber seinen Wohnsitz in Weimar beibehalten, an welche Stadt er durch gesellschaftliche Beziehungen und die Pflege der classischen Erinnerungen der Literatur gefesselt blieb. Apollonius von Maltitz, geboren 1795, war der Sohn des kaiserlich russischen Gesandten Freiherrn von Maltitz, und begann 1830 seine Carrière bei der russischen Gesandtschaft in Rio de Janeiro, war seit 1836 Legationssecretair in München und trat 1841 seine diplomatische Stellung am großherzoglich weimarischen Hofe an. Er ist der vierte seines Namens, der in der deutschen Literatur thätig aufgetreten ist. Sein älterer Bruder Franz Friedrich von Maltitz ist namentlich als Fortsetzer des Schiller'schen „Demetrius" bekannt; Gotthilf August von Maltitz als Dichter der Trauerspiele: „Schwur und Rache", „Hans Kohlhas", „Oliver Cromwell" und Autor der scharfen satirischen „Pfefferkörner" und „Humoristischen Raupen". Er war der talentvollste und originellste der Schriftsteller dieses Namens. Ein fleißiger Romanschriftsteller ist Hermann von Maltitz, dessen Romane mit einer gewissen breiten Behäbigkeit geschrieben, doch einen tüchtigen, gesunden, für Auffassung praktischer Lebensverhältnisse glücklich organisirten Sinn bekunden. Apollonius von Maltitz hat sich auf den verschiedensten Gebieten versucht; seine ersten poetischen Versuche erschienen bereits 1817; zwei Bände „Gedichte" 1838, „Drei Fähnlein Sinngedichte" (1844). Von seinen Dramen erwähnen wir die Trauerspiele: „Virginia" (1858), „Anna Boleyn" (1860) und „Spartakus" (1861).

H. A. Oppermann, der bekannte hannoversche Abgeordnete und Publicist, der am 17. Februar 1870 zu Nienburg starb, wurde am 22. Juli 1812 zu Göttingen geboren, wo er von 1831 ab die Rechte studirte. Wie Heine seinerzeit war er von den göttinger Professoren wenig erbaut und schrieb für Ruge's „Deutsche Jahrbücher" eine scharfe Kritik der Universität Göttingen. Als Romanschriftsteller unter dem Pseudonym Hermann Frosch hatte er 1834 einen Roman: „Deutschlands Germanen und Arminen", verfaßt, der frisch aus dem studentischen Leben herausgegriffen war und die damals in vollster Blüte stehenden Kämpfe zwischen den Corps und den Burschenschaften schilderte. Merkwürdigerweise nahm sein Lebensgang eine andere Richtung, sodaß er mit seinem letzten nachgelassenen Werk erst wieder den Boden schönwissenschaftlicher Production berührte, von dem er ausgegangen war. Da er zur Opposition gegen den Bruch des Staatsgrundgesetzes gehörig und misliebig in maßgebenden Kreisen war, wurde ihm 1836 das Recht verweigert, sich als Advocat niederzulassen, sodaß er ganz in die publicistische Thätigkeit hinausgedrängt wurde. Erst 1842 wurde ihm erlaubt, in dem Städtchen Hoya die advocatorische Praxis auszuüben. Als tüchtiger, kernhafter Vertreter der Rechte der Bauern machte er sich hier bald beliebt und wurde 1847 in die zweite hannoversche Kammer gewählt, wo er als sachgemäßer, schlagkräftiger Redner wirkte. Außerdem machte er sich als Geschichtschreiber Hannovers und der hannoverschen Stände bekannt. Im Jahre 1852 siedelte Oppermann nach Nienburg über, redigirte dort ein politisches Localblatt und blieb seiner Opposition gegen das Welfenthum, den Minister Borries und dessen undeutsche Tendenzen auch in der Kammer treu. Stets rieth er zum Anschluß an Preußen und suchte nach der vollzogenen Annexion des Jahres 1866 die Geister aufzuklären und die Gemüther zu beruhigen. Von dem berliner Landtag zurückkehrend, starb er plötzlich am Schlagfluß. Sein hinterlassenes mehrbändiges Werk: „Hundert Jahre. 1770–1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen" (Leipzig, Brockhaus, 1870), ist eine Säcularchronik mit romanhafter Einkleidung, welche ein reiches anekdotisches und culturgeschichtliches Material in einer für größere Leserkreise anziehenden Art und Weise behandelt.

Bibliographie.

Averroes (Vater und Sohn), Drei Abhandlungen über die Conjunction des separaten Intellects mit dem Menschen. Aus dem Arabischen übersetzt von Samuel Ibn Tibbon, zum ersten Male herausgegeben, übersetzt und erläutert von J. Hercz. Berlin, Benzian. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Berthold, G., Krakauer Kloster-Geheimnisse oder die lebendig begrabene Nonne. Romantische Erzählung aus neuester Zeit. 1stes bis 8tes Heft. Dresden, Tittel. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Bitzius, A., Die Todesstrafe vom Standpunkt der Religion und der theologischen Wissenschaft. (Gekrönte Preisschrift.) Berlin, Springer. Lex.-8. 12 Ngr.

Clemens, F., Das Manifest der Vernunft. Diversionen eines Veteranen im Freiheitskampfe der Geister. Eine Stimme der Zeit in Briefen an eine schöne Mystikerin. 2te gänzlich umgearbeitete Aufl. Berlin, Grieben. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Großmann, J., Des Grafen Ernst v. Mansfeld letzte Pläne und Thaten. Breslau, Kern. Gr. 8. 25 Ngr.

Gutzkow, K., Die Söhne Pestalozzi's. Roman. 3 Bände. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Hausmannskost. Illustrirte Blätter für das Volk und die Familie. Redigirt von W. Bernhardi. 1ster Jahrgang. 1870. 11 Hefte. Berlin, Schlesinger. Gr. 4. à Heft 4 Ngr.

Hirsch, G., Populäre wissenschaftliche Vorlesungen. Königsberg, Bon. Gr. 8. 15 Ngr.

Jonckbloet's, W. J. A., Geschichte der niederländischen Literatur. Von Verfasser und Verleger des Original-Werkes autorisirte deutsche Ausgabe von W. Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniss der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von E. Martin. 1ster Bd. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Justi, C., Die Verklärung Christi. Gemälde Raphaels in der Pinakothek des Vatikan. Eine Rede. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 10 Ngr.

Karsten, C., Die sixtinische Madonna. Vortrag. Rostock, Stiller. 16. 7½ Ngr.

Krabbe, O., Der Mangel philosophischer Studien die wissenschaftliche Signatur unserer Zeit. Rede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 4 Ngr.

Lorent, A. v., Wimpfen am Neckar. Geschichtlich und topographisch nach historischen Mittheilungen und archäologischen Studien dargestellt. Stuttgart, Werther. Gr. 8. 2 Thlr.

Lubojatzky, F., Der Papstspiegel oder das Leben und Treiben der Päpste bis auf unsere Zeit. 1stes und 2tes Heft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Maiandacht in Liedern. Von Frauenhand gesammelt. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 16. 22½ Ngr.

Michelet, J., Die Welt der Vögel. Bevorwortet von Herm. Masius. Mit Illustrationen von H. Giacomelli. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachfolger. Lex.-8. 20 Ngr.

Neumann, C., Ueber die Principien der Galilei-Newton'schen Theorie. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneider, L., Die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Strube, C., Studien über den Bilderkreis von Eleusis. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sutermeister, O., Die Poesie der Schule. Eine Anthologie mit Originalbeiträgen Verschiedener. Aarau, Christen. 8. 12 Ngr.

Tenger, Mariam, das Fest auf Arpadvar. 2 Thle. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tobler, J. R., Grundzüge der evangelischen Geschichte. Zürich, Herzog. Gr. 8. 12 Ngr.

„Unsere Ziele und unsere Gegner." Ein Wort zur Aufklärung und Abwehr. Leipzig, Priber. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

… Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 21. April 1870.

Eine Geschichte des italienischen Dramas.

(Beschluß aus Nr. 16.)

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Vierter bis siebenter Band: Geschichte des italienischen Dramas. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1866—69. Gr. 8. 20 Thlr. 24 Ngr.

Wir wenden uns jetzt mit Klein zu dem glänzendsten Vertreter der italienischen Tragödie, Vittorio Alfieri:

> Er ist der erste von allen italienischen, vielleicht von allen romanischen Tragikern, welcher seine Persönlichkeit, seinen Willenscharakter, sein individuelles Pathos, mit einem Worte seine eigenste Geistesstimmung, sein subjectives Selbst und Wesen in antikhistorische Tragödienstoffe ergossen. Der erste mithin von allen tragischen Dichtern der Romanen, der sie gallisch gräcisirte, pseudoclassische Tragödienform mit der Grundstimmung seines persönlichen Ichs, seiner leidenschaftlichen Freiheitstendenz, mithin romantisch färbte. In Plutarch's Modell des tyrannenmörderischen Freiheitsheldenthums ließ Vittorio Alfieri die galligherbe, schwarzblütige Tragik seiner satirischen Ader ausströmen, und in Plutarch's Abgußformen sein Herzblut gleichsam zu tragischen Helden von antikem Gepräge gerinnen, erstarren und erkalten.

Das Leben Alfieri's, nach dessen Selbstbiographie erzählt, gehört wieder zu denjenigen Partien des Werks, welche für die Darstellungsgabe seines auch dichterisch begabten Autors ein günstiges Zeugniß ablegen. Alfieri hat ein sehr bewegtes Leben geführt; die Romantik, die wir in seinen classisch stolzen Tragödien vermissen, leiht seiner Selbstbiographie einen beweglich anlockenden Schimmer. Das Abenteuer ist in ihr heimisch, während er den bunten Reiz desselben in seinen Dichtungen verschmähte. Leben und Dichtung deckten sich bei ihm nicht, weil er nach falschen Mustern dichtete. Man wird oft an Lord Byron erinnert, wenn man die Geschichte seiner Erlebnisse liest. Nur spitzen sich diese noch novellistischer zu; bei Byron hat alles den großen Stil des Dithyrambus, der Orgie. Gemeinsam war beiden Dichtern ein stark aristokratischer Zug und die Vorliebe für die Pferde. Alfieri war ein echter italienischer „Pferdegraf"; er schildert seinen Uebergang über den Mont-Cenis, den er mit seinen zahlreichen und theuern Rossen bewerkstelligte, wie eine Heldenthat, die sich mit Hannibal's Alpenübergang messen kann. Am Tanzen war Byron durch seinen Klumpfuß verhindert; Alfieri haßte den Tanz schon wegen des französischen Lehrmeisters, der ihm denselben beibringen wollte, und haßte wegen dieses Tanzmeisters und seines lächerlichen karikirten Wesens die Franzosen! Von seiner ersten „Liebelei", welche die junge Gattin des ältern Bruders eines seiner Kameraden und Mitgenossen, eine Brünette voll Feuer und einem gewissen Trotz, ihm einflößte, erstattet er selbst Bericht. Die Neigung des funfzehnjährigen Knaben für „verheirathete Frauen" wurde maßgebend für seine spätern Liebschaften. Im Jahre 1768 verliebte er sich in eine schöne verheirathete Holländerin; er ließ sich eine Ader schlagen und wollte dann die Binde abreißen und sich verbluten. Nur den Bemühungen seines Dieners und eines Freundes gelang es, den beabsichtigten Selbstmord zu verhüten. Alfieri versichert selbst, daß er nie in seinem Geiste Sehnsucht nach den Studien, nie jenen Drang, jene Gärung schöpferischer Ideen gefühlt habe, als wie in den Zeiten, wo sein Herz heftig von Liebe ergriffen war. Auf seinen Reisen besuchte Alfieri Preußen — vor dessen despotischem Militärwesen ebenso wie vor dem großen Friedrich er einen Abscheu zeigt, welchen sein Literarhistoriker in einem langen, bis auf die Schlacht von Sadowa hinausgehenden Excurs zur Ordnung ruft —, Schweden, Rußland und England, wo er in einen „zweiten heftigen Liebesanfall" verfiel. Wieder war es eine verheirathete Lady, die ihm eine solche, an Wahnsinn grenzende Leidenschaft einflößte. Er besuchte die Dame heimlich in ihrem Schloß, wenn der Gemahl, der bei der Garde diente, in London zur Revue war. Diese Liebesnovelle hat alle Ingredienzien, welche die Novellisten lieben, sogar einen pikanten Abschluß. Bei einem Spazierritt

machte Alfieri einen kühnen Wagesprung über eine der höchsten Barrièren, stürzte mit dem Pferde, verrenkte sich die Schulter und brach das Schlüsselbein. Dennoch sprang er vom Bett auf, um mit allen Schmerzen die zweite Wallfahrt nach dem Gute anzutreten und das Glück verbotener Liebe zu genießen. Reiten konnte er nicht; das Stoßen des Wagens, in welchem er fuhr, hatte seine Schmerzen verdoppelt. Das Pförtchen des Gartens fand er verschlossen und mußte über die Stackete steigen; mit dem Morgenroth entfernte er sich wieder. Trotz seines verschlimmerten Zustandes begab er sich abends in die Theaterloge, wo er die Geliebte bei der Fürstin von Masserano fand. Bald erschien auch der Gatte; wenige Worte genügten; es folgte ein Duell in James-Park ohne weitere Zeugen. Alfieri erhielt eine leichte Wunde und begab sich, nach diesem Zwischenact, wieder in die Loge. Der beleidigte Gatte ließ sich von seiner Frau scheiden; nun erst aber kam für den Dichter der bittere Nachgeschmack. Der Reitknecht des Lords erzählt seine dreijährigen Liebschaften mit der Lady dem Lord selbst, um sich an dem neuen Nebenbuhler zu rächen, und die Zeitungen beeilen sich diese high-life-Anekdoten mitzutheilen.

Nach weitern Reisen durch Deutschland, Spanien u. s. f. kehrt Alfieri nach Italien zurück, wo er alsbald (1773) in eine dritte, verderbliche Liebschaft gerieth. Er verfiel infolge der Aufregungen in eine so heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeister Turins sagten, er hätte sie ausschließlich für sich erfunden. Erbrechen, ein fürchterlicher Krampf des Zwerchfells, Nervenconvulsionen, die so stark waren, daß, wenn er nicht gehalten wurde, er in den fürchterlichsten Zuckungen bald mit dem Kopf gegen das Kopfgestell, bald mit den Händen und Elnbogen gegen alles anstieß, was dastand. Diese unwürdige Liebe ließ ihn fortwährend in Wuth, Scham und Schmerz leben. Mehrmals reist er ab, nimmt Abschied auf lange Zeit und kehrt immer wieder. Zuletzt faßt er den verzweifelten Entschluß, nicht aus seiner Wohnung zu gehen, welche der Geliebten fast gegenüber war, täglich ihre Fenster anzuschauen, zu sehen wie sie vorüber geht, auf alle Weise von ihr sprechen zu hören, und weder directen noch indirecten Botschaften von ihr nachzugeben. Er schnitt sich den Haarzopf ab und schickte ihn einem Freunde als Unterpfand seines festen Entschlusses. In der That gelang seinem eisernen Willen der Sieg, freilich nicht ohne daß er sich von seinem Diener oft auf dem Stuhl festbinden lassen mußte, wenn die Paroxysmen seiner Leidenschaft über ihn kamen.

Als er früher einmal am Krankenbette der Geliebten von morgens bis abends gesessen hatte, kam er, angeregt durch einige schöne Tapeten im Vorzimmer, welche verschiedene Thaten des Antonius und der Kleopatra darstellten, auf den Einfall, sich die Langeweile, da er die Geliebte nicht durch Gespräche aufregen durfte, mit Versemachen zu vertreiben, und kritzelte einen Dialog zwischen einem Photin, einem Frauenzimmer und einer dazu kommenden Kleopatra aufs Papier. Das weitere Geschick dieser Skizze schildert er selbst in folgender Weise:

Meine Gebieterin genas von ihrer Krankheit, und ich, ohne je wieder an mein lächerliches Drama zu denken, legte es unter ein Kissen ihres Polsterstuhls, wo es ungefähr ein Jahr in Vergessenheit lag; und so wurden meine tragischen Erstlinge indessen sowol von meiner Dame, die gewöhnlich dort saß, als auch von jedem andern, der sich zufällig darauf niederließ, zwischen dem Polster und dem Gesäß ausgebrütet . . . .

Seine vierte Liebe, eine würdige, die ihn endlich für immer fesselte, deren steinerne Denkmäler in der Kirche von Santa-Croce in Florenz ruhen, war die zur Gräfin Luise von Stolberg, Comtesse d'Albany, Gemahlin des englischen Thronprätendenten, des letzten der Stuart. In dieser Dame sah er nicht, wie in allen gewöhnlichen Frauen, ein Hinderniß des literarischen Ruhms, eine Störung in nützlichen Beschäftigungen, eine Verminderung der Ideen, sondern Sporn, Antrieb und Vorbild zu jedem guten Unternehmen. Den ersten Eindruck, den die Gräfin Albany auf ihn machte, schildert der Dichter mit folgenden Worten:

In dem Sommer vorher, den ich, wie gesagt, ganz in Florenz zugebracht hatte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine herrliche und schöne Dame vor Augen gekommen, welche, da sie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungesehen und unbemerkt bleiben konnte; und noch unmöglicher war es, daß sie, gesehen und bemerkt, nicht jedem aufs höchste gefallen hätte. Aber wiewol ein großer Theil der adelichen Herren von Florenz und alle Fremde von Geburt bei ihr Zutritt hatten, so hatte ich dennoch, versenkt in meine Studien und in Melancholie, abstoßend und ungesellig von Natur, und immer bedacht von dem schönen Geschlecht diejenigen am meisten zu fliehen, die mir anmuthiger und schöner erschienen, aus diesen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen lassen; dagegen hatte ich sie im Theater und auf Spaziergängen häufig gesehen. Der erste Eindruck war mir auf das süßeste in den Augen und im Herzen zurückgeblieben. Eine sanfte Glut in den schwarzen Augen, die, was höchst selten ist, mit der weißesten Haut und blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es schwer war, nicht davon getroffen und gefesselt zu werden. Ein Alter von 25 Jahren, viel Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, köstliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den sie im Ueberfluß besaß, drückende und lästige häusliche Verhältnisse, die sie nicht, wie sie sollte, glücklich und zufrieden sein ließen — zu groß waren diese Vorzüge, um ihnen zu widerstehen . . . . . .

Die weitern Data von Alfieri's Biographie möge man bei Klein selbst nachlesen. Interessant sind die classisch-philologischen Studien, die er nach genau eingehaltenem Stundenplan durchführte, um das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Er war ja lange Zeit hindurch nicht einmal seiner italienischen Muttersprache mächtig. Klein darf daher dies träge Emporstreben mit dem des Faulthiers vergleichen, das Monate braucht um einen Baum zu erklettern, und in dessen instinctivem Drange es doch liegt, des Baumes äußersten Wipfelpunkt zu erklimmen.

Alfieri gehört zu den Dichtern, die nicht blos nach ihren Dichtungen zu beurtheilen sind, sondern die auch in einer Art von Dramaturgie und Poetik der Beurtheilung einen Anhalt geben. Sein „Gutachten über seine Tragödien" („Parere dell' autore su le presenti tragedie"), seine Beantwortungen der kritischen Briefe des Calsabigi und Cesarotti enthalten die theoretischen Grundsätze, auf denen seine dramatischen Dichtungen fußen. Alfieri's Tragödienideal ist von großer Simplicität. Das Trauerspiel soll nur von seinem Gegenstand erfüllt, also ohne Episoden sein; ausschließlich von den Hauptpersonen

gesprochen werden, nicht von Nebenpersonen, Rathgebern, Zuschauern u. s. f., aus einem einzigen Faden gesponnen sein, einen möglichst raschen, reißend schnellen Fortgang, die größtmögliche Einfachheit zeigen, grausig und wild sein, soweit es die Natur zuläßt, und so warm wie möglich.

Alfieri war keineswegs so einseitig, die Achillesferse dieser Poetik zu verkennen, wie sie sich in seinen eigenen Dramen ausprägt. Er sagt am Schluß seines „Parere":

Der Hauptfehler, den ich im Gange all dieser Tragödien (der seinigen nämlich, die er begutachtete) auszusetzen finde, ist die Einförmigkeit. Wer das Knochengerüste einer einzigen kennt, der kennt alle: der erste Act in der Regel sehr kurz; der Hauptheld erscheint meist erst im zweiten Act; nirgends ein Zwischenfall; viel Dialog; der vierte Act unbedeutend; Lücken hier und da, was die Handlung betrifft, die der Verfasser mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit des Dialogs ausgefüllt zu haben glaubt; die fünften Acte äußerst kurz, von raschestem Verlauf, und in der Mehrzahl der Fälle ganz Handlung und Schauspiel; die Sterbenden karg in Worten: das ist in Kürze der übereinstimmende, allen jenen (seinen) Tragödien gemeinsame Gang. Mag ein anderer untersuchen, ob diese durchgängige Einförmigkeit des Baues von der Mannichfaltigkeit der Stoffe, der Charaktere und der Katastrophen hinreichend aufgewogen wird.

Klein macht bei der Kritik dieser dramaturgischen Grundsätze die treffendsten Bemerkungen über die „ausgehungerte und ausgemergelte" Melpomene Alfieri's, über den hochgemuthen, tyrannenmörderischen Freiheitstrotz, dem das persönliche Leidgefühl, die tragische Grundstimmung fehlt, über die „Erfindung", deren sich Alfieri rühmt, während er sich doch alle eigenen und fremden Erfindungen versagt.

Die Erfindungskraft seines Meißels bekundet sich nicht in der Zurückführung des Blocks auf seinen einfachsten Ausdruck, nicht in der Herabminderung etwa zur größten „Einfachheit des Gegenstandes" (semplicità del soggeto). Durchaus nicht; im Gegentheil: das Erfinderische liegt in der möglich-reichsten Entwickelung und Ausgliederung des Blocks zu einer Schöpfungsfülle, einer Unendlichkeit von Ideengestaltung, einer Welt von Offenbarungen, wogegen der ursprüngliche Block als die „Einfachheit des Gegenstandes" erscheinen muß. Die kunsthafte Oekonomie und Einfachheit spricht sich einzig und allein in dem vollkommenen Ebenmaß, in der klaren Ueberschaulichkeit des Bildwerks aus, wobei das Räumliche vor der Phantasie verschwindet. Der Steinkern — was bietet er nicht alles auf, um seine harte Schale zur üppigsten, bis zum Ueberfluß üppigen Frucht zu schwellen! Man beiße in eine Aprikose oder Pfirsich, und der überquellende Saft zeigt augenblicklich, was es mit der „Einfachheit des Stoffs" bei einem solchen Fruchtkern auf sich hat, und daß seine Magerkeit ein Füllhorn des Ueberflusses, ein Born des Genusses ist. Alfieri's Erfindungsgenie soll sich aber darin erweisen, daß es von den Früchten alles Fleisch ablöst und wegwirft und nur die Steinkerne an ihren Stielen auf den Zweigen und Aesten sitzen läßt. Solche Fruchtsteine mögen Leckerbissen für römische Kreuzschnäbel, classische Kernbeißer, Tyrannenfresser und Nußknacker sein; was aber ein kluger Vogel ist mit gesundem natürlichen Schnabel, der hält es mit den saftigsten und fleischigsten Früchten, Kirschen, Pfirsichen und Aprikosen. Gleichermaßen sind dem poetisch geschmackvollen Kenner die höchsten Delicen, Himmelskost und Götterspeise: der Pomp, die schwellende Fülle in Rede, Gedanken und Empfindung; die göttliche Ueberschwenglichkeit, die titanisch kolossenhafte Wucht, der tragische Orgiasmus, der oceanische Wogenschwulst eines Aeschylos, der mit jedem Chor, wie der Erdriese Ephialtes täglich um neun Zoll wuchs, um eine Kopfeslänge über die antike Tragödie hinauswächst; oder eines Shakspeare, dessen Muse als eine tausendbrüstige, mit allen Gebilden des Himmels und der Erde geschmückte Diana von Ephesus dasteht; oder des Dichters der „Räuber", des „Fiesco", „Don Carlos", „Wilhelm Tell", worin ein Gedanken- und Gefühlsüberfluß, Cascaden der edelsten Begeisterung, die vom Lippenschaum der pythischen Priesterin zu sprühen scheinen, eine Erfindungsfülle, „als wollte das Meer ein Meer gebären"; eine Redepracht und Hoheit, als stiege, wie er vom Dome der St.-Peterskirche singt — ein zweiter Himmel zum Himmel empor.

Weiter sagt Klein treffend, wenngleich mit etwas müdgehetztem Witz:

In Ansehung seines Kunststils erscheint uns Alfieri unter den Tragikern als der Styliten, wie bekanntlich die Kirchengeschichte jene „Säulenheiligen" nennt, welche nach Vorgang des syrischen Mönches Simeon (5. Jahrhundert) auf der Spitze einer einsiedlerischen Säule ihr Büßerleben zubrachten, ringsum unwirthbare Einöde. Nächst der von ihm selbst betonten Eigenthümlichkeit seiner Tragödien: daß die in allmählicher Verjüngung sich immer mehr verdünnende Handlung in den fünften Act, als ihre höchste Spitze, ausläuft und in ihm gipfelt, „im kleinsten Punkte die höchste Kraft" — gibt ihnen auch dies die ähnliche Bestimmung: daß sie nämlich als Tyrannengräber dienen, den Charakter von ägyptischen, aber schmalleibig verkleinerten Pyramiden, die aus den zahlreichen Sandwüstenhügeln der italienischen Tragik hervorragen.

Alfieri's Tragödie bleibt, trotz aller seiner Abschwörungen, in Bezug auf Schema, Monotonie, scenische Farblosigkeit, innere Kälte und Misverständniß der attischen Tragik mit der classisch-französischen verwachsen, unterscheidet sich indeß von ihr, nach Klein's Ansicht, durch die Beseitigung der Vertrauten, an deren Stelle häufige, undramatische Monologe treten, ferner dadurch, daß Alfieri nicht die Katastrophe erzählt, sondern dieselbe sich vor den Augen des Zuschauers entwickeln läßt, durch die Behandlung der Liebesleidenschaft nicht im höfisch-galanten Stil des Antichambre-Ritterthums, und vor allem durch den mannhaften Ernst einer beherzten, auf die politische Bildung des Volks einwirkenden Freiheitstendenz, wodurch sie in den schärfsten Gegensatz zur französischen Hoftragödie tritt.

Die Analyse der Alfieri'schen Stücke geht im ganzen wenig glimpflich mit denselben um. Das Erstlingswerk „Cleopatra" wird rasch beseitigt. Sehr genau ist die Reproduction des „Filippo", ein Stück, welches offenbar Schiller bekannt war, indem derselbe „manches Fädchen daraus in die Motive seines «Don Carlos» mit kunstreicher Hand eingewebt hat". Freilich meint Klein, „daß sich Alfieri's «Filippo» neben Schiller's «Don Carlos» ausnehme wie die engere Bleistiftskizze eines Adam van Oort zum ausgeführten Geschichtsbilde eines Schülers von Rubens". „Perez", den bekanntlich Gutzkow zum Helden eines eigenen Dramas gemacht hat, ist der Posa Alfieri's. Daß Schiller den Namen seines Posa aus Otway's „Don Carlos" entlehnt hat, konnte Klein hierbei wol erwähnen. Auch ist uns eine noch wichtigere Anregung aufgefallen, welche Schiller offenbar dem Vorbild des italienischen Tragikers verdankt. Wenn man den Stil des „Don Carlos" mit dem der drei Erstlingsdramen vergleicht, so bemerkt man einen auffallenden Unterschied, der nicht blos in dem metrischen Gepräge der Dichtung liegt. Statt der hyperbolischen Kraftsprache zeigt sich eine Sprache des Affects, die namentlich durch die Wiederholungen am Anfang und Ende, durch die

Anaphoren und Epiphoren und durch die häufige Ausrufungsform und Zersetzung mit Interjectionen charakterisirt wird. Diese Art der Diction findet sich gerade in Alfieri's „Filippo". Stellen wie folgende:

Oh quanto io sono,
Quanto infelice io men di te, Filippo.
O um wie vieles bin ich, um wie vieles
Ich weniger unglücklich doch, als du,
Philipp! . . .
Pera il mio regno,
Pera Filippo pria, ma il figlio viva.
Mag mein Reich, mag Philipp selbst
Zu Grunde gehn, wenn mir der Sohn nur lebt! —

und hundert andere beweisen für jedes feinere Stilgefühl zur Genüge den Einfluß, den Alfieri mit seinem „Filippo" auf Schiller's „Don Carlos" ausgeübt hat. Französische und italienische Kritiker, wie z. B. Sismondi und Ugoni, haben das italienische Drama bevorzugt vor dem deutschen. Klein stellt die großartigen Vorzüge des Schiller'schen Genius vor dem Alfieri's in das rechte Licht, durfte aber doch nicht verhehlen, daß der „Carlos", so hoch er ihn stellen mag, doch den einfachen, klaren Gang der Handlung vermissen läßt, den Alfieri's Drama behauptet, und daß er an einigen poetischen Protuberanzen leidet, welche seinen Kern verdüstern.

Die antiken Tragödien: „Polinice", „Antigone", „Agamemnone" sucht Klein „kurzer Hand" zu erledigen, gleichwol widmet er dem „Agamemnone" 21 Seiten. In diesem Trauerspiel findet er alle mythischen und geschichtlichen Ueberlieferungen, alle Motive und Charaktere, folglich die ganze Katastrophe auf den Kopf gestellt. Noch schärfer tadelt er den gerühmten „Oreste", in welchem der tragische Hauptzweck: die von dem Sohn für den Vatermord zu vollziehende Rachesühne, Episode wird, und die Schilderung einer, bis zur Blindheit und Preisgebung ihres Ziels, sich selbst genießenden und in ihrer Verbissenheit mit Wollust schwelgenden Racheleidenschaft die eigentliche Aufgabe behandelt. Die alles einzelne grausam zerpflückende Analyse Klein's geht wol darin zu weit, daß sie selbst den einzelnen Stellen in der Uebersetzung einen parodistischen Charakter gibt, z. B.:

Wer bist du denn, Potzwetter,
Wenn du Orest nicht bist?
E chi sarai tu dunque,
Se Oreste non sei tu?

O unerwarteter Verrath! O Wuth,
Oreste frei? Nun wird man was erleben.
Oh inespetatto tradimento! oh rabbia!
Oreste sciolto? Or si vedrà.

Höher stellt Klein Alfieri's spätere Tragödien, namentlich die „Virginia". Daß er uns bei Besprechung der letztern die sieben Kapitel aus dem Livius, welche den Stoff des Stücks enthalten, in Uebersetzung mittheilt, ist wol eine ungehörige Ausweitung des Werks, ebenso wie die Mittheilung des ganzen letzten Actes aus der „Verschwörung der Pazzi" mehr in eine Anthologie gehört als in eine Literaturgeschichte. Auch macht es uns oft den Eindruck, als ob Klein am Ende seiner Analysen vergesse, was er am Anfang derselben gesagt habe. So nennt er die „Virginia" vor der eingehenden Besprechung eine der mit Recht gepriesensten „Meistertragödien", und nachdem er sie mit seinem kritischen Pfluge durchgeackert hat, am Schluß „ein Ungethüm", den letzten Act übers Knie gebrochen, ein Merkmal barbarischer Unkunde des eigentlichen Zwecks der Tragödie u. s. f. Die Concordanz zwischen diesen abweichenden Urtheilen herzustellen, bleibt dem Leser überlassen; der Literarhistoriker hätte sie wol selbst durch Uebergänge und Abtönungen vermitteln können. Den „Saul" erklärt Klein freilich sowol am Anfang wie am Ende der umfänglichen Zergliederung für Alfieri's bestes Drama, oder, wie er mit einem etwas gesuchten und dabei unrichtigen Bild sagt, für den „Chimborasso in der Gipfelkette seiner Tragödien". Der Chimborasso ist bekanntlich nicht der höchste Gipfel der Anden. Ueber Alfieri's „Maria Stuarda" lautet Klein's Urtheil sehr abfällig:

> Diese Tragödie beweist mehr denn irgendeine des Alfieri, daß er, mit andern dramatischen Dichtern verglichen, denen ihre Nation die erste Stelle anweist, nicht über den angestrengten Dilettantismus hinauskam, und es höchstens nur stoßweise und wie durch einen glücklichen Wurf hin und wieder zu Theaterwirkungen bringt, die hart an grelle Theatercoups streifen; wo aber auch der Kunstdilettantismus schon die Linie der Virtuosität berührt. In keinem seiner Trauerspiele kriecht die Handlung durch die ersten vier Acte so zäh, so niedrig, so krüppelunterholzartig dahin wie hier. Motive, Leidenschaften, Intriguen muß man förmlich mit der Lupe, wie Kryptogamen, untersuchen, wie Laub-, Leber- und Blattmoose. In die Scenen theilen sich kleinlaute Gardinenpredigten, die von den königlichen Gatten wie mit halber Stimme gehalten werden, und eine stumpfe Palastintrigue, die Botuello (Bothwell) um die schottische Königin, um ihren Gatten Arrigo und um den englischen Gesandten Ormondo garnt.

Die Vergleichung von Alfieri's „Mirra", einer Tragödie der Blutschande, mit der epischen Behandlung dieses Stoffs von seiten des Metamorphosendichters schlägt zu Ungunsten des erstern aus. Die Mirra Alfieri's verharrt bis zur Katastrophe in demselben Gemüthszustande eines verzweifelten Kampfes mit ihrer abscheulichen, nichts weniger als tragischen Leidenschaft, deren Natur und Beschaffenheit noch überdies dem Zuschauer bis zuletzt ein Räthsel bleibt. Nachdem Klein die Tragödien „Ottavia", „Merope", „Timoleone", „Sofonisba", „Agide", „Rosmunda" flüchtiger als die frühern durchgegangen, verweilt er wieder länger bei den beiden Brutustragödien Alfieri's. Wenn er die „Doppelwurzel einer zweifachen Katastrophe" in einer Junius-Brutus-Tragödie rechtfertigt, so läßt sich dies nur durch die etwas laxen Begriffe von dramatischer Einheit erklären, welche sich wie ein rother Faden durch Klein's Dramaturgie hindurchziehen. Was aber die tragisch hervorzuläuternde „Culturidee" dieses Stoffs betrifft, so protestiren wir dagegen, daß dies eine Culturidee von allgemein menschlicher Bedeutung sei. Junius Brutus, der Richter seiner Söhne, zeigt nur ein specifisches Römerpathos, das für andere Zeiten ungenießbar ist, wie schon Schiller mit Recht hervorgehoben hat. Die Vergleichung zwischen Alfieri's und Voltaire's Brutus-Tragödie bietet manche interessante Seite dar. Das Trauerspiel, dessen Held der zweite Brutus ist, wird von Klein gegen Shakspeare's „Julius Cäsar" tief in den Schatten gestellt. Indeß ist der Grundzug der erstern, „daß Brutus Himmel und Erde in Bewegung setzt, um Cäsar für seine politischen Ueberzeugungen zu gewinnen", sowie die Betonung des Verhältnisses von Vater und

Sohn keineswegs so schäkernd beiseitezuschieben, wie dies von Klein geschieht. Dadurch erst gewinnt die Tragödie einen tragischen Conflict. Um der Alfieri'schen Fassung des Conflicts den Vorzug zu geben, bedarf es nur der Berufung auf das vierzehnte Kapitel der Poetik des Aristoteles, wo der hellenische Kunstrichter sagt: „Tödtet nun ein Feind den andern, so erregt dieses, die Ermordung an sich ausgenommen, kein Mitleiden, er mag es schon thun oder erst thun wollen. Ebenso wenig erregt es Mitleiden, wenn sie einander gleichgültig sind. Machen aber Freunde einander unglücklich, tödtet ein Bruder den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn seine Mutter, oder wollen sie dieses erst oder etwas ähnliches thun — *den Stoff* wählet.“

Uneingeschränktes Lob ertheilt Klein dem „Abele“ des Alfieri, einer „Tramelogedia“, die er das poetisch werthvollste unter Alfieri's sämmtlichen Stücken nennt. Die Ausfälle auf Byron's tiefsinnigen „Kain“ hätte sich der Kritiker freilich ersparen können. Die Vorzüge des Stücks mögen durch die Vorzüge der Gattung bedingt sein, da die kalte starre Tragik des Alfieri durch die musikalische Lyrik des Mischgenre mehr erwärmt und in Fluß gebracht wurde. Auch die phantastischen Figuren tragen dazu bei, die starre Rinde zu schmelzen, mit welcher sich Alfieri's Muse in dem Kothurnstil der Tragödie umgibt. Die Komödien und politischen Tendenzstücke des Dichters, welche die verschiedenen Staatsformen sehr ungeschickt parodiren, sind im ganzen werthlos.

Der *siebente Band* der „Geschichte des Dramas“ behandelt die italienische Tragödie und Komödie im 19. Jahrhundert. Die Trauerspieldichter Monti, Ugo Foscolo, Pindemonte, Manzoni, Niccolini und Silvio Pellico, die Lustspieldichter Conte Giraud, Marchisio und Nota werden eingehend besprochen; die neueste Entwickelung der dramatischen Literatur Italiens nur in einer Anmerkung skizzirt. Unter den Tragikern des 19. Jahrhunderts pflegt man Niccolini wegen seines wuchtvollen politischen Pathos und der kernhaften patriotischen Gesinnung, die sich in seinen Dramen ausspricht, die Palme zu ertheilen; Klein bevorzugt Silvio Pellico, über dessen Dramen Ruth den Stab gebrochen. In der That sind „Francesca da Rimini“, deren Uebersetzung durch Max Waldau Klein wol hätte erwähnen können, und „Ester d'Engaddi“, das im Gefängniß gedichtete Trauerspiel Pellico's, Dramen, welche durch innigen Gefühlsausdruck unserm Geschmack mehr zusagen als die etwas auf Stelzen gehenden Tragödien der Dramatiker aus Alfieri's Schule. Klein sagt von Pellico:

> Es ist der naivste, ja der einzige naive italienische Tragiker. In der ganzen Tragödienliteratur Italiens möchte kaum ein naiver Zug zu entdecken sein; in den Tragödien der beiden berühmtesten: Alfieri's und Niccolini's, kaum eine Spur von solchem Zuge. Der Mangel an Natureinfalt, an Naivetät, krankt durch diese Tragik wie Rückenmarksdarre. Pellico's Tragödien allein machen hiervon eine Ausnahme, vor allen seine „Francesca da Rimini“. Wie fühlt sich hier das Herz erfrischt von dem naiv-innigen Hauch, der diese Personen, diese Empfindungen, diese Leidgefühle, ja selbst das tragische Mitleid- und Furchtgefühl beseelt! Die feinste, tiefste Herzfaser des Genies, auch des tragischen, ist aber die Naivetät. Die beiden größten Tragiker, Aeschylus und Shakspeare, sind denn auch die naivsten. Nicht blos die Elektra in den „Choephoren“ ist naiv; auch die Eumeniden sind es. Ja, Aeschylus' Furien selbst sind naiv und im Maße ihrer unerbittlichen Furchtbarkeit naiv; im Maße ihres das Sittengesetz rächenden und gegen den Muttermord, als unsühnbares Verbrechen wider die Natur, wüthenden Bluteifers naiv. Und wie naiv Shakspeare in seinen schreckenvollsten Furchterregungen ist, in seinen Schauderwirkungen ist, mitten im Schüttelfrost seiner Entsetzenserstarrung ist: das seht ihr an seinem Macbeth, in der Schloßhofscene vor und nach Duncan's Ermordung. Hier erscheint Macbeth als der naive Mordschreck in Person; als das vor sich selbst entsetzte, in seiner naturwidrigen Unthat schreckerstarrte Naturgefühl. Von dieser tragischen Naivetät bei Shakspeare wissen die Shakspeare-Gelehrten blutwenig zu erzählen. Und doch ist die Naivetät bei ihm fast der halbe Tragiker. Wir hegen daher nicht das geringste Bedenken, unsern Silvio Pellico, was tragische Naivetät anlangt, an die Spitze aller seiner vaterländischen Kunstgenossen, schon hier, schon an der Schwelle der dritten Scene seiner „Francesca da Rimini“, zu stellen, und es unverzagt und kühnlich, und seinem heidelberger Anschwärzer auf den Pfeifenkopf zu, auszusprechen: daß ihm, dem Pellico nämlich, neben der Naivetät und allen damit verbundenen, vorzugsweise aus seinem kindlichfrommen, seeleninnigen Geiste quellenden dramatischen Begabnissen zu einem großen Tragiker — was mehr sagen will, als zu dem größten und ersten Tragiker Italiens — nichts fehlt als die großartig-furchtbare, jenen Wesenseigenschaften des poetischen Genies ebenbürtige tragische Phantasie; als schöpferische Kühnheit; ein tieferer Ideengrund; umfassendere Ideenmotive, und jener Weltgerichtsposaunenklang einer Himmel und Hölle erschütternden Mächtigkeit des Ausdrucks: os magna sonaturum.

An einer andern Stelle hebt der Literarhistoriker die Präcision, Correctheit und feine Ausführung in Bezug auf dramatischen Bau und Technik hervor, Vorzüge, durch die sich in der That die „Ester d'Engaddi“ auszeichnet. Von diesem Drama erhalten wir eine sehr eingehende Analyse. Interessant ist ebenfalls die ausführliche Lebensbeschreibung des unglücklichen Dichters, der unter den Bleidächern von Venedig und in den Kasematten des Spielbergs mehr als zehn Jahre seines Lebens vertrauern mußte. Die Mittheilungen seiner Selbstbiographie enthalten viel Rührendes und Erschütterndes.

Manzoni's „Conte di Carmagnola“ wurde bekanntlich von Goethe sehr hochgestellt; wir haben in dem Stück nie etwas anderes finden können als eine trockene Hof- und Staatsaction mit Chören ohne Schwung. Mit Recht hebt Klein hervor, daß der tragische Grundgedanke, der im Stoffe liegt, nicht von dem Dichter herausgearbeitet sei, er mußte die Tragödie des Söldnerthums schreiben, im Untergange des Helden die Sühne seiner Vaterlandslosigkeit zur Anschauung bringen. Mazzini sagt von Manzoni, mit ihm sei das historische Drama in Italien geboren worden, er habe zuerst das classische Schema ignorirt und das historische Factum zum Kern der Handlung und der dramatischen Affecte gemacht. Doch fehlte die dichterisch-philosophische Durchgeistigung der aufgenommenen Thatsache:

> In Absicht der Entfaltung der Vorgänge, der Scenenfolge und Entwickelung der fünf Acte ist noch zu bemerken, daß die Handlung sich keineswegs aus einer planvollen Anlage, einer Grundleidenschaft, aus einem Mittelpunkt und Kern, hervorgliedert; daß also die Momente der Handlung nicht in dramatischer, um einen Schwerpunkt gravitirender Bewegung, nicht in- und auseinander, sondern hintereinander, in begebenheitlichem Anschlusse fortschreiten. Die fünf Acte werden wie ein Bilderstreifen aufgerollt. Exposition, Schicksalswendung und

Entscheidung folgen sich auf dem Fuße, im historischen Gänsemarsch. Sie hängen wie Münchhausen's Enten nur mittels des durchlaufenden Verbindungsfadens zusammen; anstatt daß jene den tragischen Lebensgang des Helden bestimmenden und abtheilenden Parzen den Eumeniden-Kreistanz um den Mittelpunkt eines großen Schicksals- oder weltgeschichtlichen Umschwungs- und Causalitätsgedankens schlängen.

Der namhafteste Nachfolger Manzoni's ist Niccolini, der zuerst mit classischen Tragödien nach antik-mythologischen Stoffen auftrat. Von diesen erhielt seine „Polissena" den Preis von der Academia della Crusca. Eine eigenthümliche Maskentragödie ist sein „Nabucco", deren Held, Nebukadnezar, die Verlarvung von Napoleon darstellt. Seine berühmtesten Tragödien sind: „Giovanni da Procida" und „Arnaldo da Brescia", deren Analyse sich fast in eine Monographie verwandelt, indem auch die Biographie der Helden mit größter Ausführlichkeit erzählt wird. Interessant ist die Parallele mit der Arnaldo-Tragödie des Marenco, welcher Klein in vieler Hinsicht den Vorzug ertheilt, weil sie unser Interesse inniger und sympathischer an die Persönlichkeiten knüpft, während bei Niccolini das große historische Tableau, das oratorische Pathos überwiegt, freilich mit einem Schwung des Gedankens und der Gesinnung, dem ein begeistertes Echo nicht fehlen konnte:

> Niccolini mag an dramaturgischer Gelehrsamkeit, an Geistesstärke, Bedeutsamkeit der Intentionen, Geschichtsverständniß, satirischem Pathos, Sinn fürs Großartige, theatralisch Massenhafte den Marenco überragen: was specifisch dramatisches Talent betrifft, steht er diesem bei weitem nach. Schon die eine Tragödie des Marenco, der „Arnaldo", seine beste freilich, rechtfertigt das Urtheil. Die Gabe und die Kunst zu rühren und die rege Theilnahme für den Helden und seine Umgebung zu erwecken, besitzt Marenco in bedeutender Stärke; und gerade dieses für den tragischen Beruf entscheidende Talent läßt Niccolini am auffälligsten vermissen. Ja wir wagen die Behauptung, daß dieser von der heimischen wie auswärtigen Kritik als Italiens größter Tragiker gepriesene Dichter, in Absicht auf tragische Kraft und dramatische Wirkung, hinter die neuesten namhaften italienischen Bühnendichter des Jahrhunderts zurücktreten muß. Die Energie seines patriotischen, rhetorisch-satirischen Zeitpathos gibt ihm für seine Nation, wie seinem Vorgänger Alfieri, eine Bedeutung, die außer Verhältniß zu seiner Dichterkraft und dramatischen Begabung steht, worin er sich selbst mit Alfieri nicht messen darf, der ihn an tragischer Wirkung, mit so sauerm Schweiß sie Alfieri erringen mag, übertrifft. Die Fülle, die schwellendere Strömung, die Niccolini vor Alfieri voraushat, ergießt sich über den, im Vergleich zu Alfieri's classisch-ausgedörrten Fabelmotiven, frischern Fabelgehalt seiner mittelalterlich historisch-romantischen Tragödienstoffe in so überschwemmender Breite, daß sie den fruchtbaren Boden zu wüsten Bruch- und Moorstrecken sumpft.

Marenco's Trauerspiel „Manfredi" gibt wiederum Veranlassung zu Parallelen mit dem Raupach'schen Stück und zu Betrachtungen über die Hohenstaufen-Tragödien. Für den tragischen Hohenstaufenkaiser erklärt Klein Friedrich II.; doch habe noch kein Dramatiker diese seine tragische Bedeutung erfaßt, während sie alle seine epischen Ruhmesthaten mit dem dramatischen Dialog ausläuten. Wir meinen, daß der Conflict zwischen Staat und Kirche überhaupt seine Bedeutung für die Zeitgenossen verloren hat, und daß kein Stoff, welchem der moderne Lebenspuls fehlt, auf der Bühne Geltung gewinnen kann.

Die Komödie des 19. Jahrhunderts schließt sich im wesentlichen an die Komödie Goldoni's an. Hier betont Klein, wo er die Aufgabe des echten Lustspiels schildert, das Verhältniß zur Zeitsitte und zum Zeitbegriff, das er bei der Tragödie mit Unrecht außer Acht läßt. So sagt er bei der Besprechung von Giraud's Komödien:

> Die Komik der Sittenschilderung und der aus den Sitten erwachsenen Charaktere — die echte Komik der großen Meister dieser Gattung, Molière, Goldoni u. s. w., tritt in Giraud's Komödien zurück, um der Specialitätenkomik, dem Lächerlichen zufälliger Eigenheiten, mehr wunderlicher als schädlicher Charakterschwächen, besserungsfähiger Thorheiten und neckischer Verwickelungen infolge von Verwechselungen und Misverständnissen, freien Spielraum zu lassen. Der bloße komische Charakter ohne die Reflexe der Zeitsitten, ohne die historische Folie, die ihn als Ausdruck und Product seiner Zeit erscheinen läßt, kann als vereinzelte, aufs allgemeine der gesellschaftlichen Zustände nicht beziehbare Erscheinung wol zu lächerlichen, spaßhaften Situationen Anlaß geben; allein jenes zur wahrhaft komischen Wirkung unerlaßliche Atom von Ernst, von ernsthafter, wenn auch kunstgemäß versteckter Zweckabsicht; jenes geschichtlich-gesellschaftliche, selbst der scheinbar ungebundensten, tollsten Komödie nothwendige Gedankenmoment, das die speciellen Charakterlaunen und Eigenarten mit den Zuständen der Gesellschaft in Zusammenhang bringt und beide, Person und Gesellschaft, aneinander erklärt, beide im Lichte gemeinsamer Lächerlichkeit beleuchtet und in dem Schmelzfeuer einer die Zeitsitte und die Zeitbegriffe durch Lachen zersetzenden Vernunftkomik läutert: diesen dem wahrhaften, als mächtiges Culturmittel wirkenden Lustspiele eingesenkten Kern und Grundgehalt von poetischem Ernst, dieses Vernunftelement in dem grotesken Spiel von Thorheiten, Lächerlichkeiten und Aberwitz, diese eigentliche Seele der Komik und Komödie, verleugnet das bloße Lachspiel, das hauptsächlich durch seltsame, aus einer zufälligen Charaktereigenheit entspringende Verlegenheiten belustigen und ergötzen will und setzt sich durch diesen Mangel, bei sonst noch so erfreulich anregender natürlicher vis comica, selbst herab auf die untergeordnete Stufe eines blos unterhaltlichen Schwanks.

Die Lustspiele von Graf Giraud sind mehr oder weniger Lachspiele, die blos auf spaßhaften Einfällen beruhen, so „La capricciosa confusa", welche die Caprice einer schönen vornehmen, unbescholtenen Frau behandelt, sich in einen jungen albernen Laffen zu vernarren und dadurch den Mann, den sie liebt, mit dem sie versprochen ist, zur Verzweiflung zu bringen; „Don Desiderio disperato per eccesso di buon cuore" (in Verzweiflung aus allzu großer Herzensgüte), ein Lustspiel, das auf dem glücklichen Grundgedanken ruht, komische Verwickelungen darzustellen, in welche der Held gerade wegen edler, herzgewinnender, aber in ungeschickter Weise sich kundgebender Charaktereigenschaften geräth u. a. Der namhafteste Mitbewerber um den Lustspiellorber im ersten und zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts ist Stanislao Marchisio, dessen Lustspiele: „I cavalieri d'industria" (Die Industrieritter) und „La borsa perduta" (Die verlorene Geldbörse) Klein genauer analysirt. Das erste Stück ist eine Gaunerkomödie de pur sang, das zweite ein Stück zur Verherrlichung der verfolgten und unterdrückten Tugend.

Das Haupt der italienischen Komödie des 19. Jahrhunderts, die einen wesentlich eklektischen Zug zur Schau trägt, deutsche, französische und Goldoni'sche Theatereffecte nicht ohne Virtuosität vermischt, ist Alberto Nota, der in seinen Dichterstücken: „Ariosto", „Laura und Petrarca", „Tasso", jeden wahrhaft poetischen Hauch vermissen läßt, in dem letztern einzelne Situationen aus Goethe's Schauspiel in matter Weise copirt, während er in seinen Lustspielen sich als einer der gewandtesten Routiniers zeigt. Wenn Nota einen Goethe geplündert hat, so ist er dafür

wieder von den deutschen Lustspieldichtern geplündert worden. Klein erwähnt, daß sein Lustspiel: „Il filosofo celibe", in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Ich bleibe ledig", auf allen Bühnen bei uns gespielt worden sei; er hätte hinzufügen können, daß auch Nota's bestes Lustspiel: „La fiera", unter dem Titel „Der Ball zu Ellerbrunn" von Karl Blum für die deutsche Bühne bearbeitet oder vielmehr in allen Hauptscenen wörtlich übersetzt worden ist. Und da auch dies Stück zu den Repertoirestücken unserer Theater gehört, so verdanken wir den Autoren der Italiener, eines tapfer nach den Zielen politischer Einheit und Macht mitstrebenden Volks, eine nicht unbeträchtliche Bereicherung unsers Repertoire.

Die Behandlung Nota's von seiten des Literarhistorikers erscheint uns nicht glücklich, was die Auswahl der besprochenen Stücke betrifft; „Der Unterdrücker und die Unterdrückte", „Die Herzogin von Lavallière" und die Dichterdramen gehören doch zu Nota's schwächsten Arbeiten, es sind im Grunde Birch-Pfeifferiaden, Familiengemälde und historische Rührstücke; von den bessern Dramen führt uns Klein nur „La donna ambiziosa" und „Il progettista" (der Planmacher) vor, während einige der in Italien anerkanntesten und wirkungsreichsten unerwähnt bleiben.

Klein's Gesammturtheil über Nota ist indeß gewiß das richtige; er schildert ihn als einen Eklektiker, ohne Neuheit, Frische und überraschende Komik der Figuren und Combinationen, aber von feiner Technik in der Ausführung, die nur in der Contrastirung oft zu weit geht und zu stereotyp wird, von Feinheit des Colorits und der Haltung; ihm fehle der „Dämon", den Voltaire von der Lustspieldichtung verlangt, ohne ihn selbst zu besitzen. Günstiger spricht sich ein berühmter französischer Kunstgenosse, Eugen Scribe, über Alberto Nota aus:

Die kennzeichnende Eigenschaft von Nota's Talent ist Einfachheit und Natürlichkeit. Bei ihm findet sich nichts Anstößiges, nichts Unwahrscheinliches, keine Uebertreibung. Dafür aber hat er die Fehler dieser Vorzüge. Die Einfachheit des Sujets bewirkt eben, daß Gang und Entwickelung bisweilen zu sehr vorherrschen werden. Die Regelmäßigkeit und Besonnenheit der Handlung führen oft die Kälte herbei. Nota zeigt eine natürliche Richtung auf ernste Stoffe. Er geht nicht darauf aus, den Zuschauer lachen zu machen. Bei ihm entsteht das Lachen von selbst aus der Entwickelung, oder dem Gegensatz und Widerspiel der Charaktere. Wie Molière sucht er das Komische in den Situationen, nicht in den Worten und Einfällen. Nota's Stil ermangelt der Schwungkraft und Wärme; aber die Schreibart ist klar, gefällig und zierlich. Niemand hat regelrichtiger und reiner geschrieben.

Wir haben der geistreichen und inhaltvollen Arbeit Klein's über das italienische Drama als einem der hervorragenden Literaturwerke der letzten Jahre die eingehendste Beachtung gewidmet, ohne ihre Fehler und Schwächen zu verschweigen. Kleinere Schnitzer freilich, die durch das Werk zerstreut sind, konnten wir nicht immer an den betreffenden Stellen rügen, wie z. B., wenn Schiller's Worte: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt", statt auf den Grafen Isolani auf Octavio Piccolomini bezogen werden, wenn das „Porträt der Geliebten" als ein Lustspiel von Benedix hingestellt wird, während es doch von Feldmann ist u. dgl. m. Die Fülle des unermüdlich zusammengetragenen thatsächlichen Materials auf der einen, der Reichthum der treffendsten dramaturgischen Bemerkungen, die sich wie eine angewandte Poetik durch das ganze Werk ziehen, auf der andern Seite, lassen dasselbe so werthvoll und gewichtig erscheinen, daß man doppelt bedauern muß, von dem Verfasser jenen Goethe'schen Spruch, der nicht minder auf wissenschaftliche wie künstlerische Productionen paßt, außer Acht gelassen zu sehen, den Spruch: „In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister."

Rudolf Gottschall.

Militärischer Büchertisch.

1. Amerikanische Kriegsbilder. Aufzeichnungen aus den Jahren 1861—65 von Otto Heusinger. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Sohn des Veteranen, dessen Werk: „Zwei Kriege", wir in Nr. 44 d. Bl. f. 1868 mit der Anerkennung, die es verdient, besprachen, war in Amerika als der Bürgerkrieg ausbrach, trat als Freiwilliger in das Unionsheer und machte den Krieg bis zu Ende mit. Was er dort erlebt und gesehen, erzählt er in dem vorliegenden Buche anspruchslos in einfacher natürlicher Sprache, mit dem unverkennbaren Streben, einen völlig unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Er läßt dem Feinde, gegen den er gekämpft hat, volle Gerechtigkeit widerfahren: „Das Princip der Südstaaten war zu verabscheuen", sagt er, „aber die Thaten ihrer Armee können nur mit Bewunderung genannt werden." Politische Betrachtungen schließt er ganz aus, dazu würde ihm auch in seiner Stellung und bei seiner Jugend der erforderliche Horizont gefehlt haben. Dagegen widmet er den innern Einrichtungen der Nordarmee eine besondere Berücksichtigung, womit wir vollkommen einverstanden sind; er setzt voraus, daß sie wenig bekannt seien, doch haben, abgesehen von den umfassenden Werken, welche die Literatur dieses Kriegs aufzuweisen hat, auch andere Mitkämpfer in ihren „Erinnerungen" u. s. w. zur Kenntniß jener Zustände viele Beiträge geliefert.

Der Verfasser geht, seinem Vorsatze treu, ohne Einleitung über die politischen Ursachen des Kriegs hinweg gleich zur Sache. Er selbst trat in das deutsche, aus Freiwilligen gebildete Regiment, das den Namen „de Kalb" erhielt, nach dem Helden, der einst im amerikanischen Unabhängigkeitskriege für die Sache der Freiheit gefallen war. Das Regiment bestand, wie alle, aus 10 Compagnien und hatte eine eigene Uniform, die der preußischen Jäger, welche es jedoch später zum Leidwesen der Soldaten mit der blauen Bluse vertauschen mußte. Der Commandeur des Regiments, Oberst von Gilsa, wußte dasselbe in kurzer Zeit kriegstüchtig zu machen und vor allem zu disciplininiren. Es wurde bei der Concentration der deutschen

Division zugetheilt, welche General MacClellan, der Befehlshaber der Potomacarmee, unter dem Obersten Blenker, aus der pfälzisch-badischen Revolution bekannt, formirte. Dieselbe war 20000 Mann stark und aus 16 Infanterieregimentern, einem Cavalerieregiment, einer fahrenden zwölfpfündigen und einer reitenden sechspfündigen Batterie zusammengesetzt. Bei ihrem ersten Vormarsch kam sie gerade zurecht, die beispiellose Auflösung des Heers nach der Schlacht bei Bull Run zu sehen, und kehrte, die Arrièregarde bildend, vom Feinde unverfolgt, wieder nach Washington zurück, von wo sie vor kurzem ausmarschirt war. Hier ging es bunt zu:

Tausende von Soldaten liefen zwecklos in den Straßen umher, sich auf die Mildthätigkeit der Bewohner verlassend, denn seit zwei Tagen hatten die an Entbehrung noch nicht gewöhnten Leute nichts gegessen. Cavalerieoffiziere ritten in allen Straßen, um die Artilleristen und Cavaleristen an dem Verkauf ihrer Pferde zu hindern, da sich ein sehr lebhafter Pferdehandel schon seit gestern entwickelt hatte. Ambulancen und Leiterwagen, mit Verwundeten gefüllt, wurden auf die öffentlichen Plätze gefahren und die Verwundeten daselbst abgeladen, da größere Lazarethe noch nicht eingerichtet waren.

Mit Recht hebt der Verfasser aber dann hervor, daß es ein eigenthümlicher Charakterzug des Amerikaners sei, selbst nach den härtesten Schlägen den Muth nicht zu verlieren, sondern im Gegentheil dadurch nur zur größten Thätigkeit angespornt zu werden. Wir lesen dem entsprechend die Reorganisation der Armee durch MacClellan. Die Verpflegung war sehr reichlich, der Sold hoch. Der Soldat bekam monatlich 11, später 13 Dollars, der Secondlieutenant 110, später 145 Dollars.

Mit großer Anhänglichkeit spricht der Verfasser vom General Blenker, dessen Hauptquartier der Glanzpunkt der Division war. Blenker umgab sich mit einem Stabe, dessen sich kein fürstlicher Feldherr zu schämen gebraucht hätte, er selbst liebte den Prunk und trug, abweichend von der Einfachheit der amerikanischen Uniformen, die Uniform seines Regiments mit goldenen Aufschlägen und Stickerei am Kragen. Mit dem 10. März begann der Feldzug von 1862. Der Verfasser schildert nur das, woran er selbst theilgenommen hat, und wenn er ein Urtheil über die strategischen Operationen ausspricht, so gibt er wieder, was damals in der Armee darüber geurtheilt wurde. Die Ursachen manches unbegreiflichen Fehlers, die Einflüsse, welche die Unternehmungen der Feldherren bestimmten und oft lähmten, sind freilich, wie er schreibt, noch nicht ganz aufgeklärt, doch beginnt das Dunkel nach den neuern Veröffentlichungen, die dem Verfasser wol nicht alle zugänglich gewesen sind, sich zu lichten. Sehr anschaulich, mit aller Frische und Lebendigkeit der Jugend, schildert der Verfasser die Märsche, Gefechte und Schlachten, die Strapazen und Entbehrungen, an denen er theilgenommen hat, wir bekommen hier neue Beiträge zur Kenntniß der unglaublichen Truppenführung der unfähigen amerikanischen Generale. So verbot General Summer das Bauen einer provisorischen Brücke über den reißend schnellen Broad Run und ließ die deutsche Division bei 1 Grad Kälte in der Nacht den Fluß durchwaten, was am andern Tage noch mehrmals geschah, da sich derselbe in verschiedene Arme mit vielen Krümmungen theilt. Als nun dabei mehrere Leute ertranken, ritt Blenker wüthend zum General, warf ihm den Säbel vor die Füße und kündigte ihm den Gehorsam auf. Das Schicksal der deutschen Division war dadurch besiegelt, sie wurde vom Summer'schen Corps getrennt und später ganz aufgelöst. Von der geringen Anerkennung, welche die deutschen Truppen trotz ihrer glänzenden Tapferkeit bei der großen Masse der Yankees gefunden, von der Anfeindung derselben in den parteiischen Journalen weiß der Verfasser viel zu erzählen; er muß freilich zugeben, daß sie sich durch ihre „Räubereien" im feindlichen Lande einen schlimmen Ruf gemacht; mit der gerühmten Disciplin kann es also nicht weit her gewesen sein. Auch mit der Subordination war es eigenthümlich bestellt. Ließ doch der Oberst von Gilsa dem General Fremont, der den Regimentsmarketender für sein Hauptquartier in Beschlag nahm, durch den Adjutanten, welcher das meldete, sagen: „Er sei verrückt!" Er kam dafür in Arrest und der General behielt die Lebensmittel, doch bewog ihn die drohende Stimmung des Regiments, diese herauszugeben und Gilsa seines Arrestes zu entlassen.

Die deutschen Regimenter wurden, nachdem Blenker verabschiedet war, dem ersten Corps der Armee von Virginien einverleibt, welches Sigl befehligte. Dieser wurde mit großem Jubel empfangen, rechtfertigte aber die Erwartungen nicht, die man auf ihn setzte, und verdarb es, als er auch im Felde Parteipolitik trieb, mit allen Deutschen. Er suchte bald seinen Abschied nach, den er zwar nicht erhielt, aber wol eine andere Bestimmung; sein Corps, jetzt das elfte, trat unter Howard's Befehl. Den Marsch unter Hooker, wo die ganze Armee buchstäblich im Kothe (unser junger Autor gebraucht dafür consequent den derbern Ausdruck!) stecken blieb, hat auch der Schweizer Aschmann in seinem Buche drastisch geschildert. Bei Chancellorsville wurde der Verfasser verwundet und kam ins Lazareth, dessen Einrichtungen er als vortrefflich schildert, wie er auch die strenge Lager- und Quartierordnung im Heere sehr rühmt. Nach einigen Wochen konnte er wieder zur Armee abgehen, um die Schlacht bei Gettysburg mitzumachen, in welcher sich das de Kalb-Regiment besonders auszeichnete, freilich aber ein Drittel seiner Stärke verlor. Dasselbe nahm dann an dem Kampfe gegen Charleston theil, dem ein eigener Abschnitt im Buche zugemessen ist.

Ueber die neuerrichteten Negerregimenter, von denen auch eine Brigade vor Charleston eintrat, urtheilt der Verfasser sehr ungünstig:

Die ideale Schwärmerei, daß die Neger sich ihrer Freiheit dadurch am würdigsten machen würden, wenn sie für die Freiheit selbst kämpften, zerfiel in nichts, sobald die Schwarzen im Felde waren, denn sie zeigten sich als eine unbrauchbare Truppe, welche nur durch hinter ihnen aufgestellte Geschütze ins Feuer getrieben werden konnte. Die in vielen radicalen Zeitungen ausgeschriene Tapferkeit der Neger, welche durch höhere Generale documentirt sein sollte, war übertrieben, ich habe mich vom Gegentheil gründlich überzeugt.

Ueber die grausame Behandlung der Kriegsgefangenen in den Südstaaten lesen wir schauderhafte Mittheilungen, besonders über das Lager von Andersonville, wo leider ein Deutscher, Namens Wirz, commandirte, der später dafür gehangen wurde. Die Guerrillas der Conföderirten verfuhren auch grausam genug, was dann wieder Repressalien hervorrief. Einen gefangenen Offizier der Union

hatten sie gezwungen, sich selbst ein Grab zu graben, hatten ihm darauf Hände und Füße und endlich den Kopf abgehauen. Der Präsident Lincoln befahl darauf: „In einem Umkreise von 15 Meilen von dem Platze aus, wo die That geschehen ist, verbrenne man sämmtliche Ortschaften, lasse keinen Stein auf dem andern, führe Kinder, Männer, Frauen und Greise nach Washington und mache die ganze Gegend dem Erdboden gleich." Dieser Befehl ist wörtlich ausgeführt worden; Sheridan's Cavalerie vollendete das Werk der Zerstörung im Shenandoahthale.

Empörend ist ferner, was der Verfasser über die unglücklichen Deutschen berichtet, welche, von einem amerikanischen Agenten in Amsterdam als Arbeiter engagirt, in Amerika ohne weiteres als Rekruten eingestellt wurden, da sie, der englischen Sprache nicht mächtig, einen dahin lautenden Contract unterschrieben hatten. Noch unbewaffnet wurde ein großer Theil von ihnen bei einem feindlichen Ueberfall hingeschlachtet.

Der Verfasser machte nach dem Fall von Charleston die letzten Feldzüge der Potomacarmee in Virginien mit, wovon er manches Interessante erzählt. Er wurde nach dem Kriege zu dem Freedmansbureau commandirt, das im ganzen Süden eingerichtet wurde und segensreich auf alle Klassen der Bevölkerung wirkte. Seine Hauptaufgabe war, eine Vereinigung der Grundbesitzer und ihrer nun freigewordenen Sklaven zu Stande zu bringen, da sich beide Parteien schroff gegenüberstanden. Die Neger wurden nach ihrer Arbeitsfähigkeit in drei Klassen getheilt und danach der Lohn bestimmt, sie mußten sich dafür verpflichten, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit einer Mittagspause von zwei Stunden nach ihren Kräften zu arbeiten. Die Weißen dagegen verpflichteten sich, den Negern in ihren Forderungen gerecht zu werden; daß die Prügelstrafe aufhörte, verstand sich von selbst. Leider kamen aber viele Unterschleife und Schändlichkeiten von Lieferanten, selbst von Offizieren vor, welche dem wohlthätigen Institut schadeten.

Mit einem kurzen Ueberblick der Operationen der andern Armeen schließt das Buch, das wir als eine interessante Lektüre nur empfehlen können. Ueber manches in der Form und in den Ausdrücken wollen wir mit einem jungen Autor nicht rechten; dagegen ist die Correctur des Drucks sehr mangelhaft: es sind erhebliche Fehler, sowol im englischen als in deutschen Wörtern, stehen geblieben.

2. Betrachtungen über die französische Armee mit besonderer Berücksichtigung des moralischen Elements. Von M. v. K. Wien, Seidel und Sohn. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Im Gegensatze zu dem vorigen Werke, das den sachlich wehrmännischen Standpunkt festhält, stellt dieses zweite eingehende Betrachtungen über den Geist und das Wesen der französischen Armee an. Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter, der aus eigener Wahrnehmung urtheilt, und wenn wir auch dem Resultate, zu dem er kommt, daß den Franzosen, was militärische Tugenden anbelangt, vor den Deutschen die Palme zuzugestehen sei, niemals beistimmen werden, so geben wir ihm doch in allem, was er über die hohe Bedeutung des moralischen Elements im Kriege und über die Entwickelung desselben in der französischen Armee sagt, vollkommen recht. In der Einleitung erklärt er die jetzigen Kriegsrüstungen Frankreichs aus der verletzten Eitelkeit der Armee, welche die Siege der Preußen 1866 wie eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Gloire ansah und für diese Unbill nach Genugthuung lechzte. Frankreich ist von Preußen nicht bedroht, nur der kriegerische Ehrgeiz seiner Armee läßt es rüsten. Das moralische Element derselben ist ein so mächtiger Hebel, daß es allein schon zum Kriege drängen kann.

Der Verfasser sucht nun die Quellen und den Ursprung dieses mächtigen Factors in der französischen Politik auf und betrachtet in der ersten Abtheilung das Heer von 1792—1852, in der zweiten das Heer unter Napoleon III. Die Schilderung der Revolutionsarmeen und der Triebfedern, welche bei denselben in Bewegung gesetzt wurden, um die Kriege in so großartigem Maßstabe führen und so ungewöhnliche Erfolge erzielen zu können, ist ganz vortrefflich. Aus der Hand der Revolution empfing das Kaiserreich den Krieger schon fertig, und die militärische Ehre wurde seitdem die unversiegbare Quelle, aus welcher das erste Kaiserreich und alle folgenden Gewalten in Frankreich geschöpft haben. Die glänzenden Erfolge desselben haben den Geist der Ehre in der Armee für die kommenden Zeiten gesichert. Nach dem Untergange Napoleon's verletzten die Bourbons immer rücksichtsloser den Stolz des Heeres, und diese verblendete Misachtung trug wesentlich zu ihrem Sturze bei. Ludwig Philipp war anfangs so klug, dem militärischen Stolze Genugthuung zu geben, um die Armee an sich zu fesseln, seine Söhne bewährten sich in Algier als echte französische Soldaten. Die Regierung entfremdete sich die Truppen aber nur zu bald, und der Tod des Herzogs von Orleans kann hier als der Wendepunkt betrachtet werden.

Trotz aller Misstimmung gegen Ludwig Philipp wäre das Heer im Februar 1848 auf eine ganz energische Weise für ihn in den Kampf gegangen, wenn der König nicht selbst in fast unbegreiflicher Verblendung seine Sache so voreilig aufgegeben hätte.

Weiter wird ausgeführt, wie die republikanische Regierung das Heer, das, wie jede festgeordnete Armee, sich einer solchen nur ungern unterwarf, gegen sich erbitterte, wie dieser Haß gegen die rothe Partei sich bei dem Juniaufstande derselben bekundete, und wie enttäuscht die Hoffnungen der Armee auf Cavaignac wurden. Um so leichter gewann Ludwig Napoleon dieselbe, nur mit ihrer Hülfe konnte der Staatsstreich gelingen; er hat sie zur festesten Stütze seines Throns gemacht, wie er auch neuerdings noch ausgesprochen hat. Sehr treffend ist, was der Verfasser über den guten Geist, dieses belebende Princip jedes Heeres, sagt, der nicht durch den Machtspruch eines Autokraten eingehaucht werde, sondern aus dem Grunde der gemeinsamen Eigenthümlichkeiten einer Nation entwickelt, großgezogen und dann sorgfältig gepflegt werden müsse, damit er sich stets, wenn man seiner anregenden Wirkungen bedarf, wie durch einen Zauber entflammen lasse.

Frankreich und Preußen gehören zu den wenigen Staaten, in deren Armeen das moralische Element, besonders das militärische Ehrgefühl, als eine der wichtigsten Bürgschaften für wahrhaft große Leistungen im Kriege sorgsam gepflegt wird. Diesem Umstande verdanken auch die beiden genannten Mächte zum großen Theile ihre außerordentlichen Erfolge in den letzten Kriegen.

Als Grundlage für die nun folgende Besprechung der gegenwärtigen Verhältnisse des französischen Heers stellt der Verfasser einen Vergleich zwischen den geistigen und physischen Eigenschaften der Franzosen und der Deutschen an, der zu dem Resultate führt, daß der Franzose, wenn auch im allgemeinen weniger gebildet, in militärischer Beziehung einen höhern Standpunkt einnehme als selbst der Preuße. Wir unsererseits können den deutschen Soldaten nicht dem französischen nachstellen: hat dieser manche gute Eigenschaft nach seinem Naturell für sich, so wird das von dem deutschen durch andere aufgewogen. Die Kriegsgeschichte beweist das. Auch möchten wir die Charakteristik des Verfassers, die er selbst bittet nur cum grano salis allgemein zu verstehen, nicht blos in Bezug auf Individuen, wie er zugibt, sondern für Nord- und Süddeutschland im ganzen modificiren. In Norddeutschland, sollten wir meinen, könne der praktische Sinn, die reale Richtung nicht vermißt werden.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen schildert das Werk im ersten Abschnitte der zweiten Abtheilung die Organisation und Ausbildung des Heers; der Verfasser deutet dabei auch die Uebelstände und Mängel an, die ihm aufgefallen sind. Wir finden über viele Verhältnisse, namentlich über die abgeschlossene Stellung der Armee, über die sociale der Offiziere, viele feine Bemerkungen, die wir bestätigen können. Ueber die Beschaffenheit und den innern Dienst der Truppen, besonders über die Cavalerie, urtheilt der Verfasser wie ein praktischer Offizier dieser Waffe; er hat zwar, wie in einer Note zu lesen, in der Rechtspraxis gewirkt, doch zeigt sich überall, daß er später Soldat gewesen oder noch ist. Man lese, was er über die Lanze sagt. Nur waren die Polen in der Somosierra keine Lanciers, sondern Chevauxlegers, wie Niegolewski, der bei dem Regiment gestanden, ausdrücklich bezeugt. Wir haben diese irrige Annahme noch kürzlich in einem andern Werke gefunden. Den französischen Militärbildungsanstalten widmet der Verfasser eine eingehende Betrachtung, nicht ohne Seitenblicke auf „die ganz ungeheuere Bedeutung, welche in Deutschland der Form aller amtlichen Schriftstücke beigelegt wird". Etwas gebessert hat es sich darin, im allgemeinen müssen wir ihm aber noch recht geben. In der französischen Militärliteratur findet der Verfasser mit Recht eine gewisse Einseitigkeit oder stark französische Färbung, der preußischen gesteht er dem Gehalte nach den Vorzug zu.

Der zweite Abschnitt enthält Betrachtungen über das moralische Element und die Pflege des Ehrgefühls in der französischen Armee. Der Verfasser stellt dar, worin das moralische Element besteht, durch welche Triebfedern es erweckt und genährt wird, und welche Attribute zur vollkommenen Kriegstüchtigkeit noch dazutreten müssen, um dasselbe zu sichern, nämlich Disciplin, taktische Ausbildung und technische Ausrüstung. Doch erklärt er die Geistesstimmung, das moralische Element, für die Hauptsache, Disciplin, Taktik und Ausrüstung für untergeordnete (für die Armeen der Gegenwart jedoch unerlaßlich nothwendige) „accessoria". Die geschichtlichen Beispiele für den ersten Satz sind nicht alle von gleicher Beweiskraft: das Heer Mohammed's II. kann wol kein wilder Haufe fanatischer Sarazenen mehr genannt werden, auch leisteten die elenden Griechen ihm wenig Widerstand; und welche Siege hätte denn das Heer Karl's des Kühnen erfochten, um es „sieggewohnt" zu nennen, als es gegen die Schweizer zog? Die Factoren des moralischen Elements: militärisches Ehrgefühl, Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an die Dynastie, religiöse Motive und Pflichtgefühl, bespricht der Verfasser einzeln in klarer Auffassung und erläutert ihre Wirkung durch Beispiele aus der Geschichte. Ueber die Vaterlandsliebe sagt er, daß sie stets mit dem Nationalbewußtsein zusammenfalle, und daß von dieser moralischen Triebfeder nur dann große Erfolge zu erwarten seien, wenn der Kampf wirklich um nationale Interessen geführt werde.

Man wird in Oesterreich mit der Vaterlandsliebe als movens der Armee, im ganzen betrachtet, gar wenig ausrichten. Der Ungar wird Salzburg und Tirol nie als einen Theil seines Vaterlandes betrachten. Bin ich nicht Schwab, bin ich Ungar, wird er sagen. Ebenso wenig fühle ich, als Oberösterreicher, mich zu den Czechen oder nach der Bukowina hingezogen.

In diesen freimüthigen Worten liegt ein Theil der Schwierigkeiten angedeutet, mit denen Oesterreich noch immer zu kämpfen hat. „Dagegen", heißt es weiter, „war die österreichische Armee stets von ausgeprägt dynastischen Sympathien getragen." Die Pflichttreue nennt der Verfasser den Nothnagel unter den Triebfedern, das moralische Commißbrot des Soldaten, dem jedoch andere, mehr blutbereitende Nahrungsmittel Kraft und Energie verleihen müssen. So niedrig stellen wir die Pflichttreue nicht, wenn wir auch zugeben was im Vergleich zu dem militärischen Ehrgefühl über dieselbe gesagt ist. In der Regel wird letzteres nicht fehlen, wenn erstere vorhanden ist, und beide vereint werden Großes wirken können. Dann geht das Werk zu seinem eigentlichen Gegenstande zurück und schildert die Hebel, welche in der französischen Armee für das Ehrgefühl gebraucht werden: die Gestattung des Zweikampfs, Verleihung von Orden, eine nach den Begriffen des französischen Soldaten schöne und glänzende Uniformirung, die Errichtung des Gardecorps aus erlesener Mannschaft (gegenwärtig bekommt sie ebenfalls Rekruten), die Elitencompagnien (seit Erscheinen des Werks abgeschafft), die Beförderung von Unteroffizieren zu Offizieren und die Versorgung ausgedienter und verstümmelter Soldaten. Als Anhang ist eine Uebersicht des französischen Heers nach seinen Bestandtheilen und seiner Eintheilung hinzugefügt. Auf eine Besprechung der Vor- und Nachtheile des französischen Wehrsystems hat der Verfasser, wie er erklärt, sich nicht einlassen wollen, weil er eine Abhandlung über die in den verschiedenen europäischen Staaten jetzt in Anwendung stehenden Wehrsysteme veröffentlichen wird. Wir heißen sie im voraus willkommen.

Zum Schlusse erwähnen wir noch eines höchst verdienstlichen Werks:

3. Die Militärliteratur seit den Befreiungskriegen mit besonderer Bezugnahme auf die „Militär-Literatur-Zeitung" während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens von 1820—70 von Theodor Freiherrn von Troschke. Berlin, Mittler und Sohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk ist eine Gelegenheitsschrift, was seinem Werthe keinen Eintrag thut. Der Verfasser wurde durch

die Redaction der „Militär-Literatur-Zeitung" aufgefordert, das funfzigjährige Jubiläum derselben durch ein geeignetes Werk feiern zu helfen, und er entschloß sich, dazu eine Uebersicht der gesammten Militärliteratur seit den Befreiungskriegen zu geben, gewiß eine äußerst mühevolle, aber auch dankenswerthe Arbeit. Dadurch wurde zugleich eine Uebersicht der Leistungen der genannten Zeitschrift und ein concentrirtes abgerundetes Bild des Inhalts ihrer 50 Bände gewonnen. Es kam zunächst darauf an, den richtigen Standpunkt für den großartigen Gegenstand zu gewinnen und den Stoff zweckmäßig zu gruppiren. Der letztere in seiner Massenhaftigkeit bot einer universellen Auffassung mit gleichmäßiger Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Nationalitäten fast unüberwindliche Schwierigkeiten, sodaß sich der Verfasser bewogen fühlte, das Deutsche, das Preußische in den Vordergrund zu stellen. Für die Eintheilung des Stoffs behielt er die drei Kategorien der „Militär-Literatur-Zeitung" bei, nämlich Kriegsgeschichte, Kriegswissenschaften und militärische Hülfswissenschaften, zu denen noch Journalistik und Miscellen hinzutreten. Um aber den Bildern der Darstellung mehr physiognomische Schärfe zu geben, hat er jene drei Kategorien noch in logisch geordnete Unterabtheilungen geschieden. Ueber die Eintheilung selbst werden verschiedene Ansichten walten, da bisjetzt noch keine allgemein angenommene Klassification der Militärwissenschaften gefunden ist. Die Ausführung des Werks ist sehr gelungen. Es konnte nicht alle Erzeugnisse der Militärliteratur in dem bezeichneten halben Jahrhundert besprechen, sondern mußte sich auf die bedeutendsten und wichtigsten beschränken. Darum wird vielleicht manches darin vermißt werden, besonders aus den letzten Jahrzehnten, während in den frühern, deren Schriften schon ihren feststehenden Ruf haben, die Auswahl leichter war, doch wird man sich im allgemeinen gewiß mit der Wahl einverstanden erklären. Sie wurde überdem noch dadurch bedingt, daß diejenigen Werke, welche in der „Jubilarin" besprochen worden, besonders berücksichtigt werden mußten, und die Jubilarin hat manches, immerhin interessante Werk nicht besprochen, aus verschiedenen Gründen auch nicht besprechen können. Was wir noch besonders rühmen müssen, ist, daß der Verfasser seine eigenen Ansichten in der Beurtheilung der Werke nicht den vorgefundenen Kritiken untergeordnet, sondern selbständig gewahrt hat. Er sagt darüber: „Es wäre sonst bei dem oft sehr verschiedenen Standpunkt der Referenten eine Mosaik zu Tage gefördert worden, in der mancher Stein schreiend von dem Nachbar abgestochen hätte, ohne sich zu dem angestrebten harmonischen Ganzen zu verschmelzen." Sei denn das Werk allen, die sich für den Gegenstand interessiren und militärische Werke in ihrer Bibliothek besitzen, bestens empfohlen.

Karl Gustav von Berneck.

Neue Romane.

1. Die Herzogin von Nemours. Historischer Roman von Paul Féval. Aus dem Französischen übersetzt. Drei Bände. Wien, Müller. 1869. 8. 2 Thlr.
2. Aus den Tagen des ersten Napoleon. Historischer Roman von Paul Stein. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1869. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie", bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1868. 8. 4 Thlr.
4. 1872. Ein Roman der Zukunft in vier Bänden von Daniel von Kászony. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 4 Thlr.

Nicht mehr die Vergangenheit allein, auch die Zukunft schafft sich jetzt ihren historischen Roman. Es ist nicht genug, daß man bemüht ist, die Vorzeit mit phantasievollem Geist und poetischer Gestaltung in das angeregte Bewußtsein der Gegenwart zu verpflanzen, man muß auch allmählich — gibt es doch auch eine Tonkunst der Zukunft! — die Ereignisse mit einem glücklichen second sight voraussehen; man muß nicht nur ein rückwärts, sondern auch ein vorwärts gewandter Prophet sein, um einen pikanten Roman zu schreiben. Nähere Auskunft über die Ingredienzien des Zukunftsromans ertheilt Daniel von Kászony, auf dessen „1872" (Nr. 4) wir unten zurückkommen.

Wie ein Saul neben dem Propheten magyarischer Zunge nimmt sich Paul Féval, der Autor der „Herzogin von Nemours" (Nr. 1) aus. Diese Herzogin von Nemours ist eine noble Dame von altfranzösischer Tournure, aus der Zeit, da noch nicht napoleonische Parvenus das blaue Blut des gallischen Adels verdächtig roth gefärbt hatten. Wir bewegen uns in dem Féval'schen Roman in sehr guter Gesellschaft, der besten Frankreichs von 1490; die Valois, Orleans, Armagnac sind uns so bekannt, daß wir uns nicht wundern würden, wenn einer von den edeln Herren uns auf die Schulter klopfte und uns mit einem herablassenden „Vetter, wie geht's" beehrte. Diese hohe und höchste Gesellschaft finden wir in allen Romanen, die wir heute besprechen, wieder. Bei Féval sind es die letzten Valois, bei Stein das Regentengeschlecht der Würtemberger, in Wickede's Tagebüchern die hohe preußische Generalität, bei Kászony endlich die Potentaten ganz Europas. Dennoch ragt der Franzose weit über seine Genossen hervor. Man sieht, Paul Féval hat sich nach Walter Scott, Paul Stein nach der Mühlbach, und der Prophet Daniel nach Retcliffe-Gödsche gebildet. Der Autor der „Herzogin von Nemours" ist seinem Vorbilde am nächsten gekommen. Er nimmt aus dem Gewirr französischer Geschichten die Fehden der Armagnac und die bewegten Tage der Minderjährigkeit Karl's VIII. heraus, um daraus einen belebten und handlungsreichen Roman zu verfassen. Die Witwe des hingerichteten Jean d'Armagnac, Isabella, die Herzogin von Nemours und ihr Sohn Jean, der Blonde genannt, sind der Mittelpunkt der Intrigue, die der Graf de la Marche, der Sieur Graville, gegen Karl VIII. und seine Freunde anspinnt. Der Sohn des geächteten und gerichteten Armagnac, der blonde Jean, tritt als Champion des jungen Valois auf, als Graville diesen bei einem prunkvollen Feste an Leib und Leben bedroht, und erobert so wieder

sich und seiner Mutter Namen und Besitzthum des Vaters. Er heirathet ein schönes Mädchen aus dem Volke, Blanche, und selbst die schmerzensreiche Mutter Isabella hat Lust, sich mit dem Retter ihres Kindes, dem wackern Bruder Tranquille, zu vermählen. So weit die Fabel des Romans, die nicht streng historisch ist: so heißt z. B. der Sohn Isabella's nicht Jean, sondern Louis d'Armagnac. Dieser Louis starb, um dies beiläufig zu erwähnen, 1503 und kinderlos, wie wir für die auf den Ausgang seiner Ehe begierigen Leser des Romans hinzufügen wollen. Abgesehen von derartigen kleinen Sünden gegen die Geschichte ist Féval's Buch so treu in der historischen Zeitfärbung, die handelnden Personen sind so liebenswürdig altmodisch, ihre Reden sind so hübsch naiv und so biderb verständig, daß wir hierin das würdige Vorbild des Autors fast erreicht finden. Die Franzosen haben sonst sehr wenig Talent für geschichtliche Darstellung, so wenig, wie sie es für geschichtliche Auffassung der Dinge haben; außer Victor Hugo's ersten Romanen und den keck romantischen Prosadichtungen Charles Nodier's wüßten wir unter den Franzosen keinen historischen Romancier von Bedeutung zu nennen. Auch wo Féval großartige Schilderungen geben will, gelingt ihm dies in reichem Maße. So bei der Beschreibung der Festlichkeiten im Palast de la Marche, die fast die Hälfte des Romans einnimmt. Besitzt Féval auch nicht jene goldene Feder, welche die wundervollen Feste beschrieb, die Graf Leicester seiner königlichen Herrin in Schloß Kenilworth gab, so mangelt dem Franzosen andererseits nicht ein Vorzug, den man oft bei dem Briten vermißt: der Vorzug der Knappheit des Ausdrucks, die Vermeidung von Weitschweifigkeiten. Es ist ein gutes Stück Erzählerkunst in dem bunten Gewebe Paul Féval's bemerkbar. Wer des Autors frühere Flüchtigkeit und Feuilletonarbeit kennt, wird ihm die Sauberkeit der Zeichnung in seinem neuesten Roman doppelt hoch anrechnen müssen.

Paul Stein erzählt uns Geschichten „Aus den Tagen des ersten Napoleon" (Nr. 2). Es ist der stuttgarter Hof, zumeist König Friedrich und sein Sohn Wilhelm, deren Haupt- und Staatsactionen die Folie des Romans bilden. Da ist keine sorgsame Disposition, keine ineinandergreifende Maschinerie der Handlung, wie bei Féval; bei Stein ist wüstes Chaos und eitel Gerede ohne Mark; die Reden der hohen Herren, die so blinkend sind, in denen sie der Menschheit Schnitzel kräuseln, sind unerquicklich — wie der Nebelwind der Langenweile, der über dem ganzen Luftgebilde des Verfassers pfeift. Nicht einmal kleine Pikanterien aus dem Hofleben des Rheinbundkönigs sind in die träge Handlung verflochten: die hochfürstlichen Personen und ihr Anhang — bis auf den nebelwindigen Grafen Eugen — sind alle so sträflich solide und tugendhaft, daß sie viel besser in eine schwäbische Theestunde denn in einen Roman à la Mühlbach gehören. Die Tendenz Paul Stein's klingt uns oft durch seine saftlosen Zeilen hervor als die eines königlich würtembergischen Hofromanciers. Wir erfahren in den zwei Bänden seines Romans nichts von einem Menschenschicksal, was des Interesses werth wäre. Nur die Lebensläufe der Söhne König Friedrich's, vor allem des Thronfolgers Wilhelm, werden mit einiger königlich privilegirten Phantasie beschrieben. Was dagegen den verständigen und biedern König Wilhelm bewegte und fesselte, woran sich seine Neigung und Thätigkeit schon als Jüngling bewies, davon erfahren wir nichts; statt dessen erfindet Stein ein romantisches Liebesverhältniß der Prinzeß Katharina mit dem Baron Lepell, allerlei heimliche Ehe- und Liebesgeschichten — natürlich alles in Ehren — des Kronprinzen, und wärmt das alte Märchen von dem unnatürlichen Tode der ersten Gemahlin König Friedrich's noch einmal auf. Neben den fürstlichen Personen geht ein intriguantes Mädchen als Haus- und Familiendämon her, obwol diese Mademoiselle Rose durchaus nicht dazu angethan ist, eine interessante Romanfigur zu bilden. Wo steckt denn nun eigentlich der Roman? Wir sehen nur eine Ausbeutung des Gothaischen Kalenders in diesen zwei Bänden würtembergischer Hofchronik: daß Prinz Wilhelm in unharmonischer Ehe mit seiner ersten Gemahlin gelebt, daß er später die Witwe Peter's von Oldenburg geehlicht und mit ihr drei Jahre glücklichster Ehe durchlebt, weiß der patriotische Würtemberger wie der Kenner der Genealogie ebenso wie Stein; daß es so loyale und fürstenentzückte Unterthanen gibt wie die schwäbische Pfarrersfamilie, die einmal vom Kronprinzen incognito besucht und dadurch ein unvermeidliches Anhängsel des Romans wird, ist dem deutschen Leser durchaus nicht neu. Wo bleibt nun der Roman? „Aus den Tagen des ersten Napoleon!" Da hatten wir nach diesem stolzen Titel doch einen ganz andern Inhalt vermuthet. Die ganze militärische und staatsmännische Romantik des ersten Kaiserreichs, die mit Kronen wie mit Nüssen spielt, sollte — so dachten wir — im Spiegel der Dichtung an uns vorüberziehen. „Aus den Tagen des ersten Napoleon!" Das klingt nicht wie eine königlich würtembergische Familiengeschichte, nicht wie ein schwäbisches Schicksal; nein, das klingt wie Adlerflug, kriegerische Musik, Muth und Ehre ohne Ansehen der Person, wie wilder Schlachtendonner und heimliches Kosen im üppigen Boudoir schöner vornehmer Frauen! Selbst den Ereignissen am stuttgarter Hof hätte in dieser Beleuchtung sich manche poetische Situation abgewinnen lassen; so müssen wir es schon als Lob aussprechen, daß der Autor fein manierlich jenen schönen Leichtsinn des jungen Jahrhunderts unbeachtet gelassen und nach wackerer Scribenten Weise seinen Figuren zierlich gesetzte Worte und gerade einfache Handlungen zugeschnitten hat. Von üppigen Schilderungen wie von originellen Gedanken hält sich Stein's Roman fern. Aber die Sentimentalität fließt von jeder Seite über und will sich durch keine unhöfische Derbheit eindämmen lassen.

Dem Stein'schen Roman schließen wir ein Buch an, das die gleiche Zeit, die Zeit des ersten Kaiserreichs, allerdings von der Kehrseite der Medaille behandelt. „Aus alten Tagebüchern" (Nr. 3) benennt Julius von Wickede eine biographische Veröffentlichung, die er seiner „Deutschen Bürgerfamilie" anschließt. Ist auch verhältnißmäßig nur weniges in diesem Werk Eigenthum des Bearbeiters, so macht doch die kecke forsche Art Wickede's, die sich in seiner Arbeit kundgibt, gegenüber der philiströsen gothaischen Filigranarbeit Stein's, einen erfrischenden Eindruck. Auch hier ist Gesinnung, stark accentuirte altpreußische Gesinnung, oft nicht ohne Einseitigkeit

beschränkter Ausartung, aber es ist doch eine richtige verständnißvolle Zeitauffassung in den Tagebüchern bemerkbar. Es ging uns bei der Lektüre dieser Tagebücher eigenthümlich. Mitten in unsere Romanvertiefung tauchte dieses Stück soldatischer Biographie hinein. Es paßte nicht zu den eben gelesenen Romanen, und doch paßt es zu den hier besprochenen Werken. Während bei Stein das napoleonische Decennium vom Standpunkt eines Rheinbundunterthanen betrachtet wird, fühlt der militärische Biograph als Preuße, oft auch als echter Deutscher. So stellten wir die Tagebücher denn getrost dem Stein'schen Roman entgegen, als kräftige Hausmannskost nach dem süßen Zuckerbrot! Ohne Vorwort, ohne Einleitung, schlicht genug führt der Herausgeber den Autor der Tagebücher, einen preußischen Artillerieoffizier, ein. Wir machen mit dem wackern Erzähler die Rheincampagne, die jenaer Schlacht und die Befreiungskriege mit: freilich müssen wir dem Erzähler gegenüber so anspruchslos sein, wie er selbst es ist. Die geschilderte Zeitperiode umfaßt ungefähr die Jahre 1790—1815, also die Zeit der Französischen Revolution. Wie diese gewaltige Zeit wenig Eindruck auf die politischen und socialen Anschauungen des braven Pommern macht, ist höchst ergötzlich zu lesen. Auf Karl August und die Weimaraner ist er nicht gut zu sprechen. So sagt er von Karl August:

> Er hatte leider eine schlechte Erziehung erhalten, und seine Jugendjahre fielen in eine Zeit, wo Frivolität und Irreligiosität an nur zu vielen deutschen Höfen traurigerweise Mode waren und selbst ein Monarch, wie unser preußischer König Friedrich der Große, einen Voltaire an seinem Hoflager duldete, an den unmoralischen Schriften der sogenannten französischen Philosophen sein Wohlgefallen fand und die Verbreitung derartiger schlechter Bücher nicht nur duldete, sondern sogar beförderte.

Obgleich unser Artillerist sehr schlecht auf Literaten und Komödianten zu sprechen ist, nöthigt ihm doch Goethe's Persönlichkeit, mit dem er während der Rheincampagne zusammentrifft, Achtung und Zutrauen ab. Sehr charakteristisch ist seine Auffassung von der Erscheinung des Mannes, die er im ersten Band des Nähern entwickelt. Die beiden heterogenen Naturen stimmen ganz gut miteinander, auch noch da, als der Artillerist dem Dichter auf eine Bemerkung erwidert: er (Goethe) verstände nichts vom Artilleriewesen und solle bei seinem Leisten bleiben, worauf Goethe „nichts erwiderte und ganz roth ward". Dem Scribifax hat's der Brave mal ordentlich gegeben! Und Goethe war noch conservativ, nun denke man sich den Altpreußen gegenüber einem „Jakobiner"! Seine Meinung über die Anhänger der französischen Republik ist diese:

> Die Anhänger des französischen Republikanismus in Preußen waren größtentheils Subjecte, die entweder schon im Zuchthause gesessen hatten, oder doch schon längst dafür reif waren, oder auch hirnverbrannte Poeten und ähnliche nur im Reich der Phantasie schwelgende, in Wirklichkeit aber unzurechnungsfähige Menschen.

Ueberhaupt sind dem diensteifrigen Kapitän die genialen Militärs unsympathisch, selbst wenn sie der Herrscherfamilie angehören. Sowie unser Tagebuchautor über den Prinzen Louis Ferdinand urtheilt, spricht er gewiß die Meinung der Majorität des preußischen Offiziercorps von 1806 aus:

> Er soll in seinem Palais zu Berlin nur sehr schlechte Gesellschaft um sich gehabt und mit jüdischen Schöngeistern, Literaten und Musikanten häufig die ganzen Nächte beim Champagnertrinken verbracht haben, wobei emancipirte Weibsbilder, größtentheils Judenmädchen, dann auch nicht fehlten. Wie ein Prinz des königlichen Hauses sich einen so schlechten, unpassenden Umgang wählen konnte, ist mir stets unbegreiflich geblieben.

So weit die Auszüge aus den „Tagebüchern". So einseitig und beschränkt auch vielfach die Urtheile des Schreibenden ausfallen, so hat er andererseits doch den Kopf auf dem rechten Fleck. Er weiß die unfähigen Generale von den tüchtigen sehr gut zu unterscheiden, nimmt kein Blatt vor den Mund, wo es sich um einen faulen Fleck im preußischen Staats- und Armeewesen handelt, und hält es für Preußen höchst nöthig, von Napoleon und seinen Heeresreformen zu lernen. Man denke, so wie unser Tagebuchschreiber dachte ein Offizier von 1790, und man wird vieles begreiflicher finden. Kannten wir doch selbst einen wackern Schulkameraden — auch bürgerlicher Abkunft wie unser Autor —, der, wenn ihm diese „alten Tagebücher" zu Gesicht kommen, sich weidlich an ihnen ergötzen würde, da sie ganz seine Ansichten aussprechen. Das heißt, wenn er sie liest! Denn auch er — jetzt schon lange Offizier — dachte wie unser Artillerist, der „niemals weder Zeit noch Lust hatte, seine Freistunden mit der Lektüre poetischer Werke zu verderben". Aber unser Schulkamerad war ein Original, der den Marschallstab im Kopf zu haben glaubte, und das kann man von allen unsern Offizieren doch nicht sagen. Also wird wol auch jene altpreußische Anschauung, von der wir eben einige Proben gaben, nur vereinzelt im Heer vertreten sein. Wie viel übrigens Hr. von Wickede zu den Tagebüchern hinzugethan hat, sei hier nur vermuthet; jedenfalls hat er mit großem Geschick und bewundernswerther Ausdauer die sicher im Original vielfach vorhandenen lapsus calami ausgemerzt.

Beschäftigen sich Féval, Stein und der Autor der „Alten Tagebücher" mit verschiedenen Epochen der Vergangenheit, so hat der ungarisch-deutsche Romancier Kászony in seinem „1872. Ein Roman der Zukunft" (Nr. 4) sich, wie wir bereits oben angedeutet, eine Frage an das Schicksal erlaubt, indem er die Zukunft der Völker prophetisch auszumalen sucht. In Mercier's „L'an 2440" ist Aehnliches versucht worden, und der Verfasser führt uns selbst ein Lustspiel: „Die drei Jahrhunderte", an, das, wie er sagt, viele Jahre hindurch volle Häuser gemacht haben soll. Wir kennen dieses Lustspiel nicht, wahrscheinlich ist es satirischer Natur. Denn eine derartige zukunftsträumende Dichtung sollte doch nur dem satirischen Genre angehören: der Roman, der Zustände der Wirklichkeit nach poetischen Bedingungen behandeln soll, muß sich von phantastischen Schilderungen so fern wie möglich halten. Ein Roman der Zukunft ist ein ästhetisches Unding: entweder wird daraus ein utopistisches Werk, das mit idealen Personen idealogische Luftgebäude aufführt, oder es werden Individualitäten und Zustände der Gegenwart auf eine kommende Zeit übertragen, die solche romantische Prophetie nicht ertragen. Wird nun gar mit den tonangebenden Erscheinungen der Zeit so freventlich gewirthschaftet, wie in „1872" des Hrn. von Kászony, so muß die Kritik hier, wie bei jedem Attentat auf den guten Geschmack, ihr Veto einlegen. Das Motto, das sich der Autor

gewählt, berechtigt den „Roman der Zukunft" noch lange nicht. „The task of an historical writer is: to record the past, to describe the present, and to foreshadow the future" — ein geflügeltes Wort Bolingbroke's, ist vom Verfasser des „1872" gemisbraucht. Abgesehen davon, daß er das Prädicat eines historical writer nicht usurpiren darf, gilt für ihn nur das record the past, wenn er historischer Romanschreiber sein will; die Verhältnisse des present sind bei Kászony grob verzeichnet, und vom future weiß er ungefähr so viel wie wir. Aber Rafael weiß alles. Rafael? Wer ist Rafael? „Ein ähnlicher Charakter (sic!) wie Kossuth und Bismarck", ein Ungar und Kosmopolit, ein moderner Erzengel mit dem Schwert von Chassepot und Dreyse und dem Oelzweige vom genfer Friedenscongreß. Rafael ist der Sohn eines Magyaren von der Farbe Kossuth und Besitzer von 30 Millionen Pfund Sterling; also gehört ihm eine Summe, halb so groß als Englands Staatseinkünfte. Er ist aber auch noch mehr als Millionär. Hören wir, wie seine Mutter ihm den Spiegel vorhält:

Bei einem jungen Menschen von so seltenen Eigenschaften, wie du sie besitzest, der die Schönheit eines Adonis mit der Weisheit eines Plato, mit der Stärke eines Alkid, mit der Tapferkeit eines Achill und der Anmuth eines Eros verbindet, ist es nichts, in einem Lande wie England der Erste zu sein, du gehörst mit deiner Zukunft der Weltgeschichte an, du mußt Völker schaffen (!) oder ausgestorbene wieder ins Leben wecken.

Diese Lehre beherzigt denn auch Rafael: er streift die Aermel auf und beginnt gleich seine Arbeit. Mit Ungarn muß angefangen werden, dort allein versteht man die Worte Freiheit und Patriotismus. Der neue Messias wird von Hrn. Schön (Bismarck) heimlich unterstützt; bei dieser Gelegenheit lernt er seinen Vater, Kaspar Schwarz, kennen, der jedoch mit der Beglückung Europas zu beschäftigt ist, um sich über seinen Halbgott von Sohn zu freuen. In Ungarn angelangt, wühlt Rafael mit Geld und Liebenswürdigkeit; vorher jedoch hat er bei einem Besuch in Turin den Exdictator Kossuth mit seinem Plan bekannt gemacht. „Ich will mich gern Ihren Anordnungen fügen", sagt Kossuth, und küßt demüthig die Hand des Messias. Nach einem Abenteuer à la Casanova verläßt der Göttliche Turin, und nun geht's los. In Ungarn lernt er die Gräfin Szennyei kennen und verliebt sich in ihre Tochter; aber die Liebe stört ihn nicht, denn das Jahr 1872 bricht an und die ungarische Revolution soll noch zur Zeit fertig werden. In Gödöllö trifft er Beust und die kaiserliche Familie; Beust küßt ihm beide Hände, und das kaiserliche Paar ist auf Du mit Rafael, die schöne Kaiserin läßt sogar eine leise Neigung für den schönen Erzengel durchschimmern. Rafael's Neigung zu Clorinde Szennyei wird erwidert: die Mutter, eine Feindin des Helden, thut sich mit zwei intriguanten Weibern zum Furienbunde wider Rafael zusammen; eins dieser Weiber ist Rafael's Mutter. Clorinde wird von ihrem Bruder im Bade belauscht, der ein blutschänderisches Attentat gegen die Schwester verübt; dann wird sie eingekerkert, bis Rafael sie erlöst. Denn Ungarns Messias hat Wichtiges vor: die Russen ziehen gegen das Donaureich heran und schlagen die magyarische Armee. Rafael gilt für gefallen, lebt aber und hält sich verborgen, um von hier aus die Fäden der Regierung zu halten.

Der Zustand Europas um diese Zeit ist kläglich: den Diplomaten und Staatsmännern der Gegenwart zur Nachricht, daß sie ein genaues Exposé der Lage Europas Anno 1872 auf S. 50—60 des zweiten Bandes vorfinden. Heben wir nur eine Stelle, die unser Vaterland betrifft, daraus hervor:

Im Centrum Europas hatte sich endlich ein mächtiger Staat gebildet und das einheitliche Deutschland war endlich zu Stande gekommen, die Könige von Baiern und Sachsen und der Großherzog von Baden hatten freiwillig zu Gunsten des Königs von Preußen ihren Souveränetätsrechten entsagt, der König von Würtemberg aber wurde später auch gezwungen, dasselbe zu thun, Preußen hatte demnach als Königreich aufgehört zu bestehen, und es gab nun wieder einen deutschen Kaiser, welcher sich zu Frankfurt a. M. krönen und Friedrich VI. nennen ließ. Deutschland anerkannte dankbarlich das Verdienst jenes Mannes, der es dazu gemacht, was es geworden, und der Graf Bismarck-Schönhausen wurde durch Parlamentsdecret in den Fürstenstand erhoben und ihm der Ehrentitel „Gründer der Einheit" beigelegt.

So weit unser Romanprophet. Nur noch ein paar Data: Am 18. November 1872 Schlacht bei Komorn, die Russen werden geschlagen und ziehen sich aus Ungarn zurück, zum Aerger der Vaterlandsverräther Deák, Perczel und Horváth (der Autor ist ja Kossuthianer). Den 19. December 1872 werden die Franzosen von der deutschen Armee bei Leipzig geschlagen u. s. w. Man sieht, wir haben hier die Zukunft der Völker in 52 Druckbogen vor uns, und das ist bequemer als alle Blaubücher der Zukunft. Es thut uns nur leid, daß wir unsern Leserinnen nicht die Adresse des schönen Völkerbeglückers Rafael angeben können: er ist nach Kászony 1846 geboren, also jetzt in dem Alter, in dem jeder hoffnungsvolle Jüngling sich wundert, noch nichts für die Unsterblichkeit gethan zu haben.

Wenn Kászony's Buch nicht so merkwürdig ernst wäre, so wäre man versucht, es für eine etwas ungeheuerliche Satire zu halten. Aber dem kühnen Phantasiefreibeuter ist die Pritsche der Ironie und des Scherzes voll tieferer Bedeutung so fremd wie seinem Rafael die Armuth. Ihn gelüstet nach dem süßen Lorber der Leihbibliothekenhelden, nach dem Kranze der Retcliffe und Genossen. Die Phantasie ist ein schönes Gut. Aber bald wird die misgestaltete Stieftochter der himmlischen Göttin, die Phantasterei, mehr Anbeter zählen denn ihre Mutter, und die deutschen Dichter werden, im Hinblick auf die Zukunftsromanciers, sich schämen müssen, von dem Gut der Göttin Phantasie zu zehren.

Franz Hirsch.

Feuilleton.

Notizen.

Die Beilage des „Preußischen Staatsanzeiger“, Nr. 12, enthält ein Verzeichniß (preußischer) „vaterländischer Dramen“, geordnet nach den Zeiten, aus welchen die Stoffe gewählt sind, mit Angabe des Datums der ersten Aufführung der Stücke, welche vor 1786 von den in Berlin sich aufhaltenden Schauspielertruppen, und seitdem von dem Personal des Nationaltheaters und den Mitgliedern des königlichen Theaters dargestellt wurden. Das Verzeichniß ist mit großem Fleiß zusammengestellt, enthält auch mehrere Stücke, die im vorigen Jahrhundert zur Aufführung gekommen sind, namentlich mehrere Festspiele und Ballets zur Feier Friedrich's des Großen. Von den verschiedenen preußischen Geschichtsepochen ist die Zeit vor dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die Zeit des Königs Friedrich II. und diejenige der Befreiungskriege und ihrer Vorgänger, eines Nettelbeck, Schill, York, am meisten behandelt worden. Es ergibt sich aus diesem Verzeichniß, daß die Zahl patriotischer Stücke, deren Stoffe dem Volksbewußtsein nahe liegen, keineswegs eine geringe ist. Interessant ist aber jedenfalls die Betrachtung, daß von allen diesen Stücken nur eine ausnehmend geringe Zahl auf der berliner Hofbühne zur Aufführung gekommen ist. Haupthinderniß ist die noch immer beobachtete Vorschrift, die Ahnherren des königlichen Hauses nicht auf die Breter des Hoftheaters zu bringen. Ausnahmen hiervon sind nur selten gemacht worden, wie mit Hans Koester's Schauspiel: „Der große Kurfürst“; aber auch die „Schill“ und „York“, die sich auf andern Bühnen bewährt hatten, wurden durch conventionelle Rücksichten von dem Hoftheater ausgeschlossen.

Von dem Werke: „Der mündliche Vortrag. Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht“, von Roderich Benedix ist eine zweite, vermehrte Auflage erschienen (3 Bde., Leipzig, Weber, 1870), ein Beweis, daß die Kunst des Vortrags zu erlernen immer mehr als ein Bedürfniß der Zeit anerkannt wird, wie dies bei der wachsenden Oeffentlichkeit in allen unsern Verhältnissen begreiflich ist. Nicht blos Bühne und Kanzel, auch der Gerichts- und Parlamentssaal, die verschiedenen Vereine und Versammlungen verlangen jetzt die Kunst des Vortrags. Das verdienstvolle Werk von Benedix legt im ersten Theil: „Die reine und deutliche Aussprache des Hochdeutschen“, die sichern Grundlagen, auf denen der zweite Theil: „Die richtige Betonung und Rhythmik der deutschen Sprache“, welcher die Richtigkeit des Vortrags, und der dritte, welcher „Die Schönheit des Vortrags“ behandelt, weiter bauen. Die Beispiele aus unsern deutschen Dichtern sind treffend gewählt, die Unterschiede im Vortrag des Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit Feinheit hervorgehoben. Das Werk ist bestens allen denen zu empfehlen, deren Beruf den mündlichen Vortrag bedingt, oder die sich für einen solchen Beruf vorbereiten; aber auch denjenigen, welche den mündlichen Vortrag, namentlich auf der Bühne, zu recensiren haben, da auch die Kritik, wenn sie nicht ins Blaue hineintappen will, sicherer Grundlagen nicht entbehren darf.

Der 16. Band von Tauchnitz' „Collection of German Authors“ bringt eine Uebersetzung der Erzählung von Karl Gutzkow „Durch Nacht zum Licht“ unter dem Titel: „Through night to light“ von Mrs. Faber. Diese Uebersetzung ist ein neuer Beweis dafür, wie rasch der Herausgeber werthvolle Erzeugnisse der neuern deutschen Literatur dem englischen Lesepublikum zu vermitteln weiß.

Das Trauerspiel: „Die Gräfin“, von Heinrich Kruse, ist in dritter Auflage (Leipzig, Hirzel, 1870) erschienen, welche auch den Namen des Verfassers an der Stirn trägt. Der Dichter, der bekanntlich für sein Stück von dem berliner Schiller-Preiscomité die Medaille erhielt, hat die Einwendungen der Kritik beachtet und namentlich eine schwache Stelle des Stücks, die eigenwillige Entscheidung der Mütter über die Hand der Töchter gegen deren Willen, durch eingefügte Motive zu verstärken gesucht. Auch die Katastrophe ist verstärkt, indem wir über das Schicksal der Almuth nicht in Unwissenheit bleiben. Die kernhafte Sprache und charakteristische Kraft wird dem Stücke stets neue Freunde erwerben.

Durch elegante typographische Ausstattung und treffliche Holzschnitte empfiehlt sich uns ein Prachtwerk: „Altdeutsche Sprüche aus der Wartburg; componirt und gezeichnet von Ph. Grot-Johann in Düsseldorff. Einleitung von Professor A. Springer in Bonn. Originalgedichte von Emil Rittershaus und Hugo Freiherrn von Blomberg. Herausgegeben und in Holzschnitt ausgeführt von O. Gehrke“ (Elberfeld, Lucas). Die doppelte Illustration der Sprüche durch Vers und Bild ist als eine gelungene zu betrachten. Die Gedichte von Rittershaus sind frisch und schwunghaft, diejenigen von Hugo von Blomberg sinnig, wie man es von beiden Dichtern erwarten konnte.

Ein anderes Werk von höchst eleganter Ausstattung ist die Monographie „Das Handlungshaus Ferdinand Flinsch. Gedenkbuch zu dessen funfzigjähriger Jubelfeier am 20. April 1860. Herausgegeben von Fr. Wilhelm Süß“ (Frankfurt a. M., 1869). So wenig die Geschichte technischer Etablissements in den Bereich d. Bl. gehört, so dürfen wir doch einen für die literarische Production so wichtigen Geschäftszweig und eine so hervorragende Vertretung desselben nicht unerwähnt lassen, denn, wie der Herausgeber sagt, „es erscheinen diese Blätter nur als ein Spiegelbild des Wohlwollens, mit welchem die deutsche und selbst die ausländische Presse seit Jahren die Verdienste des Hauses Flinsch um die vaterländische Papierindustrie wie auch um gewerbliche Anlagen begrüßte.“

Bibliographie.

Die Anwesenheit Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen in Palästina. Von einem Süddeutschen. Berlin, C. Duncker. 8. 15 Ngr.

Ludwig van Beethoven. Ein dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen mit einem Epilog zur Feier von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage am 16. December 1870. Von einem Bonner. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 25 Ngr.

Bergmann, W., Lieder und vermischte Gedichte. Berlin, G. Reimer. 8. 15 Ngr.

Böttger, A., Für's Herz der Frauen. Album-Sprüche aus den poetischen Werken. Leipzig, Kormann. 8. 1 Thlr.

Dilthey, W., Leben Schleiermachers. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr.

Eras, W. H., Vier Zeitfragen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft und Gesetzgebung. Vorlesungen. Leipzig, O. Wigand. 8. 16 Ngr.

Erdmannsdörffer, B., Das Zeitalter der Novelle in Hellas. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 8 Ngr.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Todtes Capital. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Gedanken über modernen Conservatismus und Aufruf an die Conservativen. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 6 Ngr.

Gensichen, O. F., Danton. Trauerspiel. Berlin, Heimann. 8. 15 Ngr.

Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. 1ster Bd. Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Halleen, A. A. E., Drei Monate in Canada nebst Hin- und Herreise über Hamburg und New-York, vom 29. Juli bis zum 15. December 1868. Tagebuch. Stralsund, Hingst' Nachf. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, J., Der Aargau. Seine politische, Rechts-, Kultur- und Sitten-Geschichte. 1ste Lief. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, R. A., Ueber Erziehung und Bildung. Nach seltenen Schriften großer Pädagogen und Weltweisen bearbeitet. Hannover, Hahn. 8. 27 Ngr.

Näf, A., Geschichte der Kirchengemeinde Hinweil mit Hinweisungen auf die Umgebung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Oesterreichs jüngste Krisis. Eine Märzbetrachtung von Ernst * * *. Leipzig, Lissner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rechenberg, C. M., Der Spiritismus. Vortrag. Leipzig, Roßberg. 8. 3 Ngr.

Rosen, J., Gesammelte dramatische Werke. 1ster Bd. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 3ter Bd. 2te Abth. Rußland. — Nachtrag. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Wagner, R., Ueber das Dirigiren. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 15 Ngr.

Zieglauer, F. v., Harteneck, Graf der sächsischen Nation und die siebenbürgischen Parteikämpfe seiner Zeit. 1691—1703. Nach den Quellen des Archives der bestandenen siebenbürgischen Hofkanzlei und des sächsischen National-Archives in Hermannstadt. Herrmannstadt, Schmiedicke. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 28. April 1870.

Neuere dramatische Dichtungen.

1. Wlasta. Dramatisches Gedicht in einem Vorspiel und fünf Acten von Leo Meißner. Troppau, Buchholz und Diebel. 1868. 8. 20 Ngr.

Eine Jugendarbeit, in der sich echte Begeisterung und der lebhafte Drang, etwas Tüchtiges zu leisten, vorderhand noch mit Unklarheit des Ausdrucks und Mangel an durchgreifender Gestaltungskraft paaren. Der junge Verfasser, von Liebe und patriotischer Hingebung für sein deutsches Vaterland erfüllt, hat in die graue Vorzeit, in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts, zurückgegriffen und hier eine Episode aus der böhmischen Geschichte erfaßt, in der Böhmen, Czechen und Deutsche um die Herrschaft dieses Landes kämpfen. Als die Hauptgestalten in diesem Kampfe führt uns das Stück Primislaus, den überlebenden Gatten der großen Libussa, Wlasta, die Führerin der von Libussa gegründeten Jungfrauen-Leibwache, und einige Lechen, Adeliche der Czechen vor.

Primislaus ist eine ruhige, edle, männliche Natur, die sich in Liebe zu Wlasta neigt, eine Neigung, welche diese erwidert. Leider aber schieben sich die Czechen mit ihren Intriguen zwischen die Herzen dieser beiden ein, weil sie klug genug sind einzusehen, daß, um selbst zur Gewalt und Herrschaft zu gelangen, es nöthig erscheine, zwei Elemente in Zwiespalt zu bringen, die vereint ihnen verderblich wirken müßten.

Auf einem Landtage am Wyschehrad beschuldigt man Wlasta, einen czechischen Fürsten ermordet zu haben, und Wlasta, welche inzwischen die Markomannen, Thüringer und Sachsen, kurz die deutschen Stämme in Böhmen ins geheim zu ihrer Königin erwählt hatten, die sich aber von Primislaus nicht so energisch geschützt und vertheidigt sieht, als sie es erwartet — denn sie hat noch kurz vorher sein Kind vom Tode aus dem Wasser gerettet —, Wlasta stürmt entrüstet mit ihrem Anhang davon und erklärt Primislaus und den Czechen den Krieg.

Von den letztern hat sich einer, Mil, der die Cabalen seiner Landsleute kennt und diese verabscheut, Wlasta angeschlossen, die er feurig liebt, eine Liebe, die indeß nicht erwidert wird, da, wie bereits gesagt, unsere Heldin in ihrem Herzen eine tiefe Empfindung für den Herzog hegt. Aber eben deswegen flammt nun ihre Feindschaft um so wilder gegen diesen auf. Glaubt sie doch, ihr Gefühl sei verschmäht. Zwar zögert sie am Anfange des zweiten Actes noch mit dem Beginn des Kriegs; aber man stachelt und reizt sie so lange, bis sie endlich das Zeichen gibt und den Kampf eröffnet.

Im ersten Ansturm ist sie siegreich; die Gegner unterliegen. Czechen und Böhmen wüthen, indem sie den Herzog anspornen, die Aufrührerin zu verurtheilen und zu vernichten. Primislaus aber, auch jetzt noch dem großen und kühnen Weibe hold, läßt ihr ein Pergament in die Hände spielen, das ihr Gnade und Verzeihung verspricht, wenn sie sich entschließen könne, ihrem Wüthen Einhalt zu thun.

In diesem Zeichen seiner Liebe sieht sie aber nur Hohn und Erniedrigung, und dadurch außer sich gebracht und nur noch mehr empört, führt sie die Ihren zu Kampf und Rache weiter gegen Primislaus an.

Im dritten Aufzuge befindet sich Wlasta auf dem Gipfelpunkt ihres Glücks. Als Siegerin zieht sie auf Dirwin, der Mägdeburg, ein. Man huldigt ihr und sie vertheilt Ehren aller Art. Gefangene Czechen läßt sie vor ein Kriegsgericht stellen und tödten. Das alles thut sie wie im Rausch des glücklichen Erfolgs ihrer Waffen. Aber im stillen fängt sie doch an ihr Unrecht einzusehen. Die Zudringlichkeit Mil's läßt sie nur immer mehr erkennen, daß ihr Herz einem andern entgegenschlägt, und dieser andere ist es, der nun mit seiner ganzen Macht heranzieht und den es aufs Haupt zu schlagen, ja zu verderben gilt.

Dieser Gedanke entsetzt und lähmt sie. Die Kriegerin tritt zurück und das Weib in ihrem Wesen vor. Sie

zagt und bangt und dies um so mehr, als sie hört, daß der verschmähte Mil mit seinen Getreuen sie verläßt.

In der vierten Abtheilung des Stücks stehen Herzog Primislaus und Wlasta sich gegenüber. Wlasta kommt als ihr eigener Bote zu dem Gegner und spricht:

Ich bin des Krieges müd'
Und müd' der Macht, die ich durch ihn errungen.
Ich zog das Schwert nicht, mich an dir zu rächen
Für deinen Undank, den Verrath an mir;
Ich zog es für mein Volk. Ich hab' gesiegt:
Dich schlug ich nieder, schlug die Lechen nieder
Und, lüstet's mich, bin heut' ich Herzogin
Und kann bedrücken nun dein eigen Volk.
Doch, wie gesagt, nicht danach strebte ich
Und werth nicht acht' ich's weitrer Kriegesnoth:
Willst du versprechen, eidlich, feierlich,
Dem Markomannen gleiche Macht und Recht
Und Hoheit mit dem Czechen; willst du uns,
Was ihr geraubt, so weit uns wiedergeben,
Daß gleich das Ansehn, der Besitz des Bodens,
Stimmzahl im Landtag und das Recht zum Throne,
Und daß der Herzog-Goldreif wechselnd schmückt
So deutsche Stirnen wie der Slawen Haupt —
Willst du das alles, dafür Geiseln stellen,
So wird noch heut' der Friede diesem Land
Und heut' noch legt ihr Schwert die Wlasta nieder.
Doch stößt du fort mich, zwingst du noch einmal
Das Eisen mir, den Kriegsbrand in die Hand —
Dann steh dich vor! Dann soll ein Kampf es werden,
So wild und blutig wie noch keiner war!
Bis eins der Völker ward ein Volk von Todten!

Primislaus antwortet mit ruhiger Würde und zeigt Wlasta wie die Dinge stehen, nämlich äußerst verzweifelt für sie. Dein Heer ist in Trümmern, du selbst, sagt er, bist die nicht mehr, die du warst. Du hast Blut vergossen, ungerecht vergossen, und fängst an in Reue zu erzittern.

Ich zittere nicht, entgegnet Wlasta. Zieh dein Schwert und erprobe es. Aber der Herzog weigert's, und als seine Gegnerin mit dem ihrigen auf ihn einstürmt, bietet er ihr stolz und kühn die unbeschützte Brust.

Das bezwingt sie und sie schwankt. Diesen Augenblick benutzend, hält Primislaus ihr nachdrücklich ihr Unrecht vor. Er zeigt ihr, wie übereilt sie gehandelt, wie viel er für sie gethan, wie gut er es mit ihr gemeint. Noch jetzt schlägt er ihr vor, das Land zu verlassen und erst wiederzukehren, wenn Frieden geworden. Er verheißt ihr:

Die Marbodsburg soll sich dir neu erhöhn,
Und nach den Stürmen dieser wilden Zeit
Wird uns vielleicht ein mildverklärter Abend.

Eben ist, von des Herzogs Edelmuth gerührt, Wlasta im Begriff nachzugeben und sich zu fügen, als von draußen her der Kriegsgesang ihres Volks ertönt und sie, sich aufraffend und Primislaus zum Abschied die Hand reichend, diesem zuruft:

Dein Rath ist mild, doch sieh, er birgt die Reue —
Dich ruft die Pflicht, mich ruft die deutsche Treue!

Hierauf entbrennt die Schlacht und fällt zum Nachtheil der Deutschen aus; selbst Wlasta's Heldenmuth vermag den Unstern des Tags nicht zu wenden. Wir sehen sie im fünften Acte in einem letzten Gefecht verzweiflungsvoll den Tod in den Reihen des Feindes suchen.

Deutsche und Czechen haben sich gegenseitig aufgerieben, die Böhmen aber behaupten mit ihrem Herzog an der Spitze triumphirend das Feld.

So endet dieses dramatische Gedicht, dessen Wirkung der etwas dunkle und lärmende Stoff, der obenein nicht viel Sympathisches für das deutsche Publikum haben dürfte, vielfach beeinträchtigt. Auch die Sprache ist noch ungelenk und zu zeiten unklar und verschwommen. Die Gliederung und Entwickelung des Ganzen beweist dagegen Studium und natürliches Geschick, nur daß beides in dem lärmenden Gange und den wirrigen Verhältnissen der Handlung noch nicht recht zu artistischer Geltung und Abklärung hat gelangen können.

Von demselben Autor liegt uns noch ein anderes, späteres Drama vor:

2. Schwerting, der Sachsenherzog. Drama in fünf Acten von Leo Meißner. Troppau, Buchholz und Diebel. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Auch dieses Stück spielt in der grauen Vorzeit, aber in seiner Ausführung ist es bereits viel leichter, durchsichtiger und bestimmter, auch bewahrt es in allem Sturm der Ereignisse mehr künstlerische Ruhe als „Wlasta". Jedenfalls sind in diesem Stück, gegen das frühere gehalten, große Fortschritte zu erkennen. Macht sich in einigen Momenten und Figuren allerdings noch immer eine gewisse romantische Nebelhaftigkeit bemerkbar, tritt das Verhältniß von Schwerting zu seinem Vater Ordulf, von Walhulda zu Schwerting, und endlich von Astrild zu Schwerting und Frotho noch keineswegs recht klar und dramatisch wirksam vor uns hin, so ist doch im allgemeinen der Gang der Entwickelung schon viel einfacher und stricter und nicht nur organischer gegliedert, sondern auch mit mehr Kunst in der Peripetie und Katastrophe behandelt.

Die Eröffnung des Stücks ist frappant und vollzieht sich mit einer Epigrammatik der Exposition, die an Shakspeare's „Hamlet" erinnert. Schwerting steht nachts am brausenden Meeresufer, um heimlich und hinter dem Rücken seines Vaters mit den Dänen zu unterhandeln, mit deren Hülfe er dem Christenthum Schach zu bieten versuchen will, zu welchem sich sein Vater und ein Theil der Sachsen hinneigten. Schwerting liebt Walhulda, die Ordulf mit Bokko, ihrem Vater, auf das Meer verbannt hat, weil sie sich von den heidnischen Opfergebräuchen nicht trennen wollen. Auch in dieser Nacht hat Walhulda auf der Opferinsel in der Nähe des Strandes, an dem sich Schwerting befindet, geopfert; als sie von dem Eiland sich fortbegibt, wird ihr Boot vom Sturm erfaßt und droht umzuschlagen. Schwerting rudert ihr zu Hülfe und trägt sie an das Ufer, gerade in dem Augenblicke, in dem sein Vater kommt, seine Unterhandlung mit den Dänen, von der er Kunde erhalten, zu vereiteln.

Herzog Ordulf will Walhulda in den Kerker, ihren Vater in den Tod schicken, um seinen Sohn frei von ihren Netzen zu machen; aber der Sohn, dadurch außer sich gebracht, empört sich nun offen gegen den Vater, nimmt ihn gefangen, verweist den Christenpriester des Landes und schließt mit den Dänen einen Bund, die ihm den Königstitel verheißen. Dies alles ist der Inhalt des ersten Actes.

Im zweiten zerfasert sich die Handlung und verliert an Fluß. Schwerting darf seinen Vasallen, die zu ihm halten sollen, nicht eingestehen, daß er seinen Vater durch einen Staatsstreich entthront; er gibt ihn infolge dessen für wahnsinnig aus, ein Vorgeben, dem indeß durch Bolko feierlich auf dem Thing widersprochen wird, weil dieser alte Starrkopf und Heide zwar ein Feind Ordulf's, aber doch ein Mann des strengen Rechts und der Wahrheit ist.

Schwerting, um Bolko verstummen zu machen und sich Glauben zu verschaffen, sieht sich gezwungen denselben tödten zu lassen, Bolko, den Vater seiner Geliebten. In diesem Act und in der Grausamkeit gegen seinen Vater, der seiner Gefangenschaft erliegt, ist des Helden tragische Schuld zu suchen, deren Bestrafung ihn nur zu bald ereilen soll.

Frotho, der Dänenkönig, macht zwar Schwerting zum König der Sachsen, aber zugleich zum Vasallen Dänemarks. Er muß Frotho als Oberherrn anerkennen, eine Anerkennung, die dem Unabhängigkeitssinn des Sachsenführers furchtbar schwer wird und ihn um so mehr zu Boden drückt, als doch am Ende auch sein Auflehnen gegen den Vater nichts anderes als ein unbändiger Trieb zu unbeschränkter Willensfreiheit war. Nun soll er diese, die er gegen den Vater nicht einbüßen wollte, gegen den Bundesgenossen einbüßen — ein Umstand, der ihn zu äußerster Bitterkeit und Verzweiflung treibt.

In dieser Verfassung seines Innern ruft er Widukind, einen andern Sachsenführer, herbei und läßt sich selbst mit Frotho und dessen Begleitung in seinem eigenen Schlosse einsperren und verbrennen, um sein Volk unter anderer Herrschaft vollkommen frei und unabhängig zu erhalten.

Dieser Tod, sowie der Auftritt, in welchem Schwerting nothgedrungen dem Dänen seine Huldigung leistet, sind nicht ohne alle Größe und dramatische Bedeutung; und da der vorhin schon erwähnte Eingang des Stücks, sowie manche andere Scenen jedenfalls eine poetische Begabung von nicht ganz gewöhnlicher Art bekunden, so möchte Hoffnung da sein, Leo Meißner eines Tags mit einer Arbeit von gewinnendem Werthe und durchschlagendem Erfolg auf den Bretern zu begegnen.

Die eben besprochenen Schauspiele sind Versuche und Kraftproben, die bei rüstigem Weiterstreben und andauerndem Studium einen glücklichen Wurf entschieden in Aussicht stellen.

3. Vermischte Schriften von G. Conrad. Zweiter Theil. Bremen. 1868.

Diese Sammlung enthält vier dramatische Arbeiten: „Der Alexanderzug", „Kleopatra", „Lurley" und „Alexandros", die sich allerdings nicht als sogenannte praktische Bühnenstücke ansehen lassen, sondern mehr für scenische Cartons erklärt werden müssen, die zwar einen entschieden künstlerischen Geist in Conception und Gruppirung, dagegen wenig durchschlagende theatralische Gestaltungskraft zeigen. „Lurley" wird im ganzen noch am meisten als abgerundetes Schauspiel zu gelten haben, da es in seiner Handlung sich in einer gewissen organischen Stetigkeit entwickelt und schließlich auch zu einem einigermaßen befriedigenden, wenngleich keineswegs klaren Austrag kommt. Aber selbst in diesem ist doch kein wahrhaft volles und packendes Leben. Der Autor welcher, wie jetzt in den literarischen Kreisen allgemein bekannt, ein preußischer Prinz ist, befindet sich allem Anschein nach mit seinem Talent und seiner ganzen poetischen Richtung noch halbwegs unter dem Himmelsstrich der romantischen Schule, jener romantischen Schule, welche mit einem Fuße in der Sage des deutschen Mittelalters und mit dem andern in der classischen Mythe des Alterthums steht. Er liebt das Großartige, Heroische, aber er liebt es umhaucht vom Wunder, umstrahlt von der Fabel zu sehen. Sogar der Grieche und Römer müssen sich bis zu einem gewissen Grade eine romantische Costümirung, etwas von der Garderobe der Tieck'schen Helden gefallen lassen. Die Gestalten der „Lurley" erscheinen selbstverständlich nun ganz in solchem Gewande, wenn dasselbe auch freilich nicht mehr die Fülle und den Pomp erkennen läßt, in dem die Gestalten von Meister Ludwig an uns vorübergewandelt. G. Conrad's Figuren sind etwas dürftiger angeputzt und nehmen sich ihrem ganzen Wesen nach weniger üppig und lyrisch wollüstig aus, als die Erscheinungen des „Fortunatus", der „Genoveva" und des „Kaisers Octavianus"; aber sie haben dasselbe mystische Behaben, den nämlichen mittelalterlichen Typus. Was Tieck's Dichtungen innerlich durchdringt, der fromme christliche Pulsschlag, der gern mit dem Heidenthum ringt und sich an allerhand heilige Offenbarungen und Mirakel mit einer Art von bacchantischem Vergnügen hingibt, verräth sich auch hier in dieser Lurley, welche der christlich erleuchtete, von Sanct-Gereon gesegnete Hermann von Sonneck in den Wellen des Rhein für immer verschwinden macht. Es ist der katholische Kirchenglaube, der hier das schöne heidnische Fabelwesen ganz ohne Gewalt und Grausamkeit, nur allein mit seiner erleuchteten Ueberzeugung, auch im Vernichten noch sanft und duldsam, aus der herrlichen Gotteswelt und dem irdischen Dasein hinaustreibt. Selbst Hermann liebt die Lurley und ist von ihrem Zauber bestrickt, aber er steht in seines Gottes Hand und hofft auf seine Güte, und darum bleibt er mit stiller Wehmuth und Rührung Sieger, indeß jene, von ihm erlöst, in den Wellen verschwindet, nachdem sie gesagt:

Jetzt wird es hell; es dämmert schon der Morgen
Herauf des schönsten Tags; doch graue Nebel
Verschleiern noch die Sonne, nur allmählich
Kann deines Worts erhabnen Sinn ich fassen.
O neige dich zu mir: nur kurze Zeit
Hast du mich noch; es zieht mich dort hinab
Unwiderstehliche Gewalt; der Rhein
Verlangt sein Kind, mich drückt die Erdenschwere;
Den Sonnengluten müßt' ich bald erliegen.
O laß mich sterben, Freund, o laß mich ruhn
In der krystallnen Flut! Ich lebte nur,
Um dich zu finden; du hast mich befreit:
Du weisest mich zu jenen Höhen hin,
Wo ew'ger Frieden blüht. Auf dieser Welt
Trennt alles uns; „es bleibt die Lurleynixe,
Die Fee des Rheins, dem heil'gen Strom geweiht":
Erfüllt ist meine Sehnsucht und mein Ahnen,
Es gab die Liebe mir, die ich ersehnte:
Sie gab mir Tod und Freiheit; ohne dich
Kann ich nicht weiter leben, will es nicht.
Es schwindet meine Kraft, das Ende naht,
Zu andern Welten werd' ich fortgezogen,
Und eine andre Sonne strahlet mir.
Ich sterbe durch die Liebe, wie die Opfer,
Die meines Lieds verführerischer Klang

Hinabzog in des Rheines Flut. Auch ich
Versinke in den Wellen, und für immer!
Durch dich ward ich besiegt, ward ich vernichtet:
Du brachst den Zauberbann.
„Nun fährt der Schiffer an dem heil'gen Felsen
Sorglos vorüber; eine neue Zeit
Beginnt; die alten märchenhaften Klänge
Verrauschen mit der Wellen sanftem Plätschern,
Und nur im Liede leben sie noch fort."

Das Christenthum, welches die schönen Reizungen des Heidenthums derart besiegt und vernichtet, daß dieselben noch in ihrem Untergange ihren Vernichter und Besieger segnen: das ist die Tendenz dieses so zu nennenden lyrischen Trauerspiels in drei Aufzügen, das von den übrigen hier vorliegenden dramatischen Arbeiten die allerdings abgerundetste Ausführung erhalten hat, aber eben in dieser Ausführung ziemlich verschwommen und unklar sich ausnimmt.

Nächst ihm erscheint am fertigsten „Kleopatra", gleichsam ein Seitenstück zur „Lurley", denn diese Königin Aegyptens ist die Sirene des Orients, welche Roms männliche Heldenjugend verführt und bezwingt, bis Octavianus Augustus erscheint, der strenge, berechnende Staatsmann, welcher aller Koketterie und allem Liebreiz jener berauschenden Frauenerscheinung gegenüber nur trocken forscht:

Sehr bedeutend scheint
Der königliche Schatz, die Ländereien, —
Wie hoch mag sich wol der Ertrag belaufen?

An dieser nüchternen Frage erkennt Kleopatra, daß ihre Zeit vorüber und ihre Künste nicht mehr verfangen. Zwar ruft sie stolz ihrem Ueberwinder, der sie vor seinen Triumphwagen spannen will, zu:

So nimm mich mit! Versuch' es nur!
Ich werde dann den Sieger überstrahlen.
Mir jauchzen deine Römer zu; ich kann
In meinen Zauberkreis sie bannen: denn
Dämonisch ist die Kraft, die in mir glüht.

Und als Augustus sie anherrscht:

Ich bin dein Herr und Rom bleibt mir ergeben —

da flammt sie allerdings zu der Antwort auf:

Vernichtung werde dir und deinesgleichen,
Vernichtung solcher niedern Sinnesart!
Die Gottheit, die der Menschen Schicksal lenkt,
Wird solchem Herrscher niemals huldreich sein.
Die Lüge nagt an deiner Größe wie
Der Wurm am Kern der Frucht, die lebensfrisch
Uns noch erscheint, ist sie auch halb verwest.
Dein Siegeslorber kann nicht lange grünen:
Nichts Edles wird durch dich hervorgerufen.
Da ist es größer, wie Antonius
Zu enden, als zu leben wie Augustus! —

aber sie geht doch eilig hin, um sich von dem Giftbiß der Natter tödten zu lassen, obgleich Cornelius Dolabella, ein junger Römer und Freund des Augustus, ihr noch immer huldigend zu Füßen liegt und Augustus selbst im letzten Augenblick noch, von ihrem Reiz und ihrem Stolz fast bezwungen, ihr zu huldigen im Begriff ist.

Diese Wendung jedoch scheint uns gerade ein Hauptfehler dieser einactigen Tragödie und ein solcher, der sie in ihrem Aufbau bis in den Grund erschüttert. Unserm Dafürhalten nach durfte Augustus nicht mit einem Schwanken seines Charakters in diesem Stücke endigen, sondern mußte eher mit einem solchen anfangen. Die Schönheit und Schmeichelei der Kleopatra konnten ihn auf einen Moment umgarnen, aber auch nur auf einen Moment, denn ein Blick auf die unmännliche Verzückung seines jungen Freundes und eine Erinnerung an die ihm zugefallene historische Aufgabe mußten ihn sogleich wieder zur Besinnung und dem Leser oder Hörer die Gewißheit bringen, daß in der That die Zeit der Kleopatra vorüber sei. Wie die heidnische Rheinnixe am Christenthum, so muß die Circe des Morgenlandes an der römischen Weltherrschaft zu Grunde gehen, die sich in dem überlegten, klugen und gewitzigten Octavian noch einmal glorreich in Scene setzt. Octavian darf der bestrickenden Camelliasdame auf dem ägyptischen Königsthron nicht erliegen und keineswegs blos durch deren voreiligen Selbstmord diesem Erliegen entrückt werden, sondern er muß nothwendig diese Entrückung selbst vollziehen, um hier nicht nur sich, sondern auch das Stück vor einer Compromittirung zu retten. Nur ohne eine solche Compromittirung hat das Stück rechten Sinn und volle Bedeutung; mit ihr wird es, unserm Erachten nach, ein ziemlich hinfälliger Versuch, weil ihm damit zunächst das abhanden kommt, was man eine moralische Grundidee und Perspective eines Dramas zu nennen pflegt.

Man mag diese „Kleopatra" ansehen wie man will, als ein Nachspiel zum Antonius oder als ein Vorspiel zum Octavianus, immer wird nöthig sein, wenn sie von imponirender Wirkung sein soll, daß sich eine neue Weltordnung von einer alten darin abhebt und daß sich die tragische Collision mit ganzer Schärfe vollzieht.

Daran jedoch gerade gebricht es hier. Die Gegensätze platzen hier nicht gewaltig genug aufeinander, es treten zwei Menschen-, man dürfte sagen, zwei Weltgeschicke nicht mit voller Macht auf die Wetterscheide der Jahrhunderte. Zu einem die Luft der Menschheit reinigenden Wetterschlage sollte es kommen, und es kommt nur zu einem fernen und vereinzelten Donnern in der Atmosphäre. Das ist der Schaden des Stücks.

Ein drittes Trauerspiel und das einzige fünfactige dieses Buchs betitelt sich „Alexandros". In diesem sehen wir der Reihe nach, wie Alexander zuerst nach der Ermordung Philipp's zum König, dann im zweiten Aufzug im Heiligthum von Zeus-Ammon zum Göttersohn erklärt wird, wie er dann Persopolis erobert, Dareios besiegt und sich mit dessen Tochter Stateira vermählt, über dieser Vermählung aber Thaïs verliert, die athenische Hetäre, die ihm auf seinen Weltzuge gefolgt ist und seine Seele mit Rausch und Begeisterung erfüllte. In der vierten Abtheilung, die in Indien spielt, ersticht er in der Trunkenheit seinen Freund Kleitos, wie er denn überhaupt auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhms dämonischen Neigungen und Anwandlungen nicht zu widerstehen vermag. Im fünften Act hat er auch seinen liebsten Freund Hephaistion bereits eingebüßt und damit zugleich seinen Halt, seine Besonnenheit, die Unbeirrtheit seines Wesens. Wir finden ihn hinfällig, erschöpft und sterbend.

Dies ist in wenigen Zügen der Verlauf des Stücks, das, wie man sieht, in diesem nur lose, aber doch immer noch derartig erscheint, daß sich darin eine ziemlich geschlossene Handlung in stetigem Fortgang darstellt. Nur ist diese Darstellung nicht markig und frappant genug,

um uns den Alexanderzug gleichsam in einem dramatischen Fries mit wahrhaft erschütternder Mächtigkeit vor die Seele zu führen. Es mangeln der Schöpfung die wirklich heroischen Gestalten und der wahrhaft geniale und kühne Schwung der ausführenden Hand. Dieser ausführenden Hand sind die Aufgaben, die ihr der erfindende Geist gestellt, zu groß und zu massiv. Sie weiß nicht mit dem nöthigen Nachdruck zu meißeln und überall mit der zu wünschenden Kraft zu verfahren. So kommt es, daß die Umrisse sich verwischen, die Linien verschwimmen.

Wir finden allerdings die artistischen Gesetze des Dramas beobachtet, wir finden im ersten Act die Wurzel der Action mit spannender Perspective, im zweiten Schürzung des Knotens in dramatischer Verwickelung, im dritten den Höhepunkt der Krisis, im vierten die Peripetie und im letzten die Katastrophe; aber dies alles nicht in der erforderlichen scharfen und gewichtigen Ausprägung.

Dies tritt um so mehr hervor, je zusammengefaßter, je regelrechter der Dichter zu verfahren sich anschickt. Wo er blos hingeworfen, mehr willkürlich und zwanglos schafft, wie im ersten Drama: „Der Alexanderzug", das gleichsam nur wie eine Skizze, ein flüchtiger Entwurf zum „Alexandros" erscheint, da zeigt sich unser Autor bei weitem glücklicher und poetisch einschmeichelnder und gewinnender. Es sind Stellen darin, die Schiller'sches Pathos gepaart mit Goethe'scher Anmuth erkennen lassen, so z. B. wenn Alexander spricht:

> Stolzes Babylon, dein Schimmer
> Heilet solche Schmerzen nicht:
> Tiefe Sehnsucht endet nimmer,
> Flieht zum milden Sternenlicht.
> Nur der Tod kann uns vereinen,
> Und mir bleibt der Erde Qual,
> Frei und glücklich muß ich scheinen
> In der Herrscher goldnem Saal.
> Euch bleibt ein unsterblich Leben:
> Höchste Gaben enden nicht,
> Und die Himmlischen, sie geben,
> Was den Sterblichen gebricht.
> Zu den Schatten steig' ich nieder:
> Sehnsucht kann nicht ewig dauern,
> Und nach bangen Todesschauern
> Blühet dort das Glück mir wieder.

Zwar ist auch hier in der Handlung wie in der Diction einigermaßen klarer und bestimmter Ausdruck zu vermissen, aber dies Vermissen tritt in der fragmentarischen Behandlung nicht so merklich hervor, als es da der Fall ist, wo G. Conrad in mehr geschlossener Production sich dichterisch ausgibt. Wie aber, sollen wir unsere Meinung in einen kurzen Ausspruch schließlich zusammenfassen, dies dichterische Ausgeben immer beschaffen sein mag, unter allen Umständen bekundet es einen feinen, sinnigen, dem Edeln zustrebenden Geist, einen Geist, der über den gewöhnlichen Dilettantismus durch hohe, echt künstlerische Intentionen weit hinausragt und das Interesse und die Theilnahme der Kenner sich darum mit Recht erwerben mag.

4. Jacobäa von Baiern. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Marx. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1869. 16. 2 Ngr.

Das Stück behandelt einen echt dramatischen und dabei poetisch wirksamen Stoff, die Liebe der genannten Fürstin zu Frank von Borsell, den vom Tode durch Henkers Hand zu retten sie dem Thron zu entsagen sich entschließt. Jakobäa, die Erbtochter Wilhelm's IV., Grafen von Holland und Hennegau, kam nach dem Tode ihres Vaters in den Besitz dieser Grafschaften, welche ihr jedoch, nachdem sie ihren Gemahl, Johann von Brabant, verstoßen, nach dessen Ableben ihr Vetter, Philipp, der Gute genannt, streitig machte. Nach langen Zwistigkeiten sah sich Jakobäa zu einem Vergleich genöthigt, durch den sie Philipp zum Mitregenten annahm. Dieser gab ihr in ihrem Jugendgenossen Frank von Borsell einen Hüter und Wächter, welchen jedoch ihr Liebreiz, ihre Anmuth und ihr feiner Geist so sehr für sie einnahmen, daß er sich in eine Verschwörung gegen Philipp einließ, um Jakobäa wieder zur unbeschränkten Herrscherin zu machen. Diese Verschwörung ward aber dem, gegen den sie unternommen war, verrathen und hatte zur Folge, daß Philipp die Hinrichtung Frank's befahl. Um den letztern zu retten, gab endlich die schwergeprüfte Herrscherin alle Ansprüche auf den Thron auf und zog sich mit dem auf schwere Art erworbenen Geliebten in das Privatleben zurück.

Man wird uns einräumen, daß diese Handlung Theilnahme und Spannung wol zu erregen im Stande ist, und zumal wenn ein Dichter dieselbe in die Hand nimmt. Daß aber Friedrich Marx ein solcher ist, das belegt schon das dem Schauspiel vorgedruckte Widmungsgedicht an Hermann Lingg, wenn er es nicht schon durch anderweitige Schöpfungen belegt hätte. Auch das Drama selbst thut es. Dasselbe ist allerdings in der Exposition nicht eben klar, wie auch in seinem ganzen ersten Theile ziemlich unruhig und verworren; aber je weiter es vorschreitet und sich der Katastrophe nähert, je bestimmter, anziehender und wirksamer wird es. Es ist jedenfalls von allen uns diesmal vorliegenden Dramen dasjenige, das uns menschlich und dichterisch mit am wohlthuendsten berührt, ganz abgesehen davon, daß es auch bei weitem wol in seinem ganzen Bau das bühnengerechteste und theatralisch abgerundetste ist. Dabei hat das Werk etwas von einem frappanten historischen Colorit, eine Charakteristik, die einer gewissen Schärfe nicht entbehrt und bei allem knappen Stil doch zugleich von schwunghafter Diction gehoben ist.

Von demselben Poeten erschien:

5. König Nal. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge nach dem Italienischen des Angelo de Gubernatis von Friedrich Marx. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese Uebersetzung, die jedenfalls mit viel Talent und Geschmack ausgeführt ist, dürfte doch wol kaum im Stande sein, eine allerdings reizende, aber uns etwas fremdartig anmuthende Dichtung auf unsern Bretern heimisch zu machen.

6. Florian Geyer von Geyern, Hauptmann der schwarzen Schar im großen Bauernkriege von 1525. Drama von F. Dillenius. Stuttgart, Metzler. 1868. 8. 24 Ngr.

Das Werk eines Siebzigers ist als solches wegen seiner Frische und Lebendigkeit höchst beachtenswerth und interessant. Ein eigentliches, sich organisch entwickelndes Schauspiel ist es freilich nicht, denn es bietet durchaus nur lose aneinandergefügte Momente aus dem Leben Geyer's, Momente, die gewissermaßen nur mit Zimmermann's

„Geschichte des deutschen Bauernkriegs" in der Hand zu verstehen sind, aus der eingestandenermaßen der Verfasser auch allein die Anregung zu seinem Epos in dramatischer Form geschöpft.

Sicherlich hat derselbe recht, wenn er in Florian Geyer den Helden eines Dramas erblickt; auch ist dieser schon vielfach als solcher, nur bisjetzt noch nicht in allgemein durchgreifender Weise behandelt worden. Die Behandlung von F. Dillenius gibt nun vollends nur einzelne Bilder und Episoden, aber kein Ganzes, das uns durch Entwurf, Gang und Haltung zu imponiren vermöchte. Dabei ist die Charakteristik nur wenig bedeutend und auch der Vers weder voll Mark des Gedankens noch voll Schönheit der Form. Der Reiz der gesammten Arbeit liegt allein in der lobenswerthen und hier bescheiden ausgesprochenen Absicht des Autors: den Namen des Helden im Gedächtniß der Zeit und gleichsam auf der Tagesordnung der dramatischen Dichtung zu erhalten: eine Absicht, die diese dramatische Epopöe erfüllt und welche dem greisen Verfasser gewiß zu besonderer Ehre gereicht.

Möchte unsere realistische Jugend von dem Idealismus unserer Alten lernen! Es ist etwas Schönes und Herrliches, das hohe Alter von solcher Begeisterung und einem so heiligen Interesse für die Menschheit rosig überglüht zu sehen. Gletscher des Lebens im Alpenglühen des Geistes — es kann kein entzückenderes Schauspiel geben, und wehe der Kritik, die nicht mit Bewunderung und gefalteten Händen zu ihm aufblickt.

Was uns betrifft, so sind wir noch so glücklich, dies thun zu können, wennschon wir auch die Schwächen und Mängel des Gebotenen nicht übersehen.

7. Ecce homo! Dramatische Dichtung von Karl Friedrich Holtschmidt. Barmen, Bädeker. 1869. 16. 15 Ngr.

Die Dichtung bietet Momente aus dem Leben des Heilands in dramatischer Gesprächsform. Ein eigentliches Schauspiel mit geschlossener und fortschreitender Handlung ergibt sich nicht. Alles ist episodenhaft und locker aneinandergefügt, ohne dramatischen Aufbau, ohne Katastrophe. Das Ganze ist nur zum Lesen eingerichtet, und als Lektüre ist es immerhin empfehlenswerth, wenn auch keineswegs weder den Gedanken noch den Versen nach besonders hervorragend.

8. Deutsche Treue. Dramatisches Gedicht von Leonhart Wohlmuth. Aarau, Sauerländer. 1869. Gr. 16. 8 Ngr.

Eine kleine freundliche Schöpfung, die sich rund und gefällig, aber doch ohne jede hervorragende Eigenart und poetische Originalität vor den Augen des Lesers abspinnt. Lukas Cranach, der berühmte deutsche Maler, bittet bei Kaiser Karl V. um das Leben des bei Mühlberg besiegten Johann Friedrich von Sachsen und folgt ihm schließlich mit dessen Gemahlin in die Gefangenschaft. Weder der Meister noch Karl, weder Herzog Alba noch Kurfürstin Sibylla werden zu Charaktergestalten. Der Künstler, der in der unseligen Schlacht den eigenen Sohn verloren und den Schmerz besiegt, um ganz nur für seinen unglücklichen Herrn zu wirken, hätte eine imposante Figur werden können, wenn es der Dichter verstanden hätte, ihn durch eine gewisse geistige Größe von dem finstern Alba und düstern Karl hellglänzend abzuheben. Aber gerade die Farben sind es, welche dem Autor fehlen. Sein dramatisches Gedicht ist eine ziemlich geschickte, aber durchweg ausdruckslose Lithographie, hart im Wurf der Linien und kalt im ganzen Ton.

9. Kurd und Blanda. Ein Nachspiel zu Nathan dem Weisen. Heidelberg, C. Winter. 1867. 8. 6 Ngr.

Das Stück ist gleichsam eine dramatische Nachbemerkung zu dem berühmten Toleranzgedicht Lessing's, eine dramatische Nachbemerkung, in welcher der Welt die Kunde wird, daß Ritter Kurd und Recha, jetzt Blanda genannt, im Laufe der Zeit sich noch zu echten und rechten glaubensfesten Christen ausgebildet. Die Scene spielt zu Konstantinopel im Jahre 1204. Es hatte sich, wie der anonyme Autor meldet, ein Heer von Kreuzfahrern im Jahre 1203 auf einer venetianischen Flotte eingeschifft, um dem bedrängten Kaiser Isaak Angelus, auf Bitte von dessen Sohne Alexius, gegen einen Usurpator zu Hülfe zu kommen. Die Stadt wurde erobert und der alte Kaiser wieder eingesetzt. Da aber im folgenden Jahre durch einen Aufruhr ein anderer Usurpator die Oberhand gewann, so erstürmten die Kreuzfahrer im April 1204 die Stadt und plünderten sie. Unter den Helden dieser Großthat befindet sich nun auch Kurd; er trifft bei dieser Gelegenheit mit seiner Schwester zusammen, die nach Konstantinopel übergesiedelt. Jedes von ihnen erwartet, in dem andern einen laxen, freigläubigen Geist zu finden, entdeckt aber zu seinem freudigen Erstaunen, daß dem nicht so ist; vielmehr sind beide Geschwister so rechtgläubig, als hätten sie Tholuck gehört oder Hengstenberg's Kirchenzeitung gelesen.

Ob die Welt dem Verfasser für diese Bekehrung dankbar sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sie Lessing's Geist und seinem unsterblichen Gedichte widerspricht und die Pietät verletzt, die wir beiden schuldig sind.

Von Adolf Calmberg, einem Autor, der in Küßnacht bei Zürich lebt, erschienen mehrere Dramen. Wir erwähnen von ihm:

10. Jürgen Wullenweber. Von Adolf Calmberg. Köln, Kaulen u. Comp.

11. Der Erbe des Millionärs. Ein Schauspiel von Adolf Calmberg. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1868. Br. 8. 20 Ngr.

Letzteres ist ein bürgerliches Schauspiel in fünf Aufzügen, das nach einer wahren Begebenheit, dem bekannten Processe de Buck zu Brüssel im Mai 1864, bearbeitet ist und damit immerhin keinen ungeschickten Griff in das moderne Leben gethan hat. Es zeigt uns einen heuchlerischen Arzt, der unter dem Scheine frommen und gottgefälligen Wesens sich in das Haus und Herz eines reichen Kaufherrn in der Absicht einnistet, um für seinen eigenen Vortheil und den einer geistlichen Brüderschaft dessen Sohn und Angehörige gänzlich daraus zu verdrängen. Wilhelm de Book, eben jener Kaufherr, hat in seiner Jugend in der Havanna ein Mädchen verführt und dann schändlich seinem Schicksal überlassen. Diese Sünde seiner Jünglingsjahre lastet auf seinem Gewissen

und dient dem Doctor Loor vorzüglich dazu, ihn zu veranlassen, den Sohn für den geistlichen Stand zu bestimmen, eine Bestimmung, der sich Benedict indeß mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte widersetzt, einmal weil er überhaupt in sich keine Neigung besitzt der Welt zu entsagen, und dann weil er Helene, eine Waise, die sein Vater an Kindesstatt angenommen hat, von Herzen liebt. Indeß auch Doctor Loor begehrt Helene, und nachdem er Benedict durch gezwungenes Klosterleben zum äußersten Widerstande gereizt, fast zum Verbrecher gemacht, den alten de Boot durch ein frevelhaftes Gaukelspiel getödtet, Helene aber an den Rand des Elends und durch die Vorspiegelung, daß sie wahnhnnig sei, in seine beinahe ausschließliche Gewalt gebracht, ist er eben dabei den Lohn seiner Verbrechen und Schandthaten zu ernten, als zum Glück der Kronprinz des Landes, ein Studienfreund Benedict's, erscheint und als echter deus ex machina der Unschuld zu ihrem Recht, d. h. dem Sohne des Kaufherrn zu seinem Vermögen und der Hand seiner Geliebten, dem Uebelthäter aber zu seiner wohlverdienten Strafe verhilft.

Die Handlung ist nicht ohne dramatisches Interesse, leider jedoch breit und ziemlich unbehülflich ausgeführt worden. De Boak ist ein gar zu beschränkter Kopf und die Intrigue des Doctor Loor plump und ohne künstlerischen Aufbau. Für Benedict läßt sich keine rechte Theilnahme gewinnen, weil seinem Charakter aller eigentliche Inhalt fehlt. Auch Helene ist keine irgendwie hervorragende Erscheinung.

Adolf Calmberg scheint nicht ohne Talent zu sein; aber er hat, wie uns dünkt, dasselbe noch nicht genug ausgebildet und geschult, um damit großen Aufgaben vollständig gewachsen zu sein. Recht deutlich läßt das sein „Jürgen Wullenweber, Bürgermeister von Lübeck“ erkennen, dessen Leben und Wirken der genannte Schriftsteller in zwei fünfactigen Dramen behandelt hat. Das erste: „Wullenweber's Sieg“, zeigt uns Wullenweber's steigendes Ansehen und seine Macht in der Vaterstadt, die, auf gesunde demokratische Grundsätze gestützt, diese zum Haupt der Hansa macht. Wullenweber schlägt alle Gegner, die es nicht gut und ehrlich mit der Sache des Volks meinen, aus dem Felde und wird zum dirigirenden Bürgermeister der Stadt. Als solcher haucht er der Hansa neues Leben und eine weitgreifende Bedeutung ein; allein vom Glück verlassen, von Feinden umdrängt, sehen wir ihn im zweiten Stück: „Wullenweber's Tod“, seinem Feinde, Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, durch Ueberrumpelung in die Hände gerathen und auf Befehl desselben auf dem Blutgerüste enden.

Die ganze Arbeit ist nicht ohne dramatisches Leben und jedenfalls mit sichtlicher Liebe und großem Fleiße ausgeführt. Aber auch hier fehlen zum vollen Gelingen ein wahrhaft artistischer Aufbau und eine sichere, wohlgeregelte und bemessene Steigerung der sich bekämpfenden Gegensätze. Es mangelt überall an geschlossener Haltung, an festem Gang und glücklicher Mache. Für zwei Stücke ist der Stoff entschieden nicht ausreichend, zu auseinanderfahrend und austraglos. Hierfür hätte man das Schicksal der ganzen Hansa ins Spiel ziehen müssen. Zuletzt ist auch die Peripetie nicht hinreichend genug vorbereitet und die tragische Schuld des Helden nicht gehörig genug ins Licht gestellt.

12. Der König von Münster. Tragödie von Ernst Mevert. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Stück wird wol auch nur eins von jenen Bücherdramen bleiben, die, obgleich nicht ohne alles poetische Talent und mit begeisterter Drangabe geschrieben, doch die Breter nicht erreichen, weil ihre Verfasser deren Gesetze zu wenig studirt und beachtet haben. Der Autor, welcher sich nicht ganz ohne Erfolg im Roman versucht hat, ist in diesem „König von Münster“ sozusagen mit beiden Beinen zugleich, aber ebendeswegen zu wenig vorbereitet und geschult auf die Bühne gesprungen. Sein Stück weist vorzügliche Einzelheiten auf, ist im ganzen jedoch zu unklar in der Handlung, zu wirrig im Gang seiner Entwickelung und zu wenig dramatisch verinnerlicht, um der Scene angemessen und auf dieser von Geltung sein zu können. Es erscheint als ein nicht ganz uninteressanter dramatischer Versuch, verdient aber noch nicht den Namen eines Dramas. Das Stück, wie es nun einmal vorliegt, ist ein Roman in dramatischer Verkleidung, ein Werk in der Manier des Dramas, aber nicht in dessen Wesen, da es breit in seiner Anlage und zerflossen in seiner Charakteristik und Motivirung erscheint. Aber nachrühmen läßt sich ihm wenigstens, daß es nicht alltäglich und farblos ist, sondern eine gewisse Originalität bekundet und Spuren von pathetischem Schwunge und Leben an sich trägt.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue über neue musikalische Schriften.

1. Grundzüge einer Theorie der Oper. Ein theoretisch-praktisches Handbuch für Künstler und Kunstfreunde, Dichter und Componisten, Sänger, Kapellmeister, Regisseure und Directoren, basirt auf die Anforderungen der Gegenwart und auf zahlreiche in den Text verwebte Aussprüche hervorragender Geister. Von Hermann Zopff. Erster Theil: Die Production. Leipzig, Arnold. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Vorrede schließt mit folgenden uns etwas mysteriös klingenden Worten:

Erst müssen die Menschen die sich selbst geschmiedeten Fesseln engherzigster Unnatur zerbrechen, ehe die Kunst, zumal die dramatische, wahrhaft umfassenden, rückhaltlos-unmittelbaren Aufschwung zu nehmen vermag. Erst nachdem sich die Nationen vor allem eine Garantie ihrer wesentlichsten Lebensbedingungen geschaffen haben werden, wird sich die Ueberzeugung allgemein genug Bahn zu brechen vermögen, daß auch die Kunst eine dieser Lebensbedingungen im höhern Sinne und zwar in ganz wesentlichem Grade ist. Dann erst, nachdem ihre jüngsterschlossene neue Blüte nicht nur unverkümmert durch das uns bevorstehende mächtige Wehen des menschlichen Geistes geblieben, sondern vielmehr durch dasselbe erstarkt und gereift ist zu einem vielleicht noch ungeahnten Einflusse, dann erst wird die Kunst im Stande sein, eben diesen unmittelbaren geistesbewegenden Einfluß umfassend genug zur Entwickelung zu bringen als eine ihrer schönsten, segensreichsten Früchte.

„Geschichte des deutschen Bauernkriegs“ in der Hand zu verstehen sind, aus der eingestandenermaßen der Verfasser auch allein die Anregung zu seinem Epos in dramatischer Form geschöpft.

Sicherlich hat derselbe recht, wenn er in Florian Geyer den Helden eines Dramas erblickt; auch ist dieser schon vielfach als solcher, nur bisjetzt noch nicht in allgemein durchgreifender Weise behandelt worden. Die Behandlung von F. Dillenius gibt nun vollends nur einzelne Bilder und Episoden, aber kein Ganzes, das uns durch Entwurf, Gang und Haltung zu imponiren vermöchte. Dabei ist die Charakteristik nur wenig bedeutend und auch der Vers weder voll Mark des Gedankens noch voll Schönheit der Form. Der Reiz der gesammten Arbeit liegt allein in der lobenswerthen und hier bescheiden ausgesprochenen Absicht des Autors: den Namen des Helden im Gedächtniß der Zeit und gleichsam auf der Tagesordnung der dramatischen Dichtung zu erhalten: eine Absicht, die diese dramatische Epopöe erfüllt und welche dem greisen Verfasser gewiß zu besonderer Ehre gereicht.

Möchte unsere realistische Jugend von dem Idealismus unserer Alten lernen! Es ist etwas Schönes und Herrliches, das hohe Alter von solcher Begeisterung und einem so heiligen Interesse für die Menschheit rosig überglüht zu sehen. Gletscher des Lebens im Alpenglühen des Geistes — es kann kein entzückenderes Schauspiel geben, und wehe der Kritik, die nicht mit Bewunderung und gefalteten Händen zu ihm aufblickt.

Was uns betrifft, so sind wir noch so glücklich, dies thun zu können, wennschon wir auch die Schwächen und Mängel des Gebotenen nicht übersehen.

7. Ecce homo! Dramatische Dichtung von **Karl Friedrich Holtschmidt**. Barmen, Bädeker. 1869. 16. 15 Ngr.

Die Dichtung bietet Momente aus dem Leben des Heilands in dramatischer Gesprächsform. Ein eigentliches Schauspiel mit geschlossener und fortschreitender Handlung ergibt sich nicht. Alles ist episodenhaft und locker aneinandergefügt, ohne dramatischen Aufbau, ohne Katastrophe. Das Ganze ist nur zum Lesen eingerichtet, und als Lektüre ist es immerhin empfehlenswerth, wenn auch keineswegs weder den Gedanken noch den Versen nach besonders hervorragend.

8. Deutsche Treue. Dramatisches Gedicht von **Leonhart Wohlmuth**. Aarau, Sauerländer. 1869. Gr. 16. 8 Ngr.

Eine kleine freundliche Schöpfung, die sich rund und gefällig, aber doch ohne jede hervorragende Eigenart und poetische Originalität vor den Augen des Lesers abspinnt. Lukas Cranach, der berühmte deutsche Maler, bittet bei Kaiser Karl V. um das Leben des bei Mühlberg besiegten Johann Friedrich von Sachsen und folgt ihm schließlich mit dessen Gemahlin in die Gefangenschaft. Weder der Meister noch Karl, weder Herzog Alba noch Kurfürstin Sibylla werden zu Charaktergestalten. Der Künstler, der in der unseligen Schlacht den eigenen Sohn verloren und den Schmerz besiegt, um ganz nur für seinen unglücklichen Herrn zu wirken, hätte eine imposante Figur werden können, wenn es der Dichter verstanden hätte, ihn durch eine gewisse geistige Größe von dem finstern Alba und düstern Karl hellglänzend abzuheben. Aber gerade die Farben sind es, welche dem Autor fehlen. Sein dramatisches Gedicht ist eine ziemlich geschickte, aber durchweg ausdruckslose Lithographie, hart im Wurf der Linien und kalt im ganzen Ton.

9. Kurd und Blanda. Ein Nachspiel zu Nathan dem Weisen. Heidelberg, C. Winter. 1867. 8. 6 Ngr.

Das Stück ist gleichsam eine dramatische Nachbemerkung zu dem berühmten Toleranzgedicht Lessing's, eine dramatische Nachbemerkung, in welcher der Welt die Kunde wird, daß Ritter Kurd und Recha, jetzt Blanda genannt, im Laufe der Zeit sich noch zu echten und rechten glaubensfesten Christen ausgebildet. Die Scene spielt zu Konstantinopel im Jahre 1204. Es hatte sich, wie der anonyme Autor meldet, ein Heer von Kreuzfahrern im Jahre 1203 auf einer venetianischen Flotte eingeschifft, um dem bedrängten Kaiser Isaak Angelus, auf Bitte von dessen Sohne Alexius, gegen einen Usurpator zu Hülfe zu kommen. Die Stadt wurde erobert und der alte Kaiser wieder eingesetzt. Da aber im folgenden Jahre durch einen Aufruhr ein anderer Usurpator die Oberhand gewann, so erstürmten die Kreuzfahrer im April 1204 die Stadt und plünderten sie. Unter den Helden dieser Großthat befindet sich nun auch Kurd; er trifft bei dieser Gelegenheit mit seiner Schwester zusammen, die nach Konstantinopel übergesiedelt. Jedes von ihnen erwartet, in dem andern einen laxen, freigläubigen Geist zu finden, entdeckt aber zu seinem freudigen Erstaunen, daß dem nicht so ist; vielmehr sind beide Geschwister so rechtgläubig, als hätten sie Tholuck gehört oder Hengstenberg's Kirchenzeitung gelesen.

Ob die Welt dem Verfasser für diese Bekehrung dankbar sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sie Lessing's Geist und seinem unsterblichen Gedichte widerspricht und die Pietät verletzt, die wir beiden schuldig sind.

Von Adolf Calmberg, einem Autor, der in Küßnacht bei Zürich lebt, erschienen mehrere Dramen. Wir erwähnen von ihm:

10. Jürgen Wullenweber. Von **Adolf Calmberg**. Köln, Kaulen u. Comp.

11. Der Erbe des Millionärs. Ein Schauspiel von **Adolf Calmberg**. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1868. Br. 8. 20 Ngr.

Letzteres ist ein bürgerliches Schauspiel in fünf Aufzügen, das nach einer wahren Begebenheit, dem bekannten Processe de Buck zu Brüssel im Mai 1864, bearbeitet ist und damit immerhin keinen ungeschickten Griff in das moderne Leben gethan hat. Es zeigt uns einen heuchlerischen Arzt, der unter dem Scheine frommen und gottgefälligen Wesens sich in das Haus und Herz eines reichen Kaufherrn in der Absicht einnistet, um für seinen eigenen Vortheil und den einer geistlichen Brüderschaft dessen Sohn und Angehörige gänzlich daraus zu verdrängen. Wilhelm de Book, eben jener Kaufherr, hat in seiner Jugend in der Havanna ein Mädchen verführt und dann schändlich seinem Schicksal überlassen. Diese Sünde seiner Jünglingsjahre lastet auf seinem Gewissen

und dient dem Doctor Loor vorzüglich dazu, ihn zu veranlassen, den Sohn für den geistlichen Stand zu bestimmen, eine Bestimmung, der sich Benedict indeß mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte widersetzt, einmal weil er überhaupt in sich keine Neigung besitzt der Welt zu entsagen, und dann weil er Helene, eine Waise, die sein Vater an Kindesstatt angenommen hat, von Herzen liebt. Indeß auch Doctor Loor begehrt Helene, und nachdem er Benedict durch gezwungenes Klosterleben zum äußersten Widerstande gereizt, fast zum Verbrecher gemacht, den alten de Book durch ein frevelhaftes Gaukelspiel getödtet, Helene aber an den Rand des Elends und durch die Vorspiegelung, daß sie wahnsinnig sei, in seine beinahe ausschließliche Gewalt gebracht, ist er eben dabei den Lohn seiner Verbrechen und Schandthaten zu ernten, als zum Glück der Kronprinz des Landes, ein Studienfreund Benedict's, erscheint und als echter deus ex machina der Unschuld zu ihrem Recht, d. h. dem Sohne des Kaufherrn zu seinem Vermögen und der Hand seiner Geliebten, dem Uebelthäter aber zu seiner wohlverdienten Strafe verhilft.

Die Handlung ist nicht ohne dramatisches Interesse, leider jedoch breit und ziemlich unbehülflich ausgeführt worden. De Book ist ein gar zu beschränkter Kopf und die Intrigue des Doctor Loor plump und ohne künstlerischen Aufbau. Für Benedict läßt sich keine rechte Theilnahme gewinnen, weil seinem Charakter aller eigentliche Inhalt fehlt. Auch Helene ist keine irgendwie hervorragende Erscheinung.

Adolf Calmberg scheint nicht ohne Talent zu sein; aber er hat, wie uns dünkt, dasselbe noch nicht genug ausgebildet und geschult, um damit großen Aufgaben vollständig gewachsen zu sein. Recht deutlich läßt das sein „Jürgen Wullenweber, Bürgermeister von Lübeck" erkennen, dessen Leben und Wirken der genannte Schriftsteller in zwei fünfactigen Dramen behandelt hat. Das erste: „Wullenweber's Sieg", zeigt uns Wullenweber's steigendes Ansehen und seine Macht in der Vaterstadt, die, auf gesunde demokratische Grundsätze gestützt, diese zum Haupt der Hansa macht. Wullenweber schlägt alle Gegner, die es nicht gut und ehrlich mit der Sache des Volks meinen, aus dem Felde und wird zum dirigirenden Bürgermeister der Stadt. Als solcher haucht er der Hansa neues Leben und eine weitgreifende Bedeutung ein; allein vom Glück verlassen, von Feinden umdrängt, sehen wir ihn im zweiten Stück: „Wullenweber's Tod", seinem Feinde, Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, durch Ueberrumpelung in die Hände gerathen und auf Befehl desselben auf dem Blutgerüste enden.

Die ganze Arbeit ist nicht ohne dramatisches Leben und jedenfalls mit sichtlicher Liebe und großem Fleiße ausgeführt. Aber auch hier fehlen zum vollen Gelingen ein wahrhaft artistischer Aufbau und eine sichere, wohlgeregelte und bemessene Steigerung der sich bekämpfenden Gegensätze. Es mangelt überall an geschlossener Haltung, an festem Gang und glücklicher Mache. Für zwei Stücke ist der Stoff entschieden nicht ausreichend, zu auseinanderfahrend und austraglos. Hierfür hätte man das Schicksal der ganzen Hansa ins Spiel ziehen müssen. Zuletzt ist auch die Peripetie nicht hinreichend genug vorbereitet und die tragische Schuld des Helden nicht gehörig genug ins Licht gestellt.

12. Der König von Münster. Tragödie von Ernst Mevert. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Stück wird wol auch nur eins von jenen Bücherdramen bleiben, die, obgleich nicht ohne alles poetische Talent und mit begeisterter Drangabe geschrieben, doch die Breter nicht erreichen, weil ihre Verfasser deren Gesetze zu wenig studirt und beachtet haben. Der Autor, welcher sich nicht ganz ohne Erfolg im Roman versucht hat, ist in diesem „König von Münster" sozusagen mit beiden Beinen zugleich, aber ebendeswegen zu wenig vorbereitet und geschult auf die Bühne gesprungen. Sein Stück weist vorzügliche Einzelheiten auf, ist im ganzen jedoch zu unklar in der Handlung, zu wirrig im Gang seiner Entwickelung und zu wenig dramatisch verinnerlicht, um der Scene angemessen und auf dieser von Geltung sein zu können. Es erscheint als ein nicht ganz uninteressanter dramatischer Versuch, verdient aber noch nicht den Namen eines Dramas. Das Stück, wie es nun einmal vorliegt, ist ein Roman in dramatischer Verkleidung, ein Werk in der Manier des Dramas, aber nicht in dessen Wesen, da es breit in seiner Anlage und zerflossen in seiner Charakteristik und Motivirung erscheint. Aber nachrühmen läßt sich ihm wenigstens, daß es nicht alltäglich und farblos ist, sondern eine gewisse Originalität bekundet und Spuren von pathetischem Schwunge und Leben an sich trägt.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue über neue musikalische Schriften.

1. Grundzüge einer Theorie der Oper. Ein theoretisch-praktisches Handbuch für Künstler und Kunstfreunde, Dichter und Componisten, Sänger, Kapellmeister, Regisseure und Directoren, basirt auf die Anforderungen der Gegenwart und auf zahlreiche in den Text verwebte Aussprüche hervorragender Geister. Von Hermann Zopff. Erster Theil: Die Production. Leipzig, Arnold. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Vorrede schließt mit folgenden uns etwas mysteriös klingenden Worten:

Erst müssen die Menschen die sich selbst geschmiedeten Fesseln engherzigster Unnatur zerbrechen, ehe die Kunst, zumal die dramatische, wahrhaft umfassenden, rückhaltslos unmittelbaren Aufschwung zu nehmen vermag. Erst nachdem sich die Nationen vor allem eine Garantie ihrer wesentlichsten Lebensbedingungen geschaffen haben werden, wird sich die Ueberzeugung allgemein genug Bahn zu brechen vermögen, daß auch die Kunst eine dieser Lebensbedingungen im höhern Sinne und zwar in ganz wesentlichem Grade ist. Dann erst, nachdem ihre jüngsterschlossene neue Blüte nicht nur unverkümmert durch das uns bevorstehende mächtige Wehen des menschlichen Geistes geblieben, sondern vielmehr durch dasselbe erstarkt und gereift ist zu einem vielleicht noch ungeahnten Einflusse, dann erst wird die Kunst im Stande sein, eben diesen unmittelbaren geistesbewegenden Einfluß umfassend genug zur Entwickelung zu bringen als eine ihrer schönsten, segensreichsten Früchte.

Das ist allerdings stark Wagnerisch gesprochen; der Verfasser muß uns nun aber schon erlauben zu gestehen, daß wir der Oper, sei es nach Wagner'schem Schnitt oder dem seiner Jünger, keine so hervorragende Bedeutung beizulegen vermögen.

Der erste Abschnitt „Inhalt" handelt im ersten Kapitel von dem Wesen und Charakter der Oper und den Bedingungen ihrer Berechtigung zum Kunstwerk. Die Kunst hat es nicht mit dem Wiedergeben von Wirklichkeit, sondern vielmehr von Wahrheit zu thun. Erst durch Gluck ward die Oper eine wirklich berechtigte Kunstform. Alles jedoch, was nach Gluck gegeben worden ist, bietet bei aller unendlich großen Vortrefflichkeit des einzelnen keine eigentlich neue Aera. Erst Richard Wagner war es, nach dem Verfasser, beschieden, den unmotivirten Conventionalismus mit erfolgreicher Entschiedenheit zu bekämpfen; ihm allein gebührt das Verdienst, für Wiedererstarkung wahrhaft künstlerischer Grundsätze mit Ernst und Feuereifer in die Schranken getreten zu sein u. s. w. Das folgende Kapitel des ersten Abschnitts trägt die Ueberschrift: „Höhere Anforderungen des Lebens an den Inhalt" (im Verzeichniß heißt es richtiger: der Gegenwart an den Inhalt), und handelt unter Anführung von Aussprüchen Lessing's, Schiller's u. a. von dem höhern sittlichen und belehrenden Zweck der Kunst und von der Romantik. Der Verfasser sagt:

Nicht etwa nur das Schauspiel eignet sich für diese Aufgabe, sondern auch in gleichem Grade die Oper. Ja sie ist in noch höherm Grade als jenes zu dieser Bestimmung geeignet und berufen, weil sie durch ihre ungleich reichern Mittel, zumal durch seelenvollen Gesang, unstreitig noch unmittelbarer und mächtiger auf das Gemüth zu wirken vermag.

Das letzte Kapitel: „Studium und Darstellung der Geschichte und des Lebens", spricht vorzugsweise der bedeutsamen Auffassung der Oper das Wort und erörtert die Frage: wie und inwieweit ist es wahrer Kunst allein würdig und gestattet, historische und sociale Momente behufs erkenntnißweckender Beleuchtungen in das Bereich ihrer Darstellung zu ziehen? Der Verfasser meint, daß das musikalische Drama kraft seines hohen socialen Ziels sicher einst zu wahrhaft Ehrfurcht gebietendem Einflusse auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes, auf die Weckung richtiger Erkenntniß des Lebens und seiner Consequenzen sich erheben werde.

Die harmlosen Zeiten sind vorüber, in denen sich der Componist begnügen durfte, den ihm gelieferten Operntext gedankenlos (?) mit Haut und Haar zu bemusiken. Das Publikum ist denn doch nachgerade so weit erwacht, daß es neue Opern in dem albernen, abgeschmackten Zuschnitte früherer Zeiten bereits ziemlich unbarmherzig verurtheilt, und daß Producte ohne kräftigen dramatischen Aufschwung, trotz sonstiger Schönheiten, ganz unhaltbar geworden sind.

Wir sind gewiß kein Freund abnormer conventioneller Formen, welche die Opernmusik misgestalten und über die sich auch begabtere Componisten oft nicht haben erheben können; indeß ist es nicht so leicht, zugleich den rein musikalischen Interessen Genüge zu leisten und dabei eine haarscharfe Kritik des Formenwesens zur Geltung zu bringen.

Der zweite Abschnitt „Form" handelt zuvörderst über allgemeine künstlerische Anforderungen an ein dramatisches Kunstwerk (nach Hegel). Bei der Frage, ob der Componist den Text selbst dichten soll oder nicht, werden für beides die Bedenken und Vortheile zur Sprache gebracht. In den nächsten Kapiteln kommen die Wahl der Stoffe, die allgemeinen Erfordernisse des Textes, die technische Structur desselben, Dialog, Melodrama zur Erläuterung. Der Verfasser sagt sehr richtig:

Eine an sich vollendet schöne Dichtung kann also untauglich zur Composition sein, eben weil sie zu vollkommen und daher zu selbständig, schon für sich allein ein abgerundetes Kunstwerk ist. Setzt man zu einem solchen Werk Musik, so macht diese höchstens einen störenden Eindruck u. s. w.

Die Frage wegen des Dialogs in der Oper wird von verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet. Nach diesen Vorbereitungen gelangt der Verfasser zur „Composition". Die Abhandlungen über Befähigung und Berechtigung zur dramatischen Composition, über dramatische Gestaltung, Charakteristik, Situation, Declamation bringen, wie alle andern Kapitel, eine reichhaltige Blumenlese von Aussprüchen der Autoren und zahlreiches Belehrendes für den Studirenden. Im Kapitel über Anlage und formelle Gestaltung der dramatischen Musik heißt es:

Diese Factoren (die verschiedenen Gefühlsmomente, welche mit dem mannichfaltigsten Wechsel und Gemisch von Affecten und Situationen an den Componisten herantreten), nicht herkömmliche stereotype Schablonen und Gesetze sind es, welche unzweifelhaft in erster Linie die Formen der dramatischen Musik bedingen. Diese Freiheit des Gedankens, der sich durch keinen Rückblick auf Herkommen und Gewohnheit verkümmern lassen will, dieses beharrlich auf die Scene gerichtete Wollen, diese unverbrüchliche Widmung und Hingebung an den dramatischen Inhalt: das ist der Charakter und die Ehre Wagner's.

Der Verfasser hält es mit Wagner für Gruppirung und einheitliche Wirkung einer Oper von großem Vortheil, wenn der Verlauf der Handlung dem Componisten gestattet, ein oder mehrere Hauptmotive an dazu völlig berechtigten Stellen zu wiederholen. Wir gestehen, daß wir darauf nicht viel geben und es mit der alten classischen Schule halten (die Wiederholung des Chors aus der Gluck'schen „Iphigenie in Aulis" in der Tauridischen Iphigenie ist eine ganz andere Sache). Ueber Modulation wird das Richtige nach Lobe vorgebracht. Nach kurzer Betrachtung über „Thematische Kunst und Polyphonie" folgt „Genauere Betrachtung der für die dramatische Musik geeignetsten Formen" (Recitativ, Reim, musikalischer Dialog, Ensemble, Chor). Zopff nennt es auffallend, wie spät sich im musikalischen Dialog und im Ensemble die Polyphonie herausgearbeitet hat. Noch bei Gluck finde sich kein Duett mit selbständig gegeneinander geführten Stimmen, sondern entweder Wechselgesang oder höchstens homophone Mehrstimmigkeit. Dies ist indeß nicht so ganz der Fall. Bei Gluck sind die Duette natürlich nur selten. In der „Iphigenia in Tauris" z. B. kommt nur ein einziges vor (zwischen Orest und Pylades im dritten Act), aber von welcher Wirkung ist dies! Ebenso das Beschwörungsduett im zweiten Act der „Armide". Diese wenigen Beispiele zeigen, daß Gluck schon das Richtige erkannte.

Die folgenden Kapitel behandeln: „Das Orchester" (Charakteristik und Anwendung seiner Tonfarben; selbständigere Verwendung desselben zur Vorbereitung und Ergänzung, Ouvertüre, Introduction, Entreact, Ritornell, Tanz, Marsch u. s. w.; komische Oper, Operette, Sing-

spiel; die herrschenden Opernstile; das nationale Element). Rückblick und Schlußfolgerungen. Bei „Pantomime und Tänze" sind wol die so charakteristischen Scythenmärsche und Tänze in der Gluck'schen „Iphigenie in Tauris" blos vergessen worden; dagegen könnten manche andere Beispiele wegbleiben.

Auffallenderweise liest man, daß Rossini mit dem billigen Effecte der großen Crescendos im Stretto seiner Ouverturen selbst einen Beethoven in der ersten Leonoren-Ouverture angesteckt habe. Ja, aber ist denn letztere nicht lange, ehe Rossini als Operncomponist bekannt wurde, geschrieben worden? Wir stimmen ganz überein in der Verwerfung des Potpourristils der Weber'schen Ouverturen, die, da sie Stellen aus der Oper bringen, mehr Epiloge als Prologe zu nennen sind. Wie steht es da aber erst mit der Tanhäuser-Ouverture?

Ein eigenes Kapitel ist betitelt „Wagner's Reformen" (nach Brendel). Auf das vielfach Uebertriebene, das in den angeführten verschiedenen Urtheilen über Wagner enthalten ist und zuletzt zum großen Theil in leeren Wortschall ausläuft, können wir hier freilich nicht eingehen.

Wie der Leser aus unserer Berichterstattung ersieht, enthält das Buch des Dr. Zopff eine Fülle anziehender Mittheilungen für jeden, der sich für den Stoff und die gewählte Behandlungsart interessirt.

2. Geschichte des Concertwesens in Wien. Von Eduard Hanslick. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hanslick beklagt sich in der Vorrede über die Mangelhaftigkeit der vorhandenen Materialien aus älterer Zeit, indem die wiener Journale bis 1820 herab fast gar keine Notiz von Concerten nehmen. Dennoch enthält das Buch viel Interessantes, wie bei der hervorragenden musikalischen Bedeutung Wiens allerdings zu erwarten war. Hanslick theilt seine Darstellung in vier Bücher. Das erste Buch, „Die patriarchalische Zeit" betitelt, reicht von 1750—1800 und umfaßt die Epoche Haydn-Mozart. Der Pensionsverein (Tonkünstlersocietät) ist die älteste organisirte Musikgesellschaft und das erste öffentliche Concertinstitut in Wien. Ihr Gründer war der Hofkapellmeister Florian Gaßmann. Er hatte als dreizehnjähriger Knabe das Aelternhaus verlassen, als armer karlsbader Musikant mit der Harfe die Welt durchreist, hatte Hunger und Kälte kennen gelernt und hat das in seinen guten Zeiten nicht vergessen. Zum Hofkapellmeister ernannt, gründete er den Pensionsverein für Witwen und Waisen österreichischer Tonkünstler, dessen regelmäßige und Haupteinnahme aus dem Ertrage von vier jährlichen Concerten bestand. Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren Fachmusiker (die Mitglieder der kaiserlichen Hofkapelle bildeten den Kern), während die übrigen ersten Concertvereine und musikalischen Gesellschaften in Wien aus Dilettantenkreisen hervorgingen. Der kastenmäßige Dünkel der Tonkünstlersocietät ist aus den Vorgängen mit Haydn bekannt, den die Gesellschaft denn doch, um die frühern Insolenzen der Institutsverwaltung wett zu machen, endlich im Jahre 1797 unentgeltlich zum Mitgliede aufnahm. Hanslick erzählt, daß auch Mozart Mitglied der wiener Tonkünstlersocietät zu werden wünschte und es niemals wurde. Die Resolution auf sein Gesuch lautete dahin, daß der fernere Bescheid erfolgen sollte, wenn der Taufschein beigelegt sein werde. Da Mozart seinen Taufschein wahrscheinlich nicht finden konnte, so erhielt er auch niemals einen Bescheid. Ohne Taufschein ihm die Aufnahme anzutragen, fiel der Societät nicht ein. Daß Salieri, damals Präfect der Societät, seinem Beschützer Gluck nach dessen Tode auf Kosten der Societät ein Requiem veranstaltete, wurde von den Mitgliedern derselben sehr gerügt. Im Jahre 1830 wurde Joseph Lanner die Aufnahme in die Societät versagt, „weil er bei der Tanzmusik ist", während man die obscursten Orchestermitglieder mit Vergnügen in die Societät aufnahm. Oratorien bildeten weitaus den größten und wichtigsten Bestandtheil der Socieäts-Akademie. Zwischen den einzelnen Theilen ließen sich öfters Virtuosen hören. In der ganzen Zeit bis 1801 finden sich Händel's Oratorien blos durch die einmalige Aufführung des „Judas Makkabäus" vertreten. Haydn's Oratorien „Schöpfung" und „Jahreszeiten" waren die ersten, welche ganz ohne Concert-Zwischennummern zur Aufführung kamen, und nach dem Jahre 1808 wurde diese Einrichtung constant.

Ein besonderes Kapitel handelt von den fürstlichen Privatcapellen und dem musicirenden Adel, jene für das Musikleben namentlich in Wien so wichtigen Momente, welche mächtig zur Hebung künstlerischer Strebungen beitrugen, wenn auch die Stellung der Künstler ihren Gebietern gegenüber im vorigen Jahrhundert bekanntlich eine vielfach erniedrigende war. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die fürstlichen Kapellen aufhörten, war es dennoch immer noch der Adel, welcher die Musik pflegte und unterstützte. Es ist bekannt, wie einflußreich und fördernd die Musikpflege des Adels für Beethoven wurde. Seine Quartette, Trios und Sonaten wurden zum größten Theile in den Häusern Lichnowsky's, Rasumowsky's u. s. w. zuerst aufgeführt. Auf die Blütenzeit der fürstlichen Kapellen folgte die eigentliche Periode der Dilettantenconcerte. Die Aristokratie theilte ihr Musikprivilegium mit dem gebildeten Mittelstande, den bürgerlichen Kunstfreunden, und trat es bald vollständig an letztere ab. Der Verfasser gibt einen Abriß der Entstehung der Liebhaberconcerte und Musikvereine nicht blos in Wien, sondern auch in Deutschland überhaupt. In der Regel wurde jedes Orchesterstück ohne Probe vom Blatt gespielt. Unter den Ausnahmen glänzt Stettin, wo alle vierzehn Tage eine Vorübung gehalten und jede Symphonie drei- bis viermal probirt wurde, ehe man dieselbe öffentlich vorführte. Die „Berliner Musikzeitung" vom Jahre 1793 geräth darüber in bewunderndes Lob und fügt bei, daß in Berlin keine einzige ordentliche Probe zu erreichen sei. In Wien wurden die Spiritualconcerte in den zwanziger und dreißiger Jahren ohne Probe und die Gesellschaftsconcerte mit Einer Probe gespielt. Von einer Partitur war obendrein in den kleinen Städten nie die Rede, der Concertmeister dirigirte mit dem Bogen aus der Violinstimme. Noch am 6. März 1826 spielte man in Leipzig in einem großen Concert öffentlich die eben erschienene neunte Symphonie von Beethoven blos aus den Stimmen. Der Dirigent hatte die Partitur nie gesehen. Der Mangel an Proben war es auch, der Fremden den Zutritt zu den Aufführungen erschwerte, sodaß

selbst die „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien noch im Jahre 1825 ankündigte, wie Fremde zwar in der Gesellschaftskanzlei (nicht an der Kasse) Billets gegen Bezahlung erhalten können, jedoch ihre Namen anzugeben haben. Man scheute sich offenbar vor der Kritik.

Den Schluß des ersten Buchs bilden die „Virtuosenconcerte" in Wien im 18. Jahrhundert in sehr ausführlicher, nach den Instrumenten geordneter Besprechung. Anzeigen wie folgende vom 15. Januar 1783: „Herr Kapellmeister Moffart (Mozart) macht die Herausgabe drei neuer erst verfertigter Klavierconcerte bekannt, welche geschrieben auf Subscription zu vier Dukaten in seiner Wohnung zu haben sind", finden sich häufig in der „Wiener Zeitung" der achtziger Jahre.

Das zweite Buch führt die Bezeichnung: „Association der Dilettanten 1800—30. Epoche Beethoven-Schubert." Die wichtigste Gestaltung der Association der Dilettanten oder des organisirten Dilettantismus in Wien war die „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde". Der Verfasser gibt ein vollständiges Verzeichniß der Concerte derselben bis zum Jahre 1824. Die folgenden Kapitel begreifen: Conservatorien, Musikzeitungen, patriotische Concerte und Wohlthätigkeitsakademien, Spiritualconcerte (der Cherubini-Cultus in Wien war auf allen musikalischen Gebieten in den zwanziger und dreißiger Jahren durchaus lebhaft), die Pflege des Oratoriums (Beethoven ließ sich von der Gesellschaft der Musikfreunde im Jahre 1819 auf ein für dieselbe zu componirendes Oratorium 300 Dukaten Vorschuß geben, componirte aber nicht eine Note davon und that zeitlebens keinen Schritt zur Zurückzahlung des Geldes), Quartettproductionen, Virtuosenconcerte (wobei alle irgendwie namhaften Künstler figuriren) u. s. w. Den Schluß dieses Buchs bildet ein Kapitel, „Beethoven und Franz Schubert" betitelt. Die große C-dur-Symphonie des letztern wurde erst im Jahre 1839 im Gesellschaftsconcert bruchstückweise aufgeführt; man gab nur die zwei ersten Sätze und trennte sie überdies durch eine Donizetti'sche Arie. Die erste vollständige Aufführung in Wien erfolgte im Jahre 1850 durch die Gesellschaft der Musikfreunde, welcher Schubert dieselbe gewidmet und dafür 100 Gulden erhalten hatte.

Das dritte Buch: „Die Virtuosenzeit", umfaßt die Periode 1830—48 (Epoche Liszt-Thalberg). In den Jahren 1815—30 waren in den 100 Concerten der Gesellschaft der Musikfreunde aufgeführt worden: Symphonien von Beethoven in 35 Concerten, von Mozart in 20 Concerten, von Haydn in 2 Concerten. Von den Mendelssohn'schen Compositionen wurden seine A-moll-Symphonie erst 1851, die Musik zum „Sommernachtstraum" erst 1852 aufgeführt. Das frühere Ansehen der von Dilettanten besorgten Gesellschafts- und Spiritualconcerte erhielt seinen letzten Stoß und dieser Stoß gleichsam seine thatsächliche Sanction durch die Begründung der Philharmonischen Concerte seitens der Orchestermitglieder und des Kapellmeisters des Hofoperntheaters, Otto Nicolai. Das erste fand statt im November des Jahres 1842. Uebrigens hatte schon früher Franz Lachner Aehnliches versucht, war aber des ungenügenden Ertrags wegen genöthigt gewesen wieder aufzuhören. Mit dem Abgange Nicolai's (1847) geriethen diese Concerte bald ins Stocken und hörten 1850 gänzlich auf. Die Entstehung des Männergesangvereins und der Schmidt'schen Musikzeitung gehört noch in diese Epoche.

Der Verfasser gibt ein Verzeichniß der Virtuosenconcerte von 1831 bis inclusive 1849. Die erste Stelle nimmt freilich Liszt ein; außerdem Thalberg; diesem schloß sich die ganze Heerschar der Instrumentenbändiger an, welche damals die Landstraßen weit und breit unsicher machten. Die Revolution von 1848 machte diesem wenigstens der schaffenden Kunst wenig förderlichen Geklimper ein Ende. Von Componisten ist vor allem Berlioz hervorzuheben, der im Jahre 1845 vier Concerte im Theater an der Wien gab, denen ein fünftes und sechstes im Januar 1846 im großen Redoutensaal folgten. Berlioz sah den Concertsaal stets gefüllt und konnte mit dem Applaus wie mit dem materiellen Ertrag vollkommen zufrieden sein.

Das vierte Buch: „Epoche der politischen Renaissance", wird als „Association der Künstler" bezeichnet und reicht von 1848 bis auf die Gegenwart. Ende des Jahres 1854 brachte die Gesellschaft der Musikfreunde zum ersten mal ein Werk von Robert Schumann zur Aufführung, die C-dur-Symphonie. Wegen der abfälligen Aufnahme wurde erst zwei Jahre später ein weiterer Versuch mit der B-dur-Symphonie gemacht. Neben ihren statutenmäßigen vier Gesellschaftsconcerten veranstaltete die Gesellschaft der Musikfreunde noch Concerts spirituels (erst zwei, dann vier); letztere erhielten sich aber nur wenige Jahre, indem sie durch die wiedererstandenen philharmonischen Concerte unter Eckert verdrängt wurden. Doch wir müssen unsern Bericht hier abschließen und es dem sich dafür interessirenden Leser überlassen, an der Hand des kundigen Verfassers selbst eine Wanderung durch die gegenwärtigen Musikzustände der Kaiserstadt zu unternehmen.

3. Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst in ihrem Zusammenhange mit der politischen und socialen Entwickelung, insbesondere des deutschen Volks. Von H. M. Schletterer. Erster Band. Hannover, Rümpler. 1869. Lex.-8. 4 Thlr.

Der Verfasser sagt in seinem Vorwort:

Wol wäre der vorliegenden Arbeit der Vorwurf zu machen, daß dem historisch-politischen Theil in ihr eine zu große Ausdehnung eingeräumt wurde. In einer Periode aber, wo man den Spuren der Poesie und Kunst durch die größten staatlichen Umwälzungen und den erschütternden Jammer der Völker nachgehen mußte und es oft schwer hält, die feinen Fäden, welche sich an verschiedene Culturstätten anknüpfen lassen, festzuhalten, lag es zu nahe, den geschichtlichen Ereignissen aufmerksam und eingehend zu folgen. In den nächsten Bänden, in denen die Schilderung des Geisteslebens die Oberhand gewinnen kann, wird auch das Verhältniß der Darstellung ein anderes werden können, denn nicht selten werden dann die öffentlichen Angelegenheiten von jenem beherrscht oder werden sie als eine Folge der Regsamkeit auf allen Gebieten des Denkens und Wissens zu betrachten sein.... Um den Umfang des Buchs nicht allzu sehr auszudehnen, hat man von dem Griechischen und Lateinischen nur die Uebersetzungen und nicht die Originale gegeben. Ebenso finden sich die ältesten deutschen Dichtungen nur in neudeutschen Uebertragungen. Ein für den ersten Band bestimmter liturgischer Excurs wird im zweiten Band nachfolgen. Die musikalischen Belege für das ganze Werk sollen einen Sammelband für sich bilden.

Der Inhalt des ungefähr 600 Seiten starken Bandes bringt es mit sich, daß wir unsern Lesern blos eine

Anzeige desselben geben können, wobei wir nicht verbergen mögen, daß der Verfasser auch uns des allgemein Historischen etwas zu viel gethan zu haben scheint. Wenigstens im vorliegenden Bande ist ein großes Misverhältniß zu der eigentlichen Aufgabe des Werks eingetreten. Nach der bis S. 49 reichenden „Geschichte der Poesie und Musik bei den alten Völkern", folgt in einzelnen Abschnitten die Geschichte des Kirchengesangs der verschiedenen Jahrhunderte von Christi Geburt an bis zum 10. Jahrhundert, welche bis S. 454 reicht. Die letzten 150 Seiten füllen, nach einem kurzen Rückblicke, eine „Auswahl geistlicher Dichtungen aus dem ersten Jahrtausend der christlichen Kirche" (griechische, syrische, lateinische und deutsche Kirche) und Verzeichnisse hymnologischer Quellenwerke u. s. w.

4. Beiträge zur Geschichte der Musik der ältern und neuern Zeit, auf musikalische Documente gegründet. Von F. J. Fröhlich. Erster Band. [Text.] Würzburg, Stahel. 1868. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Vorrede beginnt mit den Worten:

Der würdige Verfasser hatte dieses Werk noch selbst für die Herausgabe völlig bereift(!), als er am 5. Januar 1862 hinschied. Der Druck verzögerte sich inzwischen zunächst der Zeitverhältnisse wegen; um so dringender erschien nunmehr die Veröffentlichung des Werks als ein Act der Pietät, zugleich als wesentliche Förderung der Wissenschaft.

Eigentlich bildet die über 100 Seiten lange Schrift eine weitausholende Betrachtung und Erläuterung zu den Documenten, welche der zweite Band bringen soll. Natürlich ist der größte Theil der alten Musik, ein kleinerer Theil der Musik der christlichen Zeit bis Palestrina gewidmet. Alles Spätere ist blos Anhängsel. Es möchte schwer sein, einen begeistertern Bewunderer der altchinesischen, hebräischen, griechischen Musik zu finden als den Verfasser. Man könnte manchmal glauben, daß es sich um ganz andere Dinge, um große tiefe Kunstwerke der Neuzeit handle, nicht um die kargen Reste, welche uns von der Musik der alten Völker geblieben sind. Der Verfasser, seinerzeit Professor der Aesthetik, philosophirt übrigens ganz unterhaltend, indem er den Zuhörer an der Ausstellung seiner Documente vorüberführt; nur scheint es uns, als wenn ihn diese im Stich ließen, und als ob er die Erwartung der Zuschauer etwas zu hoch spanne. Doch das ist ja die Eigenheit vieler Cicerone. Wir glauben gern, daß der geeignete Leser mancherlei Anziehendes und Belehrendes in der Schrift finden wird, wenn auch vieles freilich mit einiger Kritik aufzunehmen sein dürfte.

5. Giacomo Meyerbeer. Sein Leben und seine Werke. Von Hermann Mendel. Berlin, R. Lesser. 1869. 8. 10 Ngr.

Die ungefähr 150 Seiten starke Schrift in Kleinoctav gehört zur „Weltbibliothek", welche in demselben Verlage erscheint. Die Vorrede sagt:

Die Namen Alexander von Humboldt und Giacomo Meyerbeer, allenthalben bewundert und hochgefeiert, sollen, wie sie in aller Munde und Herzen sind, in einer Weltbibliothek nicht fehlen. Daß persönliche Zuneigung und Bewunderung den Verfasser wärmer und herzlicher sprechen lassen als einen Fremden, welcher ausschließlich aus mittelbaren Quellen schöpft, wird ihm, welcher im übrigen der Wahrheit die Ehre zu geben beflissen ist, nicht zum Vorwurf gereichen.

Soll das etwa eine Entschuldigung sein? Wir glauben allerdings, daß der Verfasser zu stark für seinen Helden eingenommen ist und in einer Weise für denselben plaidirt, welche geeignet sein möchte, Kopfschütteln unter den Musikern von Fach nicht nur, sondern auch bei dem feiner gebildeten musikalischen Publikum zu erregen. Nach unserer Ansicht müßte es schon schwer genug fallen, Meyerbeer's tonkünstlerisches Wirken in seinem Schielen nach allen Geschmacksrichtungen hin genügend zu rechtfertigen, und Mendel gibt uns statt dessen einen Panegyrikus zu lesen, der Meyerbeer ungefähr in eine Linie mit Mozart und Beethoven stellt, aber zugleich auch die Unzulänglichkeit des Autors beweisen könnte, seiner Aufgabe in anderer Weise als in einer blos literarischen gerecht zu werden. Und offenbar handelte es sich auch blos um eine Darstellung, die aller kritischen Erörterung aus dem Wege ging. S. 7 heißt es:

Er war in demselben Jahre unter glücklichen Constellationen geboren worden, in welchem in Wien der große Mozart ohne Klage sein junges, durch Noth und Sorge verbittertes Dasein beschlossen hatte, um hinterher hoch verehrt und bewundert zu werden. Könnte man nicht hierin einen der geheimnißvollen Züge des Schicksals finden, daß es der Welt den unvergleichlichen Schöpfer des „Don Juan" in dem Augenblick entriß, wo es als würdigen Nachfolger den Componisten der „Hugenotten" erstehen ließ? Die hohe Kunstmission, von der Bühne aus in der Weltsprache des Gemüths, in Tönen, nicht blos zu einer Nation, sondern zu allen (?) Völkern der Erde eindringlich und erhebend zu reden, welche Mozart zuerst übernommen hatte, von wem wurde sie zunächst wieder in demselben (?) großartigen Sinn aufgenommen und durchgeführt als von Meyerbeer?

Mendel übersieht dabei blos den kleinen Unterschied, daß Mozart's Musik sich allgemeine Anerkennung errang, während Meyerbeer nur nach Opferung aller künstlerischen Individualität und jedes nationalen Charakters durch Concessionen an den Geschmack der Menge sich Bahn brach. Auf der folgenden Seite erzählt der Verfasser, wie der kaum dreijährige Knabe hier und dort einmal gehörte Melodien zu Hause ohne jede Anleitung bewundernswerth richtig mit der rechten Hand auf dem Pianoforte nachspielte, während die linke in selbstgefundenen Harmonien dazu accompagnirte. Bekanntlich wird in solchen Dingen viel gelogen; übrigens ist die Sache an sich unerheblich. Wir haben Wunderkinder genug gehabt, aus denen später nichts Bedeutendes geworden ist. Meyerbeer's erstes Auftreten als Pianist fällt ins Jahr 1800, wo er als neunjähriger Knabe das D-moll-Concert von Mozart vortrug.

Wir können dem Verfasser in seiner Darstellung, die im allgemeinen nichts Unbekanntes bringt, aber einen fließend und unterhaltend geschriebenen Lebensabriß des Componisten liefert (abgesehen von Stellen wie z. B.: „Von einem gastrisch-nervösen Fieber ergriffen, wirkten die Bäder von Spaa" u. s. w.) freilich nicht weiter folgen. Dem Zweck, welchen der Autor mit seiner Leistung zu erfüllen hatte, wird er jedenfalls genügt haben, und mehr ist ja bei Schriften dieser Art nicht nöthig.

Vom Büchertisch.

1. Aphorismen aus den Papieren eines Verstorbenen. Nürnberg, v. Ebner. 1869. 8. 1 Thlr.

Nach einer Einleitung, die einen kurzen biographischen Abriß bietet, ohne jedoch die Persönlichkeit des verstorbenen Autors näher zu bezeichnen, werden uns die Briefe desselben an Verwandte, sodann mehrere Abhandlungen religiösen und philosophischen Inhalts vorgeführt. „Ueber religiöse Ideen" handelt der erste Aufsatz; an ihn schließen sich „Untersuchungen über den Staat", eine „Psychologie" überschriebene sehr aphoristische Darlegung dieses inhaltvollen Begriffs. Aus allen diesen Untersuchungen, die mehr bedeutsamen Inhalt als gefällige Form haben, leuchtet ein freier und gewissenhafter Geist hervor, der sich nur, z. B. im erstgenannten Aufsatz, über gewisse philosophische Systeme, über das des Pantheismus in den landläufigen Anschauungen, bewegt, sonst aber die Freiheit des Denkens sich überall bewahrt hat. Wenn der Autor in seinen „Aphorismen" über religiöse Ideen zu dem Resultat kommt, die Religion habe nicht blos die Ideen der Sittlichkeit in Gott hineingelegt, sondern in deren Gefolge auch alle Unsittlichkeiten; wenn er vom Socialismus aussagt, er sei der Traum der hungernden Masse von ewig gedeckten Tischen mit Musik und Tanz, so ist das ein bedeutender Freimuth nach links und rechts, der aus diesen Ansichten spricht. Nicht minder wahr und fein empfunden sind die zahlreichen Definitionen ethischer und logischer Erscheinungen, die in den „Aphorismen" über Psychologie zu Tage treten. Und wenn wir auch nichts weiter aus diesen „Aphorismen" lernten, als daß, wie auf S. 256 erzählt wird, bei den Eskimos sich ein starker sittlicher Trieb findet, so wäre damit in der That schon bewiesen, daß der sittliche Trieb kein Product weit vorgeschrittener Bildung ist, sondern zu den ursprünglichsten, unmittelbarsten Regungen der Seele gehört.

2. Vorschlag an die Freunde einer vernünftigen Lebensführung von A. Spir. Leipzig, Findel. 1869. Gr. 8. 3 Ngr.

Spir, dem wir schon öfter in d. Bl. begegneten, macht in vorliegender Broschüre den Vorschlag, eine Art protestantischer Klöster zu gründen, wo, wie Lessing einmal vorschlägt, ein lediger Mann ungestört und doch nicht vereinsamt seinen Beschäftigungen obliegen könnte. So stellt Spir, nach einigen Kapiteln philosophischer Deduction, das Project einer Gemeinde vernünftig Lebender, also einer Art moderner fratres communis vitae, auf. S. 29—36 gibt er 22 Paragraphen einer philosophischen Klosterordnung an, die besonders in §. 14 eine große Abneigung gegen den Fleischgenuß zeigt und in §. 20 sehr naturärztlich die möglichste Vermeidung aller Arzneien vorschlägt. Der Plan ist so übel nicht, wenn er sich nur verwirklichen ließe. Die Freunde dieses Unternehmens, auf das wir unsererseits nicht verfehlen aufmerksam zu machen, bittet Spir, sich brieflich an die Verlagshandlung des Herrn J. G. Findel in Leipzig zu wenden.

3. Rede beim Schluß der ersten israelitischen Synode zu Leipzig am 4. Juli 1869 gehalten vom Präsidenten der Synode M. Lazarus. Nebst der Ansprache des Oberrabbiners Löw aus Szegedin an den Präsidenten. Leipzig, List und Francke. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Wenn Lazarus ein Wort spricht oder schreibt, so weiß alle Welt, daß es ein gutes ist, das aus klarem Kopf und warmem Herzen stammt. So ist auch diese Rede des hervorragendsten der gegenwärtigen jüdischen Philosophen, der vermöge seiner hohen Bedeutung in der preußischen Hauptstadt ein Ehrenamt bekleidet, wieder ein Zeugniß von seiner großen rednerischen Begabung, der es ebenso darauf ankommt, wie sie es sagt, als was sie sagt. Wenn sich Lazarus mit der Synode auf den Standpunkt der Idealität und Religiosität stellt, die gegen die Verflachung kämpfen, wenn er betont, daß das Judenthum mehr auf das Innere sehen solle als auf die äußere Form, wenn er Versöhnung aller Denkenden fordert: dann hören wir nicht nur diese inhaltsvollen Worte, wir bewundern auch die geschmackvolle Form des Redners. Und mehr noch, wir würdigen mit dem Oberrabbiner Löw die Bedeutung des Moments, daß, wie Lazarus' Beispiel zeigt, die Philosophie, was selten geschieht, mit der Theologie Hand in Hand gegangen ist. Selten wird die Lektüre einer Rede so reiche Denkfrüchte tragen wie die Lektüre der 18 Seiten von Lazarus' Rede auf der leipziger Synode.

4. Die Wahl des Berufs von Alfred Schottmüller, Separatabdruck aus dem rastenburger Gymnasialprogramm. Rastenburg, Schlemm. 1869.

Noch immer ist die Programmenliteratur, trotz der Vorschläge Reinhold Bechstein's, vielfach im Dunkel vergraben und kommt über die Zahl der Pflichtexemplare hinaus wenig zur Kenntniß des Publikums, vom Büchermarkt ist sie fast ganz ausgeschlossen. Da ist es denn dankenswerth, daß statt der beliebten philologischen, mathematischen und antik-historischen Excurse einmal ein reales Thema uns in vorliegender Arbeit zu Tage tritt, das seinen Stoff in geschmackvoller und zweckmäßiger Weise behandelt und alle Chancen für die Wahl eines passenden Lebensberufs nach ihrem Für und Wider mit lehrhafter Sorgsamkeit abwägt.

5. Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Ernst Gnad. Erste Sammlung. Triest, Schimpff. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein eigenthümliches Zeichen der Zeit ist die auffallend sich mehrende Anzahl ästhetischer Vorträge, gewiß die Signatur eines reflectirenden Zeitalters. Auf unserm Büchertisch bilden die ästhetischen Abhandlungen, die sich mit mehr oder weniger Geschmack über Dichter und Dichtwerke verbreiten, meist den Stamm, an den sich Werke naturwissenschaftlichen, historischen, politischen, juristischen, philosophischen und hygieinischen Inhalts erst in zweiter Reihe anschließen. Auch die vorliegenden Vorträge sind Abdrücke rhetorischer Expectorationen, die vor einem Publikum beiderlei Geschlechts gehalten worden sind. Ueber den Charakter der Heine'schen Dichtung, über den Weltschmerz in der Poesie, über Goethe's Lyrik verbreiten sie sich und wir können ihnen das Zugeständniß machen, daß sie die schon vielfach breitgetretenen Themata, wenn auch nicht von einem neuen, so doch von einem verständnißinnigen Standpunkt aus besprechen. In Oesterreich befindet man sich noch auf einer naivern Stufe der Poesie gegenüber als im deutschen Norden. Man kann sich dort

noch lebhaft an einer Debatte über Schiller (den der Oesterreicher hoch verehrt), über Goethe und seine Lyrik u. a. m. betheiligen, wo der blasirtere Norddeutsche sich gelangweilt wie von einem überwundenen Standpunkt abwenden würde. Da nun Gnad's Darstellungen nächst gründlicher Kenntniß des Gegenstandes sich auch durch lebendige bilderreiche Sprache auszeichnen, so wird man wol diese Discurse mit nicht minderm Beifall aufnehmen, als es das triester Publikum gethan hat.

6. Beiträge zur Vor- oder Anrede der zehnten Auflage der von Dr. Ludwig Büchner verfaßten Schrift: „Kraft und Stoff.“ Von M. E. A. Naumann. Bonn, Cohen und Sohn. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.

Es ist eine persönliche Angelegenheit, die Naumann in vorliegender streitbarer Broschüre mit dem vielberufenen Verfasser von „Kraft und Stoff“ ausmacht. Der gelehrte Herr geht seinem Gegner scharf zu Leibe; da wir indeß Naumann's Schrift: „Die Naturwissenschaften und der Materialismus“, die den Ausgangspunkt vorbemerkter Fehde gegeben, nicht kennen, so vermögen wir auch nicht zu ermessen, inwiefern jeder der Streitenden recht hat oder nicht. Eins aber wissen wir doch. Wenn Büchner seinen Widersachern vorwirft, daß sie, da es mit dem Widerlegen nicht recht gehen wollte, schließlich sich auf das Schimpfen verlegt hätten, so können wir genanntem Herrn dreist versichern, daß seine eigene Begabung in dieser Branche wol noch von keinem seiner Gegner übertroffen worden ist, von Naumann, der sich eines durchgängig anständigen Tons befleißigt, am allerwenigsten.

7. Religion, Moral und Philosophie der Darwin'schen Artlehre nach ihrer Natur und ihrem Charakter als kleine Parallele menschlich geistiger Entwickelung. Leicht verständlich hervorgehoben von Wilhelm Braubach. Neuwied, Heuser. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Wenn die Psychologie nach Bastian's Wort die Wissenschaft der Zukunft ist, so ist die Wissenschaft vom Menschen schon jetzt der Gegenwart Pflicht und Bedingung. Was Darwin in seiner epochemachenden Artenlehre vom Pflanzen- und Thierreich auseinandersetzt, das will Braubach in seiner Schrift auf den Menschen angewendet wissen. „In dem Menschen als Mikrokosmus“, sagt Braubach, „kann das Naturgesetz der Vervollkommnung nicht untergehen, auch nicht in sinnlicher Vernichtung; es spielt seine Rolle in jedem Fortschritt, auch neben schlechtem Rückschritt.“ Allerdings rechtfertigt sich aus diesem Gesichtspunkt der Versuch einer Parallele menschlicher Entwickelung mit der Artlehre Darwin's. Der Verfasser hat es in geistvoller Führung des Inhalts, wenn auch in oft barocker Form unternommen, für die menschliche Entwickelung die Gesetzmäßigkeit der exacten Wissenschaft in Anspruch zu nehmen; ein ähnliches Unternehmen, wie es Buckle in Bezug auf die Geschichte versucht hat. Es würde dem zugemessenen Raum dieser Referate nicht entsprechen, wollten wir genauere Details über Braubach's Ableitungen und Hypothesen geben; der denkende Autor stellt ein Schema psychischer Fähigkeiten auf, das in sich so viel Parallelen aufweist, wie seine Schrift der Darwin'schen gegenüber durchführt. Wenn er jedoch nach der gründlichen Erläuterung dieses Schemas zum Schluß auf die neue Art zu sprechen kommt, die aus der Menschenart, ähnlich wie diese aus einer niedern Thierart entstanden, hervorgehen soll, so scheint er sich etwas ins Vage zu verlieren. Oder ist seine Hypothese über die Engelart von so versteckt ironischer Färbung, daß sie gewissen naturwissenschaftlichen Consequenzen, denen sie doch im Grunde beizustimmen scheint, einen leisen Hieb versetzen will, während sie doch vorher an der Seite der neuen Physiologie wacker das Secundantenamt ausgeübt hat?

8. Die culturgeschichtliche Bedeutung des Hülfsvereins-Wesens mit besonderer Berücksichtigung der Friedensthätigkeit der Genfer-Conventions-Vereine und Begründung eines nationalen Hülfsvereins. Von Maximilian Schmidt. Gotha, Thienemann. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Schon das neulich von uns besprochene Buch von Esmarch hat über das Wesen der Hülfsvereine interessante Aufschlüsse gegeben. Eingehender noch und ausführlicher als Esmarch zeigt uns Schmidt die ersprießliche Thätigkeit der genfer Conventionsvereine. Nach einer sorgfältigen Beleuchtung der Errungenschaften dieser internationalen Thatsache kommt er auf die sehr wünschenswerthe Umschmelzung der einzelnen Vereine in einen nationalen Hülfsverein für Krieg und Frieden zu sprechen. Hören wir den Verfasser selbst, wie er sich auf S. 36 ausspricht:

> Die Erweiterung der vaterländischen Vereine der Genfer Convention zu einem solchen deutschen Hülfsverein erscheint uns thatsächlich als eine natürliche Bedingung, um dem für die Armen und für die Nation gleich wichtig werdenden Unternehmen die erforderliche Theilnahme in allen vaterländischen Kreisen dauernd zuzuwenden, und es wäre sehr zu wünschen, daß von diesen Vereinen selbst das Signal hierzu gegeben und eine Bewegung nach dieser Richtung hin in Gang gesetzt werden möchte. Denn einmal sind gerade sie mit ihrer bereits bestehenden Landes-, Provinzial-, Kreis- und Localorganisation vorzugsweise geeignet, zur ersten Grundlage und zum Ausgangspunkt einer im nationalen Stil zu entwickelnden Hülfsthätigkeit gewonnen zu werden; sodann bieten sie durch ihr ausgesprochenes Princip eines durchgehenden Zusammenwirkens mit den staatlichen Organen die sichere Bürgschaft einer Tendenz, welche eine solche Einrichtung sowol vor dem Misbrauch wie vor der Besorgniß vor dem Misbrauch schützen würde, und endlich wäre eine solche Umwandlung das unverkennbarste äußere Anzeichen der erweiterten Bestimmung.

Das sind beherzigenswerthe Worte, die, da sie von sachverständiger Seite ausgegangen sind, wol auch der Beachtung nicht ermangeln werden.

9. Die Semi-Säcularfeier der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf in den Tagen des 22., 23. und 24. Juni 1869. Herausgegeben von Ludwig Bund. Düsseldorf, Budich. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch die festlichen Jubeltage der düsseldorfer Akademie haben ihre Geschichte, die Erben Schadow's haben ihren Vasari gefunden. Bund gibt uns ein treues Bild der weihevollen Tage vom 22. bis 24. Juni 1869; er vergißt auch das kleinste Detail nicht, führt Reden, Gedichte, Festspiele (darunter das gelungene Festspiel von Camphausen) ausführlich an, erwähnt auch die kleinsten Zeichen königlicher Huld und, was das wichtigste ist, gibt einen gründlichen historischen Vorbericht über die Entstehungsgeschichte der Akademie. Das Ganze ist etwas weniger trocken gehalten, als solche Aufzeichnungen post festum in der Regel zu sein pflegen.

10. Ostfriesisches Jahrbuch. Altes und Neues aus Ostfriesland. Herausgegeben unter Mitwirkung von Kennern und Freunden ostfriesischen Landes und Volks. Erster Band. Erstes Heft. Emden, Haynel. 1870. 8. 10 Ngr.

Die Ostfriesen, deren Geschichte neuerdings mit Glück dramatische Behandlung gefunden hat — wir erinnern an Weilen's „Edda" und Kruse's „Gräfin" —, wollen, wie es scheint, thatkräftig in die deutsche Literatur eintreten. Sie haben in vorliegendem „Jahrbuch", das, weil es viel bringt, manchem etwas bringt, einen lobenswerthen Ansatz dazu gemacht. Da finden wir im „Jahrbuch": eine emdener Stadtgeschichte: „Die Watergeusen", von Harberts; dann eine ethnographische Skizze über die Zigeuner in Ostfriesland; ferner Schwänke, Sagen und Aberglauben, historische Kleinigkeiten; und endlich unter der Rubrik: „Am Theetisch", kleinere Mittheilungen aller Art. Das ganze Werkchen hat eine angenehme leichte Physiognomie, mit der es sich gut auskommen läßt und die gewiß geeignet ist, den Ostfriesen die langen Winterabende zu verkürzen.

11. Satanas in Neuyork. Nach dem amerikanischen Original. Herausgegeben von Adalbert von Wildenfels. Berlin, Langmann und Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

12. Tagebuch des Sultans. Erinnerungen an Paris, London, Koblenz, Wien. Nach der türkischen Handschrift. Berlin, Langmann und Comp. 1870. 16. 20 Ngr.

Wir haben es hier mit zwei Verlagswerken eines jener berliner Buchhandlungen zu thun, die mit Vorliebe ihren Verlag der pikanten satirischen Branche zuwenden. Wir wollen es nicht allzu genau nehmen und nicht weiter nach dem „amerikanischen Original" und „der türkischen Handschrift" fragen. „Satanas in Neuyork" ist eine Art moderner Hauff'scher „Memoiren des Satans" und ein plebejisches Gegenstück zu der nobel geschriebenen Satire Laboulaye's „Paris in Amerika". Wenn bei Laboulaye Nordamerika vom optimistischen Standpunkt aus betrachtet wird, so ist es ein sehr pessimistisches Gemüth, das hier diese Philippika gegen die Yankees schleudert. Viel witziger und wirklich satirisch im besten Sinne ist das „Tagebuch des Sultans" verfaßt. Es ist das eine ironische Illustration der Zeitgeschichte, die mit dem Griffel des „Punch" gemalt ist. Die europäischen Misstände können kaum treffender gegeiselt werden als in dem amusanten Reisetagebuch des Beherrschers der Gläubigen am Bosporus.

13. Zimpel's Auszug aus „Die elfte Stunde mit dem Antichrist". Achtundzwanzigste Auflage. Frankfurt a. M., Winter. 8. 7½ Ngr.

Man erlasse uns, ein Résumé dieses tollen Buchs zu geben. Wenn man den Propheten Daniel und die Offenbarung Johannis in solcher Weise zu Deutungen auf heutige politische Zustände benutzt, wie es hier geschieht, so kann man solche, leider zu allen Zeiten beliebte Prophezeiungen und Auslegungen biblischer Bücher in ihrem halb religiösen, halb lächerlich profanen Mischmasch nur widerlich finden, sodaß wir uns die achtundzwanzigste Auflage nur durch eine brennende Neugierde der großen Menge nach allem Absonderlichen erklären können.

Feuilleton.

Notizen.

Von **Julius Rodenberg's** Gedichten ist in Amerika eine englische Uebersetzung erschienen unter dem Titel: „The poems of *Julius Rodenberg*, translated into English verse and the original metres, with the German text on the opposite page by *William Vocke*" (Chicago 1869). Gegenüberstellung des deutschen und englischen Textes läßt Vergleichungen zu, welche die Uebersetzung nicht zu scheuen braucht, da sie sowol durch Treue als durch anmuthige Freiheit der Bewegung sich hervorthut. Man vergleiche z. B.:

Frühlingssonne.

Frühlingssonne tritt mit Funkeln
Aus den Wolken; Märzluft weht,
Tief am Berg, im Wald, dem dunkeln,
Und am Strom der Schnee zergeht.
Veilchendüfte, Lerchenschall,
Glanz und Jubel überall.
O wie wonnig,
O wie sonnig,
Wenn der Frühling aufersteht.

Spring-sun.

Golden Spring-sun bright is sparkling
Through the clouds, while March winds blow;
On the hills, in forests darkling,
Near the stream he melts the snow.
Violet odors, lark-songs fair,
Joy and lustre ev'rywhere.
O, how cosy,
O, how rosy,
When Spring's beauties newly glow!

Der „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" in Zwickau verdient wegen seiner stillen, aber nachhaltigen Wirksamkeit und des großen Leserkreises, den er für seine Veröffentlichungen gewonnen hat, in den Organen der Presse nach Verdienst hervorgehoben zu werden; der gesunde, von allem Pietismus freie Sinn, der seine Druckschriften beseelt, macht dieselben um so empfehlenswerther, je mehr andere Vereine, namentlich in Norddeutschland, die Volksbildung im Geist der Innern Mission betreiben. Auch auf Erweckung des vaterländischen Sinns hat der zwickauer Verein sein Augenmerk gerichtet, wie eine uns vorliegende Volksschrift beweist: „Aus deutschen Gauen. Bilder und Skizzen von deutscher Erde", von **Rudolf Müldner** (Zwickau 1870). Der Verfasser schildert einige von der großen Heerstraße abliegende Gegenden volksthümlich und mit Benutzung der geschichtlichen Documente, den Petersberg, den Iberg, die Tour von Aachen nach Lüttich, ferner das Schill-Monument in Braunschweig u. a. in allgemein verständlicher und ansprechender Weise.

Alfred Meißner, der Dichter des „Ziska", abgestoßen vom Treiben der Czechen, deren Vergangenheit seine Muse verherrlichte, hat Prag verlassen und ist nach Bregenz übergesiedelt, wo er sich ein Besitzthum erwarb. Er ist jetzt mit der sorgfältigen Revision seines im Feuilleton der wiener „Presse" erschienenen Romans: „Die Kinder Gottes", beschäftigt, der demnächst bei O. Janke in Berlin in drei Bänden erscheinen soll. **Emil Brachvogel**, der sich jetzt meistens in Mitteldeutschland aufhält, hat seinen Wohnort in Eisenach aufgegeben und ist nach Weißenfels übergesiedelt.

Von welcher Bedeutung die Wirkung eines Autors, eines Denkers, oft nach dessen Tode noch ist, ersehen wir aus einer Schrift, die aus den Werken eines bedeutenden Philosophen unter dem Separattitel erschien: „Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Blitzstrahl wider

Rom von Franz von Baader" (Erlangen, Deichert, 1870). Baader konnte nicht ahnen, daß seine Production heute, unter den Verhandlungen des ökumenischen Concils, ihre ganze Energie geltend machen werde. Wer diese populär gehaltene Schrift liest, wird die gegenwärtigen Vorgänge in Rom mit ganz neuem Interesse verfolgen. Der Autor ist ein so treuer Anhänger der Wahrheit, ein so tapferer Verfechter des wahrhaften Fortschritts, daß er mit edler Rücksichtslosigkeit die unglaublichen Anmaßungen beleuchtet, welche sich in einem großen Theil der bisherigen Kirchengeschichte vorfinden. Für alle Confessionen, für die Rechte aller Gemeinden und civilisirten Nationen, für die Gegenwart in ihren wichtigsten Problemen ist obiger „Blitzstrahl" Baader's von außerordentlicher Zündkraft, damit alles Morsche, Unhaltbare, Abgestorbene, der Vernunft, dem Wesen und Willen Gottes Widersprechende gesundem Leben Platz mache. Wir können demnach die Verbreitung und Lektüre der von uns genannten Schrift nur aufs angelegentlichste empfehlen.

Grein's Heliand-Uebersetzung.

Vor nun bald 15 Jahren erschien von Grein eine Heliand-Uebersetzung, welche sich freundlicher Aufnahme erfreute. Der Nachdichter war bemüht, seinem Werke eine größere Vollkommenheit zu geben, aber statt an der alten Uebersetzung beständig zu bessern und zu feilen und sie auf solche Weise umzuarbeiten, entschloß er sich, lieber die Arbeit ganz von neuem zu beginnen. Dieses verjüngte Werk liegt jetzt unter folgendem Titel vor: „Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. Uebersetzung in Stabreimen nebst einem Anhange von C. W. M. Grein." Zweite durchaus neue Bearbeitung (Kassel, Kay, 1869). Wir zweifeln nicht, daß diese Uebersetzung in ihrer neuen Gestalt dazu beitragen werde, der Heliand-Dichtung immer mehr Freunde zu gewinnen. Die Uebertragung ist, wie wir uns überzeugt, möglichst getreu, dabei macht sie nicht im mindesten den Eindruck der Gebundenheit; im einzelnen ist freilich der Ausdruck, um einestheils dem Originale Genüge zu thun und anderntheils den Stabreim zur Geltung zu bringen, manchmal etwas gesucht ausgefallen. Die Kapiteleintheilung ist bei Grein anders getroffen als in der vielgebrauchten Ausgabe Moritz Heyne's, doch sind die Kapitelzahlen derselben wenigstens berücksichtigt.

Der „Anhang" belehrt über die literarhistorischen Verhältnisse. Es werden da die verschiedenen Handschriften und Ausgaben genannt, und im Anschlusse an Vilmar's bedeutendes und einflußreiches Buch über die Alterthümer im „Heliand" der deutsche Charakter des Gedichts gezeigt. Ein zweites Kapitel bespricht „Die Quellen des Heliand". Grein hat über diesen Punkt eine eigene Monographie veröffentlicht (Kassel 1869) als erster Band der „Heliand-Studien", in welcher er vielfach zu andern Resultaten gelangt als Windisch in seinem vorher erschienenen trefflichen Buche: „Der Heliand und seine Quellen" (1868). Hiernach bestimmt sich zum Theil auch die „Zeit der Abfassung des Heliand", über welche dann gehandelt wird. Schließlich wird die Frage nach dem unbekannten Dichter des „Heliand" zu beantworten gesucht. Hier gerade herrschen die größten Meinungsverschiedenheiten: den einen gilt er als Laie, den andern als Geistlicher. Grein's Ansicht geht dahin, daß er nicht blos ein großer Dichter gewesen sei, sondern auch gründlich Latein verstanden und überhaupt gelehrte Bildung besessen und allem Anschein nach dem geistlichen Stande angehört habe.

So ist in dieser Schrift nicht blos die Uebertragung des „Heliand" geboten, sondern der Herausgeber hat auch alle Seiten berührt, welche zu näherm Verständnisse des so bedeutenden Werks nöthig sind.

Bibliographie.

An der Pforte des Heiligthums. Neue Versuche zur Versöhnung von Christenthum und Wissenschaft. Vom Verfasser der „Vorhofklänge". Zugleich eine Ergänzung der letzteren. Barmen, Langewiesche. 8. 7½ Ngr.

Antwort an den Infallibilisten Bischof Martin von Paderborn, auf seinen Brief aus Rom d. d. 26. Februar 1870. Von einem katholischen Laien der Diöcese Paderborn. Soest, Hülsemann. 8. 5 Ngr.

Barth, E., Ueber den Umgang. Ein Beitrag zur Schulpädagogik. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 15 Ngr.

Becker, A., Der Karfunkel. Erzählung. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berger, C., Reminiscenzen feuilletonistischen, politischen und religiösen Inhaltes. Prag, Bellmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Bernhardi, W., Prinz Peter Napoleon vor dem höchsten Gerichtshofe zu Tours. Berlin, Bergmann. 8. 5 Ngr.

Beta, H., Die Stadt-Gifte und deren Umwandlung in neue Geld- und Lebens-Quellen unter Leitung eines deutschen Gesundheits-Parlamentes. Berlin, Logier. Gr. 8. 7½ Ngr.

Boltz, A., Das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Vortrag. Berlin, Gärtner. 8. 6 Ngr.

Byk, S. A., Der Hellenismus und der Platonismus. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 10 Ngr.

Curtius, E., Kunstmuseen, ihre Geschichte und ihre Bedeutung mit besonderer Rücksicht auf das königl. Museum zu Berlin. Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dante's göttliche Komödie. Uebersetzt von W. Krigar. Illustrirt von G. Doré. Mit einem Vorwort von K. Witte. 1ste Lief. Berlin, Moeser. Fol. 20 Ngr.

Deutschland. Eine periodische Schrift zur Beleuchtung deutschen Lebens in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft, Weltgeschichte und Zukunft. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von W. Hoffmann. 1ster Jahrgang 1870. 2 Bde. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. à Bd. 2 Thlr.

Fischer, E., Michael Caspar Lundorp, der Herausgeber der act. publica. Ein deutscher Publicist aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts Berlin, Weber. 4. 15 Ngr.

Das Hohelied metrisch übersetzt und mit Anmerkungen nach dem Midrasch versehen von H. Tietz. Berlin, Poppelauer. Gr. 8. 16 Ngr.

Kraut, Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich bis zur höchsten Machtentfaltung des Kaiserthums unter Heinrich III. Heilbronn. 1868. 7½ Ngr.

Kruse, H., Die Gräfin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasker, Rede über die Todesstrafe. Gehalten am 28. Februar 1870 in der Sitzung des norddeutschen Reichstages. Berlin, Peiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Leutritz, G., Aschenbrödel. Faschings-Spiel. Dresden, E. Arnold. Gr. 8. 5 Ngr.

Matthies, G., Fliegende Blätter. Das deutsche Volk, sein Recht auf ein deutsches Strafgesetz und der norddeutsche Reichstag. Berlin, Voß. Gr. 8. 5 Ngr.

Morich, L. T. L., Die confessionslose Schule in pädagogischer Beziehung. Ein Conferenzvortrag. Helmstedt, Beyer. 8. 8 Ngr.

Myrthenblätter (Zeugnisse aus älterer und neuerer Zeit) von der Sammlerin der „Perlen der Wahrheit", „Glaubensöl" rc. Stuttgart, Schober. Br. 8. 22½ Ngr.

Papstthum und Concil. Antwort auf die 21 Canones als Mahnruf an das deutsche Volk zur Abschüttlung des Joches römischer Herrsch- und Habsucht. Leipzig, O. Wigand. 16. 3 Ngr.

Ring, M., Ausgewählte Romane und Novellen. 1ster Bd.: Verirrt und erlöst. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 16. 1 Thlr.

Roth, L. M., Einige freimüthige Worte zur Orientirung und Beruhigung in der Unfehlbarkeitsfrage an alle Freunde der Wahrheit. Paderborn, Schöningh. 8. 5 Ngr.

Rostadt, J., Dr. Martin Luther über die Früchte der Reformation. Gernsheim a. R. Gr. 8. 4 Ngr.

Rudorff, E., Durch Leid zum Licht. Preisgekrönte Erzählung. 2 Bde. Berlin, Boettcher. 8. 3 Thlr.

Schilling, A., Langenargen. Seine Geschichte und die seiner Beherrscher, insbesondere der Grafen von Montfort. Mit einer kurzen Geschichte der ehemaligen Amtsorte von Langenargen. Nach authentischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Ursendorf. Gr. 8. 18 Ngr.

Schlägel, M. v., Von Sünde zu Sünde. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Schlosser's, K., neuester Geschichtskalender. 1869. 1ster Jahrgang. Frankfurt, Boselli. Gr. 16. 12 Ngr.

Springer, A., Friedrich Christoph Dahlmann. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Ein naturwissenschaftlicher Versuch von F. B. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 16 Ngr.

Stähelin, T., Philipp Jakob Spener, ein Reformator nach der Reformation. Basel, Bahnmaier. 8. 5 Ngr.

Stanger, J., Ueber Umarbeitung einiger Aristophanischer Komödien. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Stilke, Hermine, Tagebuch. Leipzig, Arnold. 4. 6 Thlr.

Stolz, A., Wilder Honig. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Ueber die Emancipation der Frauen. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Deutsches Theater. 9tes Bdchn.: Der Musikteufel. Posse mit Musik von H. Julius. Altona, Verlags-Bureau. 8. 7½ Ngr.

Umsicht und Einsicht. Eine sachliche Ergänzung der Broschüre „Verflachung und moderne Schule". Von einem schleswig-holsteinischen Lehrer. Rendsburg, Kuntz. Gr. 8. 6 Ngr.

Weber, H., Die Kirchengemeinde Höngg. Urkundlich geschildert. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Weber, K. v., Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Nach archivalischen Quellen. Volksausgabe. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 15 Ngr.

Weibezahn, H., Kritische Umschau auf dem Gebiete der Vorschläge zur deutschen Münz-Reform. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, A. T., Die freie religiöse Bewegung in Deutschland und die freireligiöse Gemeinde in Berlin. Geschichtlicher Ueberblick zur Feier des 25jährigen Bestehens der Gemeinde. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 5. Mai 1870.

Die Novellistin der „Gartenlaube".

1. Goldelse. Roman von E. Marlitt. Fünfte Auflage. Leipzig, Keil. 1869. 8. 1 Thlr.
2. Das Geheimniß der alten Mamsell. Roman von E. Marlitt. Zwei Bände. Vierte Auflage. Leipzig, Keil. 1869. 8. 2 Thlr.
3. Die Reichsgräfin Gisela. Roman von E. Marlitt. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Keil. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt" — wird man den „Blättern für literarische Unterhaltung" entgegenrufen, wenn sie jetzt erst das Bild einer Schriftstellerin zu grundiren beginnen, deren Werke in kurzer Zeit so viele Auflagen erlebten, und deren Name auf den über die Oceane flatternden Bogen der „Gartenlaube", dieser verbreitetsten deutschen Zeitschrift, in alle Zonen getragen wurde. Von der „Goldelse" und der „Alten Mamsell" spricht man nicht nur in den verborgensten Winkeln deutschen Landes, wohin der Wellenschlag der literarischen Bewegung sonst selten ein verlorenes Echo wirft, sondern in der That „soweit die deutsche Zunge klingt", in den fernsten Colonien des innern Rußland, an den halbasiatischen Riesenströmen, wie an den Ufern des Mississippi, in Chile und Brasilien. Mancher ferne Auswanderer denkt der anheimelnden deutschen Waldberge, der Forst- und Pfarrhäuser, der Schlösser und Burgen der Heimat, wenn er sich in die Lektüre dieser Erzählungen vertieft; und wenn er dann durch den hochwogenden, lianenumschlungenen Urwald wandelt, so vermißt er mitten in all der üppigen Farbenpracht den frischen Waldduft der harzigen Fichten- und Tannenwälder.

Doch in solcher Versäumniß von seiten der Kritik liegt zugleich eine Gunst für diese Werke. Jetzt kann der Erfolg mit in die Wagschale geworfen werden, und die Frage nach den Ursachen dieses Erfolgs führt von selbst auf die Ergründung charakteristischer Eigenthümlichkeiten, welche sonst der beobachtenden Prüfung vielleicht minder scharf ins Auge gesprungen wären.

Sagen wir es nur von vornherein, E. Marlitt (bekanntlich Pseudonym für Fräulein John in Arnstadt) ist ein bedeutendes erzählendes Talent. Das ist eben eine Naturgabe, die sich nicht erzwingen läßt. Wir haben sehr geistreiche Romanschriftsteller, die eigentlich nicht zu erzählen verstehen. Sie wissen zu schildern, zu charakterisiren, durch sinnige Gedanken zu fesseln, durch funkelnden Esprit zu blenden, doch das sind alles nur Surrogate für die Kunst des Erzählens. Worin diese zu suchen ist, das lehrt uns schon das gesellschaftliche Talent einzelner Persönlichkeiten; das schriftstellerische ist nur eine höhere Potenz desselben. Jene „Künstler der Conversation" verstehen das kleinste Erlebniß in einer so fesselnden Weise vorzutragen, daß wir unwillkürlich alles mitzuerleben glauben. Man kann solchen Erzählern einzelne Eigenheiten absehen und als „Kunstgriffe" zur Geltung bringen; doch wer nicht diese frische Strömung der Phantasie besitzt, die uns unmittelbar mit fortreißt, wer nicht kleine Ereignisse durch die lebendige Anschauung und den eigenen innigen Antheil auch dem unserigen nahe zu rücken, wer in uns nicht Fragen an die Vergangenheit und die Zukunft stets wach zu halten weiß: der wird, bei aller Geschicklichkeit und Sauberkeit der äußern Technik und bei allem innern Gehalt, vergebens nach den Lorbern der erzählenden Kunst ringen.

Einseitig und mangelhaft wäre auch die Poetik, welche solchen Reiz der Romandichtung gering achtete. Von den Zeiten des Homerischen Urromans, der Odyssee, von den spätern griechischen Prosaromanen bis zu den orientalischen Märchen und italienischen Novellen, bis zu den neufranzösischen Romanen, welche an die letztern erinnern, hat es stets für die Aufgabe solcher erzählenden Dichtungen gegolten, durch den spannenden Gang der Ereignisse die Phantasie zu fesseln. Ein langweiliger Roman ist ein verfehltes Product. Der Roman bleibt als solcher aber auch langweilig, wenn er noch so viele

geistreiche Reflexionen und Untersuchungen enthält, die in einem andern Werke, an einer andern Stelle unsern Beifall verdienen und finden würden.

Doch E. Marlitt besitzt nicht blos die Gabe der Erzählung, sondern auch das Talent der Schilderung; wir sehen alles lebendig vor uns, was sie beschreibt. Sie wählt mit Vorliebe seltene Localitäten, die nicht gerade an der großen Heerstraße der Romanliteratur liegen. Die Dachwohnung der alten Mamsell wie das verfallene Schloß der Goldelse sind höchst originelle Zeichnungen; der architektonische Aufriß ist klar und bestimmt, die Ausführung bis ins kleinste hinein von großer Sauberkeit und hervorstechendem Sinn für künstlerisches Detail. Auch bleibt es nicht bei dem todten Nebeneinander der Aeußerlichkeiten; sie erhalten Leben durch die Bewegung der Handlung. Die gefährlichen Dachpromenaden des jungen Mädchens in das versteckte Logis der alten Mamsell, welche in uns Anwandlungen von Schwindel erregen, ziehen diese hochgelegenen Regionen des Hauses aus dem Bereich des Maurermeisters und Dachdeckers und einer blos den Bauriß nachzeichnenden Phantasie in den Kreis inniger Theilnahme; und die idyllische Wohnung der Goldelse, die sich hineinbaut in das dem Einsturz drohende Schloß, die Thätigkeit, die vom Verfall rettet, was sich noch retten läßt, die Verknüpfung der Gegenwart mit alter Vergangenheit durch die aufgefundenen Adelsurkunden — das alles bringt Leben in die Trümmerhaufen, deren noch so anschauliche Schilderung sonst nur einen todten Eindruck machen würde. Auch die Persönlichkeiten, auch menschliches Leben und Treiben weiß E. Marlitt lebendig darzustellen. Wie frappant ist gleich die Ouverture der „Alten Mamsell", der Tod der Schildjungfrau durch die unvorsichtigen Kugeln im Rathhaussaal, wie bewegt und beherrscht bis in alle Gruppen hinein das Geburtstagsfest in „Goldelse", das Hoffest in „Reichsgräfin Gisela"! Das sind wechselnde Tableaux, bei denen die Bewegung der Handlung bald die eine, bald die andere Gestalt in den Vordergrund stellt, bei denen aber stets in abgestufter Gruppirung auch alle andern zu ihrem Rechte kommen. E. Marlitt vergißt niemals irgendeinen der Anwesenden; sie macht jedem die schriftstellerischen Honneurs mit größter Aufmerksamkeit, wenn sie auch einen oder den andern bevorzugt, wie es gerade die Situation mit sich bringt.

Auch der Stil dieser Romane verdient alles Lob; er ist frei von jeder Künstelei und Uebertreibung, fließend und frisch, von anmuthiger dichterischer Belebung, ohne lyrische Extratouren, anschaulich und bezeichnend, edel und tadellos im Ausdruck wie in der syntaktischen Fügung.

Alle diese Vorzüge würden indeß die großen Erfolge der Marlitt'schen Romane nicht erklären; die Verbreitung durch die „Gartenlaube" war allerdings die äußere Bürgschaft dafür; aber die Aufnahme in dies Blatt mußte schon selbst als ein Erfolg betrachtet werden. Die Volksthümlichkeit der Stoffe warf das entscheidende Gewicht in die Wagschale zu Gunsten dieser Erzählungen.

Hier berühren sich indeß die Vorzüge alsbald mit einem Mangel. Allen drei Romanen liegt das Schema der volksthümlichsten deutschen Sage, des Aschenbrödel, zu Grunde. Die Vorliebe für diesen Stoff ist tief in deutscher Gemüthsart begründet. Denn derselben ist ein unbestechliches Rechtsgefühl eigen, welches die Entrüstung über unverdiente Zurücksetzung nie verleugnen kann und den endlichen Triumph verkannter oder gekränkter Unschuld mit Jubel begrüßt. Wenn diese Unschuld überdies mit dem Reiz echter Innigkeit und Lieblichkeit ausgestattet ist, so bleibt ihre Anziehungskraft eine nachhaltige. Gleichwol nennen wir es einen Mangel, daß dasselbe sehr durchsichtige Schema den drei Romanen der thüringer Schriftstellerin zu Grunde liegt, unter so verschiedenartigen Verkleidungen und reizvollen Arabesken sie auch diese Gleichförmigkeit zu verstecken sucht. Reichthum der Erfindung zeigt sich gerade in der Mannichfaltigkeit der Grundlinien mehr als in der Fülle der Maskirungen. Wir zweifeln nicht, daß E. Marlitt auch andere Themata anzuschlagen und auszuführen weiß; bisher hat sie nur Variationen über dasselbe Thema geschrieben. Aschenbrödels Braut- und Himmelfahrt ist das Ende in allen drei Romanen.

Der erste und dritte Roman führen uns Gegenstücke vor, in dem dritten Roman sind freilich die Grundzüge der deutschen Sagenheldin am meisten versteckt. Denn die hochgeborene Reichsgräfin und Schloßherrin Gisela scheint am wenigsten gemein zu haben mit dem in der Asche des Herdes sitzenden, zu niedrigster Dienstbarkeit verurtheilten Mädchen des Volksmärchens. Gleichwol ist sie den Hofkreisen gegenüber das Aschenbrödel, das sich nicht zeigen darf und zu unfreiwilliger Einsamkeit verdammt ist, ein Leben, das auch außerdem ein geistiger Aschermittwoch ist, da sie tief in der Asche der aristokratischen Vorurtheile sitzt. Wie aber Goldelse, das schlichte Bürgermädchen, das auf dem vornehmen Schlosse so vielen Demüthigungen ausgesetzt war, durch die Liebe des Herrn von Walde entschädigt wird für alle erlittene Unbill und eingesetzt in die Vorrechte der bisher feindseligen Kreise, so wird die Gräfin Gisela eines Bürgers Braut und entsühnt durch innige Hingebung an den tüchtigen Mann die frühern Frevel eines schuldvollen Geschlechts.

Es sind dieselben Varianten, wie sie Freytag's beide Dramen „Die Valentine" und „Graf Waldemar" enthalten, mit dem Abschluß zweier bürgerlich-adelichen Mischehen, in denen dort die vornehme Dame durch die Hand des Bürgerlichen, hier der Graf durch die Liebe des Bürgermädchens beglückt wird.

Das eigentliche Aschenbrödel ist die Felicitas, die Vagabundentochter in dem „Geheimniß der alten Mamsell", denn hier ist aus dem alten Märchen auch die Verurtheilung zu gemeiner häuslicher Dienstbarkeit mit aufgenommen. Hier ist es ein geldstolzes, frömmelndes Patriciat, das ein familienloses Mädchen unterdrückt, bis diese den frommen Professor bekehrt durch die innige Neigung, die er zu der vielduldenden Schönheit empfindet.

Felicitas sowol wie Goldelse finden, nach einem gleichartigen Schema der Erfindung, zwar vornehme Ahnen, verleugnen aber diesen Fund und wollen nur ihrer Liebe Beglückung und Erhöhung danken.

„Goldelse" (Nr. 1) verschaffte zuerst der Verfasserin die Sympathien des großen Publikums. Der Roman

enthält starke, volksthümliche Züge, die Goldelse selbst ist eine jener trotzig herben, naiven Schönheiten von spröder Jungfräulichkeit, wie sie die deutschen Sagen lieben. Das Erwachen der Liebe, das Hinschmelzen dieses Stolzes im Feuer der Leidenschaft ist psychologisch wahr und dichterisch anmuthig geschildert.

Volksthümliche Theilnahme verlangt entschiedene Liebe und entschiedenen Haß; die halben und schwankenden Charaktere, jene feinern psychologischen Mischungen, in denen die Skepsis des modernen Geistes die festen Scheidewände zwischen gut und bös verschiebt, werden nie allgemeinen Antheil wecken. Hier steht die geistige und dichterische Bedeutung im umgekehrten Verhältniß zur Volksthümlichkeit. Der Romandichter muß etwas Weltrichterliches an sich haben und die Schafe und Böcke sondern, wenn das Volk an seine Gestalten glauben soll. So umschwebt denn die Stirn von Goldelse ein lichter Schein der Verklärung, sie ist in sprödem Trotz wie in liebender Hingebung ein ideales Mädchenbild; sie ist entschlossen und energisch, voll von Selbstbewußtsein gegenüber den höhern Kreisen, voll von kindlicher Pietät gegen die Aeltern, und damit diese stille Blume doch auch geistig „gefüllt“ sei, eine vortreffliche Klavierspielerin.

Ebenso ist Herr von Walde „jeder Zoll ein Mann“, edel, selbstbewußt, durchgreifend energisch, den Schein verachtend, human selbst unter rauhen Formen.

Freilich, oft gemahnen uns seine Reden, sein ganzes Wesen so bekannt, und wenn wir genauer aufmerken, so glauben wir, den Lord Rochester der Currer Bell zu hören; die Goldelse erscheint dann als eine in etwas andere Verhältnisse versetzte, milder gefärbte Jane Eyre, und einzelne Situationen, wie die Begegnung mit dem Reiter im Walde, kommen uns wie Varianten auf Vorgänge des englischen Romans vor. Offenbar ist „Goldelse“ unter dem Einfluß dieses Vorbildes gedichtet worden, wenngleich die Erfindung eine wesentlich andere ist und englische Grillenhaftigkeit durch Züge deutschen Gemüths ersetzt wird.

Gegenüber den beiden in Licht getauchten Hauptgestalten stehen nun die Vertreter der vorurtheilsvollen Aristokratie im tiefsten Schatten. An diesem Herrn von Hollfeld ist kein gutes Haar, da ist auch kein einziger Zug, der mit dem heuchlerischen, berechnenden Wüstling versöhnen könnte. Und diese pietistisch-despotische Baronin Lessen gehört ebenfalls zu den Vogelscheuchen, welche der volksthümliche Roman braucht.

Das kranke Fräulein von Walde dagegen mit ihrer sentimentalen Liebe ist, ebenso wie die nachtwandelnde, liebestolle Bertha mit dem großen Försterhund, eine der Phantasie sich stark einprägende Gestalt, die auch ein Holzschnitt mit wenigen Zügen zur Geltung bringen würde. Die Scene im Nonnenthurm zeugt für die außerordentliche Begabung der Verfasserin, durch lebendige Schilderung drastische Wirkungen hervorzubringen. Die tolle Bertha hatte mit angesehen, wie ihr Geliebter, Herr von Hollfeld, Elisabeth im Pavillon umarmte, trotz ihres Sträubens, das Bertha nicht bemerkte; in wüthender Eifersucht folgt sie der Goldelse in den Wald zum Nonnenthurm:

Elisabeth fühlte plötzlich, leicht zusammenschauernd, ihr Alleinsein mitten im Herzen des todtenstillen, dunkelnden Waldes; trotzdem zog es sie noch einmal unwiderstehlich nach jener Stelle, wo Hr. von Walde von ihr Abschied genommen hatte. Sie schritt über den zerstampften Rasenplatz, blieb aber einen Augenblick wie festgewurzelt stehen; denn der Abendwind trug einzelne, abgebrochene Töne einer menschlichen Stimme zu ihr herüber. Anfänglich klang es wie ein ferner, vereinzelter Hülferuf, aber allmählich reihten sich die Töne aneinander, sie kamen rasch näher. Es war eine schneidend scharfe, gellende weibliche Stimme, die ein geistliches Lied mehr schrie als sang. Elisabeth hörte deutlich, daß das Wesen während des Singens schnell vorwärts lief. Plötzlich zerriß die Melodie, und an ihre Stelle trat ein entsetzliches Gelächter, oder vielmehr ein Geschrei, das eine Scala von Hohn, Triumph und bittern Qualen bildete. Eine schlimme Ahnung stieg in Elisabeth auf. Ihr Blick tauchte erschreckt in das Baumdunkel nach der Richtung hin, wo der Lärm sich näherte. Er verstummte in diesem Augenblick jedoch wieder, und die Stimme begann das Lied von neuem ... jetzt aber kam sie wie im Sturmschritt heran. Elisabeth trat in die offene Thür des Thurms, denn sie mochte der wandernden Sängerin, die offenbar ein unheimliches Wesen sein mußte, nicht in den Weg kommen; allein kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als das Gelächter abermals und zwar sehr nahe erscholl.

Jenseit des Rasenplatzes stürzte Bertha aus dem Walddickicht hervor, ihr zur Seite lief Wolf, der grimmige Hofhund des Oberförsters. „Wolf, faß' an!“ kreischte sie, beide Hände nach Elisabeth ausstreckend. Das Thier jagte heulend über den Platz. Elisabeth warf die Thür ins Schloß und lief die Treppe hinauf. Sie gewann einen Vorsprung, aber noch ehe sie die Zinne des Thurms erreicht hatte, wurde drunten die Thür aufgestoßen. Der keuchende Hund stürzte herauf, ihm nach die Wahnsinnige, indem sie unausgesetzt ihren hetzenden Zuruf wiederholte. Athemlos erreichte die Verfolgte die letzte Stufe, sie hörte das Schnauben des ungeberdigen Thieres hinter sich — es war ihren Fersen nahe —, warf mit der letzten Kraftaufwendung die eichene Thür zu, die auf das Plateau führte, und stemmte sich dagegen. Einen Augenblick darauf rüttelte Bertha drinnen am Thürschlosse, es wich nicht. Sie tobte und warf sich wüthend mit der ganzen Schwere ihres Körpers gegen die eichenen Bohlen, während Wolf abwechselnd heulend und knurrend an der Schwelle kratzte. „Bernsteinhexe da draußen!“ schrie sie. „Ich drehe dir den Hals um... Ich werde dich bei deinen gelben Haaren nehmen und dich durch den Wald schleifen! ... Du hast mir sein Herz gestohlen, du Mondscheingesicht, du Tugendspiegel, Scheinheilige! Wolf, faß' an, faß' an!“ Der Hund winselte und schlug mit den Tatzen gegen die Thür. „Zerreiße sie in Stücken, Wolf, schlage deine Zähne in ihre weißen Finger, die ihn behext haben mit der Musik, die vom Teufel kommt! ... Wehe, wehe! Verdammt seist du da draußen, verdammt seien die Töne, die deine Finger hervorbringen; sie sollen zu giftigen Mordspitzen werden, die sich gegen dein eigenes Herz wenden und es zerfleischen!“ Abermals warf sie sich gegen die Thür. Das alte Bretergefüge erzitterte und ächzte, aber es wich nicht unter den Stößen des kleinen, ohnmächtigen Fußes. Elisabeth lehnte währenddem mit festgeschlossenen Lippen und bleichem Gesicht draußen. Sie hatte ein Stück Holz, das zu ihren Füßen lag, ergriffen, um sich nöthigenfalls gegen den Hund zu vertheidigen. Bei den Flüchen und Verwünschungen, die Bertha ausstieß, erbebte ihr ganzer Körper, doch sie richtete sich um so entschlossener und trotziger auf. Hätte sie einen prüfenden Blick auf das Thürschloß geworfen, so würde sie gemerkt haben, daß das Anstemmen ihrer zarten Gestalt ganz unnöthig sei, denn ein mächtiger Riegel war vorgesprungen, gegen den die schwache Kraft der Wahnsinnigen nichts auszurichten vermochte. „Wirst du wol aufmachen?“ tobte sie wieder drinnen. „Du durchsichtiges, zerbrechliches Ding! ... Ha, ha, ha! Goldelse nennt sie der alte Brummbär, den ich hasse wie das Gift; der Alte will durchaus nicht fromm werden, er mag zur Hölle fahren, aber ich werde selig sein, selig! ... Goldelse nennt er sie, weil es bernsteingelbes Haar hat! Pfui,

wie bist du häßlich, du Füchsin ... Mein Haar ist schwarz wie ein Rabenflügel, ich bin schön, tausendmal schöner als du! Hörst du das, du Affengesicht da draußen?“ Sie schwieg erschöpft, auch Wolf unterbrach sein Zerstörungswerk an der Schwelle.

Doch neben diesen drastischen Bildern webt auch der Traumgeist deutschen Waldes anmuthend und geheimnißvoll durch das ganze Werk; die Beschreibung des alten Schlosses darf sich mit ähnlichen Studien Adalbert Stifter's messen; die aristokratischen Kreise sind mit scharfer Satire gezeichnet. Hier ist alles einseitig, schroff, grell; aber der Hauch der Humanität, der durch das Ganze weht, versöhnt mit diesen kalten schwarzen chinesischen Tuschzeichnungen.

„Das Geheimniß der alten Mamsell“ (Nr. 2) ist origineller als „Goldelse“ und dürfte der beste der bisherigen Romane von E. Marlitt sein; schon deshalb, weil der Charakter des Professors Johannes nicht von Haus aus als Inbegriff männlicher Tugenden erscheint, sondern von sehr gehässigen Eigenschaften erst durch die Macht der Liebe geläutert wird. Die alte Mamsell mit ihren Blumen, ihren Vögeln, ihrem Klavier, ihren Handschriften und Geheimnissen, hoch oben in ihrem abgesperrten Dachlogis, ist eine durchaus originelle Erscheinung, und die Katastrophe, die sich dort in aller Stille vorbereitet und ein stolzes Patricierhaus in die Luft sprengt, ist wohl erfunden und doch nicht so leicht zu errathen. Felicitas ist herber, strenger, trotziger als Goldelse, dem Charakter nach mehr Jane Eyre, während der Professor nichts von Lord Rochester besitzt. Was in „Goldelse“ die Baronin Lessen, das ist im „Geheimniß der alten Mamsell“ Frau Hellwig, die in den Vorurtheilen des Geldstolzes eingefrorene Patricierdame. Auch sie ist eine Fromme; denn gegen die Frommen, die ihre Frömmigkeit zur Schau stellen und andern aufzudringen suchen, hat die Muse von E. Marlitt einen besondern Stachel. Doch wird dem Volkshaß hier sein Opfer durch einige mildere Züge entzogen, die wir bei der Baronin vergeblich suchten.

Ein ausgezeichnetes Charakterbild ist die junge Regierungsräthin mit „den weichen Linien des Profils, dem Glorienschein der hellen Locken über der Stirn, den blauen Augen, der rosigen Gestalt im duftigen, fleckenlos weißen Kleide“. Diese anmuthige Heuchlerin, die auf die Hand des Professors speculirt, und deren inneres Medusenantlitz nur bei der entscheidenden Katastrophe durch die reizvolle Engelslarve blickt, ist eine geniale Zeichnung, welche der feinen Beobachtungsgabe der Verfasserin, sowie ihrer Gabe zu charakterisiren, das beste Zeugniß ausstellt.

Daß es an jenen Ingredienzien des Volksromans, welche man „Sensationsmomente“ nennen könnte, auch in diesem Werke von E. Marlitt nicht fehlt, läßt sich bei der Richtung ihres Talents, welche das gewaltsam Wirkende nicht verschmäht, von vornherein mit Bestimmtheit annehmen. Die Dachwanderungen der Felicitas vertreten hier vorzugsweise die auf die Nerven berechneten Effecte. Der Schwindel in des Wortes ursprünglicher Bedeutung wird durch derartige Sensationsschilderungen hervorgerufen, die in der neuern Romandichtung nichts Seltenes sind. Wir brauchen blos an Victor Hugo's „Notre-Dame“ zu erinnern, an die fortwährenden Wanderungen in jenen schwindelerregenden Höhen und auf den schmalen Pfaden, die sie erlauben, an die Schauerscenen, wo Quasimodo den Priester herunterstürzt und dieser, sich an den Dachrinnen festklammernd, in den Lüften hängt, oder an Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde“ und die Schieferdeckerscenen auf dem Thurmdach. Dagegen erscheinen die Schwindelscenen von E. Marlitt noch immer im Stil des Familienromans gehalten, ohne die ungeheuerliche, auf die Thürme kletternde Romantik. Doch lebendig und spannend sind auch diese Schilderungen:

Ueber Felicitas' Haupte zog es bald seufzend, bald in lang gezogenen, leise pfeifenden Tönen hin, als sie den Corridor unter dem Dache betrat. Das Sparrwerk knarrte, und durch die Oeffnungen der sonnenerhitzten Hohlziegel fuhr stoßweise der schwüle, heiße Athem des Gewitterwindes. In diesem Augenblick hing eine grau und weiß gemischte Hagelwolke über dem Dächerquadrat, ein fahlgelbes Licht zuckte schräg auf den blumenbedeckten First, es glitzerte wie ein falscher Blick in den Glasscheiben der Vorbauthüre, über welche sich losgerissene Ranken des Ephen und der Kapuzinerkresse haltlos bäumten, und beleuchtete grell das aufgepeitschte Blättergewirr des wilden Weins. Als das junge Mädchen den Kopf aus dem Dachfenster steckte, fuhr ihr ein heftiger Windstoß über das Gesicht; er raubte ihr den Athem und zwang sie, augenblicklich zurückzuweichen — sie ließ den Unhold vorüberbrausen, dann aber schwang sie sich hinaus... Wem es vergönnt gewesen wäre, dies schöne, bleiche Gesicht mit den fest aufeinandergepreßten Lippen und dem düster entschlossenen Ausdruck aus dem dunkeln Dachfenster auftauchen zu sehen, der hätte erkennen müssen, daß das Mädchen einer entsetzlichen Gefahr sich vollkommen bewußt, und daß es bereit sei, selbst den Tod zu erleiden um seiner Mission willen!... Welch ein wunderbares Gemisch war doch diese junge Seele! Ueber einem heißen Herzen, das so glühend hassen konnte, ein so kühler, besonnener Kopf! Sie lief leichten Fußes über die knirschenden Ziegel, und nicht einen Moment dunkelte es vor diesen klaren Augen; ihr brausender Feind aber gönnte sich nicht viel Zeit zum Ausschnaufen — ein greller Pfiff, und er kam wieder daher mit niederstürzender Wucht. Die Vorbauthür flog klirrend auf, Blumentöpfe stürzten zerschmetternd auf den Fußboden der Galerie, und die uralten Sparren ächzten und zitterten unter Felicitas' Füßen. Sie stand noch auf dem Nachbardache, aber ihre Hände umklammerten das Galeriegeländer, das sie in demselben Augenblicke erreicht hatte. Wol riß ihr der Sturm das Haar auseinander und peitschte die gewaltigen Strähne, als sollten sie in alle Lüfte zerstreut werden, allein sie selbst stand fest. Nach einem Momente geduldigen Ausharrens konnte sie sich über das Geländer schwingen, und gleich darauf trat sie in den Vorbau... Hinter ihr brauste und tobte es weiter — sie hörte es nicht mehr, sie dachte auch nicht an den todbringenden Rückweg — die gefalteten Hände schlaff niederhängend, stand sie in dem kühlen, epheuumsponnenen Raume — sie sah ihn zum letzten male.

Noch schwindelerregender ist die folgende Scene, wo Felicitas bei der Rückkehr, um dem Professor nicht zu begegnen, hoch auf den First klettert und im Sturm die Eisenstange des Blitzableiters erfaßt.

Ueberhaupt hat dieser Roman durchaus frisches Leben und eine Fülle von genialen Zügen.

Der letzte Roman: „Die Reichsgräfin Gisela“ (Nr. 3), verleugnet durchaus nicht das bewährte Talent der Verfasserin und interessirt, indem er das Lieblingsproblem derselben einmal von der andern Seite faßt; er enthält Schilderungen von höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Aber er kehrt die Absichtlichkeit der Tendenz mehr hervor als die frühern. Da ist auch in den ganzen Kreisen der vornehmen Gesellschaft nicht ein einziger Charakter,

der, sei es auch nur durch Laune und überlegenen Humor, uns irgendwelche Sympathien abgewönne. Der Premierminister ist ein gemeiner Betrüger, seine schöne Gattin eine putzsüchtige Kokette, die Gouvernante, Frau von Herbeck, eine heuchlerische, adelsstolze Närrin; die Gräfin Schliersen eine für die Splitter des Nachbars vortrefflich ausgerüstete, gallenbittere Hofdame; der Fürst selbst eine harmlose, wenig anziehende Persönlichkeit. Die Vorgeschichte des Romans ist wol mit überzeugender Motivirung, aber doch etwas künstlich erfunden. Dagegen sind die Perspectiven des Romans weiter als die der vorausgehenden; seine offenen Flügelthüren gehen gleichsam hinaus in das Freie, wo der Genius des Jahrhunderts am rollenden Webstuhl der Zeit das Gewebe schlingt für das Bild einer freiern und schönern Menschheit, die sich aus engherzigen Verhältnissen zum Licht der Freiheit emporarbeitet.

In dem Charakter der Heldin, die, von diesem freiern Luftstrom angeweht, die Netze zerreißt, welche die Intrigue um sie geschlungen hat, in der Entwickelung dieses Charakters aus der Puppenhülle des schwächlichen Kindes zu einer selbstbewußten Persönlichkeit durch die Macht der Liebe, in ihrer Bekehrung von einseitigem Vorurtheil zu dem Glauben an die Rechte aller Menschen auf Glück und Bildung liegt der fesselnde Reiz dieses Romans, und in der That haben die Begegnungen der schönen Reichsgräfin mit dem Brasilianer, dem frühern deutschen Studenten, der einst das kleine schwächliche Grafenkind hart von sich gestoßen, denselben poetischen Hauch, wie er den Begegnungen der Goldelse und ihres aristokratischen Geliebten eigen ist.

Der Charakter des Brasilianers hat Züge von eigenthümlicher Kraft, und das exotische Colorit, welches die Dichterin ihm selbst wie seinem Waldhause zu ertheilen weiß, gibt ihm den Reiz der Originalität.

An lebendigen Schilderungen ist „Die Reichsgräfin Gisela“ so reich wie die frühern Romane E. Marlitt's; wir weisen nur auf die reizenden Idyllen des Pfarrhauses hin, als deren Mittelpunkt die Figur der tüchtigen, warmgezeichneten Frau Pfarrerin erscheint; auf die Scene mit dem tollen Hund, welchen der Brasilianer erschießt; auf die Brandscenen und die Schilderung des Festes im Schlosse. Trotz ihrer Begeisterung für den Tiers-Etat, welche es dreist mit Gustav Freytag's Verherrlichung des Bürgerthums aufnehmen kann, hat die Dichterin dennoch einen chevaleresken Zug: sie liebt die Pferde und Hunde, die in der „Reichsgräfin Gisela“ wie in „Goldelse“ eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Um von dem echt malerischen Colorit einzelner Schilderungen eine Probe zu geben, wählen wir die Scene aus, in welcher wir zuerst die zur Jungfrau erblühte Heldin des Romans wiedersehen, wie sie arme Dorfkinder auf dem kleinen See spazieren fährt:

Die heiße Julisonne brannte senkrecht über dem Gewässer; glatt wie eine goldene Tafel lag sein Mittelpunkt da — nur bisweilen zitterten leise Schwingungen vom Ufer her und gruben krause, wunderliche Charaktere — vielleicht ein Gedicht des Waldes — in die Fläche. Der Wasserring aber, über welchem das Ufergebüsch und die verschränkten Eichen- und Buchenäste hingen, war dunkel und geheimnißvoll wie der Wald selbst.... Und auf dieser gründämmernden Bahn zog leise ein Kahn hin. Das Ruder reichte hinaus in die sonnendurchleuchtete Flut und hinterließ, leicht einsinkend, eine schmale, blitzende Furche; manchmal verschwand es — dann drehte sich der Kahn und fuhr auf das Land auf. Ein Mädchen saß am Ruder, und auf der schmalen Bank ihr gegenüber hockten drei Kinder, zwei Knaben und ein allerliebstes kleines blondköpfiges Mädchen. Die Kinder sangen aus voller Brust, mit glockenhellen Stimmen:

> Ich hab' mich ergeben
> Mit Herz und mit Hand
> Dir, Land voll Lieb' und Leben,
> Mein deutsches Vaterland!

Der Kahn saß fest und schwankte nicht mehr, und da ließ es sich noch einmal so schön singen über den See hinüber und zwischen die ernsthaften Waldbäume hinein. Das Mädchen am Ruder hörte schweigend zu. Hinter ihr durchschnitt ein sanft emporsteigender, moosbewachsener Weg das Dickicht und der Wald that sich tief auf in seiner grünen Finsterniß. Auf die Kindergruppe fiel noch ein Hauch des goldenen Tags draußen — das blonde Haar des kleinen Mädchens flimmerte, und die Knaben, die nach dem See hinaussangen, hielten die Hand schützend über die Augen. Die junge Schifferin aber saß tief im grünen Dämmerlicht, nur über ihre Knie hin legte sich ein blasser, durch das Blätterdach zuckender Goldstreifen wie ein reichgewirkter Tunicasaum, und die perlmutterweiße Stirn umkreiste traumhaft ein blauschimmerndes Stäbchen — eine verirrte Libelle.

Die Verfasserin hat diesen Roman Hrn. Ernst Keil, dem Schöpfer der „Gartenlaube“, zugeeignet und sagt in der Widmung von ihrem Verleger so viel Rühmliches in Prosa, wie nur Heinrich Heine in den Versen seines „Wintermärchen“ von dem seinigen sagt:

Sie haben mich hinausgeführt auf den sengend heißen Boden der Oeffentlichkeit und Ihre starke Hand behütend und fördernd über mein redlich gemeintes Streben gehalten; Sie haben mit mir gejubelt, als meine Worte Widerhall fanden in den Herzen der treuen Gartenlaubenleser, und mich ermuthigt und getröstet, wenn hier und da eine Hand plump aus mystischem Dunkel nach mir herübergriff und mein Wollen und Wirken zu verdächtigen suchte; Sie haben gemacht, daß das so oft gehörte Wort vom kärglichen Brot des deutschen Schriftstellers für mich nur die Bedeutung einer von fern herüberklingenden Mythe hat — ist es da nicht selbstverständlich, daß ich einmal wenigstens meiner Hochschätzung für Sie öffentlich Ausdruck geben möchte?

Wenn sie aber der „Gartenlaube“ nachrühmt, daß sie den Segen einer sittlich reinen, von verknöcherten Dogmen und Formen sich losringenden Weltanschauung ausströme, daß aus ihr der weiche Odem der Menschenliebe wehe, und daß sie mit denen zürne, die nur ihres persönlichen Vortheils willen nach der Wiederkehr alter verrotteter, menschenfeindlicher Institutionen ringen: so hat sie mit diesen Worten auch das geistige Gepräge ihrer eigenen Schöpfungen treffend charakterisirt und diejenige geistige Richtung, durch welche sich dieselben über die bloße Unterhaltungsliteratur erheben, obgleich wir ihnen das Lob nicht versagen können, daß sie zu den unterhaltendsten Werken unserer neuen erzählenden Literatur gehören.

Rudolf Gottschall.

Neuere dramatische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 18.)

13. Valentin. Ein bürgerliches Schauspiel in drei Acten von Victor Stern. Wien, Lechner. 1868. 8. 22 Ngr.

Dies Drama gehört in die dramatische Schule und Richtung von Otto Ludwig und Friedrich Hebbel, mit denen es in realer Manier, in drastischen Zügen und dem Ausdruck einer gewissen Naturwahrheit übereinstimmt. Es verräth entschieden Talent, ist aber wegen der Craßheit seiner Handlung und einer durchaus unklaren, man möchte sagen knabenhaften Intrigue für die Bühne unverwendbar.

Valentin, ein junger Volksschullehrer in einem Landstädtchen am Fuße des Riesengebirgs, steht in dem Verdacht, seinen Freund Oswald, einen Forstverwalter derselben Gegend, ermordet zu haben. Obschon die gerichtliche Untersuchung ihn wegen fehlender Beweise hat freisprechen müssen, so glaubt doch nichtsdestoweniger das Volk an seine Schuld, und dies um so hartnäckiger, als aller Welt bekannt ist, daß Oswald so gut wie Valentin um Marie, die schöne Tochter des Webermeisters Wendelin, sich beworben hat. Marie hat Valentin begünstigt und sollte an dem Tage, an welchem Oswald verscholl, mit jenem getraut werden. Das räthselhafte Verschwinden Oswald's, die gefängliche Einziehung Valentin's, seine lange Haft während der Untersuchung und endlich der auf dem Unglücklichen zurückbleibende Verdacht haben ihn um Stellung, Unterhalt und infolge dessen auch um die Möglichkeit gebracht, Marie heirathen zu können. Letztere hatte sich denn endlich anderweitig mit einem reichen Kaufmann aus der Residenz, mit Namen Dorn, verlobt. Dorn stand mit ihrem Vater in Geschäften und kam, als dieser in Unglück gerieth, ihm zu helfen und ihn aus seinen Verlegenheiten herauszureißen. Es geschah dies wol nicht ganz ohne Absichten auf Marie, die er kennen und lieben gelernt hat und in der er einen Ersatz für seine jung verstorbene Frau sowol für sich als seine unerwachsenen Kinder zu gewinnen hofft. Marie, die Valentin noch immer liebt, aber wohl erkennt, daß sie nun dessen Gattin nicht mehr werden kann, hat auf Drängen ihres Vaters in eine Verbindung mit Dorn gewilligt, und als der Vorhang in die Höhe geht, finden wir sie mit ihrer Jugendfreundin Christel am Vorabend ihrer Hochzeit vor ihrem Brautstaat.

Christel ist ganz Freude, ganz Entzücken über alle die Pracht und Herrlichkeit, die der reiche Dorn seiner Braut ins Haus geschickt. Die Braut selbst aber ist traurig, zerstreut und einsilbig. Als Christel sie wider ihren Willen anputzt, um zu sehen, wie Brautkranz, Schleier, Halsgeschmeide und Ohrgehänge der, wie sie meint, glücklichen Jugendgespielin zu Gesicht stehen werden, erschrickt letztere und erzählt, wie sie in einer Art von Vision sich bereits darin erblickt:

Marie. Plötzlich schien es mir, als wären aus dem einen Spiegel drei geworden, und in jedem sah ich mich als Braut mit Myrtenkranz und Schleier geschmückt. Die Spiegel waren eigen hintereinandergestellt, näher und ferner. Und wie ich so stand und hineinblickte, da schienen die drei Bräute im Myrtenkranz und Schleier sich langsam von mir fortzubewegen und gingen hinaus ins Freie, ins Grüne, dort vor der alten verfallenen Stadtmauer vorbei, den reißenden Mühlbach entlang — dem Kirchhof zu.

Christel. Mich überläuft's.

Marie. Und da ich mich in dem ersten Spiegel schaute, sah ich mich als Braut am Kirchhof in die Todtenkapelle eintreten und auf die Kanzel hinaufsteigen, und auf der Kanzel stand der alte Küster, und der schlug das Buch der Todten auf, und als ich hineinstarrte, da war's mit großen Buchstaben zu lesen: „Marie Wendelin, die Weberstochter.“

Christel. Gerechter Gott!

Marie. Doch schon fiel mein Blick durch den ersten hindurch in den folgenden hinein. Da kam durch die lange Friedhofskapelle der Zweiten im Myrtenkranz und Schleier ein Leichenzug entgegengeschritten, voran wieder der alte Küster, und als ich den Alten frug: „Wen begrabt ihr hier?“ Da war die Antwort: „Marie Wendelin, die Weberstochter.“

Christel. Hör' auf, ich bitte dich um aller Heiligen willen, hör' auf, sonst packt mich der Graus noch heute Nacht.

Marie. Und weit und weiter strahlte mir durch den ersten und zweiten hindurch aus dem letzten Spiegel die dritte entgegen, bei einem mit Cypressen überhangenen Grabe stillstehend, und da ich mich zu dem Grabstein herabbeugte, die Inschrift zu lesen, war in den Stein ein Name gemeißelt, o, entsetzlich! mein Name: Marie Wendelin, die Weberstochter!

Eine weitere Unterredung der Jugendfreundinnen wird durch das Erscheinen Valentin's unterbrochen, der sich still und wortlos in eine Ecke der Stube setzt. Als Christel gegangen, berichtet er auf Mariens Befragen, daß seine Bemühungen um irgendeine kleine Stelle wieder vergebens gewesen. Niemand will sich mit einem Menschen einlassen, der in dem Rufe steht, einen Mord begangen zu haben. Ein Pächter kommt, Feldarbeiter bei Wendelin zu suchen; Valentin bietet sich auch dazu an und wird auch hier wieder abgewiesen. Nun theilt er Marie mit, daß er nach Amerika wolle. Er hat Auswanderer gesehen, welche durch die Gegend kommen, und ist entschlossen, sich diesen anzureihen. Hier endigt der erste Act.

Im zweiten erachtet es der alte Wendelin für seine Pflicht und Schuldigkeit, Dorn die Vergangenheit und Geschichte seiner Tochter zu erzählen, die wir bereits kennen. Sein künftiger Schwiegersohn hört ergriffen zu, und da er endlich auch vernimmt, daß Valentin auswandert, hofft er alles von der Zeit für das Glück und die Ruhe seines Hauses, das bereit steht, seine zweite Gattin zu empfangen.

Nachdem nun Wendelin noch einmal mit Marie gesprochen hat und in sie gedrungen ist, Valentin zu vergessen, bleibt diese allein, um sich zu Bett zu begeben. Es sind wunderbare, aber wahre und tiefergreifende Gedanken, die ihr durch den Kopf gehen, Gedanken wie die folgenden:

Marie. Wer nur einen Blick in die nächste Zukunft hineinwerfen könnte! Für ein Mädchen ist es doch ein so banges Gefühl, das sie beschleicht, fühlt sie die Nacht vorher sich noch ganz als Mädchen, und Mädchen mehr als je zuvor — und dann wieder eine Nacht, wo sie den ungeheuern Kampf gleich einer wildgereizten Löwin auskämpfen muß; doch ist es der Kuß der Liebe, der sie bezwingt, und ehe sie noch ahnte, daß sie aufgehört hat Mädchen zu sein, ist sie schon Weib in seinen Armen — in seinen Armen! In wessen Armen? In Valentin's? — In Dorn's Armen! — Mir schaudert!

Dieser Schauder wird erhöht durch ein dunkel aufsteigendes Wetter. Eben will Marie Fenster und Laden schließen, als Valentin vollkommen reisefertig eindringt, um einen letzten Abschied zu nehmen. Bei diesem Abschied bricht nun auf einmal sein ganzer Schmerz, sein voller Zorn über sein Schicksal aus. Er verwünscht und verflucht alle Tage seines Lebens, die Träume und Täuschungen der Welt und zuletzt auch Marie. Er verlangt von dieser eine Kette zurück, die er ihr einmal gegeben und welche seine sterbende Mutter ihm einst in die Hand gedrückt, daß er sie derjenigen schenke, die er liebt und die ihn wieder liebt. Diese Kette kann ihm Marie aber jetzt nicht zukommen lassen.

Marie. Ich trug die Kette noch diesen Abend, da bemerkte es spöttisch die Christel und fragte mich, ob die Kette auch zu den übrigen Brautgeschenken gehöre; und sei's nun Scham, sei's Verwirrung — ich nahm schnell die Kette mir vom Halse — knüllte sie in meinen Händen zusammen — und schob sie mir, ohne daß sie's merkte — da vorn vor der Brust herein.

Valentin gibt sich seltsamerweise damit zufrieden, bittet, die Kette ihm nach Hamburg nachzusenden, und will fort. Aber das Wetter ist herauf und Marie will ihn nicht lassen. Sie erinnert ihn an alte Zeiten, an ihre Kindheit, ihre Spiele, an ihre Liebe endlich. Noch einmal steigt diese schöne Epoche mit all ihrem Reiz und Zauber in ihren Seelen empor. Die Leidenschaft erwacht und entflammt ihre Herzen, mitten unter dem losbrechenden Gewitter löscht der liebestrunkene Valentin die Lampe und — der Vorhang fällt.

Im dritten Act wird es Morgen. Der Rausch der Liebe ist verflogen, die Besinnung kommt und Hand in Hand mit ihr die Reue. Valentin ist ernüchtert, voll Sorge und ohne Rath; Marie entgeistert, von der Schande niedergedrückt und in Verzweiflung, fast sinnlos. Ohne zu wissen, was sie thut, thut sie den Brautstaat an und tritt vor den Spiegel, und im Spiegel sieht sie nun aufs neue ihre Vision. Schaudernd sinkt sie zusammen, indem sie voll Entsetzen schreit: „Ich bin eine....!"

Das reißt Valentin empor. „Komm mit", ruft er, „komm mit in die Neue Welt. Die ist groß und frei und fragt nicht, wen sie beherbergt. Wirf dich an mein Herz. Da findest du Heimat, Name, Gatten, Vater, alles, alles wieder. Vertraue dich dem Arm der Liebe, der dich auf Meereswogen wiegt!"

Eben ist man im Begriff zu fliehen, da klopft Christel, welche die erste sein will, die die Braut an ihrem Ehrentage begrüßt. Nun ist keine Rettung mehr möglich und das Verderben da. Marie vergeht in Angst und Scham. Außer sich ergreift sie die Pistole, die Valentin im Gürtel trägt. „Es bleibt keine Wahl mehr", sagt sie, „schieß zu."

Während nun draußen die Hochzeitsmusik und die Hochrufe der Nachbarn und Freunde anheben, fällt der Schuß. Marie sinkt todt zu Boden. Ehe aber Valentin Zeit hat, sich die tödtende Kugel ins eigene Herz zu senden, wird die Thür erbrochen und die Leute dringen ein.

Da dieselben nun Marie todt am Boden, Valentin aber mit der Pistole in der Hand finden, so ist es ihnen klar, daß sie in diesem einen Doppelmörder zu erkennen haben. Wüthend dringen sie auf ihn ein, und schon hofft Valentin unter ihren Streichen zu erliegen, da wirft sich die Obrigkeit und ein Fremder dazwischen.

Dieser Fremde ist natürlich Oswald, der nun erschüttert folgende sonderbare Geschichte zum besten gibt:

Wahr ist's, ich liebte Marien, und den Gedanken, sie in wenigen Stunden mir unwiederbringlich entrissen zu sehen, vermochte ich nicht zu ertragen. So stürzte ich mich in die hochschäumenden Wogen, Valentin zu meiner Rettung mir nach. Schon hatte er mich gefaßt, vergebens, daß ich ihm den Tod abzuringen versuchte; gerettet glaubte er mich schon von seinen Händen, da trennte uns eine h o c h e r s c h ä u m e n d e Wasserwoge(!) und aus meinen Augen verschwand er, dem Ufer zu; ob lebend oder todt, noch weiß ich's nicht. Mich aber riß der Strudel hin ans jenseitige Ufer, und fort trieb's mich in Verzweiflung noch in selber Nacht und so viele Tage auf abseits gelegenen Wegen, bis ich endlich die hohe See erreichte. Ein Schiff, das eben seine Segel blähte, begrüßte ich mit Jubelruf, nahm Matrosendienste darauf und hinüber schiffte ich nach der Neuen Welt.

Diese Aussage ändert viel. Man erkennt daraus, daß man Valentin unrecht gethan. Aber was weiter? Der Mörder Mariens bleibt er doch und das Schaffot ist ihm gewiß. Da hat der Bürgermeister einen Einfall. Er nimmt die Valentin entrissene Pistole und steckt sie ihm mit den Worten zu: „Dein Leben ist verwirkt — ich biete dir diese Waffe, tritt auf die Seite — ein Druck mit dem Finger, und du hast's überstanden!"

Valentin jedoch schleudert die Pistole von sich, indem er ruft:

Jetzt nimmermehr! O ich verstehe euch nur zu gut, die ihr euch früher so sorgenbedächtig um mich schartet. Jetzt spieltet ihr mir gern das Mordwerkzeug in die Hände, doch nicht um meinet-, um euertwegen ist's euch nur zu thun! Ich werde nicht Hand an mich legen. Hier überliefere ich mich dem Arme der Gerechtigkeit. (Für sich.) Der Skorpion, wenn er die Ferse sich schon auf dem Nacken fühlt, hat noch ein letztes tödliches Gift für seinen ärgsten Feind bereit, das er nach zuckend an ihm ausläßt. Auch ich habe ein solches Gift für euch, das euch noch brennen wird, wenn euer Athem kürzer und das Gewissen euch ans Ende mahnen wird; denn nun müssen sie mich richten, und das ist mein Trost!

Beweint, bemitleidet, fast verehrt geht Valentin ab, indeß Dorn ihm nachruft: „Doch die Schuldigen waren wir!"

Dies ist das Stück, das, wie bereits gesagt, durchweg im realistischen Genre gehalten, manche Schönheit aufweist. Es besitzt Momente von überraschender Wahrheit und selbst von einer Art Größe, namentlich in den Auftritten zwischen Valentin und Marie. Hier ist die Liebe mit einem lebhaften Pulse, gleichsam mit dem warmen Herzschlag des Lebens geschildert. Das Aufdämmern, Erwachen und endliche Ueberströmen der Leidenschaft ist mit wahrhaft sinnlichem Hauche vergegenwärtigt. Auch die Ernüchterung und das Elend danach erscheint mit wirksamen und echt dramatischen Strichen ausgeführt. In der Stimmung, im Colorit der Situation ist Victor Stern von hervorragender Bedeutung. Ganz unbedeutend, unreif und pueril erweist er sich dagegen in der Motivirung und in der Entwickelung der Intrigue. Warum soll Valentin denn durchaus den Oswald ermordet haben? Es liegt ja gar kein Grund vor. Er ist doch der Begünstigte, der siegende Nebenbuhler; ihn hat ja Marie erwählt. Und wie curios die Entweichung Oswald's. Konnte dieser nicht schreiben, sich nicht erkundigen, was

aus Valentin geworden? Und warum kehrt er zurück? Das alles ist unklar und haltlos. Dieser ganze Conflict mußte anders gestaltet werden, sollte darauf eine Tragödie gebaut werden. Die Tragödie liegt hier nur im Dialog, durchaus nicht im Stoff und dessen Aufbau. Dazu kommt, daß sich das Ende des zweiten Actes doch nicht gut auf die Bühne bringen läßt. Hier sind der Sinnlichkeit doch allzu große Zugeständnisse eingeräumt. Es fehlt nicht viel, so sehen wir vor unsern Augen die Liebe alle ihre Mysterien in ostensibelster Weise preisgeben. Und wie es scheint, ist die Provocation dazu nicht einmal ganz natürlich ausgebeutet. Der Dichter, wenn er doch einmal hier die Sinnlichkeit in ihrem ganzen Recht zeigen wollte, warum ging er da nicht so herzhaft ans Werk, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot?

Die kleine Episode mit der Halskette nimmt sich ziemlich nichtssagend, ja fast albern aus. Valentin will die Kette zurück; Marie wünscht sie zu behalten und trägt sie auf der Brust. Was liegt da näher, als daß Valentin in seiner wilden, aufgereizten Stimmung sie ihr zu entreißen, zu entwinden trachtet? Dabei dürfte es leicht geschehen, daß er ihr das Tuch, das Mieder vom Busen riß und dieser in seiner ganzen jungfräulichen Fülle und Schönheit ihm entgegenquölle und seine Begehrlichkeit entflammte. Wilhelm Hertz hat in seinen Liedern und Balladen solche Momente glücklich erfaßt. Auch Victor Stern hätte das für sein Drama thun können, sobald er eben davon abzusehen sich entschloß, daß es zur Darstellung gelange. Er hätte dann allerdings mehr Werth auf poetischen Gehalt legen und in seinem Trauerspiel uns vorzugsweise ein Gedicht von erotisch überflutendem Geiste bieten müssen, ein Wilhelm Heinse des Dramas!

14. Christa. Drama in vier Aufzügen von Emerich Graf von Stadion. Pest, Heckenast. 1869. 8. 15 Ngr.

Ein ähnliches, nur literarisch viel schwächeres sociales Schauspiel. Hilmar, der Sohn des Oberförsters Waldsee, liebt Christa, die Tochter eines Schmieds, geräth aber als Privatsecretär des Freiherrn auf Düstereiche in die Netze einer vornehmen Kokette, einer Gräfin Ada Syr, deren Herzlosigkeit und Falschheit er leider so spät erkennt, daß er erst zu seiner Jugendgeliebten zurückkehrt, als deren Herz bereits gebrochen.

Dieser nicht eben sehr neue Vorwurf ist von dem Autor noch obenein weder sehr dramatisch geschickt noch poetisch originell ausgeführt worden. Das Werk ist, wie der Verfasser auch selbst einräumt, mehr ein Product der Muße als der Muse und verdankt seine Entstehung in höherm Grade der Beflissenheit, Lila von Bulyowszky, der bekannten Darstellerin, der es gewidmet ist, eine Huldigung darzubringen, als von dem Drange dichterischen Talents Zeugniß abzulegen.

15. Heimatlos. Schauspiel in fünf Aufzügen von Maximilian Gramming. München, Fritsch. 1868. Gr. 8. 21 Ngr.

Dies ist einer von jenen dramatischen Versuchen, bei denen es Mühe kostet, sich nicht über sie lustig zu machen. Das Stück ist ohne Zweifel mit Ernst und Eifer verfaßt, aber so unreif und schülerhaft in seiner Idee, seinem Gang und seiner Sprache, daß es unter die weniger geglückten Stilübungen eines Gymnasiasten gezählt werden muß.

Irgendein armer Poet, der daheim in seiner stillen Klause an einer Tragödie: „Das Mutterherz“, schreibt, trifft zufällig draußen unter einem Lindenbaum mit Comtesse Amalie zusammen, die aus seinen Gedichten ein Epos: „Ahasverus“, laut vor sich hinliest. Die Begeisterung, mit der es geschieht, entzückt unsern Helden und er knüpft infolge dessen mit der vornehmen jungen Dame eine Unterhaltung an, in der er erfährt, daß sie noch nie einen Dichter gesehen und um alles gern den Autor der Verse kennen lernen möchte, aus denen sie soeben lange Stellen zum besten gegeben. Unser Poet, der vorhin seinem Freunde Schwarz gestand, daß Dichter nur einmal des Tags essen, wahrscheinlich weil die Natur, die precäre Stellung derselben kennend, ihren Magen besonders darauf eingerichtet, unser Poet schildert nun seiner jugendlichen Verehrerin das Leben eines Dichters, sein Leben, das heimatlos erscheint, seit man seine Mutter begraben. Der Dichter ist „schuldlos fluchbeladen, ohne Heimat, ohne Liebe! Nur seine Lieder sind seine Freunde, sie sind seine Begleiter auf seinem dornigen Lebenspfad; sie werden es bleiben und es (!) einstens geleiten dahin, wo seine Mutter gegangen ist und wo es (!) auch seine Heimat finden wird.“

Diese Erzählung rührt Gräfin Amalie und sie sagt: „Ach, wenn Sie den Dichter wieder treffen, so sagen sie ihm, er solle zu mir kommen, ich wolle ihm helfen!“ Und um auch sogleich einen Beweis zu geben, wie ernst sie es damit meint, „langt sie sofort in die Tasche“ und gibt dem Dichter Geld, das dieser zwar anfangs ausschlägt, „weil Dichter auch ihren Stolz haben“, dann aber doch annimmt, weil die Comtesse ihn sehr bittet, es dem Armen zuzustellen. Der Arme, verspricht der Empfänger, wird nun auch sein nächstes Gedicht der Spenderin weihen, wobei die letztere den Wunsch verlauten läßt: „er solle ja recht viel von Freiheit und von Liebe hineinschreiben“.

Im zweiten Act gibt sich der Dichter bei einem verabredet gewesenen Stelldichein als Verfasser des „Ahasverus“ zu erkennen und wird nun selbstverständlich abgöttisch von der Comtesse geliebt. Leider aber trifft diese Liebe auf Hindernisse. Amaliens Mutter, Gräfin Rosa von Schönhoff, eine frivole, eitle Frau, die um jeden Preis Ministerin und Excellenz sein will, hat ein sträfliches Verhältniß mit Baron Haselwitz. Damit dies Verhältniß ja recht „ungenirt“ sein könne, soll Haselwitz Amalie heirathen, denn, so heißt es wörtlich weiter:

Haselwitz. Wenn ich erst verheirathet bin, dann besuche ich Sie recht oft — noch öfter wie jetzt! Und dann —

Rosa. Und dann —

Haselwitz. Deckt ja die Ehe alles zu und ich kann meine Rosa recht ungenirt küssen.

Es wird nun gegen den Dichter cabalisirt: die Gräfin Schönhoff bestimmt ihren Mann, der sich den Ministerposten glücklich wieder hat entgehen lassen, gegen den Dichter und für Haselwitz zu operiren, der statt Schönhoff's Minister geworden und Schönhoff zu protegiren verspricht. Schönhoff, ein guter, etwas schwachköpfiger Mann, wirkt in der gewünschten Art auf sein Kind ein und sagt zu diesem Ende zu Amalie:

Der Mensch kann alles, wenn er will, und selbst im Unglück kann — muß er sich glücklich fühlen! Ich hatt' es auch gekonnt! Habe freilich einige graue Haare und kleine Kritzel ins Gesicht bekommen; die Bäume, die gegen die Wetterseite stehen, bekommen auch so eine gewisse Rindenfarbe, so einen gräulichen Anschein, eine Moosbewachsung. Und der Mensch ist eine Weide, die sich beugt, wenn der Sturm darüber hinfegt, und die, wenn der Sturm vorüber ist, ihre Krone wieder zum Himmel erhebt! So glaube ich denn meine Pflicht als Vater erfüllt zu haben — beherzige die Worte deines Vaters und behalte ihn lieb in deinem künftigen Stande, grolle ihm nicht! Sei überzeugt, deinem Vater kostete der Schritt mehr Thränen und mehr Kampf als vielleicht dir selbst; denn Väter haben eine Verantwortung! (Er weint.)

Diese Worte und Thränen besiegen Amalie und sie willigt ein. Inzwischen ist Haselwitz bei dem Dichter eingedrungen und hat demselben Manuscripte entwendet, in denen er für Haselwitz und gegen Schönhoff auf seines Verlegers Bestellung Partei in den Zeitungen ergriff. Diese Papiere verliert Haselwitz bei der Verlobung; sie fallen Schönhoff in die Hände und dieser, der infolge dessen die Intriguen durchschaut, erklärt sich gegen Haselwitz, sodaß dieser racheschnaubend das Haus verläßt, in dem man noch kurz zuvor den Dichter mit der Verlobung Amaliens mit Haselwitz überrascht hatte.

Natürlich ist er verzweiflungsvoll fortgestürzt und geräth darauf bei seinem Freunde Schwarz in einen Zustand, der sich durch „wirre Blicke und gräßliche Blicke" als entschiedener Wahnsinn zu Tage legt. Zum Ueberfluß hat ihn Haselwitz noch ins Gefängniß sperren lassen, und als Amalie und ihr Vater kommen, um ihn zu befreien, stirbt er ihnen unter den Händen weg, im Sterben flehend, ihn unter der Linde zu begraben, unter der er zuerst Amalie gesehen. Zuletzt kommt noch heraus, daß der Dichter der Sohn Schönhoff's war, den er seinem zweiten Weibe zu Gefallen verstieß.

Diese wirrigen, unklaren, verzwackten Vorgänge und die curiose Sprache, in der sie sich ausdrücken, kennzeichnen die Arbeit als ein vollständiges Stümperwerk, für welches wir auch bei der größten Milde und Nachsicht nicht umhin können, dieselbe zu erklären.

Dasselbe gilt von:

16. Der Judenhaß. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Oswald. Meiningen, Brückner und Renner. 1868. Br. 8. 12 Ngr.

Das Stück spielt in einer süddeutschen Reichsstadt im Jahre 1349, wo leichtfertige, liederliche Patricier eine ausbrechende Pest benutzen, um eine ganze Reihe von Judenfamilien als Brunnenvergifter anzuklagen und zu vernichten, blos um sich so die Schulden vom Halse zu schaffen, die sie bei den Hebräern gemacht.

Das Stück ist so unsicher und schwankend, daß es sich kaum auf den Beinen hält und ohne allen dramatischen Halt und stricten Gang dahertaumelt. Es ist die baare dramatische Unfähigkeit, die sich hier zur Anschauung bringt.

17. Der rechtmäßige Erbe. Schauspiel in fünf Aufzügen von Eduard Bulwer Lord Lytton. Ins Deutsche übertragen von Karl Hermann Simon. Leipzig, Weber. 1869. 8. 24 Ngr.

Bulwer's Schauspiel dürfte den Ruhm des englischen Romanschreibers nicht vermehren, wenn es freilich ihm auch wol keinen Abbruch thun wird. Dieses Drama zählt einigermaßen zu den Ritterstücken, und spielt zur Zeit der spanischen Armada, d. h. in jener Epoche der englischen Geschichte, in welcher Königin Elisabeth einen Angriff Spaniens zur See erwartete und infolge dessen ihre Flotten kriegsgerüstet zur Deckung bereit hielt.

In jener Epoche lebt eine Lady Montreville, eine Gräfin von Geburt, mit ihrem einzigen Sohne, Lord Beaufort, in ihrer stattlichen Grafschaft. Sie hatte, ehe sie sich legitim vermählte, einem Pfande der Liebe das Leben gegeben, einem Knaben, den sie später anzuerkennen in Absicht gehabt. Nachdem sie jedoch einen rechtmäßigen Sohn geboren, hat sie dies auch nach dem Tode ihres Gatten nicht gethan, sondern statt dessen den Bastard auf ein Kriegsschiff stecken lassen, von woher man die Kunde von dessen Tode ihr übermittelte.

Die Familie der Lady weist nämlich einen armen Vetter, Sir Grey de Malpas, auf, welcher darauf speculirt, der Erbe der Montrevilles zu werden, und der, um zu diesem Ziele zu gelangen, nichts sehnlicher wünscht, als daß der Teufel den legitimen sowol wie den illegitimen Sohn seiner Verwandten holen möge. Um dem Fürsten der Hölle dies freundschaftliche Werk zu erleichtern, hat er einen zu Grunde gegangenen Mann, einen gewissen Wrecklyffe geworben, der Vyvian, den unehelichen Sohn der Gräfin, aus dem Wege räumen sollte, dieser löblichen Absicht aber nicht nachgekommen ist. Vyvian, der zum Kapitän des Kriegsschiffs Dreadnought emporgestiegene Seemann, ist eben jetzt nach England zurückgekehrt, einmal um seiner Abkunft, namentlich seiner Mutter nachzuforschen, dann aber auch um Eveline, eine Mündel der Gräfin Montreville, sich als Gattin heimzuholen. Er hat dieselbe auf dem Meere aus einer großen Gefahr errettet und später von Herzen lieben lernen. Nach dem Tode ihrer Aeltern hat Lady Montreville Eveline zu sich genommen, und hier nun sucht Vyvian sie auf. Daß er der erstgeborene Sohn jener hohen Dame ist, wird ihm, dieser selbst und natürlich auch Grey sehr bald klar. Letzterer reizt die Mutter, reizt Lord Beaufort gegen Vyvian auf. Bei der erstern gelingt ihm dies, weil sie die Beeinträchtigung und gesetzliche Hintansetzung ihres zweiten Sohnes fürchtet, der, reich und vornehm erzogen, es nicht ertragen würde, die Hauptbesitzungen, die von mütterlicher Seite herrühren, dem Erstgeborenen abzutreten; bei Lord Beaufort, der natürlich von dem Geheimniß keine Kenntniß hat, nicht weniger, denn dieser liebt Eveline und ist auf Vyvian eifersüchtig. So scheinen die Dinge für den Intriguanten vortrefflich zu gehen. Lord Beaufort und Vyvian gerathen aneinander und schwören, sich einander die Hälse zu brechen. Sie geben sich zu ihrem Zweikampf ein Stelldichein auf einem Felsen, den der Schiffskapitän passiren muß, um an den Strand und zu seinem Schiffe zu kommen. Der Sicherheit wegen hetzt Grey noch Wrecklyffe hinterher.

Aber Vyvian, der inzwischen die Seele seiner Mutter hat ergründen lernen, will freiwillig auf alles, nur auf Eveline nicht verzichten, und als er auf sein Schiff zurückgerufen wird, um gegen die Spanier in See zu gehen, verzichtet er darauf, sich mit Beaufort zu schlagen. Dieser, weil er die Beweggründe der Schonung nicht kennt, will ihn zum Zweikampfe zwingen und eilt ihm

mit gezogenem Degen an den Rand der Klippe nach, wo Vyvian sich an den Ast eines Baums stützt. Hier nach ihm schlagend, nöthigt er den Gegner sich zurückzubeugen, wobei der Ast bricht und Vyvian in die Tiefe stürzt.

Dies ist die Handlung von vier Acten. Im fünften finden wir Lord Beaufort von seiner Schuld niedergedrückt, Grey aber in Zweifel über den Ausgang der Sache, da man Vyvian's Leiche nicht aufgefunden. Dennoch liegt es natürlich in seinem Interesse, daß der Erzieher Vyvian's, dem er das Duell auf der Klippe verrathen, gegen Lord Beaufort klagt und diesen vor Gericht zieht. Vor diesem Gericht soll Beaufort, der reuig eingesteht, eben verurtheilt werden, als ein Ritter mit geschlossenem Visir erscheint, der den Handschuh für des Lords Unschuld hinwirft. Sir Grey de Malpas, in allen seinen Hoffnungen betrogen, denn er ist ja der Erbe von Montreville, wenn Beaufort dem Gesetze als Mörder anheimfällt — Sir Grey de Malpas will eben mit dem Fremden in die Schranken treten, als dieser den Helm abwirft und sich als Vyvian zu erkennen gibt.

Vyvian ist nämlich wunderbar damals dem Tode entgangen, und nur Wrecklyffe verunglückt, der ihm nachträglich zu Leibe wollte. Er ist inzwischen mit Essex in den Krieg gezogen und durch seine Tapferkeit zu hohen Ehren gelangt. Nun bietet er Bruder und Mutter die eine Hand zur Versöhnung, seiner Eveline aber, die immer auf sein Wiederkommen in treuer Liebe gehofft, die andere zum Ehebunde, indeß Sir Grey verachtet und mit Schande bedeckt abziehen muß.

Das Schauspiel ist nicht uninteressant und hat ein paar höchst wirksame Scenen; einige Momente athmen sogar den Hauch echter Poesie. Im ganzen aber ist das Drama von etwas frostiger und dürrer Haltung; das warme, pulsirende Leben fehlt, es erscheint gemacht — nicht ohne Geist und Geschick gemacht, aber doch gemacht.

Aehnliches gilt von:

18. Der Millionär und der Künstler. Drama in vier Acten, aus dem Italienischen des Paolo Giacomelli, von Ernst Preyer. Karlsruhe, Bielefeld. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Der Inhalt dieses Stücks spielt sich in etwas zu steifer und abgemessener Form für seine innere Magerkeit ab.

Der Millionär Giorgio hat seine Tochter Rachel dem Maler Michael nicht zur Frau geben wollen, den sie liebt, sondern hat ihr einen vornehmen Spanier, den Grafen Rodrigo erwählt, der sie mit seinem maßlosen Stolze und seiner Eifersucht aufs bitterste quält. Michael hat indeß in der Fremde großen Ruf erlangt und kehrt gerade als Verlobter der Regina, einer Freundin der Rachel, zurück, als deren Gatte bei dieser ein Porträt Michael's entdeckt hat. Er ist im Begriffe, sein armes, unschuldiges Weib zu mishandeln und Michael seiner blinden Wuth zu opfern, als gerade dessen Bruder, ein Seemann, zurückkehrt und in Graf Rodrigo einen ehemaligen Sklavenhändler entpuppt, den die Regierung, zur Rettung aller, zu lebenslänglicher Festung verurtheilt, indeß Michael zum Präsidenten der Akademie und zum Ritter des Verdienstordens gemacht wird. So belohnt sich das Talent und wird die leere Eitelkeit und Prunksucht bestraft.

Das Drama hat wie das Bulwer'sche seine sehr glücklichen Momente, leidet aber ebenfalls an Kälte der Diction und trockener Ausführung.

19. Eduard Bloch's Volkstheater. Nr. 31—33. Berlin, Lassar. 1868. Gr. 8. 2 Thlr 15½ Ngr.

Die drei Hefte dieser Sammlung, Nr. 31—33 enthalten folgende Stücke: „Undine oder eine verlorene Seele", romantisches Zauberspiel mit Gesang in vier Acten und einem Vorspiel von Wollheim; „Der Winkelschreiber", Lustspiel in vier Acten von A. von Winterfeld, und „Wie geht's dem Könige", Lustspiel in fünf Acten von Arthur Müller.

Alle drei Arbeiten sind vielfach aufgeführt und bei dieser Gelegenheit von der Kritik nach ihrem Werthe gewürdigt worden. Es genügt daher wol, wenn wir an dieser Stelle einfach ein kurzes Résumé dieser Würdigung veranstalten.

Das letztgenannte Lustspiel gehört zu des fleißigen Verfassers bessern Stücken, wennschon freilich auch in ihm Spuren von Flüchtigkeit nicht zu verkennen sind. Die Handlung spielt in Berlin und Breslau, kurz vor dem Ausbruch der Freiheitskriege, und gipfelt in der Intrigue, zu der man sich veranlaßt sieht, um die Franzosen über die Absichten des preußischen Königs zu täuschen. Der Gang der Sache ist lebhaft und spannend, geschickt die historischen Ereignisse und Stimmungen ausbeutend, der Stil frisch und wirksam, die Charakteristik oft von glücklichstem Wurfe. Hier und da ist freilich manches, was feiner und subtiler hätte behandelt sein können; ohne Erfolg ist die Komödie aber wol nirgends gewesen.

Aehnliches ist von dem zweiten Stück zu sagen. Das Ganze ist jedoch trocken und dürftig in seiner Mache sowol als auch in seiner Haltung; aber es bietet gute Rollen und zeigt den aus einem altrömischen Drama entlehnten Stoff immerhin mit schätzenswerthem Talente in die modernen Verhältnisse hinein umgewandelt und für dieselben trefflich ausgebeutet.

Wollheim's „Undine" ist in ihrem poetischen Theile, d. h. in der Benutzung der bekannten Sage etwas sehr sentimental und in ihren possenhaften Beigaben keineswegs immer von glänzendem Witz und Humor; trotz alledem läßt sich nicht leugnen, daß das Stück bei glatter und runder Darstellung nicht ohne Wirkung bleibt.

Von demselben Verfasser erschien:

20. Gold-Else oder Die Egoisten. Schauspiel in fünf Acten, von A. E. Wollheim. Mit freier Benutzung des gleichnamigen Romans von E. Marlitt. Hamburg, B. S. Berendsohn. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Stück ist weder fein in den Motiven noch in der ganzen Ausführung, doch gibt es immerhin den gelesenen Roman, namentlich für das Publikum kleinerer Bühnen, zweckmäßig verarbeitet zum besten. Der bekannte Autor hat Dankenswertheres geliefert, braucht sich indeß auch dieser Arbeit nicht zu schämen, wenn freilich schon die bloße Mache und die Absicht, mit einer populär gewordenen Geschichte auf dem Theater in

dramatischer Verwendung ein gutes Geschäft zu machen, mehr als nöthig darin zur Geltung gelangen.

21. Der berliner Figaro. Lustspiel in fünf Aufzügen von F. Hollander. Dresden, Bach. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Dies ist ein ziemlich curioses Stück, ein Stück, von dem man nicht recht weiß, was man damit anfangen soll. Es hat etwas vom Hauch und Wesen der alten Schule, einen Zug von Lessing oder doch von Schröder, erscheint dabei aber zugleich überaus schülerhaft und unfertig.

Ein Major Halden, der eine liebenswürdige Tochter besitzt, ist in Schulden gerathen, aus denen nur ein glücklicher Zufall oder ein edelmüthiger Freund ihn erlösen kann. Letzteres geschieht, aber so, daß der Unglückliche seinen Retter nicht mit Bestimmtheit zu erkennen vermag. Ein Ungenannter hat große Mittel flott gemacht und zu seiner Verfügung gestellt. Er räth auf Hofrath Finkenberg, einen glatten Weltmann, der sich um die Hand seiner Tochter bewirbt, und dem er, überrascht von dessen vermeintlichem Edelmuth, dieselbe auch geben will, als zum Glück durch die Schwatzhaftigkeit eines ziemlich unverschämten berliner Barbiers an den Tag kommt, daß der Spender jenes zur rechten Stunde gekommenen Kapitals der Sergeant Preiß ist, der, ursprünglich ein vermögender Gutsbesitzer, aus Liebe zu Sophie Soldat geworden oder geblieben ist. Das Wahre und Klare der Sache tritt nämlich nicht recht ins Licht bei der Dürftigkeit, Knappheit und undeutlichen Art, mit der die Vorgänge behandelt sind. Das Ganze macht einen etwas schattenhaften Eindruck: es spielt wie im Dämmer- und Flüsterton. Es fehlt jede Regung wahrhaften Lebens, jedes laute und ergreifende Wort. Selbst der berlinische Witz, der in dem Jargon des Barbier Wex zum Vorschein kommt, lallt wie im Schlafe und vermag kein herzhaftes Lachen zu erzeugen. Es ist etwas Abgestorbenes, Todtes in dieser Arbeit, wenn auch schon zugestanden werden kann, daß sie in ihren Mienen und Bewegungen ein Etwas zu Tage legt, das uns an große Vorbilder erinnert. Ueber die Erinnerung aber kommt sie nicht hinaus, denn die Mache ist trocken und hölzern, die Gestaltung ausdruckslos und matt, und die Sprache impulslos und ohne Wärme.

„Der berliner Figaro"! Welche Vorstellung weckt dieser Titel! Und doch hat er gar keine Bedeutung. Wex ist ein ganz gewöhnlicher Bartkratzer, ein Bartkratzer, in dem keine Ader von dem Beaumarchais'schen Windbeutel, ja nicht einmal die mindeste Aehnlichkeit mit dem berliner Leben und Treiben steckt, wie es ehedem Adolf Glasbrenner in seinen Skizzen und Genrebildern so ergötzlich zu schildern verstand. Daß dieser Bursche aber, ohne von einem genialen Humor und glänzender Laune geadelt zu sein, hier so dreist sich überall aufdrängen und einmischen darf, von Hofrath Finkenberg, Major Halden, Sophie, Preiß und Jürgen geduldet wird, die ganze Intrigue, soweit von einer solchen hier die Rede sein kann, wenn auch nicht leitet, doch aufdeckt, ist ein ganz entschiedener Misgriff des Autors, denn dafür hätte diese Figur mehr Geist, mehr epigrammatische Schärfe, mehr Innerlichkeit und Perspective erhalten müssen, als sie erhalten hat. Das Misgeschick des ganzen Lustspiels ist eben, daß es keinen weitgreifenden und höhern Inhalt hat, daß es mit seiner ganzen Idee in bloßem Sande spielt. Wer an sich selbst den Anspruch erhebt, einen „Figaro" zu schreiben, der muß auf der Höhe seiner Zeit stehen und sie mit der Geisel seiner Ironie zu kitzeln im Stande sein, sonst wird seine Unternehmung unbezweifelt Schiffbruch leiden und als verfehlte Speculation der Verurtheilung nicht entgehen.

22. Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. Von C. A. Görner. Elfter Jahrgang. Altona, Verlagsbureau. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Jahrgang bietet zwei einactige Bluetten und ein fünfactiges Lustspiel, welche die bühnengewandte Hand des Verfassers wiederum neu und oft recht siegreich bekunden. Die größere Komödie: „Erziehung macht den Menschen", ist die Bearbeitung eines ältern Stücks, das ehedem Beifall fand, aber später wegen seines veralteten Zuschnitts in totale Vergessenheit kam, aus der es unser Verfasser dadurch hervorzuziehen versucht hat, daß er demselben eine modernere Einkleidung gab. Doch auch diese zeigt noch ziemlich verjährten Schnitt, wenigstens nichts weiter als die längst bekannten und abgenutzten Theaterfiguren: einen verschuldeten Cavalier, der um jeden Preis eine reiche Heirath machen will; eine komische Alte, die mit verdrehten Fremdwörtern um sich wirft; einen humoristischen Schmerbauch, der sich selbst über seine Toggenburgnatur lustig macht, und eine naive und eine mehr pathetische Liebhaberin. Immerhin aber ließe sich auch mit diesen abgegriffenen Gestalten eine gewisse Wirkung erzielen, wenn der Stoff selbst nicht etwas gar zu fadenscheinig wäre. Eine Comtesse, die in der Wiege von ihrer Amme mit deren eigenem Bauermädchen vertauscht worden ist, und die Entdeckung dieser Vertauschung, nachdem die beiden Kinder, jedes seinem Stande gemäß, erzogen worden, ist ein Vorwurf von zu oft dagewesener Art, als daß er noch sollte Eindruck machen können, wenn er nicht eine ganz neue und frappante Behandlung erfährt, die er hier, wie bereits gesagt, nicht erhalten hat.

Das Stück zeigt dankbare Rollen und einen glatten Gang der Entwickelung, aber weder glänzenden Geist im Dialog noch frappirende Frische im Wurf.

Glücklicher ist Görner diesmal in den zwei Bluetten. „Kurzsichtig" behandelt zwar ein körperliches Gebrechen, mit dem uns nicht zu spaßen scheint, obschon es allerdings zu den leichtern und erträglichern gehört; aber es ist doch wirklich eine drollige Idee, daß eine junge Witwe, welche selbst kurzsichtig ist, keinen kurzsichtigen Gatten wählen will und doch nur zwischen Freiern die Wahl erhält, die es gleichfalls sind und ihr Leiden ängstlich verbergen, ohne zu ahnen, daß ihre Verehrte es ebenfalls theilt.

Die beste Gabe dieses elften Jahrgangs ist indeß unbezweifelt: „Nur ein Band", ein Lustspielchen, das in höchst ergötzlicher Weise die alte Wahrheit bekundet, daß der Teufel uns nur bei einem Haare zu packen Gelegenheit erhalten darf, um uns ganz und gar in Beschlag zu nehmen. Ein nur eben verheirathetes Weibchen beginnt damit, nur ein neues Band für ihren Hut zu wünschen, und siehe da, kaum daß dieser Wunsch von

dem glücklichen Gatten erfüllt wird, so zeigt sich auch sofort die Nothwendigkeit, daß das neue Band einen neuen Hut, der neue Hut ein neues Kleid, das neue Kleid einen neuen Ueberwurf und kurz Anschaffungen erheischt, die gleich im Beginn das Glück des jungen Ehepaars untergraben müßten, wenn nicht endlich das junge Frauchen selbst zur Einsicht gelangte und auf dergleichen Luxus verzichtete.

Dies Stückchen ist so gesund erfunden, so launig durchgeführt, und trotz einer gewissen Härte im schließlichen Umschwung doch so munter und befriedigend zum Austrag gebracht, daß es uns sehr beachtenswerth dünkt, und wir uns aufrichtig wundern, dasselbe nicht mehr und häufiger auf dem Repertoire zu finden.

Der vorhergehende Jahrgang des Görner'schen Almanachs, der zehnte, welcher 1866 in demselben Verlage erschien, enthält ebenfalls drei Stücke des Herausgebers, nämlich: „Ein geadelter Kaufmann", in fünf Acten, und zwei einactige Schwänke: „Der Hahn im Dorfe" und „Eine stille, gemüthliche Wohnung". Der letztere ist eine sehr possenhafte und derbdrähtige, wenig geschmackvolle Arbeit. Auch „Der Hahn im Dorfe" kann nicht gerade ein sehr glücklicher Hahnenschrei der dramatischen Muse genannt werden; immerhin aber ist er zu lesen und zu sehen. Das größere Lebensbild ist oft und viel gegeben worden, weil es ziemlich überall eine günstige Aufnahme fand, die es im Grunde auch verdient. Kann ihm freilich, namentlich im Ausgange, der Vorwurf von Trivialität nicht ganz erspart werden, so ist der Haupt- und Grundzug darin doch von unbezweifelter Trefflichkeit, indem uns derselbe einen tüchtigen, reellen Kaufmann zeigt. Dieser wird, weil er einflußreichen Standespersonen bemerkenswerthe Dienste geleistet, durch deren Betreiben von seinem Fürsten in den Adelstand erhoben, welche Erhebung Emanuel Rohrbeck anfangs nur widerwillig und mit dem festen Gelöbniß aufnimmt, daß dadurch in seinem Hause und Leben nichts geändert werden solle, die aber schließlich doch ihm so zu Kopfe steigt, daß er Thorheit über Thorheit begeht und endlich dadurch seinen Ruin herbeiführt. Natürlich kommt er nach demselben wieder glücklich zur Vernunft und führt damit einen versöhnlich befriedigenden Schluß des Stücks herbei.

23. Ein Depossedirter. Komisches Singspiel in drei Aufzügen. Frei nach Voltaire's „Baron d'Otranto" bearbeitet von Otto von Breitschwert. Frankfurt a. M. 1869.

Das Singspiel führt uns einen jungen sich langweilenden Fürsten vor, in dessen kleinen Staat türkische Piraten einbrechen, die ihn entsetzen und sich's an seiner Statt wohl sein lassen, bis die Prinzessin Irene sie und ihren Anführer trunken macht und in diesem Zustande sie mit einigen Getreuen überrumpelt, wodurch der Fürst von Otranto wieder souverain und selbstverständlich der Gemahl seiner fürstlichen, ihm verwandten Befreierin wird.

Das kleine, unbedeutende Libretto ist kaum des großen Namens und jedenfalls der Verdeutschung kaum würdig.

Feodor Wehl.

Otto Liebmann und seine Inconsequenzen.

Ueber den objectiven Anblick. Eine kritische Abhandlung von Otto Liebmann. Stuttgart, Schober. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Die vorliegende Schrift behandelt in gesprächiger Breite die Theorie des Sehens als Beispiel zur Demonstration der Principien des subjectiven Idealismus.*) Der Verfasser bringt in keiner Weise etwas Neues vor, und gibt selbst zu, daß nicht nur der Chorus der Philosophen, sondern auch die neuere Physiologie der Nerven- und Sinnesorgane von Johannes Müller bis Helmholtz den Satz anerkennt, daß die Sinneswahrnehmungen uns weiter nichts als unsere eigenen Zustände zeigen. Er zieht hieraus genau dieselben Folgerungen wie die drei Vertreter des subjectiven Idealismus: Kant, Fichte und Schopenhauer, nämlich daß „die empirische Natur ein Secret unsers Geistes" ist, d. h. daß sie blos Phänomen oder Erscheinung ist „im Gegensatz zum Wesen, welches intelligibel, Noumenon, ist", daß die Welt der Erscheinung zwar das intellectuelle Product des Menschen, der Mensch selbst aber ein Product derselben Natur ist, wenn man sie als „unfaßbares Wesen", als intelligible Welt faßt. Alles der intelligibeln Welt Angehörige bleibt uns ein unfaßliches X, also auch der Mensch als dasjenige Wesen, welches die empirische Natur oder Vorstellungswelt producirt, d. h. als „Vorstellungsvermögen", ebenso wie die völlig unbekannten transscendenten Ereignisse, auf welche dieses Vorstellungsvermögen mit seinen Vorstellungen „reagirt". Alles, was uns zugänglich ist, ist also eine Erscheinung, die mit unabweisbarer Nöthigung als Resultat einer Relation von ewig unerkennbaren Xen und Ys unserm Bewußtsein „octroyirt" wird. Das X ist dasjenige, was dem Phänomen „zu Grunde liegt", das Substrat des Erscheinenden wie es „an sich ist". Das Y ist das Vorstellungsvermögen, welches mit der „Erscheinung" auf ein Ereigniß reagirt, dem das „An sich" des Erscheinenden oder das X zu Grunde liegt. Das Y ist das „Wesen" des empirischen Ich, wie das X das Wesen des empirischen Objects; demgemäß gibt es verschiedene „animalische, gleich uns organisirte Wesen". Das Signalement des X und Y stimmt haarscharf mit dem des Kant'schen „Ding an sich" und „Ich an sich" überein, wie Liebmann selbst es auf S. 155 aufstellt, und es ist schlechterdings unbegreiflich, woher er den Muth nimmt, zu verlangen, daß man bei seinen der Erscheinung zu Grunde liegenden intelligibeln Wesen oder Substraten, wie sie an sich sind, ja nicht etwa an das Kant'sche Ding an sich denken solle! Sein X kann ebenso wenig wie das Kant'sche X umhin, das Vorstellungsvermögen vorher zu afficiren, weil ohne das eine Reaction von seiten dieses undenkbar wäre; es muß also das „der

*) Ich bemerke, daß ich subjectiv und objectiv im Folgenden in anderm Sinne brauche als Liebmann, sodaß dieser vielmehr immanent und transscendent oder intellectuell und extraintellectuell dafür setzen würde.

Erscheinung zu Grunde liegen" des Dinges an sich als eine causale Einwirkung gedacht werden, durch welche es das Vorstellungsvermögen zur Reaction nöthigt; nur auf Grund der Causalität ist eine Nothwendigkeit oder Nöthigung verständlich.

Im Widerspruch hiermit darf Liebmann's X doch ebenso wenig wie das Kant'sche den Formen („Raum und Zeit") und den Kategorien (Causalität, Subsistenz) unterworfen sein, wenn es wirklich zur intelligibeln Welt im Gegensatz der Erscheinungswelt gehören soll, verwickelt sich also in eben dieselben Widersprüche wie jenes. Mag also Liebmann die Idealität beider Unbegriffe zugeben oder nicht, so gilt doch gegen seine X und Y genau dasselbe, was gegen Kant's Ding an sich gilt, d. h. er ist in dieser Schrift in keiner Weise über den widerspruchsvollen Standpunkt Kant's hinausgekommen.

Berücksichtigt man hiernach, daß Liebmann in philosophischer Beziehung einen seit bereits 80 Jahren antiquirten Standpunkt vertritt, und daß er andererseits auch in physiologischer Hinsicht nichts als abgegriffene Scheidemünze bietet, ohne irgendwo selbstthätig die Probleme zu vertiefen, oder auch nur von deren allgemeinster und oberflächlichster Fassung sich zu derjenigen Freiheit ihrer Formulirung zu erheben, welche in neuester Zeit Lotze, Helmholtz und Wundt herbeigeführt haben, so würde man glauben können, daß der Verfasser nur den didaktischen Zweck einer Einführung eben von der Schule kommender Studenten in die Kant'sche Philosophie im Auge gehabt hätte, wenn nicht die Selbstgefälligkeit des Tons und die burschikosen Schimpfreden gegen Andersdenkende es außer Zweifel stellten, daß er neue welterschütternde Wahrheiten zu Markte zu bringen wähnt. Hiernach könnte es scheinen, als ob man einem solchen Machwerk mit einer ausführlichen Besprechung zu viel Ehre erwiese; indessen steht demselben der Umstand zur Seite, daß der Verfasser vor fünf Jahren eine höchst interessante, kurz und gewandt verfaßte Schrift: „Kant und die Epigonen", herausgegeben, welche in lehrreicher Weise eine ganz entgegengesetzte Tendenz wie die vorliegende verfolgte. Da die Thatsache des erfolgten Umschwungs und Rückfalls in längst überwundene Irrthümer ebenfalls hier sehr lehrreich ist, so wollen wir noch ein wenig bei dem Verhältniß beider Schriften verweilen.

Der Gedankengang in „Kant und die Epigonen" ist folgender: Die exclusiv-subjective Natur von Raum, Zeit und Kategorien ist über jeden Zweifel erhaben. Kant hat den unmittelbaren Consequenzen dieser Wahrheit durch die Annahme des „Ding an sich" widersprochen. Er sagt zuerst (S. 49 der „Kritik der reinen Vernunft"), daß ein Ding an sich der Erscheinung zu Grunde liegen mag, dann (S. 358) daß es zu Grunde liegt, endlich (S. 538) daß es zu Grunde liegen muß; so wird der negative unmögliche Grenzbegriff des Erkennens zu einem positiven Eindringling. Das Ding an sich kann nicht nur kein Prädicat erhalten, kann nicht nur zu keiner Erklärung benutzt werden, da es nichts bewirken oder bedingen kann, sondern kann nicht einmal Substrat der Erscheinung sein, weil die Subsistenz ebenso wie die Causalität nur subjective Geltung hat zwischen Vorstellungen untereinander. Mit andern Worten: das Ding an sich (oder das der Erscheinung zu Grunde liegende Wesen) ist nicht nur „ungewiß" und für uns = x, sondern „undenkbar und ungereimt" („Kant und die Epigonen", S. 51). Diese Argumentation des Aenesidemus erkannte Fichte an und sah ein, daß das sinnliche empirische Material der Vorstellungen ebenso wie ihre apriorische Form von innen gegeben sein müsse (nicht wie bei Kant von außen, vom Ding an sich). Aber er ließ das Ding an sich in anderer Form bestehen, nämlich als „Ich an sich", als das innere, dem empirischen Ich zu Grunde liegende, selbst unerkennbare Wesen, als das Ding an sich, dessen Erscheinung Ich bin (S. 82). Fichte hat also den Grundfehler Kant's gekannt und doch bestehen lassen, auch er muthet uns den Widerspruch zu, „ein Unvorstellbares vorzustellen". Fries stellt die drei Grundsätze auf (S. 155): „1) Die Sinnenwelt unter Naturgesetzen ist nur Erscheinung; 2) der Erscheinung liegt ein Sein der Dinge an sich zu Grunde; 3) die Sinnenwelt ist die Erscheinung der Welt der Dinge an sich." Aber auch Fries kann das „Afficirende", das „zur Anschauung nöthigt", nicht nachweisen, sondern denkt es sich blos hinzu (S. 148). Ebenso geht Herbart davon aus, daß die Welt Erscheinung sei, und daß jeder Erscheinung ein Wesen entsprechen müsse. „Wie viel Schein, so viel Hindeutung auf Sein" (S. 114). Es ist immer wieder derselbe Irrthum, die unwahre Voraussetzung, daß die Welt Erscheinung sei (S. 189, 195), während doch Erscheinung ebenso wie Dasein, Existenz und Wirklichkeit nichts weiter als Prädicate sind, die in den Formen unsers Intellects liegen (S. 209). „Wenn ich versuche, meine Erkenntniß dadurch zu verbessern, daß ich statt der unmittelbaren sinnlichen Anschauung eine Menge von farblosen, nicht wahrnehmbaren Xen vorstelle, deren Complexionen und Verhältnisse Grund der sinnlichen Mannichfaltigkeit sein sollen, so habe ich alle Anschaulichkeit verloren und an Verständlichkeit nichts gewonnen" (S. 128). An Stelle des falschen confusen Begriffs der Existenz muß der richtige gesetzt werden: nur das Angeschaute, die Vorstellung, existirt — nichts weiter („Objectiver Anblick", S. 147); selbst mein Leib entsteht erst, wenn er (von mir oder andern) angeschaut wird, und die ganze Natur hört auf zu existiren, sobald sie nicht mehr angeschaut wird (ebend., S. 145, 132). Von einer Existenz zu sprechen außerhalb der Vorstellung ist ein confuser, falscher Begriff.

Auch Schopenhauer hat diese Irrthümer nicht überwunden; obwol er einsieht, daß Kant's Ableitung des Dings an sich aus der Causalität falsch ist, hält er doch am Ding an sich fest, das er aus dem Willen ableiten will, als ob die innere Wahrnehmung des Willens nicht auch blos Vorstellung vom Willen wäre, und als ob man von dem in keiner Erfahrung und keinem Bewußtsein zu findenden Willen an sich überhaupt noch irgendetwas aussagen oder von ihm reden könnte! Auch der Wille kann nichts erklären, er kann keinenfalls (weder als solcher noch durch seine Objectivität als Gehirn) Ursprung der apriorischen Formen des Intellects sein, da ein Ursprung nur als causales Moment einen Sinn hat, Causalität aber nur zwischen Vorstellungen untereinander Geltung hat („Kant und die Epigonen", S. 183).*)

*) Frauenstädt bemüht sich vergeblich, diese treffende Kritik zu entkräften („Unsere Zeit", 1869, S. 609—691); er könnte es nur dann, wenn er offen

Schelling und Hegel fallen trotz ihrer Versicherungen des Gegentheils noch mehr als Fichte in einen unkritischen Dogmatismus zurück.

So weit „Kant und die Epigonen". Ich erkenne mit Vergnügen die anschauliche Klarheit und Schärfe der Beweisführungen an und erachte die Consequenzen, welche Liebmann aus den Kant'schen Prämissen zieht, für logisch unwiderlegbar. Vergegenwärtigen wir uns kurz das positive Resultat dieses kritischen Gedankengangs, so lautet es: 1) Ein Ding an sich, ein Wesen hinter der Erscheinung, sei es nun als unabhängig Objectives oder unabhängig Subjectives gedacht (S. 52), ist nicht nur unbeweisbar und unerkennbar, sondern sich selbst widersprechend, d. h. unmöglich (S. 51, 156); 2) die empirische Welt ist nicht Erscheinung, sondern Wirklichkeit, bedarf also gar keines Wesens hinter sich, das in ihr erschiene (S. 189). Die Vorstellungswelt ist das einzige, was existirt, und weder draußen noch drinnen ist die Existenz transscendenter Correlate möglich, die diesen Vorstellungen entsprechen könnten; sowol das empirische Ich wie die empirische Natur sammt Verwandten und Freunden ist bloße Vorstellung und weiter nichts. Der Traum des Lebens ist die einzige und wahre Wirklichkeit, ein Traum ohne Träumer, ein Traum, der sich selbst träumt, aber mit nothwendiger Verknüpfung der Vorstellungen (Causalität). Wollte man sich z. B. wundern, warum Liebmann „Kant und die Epigonen" geschrieben habe zur Belehrung eines Publikums, das doch nur in den Vorstellungen seines sogenannten Intellects besteht, so ist darauf zu erwidern, daß der Verfasser wohl weiß, daß mit der Vorstellung, ein gutes Buch geschrieben zu haben, die Vorstellung, von dem vorgestellten Publikum applaudirt zu werden, in nothwendiger Verknüpfung stehe, und daß mit letzterer Vorstellung ein angenehmes Gefühl unausweichlich verknüpft sein werde. Die Anticipation dieses angenehmen Gefühls aber zieht wiederum die Vorstellung von dem Schreiben des Buchs mit Nothwendigkeit nach sich, was zu erklären war.

Man sieht, daß sich auch mit dieser Auffassungsweise leben läßt. Nur zwei Punkte könnten in dem frühern Standpunkt Liebmann's noch Anstoß erregen, nämlich der Intellect und das Gefühl. Was der Intellect ist, der sich in den Formen der Vorstellung bewegt und in welchem die Vorstellungen sind, erfahren wir nicht; sollte aber damit mehr gemeint sein als das algebraische Summenziehen für den gesammten Vorstellungsverlauf, so wäre sofort wieder das Ding an sich in bester Form restituirt und der Widerspruch von neuem eingeschmuggelt. Bedenklicher steht es mit dem Gefühl, welches für Liebmann dieselbe Klippe geworden zu sein scheint, wie für Schopenhauer der Wille. Die Sehnsucht nach dem unsagbaren, tiefsten Etwas ist doch für den Philosophen bloße Faselei, sobald das „Surrogat", welches dieses Gefühl bietet, das Surrogat für einen unmöglichen und sich selbst widersprechenden Begriff ist (S. 67 fg.). Das „unabhängig Objective und unabhängig Subjective" durch das Medium des Gefühls retten zu wollen, nachdem das Denken es als unmöglich erkannt (S. 156), wäre doch eine „Gefühlsphilosophie" der schlimmsten Sorte (S. 69). Ein unangenehmes Geständniß aber ist es doch, daß Gefühl und Intellect sich im unausweichlichen Widerspruch befinden (S. 200 fg.), daß z. B. das Gefühl die „unabhängige Objectivität" eines liebreizenden Weibes mit Gewalt anerkennen will, während der Intellect lächelnd sagen muß: „Meine Gnädigste, Sie sind ja doch blos ein Secret meines Intellects!"

Aber die wächsernen Flügel, mit denen Liebmann „Kant und die Epigonen" überfliegen wollte, sind geschmolzen; er ist von seiner ätherischen Höhe herabgestürzt und krümmt sich als armer Erdenwurm zu den Füßen des alten Meisters. Seine Kritik der Epigonen paßt Wort für Wort auf ihn selbst als Verfasser der Schrift „Ueber den objectiven Anblick", wie der aufmerksame Leser schon hier bemerkt haben wird; er hat sich selbst zu den Todten gelegt, noch ehe er geboren war, und es bliebe ihm in der That nichts mehr übrig, als in einer zweiten Auflage von „Kant und die Epigonen" einen neuen kritischen Abschnitt hinzuzufügen, in welchem er zum Schluß sich selbst mit seiner stereotypen Wendung (vgl. S. 86) feierlichst bestattete: „Liebmann setzt die Kant'sche Philosophie voraus. Er hat die Lehre vom Ding an sich gekannt und aus den skeptischen Angriffen gegen dieselbe gewußt, daß sie eine Inconsequenz war. Er hat aber durch die Aufstellung einer intelligibeln Welt von unerkennbaren und unvorstellbaren X en und Y, welche der Erscheinungswelt zu Grunde liegen sollten, denselben Fehler begangen, also die Kant'sche Philosophie in diesem Punkte nicht corrigirt. Also muß auf Kant zurückgegangen werden."

Wir sind mit unserer immanenten Kritik zu Ende und ziehen die Moral der bisherigen Betrachtungen: Die von Kant aufgestellten Principien des subjectiven Idealismus sind bisher noch von keinem consequent durchgebildet worden, weil das consequente logische Zu-Ende-Denken derselben unausweichlich zu einer *absurden Caricatur* führt. Liebmann hat das Verdienst, die erste Hälfte dieser Wahrheit in seiner kritischen Schrift mit Schärfe dargethan zu haben; als ihm aber selbst die positiven Consequenzen klar wurden, zog er ebenfalls es vor, lieber mit der logischen Consequenz als mit dem gesunden Menschenverstand zu brechen, gerade wie es Kant und die Epigonen gemacht hatten. Daß ihm aber dies als eine Alternative erschien, kam nur daher, daß er seine eigene Devise unausgeführt ließ: „Es muß auf Kant zurückgegangen werden", d. h., es müssen die bisher blindlings acceptirten Fundamente kritisch geprüft werden, welche zu einem so unerquicklichen Dilemma geführt haben. Diese Prüfung hat Liebmann nicht nur versäumt, sondern er hat auch übersehen, daß sie anderweitig bereits theilweise ausgeführt war und zu negativem Resultate geführt hatte (vgl. Trendelenburg's „Historische Beiträge zur Philosophie", dritter Band, 1867, Nr. VII: „Ueber eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschließenden Subjectivität des Raums und der Zeit", und Trendelenburg, „Kuno Fischer und sein Kant", Leipzig 1869). Aus der erstgenannten Abhandlung ergibt sich, daß alle Epigonen und Kant selbst sammt dem gesunden Menschenverstand insofern im Rechte waren, als sie sich nicht durch die Liebmann'schen Consequenzen der Kant'schen Principien bestricken ließen, und nur insofern im Unrecht, als sie der exclusiv-subjectiven Geltung von Raum, Zeit und

erklärte, daß er der Causalität transscendente Geltung zuschreibt, was aber Schopenhauer eben nicht will.

Kategorien nicht unzweideutig und ausdrücklich genug widersprochen haben, was Schelling erst in seiner „Darstellung des Naturprocesses" gethan hat. Durch die reductio ad absurdum die Nothwendigkeit einer Revision der Kant'schen Grundprincipien gezeigt zu haben, ist das unfreiwillige Verdienst der Liebmann'schen Schriften, und in diesem Sinne seien dieselben allen empfohlen, die noch heute halbe oder ganze Anhänger des Kant'schen Idealismus sind, also namentlich den Schopenhauerianern. Letztere seien übrigens noch besonders darauf hingewiesen, daß die Schopenhauer'sche Philosophie theils noch im Kopfe des alternden Meisters selbst, theils in seinen Schülern ganz denselben Uebergang vom Idealismus zum Realismus, oder vom subjectiven zum objectiven Idealismus durchmachen mußte und muß, wie die Fichte'sche Philosophie in Schelling. Selbst Frauenstädt, der am strengsten am Meister festzuhalten sucht, muß sich zu dem Zugeständniß bequemen, 1) daß neben und vor der subjectiv-idealen Zweckmäßigkeit eine reale (objectiv-ideale) anzuerkennen sei („Unsere Zeit", 1869, S. 771—774), 2) daß neben und vor der idealen Vielheit eine reale bestehe (S. 701), und 3) daß jede Vielheit durch Raum und Zeit als principium individuationis vermittelt sei (S. 779), also auch die reale, dem Bewußtsein vorhergehende Vielheit durch realen Raum und Zeit, wie man schließen muß. Der bedeutendste Kopf der Schopenhauer'schen Schule, Julius Bahnsen, stellt sich unumwunden auf Trendelenburg's Seite, indem er die exclusiv-subjective Gattung der Anschauungsformen verwirft („Beiträge zur Charakterologie", II, 288—289). Wer sich nicht eigensinnig in anachronistischen Anschauungen gegen die übereinstimmenden Zeugnisse aller von gleichviel welchem Ausgangspunkt beginnenden Betrachtungen verblenden will, der muß die Unhaltbarkeit des subjectiven Idealismus einsehen.

Eduard von Hartmann.

Feuilleton.

Notizen.

Max Moltke in Leipzig hat soeben die erste Nummer eines „Shakspeare-Museum" erscheinen lassen, dessen Tendenzen sich in dem Titelkopf bereits deutlich ausprägen. Das „Shakspeare-Museum" soll eine Zeitschrift für Geschichte und Pflege des Shakspeare-Studiums und Shakspeare-Cultus, ein Organ für Frage nnd Antwort, für Rede und Gegenrede in Shakspeare-Sachen, ein literarisch-dramaturgisches Erörterungs- und Verständigungsblatt für Shakspeare-Forscher und Shakspeare-Freunde sein. Nach dem ausgegebenen Programm will es in einem anthologisch-eklektischen Theil die wichtigsten, nicht in Gestalt selbständiger Druckschriften erschienenen Abhandlungen und Aufsätze, sowie anderweitige in wissenschaftlichen und poetischen Werken enthaltenen Excurse, Aussprüche oder Gedichte über und auf Shakspeare sammeln und mit Anmerkungen begleiten, in seinem originalen Theile selbständige Abhandlungen, kritische Uebersetzungsvergleiche, Recensionen über neue Erscheinungen der Shakspeare-Literatur bringen, auch eine mit besonderer Sorgfalt gepflegte Lesartenmusterung. Dem „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" will das Blatt nicht Concurrenz machen, sondern ihm recht eigentlich in die Hände arbeiten. Das „Shakspeare-Museum" erscheint in zwanglosen Lieferungen an einem in Shakspeare's eigenem Leben bedeutungsvollen Tage, oder auf den Geburts- und Todestag eines um Shakspeare verdienten Forschers oder Dichters, so z. B. die zweite Nummer am 9. Mai (Schiller's Todestag), die dritte am 31. Mai (Tieck's Geburtstag) u. s. w.

Der gewissenhafte Fleiß Max Moltke's ist aus seinem „Deutschen Sprachwart", aus seiner Shakspeare-Uebersetzung, seiner Ausgabe des „Hamlet" u. s. w. zur Genüge bekannt; er gebietet über ein außerordentliches literarisches Material und weiß außerdem seine Blätter in einen anregenden Sprechsaal, seine Leser in Mitarbeiter zu verwandeln; wir können also dem „Shakspeare-Museum" nach dieser Seite hin ein gutes Prognostikon stellen. Möge es nur nicht die philologische Nußknackerei allzu sehr begünstigen und den blauen Apotheosendunst, sondern auch das Recht der modernen Kritik gegenüber den Dichtwerken Shakspeare's zur Geltung bringen und das Verhältniß unserer Bühnen zu seinen Schöpfungen berücksichtigen. Dies geschieht in dem vorliegenden ersten Heft nur in einer Miscelle: „Hamlet in Leipzig", in welcher der „Advocat Hamlet" als ein „Afterhamlet" und „Hamletaffe" nach Gebühr gegeißelt wird. Sehr reichhaltig ist das „Shakspeare-Stammbuch"; Leopold Ranke's und Johannes Scherr's Urtheile über Shakspeare, sowie Goethe's Aufsatz: „Shakspeare und kein Ende", kommen hier zum Abdruck. Der Herausgeber d. Bl. erhält dabei eine levis notae macula, weil er in seinen „Literaturbriefen an eine Dame" in der „Gartenlaube" jene Ueberschrift als einen „Seufzer" Goethe's betrachtete. Dies ist allerdings nicht der Fall; Goethe rechtfertigt nur, daß er, trotz jenes Seufzers, der in der Ausdrucksweise des Titels unleugbar liegt, auf Shakspeare zurückkommt; er erklärt dies damit, daß es die Eigenschaft des Geistes sei, daß er den Geist ewig anrege. Wir bekennen daher, uns einer kleinen Incorrectheit schuldig gemacht zu haben, indem wir nur die Ueberschrift und nicht die Erläuterung derselben ins Auge faßten.

Die bei Meyer in Hildburghausen (Bibliographisches Institut) erscheinende „Bibliothek ausländischer Classiker" schreitet rüstig vor. Es liegen uns die Hefte 108—113 vor. Sie enthalten: Byron's dramatische Werke, übersetzt von W. Grützmacher in zwei Heften („Manfred", „Kain", „Himmel und Erde", „Sardanapal"), Goldsmith's „Landprediger von Wakefield", übersetzt von Karl Eitner; Rousseau's „Bekenntnisse", deutsch von Levin Schücking (bisjetzt drei Hefte), den fünften Band des „Spanischen Theaters", herausgegeben von Moritz Rapp (enthaltend Schauspiele von Tirso de Molina), Shakspeare's „Antonius und Kleopatra", übersetzt von Karl Simrock, „Coriolan", „König Heinrich IV." (2 Theile) und „Heinrich V.", übersetzt von Heinrich Viehoff.

Bibliographie.

Bühler, V., Davos in seinem Walserdialekt. Ein Beitrag zur Kenntniß dieses Hochthals und zum schweizerischen Idiotikon. I. Lexicographischer Theil. (Beigabe: Wanderung durch Davos.) 1stes Halbbändchen, A—S. Heidelberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Eschebach, A., Aus der Buchbinderwerkstatt. Gedichte. Berlin, Loewenstein. 16. 7½ Ngr.

Holtzmann, A., Altdeutsche Grammatik, umfassend die gothische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche Sprache. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Die specielle Lautlehre. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Koźmian, St. v., Graf Bismarck und sein Werk, der norddeutsche Bund. Eine historische Studie. Uebertragungen von E. M. P.-Pleß. Posen, Merzbach. Gr. 8. 15 Ngr.

Möller, J., Ueber unsere weibliche Erziehung. Ein Vortrag. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Morgenstern, J., Die französische Academie und die „Geographie des Talmuds". Berlin, Benzian. 8. 15 Ngr.

Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche herausgegeben von K. Bartsch. 1ster Theil. Text. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht. 7te Aufl. Leipzig, Hirzel. 8. 2 Thlr.

Rudorff, E., Stunden der Weihe. Eine Sammlung von Aussprüchen Friedr. Schleiermachers. Berlin, Boettcher. Gr. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 12. Mai 1870.

Gesammelte Essays.

1. Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik. Von Robert Zimmermann. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Englische Charakterbilder. Von Friedrich Althaus. Zwei Bände. Berlin, von Decker. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.
3. „Am sausenden Webstuhl der Zeit." Von Feodor Wehl. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 2 Thlr.
4. Litterarischer Nachlaß von Friedrich von Raumer. Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers. Zwei Bände. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Licht- und Tonwellen. Ein Buch der Frauen und Dichter. Aus dem Nachlaß der Josepha von Hoffinger. Herausgegeben und mit einer Lebens- und Charakterskizze versehen durch Johann von Hoffinger. Wien, Prandel. 1870. 8. 1 Thlr.
6. Kritik der Schiller-, Shakspeare- und Goethe'schen Frauencharaktere von Julie Freymann. Gießen, Roth. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Vorlesungen von Bogumil Goltz. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1869. Gr. 16. 2 Thlr.

Neben den größern Werken, die ihre Themata in systematischem Zusammenhang ausführen, geht in Deutschland immer eine reiche Literatur von Essays, Skizzen, gesammelten Aufsätzen einher, wie schon in frühern Zeiten unsere alten Gelehrten neben ihren wissenschaftlichen Hauptwerken flores et amoenitates ihrer Nebenstunden zu veröffentlichen pflegten. Ja es gibt geistreiche Köpfe, welche gleichsam „fragmentarisch" zur Welt gekommen sind und über die Form der Skizze nicht hinausgehen, in dieser Form aber eine höchst anregende und oft bedeutende Wirkung ausüben. Gedanken von schöpferischer Keimkraft sind nicht an das System gebunden; auch der Flugsamen des Aperçu sichert ihnen eine weitreichende Verbreitung, und aus manchem verstreuten Samenkorn wächst eine herrliche Pflanze empor.

Es liegt uns eine Zahl von Werken vor, die ihre journalistische Herkunft nicht verleugnen, eine Zahl von Essays, Charakteristiken von Denkern, Dichtern und Staatsmännern, von Vorlesungen über sociale und literarische Themata, die aber doch in solcher Zusammenstellung eine mächtigere Gedankenphalanx bilden als in der zerstreuten Isolirtheit journalistischer Existenz. Der wesentliche Unterschied des Eindrucks, den sie in dieser neuen Fassung machen, von dem frühern beruht wol darauf, daß der einzelne Journalartikel für die Sache, die er vertritt, Propaganda macht, während die Persönlichkeit seines Autors dabei in den Hintergrund tritt; daß aber umgekehrt jede Sammlung von Essays und Aufsätzen auch die geistige Bedeutung des Verfassers ins Licht setzt, als das innere Band, welches die einzelnen Geistesblüten zusammenhält. Jedes Journal hat seine bestimmte Physiognomie, seine eigene Gesammtpersönlichkeit, in welcher die Persönlichkeit der Mitarbeiter aufgeht. Will diese sich nach Gebühr zur Geltung bringen, so müssen die zerstreuten Aufsätze von der journalistischen Unselbständigkeit erlöst und gesammelt werden, um so als Ausstrahlungen eines und desselben Geistes auch für die schaffende Kraft zu interessiren, aus der sie hervorgegangen sind.

Die „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik" von Robert Zimmermann (Nr. 1) zeigen durchweg den feinsinnigen Geist eines Philosophen der Herbart'schen Schule, welcher besonders der Aesthetik, einer von Herbart nicht selbständig gepflegten Disciplin, die aber doch, über den Kreis der Künste übergreifend, bei ihm die Ethik und Socialphilosophie bestimmt, einen eifrigen Cultus widmet. Auch die vornehme Entfremdung der Herbart'schen Schule gegenüber der zeitgenössischen Literatur ist ein Bann, der von Zimmermann durchbrochen wird, indem dieser tüchtige Gelehrte mehrere hervorragende Größen des modernen Parnasses einer eingehenden Analyse unterwirft.

Wir wollen zuerst den zweiten Band seiner „Studien und Kritiken" betrachten, der die Separatüberschrift „Zur Aesthe-

tik" trägt. Hier finden sich Charakteristiken von Grillparzer, Hebbel und Auerbach, die von einer genauen Kenntniß dieser Schriftsteller und ihrer Werke Zeugniß ablegen. Das Porträt des ersten Poeten bildet den Abschluß eines Aufsatzes: „Von Ayrenhoff bis Grillparzer. Zur Geschichte des Dramas in Oesterreich" — ein Aufsatz, mit welchem man die Darstellung desselben Stoffs in Joseph Bayer's Werk: „Von Gottsched bis Schiller", vergleichen mag, dessen Anhang sie bildet unter dem Titel: „Bemerkungen über die dramatische Dichtung in Oesterreich." Weder Bayer noch Zimmermann erwähnen Heinrich Laube, der doch, wie man auch über seine Bühnenleitung und seine dramatischen Productionen denken möge, für die Geschichte des Dramas in Oesterreich von Wichtigkeit geworden ist. Zimmermann gedenkt Hebbel's, der die Fragen der Gegenwart auf die österreichischen Bühnen verpflanzt habe. Dies gilt doch in höherm Maße von Laube's dramatischer und dramaturgischer Thätigkeit. Denn daß in Hebbel's „Nibelungen" z. B. eine „Frage der Gegenwart" behandelt werde, das ist doch eine allzu kühne Behauptung der Hebbel'schen Dramaturgen.

Von Ayrenhoff, „Oesterreichs Racine" — dem fanatischen Shakspeare-Feind, der Shakspeare's Kleopatra „eine Metze von der Wachtstube", den Dichter selbst „einen kunst- und geschmacklosen Meistersänger", seine Werke „Ungeheuer", den Hamlet „einen schlecht durchgeführten, albernen, unmoralischen und verächtlichen Charakter", den Othello einen „Gecken", den Heinrich V. einen „Stallknecht", und den Verfasser des „Götz" sowie seinen Freund Lenz „geschmacklose Nachahmer des Shakspeare'schen Unrathes" nennt — erhalten wir ein in sichern Umrissen gezeichnetes Bild; ebenso von Heinrich Collin, den Johannes Müller „Oesterreichs Corneille" nannte, und dessen antikes, ethisch-politisches Pathos von Zimmermann mit Nachdruck hervorgehoben wird. Collin's Dramen sind alle mit Heroismus getränkt; die Helden treten fast alle in Situationen auf, in welchen ihre sittliche Gesinnung ihnen keine andere Wahl läßt als den freiwilligen Tod. Collin wird von Zimmermann als österreichischer Nationaldichter bezeichnet: ein Prädicat, das dem größern Dichter Franz Grillparzer ebenfalls zugeeignet wird; es heißt von ihnen, daß sie „im Geiste der gesammtstaatlichen Regierung ein nationales Drama und ein nationales Theater zu schaffen versuchten, um mittels derselben ein nationales österreichisches Bewußtsein zu erwecken". Unser Philosoph vergißt, daß es ein nationales österreichisches Bewußtsein gar nicht geben kann, da die Oesterreicher keine „Nation" bilden, sondern ein aus verschiedenen Nationalitäten bestehendes Gesammtreich. Ein „staatliches" österreichisches Bewußtsein könnte man allenfalls gelten lassen, um so mehr, als die deutsche Nation als die herrschende den Gesammtstaat vertritt. Was aber eine nationale österreichische Poesie zu bedeuten hat, das ist uns trotz aller Auseinandersetzungen Zimmermann's unklar geblieben. Man kann die in Oesterreich geborenen Lyriker und Dramatiker österreichische Dichter nennen; man kann bei einzelnen hervorheben, daß sie die Tendenzen des österreichischen Gesammtstaates förderten, was bei Grillparzer übrigens doch nur in dem einen Drama: „König Ottokar's Glück und Ende", welches den Sieg des deutschen Rechts über slawischen Trotz verherrlichen soll, der Fall ist; aber als Dichter sind sie doch alle deutsch-nationale Dichter; es ist nicht vortheilhaft, sie als aparte Klasse abzuzweigen, und wenn man Grillparzer den „Schiller Oesterreichs" nennt, so will man damit doch nur den Primus in einer Secunda bezeichnen. Wir haben Grillparzer's schönes Talent, wie es sich namentlich in der „Sappho" offenbart, mit größerer Wärme anerkannt, als dies andere norddeutsche Literaturhistoriker zu thun pflegen; aber eine Apotheose verfehlter Dramen, wie der „Ahnfrau", liegt doch außerhalb der Sphäre unparteiischer Kritik. Der Kritiker verwandelt sich dadurch in den Apologeten. Das ist bei Zimmermann unlängst der Fall, wenn er von einer kühnen und ethischen Vergeltungsidee in der „Ahnfrau" spricht und das echt „Schiller'sche Nemesisprincip", das in ihr wie in der „Braut von Messina" herrscht, nicht mit dem albernen Müllner'schen Fatum verwechselt sehen will. Es ist doch offenbare Sophistik, wenn Zimmermann sagt:

> Beide Dichter haben im Gegentheil es sich angelegen sein lassen, der eine den Fall des Messineser, der andere den des Borotiner Hauses durch die „Greuelthaten ohne Namen", welche dieselben beherbergen, so streng als möglich zu begründen. Diese Verbrechen wirken ungesehen fort, weil im Leibeserben des Verbrechers dieser selbst fortbesteht; weil, obgleich scheinbar eine andere Person, die organische Anlage des Handelnden noch immer die des ursprünglichen Uebelthäters ist; weil in Don Cesar das physische und moralische Naturell des alten Fürsten, im Räuber Jaromir das sündenvergiftete und sündengebärende Blut der Ahnenmutter sich erhalten hat. Die Schuld des Ahnen rechtfertigt dessen Strafe ethisch, die Identität des im Vor- und Nachfahren fließenden Lebensstroms die Bestrafung des erstern im letztern weniger psycho- als vielmehr physiologisch.

Was ist damit gewonnen? Das moderne Bewußtsein sträubt sich gegen die Sühne einer überlieferten Familienschuld; es erkennt derartige ethische Zusammenhänge nicht an. Das Drama verlangt, daß der Held der Thäter seiner Thaten sei, aber auch nur für diese verantwortlich gemacht werde; der Jaromir, welcher nach Zimmermann's Behauptung nur das sichtbare Gefäß ist, in welchem der sündige Geist der längst geschiedenen Stammmutter in der Außenwelt fortfrevelt, ist eine Marionette, kein dramatischer Held. Und gar die Ahnfrau, eine Geistergestalt im Drama, soll durch das Interesse der Kunst gerechtfertigt werden:

> Wenn es die Aufgabe der Philosophie ist, durch den Gedanken, der Kunst dagegen, durch die Sinne, der dramatischen insbesondere, durch sichtbare Gegenwart auf das Auge zu wirken, so ist in diesem Punkte Schiller vielleicht philosophischer, Grillparzer ohne Zweifel dramatischer verfahren. Schiller, der Kantianer, schloß das Intelligible, da es die Sichtbarkeit ausschließt, auch von der Bühne aus; Grillparzer nimmt keinen Anstand, wo die dramatische Wirkung es zu verlangen scheint, dem Beispiele Shakspeare's folgend, das Intelligible seinem Begriffe zuwider sichtbar darzustellen. Wie er in richtiger Erkenntniß dessen, was die dramatische Handlung verlangt, seinem Principe zum Trotz die Willensfreiheit zu retten, den unwiderstehlichen in einen blos „verstärkten" Anreiz zum Bösen zu verwandeln sich bemüht, so nimmt er hier, um Vergangenes, wie es die Form des Dramas fordert, als gegenwärtig darzustellen, lieber zur Geistererscheinung, für die es als Intelligibles keine Zeitschranke gibt, seine Zuflucht.

Der theatralische Spuk als Verkörperung des Intelligibeln, als dramatische Kunstthat — das ist offenbar eine sophistische Beweisführung. Wenn Jaromir ein

Mensch von Fleisch und Blut, aber nicht der wahre Thäter ist, so ist die Ahnfrau, die wahre Thäterin, dagegen ein Gespenst, für dessen Schicksale sich kein vernünftiger Mensch interessiren kann. Nicht blos die Schuld und die Sühne sind vernunftwidrig und undramatisch an zwei verschiedene Persönlichkeiten vertheilt; die dramatische Action und der Wille ist bei dem Gespenst, die Willenlosigkeit bei dem handelnden Menschen: ein Programm für die Vorstellungen eines Magnetiseurs und Geistersehers, nicht für ein Drama.

Zimmermann geht in der Apotheose Grillparzer's glücklicherweise nicht so weit, auch für das verfehlte Stück: „Der treue Diener seines Herrn", eine Rechtfertigung zu schreiben. Er gleitet über den Mißerfolg desselben mit der Bemerkung hinweg, daß die „dem modernen Fühlen allerdings unverständlich gewordene, obgleich echt mittelalterliche Vasallentreue" des Bankbanus von der gereizten öffentlichen Meinung als „Hundetreue" verurtheilt worden sei. Jedenfalls zeigt das Stück sowie „Die Ahnfrau", daß Grillparzer nicht auf der geistigen Höhe einer freien und großen Weltanschauung steht, welche den Sündenfall in romantischen Fatalismus und politischen Servilismus ausschließt.

Der zweite Abschnitt: „Shakspeareana", enthält zunächst einen Aufsatz: „Hamlet und Vischer", in welchem Zimmermann neue Schlüssel für das Verständniß der englischen Tragödie sucht. In dieser oder jener Stelle wird von den Auslegern der Grundaccord für die Gedankensymphonie dieses Werks gefunden. Aehnlich wie Storffrich in seinen „Psychologischen Aufschlüssen über Shakspeare's Hamlet" sieht Zimmermann diesen Schlüssel in den Worten, mit denen der Dänenprinz die Trunksucht seiner Landsleute charakterisirt, obwol wir von vornherein zweifeln, daß der Dichter so leichtsinnig seinen Grundgedanken bei so unwichtiger Gelegenheit aus der Tasche verloren haben sollte. Hamlet spricht da von einer „Angewöhnung", von der „Livree der Natur", vom „Stern des Schicksals", und nun wird auf diesem Schlüssel die Grundmelodie des ganzen Stücks gepfiffen.

Sollte es eines Seelenkenners wie Shakspeare unwürdig gewesen sein, Fluch und Segen der Herrschaft der Gewohnheit in einem umfassenden Gemälde zu entwickeln, in welchem Edle und Unedle, Hohle und Tieffühlende an den Folgen der durch Gewöhnung zur Livree der Natur gewordenen Ueberwucherung des äußern Scheins- über den innern Seinsmenschen in tragischer Selbstzerstörung zu Grunde gehen?

Hamlet ist also die Tragödie der gedankenlosen Gewöhnung — immerhin! Ein geistreiches Stück bietet der Auffassung viele Seiten, und mit einigem Scharfsinn läßt sich jede dieser Seiten verallgemeinern als das geistige Grundwesen des Dramas. Wir machen indeß darauf aufmerksam, daß der Gegensatz zwischen dem äußern Schein und dem innern Sein zu den Grundzügen der Shakspeare'schen Lebensphilosophie gehört und in sehr vielen Reflexionen seiner Hauptwerke wiederkehrt.

Der Aufsatz über „Shakspeare's Sonette" enthält wenig Neues. Die Kritik über „Rümelin und den Realismus" hält sich in den Schranken maßvoller Polemik; er gibt ihm recht, was den Nachweis betrifft, daß Shakspeare's Nationaldichterruhm bei den Zeitgenossen ein Mythus sei; dagegen widerspricht er dem Tadel, der von seiten Rümelin's das dramatische Compositionstalent Shakespeare's und seinen Weltverstand trifft. Eine sehr genaue Analyse gibt Zimmermann von Hebbel's „Nibelungen". Die Auffassung ist geistreich, führt Perspectiven weiter aus, welche die Dichtung doch nur andeutete; jeder moderne Dramatiker kann zufrieden sein, wenn er einen so liebevoll eingehenden Commentator findet. Gleichwol dürfte der Tadel, welcher den dritten Theil trifft, herber sein, als es den Anschein hat und Zimmermann selbst beabsichtigte:

Nach fast ermüdender Dehnung im Lauf des zweiten, dritten und vierten Actes, wo man dem Dichter die Mühe anmerkt, den rasch zur Katastrophe forteilenden Gang der Handlung aufzuhalten, thürmt gegen den Schluß ein Todtenberg sich auf, von einem Blutmeere bespült, in welchem die von strömendem Blut blind tastenden Helden bis ans Knie watend sich untereinander würgen. Wir bewundern den Dichter, dem hier noch Worte zu Gebote stehen, wo uns der Athem stockt, der trotz Flammen und Leichenduft die einzige fühlende Brust unter Larven sein Sühnwerk zu Ende führt. Zuletzt hüllt alles der Qualm ein, in dem die kämpfenden Helden wie Riesenschatten umherschwanken. Reden und Thaten arten dermaßen ins Monströse aus, daß vom furchtbar Erhabenen mitunter der Umschlag ins Parodische nahe liegt. Die Grenzen des Epos sind mehr als erreicht, die des Dramatischen überschritten. Was kaum sich erzählen läßt, ist noch viel weniger darstellbar.

Eine breit ins Epische verlaufende Handlung in drei Hauptacten, eine Katastrophe von einer sich selbst parodirenden Gräßlichkeit — was bleibt da noch für ein Lob übrig?

Weit interessanter erscheint uns die Charakteristik Friedrich Hebbel's, nach unserer Ansicht die Glanzpartie in der Sammlung, durch jene einheitliche Behandlung, welche man selten bei den Philosophen der „realen Vielen" findet. Hier aber trifft sie den Kern dichterischer Eigenthümlichkeit. Aehnlich wie Linné die Eintheilung der gesammten Pflanzenwelt auf das Sexualsystem begründete, führt Zimmermann alle Dramen Hebbel's zurück auf ein sexuales Princip, dessen verschiedene Modificationen den Grundgedanken der einzelnen Stücke bestimmen. Dies ist keine aufgedrungene, sondern eine durchaus ungezwungene Beweisführung, denn sie ist in vollem Einklang mit der Sache; der geschlechtliche Gegensatz ist das große Agens der Hebbel'schen Dramatik, die himmelweit entfernt ist von der Liebeslyrik, welche das Schönste auf den Fluren sucht, um die Geliebte zu schmücken; eher verfällt sie oft in einen bacchantischen Phallusdienst. Das Pathologische und Physiologische überwiegt bei weitem die eigentlichen Gefühlsmomente. Gibt es einen größern Gegensatz gegen die Heldin einer Shakespeare'schen Liebestragödie, eine Julia, als die Maria Magdalena, „das pfiffige Bürgermädchen, das sich mit kühlem Raffinement aus Interesse preisgibt", oder jene Hebbel'sche Julia, die sich mit einem impotenten Cyniker trauen läßt in einer Scheinehe, um einen frühern Fehl zu verdecken und unter dieser Firma dem Geliebten nach wie vor anzugehören? Beide Heldinnen befinden sich überdies im Stadium der Schwangerschaft, welches zwar manches abnorme Gelüste rechtfertigt, an dessen Bühnengemäßheit man aber wol mit Recht zweifeln darf.

Zimmermann findet die vier weiblichen Hauptcharaktere der Hebbel'schen Jugenddramen: die Witwe, die Braut, die wahre und die Scheinfrau, mit der Symmetrie einer

logisch erschöpfenden Eintheilung angelegt und fasert uns diese schematische Tabelle in folgender Weise auseinander:

Judith und Magdalena beweisen, daß sein revolutionärer Groll der Hingebung ohne Neigung, Genoseva und Julia, daß er der Ehe ohne Liebe galt. Sein Motiv der Verherrlichung, wie das der Verachtung des Weibes ist ein wesentlich sittliches. Die Handlung der Judith legt dar, daß, was die Welt Unsitte nennt, immer noch sittlich, die Situation der Julia, daß, was jene Sitte tauft, tief unsittlich sein kann. Der sittlichen Unsitte der Judith steht die sittliche Sitte Genoseva's, Julia's unsittlicher Sitte die unsittliche Unsitte der Magdalena gegenüber. Das sociale Problem der Stellung des Weibes zum Manne ist mit dem Scharfsinn des Logikers nach der Tafel möglicher Gegensätze durchgearbeitet.

In den spätern Dramen wird das sexuale Problem zarter behandelt, ohne die Naturseite so scharf hervorzukehren. Der Protest gegen den Despotismus des Mannes, welcher das Weib mehr oder weniger als eine Sache behandeln will, tritt indeß scharf genug hervor, sowol in „Herodes und Mariamne", wo das Streben, diesen Besitz über den Tod hinaus zu sichern, Ursache des tragischen Conflicts wird; im „Ring des Gyges", wo der Held nicht nur selbst „mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos" hinschaut, sondern auch einem andern Antheil an seiner Freude und den Anblick der nackten Schönheit der Gattin gönnt, eine Erniedrigung, welche die letztere nur durch den Tod des Gatten und die Ehe mit dem profanirenden Eindringling sühnen zu können glaubt; in den „Nibelungen", wo die nordische Walkyre, die Königin von Burgund, den Mann ermorden läßt, der, ohne ihr Ehemann zu sein, ihre Schwäche gesehen hat.

Die Analyse der Hebbel'schen Stücke ist scharf und consequent von einem Punkte ausgehend, der sich in der That als der Centralpunkt der Hebbel'schen Production erweist. Auch mit der Verwerfung der Lustspiele des Dichters und seines „Demetrius" als einer Tragikomödie sind wir vollkommen einverstanden.

Die Charakteristik von Auerbach ist eine sehr anerkennende; gleichwol vermissen wir eine Besprechung seines Romans: „Auf der Höhe". „Das Landhaus am Rhein" ist möglicherweise nicht mehr zur rechten Zeit für eine Berücksichtigung in Zimmermann's Sammlung erschienen. Wir meinen, daß der Essayist es nicht versäumen dürfe, in seinem Porträt die Züge nachzutragen, welche an dem Original inzwischen mit größerer Schärfe hervorgetreten sind. Der Abdruck eines frühern Aufsatzes ohne so zeitgemäße Umgestaltung wird in dem Leser immer das Gefühl einer Lücke zurücklassen.

Die Aufsätze zur „Aesthetik der Tonkunst", die sich an Werke von Hanslick, Ambros und Gervinus anschließen und sich gegen die beiden letztern polemisch verhalten, sind ganz aus dem Geiste der Herbart'schen Schule hervorgegangen; sie protestiren gegen das Streben, alles Schöne auf ein Princip zurückführen zu wollen. Das Schöne liege in Verhältnissen und dieser gebe es viele; der Componist stelle nur rein musikalische Ideen dar. Hierin stimmt Zimmermann ganz mit Hanslick überein. „Einen Kreis von Ideen kann die Musik mit ihren eigenen Mitteln reichlich darstellen. Dies sind unmittelbar alle diejenigen, welche auf hörbare Veränderungen der Zeit, der Kraft, der Proportionen sich beziehen; also die Idee des Anschwellenden, des Absterbenden, des Eilens, Zögerns, des künstlich Verschlungenen, des einfach Begleitenden u. dgl. m." Zimmermann wie Hanslick protestiren dagegen, daß die Musik Gefühle darstelle, dann fiele das ganze Gebiet der Figuralmusik weg; in der Instrumentalmusik sehen aber beide Aesthetiker die reine absolute Tonkunst. Selbstverständlich ergeht es diesen Anschauungen gegenüber den Verherrlichern der Vocalmusik, wie Gervinus, schlecht genug; ebenso dem Kunstwerk der Zukunft. „Misverstandene Begriffe vom Drama der Alten sind der historische, misverstandene Begriffe von der Einheit der Kunst der philosophische Quell dieser Irrthümer." „Der Werth der Musik ist weit davon entfernt, abhängig zu sein von dem Werth der Gefühle. Mag dieser steigen oder fallen, jener bleibt sich völlig gleich. Ihr Gebiet sind die Tonvorstellungen, die weder Gefühle noch Gedanken sind."

Wenn indeß die Musik auch nicht Gefühle darstellt, so wendet sie sich doch an das Gefühl, und Ambros hat recht, wenn er behauptet, wer die Musik nur für tönend bewegte Formen erkläre, könne in die Bezeichnungen: heroische, pastorale Musik u. s. w. nicht einstimmen: es gebe keine heroische Arabeske, kein heroisches Kaleidoskop, kein heroisches „Dreieck oder Viereck". Wenn Zimmermann entgegnet, es gebe aber einen Rhythmus, der heroischen Bewegungen als solchen eigenthümlich sei, folglich auch tönende Formen, die sich in solchen Rhythmen bewegen, da färbt er doch offenbar die Tonverhältnisse schon mit der Farbe des Gefühls. Ein kriegerischer Rhythmus ist es doch nur insofern, als er auf das kriegerische Gefühl wirkt, und daß schon im Rhythmus allein die größten Gefühlswirkungen liegen, daß schon das bloße Tempo freudig erregend oder elegisch schmelzend wirken kann, wird doch kein Aesthetiker leugnen wollen.

Gleichwol wissen wir es der exacten Schule der Aesthetik dank, daß sie die Sphären der einzelnen Künste rein hält von jeder Vermischung; denn scharfe Sonderung ist unerlaßlich für die Erkenntniß eigenthümlichen Wesens. Gerade in Bezug auf Musik wird neuerdings viel gesündigt durch das Hereinziehen der fremdartigsten Elemente in den abgeschlossenen Kreis der Kunst. Wie hat man mit willkürlichster Deutung einzelne Tongemälde als Gedankensymphonien ausgeführt, welches Unwesen ist mit der Programmmusik getrieben worden! Die Herbart'sche Schule wird die Musik stets mit besonderer Vorliebe behandeln; denn ihr Meister war vorzugsweise vertraut mit dieser Kunst, und wenn man noch die Architektur als „gefrorene Musik" mit ihren festen, ebenfalls mathematisch nachweisbaren Verhältnissen neben die bewegten der Tonkunst stellt, so kann man sagen, die Herbart'sche Aesthetik baut sich auf dem Generalbaß auf.

Die Aufsätze „Maler und Bilder" geben eine interessante Charakteristik von Asmus Carstens, kritisiren David's Bild: „Die Ermordung Marat's", Piloty's „Nero" u. a., und zeigen in der Schilderung des neuen „Fiesole" Overbeck's und Führich's eine etwas bedenkliche Hinneigung zu dem modernen Nazarenenthum in der bildenden Kunst, wie sie sich nur aus einer gegen den Inhalt gleichgültigen Aesthetik erklären läßt.

Der erste Band der Zimmermann'schen „Studien und Kritiken" ist der Philosophie gewidmet. Bei der Auf-

nahme der einzelnen Aufsätze war der Grundsatz maßgebend, nur dasjenige zuzulassen, was ein mehr als vorübergehendes Interesse darzubieten oder den größern wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers zur Erläuterung und Ergänzung zu dienen geeignet schien. Gleich der erste Aufsatz: „Ueber die Lehre des Pherekydes von Syros", wäre indeß am besten wol aus einer Sammlung ausgeschlossen worden, die sich an das größere Publikum wendet. Dieser Beitrag zur Geschichte der Philosophie ist mit einer Gelehrsamkeit abgefaßt, die für den Fleiß und das Quellenstudium des Verfassers ein rühmliches Zeugniß ablegt; aber die philosophischen Axiome des Pherekydes haben doch nur ein geschichtliches Interesse, und eine derartige Specialität, an die Spitze einer Sammlung mit vielen allgemein interessanten Aufsätzen gestellt, könnte einen nicht unbeträchtlichen Leserkreis zurückschrecken, wie eine bestaubte Rüstung, die vor einem archäologischen Waffenmuseum hängt, das Publikum abschreckt, das sich für Piken, Hellebarten und Arm- und Beinschienen nicht interessirt.

Der zweite Aufsatz: „Ueber den logischen Grundfehler der Spinozistischen Ethik", hat für uns nichts Ueberzeugendes, so scharfsinnig einzelne, gegen den philosophischen Monismus gerichtete Deductionen sind; aber die Unterscheidungen gehen oft bis zu einer Subtilität fort, der nach unserer Ansicht die Spitze abgebrochen wird. Spinoza's System beruht weniger darauf, daß seine geometrischen Demonstrationen niet- und nagelfest sind, als auf einer Intuition des Weltzusammenhangs, deren Ueberzeugungskraft durch Lücken der Beweisführung nicht geschwächt wird. So können wir gerade in Bezug auf Spinoza der geistreichen Einleitung des Aufsatzes nur sehr bedingt zustimmen:

> In der Geschichte des menschlichen Denkens begegnen wir nur zu häufig der Erscheinung, daß wie in der Natur aus dem anfänglich unansehnlichen Klümpchen Schnee die zerstörende Lavine, so aus einem ursprünglich unbedeutend erscheinenden Irrthum, der sich das Ansehen der Wahrheit gibt, eine Kette inhaltschwerer Folgerungen sich entwickelt, die zuletzt über weite Gebiete bisher für unantastbar gehaltener Wahrheiten sich ausbreitend diese selbst in den Nebel des Zweifels und der Ungewißheit mit sich hineinzieht. Diese Folge tritt um so sicherer ein, je consequenter und in sich vollendeter das Lehrgebäude ist, über dessen Schwelle der Irrthum sich eingeschlichen hat, und je unangreifbarer die Methode erscheint, an deren Hand das System von jenem kleinen Anfang zu seiner endlichen Abrundung fortgeschritten ist. Wenn sich dann wie in einer ehernen Phalanx Vorder- auf Hinterglied lehnt und stützt, bleibt der Kritik nichts übrig, als den Keil bis zu jenem Schluß- und Anfangsglied zurückzutreiben, mit dem das System selbst entweder fester bestehen oder für immer fallen muß.

Zahlreich sind die Aufsätze über Leibniz, seine Vorgänger und Zeitgenossen. Dies darf bei einem Herbartianer nicht wundernehmen; Leibniz ist mit seinen Monaden der Vorgänger einer Philosophie der „vielen Realen". Von diesen Aufsätzen heben wir zwei hervor: „Ueber Leibniz' Conceptualismus" und „Leibniz und Lessing". In dem erstern geht der Verfasser auf den Gegensatz von Nominalismus und Realismus zurück, welcher in der Philosophie des Mittelalters herrschte. Man muß bekanntlich diesen Bezeichnungen nicht die moderne Bedeutung unterlegen; sie würde zu den größten Verwechselungen führen. Herbart, der am meisten realistische Philosoph der Neuzeit, würde nach mittelalterlichen Begriffen ein strenger Nominalist gewesen sein, während Fichte, Schelling, Hegel für Realisten gelten müßten. Nach der Theorie des Realismus existirt der Begriff als Idee vor und außer seinen Gegenständen, sodaß diese nur Existenz besitzen, sofern sie mit ihrem besondern Sein an seinem allgemeinen theilnehmen. Für den Nominalismus sind die Dinge als Gegenstände für sich und der Begriff ist nur die im Denken vollzogene Heraushebung und Zusammenfassung des Gemeinsamen mehrerer Dinge. Die vermittelnde Ansicht zwischen Nominalismus und Realismus ist der Conceptualismus, der schon zur Zeit der Scholastiker Geltung hatte, und namentlich in einem Fragmente Abälard's „De generibus et speciebus", veröffentlicht in dessen „Oeuvres inédits" begründet wird. Mag dies Fragment nun von Abälard selbst oder, was wahrscheinlicher ist, von einem andern scholastischen Philosophen herrühren — es ist eine der wichtigsten Urkunden für die philosophischen Bewegungen jener Zeit. Der Conceptualismus als vermittelnde Anschauung besteht darin, daß er einerseits nominalistisch, andererseits realistisch ist, aber keines ganz. Diese Ansicht ist

> nominalistisch, weil sie nur die Individuen als das wahrhaft Existirende anerkennt, das Allgemeine dagegen, die Gattungen und Arten, für bloße Inbegriffe von Individuen ansieht: realistisch, weil sie das Allgemeine doch nicht für bloße Worte, nicht einmal für blos subjective Gedanken ansieht, die nur für den Betrachter Geltung haben, sondern durch den Ausdruck: ähnliche Natur auf eine innerliche Verwandtschaft der zur selben Species gehörigen Individuen hinweist, die eben den Grund enthält, daß sie auch vom Betrachter als zur selben Art gehörig erkannt und unter einen allgemeinen Begriff gestellt werden. Die Individuen sind nicht eins in der Gattung, aber ihrer viele von ähnlicher Natur bilden die Gattung. Diese existirt als solche nicht vor den Individuen als eine, z. B. die Menschheit vor allen menschlichen Individuen, sondern in ihnen, die selbst ähnlicher, nicht derselben Natur sind.

Oder wie Zimmermann am Schluß des Aufsatzes diese Anschauung zusammenfaßt:

> Einheit ohne Vielheit und Vielheit ohne Einheit sind gleichzeitig abgewiesen; der Versuch, die Vielheit neben der Einheit und die Einheit in der Vielheit gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen zu lassen, ist der Conceptualismus.

Unser Philosoph beweist nun, daß Leibniz nicht ein reiner Nominalist wie Herbart gewesen sei, sondern jene vermittelnde Anschauung aufrechtgehalten habe. Indem der Artbegriff erfaßt wird als objective Zusammengehörigkeit gewisser Individuen vermöge der Aehnlichkeit ihrer innern Natur, wird der subjective Standpunkt der Nominalisten überwunden. Diese Zusammengehörigkeit objectiver Art sucht Zimmermann in dem Begriff „conceptus". Gleichwol haben auch die Nominalisten, wie William Occam, den Ausdruck conceptus für ganz subjective Vorstellungen gebraucht. So weisen wir unsern Autor auf jene Stelle in den „Quaestiones super IV libros sententiarum" hin, wo der Doctor singularis et invincibilis sagt (Quaesturus, 8): „conceptus et quodlibet universale est aliqua qualitas existens subjective in mente, quae ex natura sua est signum rei extra."

In dem Aufsatz „Leibniz und Lessing" wird zunächst der Gegensatz zwischen Spinoza und Leibniz mit großer Schärfe auseinandergesetzt; dann sucht Zimmermann die Ansicht zu widerlegen, Lessing sei Spinozist gewesen, und

hebt im Gegentheil hervor, wie Lessing's metaphysische Grundlage in Harmonie mit der Leibniz'schen gewesen sei, namentlich was die Lehren von der prästabilirten Harmonie, der Erziehung des Menschengeschlechts, der steten Vervollkommnung desselben u. a. betrifft. Lessing's Spinozismen sind indeß ebenso wenig zu leugnen. Keinesfalls war der Kritiker ein „systemfrommer" Philosoph, und da er bekanntlich gegen die „fertige" Wahrheit die größte Abneigung hatte, so konnte er bei dem Suchen derselben wol einmal diesen und das andere mal jenen Weg einschlagen.

Von den übrigen Aufsätzen: über „Schiller als Denker", „Zum Fichte-Jubiläum" u. s. w., heben wir noch zwei hervor, welche orationes pro domo des Verfassers sind: „Zur Reform der Aesthetik als exacter Wissenschaft" und „Ueber Lotze's Kritik der formalistischen Aesthetik". Zimmermann vertheidigt seine Aesthetik als Formwissenschaft oder, wenn man will, als Verhältnißlehre gegen verschiedene Angriffe. Er sieht die Aufgabe der Aesthetik darin, „nachdem sie bisher, aus dem Inhalt der Schönheitsidee deducirend, eine der apriorisch-construirenden Naturphilosophie ähnliche Rolle gespielt", auf Grundlage der einzelnen ästhetischen Zweigwissenschaften aus dem Umfange des Schönen sich zu einer allgemeinen Kunstwissenschaft aufzubauen:

Fürchte man ja nicht, daß eine solche Aesthetik dem wahren Genius feindlich sein werde. Nur der falschen Genialität, welche an die Stelle objectiv gültiger ästhetischer Principien, um die Evidenz des ästhetischen Urtheils unbekümmert, persönliche Autonomie setzen wollte, kündigt sie offene Fehde an. Weit entfernt, die Originalität in ein für allemal festgezogene Schranken einschließen zu wollen, ist sie für jede wahrhafte Bereicherung ihres Schatzes von ästhetischen Grundelementen dankbar, vorausgesetzt, daß sie die Probe des ästhetischen Urtheils verträgt. Das Genie ist entdeckend, sie ist aufnehmend und prüfend. Das ganze Reich der Kunst- wie der Naturwelt ist vor ihr aufgeschlossen; aus der unendlichen Formfülle, welche sie darbieten, ist es ihr Geschäft, die gefallenden oder misfallenden Formen zum Zweck der Nachahmung oder Vermeidung auszusondern. Sie will der Kunst dienen und, wenn es angeht, sie leiten, aber es fällt ihr nicht ein, sie ersetzen zu wollen. Während die mystische Aesthetik des 19. Jahrhunderts über das Schöne und die Kunst in Ausdrücken zu philosophiren sich gewöhnt hat, in welchen kaum noch ein leiser Anklang an das Wesen derselben, an Töne, Farben, Umrisse, Silben-, Wort- und Gedankenmaße übriggeblieben war, hält diese Aesthetik sich einfach an dasjenige, ohne welches der Tonkünstler keine Musik, der Maler kein Gemälde, der Bildhauer, Architekt und Poet weder Statuen noch Gebäude, noch Gedichte hervorzubringen vermöchten. Indem sie dem Künstler nahe bleibt, von dem alle Kunst stammt, wird sie vielleicht im Stande sein, der Entfremdung Einhalt zu thun, welche, aller Bemühungen neuerer Aesthetiker ungeachtet, zwischen Künstlern und Kunstphilosophen immer mehr platzgegriffen hat. Gewohnt, mit Farben, Umrissen, Tönen, Rhythmen und Worten umzugehen, sucht der Künstler vergebens nach Belehrung in Werken, in welchen von dem Gesuchten nur mit stolzer Geringschätzung gesprochen oder gänzlich geschwiegen, dagegen vom Absoluten, von der Idee und ihrer Erscheinung in hohem, ihm unverständlichem oder doch fernliegendem Tone gesprochen wird. Was wunder, wenn er endlich die fruchtlose Beschäftigung aufgibt? In einer Aesthetik im Geiste des Realismus hätte ihm das nicht widerfahren können. Wir hätten dann nicht das traurige Schauspiel erlebt, daß dieselben Geister, welchen wir die höchsten Schöpfungen der neuesten Kunstepoche verdanken, der Aesthetik zum Trotz oder doch ohne Rücksicht auf dieselbe schufen, und daß eine Zeit, in der empirischen Kenntniß des Schönen aller Zeiten und Völker reicher als jede vorangegangene, an philosophischer Erkenntniß desselben selbst hinter die Anfänge des Alterthums herabgesunken ist.

Wir können indeß ebenso wenig wie Lotze, gegen dessen Kritik sich der Verfasser kehrt, das Wesen der Schönheit in der reinen Form finden; wir verlangen, daß die Kunstwerke etwas bedeuten, und finden nicht wie Herbart, daß in solcher Deutung ein Aeußerliches liegt, das dem innern Wesen der Kunst fremd ist. Bei geistreichen Künsten, wie z. B. der Dichtkunst, spielt die Form und das harmonische Verhältniß überhaupt nicht die bedeutende Rolle wie in der Architektur und Musik. Man weise uns nach, daß große Dichter wie Shakspeare und Schiller nur reiner Formenschönheit ihre Macht über die Gemüther der Menschen verdanken! Dieser Beweis dürfte schwer fallen. Fülle des Geistes und Tiefe der Weltanschauung gehören zum großen Dichter, und diese lassen sich schwerlich durch die einschlägigen ästhetischen Verhältnisse bestimmen oder beziffern, wie die Intervalle des Generalbasses.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur socialreformatorischen Literatur.

1. Kapital und Arbeit. Neue Antworten auf alte Fragen. Von E. Dühring. Berlin, Eichhoff. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. Sechszehn Briefe von E. Dühring. Breslau, Trewendt. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.
3. J. St. Mill's Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch Carey. Von F. A. Lange. Duisburg, Falk und Lange. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Carey's Socialwissenschaft und das Merkantilsystem. Eine literaturgeschichtliche Parallele von Adolf Held. Würzburg, Stuber. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage. Von Johannes Huber. München, Lentner. 1865. 8. 15 Ngr.
6. Die conservative Sociallehre. Mittels Erörterung von Tagesfragen erläutert von M. von Lavergne-Peguilhen. Erstes Heft: Die Concurrenz und die Gliederung der Staaten. Berlin, F. Schulze. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Die Consumvereine, ihr Wesen und Wirken. Nebst einer praktischen Anleitung zu deren Gründung und Einrichtung. Auf Veranlassung des ständischen Ausschusses der deutschen Arbeitervereine herausgegeben von Eduard Pfeiffer. Stuttgart, Kröner. 1865. 16. 15 Ngr.
8. Die auf Selbsthülfe gestützten Genossenschaften im Handwerker- und Arbeiterstande. Vorträge, gehalten im Fortbildungsverein für Buchdrucker in Wien am 25. Februar, 4. und 11. März 1866 von Max Menger. Wien, Czermak. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Zeiten sind vorüber, in denen sich der ehrsame Bürger von gelindem Grausen überlaufen fühlte, wenn nur ernsthaft von socialen Fragen gesprochen wurde. Auch scheint die Polizei nicht mehr jeden, der sich wissenschaftlich oder gar praktisch mit den socialen Problemen beschäftigt, amtspflichtig a priori für einen staatsgefährlichen Wühler zu halten. Die praktischen Resultate, welche die sociale Reformarbeit, im Vergleich mit den

Bestrebungen auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens errungen hat, sind freilich auch so vereinzelt und geringfügig geblieben, daß selbst wol der besorgteste Bureaukrat sich nicht zu ängstigen braucht, es könnten daraus für die nächste Zeit mehr als putschhafte Störungen der öffentlichen „Ruhe und Ordnung" hervorgehen. Die loyale, selbst die rückzügelnde politische Tendenz hat sich im Gegentheil gerade mit den scheinbar extremsten Richtungen socialer Fortschrittspraxis so trefflich gestellt, daß letztere bei der politischen Demokratie — wenigstens in Deutschland — in den übeln Geruch gekommen ist, hinter sehr radicalen Aushängeschildern eine geheime entente cordiale mit der politischen Repression zu pflegen und ihren absolutistischen Endzielen, namentlich im Arbeiterstande, wissentlich in die Hände zu arbeiten. Nomina et exempla sunt odiosa! Indessen würde selbst der Verdacht eines solchen Versuchs schwerlich haben entstehen können, wenn nicht die theoretische und praktische Behandlung der socialen Frage dieselbe höchst einseitig und fast ausschließlich auf das Gebiet der Arbeiterfrage, d. h. auf die Besserstellung des mit seinen physischen Kräften seinen Lebensunterhalt erwerbenden Theils der auf den Daseinskampf durch Erwerbsarbeit Gestellten, beschränkt hätte. Die Fiction des sogenannten „vierten Standes" hat die sociale Frage in eine schiefe Stellung zu den übrigen progressiven Bestrebungen der Gegenwart gerückt. Sie aus dieser wieder auf ihren rechten Platz, namentlich in der öffentlichen Meinung und landläufigen Auffassung zu stellen, erscheint uns vorerst die dringendste Aufgabe derer, die es redlich mit der socialen Reform meinen und sie nicht blos als Reclame für ganz abseits gelegene Zwecke benutzen.

Man darf es aus diesem Gesichtspunkte sogar als eine recht bedeutsame Signatur des praktischen Fortschritts der politischen Demokratie betrachten, daß deren neueste Kundgebungen mit lebhafter Entschiedenheit den Grundsatz betonen: jede Coalition einer politischen Partei mit den Arbeitern als geschlossenem Stand sei der Freiheit gefährlich. Denn sei ein solcher geschlossener Stand wirklich vorhanden, so könne er nur Symptom einer socialen Krankheit sein; diese indessen existire nicht, und die heutige Demokratie dürfe es nicht mehr mit Ständen zu thun haben, sondern nur mit Individuen, weil sie es als Princip festhalten müsse, daß der Arbeiter sich durch mehrere Jahre hard works zur Selbständigkeit emporringe. Jedenfalls hat dieses Princip sehr viel für sich. Allein um die Jahre der hard works handelt es sich doch eben bei der Arbeiterfrage vorzugsweise; sie sind die kräftigsten des besten Lebensalters und kommen bei der intellectuellen, geistigen, moralischen Arbeit kaum minder in Frage als bei der rein physischen Forterhaltung des menschheitlichen Lebens.

Die weitern Anwendungen dieser Thatsache auf die socialwissenschaftlichen Bestrebungen ergeben sich von selbst und sind hier nicht abermals auszuführen. Dagegen möchte auf einen sehr allgemeinen Uebelstand der literarischen Erscheinungen auf socialem und socialpolitischem Gebiete hinzuweisen sein, welcher unsers Erachtens zu ihrer relativ geringen Wirksamkeit gerade in denjenigen Bevölkerungs- und Bildungsschichten, auf welche sie sich vorzugsweise berechnen, erstaunlich viel beiträgt. Ihre Mehrzahl ist, wenn nicht zu wenig populär, doch jedenfalls zu abstract, zu wenig ad hominem gehalten, um dem von der Tagesarbeit ermüdeten Manne nicht noch eine außerordentliche Geistesanstrengung und eine große Willenskraft zu ihrem Studium zuzumuthen. Engländer und Franzosen sind in dieser Beziehung den Deutschen unzweifelhaft voraus; ihre Arbeiten sind concreter geschrieben, geben den Beispielen breitern Raum, und wissen außer dem Verstand und der Ueberlegung auch dem allgemein menschlichen Interesse lebhaftere Anregung zu bieten. Man braucht die möglichen Gefahren eines solchen gewissermaßen agitatorischen Vortrags der Socialwissenschaften gar nicht zu verkennen, wird aber trotzdem die nackte Thatsache nicht in Abrede zu stellen vermögen. Dazu kommt in den meisten deutschen Schriften dieses Genres eine socialphilosophische Nomenclatur, welche, da die Grundlehren weder feststehend noch unbestritten sind, schwankend und mehrdeutig ist, ja fast in jeder neuen Schrift wieder neue Abweichungen der einzelnen Wortbedeutungen in die Discussion einführt. Dies erschwert demjenigen, welcher nicht schon durch das Studium theoretischer Philosophie an solche Verfahrungsweise gewöhnt ist, abermals die Lektüre derartiger Schriften.

Banal wäre es fast, hier nochmals daran erinnern zu wollen, daß alle specialwissenschaftlichen Erörterungen, sofern sie wirklich aus den vorhandenen Lebenszuständen neue und lebensfähige Verhältnisse zu entwickeln trachten, sich auf gewisse feststehende Grundprincipien der Nationalökonomie basiren müssen. Aber die Nationalökonomie selber hängt sowol in der theoretischen Aufstellung ihrer Lehren, als in deren praktischer Anwendung von den unaufhörlich wechselnden und sich umgestaltenden Verhältnissen des Lebens ab. Man könnte mit Bezugnahme darauf selbst die Frage aufwerfen: ob sie auf ihrem jetzigen Standpunkte den Vollbegriff einer Wissenschaft bereits repräsentirt? Läßt man jedoch auch diesen theoretischen Zweifel ganz beiseite, gewiß ist, daß sich die Zahl ihrer absolut feststehenden und unter allen Verhältnissen unumstößlichen Principien auf einen überaus engen Kreis und eine sehr niedrige Ziffer beschränkt. Dies mag traurig klingen, ist jedoch vollkommen wahr und kaum anders möglich. Die Entwickelung von Lehren und die Anstrebung praktischer nationalökonomischer Ziele auf dieser oder jener Grundlage ist in der einen Periode sicherlich vollständig zweckmäßig und berechtigt, ja absolut nothwendig; allein dieselben Lehren und praktischen Bestrebungen verlieren in der folgenden, unter umgestalteten Verhältnissen, nicht blos ihre Berechtigung und Zweckmäßigkeit, sondern auch ihre intellectuelle Bedeutung. Man braucht beispielsweise blos an das Zunftwesen und die segensvolle Erstarkung des Bürgerthums auf seiner Grundlage im spätern Mittelalter zu denken, während dieselbe Institution schon zu Ende des 18. Jahrhunderts als ein Anachronismus von hemmendstem Schwergewicht auf die Neugestaltungen des Lebens drückte und sich in das 19. Jahrhundert blos noch nach dem Gesetze der Trägheit, in sich selbst absterbend, herüberschleppte.

Neue Entwickelungen in den Gebieten der nationalökonomischen Wissenschaft sind daher fast immer nur Proteste gegen die unter veränderten Verhältnissen uner-

träglich gewordenen Einrichtungen des socialen Lebens aus überlebten Perioden. Die bahnbrechenden Lehrer der Volkswirthschaft treten fast immer zuerst polemisch in die Arena der Oeffentlichkeit. Aus der Bekämpfung besonders hemmender und lästiger wirthschaftlichen Einrichtungen einer Zeit wachsen dann ganze Systeme heraus. Gerade darin liegt jedoch auch wieder die Hauptgefahr dieser Systeme. Denn fast immer führt die Hartnäckigkeit des geistigen Kampfes gegen die Wirkungen des Gesetzes der Trägheit im öffentlichen Leben über das selbstgesteckte Ziel der volkswirthschaftlichen Reformer hinaus. Die einseitige und übermäßige Ausbildung einer an sich, wie unter den gegebenen praktischen Verhältnissen, vollkommen berechtigten Anschauung oder Lehre ist die natürliche Folge. Dabei mag der an sich richtige Grundgedanke wol allmählich zur Anerkennung gelangen. Allein nach allen Richtungen wahllos ausgesponnen, auf alles ausgedehnt, auf Dinge und Verhältnisse angewendet, für welche seine innere Berechtigung fehlt, ist er, ist das in seiner ursprünglichen Bedeutung Richtige und Heilsame oft schon selber wieder ein Uebel, wenn der Moment zu seiner praktischen Verwirklichung gekommen scheint. Es gibt darum kein bedenklicheres Vorurtheil, trotzdem es noch immer sehr verbreitet ist, als daß die Lehren der Nationalökonomen absolut gültig, für alle Zeiten und Verhältnisse anwendbar sein müßten. Es existirt im Gegentheil keine politische oder sociale Wissenschaft, welche so sehr ein Product ihrer Zeit und mit der Geltung ihrer Principien wie ihrer praktischen Anstrebungen auf diese beschränkt ist, als die Nationalökonomie.

Als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Ansicht zur Herrschaft gelangte, daß in wirthschaftlichen Dingen die Regierung einschreiten müsse, war sie in den damaligen politischen Verhältnissen der Staaten und in den socialen des Publikums relativ berechtigt. Allein während man sie praktisch auf die Spitze trieb, sodaß sich alle productive Betriebsamkeit ausschließlich durch die und nach den von den Regierungen entworfenen Normen entwickeln sollte, hatten die politischen und socialen Zustände bereits solche Wandlungen erlitten, daß die schärfste Reaction gegen ein solches volkswirthschaftliches System nothwendig daraus hervorbrechen mußte. In vollkommen klarer Gestaltung und systematisch durchgebildet führte bekanntlich Adam Smith diese Reaction mit unwiderstehlicher Gewalt in das praktische Leben ein. Die Verdienste seiner genialen Energie bleiben unsterblich, selbst wenn ein anders gestaltetes sociales Leben neue Forderungen stellt. Sind diese noch nicht gestellt worden? Ganz gewiß, und ebenso gewiß ist es, daß die Neugestaltungen sie rechtfertigen. Allein eine genügende und darum epochemachende Antwort darauf, wie Adam Smith sie für seine Zeit und Verhältnisse fand, erwartet man bis jetzt umsonst. Hunderte von Schriftstellern aller Culturländer, Tausende von Büchern und Abhandlungen in allen Culturspracheu haben an einer modernen Ausbildung der Volkswirthschaftslehre gearbeitet. Allein trotz des allmählich erfolgten Zusammenbrechens des Feudalsystems, trotz der durch Dampfkraft, Eisenbahn- und Telegraphenwesen herbeigeführten Revolution des gesammten socialen Verkehrs ist theoretisch und praktisch zur entsprechenden Umgestaltung der socialen Verhältnisse vergleichsweise blutwenig geschehen. Man wandelte im großen und ganzen fortwährend die Smith'schen Wege und trat sie breit, indem man hundertmal von neuem bewies, daß sie die richtigen seien. Für die neuen Wege, welche man etwa davon abzweigte, stehen dagegen die Beweise noch zu führen, daß sie in ihrer gar zu strengen Nachfolge auf der Smith'schen Richtung keine thatsächlichen Abwege werden.

Es ist, um nur auf eins von vielen Beispielen hinzuweisen, eins der gültigsten Dogmen modernster Volkswirthschaft, daß principiell der Staat in erster Reihe bei irgendwelchem industriellen Unternehmen gar nicht, in zweiter dagegen wol durch indirecte Unterstützungen, z. B. Zinsgarantien u. s. w., sich betheiligen solle. Was war nun in hundert und aber hundert Fällen das praktische Resultat? Ueberaus nützliche, doch nicht sofort zinsende Unternehmungen kamen gar nicht oder verspätet, oder nicht aus erster und zunächst betheiligter Hand zu Stande; oder aber noch gewöhnlicher: die Gefahren und Nachtheile zweifelhafter, doch von geschickten Faiseurs betriebener Unternehmungen fielen zu Lasten des Staats, d. h. der Steuerträger. Es wurden dadurch wieder ganze Klassen zum Schaden der Gesammtheit bevorrechtet, prämiirt, gleichsam privilegirt, und es wucherten bei ihnen Prätensionen auf, welche nicht selten alles übersteigen, was ehemals, wenn auch auf theilweise andern Gebieten oder doch unter andern Formen, von den Feudalherren und Zünftlern in Anspruch genommen worden war. Gewisse, in solchen Händen befindliche und solchermaßen begünstigte Unternehmen warfen allerdings ihren Actionären und den Großindustriellen kolossale Gewinne mühlos in den Schos; allein bezahlt wurden sie durch ebenso kolossale Opfer des Gemeinwesens, des Staats, der Gesammtheit der Unbemittelten, während der auf diese mittelbar herabträufelnde Vortheil ein verschwindend geringer blieb. Selbst eine große Schar derer, die sich für liberal, fortschrittlich, volksthümlich nicht blos ausgeben, sondern sich selbst in gutem Glauben dafür halten, unterstützen, betreiben und fördern solche Manipulationen. Und nachher wundert man sich noch über Mistrauen, Argwohn, Verbitterung der eigentlichen Arbeiter gegen die im socialen Leben Höhergestellten!

Ist das Uebel erkannt, so muß auch die Heilformel dagegen gefunden werden. Das ist freilich die einfachste und natürlichste Forderung, die sich an die Volkswirthschaftslehre stellt. Der wildeste Socialismus und roheste Communismus werden sonst durch solche Thatsachen fortwährend aufs neue herausgefordert und großgezogen. Trotzdem verwünscht man die „sociale Frage", die doch nun einmal da ist, und verrennt sich immer wieder in die Einseitigkeit der sogenannten Manchesterschul-Theorie, als ob man absichtlich bewirken wolle, daß die extremsten socialistischen und communistischen Forderungen aller Welt über den Kopf wachsen. Was treibt denn die Arbeitercohorten der Lassalle'schen Doctrin in die Arme und ihre zweifelhaften Führer in die Schleppträgerei der politischen Reaction? Doch wol vorzugsweise der Anblick jener Beispiele von Staatsunterstützungen für die Großindustriellen, die man der Kleinindustrie verweigert. Daß sie dabei von

der feudal-absolutistischen Reaction unterstützt werden, erklärt sich leicht nicht nur durch deren Rancune gegen die neu emporkommenden industriellen Feudalherren, sondern auch daraus, weil die Verwirklichung der Lassalle'schen Theorien fast naturnothwendig die scheinbar auf die Masse des Arbeiterstandes übertragene Gewaltherrschaft im Staate in die Hände einzelner Führer legen und dem crassesten Absolutismus durch die Ochlokratie den Weg ebnen würde. Ist nun aber zu erwarten, daß die aufgehetzten Massen der „Arbeiter" zu dieser Einsicht gelangen, indem man ihnen vordemonstrirt, daß das Manchestersystem, wenn auch ohne sie, doch alles für sie, für ihr Bestes thue? Gewiß nicht. Ebenso kann ihre Mitwirkung nach Schulze-Delitzsch'schem System, dessen ganzer Natur und Anlage zufolge, immer blos auf einen relativ engen Kreis beschwichtigend wirken; und immerhin blos beschwichtigend, nicht befriedigend. Um den tiefsten socialen Erschütterungen wirksam begegnen zu können, wird vielmehr, so scheint es, der bisherige Weg ganz verlassen werden müssen.

Ein neuer Adam Smith thut uns noth — dem Ausdruck dieses Bedürfnisses begegnet man in allen Kreisen, welche einerseits die Lösung der socialen Frage neben und mit der politischen als das ansehen, was sie in That und Wahrheit ist, als die nothwendige Ergänzung der Culturaufgabe unserer Gegenwart, ohne welche eine organische Entwickelung des Völker- und Staatslebens gar nicht gedacht werden kann; und welche andererseits mit dem „Volk" und der „Freiheit" nicht Begriffe verbinden, deren täuschende Handhabung blos ephemeren Parteitendenzen dienen soll. Die Stärke dieses Bedürfnisses hat vielleicht das meiste dazu beigetragen, daß, nachdem die Periode der socialen, socialpolitischen und theokratisch mystischen Utopien mehr glanzvoller als geistestiefer und ernster französischer Lehrer der Gesellschaftswissenschaften durch die Praxis der Weltlebensgänge widerlegt, zu überwundenen Standpunkten geworden ist, Stuart Mill und Carey von den entgegengesetzten Standpunkten der Socialwissenschaft aus als Begründer einer neuen Aera auf das Schild gehoben worden sind. Damit soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß in den Aufstellungen beider ganz entschiedene reformatorische Elemente für die Theorie des Gesellschaftslebens vorhanden sind. Allein ebenso wenig darf man vergessen, daß beide, der Engländer Stuart Mill wie der Amerikaner Carey, auch genau an dem Boden haften, aus dem sie herausgewachsen sind. Diese Bemerkung kann man, eben nach dem Charakter der Gesellschaftswissenschaft, durchaus nicht als Vorwurf betrachten. Wenn bei jeder andern Wissenschaft die theoretische Forderung gestellt werden mag, sie soll kein Vaterland haben, so gilt dies, wie schon berührt wurde, bei der theoretischen Gesellschaftswissenschaft nur in beschränktem Maße, bei der praktischen vollends blos bedingungsweise. Der Subjectivismus Mill's wie Carey's hat sein gutes Recht. Allein ebendeshalb kann auch die progressive deutsche Volkswirthschaft die Lehren Stuart Mill's und vollends Carey's sich blos durch praktische Anwendung aneignen, und da beide Schriftsteller keineswegs eine leichte und sofort faßliche Darstellungsweise haben, beide auch, aus ihrem realistischen Grundtypus heraus und in Rücksicht auf ihre praktischen Ziele, bei den letzten Consequenzen von einer Reihe ihrer Doctrinen Rückschwenkungen machen, so kann es einerseits nicht fehlen, daß die deutschen Volkswirthschaftslehrer (im weitern Sinne) über den objectiven Werth beider Koryphäen, andererseits über die praktische Bedeutsamkeit ihrer Systeme, noch ganz abgesehen von deren verschiedenen Wegen und Zeitpunkten, sehr divergirende Ansichten vertreten. Die Kritik der Mill'schen und Carey'schen Principien, die Erörterung ihrer subjectiven Anwendbarkeit auf die Praxis der gegebenen Lebensverhältnisse, und der deutschen insbesondere, bilden denn auch ein Hauptthema der eigentlich socialwissenschaftlichen Literatur in den letzten Jahren.

Zwei Hauptmomente sind es besonders, um welche sich die Discussion bewegt. Während von der einen Seite für Stuart Mill die bessere Logik in der Durchführung seines Systems in Anspruch genommen wird, bekämpft man von der andern Seite, im Interesse Carey's, diesen angeblichen Vorzug als ein Haupthinderniß der Anwendbarkeit des Mill'schen-Systems in der volkswirthschaftlichen Praxis. Dagegen wird aber, und selbst für den Unbefangensten nicht ohne überzeugenden Eindruck, geltend gemacht, daß durch Carey einem volkswirthschaftlichen Optimismus, welcher die gründlichere sociale Reform zurückzuschieben trachte, Thor und Thür nur allzu weit geöffnet werde.

Aurelio Buddeus.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuere Werke deutscher Humoristen.

Wir sprechen ausdrücklich von „Werken deutscher Humoristen" und nicht von „humoristischen Werken". Letztere Bezeichnung würde zu einem der nachfolgenden Bücher nicht gut stimmen. Und doch möchten wir demselben keinen andern Platz anweisen, da es von einem unserer bewährtesten Humoristen herrührt und das sprechendste Zeugniß für das gereifte Talent des Verfassers ablegt.

Unsere Kritik umfaßt Bücher von Hackländer, W. Raabe, Graf Ulrich Baudissin, W. Grothe und A. von Winterfeld. Wer in einer humoristischen Dichtung nur das Grotesk-Komische liebt, der möchte in vorliegenden Werken mit Ausnahme eines einzigen kaum seine Rechnung finden. Dieses eine möge die Reihe eröffnen.

1. Theolog und Komödiant. Humoristisch-komischer Roman von Wilhelm Grothe. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.

Schon der Titel deutet Gegensätze an, die, derb ausgebeutet, dem Humor in drastischer Form die größte Freiheit gestatten. Das Weitere thut der Hinweis: „Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke." Wir werden hinter die Coulissen geführt, doch nur, um auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, Personen und Gegenstände höchst ungeschminkt zu sehen. Der Verfasser versteht sich auf die „Banden" und „Schmieren"; mit lachendem Munde erzählt er uns, ohne indeß das Drastische bis zur Uebertreibung zu steigern. Die komische Wirkung liegt zugleich in der Handlung und in Art und Weise

der Darstellung. Grothe stellt den sittlichen Ernst des wissenschaftlich gebildeten jungen Mannes der Leichtfertigkeit und Halbbildung des Vagabunden- und Komödiantenthums entgegen. Die Handlung glänzt nicht gerade durch besondere Fülle, sie genügt aber für den Umfang des mäßig starken Buchs. Ein junger Theolog wird durch eine wunderliche Testamentsclausel gezwungen, ein Jahr lang den Director einer Wandertruppe zu spielen. Er benimmt sich in dem Reiche der Lampen und Schminke natürlich wie ein etwas verschrobener, für Sittlichkeit begeisterter Heiliger. Vorhersagen läßt sich, daß er der trübseligsten Erfahrungen mit schwindelhaften Agenten, talentlosen Helden, koketten Soubretten, vorlauten Naturburschen, graugewordenen ersten Liebhabern, pappenen Brustharnischen, steifleinenen Helmen und — defecten spanischen Wänden in dem gemeinschaftlichen Ankleidezimmer genug zu machen haben wird. Natürlich nur zu unserer Freude. Denn wir lernen auf seine Kosten von diesen hochedeln Menschen und Gegenständen die wahrsten Prachtexemplare kennen und, wohlgemerkt, damit wir den Ausbund der Tugend nicht vermissen, auch den mit dem Vorschusse regelmäßig „durchbrennenden" siebenten oder achten Liebhaber. O über die Freuden eines „Schmierendirectors"! Und einer Aufführung der „Lenore" wohnen wir bei, wie sie allerdings hier und da im lieben Vaterlande noch nicht ganz zu den Unmöglichkeiten gehört. In Summa: wer in dem Buche nicht mehr sucht, als darin zu finden, der wird sich mit ihm ein Stündchen die Zeit leicht vertreiben können. Leistet der Verfasser auf dem Gebiete der Humoristik auch nicht gerade das Höchste, so meinen wir auch, daß er es mit diesem Buche nicht leisten wollte.

Höhern Zielen strebten die drei andern der genannten Verfasser nach und sie erreichten auch höhere Ziele.

2. Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Ein Roman von Wilhelm Raabe. Drei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Raabe erfreut sich durch eine Reihe gern gelesener Romane eines bestimmten Rufs als Humorist. Er machte sich urplötzlich geltend und erweckte Hoffnungen, die sich mit jedem neuen Werke steigern sollten. Erfreulich für den Kritiker, wenn er bei dem neuen Werke eines bewährten Autors zwischen den Zeilen nichts von einem Rückschritt oder Seitenschritt desselben lesen zu lassen braucht. Dieses Buch wird zwar nicht jedermanns Sache sein. Raabe schreibt nicht für die gedankenlose Masse, und in diesem Buche schrieb er für sie um so weniger, als er darin vielmehr gegen einen gewissen Bildungsdünkel offen auftritt. Aber seine Darstellungsweise hat nichts Abstoßendes, und sie wird dem Heimkehrenden vom Mondgebirge manchen Freund gewinnen. Das Vorrecht des Humoristen gestattet die Wahl eines absonderlichen Stoffs, es gestattet ihm ferner, sich dreist über Berge und Meere hinwegzusetzen, gleichviel ob sie vorhanden sind oder ob nicht. Von diesem Vorrechte macht Raabe den weitesten Gebrauch, denn er wählt zum Helden seines Romans, man höre und staune — einen Sklaven aus Afrika! Einen Sklaven, aber keinen zähnefletschenden Neger, sondern einen aus zwölfjähriger Gefangenschaft in die Heimat zurückkehrenden Deutschen. Raabe kennt Abu Telfan im Tumurkielande unfern des Mondgebirgs, artigerweise aber, um uns auf der Karte nicht unnöthigerweise suchen zu lassen, verwahrt er sich: „Ich bitte ganz gehorsamst, weder den Ort Abu Telfan, noch das Tumurkieland auf der Karte von Afrika zu suchen, und was das Mondgebirge anbetrifft, so weiß ein jeder ebenso gut wie ich, daß die Entdecker durchaus noch nicht einig sind, ob sie dasselbe wirklich entdeckt haben."

Den Humoristen hindert nichts, gleichwol an dasselbe unbedingt zu glauben. Ihn hindert ferner nichts, einen relegirten Studiosus der Gottesgelahrtheit auf allerlei Kreuz- und Querzügen unter die Hände der Dame Kulla Gulla zu bringen, ihn mit Fußtritten aller Art tractiren zu lassen, bis er sich reif fürs Barbarenthum erweist, und ihn darauf gnädig zur höchsten Verwunderung aller Verwandten, Freunde, Nachbarn und dergleichen einen und einen halben Büchsenschuß westlich von der berühmten Stadt Nippenburg im Dorfe Bumsdorf auf der heimatlichen Scholle wieder abzusetzen, freilich mit der etwas unheimlichen Frage: „Wie nun weiter?" Die allmähliche Wiedererweckung des Sklaven aus barbarischer Stumpfheit und Geistesöde bis zur Nutzbarmachung seiner immerhin bedeutenden Fähigkeiten im Dienste der Civilisation bildet die Aufgabe, welche der Verfasser nicht nur stofflich in einer spannenden Erzählung, sondern mehr noch in zutreffender Charakteristik der vielen Persönlichkeiten humoristisch gelöst hat. Er bezeichnet sein Buch als ein nicht in Einem lustigen Sommer entstandenes Werk. Das merkt der Leser an seiner oft süßsauern Miene. Ein handwerksmäßig geschriebenes Buch ist es eben nicht, sondern eine durch und durch absonderliche Dichtung, bei welcher Kopf und Herz des Verfassers gleicherweise betheiligt waren. Ausgelassenes Lachen soll die Geschichte nicht hervorrufen, aber das stille Lächeln des Weisen. Und der wahre Weise unter allen den bumsdorfer, nippenburger und hauptstädtischen Größen, den berühmten immer und ewig ins Koptische vertieften Professor Reihenschlager nicht ausgenommen, bleibt doch unser guter Freund aus dem Tumurkieland, der relegirte Studiosus der Gottesgelahrtheit, Hr. Leonhard Hagebucher. Es ist um Abu Telfan und um das Mondgebirge ein eigenes Ding. Dieses liegt nicht immer in Afrika, sondern oft um Nippenburg und Bumsdorf, und Abu Telfan benennt sich mehr als eine Hauptstadt. Ach und wie viele der Höchstcivilisirten seufzen nicht unter der Herrschaft einer Kulla Gulla, sie wissen nur nicht, daß diese Madame Kulla Gulla ihre eigene Eitelkeit, Selbstüberhebung und Unfreiheit bedeutet! Ueber den humanistischen Zweck seines Buchs lassen wir schließlich den Verfasser selbst reflectiren mit Worten, welche er bei Gelegenheit der Vorlesung seines Helden über das Tumurkieland vor dem hauptstädtischen Publikum ausspricht:

> Hier hatte sich jemand durch viel Dreck und Blut, durch sehr unsolide und ungeordnete Verhältnisse unter Türken, Mohren und Heiden aller Schattirungen wacker durchgeschlagen und brachte aus der grimmigsten Sklaverei, der heillosesten Erniedrigung einen solchen Hauch der Freiheit in diese so rationell geordnete Gewöhnlichkeit mit, daß das philisterhafteste Selbstgefühl darob mit einem bangen Ekel und Ueberdruß und bei den edlern Naturen mit einem dunkeln Schmerz in Widerstreit gerieth.

3. Ronneburger Mysterien. Humoristischer Roman von Graf Ulrich Baudissin. Drei Bände. Stuttgart, Kröner. 1869. 8. 4 Thlr.

Ein glücklicher Versuch, das Thema der „Zärtlichen Verwandten“ in novellistischer Form zu behandeln. Graf Richard Werneberg hat von seinem Vater nicht nur Güter in Schweden von unermeßlichem Werth, sondern auch den Widerwillen gegen den Stammsitz seiner Väter, das Schloß Ronneburg, geerbt. Er ist daher überall zu finden, in Rußland, Schweden, Kleinasien, nur nicht in Deutschland. Seine nächsten Verwandten, Cousins und Cousinen, kennt er nicht; aber sie kennen ihn, sie betrachten ihn als ihre irdische Vorsehung und verfolgen ihn überall hin mit Bettelbriefen, da sie sich zumeist in desperaten Verhältnissen befinden. Er liest die Briefe, liest sie auch nicht; er unterstützt, unterstützt auch nicht; er ärgert sich, oder auch nicht — bis er endlich, satt und müde der steten Belästigungen, einen nach dem andern auf Schloß Ronneburg schickt, in das Familienasyl. Bald sitzen allda ihrer sechs, zwei Männlein und vier Weiblein, die zärtlichsten Verwandten, nach Gutdünken und Laune wirthschaftend. Natürlich gleicht die Zärtlichkeit der Lieben der zwischen Katze und Hund; das hat der Graf vorhergesehen, und er ist maliciös genug, den lieben Verwandten jeden möglichen gegenseitigen Aerger von Herzen zu gönnen. Der Graf ist alt, ohne directe Erben (zwei Söhne sind ihm gestorben, der ältere nachdem er sich mit einem Bürgermädchen verheirathet und eine Tochter hinterlassen hatte, welche er, der alte Graf, gleichfalls für gestorben hält). Da quartiert er sich plötzlich selbst incognito als lieber Vetter unter der Maske eines derben Seekapitäns auf Schloß Ronneburg ein, um die lieben Verwandten zu studiren und den würdigsten unter ihnen zu seinem Universalerben einzusetzen. Begreiflicherweise zeigt sich die Sippe der sechs von dem Eindringlinge sehr wenig erbaut, er aber noch weniger von ihr. Zum Glück ist da noch ein siebenter, von der Sippe seines bürgerlichen Namens wegen Geringgeschätzter, ein junger talentvoller Landschaftsgärtner, welcher auf Betrieb des gräflichen Intendanten mit der Verbesserung der Parkanlagen beschäftigt ist. Diesem wendet sich die Theilnahme des Grafen zu, und er geht schließlich — dazwischenliegende Verwickelungen übergehen wir — als Sieger mit der Erbschaft von Millionen hervor, heirathet die wiedergefundene Enkelin des Grafen, löst das Familienasyl auf und gibt Schloß Ronneburg seiner ursprünglichen Bestimmung zurück.

Das Thema, so viel wird aus dieser Inhaltsangabe ersichtlich sein, gewährt dem Novellisten nach beiden Seiten, nach dem des Ernstes und dem des Scherzes, weiten Spielraum. Graf Baudissin wählte nicht die Seite des Scherzes auf Kosten des Ernstes; mag er selbst seinen Roman einen „humoristischen“ nennen, doch würde der Leser, der nur seine Hoffnung auf Scenen der Ausgelassenheit setzt, sich etwas enttäuscht fühlen. Ein Hauptverdienst des Verfassers finden wir in der Zeichnung der Personen. Sie tragen bestimmte, scharfe Züge, streifen aber nicht an die Caricatur, eine Figur, die des wirklichen Seekapitäns, ausgenommen, in welcher der Verfasser die Farben doch wol etwas zu drastisch auftrug. Baudissin hat diese Arbeit seiner Feder gewiß nicht so schwer abgerungen, wie Raabe die vorhergenannte der seinigen; trotz der sich aber an einzelnen Stellen zu sehr hervordrängenden episodenhaften Breite wird sich der Leser die Einweihung in die ronneburger Mysterien gern gefallen lassen. Zur Entschuldigung der ab und zu etwas losen Schürzung bedient sich der Verfasser der Ausrede, ihm sei das Manuscript heftweise aus Schweden zugegangen, sodaß er wegen des Verlaufs der Geschichte keine Verantwortung trage: eine höchst glückliche Ausrede; nur möchten wir ihn bitten, das Anreden des Lesers und die Berathung mit ihm wegen des weitern Verlaufs nicht zur Manier werden zu lassen. Der Zweck, gelegentlich einige Seitenhiebe auf die Verfasser packender Romane zu führen, leuchtet uns sehr wohl ein, ebenso, daß ein Humorist ohne eine bestimmte Manier leicht blaß oder farblos erscheint. Bei einem schnell producirenden Dichter ermüdet aber die Manier schneller, als er es selbst glaubt. Das hat selbst Boz erfahren. Und um uns an das Nächstliegende zu halten, aus sehr vielen Kritiken über Raabe ist deutlich herauszulesen, wie seine spätern Werke eben seiner „Manier“ wegen den frühern entschieden nachstehen.

4. Zwölf Zettel. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1868. 8. 2 Thlr.

Dieses Romans wegen faßten wir die Ueberschrift des Artikels in oben bemerkter Weise. Ein eigentlich humoristischer Roman sind die „Zwölf Zettel“ nicht, sie stammen aber von einem unserer beliebtesten Erzähler und sie zählen zu dem Werthvollsten, was wir aus dem reichen Schatze des trefflichen Humoristen kennen gelernt haben. Da ist die gleiche Sicherheit in der Anlage wie in der Durchführung, die gleiche Gefälligkeit in der Motivirung wie im Stil. Die Handlung wäre vielleicht nicht ganz frei von Unwahrscheinlichkeiten, wenn eine weniger gewandte Feder sich ihrer bemächtigt hätte; unter den Händen Hackländer's aber erscheint selbst das Gewagte ganz natürlich. Der Titel gehört zu denen, bei welchen sich der Leser so gut wie nichts denken kann; darin liegt oft die Gefahr für den Novellisten, die Erwartungen des Lesers hinterdrein nicht bedeutend genug befriedigen zu können. Hackländer befriedigt aber die Erwartungen vollauf. Zwei Schwindler, welche kein allzu großes gegenseitiges Vertrauen besitzen, deponiren ihr gemeinschaftliches Vermögen bei einem Bankier, den Schuldschein des Bankiers aber übergeben sie einem Notar in Wien und die Quittung des Notars zerschneiden sie in zwölf Theile, von denen jeder der beiden sechs an sich nimmt. Die Absicht leuchtet ein; da je sechs Zettel nur zusammenhangslose Silben enthalten, so haben sich beide gegenseitig gesichert, damit nicht der eine hinter dem Rücken des andern sich des Schuldscheins und damit auch des Geldes bemächtige. Der Notar ist angewiesen, den Schuldschein nur gegen Ueberreichung sämmtlicher zwölf Zettel zu verabfolgen. Der eine der beiden ermordet nun den andern, gelangt damit aber doch nicht in den Besitz der sechs, die seinigen ergänzenden Zettel, da der Ermordete die Brieftasche mit den Zetteln im letzten Moment von sich geworfen. Theils nun die Jagd nach den Zetteln — denn auch der Bankier, dessen Glück zumeist durch die bedeutende Geldeinlage gegründet ist, interessirt sich begreiflicherweise für die Zettel außerordentlich —, theils die Entzif-

ferung des Geheimnisses seitens derjenigen, in deren Hände die sechs Zettel des Ermordeten durch Zufall gespielt wurden, bildet die Verwickelung der höchst spannenden Geschichte. Daß sich die Charakterzeichnung der Handelnden durch Einfachheit und Wahrheit auszeichnet, brauchen wir kaum zu versichern. Ein Cabinetstück der Sauberkeit und Gefälligkeit wie die Marquise von Reveillot ist die Frucht eines reifen Talents, dem freilich der gesellschaftliche Schliff zuweilen über originelle Besonderheit, nicht aber über die Gediegenheit einer inhaltsvollen Unterhaltung gehen mag.

Wir schließen hieran ein Sammelwerk desselben Verfassers:

5. Eigene und fremde Welt. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände, Stuttgart, Krabbe. 1868. 8. 2 Thlr.

Der erste Band betitelt sich: „Scherz und Ernst aus der Weltausstellung", der zweite: „Wahrheit und Dichtung". Dort gibt uns Hackländer nicht gerade eine systematische Beschreibung der pariser Weltausstellung, sondern eher eine Schilderung des pariser Lebens während der Ausstellung in und außerhalb derselben. Leicht hingeworfen fesseln diese Skizzen auch noch jetzt, nachdem das Interesse an dem Weltereignisse ziemlich erloschen. Der Féerie „Aschenbrödel" im Théâtre du Châtelet widmet er nicht weniger als 50 Seiten, eine Aufmerksamkeit, die er dem „Aschenbrödel" im Victoriatheater zu Berlin wol nicht beweisen möchte, selbst wenn es dasselbe wäre und auch im äußern Pomp dem pariser Vorbild wenig nachstände. Den ersten Band beschließt er mit einer „Weltausstellungs-Novelle", „Die Gräfin Patatzky" betitelt. Ein neues Genre von Novellen wollte er damit schwerlich begründen. Etwas übermüthig geiselt er das Gebaren deutscher Philister in der Weltstadt, dem Scherze aber den Ernst beimischend, indem er eine in Ungnade gefallene polnische Gräfin durch den Zaren wieder zu Gnaden aufnehmen läßt.

Im zweiten Bande fesseln die kleinen Geschichten: „Eine Weihnachtsgeschichte", „Heidehaus", „Zwischen zwei Regen", durch den rührenden, elegischen Ton; zwei andere: „Trouville" und „Am Hofe zu Japan" ergötzen, letztere als Persiflage der kleinlichen Ränkesucht hochgestellter Hofbeamten. In der Skizze: „Die Bucht des Todes oder das Krokodilgestade", gipfelt der Effect in der Auflösung der Spannung in nichts. Eine Geschichte ohne Ende, eine Geschichte, zu welcher man die Erfindung eines Schlusses als Preisaufgabe stellen könnte.

Als letzten der Humoristen führen wir A. von Winterfeld mit zwei Romanen vor:

6. Der Winkelschreiber. Humoristischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1869. 8. 4 Thlr.
7. Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Leipzig, Dürr. 1869. 8. 5 Thlr.

Gute Laune hat dem beliebten Erzähler die Feder geführt. Wir würden uns ihrer noch mehr freuen, wenn ein humoristischer oder komischer Roman gleich einem historischen oder social-politischen nicht schlechterdings zu drei oder vier Bänden ausgedehnt werden müßte. Unfehlbar verirrt sich der Humorist bei dem Bestreben, die vorschriftsmäßige Seitenzahl zu erreichen, entweder in forcirte Situationen oder in Wiederholungen komisch sein sollender Schlagwörter und Wendungen. Der Titel des erstern Romans erklärt sich selbst, der des letztern bedürfte wol einer Erklärung. „Ein Fanatiker der Ruhe", sagt der Verfasser, „ist ein Sanguiniker, der danach ringt, ein Phlegmatiker zu werden, also nach etwas Unmöglichem, denn mit demselben Recht könnte sich ein Chemiker die Aufgabe stellen, ein lustig prasselndes Feuer in träge fließendes Wasser zu verwandeln." Ob der Leser durch diese Erklärung vollständig befriedigt wird, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls ist das Bestreben gerade des geistig untergeordneten, in kleinlichen Verhältnissen wirkenden Mannes, es zu etwas zu bringen und von diesem Etwas den Rest des Lebens in Ruhe zu zehren, ein ganz natürliches. Daß zu dem sogenannten „sich zur Ruhe setzen" und als Rentier die Zeit in Ruhe zu verbringen, ein eigener Charakter gehört, ist wahr; schon Johann, der muntere Seifensieder, machte darin Erfahrungen, wenn auch andere als Winterfeld's Materialwaarenhändler Fliedermüller und Conditor Schellenberg.

Inwieweit diese beiden echten berliner Kinder berufen sind, Hauptrepräsentanten der Fanatiker der Ruhe abzugeben, mag der Verfasser selbst verantworten. Er bemüht sich wenigstens redlich, durch drollige Verwickelungen und komische Situationen die Geistesarmuth der beiden Helden erträglich zu machen, und hütet sich vorsorglich, in die Gesellschaft der beiden andern als gänzlich fade Persönlichkeiten einzuführen. Auch wirft er uns fortwährend „Knallerbsen" oder „Du sollst und mußt lachen" an den Kopf. Da sich aber der komische Roman „Fanatiker der Ruhe" zu dem humoristischen „Der Winkelschreiber" ungefähr verhält wie eine Posse zum Lustspiel, so kommt uns bei letzterm die Freude über die Handlung und die Handelnden weit mehr als bei ersterm vom Herzen, und während wir dort mehr und mehr gezwungen lachen, lassen wir uns hier weit unmittelbarer durch die humoristische Wirkung fortreißen. Wer das berliner Pflaster kennt, wird sich an den Localschilderungen weidlich ergötzen, Kenntniß desselben ist aber zum vollen Genuß der Schilderungen erforderlich. Dem „Winkelschreiber" können wir den leisen Vorwurf einer gewissen Breite nicht ersparen; ein Stoff, welcher zu dem gleichnamigen Lustspiel unsers Autors ausreicht, mußte, wie gesagt, zu einem dreibändigen Roman ausgedehnt werden. Dies veranlaßt den Verfasser, den Schwerpunkt des Interesses an der Handlung hier und da zu verrücken und z. B. in den ersten Kapiteln die Schilderung des Junggesellenlebens Helfreich's und später die Eifersuchtsscenen zwischen der Commerzienräthin und ihrem Gatten in einer Weise zu behandeln, als wären sie die Hauptsache. Im Mittelpunkte steht, wie schon der Titel besagt, der Winkeladvocat Knifflich, und alles, was mit diesem zusammenhängt, was diesen berührt und was diesen treibt, auf die Handlung bestimmend einzuwirken, ist mit einer Behaglichkeit, zuweilen freilich auch mit einer etwas redseligen Wohlgefälligkeit geschildert, welche uns in die heiterste Laune versetzt. Wir hungern und dürsten gern mit ihm, wir fertigen unbequeme Clienten ab und lassen uns abfertigen, wir fühlen alle kleinen Leiden des menschlichen Lebens, die

Noth, die Schäbigkeit, den Geldmangel, und wie ſie ſonſt heißen mögen, nach, wir ergötzen uns ſogar an ihnen, da ſie uns originell und witzig geboten werden. Hinſichtlich der Form, ſpeciell der Schreibweiſe, muß man einem Humoriſten ſchon etwas durch die Finger ſehen. Wir würden über gewiſſe draſtiſche Wörter auch kein Wort verlieren, wenn nicht gerade von untergeordneten Schriftſtellern, namentlich auf der Poſſenbühne, die komiſche Wirkung zumeiſt in plebejiſchen Ausdrücken geſucht und dadurch ſelbſt beſſere Schriftſteller verleitet würden, dem gewöhnlichen Geſchmack unnöthige Conceſſionen zu machen. Man kann der humoriſtiſchen Laune immerhin etwas die Zügel ſchießen laſſen, ohne daß man glaubt, den Leſer in jeder Minute „ankrähen", „anpuſten" und „anpruſchen" zu müſſen.

Emil Müller-Samswegen.

Sammelwerke und Ueberſetzungen.

1. Engliſcher Liederſchatz aus britiſchen und amerikaniſchen Dichtern von Karl Elze. Mit einem biographiſchen Verzeichniß der Verfaſſer. Fünfte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Halle, Barthel. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Kronen aus Italiens Dichterwalde. Ueberſetzungen von Joſepha von Hoffinger. Mit einem Anhange eigener Dichtungen. Halle, Barthel. 1869. 16. 1 Thlr.
3. Die zwei erſten Geſänge von Dante's Hölle. Ueberſetzt und beſprochen von Friedrich Notter. Stuttgart, Schaber. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Das Leben ein Traum von Calderon de la Barca. Ueberſetzt von J. D. Gries. Mit dem Bildniß des Dichters. Berlin, Nicolai. 1868. Gr. 16. 25 Ngr.
5. Album ausländiſcher Dichtung in vier Büchern: England, Frankreich, Serbien, Polen. In deutſcher Ueberſetzung von Heinrich Nitſchmann. Mit vier auf Stein gezeichneten Originalcompoſitionen von Striowski. Danzig, Bertling. Gr. 16. 1 Thlr.

Karl Elze's Sammlung: „Engliſcher Liederſchatz" (Nr. 1), hat ſich in Deutſchland bereits ein weites Gebiet erobert und dürfte kaum noch bei einem Verehrer der engliſchen Literatur vermißt werden. Die Gedichte ſind mit Geſchmack ausgewählt, ein Umſtand, der, ſoviel uns erinnerlich, bei Beſprechung früherer Auflagen nicht minder rühmend erwähnt wurde, wie die Art und Weiſe der Anordnung. Es iſt dies nämlich die ſtoffliche, für deutſche Leſer ohne Frage zweckmäßigſte, die auch in dieſer fünften Auflage beibehalten worden iſt. Elze hat die Zahl der Gedichte auch noch vermehrt und die lebensgeſchichtlichen Nachrichten hier und da vervollſtändigt. Eine Einfügung älterer Gedichte hat nur da ſtattgefunden, wo die planmäßige Reihenfolge dieſelben offenbar vermiſſen ließ.

Joſepha von Hoffinger, welche uns vor einigen Jahren mit einer gelungenen Ueberſetzung von Dante's „Göttlicher Komödie" überraſchte, führt uns in den „Kronen aus Italiens Dichterwalde" (Nr. 2) in einer nicht minder lobenswerthen Uebertragung, die bei der ziemlich gewiſſenhaften Beibehaltung des oft ſo ſchwierigen originalen Versmaßes von ihrem Fleiß und ihrer Hingabe an die Sache zeugt, mehrere der hervorragendſten italieniſchen Dichter mit voraufgeſchickten biographiſchen Bemerkungen vor, darunter Leopardi, Filicaya, Petrarca, Dante, Michel Angelo u. a. Daß dieſer letztere auch Dichter war und zwar in dem Genre der religiöſen Sonette ziemlich bedeutend daſteht, wird vielleicht manche unſerer Leſer überraſchen. Die in einem Anhange beigefügten Originalgedichte der Ueberſetzerin ſind dem Inhalte der italieniſchen Dichtungen entſprechend, gedankenreich und zugleich formgewandt.

Notter's Ueberſetzung: „Die zwei erſten Geſänge von Dante's Hölle" (Nr. 3), der auf der gegenüberſtehenden Seite das Original hinzugefügt iſt, weicht inſofern von dieſem letztern ab, als in ihr nach dem Vorgange von Streckfuß die weiblichen Reime mit den männlichen regelmäßig abwechſeln. Dante bediente ſich bekanntlich nur in einzelnen kräftigen Stellen des männlichen Reims. Wenn der ſonſt ſo wackere Ueberſetzer übrigens in der Vorrede die Behauptung aufſtellt, daß ihm ſeine Aufgabe dadurch ſchwieriger geworden ſei, ſo müſſen wir bekennen, daß wir entgegengeſetzter Anſicht ſind. Seine Arbeit iſt ihm dadurch weſentlich erleichtert worden. Uebrigens kann ſich dieſe Ueberſetzung, in der allerdings einzelne, vielleicht unvermeidliche Härten dem allgemeinen Wohllaute einigen Abbruch thun, den beſten der bereits vorhandenen dreiſt zur Seite ſtellen. Der angehängte Commentar zeugt von ebenſo gründlichem deutſchen Fleiße wie die Ueberſetzung ſelbſt.

Der Werth der Ueberſetzung von Calderon's „Leben ein Traum" durch Gries (Nr. 4) iſt der ſchönen Ausſtattung des Gedichts keineswegs entſprechend. Sie iſt ſo gekünſtelt und ſteif, daß wir den Reiz eines poetiſchen Werks faſt vollſtändig in ihr vermiſſen, und daß es für etwaige Darſteller dieſes berühmten Schauſpiels — welches in neueſter Zeit hier und da wieder auf das Repertoire gelangt iſt — eine unmögliche Aufgabe ſein dürfte, daſſelbe in dieſer Geſtalt zu memoriren. Wir hätten von Gries eine fließendere Uebertragung erwarten dürfen.

In den Ueberſetzungen, welche Nitſchmann's „Album ausländiſcher Dichtung" (Nr. 5) enthält, herrſcht Gewandtheit der Form und Klarheit des Ausdrucks vor; dafür ſind ſie aber oft außerordentlich frei. Es iſt in ihnen weniger der Wortlaut als der Sinn, und oft nur dieſer allein wiedergegeben worden. Sie verdienten daher eher Nachdichtungen als Ueberſetzungen genannt zu werden, wenigſtens gilt dies von vielen der engliſchen und franzöſiſchen Uebertragungen. In einzelnen Fällen hätte auch die Wahl des Ausdrucks eine poetiſchere ſein können. Uebrigens werden ſie der großen Leſerwelt, die keine vergleichende Kritik anſtellt, in ihrem anmuthigen Gewande gewiß eine willkommene Gabe ſein.

Wilhelm Andreä.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Reinhold Pauli's „Aufsätzen zur englischen Geschichte" sagt die „Saturday Review" vom 16. April: „Das gegenwärtige Zeitalter ist in einigen Hinsichten vorzugsweise das der historischen Literatur. Man kann fast sagen, die historische Kritik sei in unserer Zeit erfunden worden; die ungeheuern und unentbehrlichen Vorräthe von öffentlichen Archiven und Privatcorrespondenzen waren für die frühern Geschlechter so gut wie nicht vorhanden. Man kann indessen bezweifeln, ob dieser Reichthum an geschichtlichem Rohmaterial der literarischen Unsterblichkeit der Geschichtschreiber förderlich sei. Die große, nicht zu beherrschende Masse hat eine an sich schon schwierige Aufgabe nur um so mehr erschwert. Die neuen, dem Geschichtschreiber auferlegten Bedingungen sind gegenwärtig mit dem Schliff, dem Ebenmaß, vor allem aber mit der, dem dauernden Ruhme durchaus nothwendigen Kürze fast ganz unverträglich. Gibbon wird stets gelesen werden; denn seine wunderbare Gabe der Zusammendrängung vertritt und ersetzt ganze Bibliotheken. Macaulay hat zum Glück für seinen Ruhm blos ein Bruchstück hinterlassen; glaubt aber irgendjemand, daß die Nachwelt, die mit ihren eigenen Interessen beschäftigt sein wird und deren Ohr die zeitgenössischen Schriftsteller in Anspruch nehmen werden, je Zeit haben werde, Froude's zwölf Bände durchzulesen? Man wird sie wohl zu Rathe ziehen, nicht aber lesen. Die Historiker dieses Zeitalters werden sich wahrscheinlich mit dem Amte des Sammelns und Sichtens des Materials für die der künftigen Generation zu begnügen haben. Es ist daher schon befriedigend, wenn wir einen hervorragenden Historiker finden, der im Stande ist, etwas Tüchtiges im Kleinen zu leisten, was ihm möglicherweise durch sein eigenes Verdienst einen dauernden Platz in der Literatur verschaffen wird oder auch nicht, was aber jedenfalls nicht durch seinen bloßen Umfang, wie die alten Mammuthe und Megatherien, im Kampf ums Dasein unterliegen wird. Pauli scheint solche Betrachtungen fester vor Augen gehalten zu haben als die meisten seiner Zeitgenossen. Seine Kürze darf durchaus nicht einem Mangel an Fleiß beigemessen werden; doch sind seine Werke niemals unmäßig lang. Am wenigsten ist dies mit dem eleganten Bande von Aufsätzen zur englischen Geschichte der Fall, den wir kürzlich als eine anmuthige Ergänzung zu wichtigerer Arbeit von ihm erhalten haben. Er ist in der Auswahl von Episoden aus den ereignißvollen und malerischen Annalen unsers Vaterlandes glücklich gewesen. Der Schwarze Prinz und Richard III. sind die Gegenstände zweier gedrängter und vortrefflicher Studien. Dies sind Gestalten, welche der Vergangenheit angehören; der Einfluß Heinrich's VIII. aber ist in unsern staatlichen und kirchlichen Einrichtungen immer noch fühlbar, und Erörterungen und Entdeckungen der jüngsten Zeit haben das lebhafteste Interesse an seiner Politik und seinem Charakter von neuem wach gerufen. Diese beiden bilden das Thema eines der Pauli'schen Aufsätze; ein anderer behandelt Heinrich's Verhältniß zum Kaiser Maximilian und seine Ansprüche auf die kaiserliche Krone. Pauli scheint uns ein sehr unparteiisches Urtheil über Heinrich's Charakter zu fällen; er ist zu leidenschaftslos, um von dem stürmischen Parteigefühl Froude's beherrscht zu werden, während er als deutscher Kritiker natürlich über der entstellenden Atmosphäre des odium theologicum weit erhaben ist. Er läßt Heinrich's große Eigenschaften vollkommen gelten, erklärt ihn aber als aller feinern und edlern Charakterzüge gänzlich bar. Das Wesentliche eines andern überaus anziehenden Aufsatzes, des über Sir Peter Carew, ist den kürzlich veröffentlichten Carew-Papieren entnommen. Ein scharf- und feinsinniges Mémoire Canning's zeugt von Pauli's Fähigkeit, neuere Politik zu behandeln, und der Band schließt sehr passend mit einer von Frostigkeit und Schmeichelei gleich fernen Lobrede auf den verstorbenen „Prinz-Gemahl."

„Das Werk «Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik», von Jakob Venedey", heißt es dann, „verdankt sein unstreitiges Interesse mehr dem Reize des Gegenstandes als dem Geschick des Verfassers, da seine Construction unzusammenhängend und sein Stil von Einschiebseln überladen ist. Auch ist das Werk zu sehr unter dem Einfluß persönlichen Gefühls geschrieben, da des Verfassers Vater einer der interessanten aber unglücklichen Männer gewesen — deren Verfahren er erzählt —, welche von vornherein in eine falsche Stellung gerathen waren, aus der sie sich unmöglich mit Ehren zu ziehen vermochten. Wenn es irgendein Land in Europa gab, wo mit Recht das erste glänzende Versprechen der Französischen Revolution mit Frohlocken begrüßt werden konnte, so war es das von Fürsten und Priestern überfüllte katholische Deutschland. Die Gebildetsten und vom edelsten Streben Beseelten des Landes nahmen eifrig Partei für das, was die Sache der Freiheit schien, doch nur um der großen und unlösbaren Aufgabe zu begegnen, wie sie frei werden könnten, ohne aufzuhören Deutsche zu sein. Man kann sich schwerlich eine beklemmendere Lage denken als die, in welcher Georg Forster und seine Freunde sich befanden — entweder nämlich zu der unerträglichen Corruption und dem Stillstand des alten Systems zurückzukehren, oder ihre Nationalität in der Frankreichs aufgehen zu lassen und sich mit den Grausamkeiten der Schreckensherrschaft zu identificiren. Sie wählten den letztern Weg, dessen Thorheit und Unheil die Erfahrung bald deutlich machte; doch ist es die Frage, ob er nicht unvermeidlich geworden war. Der interessanteste Theil des Venedey'schen Buchs ist seine Erzählung der Erlebnisse Forster's und seiner Genossen zu Mainz während der ersten französischen Besetzung und die Geschichte der unglücklichen und ruhmlosen Sendung Forster's nach Paris als Vertreter des neu einverleibten Departements der Republik. Die letztere Hälfte seines Werks, welche hauptsächlich die einige Jahre später erfolgten Ereignisse zu Koblenz, in welchen sein Vater eine wichtige Rolle gespielt hat, behandelt, ist weniger anziehend, und zwar nicht etwa als ob die Ereignisse selbst einen minder dramatischen Charakter hätten, sondern weil das Romantische und die Begeisterung der ersten Zeit der französischen Republik ihnen abgeht. Venedey's Geschichte schließt dramatisch genug mit der Entdeckung der deutschen Republikaner, daß sie für das Kaiserreich gearbeitet hatten, was ihre letzten Illusionen zerstreute. Als Beurtheiler der Personen und Begebenheiten, die er schildert, scheint er uns sehr unparteiisch zu verfahren, ein strenges Festhalten an der Wahrheit mit einer edeln Auslegung der Motive und kindliche Pietät mit den Gesinnungen eines patriotischen Deutschen vereinigt zu haben. In seiner Meinungsäußerung ist er übrigens durchaus nicht zurückhaltend oder wählerisch; sein Urtheil über Goethe z. B. lautet: «Goethe war bei der reichsten geistigen Begabung ein herzensarmer Mann.»"

Ueber Gustav Freytag's „Karl Mathy" sagt das Blatt: „Einer der tüchtigsten und beliebtesten der heutigen deutschen Schriftsteller hat die Biographie eines Staatsmannes geschrieben, dessen Einfluß auf die Politik Süddeutschlands sehr bedeutend war und dessen Charakter wahrscheinlich noch einige Zeit Gegenstand des Streites sein wird. Gustav Freytag war ein alter Freund des verstorbenen Karl Mathy, und seine Aussage zu Gunsten Mathy's kann daher freilich nur als die eines parteiischen Zeugen aufgenommen werden. Sie bedarf allerdings keiner Empfehlung in literarischer Hinsicht. Die große, Mathy's persönlichen Ruf betreffende Frage ist die, welche Beweggründe ihn wohl veranlaßt haben mögen, nachdem er lange Führer der liberalen Partei in Baden gewesen und sich deshalb verbannen mußte, seine alten Genossen zu verlassen und während der Unruhen von 1848 zu der Regierungspartei überzugehen. Nach einer Ansicht war es Widerwille gegen die Ausschreitungen extremer Demokraten, welcher ihn zu dem Schritte bewog; seine frühern Verbündeten indessen betrachteten ihn als einen feilen Ueberläufer. Nach Freytag's Schilderung von ihm könnte man, wenn man die Wärme des Colorits in Abzug bringt, eine oder die andere Ansicht gelten lassen. Mathy scheint nach ihm einen

überlegten eigensinnigen Kopf, eine große Fähigkeit für die Leitung der Geschäfte und eine praktische Richtung besessen zu haben, welche sich leicht entweder zum Aerger über Unruhen oder zu Rücksichten auf sein persönliches Interesse neigen konnte. Welche auch immer seine Motive gewesen sein mögen, er erfuhr das gewöhnliche Schicksal der Abtrünnigen und wurde cassirt, als man seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Genöthigt, sich in einer privaten Stellung zu ernähren, entfaltete er eine bemerkenswerthe Energie in seinem Kampfe mit der Welt bis 1862, wo die Annahme eines freisinnigen Systems in Baden seinen Rückruf herbeiführte und er bald wieder ins Ministerium eintrat. In dieser Eigenschaft spielte er eine höchst wichtige Rolle, da er als leitender Fürsprecher der preußischen Allianz sich auszeichnete und aller Wahrscheinlichkeit nach die von Baden während des Kriegs von 1866 und seitdem befolgte Politik leitete. Nach Freytag's preußischem Gesichtspunkte bildet diese Handlungsweise natürlich Mathy's Hauptanspruch auf die Dankbarkeit des deutschen Volks; Süddeutschland wird sie freilich anders beurtheilen. Er starb im Januar 1868. Als Staatsmann waren Mathy's Fähigkeiten unbezweifelt, wenn es ihm auch an der nöthigen Phantasie mangelte, um große Principien zu fassen oder große Bewegungen einzuleiten. Er war ein Staatsmann von dem Typus, welcher sich am besten für constitutionelle Staaten in ruhigen Zeiten eignet — starr, trocken, positiv, für die Nützlichkeit gesinnt und besonders geschickt in finanziellen Fragen; so entfernt wie möglich von der Art des typischen Revolutionärs und daher um so mehr zu entschuldigen, daß er seine Parteifarbe geändert. Als literarische Leistung ist Freytag's Biographie meisterhaft. Die trockensten Gegenstände werden interessant gemacht, und diejenigen Stellen, welche unterhaltende Dinge behandeln, wie z. B. Mathy's Abenteuer während seiner Verbannung in der Schweiz, sind in der That unterhaltend."

Ueber Fanny Lewald's „Für und wider die Frauen" sagt die „Saturday Review": „Ein Werk über die Erhebung des weiblichen Geschlechts von einer Dame, welche Fanny Lewald's Ruf für Geistesstärke genießt, dürfte auf den ersten Blick ein wenig erschreckend scheinen, es ist aber in Wirklichkeit eine vernünftige und zeitgemäße Leistung. Die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht ist in Deutschland noch so zurück, daß die Bemühungen um eine Verbesserung der Lage der Frauen dort noch keine Befürchtung aufkommen lassen, sie könnten in einen Kreuzzug für die Emancipation derselben ausarten. Fanny Lewald's Bemerkungen sind verständig und sachgemäß und beschäftigen sich hauptsächlich mit Fragen, welche der richtige Verstand bei uns längst zu Gunsten der Frauen entschieden hat; wie z. B. die Nothwendigkeit, ledige Frauenzimmer in den Stand zu setzen, ihr Brot auf eine andere Weise denn als Erzieherinnen sich zu erwerben, und eine durchgreifende Reform in der Erziehung der Mädchen aus dem Mittelstande herbeizuführen. Streitigere Punkte sind kaum berührt; die Frage so weit sie hier geht, ist nicht zwischen zwei sich bekämpfenden Schulen, sondern zwischen Vernunft und einer ungeheuern Masse veralteten und unvernünftigen Vorurtheils, welches sich in den Satz zusammenfassen läßt, daß ein Weib erniedrigt wird, wenn sie etwas für sich selbst leistet. Fanny Lewald gibt zahlreiche Beispiele von der Wirkung dieses Gefühls durch alle Klassen der Gesellschaft. Eins der seltsamsten ist von ihrer eigenen Erfahrung hergenommen. Lange nachdem sie sich durch ihre Feder bequem ernährt hatte, gestattete ihr Vater ihr, die Welt glauben zu machen, daß er sie erhalte, um die Schande zu vermeiden, welche daraus für sie und ihre Familie erwachsen wäre. Der Ausgang des Kampfs zwischen gesundem Menschenverstand und Sentimentalität dieser Art kann nicht zweifelhaft sein; und wir erwarten vertrauensvoll von dem häuslichen Sinn, der einfachen Reinheit, der echten Weiblichkeit der großen Mehrzahl deutscher Frauen, daß sie die Extravaganzen verhindern werden, welche ähnliche Bewegungen in andern Ländern in Verruf gebracht haben."

„Rudolf Genée's «Geschichte der Shakspeare'schen Dramen in Deutschland»", lesen wir weiter in der englischen Zeitschrift, „ist ein werthvolles und interessantes Werk, gründlich und umfassend und doch nicht überladen mit Stoff. In den ersten Kapiteln, welche von den englischen Schauspielertruppen handeln, die Deutschland im Anfang des 17. Jahrhunderts durchzogen, und von den ersten schwachen Dämmerungen eines Shakspeare'schen Einflusses in jenem Lande, hängt der Verfasser hauptsächlich von den erschöpfenden Arbeiten Adolf Cohn's ab. Sein Bericht über den großen Streit zwischen Lessing und Gottsched, welcher mit der Thronerhebung Shakspeare's auf den Trümmern der französischen Schule endete, ist sehr ausführlich und unterhaltend; wir bedauern nur, daß dieser Theil des Werks mit der «vollständigen Aneignung» Shakspeare's durch die Deutschen vermittels der Uebertragung von Schlegel und Tieck schließt und daß nichts über die spätern Schicksale seiner Werke auf der Bühne berichtet wird. Der größere Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit einer Analyse der verschiedenen auf Shakspeare gegründeten Dramen und der vorzüglichsten Umänderungen und Anpassungen, die sie erlitten haben — ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des literarischen Geschmacks."

„«Von Gottes Gnaden, ein Roman aus Cromwell's Zeit», von Julius Rodenberg, zeichnet sich durch die bemerkenswerthe Vollendung und Eleganz des Stils von dem gewöhnliche Schlage der deutschen Romane vortheilhaft aus. Jede Seite trägt den Stempel eines hochgebildeten Geistes. Auch die Geschichte an sich ist vortrefflich, die Charaktere sind gut gezeichnet, und der englische Leser wird durch keine so groben Beweise von Unkenntniß englischer Dinge, wie man ihnen in Victor Hugo begegnet, beleidigt oder belästigt. Die geschichtlichen und häuslichen Elemente des Interesses sind geschickt verwoben und nichts dürfte der Popularität des Werks bei uns im Wege stehen als seine Länge, welche allerdings ungewöhnlich erscheint, wenn man den bei uns üblichen Maßstab anlegt."

Bibliographie.

Aus dem Leben und Wirken des Königs Maximilian Joseph I. von Bayern. Berichtigungen und Erläuterungen zu Dr. Sepp's biographischem Werke über König Ludwig I. von Bayern. München, Manz. Gr. 8. 3 Ngr.

Babut, J., Holland auf Java. Roman. Aus dem Französischen übertragen von W. Prüßmann. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 3 Thlr.

Bernhardi, W., Der König der Bauernfänger. Ein Berliner Sittengemälde. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Der Roman einer Kunstreiterin. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Bury, Baronin Blaze de, Der Liebe Rache und Sieg. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Lina Kayser. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Egler, L., Der Sylvesterabend im Spiegel des Volksglaubens. Ein ländliches Bühnenstück. Sigmaringen, Tappen. 8. 5 Ngr.

Eucken, R., Ueber die Methode und die Grundlagen der Aristotelischen Ethik. Berlin, Weidmann. Gr. 4. 12 Ngr.

Der Frauen-Anwalt. Unter Mitwirkung von Fanny Lewald, Louise Büchner, Prof. Dr. Holtzendorff &c. Herausgegeben von Jenny Hirsch. 1ster Jahrgang. April 1870—März 1871. 12 Hefte. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 2 Thlr.

Freytag, L., Tiberius und Tacitus. Berlin, Henschel. Gr. 8. 2 Thlr.

Fritze, E., Freigesprochen! Criminal-Novelle. Halle, Hendel. Gr. 16. 25 Ngr.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 6tes Bdchn.: Die Göttin der Vernunft. Trauerspiel. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Hitzig, F., Zur Kritik Paulinischer Briefe. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Humperdinck, G., Die Sprachlaute, physiologisch und sprachwissenschaftlich betrachtet. Siegburg. 4. 16 Ngr.

Ist Döllinger Häretiker? Von P. P. H. München, Oldenbourg. Gr. 8. 6 Ngr.

Junghans, W., Johann Sebastian Bach als Schüler der Partikularschule zu St. Michaelis in Lüneburg eine Pflegstätte kirchlicher Musik. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 4. 15 Ngr.

Karpeles, G., Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie Börne's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Korfi, E., Bethel Henry Strousberg. Biografische Karakteristik. Berlin, Eichler. Gr. 8. 10 Ngr.

Ferdinand Schmidt, Volks- und Jugendschriftsteller. Bei Gelegenheit seines 25jährigen Schriftsteller-Jubiläums, Oster-Messe 1870. Berlin, Kastner. 8. gratis.

Schmitz, B., Ein Macaulay-Commentar: Anmerkungen zu Macaulay's history of England, Vol. I. Zur Einführung in ein gründliches Verständniß dieses Geschichtswerkes und der englischen Sprache überhaupt. 1ste Hälfte. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schröer, K. J., Die deutsche Rechtschreibung in der Schule und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft. Mit einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Wolf, R., Die Erfindung des Fernrohrs und ihre Folgen für die Astronomie. Vortrag. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 19. Mai 1870.

Gesammelte Essays.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

1. Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik. Von Robert Zimmermann. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Englische Charakterbilder. Von Friedrich Althaus. Zwei Bände. Berlin, von Decker. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.
3. „Am sausenden Webstuhl der Zeit.“ Von Feodor Wehl. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 2 Thlr.
4. Litterarischer Nachlaß von Friedrich von Raumer. Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers. Zwei Bände. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Licht- und Tonwellen. Ein Buch der Frauen und Dichter. Aus dem Nachlaß der Josepha von Hoffinger. Herausgegeben und mit einer Lebens- und Charakterskizze versehen durch Johann von Hoffinger. Wien, Prandel. 1870. 8. 1 Thlr.
6. Kritik der Schiller-, Shakspeare- und Goethe'schen Frauencharaktere von Julie Freymann. Gießen, Roth. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Vorlesungen von Bogumil Goltz. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1869. Gr. 16. 2 Thlr.

Friedrich Althaus hat in seinen „Englischen Charakterbildern“ (Nr. 2) eine Zahl von Aufsätzen gesammelt, welche in deutschen Zeitschriften, namentlich in „Unsere Zeit“, Westermann's „Illustrirten Monatsheften“ u. a. bereits zum Abdruck gekommen waren, die aber jetzt in ihrer Zusammenstellung einen bedeutendern Eindruck machen und sowol das Talent des Autors in günstigstem Licht erscheinen lassen, als auch die englischen Zustände der Gegenwart, Politik, Literatur und Sitten des neuen England in geistvoller Weise charakterisiren.

Friedrich Althaus hat sich vorzugsweise an den englischen Essayisten gebildet, ohne den Kern deutschen Wesens zu verleugnen. Im ganzen gibt es in Deutschland noch wenig Schriftsteller, welche einen „Essay“ mit solcher liebevollen Vertiefung auszuführen wissen wie die Mitarbeiter der großen französischen und englischen Revuen. Es wird in Deutschland sehr viel über Literatur geschrieben; aber literarische Porträts, wie sie z. B. Sainte-Beuve in der „Revue des deux mondes“ ausgeführt und in seinen „Lundis“ gesammelt hat, gehören bei uns noch zu den Seltenheiten. Die Kritik überwiegt noch immer die Charakteristik, und die Uebertragung einer philosophischen Darstellungsweise, welche vorzugsweise die Gedankengänge und Richtungen charakterisirt, auf die neueste Literaturgeschichtschreibung hat zur nothwendigen Folge, daß der einzelnen schöpferischen Persönlichkeit nicht das ihr gebührende Recht zutheil wird. Viel wichtiger aber ist es für die Literaturgeschichte, den Quellpunkt dichterischer Eigenthümlichkeit zu erfassen, als eine Reihe von Linien zu ziehen und die Bewegung der Literatur in ein abstractes Gedankennetz einzufangen. Die Linie aber vertritt die geistige Richtung, und ihr gegenüber wird das einzelne Talent zu einem fast gleichgültigen Punkte degradirt. Die Sucht zu verallgemeinern wird da verhängnißvoll, wo gerade auf dem einzelnen der Schwerpunkt geistiger Bedeutung ruht. Dies ist aber unbedingt der Fall bei allem künstlerischen Schaffen; das Genie ist das Einzelne als Einziges in unergründlicher Eigenheit. Die Bewegung der Literatur ist freier Flug der Geister; sie darf nicht als ein Gänsemarsch dargestellt werden, wo die einen Rotten nach rechts, die andern nach links marschiren.

Abgesehen von dieser ungünstigen Neigung der deutschen Literatur- und Kunstgeschichtschreibung, ja auch der Geschichtschreibung selbst, die Persönlichkeiten gering zu achten gegenüber der logischen Nothwendigkeit einer Entwickelung, die ebenso oft nur vage Construction und todtes Schema einer öden Schulweisheit ist, stand der Ausbildung des Essay auch der Mangel an deutschen Revuen entgegen; denn jedes literarische Genre ist auch von äußern Verhältnissen abhängig, deren Gunst und Ungunst es zu

zeitigen und zu unterdrücken vermag. Die Revue ist das Spalier, an welchem sich der Essay zu früchtereicher Entfaltung ausbreitet. Erst in jüngster Zeit ist in Deutschland mit Bezug hierauf eine Wendung zum Bessern eingetreten. Wir dürfen ohne Anmaßung behaupten, daß namentlich „Unsere Zeit" hierin bahnbrechend vorgegangen und ohne Aufopferung deutscher Eigenthümlichkeit doch den ausländischen Vorbildern am nächsten gekommen ist. Wie viel Bedeutendes sie auf dem Gebiete des Essay enthält, das zeigen die selbständigen Sammlungen von Althaus, Wehl u. a., deren Aufsätze zum großen Theil dieser Revue entnommen sind. Doch auch Westermann's „Illustrirte Monatshefte", die „Preußischen Jahrbücher" und einige andere Zeitschriften, die nicht vorwiegend auf den Ton der Revue gestimmt sind, brachten in letzter Zeit manchen trefflichen Essay.

Friedrich Althaus wahrt in seinen „Englischen Charakterbildern" die rechte Mitte einer Charakteristik, die sich weder mit oberflächlichen Allgemeinheiten begnügt, noch auf eine allzu subtile Zergliederung sich einläßt. Auch hier ist der fleißigen Detailmalerei eine Grenze gesteckt, deren Ueberschreitung zu allerlei Ueberladungen und zur Verwischung des Gesammteindrucks führen muß. Gefährlich ist die Sucht des Aus- und Unterlegens, der eigenmächtigen Construction der Charaktere, bei welcher einzelne Momente ausschließlich berücksichtigt, andere mit ihrem unwillkommenen Widerspruch beiseitegeschoben werden. Althaus gibt stets ein volles, lebensfrisches Porträt mit jener Tüchtigkeit und Solidität, welche englischer Geschichtschreibung eigenthümlich ist; das Streben nach objectiver Auffassung ist durchweg vorwiegend; aus den Thatsachen, aus den Leistungen heraus entwickelt sich der Charakter vor unsern Augen. Nirgends zeigt sich jene Uebereilung, zu welcher eine nach Pointen haschende Darstellung leicht verführt; mit vollem Behagen, das unsere Theilnahme nicht künstlich erregt, sondern gleichmäßig erwärmt und festhält, wird das Charakterbild grundirt, entworfen, mit lebhaften Farben, mit reichem Leben erfüllt. Deutsche Bildungsschule zeigt sich, ohne aufdringliche philosophische Kunstsprache, in der sichern Sondirung des Wesentlichen und Unwesentlichen, im Festhalten des Entwickelungsgangs und seiner Hauptzüge; der Einfluß des englischen Lebens in der durchsichtigen Behandlung aller politischen und praktischen Fragen. Der Stil ist durchweg bezeichnend ohne gesuchte Prägnanz, elegant ohne mit Grazie zu kokettiren, und nur hin und wieder verräth ein etwas auffälliges Fremdwort, daß unser deutscher Landsmann sich in einer fremden Nation eingebürgert hat. Freilich verdankt er dieser Einbürgerung auch seine gründliche Kenntniß englischer Zustände, welche für den flüchtigen Touristen unerreichbar ist. Mit Recht sagt Althaus in der Vorrede:

> Die in diesen Bänden gesammelten Darstellungen verdanken ihre Entstehung einem vieljährigen Aufenthalt in England und eingehenden Studien der neuesten englischen Geschichte und des Volksthums, auf welchem dieselbe ruht. Eine einigermaßen umfassende Anschauung des gegenwärtigen Lebens eines alten Culturvolks ist unter allen Umständen schwer und ebenso sehr die Frucht der Zeit als eines redlichen Bemühens. Der Tourist hat den Vorzug der sprichwörtlichen Lebhaftigkeit erster frischer Eindrücke; aber er sieht meistens nur die Façade der Dinge, und das Selbstvertrauen, womit diese vorübergehende Ansicht für eine gereifte Anschauung, dieser flüchtige Schein als das Wesen geboten wird, trägt kein geringes Maß der Schuld an den Misverständnissen, welche die Urtheile der Nationen über einander verwirren. Das englische Volk hat vielleicht mehr durch derartige flüchtige Ansichten zu leiden gehabt als irgendein anderes. Seine insulare Lage bedingte von vornherein eine abweichende, eigenartige Entwickelung; sein verhältnißmäßig verschlossener Charakter hat die Schwierigkeit der Erkenntniß seines Wesens und seiner Zustände vermehrt. Während auf dem Festlande ruckweise Erschütterungen, gewaltsame Wechsel zwischen Reaction und Revolution vorwogen, und das gewonnene Gut der Freiheit ebenso oft wieder verloren wurde, durchlebte England alle Phasen eines wesentlich oceanischen Wachsthums, in dessen Verlauf eine Bildungsschicht sich über der andern ablagerte, alles Neue auf dem festen Grunde des Alten emporstieg, und der Zusammenhang des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen so fest begründet wurde, daß selbst die furchtbaren vulkanischen Ausbrüche der Revolutionen des 17. Jahrhunderts nicht im Stande waren, ihn zu zerstören. Die Gewißheit einer organischen Fortentwickelung des Nationallebens wurde damals als unveräußerliches Besitzthum errungen; aber in den Sitten und Traditionen, in den gesellschaftlichen Zuständen und den äußern Formen des Lebens und der Thätigkeit ließ die Vergangenheit trotzdem ihre tiefen Spuren zurück. Neben dem Drange zur Freiheit machte die conservative Anhänglichkeit an das Bestehende sich fortdauernd mit Erfolg geltend, und die Ansprüche beider wurden nicht durch den Sieg der einen über die andere, sondern durch eine friedlich fortschreitende Versöhnung der Gegensätze ausgeglichen. England bietet daher den seltenen Anblick eines Volks dar, bei dem die Geschichte überall hineinragt in die Gegenwart, bei dem die Toleranz gegen das Hergebrachte Hand in Hand geht mit der Praxis der Selbsthülfe, und in dessen Mitte die nationale Entwickelung nach keinem vorgefaßten Systeme stattfindet, sondern nach den Nothwendigkeiten der Gegenwart, unter dem steten Einfluß der öffentlichen Meinung. Dieser Zustand der Dinge bedingt so vielfache Abweichungen von den Verhältnissen, an welche der Festländer gewohnt ist, daß es unmöglich ist, seine oft fremdartigen einzelnen Erscheinungen zu verstehen ohne eine Kenntniß ihres allgemeinen Zusammenhangs. Eine solche Kenntniß ist aber, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, das Werk langer Beobachtung, und nur in demselben Maß, wie diese an Umfang und Tiefe zunimmt, wird auch die Kritik zugleich treffender und gerechter werden.

Die Auffassung der englischen Nation in den Essays von Althaus ist eine unparteiische, obgleich der Verfasser von der Ueberzeugung ausgeht, daß die Entwickelung Englands im Fortschreiten begriffen ist, daß alle Zeichen auf den Anbruch einer großen Epoche reformatorischer Gesetzgebung und nationaler Wiedergeburt hindeuten:

> Daß auch England an den Gebrechen der modernen Civilisation leidet, daß dort wie anderswo noch unendlich viel zu bessern, eine gewaltige Masse verjährter Misbräuche und Vorurtheile hinwegzuräumen bleibt, ist vollkommen wahr. Aber ebenso wahr ist es, daß seine Zustände ein unendlich fruchtbares Feld der Beobachtung darbieten, und daß von der Art und Weise, wie die großen Aufgaben des Staats und der Gesellschaft dort gelöst werden, noch immer viel zu lernen ist. Das Bemühen, die Zustände und die Persönlichkeiten unbefangen zu würdigen, die Einseitigkeiten sowol der „Anglomanen" als der „Anglophoben" zu vermeiden, war der leitende Gesichtspunkt, von dem aus die nachfolgenden Charakterbilder entstanden.

Der erste Band des Werks enthält die eigentlichen Porträts und die Darstellungen der jüngsten englischen Geschichte; der zweite Band Sittenschilderungen und touristische Skizzen mit einem wesentlich feuilletonartigen Zug. Die Porträts des ersten Bandes sind nicht zufällig aus der Galerie englischer Berühmtheiten herausgegriffen; es

sind die bedeutendsten Repräsentanten der Politik, Philosophie, schönen Literatur und Kunst, die uns hier vorgeführt werden und die sich zu einem Gesammtbild englischen Geisteslebens ergänzen. Freilich muß sich jeder hervorragende Zweig desselben mit einem oder zwei Vertretern begnügen; man würde neben Cobden gern Bright, neben Thackeray Dickens mit in diese Galerie aufgenommen sehen; neben dem humoristischen Roman würde man gern irgendeinen Hauptvertreter des Sensationsromans, auch der Lyrik begrüßen, obgleich Alfred Tennyson wenig englisches Blut hat und oft nur wie ein ins Englische übersetzter Emanuel Geibel gemahnt; doch das Streben nach einer derartigen Vollständigkeit ist in einer Sammlung von Essays von selbst ausgeschlossen. Die wahrhaft bedeutenden und charakteristischen Richtungen des englischen Geistes sind alle vertreten.

Von leitenden Staatsmännern werden uns Lord Palmerston und Benjamin d'Israeli vorgeführt; der erste ein „musterhafter Vertreter" Altenglands, der zweite eine etwas fremdartige, exotische Erscheinung im englischen Staatsleben. Lord Palmerston wird treffend charakterisirt und bei der Bilanz seines Wirkens die Summe der Erfolge als überwiegend dargestellt. Wenig bekannt wird es in Deutschland sein, daß Lord Palmerston mit Sir Robert Peel und Mr. Cooke eine Zeit lang als Herausgeber des toryistischen Witzblattes „The new whig guide" fungirte, eines Witzblattes, welchem Althaus Derbheit, Roheit und Uebermuth zum Vorwurf macht, wie allen Witzblättern einer siegsgewissen, machtstolzen Majorität. Hier verdiente sich Palmerston rite die Sporen als „Ritter vom Geist" oder vielmehr als der Mann des kaustischen Parlamentswitzes. Seine oratorische Begabung war an und für sich nicht glänzend:

Sein Organ war mangelhaft, sein Vortrag ziemlich einförmig; er besaß weder rednerischen Schwung, noch erstrebte er Glanz der Diction, und der natürliche Fluß der Rede, die mehr conversationelle als rhetorische Gewandtheit, welche ihm eigen war, wurde nicht selten durch ein gewisses Schwanken, ein Suchen nach dem treffenden Ausdruck unterbrochen. Doch unübertroffen war er in dem Takt, mit dem er sich in die Stimmung seiner Zuhörer zu versetzen und die Mittel für den Zweck, den er erreichen wollte, in Anwendung zu bringen wußte. Ueberdies war er ein Meister des Details, und seine Ausdauer im Durchhören der längsten Debatten war ebenso erstaunlich, als seine Gedächtnißkraft und die stete Schlagfertigkeit, womit er, ohne jede Vorbereitung, ohne jede schriftliche Notiz, auf die längsten Angriffe erwiderte, bewundernswerth. Man sah ihn nie müde, nie in schlechter Laune, und so gewöhnt war man an den Einfluß dieses unverwüstlich heitern energischen Temperaments, daß seine Abwesenheit, wenn er einmal in den Sitzungen fehlte, sofort an der Stimmung des Hauses bemerkt wurde.

Eins der interessantesten Charakterbilder ist dasjenige, welches uns Althaus von Benjamin d'Israeli entwirft. Schon in der Einleitung ist die Parallele mit Heinrich Heine und Ludwig Napoleon sehr anziehend:

Benjamin d'Israeli stellt in der neuesten englischen Geschichte eine ähnlich merkwürdige Erscheinung dar, wie seine Zeitgenossen Heinrich Heine in Deutschland und Ludwig Napoleon in Frankreich. Aber selbst in diesen hervorragenden Persönlichkeiten, so heterogene Elemente auch in ihnen vermischt sind, ist die Doppelnatur, welche die gegenwärtige Uebergangsepoche in der Entwickelung der europäischen Völker charakterisirt, nicht so nach allen Seiten schillernd zum Ausdruck gekommen wie in dem Schriftsteller, dem Socialphilosophen, dem Politiker, dessen Lebensgang uns hier beschäftigen soll. Zugleich Dichter und praktischer Staatsmann, zeigt er uns ein Janusgesicht, das nach der einen Seite den imperialistischen Politiker, nach der andern den „romantischen Voltaire" erkennen läßt, und eine Combination ähnlicher Widersprüche macht sich in seiner gesammten Laufbahn geltend. Seine großen Naturanlagen vorausgesetzt, muß der Haupterklärungsgrund eines so widerspruchsvollen Wesens bei d'Israeli wie bei Heine ohne Zweifel in der Thatsache seiner jüdischen Abstammung gesucht werden, und er selbst, obgleich nominell ein Mitglied der englischen Hochkirche, hat durchgängig mit so erstaunlichem Nachdruck auf seinem Judenthum bestanden und sich als so leidenschaftlichen Vorkämpfer der jüdischen Ansprüche auf Weltherrschaft kundgethan, daß die Bedeutung dieses Rassentypus in ihm auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen kann. Der scharfe Verstand, die bilderreiche Phantasie, der schneidende Witz, die zähe Ausdauer, der zudringliche Cynismus des jüdischen Wesens, das sich dem europäischen Leben gegenüber noch immer als ein fremdes fühlt und eben dieser Fremdartigkeit halber keine Scheu empfindet, zügellos mit allen seinen Formen und Ideen zu spielen — dieser Typus seiner Rasse hat auf englischem Boden in d'Israeli einen ebenso prägnanten Ausdruck gefunden wie auf deutschem Boden in Heinrich Heine. Doch sein Ehrgeiz und seine Fähigkeiten waren nicht wie bei dem deutschen Dichter auf die Laufbahn eines Schriftstellers und den in dieser zu erringenden Einfluß beschränkt. Schon in früher Jugend gefiel er sich in der Vorstellung eines Regenerators der modernen Gesellschaft, eines allmächtigen, genialen Staatsmanns, der vom Schicksal zu der großen Aufgabe berufen sei, die verrotteten Zustände einer zerfallenden Welt von Grund aus zu erneuern, auf dem politisch-socialen Lebensgebiet eine ebenso herrschende Stellung zu gewinnen wie (um nicht mehr zu sagen) seine Stammesgenossen, die großen jüdischen Bankiers, in der Welt der Finanzen. In dieser zweiten Hauptrichtung seines Charakters zeigt d'Israeli sich unverkennbar als den Geistesverwandten Ludwig Napoleon's. Dieselbe unersättliche Sucht zu glänzen und zu herrschen, derselbe fatalistische Glaube an sich und seine Bestimmung, dieselbe paradoxe Mischung der Eigenschaften des Abenteurers und des Staatsmannes, der Ideen des Demokraten und Socialisten mit denen des Aristokraten und Cäsarianers, derselbe staunenswürdige Erfolg endlich gegen scheinbar unüberwindliche Hindernisse sind beiden Männern in der auffallendsten Weise gemeinsam. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem öffentlichen Urtheil über ihre Charaktere und Leistungen. Bei d'Israeli wie bei Napoleon stehen den bewundernden Anhängern die absprechenden Tadler gegenüber. Was auf der einen Seite als der Gipfel genialster Begabung gepriesen wird, wird auf der andern als täuschender Schein verachtet. Hier ergeht man sich in schwärmerischen Ausdrücken über die Kunst des Redners, den weiten Blick des Politikers; dort erkennt man in dem einen nichts als den Sophisten, in dem andern nichts als den vollendeten Egoisten. Ohne Widerrede wird nur das zugegeben, daß man es mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zu thun habe.

Alle die erwähnten Seiten des Charakters treten in der eingehenden Biographie und Schilderung scharf hervor. D'Israeli gehört zu jenen gemischten Charakteren, welche die Kunst des Biographen herausfordern. Ein Belletrist ohne Herkunft und Vermögen und der Führer der stolzen englischen Torypartei, ja nicht blos mehrfach englischer Staatskanzler, sondern auch Premierminister dieser großen Nation, ein Abkömmling jüdischer Rasse, in seinen Romanen eifriger Vertreter des Judenthums und doch gleichzeitig ein fast fanatischer Anwalt der Interessen des englischen Hochkirchenthums — das sind solche dem Anschein nach unvereinbare Widersprüche, welche einem d'Israeli die Bedeutung eines Phänomens geben, wie es sich nur auf Englands politisch-socialem Boden in so glänzender Weise entfalten kann. In Deutschland würde schon die

jüdische Herkunft für einen Makel gelten, der eine maßgebende staatsmännische Stellung ausschließt. Warum hat ein so begabter Parlamentsredner und Parlamentsleiter wie Simson, der zugleich ein tüchtiger Fachmann ist, bisher in Preußen kein Portefeuille erhalten, auch nicht als seine Partei zur Zeit der Regentschaft ans Ruder kam? Und doch hat er zum Makel seiner Abstammung nicht wie d'Israeli den zweiten des Belletristen und Romandichters hinzugefügt, der in Preußen und Deutschland überhaupt für ein unwidersprechliches Zeugniß staatsmännischer Unbrauchbarkeit gelten würde. Nur Oesterreich macht hierin eine Ausnahme, wie die Ernennung Tschabuschnigg's zum Justizminister beweist.

Interessant ist die Thatsache, daß d'Israeli's Versuche, die Höhe des Ruhms zu erklimmen, fast alle mit einer Niederlage begannen. Aus dem Bureau eines Advocaten auftauchend, warf er sich in die Publicistik und gab schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre unter dem Titel „The representation" eine londoner Zeitung heraus, die aber nach sechs Monaten einging und dem Verleger 20000 Pfd. St. kostete. Ebenso war seine Jungfernrede im Parlament ein entschiedener Miserfolg. Auch sein Bestreben, in seinem Revolutionsepos („Revolutionary Epick") in Dante's und Milton's Fußstapfen zu treten, misglückte; das Gedicht, dessen Held Napoleon Bonaparte in der Zeit der französischen Republik war, erschien mehr als das Werk eines Rhetors. Gleichwol muß die Inspiration, aus der es hervorgegangen ist, für vollkommen berechtigt gelten, und wir freuen uns, in d'Israeli einen Kampfgenossen in Betreff jenes ästhetischen Grundsatzes zu begrüßen, den wir stets als maßgebend für die moderne Poesie betrachtet haben. D'Israeli sagt in Bezug auf die Entstehung seines Gedichts, dessen Plan ihm aufging, als er, in träumerisches Sinnen verloren, auf der Ebene von Troja stand:

Während meine Phantasie mit meiner Vernunft kämpfte, schoß es durch meinen Geist wie der Blitz, welcher eben über den Ida dahinfuhr, daß in jenen großen Gedichten, welche als die Pyramiden dichterischer Kunst unter dem sinkenden und verbleichenden Glanz geringerer Schöpfungen emporsteigen, der Dichter stets den Geist seiner Zeit verkörpert hat. Das heldenhafteste Ereigniß eines heroischen Zeitalters erzeugte in der Iliade ein heroisches Epos; die Begründung des mächtigsten Weltreichs erzeugte in der Aeneide ein politisches Epos; das Wiedererwachen der Wissenschaften und die Geburt des Volksgeistes gaben uns in der „Göttlichen Komödie" ein nationales Epos; die Reformation und deren Folgen riefen aus der begeisterten Harfe Milton's ein religiöses Epos hervor. Und der Geist meiner Zeit sollte allein ungefeiert bleiben?

Alle diese ersten Miserfolge entmuthigten indeß den zähen Charakter d'Israeli's nicht; ihnen folgten bald glänzende Erfolge auf dem Gebiete der Romandichtung und der Politik. Man möge die geistreiche Analyse der d'Israeli'schen Romane, welche theils ein Selbstporträt des byronisch blasirten, ungestümen Weltverbesserers geben, wie „Vivian Grey", theils den Parteitendenzen des Jungen England dienen, wie „Coningsby", theils der Verherrlichung des Judenthums, wie „Faucold", bei Althaus selbst nachlesen, ebenso die genauere Schilderung der merkwürdigen politischen Laufbahn dieses originellen, ja in vieler Hinsicht paradoxen englischen Staatsmanns. Das Urtheil über denselben erscheint durchaus unbefangen, trotz eines leisen Scheins von Ironie, der hier und dort aufleuchtet, wo die Contraste des Charakters oder seiner Ueberzeugungen, die Reibungen der innern Widersprüche diesen Funken von selbst hervorrufen.

Gegenüber einem geistfunkelnden, aber vielfach hin und her irrlichtelirenden Charakter wie d'Israeli zeichnet sich Cobden durch seine Gediegenheit und die Concentration eines starken Willens auf die Durchführung einer nationalökonomischen Ueberzeugung aus; er gehört zu den Männern, bei denen der Biograph nicht den Pinsel des Malers, sondern den Meißel des Bildhauers ergreifen darf, um eine harmonisch abgeschlossene Statue auf das Postament zu stellen.

Wenn Althaus das Bild Cobden's mit festen und tüchtigen Zügen ausarbeitet, so zeigt er in der Charakteristik des philosophischen Dioskurenpaars John Stuart Mill und Thomas Carlyle Gewandtheit in Ausführung geistiger Parallelen, welche entgegengesetzten Richtungen gleichmäßig gerecht werden. Er leitet die Aufsätze mit folgender Ouverture ein:

Unter den englischen Denkern der Gegenwart überragen zwei Männer an Einfluß und Bedeutung alle andern: Thomas Carlyle und John Stuart Mill. Beiden kommt im vollen Sinne des Wortes der Name von Philosophen zu: Vorkämpfern des Gedankens, die über dem Schlachtlärm der Parteien und dem Wirrwarr der Alltäglichkeit die Welt der ewigen Ideen fest im Auge behalten und ihre Erkenntniß furchtlos verkünden. Beide sind Meister der Sprache, der Masse gebildeter Leser ohne Mühe zugänglich, und in beinahe gleichem Verhältniß haben sie schon zu ihren Lebzeiten einen tiefgehenden Einfluß auf die Denkweise ihrer Zeitgenossen gewonnen, wie er dem Philosophen nur selten zutheil wird. Auch darin gleichen sie einander, daß ihre Philosophie wesentlich praktischer Natur ist, den Drang zur Verwirklichung des Gedankens ebenso mächtig betont als das Bekenntniß seiner Wahrheit. Und diese Eigenthümlichkeit, welche beide nicht nur als große Denker, sondern als energische Charaktere kennzeichnet, erklärt viel von dem Geheimniß ihres Erfolgs. Aber so merkwürdige Analogien schließen das Vorhandensein ebenso entschiedener Gegensätze nicht aus. In der That sehen wir in den Gestalten dieser englischen Denker recht eigentlich jene alten Urtypen der beiden Hauptrichtungen der Philosophie wiederholt, die ihre erste classische Verkörperung fanden in Plato und Aristoteles. Carlyle vertritt den Platonischen, Mill den Aristotelischen Geist. Für jenen arbeitet eine großartig dichtende Phantasie am Webstuhl der Ideen, in diesem überwiegt die Macht des klaren, weit und tief schauenden Denkens, welches den Flug der Phantasie unter die Herrschaft des Geistes bändigt. Mill ist durch und durch modern, seine Ideale liegen ohne Ausnahme in der Zukunft. Carlyle kommt vielfach nicht hinaus über die humoristische Empfindung des Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit und theilt mit den Romantikern die Neigung zum Idealisiren des Vergangenen.

Wie jeden dieser Dioskuren mit dem andern, parallelisirt er beide wiederum mit einem, in der Zeit vorausgehenden, englischen Dioskurenpaar:

Einzig in der Art aber ist wol der Umstand, daß die der jetzigen unmittelbar vorangehende Generation in England durch die Philosophie zweier Männer gebildet wurde, welche unter sich, wie der Nation gegenüber, in ganz denselben Beziehungen einflußreich wirkten wie jene beiden: Jeremy Bentham und Samuel Taylor Coleridge. Bentham ist in allen Hauptzügen das Prototyp Mill's, Coleridge in allen Hauptzügen das Prototyp Carlyle's. Jener entwickelte wie Mill die realistische, dieser wie Carlyle die idealistische Denkart seiner Epoche; jener, wie Carlyle, schöpfte aus der Quelle der deutschen Transscendentalphilosophie, dieser, wie Mill, aus der Quelle der englischen Realphilosophie. Beide verließen die ausgefahrenen Gleise der hergebrachten Anschauungen, worin sie die Masse der Nation stocken fanden, und versuchten von neuen Gesichtspunkten aus

eine kosmische Ordnung des Chaos ihrer Zeit: Bentham, wie später Mill, vorzugsweise durch ein analytisches, logisches, inductives Verfahren; Coleridge, wie später Carlyle, durch die befruchtende Wirkung einer tiefsinnigen Phantasie, einer poetisch-philosophischen Inspiration. Wir müssen nur hinzufügen, daß Bentham und Coleridge bei aller Bedeutung ihrer Verdienste im übrigen nicht für die Meister, sondern nur für die Vorläufer ihrer größern Nachfolger gelten können. Denn ebenso weit, als die Fortschritte der gegenwärtigen die Leistungen der vergangenen Generation überflügeln, ragen Carlyle und Mill über jene ihre philosophischen Progonen hinaus. Fülle und Klarheit des Geistes wie Gunst der Zeitumstände zeigen sie auf einer höhern Stufe der Entwickelung.

Die „Logik" von John Stuart Mill stellt Althaus sehr hoch und vertheidigt sie gegen die Angriffe festländischer Kritiker; er meint, daß der Eindruck dieses Werks ganz dem jener seltenen Schöpfungen des Menschengeistes gleiche, die wie Minerva in voller Waffenrüstung aus dem Haupte des Denkers hervortreten und seinen Ruhm sofort und für immer fest begründen; er nennt Mill einen Denker ersten Rangs, einen tiefen, umfassenden, analytisch-synthetischen Geist; er spricht von den „stahlscharfen, lichtbeschwingten" Gedanken, die er wie in seinen Schriften auch im lebendigen Fluß seiner Rede entwickele. Ebenso wird Althaus aber auch dem genialen eigenartigen Charakter Carlyle's gerecht, den er zum Theil auf national-schottische Bedingungen zurückführt:

Seine Phantasie, so verschieden auch die Gegenstände sein mögen, an welchen sie ihre Kraft erprobt, trägt eine entschieden ossianische Färbung; sein Charakter, auf so wesentlich modernen Voraussetzungen der Philosophie und Bildung derselbe auch ruht, erinnert ebenso unverkennbar an die antiken Puritanergestalten der reformatorisch-revolutionären Epoche der schottisch-englischen Geschichte. Die einzigen geistigen Koryphäen seines engern Vaterlandes, die sich in dieser Beziehung etwa mit ihm vergleichen ließen, sind Robert Burns und Sir Walter Scott; aber bei keinem von beiden tritt neben dem Humor und der Phantasie des Dichterherzens eine so herbe, energische, großartige Ursprünglichkeit des Denkens zu Tage als bei Thomas Carlyle.

Treffend ist auch das Bild des Humoristen Thackeray, welchem Althaus den Vorzug vor Dickens gibt, und dasjenige des Malers William Turner, zugleich ein Beitrag zur Geschichte englischer Sonderlinge. Die Aufsätze: „Irland und die Fenier" und „Reform und Zukunft" sind zeitgeschichtliche Gemälde von klarer Darstellung und pragmatischem Zusammenhang, welche zugleich Muster jenes Revuestils sind, wie ihn „Unsere Zeit" in Deutschland eingeführt hat.

Der zweite Band der Essays von Althaus enthält zuerst die Schilderung einer „Villeggiatur auf der Insel Wight im Sommer 1860", welche regen Sinn für landschaftliche Schönheiten beweist und an ansprechenden Detailzügen reich ist, dann eine Galerie „Englischer Geizhälse", welche als ein ebenso amusanter wie werthvoller Beitrag zur Naturgeschichte des Geizes betrachtet werden kann. Denn da sich bei fast allen Exemplaren „des Geizigen" dieselben oder ähnliche Symptome und Eigenthümlichkeiten wiederholen, ganz wie die Eigenschaften dieser oder jener naturwissenschaftlichen Species aus dem Thierreich, so kann man wol von einer Naturgeschichte des Geizes sprechen. Einen interessanten Pendant dazu würde eine Darstellung des Geizes auf dem Gebiet der dichterischen Erfindung geben. Auch hier treffen die einzelnen anekdotischen Züge in einer diese Erfindung selbst beschämenden Weise überein. Gleichwol wird niemand behaupten wollen, daß Plautus oder Molière das chinesische Lustspiel gekannt oder benutzt haben, dessen Held ganz dieselben Charaktereigenschaften bis in viele kleine Züge hinein zur Schau trägt wie die Helden der europäischen Lustspiele. Die Galerie von Friedrich Althaus ist ein abenteuerliches Curiositätencabinet; sie beginnt mit den Königen und endet mit den Bettlern. Ein sonderbarer Kauz zieht nach dem andern vor unsern Augen vorüber. John Eloes, der Besitzer von 800000 Pfund, längere Zeit Parlamentsmitglied, pflegte, zwei harte Eier in der Tasche, nach London zu reiten, 60—70 englische Meilen, oder ließ sich mitnehmen, wenn ihm ein Mann einen freien Sitz im Wagen anbot:

Sein Landhaus war halb verfallen; nichtsdestoweniger klagte er über die Summen, die er für unnütze Möbel verschleudert, und trug seine Knauserei in so widerwärtiger Weise zur Schau, daß er die mitleidige Verachtung seiner ganzen Umgebung erregte. Oft sah man ihn, in beinahe zerlumptem Anzuge, mit bunter wollener Mütze auf dem Kopf, während seiner einsamen Wanderungen auf die Felder seiner Pächter gehen, um die zurückgebliebenen Aehren einzusammeln, oder am Wege Reisholz für sein Feuer auflesen. Ein andermal fand man ihn bemüht, ein altes Krähennest zu zerstören, und er erwiderte auf die Frage, was ihn dazu veranlasse: „O, es ist wahrhaftig eine Schande, wie diese Thiere ihre Nester bauen; seht nur, was für eine Verschwendung!" Wenn er ausritt, hielt er seine Pferde, um die Hufeisen zu schonen, auf weichem Rasengrund, indem er bemerkte, den Pferden sei nichts angenehmer als der weiche Rasen. Besuchte ihn jemand, so schlich er in den Stall, um das Heu fortzunehmen, das der Stalljunge dem Pferde des Fremden in die Krippe gelegt. Dabei gönnte er sich kaum die nothwendigsten Subsistenzmittel. Um nicht vom Fleischer kaufen zu müssen, ließ er ein Schaf schlachten und aß davon, bis es auf Haut und Knochen aufgezehrt war. Dann wurde in den Teichen gefischt, oder Wild geschossen, das wiederum bis zur Fäulniß genossen werden mußte, ehe er eine neue Füllung seiner Vorrathskammer zugab. Eines Tags dinirte er von einem durch Ratten aus dem Fluß gezogenen Wasserhuhn. An einem andern Tage aß er den unverdauten Rest eines Hechts, den ein anderer größerer verschluckt hatte. „Ja, ja", bemerkte er dabei mit befriedigtem Ausdruck, „das heißt zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen."

Dann begrüßen wir den Oberst Thornton, bei welchem sich der Geiz mit Renommisterei verband, und den Reverend Mr. Jones, der in seiner Lebensweise wie in seinem Anzuge die niedrigste bettelhafteste Armuth zur Schau trug:

Derselbe Hut und Rock, worin er seine Pfarrverwesung antrat, diente ihm, wenn man den Erzählungen seiner Pfarrkinder Glauben schenken darf, während der vollen dreiundvierzig Jahre seiner Amtsführung, und die Künste, die er anwandte, um beide Stücke vor gänzlichem Verfall zu bewahren, machte sie zu Wunderwerken des unermüdlich ausbessernden Erfindungsgeistes. So ersetzte er einst den abgetragenen Rand seines Huts durch ingeniöse Benutzung einer mehr als gewöhnlich respectabeln Vogelscheuche, während sein Rock, nach mehrmaligem Kehren, durch wiederholtes Flicken endlich zu einer Jacke zusammenschrumpfte. Ein neuer Rock wurde nun zum Ausgehen unerläßlich; aber zu Hause setzte die Jacke nach wie vor ihre alten Dienste fort. Von Hemden hatte er aus früherer Zeit einen ansehnlichen Vorrath, erlaubte sich jedoch jahrelang nur den Gebrauch eines einzigen und ließ dieses, aus Furcht vor vorschneller Abnutzung, nur alle zwei oder drei Monate waschen. Während es gewaschen wurde, ging er ohne Hemd.

Unter den Citygeizhälsen zeichnet sich der große Audlay aus, Thomas Guy, der Gründer des nach ihm benannten hauptstädtischen Hospitals, der wenigstens durch

endliche edle Benutzung des zusammengescharrten Geldes die Nachwelt mit seinem vergangenen Leben aussöhnte; der Wucherer Pope und der Zuckerbäcker Thomas Cooke, der sich bei seinen Bekannten zur Essenszeit einzufinden pflegte und nach vielem Widerstreben an deren Mahlzeit theilnahm, der auch Ohnmachten und Krampfanfälle in der Nähe von Häusern heuchelte, die er vorher dazu ausersehen, und sich dann dort Wein zur Erfrischung reichen ließ. Sein Hauptvergnügen war das Anpflanzen von Kohl; den Dünger dafür sammelte er selbst auf der Straße. Das Volk warf ihm Kohlstrünke mit Flüchen und Verwünschungen in die Grube nach. Auch von Frauen wird berichtet, welche das Princip des Geizes bis zu der letzten furchtbaren Consequenz des Hungertodes durchführten. Eins der wildesten Exemplare der sonst zahmen Species der Geizigen war die schöne Elisabeth Bolaine, welche den Tod ihrer Mutter durch Knauserei beschleunigte, das Testament derselben verfälschte und auf ihren Bruder einen Mordanfall machte. Dabei hatte sie durch Schönheit und Witz sich manche Bewunderer in geselligen Kreisen errungen, die sie als Kokette hinzog und ausplünderte. In späterm Alter versank sie in den tiefsten Geiz. Es ist ein interessanter psychologischer Zug, daß die größten Geizhälse in ihren testamentarischen Bestimmungen sich ein prächtiges Begräbniß zu verordnen pflegen. So bestimmte Miß Bolaine, die man, halb entkleidet, mit einer vertrockneten Schwarzbrotkruste in der Hand auf ihrem Bette fand, daß die Todtenglocken über ihren sterblichen Resten geläutet werden, ihr Begräbniß pomphaft sein, ein Trauerschild in ihrer Wohnung ausgehängt und ein Denkmal über ihrem Grab errichtet werden solle.

Außer diesen Persönlichkeiten, bei denen der Geiz als geheime Naturanlage wie mit instinctartiger Nothwendigkeit wirkt, gibt es andere, bei denen er durch gewaltsame, plötzlich eintretende Ereignisse hervorgerufen wird, während die Möglichkeit dieser Leidenschaft in dem vorhergegangenen Leben weder angedeutet, noch begründet erschien. Der sogenannte „hölzerne Krämer", Richard Dart, wurde zum Geizhals infolge einer unglücklichen Liebe, John Andrews infolge einer ihm zufallenden Erbschaft, der Dollar-Richards durch den Fund glänzenden Metalls, das nach einem Schiffbruch im Meersand verstreut war und sich bei der Ebbe ihm zeigte. Immer von neuem suchte er an der Küste zwischen Sand und Felsen gierig nach Schätzen und wurde verbittert, als dies Suchen vergeblich blieb.

Die „Memoiren der Prinzessin Charlotte von England" bilden die Glanzpartie des zweiten Bandes: es ist ein Hig-life-Roman, der sich hier vor unsern Augen entrollt, dessen Helden der geniale Wüstling Prinz von Wales, der spätere König Georg IV., seine Gemahlin, Karoline von Braunschweig, mit den interessanten Skandal- und Ehebruchsprocessen, vor allem aber die schöne Tochter des fürstlichen Ehepaars, Charlotte, ist, welche so früh einen selbständigen Charakter entwickelte, der Tyrannei ihres Vaters energisch entgegentrat und in Claremont mit ihrem jungen Gemahl, dem Prinzen Leopold von Koburg, dem nachherigen König der Belgier, ein von den Musen und Grazien behütetes Stilleben führte, bis ein allzu früher Tod diese für Englands Thron bestimmte Prinzessin hinwegraffte. Merkwürdiges Spiel des Zufalls, welcher ihrer Cousine, der Tochter des Herzogs von Kent, die Hand eines andern koburgischen Prinzen und den Thron von England verschaffte, wo die kurze Idylle von Claremont sich in einer königlichen Musterehe wiederholte.

Der letzte Abschnitt der „Englischen Charakterbilder", der fast die Hälfte des zweiten Bandes einnimmt, behandelt die „Geschichte der englischen Volksspiele" und ist als ein nicht unwichtiger Beitrag zur englischen Culturgeschichte zu betrachten. Die Schilderungen aus dem „Merry old England" geben uns ein Bild der Feste und Spiele, welches die Shakspeare'schen Dichtungen vielfach erläutert. Von den „Volksspielen des neuern England" sind die Jagden, namentlich die Fuchsjagden, und die Regatten sehr eingehend geschildert. Die Darstellung ist, wie immer bei Althaus, von durchaus gediegener und geläuterter Form, anziehend und fesselnd.

Auch von den Aufsätzen, welche Feodor Wehl in seiner Sammlung: „Am sausenden Webstuhl der Zeit" (Nr. 3), herausgibt, ist die große Mehrzahl bereits in „Unsere Zeit" erschienen. Wie Althaus nach englischen Mustern, so hat sich Wehl mehr nach französischen gebildet; denn ein farbenreiches Colorit, ein schimmernder Esprit, ein oft leidenschaftlicher Zug der Darstellung verleugnet sich in ihnen nicht; sie wenden sich ebenso oft an unsere nervös erregte Theilnahme, wie an unser ruhig abwägendes Urtheil. Der erste Band bringt zwei Studien aus der Revolution; er schildert uns nach neuen Quellen „Marie Antoinette" und „Manon Roland", zwei interessante Frauen, welche beide ihr Haupt unter das Richtbeil der Guillotine legten. Das Porträt der leichtsinnigen, liebenswürdigen Königin trägt folgende abschließende Unterschrift:

> Was Marie Antoinette als Königin gesündigt, hat sie als Gattin und Mutter gesühnt. Sie ist von großen Fehlern, Schwächen und Misgriffen nicht frei, nicht frei von Schuld an der Revolution, der sie erlegen ist. Ihr politisches Handeln würde sie vor dem Verdammungsurtheil der Geschichte nicht schützen können; es schützt sie davor nur ihr weibliches Handeln. Das Weib in ihr rettet die Herrscherin, und diese unwiderstreitbare Thatsache lehrt uns aufs neue erkennen, worin die Erhabenheit und Größe des andern Geschlechts zu suchen ist. Wäre Marie Antoinette in ihrem Glanz und ihrem Glück immer nur Gattin und Mutter gewesen, wie sie es in ihrem Misgeschick und in ihrer Erniedrigung war, so hätte sie allerdings der Welt wol schwerlich die allgemeine gesellschaftliche Erschütterung, aber der Historie ohne Zweifel einen Blutfleck erspart, vor welchem noch heute die Menschheit mit erschütterter Seele steht.

Manon Roland aber nennt der Verfasser „die politische Seele und das vorahnende Kassandra-Gemüth der Gironde, den weiblichen Staatsmann der Revolution, jenen erhabenen Geist, der von der Freiheit im Namen der Tugend und von der Tugend im Namen der Freiheit sprach".

Wenn diese Charakteristiken durch Wärme und Glanz der Darstellung an jene Porträts revolutionärer Helden und Heldinnen erinnern, wie sie Lamartine in seinen „Girondisten" entwarf und ausführte: so sind die literarhistorischen, ästhetischen und dramaturgischen Aufsätze des zweiten Bandes durch den modern-idealistischen Standpunkt ausgezeichnet, den auch wir stets und überall vertreten

haben, sodaß wir in Wehl einen tapfern Mitkämpfer für die echte Dichtkunst und ihre großen Aufgaben in einer durch den Realismus vielfach verflachten Zeit begrüßen. Die Begeisterung für Schiller, die sich nicht blos in der Schiller-Rede: „Was Schiller seinen Deutschen ist", sondern namentlich auch in dem Aufsatz: „Goethe's und Schiller's Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Lyrik", ausprägt, welcher den Zusammenhang unserer Poesie, soweit sie überhaupt berechtigt ist, mit unsern Classikern in einleuchtender Weise darlegt — diese Begeisterung ist sichere Bürgschaft dafür, daß Wehl die Bedeutung nationaler Dichtkunst richtig erfaßt hat und den Fortgang unserer Nationalliteratur vom richtigen Standpunkt aus beurtheilt. Gegenüber dem namentlich von Laube begünstigten Realismus darstellender Kunst erhebt Wehl in seiner treffenden Charakteristik Bogumil Dawison's auch auf diesem Gebiet das Banner des Idealismus:

Die realistische Schule will die Wahrheit und noch einmal die Wahrheit. Sie will sie womöglich wie sie geht und steht, mit Haut und Haar, mit Regenschirm und Galoschen. Ihr ist schon der Vers, als unnatürlich zuwider. Sie hält ihn gewissermaßen für den Vortrag für jenen spanischen Reiter, den man einst in der Pferdedressur so lange und mit so vieler Vorliebe angewendet hat, und den sie, wie diese, sich nun auch vom Halse schaffen will. Es ist aber doch eine eigene Sache damit. Der Vers hemmt allerdings den freien Redefluß, aber er regelt ihn auch. Er gibt ihm jene edle, gehobene Gangart, die ehedem auch die mit jenem Reiter dressirten Pferde hatten. Alles kann natürlich übertrieben werden, und wie man den Schritt und die Bewegung unsers edelsten Thiers endlich von allzu eisernem Schulzwange freigegeben hat, so darf man immerhin auch die Declamation der gebundenen Rede mehr dem Wesen und dem rhythmischen Instinct der Natur überlassen. Aber stürzen und verbannen soll man sie nur nicht. Der deutsche Vers ist der schönste der Welt. So voll von Adel, weichem Fall und männlicher Kraft gibt es keinen mehr. Aber er will auch freilich behandelt sein. Er läßt sich nicht zerbröckeln und verschleppen wie der englische, nicht schleifen und abmessen wie der französische, nicht singen und schnalzen wie der italienische. Er will gesprochen sein, und sein Sprechen ist eine Kunst, eine eigene, besondere Kunst, die noch ganz selbständig neben der Schauspielkunst dasteht.

Die Charakteristiken von Uhland, Seume, namentlich von Adolf Glaßbrenner, einem satirischen Dichter von hervorragendem Rang, der von den Literargeschichtschreibern noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt wird, zeigen Wehl's feinsinniges Talent und sein Streben nach Gerechtigkeit. Auch die Lebensskizze des Unterzeichneten ist aus der „Gartenlaube", wo sie früher zum Abdruck kam, in die Sammlung mit aufgenommen worden, und wir können dem Autor für die liebevolle Beurtheilung und auch den zutreffenden Tadel nur aufrichtigen Dank sagen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Volksthümliche Dichtungen, Erzählungen und Ueberlieferungen.

Auch die Literatur hat ihre Moden so gut wie Damenkleider, nur mit dem Unterschiede, daß die Mode in der Literatur meist von einem wirklich bedeutenden Werke anhebt, das in geistvoller Weise, sei es in der Form, sei es im Inhalte, eine neue Richtung eingeschlagen. So können wir sagen, daß, obgleich es zu allen Zeiten Dialektpoesie gegeben hat, in Süddeutschland dieselbe eine Zeit lang durch Hebel Mode wurde und daß sie in Norddeutschland durch Groth und Reuter in neuester Zeit wieder Mode geworden ist. Die Aufgabe der Kritik wird es nun sein, die erscheinenden Spracherzeugnisse der Dialekte zu prüfen, ob sie nur flüchtige Sonnenkinder der Mode sind, oder ob sie die Saison überdauern werden. Es liegen uns vor:

1. Der friesische Spiegel mit einer hochdeutschen Uebersetzung von M. Nissen. — De freske Sjemstin me en hugstiüsk Auerseting. Altona, Mentzel. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln und Spöne". Zweite Auflage. Soest, Nasse. 1866. 12. 7½ Ngr.
3. Der Berggeist. Ernste und heitere Mittheilungen aus Mansfelds Vor- und Neuzeit in Volksmundart von C. F. A. Giebelhausen. Halle, Pfeffer. 1868. 8. 15 Ngr.

Der „Friesische Spiegel" hat billigerweise den Vortritt unter diesen Werken, weil uns in ihm Nachklänge der alten friesischen Sprache entgegentönen, die viele Jahrhunderte lang kräftig an den Ufern der Nordsee erklungen und, wenn ihre Literatur auch vorzugsweise altehrwürdige Rechtsdenkmäler aufzuweisen hat, durch ihren umfangreichen Vocalismus und eine gewisse ihr einwohnende Kraft sich auszeichnet. Mit jedem Jahrzehnt nimmt das Sprachgebiet derselben an Umfang ab, sodaß sie jetzt nur noch in Nordfriesland, Helgoland, Wangeroog, Saterland im Großherzogthum Oldenburg und Westfriesland in Holland gesprochen wird; um so dankenswerther ist der Versuch, in Liedern und Sprüchen sie zu verwerthen, um so dieselbe, wenn nicht weiter auszudehnen, so doch zu erhalten und einigen Nachwuchs der frühern Literatur zu zeitigen. Wir haben damit schon die Absicht des Verfassers angedeutet, der zunächst seinem Volke Producte aus seiner eigenen Sprache darbieten wollte, in welche er Geschichte, Sage und Sitte kleidet, um die „Naivetät und Derbheit, seinen Humor und Ernst, seine Liebe und Sehnsucht, seine Treue, seine Hoffnung und seinen Glauben in seiner ganzen Stärke auszudrücken". Dadurch hofft er zur Hebung des friesischen Volkscharakters beizutragen und dahin zu wirken, daß das Volk seine herrliche Sprache nicht aufgibt.

Von den fünf Abtheilungen des Buchs bringt die erste unter der Ueberschrift: „Die Heimat", gutgemeinte vaterländische Klänge, die zweite: „Gottes Heimat", religiöse Lieder; die dritte enthält Gedichte, die sich an Sagen anschließen; die vierte: „Unsere Sitte", ist insofern mit der fünften, welche Sprüche, Sentenzen und Gleichnisse bietet, die wichtigste, als sie uns wirklich ein Stück Friesenthum im engern Anschluß an den Volksmund bietet, und nur diese beiden letzten Abtheilungen rechtfertigen auch den Namen „Der friesische Spiegel", den der Verfasser seinem Buche gegeben. Wir heben von den Prosastücken „En Alkenine-Prettai", eine Giebelpredigt, hervor, welche eine Anzahl echt friesischer Sprüche und Wendungen enthält und wol

an ein volksthümliches Muster sich anschließt. Hier einige Proben:

Mein Meister hat von mir verlangt, eine Giebelpredigt zu halten über dieses neue Haus, welches wir mit Gottes Hülfe gebaut haben. So stehe ich hier denn hoch im Giebel und will predigen. Ihr müsset aber wohl bedenken, daß ich nur ein Zimmermann bin und kein Predigen gelernt habe. Ich bin nicht in Kiel auf der Universität gewesen; ich bin bei Hammer und Kelle groß geworden und habe von meinem Lehrer nur so viel gelernt, daß ich eine gute Rechnung ausschreiben kann.... Ja, wenn es mir gelingen möchte, alle Köpfe unter einen Hut zu bringen, so könnte ich leicht etwas predigen; aber da liegt der Hund begraben. Der eine hat einen solchen Sinn, der andere einen andern, der dritte ist nicht genug gegasselt, der vierte ist nur halbgebacken, und der fünfte hat seine fünf nicht beieinander und kann sich nicht besinnen. Der eine ist von dem feinen, der andere von dem groben Ende abgeschnitten. Der eine hat einen ganzen Kopf voll Verstand, und der andere kaum einen Fingerhut voll. Der eine macht eine breite Lippe und fängt an zu weinen, wenn die Schuhe etwas drücken, und der andere thut seinen Mund nicht auf, wenn der Kopf auch vor Füßen liegt. Der eine pocht wie eine Wanze, und der andere steckt den Schnipp gleich in die Tasche. Der eine winkt und plinkt und hinkt nach Norden, und der andere kehrt ihm den Rücken zu und geht nach Süden. Der eine ist etwas harthörig und kann nicht gut hören, namentlich nicht mit dem rechten Ohr, und der andere hat ein paar gute Ohren und ist doch noch tauber als der Taube. Was sehr gut angehen kann, Leute! denn es ist niemand so taub, als welcher nicht hören will.... Sagt es mir, Leute, wie kann ich es denn jedem recht machen? Gleichwol habe ich gearbeitet wie ein Fuhrmannspferd, um eine gediegene Predigt zu liefern. Ich habe in vielen Nächten keinen Schlaf darüber bekommen. Ja, glaubt es mir, Kopfbrechen ist die schwerste von allen Arbeiten. Zuletzt kam ich noch auf einen glücklichen Einfall: „Gerade so wie du die Steine in der Mauer nach der Schnur legst, mußt du die Gedanken nach einer Schnur zurechtlegen, wenn dir das Predigen gelingen soll." Meine Gedanken über den Giebel habe ich denn zurechtgelegt nach der Schnur, daß ich euch sage: „Was ein Giebel ist; wozu er gebraucht wird, und wie weit er über die Erde verbreitet ist." Ich will euch I. sagen, was ein Giebel ist. Gerade so wie du selber die Nase über dem Munde hast, muß dein Haus einen Giebel über der Thür haben, sonst ist dein Haus kein friesisches Haus. So haben die alten Friesen ihr Haus nach dem Manne gebaut. Der Giebel ist die Nase, die Thür ist der Mund und die Fenster sind die Augen.

Es wird dann weiter ausgeführt, wie der Giebel ein Zeichen sei für die friesische Muttersprache und wie weit die friesische Sprache einst verbeitet gewesen sei. Auch die Sprüche der fünften Abtheilung schließen sich vielfach an altes aus der Volksweisheit Ueberkommenes an, so die Priamel:

Kon ey hulpen warde.

Deder alltidd fanget am Redd
deder Nente to Wag set;
deder alltidd snaket am en Bridd,
to de Kost et eg kâme let; —
jii der alltidd bai a Prîygel halt,
an de Hôs fale let;
ju der Pone an Putte beslakket
an her dag eg sat et:
„kon eg hulpen warde!"

Ihm ist nicht zu helfen.

Wer immer um Rath fragt,
und niemals etwas wagt;
wer immer spricht von der Braut,
und doch vor der Hochzeit graut; —
die immer bei dem Strickwir hält,
während dessen der Strumpf fällt;
die alle Pfanne und Töpfe beleckt,
und sich doch nicht satt ißt noch schmeckt:
„dem ist nicht zu helfen!"

Auch unter den kurzen Sprüchen findet sich mancher, der originell ist nach Inhalt und Form und somit ein Recht auf Aufzeichnung hat. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Verfasser durch eine genaue Angabe der Lautbezeichnung, Uebertragung der schwierigern Worte und kurze grammatische Anmerkungen seinem Büchlein Bedeutung verliehen hat, so wird es sich dadurch auch Fachmännern von selbst empfehlen.

Die Sammlung „Grain Tuig" (Nr. 2) liefert uns wiederum einen Beweis dafür, daß die Leute des Landes, das spärlich seine Bewohner nährt, darum nicht den schlechtesten Humor haben. Es sind die in diesem humoristischen „Allerlei" uns aufgetischten Erzählungen, Schwänke und Anekdoten zum Theil recht naturwüchsig und gesund und enthalten ein gut Theil echten Mutterwitz. Dies kommt wol mit daher, daß der Verfasser mit richtigem Takt die Stoffe in seiner sauerländischen Mundart wiedergibt, für welche dieser Dialekt, wie er im westfälischen Südland gesprochen wird, gerade ausreicht. Lassen wir uns vom Verfasser erzählen, warum er seine Sammlung „Grain Tuig" betitelt hat, wie er auch dies nicht ohne Humor auseinandersetzt:

Dat me junge Leckers und Schnurrnburßen, Schlätters un Backfiske un ander Kleinvaich metunner met dem Namen „Grain Tuig" behänget, un sei dann giäll un grain weert füar Aerger, dat me sei nau nit füar vull ansaihn wull — dat kümmert mik nit. Un dat use säll'ge Pastauer falsk worte, wann sou Frailains un dierglevken iut der Staat ankummen soh met Parasöllkes, Sunhaien, Schlaiers un Tuigschanhen, un datte dann saggte „O Heer! dat graine Tuig is wier do! Guatt stoh us bey! — dat kümmert mik auk nit; ik well keinen Mensken iutschemen. Wenn ik ug grain Tuig verhaite, dann mein ik raue Aeppelkes, güllene Biärkes, seite Plaimkes, un sau derhiltr — allerdinges en mengest en wennig unreppe; dött nix — bat kann ik derfüür, darrt te Pinksten innen Surlande schnigget hiät, den ganzen Sumer riähnt hat, to Michäl oppem Astenerge (Astenberge), de grainen Hälmer oppem Felle wier tauschnigget sind, un diärümme de Schwätsken un Kraiken grasegrein, un Appeln un Biären klein un schrumplig bliewen sind? Ik segge ments dat: grain Tuig is en angenehm Dinges no der Middagesfoppe und des Owends füür Berregahn, giet gesund, frisk Blout in de Odern, gurren Schlop un scheine, lichte Droime. Freylik, wenn kleine Blagen teviel annem grainen Tuige gnaustert, dann trist se Leifwäih un schnitt Gesichter! Awer gutt! wenn ey sau gutt seyn wellt un lachen bey meynem grainen Tuige sau harre, dat ug det Leyf wäih dött, unt Gesichte ganz iutem Faßonn kümmet, dat soll mey recht leif seyn, un kann ey mey keinen grötteren Gefallen dauhn. Diäm sey niu, biu diäm wolle — ik winsk ug gurren Awetevt.

Ein Vorzug dieser Sammlung besteht darin, daß alle in derselben enthaltenen Erzählungen, Sprüche und Anekdoten nicht etwa nur aus dem Hochdeutschen übertragen sind, sondern daß sie aus dem gemüthlichen Dialekt hervorgewachsen, in demselben gedacht und erzählt sind.

Nicht in gleicher Weise gilt dies von der unter Nr. 3 aufgeführten Sammlung: „Der Berggeist." Auch sie bietet viel Komisches und Spaßhaftes, aber einzelnes, so die „Schlacht am Welpesholze", klingt mehr wie aus hochdeutscher Geschichtserzählung in die mansfelder Mundart übertragen. Daß die Erzählungen mehr

Komisches als Humoristisches bieten, kommt zum Theil auf Rechnung des Dialekts, der dem Erzähler selbst diese Schranke setzt, und es wird in den Gegenden, wo dieser Dialekt bekannt ist, an Lesern nicht fehlen, die sich lange Winterabende auf kurzweilige Weise vertreiben wollen.

4. Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Herausgegeben von L. Strackerjan. Zwei Bände. Oldenburg, Stalling. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Sagen, Märchen, Spiele, Sprichwörter und Gebräuche, gesammelt und herausgegeben von A. Engelien und W. Lahn. Erster Theil. Berlin, W. Schultze. 1869. Gr. 8. 25 Ngr.
6. So sprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime gesammelt von A. Birlinger. Berlin, Dümmler. 1868. 16. 12 Ngr.

Die drei vorstehenden Sammlungen verfolgen sämmtlich wissenschaftliche Zwecke. Sie wollen durch möglichst objective Ueberlieferung des vorgefundenen Stoffs ein getreues Bild des Volksgeistes geben, wie er sich in seinen Glauben, Bräuchen und Sprüchen abspiegelt.

Die Sammlung von Strackerjan (Nr. 4), bisjetzt die umfänglichste von den genannten, verfügt über ein so reiches Material, daß wir darauf verzichten müssen, eine auch nur annähernd erschöpfende Charakteristik desselben zu geben. Sie gibt außerdem mehr als sie verspricht, indem sie außer den Mittheilungen aus dem Gebiete des Aberglaubens und der Sage noch Schwänke, Bräuche, Reime und Räthsel enthält.

Das erste Buch handelt von den unpersönlichen Gesetzen, das zweite vom Spuk, das dritte von übernatürlichen persönlichen Wesen. Im vierten Buche wird das Wirkliche in seinen Beziehungen zum Aberglauben abgehandelt, das fünfte Buch enthält Märchen und Schwänke.

Wie der Glaube auf dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott beruht, so entspringt der Aberglaube wesentlich aus dem Gefühl der Abhängigkeit von Mächten und Kräften, für welche weder in den ihm bekannten Naturgesetzen noch in der geläuterten Religionslehre sich ein Platz findet. Eine feste Begrenzung des Aberglaubens läßt sich nicht aufstellen, und es wird stets Glaubenssätze geben, welche zwischen Glauben und Aberglauben gleichsam eine Vermittelung bilden. Der Verfasser will nur die Glaubenssätze zum Aberglauben rechnen, welche, sowol in den Augen des Priesters als auch des gebildeten Laien als Aberglaube anzusehen sind.

Die Ueberreste heidnischen Glaubens, welche sich im Herzogthum Oldenburg als Aberglauben erhalten haben, lassen sich auf die Friesen und Sachsen zurückführen. Die Priester, welche ihnen das Christenthum verkündeten, führten die guten Wirkungen der Götterwelt auf christliche Mächte zurück, die bösen übertrugen sie auf den Teufel, Gespenster und Hexen. Donar's Farbe, die rothe, ward die Farbe des Teufels, der rothe Donar steckt noch in dem „roden Jan Harm und dem Rattmann, die den Wildenloh bei Oldenburg so unheimlich machen". Auch die vorliegende Monographie, welche um so wichtiger ist, als uns ein sorgfältig gesammeltes, reiches Material vorliegt, bestätigt, daß der Aberglaube des Volks in den verschiedenen Gegenden ein ziemlich gleichartiger ist, was wiederum auf gleiche mythologische Anschauungen als gemeinsame Grundlage zurückdeutet. Während man geneigt sein könnte zu vermuthen, daß, wie dies bei Island im großen der Fall ist, so hier Oldenburg im kleinen, weil später und weniger gewaltsam bekehrt als andere Länder und von dem großen Verkehr abgelegen, ein anderes, älteres Gepräge des Aberglaubens bieten müsse, wird diese Vermuthung durch die vorliegende Sammlung nicht bestätigt. Sie ergibt vielmehr das Resultat, daß Oldenburg in Bezug auf die Gestaltung des überlieferten Aberglaubens nur auf der Durchschnittshöhe steht, ja daß viele Gebirgsgegenden ihre Ueberlieferungen oft treuer bewahrt haben. Nur in Bezug auf die Walriderske und Hexen findet sich reicheres und eigenthümlicher ausgeprägtes Material. Der Hexenglaube ist sehr systematisch gegliedert. Die Hexen haben ihre Lehrzeit; das Vermögen, geschwänzte (weiße) Mäuse zu machen, ist ein Kennzeichen der nun vollendeten Lehrzeit. Die Hexen können machen was sie wollen, aber wesentlich ist ihre Thätigkeit darauf gerichtet, Böses zu stiften, und Böses müssen sie thun, sie mögen wollen oder nicht. Sie können Menschen und Vieh krank machen, Unwetter erregen, den Regen behexen, daß das Zeug auf der Bleiche schwarz wird, Früchte verderben, Ungeziefer erzeugen u. s. w. Die Walriderske, Walrieschе, Weilriderske kommt zu dem schlafenden Menschen meist in Gestalt eines rauhbehaarten Thiers, legt sich ihm auf die Brust und drückt ihn so, daß er sich nicht regen und kaum noch athmen kann. Die Erscheinung gleicht bald einem Pudel, bald einer Katze; ihre Farbe ist meist schwarz, aber auch braun oder weiß. Mitunter sind es auch Wesen menschlicher Bildung, welche sich zu dem Schläfer gesellen.

Auch Sagen und Märchen hat der Verfasser seinem Werke angereiht, weil die Sage nur eine besondere Form des Aberglaubens ist, und an die wiederum unter sich verwandten Sagen und Märchen schließt er eine Anzahl von Schwänken und Legenden, welche zu der Form, in der wir anderwärts dieselben Stoffe finden, manche interessante Varianten bieten.

„Der Volksmund in der Mark Brandenburg", von A. Engelien und W. Lahn (Nr. 5), bildet eine Ergänzung zu der von Kuhn und Schwartz veranstalteten Sammlung „Norddeutsche Sagen" und enthält: Volkssagen, Märchen, Kinder- und Spielreime, Räthsel und Scherzfragen, Sprüche und Sprichwörter und endlich Sprüche, Lieder, Formeln, die sich auf Sitten und Gebräuche des Volks beziehen. Im folgenden Bande sollen Inschriften und Wahrzeichen an Häusern und eigenthümliche Grabschriften vertreten sein, auch soll derselbe ein Wörterverzeichniß aus den Dialekten mit etymologischen Erklärungen enthalten. Als Vorzüge des Werks treten hervor: die getreue Wiedergabe des Stoffs und die sehr dankenswerthen Anmerkungen, welche locale und sprachliche Erläuterungen enthalten.

Anton Birlinger hat in seiner Sammlung: „So sprechen die Schwaben" (Nr. 6), Sprichwörter, Bauernregeln, Sprichwortartiges, Lebensregeln und Hausreime aus dem Schwabenlande zusammengestellt. Seine Fundorte sind Schwaben zwischen Iller und Lech und das würtembergische Gebiet bis an den Oberrhein. Die

Sprichwörter, Bauernregeln und Redensarten sind alphabetisch geordnet, und dem Ganzen sind, da die Mundart beibehalten wurde, am Schluß des Ganzen sprachliche Erläuterungen beigegeben. Das kleine Heftchen enthält manches charakteristische Kraftwort und dürfte allen, die sich für Schwaben interessiren, eine willkommene Gabe sein. Zum Schluß einige Haus- und Zimmerreime, in denen uns Reminiscenzen aus mittelalterlichen Dichtungen (so aus „Freidank's Bescheidenheit" u. s. w.) mit den neuern Producten des Volksgeistes vereint entgegentreten:

Reines Herz, froher Muth,
Steht zu allen Kleidern gut.

Guter Wein, rein und gut,
Junget alter Leute Muth.

Ein Hausreim in Kinbingen:

Laß die Neider neiden,
Laß die Hasser hassen;
Was uns Gott bescheret hat,
Das wird er uns doch lassen.

In Mühringen (Schloß):

Gott behüt dieses Haus so lang,
Bis ein Schneck die Welt ausgang:
Und ein Ameis durst so sehr,
Bis sie austrinkt das ganze Meer!

In Gundelfingen:

Viele sind, die tadeln mich,
Doch ich glaub': sie irren sich.
Das ist das Beste in der Welt,
Daß der Tod nimmt an kein Geld:
Sonst würden die reichen Gesellen
Die Armen vor die Lucken stellen!

Wer bauet an die Straßen,
Muß die Leute reden lassen.

Eugen Labes.

Zur socialreformatorischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 20.)

1. Kapital und Arbeit. Neue Antworten auf alte Fragen. Von E. Dühring. Berlin, Eichhoff. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. Sechzehn Briefe von E. Dühring. Breslau, Trewendt. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.
3. J. St. Mill's Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch Carey. Von F. A. Lange. Duisburg, Falk und Lange. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Carey's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem. Eine literaturgeschichtliche Parallele von Adolf Held. Würzburg, Stuber. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage. Von Johannes Huber. München, Lentner. 1865. 8. 15 Ngr.
6. Die conservative Sociallehre. Mittels Erörterung von Tagesfragen erläutert von M. von Lavergne-Peguilhen. Erstes Heft: Die Concurrenz und die Gliederung der Staaten. Berlin, F. Schulze. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Die Consumvereine, ihr Wesen und Wirken. Nebst einer praktischen Anleitung zu deren Gründung und Einrichtung. Auf Veranlassung des ständischen Ausschusses der deutschen Arbeitervereine herausgegeben von Eduard Pfeiffer. Stuttgart, Kröner. 1865. 16. 15 Ngr.
8. Die auf Selbsthülfe gestützten Genossenschaften im Handwerker- und Arbeiterstande. Vorträge, gehalten im Fortbildungsverein für Buchdrucker in Wien am 25. Februar, 4. und 11. März 1866 von Max Menger. Wien, Czermak. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Es ist fast unmöglich, sich in der Literatur der modernen Volkswirthschafter zu bewegen, ohne von dem Parteiwesen präoccupirt zu werden. Vorläufig wird auch schwerlich jemand den Muth haben, sich bereits darüber schlüssig zu machen, ob eine Ausgleichung der nach Mill und Carey vertretenen Gegensätze der Socialwissenschaft zu erwarten steht, ob nicht. Man ist in der That auf beiden Seiten zu sehr mit der Offensiv-Defensive gegen die andere Seite beschäftigt, als daß man recht ernsthaft daran arbeitete, die eigenen Kernpositionen unangreifbar zu machen. Die ganze socialwissenschaftliche Bewegung gleicht einem wilden Kriegsgewühl, dessen strategische Situationen um so schwerer klarzustellen sind, als die Bannerzeichen und das Feldgeschrei auf beiden Seiten dieselben sind, während die gleichen Farben und die gleichen Worte das Entgegengesetzte bedeuten.

Es kann nun nicht entfernt unsere Absicht sein, an dieser Stelle eine Uebersicht des Kampfes zu geben, oder uns auf die eine oder andere Seite der Kämpfenden zu stellen. Wir berühren nur flüchtig einige Erscheinungen der hierhergehörigen Literatur, wie sie eben der Zufall auf dem Büchertische zusammengeführt hat. Manche dieser Schriften hätte, was durchaus nicht in Abrede gestellt werden mag, wol schon früher ihre literarische Anzeige finden sollen, wenn nicht die politischen Ereignisse der letzten beiden Jahre, indem sie den Gesammtbestand der europäischen Ordnungen theils schon modificirten, theils weiter in Frage stellten, die Discussion der socialen Reform in den Hintergrund gedrängt hätten. Jetzt eben erhebt sich dagegen die sociale Bewegung, theils als solche, theils als politische Erscheinungsform, allenthalben zu neuem Aufschwung. So fordern nicht nur die reformatorischen Theorien auf dem Gesammtgebiet, sondern auch die praktischen Bestrebungen zu Verbesserungen, welche man vom Standpunkt der Wissenschaftlichkeit blos als Palliative in speciellen Richtungen der Gesammtfrage auffassen mag, ihre erneuerte Berücksichtigung.

Als einen der eifrigsten Verbreiter und Erläuterer des Carey'schen Systems ist man gewohnt E. Dühring in Berlin zu betrachten. Seine „Briefe über Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft" haben jenen jedenfalls überaus bedeutsamen Volkswirthschafter zuerst in Deutschland populär gemacht. Nachdem dann Dühring in „Kapital und Arbeit; neue Antworten auf alte Fragen" (Nr. 1), mit Festhaltung des Carey'schen Systems, sich gegen die von ihm als antisocial bezeichnete Richtung gewendet hatte, rettete er für Carey namentlich auch die Priorität gewisser Aufstellungen, die er früher selbst Bastiat's „Oekonomischen

Harmonien" zugestanden hatte und die auch das volkswirthschaftliche Publikum Bastiat zuzuschreiben nur allzu gewohnt war. Ob die Bezeichnung Bastiat's als eines Plagiarius mehr Werth als den einer polemischen Formel hat, bleibe unentschieden. Unzweifelhaft verdanken wir dagegen Dühring den klaren Nachweis der Thatsache, daß Carey's ökonomisches System sich als folgerichtige Weiterentwickelung und Consequenz der List'schen Grundzüge darstellt. Carey selbst hat dies auch niemals in Abrede gestellt und dies noch jüngsthin in seiner „Review of the decade 1857—67" mit den Worten anerkannt: „Das deutsche Europa wird das Monument Friedrich List's sein." Dühring fügt dazu die Ueberzeugung: „Unser List wird als der erste nationalökonomische Denker erkannt werden, welchen die Alte Welt im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat; von dieser Erkenntniß wird das weitere Schicksal der Theorie abhängig sein, und das, was wir jetzt als Theorie im vollen Bewußtsein seiner Tragweite feststellen, wird unter der Fahne des deutschen Geistes die Jahrhunderte aufklären und civilisiren helfen."

Daß ein so begeistertes Apostolat der Carey'schen Doctrin nicht ohne Polemik gegen andere socialwissenschaftliche Richtungen bestehen kann, ist selbstverständlich; es schließt nothwendig jede eklektische Concession aus. Dühring hat sehr viel in diesem Sinne gekämpft, doch dabei zugleich Carey's Hauptwerke und die verschiedenen Entwickelungsstudien seines Systems durch Uebersetzungen und Erläuterungen dem deutschen Publikum nahe gebracht.

„Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie" (Nr. 2) macht nun in ungebundener Briefform fast nach allen Seiten gleichzeitig Front. Und sogar nicht allein gegen die principiellen oder zufälligen Widersacher Carey's, sondern man könnte beinahe sagen, gegen jeden, der im großen und ganzen oder auch nur in Einzelheiten eine von Carey abweichende Ansicht vertritt. Alle sechzehn Briefe sind durchaus polemischer Natur. Sie sollen zeigen, „was die hauptsächlichsten seiner Verkleinerer sind oder vielmehr nicht sind", nachdem der Verfasser in seinen Briefen über „Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft" dargelegt habe, „was Carey ist". Die ersten zehn Briefe wenden sich indessen namentlich gegen Bastiat und dessen Meinungsgenossen, dann gegen Stuart Mill und Roscher. Die letzten sechs Briefe gelten vorzugsweise den Kritiken der von Dühring vertretenen Standpunkte hinsichtlich der von ihm demonstrirten Krisis der Nationalökonomie. In der Form und Absicht dieser brieflichen Expectorationen mag es liegen, daß ihr bitterer Humor und ihre Gereiztheit, ihr Aneinanderreihen des Verschiedenartigsten und ihr Auseinanderreißen des Zusammengehörigen für die Betroffenen möglicherweise recht schmerzhaft ist; dem unbetheiligten Leser dagegen, welcher sich vorurtheilsfrei unterrichten möchte, erscheinen sie namentlich in ihrer ersten Hälfte weder belehrend noch erquicklich, weder überzeugend für Carey oder Dühring noch entkräftend gegen andere Standpunkte. Die Personenidolatrie und ihr Gegensatz sind der wissenschaftlichen Ueberzeugungskraft immer feindlich. Daß das Werk der wissenschaftlichen Begründung einer socialen Reform und neuen Volkswirthschaftslehre bei einem größern Publikum dadurch gefördert werde, möchten wir lebhaft bezweifeln. Bei denen aber, welche Mill, Carey, Bastiat, Roscher, Lange, Dühring u. s. w. zum Gegenstand ihrer so eingehenden Studien gemacht haben, wie sie die Briefe des Verfassers offenbar voraussetzen, werden wissenschaftliche Anklagen, welche blos durch aus dem Zusammenhang gerissene Sätze belegt sind, ebenso wenig als flüchtige Spöttereien mühsam gewonnene Ueberzeugungen brechen oder neue Anschauungen begründen. Wer allzu viel beweisen will, kommt leicht in die Gefahr, nichts zu beweisen. „Man merkt die Absicht" u. s. w.

Daß in der Dühring'schen Broschüre namentlich auch Albert Friedrich Lange zu denen gehört, über deren Wissen und Können sich die Schale ihres Zorns, oder wie man es sonst nennen mag, reichlich ergießt, versteht sich nach der bekannten Stellung Lange's zu den Lehren Mill's so ziemlich von selbst. Ja, es scheint, als ob die Arbeit Lange's über „J. St. Mill's Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch Carey" (Nr. 3) einen Hauptanstoß zu den Dühring'schen Briefen gegeben habe. Es ließ sich von Carey's unbedingten und fanatischen Anhängern, die sich doch wiederum ärgerlich dagegen wehren, als dessen Nachbeter oder Apostel aufgefaßt zu werden, freilich auch nur schwer ertragen, daß Lange die allgemeine Anwendbarkeit der Carey'schen Lehren in Abrede stellt, indem er „mit voller Sicherheit" ausspricht: „daß Carey's Werk auf dem Boden der amerikanischen Literatur als eine bedeutende Erscheinung gelten und als solche auch von uns anerkannt werden durfte; daß dagegen die Ueberschätzung seiner positiven Leistungen in Deutschland eins der traurigsten Zeichen wissenschaftlicher Verwilderung ist, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben". Indessen ist Lange, wie überhaupt kein doctrinärer Fanatiker, so durchaus kein persönlicher Widersacher Dühring's. Im Gegentheil, er stimmt mit ihm in der wissenschaftlichen Verurtheilung Max Wirth's, Schulze's von Delitzsch und anderer, der Manchesterschule nahestehenden Volkswirthschafter überein, insofern als diese den Carey'schen Optimismus in einem Sinne gebrauchen, „der Carey's eigenen Grundsätzen völlig fremd ist", während er zugleich die volle Anerkennung dafür hat, daß Dühring sich bemüht habe, „Carey in seinem wahren Lichte zu zeigen, und zugleich versucht, auf Carey's Grundsätzen selbst auch weiter bauend, gerade die reformatorische Seite dieses Systems hervorzukehren". Allein schmerzlich mag allerdings der Zusatz berühren, „daß Dühring mit seinen eigenen Vorschlägen dem geschmähten Mill weit näher steht als Carey; ja, daß sogar der Anspruch der Neuheit, den er für seine Reformvorschläge erhebt, von Mill — und theilweise von dem noch viel gröber geschmähten Lassalle — mit Erfolg bestritten werden könnte, während sich für den Zusammenhang derselben mit Carey nichts Stichhaltiges vorbringen läßt". Dies wird dann auch des Weitern entwickelt, und zwar gerade nach den Dühring'schen Hauptaxiomen: 1) Untrennbarkeit der politischen Functionen von den wirthschaftlichen Bestrebungen; 2) Trennung von Staat und Gesellschaft; 3) Festhaltung des eigenthümlich nationalen Standpunktes; 4) Beschränkung, nicht Aufhebung der Rechte.

In dieser Ausführung findet die Schrift ihren partei-

mäßigen Abschluß. Wesentlicher für den Leser, welcher der Discussion der Doctringegensätze nicht in erster Reihe nachgeht, erscheinen dagegen die sonstigen Erläuterungen des Mill'schen Systems und die daran mit lebhafter Wärme geknüpften Besprechungen der „socialen Frage" aus dem, neben Mill, seine Eigenthümlichkeit wahrenden Standpunkte Lange's. Weist er auch namentlich die Beschuldigung gegen Mill, als suche dieser die Frage über die Nothwendigkeit einer socialen Umgestaltung zu umgehen, mit scharfem Geist und einschneidender Logik nicht blos ab, sondern wendet er sie sogar speciell auf Carey's System an, so geht er doch zugleich in seinen eigenen Anforderungen und Lösungsvorschlägen noch bedeutend weiter als Mill. Trotzdem ist er selbst für Carey's Verdienste in bestimmten socialreformatorischen Richtungen keineswegs blind. Bessere Volkserziehung, ein Geschichtsunterricht, welcher nicht von „Verherrlichung der brutalen Gewalt und der Verhöhnung und Verleumdung des zertretenen Edelmuths" strotzen dürfe, Verlegung des Mittelpunkts des Volksunterrichts „in die zum Fortkommen dienlichen Kenntnisse", Zurückdrängung der „religiösen" Erziehung, welche allerdings „reich an guten Elementen" sei, aber auch „zur Befestigung einer Herrschaft diene, die mit der Entwürdigung der Erwachsenen dasjenige zwiefach wieder verdirbt, was mit der Pflege der Jugend gut gemacht wird" — dies gilt ihm als Element der socialen Zukunftsreform. Für die Gegenwart sollen Gesetze geschaffen werden, welche den freiwillig entstehenden communistischen und socialistischen Genossenschaften volle Freiheit der Bewegung geben (Coalitionsrecht); die Vererbung soll nur in gerade absteigender Linie erfolgen; die Freiheit des Vermächtnisses mit einer starken Erbschaftssteuer verbunden sein u. s. w. Man hat der Lange'schen Schrift von verschiedenen Seiten den Vorwurf gemacht, daß sie die Erhöhung des Arbeitspreises zu sehr als Postulat und Selbstzweck hinstelle, ohne daß sie bedenke, wie deren factische Verallgemeinerung, durch ein Steigen aller Preise und ein Sinken des Geldwerths, einen Theil ihrer in Aussicht genommenen Wirkung sofort vereiteln müsse, womit natürlich auch das ganze gestellte Verlangen beseitigt werde. Man kann auch nicht in Abrede stellen, daß die Lektüre des Buchs diesen Eindruck macht, und daß sich dem Leser eben nur aus diesem unsichern Standpunkt heraus erklärt, wie „als höchster Act der Selbsthülfe", deren wichtigster Theil dennoch, wie nach Lassalle, der politische sein soll, die Staatshülfe beansprucht werden mag.

Da es nicht in der Aufgabe dieser Zeilen liegen kann, den einzelnen Ansichten der interessanten Lange'schen Schrift weiter zu folgen, erwähnen wir an dieser Stelle sofort eine Inauguraldisputation **Adolf Held's**, welche unter dem Titel: „Carey's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem" (Nr. 4) sich zur Aufgabe setzt, in literaturgeschichtlicher Parallele das Gemeinsame bei den Schriftstellern verschiedener Jahrhunderte in Bezug auf die Frage nach der relativen Berechtigung der Schutzzölle und dem selbständigen Einfluß der circulirenden Geldmenge nachzuweisen. Wir haben es zunächst mit der objectiven Uebersicht der diesfallsigen hervorragendsten literarischen Bemühungen aus den letzten Jahrhunderten und bei den hauptsächlichsten Culturvölkern zu thun, ohne die vom Verfasser daraus selbständig gefolgerten Ansichten anders als in allgemeinen Andeutungen kennen zu lernen. Dies ist dem Wesen einer Inauguralschrift freilich angemessen. Indessen läßt deren zweites und drittes Buch, welche sich mit Carey speciell beschäftigen, keinen Zweifel darüber, daß Held dessen Standpunkt in Bezug auf das Mercantilsystem als einen Rückschritt betrachtet, der nur durch wissenschaftliche Inconsequenzen der Lehre und sehr specielle Concessionen an die Praxis der gegebenen Verhältnisse Amerikas erklärbar werde.

Wenn aber die bisher berührten Theorien, so verschiedenartig auch ihre Ausgangs- und Zielpunkte sein mögen, eine Aenderung der Thatsächlichkeit unsers Staats- und Gesellschaftswesens als unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit ihrer Verwirklichung im Auge halten, so darf doch auch jener Standpunkt nicht außer Acht gelassen werden, welcher in den bestehenden politischen und nationalökonomischen Zuständen die natürlichen Grundlagen zur Entwickelung der Wohlfahrt der arbeitenden Volksschichten erkennt. **Johannes Huber**, als conservativer Socialpolitiker schon genugsam bekannt, hat auch in seinen unter dem Gesammttitel „Der Proletarier" zusammengefaßten „Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage" (Nr. 5) diesen Standpunkt festgehalten. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen liegt in dem Nachweise, daß die Wohlfahrt des Proletariats nicht mit der socialen Demokratie, sondern mit dem constitutionellen Königthum solidarisch verbunden sei. Staatshülfe, soweit möglich, für die Associationen, in denen er das vorzüglichste Rettungsmittel für die Arbeiterklassen erkennt, ist die aufgestellte Forderung. Aber sie nimmt dafür auch das Recht des Staats zu einer überwachenden Regelung der Erwerbsthätigkeiten in Anspruch, durch welches allein eine Organisation der Arbeit, eine proportionale Annäherung zwischen Production und Consumtion, ermöglicht werden könne.

Daß diese radicale Umkehr aller jetzt praktisch geltenden Bestrebungen auf socialem Gebiet eine Hoffnung auf Verwirklichung habe, ist kaum denkbar. Um so interessanter erscheint aber „Die conservative Sociallehre" (Nr. 6), welche von dem auch politisch bekannten **M. von Lavergne-Peguilhen** „mittels Erörterung von Tagesfragen erläutert" werden soll. Denn der Verfasser hält speciell die norddeutsche Bundesverfassung im Auge, welche „überall den Grundgesetzen der conservativen Sociallehre entspricht", sodaß letztere „ebendeshalb" berufen sei, „den weitern Ausbau des Bundeskörpers vorzuzeichnen", wobei in Betracht komme, daß „die zur Bundeseinheit vorgeschrittenen Staaten durch den Einfluß des liberalen Oekonomismus, resp. der Specialprincipien von 1789 mehr oder weniger erkrankt sind, daß das Gedeihen des Bundes auf der Heilung seiner Glieder beruht, daß diese Heilung gleichzeitig mit der weitern Entwickelung des Bundeskörpers anzustreben ist". Der Verfasser will nun in seinem Buche „die dieserhalb zu verfolgenden Wege im Detail bestimmen". Bisjetzt liegt jedoch nur das erste Heft unter dem speciellen Titel: „Die Concurrenz und die Gliederung der Staaten", vor, welches sich wieder in acht Abschnitte zerlegt, deren weitern Erörterungen zu folgen der uns zugemessene Raum verbietet. Bemerken

wir nur, daß die betreffenden Aufsätze bereits in den Glaser'schen „Jahrbüchern" abgedruckt waren.

Wenngleich die moderne Socialwissenschaft den Schulze-Delitzsch'schen Bestrebungen zur associatorischen Organisation der Selbsthülfe aus ihrem theoretischen Standpunkt eine mehr als ephemere und palliative Bedeutung zuzugestehen nicht geneigt ist, so wäre es doch mehr als parteiblinde Befangenheit, ableugnen zu wollen, daß das Schulze'sche Genossenschaftswesen in dem socialen Leben der heutigen Arbeiterbevölkerung einen Factor von überaus wichtiger Tragweite bildet. Mag man demnach aus jener socialreformatorischen Perspective heraus, die den factisch gültigen Grundlagen unserer socialpolitischen Zustände — und sicherlich nicht ohne ethische Berechtigung — den Krieg erklärt, diese Bestrebungen zur Verbesserung der Lage des Handwerker- und Arbeiterstandes befehden, dem nichtpolitischen Geschäftspraktiker werden die deutschen Arbeitervereine fortdauernd einen der höchsten Beachtung würdigen Gegenstand bilden, deren Entwickelungen und Gestaltungen er aus dem Kreise seiner Berechnungen nicht ausschließen darf. Je vielfacher und fanatischer aber zugleich die Bestrebungen derjenigen socialen Agitatoren sind, welche die Arbeitermassen für die Lassalle'schen und verwandte Bewegungen zu gewinnen und sie mit glänzenden Zukunftshoffnungen von der freilich nüchternen und glanzlosen Arbeit für die bloße Erleichterung ihrer gegenwärtigen ökonomischen Lage abzulenken suchen, desto willkommener erscheinen diejenigen Erläuterungen des Schulze'schen Systems und seiner praktischen Organisationen, welche in gemeinverständlicher Einfachheit deren Mittel, Wege und Endziele nach den verschiedenen Richtungen der organisirten Selbsthülfe dem zunächst betheiligten Publikum vor Augen stellen. Diese Auffassung mag es rechtfertigen, wenn wir aus der zahlreichen Literatur hierhergehöriger Schriften ein paar herausgreifen, welche unsers Erachtens diesem Zweck besonders entsprechen. Die eine davon, wenn auch ältern Datums, kann man wol als einen praktischen Katechismus der Schulze-Delitzsch'schen Associationsbestrebungen bezeichnen. Es ist die im Auftrag des ständigen Ausschusses der deutschen Arbeitervereine von Eduard Pfeiffer bearbeitete Darstellung: „Die Consumvereine, ihr Wesen und Wirken; nebst einer praktischen Anleitung zu deren Gründung und Einrichtung" (Nr. 7). Sie geht von einer Einleitung aus, welche objectiv die nach den verschiedenen Verhältnissen und Ländern verschiedenen Gestaltungen der genossenschaftlichen Bestrebungen schildert und dann vornehmlich die englischen Consumvereine ins Auge faßt. Aus einer historischen Uebersicht ihrer Gestaltungen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz entwickelt sich dann ungezwungen die Erörterung ihres Zwecks und Nutzens, sowie die Vergleichung ihrer Organisationen. Der ausführlichen „praktischen Anweisung zur Einrichtung der Consumvereine" sind als praktische Schemata die Statuten des Manchester-, Delitzsch'schen und stuttgarter Consumvereins angefügt.

Trotz der, wie jedermann weiß, überraschenden Ausdehnung und Verbreitung, welche das Genossenschaftswesen nach Schulze'schen Principien im deutschen Handwerker- und Arbeiterpublikum binnen relativ kurzer Zeit gewonnen hat, konnte sich dasselbe in Oesterreich, besonders auch in dessen deutschen Landen, eines gleichen oder auch nur ähnlichen Erfolgs keineswegs erfreuen. Es kommen hier freilich so verschiedenartige Lebensgestaltungen und Bildungsstufen in Frage, daß selbst heute, da politische Hinderungen der genossenschaftlichen Entwickelung sogar weniger als in Deutschland entgegenstehen, schwerlich schon in nächster Zeit eine Stärke und Lebhaftigkeit der associatorischen Bestrebungen zur Verbesserung der ökonomischen Lage der Arbeiterbevölkerung, gleich der deutschen, zu erwarten ist. Um so lebhafter sind aber die Bemühungen patriotischer Nationalökonomen anzuerkennen, um sie auch hier in Gang zu bringen. Und in dieser Beziehung nehmen die Vorträge Max Menger's im wiener Fortbildungsverein für Buchdrucker, welche unter dem Titel: „Die auf Selbsthülfe gestützten Genossenschaften im Handwerker- und Arbeiterstande" vorliegen, eine höchst beachtenswerthe Stelle ein. Sie behandeln ihr Thema hinsichtlich der allgemeinen Gliederung des historischen Theils ähnlich wie das Pfeiffer'sche Buch. Aber dem weitern Zweck ihrer Darstellung entsprechend, widmen sie den Vorschuß-, Consum-, Rohstoffvereinen, sowie den Baugenossenschaften, Productivvereinen und Magazinvereinen je besondere Erörterungen, um schließlich die Anwendbarkeit der besprochenen Genossenschaftsformen unter den speciellen Verhältnissen Oesterreichs noch besonders zu beleuchten. Allerdings hat es indeß etwas Beschämendes für die Deutschen Oesterreichs, wenn Menger zum Schluß seiner Vorträge das Bekenntniß ablegt: „Die Führer der andern Volksstämme in den deutsch-österreichischen Ländern haben die Bedeutung des auf Selbsthülfe gestützten Genossenschaftswesens mit richtigem Blick erkannt. Mögen die Deutschen in Oesterreich in ihrer socialen Entwickelung nicht zurückbleiben."

Aurelio Buddeus.

Eine Uebersetzung der „Bhagavad-Gita".

Die Bhagavad-Gita. Uebersetzt und erläutert von F. Lorinser. Breslau, Aderholz. 1869. Lex.-8. 3 Thlr.

Nachdem besonders durch das Verdienst der beiden Schlegel die Aufmerksamkeit auch des größern Publikums sich auf die indische Literatur zu richten begonnen hatte, mußte sich das Verlangen geltend machen, von wenigstens einem der beiden großen indischen Nationalepen, des „Mahabharata" und des „Ramajana", eine sichere Anschauung zu gewinnen. Nach dieser Seite machte sich vor allen der unermüdliche Rückert durch die anziehende Uebertragung der berühmten Nalas-Episode verdient; aber das war im wesentlichen auch alles, was vorläufig geleistet wurde, bald trat das Drama in den Vordergrund und wurde seitdem von den Uebersetzern fast ausschließlich bevorzugt. Der Grund liegt darin, daß die Dramen im kleinern Umfange ein geschlossenes Ganzes bilden, während

die aus zahllosen Episoden unregelmäßig zusammengesetzten Epen schon ihres kolossalen Umfangs wegen (das „Mahabharata“ zählt über 100000 Doppelverse) an eine vollständige Uebertragung kaum denken lassen, jedenfalls aber in derartiger Wiedergabe, die von Hippolyte Fauche*) versucht worden ist, auf keinen bedeutenden Leserkreis rechnen dürfen. Schack hat indeß in seinem „Firdusi“ den richtigen Weg gezeigt: es müssen aus den von zahlreichen und umfänglichen Interpolationen verunstalteten Gedichten die hervorragendsten Stellen ausgewählt und das Fehlende durch eine kurze prosaische Uebersicht ergänzt werden. So kann auch der Laie einen Ueberblick über das Ganze gewinnen, ohne sich durch eine ermüdende Masse unbedeutender Stücke hindurcharbeiten zu müssen. In dieser Weise gibt uns das vorliegende Werk einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des berühmten indischen Epos. Die „Bhagavad-Gita“ („Der Gesang des Verehrungswürdigen“, d. h. des Krischna) ist nämlich eine allerdings ziemlich spät eingeschobene, aber in mannichfacher Beziehung hervorragende Episode des „großen Königsgedichts“, die uns von Lorinser in verdienstvoller deutscher Bearbeitung vorgeführt wird, und deren Stelle innerhalb des Epos ein vorausgeschickter, freilich etwas trockener und besonders im Vergleich mit der ähnlichen eleganten Darstellung Schack's im „Firdusi“ stilistisch ziemlich schwacher Auszug aus dem „Mahabharata“ bezeichnet. Der Inhalt unsers Bruchstücks ist nun folgender. Die beiden verwandten, aber unter sich entzweiten Königsgeschlechter der Pandava und Kaurava stehen sich zum entscheidenden Kampfe gegenüber; da wird Ardschuna, der erste Held der Pandava, von Zweifeln ergriffen, ob es nicht sündlich sei, gegen seine eigenen Verwandten zu kämpfen. Krischna, der Hauptheld des Volks der Jadava und der nahe Freund Ardschuna's, sucht ihn durch ein philosophisch-theologisches Gespräch von der Unrichtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen; und indem er darin bis zur Darlegung des innersten Wesens der Gottheit fortgeht, erweist er sich dem Ardschuna selbst als Incarnation des höchsten Gottes Vischnu. Die ganze Episode zerfällt in drei Haupttheile und achtzehn „Lesungen“, deren geringster Theil erzählenden Inhalts ist; hauptsächlich wird in den ersten sechs Lesungen abgehandelt, was die rechte Art sei, gottselig zu leben; der siebente bis zwölfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wesen der Gottheit selbst, und gipfelt in der Offenbarung Krischna's als göttlicher Person; in den letzten sechs Lesungen folgt dann eine im Gegensatz zu den poetischer gehaltenen frühern Theilen mehr systematisch ausgeführte Auseinandersetzung über Gegenstände und Art des Erkennens und Glaubens, welche der Uebersetzer mit Recht als nicht unmittelbar zu dem Vorangehenden gehörig, wenngleich wahrscheinlich von demselben Verfasser angefügt zu bezeichnen scheint.

Es würde zu weit führen, den philosophischen Inhalt dieser eigenthümlich schönen Theodicee hier näher zu erörtern; nur auf einen Punkt wollen wir hinweisen, auf den auch der Bearbeiter das größte Gewicht legt. Das mystisch-pantheistische System des philosophischen Verfassers zeigt entschieden das Bestreben, zwischen den verschiedenen Philosophenschulen zu vermitteln; daher schließt er sich war im wesentlichen an diejenigen an, welche vollkommene Ueberwindung aller irdischen Neigungen und gänzliches Aufgehen in Gott fordern, will aber andererseits durchaus keine Abkehr von den Pflichten der verschiedenen Lebensberufe zum Zwecke eines durchaus einsiedlerischen Büßerlebens, sondern verlangt nur, der Mensch solle zu den Dingen dieser Welt ohne Begierde, aber auch ohne Haß sich verhalten. Klingt schon diese Theorie im allgemeinen sehr an das „haben als hätten wir nicht“ des Apostels an, so begegnen wir an der Hand unsers kundigen Führers bald einer nicht geringen Anzahl förmlicher Reminiscenzen von ganz speciell christlich-neutestamentlichen Lehren und selbst Ausdrücken, aus deren Gesammteindrucke folgt, daß der Verfasser unserer Episode mit dem Neuen Testament bekannt gewesen sein muß. Wie dies möglich gewesen sei, weist der Uebersetzer unter Hinzufügung einer Zusammenstellung aller einschlägigen Stellen nach, zu welcher er als Theolog in besonderm Maße befähigt war, und gegen welche jedenfalls nur im einzelnen Einwendungen statthaft sein können; damit gewinnt er zugleich ein chronologisches Datum für die Abfassungszeit des Gedichts und somit für den Abschluß des „Mahabharata“ überhaupt, das den indischen Literarhistorikern willkommen sein wird; auch die Kirchengeschichte dürfte von diesem Nachweis einigen Gewinn ziehen.

Aber nicht aus diesen Gründen allein ist die Arbeit Lorinser's dankenswerth; vielmehr liegt gerade das Hauptinteresse derselben für nicht sachgelehrte Kreise an einer andern Stelle. Nicht nur gibt das Gedicht trotz der immerhin nicht zu tief eingreifenden christlichen Reminiscenzen ein Bild von indischer Weise zu denken und zu empfinden, das in uns die höchste Theilnahme zu erwecken geeignet ist, sondern auch der poetische Werth desselben ist selbst vom Standpunkte abendländischen Geschmacks aus ein sehr bedeutender. Keine Theodicee einer andern Literatur wird erhabenere Verse aufzuweisen haben, als diese Anrede Ardschuna's an „den Erhabenen“ (Krischna), d. h. die geoffenbarte Gottheit:

> Mit Recht, o Lockenhaupt, an deinem Ruhme erfreut die Welt sich und ist dir ergeben.
> Die Riesen fliehn erschrocken durch die Räume; es beten an dich aller Sel'gen Scharen.
> Weshalb verehrten sie dich nicht, Großgeist'ger, der besser du als Brahma, erster Schöpfer?
> Unendlicher Götterherr, Haus der Welten! Einfach bist du, was ist und nicht ist, Höchstes.
> Du bist der höchste Gott, der Geist, der Alte; du dieses Weltalls allerhöchstes Kleinod,
> Der Wissende und was zu wissen, höchstes Haus, des Alls Gründer, Unendlichgestalt'ger!
> Wind bist du, Tod, Feuer und Mond und Wasser, der Schöpfung Herr bist du, und der Urvater;
> Anbetung sei dir, tausendmal Anbetung! Und wiederum Anbetung dir, Anbetung!

Es ist besonders anzuerkennen, daß der Uebersetzer die Zuthaten neuerer Verskunst bei der Wiedergabe dieser eigenthümlichen Dichtung anzuwenden verschmäht hat, durch welche der letzte Uebersetzer eines Theils dieser Episode (Boxberger im Programm der Realschule zu Erfurt, 1863) dieselbe unsern Gewohnheiten näher zu bringen versucht hat. Will man die Schätze orientalischer Literatur

*) „Le Mahâ-Bhârata traduit par *Hippolyte Fauche*“ (London, Williams und Norgate); bis zum sechsten Bande vorgeschritten.

weitern Kreisen zugänglich machen, so muß man auch die äußere Form soviel als irgendmöglich dem Original anzunähern suchen, und daß dies selbst bei den merkwürdigen Metren der Inder möglich ist, zeigt Lorinser's Uebertragung, die sich in dem originalen Metrum der Sloken und des Trischthubh ziemlich frei bewegt; es mag genügen, über diese Metra auf das von dem Uebersetzer S. 12 Gesagte zu verweisen. Auch im übrigen hat sich die Uebertragung möglichste Treue zum Gesetz gemacht, und wir möchten zuletzt gegen dieses Princip Einspruch erheben: nur muß die Durchführung desselben da eine Schranke finden, wo sie dem Genius der deutschen Sprache widerstreitet. Diese Grenze hat der Verfasser nicht immer gewahrt; behält er zu Anfang die für uns äußerst lästige Menge bedeutungsloser Flickwörter, von denen sich der indische Epenstil nun einmal nicht freimachen kann, in ermüdender Weise bei (z. B. S. 7: „da sah der Prithasohn sie stehn, die Väter, die Großväter da, die Lehrer, Brüder, Oheim' all', die Söhne, Enkel, Freunde da" u. s. w.), so hat ihn auch die Syntax des Sanskrit oft zu sehr harten Constructionen verleitet, wie Les. 1, Sl. 43: „die Kastenmischung so bewirkt", was französisch, und ebend., Sl. 39: „daß uns von Sünd' sich zu enthalten ist", was lateinisch, aber nicht deutsch ist. Nicht geringere Härten finden sich 2, 42—44. 46. 64; 3, 3; 29. 35; 5, 6 u. s. w. Nichtsdestoweniger ist die Uebertragung im ganzen als eine gelungene zu bezeichnen, deren volles Verständniß bei der Ausführlichkeit des äußerst fleißig gearbeiteten Commentars keine Schwierigkeiten hat. Letzterer ist zugleich bestimmt, die Uebersetzung wissenschaftlich zu rechtfertigen, und gibt, wie es scheint, das dazu nöthige Material in vielleicht etwas zu großer Vollständigkeit bei jeder controversen Stelle; über die Berechtigung der Auffassung des Uebersetzers in jedem einzelnen Fall müssen wir uns des Urtheils enthalten; doch macht seine Kritik und Exegese, soweit wir ihr zu folgen vermögen, den Eindruck der Vorsicht und Gewissenhaftigkeit.

So darf denn die vorliegende Arbeit als eine sehr werthvolle Bereicherung der leider immer noch zu sparsamen Literatur bezeichnet werden, welche die Resultate specieller Studien für das Geistesleben der Nation zu verwerthen bestimmt ist, deren besondere Eigenschaft es ja von jeher war, aus dem geistigen Material selbst scheinbar entlegener Culturgebiete nicht immer nur das augenblicklich durch trügerischen Glanz Bestechende zu entnehmen und zur Erweiterung des eigenen Gesichtskreises zu verarbeiten.

August Müller.

Feuilleton.

Volksthümliches aus dem Vogtlande.

Trotz seiner Beschränkung auf einen engen Umkreis, auf das Vogtländische, den östlichen Zweig des fränkischen Dialekts, nimmt eine kleine Arbeit von Hermann Dunger, demselben jungen Gelehrten, dem wir auch eine lehrreiche Abhandlung über die Trojanersage verdanken, ein allgemeines Interesse in Anspruch. In einem Vortrag, gehalten im Saale der Gesellschaft Erholung zu Plauen im Januar 1870, der jetzt als Broschüre vorliegt, spricht Dunger „Ueber Dialekt und Volkslied des Vogtlands" (Plauen, Neupert, 1870) und bietet uns hier einen kleinen Beitrag zur deutschen Mundartforschung und zur Literatur des deutschen Volksliedes. Nur wenige Bemerkungen werden gegeben zur Grammatik, wobei sich Dunger angelegen sein läßt, sprachliche Alterthümlichkeiten hervorzuheben, welche gemeinhin als Sprachfehler angesehen werden, als Verderbnisse der Schriftsprache. Dann spricht er von dem Wortschatze des Vogtländischen und seinem Wortreichthum. Der zweite Theil des Vortrags handelt von den vogtländischen Volksliedern, unter denen zwei Gruppen zu unterscheiden sind. Die längern mehrstrophigen Lieder und die vierzeiligen, welche den Schnadahüpfln entsprechen. Die längern Volkslieder stimmen zum großen Theile überein mit den Liedern, welche auch in andern Theilen Deutschlands gesungen werden, doch finden sich auch manche Lieder, welche dem Vogtlande eigenthümlich zu sein scheinen. Diese Lieder sind, wie auch anderwärts, in der Schriftsprache abgefaßt, nur hier und da klingen dialektische Formen durch. Ihrem Inhalte nach sind es überwiegend Liebeslieder, oft balladenähnlich; auch Lieder der Geselligkeit, Trinklieder u. s. w. sind ziemlich häufig; geistliche Lieder, welche meist aus der katholischen Zeit stammen, kommen seltener vor; ein reiches Kapitel machen ferner die Soldatenlieder aus; weniger vertreten ist natürlich das Gebiet der historischen Volkslieder, von diesen hat Dunger nur einige wenige aus der ältern Zeit aufgefunden. Die Melodien dieser Volkslieder sind nach Dunger's Urtheil zum großen Theil sehr ansprechend, oft wirklich ergreifend. Einige Proben von Liedertexten werden uns mitgetheilt. Dann geht der Sammler zu den Schnadahüpfln über, welche das Vogtland ebenfalls aufzuweisen hat. Auch von dieser Gattung werden Proben gegeben und zwar in ziemlich reicher Anzahl.

Dunger beabsichtigt eine Sammlung vogtländischer Volkslieder herauszugeben, und spricht am Schlusse seines zunächst anregenden Vortrags auch die specielle Bitte aus, ihn durch Beiträge zu unterstützen. Er möchte nicht gerne eher abschließen, als bis er wenigstens eine annähernde Vollständigkeit erreicht habe.

Bibliographie.

Braubach, W., Der Naturwille in seinem Grundgesetze und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf. Leicht verständlich und kurz auseinandergelegt. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 10 Ngr.

Grotthuß, Elisabeth v., Die Adoptiv-Geschwister. Roman. Wien, Kirsch. Br. 8. 20 Ngr.

Häffner, E., Der Gruppenführer im zerstreuten Gefecht und die Oertlichkeits-Gefechte. Würzburg, Staudinger. 8. 7½ Ngr.

Leonrod, Olga Freifrau v. (geb. v. Schaezler), Verschiedene Wege und ein Ziel. Roman aus der Gesellschaft. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Linder, E., Die Declaration der Deutschen in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Maria Theresia und der schwarze Papst. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Masaidek, F., Gimpelmeyer beim Konzil. Illustrirt von E. Juch. Wien, v. Waldheim. 8. 5 Ngr.

Noë, H., Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Palm, H., Karl Gottlob Schönborn. Eine Lebens-Skizze. Breslau, Gebhardi. Gr. 8. 6 Ngr.

Ring, M., Götter und Götzen. Roman. 4 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schenkel, D., Luther in Worms und in Wittenberg und die Erneuerung der Kirche in der Gegenwart. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Schwetschke, G., Bismarckias. Didactisches Epos. 6te Aufl. Halle, Schwetschke. Gr. 16. 5 Ngr.

Shakespeare's W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister ꝛc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 24stes Bdchn.: Die beiden Veroneser. Uebersetzt von G. Herwegh. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

die aus zahllosen Episoden unregelmäßig zusammengesetzten Epen schon ihres kolossalen Umfangs wegen (das „Mahabharata" zählt über 100000 Doppelverse) an eine vollständige Uebertragung kaum denken lassen, jedenfalls aber in derartiger Wiedergabe, die von Hippolyte Fauche*) versucht worden ist, auf keinen bedeutenden Leserkreis rechnen dürfen. Schack hat indeß in seinem „Firdusi" den richtigen Weg gezeigt: es müssen aus den von zahlreichen und umfänglichen Interpolationen verunstalteten Gedichten die hervorragendsten Stellen ausgewählt und das Fehlende durch eine kurze prosaische Uebersicht ergänzt werden. So kann auch der Laie einen Ueberblick über das Ganze gewinnen, ohne sich durch eine ermüdende Masse unbedeutender Stücke hindurcharbeiten zu müssen. In dieser Weise gibt uns das vorliegende Werk einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des berühmten indischen Epos. Die „Bhagavad-Gita" („Der Gesang des Verehrungswürdigen", d. h. des Krischna) ist nämlich eine allerdings ziemlich spät eingeschobene, aber in mannichfacher Beziehung hervorragende Episode des „großen Königsgedichts", die uns von Lorinser in verdienstvoller deutscher Bearbeitung vorgeführt wird, und deren Stelle innerhalb des Epos ein vorausgeschickter, freilich etwas trockener und besonders im Vergleich mit der ähnlichen eleganten Darstellung Schack's im „Firdusi" stilistisch ziemlich schwacher Auszug aus dem „Mahabharata" bezeichnet. Der Inhalt unsers Bruchstücks ist nun folgender. Die beiden verwandten, aber unter sich entzweiten Königsgeschlechter der Pandava und Kaurava stehen sich zum entscheidenden Kampfe gegenüber; da wird Ardschuna, der erste Held der Pandava, von Zweifeln ergriffen, ob es nicht sündlich sei, gegen seine eigenen Verwandten zu kämpfen. Krischna, der Hauptheld des Volks der Jadava und der nahe Freund Ardschuna's, sucht ihn durch ein philosophisch-theologisches Gespräch von der Unrichtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen; und indem er darin bis zur Darlegung des innersten Wesens der Gottheit fortgeht, erweist er sich dem Ardschuna selbst als Incarnation des höchsten Gottes Vischnu. Die ganze Episode zerfällt in drei Haupttheile und achtzehn „Lesungen", deren geringster Theil erzählenden Inhalts ist; hauptsächlich wird in den ersten sechs Lesungen abgehandelt, was die rechte Art sei, gottselig zu leben; der siebente bis zwölfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wesen der Gottheit selbst, und gipfelt in der Offenbarung Krischna's als göttlicher Person; in den letzten sechs Lesungen folgt dann eine im Gegensatz zu den poetischer gehaltenen frühern Theilen mehr systematisch ausgeführte Auseinandersetzung über Gegenstände und Art des Erkennens und Glaubens, welche der Uebersetzer mit Recht als nicht unmittelbar zu dem Vorangehenden gehörig, wenngleich wahrscheinlich von demselben Verfasser angefügt zu bezeichnen scheint.

Es würde zu weit führen, den philosophischen Inhalt dieser eigenthümlich schönen Theodicee hier näher zu erörtern; nur auf einen Punkt wollen wir hinweisen, auf den auch der Bearbeiter das größte Gewicht legt. Das mystisch-pantheistische System des philosophischen Verfassers zeigt entschieden das Bestreben, zwischen den verschiedenen Philosophenschulen zu vermitteln; daher schließt er sich zwar im wesentlichen an diejenigen an, welche vollkommene Ueberwindung aller irdischen Neigungen und gänzliches Aufgehen in Gott fordern, will aber andererseits durchaus keine Abkehr von den Pflichten der verschiedenen Lebensberufe zum Zwecke eines durchaus einsiedlerischen Büßerlebens, sondern verlangt nur, der Mensch solle zu den Dingen dieser Welt ohne Begierde, aber auch ohne Haß sich verhalten. Klingt schon diese Theorie im allgemeinen sehr an das „haben als hätten wir nicht" des Apostels an, so begegnen wir an der Hand unsers kundigen Führers bald einer nicht geringen Anzahl förmlicher Reminiscenzen von ganz speciell christlich-neutestamentlichen Lehren und selbst Ausdrücken, aus deren Gesammteindrucke folgt, daß der Verfasser unserer Episode mit dem Neuen Testament bekannt gewesen sein muß. Wie dies möglich gewesen sei, weist der Uebersetzer unter Hinzufügung einer Zusammenstellung aller einschlägigen Stellen nach, zu welcher er als Theolog in besonderm Maße befähigt war, und gegen welche jedenfalls nur im einzelnen Einwendungen statthaft sein können; damit gewinnt er zugleich ein chronologisches Datum für die Abfassungszeit des Gedichts und somit für den Abschluß des „Mahabharata" überhaupt, das den indischen Literarhistorikern willkommen sein wird; auch die Kirchengeschichte dürfte von diesem Nachweis einigen Gewinn ziehen.

Aber nicht aus diesen Gründen allein ist die Arbeit Lorinser's dankenswerth; vielmehr liegt gerade das Hauptinteresse derselben für nicht fachgelehrte Kreise an einer andern Stelle. Nicht nur gibt das Gedicht trotz der immerhin nicht zu tief eingreifenden christlichen Reminiscenzen ein Bild von indischer Weise zu denken und zu empfinden, das in uns die höchste Theilnahme zu erwecken geeignet ist, sondern auch der poetische Werth desselben ist selbst vom Standpunkte abendländischen Geschmacks aus ein sehr bedeutender. Keine Theodicee einer andern Literatur wird erhabenere Verse aufzuweisen haben, als diese Anrede Ardschuna's an „den Erhabenen" (Krischna), d. h. die geoffenbarte Gottheit:

> Mit Recht, o Lockenhaupt, an deinem Ruhme erfreut die Welt sich und ist dir ergeben.
> Die Riesen fliehn erschrocken durch die Räume; es beten an dich aller Sel'gen Scharen.
> Weshalb verehrten sie dich nicht, Großgeist'ger, der besser du als Brahma, erster Schöpfer?
> Unendlicher Götterherr, Haus der Welten! Einfach bist du, was ist und nicht ist, Höchstes.
> Du bist der höchste Gott, der Geist, der Alte; du dieses Weltalls allerhöchstes Kleinod,
> Der Wissende und was zu wissen, höchstes Haus, des Alls Gründer, Unendlichgestalt'ger!
> Wind bist du, Tod, Feuer und Mond und Wasser, der Schöpfung Herr bist du, und der Urvater;
> Anbetung sei dir, tausendmal Anbetung! Und wiederum Anbetung dir, Anbetung!

Es ist besonders anzuerkennen, daß der Uebersetzer die Zuthaten neuerer Verskunst bei der Wiedergabe dieser eigenthümlichen Dichtung anzuwenden verschmäht hat, durch welche der letzte Uebersetzer eines Theils dieser Episode (Boxberger im Programm der Realschule zu Erfurt, 1863) dieselbe unsern Gewohnheiten näher zu bringen versucht hat. Will man die Schätze orientalischer Literatur

*) „*Le Mahâ-Bhârata traduit par Hippolyte Fauche*" (London, Williams und Norgate); bis zum sechsten Bande vorgeschritten.

weitern Kreisen zugänglich machen, so muß man auch die äußere Form soviel als irgendmöglich dem Original anzunähern suchen, und daß dies selbst bei den merkwürdigen Metren der Inder möglich ist, zeigt Lorinser's Uebertragung, die sich in dem originalen Metrum der Sloken und des Trischtubh ziemlich frei bewegt; es mag genügen, über diese Metra auf das von dem Uebersetzer S. 12 Gesagte zu verweisen. Auch im übrigen hat sich die Uebertragung möglichste Treue zum Gesetz gemacht, und wir möchten zuletzt gegen dieses Princip Einspruch erheben: nur muß die Durchführung desselben da eine Schranke finden, wo sie dem Genius der deutschen Sprache widerstreitet. Diese Grenze hat der Verfasser nicht immer gewahrt; behält er zu Anfang die für uns äußerst lästige Menge bedeutungsloser Flickwörter, von denen sich der indische Epenstil nun einmal nicht freimachen kann, in ermüdender Weise bei (z. B. S. 7: „da sah der Prithasohn sie stehn, die Väter, die Großväter da, die Lehrer, Brüder, Oheim' all', die Söhne, Enkel, Freunde da" u. s. w.), so hat ihn auch die Syntax des Sanskrit oft zu sehr harten Constructionen verleitet, wie Les. 1, Sl. 43: „die Kastenmischung so bewirkt", was französisch, und ebend., Sl. 39: „daß uns von Sünd' sich zu enthalten ist", was lateinisch, aber nicht deutsch ist. Nicht geringere Härten finden sich 2, 42—44. 46. 64; 3, 3; 29. 35; 5, 6 u. s. w. Nichtsdestoweniger ist die Uebertragung im ganzen als eine gelungene zu bezeichnen, deren volles Verständniß bei der Ausführlichkeit des äußerst fleißig gearbeiteten Commentars keine Schwierigkeiten hat. Letzterer ist zugleich bestimmt, die Uebersetzung wissenschaftlich zu rechtfertigen, und gibt, wie es scheint, das dazu nöthige Material in vielleicht etwas zu großer Vollständigkeit bei jeder controversen Stelle; über die Berechtigung der Auffassung des Uebersetzers in jedem einzelnen Fall müssen wir uns des Urtheils enthalten; doch macht seine Kritik und Exegese, soweit wir ihr zu folgen vermögen, den Eindruck der Vorsicht und Gewissenhaftigkeit.

So darf denn die vorliegende Arbeit als eine sehr werthvolle Bereicherung der leider immer noch zu sparsamen Literatur bezeichnet werden, welche die Resultate specieller Studien für das Geistesleben der Nation zu verwerthen bestimmt ist, deren besondere Eigenschaft es ja von jeher war, aus dem geistigen Material selbst scheinbar entlegener Culturgebiete nicht immer nur das augenblicklich durch trügerischen Glanz Bestechende zu entnehmen und zur Erweiterung des eigenen Gesichtskreises zu verarbeiten.

August Müller.

Feuilleton.

Volksthümliches aus dem Vogtlande.

Trotz seiner Beschränkung auf einen engen Umkreis, auf das Vogtländische, den östlichen Zweig des fränkischen Dialekts, nimmt eine kleine Arbeit von Hermann Dunger, demselben jungen Gelehrten, dem wir auch eine lehrreiche Abhandlung über die Trojanersage verdanken, ein allgemeines Interesse in Anspruch. In einem Vortrag, gehalten im Saale der Gesellschaft Erholung zu Plauen im Januar 1870, der jetzt als Broschüre vorliegt, spricht Dunger „Ueber Dialekt und Volkslied des Vogtlands" (Plauen, Neupert, 1870) und bietet uns hier einen kleinen Beitrag zur deutschen Mundartforschung und zur Literatur des deutschen Volksliedes. Nur wenige Bemerkungen werden gegeben zur Grammatik, wobei sich Dunger angelegen sein läßt, sprachliche Alterthümlichkeiten hervorzuheben, welche gemeinhin als Sprachfehler angesehen werden, als Verderbnisse der Schriftsprache. Dann spricht er von dem Wortschatze des Vogtländischen und seinem Wortreichthum. Der zweite Theil des Vortrags handelt von den vogtländischen Volksliedern, unter denen zwei Gruppen zu unterscheiden sind. Die längern mehrstrophigen Lieder und die vierzeiligen, welche den Schnadahüpfln entsprechen. Die längern Volkslieder stimmen zum großen Theile überein mit den Liedern, welche auch in andern Theilen Deutschlands gesungen werden, doch finden sich auch manche Lieder, welche dem Vogtlande eigenthümlich zu sein scheinen. Diese Lieder sind, wie auch anderwärts, in der Schriftsprache abgefaßt, nur hier und da klingen dialektische Formen durch. Ihrem Inhalte nach sind es überwiegend Liebeslieder, oft balladenähnlich; auch Lieder der Geselligkeit, Trinklieder u. s. w. sind ziemlich häufig; geistliche Lieder, welche meist aus der katholischen Zeit stammen, kommen seltener vor; ein reiches Kapitel machen ferner die Soldatenlieder aus; weniger vertreten ist natürlich das Gebiet der historischen Volkslieder, von diesen hat Dunger nur einige wenige aus der ältern Zeit aufgefunden. Die Melodien dieser Volkslieder sind nach Dunger's Urtheil zum großen Theil sehr ansprechend, oft wirklich ergreifend. Einige Proben von Liedertexten werden uns mitgetheilt. Dann geht der Sammler zu den Schnadahüpfln über, welche das Vogtland ebenfalls aufzuweisen hat. Auch von dieser Gattung werden Proben gegeben und zwar in ziemlich reicher Anzahl.

Dunger beabsichtigt eine Sammlung vogtländischer Volkslieder herauszugeben, und spricht am Schlusse seines zunächst anregenden Vortrags auch die specielle Bitte aus, ihn durch Beiträge zu unterstützen. Er möchte nicht gerne eher abschließen, als bis er wenigstens eine annähernde Vollständigkeit erreicht habe.

Bibliographie.

Braubach, W., Der Naturwille in seinem Grundgesetze und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf. Leicht verständlich und kurz auseinandergelegt. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 10 Ngr.

Grotthuß, Elisabeth v., Die Adoptiv-Geschwister. Roman. Wien, Kirsch. Br. 8. 20 Ngr.

Häffner, C., Der Gruppenführer im zerstreuten Gefecht und die Oertlichkeits-Gefechte. Würzburg, Staudinger. 8. 7½ Ngr.

Leonrod, Olga Freifrau v. (geb. v. Schaezler), Verschiedene Wege und ein Ziel. Roman aus der Gesellschaft. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Linder, C., Die Declaration der Deutschen in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Maria Theresia und der schwarze Papst. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Masaidek, F., Gimpelmeyer beim Konzil. Illustrirt von E. Juch. Wien, v. Waldheim. 8. 5 Ngr.

Noë, H., Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 8ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Palm, H., Karl Gottlob Schönborn. Eine Lebens-Skizze. Breslau, Gebhardi. Gr. 8. 6 Ngr.

Ring, M., Götter und Götzen. Roman. 4 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schenkel, D., Luther in Worms und in Wittenberg und die Erneuerung der Kirche in der Gegenwart. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Schwetschke, G., Bismarckias. Didactisches Epos. 6te Aufl. Halle, Schwetschke. Gr. 16. 5 Ngr.

Shakespeare's W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister rc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 24stes Bdchn.: Die beiden Veroneser. Uebersetzt von G. Herwegh. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten.

Von Dr. **Jakob Auerbach.**

Zweite, verbesserte Auflage.

I. Abtheilung. Biblische Geschichte.
II. Abtheilung. Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.

8. Jede Abtheilung geheftet 20 Ngr. Gebunden (in einem Bande) 1 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem als vorzüglich bekannten Lehr- und Lesebuche, das ebenso wol zum praktischen Unterrichtsmittel in Schulen dient wie zum Vorlesen im Familienkreise geeignet ist, liegen jetzt beide Abtheilungen in der vom Verfasser gründlich durchgesehenen zweiten Auflage vor. Trotz der sehr wesentlichen Vermehrung des Umfangs wurde der billige Preis beibehalten, damit das Buch um so leichter in Schulen Eingang finde. Für das Haus und die Familie sowie zu Geschenken empfiehlt sich vorzugsweise die gebundene Ausgabe.

Neu erschienen im Verlage von Heinrich Matthes in Leipzig:

Moritz von Oranien-Nassau.

Historisches Drama in 5 Acten
von
Carl W. Batz.
8. 1 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist erschienen:

Das heilige Land.

Von
William Hepworth Dixon,
Verfasser von „Neu-Amerika“ und „Seelenbräute“.
Autorisirte Ausgabe für Deutschland.
Nach der vierten Auflage
aus dem Englischen
von
J. E. A. Martin,
Custos der Großherzogl. Gesammt-Universität zu Jena.

Mit 15 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dixon, schon durch sein „Neu-Amerika“ und seine „Seelenbräute“ in weiten Kreisen bekannt, widmet seine Reisen hauptsächlich dem Studium des religiösen Sektenwesens. Hier läßt er uns einen Blick auf Syrien werfen, „die Quelle“, wie er sagt, „aus der fast alle Religionssysteme der Welt entsprungen sind“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die deutsche Rechtschreibung in der Schule

und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft.

Mit einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter.

Von **Karl Julius Schröer.**

8. Geh. 20 Ngr.

Vorliegende Schrift wurde infolge eines Auftrags des österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht verfaßt und hat den Zweck, in die deutsche Orthographie der Volks- und Mittelschulen Ordnung und Einklang zu bringen. Der Verfasser geht dabei von dem Grundsatz aus, daß die Schreibung, die in der Schule zu lehren ist, dem herrschenden Schreibgebrauch sich anschließen müsse. Sein Buch empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht, als für jedermann zum Nachschlagen in zweifelhaften Fällen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.
Von Dr. **Julius Bahnsen.**
Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch wichtigen Werke die Erforschung des menschlichen Charakters als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Verfasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt überall zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung, weshalb das Werk die Theilnahme der Pädagogen, der Criminalisten und Seelenärzte, der Ethiker und Philosophen, sowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt von
Jakob Venedey.
8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Memoirenwerk füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschicken des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt und, mit den Vorboten der Revolution in den rheinischen Kurstaaten beginnend, bis zum 18. Brumaire sich erstreckt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 26. Mai 1870.

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Cotta. 1866—69. Gr. 8. 5 Thlr. 26 Ngr.

Nun endlich ist der lang ersehnte vierte Band der „Schriften" Uhland's erschienen.*) Mit ihm findet die berühmte Liedersammlung ihren Abschluß, soweit dies überhaupt durch Uhland's literarische Hinterlassenschaft geschehen konnte. Zugleich vervollständigt er die im vorhergehenden dritten Band gegebene „Abhandlung" zu den Volksliedern, deren Anzeige und Besprechung wir deshalb bisjetzt verzögert und aufgespart hatten.

Dieser dritte Band der „Schriften" führt auch typographisch noch einen besondern Titel; er bildet den zweiten Band der „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder", deren erster in zwei Abtheilungen in den Jahren 1844 und 1845 erschienen ist. Uhland verhieß damals, als er seine Liedersammlung herausgab, sowol auf dem Titel als auch in seinem Vorwort eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und sodann Anmerkungen, „welche zur Kritik, Erläuterung und Geschichte einzelner Lieder noch dienlich erscheinen"; aber eine Verbindlichkeit zur wirklichen Lieferung dieser vervollständigenden Beigaben lehnte er ausdrücklich ab. Uhland gelangte bekanntlich nicht zur Ausführung seines Vorhabens, nur einzelne Theile aus seiner Abhandlung ließ er in Pfeiffer's „Germania" veröffentlichen. Glücklicherweise hat sich noch mehr in seinem Nachlaß vorgefunden. Zwar bilden diese Stücke leider nur einen Theil, etwa nur die Hälfte des ursprünglich beabsichtigten Ganzen, doch ist dieser Theil nicht nur äußerlich vollständig abgeschlossen, sondern auch innerlich vollendet.

Die Herausgabe übernahm Franz Pfeiffer; es war eine seiner letzten Arbeiten. Sein Antheil beschränkt sich, außer der Beifügung der inzwischen zugewachsenen Literatur und der Citate nach neuern Ausgaben, wesentlich auf Ordnung des durch die vielen Nachträge und Zusätze manchmal etwas aus den Fugen gerathenen Manuscripts. Mit vollem Recht hat Pfeiffer die sehr ausgedehnten Noten hinter den Text gestellt.

In seinem Vorwort erzählt uns der Herausgeber, wie früh schon in Uhland der Gedanke an eine Arbeit über das Volkslied gekeimt habe, wie zu Ende der zwanziger Jahre nach Abschluß seiner Arbeiten über die deutsche Heldensage der Plan zu einer Sammlung und historischen Betrachtung der deutschen Volkslieder gereift sei, wie Uhland dann nach dem Aufhören seiner leider nur so kurzen akademischen und bald darauf auch seiner ständischen Wirksamkeit seine freie Muße benutzte, um da und dort seine Sammlungen zu vervollständigen. Die erste dieser Liederfahrten führte ihn im Sommer 1835 den Rhein hinab nach Köln; drei Jahre später (1838) eine andere die Donau entlang nach Wien. „Von dieser Zeit an galten fast alle seine jährlichen Ausflüge und Reisen der Erreichung dieses mit seltener Beharrlichkeit verfolgten Ziels, und man darf sagen, daß es von den Alpen bis zur Nordsee kaum einen, hierfür irgendwelche Ausbeute versprechenden Ort gibt, den Uhland nicht auf längere oder kürzere Zeit besucht hätte." Wo er selbst nicht aus den Quellen schöpfen konnte, nahm er die Mitwirkung von Freunden und Fachgenossen in Anspruch.

Das in solcher Weise zusammengebrachte Material ist in hohem Maße umfangreich, beinahe vollständig. Daß es aber mit der Sammlung nicht allein gethan sei, sondern daß das Gesammelte soweit möglich ergänzt und aufgehellt werden müsse, das hat Uhland empfunden und hat diesen Gedanken zunächst auch auf einem einzelnen Blatt, auf welchem er den Plan einer Arbeit über die Volkslieder kurz skizzirte, niedergeschrieben. Nach dieser Skizze war Uhland's Aufgabe ungemein groß angelegt; er betont die Herbeiziehung des Volksgesangs verwandter Stämme,

*) Vgl. über die früher erschienenen Bände Nr. 7, 14 und 27 d. Bl. f. 1867. D. Red.

das Eingehen auf das Wesen und den Grund aller Volkspoesie. Danach würde seine „Abhandlung“, wenn ihm ihre Vollendung vergönnt gewesen wäre, nicht blos eine Geschichte des deutschen Volksliedes, sondern gewissermaßen eine vergleichende Geschichte des indoeuropäischen Volksgesangs geworden sein. An dieser groß und selbst zu weit angelegten Aufgabe scheiterte Uhland; aber wir dürfen uns glücklich preisen, daß die vier ersten Abschnitte, bei deren Abfassung er sich engere Grenzen steckte, vollständig ausgearbeitet vorliegen. Ein fünfter ist nur begonnen.

Auf jener Skizze ist Gliederung und Inhalt der Abhandlung folgendermaßen angegeben: „Sommerspiele = Mythus; Fabellieder = Thiersage; Wett- und Wunschlieder = Sängerkämpfe; Liebeslieder = Minnesang; Tagelieder = Minnesang; Geschichtslieder = Heldensage, politische Lieder, Reimchroniken; Scherzlieder = Schwänke; Geistliche Lieder = Evangelien, Legenden (Spruchgedichte).“

Von den ausgearbeiteten Kapiteln der Abhandlung liegen manchmal mehrere Niederschriften vor, die Einleitung aber, welche das Ganze eröffnen sollte, scheint Uhland nach den dazu genommenen zahlreichen Anläufen zu schließen, die meiste Mühe und Ueberlegung gekostet zu haben. Erst nach Erscheinen der Liedersammlung brachte er sie zu Stande. Sie ist nun aber auch in der That nach Inhalt und Form ein kleines Meisterwerk.

Diese „Einleitung“ haben wir zunächst ins Auge zu fassen. Bei aller Kürze und Gedrungenheit ist sie von sehr belehrendem Inhalt und reich an anregenden Gedanken.

In unserm Mittelalter besteht vor und neben dem Hof- und Kunstliede das Volkslied. Durch den kunstmäßigen Betrieb der Lyrik eingeengt und in Schatten gestellt, erstarkt das Volkslied wieder, als die höfische Dichtung sich ausgelebt. In Menge jedoch kommen Volkslieder aller Art erst mit dem Eintritt des 16. Jahrhunderts zum Vorschein, nicht blos in Handschriften, sondern auch durch die neue Erfindung des Drucks, welche alten und neuen Liedern den weitesten und raschesten Umlauf verschaffte. Befördert wurde das Volkslied durch die Lust am Gesang und durch die Pflege, welche es bei den geschulten Musikern fand. Dieser lebhafte Betrieb setzt sich bis in das 17. Jahrhundert fort, wo die Liederdichtung dann andere Bahnen einschlägt.

Wenn die Sammlung der Volkslieder auch zumeist auf Drucken und Handschriften des 16. Jahrhunderts beruht, so gehören doch viele Stücke ihrer Entstehung nach einer weit frühern Zeit an. Solche ältere Erzeugnisse sind fast niemals in ihrer ursprünglichen Gestalt überliefert. Wie manches sich auch aus der frühern Periode in die jüngere hinübergerettet haben mag, so ist doch der Verlust vieler Lieder der ältern und zugleich dichterisch belebtern Gattung zu beklagen. „Erscheint hiernach die Sammlung“ — und hier spricht Uhland ziemlich denselben Gedanken aus wie in jener Skizze — „als solche lückenhaft und bruchstückartig, so ist es um so nöthiger, daß die Forschung erläuternd und ergänzend sich beigeselle.“

Es gilt, die Lieder mit der Geschichte der deutschen Poesie ältester und mittlerer Zeit in Beziehung zu setzen. Zweitens wendet sich die Forschung nach den Volksdichtungen des Auslandes, zunächst des stammverwandten Auslandes; aber auch die fremdern Sprach- und Liederstämme, die romanischen, die slawischen und der neugriechische, selbst noch die zurückgedrängten celtischen und finnischen, laden zu mannichfacher Anknüpfung ein. Die mittellateinischen Dichtungen volksthümlichen Inhalts dürfen nicht als fremde gelten. Der dritte Weg der Erläuterung senkt sich hinab in das innere Leben und Wesen des Volks, das die Lieder gesungen hat. Dadurch macht sich zugleich bemerklich, daß auch umgekehrt das Volk ohne Beiziehung seiner Poesie nur unvollständig erkannt werde. Wie in der Einleitung zu seinen literarhistorischen Vorlesungen spricht es auch hier Uhland aus, daß nur im Lichte der Poesie eine Zeit klar werden könne, deren Geistesrichtung wesentlich eine poetische gewesen sei. Und mit folgenden schönen Worten beschließt er seine Einleitung:

> Das dürftige, einförmige Dasein wird ein völlig anderes, wenn dem frischen Sinn die ganze Natur sich befreundet, wenn jeder geringfügige Besitz fabelhaft erglänzt, wenn das prunklose Fest von innerer Lust gehoben ist: ein armes Leben und ein reiches Herz. Erzählt die Geschichte meist von blutigen Kämpfen, sprechen die Gesetze von roher Gewaltthat, so läßt das Lied, die Sage, das Hausmärchen in die stillen Tiefen des mildern Gemüths blicken. Besonders aber wird im alten Götterreich und im weiten Gebiet des Aberglaubens sich manches vernunftgemäßer ausnehmen, wenn es vom Standpunkt der Poesie beleuchtet wird. Die Herrschaft des dumpfsten Irrwahns hebt eben da an, wo die poetischen Vorstellungen im Wandel der Zeiten zum Gespensterspuk verdunkelt oder zu unverstandenen Formeln erstarrt sind. Es ist des Versuchs werth, diesen Bann zu lösen und den gebundenen Geist, wo er es fordern kann, in seiner Freiheit herzustellen.

Der erste Abschnitt der „Abhandlung“ zeigt uns das poesiereiche Gebiet von „Sommer und Winter“. Entsprechend der Angabe auf dem Skizzenblatt hatte Uhland diese Betrachtung anfänglich „Mythische Nachklänge“ überschreiben wollen, was er dann in „Sommerspiele“ umänderte, bis schließlich der jetzt angenommene, jedenfalls passendste Titel von ihm gewählt wurde. Dieser Abschnitt ist hier in den „Schriften“ bis auf einige Seiten am Schluß aus Pfeiffer's „Germania“ (V, 257 fg.) wiederholt.

Den großen Gegensatz im Naturleben, der durch alle Liederklassen spielt, der Streit zwischen Sommer und Winter, jenen beiden Trägern der alten Jahrestheilung, will Uhland hier an die Spitze treten lassen, zunächst in seinem allegorischen Ausdruck, den auch die christliche Zeit offen sich aneignen durfte, dann allmählich zurückgeleitet an die Grenze seiner verhülltern, heidnisch-mythischen Gestaltungen.

Am Sonntag Lätare war noch in neuerer Zeit, hauptsächlich auf beiden Seiten des Ober- und Mittelrhein, ein ländliches Kampfspiel üblich zwischen zwei Winter und Sommer vorstellenden und entsprechend costümirten Personen. Ein solches Gesprächslied finden wir in Uhland's Volksliedersammlung (Nr. 8) aus dem 16. Jahrhundert mitgetheilt. „Sommer und Winter treten an dem fröhlichen Tage, da «man den Sommer gewinnen mag», in einem Kreise von Zuhörern einander entgegen zu raschem Wortwechsel: wer des andern Herr oder Knecht sei. Der Sommer zieht «aus Oesterreich», dem sonnigen Osten, daher, und heißt den Winter sich aus dem Lande zu heben.

Dieser kommt aus dem Gebirg und bringt mit sich den kühlen Wind, er droht mit einem frischen Schnee und will sich nicht verjagen lassen." Beide streiten dann miteinander über ihre Vorzüge, schließlich aber behält der Sommer recht, der Winter erklärt sich für überwunden; darauf endet der Sommer den Streit und wünscht allen eine gute Nacht.

Dieses Singgespräch kannte man noch in Schwaben in einer Umdichtung Anfang des 17. Jahrhunderts, auch in der Schweiz war es neuerlich noch gangbar. Und wie in die Gegenwart hinab, so läßt es sich in hohes Alter hinauf verfolgen. Bekannt ist Hans Sachs' „Gespräch zwischen dem Sommer und Winter", doch weicht es etwas vom Volksgebrauch ab. Auch in einem Liede meistersängerischer Gattung aus dem 15. Jahrhundert brechen trotz der ungelenken Schulform dichterische und volksmäßige Klänge von jenem Zwiespalt hervor. Aus dem 14. Jahrhundert betreffen diesen Widerstreit ein wahrscheinlich niederrheinisches Lied und ein niederländisches Schauspiel. Altfranzösisch, aber auf englischem Boden, begegnet das Streitgespräch um den Anfang des 14. Jahrhunderts. Sogar eine sanctgallensche Urkunde von 858, in welcher Wintar und Sumar als Namen zweier Brüder zusammenstehen, scheint die Bekanntschaft mit dem Sommer- und Winterspiel zu verrathen. Deutlicher spricht ein lateinisches Gedicht in Hexametern aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, welches unverkennbar die „Eklogen" Virgil's zum gelehrten Vorbild hat, und diesem liegen dann wieder Theokrit'sche Idyllen zu Grunde. Hier wie in Altengland ist der Kukuk Träger des Frühlings, in Deutschland ist es gewöhnlich die Nachtigall. Der allegorische Wettstreit der Jahreszeiten belebt sich noch weiter durch Gegensätze aus dem Pflanzenreiche: in England zwischen Hulst und Epheu, in Deutschland zwischen Buchsbaum und Felber.

In sämmtlichen bisher aufgezählten Spielen und Kampfgesprächen sind Sommer und Winter lediglich allegorische Personen, sie erscheinen mit ihren nackten begrifflichen Namen oder doch nur in leichter Verhüllung. Dieselbe Gesprächsform brauchen volksmäßige Lieder für mehrerlei Gegensätze, z. B. des Wassers und des Weins, der Fasten und Nichtfasten, geistliche Dichtungen für den des Leibes und der Seele. In der Mythenwelt des nordischen Heidenthums sind Winter und Sommer nicht minder allegorisch beschaffen, als in den deutschen Wettstreiten.

Auch begrüßt wird der Sommer, empfangen, „gewonnen". Am stattlichsten geschieht die Einführung des Sommers in der „Maienfahrt", dem Mairitt, und zwar hauptsächlich in Skandinavien und in Norddeutschland. Außer solchen Zeugnissen theilt Uhland noch weitere Beispiele der Maienfahrt mit. Besonders war hier der geschichtlich denkwürdige Ausritt des deutschen Königs Albrecht am 1. Mai 1308 zu erwähnen. Ein zweiter historischer Mairitt geschah von den Bürgern zu Soest im Jahre 1446 während ihrer Fehde mit dem kölner Erzbischof. Hierher gehört auch der „Walperzug" (Zug am Walpurgistage) der Bürger von Erfurt. Zum Schluß gedenkt Uhland der Göttersage des heidnischen Nordens, welche den großen Gegensatz der Jahreszeiten als einen Sieg des sommerkräftigen Thôr, des Donnergottes, über die Winterriesen faßte, und dieser Grundzug gestaltet sich zu einer Reihe durchgedichteter Einzelmythen, auf welche zurückgegangen werden muß, um denselben mythischen Zusammenstoß noch im deutschen Volksgesange herausstellen zu können.

Der folgende Abschnitt ist der Thiersage im Volkslied gewidmet und betitelt sich: „Fabellieder." Während das Thierepos die Thiere auf dem festen Boden ausgeführter Handlung und strenger Charakteristik darstellt, hat das Volkslied mehr noch die ursprüngliche Gefühlsstimmung bewahrt und, wo es dieselbe weiter entwickelt, seine luftigern Wege theils in das Märchenhafte, theils in die sinnbildliche Vergeistigung genommen.

Zuerst bespricht Uhland verschiedene Waldgeister, den Waldmann, die Wolfmutter, den Thiermann und die Thiermutter, welche bald mehr als Leiter und Begünstiger der Jagd, bald mehr als Pfleger und Beschirmer des gejagten Wildes hervortreten. Der Jäger ist zugleich der Freund und Bewunderer der Thiere. Im Alterthum ahnte man eine hinter diesen Geschöpfen stehende höhere Gewalt, ein aus ihren Augen blickendes dämonisches Wesen. Wie diese Stimmungen und Gegensätze in der Volkspoesie mannichfach sich aussprechen und ineinanderspielen, will Uhland an denjenigen Waldthieren, mit denen die Lieder sich vornehmlich befassen, der Reihe nach darthun.

So betrachtet er den Bären, den Eber, den Wolf, den Hasen und den Schwan. Das Klagelied des gebratenen Schwans führt auf eine besondere Liedergattung, die Thierklage, welche mit der Ansicht zusammenhängt, daß den Thieren Antheil an den Gütern der Erde und in der Noth der Schutz der Menschen zukomme.

Im Gegensatz zu Liedern und Sagen von der Noth der Thiere stehen die heitern Lieder von den Thierhochzeiten. Aber wie zum Hochzeitzuge, so werden sie auch zu Leichenbegängnissen eingereiht.

Lieblinge des Liedes sind die Vögel, besonders die kleinen gesangkundigen. Mancherlei schwankartige Lieder besingen den Zaunkönig, ebenso sind das Rothkehlchen und der Kukuk Gegenstand des Volksgesangs. Vor allen andern Beschwingten aber ist in unsern Volksliedern, wie schon im Minnesang, die tönereiche Nachtigall beliebt und hochgehalten.

Die folgende Betrachtung über diese poesiereichste Sängerin des Waldes und des Hains kannten wir schon aus Pfeiffer's „Germania" (III, 129 fg.) unter der Ueberschrift: „Rath der Nachtigall". Konnte man gerade dieser Arbeit unter allen kleinern Abhandlungen Uhland's, auch die zur schwäbischen Sagenkunde und die zur deutschen Heldensage mit inbegriffen, einen besonders hohen Rang wegen ihres poetischen Dufts zugestehen, so leuchtet eben diese Betrachtung inmitten des ganzen Buchs nicht minder hervor.

In echt dichterischer Weise schildert und preist uns Uhland gleich zu Anfang das Wesen und den Werth der Sängerin. „Sie wird bald innig und zutraulich die liebe, viel liebe Nachtigall geheißen, bald erhält sie den Ehrennamen Frau Nachtigall und wird mit Ihr angeredet. Ihre

Stimme dringt ja am tiefsten ins Gemüth; je schmächtiger und misfarbiger, um so seelenhafter erscheint die Sängerin, deren mächtige Töne die zarte Brust zu sprengen drohen; aus der Dämmerung des Morgens oder in der stillen Nacht erschallt ihr Gesang zauberhaft und ahnungsvoll."

Von den Mahnungen, dem Rath der Nachtigall handelt eine Reihe sinniger, weithin anknüpfender Lieder, welche sich meist in lebendiger Wechselrede bewegen. Solche Lieder finden wir unter dem gemeinsamen Titel „Nachtigall" in Uhland's Sammlung mitgetheilt. In einem ertheilt die Nachtigall eine heilsame Warnung oder einen tröstenden Rath. Anderwärts, wie in einer Sage von St.-Bernhard hervortritt, wirkt der Nachtigallengesang verführerisch und leidenschaftlich aufregend. Eigenthümlich erscheint die Macht des Nachtigallengesangs in der französischen Poesie, wo er selbst den Heldengeist weckt und zur Rache reizt. Auch die nordische Poesie kennt ähnliche kriegerische Mahnrufe der Vögel, doch geschieht dies hier nicht von der wohlsingenden Nachtigall, sondern von der heisern Krähe.

Der morgenländischen Fabel von den drei Lehren der Nachtigall kamen Anklänge des heimischen Volksgesangs entgegen. In jener waltet der Lehrzweck vor, die Volkslieder sind lebhafter empfunden.

Beiderlei Arten des bedeutsamen Vogelsangs, der aufreizende und der lehrhafte, werden als „Rath" bezeichnet.

Dem Eindruck der Vogelstimme gesellt sich derjenige des Flugs, und auch ihn haben vielerlei Lieder, ernst oder spielend, zur Darstellung gebracht. Die Poesie überträgt den Vögeln den Dienst der Botschaften. Als Liebesbotin wird besonders die Nachtigall verwendet. Auch der Rabe wird zur Kundschaft und zur Brautwerbung beigezogen. Die Vögel sind ferner Zeugen heimlicher Liebe, sie verkünden das künftige Schicksal prophetisch. Die Sprache der Thiere, namentlich der Vögel, verstehen, war dem Alterthum verschiedener Völker ein Ausdruck für den tiefern Einblick in das Wesen der Dinge, wodurch die Gabe der Weissagung bedingt war.

Am Schluß gedenkt Uhland des Aberglaubens vom Bilwiz. Mit diesem Namen wird ein gespenstisches Wesen bezeichnet, das aus einem Berge nach den Menschen schießt, die Haare verwirrt und verflicht. Die Mahnungen und Rathschläge dieses Wesens kommen denen der Vogelstimme nahe.

Vom dritten Abschnitt, betitelt „Wett- und Wunschlieder", haben wir bisjetzt nichts kennen gelernt, obwol sich auch einzelne Partien in ihm finden, welche sich zu einer gesonderten Mittheilung geeignet hätten.

Stammte die vorher betrachtete Liedergattung aus dem einsamen Walde, so ist diese im geselligen Verkehr entsprungen und erwachsen. „Fragen und Antworten, Aufgaben und Lösungen, Begrüßungen und Empfänge, Werbungen und Ausflüchte, gute und schlimme Wünsche, Scherzreden und Wettspiele mannichfaltiger Art bilden den Inhalt dieser Erzeugnisse. Weitgereiste Pilger, Wandergesellen, Fahrende Sänger und Spielleute, abenteuernde Freier führen das Wort; die Schwelle des gastlichen Hauses, die Zunftherberge, die Tanzlaube sind der Schauplatz."

Die „Räthsellieder" sind ein altes Erbgut germanischer Stämme. Besondern Werth hat das sogenannte Traugmundslied, welchem sich der Reimspruch vom Meister Irregang anreiht, sowie die dänische Ballade vom jungen Bonved. Wie in diesen Dichtungen Frage und Antwort wechseln, so auch in den Handwerksgrüßen, Weidsprüchen und Empfahungen der Sänger. Die heiterste Blüte des Räthselwesens entfaltet sich in den sogenannten Kranzliedern.

Manche der von Uhland besprochenen Räthselaufgaben nähern sich schon merklich einer weitern Gattung des Witzspiels, den Liedern „von unmöglichen Dingen", die sich dann in förmliche Lügenlieder zuspitzen. Hier begegnen uns die heitern Lieder vom Schlaraffenland, welche schon in das Märchenhafte hinüberspielen.

Märchenhaften Dingen gesellen sich die „Wunschlieder". Dem Wunsche, der aus bewegter Seele, zur rechten Zeit und in feierlichen Worten, ausgesprochen war, traute das germanische Alterthum eine bedeutende Kraft zu, mochte derselbe nach oben als Gebet, nach außen als Beschwörung, Gruß, Segen oder Fluch gerichtet sein. Die folgende Betrachtung Uhland's, welche sich an viele kleine und unscheinbare, sonst nur nebenbei behandelte Denkmäler anlehnt, ist in hohem Grade beachtenswerth. Sie zeigt uns den Aberglauben in seiner poesievollsten Innigkeit. Erst später erstarren die Wunschlieder zu todten Formeln. Eine wohlthuende Erscheinung inmitten dieser kleinen Literatur sind die volksmäßigen Liebesgrüße. Die Verwünschungen hangen auf einer Seite mit dem Zauberwesen zusammen, auf der andern stehen sie mit alten Rechtsformeln in Beziehung.

Viele Sagen und Lieder nehmen zum Ziele des Wunsches die Verwandlung in bösem und gutem Sinne. Reich an Verwandlungen sind namentlich die schwedisch-dänischen Märchenlieder. Die Wünsche nach Verwandlung werden aber auch frühzeitig in die Poesie eingeführt, wo sie nur zu dichterischem Bilde dienen.

„So lang es nicht eine greise Jugend gibt, wird stets das Liebeslied die Blume der Lyrik sein." Mit diesen schönen Worten eröffnet Uhland den letzten Abschnitt über die „Liebeslieder". Ziehen sich die Liebeslieder durch alle Theile des deutschen Volksgesangs, so haben sie auch ihr eigenes Gebiet, ihre besondere Heimatstätte, wo sie wachsen und woher sie stammen, und auf diesem Boden will sie Uhland jetzt erfassen und zur Beschauung bringen. Wir zweifeln nicht, daß gerade dieser Abschnitt wegen seines allgemein anziehenden Gegenstandes sich bevorzugter Theilnahme erfreuen wird.

Die ersten Spuren volksmäßiger Liebeslieder in deutscher Sprache zeigen sich in Verbot und Verwerfung weltlichen Gesangs. Die Anzeigen der ehemaligen volksmäßigen Liebeslieder sind dürftig und sie setzen sich lange nicht bis zu dem Zeitpunkte fort, von welchem an, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, der ritterliche, der Kunstdichtung angehörende Minnesang sich entfaltet. Die Grundlage des Minnesangs aber ist eine volksmäßige. So künstlich er sich weiterhin ausbildete, so blieb ihm dennoch ein Wahrzeichen angestammter Natürlichkeit in der bald tiefer empfundenen, bald herkömmlich fortgeübten Versetzung der innern Stimmungen mit den Wandlungen der Jahreszeit,

In der Charakteristik des Minnesangs nach dieser Seite hin betrachtet Uhland vornehmlich die höfische Dorfpoesie Nithart's.

Nachdem der höfische Minnesang verklungen war, fanden die Liebeslieder von neuem Gehör und allgemeine Geltung. Sie sind nicht ein Nachklang des abgestorbenen Kunstgesangs, sondern berühren sich weit mehr mit den ältesten volksthümlich frischen Minneliedern. Diesen jüngern Volksliedern schenkt Uhland eine sehr ausführliche Betrachtung, wobei auch der vorher nur skizzirte Minnesang sich in einzelnen Zügen verwandt und hülfreich erzeigen soll.

Liebeslieder und Tanzlieder berühren sich mannichfach. Die Tanzlust der frühern Zeit äußert sich sogar in krankhafter Weise, und so gedenkt Uhland auch des Johannistanzes und des Veitstanzes, welchem die Tarantella der Italiener entspricht.

Nicht nur die Lust des Sommers und der Liebe tönt in den Liedern wieder, auch die Trauer und das Leid. Liebeslieder, die beide Stimmungen vereinen und welche gleichsam die ganze jugendliche Liebe darstellen, sind nicht minder verbreitet. Sie handeln gewöhnlich von „zwei Gespielen“ (d. h. Liebenden). Die folgende Betrachtung über diese Liedergattung hat Uhland zur Mittheilung in Pfeiffer's „Germania“ (II, 218—228) benutzt. Hier im Rahmen einer allgemeinern und ausgedehntern Betrachtung des Liebesliedes tritt sie noch farbenreicher hervor.

In der Volksliedersammlung ist ein Stück mit der Ueberschrift „Zwei Gespielen“ in hochdeutscher und niederländischer Fassung mitgetheilt:

Zwei liebende Mädchen gehen über eine grünende Wiese, die eine führt einen frischen Muth, die andere trauert sehr; auf die Frage jener sagt sie den Grund ihrer Trauer: sie haben beide einen Knaben lieb, und damit können sie sich nicht theilen; kann das nicht geschehen, meint die erste, so wolle sie ihres Vaters Gut und ihren Bruder dazu der Gespielin zu eigen geben, diese hat aber ihren Freund viel lieber denn Silber oder rothes Gold; der Knabe steht unter einer Linde und hört das Gespräch, hilf Christ vom Himmel! zu welcher soll er sich wenden? Wendet er sich zur Reichen, so trauert die Hübsche; die Reiche will er fahren lassen und die Hübsche behalten; wenn die Reiche das Gut verzehrt, so hat die Liebe ein Ende: „Wir zwei sind noch jung und stark, groß Gut wollen wir erwerben.“

In heutigen Volksliedern finden sich auch noch Spuren dieser Lieder. Im 16. Jahrhundert ist es auch in Frankreich bekannt, wenn auch vom Deutschen mannichfach abweichend, doch in der Grundidee übereinstimmend. Zwei Gespielen sind auch Gegenstand der altfranzösischen Erzählung von Florance und Blancheflor, ebenso in der zweiten Bearbeitung desselben Stoffs, in dem Bruchstücke von Eglatine und Hueline, ferner in einer mittellateinischen Behandlung vom Anfang des 13. Jahrhunderts, in dem Streite zwischen Phyllis und Flora.

Mannichfach und weitgreifend ist in der alten Liederdichtung die Bedeutsamkeit der Blumen. Die Kranzlieder besprach Uhland schon in einem der vorhergehenden Abschnitte. Am meisten befassen sich die Lieder mit dem Blumenlesen, Rosenbrechen, Kranzwinden.

Die Blumen als Symbole jugendlicher Anmuth und Frische, Liebe und Freude sind für sich verständlich. Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts gestaltet sich eine vollständige Farbenlehre, die jeder einzelnen Farbe für die Angelegenheiten der Liebe einen besondern Sinn beilegt und diesen auch je auf die Färbung der Blumen überträgt. Das 15. Jahrhundert entfernt sich noch weiter von dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, indem es sprechende Blumennamen auf die Empfindungen und Geschicke der Liebenden anwendet.

Wie Kranz und Blume, so wird auch der Garten als Bild der Liebe gebraucht. Erfrorene Blumen und das verwüstete Gärtlein dienen als Bilder des durch Trennung oder Untreue zerstörten Liebesglücks in den zahlreichen Abschiedsliedern.

Das nüchterne 16. Jahrhundert gab die Weise des alten Liebesliedes nicht auf. In den Liederbüchern aus dieser Zeit finden sich nicht bloße Ueberreste echter älterer Volkslieder, sondern daneben auch eigene moderne Erzeugnisse, welche bei aller Weitläufigkeit und Künstlichkeit der Formen doch frischen Sinn und muntere Beweglichkeit nicht entbehren. Uhland wählt am Schlusse einige dieser anmuthigen Volkslieder aus, welche zum Theil von dem bekannten Georg Grünewald, dem Sänger am Hofe des Herzogs Wilhelm von München, herrühren. Von diesem berühmten Musiker und Componisten, der auch ein guter Zechbruder war, erzählt Georg Wickram in seiner „Rollwagenbüchlein“ genannten Schwanksammlung ein köstliches Geschichtchen. Dieser Grünewald nennt sich öfters in seinen Gedichten, läßt aber auch öfters seinen Namen im Texte selbst durchblicken. „Aus dem grünen Walde stammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieser Weise geht in dem grünen Wald wieder auf.“

Dieser Bericht gibt nur eine ganz flüchtige Andeutung von dem reichen, mannichfaltigen und poesievollen Inhalt des Uhland'schen Werks. Die Gelehrsamkeit und Belesenheit Uhland's zeigt sich auch hier im glänzendsten Lichte. In die Darstellung aber sind nur die Ergebnisse verwebt, auf die Quellen weisen uns die beigefügten Anmerkungen, die mitunter sogar zu kleinen Excursen ausgedehnt sind. In noch höherm Grade als in seinen Vorlesungen zeigt sich hier Uhland's beinahe instinctive Begabung, das echt Volksmäßige aus der künstlerisch gestalteten oder aus der formal vernachlässigten Dichtung, aus der sagenhaften Ueberlieferung und selbst aus den unscheinbarsten Andeutungen herauszufinden und zu erkennen. Auch hier müssen wir seine Kraft und Schönheit der Darstellung bewundern. Jeder, der sich in dieses Werk mit Ernst und Hingabe vertieft, wird Franz Pfeiffer's, des verdienten, nun auch dahingegangenen Herausgebers Urtheile von ganzem Herzen beistimmen, welches lautet: „Hier haben der Gelehrte und der Dichter sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in unserer Literatur, und ich glaube nicht in unserer allein, seinesgleichen nicht hat; denn noch niemals ist die Volkspoesie mit solcher Gründlichkeit und Tiefe, mit so viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in so vollendeter Form dargestellt worden.“

Beziehen sich die im dritten Bande enthaltenen Anmerkungen nur auf die Abhandlung, so knüpfen die „Anmerkungen zu den Volksliedern“ im vierten Bande,

zu welchem wir uns jetzt wenden, an die Stücke der Liedersammlung an. Sie dienen, wie es Uhland selbst bezeichnete, „zur Kritik, Erläuterung und Geschichte einzelner Lieder." Aus diesen seinen Worten ergibt sich zugleich, daß keineswegs alle Lieder mit Anmerkungen bedacht werden sollten, und so enthält denn auch in der That das zum Abdruck gelangte Manuscript nur Erläuterungen zu einem Theile der 368 Nummern der Sammlung.

Die Herausgabe dieser Anmerkungen hatte ebenfalls Franz Pfeiffer übernommen; mitten aus seiner Arbeit wurde er abgerufen; an seine Statt trat Wilhelm Ludwig Holland.

Es versteht sich, daß diese Anmerkungen, welche die Quellen der Lieder nachweisen, Lesarten bieten, schwierige Stellen besprechen und erläutern, die verwandte Literatur zur Vergleichung heranziehen, nicht für die größere Lesewelt bestimmt sind, sondern für die Gelehrsamkeit, welcher sie hoch willkommen sein müssen. Erst jetzt ist Uhland's Hauptwerk, seine Liedersammlung, wahrhaft nutzbar gemacht. Für die historischen Volkslieder, die auch in dieser Sammlung berücksichtigt sind, bieten willkommene Ergänzungen die Schriften von Soltau und Hildebrand und namentlich das große Werk von R. von Liliencron.

Dem ursprünglichen Plane nach sollten in diesem vierten Band diejenigen Theile aus der Abhandlung über den „Minnesang" aufgenommen werden, welche nicht schon im dritten Bande daraus vorweggenommen sind. Das ist nun nicht geschehen, sondern der noch übrige Raum wurde benutzt zur Wiederholung der bedeutsamen gelehrten Erstlingsschrift Uhland's, der Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos". Sie erschien bekanntlich in Fouqué's und Neumann's Zeitschrift „Die Musen" im Jahre 1812. Wenn auch eine Jugendarbeit, ist diese Abhandlung doch von hohem und bleibendem wissenschaftlichen Werthe, weshalb sie in den „Schriften" unbedingt Aufnahme finden mußte. Ihr Wiederabdruck wird auch deshalb sehr erwünscht sein, weil Exemplare jener Zeitschrift zu den größten Seltenheiten gehörten. Hat doch, wie uns der Herausgeber Holland mittheilt, Uhland selbst das betreffende Heft lange Zeit nicht mehr besessen und die eigene Arbeit erst in den funfziger Jahren wieder erworben.

Uhland will in dieser Abhandlung, die er bescheiden einen Versuch nennt, ausführen und belegen, daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe. Von einer Erörterung über den Begriff des Epos, welcher dabei zu Grunde gelegt ist, sieht er ab, und will nur zeigen, „wie jene Gedichte durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der Homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises bewähren".

Sodann wird der Unterschied festgestellt, welcher zwischen den Heldendichtungen, die sich um Karl den Großen und seine Genossenschaft bewegen, und den Contes und Fabliaux, den allegorischen und abenteuervollen Romanen und Erzählungen, waltet. „Die wesentlichste Unterscheidung wäre: epischer Gesang und bloße Erzählung."

Dem eigentlichen Epos, der Heldendichtung, gilt die Betrachtung. Uhland disponirt den Stoff dahin, daß er zuerst einen allgemeinen Umriß dieses Fabelkreises nach seinem Umfang und Zusammenhang geben, sodann die dazugehörigen einzelnen Gedichte namhaft machen will, welche ihm näher oder entfernter bekannt sind. Nachdem hierdurch der Stoff gegeben ist, wird von den Versarten, dem Stil und dem musikalischen Vortrag dieser Poesien gehandelt werden. Hierauf sollen Bemerkungen über die Geschichte des Gedichtkreises folgen und endlich seine Beziehungen zu einigen andern Fabelkreisen berührt werden. Die folgende Ausführung ist in hohem Maße gediegen, sie zeugt von bedeutender Umsicht und Beherrschung des Materials, was um so mehr Anerkennung verdient, als damals keineswegs zahlreiche Ausgaben altfranzösischer Dichtungen zu bequemer Benutzung zur Hand gelegen. Uhland hat vielmehr ebenso wie er es später bei seiner Schrift über Walther von der Vogelweide that, seine Kenntniß zumeist aus unmittelbaren Quellenstudien, aus den Handschriften geschöpft.

Uhland, das kann getrost behauptet werden, war einer der Begründer der romanischen Studien. Seitdem hat in Frankreich die Forschung nicht geruht; aber auch in unserm Vaterlande erwachte schon damals eine lebendige Theilnahme für Sprache und Literatur der Romanen, insbesondere der Franzosen, und dieses Studium verband sich mit dem der deutschen Vorzeit. Ja, deutsche Gelehrte haben den Ruhm, in die Beschäftigung mit diesem Wissensgebiete die strenge und wissenschaftliche Methode getragen zu haben.

Zahlreich sind die Anmerkungen und literarischen Nachweise, mitunter auch Berichtigungen, welche der auf dem Gebiete des Romanischen hochverdiente Herausgeber der Abhandlung Uhland's mit auf den Weg geben konnte, wodurch sie einmal auf den Standpunkt der heutigen Wissenschaft emporgehoben wird, andererseits aber zugleich auch in ihrem Werthe noch besser erkannt werden kann; denn diese Zugaben führen ja auch näher aus und begründen zuletzt, was Uhland zuerst nachgewiesen hat.

Auf die Abhandlung ließ Uhland in einem folgenden Hefte der „Musen" „Proben aus altfranzösischen Gedichten" folgen, nämlich aus dem Heldengedicht von Viane, woraus er wieder einen Theil, aber mit mannichfachen Aenderungen, unter seine Gedichte einreihte unter der Ueberschrift: „Roland und Alda." Auch diese „Proben" sind natürlich im vierten Bande der „Schriften" wiederholt. Uhland hat in seinem Exemplar der Zeitschrift diese Uebertragung mit handschriftlichen Aenderungen versehen, die nun an der Stelle der frühern, in die Anmerkungen verwiesenen Lesarten in den Text aufgenommen wurden.

Vielen wird die Abhandlung Uhland's über das altfranzösische Epos in dieser Gestalt zum erstenmal vor Augen kommen. Wenn sie auch die Wärme entbehrt, welche die folgende Schrift über Walther auszeichnet, so ist sie doch bei aller Gelehrsamkeit vorzüglich gut geschrieben. Besonders feinsinnig scheinen mir die Bemerkungen über die poetische Form und den Stil jener alten Dichtungen zu sein.

Der Einfluß dieser altfranzösischen Studien auf Uhland's Dichtkunst war ein bedeutender sowol hinsichtlich der Wahl der Stoffe als auch der angewandten Formen. Zugleich aber diente ihm jene Beschäftigung mit dem Dichtergeiste eines ursprünglich verwandten Volks wesentlich zur tiefern Erkenntniß unserer heimischen Poesie.

Reinhold Bechstein.

Gesammelte Essays.

(Beschluß aus Nr. 21.)

1. Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik. Von Robert Zimmermann. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Englische Charakterbilder. Von Friedrich Althaus. Zwei Bände. Berlin, von Decker. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.
3. „Am sausenden Webstuhl der Zeit." Von Feodor Wehl. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 2 Thlr.
4. Litterarischer Nachlaß von Friedrich von Raumer. Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers. Zwei Bände. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Licht- und Tonwellen. Ein Buch der Frauen und Dichter. Aus dem Nachlaß der Josepha von Hoffinger. Herausgegeben und mit einer Lebens- und Charakterskizze versehen durch Johann von Hoffinger. Wien, Prandel. 1870. 8. 1 Thlr.
6. Kritik der Schiller-, Shakspeare- und Goethe'schen Frauencharaktere von Julie Freymann. Gießen, Roth. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Vorlesungen von Bogumil Goltz. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1869. Gr. 16. 2 Thlr.

Der „Literarische Nachlaß" von Friedrich von Raumer (Nr. 4) ist glücklicherweise nicht der Nachlaß eines Verstorbenen. Friedrich von Raumer hat am 14. Mai 1870 seinen neunzigjährigen Geburtstag gefeiert; seine Freunde und Verehrer brachten ihm eine solenne Gratulation dar und überreichten seine Büste, welche von dem Bildhauer Drake meisterhaft in Marmor ausgeführt worden ist. Wir freuen uns an dem Glück eines so hohen Alters, das einem namhaften deutschen Gelehrten beschieden ist, und begrüßen daher in seinem „Nachlaß" eine Sammlung von Aufsätzen, Briefen und Notizen, welche uns das vielseitige und reiche Leben eines noch immer fortarbeitenden regen Geistes in erfreulicher Weise darlegt; denn in einer Zeit der „Specialitäten", die man in vieler Hinsicht als geistige Isolirhaft, als pennsylvanisches Zellensystem der Wissenschaft betrachten kann, sind Gelehrte von umfassender Bildung doppelt hoch zu achten. Was in unserer classischen Zeit die Regel war, muß jetzt als Ausnahme betrachtet werden.

Der Historiker der Hohenstaufen hat in seinem „Literarischen Nachlaß" nicht nur geschichtliche Aufsätze gesammelt, sondern auch ästhetische und literarische, Reiseskizzen, Randglossen zu naturwissenschaftlichen Studien und Gedankenspäne über die verschiedensten Bereiche des geistigen Lebens. Ueberall zeigt sich der Selbstdenker, der sich auch auf ferner liegenden Gebieten die geistige Autonomie wahrt, sich anregen läßt, ohne auf die Worte des Meisters zu schwören, und alle zerstreuten Strahlen seiner Studien im Brennpunkte einer Weltanschauung sammelt, deren charakteristisches Kennzeichen eine schöne und milde Humanität ist.

Nach den autobiographischen Mittheilungen Raumer's, die manches Interessante enthalten, finden wir zunächst Briefe Alexander von Humboldt's an Raumer, welcher in der Vorrede die Bemerkung macht, daß das in diesen Briefen über ihn ausgesprochene allzu große Lob nicht mit dem übereinstimmt, was sich gleichzeitig in Varnhagen's Nachlaß vorfindet. Das Lob in den Briefen ist allerdings ein sehr glänzendes. So sagt Humboldt in Betreff von Raumer's Schrift über Italien:

> Schon habe ich den Genuß gehabt, einen großen Theil Ihres „Italien", mein hochverehrter Freund und College, gelesen zu haben. Das ist ein großes, lebendiges Bild der Nation und der jetzigen Zustände unter partikularen Herrschereinflüssen, Darstellung des ernsten Kampfes, der sich bereitet. Ein solches Werk konnte nur von dem ausgehen, der so tief in die Geschichte der Völker eingedrungen, im Mittelalter einheimisch ist und zugleich einen schönen Theil seines Lebens im Staatsdienste zu einer Zeit heilbringend wirksam war, wo man einmal interimistisch glaubte, die Regierungen sollten nicht immer an das Schlepptau der zufälligen Begebenheiten gefesselt sein. Das wenige Gute, das man zu zerstören strebt, und nicht den Muth hat, ganz zu zerstören, ist aus jener Zeit. Ihr Werk ist das Resultat einer zwiefachen, gediegenen Natur: dazu voll Würde der Darstellung, voll Mäßigung in den freiesten Urtheilen. Sie haben durch den Eindruck, den Ihr Ruf und Ihre Persönlichkeit gelassen, die merkwürdigsten, selbst numerischen Elemente des großen Staatshaushalts sammeln können. Welche Quellen für den Geschichtsforscher, wenn er für jedes Jahrhundert drei bis vier solcher Schilderungen der Nationalzustände hätte!

Von den Classikern Weimars sagt Humboldt bei Gelegenheit eines scharfen Urtheils, das Schiller über Herder gefällt: „Da oben werden die großen Geister sich zwischen dem Gewölk vermeiden." Die politischen Aussprüche Humboldt's in den Jahren 1849 und 1850 sind zum Theil so scharf wie in dem Varnhagen'schen Nachlaß.

Die „Geschichtlichen Aufsätze" Raumer's zeigen die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung, die auch seinen größern Geschichtswerken eigen ist. Nirgends das künstliche Aufthürmen von Perioden, gesuchten Worten, seltsamen Inversionen, in welcher manche neuern Historiker die Würde darstellender Kunst suchen; alles schlicht, einfach, verständig, ohne jedes Raffinement auch im Aufsuchen der Motive und ihrer Verkettung, ohne jenen oft verkehrten Pragmatismus, der über die Köpfe der handelnden Personen hinweg die feinen Gespinste der Weltlage und unzerreißbarer maßgebender Verhältnisse wirft.

Der erste Aufsatz: „Reise nach Südamerika", ist ein mühsames Mosaikbild, in welchem die Lesefrüchte aus einer Reihe von Reisebeschreibungen in jenen Gegenden mit Sorgfalt zusammengetragen sind. Diese Art von Mosaikbildern empfiehlt sich für unsere Journale, indem das Gesammtbild von Land und Leuten aus solcher ethnographischen Gedankenharmonie in scharfen Umrissen hervortritt. Doch erfordert die Arbeit eine geschickte Hand.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß Raumer vor dem Druck die zahlreichen Ergänzungen durch neue Reisewerke mit aufgenommen hätte; denn gerade über Südamerika haben wir seit 1854 sehr wichtige neue Aufschlüsse erhalten.

Der zweite Aufsatz: „Zur neuern Geschichte Spaniens", stellt, nach allgemeiner geschichtlicher Einleitung, hauptsächlich die Begebenheiten dar, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des jetzigen die spanische Halbinsel in den Kreis der großen europäischen Bewegung zogen. Karl IV., Ferdinand, vor allem der oft verkannte Friedensfürst Emanuel Godoi sind treffliche Porträts. Von Godoi heißt es:

Emanuel Godoi, geboren am 12. Mai 1767 von adelichen nicht reichen Aeltern, ward sorgfältig, jedoch zunächst für den Soldatenstand erzogen. Alte Literatur und Geschichte waren ihm indessen nicht fremd. Als Offizier der königlichen Leibwache erregte er durch unleugbare Gewandtheit und sein einnehmendes Aeußere die Aufmerksamkeit der Königin, und der König hoffte an dem lediglich durch seine Gnade erhobenen Mann einen durchaus treuen Freund heranzuziehen. Allmählich wuchs Godoi's Einfluß; er ward allmächtiger Minister, Haupt des Heers und der Flotte, Herzog von Alcudia und verheirathet mit einer Prinzessin des königlichen Hauses. So gewiß diese Begünstigungen das gewöhnliche Maß weit überstiegen und durch außerordentliche Vorzüge des Geistes und Charakters nicht hinreichend begründet waren, so gewiß sind manche der gegen Godoi erhobenen Beschuldigungen unwahr und ungerecht. Der übertriebenen Vorliebe des Königs und der Königin stellte sich übertriebener Haß entgegen, und dem Günstling ward nicht blos zur Last gelegt was er selbst verschuldet, sondern all das Uebel, was seit Jahrhunderten unbezwinglich emporgewachsen. Der Gang seines Lebens führte Godoi zu Selbstvertrauen und Eitelkeit, mühelos erworbener Reichthum zur Begier, ihn ungebührlich noch mehr zu vergrößern, und zu leichtsinniger Behandlung des Finanzwesens; etliche Liebschaften endlich waren Folge seiner Natur und allzu bequemer Gelegenheiten. Doch blieb sein äußeres Benehmen in den Grenzen des Anstandes, und es fehlte ihm nicht an Scharfsinn und Menschenkenntniß. Er war von Natur keineswegs böse oder grausam, und das, was man ihm in vielen Beziehungen bitter vorwarf, ist nachmals von seinen Anklägern und Feinden in weit verdammlicherer Weise geübt worden. In Neapel, Sardinien, Spanien (unter Ferdinand VII.) haben Verfolgungen stattgefunden, gegen welche Godoi's Regierung milde und menschlich erscheint. Allerdings war er der ihm gewordenen großen Aufgabe nicht gewachsen, ihm fehlte der erforderliche Muth, die tiefere Einsicht, die unbezwingliche Thatkraft; wo aber gab es einen Staatsmann, das Schiff durch die Stürme von 1793—1808 unverletzt hindurchzuführen? Selbst innere, unleugbare Verbesserungen fanden oft unübersteigliche Hindernisse, und eine von Godoi verständigerweise eingesetzte Behörde zur Erforschung vorhandener Uebel und Heilmittel brachte deshalb nicht die gehofften Früchte. „Ich mußte", klagt Godoi, „meine Verbesserungsplane insgeheim nur wenigen Personen anvertrauen, um sie nicht sogleich zu vereiteln." Mehr als in mancher frühern Zeit geschah für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe; aber schon die Einführung besserer Lehrmethoden in den Schulen, oder der Kuhpockenimpfung, ward getadelt; auch waren in der That die Zeiten, welche selbst einen Mann wie William Pitt vor größern Neuerungen zurückschreckten, denselben am wenigsten in Spanien günstig. Als Godoi z. B. die Rechte und Misbräuche der Inquisition beschränkte und Verhaftungen ohne königliche Erlaubniß verbot, ward er Atheist gescholten und von der Inquisition in Anspruch genommen.

Napoleon's Eingriffe, die Regierung des edelgesinnten Joseph, der spanische Aufstand und Krieg werden uns in lebendiger, antheilheischender Darstellung vorgeführt. Von der neuern Geschichte Spaniens erhalten wir, sowie von seiner ältern, nur einen flüchtigen Umriß.

Der Aufsatz: „Zur neuern Geschichte Roms", gibt einen Abriß der Bewegungen, welche seit der Thronbesteigung des Papstes bis zum Jahre 1850 in Rom stattfanden, nach zahlreichen Quellen. Die Reformtheorien Balbo's und Gioberti's werden nach ihren Hauptwerken entwickelt, der Aufstand in Rom, Rossi's Ermordung, die Vertheidigung gegen die Franzosen lebendig dargestellt. Am Schluß des Aufsatzes sagt Raumer:

Aus den großen Bewegungen dieser Jahre ist für Italien durch die Italiener leider fast nichts hervorgegangen, nichts von dem gegründet, was sie wünschten oder bezweckten. Deshalb sagt Cesare Balbo: „In Italien ist Verstand und Einsicht weniger zur Hand als Phantasie, und die Phantasie weniger als die Leidenschaften." — „Wir waren", schreibt Coletta, „nicht reif für freiere Einrichtungen. Sie gehen hervor aus den Sitten, nicht aus Gesetzen, nicht aus revolutionären Sprüngen, sondern aus Fortschritten echter Bildung. Deshalb ist der Gesetzgeber weise, welcher hierfür den Weg bahnt und die Gesellschaft nicht auf ein Ideal hintreibt, für welches die Einheit der Köpfe, die Wünsche der Herzen und die Gewohnheiten des Lebens nicht passen. Bekennen und hoffen wir, daß wenig sich schickt und wenig genügt den meisten Italienern; sie sind nicht genug oder zu viel gebildet (troppo civili) für die Unternehmungen der Freiheit." — Durch diese bittern Wahrheiten und ernsten Warnungen wollten zwei vaterländisch gesinnte Italiener keineswegs zu völliger Verzweiflung oder zu fauler Unthätigkeit Veranlassung geben; sondern auf das hinweisen, was dem schönen Lande, dem geistreichen Volk wahrhaft fehlt und noththut. Nicht aus übereilten Umwälzungen, nicht durch leidenschaftliche, verblendete Schreier oder rückläufige tyrannisirende Fürsten, Zionswächter und Beamte wird eine neue glückliche Zeit hervorgehen, sondern durch Unterordnung des eigenen Interesses unter das gemeinsame, durch lebendige Bewegung innerhalb gesetzlicher Schranken, Unterscheidung des Möglichen vom Unmöglichen und echter Freiheit von hochmüthiger, phantastischer Willkür!

Wir glauben nicht, daß nach diesem Recept Italien seine Einheit erobert haben würde. Derselbe Garibaldi, der Rom vertheidigte, hat diese Einheit auf dem Wege gewaltsamer Revolution erobern helfen. Am Schluß des Aufsatzes über „Sicilien und Palermo", welcher eine kurze Darstellung der hauptsächlichsten Aufstände auf dieser Insel gibt, scheint Raumer sich mehr für die Idee Gioberti's und Napoleon's, für einen italienischen Staatenbund zu begeistern, als für den Einheitsstaat, obgleich diesen letztern Weg die geschichtliche Entwickelung selbst eingeschlagen hat.

Die Reiseskizzen aus Dänemark, Schweden und Norwegen, aus der Türkei und Griechenland sind durchaus anspruchslos, schildern manches persönliche und gleichgültige Erlebniß, aber werfen auch frappante Lichtblicke auf Gegenden, Städte und Staatseinrichtungen. Konstantinopel wird uns nicht blos nach seiner Lichtseite, sondern auch nach seinen unbehaglichen Schattenseiten sehr im Detail geschildert. Vom Meer her, von außen, ist es wol eine einzige Pracht. Im Innern gibt es in ganz Europa keine häßlichern, unbequemern und langweiligern Städte als Konstantinopel und Pera. Ueber den Orient selbst urtheilt Raumer:

Vom Orient habe ich kaum eine Klaue gesehen, darf also nicht wagen, ex ungue leonem zu beurtheilen. Reihe ich aber daran, was andere berichten, sondere ich mit ruhiger, geschichtlicher Kritik, so stellen sich einige Ergebnisse immer deutlicher heraus. Ziehe ich eine Linie von Kairo, über Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Ikonium, Brussa nach Konstantinopel, und

nenne die eingeschlossenen Länder den Orient, so glaube ich weder, daß die vernachlässigte, verbrauchte Natur (mit Ausnahme einzelner glänzender Oasen) sich jemals wieder zu früherer Fruchtbarkeit und Schönheit verjüngen wird, noch daß die dortigen dünn zerstreuten Menschenstämme berufen sind, eine wahrhaft neue und gesunde Entwickelung der Menschheit hervorzurufen. Alle Hoffnungen beruhen auf dem abendlichen Europa und dem nördlichen Amerika; verfehlen diese ihren erhabenen Beruf, so geht alles rückwärts! Indien, China, Japan können uns nicht erziehen; es ist vielmehr ihr Glück, wenn sie sich der Einwirkung einer höhern Bildung nicht länger entziehen können.

Aus dem historisch-politischen Brief Raumer's an Rudolf Köpke sieht man mit Vergnügen, daß der Historiker ein Parteigänger der neuen Ordnung der Dinge ist und daß die unerwartet großen Ereignisse des Jahres 1866 in ihm die tröstliche Hoffnung und das Vertrauen erwecken, daß Preußen und Deutschland nicht dem gefürchteten oder schändlich gewünschten Untergang, sondern einer herrlichen, glücklichen Wiedergeburt und Zukunft entgegengehen.

In Raumer's wissenschaftliches Atelier führen uns die „Bemerkungen zu Professor Erdmann's Geschichte der Philosophie", die „Randglossen eines mehr als achtzigjährigen Studenten zu naturwissenschaftlichen Studien", die „Proben deutschen Stils" und die „Gedankenspäne" ein. Aus den Bemerkungen, welche Scholien zur Geschichte der Philosophie bilden, ersehen wir, daß Raumer sich zu einer eklektischen Richtung, jedenfalls mehr zu den Nominalisten als zu den Realisten, zu Aristoteles mehr als zu Plato, zu Lotze und Trendelenburg mehr als zu den Hegelianern hinneigt. Er macht Einwendungen gegen die Theorie, daß jeder neue Meister den Fortschritt zu einer höhern Stufe bringe. „Man vergißt ganz, daß die Dinge in der Welt gewöhnlich einmal culminiren und nach dem Steigen auch wol ein Sinken eintritt."

Auch zu den Proben schlechten Stils, die uns Raumer mittheilt, müssen die neuen Philosophen ein zahlreiches Contingent stellen.

Die „Randglossen zu naturwissenschaftlichen Studien" enthalten manche interessante Bemerkung. Der „alte Student" ist ein Skeptiker gegenüber manchen Resultaten dieser Wissenschaft und macht namentlich allerlei Fragezeichen hinter die Behauptungen der Chemiker. Die Betrachtungen über Seelenheilkunde und gerichtliche Arzneikunde zeugen von dem lebendigen Interesse, welches Raumer an diesen, noch nicht genugsam durchgearbeiteten Disciplinen nimmt.

Die „Gedankenspäne" sind meistens von dem Verfasser mit allerlei Zuthaten eingekochte Lesefrüchte. Es befinden sich darunter rein persönliche Orientirungsversuche, welche vielleicht besser dem Publikum wären vorenthalten worden, aber auch sinnreiche Reflexionen. Die politischen Betrachtungen gehören meist der neuesten Zeit an; sie betreffen unter anderm Napoleon III., den Krieg von 1866, die neuen Ereignisse in Italien und Spanien. Von dem letztern Lande heißt es:

> Der Sturz der Königin Isabella ward dadurch wesentlich erleichtert, daß sie nicht blos große Regierungsfehler beging, sondern auch einen tadelnswerthen Lebenswandel führte. Doch ist ihr Sturz nur der Anfang einer Revolution. Das Verwickeltere, weit Schwierigere ist noch zu thun übrig, und kaum zu erwarten, daß so viele und so verschiedene Personen, daß alle Theile des von Madrid nicht (wie Frankreich von Paris) beherrschten Reichs über Mittel und Zweck lange werden einig bleiben. Nur große Persönlichkeiten (wie Heinrich IV., Wilhelm von Oranien, Washington) können so Getrenntes, Auseinanderfahrendes einigen und beherrschen. Ich halte es für höchst unwahrscheinlich, daß sich eine föderative oder einheitliche Republik auf die Dauer in Spanien erhalten könne. Aber ebenso unwahrscheinlich ist es, daß ein mittelmäßiger, durch Verfassungsformen beschränkter, von einer neu sich erhebenden Camarilla ringsum eingeschlossener Monarch nothwendige und wahrhaft heilsame Besserungen zu Stande bringe. Deshalb wäre es vielleicht am wünschenswerthesten, wenn die kühnen Republikaner zunächst obsiegten und echte Reformen so weit durchsetzten, daß keine Reaction die frühern elenden Zustände herstellen könnte. Gebe der Himmel, daß nach Jahrhunderten von bejammerns- und verdammenswerther Misregierung der Habsburger und Bourboniden die Spanier endlich das würdige Ziel erreichen, nach dem sie so oft vergeblich strebten.

Pikant sind die Betrachtungen über Sitten, Mode und manches andere, was in das Departement des ewig Weiblichen gehört. Eine kleine alphabetische Bildergalerie mit den Porträts berühmter Männer, namentlich aus neuester Zeit, ist mit manchen treffenden Unterschriften ausgestattet. Von Wilibald Alexis heißt es:

> Häring's dramatische Arbeiten zeigten Talent, jedoch kein überlegenes, sodaß der Beschluß gerechtfertigt war, vorzugsweise Romane zu schreiben. Nun erweist aber eine lange Erfahrung, daß alle Romane (fast nur mit Ausnahme des „Don Quixote") ein kurzes Leben haben, bald aus der Mode kommen und dann gar nicht mehr gelesen werden, oder wenn einzelne dies versuchen, so fehlt doch die ehemalige Wirkung. Es kam also darauf an, ein Mittel zu finden, diesem frühen Tode zu entgehen. Mit großem Glück und Geschick faßte Häring den sehr löblichen Beschluß, vaterländische Romane zu schreiben, wo schon der Inhalt eine Bürgschaft unverwüstlicher Dauer gibt. Ja wenn manche später beliebte Romane der Vergessenheit anheimfallen, werden die Häring's wieder zum Tageslicht durchdringen. Allerdings mußte Dichterisches zu dem Geschichtlichen hinzuerfunden werden, und so schwierig und gefährlich dies Unternehmen auch ist, so gewiß einzelner gegründeter Tadel sich aussprechen läßt, hat Häring doch im ganzen und großen beide Bestandtheile harmonisch zu verbinden gewußt und den Charakter sowie die Betrachtungsweise den verschiedenen Zeiten angemessen dargestellt. Ja es gelang ihm, die Art und Weise ausgezeichneter Schriftsteller mit großer Geschicklichkeit bis zur Täuschung nachzuahmen. All diesem großen Lobe darf ich einige Bedenken hinzufügen, die ich gegen unsern Freund öfter ausgesprochen habe. Wesentlich trug er dazu bei, daß der Hauptbestandtheil des Romans, die Erzählung, in den Hintergrund getreten ist, und statt dessen eine Gesprächsform vorwaltet, welche das Zusammengehörige in unzählige kleine Bruchstücke zerspaltet, zu einer leicht ermüdenden Weitläufigkeit führt und den Eindruck schwächt. Die stete Unruhe des Stils zeigt nicht das wahre Leben, und größere Einfachheit würde den Inhalt wirksamer hervorheben. Man erreicht nur den Schein des Dramatischen, ohne dessen wahre Kraft. Verhehlen darf ich indessen nicht, das, was mir an der Schreibart mangelhaft erscheint, werde von etlichen als ein Vorzug bezeichnet.

Auch für das Theater hat Raumer zeitlebens das regste Interesse gehegt. Interessant sind die Notizen über das römische Theaterwesen, und die „Briefe an Ludwig Tieck über das Theater". Sie tragen freilich ein etwas veraltetes Datum (1824); die damaligen Theaterverhältnisse befinden sich noch so im Stande der Unschuld, daß Raumer als von einem wichtigen Ereigniß von der Eröffnung eines zweiten Theaters in Berlin sprechen kann, was gegenwärtig, nach einer Errungenschaft wie die Theaterfreiheit, sehr mythisch klingt. Dennoch enthalten

die Briefe über die Stellung des Theaters, des Schauspielerstandes u. s. w. Bemerkungen von allgemeiner Gültigkeit, die an keine Zeit gebunden sind.

Der Einfluß Ludwig Tieck's, mit welchem Raumer in langjähriger inniger Freundschaft lebte, auf die ästhetischen Ansichten des Historikers ist unverkennbar. Auch unter den mitgetheilten Briefen sind diejenigen Raumer's an Tieck wol die interessantesten. Doch hält sich jener von allem frei, was wir als das romantische Zopfthum bezeichnen möchten. Seine Bewunderung für den Dichter spricht er in den folgenden Zeilen aus:

Beim Rückblick auf ein längeres Leben findet jeder, daß nicht alle Knospen zur Blüte kommen und nicht alle Blüten Frucht ansetzen — es kann und soll in der Natur nicht anders sein. Wenige Menschen in der Welt haben jedoch so viel gedacht, gefühlt, geleistet, erschaffen wie Sie, und die Dankbarkeit Ihres Geistes und Herzens für all das Gute, was Gott Ihnen zutheil werden ließ, ist vielleicht der schönste Edelstein Ihres reichen Besitzes. Ja, Krankheit, Schmerz, Sorge mancherlei Art rechne ich ebenfalls zu den Gaben, die Ihr Leben reicher, mannichfaltiger, poetischer machten. Shakspeare, Camoens, Dante sind Ihre Brüder auch in dieser Beziehung, und ich weiß nicht, ob Goethe's äußerliche Allgenugsamkeit dagegen nicht als etwas erkünstelt könnte bezeichnet werden. Jene angestrebte oder vorhandene Allgenugsamkeit hat für mich etwas Beunruhigendes, Abschreckendes, und wenn Sie auf unsere vieljährige treue Freundschaft Werth legen, so darf ich wol sagen: wären Sie mir wie ein Heros oder Titane entgegengetreten, diese Art von Kraft hätte mich aus der Sonnennähe in die finstere Nacht wieder hinausgeschleudert.

Tieck selbst tritt selten in der Correspondenz redend auf. Bemerkenswerth ist seine Anerkennung Raupach's:

Für Raupach habe ich eine aufrichtige Neigung gefaßt. Wir treffen doch in mehr Punkten zusammen, als ich es je glauben konnte. Die große Verschiedenheit bleibt deswegen doch. Er ist aber nicht unbillig, und das ist schon viel, viel für einen Mann, der jetzt der einzige Bühnendichter ist, von manchen geehrt, von noch mehrern geliebt wird. Den Shakspeare versteht er auf seine Weise. Was er gegen ihn hat (darauf läuft ja auch Goethe's Demonstration hinaus), ist eigentlich, daß unser Publikum zu ungebildet ist, ihn so zu verstehen, wie er ist. Anders ihn zu spielen, wie er ist, ist aber meiner Einsicht nach nicht der Rede werth. Sagen Sie bei Gelegenheit Raupach, wie sehr ich ihn achte und eine gewisse Zärtlichkeit für ihn bekommen habe. Sie wissen, daß ich nicht mit solchen Complimenten à la . . . Lügenhandel treibe.

Wenn wir noch die Beziehungen Raumer's zu fremden, französischen und englischen, Gelehrten erwähnen, die in dem Briefwechsel vertreten sind, und auf die kleine Novelle „Marie" und die ganz pikanten „Unabgesendeten Briefe eines Thoren" hinweisen, so haben wir die einzelnen Posten dieser geistigen Haushalt- und Tagebücher eines vielseitigen Gelehrten erschöpfend aufgezählt: Posten, deren Summe immerhin einen glänzenden geistigen Etat repräsentirt, wenn sie auch oft in der kleinsten Münze verausgabt wird.

Josepha von Hoffinger, deren „Licht- und Tonwellen" (Nr. 5) der Bruder herausgegeben hat, gehört leider nicht mehr, wie Raumer, zu den Lebenden, sodaß wir ihren Nachlaß erben könnten, ohne ein Gefühl der Trauer um den Verlust. Aus der pietätvollen Einleitung des Bruders erfahren wir, daß die Dame, welche bisher in weitern Kreisen nur als Dante-Uebersetzerin und durch ihre Betheiligung bei Begründung der Dante-Gesellschaft in Dresden bekannt geworden ist, von Jugend auf ein sehr reges geistiges Leben geführt hat, in den Geist fremder Literaturen, namentlich der englischen und italienischen, tief eingedrungen ist, eine Zeit lang als Erzieherin wirkte und, lange kränkelnd, am 25. September 1868 starb.

Die „Licht- und Tonwellen", ein etwas pretiöser Titel, der uns auf geistige „Undulationen" und ihre vibrirende Unruhe zu sehr hinweist, enthalten zunächst die Ansichten der Schriftstellerin über die Frauenfrage, die sie nach allen Seiten hin beleuchtet, und zwar weniger in eingehender Erörterung als in schlagkräftig aphoristischer Weise. Der Standpunkt der Reflexionen ist ein religiöser; aber die Verfasserin hat auch tüchtige philosophische Studien gemacht und begnügt sich nicht mit einer kahlen und trockenen Dogmatik. Gleichwol verwirrt das fortwährende Hereintragen religiöser Anschauungen alle diejenigen Fragen, welche einer selbständigen Lösung durch Vernunftgründe bedürfen. Wenn Josepha von Hoffinger die Ehe ohne Liebe eine „legale Prostitution" nennt, so kann man sich dieser Uebereinstimmung mit den sonst von ihr verworfenen Schriftstellerinnen, wie George Sand u. a., nur erfreuen; wenn sie aber diese Liebe zuletzt wieder in der religiösen Harmonie sucht, so wird die Fragestellung dadurch verwirrt und die Antwort einseitig. Für die wahre Bildung der Frauen ist auch Josepha von Hoffinger begeistert:

Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Beziehung zur Gestaltung ihrer Zeit, ist die Aufgabe, welche die Bildung der Frauen erfüllen soll, von der aber der bei weitem größere Theil der Mütter und Erzieherinnen keine Ahnung hat. Die weibliche Bildung liegt im argen; bewußtlose Natur und Unnatur sind die Klippen, zwischen denen sie hin- und hergeworfen wird. In den bessern und seltenern Fällen wird das Mädchen zur guten Haushälterin erzogen; in den weit häufigern schlimmern aber läuft ihre sogenannte Erziehung auf ein bloßes Abrichten zu allerlei scheinbaren Fertigkeiten hinaus, die als Nebensachen ihre Geltung haben, aber alle zusammen nicht so viel werth sind als das eine, was noth thut: ein selbstbewußter, klarer Wille. Früher mochte es dahingehen, daß die Frauen vergaßen, Frauen zu sein; denn auch die Männer hatten ihrer Mannheit vergessen. Jetzt aber, wo sie sich ermannt und mit einem Schlage das alte Gemäuer niedergerissen haben, und wo sie sich rüsten zur ungeheuern Arbeit des Aufbaues eines neuen; jetzt, wo die große Zeit großen Sinn erfordert, sie zu verstehen, und großen Muth, die großen Opfer zu bringen, die sie auferlegt, und nicht zu zagen, weil die Glut der Sonne uns trifft unter dem weggerissenen Dache, und die Stürme die Trümmer erschüttern, unter denen wir wohnen, und der Staub der abgebrochenen Steine unsere Augen blendet — jetzt thut es noth, daß auch die Frauen erwachen aus den Träumen ihrer Tändeleien, und das fast erloschene Feuer des Ideals wieder anfachen auf dem Altare ihres Innern als eine leuchtende und wärmende Flamme im Sturme der Zeit.

Sie geiselt die jetzige Erziehung und die jetzigen Frauenarbeiten in treffender Weise:

Wahrlich, nicht die Pflichten ihres Berufs sind es, welche die Mädchen an dem Erwerben wahrer Geistesbildung hindern, sondern die vier großen Modethorheiten, aus denen das sinnlose Mosaikgemälde ihrer sogenannten Erziehung sich zusammenfügt; und zwar erstens das Geplapper in fremden Zungen, zweitens das tägliche vielstündige Geklimper, wodurch die Midastöchter sich zum Wettstreit mit den Musen bilden möchten, drittens das Getändel mit zwecklosen Arbeiten, die bei den praktischen Engländern mit Recht nicht „schöne Arbeiten", sondern „Launen-Arbeiten" (fancy-work) heißen, viertens das unwürdige Jagen nach Versorgung, das sich in dem Umhertreiben auf Bällen, in

Gesellschaften u. s. w. zeigt, und das nebst diesem Hauptzwecke auch das Ausfüllen ihrer innern peinlichen Leere zum Zwecke hat. Räumt diese vier Hindernisse weg, und ihr habt alles gewonnen.

Gleichwol lehnt sie die Betheiligung der Frauen an der Politik ab, und will auch den weiblichen Erwerbskreis nicht so weit ausgedehnt sehen, wie dies im Durchschnitt gegenwärtig verlangt wird: „Im Materiellen ist das Weib von allen Beschäftigungen ausgeschlossen, die entweder ihrer sittlichen Bestimmung oder ihrer körperlichen Schwäche widerstreben. Es bleibt ihnen also kaum etwas anderes übrig als die Land- und Hauswirthschaft, die Krankenpflege und die Verfertigung der Wäsche und der weiblichen Kleidungsstücke." Ein freilich sehr beschränktes Repertoire gegenüber dem großen Rollenkreise, der z. B. in Daul's Werk über die Frauenarbeit der weiblichen Arbeitskraft eröffnet wird. Treffende, oft aber auch durch einseitige Christlichkeit schielende Bemerkungen enthalten die Abschnitte über „Drei weibliche Lebenskreise bei Goethe", „Voltaire, Rousseau und die Frauen", „Rahel, G. Sand und Bettina" u. a. Den genialen Frauen verbietet die Verfasserin die Ehe, will ihnen aber damit keineswegs die freie Liebe gestatten.

In allen diesen Aphorismen spricht sich ein energischer Geist aus, und daß Josepha von Hoffinger sich auch auf die wichtigern Fragen der Liebe und Ehe einläßt, sich nicht blos auf die rein praktischen Erwerbsfragen beschränkt, wie sehr dieselben auch durch die Noth des Lebens in den Vordergrund gedrängt werden: das gibt ihren Reflexionen eine tiefere geistige Bedeutung. Das tägliche Brot ist zwar das Wichtigste, doch nur, weil es das Unentbehrlichste ist. Wenn man dem Leben nichts abkämpft als die Existenz, das heißt die Möglichkeit des Lebens, führt man noch immer nicht ein menschenwürdiges Dasein.

Der zweite Abschnitt der Sammlung enthält ästhetische Aufsätze, voll mancher gesunder Gedanken, im ganzen aber wieder durch das Betonen des christlichen Princips einseitig und beschränkt. Shakspeare erhält ein besseres Zeugniß in Bezug auf sein Christenthum ausgestellt als Schiller und Goethe. Uns erscheinen diese Untersuchungen ebenso überflüssig wie diejenigen, ob Shakspeare protestantisch oder katholisch gesinnt war. An große Geister soll man nur ihren eigenen, keine fremde Maßstäbe anlegen; jeder bedeutende Kopf hat seine eigene Confession. Ueber Schauspiel und Theater sagt Josepha von Hoffinger manches Treffende:

Die Schauspiele, die wir gewöhnlich zu sehen bekommen, kümmern sich freilich wenig um die geforderte Entfaltung des menschlichen Daseins, sondern zu Iffland's Zeiten konnte man die Gellert'sche Lebensbeschreibung eines berühmten Mannes: „Er lebte, nahm ein Weib, und starb", mit folgender Abänderung auf das rührende Schauspiel anwenden: „Er lebte, hungerte, und ward gesättigt." Hingegen auf das moderne Schauspiel läßt sich anwenden: „Er lebte, ward zerrissen und wieder geflickt." Doch weder jenes alte, noch dieses moderne Schauspiel erquickt den Geist: jenes nicht, weil das Leben nicht um der Speise, sondern die Speise um des Lebens willen da ist; dieses nicht, weil wir lieber ein sich entfaltendes Dasein schauen mögen als ein geflicktes, das immer eine spitalmäßige Empfindung erregt.

Die modernen Zerrissenheitsstücke mit ihren schwankenden Helden werden durch diese Bemerkungen scharf genug gegeiselt. Auch später wendet sich der Witz der Verfasserin gegen „den Katzenjammer der Gegenwart, der von einem Mitmiauenden als interessanter Weltschmerz sympathetisch dargestellt wird". Zu den modernen Heiden werden Wieland, Schiller, Heine, Byron gerechnet, Goethe aber kein moderner, sondern ein vollkommen hellenischer Heide genannt mit seinem unvergleichlichen Formensinn und seiner naiven Naturauffassung. Laube, Gutzkow als die „Modernen" erhalten gelegentliche notae levis maculae; von Hebbel wird nur „Agnes Bernauer" als in sittlicher und ästhetischer Hinsicht gleich ausgezeichnet gerühmt. „Von unbedingten Lobeserhebungen hält seine Maßlosigkeit in ästhetischer und seine dem positivern Christenthum zwar nicht feindliche, aber doch auch nicht zugewandte Richtung in religiöser Hinsicht ab." Ueber „wahren und falschen Humor", „wahre und falsche Romantik", „poetische Tendenzjagd und Tendenzscheu" ergeht sich die Verfasserin in theologisch-philosophischen Betrachtungen, denen es an epigrammatisch scharfen Wendungen nicht fehlt. Im ganzen können wir indeß in der Bewunderung der modernen und hellenischen Heiden, bei dem Tadel ihrer antichristlichen Gesinnung, keine echte Consequenz finden. Stellt man sich einmal auf den theologischen Standpunkt, so mag man auch den Muth haben, wie Hengstenberg und Vilmar, in unsern großen Dichtern Werkzeuge der Vorsehung zu sehen, „die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat".

Noch schärfer „katechisirt" Julie Freymann (Nr. 6) Schiller, Shakspeare und Goethe in einer Kritik ihrer Frauencharaktere. Julie Freymann ist keine Miß Anna Jameson, welche die Porträts Shakspeare'scher Frauenschönheit mit hingebender Treue nachzeichnet; sie geht diesem Dichter, wie unsern großen deutschen Genien, ernstlich zu Leibe, indem sie vom sittlich-ästhetischen Standpunkte ihre Frauengestalten prüft und dabei öfter auf den Mangel an Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, auf eine subjectiv entstellte und deshalb schwankende Darstellung stößt. Allgemeine Betrachtungen über die Dichter und die Haupttragödien gehen der speciellen Charakteristik voraus. Die Elisabeth im „Don Carlos" wird in ihrer innern Einheit, nach der Ansicht von Julie Freymann, von ihrem Höhepunkte herabgezogen dadurch, daß sie dem Prinzen bei der geträumten Befreiung der Niederlande nicht nur den Beistand Frankreichs und Savoyens, sondern sogar auch zu dem nöthigen Gelde Rath zu schaffen versprechen läßt. Noch schärferer Tadel trifft die Schlußscene, wo Elisabeth wie ein junges noch nicht herangereiftes Mädchen unter dem Kusse des Geliebten steht und sich nicht empor zu der „Männergröße" des Don Carlos wagt, wo sie zuletzt vor dem Könige, dem Großinquisitor und der männlichen Versammlung des spanischen Hofs als die Verbrecherin erscheint, als welche die Intrigue des Stücks sie zu bezeichnen versuchte. Auch im Charakter der Thekla findet die strenge Richterin dieselbe Inconsequenz: „Thekla, die erst ein tief begründetes Princip der Familie zu verwirklichen verspricht, müssen wir, nach des Dichters Anlage, zuletzt auf den Pferden, die ihr der Stallmeister willig borgt, romanhaft aus dem Stücke rennen sehen."

Die Schiller'sche Heuchlerin Elisabeth wird der großen geschichtlichen Königin gegenübergestellt. Die Mord- und Heuchelscene, die sich durch das Ganze fortspielt, drehe sich eigentlich nur um den Streit zweier Weiber um einen Mann, „das Niedrigste, das wir doch nur unter den Verworfenen ihres Geschlechts voraussetzen dürfen". Sehr schlimm ergeht es der „Heiligen" Maria Stuart:

In keiner seiner Frauengestalten hat der Dichter seine schwache Anschauung des Weibes so verrathen wie in Maria Stuart. Denn wo Verstellung, Mord und sittliches Sinken als vorhergegangene leicht zu begreifende und zu verzeihende Fehltritte des Weibes dargestellt sind, im Falle es sich nur wieder liebend (?) einem Manne, wie hier Leicester, in die Arme liefert und nach dem Schiller'schen Abschlusse: daß ihre „Schwachheit der Männerkraft" eines Bothwell nicht habe widerstehen können, zu der Heiligen wird, wie wir sie im Stücke wiederfinden, da muß doch der Dichter jede Verantwortung für die zur That hinausgetragenen Regungen hinweggenommen haben.

Das Gesammturtheil über Schiller's Frauen lautet:

Schiller's männliche Dichternatur hatte sich noch zu wenig zu rein menschlichem Schauen gesammelt, als daß sie ungestört von eigenen Regungen sich zu der Erkenntniß dessen, was die ewige Natur im Weibe niedergelegt, hätte erheben können, um die Formen des bewegten Gedankenreichs nach der Plastik einer innersten weiblichen Welt durch das Material des Wortes im Drama entscheidend herauszuführen.

Shakspeare dagegen trifft der Tadel, daß er in seinen Dramen allzu oft „Frauen als blinde Werkzeuge seiner Absichten einführt":

Eine Cordelia und Desdemona fallen ohne jede Rechtfertigung den wilden Leidenschaften der sie umgebenden Welt zum Opfer; die Katastrophe begräbt auch sie unter den Trümmern dieser Welt, ohne daß uns der Gedanke ihres Daseins, der doch sein besonderes Recht in sich trug, zum freien Bewußtsein werde. Dagegen verräth uns eine Julie Capulet, im Gegensatze zu Haß und Streit, die selbstbestimmende Seelenkraft, nach welcher der Geist ihrer Liebe aufgeht und ihr eigenes Geschick bereitet — freilich einer Liebe, die, bezeichnend für den anglikanischen Geist, erst nur auf dem praktischen Wege zum Besitze des Gegenstandes unumwunden vorwärts schreitet. Und eine Lady Macbeth verräth die tiefere Anschauung des Dichters, die hier über die offenbaren Erscheinungen der Wirklichkeit hinaus das Weib als das nach dem Rechte des eigenen Daseins geschaffene Wesen erkannte, und nach welcher Shakspeare dasselbe in seiner selbstbestimmenden Richtung — in diesem Falle des Bösen — darstellte, es nicht blindlings den Absichten einer fremden Welt opferte. Hat sich des Dichters Anschauung in diesen tragischen Frauengestalten am freiesten entfaltet, so wird sie bei Lady Hamlet und Ophelien, nach willkürlicher Durchführung der gegebenen Motive, zur entschiedenen Verneinung des weiblichen Daseins in seinem unlöslichen Zusammenhange alles Menschlichen.

Lady Macbeth wird von Josepha von Hoffinger wie von Julie Freymann nach Verdienst gewürdigt. Die erstere nennt die Lady ein abscheuliches ausgeartetes Weib, das, weil es tiefer im Naturboden wurzelt, auch tiefer sinkt als der Mann, und tadelt die ästhetisch-sentimentale Verkehrtheit, die in ihr eine liebevoll hingebende Frau erblicken will. Nach Julie Freymann hat Shakspeare in der Lady Macbeth durch den Gegensatz seine höchste Anschauung des Weibes zu erkennen gegeben: — das Böse hebt das Dasein des Weibes auf. Bei Julie Capulet macht die Verfasserin mit Recht auf die Reflexionen aufmerksam, welche der Dichter bei der Anrede an die Nacht dem liebenden Mädchen in den Mund legt. Wir müssen bekennen, daß Verse wie:

Bis scheue Liebe kühner wird und nichts
Als Unschuld sieht in inn'ger Liebe Thun —

durchaus für den Standpunkt eines unschuldigen Mädchens nicht passen, sondern einer schon ziemlich weisen Erfahrung in der Liebe angehören.

Goethe's weibliche Gebilde werden zwar auch vor das Forum der Kritik gezogen, auch an Klärchen und Gretchen wird gemäkelt; aber sie gelten doch für die schönsten dichterischen Gebilde. Diesem dichterischen Genius ging das Wesen des Weibes in seinen innern Beziehungen auf: Genialität, dieses unmittelbare Schauen des Geistes der Dinge, ist dem weiblichen Geistesleben zunächst verwandt. Doch die entsprechende männliche Würde war ihm nicht aufgegangen; seine Männer geben sich an die Macht der Verhältnisse und an die Gewalt ihrer Leidenschaften hin.

Die Kritik der Frau Julie Freymann ist eine strenge censura morum, keinesfalls aber eine Apotheose, und der Beweis selbständigen Urtheils, das dem Verständniß unserer Classiker nur förderlich sein kann.

Bogumil Goltz gibt uns in seinen „Vorlesungen" (Nr. 7) ebenfalls eine Sammlung von Essays, unter denen sich zwei ästhetisch-kritische befinden: „Shakspeare's Genius und die Tragödie Hamlet" und „Das deutsche Volksmärchen und sein Humor". Die Eigenthümlichkeit des Autors verleugnet sich auch in diesen „Vorlesungen" nicht; es ist derselbe, oft geistreich beredte, oft barock springende Stil, der Jean Paul'sche Bilderreichthum, ein überaus anregendes Hinundherblitzen von Gedankenmeteoren, Feuerkugeln und Sternschnuppen durcheinander, ein mit Lebenserfahrungen gesättigter Humor, ein oft treffender, oft etwas frivoler Witz, dieselbe nirgends über das Aphoristische hinausgehende Darstellungsweise, die deshalb oft manierirt erscheint. Leicht ermüdet ein Reflexionshumor, der wohl das Talent der Schilderung, aber nicht das der Gestaltung besitzt, der an die Dinge stets mit den buntesten Laternen heranleuchtet, aber nichts von innen heraus mit dichterischer Schöpferkraft gestaltet.

Auch über Shakspeare's Genius sagt uns Goltz nichts Neues; aber er spricht über den britischen Dichter mit Beredsamkeit, mit Begeisterung. Goltz hat seine ausgesprochenen Antipathien gegen gelehrte Weisheit, gegen Literaturpoesie und Literaturkritik; sobald er dies Katzenfell streichelt, sprühen gleich elektrische Funken heraus. Wenn es sich um angelernten Gelehrtenkram, akademische Formenpoesie und philosophische Formelnanbetung handelt, kann man ihm nur recht geben; doch wirft er manches mit in den Topf, was nicht hineingehört, und was er nur aus autodidaktischem Trotz gegenüber regelrechter Geistesbildung verurtheilt. Shakspeare ist ihm ein Vertreter der Lebenspoesie; er rühmt seine Philosophie, seinen Humor, seine tiefsinnige Mystik; in der Natur, in Homer und Shakspeare sind die Ausgangspunkte für eine neue Kunst und Literatur. Gegen Rümelin vertheidigt unser Humorist den englischen Dichter, er beschuldigt den Kritiker „classischer Marotten", der Kunstprüderie und meint, daß Formenharmonie, ästhetische Oekonomie und classischer Stil Forderungen von zweitem und drittem Rang sind; er meint, daß nur Kunstpedanten oder Kunstsimpel alle Augenblicke an ein Kunstganzes, an eine durchgreifende Idee erinnert sein wollen. Dagegen sieht er die Tugenden

und Schwächen Shakspeare's als eines urgewaltigen Poeten in seiner tiefen Natur, in seinen elementaren Leidenschaften, in seiner alle Lebensreiche reproducirenden Phantasie. In Bezug auf Motivirung protestirt Goltz gegen den kahlen Causalnexus: wir hätten selten von den nächsten Motiven unserer Handlungen ein klares Bewußtsein, und mit scheinbar einfachen Motiven und Intentionen verbänden sich unzählbare wahlverwandte Impulse unseres Naturells. Diese Mysterien könne kein Dichter zur Klarheit bringen, auch wenn er ein Psychologe vom reinsten Wasser sei. Shakspeare habe nun eben den glücklichen Takt gehabt, den Wirrwarr der innern Motive und ihre Verschlingungen mit den äußern Verhältnissen sehr enthaltsam und reservirt darzustellen, das Helldunkel stehe der Poesie unendlich besser zu Gesicht als eine sichtbar und tastbar gemachte psychische Maschinerie.

Uns scheinen diese Urtheile einer wildwachsenden Aesthetik nicht gerade den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ein Helldunkel bei dramatischen Charakteren würde sie um unsern Antheil bringen. Ohne starke, allgemein einleuchtende Motive läßt sich kein packendes Drama zu Stande bringen, und Shakspeare's Praxis protestirt auch gegen die Lehre von einem Wirrwarr der Motive, welche dagegen sehr viele confuse Dichterlinge für ihre in zweifelhafter Beleuchtung stehenden Schöpfungen in Anspruch nehmen könnten. Rümelin's Tadel trifft auch weniger die Motivirung der Charaktere als diejenige der Situationen, mit denen es Shakspeare, gestützt auf seine verwandlungsfähige Scene, leichter nimmt, als einem die wirklichen Lebensverhältnisse scharf ins Auge fassenden Realisten annehmbar erscheint. Die Motive, welche die Handlungsweise seiner Personen bestimmen, sind stark und mit echt dramatischer Fracturschrift hervorgehoben.

Goltz ist gegen alle ästhetischen Rubriken eingenommen. Nachdem er das „unergründlich einzig schöne" Drama „Hamlet" und seine Helden in einer Auffassung, welche der Vischer'schen am nächsten kommt, erläutert hat, fügt er am Schluß hinzu:

> In diesem „Hamlet" werden wir endlich von den unpoetischen Grenzscheiden erlöst, welche die Poetik zwischen der lyrischen, der epischen und der dramatischen Poesie, zwischen den sittlichen und den poetischen Intentionen, zwischen der naiven und sentimentalen Dichtung gezogen hat. Diese Shakspeare'sche Wunder-Tragödie ist plastisch und musikalisch; sie hat einen antik immanenten Verstand und nicht minder eine romantisch transscendente Seele. Ein antikes Schicksal rächt nicht nur die gemeine Missethat, sondern zermalmt auch den Träger einer freien, verfeinerten Bildung und Organisation, welche über die Cultur und Forderung der Nation wie der Zeit hinauswuchern will. Dies symbolische Drama ist lyrisch und dramatisch in demselben Athem; lyrisch im Helden und ereignißschwanger in der Fabel. Die Missethat rollt von den Gletschern gefühlloser Selbstsucht wie ein Eisstück herab, das zur Lawine geworden die bewohnten Thäler zerstört. Hamlet selbst ist ein epischer Held, nur mit dem Unterschiede, daß er Löwen, Schlangen und Drachen in seinem eigenen Busen, mit Vernunft und Mitleidenschaft zugleich, also in potenzirter Gestalt bekämpfen muß. Er ist ein nach innen gekehrter Hercules, der sich von Anfang bis Ende selbst zerfleischt, indem er Mutter, Onkel, Jugendfreund, Geliebte und seine eigene weich geschaffene Seele, ja seine Vernunftbildung, mit einem ihm vom Schicksal aufgezwungenen brutalen Heldenthum zu Grunde richten muß.

Wir sehen, der Humorist liebt es, alle Dichtgattungen in einen poetischen Urbrei zusammenzurühren, im Gegensatz zu Lessing, der auf scharfe Sonderung mit Recht das Hauptgewicht legte. Es kommt aber bei dieser Geistreichigkeit nichts Haltbares zu Tage. Das Schicksal von Hamlet ist durchaus kein antikes, sondern steht im Gegensatz zum antiken Fatum der Orestie. Daß das Drama „lyrisch im Helden" und der Held selbst dabei ein „epischer Held" ist — diese Behauptungen laufen doch nur auf ein verwirrendes Spiel mit unklaren Begriffen hinaus. Goltz mag die Poetik ignoriren, doch nicht ihr Handwerkszeug verkehrt anwenden.

Ansprechender ist der Aufsatz: „Das deutsche Volksmärchen und sein Humor." Goltz hat feinen und tiefen Sinn für das Leben des Volks und das Leben der Kindheit; hier aber ist die Heimat des Märchens. Die „Erinnerungen aus der Kindheit" sind sehr ansprechend; das Alter aber wird nicht so weihevoll und mit vielem Misbehagen geschildert, obgleich eine Fülle psychologisch feiner Bemerkungen und scharfer Beobachtungen in diese Schilderung verwebt sind. Goltz bekennt von sich selbst, daß er jetzt Todesgrauen, Gewissensängstigung und keine rechte Lebensgegenwart mehr habe.

Der ganze erste Band ist einer Sittenschilderung der Ehe wie der Frauen gewidmet; es ist dies die Piccoloflöte; welche der Humor von Goltz mit besonderer Virtuosität zu blasen versteht. Hippel und Jean Paul haben in unserm Humoristen hier einen ebenbürtigen Nachfolger erhalten. Das Grundthema seiner Orientirungsversuche ist, daß er die Männer als die Träger des Geistes, die Frauen als die bevorzugten Organe der Natur erfaßt. Auf das Thema lassen sich alle Variationen zurückführen. Daß es den gelehrten Frauen dabei nicht sonderlich gut ergeht, ist von selbst einleuchtend; doch den Stubengelehrten geht es nicht besser. Weibliche Detailzüge anekdotischer Art, fein beobachtet und heiter dargestellt, bilden die Arabesken eines Gemäldes, das selbst wieder aus krausen Arabesken eines funkelnden Humors und seiner leuchtkäferartigen Flüge besteht.

Zu bedauern sind nur die häufigen Wiederholungen, die bei sorgfältiger Redaction sich wohl hätten ausmerzen lassen. Nicht blos einzelne Gedanken, sondern ganze große Gleichnisse wiederholen sich. So finden sich die nachfolgenden Sätze sowol in der Einleitung zu den Andeutungen über allerlei Frauenmalheur (I, 255) als auch in der Einleitung zu dem Aufsatze über das deutsche Volksmärchen (II, 221):

> Wer Frauen und Menschen aus der Masse des Volks schärfer ins Auge faßt, den erinnern sie an die Gartenkünste im altfranzösischen Stil: — verschnittene Hecken und geschorene Laubwände, liniirte, mit Kies geebnete Gänge; alle Naturwüchsigkeit scheinbar gezähmt und regulirt: aber im Untergrunde werden die Wurzeln vom Erdreich und in den Lüften die Baumkronen ernährt, und wenn's ein nasses Jahr gibt, oder die Gartenkunst Pausen macht, so wächst in sechs Wochen eine Wildniß, welche nicht nur die Spaliere und Gänge überwuchert, sondern auch den marmornen Weltweisen mit den Liebesgöttern in die Wette grüne Alongenperrüken macht.

Man kann nichts dagegen haben, wenn Schriftsteller sich selbst bestehlen, wie der nachtwandelnde Geizige in der Novelle von Balzac; doch in derselben Sammlung müßten derartige Wiederholungen vermieden werden.

Rudolf Gottschall.

Die Kaiserlich Leopoldinische Akademie.

Zur Verständigung aller der bei der letzten Präsidentenwahl entstandenen Misverständnisse und Misgriffe. Allen Mitgliedern der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie deutscher Naturforscher vorgelegt von C. Hermann Schauenburg. Quedlinburg, Basse. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Leopoldinische Akademie ist nicht nur eins der ältesten Institute der Art in Deutschland, sondern auch ein ursprünglich sehr bevorzugtes und selbständig freies. Ihr lag und liegt nur die Cultur der Naturwissenschaften, nicht deren Lehre ob; zu Mitgliedern wurden und werden nicht altverdiente Forscher und Denker ernannt, sie für ihre Leistungen zu belohnen, sondern jugendliche Geister voll ernsten, echten Eifers für die Wissenschaft, sie zu weitern und belangreichen Arbeiten anzuspornen, sie materiell zu unterstützen und jedenfalls für geeignete Drucklegung ihrer Schriftwerke zu sorgen. So war die Akademie eine höhere Stufe der Universitäten, denen zugleich mit der Cultur die Lehre aller einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen obliegt.

Jedenfalls ist diese Akademie ein echt deutsches Institut, ihren Privilegien und Statuten gemäß eigenthümlich in seiner Art und seinen Aufgaben.

Es liegt in der Natur wie aller Dinge so auch solcher Institute, daß auch sie sich den Forderungen der vorschreitenden Zeit anzubequemen haben, daß auch sie Vorschritte machen müssen; allerdings nicht in ihren Aufgaben, die ihr Wesen sind und die sie nicht modificiren dürfen, ohne dieses eigenthümliche Wesen und ihre ganze Existenz zu gefährden. Aber hinsichtlich der rein äußerlichen Art und Form muß die Akademie sich entwickelungsfähig machen und erhalten, denn nur dadurch erhält sie sich in der Lage, ihre Aufgaben erfüllen zu können.

Diesem Ziele zustrebende Schritte sind seit geraumer Zeit versucht, aber ohne Anwendung der richtigen Mittel und der erforderlichen Energie und deshalb ohne Erfolg. Denn man muß sich klar machen, daß Akademiereform identisch ist mit Verzichtleistung auf namhafte Privilegien seitens der akademischen Beamten, sowol des Präsidenten als der Adjuncten, und daß demnächst die akademischen Aemter aufhören werden glänzende Sinecuren zu sein, sondern schwierige Arbeit fordern.

Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß die Leopoldinische Akademie unter der Regierung der Präsidenten seit Wendt und Nees in ihren Aemtern fast nur Botaniker, resp. Specialisten in den Seitenzweigen der hippokratischen Wissenschaft gehabt hat, daß in den akademischen Schriften nur ausnahmsweise die eigentliche Medicin bedacht wurde. Wichtiger ist es, daß seit Einführung des Schröck'schen Wahlmodus, der die Adjuncten allein mit der Wahl des Präsidenten beauftragt und das Collegium der Akademiker nur als contribuens plebs behandelt, eine innere eigentliche Akademie der Adjuncten entstanden ist gegenüber der äußern, re vera imaginären Akademie sämmtlicher Mitglieder, zur Zeit über 300, während es nur etwa ein Dutzend Adjuncten gibt, untereinander befreundete und sich gegenseitig begünstigende Beamte, zum Theil wirklich gelehrte und verdiente Männer. Die Oligarchie derselben artete oft in derart kleinliche Cameraderie aus, daß Männer wie E. H. Weber, Bunsen u. a. aus der Adjunction sich zurückzogen und das Eingehen der Akademie als eine selbstverständliche und gleichgültige Sache betrachteten.

Seit Jahresfrist nun hat Küchenmeister, Medicinalrath in Dresden, gegen diesen auf abusive Wahlformen basirten Schlendrian eine glänzende Fehde begonnen und auch den Nachfolger des Präsidenten Carus, Geheimen Hofrath L. Reichenbach, von der Richtigkeit seiner Reformideen zu überzeugen gewußt; er steht in rühmlicher Opposition fest gegen das Collegium der Adjuncten, welche auf ihre Prärogative nicht verzichten wollen und in dem Adjuncten Behn einen geeigneten Gegenpräsidenten aufgestellt zu haben glauben. Die Umtriebe behufs Seitenerwählung Behn's erzählt und beleuchtet obengenannte Schrift von Schauenburg, Kreisphysikus in Quedlinburg, und, da sie überall nur Thatsachen sprechen läßt und auf Briefe des Präsidenten Reichenbach und des Senioradjuncten Bischof gestützt ist, so überzeugend, daß eine Widerlegung kaum noch möglich erscheint. Braun, Botaniker in Berlin, hat deshalb auch auf jede Widerlegung in seiner letzten Schrift verzichtet und kämpft nur gegen Küchenmeister und Renaud für die hinfälligen Privilegien der Adjuncten, voraussichtlich ohne Erfolg.

Feuilleton.

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Otto Janke's „Nationalbibliothek neuer deutscher Dichter" enthält in zwanzig Lieferungen (fünf Bänden) „Otto Ludwig's gesammelte Werke". Es erscheint als verdienstlich, daß diese Nationalbibliothek durch solche Gesammtausgabe Dichtungen in weitern Kreisen verbreitet, deren Popularität noch nicht im Verhältniß zu ihrem innern Werthe steht. Die geistvolle Einleitung von Gustav Freytag, welche unsers Wissens bereits in den „Grenzboten" zum Abdruck gekommen ist, zergliedert die Eigenthümlichkeiten von Otto Ludwig's dichterischem Schaffen mit feinem Verständniß. Nur scheint uns nicht genug der somnambule Zug hervorgehoben, der in diesen visionären Farbenerscheinungen liegt, die nach des Dichters eigenem Bekenntniß sein inneres Schaffen und Gestalten begleiteten.

Angeordnet ist die Sammlung von Dr. Lücke; dabei ist das eigenthümliche, aber entschuldbare Malheur passirt, daß zwei Erzählungen mit aufgenommen worden sind, welche einen andern Verfasser haben, den vollständig gleichnamigen Kreisrichter Otto Ludwig aus Reichenbach in Schlesien, und aus dessen Nachlaß veröffentlicht worden sind. Diese Erzählungen erschienen in dem von F. A. Brockhaus herausgegebenen Taschenbuch „Urania" und zwar die eine: „Der Todte von St.-Anna's Kapelle" in dem Jahrgang 1840, die andere: „Reden oder Schweigen" in dem Jahrgang 1843. Die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung glaubte selbst an die Identität des Verfassers mit dem eisfelder Otto Ludwig, bis sich aus ihren Archiven der wahre Sachverhalt herausstellte. Aeußere Gründe widersprachen anfangs der Aufnahme nicht; bei genauer Prüfung

der Stoffe, des Stils und der Darstellungsweise hätten indeß dem Herausgeber doch Bedenken aufstoßen sollen; denn die Gesellschaftskreise, welche der Gerichtsassessor schildert, lagen dem einsamen thüringischen Dichter gänzlich fern; die eingehende Darstellung der Gerichtsverhandlungen bekundete den Fachmann, und der Stil selbst war zwar frisch, aber conventionell, ohne die unverkennbaren Eigenthümlichkeiten der oft harten, ungelenken, aber an originellen Bildern reichen Prosa des thüringischen Dichters.

Von dem Dramatiker Otto Ludwig enthält die Sammlung einige Fragmente, ein ganz und ein halb ausgeführtes Stück, die bisher noch nicht zum Abdruck gekommen waren und für den Entwickelungsgang des Dichters von Interesse sind. Namentlich zeigt das nach Hoffmann's Erzählung verfaßte, vollendete Stück: „Das Fräulein von Scudery", die Abhängigkeit des Dichters von der romantischen Schule. Der Stoff ist ohne wahrhaft tragisches Interesse; die Charaktere, namentlich derjenige des bizarren Goldschmieds, der seine Kunden ermordet, um seine Juwelen wieder zu haben, erinnern an ähnliche abnorme psychologische Charakterwunder der neufranzösischen Schule, wie wir sie namentlich bei Balzac und Victor Hugo finden. Die Ausführung gibt die schönsten Proben jener dramatischen „Kraftdramatik", die wir in unserer „Nationalliteratur" als eine durchgehende Richtung des neuen deutschen Dramas bezeichneten. Neben genialen Gedanken von tiefer Ursprünglichkeit geht die geschmackloseste Bizarrerie einher, und die dichterische Form ist ebenso oft verzerrt und unschön, als bedeutsam und im Lapidarstil ausgeprägt.

„Das Fräulein Scudery" ging den bekanntesten Werken von Otto Ludwig voraus, dem „Erbförster" und den „Makkabäern". Die andern Fragmente sind von späterm Datum. Originell ist das bis über die Hälfte vollendete Schauspiel: „Der Engel von Augsburg", concipirt. Die Heldin, Agnes Bernauer, ist nicht das holde traute Bürgermädchen, das sich in Liebe dem hohen Herrn hingibt, wie wir gewöhnt sind es in andern Stücken dargestellt zu sehen, welche dies Thema behandeln. Es ist eine Schöne von ehrgeizigem Streben, die gleich mit der Schaustellung in einem Hexenspiegel auftritt. Vom romantischen Hexenspiegel bis zur modernen Drehscheibe ist kein so gewaltiger Sprung. In dem Streben, seine Heldin nicht nach der Schablone zu zeichnen, ist es nun aber dem Dichter passirt, daß er einen ziemlich unliebenswürdigen Grasaffen aus ihr gemacht hat.

Auch Friedrich den Großen wollte Otto Ludwig zum Helden eines Schauspiels machen, von welchem nur das Vorspiel: „Die torgauer Heide", vorliegt, ein Krieg- und Lagerbild im Stil von Grabbe's Schlachtendramen. Das bedeutendste Fragment ist der erste Act eines „Tiberius Gracchus"; es enthält Stellen von großer dichterischer Schönheit; nur war nach den Mittheilungen aus dem Nachlaß Ludwig's zu befürchten, daß er den Charakter seines Helden nach allzu peinlicher dramaturgischer Analyse verkünstelte. Dieser uns bekannte Nachlaß enthält, außer allerlei Excerpten und Schulstudien doch so viel dramaturgisch Interessantes, für Ludwig's einseitige und besonders schillerfeindliche Richtung Bezeichnendes, daß wir gern eine Auswahl aus demselben den „Gesammelten Werken" hätten einverleibt gesehen.

Bibliographie.

Biedermann, W. Freih. v., Zu Goethe's Gedichten. Leipzig, Gerbe. 8. 10 Ngr.

Bülau, F. A., Vortrag zum Andenken an den 100jährigen Todestag Christian Fürchtegott Gellerts. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Dedenroth, E. H. v., Die Geliebte des Prinzen. Novelle. Berlin, Brigl. Gr. 8. 25 Ngr.

Dixon, W. H., Das heilige Land. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der 4ten Aufl. aus dem Englischen von J. E. A. **Martin**. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ebrard, A., Das Verhältniß Shakspear's zum Christenthum. Vortrag. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Ngr.

Elze, K., Lord Byron. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 2 Thlr.

Falkland, H., Gedichte. Wien, Faesy u. Frick. 16. 1 Thlr.

Fischer, K., Geschichte des Kreuzzugs Kaiser Friedrichs I. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Frank, F. H. R., System der christlichen Gewissheit. 1ste Hälfte. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Geibel, E., Sophonisbe. Tragödie. 4te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Glaßbrenner, A., Gedichte. 5te vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Brigl. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Mesalliancen. Roman. 3 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Hansen, T., Ueber die ethischen Grundbedingungen theologischer Polemik. Kiel, Schwers. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Staat und Kirche oder Irrthum und Wahrheit in den Vorstellungen von „christlichem" Staat und von „freier" Kirche. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 Ngr.

Jansen, K., Die ersten Regungen eines staatsbürgerlichen und nationalen Bewusstseins in Schleswig-Holstein. Kiel, Universitätsbuchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaufmann, G., In wie weit darf die Geschichtschreibung subjectiv sein? Eine Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung von B. Erdmannsdörfer. Zur Geschichte und Geschichtschreibung des dreissigjährigen Krieges in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift Bd. 14. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 4. 6 Ngr.

Koopmann, W. H., Phantasie und Offenbarung. Letztes Wort wider Herrn Prof. Dr. Lipsius. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Kretzschmar, A., Ein frommer Betrug. Original-Roman. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 3 Thlr.

— — Es hat nicht sollen sein. Auch eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt. 3 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. 3 Thlr.

Kunda, G. v., Ein Judenmädchen. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laun, A., Washington Irwing. Ein Lebens- und Charakterbild. 2 Bde. Berlin, Oppenheim. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marpurg, O., Briefe über religiöse Dinge. 1ste Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 12 Ngr.

Mayr-Tüchler, J., Wolken. Gedichte. 2te Ausgabe. Graz, Verlag des „Leykam". Gr. 8. 20 Ngr.

Noack, L., Die Pharaonen im Bibellande. Ein Ueberblick der ältesten aegyptischen Geschichte in ihrem Zusammenhange mit der biblischen Geschichte. Frankfurt a. M. Gr. 8. 3 Ngr.

Novellenstrauß. 13ter Bd.: Nachtviole von E. **Zastrow**. Leipzig, Rötschke. 8. 1 Thlr.

Ratjen, H., Geschichte der Universität zu Kiel. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Reform der preussischen Verfassung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rohlfs, G., Land und Volk in Afrika. Berichte aus den Jahren 1865—1870. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Russel, W. H., Aus drei Welten. Aus dem Englischen von M. **Waldeck**. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 3 Thlr.

Saintine, X. B., Picciola. Nach der 42ten vermehrten und verbesserten französischen Aufl. Deutsch von A. W. **Peters**. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Scherr, J., Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte. 2ter Bd. 2te Hälfte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schlottmann, K., Die Siegessäule Mesa's, Königs der Moabiter. Ein Beitrag zur hebräischen Alterthumskunde. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Lex.-8. 12 Ngr.

Schmidt, J., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schrenck, A. v., Von der Nordmark. Romanzen und Balladen. Leipzig, Weber. 16. 2 Thlr.

Schulze, R., Die Wahrheit wird euch frei machen. Ein Trost- und Mahnruf an die streitende Kirche. Altenburg, Schnuphase. Gr. 4. 6 Ngr.

Starck, R., Diavola die Geheimnißvolle, oder der Kampf eines Weibes. Roman nach einer wahren Begebenheit. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Stowe, **Harriet Beecher**, Die Leute von Oldtown. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von J. R. **Heyrichs**. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Theiler, H., Rigiblumen. Gedichte. Luzern, Prell. 8. 10 Ngr.

Thomsen, W., Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Aus dem dänischen übersetzt von E. **Sievers** und vom verfasser durchgesehen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Unfehlbarkeitsfrage. Eine Beleuchtung der in den „Breslauer Hausblättern" enthaltenen Glossen zum Manifest Döllingers in der Unfehlbarkeitsfrage und den Zustimmungsadressen deutscher Gelehrter. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Ungarns Staatsmänner, Parteiführer und Publicisten der nationalen und staatlichen Wiedergeburt 1825—1870. Geschildert für deutsche Leser vom Verfasser der Werke: „Moderne Imperatoren", „Franz Deák" ꝛc. (1stes Heft.) Berlin, Eichler. Gr. 8. 10 Ngr.

Usinger, R., Das Königthum der Ottonen und Salier. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 4. 3 Ngr.

Virchow, R., Die siamesischen Zwillinge. Vortrag. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 5 Ngr.

Voigt, G., Die Denkwürdigkeiten (1207—1238) des Minoriten Jordanus von Giano herausgegeben und erläutert. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 28 Ngr.

Populär-naturwissenschaftliche Vorträge über neuere Forschungen. 6tes Heft: Ueber Luftelektricität, Nebel und Höhenrauch. Nach Untersuchungen des Verfassers von F. **Dellmann**. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Windelband, W., Die Lehren vom Zufall. Berlin, Henschel. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Zukunft Polens. Eine ethnographisch-historische Studie von W. N. Breslau, Gebhardi. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Nibelunge Nôt

mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuch

herausgegeben von **Karl Bartsch.**

Erster Theil. Text. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese grössere kritische Ausgabe des Nibelungenlieds von Karl Bartsch bildet den Abschluss von dessen Forschungen über unser altdeutsches Nationalgedicht. Sie enthält in dem vorliegenden ersten Theil den Text beider Bearbeitungen, sodass aus der Nebeneinanderstellung klar wird, wie sich beide zueinander und zu ihrer gemeinsamen Quelle verhalten. Der zweite Theil, der bald nachfolgen soll, wird den vollständigen kritischen Apparat und ein den Wortvorrath erschöpfendes Wörterbuch bringen.

Durch den sehr billigen Preis für diesen (27 Bogen gr. 8. umfassenden) ersten Theil wird die Einführung des Werks in Gymnasien und der Gebrauch bei akademischen Vorlesungen erleichtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Altdeutsche Grammatik,

umfassend die gothische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche Sprache.

Von

Adolf Holtzmann.

Erster Band. Erste Abtheilung. Die specielle Lautlehre.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der berühmte Gelehrte übergibt mit diesem Werke die Resultate seiner vieljährigen Studien der Oeffentlichkeit. Neben ausführlicher Darstellung der obengenannten fünf altdeutschen Sprachen wird auch das Friesische, Niederländische, Mittelhochdeutsche u. s. w. im allgemeinen Theil der Grammatik berücksichtigt, und jede Regel ist durch zahlreiche Beispiele erläutert. Das Werk soll drei Bände umfassen, doch bildet der vorliegende Theil, die specielle Lautlehre der einzelnen Sprachen enthaltend, auch für sich ein geschlossenes Ganzes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, hat in den religiösen Gedankenreihen dieses Buchs — das sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat — mit tiefer Einsicht auf den Dualismus zwischen der Geistesfreiheit des Evangeliums und der Unfreiheit des kirchlichen Standpunkts hingewiesen und die Ideale ewiger Wahrheit, Schönheit und Liebe mit durchsichtiger Klarheit beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bunsen's Bibelwerk.

Sechster Band.

(Elfter und zwölfter Halbband.)

Herausgegeben von **Heinrich Julius Holtzmann.**

Inhalt: Die Jüngern Propheten und die Schriften.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Bunsen's Bibelwerk liegt hiermit vollendet vor; der siebente bis neunte Band sind schon früher erschienen. Das berühmte Werk ist jetzt vollständig auf einmal, geheftet und gebunden, oder in drei Abtheilungen (die auch einzeln geliefert werden), oder in 18 Halbbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Um die Anschaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, veranstaltet die Verlagshandlung demnächst eine

neue Ausgabe in 30 Lieferungen zu je 20 Ngr.,

worauf schon jetzt Unterzeichnungen angenommen werden.

Bunsen's Bibelwerk kostet vollständig in 9 Bänden geh. 20 Thlr., mit Bibelatlas 21 Thlr.; geb. 23 Thlr., mit Bibelatlas 24 Thlr. Die erste Abtheilung (Bibelübersetzung) in 4 Bänden kostet geh. 10 Thlr., geb. 11 Thlr. 10 Ngr.; die zweite Abtheilung (Bibelurkunden) in 4 Bänden geh. 8 Thlr. 10 Ngr., geb. 9 Thlr. 20 Ngr.; die dritte Abtheilung (Bibelgeschichte) in 1 Bande geh. 1 Thlr. 20 Ngr., geb. 2 Thlr.; der Bibelatlas cartonnirt 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. Flügel's

Praktisches Wörterbuch

der

Englischen und Deutschen Sprache.

Dritte Auflage, neunter durchgesehener und verbesserter Abdruck.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Englisch-deutscher Theil: geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Deutsch-englischer Theil: geh. 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Flügel's englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch (früher Verlag von Joh. Aug. Meißner in Hamburg) gilt allgemein als das vorzüglichste für den praktischen Gebrauch. Es ist in seinen verschiedenen Auflagen immer mit den Bedürfnissen der Zeit fortgeschritten und enthält die Ausdrücke des täglichen Verkehrs sowie die im Handel und in den Gewerben, in der Kunst und in den Wissenschaften gebräuchlichen Wörter in größerer Vollständigkeit als andere viel umfänglichere und theurere Werke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Gedichte Tschabuschnigg's (gegenwärtig österreichischer Minister), bereits in zwei Auflagen verbreitet, liegen hier in einer bedeutend vermehrten dritten Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 2. Juni 1870.

Neue lyrische Gedichte.

1. Neue Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von Elisabeth Gutzkowski. Berlin, Ebeling und Plahn. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Gedichte von Auguste Zinck. Berlin, Arnold. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Gedichte von F. Manfried. Berlin, Mittler und Sohn. 1869. 16. 20 Ngr.
5. Jugendparadies. Dichtungen für Jung und Alt von Emil Taubert. Neu-Ruppin, Petrenz. 1869. 8. 15 Ngr.
6. Gedichte von Theodor Goltdammer. Berlin, v. Decker. 1869. 16. 22½ Ngr.
7. Alte Bilder und junge Blätter. Sonette von Georg von Oertzen. Wismar, Hinstorff. 1869. 8. 20 Ngr.
8. Gedichte von F. J. F. Hochmuth. Luxemburg, Brück. 1869. Gr. 16. 6 Ngr.
9. Gedichte von Wilhelm Stein. Stuttgart, Göschen. 1869. 8. 15 Ngr.
10. Gedichte und Lieder von C. Hoffmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1869. Gr. 16. 18 Ngr.
11. Offenes Visir! Zeitgedichte von Friedrich Krasser. Hamburg, O. Meißner. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.
12. Perpetua. Erzählendes Gedicht in drei Gesängen von Gustav Pasig. Schneeberg, Goedsche. 1869. 16. 10 Ngr.

Der Kritiker, wenn er das Gebiet der modernen Lyrik betritt, befindet sich in einer ähnlichen Lage wie jener Philosoph von Sinope, da er in den Gassen von Athen mit seiner Laterne nach einem „Menschen" suchte. Denn eine eigengeartete, groß und energisch ausgeprägte Dichterphysiognomie ist selten, selten wie der „Mensch" des Diogenes. In der Lyrik ist es einzig die hinter den Producten stehende bedeutende Persönlichkeit des Dichters, welche denselben ihren Werth verleiht, indem sie ihnen, wie die Muschel der feuchten Thonerde, ihr eigenes, scharf umrissenes Bild aufprägt, zugleich aber das Colorit ihrer Zeit mit hinübernimmt in diese Producte.

Wir finden nach Maßgabe dieser principiellen Voraussetzung in der ganzen Serie der uns heute vorliegenden Lyriker alten und neuen Datums neben einigen beachtungswerthen Talenten nur eine einzige volle dichterische Physiognomie. Das alte Klagelied vom Pygmäenthum der Poesie von heute wollen wir nicht mit anstimmen — der Vogel Apollon's war eben von je und zu allen Zeiten eine seltene Erscheinung unter den Dohlen des Marktes. Aber es flötet unter ihnen dennoch mancher hübsche Vogel sein Lied, und wir lassen es uns gefallen, lauschen ihm und — vergessen es.

Die ritterliche Galanterie erheischt es, daß wir bei unserer heutigen kritischen Revue dem schönen Geschlecht den üblichen Vortritt lassen. So führen wir denn zuerst drei Damen in die lyrische Arena, von denen die erste bereits durch eine frühere Edition von „Gedichten" vortheilhaft bekannt ist, die beiden andern aber unsers Wissens mit den vorliegenden poetischen Sammlungen debutiren: Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, Elisabeth Gutzkowski und Auguste Zinck. Diese Dichterinnen gebieten alle drei in gleichem Maße über eine gewandte, leichtfließende poetische Form, die sich bei der erstern, dem tiefern Gedankeninhalt ihrer Poesie gemäß, hier und da zu kühnern und freiern Strophenbildungen erhebt, während sie bei unsern beiden Debutantinnen nur ganz vereinzelt über die Einfachheit des sangbaren Liedes hinausgreift.

Wilhelmine Gräfin von Wickenburg-Almásy documentirt in ihren „Neuen Gedichten" (Nr. 1) ein schätzbares Talent. Mit dem Auge des Denkers vertieft sie sich nach allen Seiten hin in das Weltleben, indem sie es bald objectiv betrachtet und nachgestaltet, bald in den bewegten Wogen subjectiver Empfindung seine Gebilde widerspiegelt. Es weht eine geistige Atmosphäre in diesen Gedichten. Aber sie gehen weniger in den Kern der Dinge ein, als sie die Peripherie derselben mit sinnreichen Arabesken schmücken. Sie sind mehr poetische Studien eines feinen Kopfes als künstlerische Thaten einer originellen Persönlichkeit. Sie verrathen viel Geist und Herz, viel Gesinnung und Geschmack, aber es fehlt ihnen jene prägnante

Eigenthümlichkeit des Genies, welche sie vor andern Producten ihrer Gattung auszuzeichnen im Stande wäre. Für die große Formgewandtheit der Verfasserin sprechen Gedichte wie „Waldesdunkel", welches durch wirkungsvolle Alliterationen excellirt. Dagegen erscheint uns die Form des Gedichts: „Sich dem Glück dahinzugeben", virtuosenhaft und gemacht. Als besonders gelungen sind hervorzuheben: „Wie Wolken hinsausend", „Mondgesicht", „Glück" und „Geweihter Tag". Die „Ungarischen Volkslieder" treffen den volksthümlichen Ton glücklich und bieten viel des Anmuthigen. Als charakteristische Proben der dichterischen Doppelnatur der Gräfin Almásy mögen hier zwei Gedichte stehen, von denen das eine eine fast männliche Thatensehnsucht, das andere eine echt weibliche Hingebung athmet:

Schließ dich auf, bewegtes Leben,
Zeig' dich meinem Sehnsuchtsblick!
Thaten leihe meinem Streben
Und ein reicheres Geschick!

Müde bin ich dieses Träumen,
Dieses Baun im Wolkendunst;
Lebenswellen hör' ich schäumen
Nur im Traumbereich der Kunst.

Nur ein Ahnen und Errathen,
Wie in Dämmerung gehüllt!
Kein Erleben, keine Thaten,
Nur ein Sehnen unerfüllt.

Nur ein inneres „Sichfühlen",
Eine glühnde Thatenlust,
Und die Schmerzen, die da wühlen
In der sehnsuchtsvollen Brust.

Nur ein still ermüdend Ringen,
Und kein Kampf, der Ruhm verleiht,
Nur ein Spielen mit den Dingen,
Und der Ernst nicht, der sie weiht.

Schließ dich auf, bewegtes Leben,
Zeig' dich meinem Sehnsuchtsblick!
Thaten leihe meinem Streben
Und ein reicheres Geschick!

Ferner:

Du bist der Stamm, ich bin die Ranke,
Du stehest fest, auch ohne mich;
Ich aber, Liebster, beb' und wanke
Und sinke kraftlos — ohne dich.

Und darf ich schmücken auch dein Leben
Und dich umklammern inniglich,
Du mußt mich stützen, heben —
Du bist der Stamm — die Ranke ich.

Wenn die eben besprochene Dichterin durch Geist und Reflexion glänzt, so beweist dagegen Elisabeth Guzkowski in ihren „Gedichten" (Nr. 2) mehr Empfindung als Geist. Ihre hübschen Lieder fließen wie ein klarer Waldbach aus der Tiefe des Frauenherzens, sinnig und zart, wie eben nur ein solches sie hervorbringen kann. Am meisten haben uns in dieser Sammlung die „Lieder der Braut" angesprochen. Man höre aus ihnen das folgende:

Meine Liebe.

Meine Lieb' ist eine Taube,
Die den Flug zum Himmel hebt,
Losgelöst vom Erdenstaube
Segnend dir das Haupt umschwebt.

Meine Lieb' ist eine Rose,
Dir nur spendend ihren Duft,
Daß dich schmeichlerisch umkose
Selbst im Winter Frühlingsluft.

Meine Lieb' ist eine Quelle —
Durch den Wüstensand der Welt
Rinnt sie kühl und silberhelle,
Zur Erquickung dir bestellt.

Meine Liebe ist ein Beten,
Dir geweiht — zu jeder Frist
Dich im Himmel zu vertreten,
Bis du dort einst heimisch bist.

Was diese anmuthigen, aber freilich wenig eigenartigen Gedichte noch besonders der Beachtung empfiehlt, ist der edle Zweck, dem sie ihre Herausgabe verdanken: der Ertrag derselben ist den vom Miswachs betroffenen Esten bestimmt.

Ein den liebenswürdigen Poesien Elisabeth Guzkowski's verwandtes Talent bekundet die Liedergabe Auguste Zinck's (Nr. 3). Auch hier ist es die Welt des Herzens, jene enge aber so unendlich reiche Welt der Frau, welche uns aus den gemüthvollen Strophen der Verfasserin anspricht. Es liegt über ihnen die Beleuchtung tiefer Wehmuth ausgegossen und man fühlt es ihnen an, daß an dem Lebenshimmel der Verfasserin manche schwarze Wolke vorüberzog. Aber eine gläubige Milde geht versöhnend durch alle diese kleinen Lieder. Wer fühlte sich nicht zugleich gehoben und gerührt durch das folgende Gedicht?

Meine Mutter.

Sie ist nun alt, ihr Haar ist längst ergraut,
Und manches schwere Leid hat sie ertragen:
Drum bitt' ich euch, wenn ihr die Mutter schaut,
Der alten Frau ein freundlich Wort zu sagen.

Und wenn dort draußen liegt der Sonnenschein,
Wenn Blumen blühn und wenn die Fluren grünen,
Ein Sträußchen legt zum Fenster ihr hinein,
Damit sie weiß, der Frühling sei erschienen.

Wenn's jemand wagt und mir die Mutter kränkt,
Daß ihr die Alte wacker dann vertheidigt:
Sie hat ja auch, solang' sie lebt und denkt,
Nicht eine Seele auf der Welt beleidigt.

Und ist der Weg, auf dem sie wandelt, rauh,
Dann müßt ihr gütig sie ein Stück geleiten,
Damit auf schlimmem Pfad der alten Frau
Die schwachen, müden Füße nicht entgleiten.

Und leidet sie — ich weiß, daß sie's verschweigt,
Sie klagte nie — dann geht doch zu der Kranken:
Was ihr der Mutter Liebes je erzeigt,
Das will ich euch, solang' ich lebe, danken.

Von andern Liederblüten erwähnen wir noch: „Sprich milde Worte" und „Hoffnung". Unbedeutend ist die beigegebene kurze Prosa-Novellette: „Dem Andenken Friedrich Curschmann's".

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die „Gedichte" von F. Manfried (Nr. 4) ebenfalls als von weiblicher Hand geschrieben bezeichnen, eine Vermuthung, zu welcher uns der weiche Grundton derselben Veranlassung gab. Von ihnen gilt das bereits an den Liedern der beiden vorher besprochenen Dichterinnen Gerühmte. Sie sind, ohne originell zu sein, meistens warm empfunden und lesen sich gefällig. Doch läuft noch viel Unbedeutendes mit unter, weshalb eine Sichtung dringend geboten gewesen wäre. Als Probe aus den Manfried'schen Gedichten stehe hier:

Der höchste Feiertag.

Das ist ein rechter Feiertag,
Wenn Herz zu Herz sich neigt —
Was schon im Schacht der Seele lag,
In Wort und Blick sich zeigt;

Doch dann erst feiern wir entzückt
Das allerhöchste Fest,
Wenn Lieb' durch Liebe voll beglückt
Kein Wort uns finden läßt.

Als das Geschenk eines wirklich aus innerm Drange schaffenden Talents begrüßen wir das „Jugendparadies" von Emil Taubert (Nr. 5), dem Sohne des bekannten berliner Componisten. Dieser Dichter, welcher bereits früher „Gedichte" und „Ein Brautgeschenk" veröffentlicht hat, gemahnt uns in der vorliegenden Sammlung lebhaft an den liebenswürdigen alemannischen Dichter Hebel. Denn wie jener entnimmt auch Taubert seine Stoffe der kleinen friedlichen Welt des Dorfs, der Kinderstube und des Feldes. Es weht uns der warme Odem reiner, frommer Kindlichkeit und naiver Frische aus diesem „Jugendparadies" an. Wie reizend sind Gedichte wie: „Mein Gärtchen", „Große Wäsche" und „Störenfried"! Ein wahres Cabinetstück poetischer Kleinmalerei ist das folgende Liedchen:

Dorfstraße am Morgen.

Laut tönt der erste Hahnenschrei,
Da schütteln sich die Linden,
Erzählen ihre Träumerei
Neugier'gen Morgenwinden.

Dorfstraße schläft noch ernst und stumm,
Die Dorfuhr ruft hernieder.
Thurm hängt den Nebelmantel um,
Es fröstelu ihm die Glieder.

Die Büsche lugen regenschwer
Durch morscher Zäune Lücken.
Ein frühes Kätzlein schleicht daher
Und gähnt und streckt den Rücken.

Nur dann und wann klingt aus dem Stall
Ein Wiehern und ein Brüllen.
Die Gäule träumen Peitschenknall,
Und Wiesenluft die Füllen.

Bei aller Trefflichkeit solcher Poesie der Kindlichkeit und Unschuld darf die Kritik, zumal bei Dichtern wie Taubert, die sich bereits in bedeutendern lyrischen Tönen bewährt haben, dennoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß dieselbe dem poetischen Bedürfniß der Gegenwart in keiner Weise entgegenkommt. Unsere Zeit weist die Dichter vornehmlich auf die künstlerische Hebung und Flüssigmachung des ihr innewohnenden Gedankenschatzes hin: eine Aufgabe, welche zu lösen vor andern Gattungen der Poesie namentlich der Lyrik vorbehalten bleibt, eine Aufgabe, welche aber leider in unsern Tagen wenige Apostel gefunden hat. Zwar darf die Dichtung nirgends und zu keiner Zeit den Accent des Herzens entbehren, aber die wahre dichterische Weihe können ihr immer nur, zumal in unserer auf das Gedankenleben gerichteten Zeit, die energischern Farben des Geistes und der Gesinnung geben. Das möge auch Taubert beherzigen!

Einen Anlauf nach dieser zeitgemäßen Richtung der modernen Lyrik hin, aber keineswegs einen glücklichen, machen die „Gedichte" von Theodor Goltdammer (Nr. 6), einem Poeten, welcher bei allem anerkennungswerthen Streben nach dichterischer Gestaltung den Geist echter Inspiration nur zu oft vermissen läßt. Goltdammer hat seine Hohenzollern-Loyalität bereits früher in seinen „Preußenliedern" an den Tag gelegt, einer Sammlung wohlgemeinter patriotischer Lieder, welche den vorliegenden „Gedichten", und zwar um einige neue Nummern vermehrt, einverleibt ist. Auch aus diesen neuen „Gedichten" weht es uns oft wie berliner Hofluft an. Man fühlt bei der Lektüre derselben zu oft, daß sie ihre Entstehung einer äußern Veranlassung verdanken, nicht aber mit innerer Nothwendigkeit dem Drang des Herzens entsprungen sind. Dieses Gefühl aber hat etwas Erkältendes. Am besten lesen sich diejenigen Poesien Goltdammer's, welchen ein Balladenstoff zu Grunde liegt, wie „Der nächtliche Reiter" und „Das Mädchen von Stubbenkammer". Unter den „Preußenliedern" heben wir den „Nächtlichen Appell auf dem Wilhelmsplatze" hervor. Eine eigene Physiognomie fehlt den Gedichten Goltdammer's gänzlich. Seine Form grenzt oft an das Chronikenhafte und Trockene. Ganz hübsch ist das folgende Lied:

Wiegenlied
(am 27. Januar 1859, dem Geburtstage des ältesten Sohnes des Kronprinzen von Preußen).

Schlummre süß,
Sohn der Hohenzollern,
Hörst den lauten vollern
Jubelruf noch nicht,
Der von tausend Zungen
Grüßend dir erklungen,
Hörst ihn schlummernd nicht.
Schlummre süß!

Schlummre süß,
Enkel großer Ahnen,
Unter ihren Fahnen
Ruht es sich so schön.
Laß an deiner Wiege
Das Panier der Siege
Deine Stirn umwehn.
Schlummre süß!

Wache auf!
Herzenssohn der Preußen,
Friedrich sollst du heißen,
Wachen einst wie er;
Sollst den Namen erben,
Um den Lorber werben,
Den er trug so hehr!
Wache auf!

Die Goltdammer'schen Gedichte sind von Reichardt, Grell und Taubert vielfach componirt worden.

Wenn wir den Gedichten Goltdammer's im ganzen eine gewisse chronikale Färbung vorwerfen mußten, so gilt dies in noch höherm Grade von den „Alten Bildern und jungen Blättern" von Georg von Oertzen (Nr. 7), welche in einer etwas nüchternen Form viel Unklares und Verworrenes produciren und ein dichterisches Unvermögen bekunden, welches in der hier gewählten Sonettenform, die bekanntlich neben der strengen Folgerichtigkeit und gedrungenen Gliederung ihres Gedankeninhalts namentlich eine fein herausgemeißelte Architektonik in ihrem formellen Bau erfordert, um so mehr hervortritt. Wir bitten den Verfasser, einmal unbefangen das Sonett auf S. 103, namentlich aber dessen Schlußterzett zu prüfen. Dann wird er uns zugestehen müssen, daß unser abfälliges

Urtheil über seine Poesien ein gerechtfertigtes sei. Georg von Oertzen zeichnet sich, wie wir bereitwillig und gern gestehen, durch eine humane Gesinnung und ein wohlwollendes Herz aus; aber diese Vorzüge, welche aus vielen seiner Sonette sprechen, machen noch keinen Dichter. Zu den bessern gehört das folgende Sonett:

Hochwohlgeboren.

Durch Arztes Hand in unsre Welt gekommen,
Dies feine Kind, gestillt von einer Amme
In bunter Tracht aus kräft'gem Bauernstamme,
Wächst zierlich auf und wird in Zucht genommen

Von christlichen Hauslehrern, die beklommen
Und höflich sind. Erhitzt von keiner Flamme,
Ja nicht gekämmt mit einem rauhen Kamme,
Von keiner Arbeit jemals übernommen:

So lernt es, an gebratne Tauben geben
Sein offnes Mäulchen, lernt auch tanzen, reiten
Und würdevoll nach Eleganz zu streben.

Doch brausen Stürme, dann, wo Männer streiten,
Entschlüpft es aus dem Garn von Lieb' und Leben
Kühl in die Aalhaut glatter Höflichkeiten.

Man muß zugeben, daß bei aller Ungefügigkeit der Form und Manierirtheit des Ausdrucks aus diesen Strophen ein Stachel gesunder Satire hervorblickt, der um so mehr Achtung verdient, da Hr. von Oertzen selbst zu den „Hochwohlgeborenen" gehört, deren in der That mitunter höchst verschrobene pädagogische Maximen er hier geiselt.

Die „Gedichte" von F. J. F. Hochmuth (Nr. 8), in welchem wir, wie aus dem Gedicht „An die Muse" hervorgeht, einen noch sehr jugendlichen Dichter kennen lernen, sind nach der formellen Seite hin ziemlich gewandt, zeigen aber in ihrem geistigen Gehalt noch eine gewisse Unreife, welche sich namentlich in dem Mangel an conciser und einheitlicher Composition der meistens etwas langathmigen Gedichte documentirt. Wo Hochmuth reflectirt, da geräth er meistens in jene unklare Zerfahrenheit und seraphische Verzückung, welche durch Klopstock und seine Schule in unserer Literatur repräsentirt wird, eine längst überwundene Phase der Lyrik, gegen welche, wenn sie als Anachronismus noch einmal wieder auftaucht, die moderne Kritik energisch protestiren muß. In den Adern unserer Dichter soll das Blut der Gegenwart pulsiren. Glücklicher schafft Hochmuth meistens da, wo er gestaltet, so in „Komeles Traumgesicht", „Johann der Blinde" und namentlich in dem sehr schönen Gedicht „Farnimund". Die Länge dieser Gedichte, die ihren Werth beeinträchtigt, macht es uns leider unmöglich, sie hier folgen zu lassen. Von tiefem und innigem Gefühl zeugt die „Elegie am Grabe eines Freundes", in welcher es heißt:

Alle deine Träume sind zerronnen,
Sind verblüht schon in des Lenzes Pracht;
Alle deine goldig-süßen Wonnen
Sanken mit dir in die Grabesnacht.

Aber deine Liebe hat gezündet,
Lächelt ewig uns mit süßem Schein;
Sie hat dir ein stolzes Mal gegründet,
Zaubervoller als von Erz und Stein.

— — — — — — — — — — —

Wenn die Todten auferstehen,
Wenn der Geist den Körper neu beseelt,
Werden wir uns wiedersehen
Ewig durch der Liebe Band vermählt.

Unser jugendlicher Dichter wird vielleicht einmal etwas Tüchtiges leisten. Nur muß seine Muse zuvor lernen, mit den Factoren des wirklichen Lebens zu rechnen und prägnanter zu gestalten. In Bezug auf die Hochmuth'sche Form müssen wir noch erwähnen, daß Reime wie: „stehe" und „Höhe", „Leiden" und „Zeiten" und „wöllen" und „welken", heute, nachdem ein Platen unsere Sprache von den prosodischen Schlacken unserer classischen Literaturperiode gereinigt hat, vor dem kritischen Richterstuhl keine Gnade mehr finden dürfen. Auch sind Hochmuth's Verse, wie die letzte Strophe des angeführten Gedichts beweist, nicht immer correct gebaut. Wir möchten den talentvollen Verfasser, und viele andere Poeten mit ihm, bei Platen in die Schule schicken. Das Ferment des Eigenartigen fehlt auch Hochmuth's Gedichten.

Im Gegensatz zu der durchweg ernstgestimmten, contemplativen Natur des eben besprochenen Dichters tritt dieses Moment fast ganz zurück in den „Gedichten" von Wilhelm Stein (Nr. 9), aus welchen eine blühende Sinnlichkeit spricht, welche, aller Reflexion abhold, mit den kecken Farben einer gesunden Erotik zu malen versteht, ohne indessen immer die gebotenen Grenzen der Decenz innezuhalten. Die in nicht ganz correcten Distichen geschriebene „Idylle" und das Gedicht „Diebe" sind taktlos und lasciv. Die erstere gehört entschieden in die Rubrik „des Nackten". Das „Mädchenkummer" überschriebene Gedicht ist geradezu unmoralisch zu nennen. Stein scheint durch das seinen Poesien eigene, vorwiegend sinnliche Colorit besonders auf erotisch gefärbte Balladenstoffe hingewiesen zu werden, und man muß gestehen, daß er in dieser Gattung schon in der vorliegenden Sammlung Lesbares geleistet hat, wie die beiden folgenden Proben beweisen mögen:

Die Räuberbraut.

„Leg' auf die Seite den Rosenkranz,
Geh mit zum Tanz!
Schon klingen die Flöten und Geigen,
Was willst du dich denn nicht zeigen?" —

„Ich bin so matt, ich bin so müd',
Mein Blut, das glüht,
Ich hatt' einen Traum, einen herben,
Mir ist's so weh zum Sterben.

„Mir träumte schon dreimal um Mitternacht,
Die Thür ginge sacht,
Ich fühlte ein kühles Wehen
Und konnte doch niemand sehen.

„Ich fühlte auch auf der Brust — gewiß —
Einen scharfen Biß (!)
Und spürte in heißen Wellen
Mein Herzblut langsam entquellen.

„Und was es war — ich ahne es schier —
O, bete mit mir!
Mein Schatz, dem den Tod ich gegeben,
Er kommt und entzieht mir das Leben.

„Ich hab' ihn verrathen um blankes Gold,
Was nie ich gesollt;
Ums Hochgericht flattern die Raben;
Dort bleichet er unbegraben." —

„Hilf, Himmel, o rufe den Pater gleich!
Du wirst so bleich."
Zu spät, zu spät kommt die Reue;
Der Tod rächt gebrochene Treue.

Mag man über die sprachliche Einkleidung dieses Gedichts denken wie man will, jedenfalls hat es den echten Tenor der Ballade. Dasselbe gilt von:

Senora.

Senora, Ihr seid krank.
Verändert seid Ihr ganz —
Wie habt Ihr leidenschaftlich
Geliebt den Tanz.

Sonst, wenn Musik erklang,
Habt Ihr gestrahlt vor Glück,
Jetzt schleicht Ihr leis' davon
Mit finsterm Blick.

Senora, wißt Ihr noch,
Wie ich einst um Euch warb?
Wie Ihr mich habt verschmäht,
Wie Liebe starb?

Senora, denkt Ihr noch
An jene Nacht so warm,
Wie Ihr dem fremden Mann
Geglüht im Arm?

Senora, hättet Ihr
Zwei Degen kreuzen sehn —
Was bebt Ihr denn so sehr?
Es ist geschehn.

Senora, Blut vertilgt
Nicht Liebe und nicht Haß —
Senora, Ihr seid krank,
Ihr seid sehr blaß.

Daß unser Dichter indessen auch sanftere Töne anzuschlagen versteht, beweist das hübsche Lied: „Zu dir." In Bezug auf die Form läßt auch Wilhelm Stein manches zu wünschen übrig. Hier und da ist in seinen Versen ein Fuß zu viel oder zu wenig, und unreine Reime laufen häufig mit unter. Stein, welcher bereits früher frische Gedichte in schwäbischer Mundart unter dem Titel: „Us 'm Neckerdhal", veröffentlichte, hat Talent, aber keine Physiognomie — die alte Leier! Er theilt diesen Mangel mit den sämmtlichen vor ihm in dieser Revue besprochenen Dichtern und Dichterinnen.

Auch die „Gedichte und Lieder" von C. Hoffmann (Nr. 10) sind ohne eine frappante Physiognomie, aber sie flößen in hohem Grade Ehrfurcht ein vor dem Charakter ihres Verfassers. Hoffmann lebt in Jaffa in Palästina, „in der schwierigen Aufgabe begriffen, Bahn für eine christliche Colonisation im Heiligen Lande zu brechen", wie er in der Vorrede sagt, und sendet seine Gedichte, welche meistens biblische Stoffe in Legendenform behandeln, als einen poetischen Gruß in die ferne deutsche Heimat. Dieselben stammen mit wenigen spätern Ausnahmen aus den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts — der Verfasser fand erst jetzt Muße, sie zu sammeln — und bekunden durchweg dichterisches Wesen und Formgewandtheit. Sie haben einen gewissen großen Zug und gemahnen uns wie Fresken aus der heiligen Geschichte. In den „Cedern des Libanon" singt Hoffmann:

Des Berges Fürsten sind gefallen,
Geraubt ist Libans Herrlichkeit,
Und Asche sind des Tempels Hallen,
Dem er den grünen Schmuck geweiht.
Kahl blickt der Libanon zum Thale,
Gehüllt in finstres Wolkenmeer.
Kahl raucht, gedörrt vom Mittagsstrahle,
Des Tempels Stätte, ewigleer.

Seit Golgatha, mit Blut begossen,
Der Früchte köstlichste gezeugt,
Ist fest des Himmels Thor verschlossen
Dem Libanon, der trauernd schweigt.
Verhallt schon längst sind jene Töne,
Die ihn belebt mit Lust und Schmerz;
Stumm drückt er seine letzten Söhne
An sein zerrissnes Felsenherz.

Mag unter ihm der Schlachtlärm walten,
Schneekleid verhüllen sein Gesicht,
Der Blitzstrahl seine Gipfel spalten,
Es weckt ihn aus der Trauer nicht.
Um seine letzten Cedern wehen
Die Stürme wol in finstrer Nacht;
Doch seine letzten Cedern stehen
Und trotzen aller Stürme Macht.

— — — — — — — — —

Wenn einst Judäas letzter Sprosse
Fern draußen in der weiten Welt,
Der Heiden frevelnder Genosse,
Vom Glauben seiner Väter fällt,
Dann hört man weitumher verhallen
Dumpf rollend seines Donners Ton,
Und seine letzten Cedern fallen
Sieht dann der stolze Libanon.

(Gedichtet 1834.)

Das ist echte Poesie! Es spricht etwas Grandioses aus der lapidarischen Kürze dieser Strophen, etwas Weltweites und Fernhinschauendes. Aber die Perle der Sammlung ist das den Gedichten beigegebene lyrische Drama „Maria" (1843 gedichtet), welches von dem christlichen Geist des edeln Dichters voll ist und, namentlich in der wuchtigen Gewalt seiner Chöre, etwas Ehrfurchtgebietendes hat. Es behandelt die Passionsgeschichte Christi. Und dennoch — bei aller ihrer Gedankentiefe und Formschönheit haben diese palästinischen Gedichte, obgleich der Weihrauch des Heiligen Grabes aus ihnen duftet und vielleicht eben deshalb, für den Leser der Gegenwart etwas Fremdartiges, Vormärzliches. Man fühlt es ihnen an, daß sie meistens vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben worden. Sie haben nichts vom Pulsschlag der modernen Dichtung, welche unmöglich den Beruf haben kann, Legenden im Munde, sich rückwärts zu träumen in die verstaubten Bahnen asiatischen Culturlebens, sondern welche den Blick nach vorwärts gezogen fühlt in die Zukunft und sinnend über den großen Gedanken der Zeit sitzt.

Die großen Gedanken der Zeit, der Gegenwart — das ist die Losung, welche derjenige Dichter auf sein Banner geschrieben hat, welcher als der einzige unter den hier besprochenen die klar ausgeprägte Physiognomie energischer Männlichkeit und selbstbewußter dichterischer Mission trägt, das ist die Losung Friedrich Kraffer's, des Verfassers der Zeitgedichte: „Offenes Visir!" (Nr. 11.) Welch einen Gegensatz zu den palästinischen Legenden Hoffmann's — mit Respect vor denselben sei's gesagt! — bilden diese freimüthigen poetischen Proteste gegen alles Verkommene und Veraltete in Gesellschaft und Staat; Gedichte, welche in fast makelloser Form sich zu Sachwaltern der edelsten Tendenzen des Zeitgeistes machen. Es ist nicht die Einseitigkeit einer schalen Idealität, welche sich die Unzulänglichkeiten und Schäden der Gegenwart mit einer erträumten „bessern Zukunft" übergoldet, es ist nicht der Stoicismus eines zahmen Optimismus, der die Welt geduldig nimmt wie sie ist, und zu den Dingen spricht: „Ihr seid gut, wie

ihr seid", sondern es ist der unbefangen und unbestochen mit den realen Zuständen calculirende Scharfsinn des Philosophen, welcher in Krasser's Poesien, das poetische Wort geschickt als Waffe handhabend, Fronte macht gegen die Unnatur und Unwahrheit dieser Tage und unter der Fahne der Freigeisterei für eine freie Entwickelung der Menschheit streitet. In dem Gedicht „Verwegener Wunsch" sagt Krasser:

Ich wollt', es wär' mein Genius
Ein Feuergeist voll Licht und Flammen
Und unter seinem Lavaguß
Sänk' jedes Zwingherrn Bau zusammen;
Es tilgte seine heil'ge Glut
Verheerend in gewalt'gem Brande
Der gift'gen Lüge Schlangenbrut,
Des Aberglaubens ew'ge Schande!

Ich wollt', es würd' zum Schwert sofort
Mein Lied in seinem wilden Grimme,
Ein Donnerkeil mein zürnend Wort,
Ein Racheblitz des Sängers Stimme;
Und Donner, Blitz und Schwert zugleich
Führ' in die Herzen der Zeloten
Und säuberte mit einem Streich
Die Welt von Muckern und Despoten!

— — — — — — — — —

Wo gibt's ein Lied, das retten kann,
Ein Schwert, die Hyder zu zerschmettern?
Um diesen heil'gen Talisman
Wollt' ringen ich mit Sturm und Wettern,
Wollt' pilgern um das Erdenrund,
Vom eis'gen Pol zur Glut der Tropen,
Wollt' tauchen in des Aetna Schlund
Zur Feueresse der Cyklopen!

Ihm ist die Geschichte ein ewiges Ringen und Sehnen der Menschheit nach Befreiung und Freiheit. Noch liegt der Mensch in den Banden des Aberglaubens und der Knechtschaft:

Jahrtausende sind drüber hingegangen,
Ob jenem tiefen Weh, das ihn verzehrt,
Er hat Jahrtausende mit Todesbangen
Des Elends übervollen Kelch geleert;
Es war von je sein Leben und sein Streben
Ein wilder Kampf mit Leib- und Seelennoth,
Ein finstrer Dämon schuf ihn zum Verderben,
Und sein Erlöser war allein der Tod.

O sprecht mir nicht von Glücklichen und Frohen!
Der Menschheit große Masse war es nicht —
Es sanken ihre edelsten Heroen
Durch Scheiterhaufen, Kreuz und Hochgericht;
Die wen'gen aber, die sich wohlgemuthet
Des Lebens freuten, hatten wol kein Herz,
Sonst hätten sie gelitten und geblutet
Bei ihrer Brüder ungeheuerm Schmerz.

— — — — — — — — — —

Was hat das Dogma je geleistet,
Das ihr den Völkern pflanztet ins Gemüth?
Wer ist's, der zu behaupten sich erdreistet,
Daß dies auch eine Wahrheit nur errieth?
Wann gab es je auf unsre bangen Fragen
Endgültigen und redlichen Bescheid?
Wann hat es je die Welt von Noth und Plagen,
Den Geist vom Alp der Zweifelsucht befreit?

Krasser's Polemik gegen den Mysticismus hat etwas Imponirendes. In dem Gedicht „A bas!" ruft er aus:

Hinab mit euch zum tiefsten Grund,
Ihr Helden der Sophistik!
Hinweg mit dir vom Erdenrund,
Du Kuttencorps der Mystik!
Die Freiheit soll um ihren Thron
Fortan die Völker scharen,
Die Tyrannei mit Schimpf und Hohn
Zu allen Teufeln fahren!

Von der Wissenschaft und der Klarheit des Denkens erwartet er das Heil in Kirche, Schule und Staat:

Ohne Säumen laßt das Träumen,
Draus des Irrthums Quellen schäumen —
Wollt ihr Menschen sein, humane:
Lest im Wissensalkorane,
In dem Buch voll Licht und Klarheit,
'S gibt kein ander Buch der Wahrheit —
Pauperismus, Communismus
Brachte euer Mysticismus.

— — — — — — — —

Zitternd wanken schon die Schranken
Vor dem Sturmlauf der Gedanken —
Sträubt vergebens euch nicht länger,
Fürsten, Priester, Geistesdränger!
Laßt der Menschheit heißes Ringen
Nach Glückseligkeit gelingen.
Bebend wanken alle Schranken
Vor dem Heerbann der Gedanken.

Die dichterische Begabung Krasser's ist ohne Zweifel eine vielversprechende. Die gemeinen Talente des Alltags gehen ohne Eigenartigkeit in den ausgetretenen Gleisen dichterischer Production einher — und verschwinden. Wer aber schon bei seinem ersten Auftreten so selbständig aus den geistigen Strömungen der Gegenwart zu schöpfen und seine poetischen Gebilde mit so eigenem Aroma zu umgießen weiß wie Krasser, der berechtigt zu kühnern Hoffnungen. Allein das Interesse und die Empfänglichkeit des Publikums für die gedankenvolle Lyrik ist in unsern Tagen bis auf den Gefrierpunkt herabgefallen. Wird man auch gegenüber den Poesien Krasser's zur Tagesordnung übergehen? Wir dürfen hier die angenehme Pflicht des Kritikers, auf tüchtige Erscheinungen aufmerksam zu machen, nicht versäumen: wir empfehlen die vorliegenden Zeitgedichte von Friedrich Krasser einer allseitigen Würdigung; denn sie haben etwas vom echten Kunststil und sind mit den Ideen der Gegenwart gesättigt.

Schließlich mögen hier noch einige Worte der Anerkennung über die in klangvollen ottave rime geschriebene Dichtung „Perpetua", von Gustav Pasig (Nr. 12), Platz finden, da die Beurtheilung derselben sich wegen des vorwiegend lyrischen Colorits der hübschen Erzählung an diese Besprechung lyrischer Gedichte passend anschließt. „Perpetua" versetzt uns in die Zeit der ersten Christengemeinden und hat Karthago zum Schauplatz. Der poetische Conflict der Dichtung liegt in der Collision des aufblühenden Christenthums mit dem untergehenden Heidenthum: einem welthistorischen Kampfe, welcher uns hier in dem Seelenstreit der beiden Hauptträger der Erzählung, der edeln Perpetua und ihres Bruders Placidus, welche beide die Taufe der Christen empfangen haben, mit Geschick in der äußern Anordnung der fortschreitenden Handlung und mit vielem Feuer in der dichterischen Gestaltung der handelnden Charaktere auf der schmälern Basis der Familie veranschaulicht wird, ohne uns tiefere Perspectiven in die geschichtliche Constellation der damaligen Zeit zu eröffnen. Beide Geschwister sind durch zärtliche Leidenschaft an heidnische Geliebte, Perpetua an den stolzen Glaukus,

Placidus an die schöne Blanda, gebunden. In beiden siegt der Glaube über die Liebe; sie sterben auf Geheiß des Proconsuls mit der ganzen karthagischen Christengemeinde unter den Zähnen der Bestien des Circus. Ohne weiter auf die Einzelheiten der Handlung der kleinen Dichtung einzugehen, bezeichnen wir den Ausgang des zweiten Gesangs als besonders gelungen, wie auch das Schlußtableau des Ganzen, die höchst lebhafte Schilderung des Blutbades im Circus eine effectvolle Wirkung nicht verfehlt. Der Verfasser hat in dieser interessanten poetischen Erzählung eine hübsche Talentprobe abgelegt, die geeignet wäre, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn zu lenken, wenn die poetische Erzählung in unsern Tagen überhaupt noch ein Publikum hätte.

Preußische Geschichte.

1. Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'schen Fürsten. Nach den besten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände des preußischen und deutschen Volks gewidmet von E. von Cosel. Erster bis dritter Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg, fortgesetzt von Friedrich Althaus. Fünfter und sechster Band. Mit 7 Tafeln in mehrfarbigem Steindruck. Berlin, von Decker. 1869. Gr. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.
3. Geschichte des preußischen Staats. Von Felix Eberty. Zweite Abtheilung. Erster und zweiter Band. 1740—63. (Des ganzen Werkes dritter und vierter Band.) Breslau, Trewendt. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs. Von E. Reimann. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seitdem die Ereignisse des Jahres 1866 in die bis dahin mehr und mehr zum Stillstand neigende Geschichte Preußens und Deutschlands neue Bewegung gebracht und an Stelle der bisher herrschenden trägen Langsamkeit ein kräftiges pulsirendes Leben erweckt haben, hat auch die Geschichtschreibung einen nachdrücklichen Antrieb mehr empfangen, sich gerade der Entwickelung Preußens zuzuwenden und in der Vergangenheit des nunmehr an die Spitze Deutschlands getretenen Staats die ersten Keime und Anfänge des endlich wenigstens theilweise verwirklichten deutschen Staats aufzusuchen. Hat doch die preußische Geschichte, welche bisher in einem sehr wohlgemeinten, aber keineswegs nützlichen Patriotismus oft der exclusivsten Art befangen und schon deshalb für den Nichtpreußen oft mit einem unangenehmen Beigeschmack behaftet war, jetzt eine ganz andere Bedeutung gewonnen, da das, was früher einige wenige Einsichtsvolle erkannten, andere nur unklar fühlten, eine allgemein einleuchtende, durch die Gewalt wuchtiger Thatsachen auch den sich Sträubenden völlig zur Erkenntniß gebrachte Wahrheit geworden ist, daß nämlich Preußen der Staat der deutschen Zukunft ist und daß die Zukunft Deutschlands nur in der Preußens gewonnen werden kann. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Werken über die preußische Geschichte sind, von diesem durch die jüngste Vergangenheit so nachdrücklich hervorgehobenen Gesichtspunkt ausgehend, während der letzten Jahre in die Oeffentlichkeit getreten; ältere Werke, deren Anfänge bei ihrem größern Umfange noch vor die Ereignisse von 1866 zurückreichen, sind ebenfalls durch den gewaltigen Umschwung des merkwürdigen Jahres wesentlich beeinflußt worden, und haben, indem sie zu der so entscheidenden jüngsten Vergangenheit klar und bestimmt Stellung zu nehmen genöthigt wurden, ein neues Interesse gewonnen. Daß aber eins von diesen Werken sich auf die Höhe der Zeit zu erheben und dem dieselbe beherrschenden und durchdringenden Gedanken völlig gerecht zu werden vermocht hätte, kann nicht behauptet werden; vielmehr bleiben die meisten sehr weit hinter den Ansprüchen zurück, die man an ein diesen Stoff behandelndes Buch machen muß, wenn dasselbe wirklich aus den Ideen, welche die Zeit erfüllen, hervorgewachsen sein soll. Unsere preußische Geschichtschreibung liegt noch — und daraus zunächst erklären sich viele auch noch den neuesten hierhergehörigen Werken anhaftende Mängel — in dem Bann einer althergebrachten, für die Anforderungen der neuen Zeit viel zu engen Schablone, wie sie durch die ersten bedeutendern Versuche auf diesem Gebiete festgestellt worden ist. Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auch in d. Bl. auf die Gebrechen hinzuweisen, aus denen dieses Zurückbleiben der preußischen Geschichtschreibung hinter der staatlichen Entwickelung Preußens und Deutschlands zumeist zu erklären ist, und auf die Art und Weise, in welcher nach unserer Meinung eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Geschichte Preußens angelegt werden müßte. Die meisten sogenannten preußischen Geschichten sind nämlich weniger Geschichten des preußischen Landes und Volkes, als vielmehr der Hohenzollern'schen Herrscher des brandenburgisch-preußischen Staats. Die untrennbare Zusammengehörigkeit von Fürst und Volk abzuleugnen, wird keinem in den Sinn kommen, am wenigsten gerade in der preußischen Geschichte, wo die persönliche Bedeutung des Herrschers entscheidender zur Geltung gekommen ist als in manchen andern Staaten. Eben aus diesem Verhältniß aber erklärt sich die überwiegend persönliche Färbung, welche den Bearbeitungen der preußischen Geschichte bis in die neueste Zeit eigen geblieben ist. Hat diese Art der geschichtlichen Auffassung an und für sich schon ihr Bedenkliches, so muß sie vollends zu ganz absonderlichen Consequenzen führen, wo es sich um thatsächlich nicht bedeutende und hinter den Aufgaben ihrer Zeit zurückgebliebene Regenten handelt. Bei dieser ganzen Richtung liegt die Gefahr nahe, daß die Geschichtschreibung auch da in einen panegyrischen Ton verfällt, wo derselbe am allerwenigsten angebracht ist, und ihre Aufgabe nicht in der Ueberlieferung ungeschminkter Wahrheit sucht, sondern in officiellen und oft übermäßig loyalen Lobpreisungen. Wollten wir die lange Reihe hierhergehöriger Werke durchgehen, bei der Mehrzahl — dessen sind wir sicher — würden diese Eigenthümlichkeiten auf den ersten Blick in die Augen fallen.

Den Gegensatz zu dieser Art, die preußische Geschichte zu einem fürstlichen Ehrenspiegel umzuwandeln, möchte man nicht mit Unrecht in jenen Werken sehen, in denen die historischen Verhältnisse, des persönlichen Moments fast ganz entkleidet, mit diplomatisirender Spitzfindigkeit zu lauter „Fragen" zurechtdestillirt werden; den sichern Boden realer Verhältnisse verliert man in ihnen sehr bald unter den Füßen und fühlt sich versetzt in die von lauter Hypothesen erfüllten Regionen der allein im Geheimniß der Cabinete und in den Chiffren der Depeschen arbeitenden höhern Politik. Man möchte diese beiden Extreme miteinander zu einem neuen Ganzen verschmelzen: es käme dann wenigstens etwas Brauchbareres heraus. Solange aber einerseits das dynastische Moment so ausschließlich betont, andererseits die Geschichte verflüchtigt wird zu Complicationen, in denen außer schreibseligen Diplomaten niemand etwas Bedeutendes an wahrhaft geschichtlichem Leben zu erkennen vermag, solange werden wir auch keine preußische Geschichte besitzen, welche den herrlichen, für die nationale Entwickelung unsers Volks so hochbedeutenden Stoff in seiner ganzen Wirksamkeit zur Geltung zu bringen geeignet ist. Die welthistorische Bedeutung solcher Persönlichkeiten, wie die preußische Geschichte uns im Großen Kurfürsten und in Friedrich dem Großen darstellt, anzuzweifeln, wird niemand versuchen; wenn aber diese Geschichte zugleich die Geschichte ihres Staats, ja ihrer ganzen Zeit ist, so findet ein gleiches Verhältniß doch bei keinem andern Fürsten des Hohenzollern'schen Hauses statt. Der erste und größte Antheil an dem, was aus Preußen geworden, muß dem preußischen Volke angerechnet werden, denn dieses hat seinem Vaterlande, dem von den Hohenzollern regierten Staate seine ehrfurchtgebietende Stellung in kriegerischen Mühsalen sowie in friedlicher Arbeit erstritten und errungen.

Auch in den oben verzeichneten neuern Werken über die Geschichte Preußens finden wir für die eben entwickelten Bedenken der Belege genug: diejenigen gerade, die am entschiedensten mit der Absicht populär zu werden auftreten, werden diese Absicht am wenigsten erreichen, weil sie am meisten und am auffallendsten alle die Gebrechen an sich tragen, von denen wir erwähnten, daß sie der preußischen Geschichtschreibung im allgemeinen anhaften.

Gleich das an erster Stelle aufgeführte Werk: „Geschichte des preußischen Staats und Volks unter den Hohenzollern'schen Fürsten" (Nr. 1), von E. von Cosel, ist durch das oben im allgemeinen Gesagte so gut wie vollständig charakterisirt. Daß der Verfasser die einschlagende Literatur gewissenhaft studirt und dadurch ein recht reichhaltiges Material zusammengebracht hat, wird ihm niemand ableugnen. Doch ist er damit noch nicht weiter gekommen, als daß er eine umfangreiche Compilation geliefert hat. Neues, eine Bereicherung unserer Kenntniß von dem Thatsächlichen konnten wir nirgends bemerken. Auch in der Darstellung der kriegerischen Begebenheiten, für welche in dem beigegebenen Prospect auf die dem Verfasser zu Gebote stehenden Materialien des preußischen Generalstabes als eine besonders werthvolle Quelle verwiesen wird, ist uns, soweit das Werk bisjetzt vorliegt, kein wesentlich neues Moment aufgefallen; ja, wir müssen gleich hier bemerken, daß gerade diese Seite an einigen besonders wichtigen Stellen nicht nur knapp, sondern geradezu ungenügend behandelt ist: wer wird z. B. aus dem, was hier über die Schlacht bei Leuthen gesagt wird, ein Bild von dem Gange des merkwürdigen Kampfes gewinnen, da selbst der bekannten schrägen Schlachtordnung auch nicht mit einem Worte gedacht wird?

Von dem Werke, welches der Verfasser den Gebildeten aller Stände des preußischen und des deutschen Volks widmet, also zu einem Volksbuche bestimmt, wie dasselbe denn auch im Prospect nicht blos den Kriegsschulen und Cadettenhäusern des Norddeutschen Bundes, sondern auch der Bibliothek jeder gebildeten Familie empfohlen wird, liegen uns bisjetzt drei Bände vor, in denen die Geschichte Preußens bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. geführt wird. Zwei Bände sollen nachfolgen, und zwar soll der Stoff auf dieselben so vertheilt werden, daß der vierte die Geschichte Friedrich Wilhelm's III. bis zur Beendigung der Befreiungskriege, und der fünfte die Zeit von 1815—66 behandeln wird. Das ist für ein Werk, welches seine Leser in der großen Menge der Gebildeten sucht, ein etwas gewaltiger Umfang: durch fünf so compreß gedruckte Bände sich hindurchzuarbeiten wird es in diesen Kreisen den meisten wol an Geduld fehlen. Auch die Darstellung ist nicht der Art, daß sie den mächtigen Umfang vergessen machen und den Leser unmerklich von einem Bande zum andern gelangen lassen könnte. Es fehlt derselben vor allem an Einheit, an klarer Ordnung und Uebersichtlichkeit; dabei leidet sie an einer Ungleichmäßigkeit der Ausführung, die oft überraschen muß. Zusammengehöriges wird getrennt, an späterer Stelle erst Vorzubringendes zu früh gelegentlich eingeschoben mit der bis zur Ermüdung wiederkehrenden Wendung „der Vollständigkeit halber möge hier gleich bemerkt sein"; was früher hätte erwähnt werden müssen, kommt erst da vor, wo es eigentlich schon als bekannt vorausgesetzt werden mußte. Fortwährend behält so der aufmerksame Leser den Eindruck einer nicht völlig verarbeiteten Compilation, deren einzelne Bestandtheile nicht zu einem Ganzen zusammengewachsen, sondern rein äußerlich aneinandergefügt sind; die zahlreichen, immer besonders hervorgehobenen, oft ganz unnöthigen Citate stören geradezu. Fragen von der größten Wichtigkeit werden entweder nur beiläufig berührt oder auch ganz mit Stillschweigen übergangen, an andern Stellen dagegen wird nicht zur Sache Gehöriges mit ermüdender Breite eingeflochten. So wird einmal die doch im wesentlichen als bekannt vorauszusetzende Geschichte der Reformation mit unnöthiger Ausführlichkeit erzählt, die Geschichte Preußens bis zu seiner Vereinigung mit Brandenburg dagegen so obenhin abgefertigt, daß niemand zu der Einsicht kommen wird, daß erst die Vereinigung mit Preußen Brandenburg zum Staate gemacht und streng genommen die Wiege des preußischen Staats als eines solchen nicht an der Spree, sondern an der Weichsel gestanden hat. Später wird die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs mit einer hier in keiner Weise begründeten Ausführlichkeit erzählt; von dem für die Geschichte des Großen Kurfürsten so hochwichtigen polnisch-schwedischen Kriege dagen erfährt der Leser kaum das

Allernothdürftigste. An vielen andern Stellen werden dann Ereignisse, die nicht an sich, sondern nur durch ihre Stellung inmitten der eigenthümlichen Verwickelungen der ganzen Zeit eine größere Bedeutung beanspruchen können, von diesem Zusammenhange gelöst und daher so dargestellt, daß man ihren eigenthümlichen Werth gar nicht zu begreifen vermag. So hat das Auftreten des falschen Waldemar (1348), wie es hier berichtet wird, gar nichts historisch Denkwürdiges; von wirklicher Bedeutung wird dasselbe erst, wenn man es erkennt als den Höhepunkt des damals in ganz Deutschland zwischen den Luxemburgern und Wittelsbachern durchgefochtenen Kampfes. Selbst der Jülich-Clevesche Erbfolgestreit, ein Ereigniß von europäischer Bedeutung, das ohne den plötzlichen Tod Heinrich's IV. von Frankreich den Kampf zum Ausbruch gebracht hätte, der zehn Jahre später durch die Vorgänge in Böhmen erregt wurde und Deutschland für die nächsten dreißig Jahre namenlosen Greueln preisgab, sinkt, so aus dem großen historischen Zusammenhang herausgerissen, wie er hier vorgetragen wird, zu einem aus rein dynastischen Interessen geführten Zwiste herab.

Mit dieser Oberflächlichkeit und Ungleichmäßigkeit steht dann in einem um so auffallendern Contraste die ermüdende Breite, mit der an andern Stellen durchaus unnöthiges Detail vorgebracht wird. Daß der kurfürstliche Günstling von Burgsdorf bei der Taufe des ersten Sohnes des Großen Kurfürsten in elf verschiedenen Prachtgewändern erschienen ist, wird den meisten Lesern wol völlig gleichgültig sein, ebenso wie die Notiz, daß der Große Kurfürst als Jüngling bei einem von dem Minister von Schwarzenberg gegebenen Festmahl sehr wenig getrunken hat; auch die Festlichkeiten bei der Königskrönung Friedrich's I. wird niemand gerade in dieser Ausführlichkeit kennen zu lernen wünschen. Der ganze dritte Band, der auf 541 Seiten die kurze und ruhmlose Regierung Friedrich Wilhelm's II. behandelt, leidet an einer Weitschweifigkeit, welche ihn gerade den Leserkreisen, auf die das Werk zunächst berechnet ist, völlig ungenießbar machen muß; die kläglichen Feldzüge gegen Frankreich 1792—94 werden mit einem Detail erzählt, das selbst den Militär von Fach nicht mehr interessiren kann. Wie will der Verfasser, wenn er solchen Dingen so viel Raum gewährt, dann mit einer Periode wie die der Befreiungskriege jemals fertig werden? Auch fällt gerade in diesem Bande die Werken dieser Art so oft anhaftende Schwäche der Urtheile auf: die Beurtheilung Friedrich Wilhelm's II., Wöllner's und Bischofswerder's sind so verclausulirt und auf Schrauben gestellt, daß man den loyalen Versuch, auch solche Männer noch zu vertheidigen, nicht verkennen kann. Endlich muß noch die Abwesenheit jeder scharfen, ins einzelne durchgeführten Ordnung gerügt werden; im Durcheinanderwerfen der verschiedensten Dinge wird zuweilen geradezu Unglaubliches geleistet, selbst da, wo einfach an die chronologische Reihenfolge der Ereignisse sich zu halten nöthig war, um einen völlig genügenden innern Zusammenhang herzustellen.

In dem kurzen „Rückblick auf die letzten Jahrhunderte in Bezug auf Cultur und Sitten", der nach der Darstellung der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund eingeschaltet ist, wird zuerst die Entwickelung der Reformation nach Luther gekennzeichnet, dann die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst erzählt, auch unnöthig ausführlich, jedoch ohne der Entstehung der ersten Druckereien in der Mark Erwähnung zu thun, und daran reiht sich dann eine Schilderung der geographischen Entdeckungen. Hier ist die historische Ordnung doch geradezu auf den Kopf gestellt. Daß dabei Columbus als der erste Entdecker angeführt wird, läßt sich doch auch nicht rechtfertigen. An ähnlichen Fehlern aber ist namentlich in den die ältern Zeiten behandelnden Partien des ersten Bandes Ueberfluß: König Heinrich I. wird der Finkler, Albrecht der Bär gar Kurfürst genannt, Ulrich von Hutten wird zusammen mit Hans Sachs als deutscher Liederdichter angeführt; daß das ganze schweizerische Volk sich zur Lehre Zwingli's bekannt habe, ist doch eine unerlaubte Hyperbel; daß das Religionsgespräch zu Marburg 1527 und die Verlegung des Sitzes des Hochmeisters des Deutschen Ordens nach Marienburg 1306 angesetzt wird, sind wol Druckfehler für 1529 und 1309, obgleich sie nicht als solche berichtigt sind. Weiterhin wird gar Wilhelm von Oranien, der spätere König von England, mit seinem großen Ahnherrn, dem Gründer der niederländischen Freiheit, verwechselt, und als „der Schweigsame" bezeichnet. Was in einer Anmerkung bei Gelegenheit des Zwistes des Kronprinzen Friedrich mit seinem strengen Vater Friedrich Wilhelm I. über das Ende des Don Carlos und des unglücklichen Alexei gesagt ist, ist theils unrichtig, theils ungenau; ebenso unrichtig wird bei einer ähnlichen Gelegenheit der die Schlacht bei Cannä überlebende römische Consul statt Varro Varus genannt.

Doch genug der Einzelheiten, die nur deshalb hier angeführt sind, um das oben im allgemeinen ausgesprochene Urtheil zu begründen. Freier von solchen Verstößen sind die spätern Abschnitte, obgleich auch da vieles angeführt wird, was nach dem heutigen Stande der Forschung als antiquirt oder als völlig ungegründet bezeichnet werden muß. Auch vermißt man oft die Benutzung der neuesten einschlägigen Arbeiten. So ist z. B. in dem zweiten Bande, der die Geschichte Friedrich's des Großen enthält, die tiefgreifende Umgestaltung, welche zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege in der europäischen Politik eintrat, keineswegs in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise erörtert worden, wie überhaupt die Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Kriegs weit hinter den Anforderungen zurückbleibt, welche man an ein Buch stellen muß, welches die treffliche Arbeit Arnold Schäfer's über diesen Gegenstand schon hat benutzen können. Müssen wir demnach die Absicht, in welcher der Verfasser des vorliegenden Werks an seine Arbeit gegangen, anerkennen, und können wir auch die eifrig patriotische, zuweilen freilich etwas stark militärisch-absolutistisch gefärbte Gesinnung, die aus der Darstellung der preußischen Geschichte uns anweht (man vergleiche die entschieden nicht berechtigte Verdammung der „Demagogen" Rothe und Kalkstein und ihres Auftretens für die Rechte der preußischen Stände gegen die absolutistischen Neuerungen des Großen Kurfürsten und den Stoßseufzer über Presse und Parlamentarismus, III, 484), rühmend hervorheben: im ganzen und großen wird das Werk, wie es bisher vorliegt, der zu lösenden Aufgabe nicht gerecht.

Weit größeres Interesse als das Cosel'sche Werk zu erwecken im Stande ist, wird einem jeden der mit dem fünften und sechsten Bande nunmehr vorliegende Schluß der „Geschichte Friedrich's II. von Preußen", von Thomas Carlyle (Nr. 2), einflößen. Der eigenthümliche, ja man möchte sagen absonderliche Charakter des merkwürdigen Buchs ist aus den ersten vier Bänden bekannt genug. Es ist zunächst durch und durch englisch; damit ist eigentlich alles gesagt. Eine Rücksicht auf den Leser, sei er nun ein englischer, sei er ein deutscher, kennt der Verfasser nicht: während der Geschichtschreiber sich sonst bemüht, schon durch die Form der Darstellung seine Leser für den behandelten Gegenstand zu gewinnen und denselben einem allgemeinen Verständniß möglichst zugänglich zu machen, rührt sich Carlyle nicht aus seinem Ich, und wer sich ihm nicht anbequemen, sich nicht in seine Härten und Schärfen, Schrullen und Wunderlichkeiten fügen will, der läßt es eben bleiben und wird von dem vornehmen Autor wol zu den „schlechten Lesern" gerechnet werden, von denen am Schluß ebenso wie von den guten Abschied genommen wird. Selten dürfte ein auf einen größern Leserkreis berechnetes Buch in einer solchen Formlosigkeit in die Oeffentlichkeit gekommen sein; doch läßt sich dabei nicht leugnen, daß auch in dieser Formlosigkeit der bedeutende Geist des Autors sich geltend macht. Zuweilen freilich ist das ein Geist sehr sonderbarer Art und wird die Darstellungs- und Betrachtungsart geradezu barock. Die Ausdrucksweise ist hier und da so wunderlich, daß man nicht recht weiß, was des Verfassers eigentliche Ansicht ist: der fast durchweg ironische, hier und da sogar satirische Ton macht den Eindruck, als ob der Geschichtschreiber nur ungern, nur widerstrebend die Größe seines Helden anerkennt. Aber dieser kalte, spöttelnde, alles bewitzelnde Geist erhebt sich doch, von der Größe seines Stoffs ergriffen, auch zu einem wärmern und vollern Gefühle. Besonders eigenthümlich ist die stellenweise den Ton der Erzählung völlig aufhebende Neigung zum Dramatisiren: es wird nicht mehr erzählt, sondern das Ereigniß selbst wird als ein kleines Drama dargestellt; daß dabei das Historische vielfach durch die Individualität des Autors gefärbt wird, ist natürlich, denn der Geschichtschreiber steht nicht mehr über den von ihm behandelten Vorgängen, sondern nimmt gleichsam persönlich Antheil an denselben: er hält mit dem großen König und dessen Feldherren Zwiegespräche, verhandelt mit ihnen die Schlachtpläne, wirft ihren Maßregeln seine Bemerkungen, seine Warnungen und Bedenken entgegen, ja seitenlang erzählt er als ob er seine eigenen Erlebnisse berichtete und spricht von Friedrich und dessen Armee in der ersten Person: „Wir thun nun dies" — und „Wir werden nun so und so handeln". Daß dies originell ist, wird nicht geleugnet werden können; der deutsche Leser aber findet sich nur sehr schwer in diese Manier und wird ein Gefühl des Befremdens, des Misbehagens nicht völlig los werden. Die drastische, derbe Art Carlyle's offenbart sich schon in den Ueberschriften der einzelnen Kapitel, nach denen man zuweilen meinen sollte, der Lektüre eines komischen Romans entgegenzugehen. „Reichs-Donner, flüchtige Uebersicht desselben, nebst Frage: wohin? wenn überhaupt irgendwohin?" „Von dem absonderlichen quasi-behexten Zustande Englands", „Was thut der ständige Präsident Maupertuis diese ganze Zeit über? Ist er noch in Berlin, oder wo in der Welt ist er? Ach armer Maupertuis!" — das ist nur eine kleine Blumenlese aus den Absonderlichkeiten, die uns in dieser Hinsicht geboten werden. An ähnlichen Derbheiten ist die Ausdrucksweise reich; namentlich in Vergleichen und Bildern wird Starkes geleistet. Wir heben auf gut Glück ein paar Stellen heraus; V, 35:

> Die prager Schlacht, eine jener fürchterlichen Weltschlachten, laut wie der Jüngste Tag — schon ihre sinnbildliche Darstellung, von energischen Frauenzimmern auf dem Klavier ausgeführt, jagt die Menschheit, die ihre Ohren liebt, in die Flucht.

V, 11:

> Eine Allmacht des Brummens vermischt mit grellem Geschrill, welches das Universum nicht auf wohlthuende Weise erfüllt. Von den Tiefen der Tonleiter an bis wieder hinauf zu ihren schrillen Höhen — ein Brummen, das etwas vom Eber oder Wildschwein an sich hat. Man denke sich alle wilden Schweine in der Welt versammelt, alle oder den größten Theil, und jedes mit einem Messer in der Seite, das ein nur zu bekannter Missethäter soeben hineinstieß, so hat man einen Begriff von dem Ton dieser Dinge —

der Reden nämlich, die in Regensburg von Oesterreich und andern gegen Preußen geführt wurden! Man sieht, fast crasser noch als in den frühern Bänden des Carlyle'schen Werks ist hier aufgetragen: der Ton ist stellenweise für den Ernst der behandelten Sache und die Größe des Stoffs ein geradezu unangemessener und macht fast den Eindruck der Possenreißerei. Es ist schade, daß Carlyle sich so ganz in diese Manier verliert. Daß ihm ein schlichter, ernster, der Hoheit des Gegenstandes angemessener Ton nicht versagt ist, zeigt er oft genug: wie schön und würdig, wie ergreifend ist die ganz schmucklose Darstellung, die er von dem Tode des großen Königs gibt. Der für gewöhnlich angeschlagene Ton ist aber um so befremdlicher, als die Auffassung und die Urtheile Carlyle's meistens durchaus zutreffend sind und sich auch von jeder nationalen Beschränktheit frei halten, selbst da, wo er, Ereignisse der neuesten Zeit berührend, auf Fragen zu sprechen kommt, für welche auch heute noch sehr vielen Engländern die richtige Einsicht abgeht. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist die Würdigung, welche er dem Siebenjährigen Kriege angedeihen läßt und welche zugleich auf die jüngste Vergangenheit und die demnächst zu lösenden politischen Probleme ein klares Licht wirft. Als erstes bedeutendes Ergebniß des gewaltigen Kampfes hebt er nämlich folgendes hervor:

> Es ist unmöglich, diesem Manne Schlesien zu entreißen, unmöglich, ihn in die orthodoxen alten Grenzen einzuzwängen; er und sein Land sind handgreiflich über dieselben hinausgewachsen. Oesterreich entsagt der Aufgabe: „Wir haben Schlesien verloren!" Ja, und was ihr kaum wißt, und was — wie ich merke — Friedrich selbst noch weniger weiß —, Deutschland hat Preußen gefunden. Preußen, scheint es, kann nicht erobert werden, obgleich die ganze Welt es versucht; Preußen hat seine Feuertaufe zur Befriedigung der Götter und Menschen bestanden und ist hinfort eine Nation. In und gehörig zu dem armen aus den Fugen gerissenen Deutschland, gibt es hinfort eine der Großmächte der Welt, eine wirkliche Nation. Und eine Nation, die sich nicht auf erloschene Traditionen, Perrückenthum, Papstthum, unbefleckte Empfängnisse gründet, nein, sondern auf lebendige Thatsachen — Thatsachen der Arithmetik, Geometrie, Gravitation, Martin Luther's Reformation und dasjenige, woran sie wirklich glauben kann — zum unendlichen

Vortheil besagter Nation und des armen Deutschland. Eine Nation zu sein, das zu glauben, wovon ihr überzeugt seid, statt euch zu stellen, als glaubtet ihr, wozu die Teufel um euch her euch bestochen und eingeschüchtert haben — was für ein Vortheil für alle Betheiligten! Wenn Preußen seinem Sterne folgt — wie es wirklich zu thun versucht, trotz gelegentlichen Strauchelns! Um Deutschlands willen hofft man immer, daß Preußen es thun werde, und daß es seine verschiedenen Kinderkrankheiten überstehen möge, ohne Tod: obgleich es traurige Sturze und Krisen gehabt hat — und vielleicht gerade jetzt sich in einem seiner schlimmsten Flußfieber befindet, dem Flußfieber der parlamentarischen Beredsamkeit oder der Wahlurne. Eine der gefährlichsten Krankheiten des nationalen Wachsthums; gegenwärtig äußerst vorherrschend in der Welt — in der That unvermeidlich, aus Gründen, welche einleuchtend genug sind. „Sic itur ad astra"; alle Nationen sind überzeugt, daß der Weg zum Himmel im Abstimmen liegt, im beredten Bewegen der Zunge in den Parlamentshäusern. Krankheiten, wirkliche oder eingebildete, erwarten Nationen wie Individuen, und lassen sich nicht zurückweisen, sondern müssen bestanden und durchgemacht werden, so gut es eben geht. Masern und Bräune, ihr könnt sie auch bei Nationen nicht verhindern. Und selbst Moden, die Mode der Crinolinen z. B. (wie unendlich viel mehr die der Wahlurne und des vierten Standes), könnt ihr selbst die verhindern? Ihr müßt Geduld dabei haben und hoffen!

Noch eine andere Stelle wollen wir hier hervorheben, die uns besonders bemerkenswerth erscheint, wegen des entschiedenen Gegensatzes, in welchem wir da Carlyle mit der von der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute vertretenen Ansicht über die Polen und deren Schicksal finden. Die Beurtheilung des polnischen Volks und Staats, die er bei Gelegenheit der ersten polnischen Theilung gibt, wird zu einer scharfen und rückhaltlosen Verurtheilung. Carlyle spricht sich deutlich genug aus:

Die Polen geben diesem allen eine schöne Färbung und sind sehr zufrieden mit sich selbst. Die Russen betrachten sie als ein wesentlich untergeordnetes, barbarisches Volk, und bis auf diesen Tag kann man zornige polackische Herren in dieselben Phrasen ausbrechen hören: „Noch Barbaren, mein Herr; keine Cultur, keine Literatur" — untergeordnet, weil sie keine Verse machen, die den unsern gleichkommen! Wie es mit den Versen sein mag, will ich nicht entscheiden: aber die Russen stehen unvergleichlich viel höher darin, daß sie in einem unter den Nationen seltenen Maße die Gabe besitzen zu gehorchen und sich befehlen zu lassen. Das polackische Ritterthum rümpft bei der Erwähnung einer solchen Gabe die Nase. Das polackische Ritterthum empfing arge Streiche wegen des Mangels an dieser Gabe. Und wurde endlich zu Tode gepeitscht und aus der Welt hinausgeworfen, weil es gegen jenen Mangel blind blieb und sich die Gabe nie erwarb.

Wie abweichend von andern Autoren, die sich in hohlen Declamationen ergehen, Carlyle über die Theilung des in „phosphorescirende Fäulniß" gerathenen Polen urtheilt, ergibt sich danach von selbst. Als besonders charakteristisch sei ferner noch die allgemeine Auffassung hervorgehoben, welche Carlyle von den spätern Regierungsjahren des Großen Königs und dem politischen Zustande der der Französischen Revolution — „jenem allgemeinen Aufbrennen des Lugs und Trugs" — entgegeneilenden Welt vorträgt, wenn auch da die Absonderlichkeit der Form den tiefen Gedankeninhalt zu verhüllen und unkenntlich zu machen geeignet ist.

Was den sachlichen Gehalt des Carlyle'schen Werks betrifft, so zeigen auch diese beiden Bände den emsigen und erfolgreichen Sammlerfleiß, mit dem der Verfasser in einer für einen Ausländer vollends seltenen Vollständigkeit das gesammte, sehr umfangreiche Material sich zugänglich zu machen gewußt hat, natürlich nur das gedruckt vorhandene; denn bisher unbenutzte Quellen haben ihm nicht zur Verfügung gestanden. Neue Aufschlüsse über die historischen Thatsachen werden daher hier auch vergebens gesucht werden; doch schweift Carlyle gelegentlich, namentlich da, wo die Verhältnisse Englands ins Spiel kommen, etwas von der Sache ab und geht auf eigentlich ferner liegende Fragen näher ein: so wird gleich im Beginn des fünften Bandes die Geschichte der Belagerung von Prag unterbrochen durch eine ausführlichere Erzählung von den Anfängen Pitt's. Aehnliche Episoden sind auch sonst noch vielfach eingeschoben. Besondere Sorgfalt ist durchgehends der Kriegsgeschichte gewidmet: die Schilderungen der großen Schlachten des Siebenjährigen Kriegs sind lebendig und anschaulich, namentlich dadurch, daß uns durchgehends zunächst ein genaues Bild des Schlachtfeldes gegeben wird, welches Carlyle in vielen Fällen aus eigener Anschauung ergänzen und ausführen kann. Man vergleiche einmal diese Carlyle'schen Schlachtenbilder, z. B. das von dem Kampfe bei Leuthen, mit den entsprechenden Partien des Cosel'schen Werks, und man wird sehen, wie weit der Ausländer und Laie den preußischen Militär hinter sich läßt. Die sorgfältig gearbeiteten Kartenskizzen, welche die wichtigern Theile des Kriegsschauplatzes und die Hauptschlachtfelder darstellen, tragen wesentlich zum Verständniß dieser oft complicirten Fragen bei. So ist denn schließlich der Eindruck, mit dem wir von dem gleich bei seinem ersten Erscheinen zu so viel Controversen Anlaß gebenden Werke Thomas Carlyle's scheiden, bei aller absonderlichen Eigenartigkeit desselben ein befriedigendes und bedeutendes; und unser nationales Gefühl wird angenehm berührt, wenn wir sehen, wie auch ein so eigensinniger und skeptischer, dabei so ironischer Geist sich vor der Heldengröße Friedrich's beugt und derselben, wenn auch zuweilen mit unverkennbarem Widerstreben, seine eben dadurch doppelt werthvolle Huldigung darbringt.

Vergessen wir über den Autor aber nicht des Danks, den wir dem Uebersetzer dafür schulden, daß er dieses merkwürdige Werk der Gesammtheit des deutschen Publikums zugänglich gemacht hat. Julius Neuberg, den wir die Uebertragung der ersten vier Bände verdanken, ist vor Vollendung des ganzen Werks durch den Tod abgerufen; die Sachkenntniß, Ausdauer und Liebe, womit er sich der wahrlich schwierigen Aufgabe gewidmet, ist allseitig anerkannt worden und sichert ihm bei allen Freunden des Carlyle'schen Werks auf die Dauer ein ehrenvolles Andenken. Von dem fünften Bande rührt nur die Uebersetzung des achtzehnten Buchs noch von Neuberg her; vollendet ist die Arbeit in gleichem Sinne, mit gleich warmer Hingebung und daher auch mit gleich günstigem Erfolge von dem als Kenner der englischen Literatur und Sprache längst rühmlichst bekannten Friedrich Althaus. Mit Recht hebt derselbe gewiß die freundliche Unterstützung hervor, deren so wie einst Neuberg auch er sich von seiten Carlyle's selbst zu erfreuen gehabt hat: sie mag wesentlich mit dazu beigetragen haben, daß die Uebersetzung uns den wunderlichen, harten, zerhackten, dabei doch so als aus Einem Geist wirkenden Stil Carlyle's in so treuer und dabei dem Genius der deutschen Sprache doch nirgends widerstrebender Weise nachgebildet hat.

Von der „Geschichte des preußischen Staats“ von Felix Eberty (Nr. 3), deren dritter Band, die Jahre 1740—56 behandelnd, uns vorliegt, ist früher schon bei dem Erscheinen der beiden ersten Bände ausführlich in d. Bl. die Rede gewesen. So wenig wir uns mit der für ein populäres Werk durchaus unpassenden umfangreichen Anlage einverstanden erklären konnten, und so sehr die Ungleichmäßigkeit der Arbeit, in der Auswahl und Anordnung des Materials ebenso wie in der Form der Darstellung, als verfehlt und stellenweise geradezu ungenießbar hingestellt werden mußte, so darf doch nicht verkannt werden, daß dieser dritte Band in all diesen Hinsichten weit über seinen beiden Vorgängern steht. Augenscheinlich bewegt sich der Verfasser hier auf einem Gebiete, auf dem er sich heimischer fühlt als auf dem der ältern brandenburgisch-preußischen Geschichte. Die Literatur ist im wesentlichen gebührend ausgebeutet und namentlich sind auch die neuesten Forschungen nicht übersehen. In der Darstellung sind uns nicht wieder so grobe Verstöße begegnet, wie sie in den beiden ersten Bänden in bedenklicher Menge enthalten waren. Dennoch ist die Erzählung noch immer allzu breit, ergeht sich zu behaglich in Nebendingen und läßt dadurch das wirklich Bedeutende und Entscheidende ungebührlich oft in den Hintergrund treten.*)

Nach Anlage und Charakter wesentlich verschieden von den bisher besprochenen Werken ist das oben an letzter Stelle genannte: „Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs“, von E. Reimann (Nr. 4). Der durch seine Studien über das 16. Jahrhundert rühmlich bekannte Verfasser desselben behandelt darin monographisch einen an sich eigentlich wenig anziehenden Stoff, der jedoch wegen seiner hohen politischen Bedeutung und seiner entscheidenden Wichtigkeit für die Entwickelung der österreichisch-preußischen Beziehungen ein größeres Interesse zu erwecken im Stande sein wird. Die Geschichte des sogenannten Bairischen Erbfolgekriegs ist, so lehrreich sie für den Militär von Fach sein mag, im ganzen doch arm an jedem irgend bedeutendern Ereigniß und steht in dieser Hinsicht in einem eigenthümlichen Contrast zu der an gewaltigen Vorgängen fast überreichen Geschichte der frühern Kriege des Großen Königs. Als Krieg unbedeutend und schon von den Zeitgenossen durch die Spottnamen „der Kartoffelkrieg“ oder „der Zwetschenrummel“ dem Gelächter preisgegeben, hat er jedoch, vom allgemein politischen Standpunkte aufgefaßt, eine eminente Bedeutung. Mit diesem Kriege eigentlich beginnt das bewußte Antipodenthum zwischen Preußen und Oesterreich; es ist dies der erste folgenreiche Anlauf, den die preußische Politik nahm, um Oesterreich und die egoistische habsburgische Politik nicht blos in der Verwirklichung ihrer Vergrößerungsgelüste zu verhindern, sondern auch aus dem auf das vielgespaltene Deutschland geübten Einfluß zu verdrängen. Eben dieser Gesichtspunkt ist es auch, von dem eine neue Behandlung dieses lange vernachlässigten Stoffs gerade in unsern Tagen als ein besonders dankenswerthes Unternehmen erscheint, und zwar um so verdienstlicher, als die deutsche Geschichtschreibung aus leicht begreiflichen Gründen gerade diese Vorgänge jahrzehntelang ganz unbeachtet hat beiseiteliegen lassen. Die einzige Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs, die wir bisher besaßen, war die von dem bekannten preußischen Staatsmann Dohm im Jahre 1814 veröffentlichte. Welche Fülle neuer und höchst werthvoller Materialien aber ist seitdem und namentlich in den letzten Jahren veröffentlicht worden! Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz, der in den während des Erbfolgekriegs geführten Unterhandlungen eine höchst bedeutende Rolle gespielt, und ähnliche Memoirenwerke, die von K. W. von Schöning veröffentlichte militärische Correspondenz Friedrich's II. mit seinem Bruder Heinrich, vor allem aber die neuerdings durch den um die österreichische Geschichte so hochverdienten Ritter von Arneth herausgegebene Correspondenz Maria Theresia's mit ihrem Sohne Kaiser Joseph eröffnen uns in das Innere dieser merkwürdigen Vorgänge einen Blick, tiefer und klarer, als selbst die bestunterrichteten der mitbetheiligten Zeitgenossen ihn jemals haben thun können. Wir haben den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, in beide Lager zu sehen und die Absichten und Beweggründe der handelnden Hauptpersonen genau zu erkennen. Auf Grund dieser kostbaren Quellen und mit gewissenhaftester Benutzung aller einschlägigen Hülfsmittel — von archivalischen abgesehen, aus denen gewiß für manche auch jetzt noch nicht ganz klare Partien ein helleres Licht zu gewinnen gewesen wäre — entwirft uns Reimann ein lebendiges und sorgfältig bis in das kleinste Detail ausgeführtes Bild des Bairischen Erbfolgekriegs.

Nach einer klaren Darlegung der österreichisch-bairischen Beziehungen und namentlich der streitigen österreichischen Ansprüche werden uns die schlau angelegten und anfangs auch einen sichern Erfolg versprechenden Intriguen Joseph's II. und Kaunitz' dargestellt, dann die seit der Intervention Preußens sich zu einer wirklich europäischen Krisis steigernden Verwickelungen bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten verfolgt. Die Geschichte der an sich unbedeutenden militärischen Operationen wird mit der allergrößten Genauigkeit gegeben. Für einen weitern Leserkreis wird die Rolle von besonderm Interesse sein, welche Maria Theresia in diesen Fragen spielt: so sehr man da auf der einen Seite betroffen wird durch die zuweilen geradezu fanatische Leidenschaftlichkeit des die Herrscherin noch immer gegen Preußen und namentlich gegen Friedrich II. selbst erfüllenden Hasses, so kann man sich doch auf der andern Seite des Mitleids nicht erwehren, wenn man sieht, wie Maria Theresia mit steigender Angst die unbesonnenen Schritte ihres Sohnes verfolgt, und wie sie angesichts der Gefahr, Oesterreich am Ende gar einer europäischen Coalition gegenüber zu sehen, fast von Verzweiflung ergriffen wird.

Besonders ergreifend ist die Art des Verkehrs der Kaiserin mit ihrem Sohne, den sie mit Ausbrüchen mütterlicher Zärtlichkeit bestürmt, für den sie sich abängstigt und um dessen Leben und Gesundheit sie jeden Augenblick von banger Sorge ergriffen ist, um von dem launenhaften und eigensinnigen, heftig aufbrausenden und empfindlichen Joseph öfters in wahrhaft verletzender Weise abgewiesen und zurechtgewiesen zu werden. Auf der andern Seite sind es die Figuren des greisen Friedrich und seines Bruders Heinrich, die unsere Aufmerksamkeit zumeist

*) Inzwischen ist auch der vierte Band erschienen. D. Red.

auf sich ziehen und unser Interesse besonders lebhaft erregen. Was die Handlungsweise Friedrich's II. in dem Bairischen Erbfolgekriege betrifft, so legt Reimann mit vollem Rechte besondern Nachdruck darauf, zu zeigen, daß der König weit davon entfernt gewesen ist, sich wie die Sache wol hier und da irrig aufgefaßt ist, zum Vorkämpfer der verrotteten und ja durch ihn selbst erst zwei Jahrzehnte früher vollends niedergerissenen Reichsverfassung aufzuwerfen, sondern daß er ausschließlich aus egoistischen Motiven handelte, daß seine Politik keine deutsche oder gar deutsch-fürstliche, sondern einzig und allein eine preußische war, d. h. dictirt von der Erkenntniß, daß jede Vergrößerung Oesterreichs zugleich eine Schwächung Preußens sei. Besonders eingehend werden auch die militärischen Beziehungen Friedrich's und des Prinzen Heinrich erörtert; das Ergebniß jedoch, zu welchem unser Geschichtschreiber hier kommt, scheint uns nicht das richtige. Reimann stellt nämlich den Prinzen Heinrich dar als den Urheber der gänzlichen Erfolglosigkeit des Feldzugs; er schließt sich darin dem Urtheil an, in dem Friedrich II. selbst sich gefiel, womit derselbe aber seinem um ihn so hochverdienten Bruder ein schweres Unrecht that. Friedrich selbst war nicht mehr der Alte, er war weder körperlich noch geistig den Aufgaben, die der Krieg ihm stellte, gewachsen, wie er selbst das gefühlt und auch mehrfach offen ausgesprochen hat. Des Königs Unentschiedenheit und Langsamkeit lähmte auch die Thätigkeit des Prinzen Heinrich, der außerdem noch auf dem ihm zugewiesenen Kriegsschauplatze mit den ärgerlichsten Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. In diesem einen Punkte können wir der Auffassung Reimann's nicht beipflichten; in allem übrigen hat er mit seiner scharf eindringenden Kritik aus einer geistvollen Combination die Erkenntniß eins der lehrreichsten Stücke deutscher Geschichte wesentlich aufgeklärt und unsere Literatur um ein werthvolles Werk bereichert.

Hans Prutz.

Johann Georg Hamann.

Johann Georg Hamann's Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Jacobi. Mit einem einleitenden Vorworte und Anmerkungen herausgegeben von C. H. Gildemeister. Gotha, F. A. Perthes. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

„Hamann ist ein wahres All an Gereimtheit und Ungereimtheit, Licht und Finsterniß, Spiritualismus und Materialismus", so schrieb Jacobi von dem Manne, zu dem er mit verehrender Freundschaft emporsah; was wunder, daß die Literaturhistoriker je nach ihrer Sinnesart den Stab über ihn brechen oder den Magus aus Norden zu den Sternen erheben? Gottes Spur und Siegel in allen Dingen sehen, alle Dinge zugleich mit dem Gefühl und dem Verstand auffassen, Erfahrung und Offenbarung vereinigen, in der Poesie die höchste Weisheit, die Muttersprache der Völker erkennen, das war es, was Hamann im Sinne hatte; oder wie Goethe in seiner positiven großartigen Weise sagt: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen, alles Vereinzelte ist Stückwerk." Aber Hamann kam aus dem Durcheinandergären dieser Elemente niemals zur ruhigen Klarheit; stets den Eindrücken der Außenwelt verhaftet, sprach und schrieb er gelegentlich, ohne sein Denken in geordnetem Zusammenhang darzulegen; und so hat er funkensprühend, blitzartig erleuchtend in räthselhaften sibyllinischen Blättern auf Geister, welche sie zu deuten wußten, welche die Anregungen ausbildeten, einen befruchtenden Einfluß gewonnen. Franz Baader war ihm vielfach verwandt, und überragt ihn; fermenta cognitionis bringen beide.

Hamann hat neuerdings an C. H. Gildemeister einen Biographen gefunden, der, zugleich ein Ausleger und Ordner seiner Schriften und Ideen, in einem vierbändigen Werk die Summe seines Lebens und Denkens gezogen hat. Zur Kenntniß des Mannes hatte der Briefwechsel mit Jacobi viel beigetragen; Jacobi hatte mit feinem Takt daraus das Interessante, Werthvolle ausgezogen. Jetzt legt uns Gildemeister auch hier das Ganze vor, in einem Bande von 700 Seiten, und ich muß bekennen, die Ausbeute des Neuen ist gering. Wäre Hamann ein Geist ersten Rangs, wie Goethe oder Shakspeare, Leibniz oder Kant, dann möchten wir sagen, es sei alles wichtig, was er geschrieben; so aber heißt es der Gegenwart viel zumuthen, sich mit dem kleinen Detail zu beschäftigen, das hier nachträglich veröffentlicht wird. Gildemeister sagt zwar, es sei mit dem Ausziehen und Abkürzen von Briefen eine eigene Sache; dem einen scheine wichtig, was der andere entbehrlich finde; und so wollen wir die Gemeinde der Hamannianer nicht stören, wenn sie sich immer und immer von neuem bestätigen lassen, was Hamann selbst sagt:

> Meine Briefe sind ein lebendiges Gemälde meiner wüsten Lebens- und Denkungsart, daß ich zu keiner Ruhe kommen kann, immer von innen nach außen, von vorn und hinten hin- und hergeworfen werde. Mit dem besten Willen ordentlich zu sein, bin ich eins der confusesten Geschöpfe.

Im Begriff, seine Broschüre von Niemand dem Kundbaren zu schreiben, äußert er:

> Ein Schwefelregen über Sodom und Gomorrha! Ich liege beinahe der Wuth unter, die in allen meinen Adern pocht und tobt, und erschrecke vor meiner eigenen Kraft, die einem hitzigen Fieber ähnlich ist und mir selbst nicht natürlich vorkommt. Der Kessel meines brauenden Gehirns schäumt so entsetzlich, daß ich beide Hände nöthig habe, den Unrath abzuschäumen und das Ueberlaufen zu verhindern.

Dann sagt er:

> Das Manuscript ist kein Kinderspiel, sondern der ganze Schatz meines Kopfes, meines Herzens und sämmtlicher Eingeweide, die pudenda nicht ausgeschlossen.

Es ist etwas Großes, sich immer ganz zu geben, seine Individualität voll auszuprägen, wie dies z. B. Schiller thut; aber dieser stellte und erfüllte auch früh die Forderung, daß die Persönlichkeit sich zur Humanität, zum allgemein Menschlichen läutere, zur Freiheit, Klarheit, Schönheit sich bilde. Hamann dagegen bekennt von sich in seiner preiswerthen Offenheit:

Aus dem ekeln Detail meines Lebenslaufs erhellt sattsam meine Unfähigkeit im geringsten Zusammenhang. Inwendig sind Magen, Herz und Kopf in ewigem Zwiespalt; auswendig geht's nicht besser.... Ich bin vollkommen überzeugt — äußert er ein andermal —, daß blos die infarctus meiner Eingeweide an meiner sonderbaren Unvermögenheit zu denken schuld sind, und daß alles oben wie in der Mitte Schleim, Morast und Cruditäten stockend und verstopft ist.... Mein verfluchter Wurststil, der von Verstopfung herkommt und von Lavater's Durchfall ein Gegensatz ist, macht mir Grauen und Ekel.

Wenn er schrieb, so machte er seine hypochondrisch-humoristischen Anspielungen auf alles, was der Tag mit sich brachte, ob es das „Königsberger Wochenblatt" oder Kant's „Kritik der reinen Vernunft", Friedrich der Große oder ein herumreisender Quacksalber war; da mußte er denn bekennen, daß ihm die eigenen Schriften selbst unverständlich wurden. Gelegentlich einer Sendung seiner Aufsätze an die Fürstin Gallitzin bemerkt er:

Sich in alle die Situationen zu versetzen, welche diese Irrwische hervorgebracht, ist eine wahre Seelenfolter, und ich habe allen Appetit verloren, an eine so herculische Arbeit zu denken, als erfordert würde, einen solchen Mistfall auszukehren und aufzuräumen, und mich auf alle die kleinen Anlässe zu besinnen, welche Einfall und Ausdruck mit und ohne Fug erzeugt.

Edel und wahr spricht er über sich selbst in einem Brief vom 4. November 1786, den aber, wie alles Wichtige derart, Jacobi längst mitgetheilt hat:

Das Individuelle meiner Autorschaft und ihres Ausgangs bleibt immer mein Eigenthum, das mir nicht entwendet werden kann. Kommen andere auf die Spur meines Ganges, der jedem nahe und offen liegt, so gewinnt meine Absicht durch andere mehr, als vielleicht durch meine eigene Ausführung derselben. Diese Ausführung ist noch immer zu unzeitig, für mich sowol als für die öffentlichen Leser. Beide haben noch nicht die Reife. Wenn ich auch als hinkender Bote endige, was ich als Vorläufer angefangen, so wird mein fliegender Brief trotz aller widersprechenden Modificationen in der Form seinem Inhalt nach das bleiben, was er werden sollte: Entkleidung meiner kleinen Schriftstellerei und Verklärung ihres Zwecks, das verkannte Christenthum und Lutherthum zu erneuern und die denselben entgegengesetzten Misverständnisse aus dem Wege zu räumen, und dem Drachen von Babel einige Küchlein von Pech, Fett und Haar, untereinander gekocht, in den Rachen zu werfen.

Gewinnen wir etwas, wenn zu den harten Worten über Moses Mendelssohn, die Hamann während Jacobi's Kampf über Lessing's Spinozismus, in den er sich einmischte, wiederholt schrieb, und die Jacobi veröffentlicht hat, auch noch eine von ihm unterdrückte Stelle kommt? „Ein Jude, ein Sophist — und point d'honneur und Delicatesse!" Mochte Hamann im Aerger solch eine Roheit entschlüpfen; sie ohne seinen Willen dem Publikum mitzutheilen, heißt ihm einen schlechten Dienst erweisen. Halten wir uns lieber an einige Aussprüche Hamann's von allgemeiner Bedeutung:

Ein guter Schriftsteller hat Gegner und Feinde auch nöthig, muß gegen solche dankbarer sein als gegen die blinden Bewunderer. Die strenge Gerechtigkeit selbst ist nicht lieblos. Selbsterkenntniß ist und bleibt das Geheimniß echter Autorschaft. Sie ist der tiefe Brunnen der Wahrheit, die im Herzen, im Geiste liegt, von da in die Höhe steigt und sich wie ein dankbarer Bach durch Mund und Feder ergießt, wohlthätig ohne Geräusch und Ueberschwemmung.

Auch Irrthümer und Ketzereien, auf die man bona fide kommt, sind bisweilen lehrreicher, als der alte Sauerteig der Orthodoxie, den man mala fide mit dem Munde bekennt ohne Antheil des Gewissens. Die Wahrheit muß aus der Erde herausgegraben werden und nicht aus der Luft geschöpft, aus Kunstwörtern, sondern aus irdischen und unterirdischen Gegenständen ans Licht gebracht werden durch Gleichnisse und Parabeln der höchsten Ideen. Die Schulvernunft theilt sich nur in Idealismum und Realismum; die rechte und echte weiß nichts von diesem erdichteten Unterschied, der nicht in der Materie der Sache gegründet ist und der Einheit widerspricht, die allen unsern Begriffen zu Grunde liegt oder wenigstens liegen sollte.

Moritz Carriere.

Feuilleton.

Notizen.

Das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste Bändchen der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung von „William Shakspeare's Dramatischen Werken" (Leipzig, Brockhaus, 1870) enthält zwei Lustspiele: „Was ihr wollt oder Heiliger Dreikönigsabend", übersetzt von Otto Gildemeister und „Die beiden Veroneser", eins der schwächern Lustspiele des britischen Dichters, übersetzt von Georg Herwegh.

Es ist jedenfalls interessant, einen politischen Lyriker sich mit einem romantischen Lustspiel Shakspeare's beschäftigen zu sehen. Nach den neuesten Proben der Herwegh'schen Lyrik hat sich der Dichter indeß ganz auf die heinisirende Pointe verlegt und das politische Pathos mehr an den Nagel gehängt oder mindestens die Freiheitssonne nur zur Erzeugung von Negativbildern verwendet. Man darf also von ihm erwarten, daß er die Pointen und Euphuismen des Shakspeare'schen Lustspieldialogs in angemessener Weise wiederzugeben vermag. Ueber die Theaterzustände der Gegenwart und über einige Eigenthümlichkeiten der Shakspeare'schen Lustspieldichtung spricht er sich am Schluß der Einleitung mit folgenden Worten aus:

„Könnten «Die beiden Veroneser» in unsern Tagen noch mit Erfolg aufgeführt werden? Ich glaube schwerlich. Die Verwickelung ist unserm Theaterpublikum nicht verwickelt genug; für die Poesie in einem Drama ist bei demselben wenig Sinn vorhanden; auch die Zahl der Schauspieler, die einen wohllautenden Vers zur Geltung zu bringen verstehen, ist nicht sehr groß. Haltpunkte an sogenannten schönen Stellen erlaubt unsere Eisenbahnperiode auch auf dem Theater nicht mehr; und da, wie jemand richtig bemerkt, gerade in den Shakspeare'schen Lustspielen der Weg ebenso wichtig ist wie das Ziel, so werden wol die meisten derselben nach und nach ad acta gelegt werden. Mit der Selbstherrlichkeit des dichterischen Wortes ist es nach den neuesten Kunstdogmen ohnehin vorbei. Es scheint, die Musik und besonders die Oper will sich der ganzen menschlichen Empfindungssphäre allein bemächtigen. Von der sogenannten großen Welt ihres äußern Pompes wegen vorzugsweise gehätschelt, macht sie sich mit einer Unverschämtheit breit, die ans Groteske grenzt, und beansprucht einen größern Platz im modernen Leben, als alle Künste zusammen zu beanspruchen berechtigt sind, da es noch andere als künstlerische Fragen gibt, von denen unsere Zeit bewegt wird."

Ueber das Wesen des romantischen Lustspiels Altenglands sagt Gildemeister treffend in der Einleitung zu „Was ihr wollt":

„Die altenglische Bühne hat eine ganz eigenartige Gattung der Komödie entwickelt, welche man in Ermangelung eines bessern Namens die «romantische» nennen könnte. Im Gegensatz zu der Molière'schen und der modernen Komödie sucht sie ihre Stoffe nicht in der bürgerlichen Gesellschaft ihres Zeitalters und nicht im eigenen Vaterlande, sondern in einer fingirten Welt, in jenem phantastischen fernen Lande, welches die

alte Novellendichtung Illyrien, Böhmen oder Cypern oder den Ardennerwald oder Navarra nennt. In solcher Umgebung, frei von den hinderlichen Wahrscheinlichkeitsregeln der Alltäglichkeit, läßt sie die menschlichen Affecte in lustigem Conflicte miteinander und mit den Neckereien des Zufalls sich tummeln, und sie verleiht ihnen, in Stil und Vortrag, den vollen dichterischen Schmuck, den andere Bühnen vorzugsweise der Tragödie vorbehalten. Die Fabel, welche sie darstellt, ist fast immer romanischen Ursprungs oder wenigstens durch romanische Erzähler nach England gebracht, und ein Hauch südeuropäischer Eleganz scheint den Stoff dorthin begleitet und die englischen Poeten bei der Behandlung dieser welschen Geschichten inspirirt zu haben. Eine gewisse schimmernde Localfarbe, welche an das Mittelländische Meer erinnert, scheint haften zu bleiben, so wenig Fleiß auch die Engländer auf Costüm und landschaftliche Correctheit verwenden; dagegen tritt alles national Eigenthümliche in den Hintergrund und, wie in den italienischen Novellen selbst, tragen die Personen nur das Gepräge einer allgemein europäischen höfischen Cultur, in einer ganz bestimmten, conventionellen Stilisirung. Ein auch dem Stoffe nach englisches Lustspiel existirt allerdings auf den londoner Theatern des 16. Jahrhunderts — was sind die «Lustigen Weiber von Windsor» anders?—, aber das romantische Lustspiel hat ungleich reichere Blüten getrieben. Auch entbehrt es keineswegs der national-englischen Ingredienzien. Der Zug der englischen Poesie zu dramatischer Vertiefung, zur Darstellung menschlicher Charaktere, und das englische Behagen an den komischen Seiten des gemeinen Lebens folgen dem Dichter in jene phantastische Welt conventioneller Prinzen, Cavaliere, Edeldamen und Pagen, und drängen ihn, die schablonenhaften Gestalten der Novelle und des italienischen Intriguenstücks mit dem Fleisch und Blut natürlicher Menschlichkeit auszustatten und sie mit derbern, der Wirklichkeit näherstehenden Figuren, den Trägern volksthümlicher Komik, zu umgeben. Dies letztere volksthümlichere Element läßt sich allerdings in den Sklaven- und später in den Bedientenrollen der antiken und der romanischen Komödie entdecken, es gewinnt aber auf der altenglischen Bühne eine so ungleich höhere Bedeutung, daß hier von Nachahmung fremder Muster kaum mehr gesprochen werden kann."

Daß die Uebersetzungen die ganze Sprachgewandtheit bekunden, durch welche sich Gildemeister als Uebersetzer und Herwegh als Dichter ausgezeichnet haben, braucht wol nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Von der neuen Originalausgabe der Werke Shakspeare's von Nikolaus Delius liegt die zwanzigste bis vierundzwanzigste Lieferung vor, welche die letzten Königsdramen: „König Heinrich VI.", drei Theile, „Richard III." und „Heinrich VIII." enthalten. Interessant sind die Untersuchungen von Delius über die bestrittene Autorschaft Shakspeare's, was das Drama „König Heinrich VI." betrifft. Delius erklärt sich entschieden für dieselbe und will auch den ersten Theil des „König Heinrich VI." als eine Jugendarbeit dem großen Dichter zugesprochen wissen. In den Einleitungen theilt Delius die beiden alten Dramen mit, welche denselben Inhalt haben, wie der zweite und dritte Theil von „König Heinrich VI.", oder vielmehr die ersten Bearbeitungen, die Shakspeare seinem Thema zutheil werden ließ. Er kämpft auch gegen die von Marlowe und den andern Kritikern aufgestellten innern und äußern Gründe, welche der Quartausgabe den Shakspeare'schen Ursprung absprechen, und sagt am Schlusse seiner Beweisführung:

„Das Resultat unserer Untersuchung ist demnach, daß Heminge und Condell im Jahre 1623 mit demselben vollen Rechte die drei Theile des «King Henry VI.» als echt Shakspeare'sche Schöpfungen in ihre Folioausgabe aufnehmen durften, mit welchem sie den «King Richard III.», der nach seiner ganzen Anlage ohne die drei vorhergehenden Schauspiele gar nicht gedacht werden kann, darauf folgen ließen; daß ferner etwaige Ungleichheiten des Stils oder der Charakteristik, die man zwischen diesen Dramen bemerken will, sich genügend aus der in einem längern Zeitraum und durch fortschreitende Uebung sich immer mehr entwickelnden und ausbildenden Kunst des Dichters erklären; daß endlich der First Part of the «Contention» u. s. w. und die True Tragedie u. s. w. der Quartausgabe sich zu dem «King Henry VI.» Second Part und Third Part ebenso verhalten, wie die ersten Quartausgaben des «Hamlet», des «Romeo and Juliet» und des «King Henry V.» (vgl. die Einleitungen zu diesen drei Dramen) zu dem «Hamlet», dem «Romeo and Juliet» und zu dem «King Henry V.» der Folio."

Die dem Text der Dramen vorausgeschickten Mittheilungen aus den Chroniken von Hall und Holinshed dienen dazu, die Art und Weise zu erläutern, wie Shakspeare den überlieferten Chronikstoff in dramatische Handlung umzusetzen suchte, wobei er, nach unserer Ansicht, doch mit einem Fuß in der Chronik stecken blieb und auf dem Boden der „Historien" nicht die echt künstlerische Freiheit errang.

Bibliographie.

Baumgärtner, H., Natur und Gott. Studien über die Entwickelungsgesetze im Universum und die Entstehung des Menschengeschlechts. Mit einer Prüfung der Glaubensbekenntnisse. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Börnstein, H., Italien in den Jahren 1868 und 1869. 2 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Entlarvt. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Christen, Ada, Aus der Asche. Neue Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Czerski, J., Die Jesuiten und der Jesuitismus. Magdeburg. Gr. 8. 4 Ngr.

Erdensohn, C., Hübsche Leute! Humoristische Erzählung. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fall, A. v., Ein Bojar. Bilder aus dem russischen Leben. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Glaubrecht, J., Isolde, das Frankenmädchen. Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Goldschmidt, Henriette, Die Frauenfrage eine Culturfrage. Vortrag. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Gondecour, A. S. de, Die Martinsklippe. Roman. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Janus, Papst und Concil. Autorisirte russische Uebersetzung von P. W. Ladinski. Berlin, Behr. 8. 2 Thlr.

König, R., Zur Charakteristik der Frauenfrage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 8. 5 Ngr.

Mindermann, Marie, Ranken. Gedichte. Bremen, v. Halem. Gr. 16. 1 Thlr.

Müller, M., Ueber den Buddhistischen Nihilismus. Vortrag. Kiel, Schwers. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Niemeyer, E., Lessings Minna von Barnhelm. Historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Commentar. Dresden, Höckner. Gr. 8. 15 Ngr.

Noeggerath, J., Die Erdbeben im Rheingebiet in den Jahren 1868, 1869 und 1870. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Nöldeke, T., Die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrhundert vor Christus) erklärt. Kiel, Schwers. Gr. 8. 20 Ngr.

Reinkens, J., Das Mädchen aus Böhmen. Idyllisches Epos. Trier, Lintz. 8. 12 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Autorisirte deutsche Ausgabe. Dritte Auflage, vermehrt mit neuen Vorreden des Verfassers und einem Anhang nach den letzten Ausgaben des Originals. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Dasselbe. Supplement, neue Vorreden des Verfassers und einen Anhang über das vierte Evangelium enthaltend. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Rohde, F., Das Wesen und die Formen der Dichtkunst. Für den höhern Unterricht und die Selbstbelehrung bearbeitet. Leipzig, Fr. Fleischer. 8. 18 Ngr.

Die Rose von Laeken oder Brüssel, Paris und Rom. Enthüllungen aus der Gegenwart europäischer Höfe von Grafen von D....mont. Würzburg, Julien. 8. 1 Thlr.

Schieck, Ueber atmosphärische Elektricität. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Schulze und Müller in der Schweiz. Humoristische Reisebilder. Leipzig, R. Schaefer. 8. 10 Ngr.

Schulze-Delitzsch, Der industrielle Großbesitz und die Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Hinweisung auf die Gewerk-Vereine. Vortrag. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Woher? und Wohin? Roman. 2 Bde. Leipzig, Kormann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwicker, J. H., Die Katholiken-Autonomie in Ungarn. Wesen, Geschichte und Aufgabe derselben. Pest, Aigner. Gr. 8. 20 Ngr.

Vermehren, M., Platonische Studien. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 24 Ngr.

Virchow, R., Ueber Gesichtsurnen. Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Lex.-8. 7½ Ngr.

Vogt, T., J. J. Rousseau's Leben. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 18 Ngr.

Wagner, A., Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Zimmermann, H. O., Leipzigs Vorzeit bis zum fünfzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 9. Juni 1870.

Biographisches.

1. Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Baiern. Biographische Skizzen. Von Heinrich W. J. Thiersch. Nördlingen, Beck. 1869. Gr. 8. 27 Ngr.

Durch diese Schrift, die schon der Name des Verfassers empfiehlt, wird der Geschichtsfreund vollauf bestätigt finden, daß da, wo das gewöhnliche Wissenwollen längst zur Genüge gelangte, das ungewöhnliche der Befriedigung erst noch entgegensieht. Die Vorgänge einer historischen Periode oder der Geschichte als solcher können in ihren Grundzügen über allen Zweifel festgestellt sein, da aber, wo es sich um die außerordentlichen Individuen handelt, welche jene herbeiführten, sie lenkten, zum Austrage brachten, beginnt erst die eigentliche Unendlichkeitsrechnung der Geschichte, die erst im höchsten Sinne interessante Geschichtsforschung und -Erledigung. Der einzelne Vorgang läßt sich ermitteln oder nicht. Ist er ermittelt, so läßt sich über ihn weiter nichts sagen. Er ist das Endliche des historischen Processes. Ganz anders verhält es sich mit den hervorragenden Menschen, mit den Ideenträgern, mit den die Ereignisse herbeiführenden, über sie gebietenden Charakteren der Geschichte. Sie wissen, was ihre Mission ist, werden nie irre daran, sie stellen sich selbst ihre Aufgaben, lösen sie jedenfalls, wenn sie Geister ersten Rangs sind; dennoch werden sie durch solche Lösung noch keineswegs befriedigt, neue Plane gehen ihnen auf, erfüllen sie bis zu ihrem Lebensende. Dies ist die unendliche Größe ihrer Wirksamkeit. Daher sie auch Unerschöpfliches dem Forscher darbieten. Preiswürdig der Historiker, der sich auf die Ideen versteht, welche seinen Helden erfüllten. Jener kann erst Jahrhunderte später geboren werden, als dieser gewirkt hat. Er aber bringt den Zeitgenossen seinen Helden erst zum Verständniß, indem er Gesichtspunkte für ihn faßt, Motive, Zwecke in ihm entdeckt, durch Thatsachen beweist, von welchen frühere Historiker keine Ahnung hatten. So sehen wir, daß man auch in der Geschichte mit dem bloßen Realismus nicht ausreicht.

Das obige, vortreffliche Buch ist, wie wir dem Vorwort entnehmen, aus Wintervorlesungen entstanden, die der Verfasser zu München einem Kreise auserwählter Zuhörer hielt. Es war gerade hier keine gewöhnliche Aufgabe, außer einem katholischen auch zwei evangelische Helden zu feiern, von denen der eine die Reformation ins Leben gerufen, durchgesetzt, der andere sie mit dem Schwert vertheidigt, sogar sein eigenes Leben dafür eingesetzt hatte. Die Aufgabe war um so delicater, als unter den Zuhörern, ungeachtet auserlesener Bildung, doch mancher sein mochte, der Luther und dem Schwedenkönig ihre volle Größe zuerkennen beim besten Willen nicht konnte, da schon die Ergebnisse vieljähriger Studien ihn daran hinderten. Aber eigentliche Vorurtheile ließen sich ablegen, gewisse Annäherungen ließen sich wol erreichen, wenn der Vorleser gerecht, human im Sinne einer christlichen Weltanschauung war, wenn er jeder Confession ihr Recht ließ, vielleicht sogar, jeder Trennung unter wahrhaften Christen abhold, über das einzelne Jahrhundert, auch das heutige, hinausdachte. Alles das zeichnete den Vortragenden aus, wie es dem Verfasser des Buchs eigen ist. Er läßt sich in seinen geistreichen, wahrhaft populär gehaltenen Skizzen mit Recht auf das historische Detail nicht ein, gleichwol zieht er mit geschickter Hand alle die Facta heran, welche den fruchtbaren Boden abgeben, aus dem seine Helden heranreifen. Dies beweist er an Luther sogleich, wie er auch auf das Genealogische der Aeltern und Voraltern zurückgeht, wie er uns die Jugendeindrücke des künftigen Reformators vergegenwärtigt. Die wesentlichsten, historischen Momente treten genugsam hervor, kurze Reflexionen erläutern die Thatsachen, bringen die Charakterzüge oft in eine ganz andere Beleuchtung, als jede bisherige, sodaß man sich überzeugt, ein Mann wie Luther, der ganze Verlauf der Reformation, von welchen so viele meinten, es sei über beide nichts Neues mehr zu sagen, werden von unserm scharfblickenden Historiker in völlig neuer Weise gewürdigt. Dergleichen ergiebige Momente sind: Luther

auf der Schule bei den Franciscanern in Magdeburg, harte Behandlung, reiche Aussaat zu religiöser Melancholie; Eisenach, erfreulichste Zeit für unsern Martin; Frau Cotta und das deutsche Bürgerthum; Universität Erfurt, Luther Augustiner-Eremit; Staupitz, Studium des Augustinus, scholastische Theologie; Friedrich der Weise; Luther in Rom. Dieser Aufenthalt in der Ewigen Stadt, dieses lange von Luther's Gemüth geforderte höchste Erlebniß, welches ihn durch eine Generalbeichte von allen Leiden erlösen, ihm das Paradies wiederbringen sollte, war für ihn der tiefste Niedergang in sich selbst, aber auch die Eröffnung dessen, was er ins Werk zu richten berufen sei. Die durchweg klare, stets wichtigere Ereignisse in sich hereinnehmende Darstellung des Verfassers wird von Seite zu Seite spannender. Mit wahrhaft historischer Kunst bildet der Autor das, was seinen Helden unaufhaltsam weiter führt und zwar fast wider dessen Absicht, wie das, was mehr Staffage der Umgebung, des Zeitalters ist organisch ineinander, sodaß beides stets zu unterscheiden ist und doch gegenseitig auf eine Wiedergeburt der Kirche hinarbeitet. Beachtenswerth sagt der Verfasser: „Die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht wirkte zu allen Zeiten nachtheilig auf die Träger derselben."

Wir erhalten aufs neue weitreichende Einblicke in das damalige Italien, die dann wieder nach Deutschland zurücklenken. Diese Italiener von Intelligenz, diese Lebemänner, diese Gelehrten, Denker, Dichter, theils Epikuräer, theils Platoniker (wir würden heute sagen: Materialisten und Idealisten), diese Humanisten und Zeloten gleichen auf ein Haar den gegenwärtigen, sodaß man sieht, die Menschheit erhält sich immer vollständig, und derer, die nicht einseitig, die ohne Vorurtheil und universell sind, gibt es stets nur wenige. Der Verfasser charakterisirt kurz, aber glücklich, mit feiner Pointe. Man vergleiche S. 31 fg.: Erasmus, Mutianus Rufus, die „Epistolae obscurorum virorum", die Bauernkriege, Hutten. Der Verfasser hat einen liberalen, scharfen, politischen Blick, nirgends ist er parteigängerisch beschränkt; auch in Parallelen trifft er. Schon bei den ersten Erhebungen der Bauern ruft er aus: „Es waren Zeichen einer schweren Krankheit im Reichskörper, nicht bedeutungslose Regungen, sondern Vorzeichen einer größern Erschütterung, wie der unterirdische Donner eines nahenden Erdbebens." Und so führt er an uns im Folgenden die ungeheuere Katastrophe der Reformation, den Zusammenstoß der Geister in Kirche und Reich vorüber, und aus allem hebt sich Luther in ganzer Figur und Größe unbeirrt und siegend hervor, sodaß wir von dem Manne in der Umrahmung einer bloßen Skizze ein meisterhaftes Titelbild erhalten. Außerdem lernen wir Luther in der Politik, in der Literatur, als Bibelübersetzer, in seiner sprachschöpferischen Gewalt, als Gatten und Familienvater kennen. Auch seine Mängel, positiven Fehler werden keineswegs verschwiegen, sodaß Licht und Schatten in dem Gemälde die Wirkung gar erfreulich verstärken.

So sind wir, ehe wir es merken, im nächsten Jahrhundert angekommen. Der deutsche Krieg mit seinen maßlosen Verwüstungen, seinen heillosen Folgen nimmt seinen furchtbaren Verlauf. Wir haben es mit einem Repräsentanten des Protestantismus, Gustav Adolf von Schweden, und einem des Katholicismus, Maximilian I. von Baiern, zu thun. Wir dürfen uns im Folgenden kurz fassen, da der Verfasser all die edeln, glänzenden Eigenschaften, auf die wir hingedeutet haben, auch in der Darstellung der in Rede stehenden Helden darlegt. Wir werden uns daher damit begnügen, hier nur einige Proben zu geben, die unsere Leser zur Lektüre des Ganzen anreizen. Imposant ist die denkwürdige Prophezeiung des Tycho de Brahe, der im Sternbilde Kassiopeia Gustav Adolf bereits kommen sieht. Da aber vielen Modernen neben dem Imposanten auch das Pikante erwünscht ist, so wollen wir auch damit dienen als Beweis, daß der Autor in den Soiréen seiner Vorlesungen auch mit derartigen Gängen zu regaliren weiß. Zudem noch, obwol auf einen groben Angriff ein feines Schweigen meistens das Beste ist, kann doch jeder in den Fall gerathen, grob antworten zu müssen. Der Verfasser theilt uns eine derartige Antwort mit, an deren genialer, classischer Grobheit Studien zu machen wir hiermit Gelegenheit geben. Wir ersehen aus beiden Citaten, mit welcher Kraft die nordischen Helden nicht blos das Schwert, auch die Feder zu führen wußten. Keine energischere Einleitung kann zu den Großthaten Gustav Adolf's gedacht werden. Dessen Vater, Karl IX., war mit Christian IV. von Dänemark und Norwegen in Spannung gerathen. Noch dazu wurde er jetzt vom Schlag gerührt. Dennoch fordert er den Dänenkönig zum Duell heraus. Er schreibt ihm:

> Wir, Karl IX., König von Schweden, lassen dich wissen, daß du nicht als ein christlicher und ehrlicher König gehandelt hast. Stelle dich nach der alten Gewohnheit der Gothen wider uns im freien Felde zum Kampfe ein, mit zwei deiner Kriegsleute. Wir werden dir in ledernem Koller ohne Helm und Harnisch, blos mit dem Degen in der Faust, begegnen. Wofern du dich nicht einstellst, so halten wir dich für keinen ehrliebenden König, viel weniger für einen Soldaten.

Der König Dänemarks antwortet:

> Wir lassen dich wissen, daß uns dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden ist. Wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht vorbei sind und daß sie mit aller Macht auf dein Gehirn wirken. Wir haben daher beschlossen, uns nach dem alten Sprichwort zu richten: Wie man in den Wald schreit, so hallet es wider. Was den Zweikampf betrifft, so kommt uns dein Verlangen höchst lächerlich vor, weil wir wissen, daß du nöthiger hättest, hinter dem warmen Ofen zu sitzen. Weit gesünder wäre dir ein guter Arzt, der dein Gehirn zurechtbrächte, als ein Zweikampf mit uns. Du solltest dich schämen, alter Narr, einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du hast wahrscheinlich solches Gewäsch von alten Weibern gelernt. Nimm dich in Acht, daß du nichts anderes thust, als was du sollst.

Gewiß, wer in der Polemik, mag es sich um ein Duell, um einen Schlachttanz oder um einen bloßen Federkrieg handeln, einen solchen Gegner findet, wird sich plötzlich aller Lust beraubt sehen, den Degen zu ziehen, er wird mit dem Gewinn zufrieden sein, daß selbst ein eigener Schlaganfall durch einen derartigen Gegenschlag so gut wie gehoben ist.

Im Folgenden sind Gustav Adolf, Wallenstein, Tilly u. a., wenn einige auch nur kurz, alle jedoch mit Meisterstrichen charakterisirt, Federzeichnungen, die auch dem gründlichsten Kenner der Geschichte höchst willkommen sein werden, da das Massenwissen so leicht das feine Gepräge,

die Eigenart großer Individuen in Vergessenheit bringt. Die saubere Skizze des Verfassers wird oft Gemälde. Jeder, der das kleine Bild sieht, wird auch ohne Unterschrift ausrufen: das ist Tilly! Auch die Geschichte hat wie die Natur ihre wunderbaren Analogien, eine Wiederkehr der Gestalten, der Situationen und doch keine Wiederholung. Niemand merkt sie oft. Unsers Autors Sinnigkeit entgehen sie niemals. So wenn er bei dem zurückgezogenen, grollenden Wallenstein an den Homerischen Achilleus gemahnt. Wir haben schon vor Jahren, bei Gelegenheit Lord Byron's, auf dieses schöne Analogon aufmerksam gemacht. Auch auf strategische Darstellungen versteht sich der Verfasser; dabei ist seine Umsicht in dem Ganzen damaliger Politik stets so durchdringend, daß ihm nichts entgeht, auch die Winkelzüge und offenbaren Anmaßungen französischer Diplomatie und Eroberungssucht nicht. Auch wirft ihm selbst jene heillose Verwüstungsgeschichte Deutschlands immer noch einiges für die Cultur ab. Nicht blos der protestantische Gustav Adolf, auch der katholische Maximilian wird mit unparteiischer Würdigung in Betracht gezogen, obwol der letztere im ganzen dieser Skizzen weniger hervortritt, weil die Ungunst der Umstände ihn zur vollen Ausgestaltung dessen, was er wollte, nie gelangen ließ. Dagegen steht und bewegt sich der Schwedenkönig in den Unterhandlungen mit Fürsten, Feldherren und Bürgern, im Lager und in der Schlacht bis zu seinem Heldentod in einer solchen Glorie von Frömmigkeit, Bravheit, moralischer wie kriegerischer Ehrenhaftigkeit, daß auch das heutige Schweden unserm deutschen Historiker Dank sagen wird, daß derselbe einen der größten Heroen aller Zeiten so nach Gebühr verherrlicht und lebendig der Nachwelt überliefert hat.

2. Heinrich Friedrich Karl von Stein. Von J. Venedey. Iserlohn, Bädeker. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses biographische Buch ist ein nicht minder rühmenswerthes als das eben betrachtete, wenn auch der ganzen Ausführung nach durchaus anderer Art. In rascher Abfolge reiht der Verfasser kurze und daher leicht überschauliche Abschnitte, die aber nie flüchtig gehalten sind, unter prägnanten Ueberschriften, die oft sehr frappiren, aneinander. Sein Stil ist gewichtvoll, mannhaft kurz, entschieden, nie zerflossen, bestimmt gefaßt und dennoch fließend und nie gesucht. Die Ueberschriften sind schon von vornherein vielsagende, lockende, nicht geisthaschende Devisen auf dem Denkmale, welches der Autor seinem Helden setzt. Sie packen den Leser gerade durch ihre Einfachheit, bisweilen durch Antithese. Nur einige Proben führen wir auf: „Staatsmännische Vorschule", „Die Französische Revolution", „Uebergang ohne Umkehr", „Schlacht bei Jena", „Stein und Daru. Diplomatenzüge", „Das Morgenroth der Befreiung", „Le nommé Stein — genannt Karl Frücht", „Napoleon's höchste Macht. Deutschlands tiefste Schmach", „Die Sonnenwende im Geschick Napoleon's", „Stein's Berufung nach Rußland", „Stein's Rückkehr nach Deutschland", „Das Dachstübchen im Scepter zu Breslau", „Auf dem leipziger Schlachtfelde", „Der Pariser Friede", „Der Wiener Congreß", „Die ständische Verfassung der Einzelstaaten Deutschlands", „Zweiter Pariser Friede", „In Nassau und auf Kappenberg", „Die Julirevolution", „Die letzten Tage".

Der Verfasser zeigt sich überall vom reinsten Patriotismus für Deutschland begeistert, daher er auch ganz dazu geeignet ist, das Leben und die Thaten eines Mannes wie Stein zu beschreiben, der von echt deutschem Schrot und Korn war, der für Preußen, für Deutschland Zeit seines Lebens erglühte und, wie oft auch unterbrochen in der Verwirklichung seiner Plane, sie immer wieder aufnahm, fortsetzte und zuletzt sogar über den siegte, der seinerzeit fast allgemein für unbesiegbar galt. Wie jeder, der sich selbst keine Grenze zieht, oder gar über ganze Nationen dahinfährt, als wären sie nur dazu da, sich ihm zu schmiegen, zu dienen, von ihm despotisch beherrscht zu werden, sicher sein darf, daß ihm gegenüber einer ersteht, der ihn zuerst mit der Macht der Idee, dann und fast gleichzeitig mit der Macht eines wohlüberlegten Handelns zurückwirft, so sollte das Napoleon I. an dem Freiherrn von Stein erfahren. Noch dazu war Napoleon verblendet genug, darauf zu dringen, daß Hr. von Stein preußischer Minister würde. Und wenn Napoleon, der fast allen Furcht einflößte, er, der keine Furcht zu kennen schien, dennoch die deutschen Ideologen fürchtete, die sich in Fichte dem Aeltern zu Berlin verkörpert, also doch realisirt hatten, so sollte der Mann wahrhaft „ohne Menschenfurcht", Hr. von Stein, die Idee der Völkerfreiheit dem Kaiser bald so schnell und massenhaft verkörpern, daß er ihm die Heere Europas heraufbeschwor, die ihn von seiner Höhe stürzten, ihn zweimal nach Paris zurückwarfen, auf daß er im Exil seinen Tod fände. Wie das alles im Schritt der Allmählichkeit heranwuchs, wie einer der gewaltigsten Eroberer, der zuletzt alle Unterhandlungen ablehnte, auch in Person scharf, schneidend, spröde wie Glas war, wie der in einem deutschen Edelmann den Edelstein fand, den Diamanten vom reinsten Wasser, der den gläsernen Corsicaner und Weltbezwinger, trotz alter und junger Garde, zerschnitt und wieder zerschnitt, das stellt unser Autor in einer Galerie von kleinen historischen Bildern dar, die unsere Aufmerksamkeit ununterbrochen festhalten und uns, je weiter wir lesen, erquicken und freimachen, als hätten wir selbst noch vor kurzem das Napoleonische Joch getragen. Aber nicht allein diesen Proceß der neuern Geschichte sehen wir in obigen Blättern vor sich gehen, sondern auch den einer andern Reform und Umgestaltung deutschen Staatenwesens.

Der Freiherr von Stein wollte die deutschen Staaten nicht blos befreien, er wollte sie auch neu organisirt wissen. Die Volksvertretung, der wahrhaft constitutionelle Staat, zur Sicherheit, zum culturgeschichtlichen Gedeihen, zum Wohle in jeder Hinsicht der Fürsten wie der Völker, war eine seiner Hauptideen. Wie er sich damit trug, wie er Ansatz auf Ansatz nahm, in schriftlichen und mündlichen Darlegungen sich Mühe gab, die Nothwendigkeit solcher Umwandlung auch andern zur Ueberzeugung zu bringen, der Verwirklichung näher zu rücken, sie womöglich noch selbst zu erleben, auch das ist der spannende Inhalt jener Abschnitte. Endlich sehen wir in ihnen einen Mann groß werden, der wohlerzogen, wohlgeschult, von gesunder Frömmigkeit erfüllt, keusch, sittlich und ehrenwerth in jedem Betracht, gewissenhaft, taktvoll, klar in allen Wechselfällen des Lebens, auch in den äußersten Verwickelungen und selbst Gefahren seiner eigenen Person war. Doch — wir

verweilen noch einige Augenblicke bei einzelnen Momenten der vorliegenden Biographie. Sehr bedeutsam dafür, daß Hr. von Stein der Eckstein werden sollte, an dem die wilde Eroberungsflut der Franzosen sich brach und Napoleon selbst zerschellte, treffen wir beim Verfasser gleich am Anfang der Jugendgeschichte seines Helden die Stelle: „In dem Hause der Freiherren von Stein wurden Shakspeare'sche Dramen aufgeführt, und Karl übernahm in einem dieser Stücke, in dem «Sommernachtstraum», die hochwichtige Rolle des Walls. Er hatte nur die Worte zu sagen: «I am the wall.»" So sehr dichtet der Genius für eine unendliche Zukunft und wird Prophet für kommende Geschlechter, sogar für den einzelnen Menschen.

Der Knabe erhält eine vielseitige Ausbildung. Hr. von Stein widmet sich später den Studien der Rechtswissenschaft, beschäftigt sich aber auch viel mit Geschichte, Politik, Staatsrecht, der Nationalökonomie. Er lernt verschiedene Höfe unmittelbar kennen, verweilt auch einige Zeit in Wien. Von Berlin aus erhält er eine Anstellung im Bergfache. Ein mehrmaliger Aufenthalt in England ist gewiß für seine Wirksamkeit als Staatsmann entscheidend gewesen, wie es der Fall war bei einem ähnlich Gesinnten, dem preußischen Burggrafen Hrn. von Schön. Zwanzig Jahre wirkte Stein in der Grafschaft Mark im Berg- und Hüttenwesen. Von großem Belang ist ferner seine Sendung nach Mainz und seine Berührung daselbst mit Dalberg und Metternich. Hier mag wol, wie unglaubliche Geschicke für ihn noch im Schose der Zukunft schlummerten, diese schon manchmal an ihm wie in einem Gesicht vorübergegangen sein. Mit dem Ausbruch des Terrorismus der Revolution kündigt sich in Stein bereits in aller Entschiedenheit sein Anti-Franzosenthum an, um nie zu verschwinden, wol aber mit den Jahren sich zu steigern. Eine Parallele zwischen den Herren von Stein und von Schön, auch im Verhalten den Franzosen und Napoleon gegenüber, würde sehr belehrend sein. Seit Stein's Oberpräsidentschaft in Westfalen nimmt sein Einfluß auf die politischen Ereignisse so zu, daß solcher in einem bloßen Referate gar nicht mehr übersehen werden kann, sondern in dem überaus interessanten Zusammenhang des Buchs gelesen werden muß. Und überall steht Stein im Vordertreffen, wie denn derselbe Mann auch unermüdet thätig ist, neue Mittel zu entdecken, den öffentlichen Verkehr für Handel und Gewerbe zu erweitern, den Bauer und Bürger zu fördern, das Beamtenthum zu veredeln, wo es darauf ankam, auch als Sittenrichter gegen Hohe und Niedere aufzutreten.

Inzwischen ist Friedrich Wilhelm III. König von Preußen geworden. Ein so edler König wußte Stein zu schätzen. Auch wird Stein preußischer Finanzminister. Die Neugestaltung des Zollsystems, das statistische Bureau, Stein's Denkschrift an den König,. sowie seine weitern Plane werden vorgeführt. Napoleon tritt jetzt immer kecker hervor, Stein zurück. Hr. von Stein wird wieder Minister. Napoleon selbst empfiehlt ihn dem König von Preußen mit den Worten: „Prenez donc monsieur de Stein, c'est un homme d'esprit." Das heißt denn wol: unbewußt sich selbst seinen Untergang bereiten! Preußens, Deutschlands Wiedergeburt im umfassendsten Sinne, die Befreiung der Völker Europas vom schmachvollen Joche des französischen Kaisers, und was sich nach dem Wiener Congreß des Traurigen und wiederum Erhebenden, von Reaction und Evolution zu Gunsten des Fortschritts und insbesondere des deutschen Verfassungswesens daranknüpft, wird in den folgenden Abschnitten, unter dem Wechsel mannichfaltigster Gestalten und Ereignisse zur Darstellung gebracht. Volksvertretung in Preußen, Volksvertretung in allen deutschen Landen, parlamentarische Wechselwirkung und parlamentarischer Austausch der Ideen in ganz Deutschland, und zwar in einem in sich einigen, nach innen und außen hin starken Deutschland, ist Stein's erster und letzter Gedanke, ist dasjenige, worauf er in Denkschriften, in Noten, in öffentlichen Verhandlungen, in Briefen immer wieder zurückkommt. Dieser Staatsmann ist so sicher in allem, was er fordert, fördert, ablehnt und einrichtet, er ist so frei von aller Menschenfurcht, weil er so rein in seinem Gewissen ist. Er war überhaupt in seinem Leben stets von streng sittlicher Energie und zugleich von zartester Empfindung, sogar Empfindlichkeit. Es gibt bekanntlich Naturen, welche ungebrochenste Männlichkeit und jungfräuliches Wesen in sich vereinigen. In ihrer Umgebung darf kein Wort fallen, welches auch nur im geringsten gegen das Decorum anläuft, auch nicht im Scherz oder vollends mit einer ausnahmsweisen Neckerei, mit einer spaßigen Anspielung zur Unterhaltung persönlich wird, und wäre es auch nur die Stegreifdichtung des Augenblicks. Ein solches Naturell, sorgfältig ausgebildet, hatte Hr. von Stein. Kam so etwas an ihn heran, so verbat er es sich mit Entschiedenheit, und man wußte nun ein für allemal, daß man dergleichen in seiner Nähe nicht anbringen dürfe. Sitte und Sittlichkeit waren bei ihm aus Einem Guß. Ein solcher Mann war auch in ethischer Hinsicht dazu berufen, Staatsmann zu werden, in jedem Betracht stärker als jeder seiner Feinde zu sein, sein Volk von Grund aus zu erziehen, ihm die volle, urangestammte Freiheit wiederzugeben, einem ganzen Heer von Feinden gegenüber. Außerdem war er unternehmend im Unglück, vorsichtig im Glück, während es hergebracht ist, daß man im Unglück verzagt, im Glück übermüthig und tollkühn wird.

Doch in der ganzen zweiten Hälfte unsers Buchs drängen sich die Tugenden, die Verdienste, die im Kern stets gediegenen, soliden, in der Außenwelt unbeabsichtigt glänzenden Eigenschaften seines Helden so dicht zusammen, daß die entsprechende Würdigung und Hochstellung eines derartigen Mannes nur aus der Lektüre selbst hervorgehen kann. Da wird es denn dem Leser hell vor die Seele treten, welche staatsmännische Größen auch Deutschland aufzuweisen hat, die leider so viele meist nur dem Auslande zuzugestehen geneigt sind. Der Leser wird auch hier wahrnehmen, daß die Ebenbürtigen sich gegenseitig anziehen, daß die Größe Größen um sich versammelt, daß ein großer Gedanke oft der Vater von vielen großen Institutionen ist. Der selbst so verdienstvolle Minister von Schön, der aber vielleicht eine zu einseitige Vorliebe für England hatte, pflegte im geselligen Kreise gern die Anforderung auszusprechen: „Nennen Sie mir einen großen deutschen Staatsmann!" Man hätte ihm Hrn. von Stein nennen müssen, freilich auch noch andere in Erwähnung bringen dürfen. Nun ging allerdings Schön,

der noch Kant gehört hatte, davon aus, daß jeder wahrhafte Staatsmann vor allem auch Philosoph sein müsse. Indessen gibt es auch eine praktische Philosophie. Stein war ein praktischer Philosoph. Er war in der That ein Vorgänger, Verkündiger, Erwecker der heutigen Philosophie der Thatsachen.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Deutsche Romanliteratur.

1. Die Grafen Barfus. Historischer Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1869. 8. 5 Thlr.

Eine ganz tüchtige Arbeit! Es ist eine stark mit historischen Verwickelungen durchflochtene Familiengeschichte, die den in zwei Generationen krebsartig um sich fressenden und die trübsten Verwirrungen erzeugenden Haß der Marschälle von Schöning und von Barfus, zweier Paladine des Großen Kurfürsten, behandelt. Die Epoche durchläuft die Regierung der beiden ersten Preußenkönige, die Nachklänge der Heldentage von Fehrbellin und der ruhmwürdigen Mitwirkung an den Türkenkriegen, bis hinein in die leuchtenden Anfänge der Regierung des großen Friedrich. Dabei verfolgt der Autor auch die Schliche der kaiserlichen Politik, vertreten durch die Gesandten von Frydank und von Seckendorf: Machinationen, aus denen er den politisch und menschlich tief gegründeten Haß erklärt, welcher den Ausbruch der großen preußisch-österreichischen Kriege schürte. Die geschichtlichen Gestalten der beiden Marschälle, sowie des Ministers Danckelman und des tüchtig originellen greisen Feldmarschalls Derfflinger mit dem Anhängsel der übrigen Familienglieder auch aus den verwandten Geschlechtern Dohna und Dönhoff, vor allen aber die psychologisch furchtbare der Marschallin von Barfus, die durch den mächtigen Zerstörungseinfluß ihrer unbändigen Leidenschaft selber eine Art geschichtlicher Größe wird, sind meisterhaft gezeichnet. Was man etwa die Moral des Stücks heißen darf, liegt in folgendem Satz ausgesprochen: „Die vorgeführten Charaktere mußten nothwendig von dem wilden Kampfe der Leidenschaften und Interessen, von der Verblendung ihres Hasses zu schlimmen Thaten fortgerissen werden, damit ihr eigenes Schicksal sie versöhnend reinige!" Das ist eben das Interesse, daß wir dem an springendem Leben reichen Proceß der vernichtenden Leidenschaften, Haß und Stolz, von seinem Aufkeimen bis zur rasenden Höhe und dann umgekehrt der Versöhnung durch die Liebe bis ans menschlich schöne Ende gespannt folgen. Die tragische Verwickelung, welche so bedeutende Lebens- und Familienschicksale freiwillig und unfreiwillig in ihren Strudel ziehen sollte, beginnt gleich zu Anfang am Kreuz von Bonn unter schwer packenden Umständen, die das unerbittliche Verhängniß herbeirufen, und der Knoten schürzt sich mit dem Augenblicke, da die schöne und hochmüthige Leonore von Dönhoff von ihrem ebenso eigensinnigen Vater zur Heirath mit dem nachherigen Marschall gezwungen und die von da an gradweise finsterer und tigerhafter werdende Jungfrau uns in der ganzen verhängnißvollen Eigenrichtigkeit ihres Wesens vorgeführt wird. Eine eigene, psychologisch tief bewegende, ja erschütternde Complication, die Wendung zur Lösung, mischt sich aber mit dem Augenblicke ein, wo Eugen Barfus durch besondere Schicksalsfügung zusammentrifft mit der Tochter Sophie des von seinem Vater gestürzten Todfeindes Schöning und beide sich lieben. „Unter dem Dach eines Schöning verbrachte Barfus' Sohn seine erste Nacht auf der Reise, eine Höllennacht. In ihm ging etwas Süßes, unendlich Trauriges, etwas Grauenhaftes vor." Es ist, nur mit äußern Varianten, das alte Lied von Romeo und Julie; zwei Leben werden einem nicht zu tröstenden Schmerze hingeworfen und innerlich sich Gehörende äußerlich für immer getrennt, einem großen und schweren Opfer zu Liebe, und der Conflict löst sich nur durch den Tod. Die Scene, wo Sophiens Bruder, den Sohn des Todfeindes erkennend, erst in furchtbarer Leidenschaft Vergeltung von ihm fordert, dann wie ein Edler dem Edeln gegenüber den Manneswerth anerkennt und voll hoher Trauer den befreundeten Feind in die Arme preßt, ist eine von den menschlich-schönen, die uns immer packen, treffen wir sie nun im Leben oder in der Schrift. Die Seelenkämpfe des Marschalls aber, der, von seinem Dämon Leonore gestachelt, dem Ehrgeize zu Liebe, ein infames Verbrechen auf sich lud, bis zur Höhe des Conflicts, wo er seinen und Eugeniens, seines ersten und bessern Weibes Sohn, in zürnender Liebe aus dem Hause treibt, gibt ein trübes, aber scharf und consequent gefaßtes Lebensbild. Das ganze Leid eines schuldbewußten Herzens, das noch nicht völlig im kalten Stolz erstarrt ist, gipfelt in den an den Sohn gerichteten Worten: „Bete zu Gott, daß du mich nicht wiedersiehst denn als Leiche! Weg! Bringt ihn zu seinem Pferde! Eugeniens Sohn soll mich mit grauem Haar nicht als — Schächer vor sich sehen. Mag dich der Ewige besser leiten als mich!" Und doch soll das geschehen, was der Alte in fortwährendem Beben abwenden will; auch äußerlich ereilt ihn die unaufhaltsame Rache, als der Marschall für infam erklärt wird vor eben demselben Sohn, der den geächteten Vater niederstechen will, um dessen Schande in Blut zu löschen. Das Furchtbarste, die Peripetie der Geschichte ist der Tod der „schlimmen Marschallin", die aus Haß auf den eigenen Stiefsohn, weil er sich mit der verfeindeten Familie verbündet hat, ihr prächtiges Schloß mit seinen Schätzen verbrennt, während der Sturm heult und die nur noch von der innern Unruhe des Rachegeistes Zehrende halb wahnsinnig und erschöpft stirbt. Damit ist der Fluch der Leidenschaft gelöscht und die sühnende Liebe tritt in ihr Recht.

So wird das Gemälde überwiegend finster und erschütternd, und doch sind der schönen und hochherzigen Züge genug, um dasselbe nicht in ein monotones Nachtbild umschlagen zu lassen.

Eine höchst eigenthümliche Gestalt ist der Türke Schamir, seltsam durch sein Schicksal und seinen Geist, des bei Spalankament von Barfus gemordeten Veziers Köprili Bruder, der nachher dem Mörder als Diener folgt, beherrscht von einem blinden Glaubenswahn, und über das

Haus desselben eigene Rache und doch auch wieder eigenen Segen bringt.

Ueberraschend nehmen sich heute, nach 1866, in des Ministers Danckelman Munde, der vor dem blendenden Trugbilde der Königskrone warnt, die jetzt zwar post festum den bloßen Lauf der geschehenen Dinge beleuchtenden, aber trotzdem den Eindruck einer Prophetie machenden Worte aus:

Wenn man doch kühn genug ist, den Glückswürfel so auf die Kante zu werfen, so sei man auch gleich großartig in seinen Entschlüssen! Breche man doch den Reichsverband, kündige man Habsburg Lehn, Eid und Kur! Nenne man die Hohenzollern Könige von Ostgermanien und sende 20000 brandenburgische Leute mit ebenso viel Millionen Thalern an den Main! Man wird zwar Deutschland zerreißen, deutsches Blut gegeneinander ins Feld geführt, eines Weltkriegs Blutfackel entzündet haben, aber die lebende Generation ladet männlich denn doch auf sich alle Gefahr und Verantwortung, schlägt wenigstens jetzt ritterlich einen Streit, der höchstens vertagt, hingehalten werden mag, aber einst doch kommen wird, blutig und verzweifelt, und den Sohn, Enkel und Urenkel in einer langen jammervollen Reihe von Kriegen deshalb werden bestehen müssen, weil Preußens Fürsten die Hand zu früh nach der Krone ausstreckten. Einst kommt die Stunde, wo Einer nur in Deutschland bestehen kann, soll's nicht für immer auseinanderfallen. Habsburg oder Hohenzollern wird dann aus den deutschen Gauen geworfen sein.

2. Schellen-Moritz. Deutsches Leben im 18. Jahrhundert. Historischer Roman von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Das Stück deutschen Lebens, das uns da vorgeführt wird, begreift das stadtbürgerliche Treiben und Denken, wie es in einer Mittelstadt sich gestaltete; enger genommen ist es das specifische Leben der alten Stadt Halle und am allerengsten das ganz eigenartige, bis auf die neueste Zeit in Tracht und Sitte absonderliche des Hallorenquartiers mit seinem erbthümlich zusammenhaltenden Völklein der Hallburschen oder Salzwirkerbrüderschaft. Getreulich immer in diesen selben Kreisen sich bewegend, führt uns der Roman, der von eigentlich geschichtlichen Elementen nicht gar viel, mehr dagegen von sittengeschichtlichen aufgenommen, an einem durchgeführten Lebensbilde von den Kinderspielen auf dem Moritzkirchhof bis ans Grab daselbst.

Unser Held Schellen-Moritz selbst, das Kind der Liebe von vornehmer Geburt, das dem schwer verfolgten Vater und der eigengearteten fürstlichen Mutter ein Gegenstand schweren Leides und Kummers werden sollte, wird durch eine Reihe von Kreuz- und Querfahrten übers deutsche Vaterland hingeleitet, bis er als wackerer Oberstlieutenant und als Kirchenvorsteher der ehrsamen Stadt Halle in glücklicher Ehe lebt und stirbt. Das freundliche Jugendleben im sorgsam pflegenden Kreise, das Studententreiben, illustrirt durch eine enthusiastische Jugendliebe, und hernach eine ziemlich thörichte und auf ein Haar schlimm endende Cavaliersliebe, dann die officiell zu Leben und Bildung der Zeit gehörende Wanderschaft, die sogenannte Cavalierstour, ausgeschmückt mit allerlei seltsamen Abenteuern und Verflechtungen, worunter ein schlecht angelegter Versuch der Bekehrung zum Katholicismus, einige der nun einmal heilloserweise nicht aus der Romancomposition zu verdrängenden, halb wunderbaren und ganz unglaublichen Erkennungsscenen, die langen Aufschlüsse über das traurige Geschick des todten Vaters und der verschollenen Mutter, ein Raubanfall, der den jungen Mann ebenfalls wie durch ein Wunder ins Schloß der Mutter und in die Nähe des geheimnißvollen Allwissers und Tausendkünstlers Grafen Saint-Germain führt, Kaffeehaus- und Spielauftritte in sehr gemischter Gesellschaft, dann allerlei Militärscenen aus dem Siebenjährigen Krieg, welche die wieder auf einen starken Glauben berechnete Situation herbeiführen, daß bei einem Ueberfall die Mutter durch den Sohn gerettet wird, und zum ersten und letzten mal ihn sehend und erkennend in seinen Armen stirbt, mehreres aus dem Leben eines armen Landedelmanns, Struensee's Größe und Fall und endlich im Gegensatze zu diesen bewegenden Scenen der friedliche Rest eines wohlgenützten und ehrbaren Bürgerlebens: diese Dinge machen das Gerüst des Gebändes aus.

Von historisch bedeutenden Personen ist es außer dem als feiner Studiosus vorgeführten jungen Struensee, dessen späteres merkwürdiges Geschick den stärksten Faden wirklich geschichtlichen Einschlags liefern soll, nur noch der alte Musikheros Händel.

Der Kammerpräsident von Dieskau, Struensee und Saint-Germain sollen drei hervorragende Geistesrichtungen des 18. Jahrhunderts darstellen und der Held des Ganzen, ebenfalls ein echtes Kind des Jahrhunderts, im Gegensatze zu ihnen allen die vierte. Ihre Grundzüge faßt der Autor etwa in folgenden Sätzen:

Was Dieskau sagte, war nichts anderes als eine dürre Abstraction im Geist jener Tage, der unklare Begriff einer Pflicht, die von Gott nichts wußte, und doch der Menschheit dienen wollte oder ihr zu dienen vermeinte, der Ausfluß der ganzen Philosophie des Jahrhunderts. Es war in dem Lächeln, mit welchem Dieskau die Priese schnupfte, die er schon eine Weile zwischen den Fingerspitzen gehalten, etwas Hochmüthiges und Faunisches zugleich —, das feine, aber bittere Lächeln einer altgewordenen Gesellschaft, die an keine warmen, ehrlichen Regungen der einzelnen mehr glauben wollte, weil sie selbst greisenhaft verknöchert war. Daher der faunische Zug neben dem hochmüthigen in seinem Lächeln; und diese Mischung ist stereotyp, man betrachte nur Bilder aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; sie haben sehr oft ein Lächeln, Männer wie Frauen, welches kaum vorher, selten nachher erscheint, ein Lächeln, das dem Beschauer Herzweh macht.

Zwischen Dieskau und Struensee war ein großer Unterschied, aber auch eine bestimmte Verwandtschaft. Jener war ein edler Charakter, der sich aus hochmüthiger Menschenverachtung in dürre Abstractionen verloren hatte, Struensee ein sinnlicher Wüstling, der in hochmüthiger Selbstüberschätzung zum frivolen Spötter geworden. Beiden hochbegabten Männern aber fehlte gerade das, was die wahre Größe gibt, Begeisterung, Schwung, Glauben. So war denn der eine ein Pedant, der andere ein Poltron, und beide waren Junggesellen.

Auch von Saint-Germain fühlte sich Schell-Moritz abgestoßen, weil ihm in demselben eine dritte Personification des Geistes des 18. Jahrhunderts entgegentrat. Es war die Geheimnißkrämerei, die abenteuerliche Wunderthuerei, das gefährliche Spiel mit Kräften und Mächten der Natur, die sich damals der Wissenschaft noch ganz entzogen.

Schell-Moritz selber war das Kind des 18. Jahrhunderts, ganz und gar, durch und durch. Verhältnisse wie die geheime Ehe seines Vaters mit der Prinzessin waren nur in jener Zeit denkbar. Er repräsentirte die männliche Kraft, den gesunden Sinn, die Frömmigkeit und Tüchtigkeit, die auch damals noch im deutschen Leben lagen und eine weitere Entwickelung zum Bessern verbürgten, aber hinter den falschen Glanz der Auswüchse und den verblendenden Strahl der großen Irrthümer zurücktraten. Weil aber Moritz mitten in seiner Zeit stand,

gerieth er nicht in den Kampf mit dem gewöhnlichen Jammer jener Tage, der Enge des bürgerlichen Lebens, der vornehmen Liederlichkeit und der plumpen Gemeinheit.

Von trüben Sitten- oder Unsittenbildern der Zeit werden uns da die Stäupung einer Diebin und das Spießruthenlaufen eines Deserteurs in aller Nacktheit vorgeführt. Man verweilt nicht gern bei den immer gleich grundhäßlichen Scenen, sondern wendet sich lieber ganz andern, freundlich ans Herz sprechenden zu, als deren Muster z. B. das Ende des greisen Kirchenvorstehers und Musikfreundes Gruner angeführt sei, der den Tod des Gerechten stirbt (I, 229). Uebrigens ist der Ton ziemlich ungenirt, um Eleganz sehr unbekümmert. Man höre z. B., wie der Verfasser sich das Spiel ansieht:

Ei! Wie kunstverständig die winzigen Frauenzimmer die Wechselfälle des Spiels beurtheilten! wie eifrig sie die Stärke oder die Geschicklichkeit des „großen Bruders" bewunderten, oder, bereits einer zärtlichen Regung folgend, Nachbars Karl und Teller's Fritzen für bessere Ballspieler erklärten, als Kruspe's Wilhelm und Fack's Gustel. Manche drei Käse hohe Mine oder Tine war sogar schon unwillig oder gar traurig, wenn der Gegner ihres Schätzchens den Ball siegreich ins Loch trieb, und fühlte sich sehr geneigt, bei den oft entstehenden Zänkereien Partei zu nehmen, nicht nur mit eifernden Worten, sondern auch mit den kleinen unsaubern Fäusten und den durchaus nicht mehr ganz ungefährlichen Nägeln. Die Jungen dagegen kümmerten sich, mit dem ganzen Stolz ihrer Knabenhaftigkeit bewaffnet, durchaus nicht um die zärtlichen Dirnlein, wiesen sie brutal zurück, oft handgreiflich sogar, und war je einmal einer unter ihnen, der schon eine zartere Regung spürte gegen das schöne Geschlecht, so schloß er sie vorsichtig ein in seinem Herzen, denn im Falle der Kundgebung wäre der volle Hohn der Gesammtheit über ihn gekommen, und nichts ist so unbarmherzig wie der Junge, nichts so empfindlich gegen den Hohn der Genossen wie wiederum der Junge.

Aber gerade diese Kinderspiele, das ganze frohe Jugendtreiben einer gesund und kräftig aufwachsenden Generation, sind mit viel Jovialität und Natur wiedergegeben, bis auf die unschuldigen Wortspiele und Neckereien herab.

Die Charakterzeichnung ist zuweilen recht gelungen; man nehme als Exempel die alte Kreuzmannin, ein Weib, wie sie häufig sind, und als Gegenbild ihre wackere Tochter, die Bertramin.

Das Ganze ist in ruhigem, gleichmäßigem Ton gehalten, der selten eine starke Erschütterung aufkommen läßt, aber auch selten tiefer bewegt; man möchte ihn den Ton des bürgerlichen Lebens heißen, in dem wir uns vorwiegend bewegen.

Fast wäre man versucht, dem Autor eine bestimmte Absicht zuzuschreiben, wenn er uns nicht minder als zweimal mit großer Bestimmtheit die von der altgewohnten Ueberlieferung abweichenden Ansichten über den Ursprung der Hohenzollern auseinandersetzen läßt. Darüber gibt II, 197—200 Aufschluß.

Bewegten wir uns mit den zwei angeführten historischen Romanen im 18. Jahrhundert, in dessen Hof- und Bürgerleben, so werden uns noch zwei andere, modernsten Stils, in die unmittelbare Gegenwart hineinführen, deren Gepräge sie vollauf entwickeln.

3. Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung von Ernst Pasqué. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erzählung oder Roman, der Name thut nichts zur Sache! Jedenfalls ist die Geschichte ganz modern, ziemlich stark à la française gehalten, spielt auch zum größten Theil in der Stadt der Abenteurer und der Speculanten, in Paris, der Großstadt des gesammten neuen Romans; fassen wir nun Schrift oder Leben ins Auge. In jedem Zuge sind es Licht und Luft und Farbe unserer Tage, wie sie sich in jenem Mikrokosmus der ganzen Weltbewegung widerspiegeln. Ernst und heiter in der That! Wir werden in allen Schattirungen des Tons herumgeworfen, vom Furchtbaren bis zur fast zigeunerhaften Lustigkeit.

Die Geschichte fußt auf folgenden Grundzügen: Elsen, nachher als Mr. John Harley auftretend, Kassirer eines Bankierhauses in einer Rheinstadt, durch untergeschobene Briefe betrogen, glaubt sein Weib in ehebrecherischer Verbindung mit dem Sohne des Chefs und entflieht heimlich seinem Elend, um nach Australien zu gehen. Van Owen, nachher Mr. d'Auvent, Buchhalter desselben Geschäfts und Elsen's angeblicher Freund, hat den doppelten Schurkenstreich begangen: erstlich hat er jene Briefe gefälscht und seinen Freund zur Flucht verhetzt, dann bestiehlt er in derselben Nacht, da dieser entweicht und auf Kosten von dessen Ehre, die Kasse des Geschäfts, das er nach einiger Zeit verläßt, um in Paris als großer Herr zu leben. Die beiden treffen wir nach einem langen und verschiedenen Lebenslauf, innerhalb dessen sich Elsen als thätigtüchtiger Ehrenmann ein großes Vermögen erworben, während Owen als Gutsbesitzer und Börsenspeculant in schlechten Streichen und Ausschweifungen seine Jahre verbracht, im Alter wieder, zu einer Zeit, wo die rächende Gerechtigkeit den furchtbaren Knoten löst. Die drei Gesellen aber, um deren Laufbahn sich's handelt, sind folgende: Friedel (Fridolin Grein), ein tüchtiger Schreiner, ernst und gesetzt, eine kräftige Arbeitsnatur, der Sohn eines in eben jenem Bankierhause zur Zeit des verübten Verbrechens angestellten Kassendieners; Heinrich Remy, sein Jugendfreund, leicht und lebenslustig, übrigens ehrbar und gutmüthig, der das Handwerk aufgegeben und sich als Sänger eine glänzende Laufbahn machen will; endlich Gerhard Elsen, der Sohn jenes Kassirers, der Kaufmann geworden, dann wegen des auf seinem Namen liegenden Makels Unglück hat, in der höchsten Noth auf Zureden Remy's, der ihn in der Welthauptstadt trifft, sich entschließt, ebenfalls Musiker (artiste) zu werden, endlich auf Verwenden seines ihm unbekannten Vaters wieder eine solide Stellung findet und glücklich wird. Wir geleiten diese drei jungen Leben, bis Friedel, dem zuerst Mr. Harley aufgeholfen, nachdem er sein Geschäft ins Große ausgedehnt und viel Geld erworben, als glücklicher Gatte einer lieblichen und braven Pariserin auf einer Campagne am Rhein den Rest seiner Tage verlebt; Gerhard Elsen, vereint mit Vater und Mutter, die sich ausgesöhnt, ebenfalls reich und glücklich, wohnt in seiner Nähe. Das Pikanteste an seinem Leben ist, daß er sich in die herzensgute Tochter jenes Schurken d'Auvent verliebt und nach manchen Schwierigkeiten ihre Hand gewonnen hat; Remy, der sich in der halben Welt herumgetrieben und kurze Zeit als Sänger geglänzt, hat seine Stimme verloren und ist schwindsüchtig geworden, er kommt zurück, arm und verlassen, um auf Friedel's Landsitz, wo man ihn noch die kurzen guten Tage über pflegt, zu sterben.

Haus desselben eigene Rache und doch auch wieder eigenen Segen bringt.

Ueberraschend nehmen sich heute, nach 1866, in des Ministers Danckelman Munde, der vor dem blendenden Trugbilde der Königskrone warnt, die jetzt zwar post festum den bloßen Lauf der geschehenen Dinge beleuchtenden, aber trotzdem den Eindruck einer Prophetie machenden Worte aus:

> Wenn man doch kühn genug ist, den Glückswürfel so auf die Kante zu werfen, so sei man auch gleich großartig in seinen Entschlüssen! Breche man doch den Reichsverband, kündige man Habsburg Lehn, Eid und Kur! Nenne man die Hohenzollern Könige von Ostgermanien und sende 20000 brandenburgische Leute mit ebenso viel Millionen Thalern an den Main! Man wird zwar Deutschland zerreißen, deutsches Blut gegeneinander ins Feld geführt, eines Weltkriegs Blutfackel entzündet haben, aber die lebende Generation ladet männlich denn doch auf sich alle Gefahr und Verantwortung, schlägt wenigstens jetzt ritterlich einen Streit, der höchstens vertagt, hingehalten werden mag, aber einst doch kommen wird, blutig und verzweifelt, und den Sohn, Enkel und Urenkel in einer langen jammervollen Reihe von Kriegen deshalb werden bestehen müssen, weil Preußens Fürsten die Hand zu früh nach der Krone ausstreckten. Einst kommt die Stunde, wo Einer nur in Deutschland bestehen kann, soll's nicht für immer auseinanderfallen. Habsburg oder Hohenzollern wird dann aus den deutschen Gauen geworfen sein.

2. **Schellen-Moritz.** Deutsches Leben im 18. Jahrhundert. Historischer Roman von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Das Stück deutschen Lebens, das uns da vorgeführt wird, begreift das stadtbürgerliche Treiben und Denken, wie es in einer Mittelstadt sich gestaltete; enger genommen ist es das specifische Leben der alten Stadt Halle und am allerengsten das ganz eigenartige, bis auf die neueste Zeit in Tracht und Sitte absonderliche des Hallorenquartiers mit seinem erbthümlich zusammenhaltenden Völklein der Hallburschen oder Salzwirkerbrüderschaft. Getreulich immer in diesen selben Kreisen sich bewegend, führt uns der Roman, der von eigentlich geschichtlichen Elementen nicht gar viel, mehr dagegen von sittengeschichtlichen aufgenommen, an einem durchgeführten Lebensbilde von den Kinderspielen auf dem Moritzkirchhof bis ans Grab daselbst.

Unser Held Schellen-Moritz selbst, das Kind der Liebe von vornehmer Geburt, das dem schwer verfolgten Vater und der eigengearteten fürstlichen Mutter ein Gegenstand schweren Leides und Kummers werden sollte, wird durch eine Reihe von Kreuz- und Querfahrten übers deutsche Vaterland hingeleitet, bis er als wackerer Oberstlieutenant und als Kirchenvorsteher der ehrsamen Stadt Halle in glücklicher Ehe lebt und stirbt. Das freundliche Jugendleben im sorgsam pflegenden Kreise, das Studententreiben, illustrirt durch eine enthusiastische Jugendliebe, und hernach eine ziemlich thörichte und auf ein Haar schlimm endende Cavaliersliebe, dann die officiell zu Leben und Bildung der Zeit gehörende Wanderschaft, die sogenannte Cavalierstour, ausgeschmückt mit allerlei seltsamen Abenteuern und Verflechtungen, worunter ein schlecht angelegter Versuch der Bekehrung zum Katholicismus, einige der nun einmal heilloserweise nicht aus der Romancomposition zu verdrängenden, halb wunderbaren und ganz unglaublichen Erkennungsscenen, die langen Aufschlüsse über das traurige Geschick des todten Vaters und der verschollenen Mutter, ein Raubanfall, der den jungen Mann ebenfalls wie durch ein Wunder ins Schloß der Mutter und in die Nähe des geheimnißvollen Allwissers und Tausendkünstlers Grafen Saint-Germain führt, Kaffeehaus- und Spielauftritte in sehr gemischter Gesellschaft, dann allerlei Militärscenen aus dem Siebenjährigen Krieg, welche die wieder auf einen starken Glauben berechnete Situation herbeiführen, daß bei einem Ueberfall die Mutter durch den Sohn gerettet wird, und zum ersten und letzten mal ihn sehend und erkennend in seinen Armen stirbt, mehreres aus dem Leben eines armen Landedelmanns, Struensee's Größe und Fall und endlich im Gegensatze zu diesen bewegenden Scenen der friedliche Rest eines wohlgenützten und ehrbaren Bürgerlebens: diese Dinge machen das Gerüst des Gebäudes aus.

Von historisch bedeutenden Personen ist es außer dem als feiner Studiosus vorgeführten jungen Struensee, dessen späteres merkwürdiges Geschick den stärksten Faden wirklich geschichtlichen Einschlags liefern soll, nur noch der alte Musikheros Händel.

Der Kammerpräsident von Dieskau, Struensee und Saint-Germain sollen drei hervorragende Geistesrichtungen des 18. Jahrhunderts darstellen und der Held des Ganzen, ebenfalls ein echtes Kind des Jahrhunderts, im Gegensatze zu ihnen allen die vierte. Ihre Grundzüge faßt der Autor etwa in folgenden Sätzen:

> Was Dieskau sagte, war nichts anderes als eine dürre Abstraction im Geist jener Tage, der unklare Begriff einer Pflicht, die von Gott nichts wußte, und doch der Menschheit dienen wollte oder ihr zu dienen vermeinte, der Ausfluß der ganzen Philosophie des Jahrhunderts. Es war in dem Lächeln, mit welchem Dieskau die Priese schnupfte, die er schon eine Weile zwischen den Fingerspitzen gehalten, etwas Hochmüthiges und Faunisches zugleich —, das feine, aber bittere Lächeln einer altgewordenen Gesellschaft, die an keine warmen, ehrlichen Regungen der einzelnen mehr glauben wollte, weil sie selbst greisenhaft verknöchert war. Daher der faunische Zug neben dem hochmüthigen in seinem Lächeln; und diese Mischung ist stereotyp, man betrachte nur Bilder aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; sie haben sehr oft ein Lächeln, Männer wie Frauen, welches kaum vorher, selten nachher erscheint, ein Lächeln, das dem Beschauer Herzweh macht.
>
> Zwischen Dieskau und Struensee war ein großer Unterschied, aber auch eine bestimmte Verwandtschaft. Jener war ein edler Charakter, der sich aus hochmüthiger Menschenverachtung in dürre Abstractionen verloren hatte, Struensee ein sinnlicher Wüstling, der in hochmüthiger Selbstüberschätzung zum frivolen Spötter geworden. Beiden hochbegabten Männern aber fehlte gerade das, was die wahre Größe gibt, Begeisterung, Schwung, Glauben. So war denn der eine ein Pedant, der andere ein Poltron, und beide waren Junggesellen.
>
> Auch von Saint-Germain fühlte sich Schell-Moritz abgestoßen, weil ihm in demselben eine dritte Personification des Geistes des 18. Jahrhunderts entgegentrat. Es war die Geheimnißkrämerei, die abenteuerliche Wunderthuerei, das gefährliche Spiel mit Kräften und Mächten der Natur, die sich damals der Wissenschaft noch ganz entzogen.
>
> Schell-Moritz selber war das Kind des 18. Jahrhunderts, ganz und gar, durch und durch. Verhältnisse wie die geheime Ehe seines Vaters mit der Prinzessin waren nur in jener Zeit denkbar. Er repräsentirte die männliche Kraft, den gesunden Sinn, die Frömmigkeit und Tüchtigkeit, die auch damals noch im deutschen Leben lagen und eine weitere Entwickelung zum Bessern verbürgten, aber hinter den falschen Glanz der Auswüchse und den verblendenden Strahl der großen Irrthümer zurücktraten. Weil aber Moritz mitten in seiner Zeit stand,

gerieth er nicht in den Kampf mit dem gewöhnlichen Jammer jener Tage, der Enge des bürgerlichen Lebens, der vornehmen Liederlichkeit und der plumpen Gemeinheit.

Von trüben Sitten- oder Unsittenbildern der Zeit werden uns da die Stäupung einer Diebin und das Spießruthenlaufen eines Deserteurs in aller Nacktheit vorgeführt. Man verweilt nicht gern bei den immer gleich grundhäßlichen Scenen, sondern wendet sich lieber ganz andern, freundlich ans Herz sprechenden zu, als deren Muster z. B. das Ende des greisen Kirchenvorstehers und Musikfreundes Gruner angeführt sei, der den Tod des Gerechten stirbt (I, 229). Uebrigens ist der Ton ziemlich ungenirt, um Eleganz sehr unbekümmert. Man höre z. B., wie der Verfasser sich das Spiel ansieht:

Ei! Wie kunstverständig die winzigen Frauenzimmer die Wechselfälle des Spiels beurtheilten! wie eifrig sie die Stärke oder die Geschicklichkeit des „großen Bruders“ bewunderten, oder, bereits einer zärtlichen Regung folgend, Nachbars Karl und Teller's Fritzen für bessere Ballspieler erklärten, als Kruspe's Wilhelm und Fack's Gustel. Manche drei Käse hohe Mine oder Tine war sogar schon unwillig oder gar traurig, wenn der Gegner ihres Schätzchens den Ball siegreich ins Loch trieb, und fühlte sich sehr geneigt, bei den oft entstehenden Zänkereien Partei zu nehmen, nicht nur mit eifernden Worten, sondern auch mit den kleinen unsaubern Fäusten und den durchaus nicht mehr ganz ungefährlichen Nägeln. Die Jungen dagegen kümmerten sich, mit dem ganzen Stolz ihrer Knabenhaftigkeit bewaffnet, durchaus nicht um die zärtlichen Dirnlein, wiesen sie brutal zurück, oft handgreiflich sogar, und war je einmal einer unter ihnen, der schon eine zartere Regung spürte gegen das schöne Geschlecht, so schloß er sie vorsichtig ein in seinem Herzen, denn im Falle der Kundgebung wäre der volle Hohn der Gesammtheit über ihn gekommen, und nichts ist so unbarmherzig wie der Junge, nichts so empfindlich gegen den Hohn der Genossen wie wiederum der Junge.

Aber gerade diese Kinderspiele, das ganze frohe Jugendtreiben einer gesund und kräftig aufwachsenden Generation, sind mit viel Jovialität und Natur wiedergegeben, bis auf die unschuldigen Wortspiele und Neckereien herab.

Die Charakterzeichnung ist zuweilen recht gelungen; man nehme als Exempel die alte Kreuzmannin, ein Weib, wie sie häufig sind, und als Gegenbild ihre wackere Tochter, die Bertramin.

Das Ganze ist in ruhigem, gleichmäßigem Ton gehalten, der selten eine starke Erschütterung aufkommen läßt, aber auch selten tiefer bewegt; man möchte ihn den Ton des bürgerlichen Lebens heißen, in dem wir uns vorwiegend bewegen.

Fast wäre man versucht, dem Autor eine bestimmte Absicht zuzuschreiben, wenn er uns nicht minder als zweimal mit großer Bestimmtheit die von der altgewohnten Ueberlieferung abweichenden Ansichten über den Ursprung der Hohenzollern auseinandersetzen läßt. Darüber gibt II, 197—200 Aufschluß.

Bewegten wir uns mit den zwei angeführten historischen Romanen im 18. Jahrhundert, in dessen Hof- und Bürgerleben, so werden uns noch zwei andere, modernsten Stils, in die unmittelbare Gegenwart hineinführen, deren Gepräge sie vollauf entwickeln.

3. Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung von Ernst Pasqué. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erzählung oder Roman, der Name thut nichts zur Sache! Jedenfalls ist die Geschichte ganz modern, ziemlich stark à la française gehalten, spielt auch zum größten Theil in der Stadt der Abenteurer und der Speculanten, in Paris, der Großstadt des gesammten neuen Romans; fassen wir nun Schrift oder Leben ins Auge. In jedem Zuge sind es Licht und Luft und Farbe unserer Tage, wie sie sich in jenem Mikrokosmus der ganzen Weltbewegung widerspiegeln. Ernst und heiter in der That! Wir werden in allen Schattirungen des Tons herumgeworfen, vom Furchtbaren bis zur fast zigeunerhaften Lustigkeit.

Die Geschichte fußt auf folgenden Grundzügen: Elsen, nachher als Mr. John Harley auftretend, Kassirer eines Bankierhauses in einer Rheinstadt, durch untergeschobene Briefe betrogen, glaubt sein Weib in ehebrecherischer Verbindung mit dem Sohne des Chefs und entflieht heimlich seinem Elend, um nach Australien zu gehen. Van Owen, nachher Mr. d'Auvent, Buchhalter desselben Geschäfts und Elsen's angeblicher Freund, hat den doppelten Schurkenstreich begangen: erstlich hat er jene Briefe gefälscht und seinen Freund zur Flucht verhetzt, dann bestiehlt er in derselben Nacht, da dieser entweicht und auf Kosten von dessen Ehre, die Kasse des Geschäfts, das er nach einiger Zeit verläßt, um in Paris als großer Herr zu leben. Die beiden treffen wir nach einem langen und verschiedenen Lebenslauf, innerhalb dessen sich Elsen als thätigtüchtiger Ehrenmann ein großes Vermögen erworben, während Owen als Gutsbesitzer und Börsenspeculant in schlechten Streichen und Ausschweifungen seine Jahre verbracht, im Alter wieder, zu einer Zeit, wo die rächende Gerechtigkeit den furchtbaren Knoten löst. Die drei Gesellen aber, um deren Laufbahn sich's handelt, sind folgende: Friedel (Fridolin Grein), ein tüchtiger Schreiner, ernst und gesetzt, eine kräftige Arbeitsnatur, der Sohn eines in eben jenem Bankierhause zur Zeit des verübten Verbrechens angestellten Kassendieners; Heinrich Remy, sein Jugendfreund, leicht und lebenslustig, übrigens ehrbar und gutmüthig, der das Handwerk aufgegeben und sich als Sänger eine glänzende Laufbahn machen will; endlich Gerhard Elsen, der Sohn jenes Kassirers, der Kaufmann geworden, dann wegen des auf seinem Namen liegenden Makels Unglück hat, in der höchsten Noth auf Zureden Remy's, der ihn in der Welthauptstadt trifft, sich entschließt, ebenfalls Musiker (artiste) zu werden, endlich auf Verwenden seines ihm unbekannten Vaters wieder eine solide Stellung findet und glücklich wird. Wir geleiten diese drei jungen Leben, bis Friedel, dem zuerst Mr. Harley aufgeholfen, nachdem er sein Geschäft ins Große ausgedehnt und viel Geld erworben, als glücklicher Gatte einer lieblichen und braven Pariserin auf einer Campagne am Rhein den Rest seiner Tage verlebt; Gerhard Elsen, vereint mit Vater und Mutter, die sich ausgesöhnt, ebenfalls reich und glücklich, wohnt in seiner Nähe. Das Pikanteste an seinem Leben ist, daß er sich in die herzensgute Tochter jenes Schurken d'Auvent verliebt und nach manchen Schwierigkeiten ihre Hand gewonnen hat; Remy, der sich in der halben Welt herumgetrieben und kurze Zeit als Sänger geglänzt, hat seine Stimme verloren und ist schwindsüchtig geworden, er kommt zurück, arm und verlassen, um auf Friedel's Landsitz, wo man ihn noch die kurzen guten Tage über pflegt, zu sterben.

Führen wir diese fünf inhaltschweren Lebensschicksale an und nehmen wir hinzu, daß mit ihnen noch eine Reihe untergeordneter sich eng verknüpft, so wird uns klar, daß sich da reiche und mannichfache Gemälde entfalten müssen. Folgende kurze Aufzählung mag eine Vorstellung geben von dem Wechsel der Scenen und Gefühle, in denen wir förmlich herumgeschüttelt werden.

Nach dem einleitenden Nacht- und Nebelbilde des Diebstahls geleiten wir die jungen rüstigen Männer Friedel und Remy bei hellem Sonnenschein in die Straßen und Dachstuben von Paris, lernen die treuherzige Arbeiterin Annette und die leichtfüßige Grisette Agapita kennen, treffen nach einer jener entscheidenden Begegnungen unsere drei Helden beisammen, geleiten den ehrlichen Friedel in seine Mansarde auf den Weg der Liebe und den schwärmenden Remy zum Naschen von der Liebe Lust, werden in eine „Künstler"-Colonie geführt und machen deren gutmüthig-phantastisches Treiben und lustige Armuth in Haus und Feld mit, was einige der weitaus anziehendsten und gelungensten Genrebilder liefert, und stoßen auch auf die beiden alten Herren, den Schelm und den Betrogenen, bei ihren befremdenden Gängen. Nachdem er uns so alle Hauptpersonen nahe gebracht, schließt der erste Band. Von da an verflicht sich die Erzählung immer mehr mit Mr. Harley's geheimnißvollem und großmüthigem Thun, das bald mächtig in Friedel's und Gerhard's Leben eingreift; wir geleiten die drei jungen Freunde auf neuen Bahnen und treffen in d'Auvent's Landhaus eine ehemals entführte, dann furchtbar mishandelte Geliebte und in dessen Logis in der Stadt die uns bereits bekannte Agapita als seine jetzige Maitresse. Damit ist der zweite Band zu Ende. Mit dem dritten, „Harley an der Arbeit", beginnt die Entwickelungsgeschichte. Elsen stellt mit aller Energie und Consequenz eines seines Rechtes und seiner Würde bewußten Mannes seinen geschändeten Namen wieder her und entlarvt den Verbrecher, dessen halbcynischer Todeskampf „Das letzte Glas", bis er sich durch Gift ins — Nichts hinüberbefördert, eine der furchtbarsten, nervenerschütternden, ja wild abstoßenden Scenen ist, so neuromantisch als irgendeine bei den in dieser Malerei so starken Franzosen. Der Kampf der beiden seltsamen Männer, des einen um seine Ehre, des andern übrigens bereits vom Himmel Geschlagenen und Gelähmten um sein Leben, hat in seinem ganzen Verlaufe des Aufregenden und Gewaltsamen so viel, daß dieser lebenswahr durchgeführte Proceß eine unausgesetzte fieberhafte Spannung bildet. Am Ende treffen wir die Guten in glücklichem Frieden, auch der leichte, sonst brave und talentvolle Remy findet wenigstens nach harten Prüfungen noch einen friedlichen Lebensabend: damit ist nach allen Seiten die poetische und menschliche Gerechtigkeit hergestellt.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Geschichten, wie sie, abgerechnet die Zuthaten der Phantasie, ganz in die losgebundene Gesellschaft des Augenblicks passen, auch vollständig im Stil des französischen Romans concipirt und wiedergegeben sind, Fehler und Vorzüge desselben theilend. Wer an diesem nur Böses sieht, der wird auch Pasqué's hier entwickeltes Lebensbild nicht verwinden; wer aber die Schilderungsfähigkeit, die Kraft und Farbenfrische, die Energie auch in der Seelen- und Gefühlsmalerei nicht gering anschlägt, wird umgekehrt diese Erzählung ebenso anziehend und spannend — ängstliche Moralisten würden sagen verführerisch — finden als irgendeine.

Doch sei eines Hauptfehlers noch besonders erwähnt. Wir hatten oben schon Anlaß, uns streng gegen ein misbräuchliches Hauptmittel der neuern Romanschreiber auszusprechen: das sind die massenhaften Personenbegegnungen und Erkennungen, bei denen der Zufall eine so plumpe Rolle spielt, daß er aufs Haar dem nackten Wunder gleichkommt. Das wohlfeile Mittel ist um so verwerflicher, wenn es für die Gesammtentwickelung nicht einmal nothwendig ist, sondern blos dazu dient, eine pikante Episode anzuspinnen. Natürlich drückt sich darin immer die Armuth an logischer Motivirung aus. Auch Pasqué hat förmlichen Misbrauch damit getrieben, so oft soll die Manier aushelfen, theils um den stockenden Gang weiter zu führen, theils auch blos, um uns mit einer Ueberraschung zu beschenken. Wir würden das geradezu als den unverzeihlichen Hauptmangel in der Composition bezeichnen. Es geht uns wie bei dem überraschten Gerhard Elsen; wir gerathen bei den Entdeckungen und Enthüllungen und Verwandlungen, die uns da ganz unvorbereitet aufgetischt werden, in ein „gewaltiges, sprachloses Erstaunen", denn die Dinge gehen über den Begriff einer logischen Folge der Thatsachen.

Auf anderer Seite dagegen liegt so ziemlich das Hauptverdienst. Der Verfasser weiß uns Scenen von der tollsten Heiterkeit so drollig hinzumalen, daß sie ein köstliches Lachen erwecken. Man nehme einmal die Scene, wo einer der improvisirten „Künstler" auf die Bitten einer gefühlvollen Witwe, die ihres seligen Mannes wegen den Serpent liebt, das dubiöse Instrument handhabt:

> Der lange musikalische Tausendkünstler setzte das gewaltige Instrument an den Mund und begahn zu blasen. Beim ersten Ton, der laut wurde, wurde die Gesellschaft ebenfalls laut, und helles lustiges Lachen ertönte von alt und jung, denn der Gesang des ledernen Instruments war zu drollig, und sein Bläser, wie er in seiner langen Figur dastand und den Serpent mit Gefühl handhabte, hatte etwas Urkomisches, das den ärgsten Hypochonder zum Lachen bringen mußte. Madame Godard war anfänglich recht entrüstet über diese Heiterkeit, welche ihr eine Sünde gegen ihr Lieblingsinstrument dünken mochte; doch schließlich klärte sich ihr Antlitz wieder auf, sie mußte sogar im Verein mit den übrigen lachen, denn der Bläser schien seine höchst lamentable Melodie nur an sie zu richten. Er schaute sie zugleich mit seinen großen Augen so gefühlvoll an, während seine Backen sich furchtbar aufblähen mußten, um den nöthigen Wind für den gewaltigen Leib des Serpents zu finden, daß die allgemeine Heiterkeit immer größer wurde, besonders als nun die hohen, überaus kläglich und herzbrechend lautenden Töne in das allertiefste Brummen übergingen. Auch Hold konnte endlich seine Ruhe nicht mehr behaupten, er mußte mitlachen und — das Serpentconcert war zu Ende.

Die Scene berührt um so drolliger, wenn wir uns erinnern, daß der Lange bald darauf bei der dicken, gefühlvollen Witwe die Stelle ihres Seligen einnimmt und sie für den Verlust ausreichend tröstet. Nicht minder kostbar ist der drastische Auftritt, da Remy, der seiner leichtfertigen Schülerin Agapita versprochen, sie empfehlend dem großen Componisten Auber vorzustellen, dieselbe

im miserabel zugestutzten „Salon" der Künstlercolonie empfängt, und die mitgekommene Alte, empört über die Nichtachtung des Talents ihrer hoffnungsvollen Tochter, aus fettiger Zeitungshülle ein angeknabbertes Cervelatwürstchen, das sich der improvisirte Componist zum Diner aufgespart hatte, herauswickelt.

Jetzt richtete Mutter Morel sich in ihrer ganzen Größe oder vielmehr Breite auf. Ihr Auge, ihr ganzes Gesicht flammte wie das Feuer ihres Herdes, und ihr armes, unschuldiges, mishandeltes Kind an den weichen Mutterbusen drückend, hielt sie mit der Rechten das angeknabberte Knoblauchwürstchen hoch empor, also eine wahrhaft tragische Gruppe bildend, welche ihre Wirkung selbst auf den in seinem blau damastenen Schlafrocke sich nicht mehr recht behaglich fühlenden falschen Auber nicht verfehlte. Nachdem sie den Mann, der ihre Tochter zur Choristin hatte herabwürdigen wollen, mit unsaglicher Verachtung gemessen, sprach sie mit Würde und einem wahren Pathos: Weine nicht, mein Kind! Ein Mann, der solche miserable Zwei-Sous-Würste mit Knoblauch verspeist und die Reste sogar noch in eine alte Zeitung wickelt, kann uns nicht beleidigen. Kommen Sie, Herr Remy! Auch dir, mein armer Junge, hat er Unrecht gethan. Wir wollen heimgehen und werden auch schon ohne ihn auf die Bühne kommen, aber als etwas Besseres denn eine Choristin, wie wir auch — Gott sei Dank! — noch Besseres zu frühstücken vermögen als eine Knoblauchwurst! — Dabei warf sie dem langen großen Mann die angebissene Wurst mit einer superben Bewegung vor die Füße und wendete sich, um das schiefe Studirzimmer zu verlassen.

Wir meinen, dergleichen Auftritte könnten einen argen Hypochonder zum Lachen bringen.

4. Königstreu. Roman von Karl von Kessel. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Kritiker weiß nicht recht, wie er sich zu diesem Product stellen soll. Es kommt sehr darauf an, was er eigentlich sucht und schätzt, und noch mehr, ob er eigene gefestete Welt- und Lebensanschauungen den etwas unbestimmten des Autors entgegenzusetzen hat, und welche?

Mit Rücksicht auf die Composition muß zunächst auffallen, daß diejenige Person, die dem Titel nach als der Held des Stücks erscheinen sollte, nichts weniger als diese Rolle spielt, ja wir stehen tief im ersten Bande drinnen, ehe sie nur geboren wird, und auch später nimmt dieser jedenfalls nach einem sonderlichen Einfall so geheißene „Königstreu" als Ministerialrath nur eine untergeordnete Stelle in der Erzählung ein. Ist aber nicht er der Held des Stücks, so fragt sich's, ob überhaupt einer da sei? Nein. Am ehesten käme die Rolle noch dem Hauptmann von Woldeck zu, der stark in alle vorgeführten Lebensverhältnisse eingreift und so ziemlich überall den Retter spielt; aber im Grunde haben wir keine eigentlich herrschende Hauptperson. Es ist eine ganze Reihe von Familiengeschichten, die nebeneinander durchgeführt werden, und daneben gehen noch allerlei Scenen aus der Revolution von 1848 mit, aber blos als politische Zuthat.

Auf dem Schlachtfelde von Ligny treffen wir den Hauptmann und dessen Begleiter Stein, einen reichen Bauernsohn, die beide nachher in die Heimat entlassen werden. Der Autor führt uns in ihre Familien ein; dabei erfahren wir gleich zu Gunsten des sehr bevorzugten Charakters des adelichen Hauptmanns, wie er für einen sterbenden Soldaten seiner Compagnie und dessen Geliebte Elsbeth und später auch deren Kind besorgt ist. Stein gewinnt zu Hause mit Hülfe seines Oheims, eines hagestolzen Sonderlings, gegen den Willen seiner im Bauerngeldstolz befangenen Aeltern ein armes, aber braves und tüchtiges Mädchen zur Frau. Woldeck, in ein Fräulein von Rhinow verliebt, findet dieselbe als emancipirtes Weib wieder, das mit dem Advocaten Willenberg in die Welt hinausreist, ein Kind bekommt und heimlich zurückläßt, nachher vornehme Frau und fromm und gut conservativ wird; er selbst bleibt nach dieser Erfahrung unverheirathet und erzieht die aufgesuchte und in sein Haus aufgenommene Tochter seiner einstigen Geliebten. Die Elsbeth findet er todt; von ihrem Herrn Isbert verführt und dann verstoßen, hat sie einen Knaben hinterlassen, der trotz Woldeck's Vorsorge ein mit Gott und der Welt zerfallener Vagabund wird. Darauf werden wir des Nähern in die Familien Skine und Isbert eingeführt, zweier reichen Fabrikanten, die gleich geldstolz, hochmüthig, hartherzig und erbärmlich sind, nur daß Isbert noch den Scheinheiligen spielt. Dieser, zuerst durch einen ungerathenen Sohn gedemüthigt, wird in der Revolution gänzlich gestürzt. Jener wird nach allerlei Prüfungen durch einen curiosen Stiefbruder, den Amerikaner Walker, zur Vernunft und Humanität zurückgeführt. Willenberg fällt in der badischen Revolution. Die gereinigten Familien blühen in ihren Kindern fort.

Was die Tendenz sein soll, verstehen wir nicht recht: jedenfalls wird eine gut conservative und loyal-monarchische Gesinnung als das Rechte gelehrt; im übrigen erscheinen so ziemlich alle Elemente, mit Ausnahme des in der Doppelfamilie Woldeck gefeierten Adels, in schlechtem Licht. Die geldstolze Bourgeoisie und Fabrikantenklasse zeigt in den Skine und Isbert so ziemlich ihre schlechtesten Exemplare, die Arbeiterwelt erscheint in Lumpen, die Revolution führt uns nur ihre carikirt-vagabundirenden Auswüchse vor, auch die Reaction hat verkehrt über die Schnur gehauen. Was soll denn Recht und Bestand haben? Wir gehen unbefriedigt vom ganzen Zeitbilde weg.

Eins aber erfreut und ist allerdings hoch anzuschlagen, nämlich eine am „Patinenpapa", „Tantchen Unverzagt", Walker u. s. w., vor allen aber an den Skine geübte meisterhafte Personencharakteristik. Man sehe sich einmal folgende wie ausgemeißelte Figur an:

Hr. Skine war ein Mann von mittlerer, gedrungener Gestalt, mit einem runden, rothen Gesicht und einem herausfordernden Blick, mit einem schwarzen Backenbart, welcher in Hufeisenform an seinen Mundwinkeln auslief und auf den er sehr viel zu halten schien, denn jeden Augenblick fuhr er sich mit einer gewissen Koketterie mit den Fingern durch denselben, und zum Ueberfluß hatte er auch noch die ursprüngliche röthliche Farbe desselben auf künstlichem Wege in ein glänzendes Schwarz verwandelt. Hr. Skine war der Egoist vom reinsten Wasser, und wenn man ihn mit ausgespreizten Beinen, den Kopf herausfordernd zurückgeworfen und beide Hände in den Hosentaschen, auf dem Piedestal stehen sah, welches er sich in seinem Hochmuth und seiner Eitelkeit selbst errichtet hatte, so gewann man die unfehlbare Ueberzeugung, daß alle übrigen Menschen nur dazu da seien, um staunend zu der Höhe der Unfehlbarkeit, auf deren oberster Spitze Hr. Skine stand, emporzublicken. In der That, es gehört eine andere Feder als die unsere dazu, um die Erhabenheit zu beschreiben, mit welcher Hr. Skine durchs Leben schritt, und die Blicke zu schildern, mit denen dieser würdige Repräsentant des Kapitals mit Mitleid und Geringschätzung auf alle Menschen herabblickte, welche das Unglück hatten, sich in Ermangelung einer Anzahl wohlgefüllter Geldsäcke auf andere Hülfsmittel stützen zu müssen, um

anständig durchs Leben zu kommen. Hr. Skine durfte es sich in seiner Erhabenheit und Unfehlbarkeit sogar erlauben, mit dem Himmel zu rechten, wenn dieser es einmal unterlassen hatte, seinen Wünschen entgegenzukommen, oder wenn das Schicksal einmal so verwegen gewesen war, ihm einen Stein in den Weg zu rollen, über welchen er hätte stolpern können. Weshalb war es z. B. nicht schöne, reine Luft, wenn Hr. Skine in den Garten trat?... Hr. Skine wollte doch den Morgen genießen, und es hätte deshalb jedenfalls reine Luft sein müssen — Pah!... Warum schien Hrn. Skine die Sonne ins Gesicht, während ihn dies doch incommodirte? Der Himmel hätte unstreitig daran denken müssen — Pah!... Weshalb fing es denn gerade an zu regnen, als Hr. Skine ausfahren wollte? Dies war ein unverzeihliches Vergehen, welches Hr. Skine nimmer vergessen würde — Pah!... Weshalb setzte sich ihm eine Mücke auf die Nase? — Pah!... Warum incommodirte ihn jetzt eben eine Fliege? — Pah!... Kurz, Hr. Skine war aus lauter Pahs zusammengesetzt, und bei jedem Pah wurde sein Blick hochmüthiger und niederschmetternder u. s. w.

Glänzend, vortrefflich! Solcher Pah-Skines gibt es heutigentags auf Schritt und Tritt, nur sind sie in der Regel noch unverbesserlicher als unser Musterexemplar.

J. J. Honegger.

Die schwedischen Nordfahrten.

Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland, ausgeführt in den Jahren 1861, 1864 und 1868 unter Leitung von O. Torell und A. E. Nordenskiöld. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Passarge. Nebst 9 großen Ansichten in Tondruck, 27 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. Jena, Costenoble. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Spitzbergen, so hat man mit Recht gesagt, ist heutzutage bekannter und besser erforscht, als manche Landschaft auf dem europäischen Continent. Nachdem die Zeit der großen Fischerei dort vorüber, das Vorkommen der Walfische ein seltenes geworden war, hatte jene Inselgruppe für die große Menge ihr Interesse verloren. Wissenschaftlich waren dort jedoch noch wichtige Aufgaben zu lösen und mit dankenswerthem Eifer haben die Schweden dies auch gethan. Ihnen lag ja Spitzbergen recht eigentlich vor der Thür; von Tromsö in Norwegen bis zur Südspitze jenes arktischen Landes beträgt die Entfernung in gerader Linie nur 100 deutsche Meilen, und diese wurden alljährlich oft selbst von kleinen Fischerbooten zurückgelegt, die auf den Robbenschlag auszogen. Innerhalb des letzten Decenniums haben denn die Schweden nicht weniger als vier Expeditionen nach Spitzbergen gesandt: im Sommer 1858 die kleine Recognoscirungsfahrt von Torell, Quennerstedt und Nordenskiöld; dann 1861 mit Unterstützung der Regierung und der Akademie der Wissenschaften die vortrefflich ausgerüstete Expedition des Aeolus und der Magdalena mit einem Stabe von elf Gelehrten. Zu den vielen Aufgaben, welche dieser zweiten Spitzbergenfahrt gestellt waren, gehörte eine vorläufige Aufnahme für die spätere Messung eines Meridianbogens durch die ganze Länge der Inseln; aber wegen ungünstiger Winde und der Lage des Eises konnte man diese Aufgabe nicht vollständig lösen und es wurde daher 1864 eine neue Expedition unter Nordenskiöld auf dem Schiffe Axel Thordsen ausgesandt. Diesen beiden Expeditionen, die unter anderm ausgedehnte geographische Messungen und Beobachtungen anstellten, verdanken wir eine neue Karte Spitzbergens. Als dann die Nordfahrten eifriger in Gang kamen, wurde 1868 der Dampfer Sofia abermals in die nordischen Gewässer gesandt. Er war gleichzeitig mit der Deutschen Expedition bei Spitzbergen und erreichte die höchste mit einem Schiffe gegen Norden gewonnene Breite 81° 42′.

In dem vorliegenden Werke nun ist die erste Recognoscirungsfahrt nicht berührt, die Expedition von 1868 nur sehr kurz und vorläufig, sogar kürzer als der schon in Deutschland publicirte Bericht des Kapitäns von Otter. Literarisch genommen ist die Arbeit gerade kein Meisterstück, denn sie wirft zusammengehörige Gegenstände auseinander, behandelt ein und dieselbe Sache oft an ein Dutzend verschiedenen Stellen, statt sie ein für allemal abzumachen. Seehunde, Walrosse, Eisbären, Renthiere, Gletscher, Eis u. s. w., alles wird zerstreut, nirgends in abgerundeten Bildern besprochen. Das ermüdet oft; aber trotzdem ist das Buch durch die Fülle des gebotenen und viele hübsche, äußerst ansprechende und auch gut geschilderte Partien immerhin zu den bessern über die Polarregionen zu rechnen. Die Ausstattung, im ganzen trefflich, leidet doch an Mängeln. Hierhin rechnen wir eine Anzahl der in den Text gedruckten Holzschnitte, welche (S. 129, 136, 257 u. s. f.) in Zeichnung und Ausführung so schlecht sind, daß sie noch aus der Zeit zu stammen scheinen, in welcher die Xylographie in den Kinderschuhen stand; aber die größern Bilder sind gut. Endlich die Karte. Sie stammt aus Petermann's Ergänzungsheft Nr. 16 vom Jahre 1865. Seitdem ist unsere Kenntniß Spitzbergens wesentlich vermehrt worden. Es fehlen die Ergebnisse der Expedition von 1868 daher gänzlich, mithin die Richtigstellung der innern Theile des Eisfjords, des Forelandsunds, der Liefdebai; es fehlen die deutschen Correcturen im südlichen Theile der Hinlopenstraße. Das sind unsere Ausstellungen. Gehen wir nun auf einzelnes ein.

Die große Frage, welche bei allen Nordfahrten zunächst in Betracht kommt, ist jene: Gibt es ein offenes Polarmeer oder nicht? und hierin stehen sich bekanntlich zwei Ansichten schroff gegeneinander über. Die Schweden sagen „Nein“, die Deutschen „Ja“. Torell schreibt (S. 117):

> Maury hat aus rein theoretischen Gründen zu beweisen gesucht, daß das Polarmeer offen und schiffbar sei. Petermann trat ihm bei und bezog sich auf die bis dahin gemachten Erfahrungen. Mit Ausnahme von Kane und Hayes hat indessen keiner von den Männern, welche selbst das Polareis beobachtet, diese Ansicht getheilt. Im Gegentheil, Sir Leopold M'Clintock, vielleicht die erste Autorität auf diesem Gebiet, hat die Existenz eines offenen Polarmeers bestimmt in Abrede gestellt. Die aufgestellte Theorie ist indessen, infolge des großen, wohlbegründeten Ansehens der Männer, welche sie adoptirt haben, zu einer wichtigen Streitfrage in der Wissenschaft geworden und kann nur auf empirischem Wege gelöst werden. Ich für meinen Theil bin durch die für die Existenz eines Polarmeers angeführten Gründe nicht überzeugt, und da meine ersten Eindrücke und Wahrnehmungen in Spitzbergen für das Gegentheil sprachen,

schloß ich mich unbedingt der Ansicht an, daß das nördliche Polarmeer mit Eis bedeckt, obwol nicht ohne größere und geringere offene Stellen sei.

Noch schärfer spricht Nordenskiöld sich aus, welcher die Vorstellung eines offenen Polarmeers „offenbar eine nicht haltbare Hypothese" nennt. Nach ihm ist der einzige Weg, den man mit der Aussicht den Pol zu erreichen betreten mag, der von den Engländern vorgeschlagene: nach einer Ueberwinterung im nördlichen Spitzbergen oder im Smithsunde, im Frühjahr auf Schlitten nordwärts vorzudringen.

Wenn wir volle Aufklärung über die schwebende Frage auch erst auf dem Wege der Thatsachen erwarten dürfen, so geziemt es uns doch, die mindestens ebenso berechtigten Ansichten unsers hier angegriffenen Landsmanns kurz zu recapituliren. Nach Petermann ist das Meer zwischen Spitzbergen und dem Nordpol ein ebenso schiffbares als das am Südpol jenseit des 66° südl. Br., welches ein so ausgezeichneter Seefahrer wie Cook als „undurchdringlich und als eine bis zum Pol reichende feste Eismasse" annahm, welches aber Roß 12 Breitengrade über 66° hinaus, in einem größern Raume als dem zwischen Spitzbergen und dem Nordpol, schiffbar fand. Wie die schwedischen Forscher sprechen, so sprach auch Cook, bis ein tüchtiger Mann wie Roß kam und die alten Vorurtheile zerstörte. Das Urtheil der Schweden stand fest, schon ehe sie 1868 mit der Sofia nach Norden vorzudringen suchten. Aber was beweist das? Lütke, der berühmte russische Admiral, der vor einigen vierzig Jahren auch zwischen Nowaja-Semlja und Spitzbergen nach Norden schiffen wollte und umkehren mußte, sagt ganz richtig, daß vereinzelte Versuche nichts beweisen, und Meteorologen ersten Ranges treten aus wissenschaftlichen Gründen unbedingt für Petermann ein. Doch lassen wir die Controverse und betrachten wir die wichtigsten Ergebnisse der Expeditionen.

Fast alle Karten Spitzbergens, die bisher vorlagen, beruhten auf alten Zeichnungen und Aufnahmen, die vor hundert und mehr Jahren von holländischen und englischen Walfischjägern gemacht waren. Sie erschienen stümperhaft, und sind nun durch Dunér's und Nordenskiöld's dem Buche beigegebene Karte ersetzt, die, wie schon bemerkt, durch die Aufnahme von 1868 noch einige wesentliche Verbesserungen erhalten hat. Die Karte beruht auf astronomischen Beobachtungen, welche an 80 verschiedenen Küstenpunkten mit guten Instrumenten ausgeführt wurden. Auch wurde das halb sagenhafte Land im Osten von Spitzbergen, Gillisland, von dem 3000 Fuß hohen Weißen Berge gesehen und in die Karten eingetragen. Es war schon von dem norwegischen Walroßfänger Carlsen und dem aberdeener Fischer Birkbeck gesehen, dann, fügen wir hinzu, 1868 von Kapitän Koldeway. Es ist somit vorhanden, wenn auch noch keineswegs erforscht. Eine andere Frage ist die, ob im Norden von Spitzbergen sich noch ein unbekanntes Land findet? Auf dessen Dasein kann wenigstens dadurch geschlossen werden, daß im Frühjahr große Scharen von Vögeln von den Küsten Spitzbergens aufbrechen und nach Norden ziehen. Wohin nehmen diese also ihren Flug? Die Höhe der spitzen Berge, welche dem Lande den Namen geben, ist durch die Schweden bestimmt worden. Unter den gemessenen Gipfeln ist der Hornsund-Pik mit 4560 Fuß englisch der höchste. Aus den Excursionen, die vielfach ins Innere gemacht wurden, ergab sich, daß dieses ein ebenes, nur hier und da von Felsen unterbrochenes Eisplateau bildet, das seinen Abfluß durch die riesigen Gletscher hat, welche fast überall an den Küsten in das Meer niederstürzen und in den Polargegenden die Rolle der Flüsse milderer Zonen übernehmen.

Besondere Bereicherung haben die Geologie und Mineralogie, die Zoologie und Botanik Spitzbergens erfahren. Stark magnetische Gesteine, welche in verschiedenen Theilen in ungeheuern Massen vorkommen, machen jene Gegenden ungeeignet zu magnetischen Beobachtungen, besonders in der Hinlopenstraße, wo große Massen stark magnetischen Hyperits, abwechselnd mit Kalk- und Sandsteinen, auftreten. Ein längerer Aufenthalt auf Spitzbergen würde mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, wenn man nicht an vielen Stellen Treibholz und namentlich Kohlenlager anträfe. Das reichste Kohlenlager hat Blomstrand am Kohlenhafen in der Kingbai gefunden. Es befindet sich unfern der Küste, ist horizontal und liegt zum Theil frei, bietet also Dampfern Gelegenheit, ihre Vorräthe zu ergänzen.

Am Saurierhook und andern Stellen wurde die Triasformation, die bei uns in Schwaben und Thüringen am besten entwickelt ist, nachgewiesen, mit Resten von untergegangenen Rieseneidechsen. Ueber die fossilen Pflanzen Spitzbergens, welche die Schweden mitbrachten, hat der bekannte schweizer Paläontologe Oswald Heer eine mustergültige Abhandlung geliefert.

Was die lebende Pflanzenwelt angeht, so wurden, abgesehen von Moosen, Algen, Flechten, Pilzen, gerade 100 höhere Gewächse aufgefunden, von denen fast die Hälfte auch in den Pyrenäen, den Alpen, dem Kaukasus, den Gebirgen Persiens und Tibets und im Himalaja vorkommen, gewiß ein wichtiges Ergebniß für die Verbreitung der Gewächse. Auf dem niedrigen Lande schmilzt übrigens der Schnee im Sommer vollständig, dann grünt die nordische Zwergvegetation, die an einzelnen Stellen bis zu 2000 Fuß Höhe hinaufgeht, im allgemeinen jedoch beginnt die Grenze des ewigen Schnees bei 1500 Fuß. Wir finden in dem Werke sehr lebhafte Schilderungen der ungeheuern Vogelmengen, die in thatsächlich unabsehbaren Scharen, ein auf Stundenweite hörbares Geschrei verursachend, an den Uferklippen nisten und buchstäblich gleich Wolken die Sonne verfinstern, wenn sie auffliegen. Die schöne Eiderente ist infolge der rastlosen Nachstellungen dem Aussterben nahe, auch das Walroß wird seltener, da es von den Fischern allzu sehr verfolgt wird. Das Renthier — eine eigene Spielart auf Spitzbergen bildend — gibt die wichtigste Fleischnahrung ab und zum Glück existiren diese stattlichen Thiere dort noch in großer Zahl. Man sieht sie in allen Theilen des Landes von den Sieben Inseln im Norden bis zum Südcap gelegentlich; nur im Nordwesten erscheinen sie selten. Polarbären treten am häufigsten im Norden und Osten auf. Wenn der Eisbär nicht kurz vor seiner Erlegung von einem halbverwesten Seehund gefressen hat, so ist sein Fleisch, obwol etwas grob, doch schmackhaft und keineswegs,

wie ältere Reisebeschreibungen angeben, der Gesundheit nachtheilig. Wer Vergnügen an Bärenabenteuern hat, findet im vorliegenden Buche vollauf Befriedigung.

Die Fische sind von Malmgren bearbeitet worden. Sie kommen an den Küsten nur in geringer Anzahl vor, und man kann nicht darauf rechnen, aus dieser Quelle einen Beitrag zur Tafel zu erhalten. Weiter nach Süden, nach der Bäreninsel hin, bietet die Fischerei aber eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums. Wir kennen jetzt 22 Meerfische, unter denen ein kleiner Hai, der Haakjäring, vortrefflichen Leberthran liefert. Heiligbutten, Dorsche, Schellfische, Marulken können in ganz ungeheuern Massen gefangen werden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Vorräthe einst ausgebeutet werden, ja es ist anzunehmen, daß die Norweger, denen jenes Meer vor der Thür liegt, ihre Rechnung dabei finden werden, zumal wenn sie auf der Bäreninsel (südlich von Spitzbergen) eine Station errichten. Am interessantesten ist Folgendes. In der Umgebung der Albert-Dirkses-Bucht fanden die Schweden einige Süßwasserseen, und in diesen prächtige Lachsforellen, dieselbe Art, die in unsern Alpen vorkommt.

Man sieht schon aus obigen kurzen Anführungen, daß es nicht an Leben und Reichthum in jenem arktischen Lande fehlt. Wenn doch erst die falschen Vorstellungen von todten Eiswüsten, unerträglicher Kälte u. s. w. verschwinden möchten, die so vielfach mit den Vorstellungen von den Polargegenden verknüpft sind! Die Lektüre der schwedischen Nordfahrten wird gewiß dazu beitragen, und da auch fesselnde persönliche Abenteuer nicht fehlen, so wird gewiß niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Aufgefallen ist uns noch der starke Skandinavismus, den die Expeditionsmitglieder bis in die arktischen Regionen hineingetragen haben. In der Mossalbai feierten sie das ihnen allen heilige Johannisfest, sie zündeten ein Freudenfeuer von Treibholz an, einen gewaltigen Balderbål, und ließen die skandinavischen Flaggen im nordischen Winde wehen. Auf einem mit Flechten überzogenen Felsblock wurde dann Renthierbraten servirt und Skandinaviens Wohl getrunken:

> Es war ein echt skandinavisches Fest, unvergeßlich für jeden, der daran theilgenommen. Die vier nordischen Völker: Schweden, Norweger, Dänen und Finnen waren hier vertreten, und selbst Lappländer fehlten nicht. Der Scheiterhaufen, die Johannisstange und die seltsame vom Feuer beleuchtete Gesellschaft, der Hügel mit den alten Gräbern, das unübersehbare Packeis, über welchem die Mitternachtssonne recht im Norden an dem wolkenfreien Himmel strahlte, mild und verheißend — dieses alles bildete ein wunderbares Gemälde, das mit seinen Contrasten einen unauslöschlichen Eindruck auf uns machte.

Richard Andree.

Vom Büchertisch.

1. **Die nächsten Aufgaben für die Nationalerziehung der Gegenwart mit Bezug auf Friedrich Fröbel's Erziehungssystem. Eine kritisch-pädagogische Studie von J. H. von Fichte. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.**

Die pädagogische Literatur wächst von Jahr zu Jahr. Auch auf unserm Büchertisch nimmt sie einen beträchtlichen Raum ein, und nicht die schlechtesten Lesefrüchte sind es, die wir aus der Lektüre des pädagogischen Theils dieses Büchertisches davontragen. In vorliegender Schrift, die der Wiederabdruck einer im Juliheft 1869 der „Deutschen Vierteljahrsschrift" erschienenen Abhandlung ist, tritt die Philosophie für die Fröbel'schen Ideen ein. Fröbel war, wie Fichte richtig hervorhebt, wie alle genialen Erfinder und instinctiv Begeisterten, selbst unfähig, seinen tiefen und wahren Grundgedanken die vollständige wissenschaftliche Form und eben damit die durchgreifende Klarheit zu geben, welche das eigentlich Entscheidende desselben, frei von allem Beiwerk und angeflogenen Formelwesen hingestellt hätte. Daß eine große pädagogische Majorität und darunter auch Immanuel Fichte in Fröbel's Lehre den einzig richtigen Ausgangspunkt für die Nationalerziehung der Gegenwart findet, ist begreiflich. Fröbel fand, daß das Spiel das Vorbild und Nachbild des gesammten Menschenlebens ist; er betonte zuerst mit Nachdruck, daß das Kind unter den Einflüssen der Natur groß werden müsse und eben die große Bedeutsamkeit dieser Lehren weiß Fichte sehr richtig hervorzuheben. Wenn der berühmte Sohn eines berühmten Philosophen erklärt, daß Fröbel's Erziehungsmaximen fortan die leitenden Grundsätze der Staatspädagogik werden müßten, so hat dieser Ausspruch weitgehende Tragweite; er constatirt auch eben wieder, daß eine neue Weltepoche naht, für welche die alten Formen der Erziehung sich ungenügend erweisen.

2. **Pädagogische Wanderungen von A. Wittstock. Kassel, C. Luckhardt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.**

Der Verfasser hat in verschiedenen europäischen Ländern und an den verschiedenartigsten Schulen als Lehrer gewirkt. Daß durch diese selbstverständlich reichen Erfahrungen das vorliegende Buch ein doppeltes Interesse gewinnt, ist natürlich. Besonders das erste sittengeschichtlich und pädagogisch interessante Bild: „Eine pädagogische Schweizerreise", fesselt durch die Wahrheit einer ursprünglichen Anschauung. Dabei kennzeichnet den Autor ein verständiger Blick für literarische und culturhistorische Zustände, sowie er sich auch durch eine sehr belebte Schreibweise beim Leser bestens einzuführen weiß. Die „pädagogischen Briefe aus Paris" zeigen, daß die Franzosen im Felde der Schulerziehung und des Volksunterrichts noch viel von den Deutschen lernen können. So ist der Unterricht in Geschichte und Geographie eine der schwächsten Seiten des französischen Unterrichts; die neueste Geschichte Frankreichs besonders wird, wie zu erwarten ist, tendenziös entstellt. Auf einem pädagogischen Ausflug nach England hat Wittstock wieder Gelegenheit, die Wahrnehmung zu machen, daß in England die Kenntniß der Pädagogik als einer selbständigen Wissenschaft noch ganz fehlt. Gegen den Schluß seines Werks stellt der Verfasser mehrere Hauptpunkte für ein allgemeines deutsches Schulgesetz auf. Wie weit diese Thesen Berücksichtigung finden werden, ist abzuwarten; jedenfalls zeigt Wittstock, daß er zu beobachten und zu berichten versteht, ein Vorzug, den nicht

alle deutschen Pädagogen in so hervorragendem Maße als der Verfasser der „Pädagogischen Wanderungen“ besitzen.

3. Aus Diesterweg's Tagebuch von 1818—22. Unter Zustimmung der Familie herausgegeben von E. Langenberg. Frankfurt a. M., J. C. Hermann. 1870.

Goldene Worte, die der jüngere Mann in Frankfurt, Elberfeld, Mörs aufzeichnete. Langenberg hat das Verdienst, die körnige Lebensweisheit dieser Aufzeichnungen dem jüngern Geschlecht übermittelt zu haben. Eine tiefe Religiosität spricht aus diesen Zeilen, die nicht nur für den Pädagogen, auch für den Psychologen von tiefgehendem Interesse sein müssen. Leider ist unser Raum zu beschränkt, um aus dem reichen Vorrath dieser Tagebuchnotizen ein paar Aphorismen als Proben herauszunehmen. Praktische Winke für den Lehrer und den Erzieher finden sich darin genug. Wir können hier nur mit dem Herausgeber zur Lektüre einladen und den Wunsch hegen, daß dieselbe dem Leser reiche Früchte schaffen möge!

4. Wie mir's erging. Autobiographische Skizzen von August Wiegand. Halle, Nebert. 1870. 8. 20 Ngr.

Der Selbstbiograph, ehemals Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften an mehrern höhern Unterrichtsanstalten der Provinz Sachsen, ist jetzt technischer Director der Lebensversicherungs-Gesellschaft Iduna zu Halle an der Saale. Es scheint ihm nach langen Kämpfen und Sorgen gelungen zu sein, in einen friedlichen Hafen, der ihm eine behagliche Existenz sichert, einzulaufen. Seine Autobiographie bietet nichts Ungewöhnliches, nichts originell Empfundenes, nichts neu Gedachtes; es ist das Lebensschicksal eines deutschen Lehrers, der, wie Tausende seiner Collegen, für schwere Mühe und Geistesarbeit schlechtes Brot erhalten hat und der mit deutscher Geduld doch unablässig bemüht gewesen ist, sein Amt treu und gewissenhaft zu verwalten. Freilich hätte derselbe ohne schriftstellerische Thätigkeit, die sich in der Abfassung mathematischer und naturhistorischer Lehrbücher äußerte, wol kaum sein und der Seinen Leben fristen können. Die Honorare deutscher Buchhändler, unter denen Philipp Reclam in Leipzig sich vortheilhaft auszeichnete, sind hier wieder in ihrer lächerlichen Winzigkeit erwähnt; nichtsdestoweniger schreibt der unermüdliche Autor lustig darauf fort, bis es ihm gelingt, in der Versicherungsbranche eine schriftstellerische Autorität zu werden. Als der Sohn eines armen Bauern hat er sich rüstig in die wissenschaftliche Laufbahn hineingearbeitet; besonders für den praktischen Lehrer werden die auf S. 62—71 mitgetheilten Erlebnisse nebst den daraus gezogenen Resultaten höchst lehrreich sein.

5. Religion und Christenthum. Sechs Vorträge gehalten von Wilhelm Müller. Berlin, Henschel. 1870. 8. 24 Ngr.

Von dem linken Centrum des Protestantismus kommt die vorliegende Schrift, aber sie kämpft nicht mit den meist beliebten Angriffswaffen der protestantischen Rechten. Der Verfasser denkt sehr klar und wie er sich selbst Gewißheit über das Wesen der von ihm beantworteten Fragen verschafft hat, so ist es ihm auch darum zu thun, seinen Lesern eine folgerechte Entwickelung des religiösen Begriffs, der dem Autor mit dem christlichen nicht überall identisch ist, zu geben. Die Kirche, die der geistvolle Verfasser im Sinne hat, beruht auf echter Frömmigkeit und innerster Hingebung an das christliche Gottesbewußtsein; sie sucht und gibt für den sittlichen Ausbau des Lebens auf allen Gebieten Kraft. Und so kommen diese Untersuchungen auf den Entscheid, daß die Kirche der Zukunft weder Kirchenstaat noch Staatskirche sein dürfe: sie gehen also auf das Ziel jeder unabhängig denkenden Theologie, auf die freie Kirche hinaus.

6. Gedächtnißrede auf Alexander von Humboldt. Im Auftrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten in der Leibniz-Sitzung am 7. Juli 1859 von C. G. Ehrenberg. Berlin, Oppenheim. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Bei weitem die bedeutendste und interessanteste literarische Leistung auf unserm heutigen Büchertisch ist Ehrenberg's Gedächtnißrede auf den damals eben verschiedenen Nestor der Naturwissenschaften. Mit feinem Blick für Personen und Zustände, mit liebevollem Eingehen auf die Jugendgeschichte des großen Geistes, dessen Säcularfeier wieder in erneuertem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Lebensumstände gerichtet hat, schildert der berühmte berliner Naturforscher, wie kein anderer dazu berufen, besonders eingehend die drei ersten Decennien von Alexander von Humboldt's Leben. Zum Theil verdanken wir eine Menge interessanter Specialnotizen den Briefen Alexander von Humboldt's an den spätern königlich sächsischen Berghauptmann Freiesleben, welche in die Zeit der neunziger Jahre fallen und aus denen Ehrenberg mehrere Auszüge mittheilt. Ueberall zeigt sich uns der Schöpfer des „Kosmos“ als ein warm empfindender, schnell fassender und alles umfassender Geist, der schon in früher Jugend die Keime seiner spätern Größe zeigt. Es ist neben dem Neuen zumeist der angeregte Ton, den Ehrenberg's „Gedächtnißrede“ athmet und der seinerseits eine anregende Wirkung auf den Leser nicht verfehlen dürfte.

7. Von der Universität. I. Die Doctoren-Collegien. II. Erinnerung an die Doctoren: Karl Freih. von Hock und M. Hörnes; Victor Aimé Huber und Heinrich Ritter. Von von Hoffinger. Wien, Mayer und Comp. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Die berechtigte Eigenthümlichkeit der Doctorencollegien an der wiener Universität legt dem scheidenden Dekan der philosophischen Facultät die Pflicht auf, ein Résumé der wichtigern Vorkommnisse seiner Functionszeit zu veröffentlichen. Hoffinger hat, als er das Dekanat für das verflossene Jahr niederlegte, jener Pflicht entsprochen. Er ist einmal für die Organisation, beziehentlich Reorganisation der bestehenden Doctorencollegien eingetreten, und darüber ist hier nicht der Ort, mit ihm zu rechten; er hat aber andererseits in den Nekrologen vier dahingeschiedener Mitglieder des Collegiums einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft in Oesterreich gegeben. Der Mineraloge Dr. Moritz Hörnes (1815—68), der Geschichtschreiber und Staatsmann Karl Freiherr von Hock (1808—68), der geistreiche Publicist und Tourist Victor Aimé Huber (1800—69), endlich der göttinger Philosoph Heinrich Ritter (1791—1869), sie alle (zumal Huber, dessen Lebensabriß sehr ausführlich behandelt ist) erhalten in den biographischen Ausführungen Hoffinger's ein würdiges literarisches Denkmal, das um so mehr

allgemein interessiren wird, als die beiden letztgenannten Männer auch über die Grenzen Oesterreichs hinaus sich eines weitverbreiteten Namens erfreuten.

8. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Vierte Serie. Heft 93—98. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Heft 93. Das Eisenhüttenwesen. Erste Abtheilung: Die Erzeugung des Roheisens. Von H. Wedding. Mit 2 Holzschnitten.

Nachdem uns der Verfasser über das Eisen und seine Verbindungen des Nähern belehrt hat, kommt er speciell auf die Erzeugung des Roheisens zu sprechen, welches die Grundlage für die Darstellung aller Sorten Eisen ist, mit was für Eigenschaften oder Formen dieselben auch in den Verkehr treten mögen. Er zeigt uns sehr anschaulich die Processe, welche zur Austreibung der Wasser- und Kohlensäure aus den Eisenerzen führen; so schildert er die Röstung in den Röstöfen und die für die Eisenhütte höchst wichtigen Operationen der Verkohlung des Holzes und der Verkokung der Steinkohle. Die beigegebenen Holzschnitte verdeutlichen uns die Construction der Hochöfen, deren Thätigkeitserklärung der letzte Theil des Vortrags gewidmet ist.

Heft 94. Die Eiszeit der Erde. Von Alexander Braun.

Nachdem uns Prof. Zaddach in einem der frühern Hefte die Tertiärzeit der Erde geschildert, thut Alexander Braun das Gleiche mit der sogenannten Eiszeit. Einen großen Raum des Vortrags nehmen die Ermittelungen Johann von Charpentier's, weiland Salinendirectors zu Bex im Waadtland, über die sogenannten erratischen Blöcke der Schweiz ein. Braun erklärt bei dieser Gelegenheit die Gletscher nicht für Eisberge, sondern Eisströme, welche die Thäler erfüllen. Uebrigens finden sich Spuren der Eiszeit auch im Norden Europas und im Norden der Neuen Welt. Auf der südlichen Hemisphäre haben Darwin und Hochstetter nachgewiesen, daß die dortigen Gletscher einst bis zum Meere herabgereicht haben. Daß die Wissenschaft durch die Lehre von der Eiszeit neue Einblicke in die Vertheilung des Pflanzen- und Thierreichs, ja in die Urgeschichte des Menschengeschlechts selbst hat thun lassen, geht aus Braun's anregendem Vortrag deutlich hervor.

Heft 95. Englands Presse. Von Franz von Holtzendorff.

Von der Behandlung naturwissenschaftlicher Themen kommen wir zu einem Vortrage socialer Natur. Der gewiegte Kenner des englischen Strafrechts und Gefängnißwesens gibt uns einen Einblick in die Welt der englischen Presse. Die einzelnen interessanten Notizen über diese Großmacht entziehen sich der detaillirten Berichterstattung, nur so viel sei erwähnt, daß in England, anders als in Deutschland, die Wirksamkeit des Literaten in ihrer vollen staatlichen Bedeutung erkannt wird, Holtzendorff sagt:

> Die begabtesten Staatsmänner verschmähen es nicht, in der Presse mitzuarbeiten an dem großen Werke einer niemals vollendeten Aufklärung. Der Dienst des Schriftstellers, der gewissenhaft prüft, des Forschers, der sein Wirken zum Gemeingut macht, ist allemal ein Staatsdienst. Unermeßlich ist der Nutzen, den eine freie Presse für England gestiftet hat und fortdauernd stiftet.

Heft 96. Menschen- und Affenschädel. Von R. Virchow. Mit 6 Holzschnitten.

Die beiden Herausgeber der vorliegenden Sammlung haben hintereinander zwei wichtige Themata der Gegenwart sich zur Behandlung gewählt: Holtzendorff die Zustände der englischen Presse, Virchow das vielbesprochene anthropologische Thema, für dessen Erörterung die Schädelformation meist den Ausschlag gibt. Da der Mensch nur einen vernünftigen Geist hat, insofern und insoweit er Gehirn besitzt, und letzteres wiederum nur, insofern er Wirbelthier ist, so spielt die Schädelbildung, aus welcher man auf das Gehirn zurückschließen kann, eine wichtige Rolle. Ueber Kielmeyer's, des Vaters der vergleichenden Anatomie, und Meckel's Theorien kommt Virchow zu der Darwin'schen Lehre und sucht hier Karl Vogt's Ausbeutung der Darwin'schen Thesen zu widerlegen. „Es liegt auf der Hand", sagt Virchow, „daß durch eine fortschreitende Entwickelung des Affen nie ein Mensch entstehen kann. So ist der Mikrocephale wol ein durch Krankheit veränderter Mensch, aber kein Affe." Es führte hier zu weit, die geistvolle Virchow'sche Beweisführung Glied an Glied zu wiederholen; es genüge, daß aus dem Vortrage die Thatsache hervorgeht: ein Nachweis der Abstammung des Menschen vom Affen sei bisjetzt noch nicht geliefert worden.

Heft 97. Mythos und Religion. Von H. Steinthal.

Eine der Koryphäen der vergleichenden Sprachwissenschaft gibt lichtvolle Aufschlüsse über das mythische Denken und damit den Schlüssel zu vielen Träumen der Völkerkindheit. Den physischen Ursprung der Göttermythen weist Steinthal als einen späterhin aus dem Zusammenhang gerissenen und unverstandenen nach. So erlitt der Mythus allmählich das Schicksal, daß die in den Wettererscheinungen sich fortwährend wiederholenden Thaten himmlischer Persönlichkeiten für einmalige Begebenheiten unter Göttern oder Menschen gehalten wurden. Die Menschengeschlechter, in denen sich solcher Wandel des Mythus vollzog, blieben in ihrer Naivetät ohne jedes Bewußtsein darüber, daß in ihrem Geiste sich etwas geändert habe, daß alte Erzählungen umgestaltet worden. Daß aber auch der Mythus, der überall noch heute fortlebt, auch religiös geworden ist, zeigt die zweite Hälfte des Steinthal'schen Vortrags, wenn auch nur in abstracter Weise. Die Beseitigung des Mythus aus der Religion stellt Steinthal als wünschenswerth hin, wenn er auch erklärt, daß hier mit roher Bilderstürmerei noch nichts gethan ist.

Heft 98. Physiognomik und Phrenologie. Von W. von Wittich.

Der bekannte königsberger Physiolog gibt in vorgenanntem Aufsatz eine historische, sehr ergötzliche und instructive Uebersicht der Phasen, in welche die phrenologische „Wissenschaft"(?) seit ihrem Entstehen getreten ist. Erst gegen den Schluß hin übt er selbständige Kritik und findet, worauf schon Lichtenberg hingedeutet hat, daß eine wissenschaftliche Physiognomik sich an die beweglichen Theile des Antlitzes, nicht an die ruhenden wird zu machen haben. Es würde sich also bei einer begründeten

Physiognomielehre um die physiologische Beziehung gewisser Bewegungen des Gesichts zu bestimmten Sinnesempfindungen und den ihnen folgenden Vorstellungen handeln. Der Wittich'sche Vortrag dürfte seines Stoffs wie der fesselnden Ausführung halber auch für weitere Kreise von größtem Interesse sein.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber W. Roßmann's „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen" sagt die „Saturday Review" vom 21. Mai: „Es möchte schwierig scheinen, über ein so abgenutztes Thema ein anziehendes und wirklich Neues enthaltendes Werk zu schreiben; daß die Schwierigkeit so siegreich überwunden worden, ist der seltenen Vereinigung der dazu nöthigen Eigenschaften im Verfasser zu verdanken. In Roßmann vereinigen sich nämlich philologische und archäologische Gelehrsamkeit mit einer ausgebreiteten Bildung, Freisinnigkeit der Gesinnung, Phantasie, geläutertem Geschmack und Liebe zur Kunst. Diese mannichfaltigen Gaben und Kenntnisse befähigen ihn, abwechselnd jede Seite seines unendlich mannichfaltigen Gegenstandes zu beleuchten; während die zahlreichen Uebergänge so geschickt gehandhabt sind, daß der Eindruck, den das Werk hervorbringt, dem gleicht, welchen das vom Lande selbst dargebotene große und unmerklich sich verändernde Panorama macht. Auch die reine und durchsichtige Diction erzeugt fortwährendes Vergnügen. In den Gegenständen selbst kann man natürlich keine Neuheit erwarten; der Reiz liegt in ihrer Behandlung. Neapel, Pompeji, Capri und der Aetna bieten Veranlassung zu einer Reihe glänzender Gemälde; die ihres Inhalts wegen interessantesten Kapitel, welche zugleich am meisten Neues bringen, sind vielleicht die über Pästum und über die Verwandlung der alten Götter in die Jungfrau und die Heiligen der heutigen italienischen Mythologie."

„Dr. Schenkel's «Luther in Worms und in Wittenberg»", heißt es in demselben Blatte, „ist weniger eine Biographie als eine Parteischrift, die indessen durch des Verfassers Stellung als einer der hervorragendsten Vertreter des liberalen Protestantismus in Deutschland große Bedeutung erlangt. Soweit sie biographisch ist, enthält sie weder Neues noch Wichtiges, außer dem Eifer, mit welchem die ganz besondere Bedeutsamkeit des frühern Theils der reformatorischen Thätigkeit Luther's betont wird, während es eher angedeutet als behauptet wird, daß er später einigermaßen von seiner anfänglichen Position zurückwich. Der wirklich wichtige Theil des Werks ist der Schluß, in welchem Schenkel den Pfad vorzeichnet, den der deutsche Protestantismus seiner Meinung nach verfolgen sollte, wenn er im Geiste Luther's wirken und seine Arbeiten bis zu ihrer logischen Consequenz fortsetzen möchte. Die hauptsächlich hervorgehobenen Punkte sind die Verwerfung der gegenwärtig in den lutherischen Kirchen geltenden sakramentalen Dogmen und die Trennung der Kirche vom Staate. Diese letztere Frage ist bisher in Deutschland wenig beachtet worden. Es wird interessant sein, zu beobachten, inwiefern Schenkel die allgemeine Gesinnung der deutschen Protestanten vertritt."

„Der zweite Theil von Büchner's «Die Stellung des Menschen in der Natur» ist so klar, so lebendig und ebenso seicht wie der erste. Es ist nicht ein neuer Gedanke im Buche; die nächste Annäherung zu einem solchen verdankt der Verfasser dem Professor Schaafhausen, der sich zwar beim europäischen Publikum noch kein Gehör verschafft hat, dessen Bemerkungen über die Verwandtschaft der Bimana und Quadrumana gewisser Gegenden aber unzweifelhaft Aufmerksamkeit verdienen. Büchner's eigene Antwort auf die zweite gleich auf dem Titelblatte gestellte Frage, ist kurz und einfach: «Affen!» Er ist der Ansicht, daß der Mensch den Unterschied zwischen sich und seinen bescheidenern Verwandten auf ungerechtfertigte Weise übertreten habe, und verfehlt keine Gelegenheit, ihm zuzurufen: «Erinnere dich, daß du ein Affe bist!» Er sagt, er sei im Besitze einer großen Anzahl von höchst interessanten Thatsachen, welche dazu dienen, uns von der Intelligenz der Thiere eine höhere Meinung beizubringen, und hat allerdings eine große Zahl sehr zweifelhafter gesammelt, welche die der Wilden in einem ungünstigern Lichte erscheinen lassen. Dieser letztere Theil der Streitfrage wird gewöhnlich auf beiden Seiten vermittels einer den Streitenden sehr natürlichen «Naturwahl» geführt, und besteht darin, aus den lockern Angaben von Reisenden und Missionaren dasjenige auszuwählen, was für die besondern vom Verfasser gehegten Ansichten zufällig passend ist, und alles übrige zu ignoriren. Büchner folgt in dieser Hinsicht dem üblichen Gebrauche. Besonders stark wird die Darwin'sche Theorie benützt, und ihre Anwendbarkeit auf das Menschengeschlecht wird als von selbst einleuchtend angenommen."

Bibliographie.

Akademische Gutachten über die Zulassung von Realschul-Abiturienten zu Facultäts-Studien. Amtlicher Abdruck. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Bastian, A., Sprachvergleichende Studien mit besonderer Berücksichtigung der indochinesischen Sprachen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Erhard, A., Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von der ältesten Zeit bis 1273. 1ster Bd.: Kriegsgeschichte und Kriegswesen von der ältesten Zeit — 921. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 3 Thlr.

Harms, T., Das Hohelied. Kurz erklärt. Hermannsburg. 8. 4 Ngr.

Hennes, J. H., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Aus ihren Briefen und andern archivalischen Quellen. 2te Abth. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 27 Ngr.

Hergenröther, P., Die Civilehe. Münster, Russell. Gr. 8. 6 Ngr.

Höcker, G., Mammon und Marmor. Roman. 2 Bde. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Hozier, H. M., Der britische Feldzug nach Abessinien. Aus officiellen Aktenstücken. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hug, A., Der Entscheidungsprozess zwischen Aeschines und Demosthenes. Rede. Zürich, Höhr. Gr. 8. 8 Ngr.

Jensen, W., Dido. Tragödie. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 25 Ngr.

Irving, W., Gottfried Crayon's Skizzenbuch. Aus dem Englischen. 3te, sorgfältig verbesserte Aufl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 20 Ngr.

Kretzschmar, A., Die Tochter des Arbeiters. Ein Genrebild. Frei nach dem Schwedischen. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krummel, L., Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der vorreformatorischen Zeit. Vortrag. Heidelberg, E. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Letteris, M., Ein Blatt Geschichte. Bilder aus dem biblischen Morgenlande. Leipzig, Leiner. 8. 20 Ngr.

Löffler, C., Aus dem Sciotathale. Schicksale deutscher Ansiedler. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neumann, H., Herzenslieder. Leipzig, Bach. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Osenbrüggen, E., Die Urschweiz. Classischer Boden der Tellsage verherrlicht durch Schiller's Freiheitsgesang. 60 Stahlstiche von C. Huber und andern Künstlern. Mit historisch-topographischem Text. 1ste Lief. Basel, Krüsi. Gr. 4. 13 Ngr.

Peregrin, Das vatican'sche Concil und die Priesterehe. Zugleich ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte. 1ste Hälfte. Bern, Wyß. Gr. 8. 20 Ngr.

Rachel, M., Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und andrer gleichzeitiger Dramatiker. Freiberg, Engelhardt. 4. 8 Ngr.

Stichart, F. O., Erasmus von Rotterdam. Seine Stellung zu der Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tiesenhausen, E. Baron, Die deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands und die russische Journalistik. Erwiederung auf die Beurtheilung der Broschüre: „Vereinigung der baltischen Provinzen mit Rußland" in Nr. 141 der Moskau'schen Zeitung vom 28. Juni 1869. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 5 Ngr.

Mexikanische Typen und Skizzen. Von H. v. W. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Ueber den Ursprung und die Dauer des Bösen, die zukünftige Welt und die christliche Offenbarung. Leipzig, Cnobloch. 8. 7½ Ngr.

Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 20 Ngr.

Wedelstaedt, v., Entwurf eines neuen Landesvertheidigungs-Systems basirt auf der gänzlichen Entfestigung sämmtlicher Stadtfestungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé. IV. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Ziemssen, L., Umwege zum Glück. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 16. Juni 1870.

Umschau auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Unterhaltungslektüre.

1. Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Nach vorhandenen Quellen und eigenen Beobachtungen dargestellt von W. Reiß und A. Stübel. Heidelberg, Bassermann. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Obgleich dieses Werk nicht eigentlich in die Klasse der naturwissenschaftlichen Unterhaltungslektüre gehört, sondern ganz den Charakter der Fachgelehrsamkeit an sich trägt, so enthält es doch vieles, wofür sich ein großer Kreis von allgemein gebildeten Lesern lebhaft interessirt, und zwar auf eine jedem zugängliche Weise besprochen, sodaß wir kein Bedenken getragen haben, dasselbe in den Kreis unserer Unterhaltung zu ziehen. Die vulkanischen Ausbrüche im Golf von Santorin, welche im Jahre 1866 die ganze gebildete Welt in Staunen setzten, sind von den Verfassern und einigen andern befreundeten Sachverständigen an Ort und Stelle untersucht. Diese Untersuchung nebst Beschreibung bildet die Hauptgrundlage des Werks. Da aber das genannte Schreckensereigniß an dem bezeichneten Orte nicht allein steht, sondern eine große Reihe von Vorgängern hat, die selbst noch beinahe zwei Jahrhunderte über unsere Zeitrechnung hinausgeht, so haben die Verfasser es nicht unterlassen, das Historische des Ganzen aufzusuchen und mit Sorgfalt zusammenzustellen, wodurch wir nun über Santorin eine ebenso zusammenhängende Geschichte erhalten haben, wie wir sie schon vom Aetna und Vesuv besitzen. Seit der vielbewunderten Entstehung der Nea-Kaimeni auf der Westspitze der Insel waren nicht weniger denn 150 Jahre verflossen, als sich im Jahre 1866 die Kunde über ganz Europa verbreitete, daß die vulkanische Thätigkeit im Golf von Santorin aufs neue vor sich gehe, und zwar ohne Erdbeben. Die Insel Nea-Kaimeni, welche den Schauplatz dieses Ereignisses abgab, ist nur im Sommer bewohnt, während im Winter sich hier blos ein Wächter mit seiner Familie aufhält, um die Häuser und Kirchen zu überwachen. Dadurch sind wahrscheinlich die ersten Anzeichen des Ausbruchs unbeachtet geblieben. Erst am 30. Januar des genannten Jahres, als sich in den Mauerwerken und Decken der Häuser Risse zeigten, als plötzlich große Felsblöcke von dem 3—400 Fuß hohen Nea-Kaimeni-Kegel herabrollten, wurde die Aufmerksamkeit rege. Am 31. Januar bemerkte man eine auffallende Unruhe im Meereswasser:

Eine Menge Gasblasen stiegen durch das Wasser auf und versetzten dasselbe in wallende Bewegung, weiße nach Schwefel und Schwefelwasserstoff riechende Dämpfe erhoben sich von der Wasserfläche. Während dieser Zeit senkte sich ganz allmählich und ohne irgendwelche Erdstöße jene Landzunge, welche die Vulkanobucht auf der Nordseite begrenzt. Bis dahin war der Verlauf der Erscheinung keineswegs auffallend genug, um allgemeine Besorgniß zu erregen; als aber am 1. Februar morgens gegen 5 Uhr während einer ganzen Stunde eine eigenthümliche Feuererscheinung in der Vulkanobucht sich zeigte, welche von Decigalla, nach dem Berichte des noch auf der Insel weilenden Wächters, als 4—5 Meter hohe Flammen beschrieben wird, da verbreitete sich Schrecken auf der ganzen Inselgruppe, und einige der höhern Beamten der Insel verfügten sich in Begleitung des Herrn Decigalla nach der Nea-Kaimeni, um an Ort und Stelle sich selbst von der Wahrheit der umlaufenden Gerüchte zu überzeugen.

Sie fanden alles bestätigt. Durch das Senken der Südspitze hatten sich vier kleine Seen zwischen den Lavablöcken gebildet, die bald sich noch um einige vermehrten. Das Wasser war salzig wie das Meer, aber klar und durchsichtig, während das Meerwasser roth gefärbt und trübe erschien. Die unterirdische Thätigkeit steigert sich nun von Tag zu Tag. Am 4. Februar wird eine neue Insel aus dem Wasser gehoben, aber immer noch ohne Erdbeben, ohne unterirdisches Geräusch:

Inzwischen war diese neue Insel, Georg I., dergestalt angewachsen, daß sie sich bereits am 6. mit der Nea-Kaimeni vereinigte, und ihre schwarze, langsam sich fortbewegende Blockmasse das Land der alten Insel überdeckte. Wie groß der Georg um diese Zeit war, läßt sich kaum angeben, da bei der immer fortdauernden Senkung der Südspitze Nea-Kaimenis die Vulkanobucht eine wesentliche Vergrößerung erfahren haben mußte.

Am 11. Februar waren schon 30 Häuser am Vulkanshafen unter der Lava begraben, welche der Georg mitbrachte, und deren Spalten und Risse bei Nacht glühten. Am 13. Februar wurde wieder eine neue Insel, Aphroëssa, aus dem wallenden Wasser gehoben. Diese Insel vergrößerte sich in derselben ruhigen Weise wie der Georg, und war wie dieser ein Vulkan, der seine Lavamasse von der Mitte nach der Peripherie hinsandte. Vom 19. Februar an entwickelten sich auch mit Donnergetöse heftige Erdstöße, die Temperatur des Bodens steigerte sich um 12° C., und die des Meeres stieg sogar bis zu 85° C. Die weitere Entwickelung dieses großartigen Ereignisses durch den ganzen Februar und März hindurch wird dann Schritt vor Schritt genau verfolgt und beschrieben. Vom 23. April bis zum 31. Mai sind die Verfasser dann selbst auf dem Schauplatze. Es ist nicht möglich hier alles mitzutheilen, aber das bereits Gegebene wird genügen, um zur Lektüre der höchst interessanten Schrift zu veranlassen.

2. Ausflug nach den vulkanischen Gebirgen Aegina und Methana im Jahre 1866 von W. Reiß und A. Stübel, nebst mineralogischen Beiträgen von K. von Fritsch. Mit einer Karte. Heidelberg, Bassermann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir haben es hier mit einer Art Fortsetzung des unter Nr. 1 besprochenen Werks zu thun. Nachdem die Verfasser die vulkanischen Ausbrüche des Santorin beobachtet hatten, wurden sie durch den Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich noch länger als sie es wünschten auf der Insel festgehalten. Der Verkehr zu Wasser lag plötzlich ganz danieder. Da entschlossen sie sich, von Athen aus einen kleinen Ausflug nach dem Peloponnes zu unternehmen, um die vulkanischen Gebilde von Aegina und Methana zu untersuchen. Sie mietheten einen Kaik zur Ueberfahrt nach Aegina und segelten am 12. Juni nachmittags ab. Die Hoffnung, an demselben Tage noch nach Aegina zu kommen, schlug aber fehl, weil der Wind nicht günstig war.

Um Mitternacht erweckte uns ein heftiger Stoß. Lautes Rufen, unruhiges Hin- und Herlaufen, vor allem aber die Bewegungslosigkeit unsers Fahrzeugs veranlaßte uns auf das Deck zu steigen, um die Ursache dieser plötzlichen Veränderung zu erforschen. In der sternhellen Nacht sahen wir dicht vor uns die dunkeln Bergmassen Aeginas, auf dessen weit in das Meer sich erstreckenden Klippen das von den sorglos schlafenden Griechen sich selbst überlassene Schiff festsaß.

Dann wird die Insel Aegina beschrieben, welche ziemlich im Mittelpunkte des Golfs von Athen gelegen ist, die Stadt und das Treiben ihrer Bewohner in Augenschein genommen. Bei Beschreibung der Weiterreise zu Pferde merkt man sogleich den Herren ihr Handwerk an, sie legen überall nur geologisches Interesse an den Tag. Hierin sind sie aber in der That ausgezeichnet, und für Leser, welche vulkanische Bergformationen und deren Steinarten studiren mögen, hat dann die Reise ungemein viel Anziehendes, sie eignet sich aber besser zum Selbstlesen als zu Mittheilungen.

3. Ueber die Flimmerbewegung. Von Th. W. Engelmann. Mit einer Tafel. Leipzig, Engelmann. 1868. Gr. 8. 27½ Ngr.

Für die Physiologen von Fach, welche sich ganz speciell für diese Art der Naturthätigkeit interessiren, enthält das Buch sicher einen reichen Schatz der wichtigsten Beobachtungen und Forschungen. Für diese möchte es aber schon genügen, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß dasselbe die Beschreibung einer Gaskammer für mikroskopische Untersuchungen enthält, und daß sich die angestellten Untersuchungen auf Versuche 1) an Flimmerzellen von Wirbelthieren, 2) an Flimmerzellen wirbelloser Thiere, 3) an Spermatozoën beziehen. Was wir übrigens unsern Lesern von dem Inhalte noch mittheilen könnten, möchte sich schwerlich der allgemeinen Aufmerksamkeit erfreuen, so klar und gründlich auch die Gegenstände darin behandelt worden sind.

4. Elektron, oder über die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preußen. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes Preußen. Von William Pierson. Berlin, Peiser. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser ist unverkennbar ein sehr tüchtiger Geschichtsforscher, dem besonders die Erforschung der Urgeschichte seines Vaterlandes am Herzen liegt, wobei die Fundorte des Bernsteins und die darauf bezogenen Quellen des Alterthums den Leitfaden abgeben. War nun die vorhergehende Schrift ganz vorzugsweise den Physiologen gewidmet, so gehört die vorliegende ebenso ausschließlich den philologischen Historikern. Diese finden darin eine anlockende Heimat; für alle andern gebildeten Leser ist sie wol zu specifisch gelehrt. Uebrigens können wir nicht unterlassen, die Arbeit herzlich zu begrüßen, da sie ungeachtet ihres philologischen Standpunktes doch sehr geneigt ist, sich mit der Naturkunde auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen. Wir haben solche Annäherung bei den Wissenschaften schon mehrfach bemerkt und auch gehörig gewürdigt. Dies soll nun auch hier nicht fehlen.

5. Zur Physiographie des Meeres. Ein Versuch von A. Gareis und A. Becker. Mit 2 Karten und 15 Figuren. Triest, Schimpff. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Gleich bei dem ersten Aufschlagen und Durchblättern erinnert dies Werk an Maury's „Physische Geographie des Meeres", welche mit solcher Anerkennung ihres wissenschaftlichen und praktischen gediegenen Werthes aufgenommen worden ist, daß in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren schon zehn Auflagen nöthig waren. Und bei näherer Prüfung stellt sich denn auch heraus, daß dasselbe ein Seitenstück hierzu oder richtiger eine Erweiterung und weitere Feststellung abgeben soll. Es war schon längst bekannt, daß ungeachtet der allgemein anerkannten Vortrefflichkeit des Maury'schen Werks doch noch mancherlei Lücken und sogar Unrichtigkeiten darin vorkamen; man wird es den Verfassern der vorliegenden Schrift daher nur danken können, wenn sie sich zu der gewünschten Vervollständigung und Berichtigung verstanden haben, denn sie sind tüchtige Fachmänner, die der schweren Aufgabe vollkommen gewachsen zu sein scheinen.

Die Verfasser sind in den drei ersten Kapiteln, welche von der allgemeinen Uebersicht der geologischen Wirkungen des Wassers und der Luft, von den Hauptgesetzen der Meteorologie, und von den Ursachen, welche Wind und Wasserströmungen nach sich ziehen können, ganz selbständig und neu; während sie sich in den acht übrigen Kapiteln — über den Golfstrom, über die Tags- und Jahresbewegung der Erde, über oceanische Ströme, über

die Mittelmeerströmung, über Driftströmung, über locale unterseeische Strömung, über Sondir-Instrumente, über den Kreislauf der Winde — mehr kritisirend auf andere, besonders auf Maury, beziehen. Ueberall bleibt aber die ganze Schrift belehrend und interessant.

Um vom Buche selbst eine kleine Probe zu geben, wählen wir aus dem Kapitel über Sondir-Instrumente eine Stelle, die sich auf eine neue Erfindung der Verfasser bezieht, von welcher man in der That wünschen muß, daß sie sorgfältig erprobt werde. Es ist von dem allgemein bekannten und bisjetzt besten Brooke'schen Tiefmesser die Rede gewesen, wobei sich die Kugel, wenn sie den Meeresgrund erreicht hat, von der Sondenschnur loslöst, damit diese wieder heraufgewunden und zu neuen Versuchen benutzt werden kann. Die Verfasser fügen dann hinzu:

> Sollte es aber nicht möglich sein, noch Vollkommeneres zu Stande zu bringen und ein Instrument zu construiren, welches von der Strömung unabhängig ist, folglich die wahre Tiefe und den Moment anzeigt, in welchem es den Grund berührt, sowie auch eine Grundprobe heraufholt, und außerdem mit geringern Kosten verbunden ist? — Bei dieser Gelegenheit wäre es vielleicht nicht uninteressant zu zeigen, auf welche Idee wir vor fünf Jahren in dieser Beziehung verfielen; wir construirten nämlich ein Sondir-Instrument, dessen Princip wir später bei einem andern wiederfanden und das bei gehöriger Ausführung vielleicht geeignet wäre, allen Anforderungen zu entsprechen ... Bei unserm Lothe, welches gleichzeitig die Temperatur der verschiedenen Wasserschichten anzeigen soll, wird dessen Ankommen am Grunde durch ein sehr verlaßliches Zeichen bemerkbar. Es schließt sich nämlich beim Anlangen am Boden eine elektrische Kette und verursacht die Ablenkung der Magnetnadel eines Multiplicators. Der Sondir-Apparat zerfällt in drei Theile: a) das eigentliche Loth, welches durch seine Berührung des Grundes die Kette schließt und eine Grundprobe heraufholt; b) die Leine, welche zur Leitung der Elektricität eingerichtet sein muß; c) die Rolle mit der elektrischen Batterie und dem Multiplicator.

Das Weitere bezieht sich dann auf eine speciellere Beschreibung und Abbildung, wovon hier natürlich nicht die Rede sein kann. Die Sache hat aber in der That eine große Wahrscheinlichkeit des praktischen Gelingens für sich, und es käme daher nur noch auf die wirkliche Ausführung an. Man kann nicht recht begreifen, warum dieselbe nicht schon längst zu Stande gebracht worden ist.

6. Kraft und Wärme der Organismen entstammen einer Quelle. Der Respirationsproceß ist die Ursache beständiger Abkühlung. Von Gustav Mann. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 12 Ngr.

Die ganze Arbeit deutet überall auf eine sehr hoch gespannte Naturphilosophie. Es wird vorausgesetzt, daß die Molecule der sämmtlichen Naturstoffe sich nirgends unmittelbar berühren, sondern durch eine umgebende Atmosphäre von Aether voneinander getrennt auftreten. Die Möglichkeit, einem Körper durch Druck Wärme zu entlocken, nimmt ab mit dem Grade seiner Dichtigkeit, folglich muß die größere oder geringere Atmosphäre im nahen Zusammenhange zur Wärmeerzeugung stehen. Die Begriffe von Kraft und Wärme sind dieselben, wie wir sie durch Dr. Mayer in Heilbronn kennen gelernt haben, sodaß beides nur Bewegungsarten sind, welche bald als Ursache, bald als Wirkung auftreten, aber nie in nichts zerfallen können. Der Verfasser sagt:

> Freiherr J. von Liebig stellt den Satz auf, daß, wo und wie der freie Sauerstoff mit dem Kohlen- und Wasserstoff des thierischen Körpers sich verbinde, die bekannten Wärmemengen frei werden müssen. Ich zolle dem enormen Wissen und der Geisteskraft dieses Mannes die größte Hochachtung und Verehrung. Diesen angeführten Satz kann ich nicht anerkennen. Dieser Satz setzt voraus, was bewiesen werden soll, daß nämlich die Respiration gleichviel bedeute wie Verbrennung.

Das ist ein Angriff auf Leben und Tod der so lange vielbewunderten Liebig'schen Theorie der Thierchemie. Damit charakterisirt sich das Büchelchen als eine entschiedene Streitschrift gegen sehr viele Ansichten, welche man als eine glückliche Errungenschaft der heutigen Chemie und Physiologie betrachtet hat. Da man indeß schon drei volle Jahre darüber hat hingehen lassen, ohne von dieser Einrede viel Notiz zu nehmen, so scheint es fast, als wolle man sich dadurch nicht beirren lassen. Und im Grunde genommen hat ein solcher Kampf der Ansichten und Hypothesen wenig Werth für die Wissenschaft, solange das Schwert der Thatsachen nicht entscheidend dreinschlagen kann, um den Sieg zu entscheiden. Der Verfasser läßt es nun allerdings nicht an Bezugnahme auf Thatsachen fehlen, aber sie scheinen noch nicht vollwichtig genug zur Entscheidung des Kampfes zu sein.

7. Der Weinbau im Rheingau. Von Karl Braun (Wiesbaden). Nach einem am 20. Februar 1869 in Berlin gehaltenen Vortrage. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. 6 Ngr.
8. Das mechanische Wärmeäquivalent, seine Resultate und Consequenzen. Von H. Toepfer. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. 6 Ngr.
9. Der Streit über die Entstehung des Basaltes. Von A. von Lasaulx. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. 6 Ngr.

Alle drei Nummern gehören zu der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", welche schon seit einiger Zeit von R. Virchow und F. von Holtzendorff herausgegeben werden. In dieser Sammlung sind meistens so ausgezeichnete Arbeiten zum Vorschein gekommen, daß man darauf mit einem hohen Grade von Achtung blickt. Alles ist populär gehalten und paßt für das gesammte gebildete Volk Deutschlands, aber es ruht auf streng wissenschaftlicher Basis, sodaß es ein vollgültiges Charakterbild des Fortschritts der Wissenschaften unsers Jahrhunderts abgibt. Das Unternehmen steht in schönster Blüte. Wir wünschen ihm auch ferner Glück und Gedeihen.

Die erste dieser drei sehr interessanten Schriften beginnt mit der Naturbeschreibung des Rheins im Vergleich mit den anwohnenden Menschen und kommt dann auf den Rheingau, wo der Wein zwischen Wasser und bewaldeten Bergen vor kalten trockenen Winden geschützt in der vollen Kraft der deutschen Sonne wächst und zur Reife gedeiht, wo er eine Grundlage des mittelrheinischen Schiefergebirgs besitzt, welche der Natur des Weinwuchses so recht eigentlich zusagend ist. So kommt der Verfasser zum Weine selbst, der, so verschieden er auch auftritt, doch immer mit dem eigenthümlichen schönen Bouquet, mit der lieblichen Milde neben einer derben Kraft auf seine Freunde wirkt. Er sagt:

> Ich erinnere mich, in einem Feuilleton von Jules Janin eine sehr gelungene Schilderung der verschiedenen französischen Weine gelesen zu haben. Er vergleicht den Burgunder mit einem misvergnügten, unruhigen Frondeur, den Bordeaux mit einem kalten, glatten und indifferenten Weltmanne, den Champagner mit dem brausenden leichtfertigen Pariser; dabei erwähnt er auch den rheingauer Wein, indem er ihn charakterisirt als

einen muskelkräftigen, tapfern Soldaten mit großem Schnurrbart und klingenden Sporen, der jederzeit bereit ist, vom Leder zu ziehen und durchzuhauen. So gefährlich ist nun gerade der Rheingauer doch nicht, aber es läßt sich demselben nicht absprechen, daß er im Vergleich zu den französischen Weinen einen weit ernstern und kräftigern Charakter hat.

Wir sind dem geistreichen, deutschgesinnten Manne für diese begeisterte Schilderung unsers schönsten deutschen Weins von ganzem Herzen zugethan und gestehen gern, daß wir lange keine so wahren warmen Worte für eine durch und durch gute deutsche Sache vernommen haben.

Indem wir uns nun zu Nr. 8 wenden, müssen wir uns aus der patriotischen Begeisterung der vorigen Nummer erst wieder zurechtfinden, damit wir den ruhigen Ernst, womit uns hier die größte wissenschaftliche That unsers Jahrhunderts entwickelt wird, gehörig würdigen und in uns aufnehmen können. Das darin behandelte Thema ist viel besprochen, aber so kurz und gründlich und dabei doch so leichtfaßlich, klar und bestimmt hat es kaum ein anderer durchgeführt. Ich kann es mir gar nicht anders denken, als daß selbst ein Mayer, Joule, Helmholtz, Tyndall mit Freude darauf blicken werden. Toepfer ist ein ganzer Mann des Wissens, das beweist er durch die Meisterschaft, da populär zu schreiben, wo eigentlich die Männer der Wissenschaft noch mitten im Ausbau einer ihrer allerschwersten Aufgaben begriffen sind. Der Verfasser sagt z. B.:

Da Bewegung Wärme erzeugt, oder besser, sich in solche verwandeln kann, so muß sie selber Bewegung sein, nicht eine Bewegung des erhitzten Körpers in seiner Gesammtheit, aber eine besondere Form schwingender Bewegung der kleinsten Körpertheile, der Molecule.

Und damit macht er sich nun an die Erklärung der gesammten Wärme, von der wir nur noch ein Wort über latente Wärme, die schwerste Klippe für die neue Lehre, hier mittheilen wollen:

Bei dem Uebergang aus einem niedern in einen höhern Aggregatzustand wird Wärme verwandt, die Atome auseinanderzutreiben, sie in neue Stellungen zu bringen; sie verwandelt sich in Spannkraft gerade so, wie sie sich, zum Heben eines Gewichts gebraucht, in Fallkraft umsetzt. Wenn umgekehrt Dampf zu flüssigem Wasser wird, oder dieses zu festem, so stürzen die Molecule wieder aufeinander, ihre Spannkraft wird als Wärme frei, als genau so viel Wärme, wie vorher zum Auseinandertreiben der Molecule verbraucht wurde.

Wir wollen dem Buche, das uns viel Freude bereitet hat, viel Glück zu seiner literarischen Reise wünschen.

In Nr. 9 ist die historische Entfaltung eines sehr alten geologischen Streits gegeben und mit der Wagschale einer unparteiischen Kritik und sichern Gelehrsamkeit erwogen. Vor dem großen Werner hatten sich ziemlich alle Gelehrten von Fach darin geeinigt, daß die Basaltbildung einen vulkanischen Weg durchgemacht habe. Da veröffentlichte dieser von allen Seiten angestaunte Geolog am 20. October 1788 in Nr. 57 der „Allgemeinen Literaturzeitung" seine Entdeckung, wonach das Entstehen des Basalts neptunischer Natur sei. Er erwarb einen großen Kreis von Anhängern, besonders in der Heimat, aber es fehlten auch die Gegner nicht, unter denen sich besonders die Engländer mit den Nachweisen von widerstreitenden Thatsachen hervorthaten. Er mußte es sogar erleben, daß seine größten Schüler, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, sich mit seinem ältesten Schüler Voigt in Weimar verbanden und einer entgegengesetzten Hypothese anhingen. Alles andere möge man in der Broschüre selbst lesen.

10. Geognostische Wanderungen im Gebiete der Trias Frankens. Von Karl Zelger. Mit einem lithographischen Querprofil. Würzburg, Staudinger. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser scheint ein eifriger geologischer Forscher seiner Heimat zu sein. Wir finden dies sehr natürlich und beklagen nur, daß eine solche Heimatsliebe nicht allgemeiner vorkommt. An ein Veröffentlichen seiner Forschungen dachte er ursprünglich nicht, alles Forschen und Sammeln geschah nur aus Liebe zur Wissenschaft, aus Liebe zu dem Grund und Boden, auf dem er wanderte, in dem sich alle seine Gedanken wohl und glücklich gefühlt hatten. Seine Freunde, welche das Wissen und das emsige Forschen bewunderten, ruhten nicht eher, als bis sie ihn dazu bestimmt hatten, seine Forschungen herauszugeben, was nun in dem vorliegenden Werke in gedrängter Kürze geschieht. Für die Mineralogen und Geognosten von Fach enthält das Werk sicher einen reichen Schatz von Erfahrungen, Sammlungen und Mittheilungen; für unsere Absicht, einen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Unterhaltungslektüre darin zu finden, ist aber wenig zu holen. Wir können nur noch den Fleiß und die Ausdauer rühmen, womit der Verfasser sein Feld bebaut hat.

11. Natur- und Culturbilder von Karl Ruß. Mit zwei sauber in Holzschnitt ausgeführten Titelbildern nach Zeichnungen von Robert Kretschmer. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Es gewährt uns jedesmal eine große Freude, so oft wir mit den Geistesproducten des fleißigen Verfassers zusammentreffen, denn überall bringt er anmuthige belehrende Genüsse, ist er frisch und anregend für seine Leser.

Das vorliegende Werk zerfällt erstens in „Schilderungen aus dem Natur- und Thierleben" und zweitens in „Schilderungen aus dem Menschenleben". Dort bringt es Jahreszeitenbilder der deutschen Vögel, Hausbilder von Hund und Katze und der Geflügelwelt des Hofs, Bilder des zoologischen Gartens und allerlei Jagderlebnisse; hier finden wir in bunter Reihenfolge Gemälde von Land und Leuten der Heimat und der Fremde, von historischer Entwickelung aller Verkehrsmittel.

Um dem Buche selbst Gelegenheit zu geben, sich zu empfehlen, wählen wir aus den Bildern vom Hühnerhof etwas von der Taube. Nachdem von den verschiedenen Arten und der Eigenthümlichkeit dieser Thiere in gemüthlicher Ausführlichkeit gesprochen worden ist, kommt der Verfasser auch auf die Brieftauben. Man verwendet dazu am sichersten blaue Feldtauben, weil diese am schnellsten fliegen und nicht leicht von Raubvögeln gefangen werden:

Sie werden dazu ohne große Mühe abgerichtet, indem man sie in einem offenen Behälter nach dem fremden Ort bringt. Keine Taube fliegt jedoch hin und zurück, weil sie eben nur nach der Heimat eilt. Auch darf jede stets nur für ein und denselben Weg benutzt werden. Der Brief wird auf ein kleines leichtes Stück Papier geschrieben, dieses gegen Regen in Oel getaucht, dann in ein leichtes Leinwandbeutelchen gesteckt und der Taube an den Füßen festgenäht. Eine gute Brieftaube fliegt

dann in der Stunde gegen 10 Meilen. Früher bestand ein regelmäßiger Taubenverkehr zwischen London, Paris, Amsterdam, Antwerpen und vielen andern Städten. In neuester Zeit ist derselbe jedoch dem Telegraphen gewichen. Uebrigens ist der Gebrauch der Brieftaube bekanntlich ein sehr alter, denn bereits im Jahre 44 v. Chr. bediente sich, wie Plinius erzählt, Decimus Brutus ihrer, als er von Antonius in Mutina belagert wurde. In Aegypten hatte man eigene Thürme erbaut, zu welchen von Strecke zu Strecke die Taubenposten flogen.

Besonders anziehend sind aber die Jagdbilder; hier scheint der Verfasser so recht in seinem Lieblingselement zu sein. Um auch hiervon eine kleine Probe zu geben, wählen wir etwas aus der reizenden Beschreibung, welche „Mein erster Meisterschuß" betitelt ist. An einem rauhen, stürmischen Herbstabend begibt sich Hr. Fritz auf den Entenanstand. Der befreundete Förster warnt den jugendlichen Jäger, sich ja zu hüten, seine Diana für einen wilden Erpel anzusehen, wie dies sein Lehrling vor kurzem gethan habe. Der Ort des Anstandes ist aber nach der Volkssage ein sehr unheimlicher, und das lange nächtliche Warten am finstern Waldsaum ruft allerlei Phantasiebilder in dem Gemüth des unerfahrenen Weidmanns hervor, welche wol nicht ganz frei von Angst sein mögen:

Huhuhu! rief plötzlich dicht neben mir eine große Eule und huschte in der Nähe bei mir vorüber. Und im nächsten Augenblicke tauchte von dem Spiegel des Sumpfes vor mir ein Menschenkopf empor. Dies war keine Schöpfung meiner erregten Einbildungskraft. Ganz deutlich sah ich die Umrisse und Bewegungen des Spuks. Und nun erst erinnerte ich mich, daß auf dieser Stelle im vorigen Jahre ein betrunkener Jägerbursche im Bruche seinen Tod gefunden, und daß viele Leute das Gespenst des einst so ruchlosen Menschen, der natürlich in seinem nassen Grabe keine Ruhe finden konnte, hier umgehen gesehen haben wollten.... Ganz deutlich konnte ich es unterscheiden, wie er seinen runden Kopf aus dem Wasser erhob und wieder senkte, ja, ich glaubte sogar ganz lebhaft zu sehen, wie er mit seinen entsetzlich stieren Augen mich anglotzte. Da mit einem mal erhob er sich gar aus der Flut, höher und höher... und im nämlichen Augenblick, mir selbst fast unbewußt, knallten meine beiden Schüsse los und ich stürzte ohnmächtig hintenüber.

Es ergab sich dann, daß ein großer Fischotter die Veranlassung des Spuks gewesen war, der gut getroffen mit Jubel als Siegeszeichen aus dem Wasser gezogen wurde. Der Verfasser verhehlt es nicht, daß er diese Geschichte nacherzählt habe. Das thut ihr aber keinen Abbruch. In ähnlicher Weise ist das ganze Buch voll der angenehmsten Unterhaltung.

12. Das Leben des Menschen in seinen körperlichen Beziehungen für Gebildete dargestellt von J. Wallach. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Holzschnitten. Erlangen, Enke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Das Werk ist eine ärztliche Mitgabe für das Familienleben aller Gebildeten. Es fehlt uns an vortrefflichen Leistungen dieser Art jetzt wahrlich nicht, dennoch wollen wir uns hüten, über Ueberfluß zu klagen, sondern darin viel lieber den sehr erwünschten Beweis für die rege Theilnahme des gebildeten großen Publikums an den Studien über den menschlichen Körper erblicken. Der Verfasser traut seinen Lesern schon etwas mehr zu, er gibt keine leicht vorüberfliegende Unterhaltungslektüre, sondern verweilt bei jedem Gegenstande bis zu seiner gründlichen Erkenntniß und versteht es bei dieser Gelegenheit doch meisterhaft, nie ermüdend breit zu werden. Das Buch hat sich in der ersten Auflage schon einen namhaften Freundeskreis erworben und wird dies jetzt um so mehr thun, da es wesentlich verbessert und inzwischen auch die Neigung der Leser für solche Gegenstände bedeutend gewachsen ist.

Die Einleitung des Buchs bezieht sich auf die den Menschen umgebende Natur als Bedingungsgebiet für das eigene Leben. Dann bespricht es die Nerventhätigkeit, den Kreislauf des Bluts, die Athmungsthätigkeit, die Thätigkeit der Haut, die Nahrungsaufnahme und Verdauung, die Thätigkeit der Sinne, die Willkürbewegung, die Thätigkeiten und die Stufenfolgen der Entwickelung des Menschen, die Grenzen des menschlichen Lebens. Bei jedem Abschnitt wird auf die dazugehörenden Möglichkeiten der Erkrankungen und deren Verhütung hingewiesen. Man sieht, das Buch ist gerade so eingerichtet, wie man es in denkenden verständigen Familienkreisen wünscht. Keineswegs ist sein Zweck, den Arzt entbehrlich zu machen, sondern es will ihn nur unterstützen durch allgemeiner verbreitete bessere Naturkenntniß des menschlichen Körpers und seiner Leiden, durch bessere Einsicht in das Wesen und die Thätigkeit der Lebensorgane in und an uns. Und damit dies um so sicherer erreicht werde, unterstützt es seine Beschreibungen und Aufklärungen zugleich mit ganz vortrefflichen Abbildungen. Doch nun wollen wir das Buch noch etwas näher kennen lernen. Nachdem es nachgewiesen, daß das Gehirn das Organ ist, in welchem sich alle unsere Empfindungen vereinigen, kommt es auch auf die Nothwendigkeit, diesem Organ die erforderliche Ruhe zu geben, welches nur durch einen gesunden Schlaf möglich ist:

Zwei Bemerkungen dürfen hier jedoch nicht unterdrückt werden. Erstens ist es nicht blos die Erschöpfung, welche zum Schlaf geneigt macht, sondern es gehören hierher sämmtliche Vorgänge, welche die zur Empfindung erforderliche Beschaffenheit des Gehirns beeinträchtigen. Bekanntlich ruft schon eine reichliche Mahlzeit, ja selbst die wagerechte Lage unsers Körpers einen gewissen Grad von Schläfrigkeit hervor. Es ist hier ein verstärkter mechanischer Druck, welcher hemmend auf die Gehirnthätigkeit wirkt. Auch beobachtet man bei krankhaftem Austritt von Blut oder Wasser in das Gehirn Betäubung und Schlafsucht; und endlich bewirken manche chemische Einflüsse eine Schwächung in der Empfindungsfähigkeit des Gehirns, wie aus der einschläfernden Wirkung des Opiums, des Chloroforms und ähnlicher Gifte hervorgeht.... Sodann ist die den Schlaf erzeugende Erschöpfung niemals eine vollständige, denn eine solche würde nicht Schlaf, sondern den Tod zur Folge haben. Vielmehr entsteht der Schlaf, wie es die Anstrengung der verschiedenen Körpertheile mit sich bringt, aus ungleicher Erschöpfung der Empfindungsvorgänge, wobei noch eine gewisse Erregbarkeit übrigbleibt. Ist nämlich die zu den Gehirnverrichtungen erforderliche Beschaffenheit der Molecule durch angemessene Ruhe wiederhergestellt, so erlangen die Vorgänge, von welchen wir sonst Empfindungen zu erhalten pflegen, von neuem ihren Einfluß und wir erwachen unter Rückkehr des Bewußtseins.

Dann wird auch der Traum und das Nachtwandeln im Schlafe besprochen und gezeigt, wie die Krankheit des Irrsinns ebenfalls ein traumartiger Zustand ist, wobei nur die Wiederkehr des klaren Bewußtseins verzögert wird oder gar nicht wieder eintritt. Die Ursachen der Schlaflosigkeit liegen nach der Ansicht des Verfassers meistens in ungewöhnlichen Aufregungen oder in krankhaften Vorgängen des Stoffwechsels im Gehirn. In dem weitern Verlauf der Untersuchung der Nerventhätigkeit kommt dann noch sehr vieles vor, von dem man wünschen könnte, daß

es recht allgemein bekannt und beherzigt würde. Dasselbe läßt sich auch von den Betrachtungen über den Kreislauf des Bluts, über Athmungsthätigkeit, über die Thätigkeit der Haut u. s. w. sagen.

In Hinsicht der Grenzen des menschlichen Alters schließt sich der Verfasser den bekannten Ansichten der heutigen Statistiker an und theilt auch die erforderlichen Tabellen mit:

Die Kraft der Völker gibt sich nicht unmittelbar in der Geburtsziffer zu erkennen, vielmehr beruht dieselbe auf dem Verhältniß, in welchem die gesunden arbeitsfähigen Klassen sowie Bildung und Gesittung vertreten sind. Es ist daher auch die Frage nach den Grenzen, bis zu welchen sich eine Bevölkerung vermehren kann ohne in Elend zu verfallen, keine einfache. Die Beantwortung setzt jederzeit voraus, daß man das Verhältniß zwischen der Erwerbsfähigkeit und der Volkszunahme kenne. Eilt letztere der erstern voraus, so ist ein baldiger Untergang des jüngern Nachwuchses die unausbleibliche Folge, falls nicht Auswanderungen in großem Maßstabe der sich vermehrenden Sterblichkeit vorbeugen.

Solche vernünftige Winke für das Wohl ganzer Völkerschaften kommen viele im Buche vor.

Damit beschließen wir nun überhaupt unsere heutige Umschau. Hoffentlich haben unsere Leser darin einiges gefunden, was ihnen zusagt, was anregend ist fürs Leben, für die Liebe zur Natur, und sollten sie dadurch auch noch zu einem selbständigen tiefern Eingehen in die empfohlenen Schriften veranlaßt werden, so wäre unser Hauptzweck vollständig erreicht.

Heinrich Birnbaum.

Biographisches.

(Beschluß aus Nr. 24.)

3. **Karl Mathy, großherzoglich badischer Staatsminister der Finanzen und Präsident des Staats- und Handelsministeriums. Ein Lebensbild. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Bewegungsjahre. Von C. H. Th. Huhn. Tauberbischofsheim, Lang. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.**

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Vielstaatigkeit eines Landes, zumal wenn es wie unser Deutschland ein so ganz eigenthümliches Grundgepräge darbietet, eine gute, aber auch eine schlimme Seite hat. Wie heute die öffentliche Meinung sich kundgibt, werden manche die Vorzüge vieler verschiedener Staaten in einer und derselben Nation zu leugnen nicht den geringsten Anstand nehmen; jedoch bei näherer Prüfung sehr übereilt. Schon dies wäre von Gewicht, daß eine Nation, die sich der reichsten Anlagen erfreut, deren Individuen von Intelligenz sich nie und nimmer unter eine, blos politische Benennung bringen lassen, für die Ausbildung derselben bei weitem mehr Gelegenheit findet in dem Nebeneinander großer und kleiner Staaten. Allerdings führt die Vielstaatigkeit dieser Art auch wieder den Uebelstand herbei, daß sie der Tummelplatz für Neid, Misgunst, Rivalität und Intriguenspiel wird. Das Vorhandensein kleiner Staaten innerhalb Einer Nation gibt endlich dazu Veranlassung, daß individuelle Größen eines kleinen Landes über dessen Grenze hinaus oft kaum gekannt sind, daß deren Verdienste dem gesammten Nationalkörper zwar zufließen, aber doch langsam, und ebenso langsam und spät der Name des Verdienstvollen in der ganzen Nation populär wird. Da gibt es nur zwei Mittel, das Nebeneinander großer und kleiner Staaten nicht blos unschädlich, vielmehr heilbringend zu machen: ein großer, das Ganze der Nation umfassender Verfassungsorganismus, und die mit Wahrheitsliebe, Gewissen und Geschicklichkeit verwaltete Presse, welche das Gesammtbewußtsein einer Nation befestigt, hebt, mit jedem Tage erweitert, also die Cultur stetig befördert. Wir befinden uns in Betreff alles dessen erst auf dem Wege allmählicher Annäherungen.

Es verdient unsern Dank und weitere Beachtung, daß der obengenannte Autor in Karl Mathy der deutschen Nation einen Staatsmann vorführt, der seinerzeit Außerordentliches gewirkt, in der seit Jahren so überaus lebhaft vor sich gehenden, politischen Entwickelung Badens eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ist jener Mann auch viel in Zeitungen, in politischen Broschüren und Büchern genannt worden, so dürfte seine ganze Thätigkeit doch noch lange nicht genugsam bekannt geworden sein. Noch aber ist hier ein anderer, durchaus denkwürdiger Umstand zu bemerken. Karl Mathy ist einer von den in Deutschland höchst seltenen Literaten, in der Bedeutung unsers modernen Zeitalters, welche allen Ernstes Carrière, Staatscarrière gemacht haben. Das Buch ist für die Geschichte der neuern Politik in Deutschland nicht zu umgehen, es verarbeitet ein reiches Material, es ist überaus instructiv, es gewährt dem Publicisten und jetzigen wie künftigen Historiker eine sehr mannichfaltige Ausbeute, es wirft selbst dem Freunde leichter Lektüre, dem Dilettanten in der Politik, manche Anekdote, ein so buntes Vielerlei von Vorgängen ab, daß der Mann der Tagesfeder, des Studiums wie der Liebhaberei hier seine volle Rechnung finden wird — und dennoch müssen wir eine kleine Rüge uns erlauben bei aller Anerkennung, die wir sonst dem edeln, ebenso kenntniß- wie geistreichen Verfasser zollen. Die Darstellung des Buchs, die ganze Einrichtung desselben ist nicht leicht überschaulich. Unser Autor hätte mit wenigem nachhelfen können. Dieses wenige fehlt, und wir sind nicht durchweg befriedigt. Die an sich kleine Schrift leidet an einer gewissen Ueberladenheit. Manche Notiz, manches Detail hätte der Autor dreist weglassen dürfen, sein Erzeugniß hätte dadurch um vieles gewonnen. Es sind meist zwar so wichtige wie fesselnde Mittheilungen, die wir erhalten, dann jedoch ermüden wir wieder, schon weil es uns scheint, daß unser Führer unter einer gewissen Ueberlast, mit der er sich trägt, ermattet. Wir sehen uns nach einem Ruheplatz um. Unser Autor gewährt ihn mit einem neuen Abschnitte, und ist nach diesem auch sogleich wieder frisch geworden, wir mit ihm. Hätte der Verfasser die Abtheilungen seines gehaltvollen Buchs mit gedrängten Ueberschriften versehen, es würde sogleich übersichtlicher geworden sein. Hätte er auch nur

ein Inhaltsverzeichniß beigegeben! Ungeachtet dieser kleinen Unebenheiten und Mängel ist das Ganze mit vielem Fleiß, mit Sachkenntniß und Geschicklichkeit behandelt.

Karl Mathy, 1807 zu Manheim geboren, erhielt seine erste Ausbildung besonders in der Mathematik vom Vater. Er studirte in Heidelberg zumal die Kameralwissenschaften und die neuern Sprachen. Später interessirte er sich lebhaft für den Befreiungskrieg der Neugriechen. Er nahm einen längern Aufenthalt in Paris, der gewiß für seine ganze Zukunft entscheidend wurde, kehrte dann in seine Heimat zurück, und erhielt, nach rühmlichst abgelegtem Examen, bald eine amtliche Stellung als Praktikant im Finanzministerium. Schon jetzt machte er sich auch als Autor bemerkbar durch eine Schrift: „Vorschläge über die Einführung einer Vermögensteuer in Baden" (Karlsruhe, Müller, 1831). Sie bietet manches dar, was schlagend beweist, daß die Politik, das Finanzwesen neuerdings Einblicke gewonnen, Fortschritte gemacht haben, mit denen sich keine frühere Zeit vergleichen darf. Mit Karl Mathy gehen nun schnell hintereinander, mit Einschluß der angedeuteten, die verschiedensten Metamorphosen vor, er übt die abweichendsten Functionen aus, indem er sich überall rasch orientirt, über jede Niederlage erhebt, in allen Wandlungen seinen Charakter bewahrt. Er wird Journalist, Publicist, Schriftsteller auch im weitern Sinne, Buchhändler, er liegt mit der Censur in mehrfachem Kampfe, betheiligt sich lebhaft an politischen Versammlungen, kommt in Untersuchung, wir sehen ihn als Lehrer wirksam in der Schweiz, er ist fleißiger Mitarbeiter an dem Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon", kehrt nach Baden zurück, wird Abgeordneter in der Kammer u. s. w.

In den Deputirtenverhandlungen und überall, wo er öffentlich auftritt, ist er einer der selbstlosesten, edelsten, beredtesten Sprecher, die jemals gehört worden, und es sind diese Reden schon allein köstliche Seiten unsers Buchs, Muster politischer Beredsamkeit, von jeder Eitelkeit und Ostentation frei, nur auf das Staatswohl bedacht, dabei aber doch mit Jovialität und Humor gewürzt. Gleichwol drängt er sich nie vor, tritt selten als Redner auf; spricht er aber, so übertrifft ihn keiner. Nach vielen Hemmungen, die man ihm in den Weg legt, beginnt nun Karl Mathy seine glänzende Laufbahn, deren Erlebnisse, Triumphe, bedeutende Resultate der Leser in vorliegender Schrift gründlich aufgezeichnet finden, mit Wohlgefallen und Nutzen kennen lernen wird. Zur Charakteristik unsers Staatsmannes sagt der Verfasser unter anderm:

> Mathy war eben nicht der Mann, der einreißen und zerstören wollte, wie man anfänglich von ihm befürchtet hatte, sondern sein Hauptstreben ging dahin, wirksame und nützliche Reformen zu fördern, das gesammte Staatswesen auf einen durchaus gesetzlichen Boden zu stellen und weiter aufzubauen an dem Staate im Sinne des echten constitutionellen Systems.

Auch in der Geschichte der deutschen Presse hat sich Mathy einen ehrenvollen Namen gemacht. Was er für die freie Presse gethan, geschrieben, gesprochen hat, ist im höchsten Grad erquicklich. Mit keinem Wort ist in neuerer Zeit wol mehr Misbrauch getrieben worden als mit dem Ausdruck liberal, sodaß im Misbrauch des Vielsagendsten, in der Verwirrung der Vorstellungen und Begriffe der wahrhaft Freisinnige oft auszurufen sich genöthigt sah: wer möchte denn nicht liberal sein, im höchsten Sinne des Worts! Es ist uns um so wohlthuender, hier, im Charakter, in der ganzen Gesinnungs- und Aeußerungsweise eines Mannes wie Karl Mathy den Liberalen, wie er unter allen Umständen, auch dem Gegner gegenüber, sein soll, auftreten, schreiben, handeln, sprechen zu sehen und zu hören.

Merkwürdig und für die Eigenthümlichkeit unsers Helden speciell charakteristisch ist es, daß durch den tiefen, echt patriotischen Ernst, der sich überall in ihm kundgibt, ein Faden von Ironie mitten hindurchgeht, der aber nie dem Ernst und der Sache Eintrag thut, wohl aber die jedesmalige Situation und Scene lebendiger macht. Ebenso charakteristisch ist es, daß, je verhängnißvoller die Zeit wurde, Mathy stets entschieden — die Folge beweist es immer mehr — von jedem Extrem, aber auch freilich von jeder lauen, kraftlosen Mitte sich fern hält. Ein politisches Drama von höchstem Interesse beginnt in unserm Buche mit dem dritten Abschnitte, mit dem Ausbruch der Februarkatastrophe in Paris, ein Drama, dessen einzelne Aufzüge man aber durch die Feder des Verfassers selbst sich vor Augen bringen lassen muß, da jeder Bericht ihren festen Zusammenhang zum Nachtheil unterbrechen, auch einen zu großen Raum hier einnehmen würde. Von jetzt ab treten die bereits von uns angedeuteten trefflichen Eigenschaften unsers werdenden Staatsmannes in ihr volles Licht. Unser Autor führt die Vertheidigung Mathy's gegen die Beschuldigungen exaltirter Radicaler in der rühmlichsten Weise. Sehr beachtenswerthe Aeußerungen über Preußen, aus der Feder Mathy's, lesen wir S. 104. Sie bewähren ihn sogar als Propheten. Es heißt unter anderm daselbst:

> Der Anschluß an Preußen ist für das übrige Deutschland die unerlaßliche Bedingung seiner Sicherheit und seines Gedeihens.... Was Preußen einbüßt, wird überall als ein Verlust für Deutschland betrachtet, und auf der andern Seite stellt sich, was Preußen gewinnt, sogleich als eine deutsche Errungenschaft dar.

Und zwar äußerte sich der Verfasser über Preußen bereits so im Jahre 1854, in seinen „Vaterländischen Heften". Traurig genug, daß noch immer viele in dem Grade verblendet, durch die kleinlichsten Vorurtheile beschränkt sind, um jenem scharfblickenden, wahrheitsliebenden, gerechten Publicisten nicht aus vollster Seele beizustimmen!

In der Folgezeit beschäftigte sich Karl Mathy wieder viel mit dem Finanzwesen, stets jedoch so, daß er die Vorgänge auf dem Gebiet der Politik, der Kirche, der Industrie, des Zollvereins, des Handels in weitester Beziehung im Auge hatte, seine Ansichten, Rathschläge darüber niederschrieb oder bei Gelegenheit aussprach. War sein Aufenth lt jetzt schon lange in verschiedenen deutschen Städte.., zuletzt in Leipzig, gewesen, so sehen wir mit dem fünften Abschnitte unsern Staatsmann wieder nach Baden zurückkehren, und hier verfolgte und vollendete er seine Laufbahn mit einer Rastlosigkeit und Kühnheit, daß alles, was er begann und ausführte, wie z. B. seine Förderung der Eisenbahnunternehmungen in den weitesten Dimensionen, bis zu des trefflichen Mannes Tode fast eine symbolische Bedeutung erhält.

Der Verfasser rundet seine Schrift durch den Nachruf,

den er seinem Helden weiht, aufs schönste ab, sodaß vom Ende aus gesehen auch jene kleinen Ermüdungen jetzt fast als Schönheiten der Darstellung erscheinen, indem sie die auch nur momentanen Entmuthigungen des Gefeierten treu abspiegeln, welche ihn ergriffen, wenn die Unbill seiner Feinde ihm mit schnödem Undank lohnte. Auch die Beilagen, der „Anhang", bieten uns ebenso Interessantes wie Wichtiges unter den Ueberschriften: „Das Finanzgesetz und die Armee", „Die Centralgewalt", „Das Wahlrecht", „Zur Durchführung der Reichsgewalt". Es sind in gedanklicher wie sprachlicher Hinsicht Musterstücke staatsmännischer Redegewalt. Kurz, die ganze von uns zur Anzeige gebrachte Schrift verdient eine allgemeine Verbreitung in Deutschland, und darf noch besonders zum Besitz und zu wiederholter Lektüre empfohlen werden jedem Deputirten zu einer Landtags- oder zur Reichstagsversammlung. *)

4. Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalia von Gallitzin nebst Fragmenten und einem Anhang. Mit dem Bildniß der Fürstin. Stuttgart, S. G. Liesching. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Darin waltet zwischen Franzosen und Deutschen, wie sehr sie sich sonst voneinander unterscheiden, eine merkwürdige Aehnlichkeit, daß beide ihre Literatur- und Bildungsinteressen bis in den Umgang, in das Gespräch hinausmünden lassen, daher denn auch, unsers Wissens, sich bisjetzt nur bei diesen Nationen der literarische Salon in die Erscheinung gesetzt hat. Die eigentliche, höhere Geselligkeit, die aus Ideen oder auch nur aus Gedanken, aus der Cultur nach allen Richtungen hin, wobei aber die Thatsachen nie ausgeschlossen sind, den Aufwand ihrer Unterhaltung bezieht, Rang, Ceremoniell, Etikette vergessen läßt, indem ihr nur Bildung die Eintrittskarte zur guten Gesellschaft ist, diese Kreise auserwählter Conversation finden sich im Durchschnitt nur in Frankreich und Deutschland vor, es müßte denn, nach dem, was wir hören, in einem Theil von Amerika, wo die deutsche Intelligenz immer weiter vordringt, namentlich in einer Stadt wie Boston, etwas Analoges in der Gestaltung begriffen sein. Wo unter Franzosen und Deutschen auch der Salon nicht ausreichte, um den Austausch der Gedanken für beide Geschlechter zu vermitteln, inneres wie äußeres Leben, wenn zunächst auch nur für sich selbst oder für Freunde, zu objectiviren, da half schon früher bei den Franzosen das Mémoire, bei den Deutschen das Tagebuch, bei beiden der Briefwechsel weiter aus, bis wir Deutsche so sehr uns vervollständigten, daß wir an Zahl und an Werth der Memoiren unsere Nachbarn bereits eingeholt, in Tagebüchern und Briefen sie überflügelt haben. Varnhagen schon allein beweist so sehr das Gesagte und die Fortdauer seines Werks, daß er eben im Begriff ist, sich selbst nach seinem Tode noch zu einer ganzen Bibliothek von Memoiren, Tagebüchern, Briefen auszulegen; seine Productionen im reichsten Umgange, in der Selbstbetrachtung, Diplomatie, Strategie, Biographie, sogar im Roman, in der Novelle, im Gedicht sind unerschöpfliche Denkwürdigkeiten. Es hat auch in Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert sehr bedeutende Salons gegeben. Warum der eigentliche Salon in der Gegenwart entschieden zurücktritt, wer ihm für Franzosen und Deutsche auf lange hin ein Ende gemacht hat, worin positiv die wahrhaft höhere Geselligkeit besteht, darüber dürfen wir uns des Raumes halber hier nicht aussprechen. Auch haben wir es an einem andern Orte bereits gethan. *)

Der Kreis, den die Fürstin Amalia von Gallitzin in und bei Münster um sich zu versammeln pflegte, gehört sicher zu den sehr eigenthümlich gearteten wie einflußreichen. Sie übte hier die edelste, vorurtheilloseste Gastfreundschaft aus. Jeder Gebildete, wiefern er sich vor allem als ein Wahrheitliebender, auch an seinem sittlichen Heil Arbeitender auswies, wurde willkommen geheißen. Es war eine Art geistlich-weltlichen Hoflagers, welches die Fürstin hier unterhielt, indem man Seelsorge mit Bildungsbeflissenheit in jeder Hinsicht verband. Wir begegnen in dieser Sphäre hervorragenden Männern wie Hemsterhuis, Jacobi, Overberg, Dalberg, Sprickmann, Fürstenberg, Hamann, F. L. Stolberg, Buchholz, und es wird auch an entsprechenden Frauen nicht gefehlt haben. Fremde kehrten ab und zu ein. Wir wissen, auch Goethe nahm einigen Aufenthalt. Im Gespräch erging man sich völlig ohne Gêne. Dies spiegelt sich denn auch in den vorliegenden Tagebüchern und Briefen aufs deutlichste und anmuthigste ab. Die Fürstin, lebhaft wie sie war, lenkte unbeabsichtigt das Ganze. Es herrschte hier keiner, aber es herrschte eine so großartige, naive Toleranz, daß man jeden gewähren ließ, daß jeder seine Meinung, Ansicht, seine Zweifel aussprechen durfte. Die Fürstin selbst, ungeachtet ihres Rangs, fühlte sich so sehr die Gleiche unter Gleichen, daß sie ihrer aufrichtigen Demuth nie Einhalt that, und doch stets ihre Würde behauptete. Die Fürstin von Gallitzin, geborene Comtesse von Schmettau, war eine Frau von außerordentlichen Anlagen, von zartem Gemüth, von hellem Verstand, aber mehr aneignender als schöpferischer Natur. Sie hatte ein enormes Gedächtniß, machte mit schneller Auffassung Studien in alten und neuen Sprachen, in der Medicin, Mathematik, Metaphysik. Sie bedurfte jedoch stets eines Seelen- und Gewissensrathes. Diese Räthe und Beistände in der Philosophie waren ihr Hemsterhuis und Jacobi, ihre geistlichen Väter und Seelsorger in der frühern Zeit Hamann, später auch Overberg und Fürstenberg. Trotz des katholischen Bekenntnisses der meisten, welches sich aus dem Hintergrunde bemerkbar macht, nahm man sogar Heidnisches mit herein, huldigte dem Sokrates und Plato ebenso lebhaft wie Leibniz, war gegen Protestanten ebenso zuvorkommend wie gegen katholische Glaubensgenossen, dennoch witterte der Scharfblickende, Feinspürige hier eine gewisse, wenn auch äußerst delicate, fern gezogene, klerikale Douanenlinie, die umschauend überwachte, wo und wie viel Contrebande über die Schwelle kam, und es stets im Auge behielt, daß in dem Magus aus Norden ein Ketzer eingewandert war, der sich häuslich hier niedergelassen hatte und in seiner neuen Heimat als Protestant sogar starb.

Aus dem Tagebuche der Fürstin können wir sogleich

*) Gustav Freytag's Biographie Karl Mathy's hat durch ihre künstlerische Fassung und Haltung die obige Schrift wol etwas in den Hintergrund gedrängt. Vgl. die Besprechung in Nr. 6 d. Bl. D. Red.

*) Man vergleiche: „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit. Von Alexander Jung" (Danzig, Gerhard, 1844).

eine Stelle citiren, die eine so heitere, rein menschliche Duldsamkeit ausspricht, daß solche manchem finstern Zeloten von heute alle Ordnung des Weltganzen zu gefährden scheinen wird. Es heißt dort:

Ich beurtheile die Menschen blos nach der Beschaffenheit ihres Willens; wäre dieser rein und ganz nach dem Bestreben auf beständige Besserung hingerichtet, so könnten seine Meinungen nie die geringste Veränderung in meinen Gesinnungen gegen ihn, in meiner Neigung und Liebe zu ihm zu Wege bringen, er könne katholisch, lutherisch, mohammedanisch, ein Idealist oder Realist, ein Stoiker oder Epikuräer seinen Meinungen nach sein, wenn er nur mit Wahrhaftigkeit irrt. Kurz, wenn nur seine Handlungen mit seinen Meinungen übereinstimmten oder wenn er nur nach dieser Uebereinstimmung strebte, so wäre er mir ehrwürdig.

Wir finden in diesen Tagebüchern eine Diätetik der Seele in Ausübung gebracht, welche in hohem Grade Anerkennung und Nachahmung verdient; dennoch war hier ein Aeußerstes zu vermeiden, was wol nicht immer vermieden worden ist. Wie man sich in Selbstbeobachtung, in Bekenntnissen an andere, im Gespräch über die gegenseitigen Seelenzustände nie genug thun konnte, so führte dieses zuletzt etwas Krankhaftes mit sich, was sogar gefährlich zu werden drohte. Man wollte dem Wohlgefallen an sich ausweichen, und beabsichtigte es unbewußt. Man wollte Pflichten erfüllen, und setzte sich der Gefahr aus, darüber andere Pflichten zu übersehen. Man reflectirte auf den sittlichen Verdauungsproceß, und störte ihn dadurch. Man wollte das moralische Seelenauge rein halten, und rief gerade durch zu minutiöse Beobachtung Flecken in ihm hervor. Es wäre dem zu vergleichen, wenn jemand jene krankhaft wechselnden Figurationen des physischen Auges, die man mouches volantes nennt, sorgfältig beobachtete, zählte und sie dadurch erst recht in seinen Gesichtskreis citirte. In obigem Fall entging es der Fürstin keineswegs, welche Syrten hier drohten, sodaß sie vor jeder Schönseligkeit zurückbebte. Auch Jacobi und Hamann, der Magus, warnten in der Nähe. So lesen wir im Tagebuch die Aufzeichnung:

Bei Gelegenheit eines Streits zwischen Buchholz und Hamann war es, daß Hamann folgende Worte sagte, die mir tief ins Herz fuhren: „Wenn ich einen Samen in die Erde säe, so bleibe ich nicht stehen und horche und sehe zu, ob er auch wachse, sondern ich säe und gehe von dannen, weiter zu säen, und überlasse Gott das Wachsen und Gedeihen.“ Ich fühlte mich in meinem Innersten durch diesen erhabenen Grundsatz gerührt und getroffen.

Hamann wird überhaupt in diesen Kreisen wie ein christliches Orakel gehört. Wir sehen aber auch, wie ein gewaltiger Naturmensch in ihm noch immer im Zorn aufzubrausen vermag, um freilich von seinem christlichen Ich sogleich wieder niedergeworfen zu werden. Hamann's Tod wird von der Fürstin ergreifend geschildert, was sich noch steigert, da Hemsterhuis zum Besuch anlangt, erkrankt, und ebenfalls dem Tode fast erliegt. Es kommen im weitern sehr tiefe, überaus feine Bemerkungen über Christenthum vor, besonders da, wo die Fürstin sozusagen des Gegensatzes gedenkt zwischen Ascese und Genuß. Sie fährt fort, mit Hamann, mit dessen Schriften, auf deren Tiefsinn und Werth ja auch Herder, Jean Paul, Jacobi und Goethe ein so starkes Gewicht legten, Umgang zu pflegen, und es bleibt stets denkwürdig, wie eine Frau, die Katholikin im strengsten Sinne des Worts war, in dem protestantischen Magus aus Norden eine so unendliche Welt fand.

Sie macht von ihrem Landsitze bei Münster einen Abstecher nach Düsseldorf, und verweilt gewiß oft bei Jacobi und dessen Schwestern in Pempelfort, wo der Cultus einer auserwählten Geselligkeit ebenfalls begangen wurde. Wir kennen die Reize des Umgangs mit Friedrich Jacobi aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit“. Beiläufig sei bemerkt: das Deutsch der Fürstin im Tagebuche ist bisweilen etwas weitschichtig und ungelenk, wenn im einzelnen Ausdruck auch oft sehr glücklich, geistvoll und tief. Vielleicht war jener Umstand bei ihr eine Folge davon, daß sie in ihrer aristokratischen Stellung nur zu häufig mündlich und schriftlich französisch sich vernehmen lassen mußte, und daß ihr die anhaltende Beschäftigung mit andern Sprachen den Genius der deutschen um ein Beträchtliches entfernt hatte. Menschliche Schwächen an andern, selbst an den Größten, wie an sich zu entdecken, aufzuzeichnen, fährt die treffliche Frau auch hier fort. Sie besucht später Hamburg und Claudius; auch bei F. L. Stolberg und den Seinigen verweilt sie längere Zeit zu gegenseitiger Erquickung.

Auch in dem Briefwechsel, den sie in weiter Ausdehnung unterhielt, erfreuen wir uns einer großen Mannichfaltigkeit des Interessanten wie Charakteristischen und Bedeutenden. Der Inhalt, die Ausdrucksweisen dieser Briefe sind allerdings sehr ungleich. Oft sind sie überladen mit Complimenten, Elogen, die einer so edeln, hochgebildeten, selbstlosen Frau nur lästig sein konnten; dann drängt sich in ihnen wieder ein solcher Reichthum des Innen- und Außenlebens, sogar der damaligen Politik und Diplomatie zusammen, daß der Empfängliche fort und fort angezogen, unterhalten wie belehrt wird. Frau von Gallitzin erscheint uns oft wie eine regierende Fürstin an der Spitze einsichtsvoller Minister. Alle holen und finden bei ihr Rath, alle, auch noch so verwickelte Fäden ihres Culturstaats laufen in ihrer Hand zusammen, werden von ihr entwirrt. Einer der edelsten Männer seiner und aller Zeiten, Hr. von Fürstenberg, steht bewundernswürdig vor uns, wir hören ihn sprechen, sehen ihn handeln; sogar angefeindet bleibt er sich stets gleich, und darf als das Muster eines Staatsmannes, Culturbeförderers und christlichen Weisen bezeichnet werden. Auch das eigenthümliche Verhältniß der Fürstin zu Hemsterhuis tritt neu hervor und gewährt uns den Einblick in den Verkehr zweier wahrhaft schöner, platonischer Seelen.

Um unsern Lesern eine Vorstellung von der Vielseitigkeit dieser ganzen Correspondenz zu geben, wie hier die verschiedenartigsten Dinge von den entferntesten Standpunkten her zur Sprache kamen, erwähnen wir von den Briefsendern nur folgende: Kaiserin Katharina von Rußland, Goethe, Dohm, Heyne, Johannes von Müller, Sömmerring, Hamann.

Von Sömmerring sind es vier Schreiben aus Kassel. Es handelt sich unter anderm um nichts weniger als um „einige Präparate in Spiritus“, ja um Anatomie überhaupt. In welcher Art der treffliche Mann von der Erhebung spricht, welche ihm die Naturwissenschaft gewährt, dürfte den heutigen Stockrealisten zu vernehmen von einigem Gewinn sein. Er schreibt der Fürstin:

Das Wissen gibt mir allein Nahrung und erhält uns aufrecht. Alles sonstige äußere Vergnügen wird doch zu manchen Stunden gleichgültig, unangenehm, selbst schmerzlich, die Wonne hingegen, die uns Wissen gewährt, ist dauerhafter, in jedem Augenblicke angenehm, wird nie bereut, gehört uns am eigensten und ist keinen äußern Zufällen ausgesetzt, und das, weil sich's allein übers Körperliche erhebt und daher keiner Veränderung unterworfen ist. Das Studium der Anatomie würde nie so leicht, und das blos um sein selbst willen, selbst zur Leidenschaft werden, wenn es blos Betrachtung der Schale wäre, nicht von der Einrichtung des Hauses auf dessen edlere Bewohner oft mit Sicherheit geschlossen werden könnte und müßte.

Indem er das blos Aeußere abweist, fährt er fort:

Wie viel erhabener aber sind nicht die Gesinnungen und Absichten, die Euere Durchlaucht äußern, und nach welchen Höchstdieselben Kenntnisse und Wissenschaften lieben und befördern, nicht um des eiteln Wissens willen, sondern um damit zu nützen und darauf vor allem die Perfectibilität des Individuums zu bauen und zu erhöhen, und sich so, was das Bestreben aller Weisen war, dem Urwesen zu nähern.

Es ist bekannt, in welchem Grade auch Goethe die Fürstin von Gallitzin auszeichnete, ihr vor allen andern Frauen sein Vertrauen schenkte. Daß die Fürstin auch für die Antike ein so feines Anempfinden und Verständniß hatte, daß sie auch zur Philosophie stets wieder zurückkehrte, während sonst von nicht wenig Gläubigen bildende Kunst und Philosophie oft mit Engherzigkeit und Verdacht abgelehnt werden, beweist den weiten Horizont, den sie beherrschte. Ihr Glaube war fest, aber sie wußte, daß auch Kunst und Wissenschaft auf demselben festen Grunde ruhen.

Wir empfehlen obiges Buch sehr angelegentlich. Es ist reich an Menschen- und besonders an Selbstbeobachtung. Die Fürstin hatte sich die wichtigste aller Aufgaben gewählt, täglich an der Lauterkeit ihrer selbst und ihrer Umgebung zu arbeiten, und hatte dies Problem gelöst. Schließlich verweisen wir auf die köstliche Darstellung, in der Goethe seinen Besuch der Fürstin zu Münster in der „Campagne in Frankreich" schildert, und machen auch noch besonders aufmerksam, daß man doch ja den originellen „Anhang" unserer Schrift nicht übersehe, in welchem eine edle Matrone aus aristokratischer Perspective die Jugendzeit unserer Heldin aufnimmt und zeichnet, fast bis zu einer Hochzeit gelangt, und das alles mit ganz apartem Geist in einem schätzbar treuherzigen Französisch-Deutsch vorträgt, welches uns ergötzt und zu aufrichtigem Dank auffordert.

Alexander Jung.

Aus der erzählenden Literatur der Neuzeit.

Es ist eine kleine Gruppe von Romanen, Erzählungen und Novellen, die wir einer kurzen Besprechung unterwerfen wollen, um unsere Leser auch auf diesem Gebiete einigermaßen im Zuge zu erhalten. Freilich haben wir dabei nicht von irgendeiner epochemachenden Arbeit, von einem wirklich genialen Wurfe oder einer neuen Kraft, die Großartiges wenigstens in Aussicht stellt, zu berichten, wohl aber sind Leistungen zu erwähnen, die immerhin einer freundlichen Beachtung und Anerkennung werth sein dürften. Zwar der eigentliche literarische Veteran unter den hier zu beurtheilenden Schriftstellern, August Lewald nämlich, ist keineswegs derjenige, dessen Buch:

1. Anna. Von August Lewald. Mit einer Musikbeilage von Fanny von Hoffnaas. Schaffhausen, Hurter. 1868. Br. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

wir sehr zu rühmen im Stande wären. Die Erzählung ist breit, langsam und schwerfällig, und dabei in der Darstellung weder von tief psychologischem Werthe noch poetischem Reize. Der Verfasser schildert uns eine Ehe, die dadurch getrübt wird, daß ein jüngerer, ziemlich verwachsener und liederlicher Bruder des Gatten dem schönen und heitern Weibe nachstellt, und es durch diese Nachstellungen und die damit verbundenen Intriguen beinahe bis zum Bruche zwischen dem Paare bringt. Zum Glück ist jedoch eine Freundin der Frau, eine Blinde, da, welche durch ruhige und feinsinnige Intention alles wieder in die Reihe bringt und eine tragische Katastrophe vereitelt.

Man wird uns einräumen, daß für ungefähr dreihundert Seiten dieser Stoff nicht wohl ausreicht und Bedeutung nur durch eine geistvolle und pikante Einkleidung hätte erhalten können, die indeß hier leider durchweg vermißt wird. Nirgends belebt sich das Werk durch tiefe und überraschende Gedanken, durch erschütternde Herzenswahrheiten und gewinnenden Zauber des Stils oder erhebenden Schwung der Sprache. Es ist im ganzen, wie wir ehrlich bekennen müssen, von gewöhnlichem Schlage und durch nichts besonders ausgezeichnet. Um jedoch dem Autor und seiner Schöpfung nicht unrecht zu thun, bleibt daneben zu bekennen, daß die letztere in jeder Beziehung den durchweg angenehmen und erwärmenden Eindruck macht, zur Befestigung der Sitte und Moral geschrieben zu sein. Der Hauch deutscher Ehrbarkeit und häuslicher Tugend tritt dem Leser in wohlthuendster Art daraus entgegen und stempelt damit die Erzählung zu einem lobenswerthen Gegensatze der frivolen Sensationsromane, die man sich nur zu eifrig bemüht, in Nachahmung französischer Muster bei uns einzubürgern.

Auch eine bei weitem jüngere Kraft, Edmund Hoefer, bestrebt sich nicht ohne Erfolg, einen solchen Gegensatz zu liefern, wie die folgende Erzählung beweist:

2. Der verlorene Sohn. Eine Geschichte von Edmund Hoefer. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser verlorene Sohn ist ein preußischer Junker, der die schmachvolle Schlacht bei Jena mitgemacht und infolge derselben, weil man sich in dem Unglück jener Tage nicht die Mühe gibt, sich von seiner eigenen Schuldlosigkeit zu überzeugen, von seiner Familie gewissermaßen in Acht und Bann gethan wird. Er selbst verhilft diesem Bannspruch und dieser Aechtung dadurch zu einer gewissen Zuständigkeit, daß er die Miene vollständigster Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Geschicke seines Vaterlandes annimmt. Im Grunde aber ist er ein ausgezeichneter Patriot und ein Mann, der unter der Maske politischer Indifferenz ein warmes Gefühl für die Ehre

seines Volks bewahrt und im stillen mit ausdauerndem Eifer an dessen Erhebung mitarbeitet.

Daß dieser Vorwurf ein anziehender und spannender ist, wird sich leicht erkennen lassen; nur schade, daß Edmund Hoefer nicht Sorge getragen hat, durch tiefer gehende historische Studien seiner „Geschichte" einen höhern Werth und vollere Bedeutung zu geben. Hätte der liebenswürdig und stets gefällig schaffende Novellist seine Erfindung mehr mit dem Geist und Leben jener denkwürdigen Jahre durchtränkt, mehr die Menschen und Begebenheiten derselben hervortreten lassen, so würde ohne Zweifel das Ganze nicht nur ergreifendere Gewalt, sondern auch imponirendern Ausdruck gewonnen haben. Im allgemeinen bleibt die Physiognomie dieses Werks, so sehr es auch wiederum das Talent des Dichters in seiner Zeichnung und Ausmalung bekundet, doch zu unvertieft und novellenhaft, um den Zeitcharakter voll und treu wiederzugeben, in dem es seine eigentliche Weihe und sein höchstes Pathos zu finden hätte.

3. Die Dorfkokette. Eine Erzählung von Friedrich Spielhagen. Schwerin, Hildebrand. 1869. 8. 1 Thlr.

Es ist dies eine kleinere Arbeit des Verfassers, der, nicht weniger fleißig als Hoefer, doch für gewöhnlich sich in Productionen von größerm Umfange auszugeben pflegt. Seine Erzählung, mit der wir es hier zu thun haben, verräth auch gerade in ihrer Hauptkatastrophe stärkere Ausdrucksweise und Contouren, als dieselbe eigentlich verträgt. Ein verschlossener, hart geprüfter und von der Welt scharf mitgenommener Mensch, der sich von einem hübschen und gefallsüchtigen Landmädchen nur ziemlich widerwillig hat erobern lassen, und nachher erfahren muß, daß sie auf dem besten Wege ist, sich an einen erbärmlichen Gecken wegzuwerfen, den sie mit ihrem Lärvchen gleichfalls in sich vernarrt zu machen wußte, läßt sich in seiner Entrüstung dazu hinreißen, dies Mädchen dadurch in ihrer Schönheit zu beeinträchtigen, daß er ihr die Ohren abschneidet. Dieser Act der Brutalität wird ein wenig in zu grandiosen Strichen und so gezeichnet, daß der Leser im ersten Moment nicht anders meint, als daß es sich um Mord und Todtschlag handelt. Auch ist das alte unheimliche Weib, welches Konrad zu dieser Gewaltthätigkeit aufstachelt, ein wenig zu spät und zu plötzlich in den Gang der Handlung eingeführt. Das psychologische Problem, das Spielhagen sich zum Vorwurf gestellt, ist ganz sicher interessant und spannend, aber in der Behandlung nicht ganz von der künstlerischen Subtilität, welche dafür erwünscht gewesen wäre.

4. Der Regenbogen. Sieben Erzählungen von Wilhelm Raabe. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Erzählungen vermögen wir nicht gerade zu den gelungenern Erzeugnissen des Verfassers zu zählen. „Die Hämelschen Kinder", welche die Sage vom Rattenfänger von Hameln novellistisch verwerthet zeigen, sind chronikenmäßig breit und im Grunde doch zu einer ziemlich nichtssagenden und gewöhnlichen Liebesgeschichte ausgefasert. Mit „Else von der Tanne" ist es dasselbe. Unter den Greueln des Dreißigjährigen Kriegs hatte sich zu Wällrode im Elend ein geheimnißvoller Mann, wahrscheinlich ein Arzt oder Astronom, im Walde, fern von Menschen, mit seiner Tochter niedergelassen. Friedemann Leutenbecher, der Diener Gottes in jener Gegend des Harzes, gewinnt ein inniges Interesse für dieses Mädchen, muß dasselbe aber leider unter dem Haß und den Mishandlungen der abergläubischen Menge zu Grunde gehen sehen.

Stil und Farbenton scheinen uns hier von ebenso erkünstelter Härte und Dunkelheit, wie in der modernen Reiseabenteuergeschichte „Keltische Knochen" der Humor erzwungen und wirkungslos. „Sanct-Thomas" ist eine spanische Novelle, die einen gewissen romantischen Reiz besitzt und sich gleichsam schattenhaft in Nacht und Finsterniß abspielt. Die Menschen handeln alle wie in Träumen und Visionen; da aber diese Handlungen und der schwarze Hintergrund, auf dem sie vor sich gehen, nicht ohne grell aufflackernde Beleuchtungen bleiben, so muß der Geschichte doch jedenfalls ein durchgehender Zug von Pikanterie zugestanden werden: ein Zug freilich, der nicht selten in Effecthascherei ausartet, aber durch frappante Ausprägung des spanischen sowie des niederländischen Volkscharakters einen höhergehenden Werth erlangt. „Die Gänse von Bützow" bringen eine mecklenburgische Kleinstadt-Emeute, die ihr Ergötzliches, aber in breitspuriger Detailausmalung auch ihr Misliches hat. „Gedelrike" ist ein tragischer Pendant dazu, und, wenn hier und da von unheimlich verwischtem Colorit, doch von überraschend glücklichen Einzelheiten. „Im Siegeskranz" bietet die Leidensgeschichte einer armen Wahnsinnigen, die ihren Geliebten zum vorzeitigen Aufstand gegen die Franzosenherrschaft von 1809—12 anstachelt, und als derselbe dann hierbei seinen Untergang findet, in geistige Umnachtung verfällt, welche unser Autor wahrhaft erschütternd zu schildern und über manchen widerwärtigen Eindruck hinweg zu versöhnendem Ausgange zu bringen weiß.

Eine ähnliche, mit einer entschiedenen Hinneigung zu dunkler Romantik versehene Begabung begrüßen wir in einem neuern Autor, Wilhelm Jensen mit Namen. Es liegen uns von ihm drei Bücher zur Besprechung vor:

5. Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. Berlin, A. Duncker. 1868. 16. 15 Ngr.
6. Das Erbtheil des Bluts. Erzählung von Wilhelm Jensen. Berlin, Expedition des Sonntags-Blatts. 1869. 8. 1 Thlr.
7. Neue Novellen von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Kröner. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Die braune Erica" (Nr. 5) ist eine Art von novellistischem „Sommernachtstraum". Es herrscht darin eine schwüle, märchenhafte Stimmung, ein mystisches, schlaftrunkenes Leben, ein phantastischer Zug von Ludwig Tieck, Achim von Arnim und Clemens Brentano. Die Welt liegt wie im Dämmer, und was sich darauf bewegt, ist wie Schemen und Schatten, die langsam und gespensterhaft vorüberziehen. Das Ganze erweist sich nicht ohne Poesie, aber es ist die Poesie, welche unter dem Alpdrucke der Romantik liegt, der so lange eine ganze Schule beschattete und eine Dichtung erzeugte, die sich wie im Fieber umherwälzte und unverständliche Dinge in Versen sowol als Prosa lallte.

„Die braune Erica" zeigt von diesem krankhaften überreizten Zustande mancherlei Symptome auf. Der

Inhalt ist dunkel und überwacht, schwerfällig und schwankend im Gang der Entwickelung, verworren und unklar im Ausdruck. Es ruht wie Nacht auf dem Werkchen; Wolken verdüstern den Mond und beängstigende Stille breitet sich überall aus. Die Verse, die sich aus der Prosa hier und da erheben, lassen sich wie ein schläfriges Vogelzirpen an, das zu zeiten wie aus der Erde oder aus der Luft zu ertönen scheint, einen Augenblick andauert und dann wieder langsam erlischt und stirbt.

Höre man den Hergang: Ein Professor der Botanik, dessen alte Haushälterin zu Pfingsten das Haus säubern und lüften will, wird durch diese aus seinem Studirzimmer vertrieben und weit hinaus scheucht auf die timasger Heide, wo er Erica janthina suchen geht, und statt ihrer, sich zu einer Zigeunerfamilie verirrend, ein braunes Heidenmädchen findet, das ihn durch seine natürliche Schönheit, seinen abenteuerlichen Geist und seine wunderbare Naivetät so anzieht und fesselt, daß er sie als gefundenes Blümchen Wunderhold mit nach Hause nimmt und heirathet.

Es liegt poetischer Duft und Zauber über der Arbeit; aber diese sind nicht ganz gesund und wirken beklemmend und bedrückend. Es ist eben die dicke, schwere Luft der romantischen Schule, die mitternächtig darüber schwält und brütet.

Von der Erzählung „Das Erbtheil des Bluts" (Nr. 6) gilt dasselbe. Es spielt darin die grausliche Geschichte einer Doppelheirath. Ein adelicher Gutsbesitzer hat in stürmischer Nacht sich in seiner Schloßkapelle mit einer Schauspielerin trauen lassen, wie er meint, von einem verkappten Gauner; aber es ist der wirkliche Pastor des Nachbarguts, der in aller Form das Paar zusammengibt. Dieser Pastor wird von dem Zwischenträger, einem Kammerdiener des Junkers, vergiftet, berichtet vorher aber den dunkeln und geheimnißvollen Vorgang noch einem Collegen, der ihn in seinem Tagebuche aufzeichnet und, nachdem er der Nachfolger des Gestorbenen geworden ist, später, natürlich ohne es zu wissen, jenen Gutsbesitzer mit einer reichen, vornehmen Dame noch einmal bei hellem Tage traut. Die erste, auf so schändliche Weise betrogene Gattin, welche den Betrug inzwischen inne geworden, ist aus dem Schloß, in dem man sie versteckt hielt, entwichen und trägt ein Töchterchen, das sie bald darauf geboren, den Pastorleuten zu, die es nebst einem Sohne des unglücklichen Vorgängers in demselben Predigtamte aufziehen.

Der zweite Abschnitt der Erzählung gibt nun die Geschichte dieser beiden Kinder. In dem Mädchen regt sich des Blutes Erbtheil, d. h. der abenteuerliche, künstlerische Trieb der Mutter. Das einsame, stille Leben auf dem Lande und die ehrbare Erziehung der Pflegeältern bedrücken ihren Geist, und da man diesen einschränken und auf ebener Bahn christlicher Häuslichkeit bewahren will, empört sie sich und verleitet ihren Pflegebruder, mit ihr in die Stadt zu gehen. Hier begibt sie sich unter die Schauspieler, ohne indeß auf der Bühne durch etwas anderes als ihre Schönheit Glück zu machen. Der Stiefsohn ihres Vaters, ein wüster, liederlicher Mensch, sucht sie zu verderben. Das Mädchen ist in eine Gesellschaft von schlechten Menschen und Dirnen gerathen und auf dem Punkte, durch dieselbe List und Vorspiegelung wie ihre Mutter zu fallen. Aber diese Mutter, die, von Stufe zu Stufe gesunken, für ihr Kind doch noch ein besseres Gefühl bewahrt hat, rettet sie in Gemeinschaft mit dem Pflegebruder vom zeitlichen und ewigen Verderben. Schließlich kehrt die Heldin zu den Pastorleuten zurück und sieht sich als Kind des Edelmanns anerkannt.

Auch diese Erzählung ist, wie sich ohne Zweifel zur Genüge aus unserer flüchtigen Darstellung des Inhalts ergibt, von romantischer Dunkelheit, schroff wirkend und herzbeklemmend.

Desselben Autors „Neue Novellen" (Nr. 7) sind es nicht weniger, zum mindesten einige davon. „Aus dem Heu", eine schläfrige Geschichte, wie sie der Dichter selber nennt, erinnert an „Die braune Erica", nur daß sie kindlich naiver und mehr wirkliches Märchen ist, ein Märchen, das von zwei Kindern auf dem Heuboden geträumt wird. Der phantastische Zug zur Erlösung der verwunschenen Prinzessin ist wahrhaft reizend und in seiner Art ein kleines Meisterstück.

„Valenzia Gradonigo" ist eine in kecken Strichen hingezeichnete Episode aus der Geschichte Venedigs. Eine vornehme junge Dame dieser alten Meerstadt liebäugelt mit einem Dichter, den sie infolge dessen auf Anordnung ihres eigenen Vaters meuchlings ermordet sehen muß, obschon in der That ihr Herz weit mehr für Antonio Foscarini, den Freund des Dichters, schlägt. Nach dem Tode des Poeten lernt Antonio Valenzia erst wirklich kennen, verliebt sich in sie und will sie heirathen. Aber ein Werkzeug des Gradonigo, der stille Vollstrecker von dessen blutigen Gedanken, der selber die Signora liebt, steckt dem Bräutigam ihr Verhältniß zu Leonardo, dem Sänger, und veranlaßt dadurch Foscarini, sich von Valenzia noch vor dem Altare loszusagen. Der alte Gradonigo wüthet über diese seinem Kinde und sich selbst angethane Schmach und ruht nicht eher, als bis der junge Patricier angeklagt und zum Tode verurtheilt wird. Aber seine Tochter, die ihn aufrichtig und leidenschaftlich liebt, eilt ihn zu befreien, wobei sie indeß mit dem Unglücklichen vereint den Tod findet, in dem Augenblicke, in dem ihr Vater gerade das Ziel seiner Wünsche erreicht und den Stuhl des Dogen besteigt.

„Die Liebe der Stuarts" ist weniger grell und viel zarter im Ton. Die kleine Novelle gibt die Geschichte einer Halbschwester von Karl II., die, an einen Theologen verheirathet, den jungen Stuart beim Ausbruch der Revolution retten hilft. Der Eingang der Erzählung ist interessant und von spannendstem Reize, auch die Erzählung selbst voll feiner Züge und geistvoll; nur daß der neu eingesetzte König, um seine Aehnlichkeit mit der inzwischen gestorbenen Halbschwester mehr in die Augen fallend zu machen, dieselbe in weiblicher Kleidung seiner Hofumgebung zum besten gibt, will uns unpassend und beeinträchtigend für den Eindruck vorkommen. Ohne diesen Mummenschanz und die directe Einmischung von Karl II. würde sich, unserm Bedünken nach, die ganze Sache ungezwungener und mehr zum Herzen sprechend machen.

Die am reinsten und besten wirkende Schöpfung dieses Novellenbuchs ist ohne Zweifel aber „Das Buch Ruth";

denn über dieser kleinen, schlicht und einfach vorgetragenen Liebesgeschichte zwischen einem Christen und einer Jüdin lagert ein wahrhaft idyllischer und tief versöhnender, man möchte sagen biblischer Hauch, der auf edlere Gemüther ganz sicher von erhebendem Einflusse sein wird.

8. Novellen von Adolf Wilbrandt. Berlin, Hertz. 1869. 8. 2 Thlr.

Diese Novellen sind mehr der modernen Welt entnommen und infolge dessen in ihren Motiven weniger romantisch, aber dafür vielfach wahrscheinlicher. Die Erfindung ist zwar weder sehr neu noch originell, aber die Darstellung doch so, daß sich derselben mit Antheil folgen läßt. In der Erzählung „Die Brüder" wird uns ein Mädchen vorgeführt, in das sich ein Brüderpaar zu gleicher Zeit verliebt. Obschon dieses Mädchen nun ihr Herz eigentlich dem jüngern Bruder zugewendet hat, heirathet sie doch, durch Misverständnisse und sonstige Umstände veranlaßt, den ältern, mit dem sie denn auch in ruhiger und äußerlich glücklicher Ehe lebt, indeß der geliebtere der beiden auf Reisen geht und erst nach Jahren wiederkehrt. Er hat umsonst versucht, seiner Leidenschaft Herr zu werden, und als er nun mit der Gattin seines Bruders einen Augenblick allein ist, gesteht er derselben sein Unglück ein, indem er zugleich bei dieser Gelegenheit alle die Irrthümer aufdeckt, die einst veranlaßten, daß ihre Herzen auseinandergegangen. Der Gatte wird durch Zufall ein Ohrenzeuge dieses Gesprächs, und da er Heroismus genug besitzt, sein Glück demjenigen des Bruders zu opfern, so entsagt er und tritt zurück, um sein Weib dem Bruder zu überlassen. Er besteht auf einer Scheidung und sieht dann mit Freuden die beiden Schwergeprüften vereinigt. Dieser Hergang ist ein wenig umständlich und breit vorgetragen, läßt auch zu zeiten wirklich feine und poetische Detailausführung vermissen; einzelne schöne Züge und ergreifende Momente dürfen indessen der Arbeit immerhin nachgerühmt werden.

„Heimat" gibt in Briefform die Liebesgeschichte eines etwas sonderbaren Kauzes, jedenfalls eines Poeten oder Künstlers. Herr Friedrich hat die Welt, hat namentlich Italien gesehen und schwärmt für Rom. Nach Hause zurückgekehrt, findet er eine Jugendgeliebte wieder, und an dieser, die in kleinstädtischen Verhältnissen weiter gelebt hat, vielerlei auszusetzen. Er quält und martert das arme Mädchen, bis es zum Bruche kommt, und als dieser erfolgt ist, erkennt er doch erst, was er in ihr verloren. Selbst sein gepriesenes Welschland vermag ihn nicht ganz dafür zu trösten, und so ist er glücklich, daß eine vernünftige Schwester die Vermittelung zwischen ihm und der aufgegebenen Jugendgeliebten übernimmt, und er endlich mit dieser, die ihm mit einer Freundin nachgereist ist, in sein deutsches Zuhause zurückkehren kann. Wir haben ähnliche Herzenscapriccios geistreicher und pikanter ausgeführt gelesen, dürfen aber immerhin bekennen, daß auch dieses nicht ohne alle Vorzüge und Verdienste ist.

„Reseda", die dritte und letzte Novelle dieses Buchs, nimmt sich fast wie die Erzählung eines Lustspiels aus. Wir sehen darin einen Dichter, Herrn von Stegen, der sich um eine schöne, glänzende Witwe bewirbt, aber endlich deren unscheinbare Schwester heirathet, weil er in dieser ein weit begabteres und edleres Wesen hat kennen lernen. Die Novellette ist nicht gerade durchweg geschickt gemacht und im Gang ihrer Entwickelung jedenfalls nicht ohne Gewaltsamkeiten und Härten; aber sie entwickelt an vielen Stellen nicht nur einen oft brillanten Witz und Geist, sondern auch frisch erfaßtes drastisches Leben.

9. Frau Lee. Roman für gebildete Frauen und Jungfrauen von Agnes le Grave. Berlin, Habel. 1869. Br. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dies ist ein sogenannter Tendenz- und hier speciell ein Erziehungsroman, in welchem die Verfasserin nicht nur zeigt, wie man Kinder, sondern auch Väter, alte störrische Leute und leidenschaftliche Liebhaber von ihren Unarten, schlechten Angewohnheiten und thörichten Einbildungen nach und nach befreit. Frau Lee, eine junge, hübsche, gescheite Frau, welche einen guten, braven, aber wie es scheint etwas unbedeutenden Mann besitzt, bemuttert sozusagen alle Welt und ist jedenfalls in ihrem eigenen Hause und ganzen Umgangskreise das dominirende und bestimmende Element. Da ihr Gatte ein Beamter der Stadt oder des Staats ist und viele Stunden des Tags außer dem Hause in seiner Kanzlei zubringen muß, so ergreift sie die Zügel des Regiments daheim und hält Haus und Hof, Kind und Kegel in der gehörigen guten Ordnung. Der Roman berichtet und erörtert, auf welche Weise das geschieht, und gibt somit aufhorchenden und achtsamen Gemüthern hundertfach Gelegenheit, sich danach vorkommendenfalls zu bilden. Ob diese Bildung nun gerade immer die zupassende und richtige ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; sicher ist, daß eigentlich neue und überraschende Grundsätze, Grundsätze, wie sie z. B. Rousseau in seinem „Emile" aufstellte, hier nicht vorhanden sind. Agnes le Grave entwickelt weder ein eigentliches System noch eine bestimmte Lehre, sondern begnügt sich, durch Beispiele und Erläuterungen ihren Leserinnen Anregungen und Anlaß zum Nachdenken zu geben. Förderndd ist das Buch jedenfalls, wenn es vielleicht auch schon im allgemeinen das Weib etwas gar zu selbständig hinstellt, besonders dadurch, daß Frau Lee sich einem Ehemann zur Seite gegeben sieht, der allerwegs und äußerst bereitwillig ihren Ansichten, Planen und Anordnungen sich fügt und anheimgibt. Möglicherweise würde das ganze Werk bedeutsamer geworden sein, wenn in manchen Dingen die Gattin auf Widerspruch und Opposition bei ihrem Gatten gestoßen und sich daraus Zusammenstöße ergeben hätten, die zu überwinden und auszugleichen es manche Anstrengung und Resignation gekostet hätte. Der Kampf und die Besiegung von Hindernissen sind in Aufgaben solcher Art gewöhnlich die besten Lehrmittel und Lehrmeister. Auch Agnes le Grave hat das wohl empfunden und aus diesem Grunde in ihren Lehrroman dadurch einen Conflict gebracht, daß sie einen nahen Verwandten von Herrn Lee sich sterblich in Frau Lee verlieben läßt: eine Liebe, welche die letztere geschickt dadurch zu pariren weiß, daß sie dieselbe auf ein junges Mädchen überlenkt, das sie eigens für diesen Vetter ihres Mannes erzieht. Dieser Conflict ist nun freilich schon etwas, aber unserm Dafürhalten nach doch nicht genug, um Frau Lee ihrem innersten Wesen und Wirken nach auf die Probe zu setzen.

Nichtsdestoweniger bleibt der Roman ein schätzenswerther Versuch. Man wird ihn vielleicht ein wenig altklug, pedantisch und allzu schulmeisternd schelten, indeß ihm immerhin einräumen müssen, daß er, von verständigen Voraussetzungen ausgehend, auf vernünftige Zielpunkte lossteuert. Jedenfalls entspringt das Buch aus einem fühlbaren Bedürfniß. Die Neuzeit verlangt nach einem bestimmten Erziehungsprincip: ein Verlangen, das die Verfasserin in ihrem Werke wenigstens bedeutsam berührt hat; dafür verdient sie unter allen Umständen unsern Dank.

10. In den preußischen Hinterwäldern. Erzählungen von Robert Schweichel. I. Der Axtschwinger. Berlin, Janke. 1868. 8. 20 Ngr.

Mit der Novelle „Der Axtschwinger" beginnt der Autor seine Sammlung von Erzählungen „In den preußischen Hinterwäldern". Die Geschichte läßt sich mit warmem Antheil und vollem Interesse lesen, namentlich in ihrem ersten Theile, der uns das Leben und Treiben jener polnischen Volksmasse vorführt, die unter die Herrschaft Preußens gerathen ist. Der eigentliche Held (Simon Bronikowsky), sein Haus, sein Umgang, sein Thun und Lassen, der Gegenstand seiner Liebe, werden uns frisch und gegenständlich geschildert, eine Schilderung, die in der Spannung bis zu dem Augenblicke beständig steigt, in welchem Bronikowsky's Bruder der Kugel seiner Gegner erliegt. Von da an verliert sich die Erzählung in die Greuel der Niedermetzelung des letzten polnischen Aufstandes durch die Russen, und wenn man in diesen auch noch immer die Fäden der Geschichte wahrzunehmen und zu verfolgen vermag, so wird die Aufmerksamkeit doch allzu hastig und wild hierhin und dorthin gezogen, als daß man noch mit ganzer Sammlung ausschließlich auf sie gerichtet bleiben könnte. Der eigentliche Auslauf des Ganzen wird zu bunt und kraus, um noch von überall ausgeglichener und einem Kunstwerk angemessener Wirkung zu sein.

Höher steht in dieser Beziehung:

11. Der Bockreiter. Eine Criminalnovelle von Adolf Mützelburg. Berlin, Mecklenburg. 1868. 8. 25 Ngr.

Es ist dies eine Diebs- und Gaunergeschichte, die wir glauben schon früher einmal in anderer Bearbeitung gelesen zu haben, die aber in der vorliegenden uns in ihrer Art nahezu meisterhaft bedünkt, so ruhig, klar, lebendig und die Aufmerksamkeit des Lesers unausgesetzt in Anspruch nehmend ist sie abgefaßt. Einfach und doch packend, wie sie in ihrer Darstellung ist, kann sie auf dem Gebiete dieser Literaturgattung wol als Muster gelten.

Zuletzt sei hier auch noch eine Uebersetzung aus dem Französischen angeführt:

12. Der fremde Knecht. Eine waadtländische Dorfgeschichte von Urbain Olivier. Aus dem Französischen von der Uebersetzerin der „Försterstochter". Basel, Schneider. 1869. 8. 15 Ngr.

Der auf diesem Felde der Dichtung zu bedeutendem Rufe gelangte Autor hat in seiner neuen Production ein durchaus lebensfrisches, wahrheitsgetreues und zugleich die Seele tief und rein ergreifendes bäuerliches Genrebild geliefert. Der Hergang ist schlicht und alltäglich, aber mit einem ebenso wunderbaren als natürlichen Reize erzählt. Das Hauptverdienst der Arbeit liegt in der Charakteristik der bäuerlichen Gestalten, die darin vorkommen und von überzeugendster Treue der Wirklichkeit sein dürften. Wenigstens empfindet man das aus der Lektüre heraus, bei der man sich in die Menschen und Verhältnisse einer waadtländischen Landschaft in so vollständiger Weise versetzt fühlt, daß man sich gleichsam von deren Athem und Geist im Lesen umgeben meint. Urbain Olivier ist der französische Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius).

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Notizen.

Der achtundzwanzigste Band der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Brockhaus) enthält von Moses Mendelssohn die beiden Schriften: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" und „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum", mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Arnold Bodek. Die Einleitung, die Biographie und Charakteristik Mendelssohn's ist mit vieler Wärme geschrieben, ohne daß der Verfasser den objectiv darstellenden Standpunkt verließe. Die Beziehungen Mendelssohn's zu Lessing, Lavater, Jacobi sind mit genauester Sachkenntniß dargestellt. Ueber eine der wichtigsten Fragen, ob und inwiefern Mendelssohn als ein Popularphilosoph zu betrachten sei, spricht sich Bodek in der Vorrede in geistvoller Weise wie folgt aus:

„Man hat, gerade mit besonderer Bezugnahme auf den «Phädon», Mendelssohn einen «Popularphilosophen» genannt. Man hat mit diesem Worte eine verächtliche Nebenbedeutung verbunden und den Verfasser des «Phädon» mit Engel, Crusius und andern wohlmeinenden, aber allerdings sehr seichten Schriftstellern seiner Zeit in eine Reihe gestellt. Ein Popularphilosoph in diesem Sinne ist Mendelssohn nicht; er selbst sprach sich offen und wiederholt gegen das damals beliebte systemlose und flache Philosophiren aus. «Man trägt sich heutigentags», so warnte er, «mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann... Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen... Um die Beweise kümmert man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!» Und in einem spätern Briefe (an Herder) klagt er: «Es scheint, als wenn die seichten Metaphysiker jetzt das große Wort hätten, und man muß sich öffentlich zuweilen mit ihnen einlassen, solange die wahren Denker nur Privatbriefe schreiben wollen. Man kann es in öffentlichen Schriften kaum mehr wagen, metaphysisch zu denken, weil diese Sprecher der Metaphysik bei allen Gelegenheiten die Zähne weisen. Man muß diesen Herren nur einmal eine Art von Punsch vorsetzen. Wenig metaphysische Gründlichkeit, mit einer Menge von wässerigem Geschwätz verdünnt, erhält allgemeinen Beifall.» Wie unrecht thut man also, Mendelssohn mit vornehmer Handbewegung unter die philosophirenden Dilettanten zu weisen! Kant sah in ihm «ein Genie, dem es zukäme, in der Metaphysik eine neue Bahn zu brechen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs bloße Gerathewohl

angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen». Vieles vereinigte sich, um Mendelssohn an der Erfüllung so hoher Erwartungen zu hindern. Ja, er selbst gestand, daß er sich «das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zutraute, seine Gedanken beständig an eine strenge systematische Ordnung zu binden». Doch kann dieses bescheidene Bekenntniß für unser Urtheil ebenso wenig maßgebend sein, als uns dasjenige Lessing's, daß ihm der innere Dichterberuf fehle, in der Ueberzeugung beirren kann, daß in den Adern eines Mannes, der eine «Minna von Barnhelm», eine «Emilia Galotti», einen «Nathan» schrieb, echtes Dichterblut fließen mußte. Soll aber Mendelssohn durch die Behauptung, daß er ein Popularphilosoph gewesen sei, nicht zum Dilettanten gestempelt werden, soll dieses Wort in Kürze nur das bezeichnen, daß er der Philosophie ein volksthümliches Kleid umgeworfen und sie aus den Gelehrtenzellen, in denen sie einsam ihr Leben fristete, hinausführte auf den Markt des Lebens, hinein in die Häuser und Herzen des Volks: so können wir nicht absehen, wo denn hier das Verächtliche liege. Denen, die achselzuckend jene Bezeichnung vor sich hinmurmeln, erwidern wir also getrost mit ihren eigenen Worten: Mendelssohn war ein Popularphilosoph. Denn dies ist gerade der Punkt, durch den er sich mit unserer Zeit berührt, durch den er zu uns herüberreicht und lebendig in unserer Mitte wandelt. In einer Zeit, in der das Wissen noch ausschließliches Eigenthum weniger bevorzugter Stände war, hielt Mendelssohn das Banner der Volksbildung hoch. Wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie weh es thut, von diesem Gute ausgeschlossen zu sein, das allen Menschen gemein sein sollte, und welch ein Zauber in seinem Besitze liegt. Wie schwer war es ihm geworden, die Ungunst der Verhältnisse, die Mängel einer einseitigen Erziehung zu überwinden!"

Aus Friedrich Schleiermacher's Werken hat E. Rudorff eine Sammlung von Aussprüchen: „Stunden der Weihe", zusammengestellt (Berlin, Böttcher), und zwar in den Abschnitten: „Des Christen Charakter und Wandel", „Der Christ als Lehrer und Bildner", „Der Christ im Verhältniß zu seinen Freunden und seiner Familie", „Der Aufschwung der Seele zu Gott", „Trübsal und Tod verklärt durch den Glauben". Geistreich sind alle diese Gedanken des Theologen; aber Schleiermacher war im Grunde eine Natur, in welcher das Dialektische mit seinen feinverschlungenen Zusammenhängen vorherrschte, deren Bedeutung durch Aphorismen nicht erschöpft werden kann.

Von Karl Zettel's „Edelweiß" liegt eine dritte verbesserte und veränderte Auflage vor (Eichstädt, Krüll), ein Beweis, daß die geschmackvolle Anthologie mit ihren zahlreichen neuen Originalgedichten das Publikum angesprochen hat.

Eine andere neue Anthologie ist „Freya. Das Leben der Liebe in Liedern und Gedanken deutscher und fremder Dichter" von Th. Buddeus (Berlin, Stilke und van Muyden). Die Sammlung enthält nicht blos Gedichte, sondern auch dramatische Liebesscenen und Sentenzen in einer sich ergänzenden Auswahl.

Bibliographie.

Anker, T., Fritz Flock. Mittheilungen aus den Lehr- und Wanderjahren eines Apothekers. 1ste Lief. Belgard, Otto. Gr. 8. 5 Ngr.

Bach, M., Die Wunder der Insektenwelt. Das Insekt, sein Leben und Wirken in dem Haushalte der Natur, gemeinfaßlich dargestellt. Soest, Nasse. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bach, R., Ein neuer Vorschlag zur Lösung der deutschen Münzfrage. Annaberg, Graser. Gr. 8. 5 Ngr.

Bacher, J., Prinzessin Sidonie. Roman. 3 Bde. Leipzig, Fr. Fleischer. 8. 4 Thlr.

Bähr, J. K., Ueber die Einwirkung der Reibungs-Electricität auf das Pendel. Dresden, Türk. Lex.-8. 15 Ngr.

Bärens, J., Der preußische Staat und die hannoversche Kirche. Deutsche Worte an die Hannoveraner in Stadt und Land. Hannover, Brandes. Gr. 8. 5 Ngr.

Barthel, K., Die deutsche National-Literatur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 8. Aufl., durch Anmerkungen ergänzt und bis auf unsere Tage fortgeführt. 1ste Lief. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Bergsöe, W., Aus der alten Fabrik. Deutsche Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Fritsch. 8. 5 Ngr.

— — Von der Piazza del Popolo. Novellen-Cyklus aus Rom. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von A. Strodtmann. 3 Bde. Berlin, F. Duncker. 8. 4 Thlr.

Bernhardi, W., Berlin im Keller und im ersten Stock. Ein Berliner Sittengemälde. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Die Wollarbeiterin. Ein Sittenbild der Gegenwart. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Bette, W., Unterhaltungen über einige Capitel der mécanique céleste und der Kosmogonie. Halle, Nebert. Gr. 8. 20 Ngr.

Graf Beust und die cisleithanischen Wirren. Eine Stimme aus Ungarn. Pest, Aigner. Gr. 8. 5 Ngr.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. 1ster Bd. Leipzig, Payne. Gr. 8. 15 Ngr.

Karsten, H., Zur Geschichte der Botanik. Berlin, Friedländer u. Sohn. Hoch 4. 10 Ngr.

Klaiber, J., Die Frauen der deutschen Heldensage. Stuttgart, Grüninger. Gr. 16. 5 Ngr.

La Barre Duparcq, E. de, Das Glück im Kriege. Eine Denkschrift. Autorisirte freie Uebersetzung aus dem Französischen von K. Edlen ' Gebler. Prag, Hunger. Gr. 8. 4 Ngr.

ampert, F., Das Passionsspiel in Oberammergau. Zur Führung und Orientirung. Würzburg, Stuber. 8. 7½ Ngr.

Liefde, J. B. de, Die Geusen oder die Gründer des niederländischen Freistaats. Roman. Nach dem Englischen frei bearbeitet. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Loewenthal, E., Der Militarismus als Ursache der Massenverarmung in Europa und die europäische Union als Mittel einer Ueberflüssigmachung der stehenden Heere. Ein Mahnruf an alle Freunde bleibenden Friedens und Wohlstandes. Potschappel, Lütze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Massou, H. N., Appendix zu Schiller's Wilhelm Tell oder nothwendiger Reisebegleiter in die Schweiz, wenn man die durch Schiller verherrlichten und zu klassischen Punkten geschaffenen Oertlichkeiten und Gegenden, mit höherem Genuss und besserem Verständniss betreten und beschauen will. Frankfurt a. M., Hess. Gr. 16. 16 Ngr.

Menzel, W., Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr.

Die österreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Beust. Ein politische Studie der Personen und der Begebenheiten während der Jahre 1866 bis 1870 von einem Engländer. Deutsche, autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. III. Das Jahr 1869. Berlin, Springer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Mueller, J., Die musikalischen Schaetze der königl. und Universitaets-Bibliothek zu Koenigsberg in Pr. Aus dem Nachlasse F. A. Gotthold's. Nebst Mittheilungen aus dessen musikalischen Tagebuechern. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Tonkunst. 1ste Lief. Bonn, Marcus. Hoch 4. 2 Thlr.

Obsieger, A., Der Freidenker. Eine Erzählung. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oswald, E., Jesus der größte Kämpfer für Menschenrechte. Stuttgart, Stöckhardt. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Panslavismus. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Quirinus, Römische Briefe vom Concil. 1ste Lief. München, Oldenbourg. 8. 16 Ngr.

Rausch, F., Geschichte der Literatur des rhäto-romanischen Volkes mit einem Blick auf Sprache und Character desselben. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 28 Ngr.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewald's Briefe „Für und wider die Frauen". Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Reichenbach, O., Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. 3ter Bd. Von der Rückverlegung des heil. Stuhls bis zur Gegenwart. 2te Abth. Das moderne Rom. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ritter, J., Gellert's Leben und Wirken. Vortrag. Glarus, Senn u. Stricker. 8. 7 Ngr.

Rump, H., Die Unfehlbarkeit des Papstes und die Stellung der in Deutschland verbreiteten theologischen Lehrbücher zu dieser Lehre. Durch getreue Auszüge und Uebersetzungen dargestellt. Münster, Russel. Gr. 8. 20 Ngr.

Satan im Verhör. Ein Sylvester-Mysterium. Aufgeführt in einer Stadt Oesterreichs am 31. December 1869. Leipzig, Priber. 16. 7½ Ngr.

Schwierigkeiten der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit und ihre Lösung durch die modernen Infallibilisten. Von einem Priester der Diöcese Paderborn. Münster, Brunn. 8. 5 Ngr.

Ein Seel vor Gottes Füßen lag. Gedicht aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts übertragen von A. Freybe. Leipzig, Naumann. Gr. 16. 12 Ngr.

Senn, W., Charakterbilder schweizerischen Landes, Lebens und Strebens. Nach den besten Musterdarstellungen der schweizerischen und ausländischen Literatur und eigenen Beobachtungen zu einer bildenden Lektüre für Jedermann. 1ste Serie. Glarus, Senn u. Stricker. Hoch 4. 2 Thlr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister &c. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. Bodenstedt. 25stes und 26stes Bdchn.: Hamlet, Prinz von Dänemark. Uebersetzt von F. Bodenstedt. Verlorene Liebesmühe. Uebersetzt von O. Gildemeister. Leipzig, Brockhaus. 8. à 5 Ngr.

Todesurtheil und Hinrichtung. Kriminalistische Feuilletons. Von einem Freunde der Wahrheit und des Rechts. Krems, Löhner. Gr. 8. 20 Ngr.

Tropfen aus dem Meer der Gnade in Liedern und Parabeln von G. v. N. T. Breslau, Dülfer. Br. 8. 22½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) 12ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 3 Thlr.

Wolff, P., Flugblätter aus Jerusalem vom November und December 1869. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 6 Ngr.

Ziegler, H., Savonarola. Ein Vorläufer der Reformation. Berlin, Henschel. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 23. Juni 1870.

Karl Gutzkow's neueste Werke.

1. Die Söhne Pestalozzi's. Roman in drei Bänden von Karl Gutzkow. Berlin, Janke. 1870. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.
2. Lebensbilder von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Band. Erster Band: Durch Nacht zum Licht. Zweiter Band: Novellen und Skizzen. Stuttgart, E. Hallberger. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Vollendung von „Hohenschwangau", „Die Söhne Pestalozzi's" und der „Lebensbilder" beweisen, daß Gutzkow wieder mit frischer Kraft in die Reihen der rüstig Schaffenden getreten, daß der düstere Bann, der eine Zeit lang über seinem Leben lag, vollständig gebrochen ist. Wir freuen uns dieser Wiederverjüngung; denn wir haben in Gutzkow stets einen der bedeutendsten Vertreter des neuen Dramas und Romans gesehen und eine nachhaltige productive Kraft, deren Versiegen, trotz der in unserer Belletristik herrschenden Wassersnoth und Ueberschwemmung, schmerzlich empfunden worden wäre.

Gutzkow gehört jedenfalls zu den eigenartigsten Romanautoren der Neuzeit, sein Stil hat ein Arom von feiner Würzigkeit, seine Weltanschauung einen bedeutsamen Zug. Er geht öfter auf die Ideenjagd, als den gewöhnlichen Romanlesern lieb ist; aber er ist kein Sonntagsjäger auf diesem Gebiete. Wir begegnen ihm am liebsten mitten in den geistigen Bewegungen der Neuzeit, die er ja auch in seinen umfassenden Zeitromanen, diesen großen Culturgemälden, geschildert hat. Sein neuester Roman ist ein pädagogischer, und zwar im engern Sinne als Auerbach's „Landhaus am Rhein"; denn er begnügt sich nicht damit, uns eine vom idealen Standpunkte aus geleitete häusliche Erziehung darzustellen; er führt uns ein in den Haushalt eines pädagogischen Instituts, zeigt uns die verschiedenen Richtungen, die sich noch mit größerer prismatischer Vielfarbigkeit in den verschiedenen Persönlichkeiten brechen, und stellt uns in einem Findling ein pädagogisches Problem auf, welches ja seinerzeit auch die Wissenschaft in hervorragender Weise beschäftigt hat.

Es war ein kühner Griff Gutzkow's, Kaspar Hauser in einer frei erfundenen Fabel, welche sich an einige Hauptereignisse seines Lebens anlehnt, für die Romandichtung zu erobern. Es ist zwar jetzt längst Gras gewachsen über den Geschicken des Findlings; aber ihre romanhafte Abenteuerlichkeit bleibt ebenso unleugbar wie das psychologische Interesse, das sie darbieten. Gutzkow läßt zwar den geschichtlichen Mordanfall auf seinen Kaspar Hauser, der den Namen Theodor Waldner führt, stattfinden, aber den Betroffenen dabei nicht zu Grunde gehen, sondern errettet werden zu gesichertem Lebensglück. Eine vornehme Mutter, die sich von ihrem Gatten scheiden will, verleugnet das Kind, das sie von ihm unter dem Herzen trägt, um ihr großes Vermögen ungeschmälert in die neue beabsichtigte Ehe hinüberzuretten. Sie will den insgeheim geborenen Sohn nach Amerika bringen lassen; doch er wird von dem wüsten Theilnehmer des Verbrechens in ihrer Nähe aufgezogen oder vielmehr im Versteck aufgefüttert, ohne jede Anregung der Bildung und menschlichen Strebens, als ein Wald- und Urmensch.

Das erste psychologische Räthsel, das der Dichter hierbei zu lösen hat, ist, das Herz einer solchen Rabenmutter zu ergründen, die schlimmer als Medea ihr eigenes Kind finanziellen Rücksichten opfert. Die Gräfin Jadwiga steht von vornherein im Mittelpunkte des Romans — und das Schwierige dabei ist, daß der Dichter uns ihr abscheuwürdiges Verbrechen in einer Weise motiviren muß, welche doch nicht alle Theilnahme für dieselbe ausschließt. Aus innerer Unbefriedigung in der Ehe mit dem kenntnißreichen Sonderling, dem Grafen Wildenschwert, aus verblendeter Neigung für einen Unwürdigen, Otto von Fernau, begeht Jadwiga die frevelhafte That. Die Vorgeschichte schildert uns den Charakter der scheidungslustigen Gräfin, ihrer Helfershelfer, ihres ersten und zweiten Gemahls in glaubwürdiger Weise. Die Motive der That sind gegeben,

aber doch nicht ausreichend genug, um sie psychologisch ganz zu erklären.

Das zweite Buch führt uns in eine siebzehn Jahre später liegende Zeit; seine Katastrophe ist die Entdeckung des Frevels. Ohne Frage ist es das gute Recht des Romandichters, ein Recht, auf welchem ein großer Theil der Spannung beruht, Ereignisse in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, aus welchem sie erst allmählich hervortauchen und so die Gegenwart durch die immer lichter werdende Vergangenheit zu erhellen. Doch auf den eigentlichen Quellpunkt des Romans muß früher oder später ein concentrirtes Licht fallen. Dies ist hier der Entschluß der Mutter, das eigene Kind preiszugeben, ein Entschluß, der so im Widerspruch mit den Gefühlen der Natur steht, daß er ohne schweren Kampf doch nicht ausgeführt werden konnte. Das gesammelte Licht, das auf diesen Entschluß fällt, vermissen wir in dem Roman, wir sehen zwar später Reue und Buße, die Strafe der Schuld in innerer Unseligkeit, in unglücklicher Ehe, in dem vor dem Lebensende eintretenden Wahnsinn; aber das tiefste psychologische Mysterium ist doch der Kampf, der dem moralischen Kindesmord vorausging — und gerade dies bleibt für den Roman stets nur eine gegebene Thatsache, zu der wir uns in den Verhältnissen und Charakteren den Schlüssel suchen müssen.

Noch bedenklicher ist das Bestreben des Dichters, uns für das unheimliche Medusenantlitz dieser Jadwiga sympathischen Antheil abschmeicheln zu wollen; wir sind indeß nur allzu geneigt, dem Grafen Wildenschwert recht zu geben, wenn er bei der Enthüllung des Freundes ausruft:

> Das ist ja fürchterlich! Das erinnert ja an die alten Geschichten von Medea, die wir auf den Schulen nicht haben glauben wollen! Eine Mutter mordet, einem Manne zum Trotz, den sie haßt, ein Kind, das sie sein nennt von ihm — das war die alte Zeit! Die neue setzt noch hinzu: Nicht aus Haß gegen den frühern Mann thut sie es, sondern aus Liebe zu dem Buhlen, der ihre neue Leidenschaft wird! Was schreibt sie da? Sie, sie hätte ihn nicht ermordet? Sie wäre nicht betheiligt an den neuen Versuchen, meinen Sohn aus der Welt zu schaffen? Im Gegentheil! Sie hat die eine That vollbracht und die andere. Die Furcht ist die Veranlassung dieses Briefs, die Furcht vor dem Anwachsen der Schuld, die Besorgniß vor dem überlaufenden Gefäß, dem Gewissen der Frau des Schurken Wülfing. Den soll ich in meinen Diensten behalten? Hahahaha! Und sie schwört zu Gott, Fernau wäre unschuldig? Der Bube hat ihr das Meisterstück der Verstellungskunst, eine Mutter, die auf Reisen ein Kind wie aus Versehen liegen läßt, gelehrt, es ihr angerathen! Begegne ich ihm, ich stoße ihn nieder oder rufe ihm den Mördernamen zu und verweigere ihm Satisfaction. Kein Ehrengericht der Welt wird mich zwingen, sie ihm zu geben. Großmuth! Nicht um einen rothen Heller übe ich Großmuth an diesen — mehr als Banditen! Denn der Bandit ist ohne Bildung und mordet frischweg ohne alles Raffinement.

Nachdem der Findling seinem Dunkel entrissen worden, läßt der Dichter fünf Jahre vergehen, ehe er uns den jungen Theodor Waldner als Zögling und Hülfslehrer des von einem Jünger Pestalozzi's, Lienhard Nesselborn, geleiteten Instituts wieder vorführt. Wir hätten indeß gerade dies Entwickelungsstadium des neugeborenen Siebzehnjährigen gern in nächster Nähe mit durchgemacht und glauben, daß der pädagogische Roman gerade den Proceß der Inoculation menschlicher Bildung auf diesen Wildling uns nicht ohne Einbuße an unmittelbarstem psychologischen Interesse erst in einer immerhin lückenhaften Rückschau vorführen durfte. Wie verheißungsvoll spannend auf diesen Entwickelungsgang ruft Lienhard am Schlusse des ersten Bandes aus:

> Vater, dieser Knabe ist mein! Das ist der Urmensch — die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden! Das ist der Mensch, der neugeborne, der noch nicht das Licht, nicht die Luft erträgt, nicht die Luft der Zeit, nicht das Licht dieser Welt! Er jammert zurück in den Leib seiner Mutter, in die Nacht des Friedens, in den Traum eines schönern Daseins! Vater, Vater, den will ich erziehen zum Muster der Menschheit — zur Glorie unserer Meister Sirach, Sokrates, Christus, Baco, Rousseau, Pestalozzi! Himmlisches, ewiges Licht vom Ursitz der Ideen, gib mir deinen Segen zu diesem Werke, Vater, gib du ihn mir! O mehr verlange ich ja nicht. Behalte dein Geld und dein Gut! Ich bin gekommen und nehme reichen, reichen Gewinn mit, Gewinn über alles! Eine Seelenknospe, einen reinen, unentweihten, vom Leben, von der Schule, vom Staat, von Kirche, Haus, Gesellschaft noch unvergifteten — Begriff! Den, den werde Ich zum Menschen machen, den werde ich erziehen!

Wir sehen den Findling halb ohnmächtig in den Armen der Gensdarmen liegen, jammern und rings herum alles mit Entsetzen betrachten:

> Selbst die schmeichelndsten, sanftesten Worte schienen dem armen Jünglingskinde wie spitzes Schilf zu sein, an das der Finger nicht streifen kann, ohne die Nerven des ganzen Körpers verletzt zu fühlen. Licht, Schall, Geruch, alles that ihm weh. Der Knabe jammerte nur nach seinem Spielzeug, den Pferdchen, und nach „dem Mann". Das sollte Hennenhöft sein, sein Mörder. Seine Sprache brachte immer nur dieselben Worte „Pferd" und „Mann" und „Mann" und „Pferd". Diese bedeuteten ihm Baum und Haus, Thier und Menschen, Himmel und Erde. Es war der Mensch, der noch in der Krippe liegt, der neugeborene — doch schon vielleicht siebzehn Jahre alt. Das Entsetzen der Menschen verwandelte sich in Andacht. Selbst den Männern traten die Thränen in die Augen über eine Feierstunde der Natur, über die wie unmittelbar empfundene Nähe der allwaltenden Gottheit.

Der Sprung von dieser „Feierstunde der Natur" über ein ganzes Lustrum des Menschenlebens hinweg wird uns nur durch einige nachträgliche pädagogische Mittheilungen über Nesselborn's Pestalozzi'sche Erziehungsmethode erläutert, über den Aufenthalt Theodor's auf dem Lande, namentlich aber über den Antheil, den ein weibliches Wesen auf die Bildung des Jünglings ausübt, ein Wesen, das ihm Zuneigung, aber nicht Liebe einflößt.

Diese Gertrud ist offenbar eine Lieblingsgestalt des Dichters; zwei Lehrer des Instituts verlieben sich in sie; der alte Graf Wildenschwert zeigt sich ganz hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit und Energie; als die wohlthuendste Erzieherin des Findlings ist sie die eigentliche Muse des pädagogischen Romans, und Pestalozzi's Geist scheint sich noch mehr auf sie als auf ihren Onkel Lienhard vererbt zu haben. Sie sieht auf Zucht und Ordnung im Institut, schreitet energisch ein gegen jede Abirrung und Ausschweifung der Zöglinge und ist dabei in gewinnenden Contrast gestellt zu den beiden koketten und gefallsüchtigen Töchtern des Directors.

Gleichwol erinnert uns diese Gertrud an einen weiblichen Charakter Gutzkow's, der sich allerdings zu Gertrud verhält wie Lucifer zu einem Cherub — wir meinen die

Lucinde im „Zauberer von Rom". Diese ist freilich in Nacht getaucht, Gertrud von Licht verklärt, es sind Gegensätze in Betreff ihres moralischen Werthes; aber gewisse Grundzüge des Charakters sind doch beiden gemein. Sie sind beide unliebenswürdig; wir behaupten dies von Gertrud auf die Gefahr hin, den beiden Lehrern Hellwig und Bechtold und selbst dem Grafen Wildenschwert widersprechen zu müssen; sie sind beide sehr scharf, sehr bestimmt, resolut und klug: die eine in ihren Liebesabenteuern, die andere in ihrer pädagogisch-haushälterischen Wirksamkeit; aber dieser Altklugheit ohne Reserve fehlen die Grazien. Ihr Besuch bei dem Grafen Wildenschwert, aus rühmenswerther Entschlossenheit und dem eifrigen Streben, für Waldner zu wirken, hervorgegangen, zeigt alle diese Eigenschaften, die der Dichter selbst als Vorzüge hinzustellen geneigt ist, im grellsten Licht. Wie sie da in der Dorfschule herumrumort und dem Grafen Vorlesungen hält über die besten Einrichtungen der Schulen; wie sie demselben beweist, daß seine Besitzungen sich mehr für die Viehzucht als für den Getreidebau eignen; wie sie vom Hegen des Wildes, vom Verfolgen des Borkenkäfers, von der Nothwendigkeit, das Heu umzuwenden docirt; wie sie bei einem Huhn als Hebamme auftritt und dasselbe eines Eis entbindet: das spricht alles für ihre praktische Tüchtigkeit, für ihre Kenntnisse, für die durchgreifende Energie ihres Charakters — aber wir verstehen Theodor Waldner, wenn er dieser Pädagogin von Geburt und Fach wol ein dankbares Herz entgegenbringt, aber von keiner Liebesleidenschaft zu ihr ergriffen wird.

Der Reiz des Weiblichen, namentlich in der Jugend, liegt in einer gewissen unausgesprochenen Naivetät, in dem Knospenartigen, das hinter zarter Hülle sich zu entfalten zögert; die unbedingte Klarheit eines regelrecht entwickelten Verstandes, welcher für alle Dinge der Welt das erste und letzte Wort stets bei der Hand hat, gleichsam das Lineal, das er an alles anlegt und mit dem er gelegentlich auf jeder Art von Irrthum herumfuchtelt — diese Klarheit schließt den Reiz und Zauber der Liebe und Leidenschaft aus, die nur im Helldunkel, in welchem Natur und Geist, Schatten und Licht verweben, sich träumerisch bedeutend entfaltet.

Dem Dichter brauchen wir indeß kaum wegen der unverschleierten Vorliebe für solche Naturen einen Vorwurf zu machen; die Moral seiner Fabeln gibt uns recht. Nicht der junge, zum Grafen entpuppte Waldner, sondern der Vater Graf erhält die kluge Gertrud zum Weib, und in der That, diese Gertrud ist vom Dichter von Haus aus für einen alten Herrn geschaffen, dem sie eine tüchtige Begleiterin durch das Leben sein wird.

Neben dieser Jüngerin Pestalozzi's, deren Stellung in einem Knabeninstitut doch eine sehr ausnahmsweise ist und eine gewisse Emancipation von weiblichen Lebensbedingungen zur unvermeidlichen Folge haben muß, gruppirt sich nun eine Zahl von Lehrern, deren Richtungen etwas von Pestalozzi in größern und geringern Dosen bis zu homöopathischer Winzigkeit beigemischt ist. Der Director der Anstalt ist ein wohlgetroffenes Lebensbild; die Sorgen um Existenz und Glanz des Instituts drängen ihn immer mehr von der freien, humanen Richtung des Pestalozzi'schen Systems hinweg in eine ängstliche, mit frömmelnden Elementen versetzte Stimmung, ohne daß er deshalb sich den Schulmodulativen und ihrem Vertreter Bögendorf ganz in die Arme würfe. Pestalozzi selbst hatte eine ähnliche Wandlung durchgemacht und seinen Heiligen „Humanus" zu Gunsten einer specifisch religiösen Richtung in den Schatten gestellt. Gegen die „Schulmodulative", denen der officielle Name „Schulregulative" nicht geschadet haben würde, geht eine gesinnungsvolle Opposition durch das ganze Werk, an welcher sich gelegentlich auch Gertrud betheiligt. In der Zeit des jugendlichen Glanzes seiner pädagogischen Begeisterung sagte Lienhard Nesselborn:

> Die Geistlichen beanspruchen das Aufsichtsrecht über die Schule, ohne etwas vom Jugendunterricht zu verstehen. Das sind noch Reste jener Zeiten, wo Friedrich der Große seine Unteroffiziere als Schulmeister abcommandirte. Seitdem in unsern Tagen das Schicksal aller Staaten, die nur irgend nennenswerth, darauf hingewiesen hat, daß sich in den tiefsten Unterlagen des Volkslebens alles erneuern, erkräftigen, in seiner Leistungsfähigkeit steigern müßte, ist auch die Volksschule über den Horizont der gelehrten oder lateinischen Bildung hinausgewachsen. Es ist leicht gesagt: Lesen, schreiben, rechnen lernen — man vergißt, welche Schwierigkeiten selbst mit der richtigen Anbahnung dieser einfachen Disciplinen verbunden sind! Will man entgegnen: Auch die alte Zeit hat diese Fähigkeiten zu Stande gebracht ohne den neuen — Schwindel, wie Sie es wol nennen, Herr Graf! so fragt sich: An wie viele gelangte denn damals die Austheilung des Heiligen Geistes? Und auch das fragt sich: Was waren diese Pfingstgaben — wirklich vom Himmel gefahrene feurige Zungen, oder ein bloßer Mechanismus, der den Menschen selbst nicht ergriff, ihm weder eine moralische noch eine weitere intellectuelle Ausbildung gab? Lehren, das muß zugleich Erziehen heißen, Wissen, das muß zugleich Können werden. Der Elementarunterricht muß die Keime einer weitern Entwickelung mit sich bringen, und die individuelle Menschenbildung muß Hand in Hand gehen mit dem Belasten des Gedächtnisses, dem Ueben und Stählen der geistigen Fähigkeiten. Wahrlich, unser großer Meister Heinrich Pestalozzi, der edle treffliche Schweizer, hat zwar von seiner Methode gesagt, sie ließe sich wie ein Mechanismus, wie ein förmlicher Rechenknecht, ein Küchenrecept selbst von einem Stümper anwenden. Doch hat er damit nur den Folgen des traurigen Zufalls, daß mehr Lehrer nöthig sind als geboren werden, vorbeugen wollen. Wie dem sei, auch dieser Mechanismus ist nicht leicht, er will gekannt, angewendet, nach den Umständen gemodelt sein. Das sind alles Gebiete, durch welche wir Theologen, die wir nur vom metrischen Ausbau eines Sophokleischen Chors und von den verschiedenen Lesarten an einer verfänglichen Stelle im Römerbrief wissen, wie in finsterer Nacht dahintappen.

Wie anders lautet die Ansicht des Schulraths Bögendorf, welcher Nesselborn zwar nicht beistimmt, welcher er aber doch kleine Zugeständnisse zu machen gezwungen ist:

> Der Geist Pestalozzi's ist der der Selbstgerechtigkeit, des Hin- und Hertaumelns zwischen Alleswollen und Nichtsvollbringenkönnen! Die ganze Schule habt ihr auf eine schwindelnde Höhe gebracht! Der Versucher ist es gewesen, der Tausenden von dummen Lehrern den Kopf verwirrte und ihnen zurufen wollte: Diese Schätze da sind euer, so ihr niederfallt und mich anbetet! Sie haben angebetet, sie haben die Schätze des Wissens in weltlicher Macht, Ueppigkeit, Großmäuligkeit, Unabhängigkeit von Kirche und Staat gefunden! Sie sind niedergefallen und haben den Fürsten der Hölle für den Erlöser genommen! Auch du liebäugelst mit diesen Welt- und Menschheitsverbesserern, die den Fluch unserer Zeit, jede Empörung, jede Sünde des Zeitgeistes auf dem Gewissen haben!

Du weißt es, daß unsere Regierung das Uebel erkannt hat, es aus der Wurzel heraus hat heilen wollen, neue Grenzbestimmungen, ein Bis-hierher-und-nicht-weiter für die Volksschule, Real- und Gymnastalschule aufstellte! Du hast mir hundertmal gestanden, du bewundertest den Geist, der die Modulative redigirt, den ersten Entwurf gemacht hat, das Ganze in bestimmte Gesichtspunkte ordnete! Du hast mir selbst gestanden, daß es mit dem Pestalozzi'schen Lehrerthum bis zur Affenschande gediehen war, bis zum dünkelvollsten Mitsprechenwollen bei allen Angelegenheiten, bis zum Sichvordrängen selbst vor die Männer der Wissenschaft, bis zum Abtrumpfen den Ordnern der Gemeinde gegenüber, ja bis zum Verwildern auf der Bierbank des Wirthshauses und in noch schlimmern Wucherstätten sittlichen Unkrauts — und dennoch, dennoch bleibt dein Gebaren immer noch kühl gegen den Geist, der der einzige gewaltige gegen deinen Geist ist, den Geist, der da heißet: Christus, der Herr, aus welchem heraus allein die Schulreform in erster Linie gelingen kann! O wohl, auch du nennst ihn zuweilen, den Namen des Mittlers und des wahren Meisters, lässest dem Herrn wenigstens die Auszeichnung, die ihm aus dem Setzerkasten einer Druckerei zutheil werden kann, aber im übrigen bleibst du durch und durch weltlich, fragmentarisch, halb, unzureichend in allem!

Ueber diesen Schulrath und den Meinungsumschlag, der durch Beeinflussungen von seiner Seite veranlaßt wird, erfahren wir noch einiges Nähere:

Nesselborn schlug das Herz. Dieser alte Studiengenosse erschien ihm sein böser Dämon. In jeder Schwierigkeit, die ihm in den Weg trat, spielte dieser Mann mit dem stereotypen Lächeln eine Rolle. Bögendorf war doppelzüngig, falsch bis ins innerste Herz. Nesselborn kannte ihn und doch mußte er sich vor ihm winden, ihn schonen, sogar ihn auszeichnen. Wie wehe wurde ihm, wenn er an den förmlichen Bund dachte jener hervorragenden und einflußreichen Schulmänner, die sich jetzt von Nord bis Süd, von Ost bis West unter dem Symbol des Angekommenseins beim „wahren Meister" zum Vereintwirken und zum unduldsamen Ausschließen jedes „Meisterlosen" die Hände reichten! Noch hatte man soeben hier und da im Schulleben einen frischen grünen Baum auf der Höhe gesehen, einen Träger seiner stolzen Zweige im Revier der Vorurtheilslosigkeit, der schönen Idealität, die Pestalozzi in die Herzen der Lehrer wie ein ewiges Morgenroth hat leuchten lassen — und mit einem einzigen Schulprogramm, mit einer gelegentlichen Lehrertagrede, mit einer Vorrede zu einem Lesebuch bringt man eine wunderbare Umkehr in Erfahrung. Auch dieser frische, fröhliche, freie Bekenner stammelt plötzlich die Sprache vom „wahren Meister" und macht gleichsam gewisse Freimaurerzeichen, freilich in einem der Freimaurerei entgegengesetzten Sinne, offen hinweg über die verwunderten Köpfe und die überrascht dreinschauenden Augen der Menschen, Zeichen, dem Bunde der Erleuchteten und Wiedergeborenen gegeben, von denen dann — die Gnaden und die Beförderungen kommen! O, alle diese Renegaten wiederholten die Anekdote, die sie für verbürgt erklärten, Pestalozzi hätte am Abend seines Lebens, achtzigjährig und selbst ein Kind geworden, die Kinder im pietistisch geleiteten Rettungshause zu Beuggen in der Schweiz einen Choral singen hören, dazu geweint und ausgerufen: Das ist der rechte Weg, den auch ich hätte wandeln sollen! Darauf hat man dann das Erbe Pestalozzi's unterschlagen. Seine Bastarde haben seine echten Söhne verdrängt.

Die Charaktere der Lehrer der Anstalt sind geschickt gezeichnet und gruppirt. Gutzkow ist ein Meister darin, die verschiedensten geistigen Richtungen mit seltenster Feinheit aufzufassen und zu analysiren; er wendet in Bezug hierauf eine Art von geistiger Spectralanalyse an, welche die Bedeutung derselben in den leisesten Farbenlinien auffängt. Diese Kunst hat er bereits in seinen großen Romanen bewiesen, in denen alle Strömungen zeitgenössischer Theologie in beiden Confessionen bis in das feinste Geäder ihrer Systeme aufgefangen und wiedergegeben wurden. Durch diese Kunst unterscheidet sich Gutzkow von den Realisten, deren photographisches Atelier nicht bis in die Welt des Geistes hineinreicht, sondern nur an den äußern Lebenserscheinungen haftet.

Die Lehrercharaktere des Nesselborn'schen Instituts bilden eine pädagogische Flora mit den buntesten Varietäten. Der gelehrte Humanist, Hr. Tipfel, der Humorist, der selten in einem Lehrercollegium fehlt; Wehrmann, das bequeme Hausfactotum, der Ueberdauerer der Generationen, der mit den Pensionären eine berühmte Schweizerreise unternommen hatte; das treue Freundespaar Bechtold und Hellwig, das in gemeinsamer Liebe für die praktische Gertrud entbrennt — das sind alles Federzeichnungen von feinsten Linien! Und welche treffende Ironie liegt darin, daß Frau Hedwig Nesselborn, die Wirthstochter aus dem Mohrenkopf, in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, trotz Pestalozzi und aller Heiligen der Pädagogik, zwei Töchter erzogen hat, die ganz im Stande sind jedes Erziehungsinstitut zu ruiniren, fortwährend Verhältnisse mit den vornehmen Zöglingen „anbändeln", und in der Walachei als Gesellschaftsfräuleins einer rumänischen Fürstin oder eines rumänischen Fürsten ihre Lebenschronik mit neuen pikanten Kapiteln bereichern, über welche der Dichter, „wie Maro, sittsam von Natur", einen leisen Schleier ausgebreitet hält. Etwas verschoben hat sich dieser Schleier in der Schilderung der Tänzerfamilie Lindenthal, der stolzen Asminde und der göttlichen Cora; beide sind echte Balletphotographien, wie wir sie in den Ladenfenstern erblicken, voll pikanter Lebenswahrheit.

Die Charaktere aus dem Volk, der wüste Hennenhöft, dessen erste Einführung sehr charakteristisch ist, der Förster Wülfing und seine Frau, die Bartel'sche Vagabundenfamilie, die liederliche Marlene, die Portierfamilie — das sind alles Zeichnungen, die nirgends ins Groteske verlaufen, nirgends an die Dickens-Cruikshank'schen Vorbilder erinnern, deren Copien auf diesem Gebiet fast unvermeidlich erscheinen in den deutschen Romanen, sondern die ohne Aufdringlichkeit sich in den Rahmen des Ganzen einreihen.

Der neue Roman von Gutzkow zeigt durchaus keinen Rückschritt gegen die frühern; im Gegentheil ist seine Haltung prägnanter, die Begebenheiten sind romanhaft spannend, die Katastrophen der Handlung: der Tod des Wilddiebes, die Entdeckung des Findlings, die Mordanfälle auf denselben und anderes, werden mit großer Lebendigkeit geschildert. Was die Genremalerei betrifft, so sind die Scenen aus der Nesselborn'schen Erziehungsanstalt gewiß den besten ebenbürtig, welche Dickens in seinen Erstlingsromanen zur Charakteristik englischer pädagogischer Anstalten gezeichnet hat, obschon die ganze Darstellungsmanier eine wesentlich verschiedene ist.

Daß eine Fülle geistreicher pädagogischer Reflexionen, wie wir sie namentlich auch in Jean Paul's Romanen finden, in denen allen ein Stück der „Levana" latent erscheint, auch überall in Gutzkow's Roman zerstreut ist, bedarf bei der Tendenz des Romans und der feinspürigen Eigenthümlichkeit des geistreichen Autors nicht erst der Erwähnung.

Karl Gutzkow's „Lebensbilder" (Nr. 2) sind eine Zusammenstellung von Novellen und Skizzen. Der erste Band enthält eine größere Erzählung: „Durch Nacht zum Licht", die als ein kleiner historischer Roman betrachtet werden könnte, wenn nicht das Geschichtliche mehr den Hintergrund eines im Grunde anekdotischen Gemäldes bildete. Denn im Mittelpunkt der Handlung steht hier eine eigenthümliche Art der londoner Industrie, die uns anfangs durch geheimnißvolle Ueberraschungen spannt, bis wir ihr eigentliches Wesen kennen lernen. Nach dieser Seite hin könnte man den Roman sogar als ein genrebildliches Gegenstück zu den „Söhnen Pestalozzi's" betrachten; denn wie es sich in diesem um einen gefundenen Menschen handelt, so handelt es sich in dem andern um „gefundene Sachen". Die Industrie John Robertson's, seine nachtwandelnden Spaziergänge durch die Straßen Londons, seine Societät mit dem Trödler Merdaunt — das alles beruht auf dem Finden verlorener Sachen, welche der letztere verkauft. Die Jakobitische Verschwörung gegen das Haus Hannover bildet nur einen historischen Hintergrund, welcher für aufgefundene Brieftaschen mit hochverrätherischem Inhalt von Wichtigkeit ist. Die beiläufige Art und Weise, mit welcher einer der Haupthelden der Erzählung, Samuel, in diese Katastrophe verwickelt und vom Dichter beseitigt wird, zeigt am deutlichsten, daß die geschichtlichen Verwickelungen, sowie alle andern Figuren, mit so feiner und sauberer Charakteristik sie gezeichnet sein mögen, nur Rahmenbegebenheiten und Rahmengestalten für den anekdotischen Mittelpunkt sind. Gutzkow charakterisirt seine völlig anspruchslose Erzählung sehr treffend in der Vorrede mit folgenden Worten:

Auf dem Gebiet der „Erzählung" oder „Novelle" haben die letzten Jahrzehnte unserer literarischen Entwickelung so eigenthümliche Hervorbringungen erlebt, die Gesetze alles dichterischen Schaffens sind in so unmittelbar nahe Berührung mit den Bedingungen der Pflege dieses Zweigs, und doch wol nur eines Nebenschößlings am Baum der Literatur, gebracht worden und einzelne hervorragende Virtuosen der Erzählungskunst haben sich, bestärkt durch glänzende Erfolge, ihr besonderes Leisten und Vermögen dermaßen schablonenartig ausgebildet, daß sich beinahe mit einer Art Entschuldigung novellistische Mittheilungen einführen müssen, die lediglich nur aus dem Triebe hervorgegangen sind, eine mehr oder minder abenteuerliche Verwickelung anspruchslos, falls nur spannend wiederzuerzählen. Die Manieristen, denen die literarische Kritik und der Geschmack des Publikums in der Regel die meiste Auszeichnung zutheil werden läßt (die Geschichte der deutschen Novelle in den letzten dreißig Jahren ist ein besonderer Beitrag zur Geschichte der poetischen Manieren), können nicht jeden, wenn noch so anekdotisch interessanten epischen Stoff benutzen. Wir möchten sehen, wie N. N. und N. N. mit einem Novellenstoff aus dem Mittelalter, aus der Zeit der Renaissance fertig werden wollten! Der Verfasser der vorliegenden Erzählung bekennt von sich, daß ihm die Novelle eine Dichtungsform ist, wo nicht nur die Art der Behandlung lediglich vom Charakter des zufällig gefundenen Stoffs abhängt, sondern auch überall der Stoff da gegeben vorliegt, wo sich eine Anekdote natürlich anlegt, entwickelt, steigert und löst.

Wir haben dieser Selbstcharakteristik nur hinzuzufügen, daß die Darstellung eine freie und bewegliche, daß sie ganz in die Stimmung der londoner Stadtatmosphäre getaucht ist, daß die beiden geheimnißvollen Industrieritter mit recht tüchtigem Realismus gezeichnet sind, der uns an ähnliche paradoxe Gestalten der Balzac'schen Erzählungen erinnert, und daß über den Liebesscenen so viel poetischer Duft liegt, wie er nur hinter Londons rußgeschwärzten Häusermauern in seine kohlengesättigte Luft durchzudringen vermag.

Der zweite Band der „Lebensbilder" bringt zunächst eine Novelle: „Das Opfer", ein häusliches Stimmungsbild, wie es nur ein deutscher Autor schreiben kann, mit den einfachsten Motiven auf das Gemüth wirkend, eine leise Dissonanz, die nur als schwärmerische Erinnerung hereintönt in eine sonst harmonische Existenz, auflösend in volles eheliches Glück.

Die Skizzen: „Das Kastanienwäldchen bei Berlin" und „Aus Empfangszimmern", sind autobiographischer Art; sie zeigen uns den Autor der „öffentlichen Charaktere" mit der unverlorenen Kraft feinster Auffassung. Die erste Skizze gilt der akademischen Jugendzeit Gutzkow's; es sind Porträts der berliner Universitätsprofessoren; Schleiermacher, Neander, Marheineke, Lachmann, Hagen, Ranke, Raumer, Beneke, Michelet, Henning, auch der Demagogenfeind von Kamptz, ein Gönner des jungen Studenten, treten in greiflicher Lebenswahrheit vor uns hin. Von dem diesjährigen Säcularphilosophen Hegel erzählt Gutzkow:

Völlig entgegengesetzt zur Vortragsweise aller dieser berühmten Männer, die wir bisher geschildert haben, war diejenige Hegel's, der noch in voller Kraft stand und nicht ahnte, daß eine noch damals in Asien weilende Seuche, die Cholera, und einige nach einem Souper verzehrte Melonenschnitte seinem Leben so bald ein Ende machen sollten. Die einzige Weise Schleiermacher's kam dem Charakter nach dem Vortrag Hegel's gleich, falls man nicht sofort eine Ungehörigkeit darin finden will, die große Virtuosität im Vortrage Schleiermacher's mit dem lahmen, schleppenden, von ewigen Wiederholungen und zur Sache nicht gehörenden Flickwörtern unterbrochenen Vortrage Hegel's verglichen zu sehen. Die Gleichartigkeit liegt darin, daß bei beiden die Redeweise den Charakter der Improvisation trug, beide gleichsam ein Herausspinnen des Vortrags aus einer erst im Moment vor den Augen der Hörer thätigen Denkoperation gaben. Die andern gaben fertige Ergebnisse vorangegangener Meditation. Schleiermacher sowol wie Hegel erneuerten, um dies oder jenes Resultat zu gewinnen, den Denkproceß, Hegel vollends wie eine Spinne, die in der Ecke ihres Netzes verborgen liegt und ihre Fäden, nach außen immer weiter hinaus, nach innen immer enger zusammenzuziehen sucht. Die Weise, wie in einem meiner Jugendversuche, „Nero", der dritte unter den daselbst auftretenden Sophisten seinen Schülern Sein und Denken parallelisirt, ist wörtlich die Copie der Hegel'schen Vortragsweise mit ihren mehrmaligen Wiederholungen des eben Gesprochenen und einem stereotypen „also" nach jedem dritten Wort. Der Gedankengang schiebt sich da langsam vorwärts, geht immer wieder einen halben Schritt zurück nach einem ganzen Schritt vor. Dabei lag der Kopf der proportionirten, männlich gereiften Erscheinung dicht auf dem Pult des Katheders und ließ die Augen, die sich gleichsam von innen mit Flören bedeckten, unsicher und ausdruckslos im Kreise seiner etwa achtzig bis hundert zählenden Zuhörer umherirren. Es waren die scheinbar ausdruckslosen Denkeraugen, die nach innen leuchten. Im wesentlichen war Hegel's Aeußere immer noch nach der Weise eines schwäbischen Magisters. Ottilie Wildermuth würde ihn für ihre schwäbischen „Pfarrhäuser" haben brauchen können. Oft erzählte mir in spätern Jahren eine Schwester Wilhelm Hauff's, des schwäbischen Dichters, daß sie im Kloster Schönthal vor „des Hegel" Cynismus, seinem Verschmähen aller Sauberkeit, Ordnung und Seife ein „Horreur" gehabt hätte. Gleiches berichtete man aus Frankfurt über den Kaufmann Gogel'schen Hauslehrer am Eck des Roßmarkts und der Weißadlergasse, wo Hegel in die elegante Sphäre des Romans seines Landsmannes Hölderlin eintrat. Und daheim, in seiner am Kupfergraben belegenen

Wohnung, den damals noch nicht existirenden Museen gegenüber, trug er eine runde breitrandige Sammtmütze wie ein „Mayster der freien Künste" aus den Tagen des Mittelalters. Er behielt im Sprechen immer eine gleich mürrische, abgespannte Miene.

In der zweiten Skizze: „Aus Empfangszimmern", führt uns Gutzkow in eine Galerie meist vornehmer Berühmtheiten, bei denen er im Laufe seines Lebens mit weißer Halsbinde Besuche gemacht. Metternich, der Großherzog von Weimar, der Herzog von Gotha, der österreichische Bundestagsgesandte Münch von Bellinghausen, Guizot, Thiers und manche andere hervorragende Persönlichkeiten werden uns mit scharfen Zügen und glücklicher Beobachtungsgabe geschildert. Die Sammlung schließt mit einer anziehenden Novelle: „Die Witwe von Bologna."

Wir wiederholen am Schluß unserer Kritik, was wir am Anfang aussprachen — wir freuen uns, eine so feinsinnige, in ihrer Eigenart unersetzliche Schriftstellernatur wie diejenige Gutzkow's in so vielfach erneuter Bewährung auf dem Gebiete unserer schönen Literatur wieder zu begrüßen.

Rudolf Gottschall.

Militärischer Büchertisch.

Wir beginnen unsere heutige Uebersicht mit einem Werke, das zwar schon vor drei Jahren geschrieben, uns aber erst jetzt zu Gesicht gekommen ist:

1. Die Freiheitskriege kleiner Völker gegen große Heere. Von Franz von Erlach. Bern, Haller. 1867—68. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

„Allen Völkern, die frei sind und es bleiben, und die es nicht sind, aber werden wollen! Den Völkern, vom neugeborenen wimmernden Bettlermägdlein an warmer Mutterbrust — bis zum stolzen Kaiser im kalten glänzenden Krönungsschmuck, dieses Buch!" So beginnt der Verfasser. Als Repräsentanten jener beiden Gruppen von Völkern sind auf dem Umschlage Eidgenossen, obenan Tell mit seinem Knaben, auf der andern Seite Polen, beide einander zuwinkend, dargestellt, zwischen ihnen die Freiheit mit dem Banner, den Fuß auf dem Lictorenbeil, unten ein Weib mit bloßem Schwert, das Knie auf einen erschlagenen Kriegsknecht gestemmt. Der Verfasser hat das Buch geschrieben, „weil er für dasselbe Ziel gegenwärtig nicht handeln kann, wie er im Jahre 1863 in Polen gethan; er will nicht zeigen, was geschehen sei, sondern was für die Freiheit geschehen könne", verwahrt sich aber am Schlusse, ein System oder eine Theorie der Freiheitskriege, ein Recept, wonach der Staatsapotheker einen Freiheitskrieg zurechtbrauen, oder ein Reglement, wonach der Militär von der Schule oder vom Handwerk im eintretenden Fall operiren könnte, geschrieben zu haben. Er ist zufrieden, wenn in seinem Buch für künftige Freiheitskriege etwas weniges an Stoff und Samen gefunden wird, und hofft, daß es ihm noch vergönnt sein werde, mit Wort oder Werk, mit Rath oder That, mit Feder oder Wehr und Waffe über und für einzelne Freiheitskriege der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft etwas arbeiten zu können.

Wir haben mit des Verfassers eigenen Worten die Tendenz und den Geist des Werks bezeichnet. Der Stoff ist nach logisch geordneten Kategorien gruppirt. Der Verfasser hat nicht die Absicht gehabt, die ganze zusammenhängende Geschichte jedes oder nur der bedeutendsten einzelnen Freiheitskriege zu schildern, er meint, das würde, um es gehörig zu thun, weit mehr Zeit und Raum erfordert haben. Wir sind nicht damit einverstanden. Das Werk hätte durch zusammenhängende Darstellung nur gewonnen, es wäre dadurch eine große Zerstückelung und die vielfache, ermüdende Wiederholung einzelner Thatsachen vermieden worden. Eine allgemeine Uebersicht nach denselben Kategorien, die der Verfasser gewählt, mit seinen, von wahrer Einsicht in das Wesen der Kriegskunst zeugenden Bemerkungen erläutert, hätte den Schluß bilden können, um die Charakteristik, die Anforderungen und die Durchführung der Freiheitskriege recht anschaulich in ihrer organischen Verbindung zu zeigen. Der Verfasser hat einen andern Weg eingeschlagen, den er für besser gehalten. Er bespricht als Einleitung die Macht der Freiheit in der leblosen Welt, in der Thier- und Menschenwelt und in den Völkern, ferner die innern Zustände der um Freiheit kämpfenden Völker (Leibesbeschaffenheit, Ernährung, Lebensweise, Verstandesbildung, Sitten, Glaubensleben, Staatsverfassung und Gesetze, Wehrwesen, Kriegsspiele und Feste, Erziehung), dann geht er zum eigentlichen Thema über. Die verschiedenen Ursachen und der Ausbruch der denkwürdigsten Freiheitskriege werden geschildert, mit besonderer Vorliebe, was wir erklärlich finden, aber sehr einseitig, wie auch polenfreundliche unbefangene Leser zugeben werden, die polnische Revolution von 1863. Doch sagt der Verfasser selbst: „Daß der Dolch, vielleicht auch Gift im Polenaufstand von 1863 berechnete Anwendung fanden, schwächte bedeutend seine sittliche Kraft, schuf ihm viele Feinde und trug deshalb viel zu seinem Mislingen bei." Die Mordthaten der Hängegensdarmen stellt er dagegen als femgerichtliche Executionen, durch Urtheilsspruch der geheimen Regierung sanctionirt, dar! In den Betrachtungen, die er an das Kapitel knüpft, fordert er für den Freiheitskrieg ein Ideal, das sich wol nur höchst selten wie bei seinem eigenen Volke, bei den Polen aber nie finden wird: Einigkeit des ganzen Volks.

Der Gang der Freiheitskriege nach der bedingenden Volksthümlichkeit, hervorragende Mannesthaten einzelner und gemeinsame Thaten mehrerer, denkwürdige Gefechte und Schlachten, Vertheidigung von Städten und Festen, das Brechen der Burgen im eigenen Lande und die taktischen Verhältnisse nebst der Sorge für die Erhaltung, die Führung, die Seelsorge, Freiheitsthaten der Schwachen im Volke (Kinder und Frauen) bilden den Inhalt der folgenden Geschichtsbilder. In den Ansichten über Führung weicht der Verfasser wol von allen Kriegskundigen ab, nicht daß er den Werth der einheitlichen Führung verkennte, sondern nur, weil er auch hier ein Ideal aufstellt: „freie Führung durch den Gesammtwillen"; die Kriegsgemeinde oder der Kriegsrath werde ohne eigentliche einzelne Anführer im Kriege sich schon zurechtfinden, die Theilnahme des Volks oder der Mannschaft, sei es durch Mitrathen oder Mitwählen der Führer sei eins der wesent-

lichsten Erfordernisse zum Gelingen der Freiheitskriege. Wir erwarten erst noch die historische Verwirklichung dieses Ideals: Beispiele aus alter Zeit beweisen nichts, denn sie passen nicht auf die neuere Entwickelung der Kriegskunst und die kolossalen Kriegsmittel der Gegenwart, die ein aufständisches Volk nicht besitzt. Von einem organisirten Kriegswesen, wie das schweizerische, reden wir natürlich nicht, wir finden seine Wehrverfassung eines Milizheers den Verhältnissen der Schweiz durchaus angemessen und haben von jeher die lebhaftesten Sympathien für die Freiheitskriege der Eidgenossen gehegt. Das Werk hat aber eigentlich nur Volkserhebungen im Sinne, die sich nicht auf eine bestehende Organisation stützen. Die Kriegsgeschichte hat jedoch gezeigt, daß solche Volkserhebungen wol durch Ueberraschung, begünstigt von der Landesbeschaffenheit und besondern Umständen, gegen regelmäßige Truppen einige Vortheile erlangen, diese aber nicht behaupten und ihren Zweck nie erreichen können. Man nenne uns doch eine solche in neuerer Zeit, welche glücklich abgelaufen wäre.

Von den Darstellungen des Verfassers haben uns die aus den Kriegen der Eidgenossen und der wenig bekannte Kampf der Waldenser, um sich ihre Heimat wieder zu gewinnen, am meisten interessirt. Die Kriege der Juden zur Eroberung und Behauptung von Kanaan finden wir der Idee des Werks nicht entsprechend: die Juden waren doch fremde Eindringlinge gegen die Stämme der Kanaaniter, hier würden letztere vielmehr, die Vertheidiger ihrer Heimat, als Freiheitskämpfer gelten! Wie die Hure Rahab zu der Ehre kommt, gerühmt zu werden, begreifen wir nun gar nicht: nach der Heiligen Schrift verrieth sie ihre Vaterstadt Jericho an die Juden; ist das nachahmenswerth? Ein Motiv dazu gibt die Bibel nicht, das hat ihr erst ein neuerer Dichter, Max Waldau (Spiller von Hauenschild), drastisch genug ersonnen. Und Judith! Wir tragen gewiß der Zeit Rechnung und sind vollkommen mit dem Verfasser einverstanden, daß Thaten nur aus ihrer Zeit und ihrem Volke beurtheilt werden können, aber deshalb können wir Judith doch nimmermehr christlichen Frauen als Vorbild aufstellen! Ihre Geschichte füllt am Schlusse des Werks acht Seiten. Mit dem Urtheil, daß sie in vielen Stücken gewaltiger sei als die mehr „schwärmerische und träumerische" Jungfrau Johanna d'Arc, werden wol nur wenige, welche die Thaten des heldenmüthigen Mädchens von Orleans kennen, übereinstimmen.

In den Bemerkungen, welche der Verfasser den einzelnen Kapiteln hinzufügt, Bemerkungen über das Wesen des Volkskriegs und dessen Durchführung (Kampfweise, Märsche, Formen des Angriffs u. s. w.), finden wir die Früchte gediegener kriegswissenschaftlicher Studien und eigener Kriegserfahrung; die Darstellung ist frisch und lebendig, frei im Ausdruck und treffend. Wir haben das Werk, wenn wir auch mit manchem nicht einverstanden sein konnten, mit Interesse gelesen.

2. Skizzen aus dem Leben Friedrich David Ferdinand Hoffbauer's, weiland Pastors zu Ammendorf. Ein Beitrag zur Geschichte des Lützow'schen Corps von J. A. Voigt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir möchten das Werk nicht blos einen Beitrag zur Geschichte des Lützow'schen Corps nennen, es gibt in seinem Text und besonders in seinen umfassenden Anmerkungen einen inhaltreichen Beitrag zur Charakteristik jener großartigen Zeit der Erhebung Deutschlands gegen das Fremdjoch und des Geistes, von welchem jene Zeit durchweht war. Davon ist besonders im ersten und zweiten Abschnitt viel zu lesen, wenn auch Einzelheiten über die lateinische Schule in Halle und das Studentenleben auf der dortigen Universität nur für die noch lebenden Genossen desselben oder ihre Angehörigen, weil viele Persönlichkeiten genannt sind, Interesse haben mögen. Der dritte Abschnitt erzählt die Ankunft Hoffbauer's und seiner Gefährten in Schlesien, wohin sie sich heimlich unter vielen Gefahren begeben, um als Freiwillige in das Lützow'sche Corps zu treten; er schildert die Organisation desselben mit all den Misgriffen und Fehlern, welche dabei geschehen, den Aufbruch des Corps und seine Thatenlosigkeit bis zum Ueberfall von Kitzen. Das Urtheil über den Führer, das sich seit jener Zeit schon allgemein gebildet hat, wird durch das, was man hier liest, nur bestätigt: er war seiner Aufgabe nicht gewachsen und trotz vieler glänzenden persönlichen Eigenschaften nicht der Mann, dem jene Schar, in welcher so edle Elemente sich vereinigten, hätte anvertraut werden sollen. Die ganze unglückliche Katastrophe von Kitzen, zum großen Theil durch seine sorglose Führung trotz aller Warnungen vor der französischen Hinterlist verschuldet, ist ein Beweis dafür.

Der Herausgeber schildert diesen Ueberfall im vierten Abschnitt nach allen Quellen, die er darüber hat benutzen können, wie nach mündlichen Mittheilungen noch lebender Augenzeugen und bemüht sich, die Widersprüche, denen er natürlich begegnen mußte, zu lösen. Dadurch hat freilich die Darstellung etwas Schleppendes und Weitschweifiges bekommen, das ihr Eintrag thut: der Herausgeber suchte aber vor allem nach Wahrheit. (Vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863.) Hoffbauer wurde mit andern bei Kitzen versprengten Lützowern von polnischen Ulanen gefangen und nach Leipzig gebracht. Hier sperrte man sie auf die Pleißenburg, von wo sie nach Mainz transportirt wurden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, da Napoleon ihnen das Schicksal der Schill'schen Gefangenen, die auf die Galeren geschickt wurden, bereiten wollte. Im Verhör sollte bewiesen werden, daß das Lützow'sche Corps nur eine Art Räuberbande ohne militärische Organisation gewesen, die in Sachsen mordend und brennend umhergezogen sei und eine Revolution habe bewirken wollen. Das Gericht ging aber auf diesen Unsinn nicht ein, und das Los der 59 Gefangenen war, als solche nach Frankreich transportirt zu werden, wo sie in der Festung Fenestrelles bis zu Napoleon's Sturze blieben. Hoffbauer und ein Freund von ihm, Weber, erkrankten auf dem Marsche und kamen in Kaiserslautern ins Lazareth, nach ihrer Genesung wurden sie weiter geschafft, aber nicht zu ihren Kameraden, sondern nach Metz, später nach Limoges und Bellac. Die persönlichen Schicksale Hoffbauer's in der Gefangenschaft, das häusliche Leben und die Sitten damaliger Zeit in Frankreich werden sehr genau und anschaulich geschildert, und diese Partie des Buchs wird auch einem größern Leserkreise von Interesse sein. Nach dem Siege der Verbündeten wurden die Gefangenen befreit, Hoffbauer

kam in Belgien wieder zu seinem Corps, meldete sich bei Lützow, erbat aber zugleich seinen Abschied und kehrte mit Weber in die Heimat zurück, wo er seine Studien wieder aufnahm. Beim Ausbruch des Kriegs von 1815 trat er nochmals freiwillig ein und zwar beim 8. Husarenregiment unter Colomb. Nach dem Frieden wurde er als Offizier entlassen. Das Merkwürdigste in seinem Feldzuge ist wol, daß er, der Candidat der Theologie, als Husarenunteroffizier in Blois, weil kein Feldprediger beim Corps gewesen, auf Colomb's Wunsch die Kanzel bestiegen und im Dolman gepredigt hat.

3. Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben von Ludwig Richard Zimmermann. Graz, Pock. 1869. 8. 20 Ngr.

Der ehemalige Brigantenchef (vgl. Nr. 12 d. Bl.) widmet seine heitern Blätter der lesekundigen Menschheit im allgemeinen und seinen alten guten Kameraden vom österreichischen 14. Infanterieregiment Großherzog von Hessen im speciellen; er wünscht, daß man nach Möglichkeit über diese aus dem stehenden Heer geschöpften Ideen lachen möge; „denn", sagt er, „die Zeit ist wol nicht mehr so fern, in welcher man lachen wird über die Idee der stehenden Heere selbst." Damit warten wir aber noch ein Weilchen, wie? Der Verfasser, ein geborener Rheinhesse, war als Offiziersaspirant in österreichischen Dienst getreten und erzählt aus diesem viel lustige Geschichten, über deren manche auch wir herzlich gelacht haben, obgleich mehrere besser auf mündliche Mittheilung beschränkt geblieben wären. Der Oberst Strengau ist eine höchst ergötzliche und dabei doch ehrenhafte Figur; ob der damalige Commandant des Regiments Großherzog von Hessen das Original dazu geliefert hat, und die andern als Caricaturen gezeichneten Offiziere, besonders Major Schleicherle, sich in demselben vorgefunden, werden die Kameraden, denen die Skizzen gewidmet sind, wissen. An Ausfällen gegen die Aristokratie und die höhern Befehlshaber in der österreichischen Armee fehlt es nicht; sie sind aber witzig und erreichen darum ihren Zweck der Erheiterung.

4. Erinnerungen aus dem preußischen Kriegslazarethleben von 1866. Beiträge zur Humanität und Chirurgie für Laien und Aerzte von Hermann Schauenburg. Altona, Verlags-Bureau. 1869. 8. 1 Thlr.

Das Gedicht „Kriegsbeute", welches dem ernsten Buche vorangestellt ist, bildet eine seltsame Introduction. Die Kriegsbeute ist der Schädel eines „Zigeunerjungen", der im Lazareth gestorben, nachdem er einem vor ihm verschiedenen Kameraden das Portemonnaie gestohlen und sterbend auf seinen Kaiser geschimpft hat, der ihm noch 2 Fl. 20 Kr. schuldig sei. Wozu das hier? Das Werk verfolgt den Zweck, die Mängel des Lazarethwesens, die karge Beköstigung in den Lazarethen, und die Nachtheile des Evacuirungssystems, dessen entschiedener Gegner der Verfasser ist, aufzudecken, um die Erfahrungen von 1866 verwerthen zu helfen. Im Vorwort lesen wir allerdings auch, daß der Verfasser während seiner Dienstleistung als stellvertretender Stabsarzt im Reservelazareth zu Görlitz mit seinen ärztlichen Vorgesetzten in Mishelligkeiten gerathen ist, welche den Generalstabsarzt der Armee bewogen, auf seinen Uebertritt in den Militärdienst zu verzichten. Dem kriegsministeriellen Schreiben, welches ihm diese Eröffnung gemacht, setzt er ein höchst ehrenvolles Zeugniß seines directen Chefs, des Generalarztes Wagner, über seine Thätigkeit entgegen. Wir können also das vorliegende Buch, dem noch ein zweiter Band folgen soll, auch als eine Rechtfertigung dieser Thätigkeit, dem Urtheil der Laien und Aerzte vorgelegt, betrachten. Doch tritt dieser Zweck keineswegs störend hervor, sondern der Verfasser erzählt neben seinen ärztlichen Operationen und Curen auch seine persönlichen Erlebnisse, seine Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, die Erscheinung der Königin und der Prinzessin Karl in den Lazarethen u. s. w. in frischer und anziehender Weise, sodaß er sein Werk mit Recht nicht blos den Fachgenossen, sondern auch dem allgemeinen Leserkreise gewidmet hat. Das Hauptstück ist aber natürlich der kriegschirurgische Theil, und dieser wird freilich auf Laien oft denselben Eindruck machen wie der Blick in das Operationszimmer auf die schöne Hofdame der Prinzessin Karl (Gräfin S.?), welche äußerte: „So muß es unter der Guillotine aussehen." Dem ärztlichen Publikum werden dagegen die chirurgischen Erörterungen sehr lehrreich sein.

Den Krieg von 1866 vorzugsweise zum Gegenstande hat ein scharfkritisches Werk unter dem Titel:

5. Die Strategen und die Strategie der neuesten Zeit. Kriegsgeschichtliches Skizzenbuch von Eduard Küffer. Prag, Satow. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als Eingang sagt der Verfasser, daß die Strategie oder Heerführung wol auf den Militärakademien vorgetragen, aber nicht erlernt werden könne. Wir stimmen ihm darin vollkommen bei. Doch geht er wol zu weit, wenn er behauptet, „es sei unmöglich, jemand zum Heerführer zu machen, dem die Heerführung nicht schon in seinen frühesten Knabenspielen sich als unwiderstehlicher Hang, als geheimnißvolles Drängen seiner innern Eigenart geltend machte". Die Beispiele, die er anführt, Napoleon und Alexander, lassen wir gelten, es gibt deren noch mehr, aber es gibt auch viele große Feldherren, die als Knaben, einem ganz andern Berufe gewidmet, nicht entfernt jenen Drang gefühlt haben. Die Verhältnisse entwickelten später das Talent, das in ihnen geschlummert hatte. Vorhanden muß es gewesen sein, darin geben wir dem Verfasser vollkommen recht, wie in allem, was er über die „Feldherren von Gottes Gnaden" sagt. Sein Skizzenbuch beginnt mit Napoleon's Feldzügen und hebt dann Suworow hervor (hier immer Suwarow genannt), von dem der Verfasser rühmt, daß er durch seine Energie und durch seine Taktik, bei jedem Angriff immer in Uebermacht zu sein, so große Erfolge erzielt habe. Die Maximen seiner Heerführung hat er einem seiner Vertrauten dictirt, sie lauteten: „Nur Offensive, schnelle Märsche, Nachdruck beim Angriff, blanke Waffe, kein Methodikaugenmaß, volle Freiheit dem Obergeneral, den Feind im Felde aufzusuchen und zu schlagen, keine Zeit mit Belagerungen verlieren."

Haben diese strategischen Grundsätze nicht, mit Ausnahme der in den Vordergrund gestellten blanken Waffe, noch heute volle Geltung, und sind sie nicht 1866 von

preußischer Seite angewendet worden? Wir machen hier gleich unsere militärischen Leser auf die vielen eingestreuten strategischen Bemerkungen des Verfassers aufmerksam, sie sind ebenso treffend als scharfsinnig und zeugen von hoher Einsicht in das Wesen des Kriegs und der wahren Kriegskunst. Die Kriege unsers Jahrhunderts bis zu dem von 1866 skizzirt er in Bezug auf die Heerführung nur kurz, es lag nicht in seiner Absicht, sie eingehend zu analysiren; länger verweilt er bei dem polnischen Insurrectionskriege, weil dieser lehrreich beweist, „daß sehr tüchtige, taktisch wohlgebildete und felderfahrene Generale mit dem besten Material und dem heroischsten Muthe ihrer Streitkräfte nichts auszurichten vermögen, wenn ihnen in schwierigen Verhältnissen die strategische Conception und Schnellkraft fehlt". Die österreichischen Kriege von 1848 und 1849 sind noch ausführlicher behandelt, die Feldherren in Ungarn einer scharfen Kritik unterworfen. Von Radetzky sagt der Verfasser: „Wenn er auch für Oesterreich in damaliger Zeit alles war, so ist er doch in der Geschichte der Strategie nicht epochemachend." Von Haynau heißt es: „Sein Name war schon ein ganzes politisch-militärisches Programm, er bedeutete den schonungslosen Krieg bis ans Messer. Haynau war, abgesehen von seinen Eigenthümlichkeiten, ein gar nicht zu verachtender Stratege. Schnell wie böses Wetter hinter dem Feinde her, wußte er auch größere Combinationen ganz hübsch zu entwerfen." Dem Krimkriege widmet das Werk nur eine kürzere Betrachtung, weil er kein besonderes strategisches Interesse darbietet, indem er eigentlich in einen Belagerungskrieg ausartete. Dagegen wird daran die politische Bemerkung geknüpft, daß niemand daran denken solle, Rußland zu bekämpfen, wenn er nicht entschlossen ist, Polen zu befreien. Oesterreich, sagt er, habe jetzt die Formel in der Hand, durch den Föderalismus das Nationalitätsprincip zu paralysiren, und es hänge nur von ihm ab, in Congreßpolen wie auf der Hämushalbinsel den großen „österreichischen Gedanken" zu wecken und zu einer furchtbaren Waffenmacht zu gestalten: es sei jetzt, bei einer gesunden innern Politik, eine beständige strategische Gefahr für Rußland: „Der Tag, wo Rußland auf Oesterreich stoßen wird, rückt mit verhängnißvoller Wucht näher und näher heran. Wo sind die Strategen in Wien, die schon jetzt an die Vorbereitung des Siegs denken?"

Ein größeres Interesse als der Krimkrieg bietet dem Verfasser der Krieg von 1859, „weil das, was dort von österreichischer Seite geschah, sich im vergrößerten Maßstabe im letzten böhmischen Kriege nur wiederholte". Er führt das weiter aus und rügt besonders, daß die Oesterreicher keine Gelegenheit benutzt haben, in die Taktik ihrer Gegner einzudringen. „Napoleon III. mußte die seinigen aber gründlich kennen, um jenen Zug seines großen Oheims, der zum Siege von Marengo führte, an Vermessenheit noch zu übertreffen, als er eine Operationsbasis wählte, die allen strategischen Lehrsätzen ins Gesicht schlug." Den Feldzug Garibaldi's in Süditalien 1860, sowie den der Austro-Preußen 1864 in Schleswig-Holstein übergeht das Werk, da sie zwar für den Strategen ganz interessantes Material bieten, aber doch zu sehr gegen den letzten ebenso kurzen als großen Krieg zurücktreten, „welcher den Namen des Deutschen Kriegs davongetragen hat, weil er ein Erzkind der deutschen Politik war". Seit dem Hubertusburger Frieden stand er bevor, und der Verfasser findet alle Verluste, die er Oesterreich auferlegt hat, nicht zu theuer, weil er „Oesterreich von zwei Vampyren befreit hat, von Venedigs zehrendem Besitz und der Leichenumarmung des Deutschen Bundes". Dieser Krieg wird nun in strategischer Beziehung ausführlich, mit dem schärfsten und geistreichsten Urtheil beleuchtet. Der Schilderung sind die Werke der gegenseitigen Generalstäbe zum Grunde gelegt, welche kritisch nebeneinandergestellt werden, um sich zu ergänzen. Seitdem sind auch von Baiern und Sachsen Berichte erschienen, welche sich durch Offenheit, Unparteilichkeit und Klarheit auszeichnen. Gestützt auf jene officiellen Veröffentlichungen, die ihm überall die Belege zu seiner unerbittlichen, oft wahrhaft vernichtenden Kritik liefern, stellt der Verfasser die Thatsachen, ihre Veranlassung und ihren Zusammenhang dar und bedient sich dabei auch der Waffe bittern Humors und schneidender Satire.

Was er über Oesterreichs Politik, die Schäden und Mängel seiner Kriegsverfassung, die leitenden Kreise in Wien und die Heerführung sagt, ist wol das Stärkste, was von einem Oesterreicher darüber ausgesprochen worden ist. Wir können hier nicht einzelnes aus dem Zusammenhang reißen, nur ein paar kleine Proben wollen wir geben:

> Der technische Ausdruck für unser passives Verhalten lautete damals, man müsse die Preußen hereinlocken: ein System, das sich trefflich bewährte, denn die Preußen waren in der That so unvorsichtig, sich bis Wien und Presburg locken zu lassen. Hr. von Henikstein und Consorten spielten diesen leichtsinnigen Blauröcken gegenüber geradezu den Rattenfänger von Hameln. Die hätten sich, wenn man nicht Frieden mit ihnen gemacht, wol noch bis an die türkische Grenze locken lassen.

Und über „das in seiner Art unerhörte" Telegramm vor der Schlacht von Königgrätz, das den Kaiser dringend bat, um jeden Preis Frieden zu schließen, weil eine Katastrophe für die Armee unvermeidlich, sagt er:

> Wie weit mußte der Feldherr Benedek schon an seiner Aufgabe irre geworden sein, um an seinen Kriegsherrn eine solche Bitte zu richten? Wo ist der Held Rüstow's, der bei Solferino seinen Kaiser beinahe zum Siege gezwungen hätte? Die Militärreclame war zu Ende, der strenge Mann des kleinen Dienstes erschrak vor der ihm obliegenden geistigen Riesenaufgabe bis zum, sagen wir es offen heraus, bis zum Kindischwerden.

Der Verfasser geht bei seiner scharfen Kritik, wie er zum Schluß seiner Schrift sagt, von dem aufrichtigen Bestreben aus, auf eine Reform des österreichischen Heerwesens im Geiste des Erzherzogs Karl hinzuwirken, darum hat er die neueste Strategie „drastisch" vorgeführt. Die Reform ist im vollen Gange; ob aber jener Geist über den Wassern schwebt, ist die Frage.

6. Der Krieg in Neuseeland. Von Gustav Droege. Mit einer Kriegskarte. Bremen, Kühtmann und Comp. 1869. 8. 12 Ngr.

Seit zwölf Jahren ist auf der Insel Neuseeland ein Krieg zwischen den Eingeborenen, die sich Maoris nennen,

und den englischen Colonisten entbrannt, über welchen die europäischen Zeitungen periodisch abgerissene Berichte gebracht haben. Diese sind, wie der Verfasser mit Recht sagt, parteiisch, weil sie nur aus englischen Quellen geschöpft sind. Er hat es daher unternommen, etwas mehr Licht über die dortigen Verhältnisse zu verbreiten, und ist dazu durch einen langjährigen Aufenthalt in Neuseeland und den benachbarten australischen Colonien wohlbefähigt. „Für Neuseeland", sagt er, „mit seinen romantischen Landschaften, seinen hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgsketten, seinen lieblichen Thälern, seinen vielen feuerspeienden Bergen, seinen malerischen Landseen, und vor allem mit seiner geistig und physisch so hochbegabten eingeborenen Rasse, fühlte ich von jeher eine besondere Vorliebe."

Neuseeland wurde 1642 entdeckt, aber erst 1769 von Cook genauer erforscht, und später von Sidney aus durch entlassene Verbrecher und zahlreiche Abenteurer colonisirt. Diese Menschen wurden von den Maoris freundlich aufgenommen, bald aber hallte die ganze Inselgruppe von ihren Schandthaten wider. Es war als ob der ganze Auswurf der Verworfenheit und des Lasters hier den Culminationspunkt erreicht hätte. Die inzwischen nachgekommenen Missionare sahen mit Entsetzen die täglichen Vorgänge und wußten kein besseres Schutzmittel dagegen, als soviel als möglich das Zusammenleben der Weißen und Maoris zu verhindern. Sie sagten den letztern, unter denen die Bekehrung so rasche Fortschritte machte wie sonst nie und nirgends, daß sie so viel bessere Menschen seien als die Weißen und mit ihnen unter keiner Bedingung Gemeinschaft pflegen müßten: eine Lehre, welche den Nationalstolz der Eingeborenen weckte und viel zu der Erbitterung des spätern Rassenkampfes beigetragen hat. Die Missionare forderten dann die englische Regierung auf, die neuseeländische Inselgruppe dem Colonialbesitz der englischen Krone einzuverleiben. Dies geschah 1842 durch einen Vertrag mit einer sogenannten Föderation von Häuptlingen, welche, ohne dazu von ihren Stämmen bevollmächtigt zu sein und nur im geringsten zu begreifen, um was es sich handelte, die Souveränetät ihres Landes der britischen Krone cedirten. Seitdem strömte eine große Menge von Auswanderern dorthin und begann die lange Reihe der Landberaubungen durch List und schnöde Verhöhnung alles Rechts, welche bald zu Blutvergießen und Greuelthaten und endlich, als die Maoris sich einen König gewählt und die Priester einer neuen Religion, die unter ihnen sich schnell verbreitete, sie zum wildesten Fanatismus aufgestachelt hatten, zum offenen Kriege führte. England schickte nach und nach 16000 Mann seiner besten Truppen und sechs Kriegsschiffe dorthin, und es ist ihm bis auf den heutigen Tag, wenn es auch den Krieg für beendigt erklärt hat, nicht gelungen, die Maoris vollständig zu unterwerfen. Die ungünstigen Berichte, welche die Zeitungen bald wieder brachten, nachdem England seine Truppen bis auf zwei Regimenter (d. h. Bataillone) zurückgezogen und der Colonie erklärt hatte, daß sie fortan auf keine militärische Unterstützung vom Mutterlande mehr zu rechnen habe, sowie die jüngste Nachricht, daß Unterhandlungen mit dem Könige der Maoris zur Begründung friedlicher Verhältnisse angeknüpft worden, beweisen, daß letztere noch nicht eingetreten sind.

Man wird der kleinen tapfern Nation seine Achtung für ihren Kampf nicht versagen, wenn man erfährt, daß sie, die im Erlöschen begriffen ist, kaum noch 45000 Seelen zählt. Der Verfasser hat nach seiner Versicherung den Krieg ganz unparteiisch geschildert, obgleich er für die Eingeborenen, denen so empörendes Unrecht geschehen ist, Sympathien hat; in der That verschweigt er auch die Greuelthaten nicht, deren sie sich, fanatisirt durch die Priester ihrer neuen Religion, einer Mischung christlicher, mosaischer und buddhistischer Lehren, schuldig gemacht haben. Zum Schluß seines Buchs spricht er die Hoffnung aus, der Weg werde noch gefunden werden, die Ansiedler zu schützen, ohne die ursprünglichen Besitzer dieser herrlichen Inseln auszurotten.

Mehrere Werke über Waffenkunde, welche uns zugegangen sind, können wir hier nicht eingehend besprechen, weil dies den Fachjournalen überlassen bleiben muß. Wir begnügen uns, ihre Titel für unsere militärischen Leser zu notiren:

7. Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung von der Steinzeit bis zur Erfindung des Zündnadelgewehrs. Ein Handbuch der Waffenkunde von August Demmin. Mit circa 2000 Illustrationen. Leipzig, Seemann. 1869. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
8. Kriegsfeuerwaffen. Praktische Studie über die Hinterladungsgewehre, die Kugelspritze und ihre Munition. Von C. J. Tackels. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von Oden. Kassel, C. Luckhardt. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
9. Geschichte der Waffen. Nachgewiesen und erläutert durch die Culturentwickelung der Völker und Beschreibung ihrer Waffen aus allen Zeiten von F. A. K. von Specht. Kassel, C. Luckhardt. 1869. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 Thlr.

Wir machen besonders auf das letztere Werk aufmerksam, das sich eine umfassende Aufgabe, von höhern Gesichtspunkten ausgehend, gestellt hat und daher auch für allgemeine Kreise von Interesse sein dürfte.

Karl Gustav von Berneck.

Aeltere deutsche Literatur.

1. Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Franz Pfeiffer. Siebenter und achter Band: Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. Jeder Band 1 Thlr.

2. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz, herausgegeben von Julius Tittmann. Zweiter Band: Gedichte von Paul Fleming. Herausgegeben von Julius Tittmann. Dritter Band: Sinngedichte von Friedrich von Logau. Herausgegeben von Gustav Eitner. Leipzig, Brockhaus. 1869—70. 8. Jeder Band 1 Thrl.

Die Publication der ersten der beiden Sammlungen ist in d. Bl. schon öfters besprochen worden. An Walther von der Vogelweide, ihrem in jeder Hinsicht würdigen Schutzpatron und Bahnbrecher, reihten sich bisher die „Nibelungen", „Kudrun", Hartmann von Aue. Mit Gottfried's von Strasburg „Tristan" und dem in nächste Aussicht gestellten „Parzival" und „Titurel" Wolfram's von Eschenbach, sowie einem Bande „Erzählungen und Schwänke" wäre der ursprünglich von dem verewigten Begründer des Unternehmens, Franz Pfeiffer, vorgezeichnete Rahmen ausgefüllt. Doch liegt bei der bisherigen großen Theilnahme, welche dasselbe gefunden, die Erwartung nahe, daß man sich nicht innerhalb dieser Grenzen halten werde. Vor seinem Beginnen mochte es gerathen sein, sie so enge zu ziehen. Da sich aber durch unwiderlegliche Zahlen herausgestellt hat, daß es im eminenten Sinne zeitgemäß war, so wäre das, was ursprünglich als eine verständige Selbstbeschränkung gelten konnte, jetzt nur noch ein pedantischer Eigensinn. 1864 erschien Franz Pfeiffer's erste Ausgabe Walther's, heute liegt eine dritte vor, von Karl Bartsch besorgt, im wesentlichen natürlich noch das Werk des ersten Herausgebers bewahrend, wiewol im einzelnen selbständig fortgebildet. Von den „Nibelungen" und der „Kudrun", beide von Bartsch herausgegeben, gibt es auch schon je eine zweite Auflage, und daß Hartmann von Aue bisher nur eine einzige erlebt hat, erklärt sich weder durch die geringere Theilnahme des Publikums noch durch das geringere Verdienst des Herausgebers, Fedor Bech, sondern nur durch das langsamere Erscheinen dieser bisher umfänglichsten Publication, deren drei relativ starke Bände von 1867—69 ausgegeben worden sind. Ohne Zweifel werden die nächsten Jahre auch hier die unverminderte Nachfrage durch neue Auflagen darthun *), wie man es auch ohne alle Prophetengabe für die allerletzte Publication, die zwei Bände von „Tristan", voraussagen kann.

Wer das ursprüngliche Programm Franz Pfeiffer's jetzt einmal wieder nach Ablauf von mehr als sechs Jahren durchliest, und sich erinnert, welche Bedenken damals dagegen von seiten mancher um die Wissenschaft hochverdienten Männer laut geworden sind, wird jetzt mit leichter Mühe ein abgeklärtes Urtheil über die Gegensätze, die einstmals recht schroff aneinanderstießen, auszusprechen vermögen. Es ist nicht zu leugnen, Pfeiffer hatte die Bedürfnißfrage, deren Lösung er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege anstrebte, mit einer gewissen herben Einseitigkeit, nicht ohne einen Anflug von krankhafter Bitterkeit, einseitig auf die Spitze getrieben. Heute, nachdem ein allzu früher Tod den hochverdienten Mann hinweggerafft hat, weiß es oder könnte es jedermann wissen, daß ein gutes Theil davon nur auf Rechnung eines verhängnißvollen körperlichen Leidens zu setzen und der dadurch beherrschten Stimmung der Seele und des Gemüths zuzuschreiben war, also keineswegs so hart und schroff zu verstehen ist, wie die Worte klingen. Die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die germanistischen Studien, ihre Isolirung und infolge dessen ihre Verknöcherung waren ihm zu einer Art von Schreckgespenst geworden, das ihn fortwährend verfolgte. Er vermischte, eben infolge des finstern Schleiers, der sich immer feindseliger über seine einst so frische und freudige Seele legte, allerlei objectiv wohlbegründete Wahrnehmungen mit subjectiven Wünschen und Befürchtungen, und gestaltete sich daraus ein Phantom, über welches seine Gegner es leicht hatten zu lachen, während es doch im Grunde nur ein rührendes Zeugniß von der ernsten und tiefen Treue des Gemüths gewesen ist, mit welcher er — nicht blos, wie so viele in der Gegenwart, mit dem kühlen und nüchternen Kopfe — seiner Wissenschaft bis zu seinem letzten Athemzuge ergeben blieb.

Denn ohne Zweifel war es richtig, daß jene durchschlagende Wirkung der altdeutschen Literatur und jene begeisterte Theilnahme weiter Kreise nicht eingetreten war, auf die z. B. von der Hagen im Jahre 1819 in seinem bekannten Buche „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer", mit großartiger Sicherheit zählte. Die altdeutsche Literatur hat sich höchstens in Uebersetzungen einiger ihrer Hauptwerke ein bescheidenes Plätzchen neben der breiten Masse, die, von allen Seiten herangeschwemmt, den Markt und den Geschmack in Deutschland beherrscht, sichern können, und sie wird in ihm mehr geduldet als begünstigt. Auch hat sie weder Homer noch auch nur Virgil aus den Schulen zu drängen vermocht und wird und soll es auch niemals vermögen. Wer also sich von jenen ersten hochfliegenden Hoffnungen nicht trennen wollte, der konnte mit Recht über ihr gänzliches Fehlschlagen sich bekümmern, und es scheint fast als sei Pfeiffer, ohne es bestimmt auszusprechen, für sich immer in diesem Falle gewesen, indem er das, was ihm ans Gemüth gewachsen war, auch für etwas hielt, das allen mit Fug und Recht ebenso ans Gemüth gewachsen sein sollte. Aber statt jener gestaltlosen, wenn auch bunt schillernden Phantasie hatte sich etwas Unscheinbareres, doch um so Gehaltvolleres und Lebenskräftigeres herausgebildet, eine strenge exacte Wissenschaft, eine deutsche Philologie, welche selbst wieder, wie jeder Unbefangene anerkennen muß, die Lehrmeisterin mancher viel älterer Schwestern und die Erzeugerin anderer ganz neuer Zweige der wissenschaftlichen Thätigkeit geworden ist. Davon sah man 1819 noch keine Spur, und wäre der Weg weiter verfolgt worden, der damals als der allein heilsame gepriesen wurde, so wäre sie auch später niemals entstanden. Selbstverständlich aber brachte es der strenge Bann der Methodik einer wirklichen Wissenschaft mit sich, daß sie

*) Eine zweite Auflage des „Erec" ist bereits unter der Presse. D. Red.

zünftig wurde, d. h. daß sie die ganze Kraft des Geistes und der Thätigkeit des einzelnen, der sich ihr hingab, beanspruchte. Wer eine Frucht von ihr genießen wollte, der mußte sich auch zu der sauern Arbeit des Pflügens und Säens verstehen, und die Arbeit wurde hier um so mühseliger, als das Feld noch einen wahren Neubruch darstellte, einen Urwald voll Gestrüppe und Geschlinge, der selbst dann, wenn er in Fruchtboden verwandelt worden war, in genug stehen gebliebenen Strunken und Storren seine ursprüngliche Natur deutlich kundgab. Aeußere Reizmittel, um zahlreiche Hände zu seiner Bewältigung heranzuziehen, fehlten hier gänzlich. Entweder vornehm ablehnendes Ignoriren, oder dünkelhaft spöttisches Herabsehen war die gewöhnliche Stimmung, die außerhalb herrschte, wenn es galt, die Bedeutung und Berechtigung dieses neuen Studienkreises theoretisch und praktisch zu fixiren. So konnten es nur wenige, aber durchaus nur berufene, in selbstloser Hingebung arbeitende Hände sein, die sich seiner annahmen. Allmählich sind durch ihr Verdienst und ihre Zähigkeit die meisten jener äußern Hindernisse besiegt, und es ist wenigstens an Schule und Universität und ebenso auf dem literarischen Markt die Berechtigung der Germanistik nicht mehr in Frage gestellt. Von diesem Standpunkt aus gesehen, kann auch ihr eifrigster Vertreter nur zufrieden mit ihren bisherigen Erfolgen und ihrer gegenwärtigen Stellung sein. Daß sie nach allen Seiten hin einer weitern Verbesserung fähig ist, versteht sich von selbst, und an irgendeine Art von Stillstand ist hier, wie einfach schon jeder Meßkatalog zeigt, weniger als in irgendeinem andern Fache, das mit annähernd gleicher Kraft betrieben wird, zu denken.

Ein wirklicher Fortschritt ist es nun auch gewesen, als Pfeiffer versuchte, die Ergebnisse der streng zunftmäßigen Gelehrsamkeit einem weitern Kreise von Gebildeten zugänglich zu machen. Seine „Deutschen Classiker des Mittelalters“ sollten sich an diejenigen wissenschaftlich gebildeten Leser adressiren, denen es zu ihrer eigenen Förderung oder für ihre auf ein anderes Fach gerichteten Studien darauf ankommen mußte, die authentische Gestalt unserer wichtigsten ältern Literaturdenkmäler so weit selbständig zu benutzen, als man dies ohne Fachmann zu sein vermag. Es sollte also vor allem eine Brücke zu den zahlreichen Historikern und Literarhistorikern geschlagen werden, die täglich mehr das Bedürfniß, sich eingehend von unserm Alterthum zu unterrichten, empfanden, und die es doch mit den bisherigen Hülfsmitteln, die naturgemäß von Zunftgenossen für Zunftgenossen gemacht sind, nicht recht konnten. Insofern können die „Deutschen Classiker des Mittelalters“ also nicht direct die Anforderungen, die diese an eine für sie bestimmte Herausgabe eines altdeutschen Sprachdenkmals stellen, erfüllen, aber wie das bisher Geleistete gezeigt hat, sind sie neben ihrem Hauptzweck doch auch im Stande, einen werthvollen Beitrag zu der Textesrestauration und Erklärung für die zunftmäßige Wissenschaft zu liefern, nur nicht gerade in den Formen, welche diese herkömmlich dafür zu gebrauchen pflegt. Kein Fachgenosse kann, falls er sich nicht lächerlich machen will, jene „populären“ gelben Bändchen ignoriren, die für alle darin eingeschlossenen Autoren die neueste Phase der streng wissenschaftlichen Durcharbeitung repräsentiren.

Was für die Vorgänger gilt, gilt auch für Bechstein's „Tristan“. Es ist jedenfalls diejenige Ausgabe, nach welcher auch der eingefleischteste Fachmann zuerst greifen wird, wenn er im einzelnen oder im ganzen sich in selbständiger Forschung mit diesem Gegenstande beschäftigt. Freilich ist damit nicht gesagt, daß er jedem hier auf Grund umfassender Neudurcharbeitung des handschriftlichen Materials recipirten Verse oder jeder Wortgestalt unbedingt beipflichten oder die sprachlichen und sachlichen Erläuterungen des Herausgebers überall als zutreffend anerkennen wird. In der einen wie in der andern Beziehung wird jeder, und Referent nicht am wenigsten, in sehr vielen und relativ sehr wichtigen Punkten sich seine selbständige, von der des Herausgebers abweichende Ansicht wahren, worauf jedoch hier begreiflich nicht eingegangen werden kann. Denn so sanften Flusses Gottfried's Verse und scheinbar auch seine Gedanken dahingleiten, so häufig man sie auch einer aufgereihten Schnur an Farbe und Größe zum Verwechseln ähnlicher Perlen verglichen hat, so viel verborgene Spitzen und Haken eines nicht blos originellen, sondern, wie es vielleicht weniger zugegeben werden dürfte, überfeinen und verzärtelten Empfindens und Fühlens enthalten sie doch. Die Poesie des abendländischen Mittelalters bietet dazu kein völliges Gegenstück, und wir müßten bis in unsere modernste literarische Phase herabsteigen, wenn wir ein solches finden wollten. Außerhalb des Kreises der abendländischen Welt finden sich namentlich in der gleichzeitigen persischen Lyrik überraschend ähnliche Stimmungen und daraus geborene Gestaltungen, wobei wol nicht ausdrücklich gesagt zu werden braucht, daß an irgendeine Art von äußerm Zusammenhang gar nicht gedacht werden kann. Aber es wäre nicht ohne Werth für die tiefere Erfassung der Culturgeschichte, wenn man den innern Zusammenhängen oder vielmehr den innerlich verwandten und doch wieder nicht blos räumlich und ethnographisch so eigenartigen Seelenstimmungen eminenter poetischer Talente, die zeitlich ungefähr zusammengehören, nachgehen wollte.

Keine Frage, daß eine solche verschlungene Subjectivität, ein solches bis in die feinsten Nervenspitzen seines aparten Gefühlsraffinements bewußtes Wesen jeder andern Subjectivität immer als etwas anderes erscheinen muß, und darum ist hier, wenn man nicht mit dem Dünkel des unfehlbaren Pedanten herantritt, in unzähligen Fällen nicht blos die Möglichkeit einer verschiedenen Erklärung zuzugeben, sondern auch, daß mehr als eine davon ebenso richtig wie die andere sein kann. Der neueste Herausgeber scheint dies gerade so, wie wir es hier aussprechen, auch empfunden zu haben. Wir schließen es aus dem Umstande, daß er häufig mehrere Erklärungen einer Stelle nebeneinanderreiht, häufig auch die eine oder die andere oder alle zusammen mit einem Fragezeichen begleitet, wol um das anzudeuten, was eben von uns ausgeführt wurde. Denn dies ist doch noch etwas anderes, als was man von jedem echt poetischen Gedanken oder Worte, ja genau besehen, von jedem echten Gedanken behaupten kann, nämlich daß er unerschöpflich und niemals völlig aussprechbar, insofern also auch niemals ganz durch eine, wenn auch noch so gründliche Paraphrase oder Erklärung zu bewältigen sei. Lexikon und Grammatik aber, überhaupt das

bloße gelehrte Wissen wird verhältnißmäßig für Gottfried's Verständniß weniger in Anspruch genommen als für jeden andern seiner künstlerischen Zeitgenossen. Während z. B. Wolfram meist — aber nicht ausschließlich — deshalb so schwer verständlich für uns ist, weil er aus der unmeßbaren Tiefe einer Sprache schöpft, die wir sonst nur nach ihrer geglätteten Oberfläche kennen, verschmäht Gottfried alle solche Mittel zu besonderer Wirkung. Sein Sprachmaterial ist so ganz plan und gemeingültig, daß es als solches eigentlich von jedem, der nur einige Vorstellung von den äußern Formunterschieden zwischen der Sprache des 13. und der des 19. Jahrhunderts besitzt, ohne alle weitern Hülfsmittel erkannt, aber freilich noch nicht verstanden werden kann. Auch in der äußern Scenerie der Begebenheiten, in dem Zuschnitt der Charaktere und Situationen ist, abgesehen von der Fabel selbst, die der Dichter aber nicht erfunden hat, sondern als eine fertige hinnimmt, nichts oder so viel wie nichts, was einer besondern Verdeutlichung und Annäherung an unsere Begriffe, Denkweise und Zustände bedürftig scheint, und insofern hat ein Erklärer auch in dem sachlichen Theile ein unendlich leichteres Geschäft als wieder bei Wolfram, den man doch mit Recht, wie es ja Gottfried selbst unübertrefflich geistvoll gethan, als seinen selbstverständlichen Gegensatz immer ihm entgegenzustellen versucht ist. Und doch kehrt sich bei tieferm Eindringen auch da das Verhältniß um. Besäßen wir oder könnten wir in den Besitz des dazu nöthigen Apparats an cultur- und sittengeschichtlichen Notizen gelangen, so würden sich Wolfram's sachliche Dunkelheiten meist ebenso zerstreuen lassen wie seine sprachlichen; je weiter wir aber bei Gottfried in den Kern der Thatsachen eindringen, desto schwieriger wird es, sie zu verstehen, weil sie auf der Grundlage eines in seinem Kerne so ganz unfaßbaren, ebenso reichen wie absonderlichen Geisteslebens ruhen.

Neben den „Classikern des deutschen Mittelalters" schreitet nun auch die dritte der vier gleichzeitig und im ganzen nach gleichem Plane angelegten Sammlungen, die „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts", rüstig fort und hat es innerhalb zweier Jahre schon zu drei Bänden gebracht, die an der Spitze dieses Artikels genannt worden sind. Es scheint, als wenn sich auch für diesen wenig begünstigten Abschnitt unserer Literatur doch eine größere Theilnahme findet, als man bisher voraussetzte. Hier hat die strenge Zunftgelehrsamkeit noch sehr wenig vorgearbeitet; kaum daß die exacte literargeschichtliche Forschung, die etwas anderes als die gewöhnliche Literargeschichtschreibung ist, hier und da einmal, nicht ohne gewisse Reserven und Entschuldigungen ob des wenig anmuthenden Gegenstandes, ihn von der Seite her gestreift hat. Nur für einen der hier aufgenommenen Dichter, für Paul Fleming, hat Lappenberg in seiner gewöhnlichen gründlichen und zuverlässigen Art durch Ausgabe und Commentar Mustergültiges geleistet, für Opitz ist es bisher nur bei der bloßen Absicht und einigen vorläufigen Ansätzen geblieben, und Logau war noch ganz vernachlässigt. Denn was auf Lessing's Anregung Ramler einst für ihn gethan, darf für die Gegenwart als unbrauchbar bezeichnet werden, so verdienstlich es auch damals war, eine so ganz vergessene und doch so bedeutende Gestalt unserer Literatur förmlich wieder entdeckt zu haben. Form und Gehalt dieser Literaturperiode sind aber dennoch nicht so gering, als daß manche ihrer Erzeugnisse nicht auch an sich, und nicht blos im Zusammenhang der ganzen deutschen literarischen Entwickelung als ein zu ihrem Verständniß nothwendiges historisches Hülfsmittel, eine gewisse Bedeutung beanspruchen dürften.

Dies gilt freilich am wenigsten von Opitz, dem man nur gerecht werden kann, wenn man ihn ganz und gar in Literatur- oder Culturgeschichte auflöst. Denn abgesehen von einigen kleinern lyrischen Producten, in denen er aber auch nicht originell, sondern nur ein geschickter Aneigner fremden, sei es volksthümlich deutschen oder französischen Gutes gewesen ist, hat er, wie man wol, ohne Widerspruch zu gewärtigen, behaupten darf, auch nicht eine Zeile gedichtet oder geschrieben, die, so wie sie dasteht, noch jetzt unmittelbar wirkt und der Phantasie und dem Gemüth die Befriedigung gibt, die aus jedem echten Dichterwort herausströmt, auch wo es durch die besondere Umhüllung seiner Zeit oder seines Erzeugers nicht an sich durch und durch verständlich oder faßbar für den spätern Leser ist. Daher möchten wir, sobald sich, wie zu hoffen steht, die Veranlassung zu einer zweiten Bearbeitung dieser vorliegenden Ausgabe ergibt, den Wunsch aussprechen, daß dieselbe noch in durchschlagenderer Weise als die erste sozusagen blos literargeschichtlich behandelt werde. Die ausführliche Einleitung des verdienstvollen Herausgebers deutet zwar alle die wesentlichen Gesichtspunkte an, aus welchen es sich erklärt, daß ein an sich so unproductives und innerlich unpoetisches Talent, wie es Opitz war, jene in ihrer Art so einzige Wichtigkeit für die gesammte deutsche Literatur erlangen konnte, die ihm heute kein vorurtheilsfreier Kenner derselben mehr bestreitet. Doch würden sich diese Andeutungen zum Nutzen der Leser ohne große Mühe viel weiter ausführen und, was uns die Hauptsache scheint, auch in greifbarere Beziehung zu den gleichsam nur als Belege zu benutzenden Originalproductionen des Mannes setzen lassen, wodurch auch diese erst in die rechte ihnen gebührende Beleuchtung gerückt würden. Wer selbst schon eine etwas tiefere Kenntniß des innern Lebens unserer damaligen Literatur und des ganzen deutschen Volksgeistes besitzt, bedarf solcher Hülfsmittel zwar nicht, aber auf die kleine Zahl solcher ist diese Sammlung so wenig berechnet, wie die analoge der „Deutschen Classiker des Mittelalters" auf die drei oder vier Dutzend literarisch oder vom Katheder thätiger deutscher Philologen. Und da, so sonderbar es auch klingen mag, es doch feststeht, daß dem Durchschnitt der heutigen wissenschaftlich, aber nicht fachmäßig Gebildeten das 12. und 13. Jahrhundert im ganzen und großen doch durchsichtiger und bekannter sind als die Epoche vor und um den Dreißigjährigen Krieg — unbeschadet dessen, daß sie unzweifelhaft mehr einzelne Notizen, Namen und Zahlen aus der Zeit des 17. Jahrhunderts im Gedächtniß tragen als aus dem 12. und 13. Jahrhundert —, so liegt darin auch noch eine weitere Verstärkung des von uns oben vorgetragenen Wunsches. Bei Fleming dagegen, der mindestens in einigen seiner geistlichen Lieder noch bis heute lebendig geblieben ist, und bei Logau, dessen biedere Verständigkeit und schlichte Herzensgüte auf ein deutsches

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien soeben:

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde.

In drei Abtheilungen.

Von Christian Carl Josias Bunsen.

Neun Bände. 8.

Geheftet 20 Thlr., mit Bibelatlas 21 Thlr.
Gebunden 23 Thlr., mit Bibelatlas 24 Thlr.

Erste Abtheilung: Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt. In vier Theilen. Geheftet 10 Thlr. Gebunden 11 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Abtheilung: Bibelurkunden. Geschichte der Bücher und Herstellung der urkundlichen Bibeltexte. In vier Theilen. Geheftet 8 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 9 Thlr. 20 Ngr.

Dritte Abtheilung: Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. In einem Bande. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bibelatlas von Henry Lange (10 Karten). Cartonnirt 1 Thlr.

Das berühmte Werk liegt jetzt vollendet vor und ist vollständig auf einmal, geheftet und gebunden, oder nach und nach in neun Bänden oder 18 Halbbänden, oder in drei Abtheilungen (die auch einzeln abgegeben werden) zu beziehen.

Der verewigte Verfasser hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht: dem deutschen Volke das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen, demselben die wesentlichen Ergebnisse der biblischen Wissenschaft in allgemein verständlicher Darstellung mitzutheilen.

Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes in der allgemein verständlichen Mustersprache Luther's, aber mit Verbesserung der anerkannten vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung der Bibel (in Anmerkungen unter dem Texte) bildet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes. Außerdem enthält das Werk eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung und Erklärung, sowie eine weltgeschichtliche Betrachtung der Bibel nebst einem Leben Jesu.

Nach dem Tode des Verfassers wurde das Werk mit Benutzung seiner Vorarbeiten von Prof. Kamphausen in Bonn und Prof. Holtzmann in Heidelberg fortgesetzt und vollendet.

Bunsen's Bibelwerk, das schon während seines allmählichen Erscheinens eine weite Verbreitung gefunden hat, ist trotz einzelner Anfeindungen von katholischer und orthodoxer protestantischer Seite allgemein als ein höchst bedeutendes Unternehmen anerkannt worden, das die vollste Beachtung nicht nur der theologischen Welt, sondern der weitesten Kreise des deutschen Volks verdient.

Als Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von Christian Carl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geheftet 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments wird nicht nur allen Freunden Bunsen's willkommen sein, sondern auch zahlreichen weitern Kreisen, welche sein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbstverständlich ist es nicht die Absicht, durch diese Ausgabe die im deutschen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'sche Uebersetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird sie auch neben dieser allen willkommen sein, welche das Neue Testament in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Uebersetzung lesen wollen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ und gehört zu den verbreitetsten Blättern in Mitteldeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Außer dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich widmet sie namentlich den Angelegenheiten Mitteldeutschlands und speciell Sachsens eine besondere Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" $1\frac{1}{2}$ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Von 1870 an haben die Herren Haasenstein & Vogler in Leipzig, Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, Stuttgart, Wien, Basel, Zürich, Genf, St.-Gallen und Dresden den ausschließlichen Inseratenbetrieb für die Deutsche Allgemeine Zeitung übernommen und sind alle Inserate an eins dieser Etablissements zu senden.

Im Verlage von **F. Tempsky** in **Prag** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christi Leben und Lehre

besungen von

Otfrid.

Aus dem Althochdeutschen übersetzt von

Johann Kelle.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

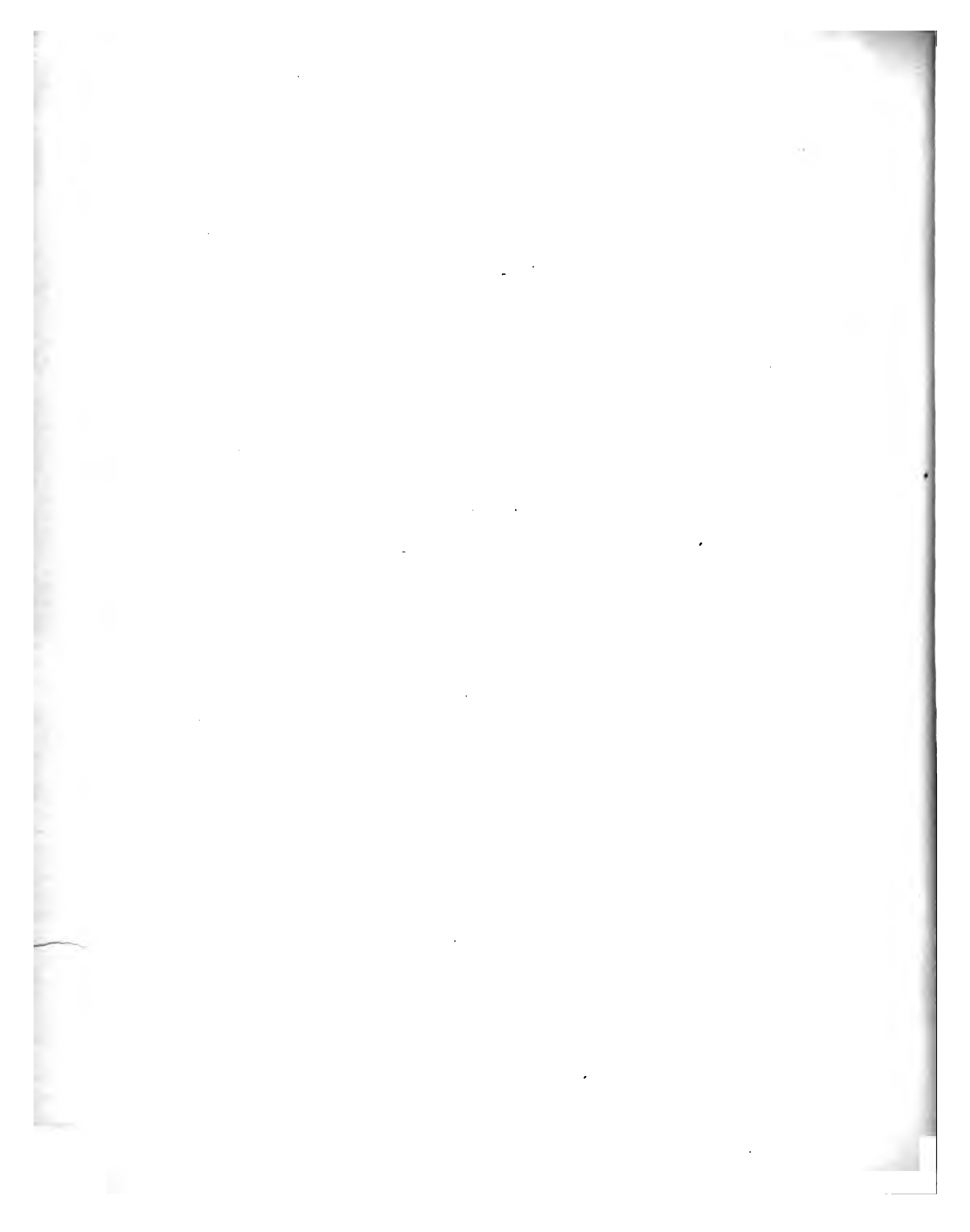
Die Gedichte Tschabuschnigg's (gegenwärtig österreichischer Minister), bereits in zwei Auflagen verbreitet, liegen hier in einer bedeutend vermehrten dritten Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1870.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1870.

Zweiter Band.

Juli bis December.

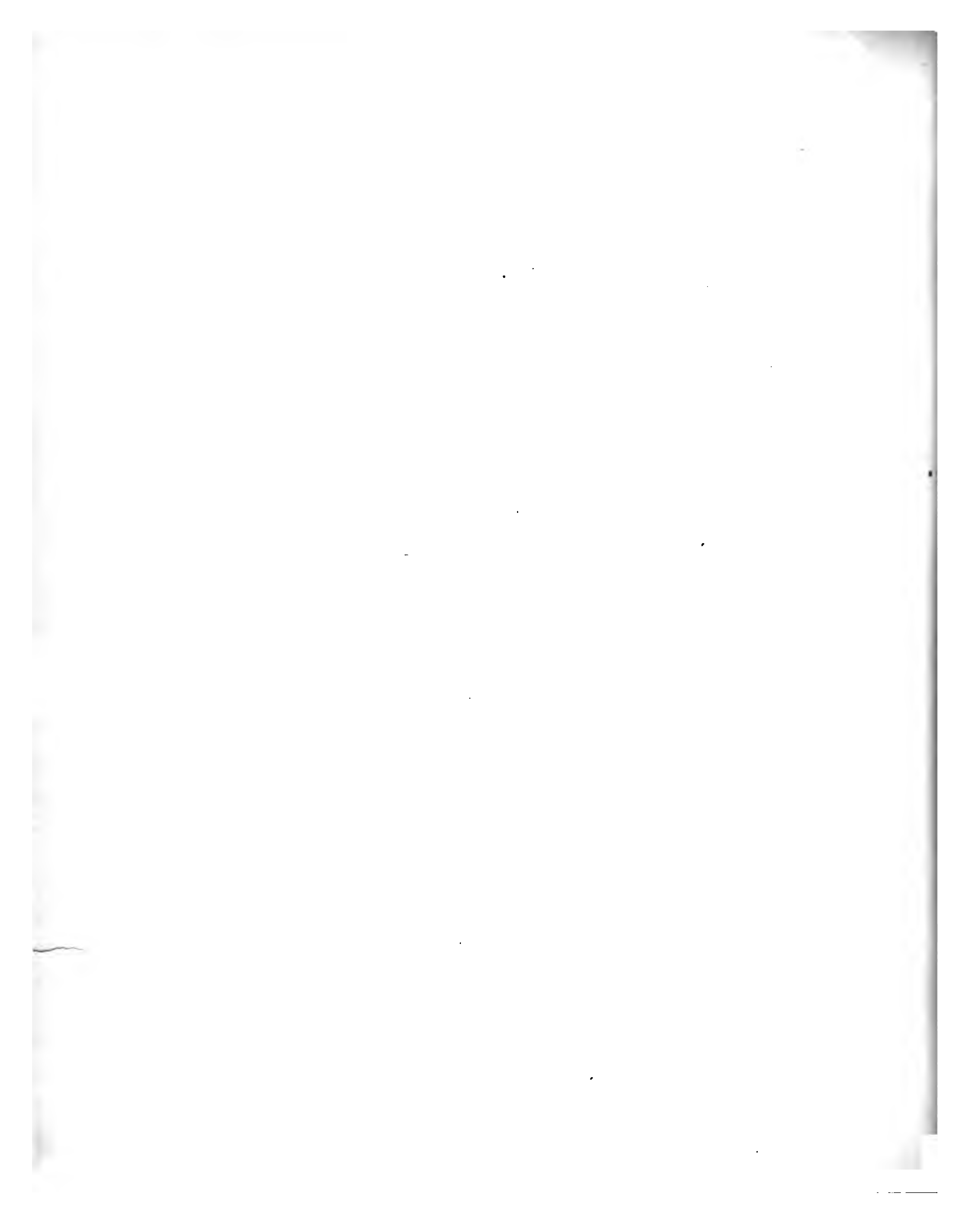
(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1870.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1870.

Zweiter Band.

Juli bis December.

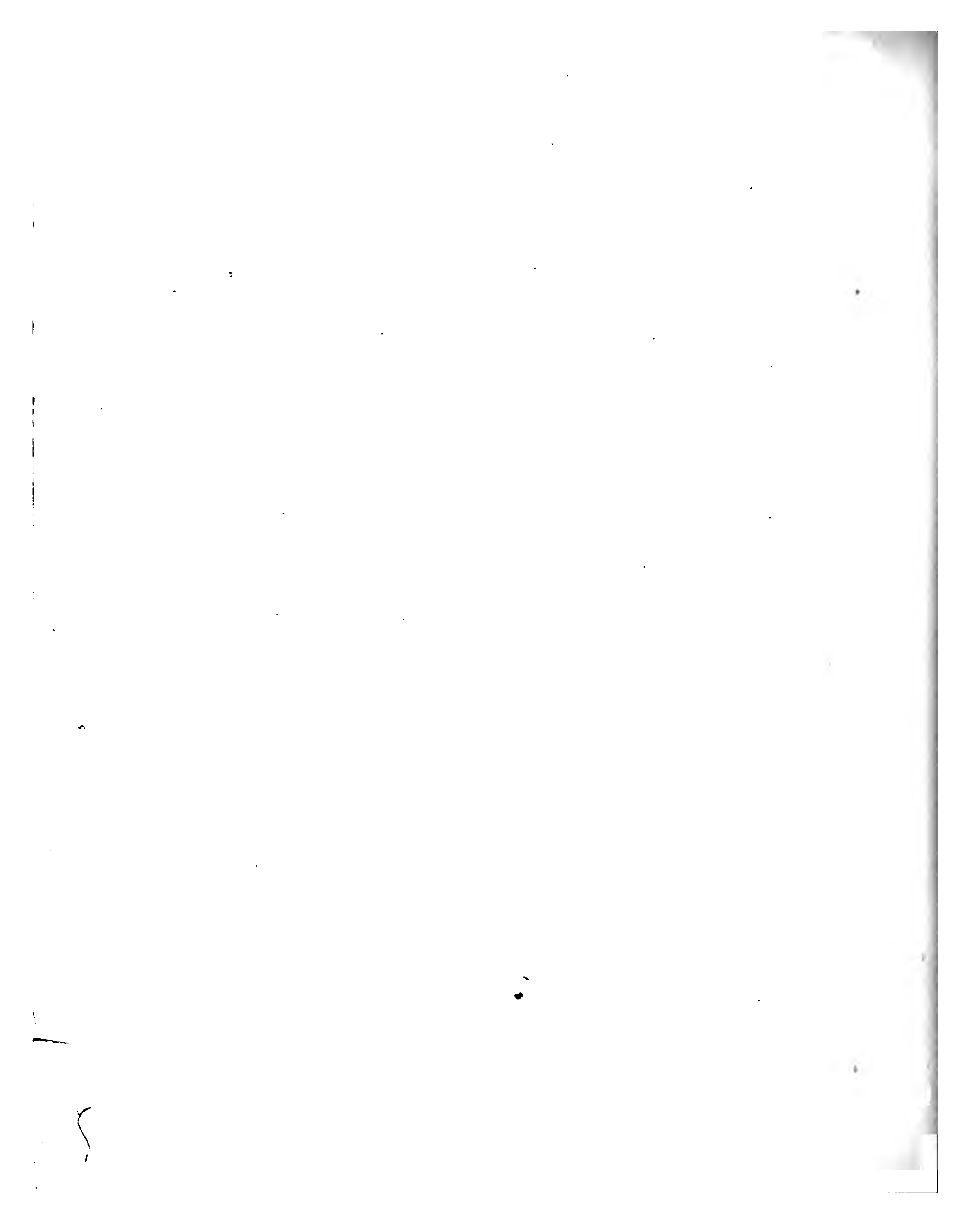
(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1870.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1870.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2⅓ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue neuer Lyrik und Epik.

1. Still und bewegt. Zweite Sammlung der Gedichte von Karl Beck. Berlin, H. Schneider. 1870. 8. 1 Thlr.

Auch auf die Liebe zu Dichtern paßt das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht.“ Seit den „Nächten“ von Karl Beck, in denen trotz jugendlicher Ueberschwenglichkeit und Unklarheit ein so glühender dichterischer Pulsschlag lebendig war, seit diesen geharnischten Liedern des jungen Studenten, welche auf den jüngern Gymnasiasten einen so bewältigenden Eindruck machten, daß er sie neben den Classikern stets zu recitiren pflegte und daß ihre kühnen Strophen ihm beständig vor den Ohren schwirrten, ist uns die Muse Karl Beck's stets sympathisch geblieben, sowenig sich verkennen ließ, daß das Feuer der Jugend längst einer sehr maßvollen Besonnenheit gewichen ist, welche sich hin und wieder sogar in einer künstelnden Cabinetslyrik gefällt. Ueber diese Wandlung spricht sich der Dichter selbst in seinen Elegien „Täubchen im Nest“ aus, welche wir früher besprochen haben und welche in diese neue Sammlung mit aufgenommen sind. Außerdem finden wir „Myrten und Cypressen“ (1847—54), eine Nachlese aus früherer Zeit, welche im wesentlichen den Charakter der „Stillen Lieder“ trägt, „Geschichten“ (1847—61) und „In meinem Herbste“ (1861—69), reifere lyrische Trauben in jüngster Zeit gekeltert.

In den „Myrten und Cypressen“ herrscht ein weicher und zarter lyrischer Ton vor; es sind Herzenserlebnisse, welche der Dichter besingt, das Glück einer Liebe und Ehe, und die Klage über sein rasches Vorüberrauschen; denn die frohen Liebeslieder werden bald abgelöst durch elegische Gedenkblätter, durch Todtenkränze, die der Dichter auf das Grab seiner jungen Gattin legt. Wie zart einzelne dieser Lieder sind, beweise das folgende:

Wo Tauben sind.

Laß mich mit meinem Weh,
Laß mich mit meiner düstern Glut:
Ich wäre nur der Tropfen Blut
Auf reinem Schnee.

Dich sucht, was fromm und lind;
Was fromm und lind, das suche du:
Denn sieh, es fliegen Tauben zu,
Wo Tauben sind.

Doch die Beck'sche Muse liebt auch den orientalischen Hymnenton; sie beginnt wol ein melodisches, für Musik gedichtetes „Schlummerlied“ mit der Strophe:

Schwört so mancher Knabe hohe Schwüre
Vor der Thüre,
Ach, sie schließt der Liebsten Haus;
Lockend tönt die Mandoline
In die Sommernacht hinaus:
Nahe bin ich dir,
Träume hold von mir! —

aber sie beschließt eine solche Serenade mit einer hohepriesterlichen Geste:

Nur den Sonnenaufgang deiner Augen
Will ich saugen,
Will durch ihn geläutert sein:
Also harret ein Bramine
Stumm im Tempel und allein —
Naht das große Licht,
Rauscht zu Harfenklängen sein Gedicht.

Ganz in den Odenton und seine freieste Rhythmik ergießt sich das Gedicht „Vermählt“, ein schwunghafter Hymenäos, wie die folgenden Verse beweisen:

Gekettet war ich jahrelang
Vom starren Trotz,
Von mürrischer Einsamkeit,
Vom schadenfrohen Gelüst
Der Selbstvernichtung —

Da kam die Liebe,
Die Liebe kam,
Und gab mir die Freiheit,
Und gab mir das Leben!
Da rief ich mir zu mit quellenden Augen:
Ergib dich, ergib dich,
Du trutziges, tapferes Herz du!
Schön stehn dir die Wunden,
Geschlagen vom Schicksal
Mit mähender Schneide
Im athemlosen, im täglichen Kampf;
Nun aber ergib dich mit inniger Demuth,
Dein Rüsten und Brüsten
Kann dir nicht frommen,
Ein Wunder ist über dich gekommen!
O senke nur alle die stolzen Fahnen,
Weit öffne dich, weiter, bezwungenes Herz!
Einzieht nun die Liebe mit Rosen bekrönet,
Von Palmen umfächelt, von Psalmen umtönet;
Erkennst du nicht in ihrem Geleit
Die Jugend mit der Unsterblichkeit?
Gesunde
In dieser von Göttern gesegneten Stunde!

Unter den „Geschichten" finden sich einige, welche an die „Lieder vom armen Mann" erinnern, Geschichten aus dem Volksleben, wie „Arm Trautchen", „Poste restante", mit der Lieblingswendung des Dichters, der Freude des zum Herrn gewordenen Knechts und der Magd, welche selbst zur Herrin wird, „der am eigenen Herd die eigenen Pfähle sich heben", wie es in dem bekannten schönen Gedicht Beck's: „Knecht und Magd", heißt. Einige dieser Geschichten kranken indeß an zu weiter Ausführung. So behandelt das Gedicht: „Die Blume des dritten Friedrich Wilhelm", eine Anekdote, die an und für sich ansprechend ist, mit einer Fülle dichterischer Ausschmückung, welche den eigentlichen Kern und die Pointe nicht scharf und bedeutsam genug hervortreten läßt. Dasselbe gilt von dem Gedicht: „Getauft", einer Variante auf Schiller's „Taucher". Ein Hymnus auf Sohnesliebe sind die Situationsbilder „Mit der Feder". „Der blinde Geiger", „Der Dorfschulmeister" sind Genrebilder, von denen das letztere einen gewissen grandiosen Zug hat. Die beste dieser poetischen Erzählungen ist offenbar das Gedicht: „Los." Hier ist der Anekdote die Prägnanz bewahrt, und die sinnbildliche Bedeutung tritt scharf hervor. Kaiser Franz ist bei dem Ungarbaron Wesselényi zu Gaste. Dieser erbittet sich von ihm als besondere Gnade, den Wagen des Kaisers mit seinem ungarischen Viergespann lenken zu dürfen. Der Zug saust beflügelt, „gleich Stürmen und Sommergewittern"; zuletzt wirft der Vasall die Zügel hin und entfesselt völlig die Pferde:

Sie brausen in Hast dem Weiher zu —
Da stöhnt in bitteren Nöthen
Der greise Monarch: „So trachtest du,
Verräther, den König zu tödten?"

Nun — Jesus Maria — nun droht der Schwall
Den dampfenden Zug zu verschlingen —
Da läßt Wesselényi mit lautem Schall
Beschwörend den Pfiff erklingen.

Aufhorchen die Renner, stehn gebannt,
Und scharren zahm mit dem Hufe,
Sie haben des Meisters Gebot erkannt,
Und folgen gewohnt dem Rufe.

Drauf hat sich der Lenker tief verneigt:
„Mein Fürst, und wolle vergeben!
Dir hab' ich im Bilde klar gezeigt
Magyarisches Walten und Weben.

„Dir hab' ich gezeigt mit fester Hand
Mein König an diesen vieren,
Wie du das gewaltige Ungarland
Begeistern mußt und regieren.

„Frei laß es gewähren, wie Gott es schuf,
So gestern, so heut und morgen,
Dann folgt es im Nu des Meisters Ruf,
Und Fürst und Volk sind geborgen!"

Dies Gedicht ist ein gelungener Pendant zu dem schönen Gedichte Beck's: „Das rothe Lied", beide gemahnen wie feuriger Tokaier; dort findet die Elegie des Prätendententhums einen stimmungsvollen Ausdruck; hier die politische Weisheitslehre eine treffende Allegorie. Aus den Gedichten: „In meinem Herbst", spricht eine Lebensmüdigkeit, die sich in den Schlußgedichten wieder zu verjüngtem Schwung aufrafft; ein Hauch der Pietät durchweht wohlthuend diese Gedichte. Eine schöne Gesinnung spricht aus den Strophen:

O, schaffen, stets bescheren,
Und lüstern nicht begehren
Nach Dank und Opferrauch;
Verborgen in der Wolke
Ein Tröster sein dem Volke,
Ein Hort nach Geisterbrauch;

Ein Blatt vom Zweige schwinden,
Im Kranz sich wiederfinden,
Ergänzend und ergänzt;
Ein Quell mit raschen Fluten
Im Strome sich verbluten,
Den bald das Meer begrenzt;

Mit wachsenden Gedanken
Sich um das All zu ranken,
Im Ganzen aufzugehn:
Das ist die volle Güte,
Das Menschenherz in Blüte,
Das große Auferstehn!

Auch der „Abschied vom Landhause" enthält Strophen von lapidarem Gepräge:

Freundlich ließ der Frühling lächeln
Eine Welt, die längst erstarrt,
Und den Hauch der Götter fächeln
Um den Schweiß der Gegenwart.

Zartes Empfinden spricht aus dem Gedicht „Getrost":

Wenn das am dürren Baum geschieht,
Was jetzt dein feuchtes Auge sieht,
Dann athme ferner nicht beklommen:
Urplötzlich wird in stiller Nacht
Auch über dich mit ganzer Pracht
Die Zeit der grünen Ostern kommen.

Was ihm der Regen, o das ist
Die Thräne dir zu dieser Frist,
Befruchtet dich mit neuen Trieben;
Getrost, und wieder blühst du bald:
Denn minder als das Holz im Wald
Wird Gott ein Menschenherz nicht lieben!

Wol fehlt es in diesen Gedichten nicht an Stellen, an denen der dichterische Ausdruck mehr gesucht als gefunden erscheint, das Gezierte das Natürliche verdrängt und überladene Schilderei mit zerstreuender Wirkung den eigentlichen poetischen Kern arabeskenhaft überwuchern; aber aus einem echten Dichtergemüth ist all diese Poesie

herausgeboren und bisweilen sind in ihr jene Klänge angeschlagen, durch welche sich das ursprüngliche Talent von dem gewandtesten Dilettantismus unverkennbar unterscheidet.

2. Lieder und Bilder. Neue Dichtungen von Julius Sturm. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der beliebte Sänger geistlicher Lieder, welche durch ihre gesunde Frömmigkeit so lebhaften Anklang gefunden haben, hat die Zionsharfe mit der profanen Lyra vertauscht und eine Sammlung von Liedern und Bildern veröffentlicht, in welcher durchweg dieselbe Wärme der Empfindung und die Anmuth und Melodie geglätteter Formen vorherrscht. Ausgeschlossen sind alle unruhigen, prickelnden, titanischen Elemente der Zeit; die Liebe tritt stets als „keusche blonde Minne", nicht als glühende Leidenschaft auf; in andern Gedichten herrscht häusliches Behagen vor; der Dichter läßt die Kleinen zu sich kommen und plaudert mit ihnen, erzählt ihnen Märchen und Fabeln. Es ist der milde, priesterliche Geist, der diese Sammlung zu einer lyrischen Hauspostille geeignet macht; die Dissonanzen des Lebens tönen nur wie von fern herein in diese stillzufriedene Welt; schlicht und einfach, oft warm und gefühlsinnig, von keinem Hauch der Skepsis getrübt, sind diese Gedichte das weltliche Gegenbild zu den geistlichen Liederklängen des Autors, welche sich auch von aufdringlicher Theologie so fern wie möglich halten.

Für den schlichten Charakter dieser Lyrik ist das „Lied" die geeignetste Form; in ihren Reichen wachsen mehr Veilchen, Maßliebchen und Vergißmeinnicht als Rosen und andere prunkende Gartenblumen. In der That ist der erste Liederstrauß „Aus Feld und Wald" gesammelt; eine große Zahl von Frühlingsliedern duftet uns entgegen, aber auch Herbstlieder, Morgen- und Abendlieder werden angestimmt, die Wolken, die Wetter, Alpen und Seen, Himmel und Erde besungen — alles knapp, oft an die Karl Mayer'schen Wanderlieder erinnernd, oft nur leiser poetischer Anflug, flatternde Blättchen, vieles geeignet für musikalische Begleitung, welche dem knospenhaften Empfinden eine vollere Entfaltung im Reiche der verwandten Kunst gönnt. Wie stimmungsvoll einige dieser „Lieder" sind, beweise das folgende:

Im Walde.

O welch ein friedlich Wandern,
Wenn sich der Tag geneigt,
Ein Vöglein nach dem andern
Im grünen Walde schweigt,
Hoch auf der Föhre Gipfel
Der Amsel Lied verklingt
Und lauschend durch die Wipfel
Das erste Sternlein blinkt!

Nun rauscht in dunkeln Zweigen
Der Abendwind allein,
Und tiefer hüllt in Schweigen
Der Wald sich träumend ein;
Mir aber ist, als stünde
Hier ewig still die Zeit
Und wüßten diese Gründe
Nur von Waldeinsamkeit.

Sehr sinnig ist das Gedicht:

Vergeblich.

Feuchter Nebel wogt im Thal,
Hebt und senkt sich wieder;
Bleich und mit gebrochnem Strahl
Blickt die Sonne nieder.

Schnee verhüllt der Saaten Grün,
Reif umzieht die Hecken;
Dennoch ist's vergebnes Mühn,
Lenz, dich zu verstecken.

In dem grauen Nebelmeer
Ueber jungen Saaten
Hat ein jubelnd Lerchenheer
Längst dich mir verrathen.

Freilich unter dem Unscheinbaren findet sich auch manches Unbedeutende, viel Anklingendes an bekannte Dichterworte. Wenn es am Schluß der „Wetterwolke" heißt:

Wer kennt das Ziel von Gottes Wegen
Und wer ergründet seine Wahl?
Aus einer Wolke träuft sein Segen
Und zuckt sein glühnder Wetterstrahl —

so werden wir doch an die Schiller'schen Verse in dem „Lied von der Glocke":

Aus der Wolke
Strömt der Regen,
Quillt der Segen;
Aus der Wolke
Ohne Wahl
Zuckt der Strahl —

um so nachdrücklicher erinnert, als die Reminiscenz an den Schluß des Gedichts als seine hervorgehobene Pointe gestellt ist. Die Form dieser Liederchen ist so einfach wie möglich; sie laufen meist auf zwei, drei, vier iambischen oder trochäischen Versfüßen, and nur eine sapphische Ode und ein Ghasel finden sich als vornehmere Formen unter dem leichtfüßigen Völkchen.

Die Liebeslieder haben nichts mit Hafis und Anakreon gemein; wir halten sie für die schwächste Partie der Sammlung. Es pulsirt in ihnen kein voller Strom der Empfindung; es sind mehr seichte Wässerchen, durch die man schon oft gewatet ist. Der Dichter will „ihre lieben Augen" fragen, ob sie seine Sterne sein wollen; ein andermal findet er mit Shakspeare in „Romeo und Julia" in der Nacht ihrer Augen zwei vom Himmelsbogen herabgezogene Sterne; dann sieht er wieder des Himmels Thore durch den Blick der Geliebten aufgethan; Nachtigall und Rose halten dieselbe Zwiesprache wie in den Gärten von Schiras, eine Zwiesprache welche Heinrich Heine bereits glücklicher belauscht hat.

In dem kleinen Cyklus: „Aus dem Hause", findet sich ein Gedicht: „O pflegt das Heimgefühl in euern Kindern", das in dem Ton seiner fünffüßigen reimlosen Jamben an ähnliche Dichtungen Leopold Schefer's erinnert. Die „Gedenkblätter" sind namentlich Friedrich Rückert und dem Dichter Petöfi geweiht, einem in seiner eigenartigen Sangesweise von unserm frommen Sänger sehr verschiedenen Dichter, dessen Schwung indeß den Feiernden auch zu vollern Klängen anregt:

Du bist die Nachtigall, die tief im Haine
Das süße Weh der Liebe klagt der Nacht;
Ich lausche dir am thymianduft'gen Raine,
Berauscht von deines Liedes Zaubermacht.

Du bist die Schwalbe, die den zarten Jungen
Ein muntres Liedchen zwitschernd singt am Nest;
Ich lausche dir, und eh dein Lied verklungen,
Hab' ich mein Kind an meine Brust gepreßt.

Du bist die Lerche, die im Morgenrothe
Ihr Lied dem Frühling und der Freiheit singt;
Ich lausche dir, und fühl' wie jede Note
Als glühnder Tropfen mir zum Herzen dringt.

Du bist der Aar, der am verfallnen Bronnen
Den morschen Balken sich gewählt zum Sitz;
Ich aber les' das Lied, das du ersonnen,
Das wilde Lied in deines Auges Blitz.

So wogt um mich die Fülle deiner Lieder,
Und jedes ist an neuen Klängen reich;
Und doch bist du, Petöfi, immer wieder
In jedem Liede nur dir selber gleich.

Die patriotischen Gedichte des Abschnitts „Aus der Zeit" sind in ähnlichem Ton gehalten; doch immer liederartig, zur Composition herausfordernd. Die Schattenseiten der Zeitpoesie bezeichnet der Dichter schlagend in dem folgenden Vers:

Doch wer zu seines Liedes Kern
Die Gegenwart erkoren,
Dem schlagen Alt und Junge gern
Die Leier um die Ohren.

Der patriotische Geist dieser Gesänge ist kernhaft; der fromme Sänger protestirt gegen einen faulen Frieden und feiert die Siege von 1866.

Allerliebst sind die „Kinderlieder für meine Kleinen", ein lyrischer Christbaum, reich behangen mit den niedlichsten Sächelchen. Hier trifft der Dichter den mustergültigen Ton! Wie wiegenliederartig, märchenhaft anheimelnd beginnt das Gedicht „Schneewittchen":

Schneewittchen hinter den Bergen,
Bei den sieben Zwergen,
Macht sieben Bettchen mit flinker Hand,
Bestreut das Stübchen mit goldnem Sand.

Wie kindlich keck, wie volksthümlich sangbar ist „Der kleine Jäger":

Das ew'ge Buchstabiren,
Das steht mir gar nicht an;
Ich kauf' mir eine Flinte
Und werd' ein Jägersmann.

Husch! aus dem Federbette,
Wenn kaum der Morgen tagt,
Das ist im grünen Walde
Die beste Zeit zur Jagd!

Ich schleiche durch die Tannen,
Bis an den stillen See;
Ein Wild muß ich erjagen,
Ein Hirschlein oder Reh.

Doch kommt ein Wolf gelaufen,
Ein Tiger oder Bär,
Dann wäre mir's doch lieber,
Wenn ich zu Hause wär'.

Der Werth der „Bilder" ist ungleich. Bei Stoffen, die eine gesättigtere Färbung verlangen, wie z. B. „Herodes der Grausame", erscheint die Art und Weise des Dichters doch als eine Aquarellmalerei, welche diese tiefere Sättigung und das Abtönen der Contraste zu sehr vermissen läßt; einzelne Bilder erscheinen sogar gänzlich verblaßt; andere erinnern zu deutlich an bestimmte Muster, wie z. B. „Die nächtliche Ueberfahrt der Zwerge", „Der große Wind zu Weißenberg" und „Wendewein" an ähnliche Gedichte von Kopisch. Wohl aber finden wir auch hier manches Poetische und Sinnreiche. „Allein im Walde" ist eine kindliche Waldphantasie, voll Waldblumenduft, frisch und würzig wie Maitrank und an die gesundesten Waldsymphonien der romantischen Schule erinnernd; „Mumienweizen" ist ein gedankenvolles Gedicht in prägnanter Fassung. Die Weizenkörner aus der Hand der Mumie werden in die Furchen gesäet und sprossen üppig auf:

Und sie staunten ob des Wunders, daß nach so viel tausend Jahren
Nicht des Lebens zarte Keime in dem Korn erstorben waren,
Und ein Greis sprach selig lächelnd: „Heut' erst ward der Spruch mir klar:
Vor dem Herrn sind tausend Jahre wie ein Tag, der gestern war."

„Die Verlassene", deren Tagebuch Julius Sturm uns mittheilt, schlägt durchaus schlichte, elegische Klänge an, oft von einer Einfachheit, die an das Unbedeutende grenzt, bisweilen aber auch in anmuthiger Fassung, z. B.:

Letzter Wunsch.

Wenn dies Herz hat ausgeschlagen,
Mögt ihr's still zu Grabe tragen;
Spart am Sarge Kranz und Zier,
Nur ein Kreuz vergönnet mir.

Pflanzt auch keine duft'gen Rosen
Auf das Grab der Freudelosen,
Wählt für meine Schlummerstatt
Immergrün und Epheublatt.

Daß Sturm zuletzt auch als lyrischer Feldprediger auftritt und Lieder „Aus dem Soldatenleben" dichtet, wird vielleicht bei dem sanften Sänger befremden. Gleichwol haben diese Lieder — denn das „Lied" überwiegt in diesem Abschnitt das „Bild" — frischen, kriegerischen Takt, echte Marschmelodie, und das „Stückchen vom alten Ziethen" zeigt, daß die Muse Sturm's auch gelegentlich in den Bahnen Scherenberg's und einer martialisch-humoristischen Schnurrbartspoesie zu wandeln weiß.

Durchweg ist in diesen Gedichten die Klarheit und Durchsichtigkeit von Form und Inhalt zu rühmen, welche allerdings bei mangelnder Tiefe leichter dem anmuthenden Sänger erreichbar ist.

3. Die Braut des Nil. Erzählendes Gedicht von Oscar Elsner. Koburg, Riemann. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Braut des Nil ist die Tochter des Hohepriesters, welche dem Strom als Tribut der Dankbarkeit geopfert werden soll. Rhodopis aber, das bestimmte Opfer der Wogen, wird von einem Jüngling geliebt, der als altägyptischer Freigeist die Glaubenssatzungen für Wahn, die Ceremonien für Thorheit hält. Dieser Jüngling Apistes ruft ihr im Stile Feuerbach's zu:

Und wer gebot es dir, die Bahn
Des jungen Lebens zu verlassen?
Ein Phantasiegebild, ein Wahn
Der Sinne — und der Volkesmassen!
Vor selbstgemachte Götter treten
Sie hin und beugen sich zum Staub,
Sie stets bestürmend mit Gebeten —
Allein die Götter bleiben taub.
Und nimmer brachen sie das Schweigen,
Kein Götterwort ist noch erschallt,
Ob sich die Völker ihnen neigen,
Ob nicht — die Steine läßt es kalt!

Und weiterhin setzt er wie ein Anhänger Moleschott's die Kraft auf den Weltenthron:

Der Völker Angst und Furcht erschuf
Die Götter nur und ihre Throne.
Drum laß die todten Steingestalten,
Erfasse, daß im Weltenreich
Nicht Wesen, die dir selber gleich,
Der Herrschaft höchstes Amt verwalten.
Die wahre Gottheit lerne kennen,
Die um dich her wie in dir schafft —
Und soll ich ihren Namen nennen:
Es ist die ew'ge heil'ge Kraft!
Wohl wurde früh sie schon erkannt,
Doch niemals noch in voller Klarheit;
Man nahm die Formen, ihr Gewand,
Für ihres Kernes lichte Wahrheit.

Er will mit der Geliebten fliehen, und fliehend schlägt er Hapi's Marmorbild in Trümmer; die Priester eilen herbei, die Flucht wird vereitelt, die festlich geschmückte Rhopodis dem segenspendenden Strome geopfert. In correcten, fließenden, oft schwunghaften Versen, mit dem ganzen düstern Pomp des altägyptischen Colorits, ohne zögerndes Verweilen und schleppendes Ermüden bewegt sich diese Erzählung, welche uns das Talent des jugendlichen Dichters, das wir bereits in seiner Tragödie „Bar-Kochba" schätzen lernten, in günstigem Lichte zeigt.

4. Gedichte von Adolf Stern. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn es zwei Gattungen von Dichtern gibt, die eine, in welcher der Maler, die andere, in welcher der Musiker überwiegt, so kann man zu der erstern, welche ihre Geltung behält, ohne mit Lessing's „Laokoon" in Conflict zu gerathen, den Dichter Adolf Stern rechnen. Er ist ein geschmackvoller und glänzender Colorist, wie schon seine Prosaerzählungen beweisen, und wir möchten daher seinen epischen Dichtungen vor den lyrischen den Vorzug einräumen. Gleichwohl enthalten auch die „Lieder und Träume" manches anziehende Gedicht — nur daß auch hier der Hauptton mehr auf dem Gedankenvollen, bildlich Bedeutsamen ruht, wie z. B. in dem Gedicht:

Melusine.

Des Knaben Traum verläßt mich nicht,
Die Märe von der Melusine;
Mir ist, als wenn das Mondenlicht
Durch deine Fenster schimmernd schiene.

Ich schau' hinein, violenfarb
Kost das Gewand um deine Glieder,
Die Lippen, drum ich flehend warb,
Ich seh' sie dunkelblühend wieder.

Doch schwebt ein Lächeln drauf —, bei Gott! —
Es liegt das Hassen und das Minnen,
Die Sehnsucht und der bittre Spott
In diesem einen Lächeln innen.

Und bangend frag' ich: gilt mir das?
Dann muß ich dich auf immer meiden!
Gib ganze Liebe, ganzen Haß —,
Doch nicht das Lächeln zwischen beiden!

Auch überwiegt oft in den Liedern das Malerische, obschon stimmungsvoll und lyrisch berechtigt, wie gleich in dem ersten, gelungenen Gedicht:

Vorfrühling zwischen Bergen.

Unter mir die Waldung des Thals,
Vor mir die Gruppen der Tannen,
Die im Glanze des Sonnenstrahls
Moosige Felsen umspannen.

Ueber mir des Himmelsdachs
Blaue wölbige Runde,
Und von ferne das Rauschen des Bachs
In dem felsigen Grunde!

Rings verschwindet das Wintereis,
Um mich fallen die Tropfen,
Ist mir doch, als hörte ich leis
Pulse der Erde klopfen!

Jedes Tropfens gelöster Krystall
Lockert die starre Rinde,
Und es kündet sein blitzender Fall
Nahende Frühlingswinde!

Hoch ob dem beschneiten Revier
Sonnt sich die zackige Fichte —,
Tief im Herzen erstehen mir
Jubelnde Lenzgedichte!

Die zwei an Jone gerichteten Liebesliedercyklen erinnern nicht an Tibull und den verwegenen Properz; es sind gefällige, sinnige Liebesgedichte mit warmer Empfindung, welche die Stimmungen des Naturlebens in ihre Kreise zieht und sich von ihnen anregen läßt; aber Größe und Kühnheit der Leidenschaft würden wir vergeblich in ihnen suchen.

In den „Tagebuchblättern" finden sich Gedichte an Franz Liszt, Robert Schumann, Friedrich Hebbel; das zweite, an den letztern gerichtete Sonett lautet:

Du sankst dahin im freudigsten Entfalten,
Erfüllt vom Räthselspiel der Weltgeschicke,
Umgeben noch im Todesaugenblicke
Von bleichen Schatten mächtiger Gestalten.

Sie schwirrten um dich, suchten dich zu halten,
Daß deine Glut mit Leben sie erquicke,
Sie drängten sich vor deine letzten Blicke,
Um nun mit dir zu schwinden, zu erkalten!

Die Götter zürnen! Keiner soll vergleichen
Sich heut mit Meistern aus beglückten Tagen —,
Du strebtest rastlos, muthig, ohne Weichen
Dem höchsten Ziele zu, mit stolzem Wagen;
Weil sie gewußt, du würdest es erreichen,
So liegst du nun vom Götterblitz erschlagen!

Von den „epischen Dichtungen" steht „Thais" in erster Reihe; dies „Frauenbild" hat Schwung und gesättigte Glut. Auch „Ada Vitella" ist mit lebendigem Colorit und sinnvoll behandelt. „André Chénier" ist in bewegten Rhythmen gehalten und verherrlicht den Bund der Freiheit und Schönheit:

Die Schönheit bleibt des Lebens Licht,
Der Henker von Arras verscheucht sie nicht,
Sie wird sich neue Jünger werben,
Und ließ man noch hundert Dichter sterben.

Und bis die Freiheit nicht erkennt,
Daß von der Anmuth, der Schönheit getrennt
Zum Spotte werden die Güter des Lebens,
So lange kämpft und ringt sie vergebens.

Ein militärisches Bravourstück ist die „Sonne von Austerlitz"; „Jagello" ein polnisches Nachtstück: der Knecht, der sich wegen einer Strafe an dem Herrn rächen wollte und die Wölfe durch die ausgestreuten Stücke einer erschossenen Hirschkuh auf den Pfad lockt, opfert sich selbst

für die ihm freundlich gesinnte Tochter und gibt sich der wilden Meute preis. Die unheimliche winterliche Beleuchtung ist hier glücklich wiedergegeben. Ebenso trefflich ist das stimmungsvolle Colorit in den „Strandräubern", welche ein Schiff ans Ufer locken durch verrätherischen Fackelglanz, um das gescheiterte zu plündern. Die Ringe, die sie den Todten rauben, zeigen ihnen dann, daß der eigene Sohn unter den Opfern ist. Diese Wendung ist tragisch, aber nicht genugsam ausgebeutet. Mit heroischem Posaunenklang wird der „Fall von Masada" geschildert, ein Epilog zu den frühern Makkabäertragödien. „Der Schweizer" führt uns in die Französische Revolution und die Schrecken des Tuileriensturms, welche in Contrast gestellt sind mit den Naturbildern der Heimat, die der Sohn des Alpenlandes lebendig vor der Seele schweben.

Das Schlußgedicht „Eldorado" ist ein Gegenbild zu Heinrich Heine's „Bimini"; doch während das letztere mit einer elegischen Dissonanz schließt, führt das erstere zu harmonischem Abschluß. In der Sehnsucht nach der Zauberinsel Bimini und ihrem verjüngenden Wunderquell altern die seefahrenden Pilger, ohne es zu merken; das Grab zeigt sich als das wahre Bimini. Bei Adolf Stern aber sucht der Jüngling das goldumflossene, silberblitzende Eldorado, die Stadt mit den Demantthoren, und trennt sich von der Geliebten, um ihr ein reiches Glück zu gewinnen. Nach langer endloser Wanderung sieht er Gold die „Waldung säumen", erblickt zwischen den Zweigen einen lichten Spiegel, den er für den See von Silbererz hält; er glaubt sein Ziel erreicht zu haben und sieht wieder — San Maria's Bucht, von der er ausgegangen war:

> Hell schimmernd liegt die Stadt am Strande
> Mit Häusern lustig, keck und leicht,
> Die erste auf dem festen Lande,
> Das jüngst Colombo's Kiel erreicht,
> Er schaut die Palmen am Gestade,
> Die Blütengärten rings umher,
> Er sieht die Häuser, die Posade,
> Die weißen Segel auf dem Meer.
>
> Am Strand, im Schmuck des leichten Flores,
> Die Jungfrau, die zum Meere schaut,
> Er kennt sie wohl, es ist Dolores,
> Die bangende verlassne Braut.
> Und stand er erst zum Tod betroffen,
> Als so sein Träumen sich verlor —,
> So wird ihm doch die Seele offen,
> Aus Thränen jauchzet er hervor:
>
> „O ob des Wahns, der mich gebunden!
> Das Eldorado ist erreicht,
> Im eignen Herzen wird's gefunden,
> Es liegt so nah, der Pfad ist leicht,
> Doch braucht es Kampf, das Herz zu lenken,
> Daß es im Tiefsten klar erkennt
> Das Land des Glückes im Beschränken
> Und Frieden die Erfüllung nennt!"
>
> Und auf dem oft betretnen Pfade,
> Mit Dank zur Himmelskönigin,
> Eilt nun der Wandrer am Gestade
> Zur Stätte der Geliebten hin;
> Sein Arm hält glühend sie umwunden,
> Zur Ferne schaut er nicht zurück —,
> Sein Eldorado ist gefunden,
> An seinem Herzen ruht das Glück!

In der That ziehen wir diese positive Lösung jener skeptischen vor, welche in Heine's „Bimini" uns am Schluß so ironisch lächelnd den Becher Lethe als Verjüngungstrank credenzt.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Neue spiritualistische Schriften.

1. Die Principien der Natur, ihre göttliche Offenbarung und eine Stimme an die Menschheit. Von Andrew Jackson Davis. Aus der dreißigsten Ausgabe des amerikanisch-englischen Originals mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Gregor Konstantin Wittig und mit einem Vorwort nebst Anhang herausgegeben von A. Aksákow. Zwei Bände. Leipzig, Wagner. 1869. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Seit mehr als zwanzig Jahren hat in der Union ein sogenannter Seher so bedeutendes Aufsehen erregt und seine Schriften haben so große Verbreitung gefunden, daß in d. Bl. abermals von ihm gesprochen werden soll. Mag man den Spiritualismus oder Spiritismus, dem namentlich in Amerika Millionen anhängen, für eine phantastische Erscheinung der Zeit ansehen, oder mit seinen Anhängern für den Vorboten eines neuen Weltalters, für die Morgenröthe eines bessern Zustandes der Menschheit — immer bleibt derselbe eine bemerkenswerthe Aeußerung des modernen Geistes.

Um Davis den Lesern näher bekannt zu machen, wurde das obengenannte Werk gewählt, auch nach dem Urtheil des verdienten Uebersetzers Wittig sein wichtigstes sowol der Entstehung als dem Inhalt nach. Ein neunzehnjähriger ungebildeter Jüngling von der dürftigsten Herkunft und Erziehung entwickelt im magnetischen Schlafe in 157 „Vorlesungen" ein vollständiges System der Natur- und Geistesphilosophie und erörtert alle Haupterscheinungen in der materiellen Schöpfung und in der Geschichte der Menschheit. Er behauptet, hierzu „beeindruckt", inspirirt worden zu sein, und seine Vorlesungen bilden ein großes zusammenhängendes System, während er im wachen Zustande kaum einen Satz richtig sprechen kann, seine eigenen Dictate aus dem magnetischen Schlafe nicht begreift und sie erst mühsam verstehen lernen muß. An Betrug von irgendeiner Seite ist in keiner Weise zu denken. Davis, geb. 1826, war als Knabe in einer Mühle beschäftigt, wurde dann Ladenbursche, Hirt, Feldarbeiter, Schusterlehrling, bis ihn 1843 der Schneidermeister Levingston magnetisirte, wo er dann Kranke „mit überraschendem Erfolg" behandelte und als „der Seher von Poughkeepsie" bekannt wurde. Wenigstens vor den „Principien der Natur" hat Davis keine wissenschaftlichen Bücher, sondern nur einige Jugendschriften und leichte Romane

gelesen, aber nicht lange nach der Entwickelung seiner Heilkraft wurde (1844) auch seine intellectuelle Fähigkeit im magnetischen Zustand ungemein erhöht und er schien alle Wissenschaften zu verstehen. Am 7. März 1844 fiel er, ohne magnetisirt zu sein, zwei Tage in einen ganz ungewöhnlichen Zustand, war gefühllos für die äußern Dinge, lebte nur in der innern Welt, erhielt dabei „durch den Geist Swedenborg" eine Belehrung über seine eigenthümliche Sendung in die Welt und wurde zu seinen Vorträgen angeregt. Er wird in dieser Zeit von seinem spätern Secretär Fishbough als ein junger Mensch von äußerst wenig Schulbildung und großer Herzenseinfalt geschildert, mit zarter Empfänglichkeit und befähigt, Naturprincipien zu erfassen, wie nur wenige seines Alters. Im November 1845 bezeichnete Davis, der sich nach Neuyork begeben hatte, den Arzt Lyon als denjenigen, der ihn magnetisiren sollte, und den Pastor Fisbough als den Protokollführer; beide hatten dieses weder erwartet noch gewünscht. Außer diesen wählte Davis noch drei beständige Zeugen, neben welchen aber noch eine Menge anderer Personen zeitweise den Sitzungen anwohnten, sodaß die „Principien der Natur" von 267 Zeugen unterzeichnet wurden, unter welchen sich Geistliche, Richter, Gelehrte befanden, von bekanntern Namen Bush, Professor der hebräischen und orientalischen Sprachen, die Richter Parsons und Edmonds, Dr. med. Lee, Coleman, der Herausgeber des „Spiritual Magazine", der englische Verleger von Davis' Werken Chapman u. s. w. Jede der 157 Vorlesungen dauerte 40 Minuten bis etwa 4 Stunden, in jeder dictirte Davis 3—15 große enggeschriebene Seiten. Die erste fand am 28. November 1845, die letzte am 25. Januar 1847 statt. Fisbough wurde wegen des von ihm niedergeschriebenen Werks Unglauben und Materialismus vorgeworfen; er erklärte aber noch 1869, daß er kein Urtheil über den innern Werth der Lehren von Davis fälle, sondern nur bezeuge, daß sie so ausgesprochen wurden, wie er sie blos mit grammatischen und Stilverbesserungen niedergeschrieben habe. Er habe aber nicht wiedergeben können „die feierliche Eindringlichkeit und himmlische Reinheit" der Vorträge.

Im hellsehenden Zustande, wo Davis dictirte, lag er kalt und starr wie todt mit stockendem Athem und schwachem Puls, und er behauptete, daß sein körperliches Leben nur noch durch den mit ihm verbundenen Magnetiseur erhalten werde und sein Geist nicht mehr in den Körper zurückkehren könnte, wenn durch einen Zufall die Verbindung mit dem Magnetiseur aufgehoben würde. Dr. Lyon, den das Magnetisiren sehr angriff, protestirt gegen die Annahme, etwa ihm oder den andern Anwesenden die außerordentlichen Einsichten zuschreiben zu wollen, welche Davis entwickelte. Dieser stand im magnetischen Zustand mit den Engeln und Geistern der zweiten Sphäre, wie er sich ausdrückte (nämlich der zunächst auf dieses Leben folgenden), in Verbindung und schaute ihre Zustände. Sowie er einen deutlichen „Eindruck" erhalten hatte, kehrte sein Geist zum Körper zurück und brauchte die Sprachorgane zur Mittheilung; nach jedem Satze schwieg er, um wieder neuer „Beeinflussung" zu harren. Er bereitete sich manchmal durch Fasten auf das Hellsehen vor, wodurch sein Blut ganz ruhig und er der innern Concentration fähig wurde, und sprach von der himmlischen Freude in den Stunden des Hellsehens. Die Frage, ob er sich nicht häufig in persönlicher Berührung mit geistigen Wesen befände, verneinte er, weil er sonst physisch und geistig nicht gesund bleiben könnte. Er schrieb an Aksákow: „Der Inhalt der «Principien der Natur» gelangte Wort für Wort durch meine Lippen, ohne die geringste Vorüberlegung oder Erziehung auf meiner Seite und während ich äußerlich dessen ganz unbewußt war, was innerlich durch mich in die Form überging, in der Sie es haben." Reverend Ripley schreibt übertreibend: „Wenn dieser junge Mann auch nur als ein philosophischer Poet betrachtet würde, welcher sein Epos vom Universum gesungen hat, so müßten Dante und Milton wol ihre Häupter vor ihm verbergen." Reverend Harris bezeugt, daß ihn Davis von einer gefährlichen Krankheit geheilt, seine geheimsten Gedanken gekannt und ihm erstaunliche Dinge vorhergesagt habe, die genau eintrafen.

Davis beginnt mit der Vernunft und sieht die einzige Hoffnung für Verbesserung der Welt im freien Gedanken und der unbeschränkten Forschung. Er ist Deist, die Natur weist ihn auf eine erste Ursache, „den großen positiven Geist" hin, der aber eigentlich doch nur den ersten Anstoß gibt, denn Davis führt alles auf Bewegung und Entwickelung zurück. Er stellt die Behauptung auf, daß jede Substanz nur die unter ihr stehenden Substanzen, aber nicht sich selbst begreifen könne, weshalb er das Wesen und Princip des Geistes offenbaren müsse. Von der menschlichen Organisation gibt er eine höchst unbeholfene und unrichtige Darstellung, weil hierzu positive Kenntnisse gehören; wenn es sich aber um allgemeine, durch die Vernunft erkennbare Dinge handelt, trifft er oft das Richtige, so wenn er behauptet, daß keine menschliche Kunst einen Organismus zu erzeugen vermöge, daß Bewußtsein und Intelligenz kein Resultat der Organisation sei, daß in allem ein intelligentes bewußtes Princip walte, oder wenn er sagt, der wahre Anatom werde nicht die Theile des Ganzen vereinzeln, wenn er zu allgemeinen Principien gelangen wolle, sondern er werde aus den Theilen das Ganze erforschen. Die, welche den Geist aus der Materie entstehen lassen, irren darin, daß sie die Wirkung mit der Ursache verwechseln; das erste ist der große positive Geist, und die Natur ist seine Wirkung, die er benutzt, um den menschlichen Geist als letzten Zweck hervorzubringen. Der große Geist besitzt unbegreifliche Macht und Kraft, göttliche Weisheit, unendliche Güte, vollkommenste Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, ewige Wahrheit. Ganz unvollkommen ist, was I, 145 über die Kunst gesagt wird.

„Im Anfang war das Univercölum oder der Allhimmel ein einziger grenzenloser, unerdenklicher Ocean von flüssigem Feuer." Die wissenschaftliche Kosmologie läßt hingegen das Feuer erst durch Anziehung und Reibung der materiellen Theilchen entstehen. Diese „sichtbare Kugel", der Allhimmel, wird nun mit dem großen positiven Geiste identificirt, mit seinen Eigenschaften ausgestattet, „so war das Ganze der Weltprincipien in einen einzigen ungeheuern Wirbel reiner Intelligenz, bewußter Geistigkeit vereinigt, dessen Entwickelung ewige Bewegung ist". Hierdurch entstanden verschiedene Cirkel von Welt-

körpern, und es sollen Sonnen, die noch keine feste Consistenz gewonnen haben, „flammende Kometen" sein. In der Construction des Sternhimmels finden sich eine Menge ganz unhaltbarer Vorstellungen, und die Regelmäßigkeit der Weltenvertheilung, welche Davis statuirt, existirt nicht. Alle Sonnen sollen sich um eine Centralsonne bewegen und dies durch Mädler erwiesen sein, während dieser doch nur die Hypothese aufstellte, daß die Plejadengruppe der Gravitationspunkt für die Sonnen des Milchstraßensystems sei, welches bekanntlich nur eins der unzählbaren Sternsysteme ist. Davis spricht von einem achten und neunten Planeten, und weil um diese Zeit Neptun errechnet und wahrgenommen wurde, so wird dies als etwas Erstaunliches dargestellt, aber Davis konnte ebenso gut statt von acht oder neun von zwölf Planeten sprechen und immer behaupten, die letzten würden noch entdeckt werden. Uebrigens hatte ja bereits 1821 Bouvard aus der Bewegung des Uranus auf einen noch unbekannten störenden Planeten geschlossen. Die Beleuchtung des Neptun durch die Sonne soll erstaunlich hell, für das menschliche Auge ganz unerträglich sein, während doch ihr Licht im Quadrat der Entfernung abnimmt und für Neptun über neunhundertmal geringer als für die Erde ist. Die Bildung des Sonnensystems, wie Davis sie darstellt, ist die bekannte Kant-Laplace'sche, welche ihm auf irgendeine Weise zur Kenntniß gekommen sein muß. Wenn er die Pflanzen, Thiere und intelligenten Wesen auf den fernen Planeten in abenteuerlicher Weise schildert, so hat dieses kaum mehr Werth als die wieder ganz anders lautenden Angaben mancher Somnambulen, welche Sonne, Mond und Sterne durchreist haben. Die Asteroiden läßt er nach einer früher angenommenen, jetzt beseitigten Hypothese durch Zersprengung eines größern Planeten entstehen. Die ursprüngliche Form der Erde soll eckig gewesen sein, was nach dem Gravitationsgesetz bei einer flüssigen Masse unmöglich ist. Der Granit besitzt nach ihm etwa die Dichtigkeit des Quecksilbers, der am meisten verdünnte Endzustand der Atmosphäre ist das „Fluorin", noch dünner sind die imponderabeln „Elemente" Magnetismus und Elektricität, eine längst beseitigte Vorstellung. Der Diamagnetismus, wobei er Faraday nennt, wird als ein neuentdecktes imponderables Element bezeichnet. In der Steinkohlenzeit soll sich der früher viel größere Umfang der Erde durch Verdichtung bereits auf 435 geographische Meilen vermindert haben, während er doch jetzt noch 5400 Meilen beträgt. Und S. 380 will Davis nachweisen, daß Ebbe und Flut nicht auf der Anziehung von Mond und Sonne beruhen, „weil die Anziehung nicht über die Atmosphäre eines Körpers hinausreiche"!

Davis spricht von Stigmarien und Sigillarien, von den großen fossilen Sauriern, unter anderm von einem „Pleitheosaurus" (wol Plateosaurus); der Megalesaurus hat zwei Beine, „welche infolge ihrer gespreizten und zusammengesetzten Form Schwingen genannt worden sind, er hat auch zwei Flossen". Er will in der Paläontologie die Tage der Genesis anbringen, während er sich doch früher gegen den Begriff der Schöpfung erklärte und nur Entwickelung annahm, und läßt am Schluß der sechs Tage die lebenden Arten zerstört werden: ebenfalls eine verlassene Meinung. Er glaubt ferner, daß seine Darstellung den biblischen Urbericht über die Schritte und Grade der Schöpfung unbestreitbar bewahrheite, während er die Bibel sonst doch scharf kritisirt und nicht den richtigen Begriff von ihr hat, weshalb Richter Edmonds beklagt, daß Davis so wenig orthodox sei. Die Gliederthiere sollen aus der ersten Ordnung der Mollusken entstehen, die Vierhänder waren am ersten Theil des sechsten Tags sehr von den jetzigen verschieden und glichen denen auf dem Planeten Saturn. Höchst phantastische Vorstellungen folgen sich bis zum Schluß des ersten Bandes. Dabei ist immerhin sehr merkwürdig, daß Davis trotz dem gesinnungstüchtigsten Darwinianer den Keim des Menschen in den niedersten Formen des Thierreichs entdeckt und ihn allmählich durch den großen vielverzweigten Stamm der thierischen Schöpfung als dessen Frucht sich entwickeln läßt. Freilich wurden schon von Lamarck, Oken u. a. verwandte Anschauungen ausgesprochen. Die niedrigere Form des Menschen läßt Davis in Afrika, die höhere in Asien entstehen: eine Möglichkeit, die ich, ohne von Davis zu wissen, bereits 1863 in meinen „Anthropologischen Vorträgen", S. 91, besprochen habe. Die fünf Blumenbach'schen Rassen hält Davis für ganz correct und keiner Modification bedürftig. Sehr unrichtig ist ein oft von ihm ausgesprochener Grundsatz, daß nur die allgemeinen Ideen wirklich seien, „die Einzelheiten aber nur die unwirkliche und auswüchsige Verzweigung allgemeiner Principien", und jene allein der Betrachtung würdig, was an Hegel'sche Anschauung erinnert, wo der Begriff als das Wesentliche, die reale Existenz der Dinge als der werthlose Schein gilt, während die Sache sich umgekehrt verhält.

Was im zweiten Bande, wo die schon im ersten begonnene Geschichte der Urvölker fortgesetzt wird, über deren Entstehung und Schicksale, sowie über deren Religionen, Meinungen, Sitten, die hervorragenden Männer, namentlich Religionsstifter und Philosophen, gesagt wird, muß als eine zwar manchmal großartige, aber meist ganz phantastische Combination erklärt werden. Bei der Prophetie muß nach Davis die Person in Gemeinschaft stehen „mit der ursprünglichen Absicht des göttlichen Schöpfers und mit den Gesetzen, welche seine Absicht erfüllen", indem alles das Resultat unveränderlicher Gesetze sei — eine theilweise berechtigte Anschauung. In Davis' Kopfe begegnen sich sehr verschiedene Auffassungen der Welt und die Gedanken sehr verschiedener Denker, sodaß es nicht wundern darf, auch die Swedenborg'sche Vorstellung zu finden, daß das Universum als Ganzes einen großen Menschen bilde, was dadurch möglich werde, daß es von dem großen positiven Geiste beseelt sei. Von einem Sündenfall, von Erlösungsbedürftigkeit des menschlichen Geschlechts will Davis nichts wissen; Jesus, obwol vollkommener als je ein Mensch vor ihm, sei wie alle durch die Naturgesetze entstanden, und da das Menschengeschlecht nichts verloren, nichts verwirkt habe, bedürfe es keiner Erlösung, sondern nur sanfter Belehrung. Das Neue Testament wurde nicht vom Alten eingegeben und die Propheten sahen ersteres nicht vorher, die Bibel habe keinen göttlichen Ursprung und sei keineswegs das Centrum aller Wahrheit. Uebernatürliche Dinge, d. h. solche, welche den Naturgesetzen zuwiderlaufen oder sie übersteigen, gebe es nicht; behaupten, daß die Wunder von einer

übernatürlichen Kraft bewirkt wurden, heiße sie von einem Nichts ableiten. Sehr verkehrt wird Charakter und Bestimmung der Apostel aufgefaßt. Davis zweifelt die Wunder der Bibel an und verlangt doch für jene, welche er verkündet, Glauben.

Von S. 898 an wird nun der Mensch nach seiner physischen und geistigen Seite noch genauer betrachtet, wobei Wahres und Falsches vielfach gemischt sind. Es sollen die eckigen Formen der Mineralwelt, die kreisrunden dem Pflanzenreiche, die spiraligen dem Thierreiche, die geistigen und himmlischen der Menschenwelt entsprechen. Schön ist, was Davis über das Sterben und den Tod sagt. Die Anschauungen jenseitiger Zustände sind bei jedem Visionär anders, obwol alle, auch Davis, von einer Zusammengesellung der Abgeschiedenen nach Sympathien, von einer Gliederung in niedere und höhere Vereine nach den Graden der Vollkommenheit sprechen, wie denn Davis sechs Stufen oder „Sphären" annimmt: die natürliche (das gegenwärtige Leben), die geistige, himmlische, übernatürliche, übergeistige, überhimmlische, und später noch eine siebente, „den unendlichen Wirbel der Liebe und Weisheit und die große Sonne des göttlichen Geistes, welche alle geistigen Welten erleuchtet" und welcher Davis einmal so nahe kam, daß seine Fähigkeiten eine Störung erlitten hätten, wäre er nicht schnell aus dem magnetischen Zustand befreit worden — Angaben, wie sie auch bei einigen andern Visionären sich finden.

Der letzte Abschnitt mit der Ueberschrift: „Eine Stimme an die Menschheit", ist eine Art Socialphilosophie, wo Davis die traurigen Zustände, die Unvollkommenheit und die Laster der Menschheit betrachtet, als Quelle alles Elends den Egoismus und den Widerstreit der Interessen bezeichnet und nach seiner Weise praktische Vorschläge zur Verbesserung macht. Er glaubt, die Menschheit werde zuletzt zu „vertheilender Gerechtigkeit und Harmonie" gelangen, und beruft sich hierbei auf Swedenborg und Fourier. Schlecht kommen die Geistlichen weg, welchen alles Elend, alle Streitigkeiten, Kriege und Verwüstungen zugeschrieben werden. Jeder Mensch sei jetzt ein Gegner des Wohlseins und Glücks der andern; die Menschheit müßte so organisirt werden, daß die Stellung eines jeden dem Natur- und göttlichen Gesetze entspricht, „Fortschritt ist der Name des Erlösers der Welt, den der Spiritismus offenbart, welcher der Welt wahre Medicin ist". So viel ist richtig, daß viele Amerikaner, welche durch das Christenthum nicht befriedigt sind, sich zu den Schriften von Davis, überhaupt zum Spiritismus wenden.

Davis' „Principien der Natur" sind jedenfalls eins der merkwürdigsten Producte des magnetischen Zustandes, eine Verbindung von Erkenntnissen der positiven Wissenschaft mit eigenen, häufig unhaltbaren Combinationen, vielen Irrthümern, wie auch Bush und Chapman anerkennen — und zugleich genialen Einblicken in das System der Welt, soweit solche ohne empirische Forschung durch die Intelligenz allein möglich sind und wozu unter anderm der Grundgedanke gehört, daß alle sichtbaren Dinge Ausdruck der innern erzeugenden Ursachen, der geistigen Wesenheiten sind. Nach meiner Meinung kann und soll die positive Erkenntniß der sinnlichen Welt nur durch den sinnlichen Menschen zu Stande kommen; es gehören hierzu mit einem Organismus ausgestattete Geister. Noch nie sind durch Seher und Somnambulen sinnliche Verhältnisse der materiellen Welt als solche erkannt, noch nie ist auf diesem Wege eine empirische Wahrheit der Naturwissenschaft entdeckt worden. Die Gegner wollen den unversöhnlichen Widerspruch bedenken, in welchem sie sich mit ihrer Meinung befinden. Der Clairvoyant (also auch Davis) liegt unempfindlich für die äußere Welt mit geschlossenen Sinnen da und soll doch Gegenstände der materiellen Welt auf sinnliche Weise erkennen. Nur Phantasieanschauungen und Ideencombinationen von der materiellen Welt sind in jenen Zuständen möglich, welche wahr oder auch falsch sein können. Anders ist es mit der Erkenntniß metaphysischer Wahrheiten und mit den Beziehungen auf das geistige Reich, aus welchem Grunde manchmal in der Ekstase menschliche Schicksale und Ereignisse geschaut werden, welche räumlich entfernt vorgehen, früher eingetreten sind oder auch erst eintreten sollen. Wenn ein Visionär uns über Verhältnisse der materiellen Welt belehren zu können glaubt, so befindet er sich in einer für diesen Zustand charakteristischen Selbsttäuschung und seine Kundgebungen können nur den Unwissenden und Halbgebildeten imponiren.

Wie sind aber die psychologisch so merkwürdigen „Principien der Natur" zu Stande gekommen? Die Spiritisten zweifeln keinen Augenblick daran, daß sie Davis von Geistern mitgetheilt wurden, allerdings wie Chapman meint, wegen ihrer vielen Irrthümer von solchen, die zwar „einige Grade" über der höchsten menschlichen Intelligenz erhaben, aber doch dem Irrthum unterworfen sind. Davis selbst erklärt, daß er nicht wörtliche Eingebungen von höhern Geistern erhalte, sondern nur

> Eindrücke aus einer höhern Sphäre, die er in seine geistige Anschauung aufnehme, innerlich verarbeite und dann mit seinen Worten darstelle.... Der besondere Einfluß und Schutz geistiger Wesen ist sozusagen nur eingeschaltet in die unabhängig geschriebenen Kapitel unsers Daseins.... Meine Belehrung ist nicht hergeleitet von irgendwelchen Personen, die in der Sphäre leben, in die mein Geist eintritt, sondern sie ist das Resultat eines Gesetzes der Wahrheit, das von dem großen positiven Geiste ausgeht und alle Sphären des Daseins durchdringt.

Und an einer andern Stelle sagt er (I, 67 fg.):

> Meine innere Lebenssphäre ist gesellt mit den letzten Zuständen oder Wirklichkeiten aller gröbern Substanzen, und durch eine solche Verbindung verfolge ich die Subjecte oder Gegenstände analytisch, doch augenblicklich von ihrer Ursache zu ihrer Wirkung, und dieses versteht mich mit der Kenntniß, welche auf euern Geist und Verstand den Eindruck macht, als würde sie von einem directen übernatürlichen und geistigen Verkehr hergeleitet.... Ursache und Wirkung stellen sich mir fast im selben Augenblick dar und verleihen mir das Vermögen, vom Allgemeinen auf das Besondere zu schließen.

Deutlicher konnte Davis nicht ausdrücken, daß seine eigene gesteigerte Intuition, welche ihn das Innere der Dinge und die causalen Verhältnisse durchdringen läßt, seine Erkenntniß herbeiführe. Wenn wir in allen solchen Fällen es mit Geistern zu thun haben sollen, warum zeigen sich denn diese nach Zeit und Bildungsgrad so verschieden: greulich oder läppisch und kindisch bei den Hexen des Mittelalters, bei Beaumont, Anna Jefferies u. s. w., hingegen menschlich und anständig bei den Spiritisten unserer Zeit? Man will Productionen wie die von Davis durch Geister Abgeschiedener hervorbringen

lassen, weil man die Kraft des lebenden Menschen zu gering anschlägt, während doch viele Heroen der Wissenschaft und Kunst, wie Rafael, Mozart, Schiller u. s. w. in einem verhältnißmäßig kurzen Leben der Welt eine Fülle der bedeutendsten Schöpfungen geschenkt haben. Man vergißt die Macht des Genius, der oft mit wenig Hülfsmitteln ohne lange Vorbereitung Außerordentliches leistet. Davis ist ohne Zweifel in seiner Art ein Genie, dessen Geist wol lange vor dem Dictiren der „Principien" innerlich viel gearbeitet hat. Hierzu kommt dann die Erhöhung der Seelenkräfte beim Hellsehen, wo alles, was je gesehen und vernommen wurde und durch Seelengemeinschaft mit den Anwesenden gewonnen wird, zur leichten Disposition steht. Aber so ganz ohne äußere Hülfsmittel, Kenntnisse zu erwerben, war Davis doch nicht. In jedem Zeitungsblatt werden jetzt wissenschaftliche Gegenstände besprochen, in jeder Conversation klingen solche an. Und ein Brief von Bartlett an Fisbough von 1847 lehrt uns, daß der junge Davis ein forschender Geist war, die Bücher, besonders die religiösen Streitschriften liebte und ein guter Denker geworden sei, welcher die Gesellschaft erfahrener Männer suchte, gern und viel fragte, zugleich ein höheres Streben offenbarte und ganz wahrhaft war.

Und doch werden durch all dieses allein die Productionen von Davis wie ähnliche nicht erklärt, sondern es muß noch das magische Vermögen des Menschen hinzukommen. Dieses befähigte einmal Davis, im magnetischen Zustande im Geiste der Anwesenden zu lesen und bis zu einem gewissen Grade an ihren Gedanken und Erinnerungen theilzunehmen, und zweitens, auf eine außerordentliche Weise selbst von Büchern Kenntniß zu erhalten, die, wie es scheint, auch den Anwesenden unbekannt waren. Frau Mary Davis schreibt an Aksákow unter dem 6. Januar 1869, ihr theuerer Gatte habe bisjetzt nie Bücher gelesen, er lese aber wie immer die Zeitungen. Manchmal lese sie ihm einen Musterroman vor, aber ihm sei das Lesen widerwärtig, er könne ja mit den Verfassern direct Bekanntschaft machen:

> Wenn er über einen Gegenstand schreibt, so scheint er zu wissen, was darüber von andern geschrieben worden ist, und kann aus ihren Büchern citiren, ohne dieselben zu sehen. Er thut dieses, wenn dergleichen Bücher nicht leicht zugänglich sind; wenn sie aber zur Hand sind, so schlägt er die betreffende Seite auf, von der er eine instinctive Kenntniß hat.... Aber obgleich mein geliebter Jackson keine besondere Verehrung für Bücher und nie ein wissenschaftliches, philosophisches oder theologisches Werk außer den Correcturbogen seiner eigenen Werke gelesen hat, so ist er dennoch durch seine innere Methode bekannt mit den Gedanken vergangener und gegenwärtiger Schriftsteller, selbst mit ihrem Gemüth, ja noch tiefer, mit den Tendenzen ihrer geistigen Natur. Daher ist ihm Platon kein Fremdling, noch Galen, noch Swedenborg, noch Emerson jetzt.

Prof. Bush führt an, Davis habe im magnetischen Zustand mit außerordentlicher Genauigkeit Worte und Sätze aus alten Sprachen citirt, von denen er im wachen Zustand nicht die mindeste Kenntniß besaß. Es ist hier nicht der Ort, diese außerordentliche Fähigkeit weiter zu erörtern, und ich will nur anführen, daß einige wenige analoge Fälle bekannt sind, und daran erinnern, was in meinen „Blicken in das verborgene Leben des Menschengeistes" von Hersch-Dänemark gesagt ist, und an den von Delrieu berichteten Fall („Mystische Erscheinungen der menschlichen Natur"). Wenn man nicht Mittheilung durch individuelle Geister mit den Spiritisten annehmen will, so bleiben nur zwei Annahmen zur Erklärung. Entweder ist nämlich die Erkenntnißsphäre eines Menschen in solchen außerordentlichen Zuständen ungewöhnlich erweitert und es treten bei ihm Kräfte in Wirkung, welche im gewöhnlichen Leben latent sind, oder er participirt für bestimmte Gegenstände am Wissen des universalen Geistes, vor dem alles offen liegt.

Nach Parsons war der wache und magnetische Zustand bei Davis bis zum 16. Mai 1847 streng geschieden, aber von jetzt an trat eine Vermischung beider Zustände ein, d. h. wenn ich recht verstehe, es fand Erinnerung und Einwirkung aus dem magnetischen in das wache Leben statt. Vom December 1847—68 entwickelte nun Davis eine ungemeine Thätigkeit als Schriftsteller, indem er eine Menge von Werken herausgab, Artikel in die Zeitschrift „Univercölum" schrieb, eine Zeit lang den von ihm gegründeten „Herald of Progress" redigirte, was alles Hofrath Aksákow in seiner Einleitung zum ersten Bande der „Principien" dargestellt hat. Von William Green erfährt man, daß Davis 1850 bei ihm Wohnung nahm, wo er die „Große Harmonie" schrieb, täglich unter den Bäumen im Garten sitzend und mit einem Bleistift so schnell schreibend, als er zu schreiben vermochte, worauf er das Geschriebene Tag für Tag druckfertig für die Presse ins Haus brachte. Man sieht, daß Davis, obschon nicht magnetisirt, doch fortwährend in dem Zustand war, in welchem man beim sogenannten „Geisterschreiben" ist.

Maximilian Perty.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane.

1. Das Geheimniß der Frau von Nizza. Eine Geschichte aus den letzten Lebensjahren Ludwig's XIV. von Emile Mario Vacano. Jena, Costenoble. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Warum nicht gleich auf dem Titelblatt sagen: Eine Giftmischergeschichte? das würde jedenfalls lockender sein. Denn die Zeit Ludwig's XIV., durch unzählige Romane und Novellen, Lust- und Trauerspiele wie durch ebenso viele bedeutende und unbedeutende Autoren und Schauspieler uns unablässig in das Gedächtniß gerufen, ist nachgerade erschöpft, und sie muß etwas ganz Abnormes darbieten, um das Interesse für die Maitressenregentschaft, unter welcher Frankreich zu jener Zeit faulte, immer wieder zu wecken. Ludwig XIV. ist in dem vorliegenden Buche nicht viel mehr als eine Marionette mit dickem Bauch auf dünnen Beinen, einer Alongeperrüke und einem Stock, den er in einer wüthenden Stimmung über ein auf ihn gemachtes Pasquill zum Prügeln eines Bedienten benutzt.

Auf eine für die Skandalintrigue immer empfängliche

Lesewelt rechnend und mit Hülfe eines stets die Neugier prickelnden Geheimnisses ist die Geschichte der Frau von Nizza — mit den grünen Augen und den rothen Haaren und den erst bronzenen, dann aus Zerstreutheit des Autors blütenweißen und schließlich sogar alabasterweißen Händen — zusammengekünstelt: eine Verbrechergeschichte, die ebenso gut an jedem andern Ort, mit jeder andern Staffage als der jenes verkommenen Hofs hätte erzählt werden können. Und wie ist sie erzählt? Mit einem Aufwand von Absurditäten, der uns vorkommt wie die mouches ridicules, wodurch sich ein fades Gesicht interessant zu machen sucht, mit einer Koketterie des Stils, welche das geschraubteste Salongeplauder unserer Modernen noch überbietet, und dabei mit einer Farbenverschwendung bei Ausmalung des Ekelhaften, welches die Nervösen, die nach Vacano greifen, nur noch nervöser machen muß.

Als wir Vacano zum ersten mal in einem Journal antrafen, glaubten wir einem satirischen Schriftsteller zu begegnen, der es sich angelegen sein lasse, seine schon outrirenden Autoren-Collegen noch zu überbieten; nach und nach sind wir aber von dieser Ansicht zurückgekommen, obwol wir uns noch immer nicht davon losmachen können, daß Vacano sich über das Publikum, für welches er vorzugsweise schreibt, lustig machen will, daß er es gewissermaßen auf die Probe stellt, wie weit man es im Unsinn treiben könne, indem er dabei mit stiller Genugthuung wahrnimmt, wie er nur immer heißhungriger verschlungen wird.

Einige Sprachverrücktheiten, die wir aus der „Frau von Nizza" geben, sind nicht etwa jenen einzelnen Worten Talleyrand's zu vergleichen, mit denen er einen unschuldigen Menschen an den Galgen zu bringen sich vermaß; nein, sie sind die gäng und gebe Münze, mit der Vacano übermüthig klimpert. Aber man bückt sich nach diesen ausgestreuten Curiositäten, da es wirklich Seltenheiten sind; denn wo findet man sonst als bei ihm „eine Nase, die Witze macht", „Vorhänge, welche niederragen", „Augen, welche dunkle Lichter sprühen", „von Gedanken überschwellte Augen", „tugendhafte Blumenbeete", „lachende und knixende Buchsbaumgewächse", „lächelnden Sammt", „einen apoplektischen Sessel und eine affectirte Hand"? wo stirbt man, wie bei ihm, „zum todten Leben des Augenblicks hin"? Und dabei glotzt und lechzt, fröstelt und rauscht, klingt, peitscht und kriecht es bei ihm auf so eigenthümlich Vacano'sche Weise. „Die Bäume fröstelu", „die Menschen frösteln bis in die Lederüberzüge der Möbel"; der Himmel glotzt dazu und der Spiegel glotzt; das Laub der Bäume rauscht wie Schuppen gegeneinander, und die Engel umrauschen die Menschen; das Blut eines Ermordeten kriecht am Schleppschleier einer Dame in die Höhe, und die Augen einer Lesenden kriechen über die Lettern des Gebetbuches; die Stimme klingt wie Dornen, die man zertritt, das Schilf wuchert in den Vasen, das Geld rieselt, der Schleier rinnt, die Lippen sind fest verbissen, die Heirath wird geschlichtet, der Sturm brüllt die Dame an und peitscht die Locken in ihrem Nacken, denn es ist „eine wimmernde Sturmnacht", und so werden die Leser von Seite zu Seite gefoppt.

Doch nun zu der Fabel selbst. Vacano scheint auch der Ansicht zu sein: daß alles begreifen auch alles verzeihen ist; denn: „Was ist Sünde?" fragt seine geheimnißvolle Frau von Nizza, durch die eben drei Menschen vergiftet wurden, obwol sie nur auf ihre Nebenbuhlerin pointirt hatte. „Warum war sie nicht in einer nordischen Hütte geboren, unter den ziehenden Wolken eines ruhigen Himmels, einer friedlichen glücklichen Ehe, oder einem einsamen ergebenen Alter entgegengewachsen?" Bei Vacano wachsen die Menschen demnach noch im Alter, wie die Bäume in den Himmel. „War es ihre Schuld", fragt die Giftmischerin weiter, „daß sie, mit Flammen im Herzen, ihm begegnete?" der sie zum Morden veranlaßte. Demnach könnte man allen denen, die unter einem südlichen Himmel geboren sind und Flammen im Herzen haben, das Morden und Giftmischen verzeihen, das bei den nordischen Frauen unverzeihlich bleibt. Das ganze Geheimniß der Frau von Nizza besteht nämlich darin, daß sie, weil sie die Liebe des Malers René Jadien, für den sie Flammen im Herzen hat, nicht erzwingen kann, die Gunst Ludwig's XIV. dazu benutzt, das unschuldige Mädchen, das der Maler liebt, an einen unausstehlichen Gecken zu verheirathen, und da dies nichts fruchtet, indem René auch an die Verheirathete mit der gleichen Liebesglut denkt, so wird diese durch vergifteten Schnupftaback von der Gräfin von Nizza aus dem Wege geräumt.

Da alle Welt am Hofe Ludwig's XIV. aus Respect gegen die Maintenon schnupft, und die Dose zufällig noch in die Hände von zwei andern Personen kommt, die daraus schnupfen, so sterben diese beiden auch. Das Geheimniß der Frau von Nizza bleibt nicht unverhüllt, aber es fehlt der Beweis ihres Verbrechens; sie verläßt mit ihrem siebzigjährigen Gatten Paris und wird von ihm nach Holland geführt, wo der alte Herr, der bisher als durchaus edel geschildert war, den Maler René zu Leyden in einem Garten ermordet, und dann seine strafbare Gattin — der er immer noch Hand und Stirn küßt, obwol er weiß, daß sie sich René angetragen hat, von ihm zurückgewiesen wurde und dann das unschuldige Weib vergiftete, das ihr in seinem Herzen im Wege war — wie zu einer Ueberraschung an das Bosket im leydener Garten führt, wo der ermordete René in seinem Blute schwimmt, das bis „in die Spitzen seiner Halskrause kriecht".

Der edle alte Graf also mordet den schuldlosen Maler René, obgleich dieser keine Beziehungen zu Frau von Nizza haben wollte, nur um Beatrice durch den Anblick des Todten von ihrer wahnsinnigen Liebe zu curiren und sich den Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Ist das nicht mehr wie roh und abscheulich? steht die Giftmischerin aus flammender Jugendleidenschaft dem greisen Mörder nicht erhaben gegenüber, sodaß er mit Recht ihr noch ehrfurchtsvoll die Hände küssen kann? Warum der Mord in Holland und gerade an einem Sonntag Nachmittag, bei hellem lichten Tage, während alles in Leyden tanzt, fidelt, lacht und scherzt, ausgeführt werden muß, bleibt unerklärlich; vielleicht war die Schilderung eines Sonntags in Holland schon früher für eine holländische Novelle geschrieben und wurde hier nur zur Verlängerung des Buchs eingeschoben. Daß nun — wie lebendig und farbenrichtig auch die Schilderung sein mag, die nur zu viel

Aufgestülptes bringt, denn die fetten Holländer haben nicht blos aufgestülpte Nasen, sogar aufgestülpte Gesichter — dieses Bild gemüthlichen Sonntagsbehagens als Einleitung zu dem scheußlichen Mord ausgemalt wird, zeugt von einer Barbarei der Aesthetik, für die wir keine Bezeichnung haben, ebenso wenig wie für die unsittliche Tendenz der gemeinen Verbrechergeschichte selbst.

Kommen wir nun zu dem Fetten und Magern, wodurch Ludwig XIV. und seine Umgebung in der Geschichte der Frau von Nizza gezeichnet sind: „Das alte Weib, die Lavallière, kreuzt die dürren Arme über der Brust und öffnet den zahnlosen Mund in dem gelben eingetrockneten Gesicht"; dagegen erscheint Ludwig „in seiner selbst bewußten Fette, in seinem verfallenden öligen Greisenthum der ausgedörrten ehemaligen Geliebten gegenüber". Bacano „lorgnirt den König nur in seinem fetten Erlöschen, denn der liebe Gott wird ihn richten nach seinen Wurzeln". Er malt deshalb das Fettbild des Königs so unästhetisch genau aus, „weil er nichts Widerwärtigeres kennt als die Frivolität deutscher und französischer Romanschreiber, welche die vollsten Namen hernehmen, um eine Heirath zu schlichten, oder ein Verbrechen zu strafen, ohne daß ihr Auge jemals auch nur bis zur Hüfte dieser historischen Gestalt oder dieser historischen Aeone gelangt wäre".

Sehr viel anderes Mageres und Fettes wechselt bei andern Personalschilderungen. Auch wird ganz commun geplaudert, denn Ninon de l'Enclos, welche der Frau von Nizza gute Lehren aus eigener Erfahrung gibt, bemerkt unter anderm: „Die Frauen würden schlecht fahren, die nichts weiter hätten als ihre Schönheit."

Bacano's Novellen mögen in allen Salons und Pensionsanstalten mit Wollust verschlungen werden und der Autor mag aus diesem Grunde der Begehrte aller Journale sein, wir müssen bedauern, daß ein geistreicher Schriftsteller wie er sich nicht auf einem würdigern Felde und mit edlern Mitteln die Herzen seiner Leser zu erobern sucht. So viel wird er als erfahrener Mann selber wissen, daß diejenigen, welche Bacano-Novellen goutiren, durch diese ihr kaltes Inneres nur galvanisiren, nicht aber erwärmen, daß sie durch solche Kost ihren nach Pikantem hungrigen Geist momentan wol schrecken und necken, aber nicht bilden und erheben. Vielleicht gibt es deren, welche diese Novellen dennoch besonders den Damen empfehlen!

2. Künstlerstreiche. Roman von Wilhelm Jäger. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 3 Thlr.

Wenn es die Aufgabe eines Kritikers sein soll, unter der literarischen Spreu den Weizen zu finden und unbekannte Autorennamen zu Ehren zu bringen, so ist es wol zunächst die Aufgabe der Unbekannten, sich selbst einen Ehrenpreis zu erringen. Abgesehen davon, daß man Erstlingswerke stets nachsichtiger beurtheilt als spätere aus derselben „Feder" — denn auch das Schriftstellern macht sich nicht so von selbst, wie viele meinen, die ruhm- und geldgierig an das Tintenfaß appelliren —, so gibt es doch Erstlingswerke, die das Prognostikon der Unbedeutendheit für alle spätern so unbezweifelbar herausstellen, daß sich keinerlei Hoffnung für solche möglicherweise noch erscheinende hegen läßt.

Indem wir uns hier bei einem unbedeutenden Werke deshalb länger aufhalten, als dasselbe seinem Inhalte nach beanspruchen darf, handeln wir im Interesse des Lesepublikums, das vor der Nachfolge zu schützen ist, wie auch im Interesse solcher Autoren, die viel Besseres und Nützlicheres thun können, als ohne Poesie und Phantasie Eintagsromane zu schreiben.

„Künstlerstreiche" nennt Wilhelm Jäger einen Roman, der seiner Einbildung — wir unterscheiden das Wort von Einbildungskraft — entsprungen, und will durch diesen genial klingenden Titel locken, während er doch nur damit täuscht; denn in dem ganzen Buche — drei Bände in Einem Umschlag — kommt auch nicht ein einziger Künstlerstreich vor, dagegen viele andere Streiche, deren genauere Bezeichnung uns erlassen sein möge, die aber besser gestrichen wären. Unästhetisches mischt sich mit Frivolem und Abenteuerlichem. Einem entlaufenen Leibeigenen, einem Böhmen und Fagottbläser, der seinen deutschen Namen Picker in den italienisch klingenden Carbonelli umgewandelt, sollen die Vorderzähne zur Strafe für sein Weglaufen und Namenwechseln ausgebrochen werden; die Brechstange schwebt stets wie das Schwert des Damokles nicht blos in effigie, sondern in Wirklichkeit über dem Haupte des Unglücklichen, nämlich in der Hand eines gedungenen Zahnausbrechers, der in unbewachten Momenten sein Attentat auszuüben beabsichtigt. Ein verheiratheter Advocat tauscht mit einer Zukunftsschauspielerin, inzwischen noch Kammerjungfer, Küsse im Postwagen auf eine nichts weniger als delicate Weise. Eine Tugendheldin und Heldin des Romans will sich in das Wasser stürzen, weil sie eine unglückliche Liebe zu einem von fern am Fenster gesehenen Studenten hegt, und wird von einem Gärtner gerettet, der dieses Mädchen in seine Wohnung aufnimmt, da es einer Zwangsverlobung und dem väterlichen Hause entflohen ist. Ein regierender Fürst, der die Maitressen begünstigt und hübschen jungen Mädchen nachstellen läßt, ein Orgelbauer, ein pensionirter Lieutenant, das sind die Hauptfiguren, die sich in dem Roman über Musik, Staatsinteressen und Liebe unterhalten und kleine Intriguen anzetteln.

Einzelne geschichtliche Figuren in einem sonst ganz ungeschichtlichen Roman nehmen sich immer sehr komisch, wie mit den Haaren herbeigezogen aus; so auch hier der Abt Vogler, den jeder andere Orgelspieler hätte vertreten können, und der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der ein beliebiger frivoler Fürst X sein konnte.

Hätte Wilhelm Jäger, statt solche Reliefſiguren herbeizuziehen, die sich ihm bieten, die Motive besser zu benutzen gewußt, so würde der Augenblick, in welchem Klara durch den heimlich geliebten Studenten bei tiefstem Dunkel aus einem Volksgedränge gerettet wird und er zum ersten mal ihr Angesicht zu sehen bekommt, als sie in seinen Armen ruht und eben der Mond durch die Wolken bricht, zu einem hochpoetischen sich haben steigern lassen. So bot sich bei der Lebensrettung Klara's durch den Gärtner ebenfalls eine Gelegenheit, die Heilung der Unglücklichen durch die Beschäftigung mit den Blumen im Garten auf poetische Weise herbeizuführen. Statt dessen aber findet sich nirgends ein psychologisches Eingehen, sondern nur

ein buntes Durcheinander, das verschiedenen Ehebündnissen entgegeneilt, wodurch diejenigen Leserinnen, welchen das Ehestiften im Blute liegt, auf ihre Rechnung kommen.

3. Das Erbe Toska's. Erzählung von T. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Eine gelungene Cur. Von T. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die beiden Romane von Braun, obwol beide in weiblich anmuthiger Weise geschrieben, sind doch einander ganz unähnlich, indem der erstere von Anfang bis zum Schluß im höchsten Grade spannend ist, der zweite nicht einen Moment der Spannung enthält, nur ein heiter lachendes Bild eines Badeaufenthalts und des Zusammenlebens von acht Personen bietet, aus denen vier Ehepaare werden. Das Psychologische bei der „Gelungenen Cur" liegt zwischen den Zeilen, der Leser kann es sich ergänzen, der Erzählung damit Füllung geben. Nicht der Gedanke allein, daß das Aufeinander-angewiesen-sein in einem kleinen Badeort das Sprichwort wahr werden läßt: Umgang mache Liebe, wie Gelegenheit Diebe, ist hervorzuheben, es kommt auch noch das zweite Moment hinzu: daß der Anblick von Liebenden den Wunsch, ebenso geliebt zu werden, erweckt. Dieser Wirkung zufolge wird denn auch ein sonst prosaisch denkender Witwer durch das „Angeschwärmtwerden" seiner beiden Töchter, die er gerade deshalb in das kleine Bad Le Prese geführt, um sie vor Freiern zu schützen, veranlaßt, selber zu schwärmen und einer tugendhaft trauernden Witwe, die sich aber erweichen läßt, sein Herz und seine Hand anzubieten. Desgleichen hat sich ein bis dahin gegen Amorswaffen hieb- und stichfest gebliebener vierzigjähriger Engländer in ein Verliebtsein hineinlorgnettirt und läßt sich mit einer malade imaginaire höchst dramatisch am Wasserfall trauen. Die beiden jungen Mädchen machen die beiden jungen Männer in dem Badeort glücklich, und alles ist befriedigt bei der Abreise von Le Prese — und dem Schlusse des Buchs.

Weniger ist dies der Fall bei „Toska's Erbe". Dieses Erbe besteht in dem durch eine gemeine Abstammung überkommenen Hang zur Intrigue, zur Geldgier und zum Stehlen. Die vornehm erzogene Toska schaudert vor sich selbst, als sie den ersten Griff in einen fremden Beutel gethan, und obwol sie das entwendete Geld unter einem rasch ersonnenen Vorwand hastig wieder zurückgibt, thut sie nichtsdestoweniger den zweiten. Dabei ist diese geborene Diebin hinreißend geistreich, talentvoll, kokett und pikant; sie fesselt und stachelt, reizt junge und alte Männer, macht den trauernden Witwer seiner erst bestatteten Gattin untreu, entreißt der unschuldigen Braut den Bräutigam, kurz ist gewissenlos nach allen Seiten hin und hält niemand der Berücksichtigung werth, wo es die Befriedigung ihres Egoismus gilt. Toska endet in dem Buche mit den Bekenntnissen ihrer Schlechtigkeiten und will, nachdem sie sich in einem anständigen Hause unmöglich gemacht hat, einen neuen Lebensweg einschlagen, von dem wir jedoch nichts mehr erfahren. So fehlt auch die frühere Entwickelung des im Zuchthause geborenen und dann von einer Herzogin angenommenen Kindes, sowie die des später in dem Hause eines Majors erzogenen Mädchens; wir erfahren nicht, ob sich die Begierde zu stehlen schon in dem Kinde regte und wie man ihr in der Erziehung begegnete. Wie nun trotz des Zugs zum Gemeinen Toska durch ihr vornehmes und berechnetes Wesen imponirt und blendet, das ist künstlerisch durchgeführt und macht das Buch im höchsten Maße interessant. Die Fortsetzung von Toska's Leben können wir der Verfasserin jedoch nicht erlassen, will sie nicht, daß wir dieses Werk nur als ein Fragment betrachten sollen.

5. Die Rose von Urach. Eine Erzählung in drei Bänden von Gottfried Flammberg. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1869. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Dieser dreibändige Unterhaltungsroman ist vom tendenziösen Standpunkte aus mit speciell confessioneller Färbung abgefaßt. Gottfried Flammberg nennt sein Werk eine Erzählung. Immerhin, die Sache bleibt sich gleich. Das romantisch Rohe und das roh Romantische ist so stark in dieser „Rose" vertreten, welche den großen literarischen Rosenkranz nicht um ein Zwergröschen, vielmehr um eine recht dicke volle Klatschrose erweitert, daß wir der Erzählung mit gutem Recht für „die Verschlingenden" den Locktitel Roman geben dürfen. Gewöhnlich sind die Titelrosen von Romanen und Erzählungen junge Mädchen, in welche sich sämmtliche in dem Roman auftretende junge Männer verlieben. So auch hier. Pfarrersröschen von Urach, kaum im Aufknospen, hat der Freier bereits zwei, von denen sie den einen zu lieben glaubt, doch aber aus Dankbarkeit für eine Ehrenrettung sich mit dem andern, einem muntern Soldaten, verlobt und den mürrischen Scholaren fahren läßt, der dann später der Meuchelmörder des Vorgezogenen wird.

Röschen, das sich immer noch quält, ob sie nicht unrecht gethan, den Georg zu wählen, den sie eigentlich nicht liebt, und den Richard nicht gewählt zu haben, den sie eigentlich liebt, verliebt sich dann endlich in „den Rechten", den schönen frommen Johannes, der erst Pfarrer werden und eine Buhldirne des Gutsherrn, der die Pfarrstelle zu vergeben hat, mit heirathen soll, wozu er sich auch fest entschließt, nur um seine arme Mutter zu versorgen, dann aber genöthigt ist, unter die Soldaten zu gehen, und, bildhübsch in der schwedischen Uniform, Röschen's Herz erobert.

Aber auch von diesem Geliebten ihrer Seele wird sie wieder getrennt. Johannes geräth durch sonderbare Kreuz- und Querzüge in dem Roman zu einem Seiler, dessen Tochter Cordula er im Begriff steht zu lieben und zu heirathen, als er das Pfarrersröschen vorübergehen sieht und nun nicht begreift, wie er diese Rose jemals habe vergessen können. Doch die Auflösung des Knotens ist leicht bewerkstelligt. Cordula, des Seilers Tochter, liebt den bildschönen Johannes gar nicht, sondern den armen Hermann, der seit Jahren Seilergeselle bei ihrem Vater ist, und die Verlobung mit diesem ist rasch durch Johannes bewerkstelligt, der nun wieder Rosa im Herzen trägt, die inzwischen mit Richard, dem Meuchler, zusammengetroffen, dem sie immer noch unrecht gethan zu haben vermeint. Endlich kommt alles an den Tag. Richard, Rosa's erste

Liebe, der Mörder ihres ersten Bräutigams, wird zum zweiten mal wahnsinnig und beunruhigt gleich einem wilden reißenden Thier die Gegend, in der er bis zu seinem Untergang herumstreicht.

Auffallend ist in diesem Roman, daß kein reiner und klarer Charakter darin gezeichnet ist, daß an jedem ein Flecken haftet, selbst an dem seiner Rosa untreu werdenden Johannes und an Rosa selbst, die immer im Unklaren mit sich ist. Ebenso schwankend erscheinen die religiösen Auffassungen. Daß Gott alles zum Besten hinausführe, ist die eine Maxime, auf welcher der Autor sein Gebäude von Coincidenzen zusammenstellt und aufführt; außerdem wird aber außerordentlich viel Spaß mit kirchlichen Dingen getrieben. Die katholischen Geistlichen werden gefoppt wie die kleinen Kinder; es werden Teufels- und Engelsverheißungen und -Verkleidungen benutzt, um den Geängsteten hinter ihrem Rücken die fetten Braten zu stehlen, die sie eben verzehren wollten. Sie sind gewissermaßen die komischen Figuren im Roman, und wer an dergleichen Scherzen, wie an Blut und Eisen, oder Morden und Rauben, Brennen und Stechen Geschmack findet, wird seine volle Befriedigung in dem Buche mit dem zarten Titel und dem Raubritter- und Vagabundenwesen auf den Landstraßen haben.

Der Stil ist fließend und correct, stellenweise poetisch und fesselnd, und die localen Schilderungen sind mit solcher Orts-, ja Terrainkenntniß gegeben, daß es für den Leser etwas Peinliches hat, sich in diesen gewundenen und ineinandergeschlungenen Pfaden, Schluchten, Höhlen, Wässerchen und Wassern, zwischen denen man sich versteckt, auf Beute ausgeht und heimliche Morde ausführt, zurechtzufinden, mit zukriechen, zu kauern, zu waten. Ueberhaupt setzt der Autor viel Geduld und Ausdauer bei dem Leser für Verhältnisse und Zustände voraus, die im ganzen doch nur sehr wenig interessiren können und die wir heute nur in einem hochpoetischen Gewande, wie von Schiller im „Wallenstein", oder von Scheffel und ähnlichen Meistern der Diction und Darstellung gern vorgeführt sehen. Das Auslosen der Deserteure, das Hauen, Saufen, Lüdern, wie es im Dreißigjährigen Kriege seine volle Auslebung fand, liegt außerhalb der anmuthigen Unterhaltungslektüre neuerer Zeit. Wir verweisen Schilderungen solcher Art in das Gebiet der epischen Dichtung oder in das der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. Wer den „Dreißigjährigen Krieg" von Schiller gelesen, hat jedenfalls seine Zeit genußreicher und lehrreicher ausgefüllt als der, welcher die drei Bände der „Rose von Urach" durchgeknetet. Dennoch werden sich immerhin noch Leser genug finden, welche dieses letztere Werk mehr goutiren als die Sprache und die Gedanken Schiller's.

Nichts weniger als praktisch erscheint uns die Sitte, drei Bände in Einem Umschlag geben. Die voluminösen Bücher sind unbequem für den Leser zu halten und reißen ungebunden noch leichter auseinander als andere. Auch die Leihbibliotheken, für welche diese Werke hauptsächlich bestimmt sind, dürften mit der Einrichtung nicht einverstanden sein, die sie in ihrer Einnahme bei dem Verleihen verkürzt.

Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

Feuilleton.

Notizen.

Die von Martin Perels herausgegebene „Deutsche Schaubühne", welche jetzt bereits den elften Jahrgang erreicht hat, bringt in jedem ihrer Hefte nach wie vor ein neues Stück, verschiedene Aufsätze, Kritiken und Gedichte und einen kurzen Rückblick auf die Leistungen der deutschen Bühne. Das vierte und fünfte Heft des Jahrgangs 1870 enthalten einige interessante Mittheilungen, namentlich Alfred Meißner's „Erinnerungen an Wien". Diese „Erinnerungen" betreffen vorzugsweise die Aufführungen der Meißner'schen Stücke am Burgtheater und geben zugleich einen Commentar zu der bedauerlichen Thatsache, daß Meißner sich ganz von der dramatischen Production zurückgezogen hat. Es ist dies mit andern namhaften Dramatikern, wie mit Gutzkow, ebenso der Fall — auch der letztere hat nach großen Erfolgen jetzt seit fast sechzehn Jahren der Production für die Bühne entsagt. Die deutsche Bühne weiß die Talente, die sich ihr zuwenden, nicht zu fesseln; ja es macht oft den Eindruck, als ob die Intendanten und Directoren es als eine besondere Vergünstigung den Dichtern gegenüber betrachteten, wenn sie deren Stücke überhaupt zur Aufführung bringen. Eine nicht durchschlagende Vorstellung an einem ersten Theater ist aber, so sehr sie oft durch ein Zusammentreffen wenig günstiger Zufälle bewirkt sein mag, genügend, um ein Stück der Vergessenheit zu überliefern. Meißner, dessen beide Dramen: „Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes" und „Der Prätendent von York" am Burgtheater nur einen succès d'estime davongetragen haben, spricht sich hierüber sehr sachlich und treffend aus:

„Die beiden Dramen sind bald nach den Aufführungen im Druck erschienen. Das ist freilich eine höchst ungenügende Appellation an eine andere Instanz, denn welche Wirkung hat ein gedrucktes Trauerspiel? Was nützt es, daß jede Literaturgeschichte beide Dramen unter den charakteristischen Erzeugnissen der Epoche anführt, bespricht, analysirt? Für die Bühne sind sie wie nicht vorhanden. Denn das Theater macht nur einmal den Proceß mit einem Drama durch, gibt sein Verdict ab und dies ist nicht zu cassiren, sondern wird aufrecht erhalten, sollte es sich auch später für jedermann herausstellen, daß die Jury, die darüber gesessen, unter den störendsten Einflüssen zusammentrat. Was vom tarpejischen Felsen gestoßen wurde, lebt nicht mehr, mag das Urtheil ein gerechtes oder ungerechtes gewesen sein. Nur in den seltensten Fällen wird bei einem Dichterwerk eine Revision des Processes vorgenommen, dann aber gleicht dieser fast immer den spätern Reparationen der Geschichte, die nicht einen der Mitlebenden mehr am Leben treffen."

Siebzehn Jahre nachher kam Meißner wieder nach Wien und fand dort eine junge, ihm in Gedanken und Ueberzeugungen sympathische Generation:

„Das einzige Object Wiens, das mir völlig unverändert vorkam, war das Burgtheater. Da saß ich fast auf derselben Stelle wie ehemals und blickte auf dasselbe Haus und auf dieselben Decorationen, und vor mir bewegte sich eine Handlung, die mir schon vor siebzehn Jahren total veraltet vorgekommen wäre. Ich sah z. B. ein Stück, in welchem eine wilde Opernzigeunerin vorkam und allerhand wilde Flüche umherschleuderte. Und dabei gab es bald einen Sonnenaufgang, bald Mondlicht auf den Wellen, bald läuteten die Glocken zur Kirche, bald flammte ein Abendroth auf. Man hätte meinen sollen, es gelte, Kindern eine Freude zu machen. Und wenn die Leute in dem Stücke etwas Entscheidendes unternehmen wollten, so fingen sie es immer auf die verkehrteste Weise an, und so entstanden schreckliche Misverständnisse, die mit einem halben Gran

Verstand gelöst werden konnten. Da aber sämmtliche am Stücke Betheiligte diesen halben Gran Verstand nicht hatten, so wurde die Sache immer tragischer, ich aber hielt es nicht länger aus und lief davon. Meine Aufregung aber war heiterster Art. Ich machte die psychologische Erfahrung, daß ich die glücklichen Dramatiker nicht mehr um ihre Kränze beneide, und dankte dem Geschicke, daß es mich vom Theater weg auf eine andere Bahn und auf eine andere Kunstform gewiesen: auf die große, edle, zukunftreiche Bahn des deutschen Romans."

Es ist dieselbe Bahn, welche Karl Gutzkow und mehrere andere Dramatiker nachher betreten haben. Dennoch halten wir die dramatische Schöpfung in ihrem Wesen wie in ihren Wirkungen für bedeutender als den Roman, und bedauern aufrichtig, daß gerade begabte dramatische Schriftsteller, abgeschreckt durch die Ungunst der Verhältnisse, dem Theater den Rücken kehrten, um der strengen und straffgespannten Kunstform des Dramas gegenüber sich in der lässigern, aber für die freie Entfaltung einer umfassenden Bildung und einer reichen Phantasie willkommenern des Romans zu bewegen.

Freilich, an neuen Anläufen fehlt es auf dramatischem Gebiete nicht. Einer der productivsten unter den Jüngern ist Adolf Wilbrandt, dessen Schauspiel: „Der Graf von Hammerstein" am berliner Hoftheater eine sehr günstige Aufnahme fand und der außerdem mit mehrern Lustspielen an verschiedenen Bühnen mit ungleichem Erfolg debutirte. Da Wilbrandt auch als Novellist aufgetreten ist und sich durch Uebersetzungen mehrerer Stücke Shakspeare's in der von Bodenstedt herausgegebenen Shakspeare-Uebersetzung bekannt gemacht hat, so werden die biographischen Notizen über den Autor, welche die „Deutsche Schaubühne" an anderer Stelle bringt, gewiß unsern Lesern willkommen sein. Wilbrandt ist am 24. August 1837 in Rostock geboren.

„Der Vater Wilbrandt's war Mitangeklagter in dem bekannten mecklenburgischen Hochverrathsproceß und zwei Jahre in Untersuchungshaft; Adolf war ein lebensfroher Junge, kecker Reiter, kühner Schwimmer, studirte in Rostock, Berlin und München, und beschäftigte sich aus einem von früh auf starken Triebe nach möglichst vielseitiger Entwickelung mit Sprachen, Jurisprudenz, Philosophie und ganz besonders Geschichte. Später war Wilbrandt zwei Jahre hindurch Mitredacteur der Brater'schen «Süddeutschen Zeitung», und ging dann, ganz in die Künste und Antike vertieft, seinem angeborenen Schönheitssinn folgend, auf ein Jahr nach Italien und Südfrankreich. Außerdem schrieb Wilbrandt eine treffliche Biographie Heinrich von Kleist's, einen dreibändigen Roman, dessen Autorschaft er aus Gründen verleugnet, eine Flugschrift für Schleswig-Holstein (1864), die in mehr Exemplaren erschienen ist, als alle andern Wilbrandt'schen Werke zusammen je aufbringen dürften; ferner hat er die Werke des Sophokles und Euripides (in zwei Bänden) mit Rücksicht auf die Bühne bearbeitet, und eine Reihe von Novellen und Theaterstücken verfaßt, die theils im Buchhandel gesammelt erschienen sind, theils erscheinen werden, von den kleinern Bühnenstücken ist am bekanntesten «Unerreichbar!» Den Sommer über lebt Wilbrandt bei seinen Verwandten in Stadt und Land in Mecklenburg und beabsichtigt vor Herbst ab seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin zu nehmen."

Am 5. Juni starb in Berlin Friedrich Wilhelm Gubitz, ein Veteran der berliner Journalistik und Theaterkritik, dem es das Schicksal nicht vergönnt hatte, seine „Erlebnisse" nach Erinnerungen und Aufzeichnungen, deren zwei bisher erschienene Bände wir in Nr. 49 d. Bl. f. 1868 besprochen haben, zu Ende zu führen. Gubitz war am 27. Februar 1786 in Leipzig geboren und persönlich mit den Häuptern unserer classischen und romantischen Literaturepoche bekannt. Sein „Gesellschafter" war lange Zeit das einflußreichste berliner Journal, welches auch viele Schriftsteller, wie Heinrich Heine, in die Literatur einführte. Seit 1806 war Gubitz, ein Meister der Holzschneidekunst, Mitglied der berliner Akademie. Bis in die neueste Zeit hinein war er der Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung", und wenn auch die Form seiner Kritiken oft steif, spröde und verschnörkelt bis zum Ungenießbaren erschien, so war doch der Inhalt sehr oft sachgemäßer und treffender als die Urtheile, welche jüngere Schriftsteller in eleganterer Einkleidung aussprachen. Dem Theaterkritiker Gubitz hat Karl Frenzel in der „Nationalzeitung" ein pietätvolles Feuilleton gewidmet, und mit Recht; denn bis in ein so hohes Alter einer der schwierigsten und undankbarsten Aufgaben literarischer Thätigkeit gerecht geworden zu sein, ist ein anerkennenswerthes Verdienst. Der Theaterkritiker nimmt den exponirtesten Posten der Literatur ein, er steht mehr in der Bresche als auf der Schanze, und es gehört viel Begeisterung für die Kunst dazu, so lange Jahre hindurch unerschütterlich auf diesem Posten auszuhalten.

Bibliographie.

Bernhardi, W., Waldeck der Mann des Volkes! Sein Leben und Wirken, sein Tod und Begräbniß. Berlin, Bergmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Neunundzwanzigster Band: Gedichte von Ludwig Christoph Hölty. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Halm. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Dauer, C., Die Mörderin aus Wollust oder Giftküche und Giftkost. Ein Roman. Nach den Akten des berühmtesten Criminalprocesses bearbeitet. 1ste bis 9te Lief. Berlin, Köppen. Gr. 8. à 3 Ngr.

Ditfurth, F. W. Freih. v., Ein Pilgerstrauß. Ansbach, Junge. Gr. 16. 7½ Ngr.

Erinnerungen an Henriette Hendel-Schütz. Nach ihren hinterlassenen Aufzeichnungen und Mittheilungen von Zeitgenossen herausgegeben. Darmstadt, Zernin. 8. 15 Ngr.

Fernau, R., Das A und das O der Vernunft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr.

Fonck, F., Chile in der Gegenwart. In einem Vortrage geschildert. Berlin, Landau. Gr. 8. 10 Ngr.

Frommann, T., Zur Kritik des florentiner Unionsdecrets und seiner dogmatischen Verwerthung beim vatikanischen Conzil der Gegenwart. Leipzig, Lißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Galen, P., Der Friedensengel. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Gauvain, H. v., Der lautere Beweggrund und das zerstörte Malepart. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr.

Gerstenberg, K. v., Die Kirche und das Christenthum der Zukunft. Ein Vortrag. Zürich-Neumünster. Gr. 8. 3 Ngr.

Goeben, A. v., Das Gefecht bei Dermbach am 4. Juli 1866. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 15 Ngr.

Grund, O., Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Guden, K., Johann Christian Edelmann. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Kirchengeschichte im 18. Jahrhundert. Vortrag. Hannover, Meyer. 8. 10 Ngr.

Hammer, P., Was es um die Stellung gewisser deutscher Professoren zum Concil ein absonderlicher Standpunkt ist. Soest, Nasse. 8. 5 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Jakob Böhme und die Alchymisten. Ein Beitrag zum Verständniß J. Böhme's. Nebst einem Anhang: J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Haupt, R., Die äußere Politik des Euripides. 1ste Hälfte. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Hausmann, R., Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands bis 1227. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Novellenstrauß. 14ter Bd.: Orangenblüte von Paula Herbst. Leipzig, Nötschke. 8. 1 Thlr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 5ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ring, M., Die Geheimnisse einer kleinen Stadt. Humoristische Novelle. Berlin, R. Lesser. 8. 10 Ngr.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kains. Novellen. 1ster Thl. Die Liebe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Schloenbach, A., Handbuch der deutschen Literatur der Neuzeit. 2te Aufl. 7 Bde. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Br. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schmid's, H., gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. 21ster Bd.: Friedel und Oswald. Roman aus der Tyroler-Geschichte. 1ster Thl. Leipzig, Keil. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schulze, F. W., Ueber romanisirende Tendenzen. Ein Wort zum Frieden. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Steub, L., Die oberdeutschen Familiennamen. München, Oldenbourg. 8. 1 Thlr.

Straeter, T., Graf Strafford. Trauerspiel. München. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Verena, Sophie, Ueber Alles die Pflicht. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Waldeck, M., Vom Nordseestrand zum Wüstensand. Culturgeschichtliche Bilder aus Deutschland, Italien und Aegypten. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Welturkunde. Metaphysiologie des menschlichen Gehirnes. Die Welt-Regung in ihrem Grund- und Ausbau zu der regen Welt des Anubhavan-Ahamkrita-Bauppa. 1ster Thl.: Anubhâvanâ: die Welt-Auffassung in Erkenntnis und Sprache. Leipzig, M. Schäfer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirth, G., Die Fortschritte der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung ihrer praktischen Anwendung. 1stes Heft. Langensalza, Greßler. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 7. Juli 1870.

Revue neuer Lyrik und Epik.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

5. Sonnenschein auf dunklem Pfade. Gedichte von Moritz Heydrich. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moritz Heydrich zeigt sich in diesen Klängen als gemüthvoller Dichter; es ist viel Herziges und Inniges in ihnen: warmes Heimatsgefühl, tiefes Empfinden ehelichen Glücks, die Leiden der Krankheit, die Freuden der Genesung, die Seligkeit idyllischer Beschränkung — das alles tritt uns aus diesen Gedichten anmuthend entgegen.

Freilich, es liegt im Wesen des Gemüths, seine Empfindungen zu überschätzen, und es ist Aufgabe der Dichtung, auch andern solche Ueberschätzung glaubwürdig zu machen. Bei Heydrich aber vermissen wir oft die dichterische Kraft, welche dem eigenen Empfinden solche allgemeine Glaubwürdigkeit zu geben vermag. Wir fühlen, es kommt ihm das alles vom Herzen; es sind keine unerquicklichen Reden, in denen sich der Menschheit Schnitzel kräuseln — aber trotz des Goethe'schen Spruchs genügt es nicht, daß das Wort vom Herzen kommt, um zum Herzen zu dringen, wenigstens in der Dichtkunst nicht. Das wahr und warm Empfundene wird zwar stets einen Nachklang in uns wecken; aber uns zu begeistern und hinzureißen, sich uns unauslöschlich einzuprägen, dazu bedarf es stets der höhern dichterischen Weihe. Wir wollen Heydrich diese nicht absprechen; aber infolge mangelhafter Sichtung steht die Zahl der Gedichte, in denen sie hervortritt, nicht im Verhältniß zu der ganzen Masse des Mitgetheilten. Gelegenheitspoesie, die sich gemüthlich gehen läßt, die es nicht so genau nimmt mit dem künstlerischen Ausdruck und der unerlaßlichen Prägnanz der Poesie, überwuchert das Bessere mit einer Fülle von Trivialitäten; die häuslichen Gelegenheitsgedichte gemahnen oft etwas hausbacken, und die verschiedenen Festgedichte, in denen Prof. Ludwig Richter, Prof. J. Hähnel, das Shakspeare-Jubiläum in Weimar, Otto Ludwig's Grab, Kapellmeister Dorn u. a. m. besungen werden, erinnern zu sehr an die Gedichte, die man bei Fest- und Zweckessen vorzutragen pflegt; sie sind aus lebhaftem Antheil hervorgegangen, aber auf eine Hand voll Gemeinplätze kommt es bei ihnen nicht an, ihr Bau ist locker, ihre Form bequem und etwas breitspurig; das künstlerische Deficit muß durch die Gesinnung gedeckt werden.

Ueberhaupt geben in formeller Hinsicht die Gedichte Heydrich's Veranlassung zu vielen Ausstellungen; namentlich erklären sich in ihnen die unreinen Reime in Permanenz. „Höhen — gesehen", „Seligkeiten — Freuden", „Freude — heute", „Lied — zieht", „Bild — enthüllt", „Freund — meint", „Grün — hin", „wohl — soll", „Kelchen — schwelgen": dergleichen Reime sind nicht Ausnahmen, wie man sie sich gefallen läßt bei unvermeidlichen Collisionen, wo der Gedanke nur durch Aufopferung der Form in seiner Kraft bewahrt werden kann, sondern der Dichter gebraucht sie mit einer durchgängigen Lässigkeit und principiellen Nichtachtung des „reinen Reims", gewiß mit stillschweigender Berufung auf das Volkslied und die vielfachen Licenzen unserer Classiker.

Gleichwol enthält die Sammlung des Gelungenen viel, namentlich aus dem Bereiche des treuherzigen Liedes, z. B.:

Frühlingsgebet.

Laßt uns still im Frühling beten,
Wenn's am schönsten um uns blüht,
Daß die Menschen nicht zertreten
Still erblühendes Gemüth;

Daß kein wildes, neid'sches Auge
Auf die Blumenknospe fällt,
Der beim sanften Frühlingshauche
Ahnung bang den Busen schwellt.

Stört die Engel im Gemüthe,
Die drin weben spät und früh,
Stört sie nicht, damit die Blüte
Nicht verdorre, noch verblüh'!

Denkt daran, wie man zertreten
Euch die Blumen im Gemüth,
Laßt uns still im Frühling beten,
Wenn ein Herz still einsam blüht.

„Ständchen", „Frühlingsengel", „Frühlingstöne" und andere Gedichte eignen sich ganz zu musikalischer Composition, sie athmen eine concentrirte Innigkeit des Gefühls. Eine wackere, tüchtige Gesinnung spricht aus andern Gedichten, wie:

Lebensziel.

Was in dir war und lebte,
Was in dir rang und strebte,
Das bringt die Zeit ans Licht!
Das Hasten und das Jagen,
Das trotzige Verzagen,
Das bringt die Reise nicht!

Bist du dir treu geblieben,
Im Hassen und im Lieben
Dem Edeln zugethan,
Hast du in düstern Tagen
Den Schmerz getrost ertragen,
Treu der erwählten Bahn;

Dann laß die Wunden brennen,
Laß alle dich verkennen,
Harr' aus! Harr' auf das Licht!
Was dich getäuscht, betrogen,
Auf wilden Lebenswogen,
Das war dein Ziel ja nicht!

Was ewig bleibt dein eigen,
Das wird getreu sich zeigen
In Freuden wie im Leid,
Das ist das Ziel im Leben,
Nach dem wir sollen streben
Treulich zu jeder Zeit!

Verwandten Inhalt hat das Gedicht: „In Sturmzeit"; anmuthig ist „Das Erwachen":

Du ruhtest wie in einem Traume,
Und lächeltest so mild und still,
Wie wenn am zarten Mandelbaume
Die erste Knosp' erblühen will.

In deinem Auge stand's geschrieben,
Daß du schon oft an mich gedacht,
Und daß ein innig zartes Lieben
In deiner Seele sei erwacht.

Da war es mir, als ob sich stille
Der Frühling rege auch in mir,
Und eine wunderbare Fülle
Des Herzens trieb mich hin zu dir.

Und immer lichter ward dein Auge,
Und immer milder ward dein Blick,
Still, wie beim ersten Frühlingshauche
Fühlt' ich ein nie geahntes Glück u. s. w.

So umfangreich das Bändchen ist, so beschränkt sich doch der Inhalt auf Lieder und Gelegenheitsgedichte im engern Sinne; Oden und Hymnen, Balladen und Erzählungen und alle andern Formen der Lyrik fehlen. Der Dichter singt und plaudert Empfindungen und Erlebnisse aus, nirgends versucht er, „sein eigen Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit zu erweitern".

Aehnliches gilt von der folgenden Sammlung:

6. Was mir die Stunden brachten. Dichtungen von Georg Hick. Köln, DuMont-Schauberg. 1870. 8. 24 Ngr.

Nur ist in dieser Sammlung die Form reiner und gefeilter. Sie beginnt mit einer Ouverture von kindlichem Ton: „Vaterschmerz" und „Vaterglück", zeigt in dem traulichen Genrebild „Daheim" dasselbe Heimatsgefühl, welches mehrere Gedichte Heydrich's durchweht, und enthält einzelne Lieder von krystallklarer, von der Empfindung durchleuchteter Form, wie z. B.:

Abendgang.

Wieder, wie vor langen Jahren,
Als wir angelobt uns waren,
Sind wir traut hinausgewallt
Auf dieselben stillen Wege,
Wo aus dunkelm Laubgehege
Nachtigallgesang erschallt.

Weißt du noch, wie da im Dunkeln
Nur des Glühwurms lieblich Funkeln
Unsre einz'ge Leuchte war?
Wie ein herrlich Goldgeschmeide
Flocht' ich, uns zur Augenweide,
Dir die Fünkchen in das Haar.

Jahre sind seitdem verflossen,
Und wir haben reich genossen
Unsrer Liebe Leid und Lust,
Haben in den langen Jahren
Viel erlebt und viel erfahren,
Aber eins ist mir bewußt:

Wie in jenen frühen Zeiten,
Als wir kosten, als wir freiten,
Schlägt in Freuden und im Schmerz
Ganz so warm und ganz so innig,
Ganz so feurig und so minnig
Dir entgegen dieses Herz.

Und so soll es sein und bleiben,
Bis in später Zeit sie schreiben
Uns ins Buch der Todten ein —
Noch das letzte meiner Worte
An des Jenseits dunkler Pforte
Soll dein süßer Name sein!

Hin und wieder verfällt der Dichter in einen kindlich tändelnden Ton, der die Liederchen wie lackirtes nürnberger Spielzeug erscheinen läßt. Die Rückert'schen Diminutive tänzeln dann durch die Strophen mit allzu herausfordernder Harmlosigkeit, wie z. B. in dem Gedicht „Dunkle Stunden":

Wandelst nun an meiner Seite
Wie der Mond in dunkler Nacht,
Sternlein gibt er das Geleite,
Wenn er durch die Wolken lacht.

Ach, so brich auch du durch meine
Trüben Wolken hell hervor!
Mit der Aeuglein Sternenscheine
Lichte meiner Seele Flor! —

oder in dem Gedicht „Zur Wiederkehr":

Blümchen von der Heimat Flur
Wagen's, dich zu grüßen,
Wenn die armen Dinger(!) nur
Nicht den Frevel büßen.

Wir haben diesen kindlichen Tändeleien selbst bei Rückert nie Geschmack abgewinnen können; die Poesie kann kindlich sein, ohne in Kinderschuhen zu gehen.

Ernster und weihevoller besingt Hick die Meister Uhland und Arndt, den deutschen Dom und das deutsche Vaterland, welche schon die politische Lyrik am Anfang der vierziger Jahre in poetischen Zusammenhang brachte:

O schöne Zeit, wenn einst der Glocken Läuten
Die deutschen Völker ruft von fern und nah,
Und ihre Jubelklänge dann bedeuten:
Der deutsche Dom steht ganz vollendet da!
O, daß wir dann auch endlich uns erfreuten
Des Wunderbaus, den noch kein Deutscher sah:
Des Völkerdoms, gebaut aus deutschen Staaten,
Der nie mehr an die Zwietracht wird verrathen!

Shakspeare wird nicht nur in einem Sonett, sondern auch in einem Festspiel gefeiert, in welchem Germania und Britannia, als „derselben Mutter reichbegabte Kinder", geloben, in Einigkeit zusammenzuhalten, nachdem sie in stolzem Wetteifer ihrer Verdienste gedachten.

Die Balladen sind unbedeutend. Der Versuch einer humoristischen Epistel in Distichen: „Aus den hinterlassenen Papieren eines alten Journalisten", bringt eine mit Unrecht verwaiste Dichtform wieder zu Ehren, wenn nur die oft cäsurlosen Hexameter mehr rhythmische Plastik besäßen.

7. Sadowa. Von Leo Goldammer. Berlin, Goldammer. 1869. Gr. 8. 25 Ngr.

Ein glänzendes und großartiges Thema für ein Schlachtgemälde von historischer Bedeutung mit weitreichenden politischen Perspectiven! Selten genug sind die Entscheidungsschlachten, in denen sich die Geschichte selbst wie in einer bedeutsamen Pointe zusammenfaßt. Sadowa ist eine solche Entscheidungsschlacht; auf den Hügeln von Chlum und Prim, an den Thalrändern der Bistritz und Trentina ist ein Abschnitt deutscher Geschichte zum Abschluß gekommen. Sadowa ist aber auch eine Schlacht von dramatischer Spannung und glänzender Ueberraschung und hierin nur mit Belle-Alliance vergleichbar. Leider entspricht das epische Gedicht von Goldammer, trotz einzelner gelungener Stellen, nicht den Erwartungen, die ein so günstiger Stoff rege macht; es fehlt ihm an organischer Gliederung, an Klarheit und Anschaulichkeit; es ist zu sehr Chaos, zu wenig Relief; der Nebel von Chlum schwebt auch über diesem Gedicht! Es sind dissolving views; die Bilder heben sich nicht scharf genug voneinander ab; die großen Wendungen und Katastrophen der Schlacht treten nicht spannend und schlagend genug hervor.

Der Grund hiervon liegt zunächst in dem traditionellen Stil der preußischen Bataillenpoesie, welcher Scherenberg mit seinem oft genialen Griff in Bezug auf grandiose Bildlichkeit und erhabene Lakonismen des Ausdrucks als Muster vorleuchtet. Scherenberg ist aber ein origineller Dichter, der schon, wo er sich selbst nachahmt, in Manier verfällt und dessen Geschmacklosigkeiten man nur seiner oft glücklichen Kühnheit zugute hält. Das Harte und Zerhackte seines Stils, seine oft bärbeißige Bravour, das Gemisch von Calembourg, Anekdote und Hymne, das sich durch seine Dichtungen hindurchzieht, machen ihn ganz ungeeignet zum Stifter einer Schule. Bei den nacheifernden Jüngern treten diese Fehler als Manier störend hervor; die Lakonismen verwandeln sich in einen bombastischen Kraftstil, und die Härten der Form sind sehr häufig. Man höre z. B.:

Er komme nur! Achthundert Hunde bellen
Ihm einen wirbelwind'gen Gletscherföhn
Aus Batterien von Terrassenschwellen,
Auf deren Platten ihre Krater stehn,
Und seine Mähne soll der Föhn zerzausen
Mit einem stählernen Granatenkamm,
Soll durch die Wälder auf ihn niedersausen
Die Keulen Simson's, Knorrn aus Ast und Stamm!

Oder:

Drum übers Haupt wirft er ihm einen Reigen
Von Tänzern, die von Blei und Eisen sind,
Die sich zugleich als Musikanten zeigen
Nach Noten, blind geschrieben in den Wind;
Sie schwirr'n wie Bremsen, schrill'n wie Vogelpfeifen,
Sie brummen auch, der Bär, die Bombe kann's,
Sie soll'n ins Ohr ihm gell'n, ins Herz ihm greifen
Nach seiner Seele für den Todtentanz!

Allzu kecke Katachresen, wie: „Hunde, die einen Gletscherföhn bellen", sind hier ebenso störend, wie die harten Apostrophirungen, die sich durch das ganze Gedicht hinziehen, z. B.:

Die Kugeln kommen, Schwarm auf Schwarm wie Tauben,
Und bell'n der Uhu Bell'n in bleicher Nacht,
Sie fall'n und krachen, platzen, prusten, schnauben,
Knarr'n, knurr'n und kläffen, heul'n wie wilde Jagd —

und oft in den Reim gestellt sind, z. B.:

Der Pfaffenwitz hat sich von je erdreistet
Dicht neben Gott des Teufels Bild zu stell'n;
In welchem Volk das meiste er geleistet,
Das will ich drum zerschmettern heut, zerschell'n.

Von dieser oft ungeläuterten dichterischen Form abgesehen ist es aber auch die von Goldammer in Anwendung gebrachte „Göttermaschinerie", welche die Klarheit der Darstellung trübt. Es ist ein Zwischenreich der Helden und Halbgötter, welches in dies Schlachtgemälde aus dem Gewölk mit eingreift, ähnlich wie dies in den Pyrker'schen Epen der Fall ist. Wir meinen, daß es dem Dichter auch in einem modernen Schlachtenbild gelingen mag, für politische Ziele und Ideale einen poetischen Ausdruck zu finden, der sich zu traumhafter Personification steigern darf. Wenn dem Kaiser Franz Joseph die „Hyäne von Brescia" mit dem rothblonden Riesenschnurrbart im Halbtraum erscheint, so ist dies eine dichterische Erfindung, welche vollkommen berechtigt ist, denn sie schweift nicht aus dem Gedankenkreise des Kaisers hinaus; wenn ihm aber dann ein Gestaltenpaar aus Allwalter Wodan's Himmel erscheint, dieselben Schwanenjungfrauen, welche dann auch dem König von Preußen erscheinen, so werden wir gänzlich aus dem Costüm und dem Gedankengang der Gegenwart herausgerissen — was soll die altgermanische Mythologie, welche den Kämpfern von Königgrätz sowie dem Volksglauben unserer Zeit gänzlich fremd ist, in einer Schilderung dieser Schlacht? Wenn Prinz Eugen und der Alte Fritz sich in den Wolken unterhalten, so läßt man sich dies eher gefallen, obgleich uns auch eine derartige Personification zu handgreiflich erscheint und nicht stimmungsvoll genug aus dem Gemüth der Handelnden herausgeboren. Offenbar ist aber durch diese directe mythologische Einmischung der Gang der Handlung etwas verdunkelt und die Schwierigkeit, die in der allseitig klaren Entfaltung eines so umfassenden Schlachtbildes liegt, vermehrt.

Wir unterschätzen diese Schwierigkeit um so weniger, als die fortgeschrittene militärische Technik der Neuzeit eine Menge von Detailschilderungen nöthig macht, zu deren dichterischer Belebung ein Talent von nicht gewöhnlicher Energie gehört, ein Talent, wie es Victor Hugo und Freiligrath besitzen, welche auch die anscheinend prosaische Specialität, zum Beispiel aus dem Gebiet des Marinewesens, dichterisch zu adeln wissen. Niemals dürfen Verse wie gereimte Parolebefehle gemahnen, wie der folgende:

Acht Stunden lang durch Cerekwitz marschirten
Nach den Rapporten vierzigtausend Mann,
Die im Sadowagrund sich concentrirten
Mit andern mehr als hunderttausend dann,
Und dieser Zahl hinzugezählt die Sachsen,
Weil deren Fahnen schon um Problus wehn,
Auf zweimalhunderttausend angewachsen
Wird hinterm Bistritzbach sie vor uns stehn!

Bei Nachod, Skalitz, Trautenau, drei Tage,
Wich vor dem Kronprinz Marschall Benedek,
Vom Norden her bekannt muß ohne Frage
Ihm unser Anmarsch sein nach Ziel und Zweck;
Drei andre Tage trieb aus West zur Eile
Ihn Friedrich Karl von Turnau bis Gitschin,
Und beider Fühlung trennt nur eine Meile
Noch zwischen Kön'ginhof und Miletin.

Ebenso wenig wollen wir schlecht stilisirte Leitartikel lesen:

Dann will ich rechnen mit der deutschen Rage
Nach Billigkeit mit ihrem Einheitstrieb;
Kostspiel'ge Ambassaden-Spionage
Fällt beim Suffrage- — beim Jenachdems-Princip;
Von vierzig Fürsten mögen mit den Welfen
Noch drei bis vier Herrn bis zur Elbe sein —
Ich will ihr Deutschland einiger machen helfen
Und dafür maus' ich — maus' ich mir den Rhein!

Der gleichmäßige Adel der dichterischen Haltung muß sich durchweg bewähren, auch wo die Darstellung zu volksthümlichem Humor oder technischem Detail herabsteigt. Dies vermissen wir bei Scherenberg selbst, noch mehr aber bei den oft forcirten Nachahmern des Waterloosängers.

Gleichwol enthält „Sadowa" von Goldammer manchen glücklichen Gedanken, manches treffende Bild, manche schlaghafte Wendung, und es bleibt nur zu bedauern, daß das Ganze nicht mehr aus dem Brouillon herausgearbeitet ist. Selbst in den mythologischen Bildern, in den Gewölkgruppen findet sich manches, was für dichterische Intuition Zeugniß ablegt; doch das Ganze macht einen ungeklärten Eindruck, es fehlt alle Oekonomie der Darstellung, jede künstlerische Gruppirung, und der hyperbolische Sturm fegt eine Masse entblätterter und verwelkter Metaphern in trüben Wirbeln an uns vorüber.

8. Aus der Asche. Neue Gedichte von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1870. 16. 15 Ngr.

Die „Lieder einer Verlorenen" gaben uns Veranlassung, von der Dichterin eine Photographie zu entwerfen, gegen welche der Verleger und sie selbst glaubten protestiren zu müssen. Die darin geschilderten Orgien schienen uns allzu deutlich auf zweideutige Localitäten hinzuweisen, sodaß wir daraus glaubten Schlüsse ziehen zu müssen auf die Persönlichkeit der Verfasserin. Wir bekennen also, daß wir uns hierin geirrt haben, um so lieber, als auch die vorliegenden „Neuen Gedichte" einen gemäßigtern Charakter tragen.

Freilich, der Trotz gegen die Gesellschaft und der Hohn gegen die „Sitte" oder vielmehr gegen das, was für sittlich gilt, ist sich unverändert gleichgeblieben. Die Dichterin verspottet die biedern „Hausfrauen":

Soll ich es nochmals wiederholen?
Ihr habt mich ja so oft gefragt,
Und tausendmal hab' ich auf Ehre
Die volle Wahrheit euch gesagt. —
Ja, ich bewundre eure Tugend,
Und ich bewundre eure Kinder,
Bewundre eure magern Mägde,
Bewundre eure fetten Rinder;
Bewundre mehr noch eure Männer,
Bewundre eure kluge Stummheit,
Bewundre eure feine Wäsche —
Beneide euch um eure Dummheit.

Sie verhöhnt die sittliche Heuchelei:

Belle Helène!
Belle Helène! Belle Helène!
Altberühmte Griechen-Schöne,
Dich bewundern unsre Väter,
Dich verehren unsre Söhne!
Die entblößende Gewandung,
Sie begeistert unsre Schönen,
Unten kurz und oben kürzer —
Wer wird nicht der Mode fröhnen?!
Unsere Frauen, unsere Töchter
Freuen sich der Menelause,
Und die Paris-Studien treiben
Sie sans gène im eignen Hause!

Und von der „Goldschnittlyrik" heißt es:

Hübsch gelassen und hübsch zahm
Und der Sitte hübsch gehuldigt,
Die um jedes wahre Wort
Sich zehntausendmal entschuldigt!
Ist der Pegasus auch lahm
Und gehörnt anstatt geflügelt,
Trabt er hübsch solid doch fort,
Galopirt nie — ungezügelt!

Diese satirischen Liederchen sind nicht bedeutend, weil sie das Urbild Heinrich Heine's allzu wenig verleugnen.

Dagegen enthält die Sammlung mehrere stimmungsvolle Lieder, die von einem unleugbaren Talent Zeugniß ablegen, und wenngleich auch sie an Heine erinnern, so doch nur an seine bessern einheitlichen Gedichte, z. B.:

Todte Liebe — kalte Asche!
Armer, längst zerstobner Traum —
Wie ein geisterhaftes Mahnen
Weht es durch den öden Raum!
Oft ist mir, als müßt' ich hüten
Dich, wie einst mein sterbend Kind —
Doch ein Luftzug — und die Asche
Fliegt hinaus in Nacht und Wind! —

Oder:

Durch die dicht verhängten Fenster
Dringt das dumpfe Wagenrollen
Und verscheucht die Nachtgespenster,
Die im Traum mir nahen wollen.

Aber rauschend durch mein Zimmer
Wogt ein Meer von wirren Tönen,
Und aus all dem Schmerzgewimmer
Hör' ich meine Seele stöhnen!

Hör' ich meine Seele weinen —
Nicht um dieses Leibes Sterben —
Doch es bangt ihr vor dem kleinen,
Müden, einsamen Verderben.

Ohne Frage liegt in Adjectiven, wie diese letzten, eine gewisse dichterische Energie, da sie bezeichnend, ungewöhnlich und kühn sind. Einfach rührend ist die poetische Anrede an ein gestorbenes Kind:

Wesen, kleines, längst verklärtes,
Stern in meines Lebens Nacht,
Reingeliebtes, heißentbehrtes,
Sprich zu mir im Traume sacht!
Schlinge deine kleinen Arme
Um die Brust so glückberaubt,
An mein Herz, das lebenswarme,
Leg' dein todtes kaltes Haupt!

Die Melancholie, die über sehr vielen dieser Gedichte brütet, hat etwas Dumpfes und Bleischweres, es fehlt ihr zu sehr die poetische Verklärung. Doch verdient die Sammlung vor der erstern bei weitem den Vorzug, die Haltung ist maßvoller, und in der Form sind die auffallenden Incorrectheiten vermieden, die sich in den frühern Gedichten zeigten.

Kein größerer Gegensatz gegen diese keck emancipirten und dabei dem persönlichsten Herzensgeschick mit ausschließlicher Hingebung geweihten Lieder als die folgende Sammlung:

9. Gedichte von Elisabeth Gräfin Zedlitz Trützschler. Altenburg, Bonde. 1870. 16. 2 Thlr.

Man könnte diese Gedichte mit Schwertlilien vergleichen; sie haben etwas Männlich-Energisches, einen heroischen und kriegerischen Grundton; nichts Weiches, Ueppiges, Sentimentales findet sich in ihnen, und was bei den Gedichten einer Dame gewiß auffallend ist, kein einziges Liebesgedicht; nur die schwärmerische eheliche Treue wird in dem Gedicht: „Der Schicksalsstern", gefeiert. Im übrigen wird aufopfernde Menschenliebe, das Samariterthum und Johanniterthum verherrlicht, und jene heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen, welche von der Musik und Malerei gleichmäßig zur Heldin künstlerischer Schöpfungen auserlesen wurde, hat auch unsere Dichterin zu einem Balladencyklus begeistert, dem es nicht an legendarischer Innigkeit fehlt.

Gleichwol ist nicht die mittelalterliche Zaubermacht und die versunkene Traumwelt der Romantik die Muse unserer Dichterin, obwol sie Stoffe wie „Boabdil" mit orientalischer Glut auszustatten weiß und auch Heinrich den Seefahrer, ein Gemälde, dessen Ausführung ebenfalls zum Theil ein exotisches Colorit verlangt, zum Helden ritterlich heldenhafter Romanzen macht. Dieser kühne Seefahrer hat ja nichts romantisch Träumerisches, es pulsirt in ihm modernes Blut; er ist der Ahnherr der modernen Entdeckungsreisenden, jener Helden der Neuzeit, welche im Dienste der Cultur und der Menschheit so viele sangeswürdige Thaten vollbringen.

Die Dichterin wählt aber auch mit Vorliebe ihre Stoffe aus der jüngsten Vergangenheit und aus der Zeitgeschichte. Das Jahr 1866 begeistert sie zu mehrern Kriegs- und Siegsgesängen; wir theilen einen derselben mit:

Der dritte Juli 1866.

Auf schäumendem Renner, in stürmischer Nacht,
Mit klirrendem Sporn jagt der Rufer zur Schlacht.

„Entfaltet die Fahnen zum blutigen Strauß,
Schon ziehen die Brüder gerüstet hinaus.
Zu ihnen im Siegen und Sterben gesellt,
O Königssohn, führ' deine Krieger ins Feld."

Da ziehen sie schweigend durchs böhmische Land,
Die Augen und Herzen gen Westen gewandt,

Entgegen des Kampfes wildmordender Wuth,
Entgegen dem Tode mit preußischem Muth.

Dumpf rufen Kanonen den reisigen Troß,
Da zügelt der Kronprinz sein schnaubendes Roß.

„Der Baum auf der Höhe, er weist uns die Bahn.
Die Brüder, sie harren. Ihr Tapfern, hinan!"

Laut klingt in den Herzen sein ritterlich Wort.
Dort drüben, da wüthet die Riesenschlacht fort.

In kämpfender Helden gelichtete Reihn
Fällt donnernd der eherne Schlachtgruß hinein.

„Ihr blutigen Streiter auf blutigem Pfad!
Nun vorwärts noch einmal! Die Hülfe, sie naht."

Der Himmel ist dunkel, die Erde ist roth,
Und grausige Ernte hält würgend der Tod.

Doch siegreich erhebt sich der preußische Aar,
Nun schirmt er dich, Deutschland, in Noth und Gefahr.

Du fühlst deine Stärke, die Fessel zerbrach,
Das kündet Sadowas gewaltiger Tag.

Die Dichterin besingt „Die Kinder Frankreichs" in einem elegischen Gedicht, das dem dafür geeigneten Stoff vollkommen gerecht wird; sie widmet Lord Byron zwei schwunghafte Gedichte in wechselnden Rhythmen, bei denen nur, wie bei dem oben mitgetheilten Gedicht, zu bedauern bleibt, daß die Daktylen unrein sind und allzu häufig durch Längen getrübt werden. Die lyrische Ouverture des Gedichts, in welcher der Sturm, die Nacht und die einsam flatternden Möven dem Dichter das Wiegenlied singen, erscheint uns besonders gelungen. Auch die „Herzogin von Orleans" wird in einem Gedicht besungen.

Die Gedichte gehören mit wenigen Ausnahmen der erzählenden Gattung an; einige, wie „Gustav Wasa", „Die vier Heinriche", könnte man fast lyrische Historien nennen. Von den mehr balladenartigen hat „Gesril bei Quiberon", ein Gedicht, das einen modernen Regulus feiert, heroischen Schwung und „Das Feuer" eine spannende Peripetie. Der Stoff des letzten Gedichts, die Strandräuberei, ist derselbe, wie in dem oben besprochenen Gedicht von Adolf Stern.

Die Form der meisten Gedichte ist klar und gefeilt, wenig leuchtend durch originellen Glanz, aber auch alles Bizarre und Geschmacklose glücklich vermeidend.

10. Schloß Herzberg. Ein Harzgedicht von C. Helm. Berlin, Gaertner. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichterin unterscheidet sich wiederum von den vorausgehenden; sie ist weder skeptisch-frivol, noch heroisch-patriotisch; sondern sie entspricht dem Durchschnittscharakter deutscher Weiblichkeit, sie ist sentimental, voll von Naturempfindung, eifrige Blumistin, gleich bewandert in der freien Flora des Feldes wie in den Varietäten der Gartencultur und von einer harmlosen Redseligkeit, die allein es möglich machte, einen für eine poetische Erzählung von wenigen Seiten ausreichenden Stoff zu einem Bändchen von 247 dicht mit Versen bedruckten Octavseiten auszudehnen.

Und diese Geschichte selbst hat den Fehler, daß der Conflict sowol wie seine Lösung etwas trivialer Art sind.

Wir wenigstens interessiren uns durchaus nicht dafür, daß der junge Prinz Georg von Lüneburg-Celle von einer nicht standesgemäßen Liebe, die sein Thronrecht gefährdete, durch den glücklichen Zufall gerettet wird, daß seine Geliebte, ein schlichtes Kind der Berge, sich als die Prinzessin von Darmstadt entpuppt, gerade als diejenige Prinzessin, deren Hand ihm eventuell bestimmt ist und seine Thronfolge sichert. Wir finden dies ebenso wunderbar wie erfreulich, ohne uns für dies der celler Dynastie günstige Zufallsspiel zu enthusiasmiren. Eine Agnes Bernauer flößt uns gerade deshalb Theilnahme ein, weil sie des Barbiers Töchterlein ist, und diese Theilnahme würde augenblicklich erlöschen, wenn sich das Mädchen aus dem Volke durch irgendeinen Märchenspuk in eine geheimnißvolle Prinzessin verwandelte.

Auch für die dynastischen Erbschaftshändel in Celle-Lüneburg, so breit dieselben behandelt sind, hegen wir nicht das geringste Interesse, sowie auch bei den verschiedenen Besitztiteln auf Schloß Herzberg, die uns genealogisch-hypothekarisch mit archivarischer Trockenheit vorgetragen werden, die Musen jedenfalls am leersten ausgehen:

Im Jahre tausend schon baut' einst da droben,
Wo jetzt Schloß Herzberg stolz und würdig thront,
Graf Lauterberg ein Jagdschloß, das erhoben
Zur Burg dann ward, die fort und fort bewohnt
Von Sprossen edler Häuser war seit langen.
Hier saß der Löwe Heinrich kühn und groß,
Und seiner Söhn' und Enkel Namen prangen
Sechshundert Jahre jetzt in jenem Schloß.

Doch als die Linie Braunschweig-Wolfenbüttel
Erloschen war in ihrem letzten Stamm,
Und Herzog Philipp Wappen, Schild und Titel
Als letzter Sproß mit in die Grube nahm,
Da ward durch Kaiserspruch in jenem Lande
Zum Erben Lüneburg nun eingesetzt,
Und seiner Söhne jüngsten drauf entsandte
Ins neue Reich der Herzog Wilhelm jetzt.

Dergleichen schlechte Verse sind allerdings selten in dem Gedicht; in der Regel sind die Verse fließend und wohlklingend, aber von jeder geistigen Prägnanz verlassen und überreich an Gemeinplätzen. Die Vedute vertritt oft die Stelle des Gemäldes, und nur wo die Dichterin den Naturstimmen oder Märchen des Harzes lauscht, gewinnt ihre Darstellung poetischen Reiz. Der alte Pfarrer unter seinen Blumen, in dem Paradies im Siebertthal, gibt ein idyllisch ansprechendes Bild, und die theils an Shakspeare's „Königin Mab", theils an die Naturbilder der Droste-Hülshoff erinnernde Schilderung einer Blumenhochzeit, die nur weiterhin in dem botanischen Turnier etwas zu gesucht und manierirt erscheint, hat namentlich in der ersten Hälfte viel Anmuthendes und spricht für einen zarten Natursinn bei der Verfasserin:

Und wie das Mädchen jetzt die zarten Wangen
Auf Moos und Thymian bettet, länger dann
Die Blicke sinnend hebt, da war's, als drangen
Melodisch süße Töne dann und wann
Zu ihrem Ohr, und Blüten, Gras und Kräuter,
Die sie umblühn in üppig reicher Pracht,
Begrüßen sich mit Stimmchen froh und heiter
Und scheinen alle wie vom Schlaf erwacht.
Der wilde Rosenstrauch erzittert leise,
Und lieblich, wie der erste Morgenstrahl,
Hebt aus der Blüte sich mit einem mal
Ein Elfenkind. Das schauet rings im Kreise
Entzückt umher; dann winkt es mit der Hand,
Und aus den Blumen schlüpfet rings gewandt
Der kleinen Elfen wunderholde Schar
Und bringet jener ihre Dienste dar.
Vom Blatt der Rose legt man ihr ein Kleid
Geschäftig an, und Schleier duftig weit,
Gewebt von kleinen Spinnen früh und spät,
Durchwirkt mit Perlen, die der Thau gesä't,
Sie schmücken dann das feine Köpfchen traut
Der lieblich jungen kleinen Rosenbraut.
Geschäftig eilt die Spinne nun hinüber
Zum andern Strauch, auf dem der König thront,
Und eine Brücke schlägt sie rasch herüber
Zu ihm, der fern von seinem Liebchen wohnt.
Da kommt, von einer Mückenschar gezogen,
Ein Venuswagen raschen Fluges jetzt
Zum Dienst der Braut hoch durch die Luft geflogen;
Ameisen sind als Diener ihr gesetzt;
Die halten schützend zartes Farrenkraut
Zu Häupten dort der schönen Königsbraut;
Goldfliege schwebt als Bote schnell davon,
Und ihre Blüten schwingt zu hellem Ton
Die Glockenblume jetzt. Mit lautem Summen
Umschwebt die Biene sie, und fröhlich Brummen
Erhebt die Hummel mit dem sammtnen Kleid,
Die schön geputzt der Braut gibt das Geleit.
Jetzt schickt der König seine Diener aus,
Die Holde zu empfahn. Ihm selbst voraus
Schwärmt dicht gedrängt der Rosenkäfer Zahl,
Und alle Schmetterlinge rings vom Thal,
Sie führen ihre Herrin hold und fein
Zum Thron des Königs fröhlich jetzt herein.
Er aber zieht voll Wonne und Entzücken
Die Liebste an sein Herz mit stolzen Blicken,
Und jubelnd tönt es ringsum in der Runde:
„Hoch unserm König! Hoch dem Liebesbunde!"

Das ist recht niedliche poetische Schnitzarbeit; nur sind die Blumen in dem Gedicht poetischer als die Menschen, deren Charakteren jede feinere Nuancirung und jedes tiefere Colorit fehlt.

11. Herbstblumen. Neue Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 20 Ngr.

Die neuen sowie die ältern Gedichte von Leitner haben etwas Anziehendes schon dadurch, daß sie ganz frei von Manier und Gesuchtheit, daß sie schlicht, einfach und kernhaft sind. Freilich fehlt es ihnen dafür an melodischem und einschmeichelndem Reiz, und manche Härte der Form trübt den ästhetischen Genuß.

Die neue Sammlung besteht aus fünf Büchern, in denen meistens lyrische und epische Gedichte in buntem Wechsel sich ablösen. Nur das dritte Buch: „Die Sennerin von Kaiserau", bringt eine Dorfgeschichte in Versen, die Liebe eines Land- und Bergmädchens zu einem Maler, die kein glückliches Ende nimmt. Nach der Ehe kehrt die Verlassene zu altgewohntem Thun in die heimatlichen Berge zurück. Die Farben der Darstellung sind nicht sentimental verschwommen, sondern es herrscht eine gesunde Tüchtigkeit darin vor. Das Landmädchen muß dem Maler sitzen, so sehr sie sich anfangs davor scheut:

Wie drauf er ihr zärtlich ins Aug' oft schaut,
Da wird ihr gar süß beklommen,
Es wogt ihr Busen, ihr Herz klopft laut;
Doch sucht sie nicht mehr zu entkommen.

Und kaum, daß ein Paar der Tage vorbei,
So lächelt schon — roth das Mieder,
Und blau das Röcklein — ihr Conterfei
Gar lieb von der Wand hernieder.

Sie schrickt zusammen, und schreit: „Fürwahr!
Das bin ich, zum Reden, ja selber,
Getroffen so gut und besser sogar,
Als dort die Kühe und Kälber."

Da zieht er sie lachend an seine Brust,
Und hält sie im Arme gefangen,
Und macht erglühen mit Küssen der Lust
Der Sträubenden Lippen und Wangen.

Drauf lispelt er traulich leis' ihr ins Ohr:
Und willst du nicht ganz mein werden?
„Das will ich", ruft sie mit Thränen empor,
„Und keines andern auf Erden!"

Das vierte Buch ist das Buch der Sonette und Canzonen. Diese Dichtformen haben etwas Stählernes in Leitner's Behandlung; sie erinnern dadurch an die Sonette von Rückert und Hebbel, die sich auch in der üppig reichen Gewandung nicht ganz wohl zu fühlen scheinen und sich bisweilen auf die Versschleppe treten. Mindestens wird der melodische Fall, der auf harmonischen Vollklang des Reims sehnsüchtig hinstrebenden Verse sehr beeinträchtigt durch Einschachtelungen wie die folgende:

Sind diese Minneweisen dir zuwider,
So soll, ist Rosen summend zu umringen
Selbst Bienen gleich gestattet, doch verklingen
Mit diesem Reim das letzte meiner Lieder.

Gerade die kunstvollsten Reimgebäude verlangen den leichtesten Bau, und die Muse muß gleich einer ausgezeichneten Akrobatin lächeln, wenn sie die größten Schwierigkeiten überwindet. Auch darf nirgends der Reim als ein der harten Nothwendigkeit gebrachtes Opfer gemahnen. Wenn es in dem Sonett „Umarmung" heißt:

So bist du endlich mir ans Herz gesunken,
Und meines pocht mit deinem froh zusammen;
Aus sel'gen Augen schlagen loh die Flammen,
Die lang' nur glommen in verstohlnen Funken.

Du, die mit Kaltsinn erst noch schien zu prunken
Und jeden Schein von Milde zu verdammen,
Du duldest dieser Arme, dieser strammen,
Umfangen nun fast willenlos wie trunken —

so ist der vierte Reim, der uns die Arme des Liebenden als „stramm" schildert, doch nur ein sehr unpoetischer Nothanker.

Unter den Distichen finden sich manche sinnige und treffende; wir theilen die vier letzten „Aufschriften" mit:

Auf ein Herbarium.

Fördernd dein Wissen bewahrt hier getrocknete Blumen Gelehrtheit;
Duftig und farbig im Kranz reicht sie allein dir die Kunst.

Auf eine Lampe.

Weck' in dem Erdöl hier, das dem Dunkel entstammt, nur die innre,
Ewige Lichtnatur: leuchtend erwacht es zum Licht.

Auf eine Sonnenuhr.

Weis' ich die Stunden dir gleich nicht alle; bedenke doch dankbar:
Die ich, Sterblicher, dir weise — sind sonnige nur.

Auf eine Laube.

Liebenden flicht hier traut aus dem Blütengerank sich ein Obdach.
Rasch nun, ihr Blöden, geküßt! Haus und Bewohner verblühn.

Die erzählenden Gedichte der andern Bücher behandeln theils heitere Anekdoten, theils ernstere Stoffe, die auch nicht weit über das Anekdotische hinausgehen. „Der Bürger von Hildesheim" gehört ganz zur erstern Gattung und ist eine Art Nachzügler ähnlicher Gedichte von Kopisch. Modernen Balladenton hat „Die Ueberfahrt"; in dem österreichischen General, der freudig stirbt, weil er den Kaiser Napoleon zittern sieht, liegt ein starker Zug von Patriotismus. Einen unheimlich gespenstigen Charakter und den Ton der altschottischen Romanzen zeigt das durch diese scharf ausgeprägte Eigenheit gelungene Gedicht:

Die schöne Brigitte.

Die schöne Brigitte, die Füße bar,
Schweift irr durch die Nacht mit losem Haar.

Sie schweift durch die Nacht voll Jammer, und lauscht,
Was nahe hier wispert, was fern dort rauscht.

Die blitzenden Sterne bedrohen sie: „Du!
Wir standen hier Wache, und sahen dir zu."

Der Mond lacht hämisch: „Der See ist naß.
Drin seh' ich es liegen; du weißt schon was."

Sie schleicht durch die Au', und das Blümchen weint:
„Ich habe mit ihm zu spielen gemeint."

Sie klimmt auf den Felsen, da mahnt das Moos:
„Ich hätt' es so weich gebettet im Schos."

Sie läuft in den Wald; der flüstert: „Gescheit!
Nun brauchst du kein Bäumchen zur Weihnachtzeit."

Sie springt davon, da krächzet ein Rab',
Ein schwarzer, ihr nach: „Kopf ab! Kopf ab!"

Sie rennt und rennt durch Busch und Strauch,
Bis rauschet der See: „Nun hab' ich dich auch!"

Etwas zu breit ausgeführt erscheint uns dagegen die Erzählung: „Bauerntod", deren glückliche Pointe vielleicht durch eine mehr lakonische Fassung gewonnen hätte. Ernst und schwunghaft ist das Gedicht: „Der Dombaumeister"; legenden- und märchenhaft sind: „Ave Maria" und „Hirtin und Schlange"; die „Königin des Balles" tritt, trotz ähnlicher als Refrain wiederkehrender Pointe, gegen „Die schöne Brigitte" sehr zurück.

Der eigentlich lyrische Klang, das melodische Lied, liegt dem Leitner'schen Talent fern; wir finden aus diesem Bereich wenig Beachtenswerthes; es überwiegt das Erzählende und Genrebildliche, die Schilderung und Anschauung in oft kräftiger, bisweilen harter und herber Form.

12. Fromm und Fröhlich. Dichtungen von Wilhelm Jerwitz. Dresden, Burdach. 1869. 16. 15 Ngr.

Vor kurzem ist der schwäbische Wandersänger, Karl Mayer, in hohem Alter gestorben; was er dichtete, das waren alles kleine fliegende Blätter der Liederpoesie, unerschöpfliche Miniaturlyrik in Bezug auf den Inhalt und nicht auf das Format. Wilhelm Jerwitz schließt sich diesem Vorbild an; er dichtet diminutive Gedichtchen. Freilich, auch große Gedanken brauchen nicht viel Raum, und man kann in zwei Zeilen etwas Unsterbliches sagen.

Doch diese Liederchen und Sprüchlein treten nicht so prätentiös auf; es sind einfache Gefühlchen, schlicht, warm, treu und traut: im ersten und zweiten Abschnitt, der in Prosaaphorismen sein Kleingeld ausgibt, herzstärkende Tropfen gesunder Frömmigkeit; in den spätern muntere Klänge, „Blumenscherze", „Maiengrün"; oft sind die Gedanken winzig wie ihr lyrisches Format, Nipptischfigürlein voll appetitlicher Nichtigkeit, oft von anziehender Anmuth, z. B.:

Grau ist heut der weite Himmel,
Weißer Reif deckt alles Grün:
Aber doch regt sich im stillen
Tausendfältiges Erblühn.

Und die Schar der Sangesbrüder
Zwitschert laut ihr Frühlingslied,
Ahnend, daß der Reif muß schmelzen,
Wenn die Wolke sich verzieht.

Armes Herz, sei drum nicht bange,
Laß die alte Litanei:
Wolke wird auf Wolke ziehen,
Glaubst du fest an deinen Mai!

13. Dichtungen von C. R. von Gerbel. Erste Sammlung. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 1 Thlr.

In den Gedichten des deutschrussischen Poeten überwiegt das erotische Element, das von einer keuschen blonden Minne nichts weiß. Bisweilen prägt es sich frisch und feurig aus; bisweilen mit jener frivolen Blasirtheit, die wie ein Echo aus den petersburger Salons gemahnt. Das deutsche Elbflorenz steht im Mittelpunkte dieser „Gedichte". Die schöne Umgebung Dresdens wird mit einem Dichtergruß angesungen: „Das Heimweh nach Dresden" klagt sich in Distichen aus; der Brühl'schen Terrasse wird ein Hymnus geweiht. Namentlich aber ist es die dresdener Bildergalerie, welche nicht nur das größte Gedicht der Sammlung, eine Art von versificirtem Katalog auf die Venus- und Dianen-, Madonnen- und Magdalenenbilder, auf die Gemälde, welche den Cultus des ewig Weiblichen vertreten, veranlaßt hat, sondern außerdem auch noch einzelne Gemälde durch besondere poetische Inschriften verherrlicht.

Wir halten diese Galeriegedichte nicht für die Glanzpartie der Sammlung. Theils nimmt die Dichtkunst als Auslegerin der Kunstwerke der Malerei nur eine dienende Stellung ein, theils ist der Ton dieser Gedichte allzu prosaisch erklärend und großen Kunstwerken gegenüber oft zu profan. Man kann die Madonnen Rafael's und Tizian's Venusbilder nicht auf eine gleich sinnliche Inspiration zurückführen. Vorherrschend ist der Standpunkt des frivolen pariser „Rococo", der für große Meisterwerke nicht den geeigneten, am wenigsten den poetischen Maßstab hergibt.

Dagegen athmen die feinern erotischen Gedichte eine Glut der Leidenschaft, die uns nach dem „übersinnlichsinnlichen" Liebesgetändel moderner Minnepoeten nur willkommen sein kann und trotz einzelner unreiner Reime und Katachresen und allzu häufiger Fremdwörter doch in dem Bann einer poetischen Stimmung festhält. Unser „Anakreon" stößt zwar oft die Seufzer eines wohlconservirten Greises aus, den die Damen nicht mehr mögen und der von „Erinnerungen" zehren muß; gleichwol feiern die „Kleinen Gedichte" Rosen, Wein und Mädchen in echt anakreontischem Stil oder auch — in hafisischem:

Nicht zu weise muß man sein
Und zu viel nicht schwärmen;
Manchmal auch an Lieb' und Wein
Muß man sich erwärmen.

In Gedanken und in Wort
Sei nicht metaphysisch,
Und des Lebens immerfort
Freue dich hafisisch.

Keine Lust darf uns entgehn:
So kann man uns preisen,
Daß zu leben wir verstehn,
Als die rechten Weisen.

Der Weise will mit der Liebe nur scherzen:

Willst du weise sein, dann spiele
Mit der Liebe froh und frisch:
Denn der Schönen gibt es viele,
Amor ist gebieterisch.

Für das erotische Feuer, das auf dem Altar der Gerbel'schen Muse loht, spreche das folgende Gedicht:

Schön ist der Abendröthe Prangen,
Des Mondes träumerisches Licht —
Doch schöner mir dein Angesicht,
Wenn trautes Sehnen, süßes Bangen
Mit ros'gem Feuer es umflicht.

Schön ist der Seele süße Reine
Vom Liebeshauche nie durchglüht:
Doch holder deine Anmuth blüht,
Wenn süße Lust dir, liebe Kleine,
Begehrlich durch die Seele zieht.

Schön ist, o Mädchen, deine Tugend,
Die nie der Wonne sich geschmiegt:
Doch schöner, wenn sie, sanft besiegt,
Dem holden Drange süßer Jugend
In meinen Armen unterliegt.

Schön bist du selbst wie Hauch der Rose,
Schön wie der Sonne goldne Pracht:
Doch schöner, wenn in stiller Nacht,
In heimlich traulichem Gekose
Der Liebe Glut sich dir entfacht.

Und in der Dämm'rung süßem Schweigen
Am schönsten möchte ich dich sehn,
Wenn bei der Zephyrlüfte Wehn
Sich Sonn' und Abendröthe neigen —
O Mädchen, kannst du widerstehn?

Die Muse des Dichters erhält Fluß und Guß, sobald sie das erotische Feuer beseelt. Auffallend sind die in den Text gedruckten Noten, prosaische Erläuterungen zu oft sehr bekannten Stoffen, welche der Dichter sich gewählt hat. Wir wünschten in einer zweiten Auflage diese Noten nicht blos unter den Text, sondern in einen Anhang verwiesen zu sehen. Dabei könnten uns die Noten über Frau von Maintenon, Macchiavelli, Savonarola u. a. billigerweise erlassen werden.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des Jesuitenordens.

Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland. Von Eberhard Zirngiebl. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Viele Hunderte von Büchern sind für und wider die Gesellschaft Jesu geschrieben, und in manchen ist über diesen Gegenstand viel Treffliches und Beherzigenswerthes gesagt worden. Dennoch kann man die in Rede stehende Schrift nur mit aufrichtiger Freude begrüßen, da sie das umfangreiche, äußerst interessante Material in der fleißigsten Weise zusammengefaßt und mit Umsicht und gediegener Schärfe verarbeitet hat. Einer besondern Rechtfertigung bedarf das Erscheinen des Buchs nicht, da gerade die gegenwärtigen Zeitverhältnisse dasselbe als eine höchst zeitgemäße Arbeit erscheinen lassen. Der Verfasser hat bei der Ausführung seiner „Studien" vornehmlich auf eine möglichst objective und unparteiisch gehaltene Verwerthung des vorhandenen historischen Materials und der vorhandenen kritischen Beurtheilungen Bedacht genommen; er enthält sich in hohem Grade aller gehässigen Polemik, vermeidet mit Vorsicht confessionelle Einseitigkeiten und hascht nicht durch pikante Erzählungen nach dem Beifall des großen Haufens. Dafür aber läßt er mit unbestechlicher Wahrheitsliebe die Thatsachen selbst sprechen, und diese sprechen allerdings in dem vorliegenden Falle laut und deutlich genug. Der Autor hat bei der reichen Fülle des historischen Stoffs seine Studien über den Jesuitenorden wesentlich auf Deutschland beschränkt, und uns auf diese Weise lehrreiche, aber auch ebenso schmerzenreiche Erinnerungsblätter aus der Geschichte unsers Vaterlandes aufgeschlagen. Möchte sich das Werk in die weitesten Kreise hinein Bahn brechen und der Ansicht den Sieg verschaffen helfen, daß in der That nur der allein „zur größern Ehre Gottes" kämpft, wer da kämpft im Geiste der Liebe und der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Freiheit.

In dem Vorworte seines Buchs weist der Verfasser mit Recht darauf hin, daß in dem großen Kampfe, der in unsern Tagen von Rom aus wider die Ideen, welche dem modernen Staate zu Grunde liegen, in Scene gesetzt ward und der ebenso sehr die staatliche Selbständigkeit wie die individuelle Freiheit, die Parität der verschiedenen Confessionen im Staate und die humanen Tendenzen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung vernichten soll, die Jesuiten offenbar die hervorragendste Rolle spielten. Sie waren und sind unleugbar die intellectuellen Urheber dieser umfangreichen Reaction innerhalb der katholischen Welt und jener großen Begriffsverwirrung, nach welcher nur noch der Jesuit und Jesuitenfreund (also der sogenannte Ultramontane) das Prädicat eines guten Katholiken verdienen soll; sie sind dies, wie Zirngiebl behauptet, zumeist aus zwei Gründen: einmal ist der Kampf wider alles, was nicht ihres Charakters und Wesens ist, gewissermaßen der Athmungsproceß der Societät; sodann ist nur zu gewiß, daß der endliche Sieg solch einer Reaction der Societät allein den Löwenantheil der Beute zuführen würde. Infolge des Sieges nämlich würde die Gesellschaft Jesu, wie sie ist und weil sie so constituirt ist, das unentbehrlichste Element in der katholischen Kirche werden; der Sieg würde eine geistliche Gewaltherrschaft, einen geistlichen Militarismus schaffen, dessen abschreckendes Vorbild unschwer in der Prätorianerherrschaft während der römischen Kaiserzeit zu erkennen sein dürfte. Wenn man sagt, daß gegenwärtig der sogenannte Cäsarismus in einigen Staaten drohend sein Haupt erhoben hat, so unterliegt es sicherlich keinem Zweifel, daß der Jesuitismus fast überall in noch viel gefährlicherer Weise und unter den verschiedensten Formen festen Fuß zu fassen bemüht ist.

Das vorliegende Werk zerfällt in sieben Abschnitte oder „Studien", denen jedesmal besondere Anmerkungen mit zahlreichen literarischen Nachweisungen beigefügt sind.

Die erste Studie behandelt den „Bau und die Tendenzen der Gesellschaft Jesu". Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war das Ansehen der Kirche tief von der Höhe herabgesunken, welche es zu der Zeit des Mittelalters eingenommen; der Papst hatte sein oberstes Schiedsrichteramt in den politischen Zwistigkeiten der christlichen Höfe und Völker verloren, denn schon seit dem Streite der Päpste mit Ludwig dem Baier hatte sich das Verhältniß von Kirche und Staat zu Gunsten der Selbständigkeit des letztern zu klären begonnen. Die Kirche war lange nicht mehr das eigentliche Herz des Christenthums, und der Geist, der einst von ihr ausstrahlte, alle Beziehungen des Lebens durchdrang und selbst die Institutionen, die er nicht geschaffen, wenigstens färbte, war nahezu ganz vernichtet. Die Corruption, welche Haupt und Glieder der Kirche ergriffen und tief angefressen hatte, war die Ursache von reformatorischen Wünschen und Bestrebungen gewesen. Wir erinnern an die Waldenser, die Begharden, die Spiritualen, Fraticellen, Gottesfreunde und andere mystische Sekten, welche gegen die Verderbtheit und Verweltlichung der Kirche Fronte machten. Männer, wie Meister Eckart, Tauler, Suso, Ruysbroeck, Gerson, Cusanus u. a. eiferten gegen die moralische Versunkenheit und Unwissenheit des Regular- und Säcularklerus und erschütterten die Herzen des Volks mit ihren schwärmerischen Predigten; selbst gegen die kirchlichen Heilsmittel trat in den Flagellanten ein entschiedenes Mistrauen zu Tage. Wicliffe rief der weltlichen Macht zu, die günstige Zeit zur Reformation der Kirche zu benutzen, und vindicirte dem Volke das Recht auf die heiligen Schriften; ähnlich sprach und handelte der Böhme Matthias von Janow. Johann Huß und Girolamo Savonarola starben den Ketzertod in den Flammen. Am 31. October 1517 schlug Dr. Martin Luther seine 95 Sätze gegen den Ablaßhandel an die Schloßkirche zu Wittenberg. In der Schweiz erhoben sich Zwingli und Calvin. Ehe Rom sich nur recht besann, waren schon neun Zehntel des deutschen Volks von der Reformation ergriffen, und bald drangen die Strahlen dieses neuen Geistes ins Ungarland, in die Niederlande, nach Frankreich, England, Spanien und Italien, selbst innerhalb der

Mauern Roms that sich ein Prediger im neuen Geiste hervor. Der Stuhl Petri wankte. Aber er sollte nicht zusammenbrechen. Ohne alles Zuthun der Päpste sammelte sich ein Heerhaufe, der, für die mittelalterliche Idee der päpstlichen Allmacht bis zum Fanatismus begeistert, derselben Gut und Blut zu opfern bereit war und, in dieser Begeisterung viele seiner Zeitgenossen mit sich fortreißend und an sich ziehend, zum mächtigen Koloß anwuchs, aber als solcher schließlich nicht blos dem von Luther erweckten und von diesem sowie von Zwingli und Calvin gestalteten Reformationsgeiste, sondern überhaupt jeder den Ideen der Neuzeit Rechnung tragenden Reformation einen verderblichen Damm entgegensetzte.

Drei Jahre, nachdem Luther im deutschen Wittenberg alle längst angesammelten Sturmeskräfte gegen Rom und seine hierarchisch-kirchliche Heilsanstalt ins Feld geführt, vollzog sich auf einem unscheinbaren Stammsitze, auf Loyola im schönen Spanien, ein unscheinbares Ereigniß; und doch sollte gerade dieses Ereigniß eine Hauptursache davon sein, daß sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts eine immer mächtiger anschwellende, in Deutschland zum Dreißigjährigen Kriege drängende Gegenrevolution für dasselbe Rom offenbarte. Die durch das Lesen von Heiligenlegenden bis zum Uebermaß gereizte Phantasie des kranken Ignaz von Loyola legte den Grund zum Orden der Jesuiten.

Im kriegerischen Schmucke verläßt der südliche Cavalier sein Stammschloß, zieht nach dem Kloster Mont-Serrat, schenkt daselbst einem Bettler seine Kleidung, zieht selbst ein schon vorher erkauftes Büßerhemd an, umgürtet mit einem Stricke die Lenden und nimmt einen Pilgerstab in die Hand. So kehrt er in die Kirche zurück. In der Nacht vor dem Feste Mariä Verkündigung weiht er sich durch den alten Gebrauch der Waffenwache zum Ritter der heiligen Jungfrau, hängt beim Anbruch des Tags Schwert und Lanze an einer Säule des Altars auf, nimmt die heilige Communion, vermacht dem Kloster sein Pferd und bezieht unweit von Manresa erst ein Hospital für Arme und Kranke, dann eine schwer zu entdeckende Höhle — zur Abtödtung, Kasteiung und geistigen Sammlung. In dieser Höhle erfand und übte Ignaz an sich selbst die bekannten „Exercitia spiritualia" des Jesuitenordens; er soll später einmal zu Lainez gesagt haben: „Eine einzige Stunde des Gebets zu Manresa hat mir über göttliche Dinge mehr Aufschluß verschafft, als die Lehren aller Doctoren zusammen es vermochten."

Am 27. September 1540 geschah die Einsetzung der Gesellschaft Jesu durch die Bestätigungsbulle Paul's III.: „Regimini militantis Ecclesiae". In einem Sendschreiben vom 26. März 1553 an die Mitglieder des Ordens heißt es:

> Der Gehorsam ist die einzige Tugend, welche die übrigen Tugenden in die Seele säet und die eingesäeten bewacht. In der Person des Obern erblickt ihr keinen Menschen, welcher Irrthümern und Armseligkeiten unterworfen ist, sondern Christus selbst. Der Ordensmann muß sich für eine Leiche halten, welcher kein Wille und keine Einsicht eigen ist, für ein verkleinertes Bild des Gekreuzigten, welches, wohin immer gewendet, beliebig sich legen läßt, für den Stock eines Greises u. s. w. (perinde ac cadaver, vel similiter atque senis baculus).

F. J. Buß, dieser unermüdliche Advocat jesuitischen Wirkens, ist — wie unser Autor S. 13 hervorhebt — von der Zucht des jesuitischen Instituts und seiner Getreuen so überzeugt, daß er den Fall für undenkbar hält, daß etwas an sich Unrechtes oder Böses befohlen würde; dennoch fügt er zur Gewissensberuhigung bei, daß ja „nicht der Gehorchende, sondern der Obere, dem jener folgt, die Verantwortlichkeit trägt".

Die Mitgliederzahl des Ordens sollte nach der Bestätigungsbulle Paul's III. die Zahl 60 nicht überschreiten; diese Beschränkung wurde indeß bald aufgehoben, sowie die Rechte und Privilegien der Gesellschaft im Laufe der Zeit bedeutend erweitert wurden. Der Hauptorganisator des Ordens war übrigens Lainez; ihm ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die directen Eingriffe des Papstes in die Geschicke der Völker dem mächtigen Einflusse der Jesuiten gegenüber so bald zurücktraten. Schon der dritte General, Franz Borgia, unterhielt einen eigenhändigen Briefwechsel mit den Fürsten Europas, die ihn in kirchlichen und staatlichen Dingen um Rath fragten.

Während die Gesellschaft Jesu im Dienste der streitenden Kirche stand, hatte sie als solche Dienerin eine dreifache Wirksamkeit: eine kirchlich-politische, eine religiös-sittliche, und endlich eine pädagogische. Auch noch jetzt besitzt und übt sie diese Wirksamkeit aus in einem Maße, wie gerade Zeit, Ort und Umstände es erlauben.

Die kirchlich-politische Aufgabe des Ordens gipfelt sich nach Zirngiebl „in der Restauration und Ausbreitung des mittelalterlichen Katholicismus"; und da der Protestantismus in so vielfacher Hinsicht mit dem kirchlich Hergebrachten brach, hielten es die Jesuiten für ihre wesentlichste Aufgabe, „den schärfsten Ausdruck bei der Ausscheidung, Unterscheidung und Gegenüberstellung des Katholicismus gegen den Protestantismus zu vertreten — also jene Position, welche der protestantischen Auffassung in der ausgesprochensten Antithese gegenüberstand". Darum treten denn auch die Jesuiten gegenwärtig wieder in der entschiedensten Weise für die Allgewalt des Papstes und für dessen Unfehlbarkeit auf. Der Papst ist den Jesuiten infallibler Interpret des in der Kirche aufgestellten göttlichen Lehrwortes und höchster Richter in allen Glaubenssachen. So oft der Papst in Glaubenssachen ex cathedra spricht, ist sein Ausspruch als infallible Lehrentscheidung anzuerkennen, und alle Gläubigen haben sich demselben zu unterwerfen. Deshalb geht es nach der Ansicht der Jesuiten wohl an, vom Concil an den Papst, nicht aber umgekehrt vom Papst an das Concil zu appelliren. Im jesuitischen Geiste ist jede Staatsgewalt eine ungehörige, also rechtlich (im kirchenpolitischen Sinne) zu bekämpfende, sobald sie nicht die Macht und das Ansehen der römischen Kirche mehrt. Aus diesem Grunde hat der Orden das bedeutsame Wort „Volkssouveränetät" nicht selten dazu benutzt, sich in die Gunst der Massen einzuschmeicheln und zugleich den Fürsten zu imponiren. Wenn es daher wirklich wahr ist, daß ein hochgestellter norddeutscher Staatsmann seit 1866 den Jesuiten wohl will, weil sie die Lehre vom „unbedingten Gehorsam" predigen, so sollte er nicht vergessen, daß diese Lehre in Bezug auf die weltlichen Machthaber sehr dehnbar ist. Sehr entschieden trat die kirchlich-politische Tendenz des Jesuitenordens schon in dem Verhalten seiner Mitglieder auf dem Concil von

Trient hervor; hier redete bereits, wie unser Autor S. 37 bemerkt, Lainez der Idee der Volkssouveränetät das Wort (1562), und gegen Ende des 16. Jahrhunderts gaben einzelne Jesuiten dem Volke, ja sogar einem Privatmanne das Recht, in gewissen Fällen einen Tyrannen zu tödten. Auf der andern Seite sollten sich aber auch gewisse Volksbeglücker vorsehen, einen zu innigen Bund mit den Ultramontanen und Jesuitenfreunden zu schließen, denn die Jesuiten becomplimentiren ein „souveränes Volk" nur so lange, als sie sicher sind, daß sich diese Souveränetät unter die Fittiche jesuitisch-kirchlicher Tendenzen stellt. Der Verfasser stützt sich auf unanfechtbare Belege, wenn er sagt:

Die Jesuiten waren — wo immer ihnen die Macht gegeben — die Zuchtmeister derjenigen Individuen, welche sich außer der katholischen Kirche zu stellen erdreisteten; sie athmeten Rebellion gegen kirchenfeindliche Fürsten; sie bekämpften bis aufs Messer ungefügige Corporationen; ja selbst für selbstherrliche Metropoliten hatten sie furchtbare Waffen bereit. Sie kümmern sich nicht um die beste Staatsform, nicht um der Völker materielles Wohl und Verderben; ihnen ist der Despot so lieb wie der Republikaner, der Bauer so lieb wie der Adeliche — wenn sie ihrem letzten Zwecke dienen. Wie die Kirche sich mit der Monarchie, mit der Aristokratie, mit der Demokratie unter der Voraussetzung verträgt, daß sie dem Reiche Gottes (der Kirche nämlich) huldigen: so auch die Gesellschaft Jesu, wenn sie nur die Selbstherrlichkeit der auf den Schwingen des Ordens getragenen römischen Kirche gesichert weiß; denn alles andere ist wandelbar und modificirt sich nach den Bedingungen der Zeiten, der Oertlichkeiten und der Personen. Selbst der Papst kann nur so weit auf ihre Unterstützung rechnen, als seine Haltung ihren (den mittelalterlich-kirchlichen) Interessen entspricht.

Wie die kirchlich-politische Wirksamkeit der Societät Jesu sich als eine in theokratischem Absolutismus tiefbegründete Praxis gezeigt hat, so tritt nun ihre religiös-sittliche Wirksamkeit uns als eine durch und durch anthropomorphistische entgegen. Der nächste Grund dieser Versinnlichung alles Religiösen liegt, wie Zirngiebl meint, in der Auffassung der Kirche als des in die Erscheinung getretenen und durch den Papst vermittelten göttlichen Regiments, das im Jenseits nur vollkommener, aber nicht wesentlich verschieden sich fortsetzt; ein anderer Grund besteht aber darin, daß der südländische Himmel die Phantasie mehr als das Herz anregt, daß derselbe — im allgemeinen — die Menschen mehr versinnlicht als verinnerlicht. Thatsache ist, daß aus diesen und andern Gründen im Laufe der Zeit in der katholischen Kirche das Innerliche über dem sich aufblähenden Aeußerlichen völlig verloren ging. Namentlich gaben sich die jesuitischen Schriftsteller alle erdenkliche Mühe, zum Begriffsvermögen des rohen Haufens herunterzusteigen. So sandte z. B. das „goldene Almosen", ein katholischer Bücherverlag, Tractate und Tractätlein in die Welt „zur Bildung des Geistes und des Herzens", deren Inhalt jedes nur einigermaßen zartfühlende Menschenherz mit Ekel erfüllen muß. Die Andachtsübungen athmen nicht weniger wie die Rathschläge zur Bezähmung der sinnlichen Gelüste, die Tugendbeispiele, die Hymnen u. s. w., den rohesten Sinnengenuß. Es kann hier nicht der Platz sein, diesen Gegenstand weiter zu erörtern; doch führen wir ein charakteristisches Beispiel, welches Zirngiebl S. 50 gibt, an:

Die Abgötterei, welche Maria zutheil wurde, zieht sich durch so und so viele Congregationsschauspiele, erhebt sich aber geradezu nicht mehr über die Roheit indianischer Fassungsweise in dem Hymnus „an die heiligen Haare Mariens":

— — — — — — — —

Doch Maria, deine Locken
Mich zu deiner Lieb' anlocken,
Schönste Jungfrau, deine Strehnen
Pfleg' ich allzeit anzuflehnen.

Wie im Hochenlied zu lesen,
Seynd der Brauthaar Pfeil gewesen.
Ich befehl' mich deinen Haaren,
Die dem Gspons so angenehm waren.

Steh uns bei in all Gefahren,
Deck' uns zu mit deinen Haaren,
Führe uns an deinen Locken
In die Stadt, wo all' frohlocken.

Mit dieser religiösen Veräußerlichung steht die ethische oder vielmehr unethische Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu im innigsten Zusammenhang. Die Bedeutung der Moralprincipien für das christlich-sittliche Leben wird von einer raffinirten und durch die Jesuiten in eine ausgebreitete Praxis übergegangenen Casuistik überwuchert. In dieser Beziehung sagt Zirngiebl:

Wie den Jesuiten die Religion im Grunde nur Mittel zum Zweck, um gerade die von der Kirche verheißene ewige Seligkeit zu erlangen, ist, so ist der Gebrauch dieses Mittels zum ausschließlichen Zweck der Kirche Tugend. Ohne Heilsmittel keine Tugend. Jedes Mittel hat aber überhaupt keine absolute, sondern nur eine relative, durch den Zweck selbst modificirte Bedeutung; und hinwieder richtet sich der Gebrauch nach dem Mittel und Zweck zugleich. Es ist tief im Wesen der Societät begründet, daß das Institut in der That keine andere Tugend als ein durch den Zweck geheiligtes Mittel anerkennt und anerkennen kann; denn alle Einrichtungen, alles Leben und Streben, im Institut und durch dasselbe, ist getragen und geheiligt durch den Zweck, und namentlich gibt dieser für den Gebrauch der Mittel (Tugend) das Maß her. Aber diese Behauptung ist mit der gleichnamigen vulgären Beschuldigung nicht identisch; sie erklärt jedoch letztere und zeigt, wie ein Abirren ins Unmoralische nicht allzu fern liegen mochte, nachdem einmal der ursprünglich reine Zweck verloren gegangen; denn nicht heilige, sondern nur scheinheilige Zwecke, nicht Zwecke des allgemeinen Besten, sondern nur egoistische vertragen sich mit verderbten Mitteln.

Hinsichtlich der pädagogischen Thätigkeit griffen die Jesuiten, wie der Verfasser S. 58 bemerkt, von Anfang an nur in das Lehr- und Erziehungswesen ein, weil und soweit es ihrem Zwecke dienlich war. Das Ziel der jesuitischen Pädagogik ging dahin, tüchtige und wohlgeübte, vor allem aber wohldisciplinirte und an strenge Subordination gewöhnte Streiter heranzubilden, die theils als Glieder der Gesellschaft, theils außerhalb derselben in den verschiedensten Lebensstellungen den einen Ordenszweck zu fördern bereit wären. Nicht für die Schule wurde von ihnen der Mensch erzogen, aber auch nicht für das Leben, nicht für das Zeitliche, nicht für das Ewige, nicht für das irdische Vaterland, aber auch nicht für das Reich Gottes, sondern für die römische Kirche, für das Reich des Papstes, oder eigentlich in letzter Instanz für den Orden selbst, der ja nach Umständen seine Zwecke sogar noch über die der Kirche und des Papstthums zu stellen weiß. Der Jesuitismus will weder die Religion, noch die Wissenschaft, noch die Kunst um ihrer selbst willen, er will alles nur um der Kirche oder vielmehr um seiner selbst willen. Das Subject mit allen seinen Anlagen, Bedürfnissen, Interessen ganz und gar in die Peripherie

der römischen Kirche, in die Dienstbarkeit des Ordens zu ziehen und in dieser Umgrenzung festzuhalten, also daß der Jesuit oder jesuitisch geschulte katholische Christ nichts thut, nichts redet, nichts denkt wider die Kirche und wider die Autorität der Obern, daß er, was sein Auge schwarz sieht, weiß zu nennen bereit ist, wenn die Kirche es gebeut — dies macht das eigenste Wesen und Streben des Jesuitismus aus, das ist auch sein oberstes Erziehungsprincip. (Vgl. Wagenmann in K. A. Schmid's „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens", 1862, III, 743.) Es heißt bei Zirngiebl:

In den Schulen der Jesuiten ist jene Disciplin Hebel und Kunst, welche die Menschen nicht zur Freiheit und Selbständigkeit heranbildet, sondern ihnen vielmehr die kirchliche Zwangsjacke so angewöhnt, daß sie derselben zeitlebens entbehren weder können noch wollen. In dieser Intention liegt auch eine andere, von der Geschichte aufs evidenteste bewiesene Thatsache begründet, nämlich die, daß die Jesuiten den eigentlichen Volksunterricht, soweit er nicht pastoraler Natur war, ganz außer Acht gelassen, dafür aber ihre Gymnasien in Bausch und Bogen mit Schülern vollpfropften, um die größtmögliche Auswahl für ihren Zweck tauglicher Individuen zu haben, nicht blos in Bezug auf das Institut selbst, sondern auch in Beziehung auf den Staat und seine Regierung. In dieser Intention liegt endlich auch jenes Haschen und Drängen nach Alleinherrschaft, nach Monopolisirung ihres Unterrichts sowol nach Inhalt als nach Form — ein Verfahren, wie es uns in den Geschichten der einzelnen Universitäten nur zu oft entgegentritt, welches nichts vom Geiste Christi, wol aber viel von „jüdischem Handelsgeiste" im gemeinen Verständniß enthält, und welches auf bittere Klagen der freiburger Universitätsprofessoren hin der vorderösterreichische Statthalter Freiherr von Pfirdt also treffend charakterisirt: „Die Väter der Gesellschaft Jesu besäßen einen langen Arm, ständen allenthalten bei Fürsten und Herren in Gnaden und könnten alles durchsetzen; die weltlichen Professoren dagegen seien sehr schwarz angeschrieben" u. s. w. Der Zweck ist in den Augen der Societät der heiligste von der Welt; denn die Wissenschaft ist nur heilig und wahr im Dienste der Kirche, das Amt zu lehren folglich ausschließliches Eigenthum der Kirche. Die Mittel freilich waren nur heilig in Rücksicht auf den Zweck.

Der uns zugemessene Raum verbietet es uns leider, den Inhalt der folgenden Studien genauer anzugeben; wir müssen uns daher begnügen, auf einzelne darin enthaltene Hauptpunkte aufmerksam zu machen. Der Verfasser verfolgt die Grundsätze und gesetzlichen Einrichtungen des Ordens überall von ihren ersten Anfängen bis in die neueste Zeit herab, wo ein Roothaan oder ein Beckx theils täuschende Zugeständnisse dem modernen Zeitbewußtsein machten, theils jede freisinnige Regelung des Schulwesens zu hintertreiben bemüht waren.

In der zweiten Studie bespricht der Autor die Geschichte, die Tendenz und den Bau der „Ratio Studiorum", dieses vielerwähnten und vielgetadelten alten Lehrplans, den die Jesuiten durchweg im Geiste ihres Instituts meisterlich auszubeuten verstanden. Die dritte Studie enthält eine genaue, quellenmäßige Darstellung des Collegium Germanicum in Rom, bespricht das Seminariendecret der tridentiner Synode, die römisch-katholische Propaganda (Congregatio de propaganda fide) u. s. w. Der Verfasser beschränkt sich hier nicht auf eine Geschichte der jesuitischen Seminarien in Deutschland, sondern schildert auch die Gründung derselben in Spanien, Frankreich, Italien, in den Niederlanden u. s. w. Die vierte Studie bietet uns eine ausführliche Geschichte der Einführung und Ausbreitung des Jesuitenordens in alle Theile von Deutschland bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Die fünfte Studie behandelt die Thätigkeit der Jesuiten während des Zeitraums vom Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Dieser Zeitraum bezeichnet die unbeschränkte Herrschaft des Ordens im katholischen Deutschland; er wird aber auch zugleich durch einen gänzlichen Verfall der Wissenschaft charakterisirt, die sowol durch den Staat wie durch die Kirche gefesselt wurde, durch die Ueberhebung des Romanismus über den Germanismus in Sitte, Sprache, Politik und Religion, durch confessionellen Fanatismus, durch Hexenprocesse, Teufelsaustreibungen und Aberglauben jeder Art. Auch im protestantischen Norddeutschland war der geistige und sittliche Zustand in dieser Periode ein beklagenswerther, bis mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts ein literarischer Frühling hier anbrach, aus dessen Blüten die Früchte reiften, an denen die Gegenwart noch vielfach zehrt. Die sechste Studie schildert die Zeit des Niedergangs der Gesellschaft Jesu bis zu ihrer Aufhebung durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773. Sämmtliche bourbonische Höfe forderten in Rom die Aufhebung des Ordens. Selbst in Baiern begann es durch den energischen Johann Adam Ickstatt und dessen Gesinnungsgenossen zu tagen. Die siebente Studie endlich gibt uns ein höchst interessantes und lehrreiches Bild der Wirksamkeit der Jesuiten während des 18. und 19. Jahrhunderts, namentlich auch in Rußland, in der Schweiz, in Belgien, Neapel, Sicilien, England, Spanien, Portugal und Frankreich. Die aus Rußland vertriebenen Väter Jesu fanden sofort in Oesterreich eine Zufluchtsstätte und reichlichen Ersatz für das Verlorene; sie haben Oesterreich dafür gedankt, indem sie es an den Rand des Verderbens brachten. Nicht so glücklich wie in Oesterreich war der aus dem Grabe erstandene Jesuitenorden in den übrigen deutschen Territorien; höchstens hat Preußen davon in neuerer Zeit eine nicht genug zu beklagende Ausnahme gemacht, wie zuverlässige statistische Angaben bestätigen.

Die Jesuiten sind geblieben was sie waren: das lehrt uns die Geschichte unserer Tage, das lehrt uns das vorliegende Buch. Aber auch über sie wird das Weltgericht hereinbrechen. Mag General P. Ricci oder Papst Clemens XIII. gerufen haben: „Sint, ut sunt, aut non sint!" — das Echo des richtenden Weltgeistes kümmert sich nicht um die rufende Persönlichkeit, es hat klar und vernehmlich für alle, die Ohren haben zu hören, sein „Non sint!" zurückgerufen.

An Zirngiebl's Buche ist nur zu tadeln, daß sich dann und wann unnöthige Wiederholungen finden und der Stil häufig etwas holperig und schwerfällig ist. Doch thun diese entschieden mehr äußerlichen Mängel dem innern Gehalt und Werth des Buchs wenig oder gar keinen Abbruch.

Rudolf Doehn.

Neue spiritualistische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 27.)

2. Positive Pneumatologie. Die Realität der Geisterwelt, sowie das Phänomen der directen Schrift der Geister. Historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker. Von Baron Ludwig von Güldenstubbe. Stuttgart, Lindemann. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch ist eine deutsche bereicherte Bearbeitung der 1857 zu Paris erschienenen „Pneumatologie positive et expérimentale" des Verfassers, worin die Experimente und Betrachtungen über die „Geisterschriften" (die man nicht etwa mit dem sogenannten Geisterschreiben verwechseln wolle) bis zum Jahre 1868 fortgeführt, eine Anzahl von Hauptstücken umgestellt und die „Pensées d'outre tombe", welche früher in einem eigenen Schriftchen erschienen waren, aufgenommen sind; die Facsimiles der Geisterschriften, deren Zahl in dem französischen Werke 67 betrug, sind hier auf 30 reducirt. Der Hauptzweck des Verfassers ist, die Existenz einer übersinnlichen Welt aus dem Glauben und der Tradition aller Völker und zugleich aus dem merkwürdigen Phänomen der directen sogenannten Geisterschriften zu erweisen. Indem er ferner alle historischen Religionen nur als verschiedene Entwickelungsstufen der Menschheit betrachtet, „die den gleichen himmlischen Ursprung haben und sämmtlich übersinnliche Geister- und Göttermittheilungen enthalten", wie er in einem Briefe vom 24. März 1865 an mich ausführt, und ihnen allen nur einen relativen Werth zugesteht, macht er, wie auch in seinem Werke „Morale universelle" den Versuch zur Gründung einer allgemeinen Religion im wahrhaft universalen Geiste des Spiritualismus und setzt als Motto auf sein Buch die Worte von Lamennais:

> Tôt ou tard une grande religion, qui ne sera qu'une phase de la religion, immuablement une, aussi ancienne que le genre humain, aussi invariable dans ses bases essentielles que Dieu même, sortira du chaos actuel et réalisera parmi les hommes une plus vaste unité que le passé n'en connût jamais.

Nach dem Verfasser wäre das Christenthum im Verfall begriffen, und dieser habe schon im 3. und 4. Jahrhundert begonnen; Priester, welche den Gottesdienst als Broterwerb handwerksmäßig betrieben, hätten die inspirirten Apostel und Propheten ersetzt. Er äußert sich oft in ungerechter Weise über die Geistlichen aller christlichen Confessionen und spricht sich namentlich gegen die katholische Kirche feindselig aus.

Hr. von Güldenstubbe sollte bedenken, daß die Religionen nicht ohne Kirche bestehen können, und daß letztere, indem sie zugleich eine menschliche Institution sein muß, nothwendig auch an der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens theilnimmt. Er tadelt sehr die Orthodoxen, weil sie die Phänomena des Somnambulismus, Spiritualismus u. s. w. nicht gebührend würdigen, sie selbst als verdächtige Producte dämonischer Wesen ansehen, wie z. B. der protestantische Pastor Adolf Monod in Paris in seiner letzten Krankheit vom Lebensmagnetismus keinen Gebrauch zu machen wagte, „weil er als engherziger Christ dieses Heilmittel für ein höllisches Product pythischen Geistes hielt und die Behandlung seines Bruders vorzog, eines Arztes, der sogar die Symptome der Blattern mit denen des Typhus verwechselt hatte". Hr. von Güldenstubbe will sogar die Verblendung der Orthodoxen dem „Einfluß des Fürsten der Finsterniß selbst" zuschreiben. Wenn de Mirville fürchte, daß durch den Spiritualismus eine Rückkehr zum Polytheismus angebahnt werde, so meint Hr. von Güldenstubbe, unser Jahrhundert habe hierzu keine Neigung, wol aber zum Atheismus und Materialismus. Diese Richtung der Gegenwart veranlaßt Hrn. von Güldenstubbe zu bittern Klagen; niemals, meint er, sei die Verkennung, die Leugnung alles Uebersinnlichen, die Anbetung der Materie, das Streben nach blos irdischem Wohlsein so weit gegangen wie in der Gegenwart, selbst in der verdorbenen römischen Kaiserzeit wurden noch die Orakel und andere übersinnliche Offenbarungen von vielen berühmten Männern hochgeschätzt. In dem Bestreben, möglichst viele Stützpunkte für seine Ansichten von Kundgebung übersinnlicher Mächte aus der Geschichte der alten Völker zu gewinnen, geht der Verfasser so weit, selbst die Memnonssäulen als sprechende Orakel anzuführen, deren Töne doch auf dem durch Temperaturwechsel bewirkten Zerspringen einzelner Steintheilchen beruhen. Er tadelt die Einseitigkeit der jetzigen Naturforscher, deren geistige Sinne durch Mikroskopie und chemische Analysen abgestumpft seien und sie unfähig machten, selbst nur Phänomene aus dem Tagleben der Seele zu beobachten. Im Jahre 1863 zum Präsidenten einer psychologischen Gesellschaft von Naturforschern und Akademikern gewählt, deren Bestätigung später „die despotische Regierung Bonaparte's" verweigerte, habe er beobachtet, daß sogar Kinder von sechs bis acht Jahren in experimentalen psychologischen Sitzungen ergraute Akademiker täuschten und zum besten hielten. Er eifert gegen den Physiker Babinet, der behauptet: „que la volonté ne franchit pas l'épiderme", was schon der Mesmerismus widerlege.

Güldenstubbe versichert, er habe seit 20 Jahren viele tüchtige Somnambulen gebildet, welche sich nicht blos durch das Durchschauen der Gedanken anderer Personen, sondern auch durch ihre Fernsicht auszeichneten, er habe deren Blicke vorzüglich auf die Geisterwelt gelenkt und sei so allmählich in das Gebiet des Spiritualismus eingetreten, dessen zwei Grundideen die Unsterblichkeit der Seele und die Offenbarung einer Geisterwelt seien, welche beide in innigem Zusammenhang mit der Idee Gottes stehen. Durch das Zusammenwirken des Verfassers mit seiner Schwester, einer entschiedenen Geisterseherin, seien bis 1855 die medianimischen Kräfte beider sehr erhöht worden, sodaß sie ein Piano in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers in Vibration setzen konnten; 1856 folgten die Tische dem Willen des Verfassers unbedingt und bewegten sich lebenden Wesen gleich nach jeder beliebigen Richtung. Odische Feuerkugeln mit Regenbogenfarben verwandelten sich allmählich in Säulenformen, aus denen nach und nach schattenartige Menschengestalten sich entwickelten. Graf d'Ourches brachte „mit Hülfe seines

Familiengenius" die Klingeln aller Thüren des Verfassers in heftige Bewegung, wenn er nicht selbst zum Verfasser kommen konnte, aber den lebhaften Wunsch hatte, ihn zu sehen, wo dann der Verfasser und seine Schwester öfters den Grafen d'Ourches in ätherischer Gestalt in das Zimmer treten sahen. Auch der Verfasser und seine Schwester können sich als Doppelgänger nach Belieben an fremde Orte versetzen. Die vorzüglichsten Zeugen dieser Erscheinungen waren der Deputirte Hr. von Rancé, der preußische Gesandtschaftscavalier von Voigts-Rheetz, der Akademiker Matter, Graf d'Ourches, General von Brewern, der Prinz Dimitri Schakowskoy, der Literat Delange, Hr. Wilkinson, Redacteur des „Spiritual Magazine", und viele andere auch in der Wissenschaft und Literatur bekannte Personen.

Bereits 1850 hatte dem Verfasser die amerikanische Hellseherin d'Abnour aus Neuorleans „die frohe Botschaft der Entdeckung eines experimentellen Verkehrs mit der Geisterwelt durch das Klopfen gebracht". Es gelang ihm, mit ihr einen Cirkel nach amerikanischem Muster zu bilden, aber die Magnetiseure in Paris arbeiteten mit aller Macht dagegen und erklärten das Geisterklopfen für Thorheit; ebenso versagte Cahagnet mit seiner Hellseherin Adele die Mitwirkung; blos Roustan und dessen Somnambule, Madame Japhet, welche später Allan Kardec das „Buch der Geister" dictirte, schlossen sich ihm an. Im Jahre 1853 bemerkte Hr. von Güldenstubbe fremdartige Schriftzüge auf ganz reinem in seinem Pult verschlossenen Schreibpapiere und „dies seltsame und mysteriöse Geschreibsel" wiederholte sich so oft, daß ihm manchmal kein reines Papier mehr zum Briefschreiben blieb. Er begann nun (1. August 1856) mit seiner Schwester zu experimentiren; zugleich verschloß er reines Papier mit einem Bleistift in ein Kästchen und übergab dem abreisenden Grafen d'Ourches die Schlüssel. Als man es nach dessen Zurückkunft öffnete, fand man am 14. August in demselben mehr als zehn Geisterschriften, darunter eine in estnischer Sprache, die man in den baltischen Provinzen, dem Vaterlande des Verfassers, spricht; diese Schrift war von der Hand seines verstorbenen Vaters. Graf d'Ourches verlangte aber eine directe Antwort in Geisterschrift auf eine von ihm auf ein Blatt Papier geschriebene Frage. Erst nach sechsmaligem Versuch antwortete der Geist des Vaters des Verfassers, am 16. August, am Jahrestag seines Todes, um 11 Uhr abends bei hellem Kerzenschein in französischer Sprache auf demselben Blatt: „Je confesse Jésus en chair", sodaß die Schrift unter den Augen des Grafen d'Ourches sich bildete, und er unterzeichnete mit den gewohnten Anfangsbuchstaben seines Namens wie im Leben.

Von 1856—69 erhielt nun der Verfasser in Gegenwart von mehr als 250 Augenzeugen, denen es frei stand, das Papier selbst zu liefern, mehr als 2000 directer Geisterschriften. Er legte Papiere auf die Antiken im Louvre, in der Kathedrale von St.-Denis und andern Kirchen und Friedhöfen von Paris, in den Parks von Versailles, Trianon, St.-Cloud, Compiègne, Rambouillet und Eu, in den Ruinen des Schlosses von Argues bei Dieppe, im Britischen Museum und in der Westminsterabtei in London, in der Frauenkirche und Glyptothek in München, in seiner Wohnung. Im Jahre 1858 operirte er mit dem Amerikaner Dale Owen in der Königsgruft von St.-Denis, die ihm aber durch das Kapitel plötzlich verschlossen wurde, weil die Journale zu häufig von der Sache sprachen und weil er „die Ruhe der Königsgruft störe". Im Jahre 1859 verbot die Regierung das Experimentiren im Louvre und im Schloß von Versailles; de Mirville bezeichnete den Verfasser als einen gefährlichern Feind der Kirche als selbst Renan sei. Im Jahre 1859 bildeten sich in den Sonnabendkreisen des Verfassers in seiner Wohnung auf dem Parket vor den Augen aller Anwesenden bei 30 Kerzenlichtern große Figuren von verschiedenen Farben, welche man entstehen und vergehen sah; die Frauen der großen pariser und londoner Welt eilten in Scharen herbei, um diese Phänomene zu sehen. Diese Parketfiguren dauerten bis 1861, wo der Verfasser erkrankte; 1863 geschah dieses auch seiner Schwester, und seitdem gaben „die Schutzgeister des Verfassers" nur selten Erlaubniß zu solchen Experimenten. Zur Erklärung dieser Schriften und Figuren behauptet der Verfasser, die Geister vermöchten direct auf die Materie einzuwirken durch den bloßen Willen, ohne materielle Werkzeuge, wie wir sie nöthig haben, indem sie eine elektrische Strömung auf die Gegenstände richteten. Er und seine Schwester sehen hierbei fast jedesmal Gestalten von Geistern im Costüm ihres Zeitalters, und die Identität der Handschriften könne vielfach constatirt werden. Theils erscheinen Geister von Anverwandten, theils solche von Freunden oder von Personen, welche durch gleichartige geistige Richtung angezogen werden. Der Verfasser gibt übrigens zu, daß man öfters von Geistern niedriger Ordnung getäuscht werde, welche sich für berühmte historische Personen ausgeben, wie dieses namentlich den Anhängern Kardec's, den sogenannten Spiritisten, mit dem angeblichen heiligen Ludwig und St.-Augustinus begegnet sei. Wenn Hr. von Güldenstubbe von Heilungen spricht, welche durch die erwähnten auf dem Fußboden erschienenen magischen Figuren bei gewissen Personen bewirkt wurden, wie z. B. bei dem Historiker de Bonnechose, Bruder des Cardinal-Erzbischofs von Rouen, so gehören diese Heilungen in dieselbe Kategorie wie jene bei Wallfahrtsbildern oder durch Berührung von Reliquien bewirkten: sie kommen durch die Kraft der gläubigen, auf den Organismus influenzirenden Seele zu Stande und sind häufig nur vorübergehend.

Die griechischen und lateinischen Geisterschriften sind meist in Lapidarschrift geschrieben, weil der Verfasser, wie er sagt, sie meist in den Museen der Antiken erhalten hat, indem er Stücke leeren Papiers auf die Denkmale und Statuen legte. Die lateinischen Namensunterschriften der alten Könige von Frankreich, von Dagobert bis Ludwig XI., ebenso; die Namensunterschriften der neuern Könige, von Franz I. bis Karl X., dann jene von Ludwig Philipp und den verstorbenen Gliedern der Familie Orleans sollen wirklich die Identität erkennen lassen, ebenso die von Voltaire, Montesquieu, d'Alembert, Diderot, Rousseau, Schiller und Wieland; der Verfasser erhielt auch Schriften von Plato, Cicero, Virgil, Julius Cäsar, Germanicus, Euripides, den Aposteln St.-Johannes, dem heiligen Paulus, Abälard, ferner von Maria Stuart, Marie Antoinette, Pascal. Er ist vollkommen überzeugt, daß die Schriften von jenen Verstorbenen herrühren. Ich

habe bereits an andern Orten zu erweisen gesucht, daß diese Schriften, wie viele andere Phänomene des Spiritualismus, wahrscheinlicher durch die unbewußt wirkende magische Kraft der lebenden Menschen zu Stande kommen, und als Grund hierfür angegeben, daß die Schriftsteller und Heroen des Alterthums, von denen Hr. von Güldenstubbe Schriften erhalten hat, eben solche sind, deren Werke er kannte, und daß er sehr charakteristisch zwar Schriften von St.-Johannes und Paulus erhielt, welche die Protestanten voranstellen, aber keine von Petrus. Diese Schriften sind ferner nur in Sprachen geschrieben, welche Güldenstubbe bekannt sind: griechisch, lateinisch, estnisch, russisch, englisch, französisch, deutsch, und enthalten nur Sätze aus der Bibel und aus Classikern, mit denen er vertraut ist. Dabei soll jedoch das große Verdienst nicht in Abrede gestellt werden, welches sich Hr. von Güldenstubbe durch die Entdeckung und Verfolgung eines jedenfalls höchst merkwürdigen Phänomens erworben hat, welches er mit den Gesetzestafeln Mosis, der von Daniel ausgelegten Schrift beim Gastmahl Belsazar's (wo man die Finger einer ätherischen Hand sah, wie bei manchen Productionen Homer's u. s. w.), mit den Vedas, der Geheimlehre der Aegypter, den Orakeln Griechenlands — sämmtlich nach ihm Offenbarungen einer Geisterwelt — in Zusammenhang bringt. Wenn Hr. von Güldenstubbe und seine Schwester ein Piano in der entgegengesetzten Zimmerecke zum Tönen bringen konnten, wenn der abwesende Graf d'Ourches alle Klingeln in der Wohnung Güldenstubbe's in Bewegung setzen und als Doppelgänger in seinen Salon treten konnte, so zeugen diese Phänomene wie so viele andere für die magische Kraft lebender Menschen, und es ist in zahlreichen Fällen offenbar unnöthig, die Wirkung Verstorbener hierbei anzunehmen. Man darf dabei nicht verschweigen, daß die von solchen gegebenen Aufklärungen weder über diese noch eine andere Welt uns wesentlich Neues gelehrt haben.

Die Spiritualisten und Spiritisten, welche ich kennen gelernt habe, sind übrigens felsenfest von der Realität der Offenbarungen einer Geisterwelt in allen möglichen Fällen und in den verschiedensten Formen überzeugt. Sie gehören fast sämmtlich — mit Ausnahme eines homöopathischen Arztes — der Aristokratie an, in deren Kreisen jene Experimente und Beobachtungen vorzüglich geübt werden, während die eigentlichen Gelehrten ihnen vielleicht zu wenig Beachtung widmen. Die Ansichten der Spiritualisten sind allerdings in Uebereinstimmung mit großen Wahrheiten, welche die Menschheit nie wird entbehren können, und wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, auf ihre Art die Gültigkeit derselben in unwidersprechlicher Weise, mit mathematischer und physikalischer Evidenz, wie sie glauben, gegen die verneinenden Mächte zu erweisen, so verdient doch das Streben danach Anerkennung, vorausgesetzt, daß es sich von den Auswüchsen der Schwärmerei und Frömmelei freihält, welche so leicht auf diesem Gebiet sich einstellen. Die Freiheit für alle, soweit sie nicht das Wohl des Ganzen gefährdet, dürfen sicher auch die Spiritualisten wie ihre Gegner in Anspruch nehmen.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Benedix-Fonds und Benedix-Fest.

Zu einer Ehrengabe für Roderich Benedix fordern in der „Gartenlaube" eine Zahl namhafter Männer, darunter Laube, Eduard Devrient, Baron von Münch, Geheimrath von Wächter, Ernst Keil u. a. auf. Diese Gabe soll dem Dichter am 21. Januar 1871, wo er sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, überreicht werden. In der Aufforderung heißt es: „Dreißig Jahre hat Benedix für die deutsche Bühne gewirkt, mehr als neunzig Stücke hat er geschrieben, und mit seinen Stücken ist er überall willkommene Grundlage des jetzigen deutschen Theaterrepertoires geworden. Roderich Benedix vertritt eine kerndeutsche Richtung in seinen Dramen und wirkt dadurch gesund und wohlthätig auf den Geschmack unserer Nation. Der Grund seiner Arbeiten ist sittlich rein, Form und Ausdruck derselben sind allgemein verständlich, bei hoch wie niedrig wirksam. Darum sind auch seine Stücke auf den ersten Theatern heimisch wie auf den kleinsten Bühnen, ja selbst für die Darstellung in Familienkreisen sind sie gesucht. So ist Benedix im wahren Sinne des Wortes ein dramatischer Volksdichter. Das deutsche Volk hat das überall anerkannt, denn eine große Anzahl der Benedix'schen Stücke, obschon in ihren Mitteln von der größten Einfachheit, sind Zug- und Kassenstücke geworden, und die Nation, welcher er angehört, hat wol die Verpflichtung, solch einem, auch von allen Nachbarvölkern übersetzten, weil auch dort hochgeschätzten Dichter einen Ausdruck des Dankes zu bieten. Es ist in Deutschland leider nicht wie in andern Ländern Brauch, daß der Staat Sorge trage für verdiente Schriftsteller, namentlich dann dieselbe Sorge trage, wenn das Alter ihre Erwerbskraft verringert. Wir haben auch keine Akademien, welche verdienstvollen Schriftstellern Preise und Gehalte zuerkennen. Ergänzen wir darum diesen Mangel durch freie Sammlung, erfüllen wir eine Ehrenpflicht, indem wir das Alter eines unserer beliebtesten dramatischen Dichter zu erleichtern und sorgenfrei zu machen suchen."

Infolge dieser Aufforderung fand in Leipzig im Schützenhause eine Benedix-Feier statt, welche die Räume desselben überfüllt hatte. Die Festrede hielt Paul Lindau im leichten, muntern Ton, nicht im pomphaft oratorischen Stil; sie war eine ansprechende und geistreiche Causerie, und wurde den Verdiensten des Dramatikers vollkommen gerecht, was um so mehr anzuerkennen ist, als Lindau in seinen eigenen Productionen eine wesentlich verschiedene Richtung verfolgt. Auch das Festgedicht von Franz Hirsch war voll von Schwung und Esprit.

Wir wünschen dem Benedix-Fonds die reichsten Zuflüsse und dem Dichter selbst, daß er frisch und munter seinen Ehrentag erlebe.

Bibliographie.

Schasler, M., Hegel. Populäre Gedanken aus seinen Werken. Ein Beitrag zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages für die Gebildeten aller Nationen zusammengestellt und mit einer kurzen Lebensbeschreibung versehen. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 1 Thlr.

Tenner, K. E., Gedichte. Darmstadt, Zernin. Gr. 16. 24 Ngr.

Troschke, T. Freih. v., Skizze der Militair-Literatur seit den Befreiungskriegen enthalten in der Fest-Rede bei der Jubiläumsfeier der Militär-Literatur-Zeitung am 28. Februar 1870 gehalten. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Waldeck. Eine biographische Skizze mit Porträt. Berlin, F. Duncker. 8. 3 Ngr.

Wanner, M., Die Revolution des Kantons Schaffhausen im Jahre 1831. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 16 Ngr.

Wassmannsdorff, K., Sechs Fechtschulen (d. i. Schau- und Preisfechten) der Marxbrüder und Federfechter aus den Jahren 1573 bis 1614; Nürnberger Fechtschulreime vom Jahre 1579 und Rösener's Gedicht: Ehrentitel und Lobspruch der Fechtkunst vom Jahre 1589. Eine Vorarbeit zu einer Geschichte der Marxbrüder und Federfechter. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 16 Ngr.

Wilbrandt, A., Dramatische Schriften. I. Unerreichbar. Lustspiel. Berlin, Lassar. Br. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 14. Juli 1870.

Rußland und die deutschen Ostseeprovinzen.

1. Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Drei russische Urtheile, übersetzt und commentirt von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Uebersetzung aus dem Russischen. Eingeleitet und commentirt von Julius Eckardt. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Livländische Beiträge. Herausgegeben von W. von Bock. Neue Folge. Erster Band. Erstes bis drittes Heft. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869—70. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.
4. Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin von C. Schirren. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Offener Brief an Herrn Prof. Schirren über dessen Buch: Livländische Antwort. Von Pogodin. Aus dem Russischen des Golos. Berlin, Behr. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee. Zukünftiges, geschaut im Bilde der Vergangenheit und der Gegenwart. Von W. von Bock. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Fragen, welche zwischen den europäischen Völkern schweben, namentlich die Grenz- und Herrschaftsfragen, sind wesentlich zugleich Fragen der Cultur, und da dieselbe nichts Unbedingtes, sondern etwas Bezügliches (Relatives) ist, Fragen der höhern oder niedern Cultur. Völker, welche eine gleiche Höhe in ihr einnehmen, verständigen sich trotz der Verschiedenheit der Sprache sehr leicht, ja, sie vermögen auch ein gemeinsames Staatswesen zu bilden, wie das in der Schweiz thatsächlich erwiesen ist. Es erhellt daraus zugleich, daß Franzosen, Deutsche und Italiener, wenn sie gegeneinander Billigkeit üben, ebenso friedlich im großen nebeneinander leben können, wie sie es im kleinen in der Schweiz thun. Anders ist das Verhältniß der Italiener zu den Südslawen und das der deutschen Nation zu ihren zahlreichen Nachbarn im Osten. Hier überall sind die Deutschen und Italiener die Träger einer weit höhern Cultur und einer damit verbundenen socialen und politischen Ueberlegenheit. Diese Auffassung wird nicht dadurch widerlegt, daß einzelne versprengte deutsche Bruchtheile unter der großen Uebermacht der rohern Nachbarn zur Zeit zu einer untergeordneten politischen Stellung verurtheilt sind.

Das ist der Grund, weshalb in den Herrschaftsstreitigkeiten zwischen uns und unsern bezeichneten Nachbarn von beiden Theilen der Beweis geführt oder wenigstens versucht wird, daß man in der Cultur im ganzen, oder doch in den wichtigsten Zweigen derselben, höher stehe. Man will dadurch vor der öffentlichen Meinung Europas erweisen, daß man das Recht der politischen Herrschaft auf seiner Seite habe.

In einer der schwierigsten dieser Fragen, welche fortwährend an Bedeutung gewinnt, der baltisch-russischen, wird es den Russen nicht leicht, diese innere Berechtigung den Deutschen gegenüber zu erweisen. Schon daß sie keinen eigenen Mittelstand besitzen, derselbe vielmehr ein fremder, besonders deutscher ist, zeigt hinreichend, daß ihnen eine selbständige Culturentwickelung abgeht. Die Städte sind die Werkstatt jeder Cultur und der Mittelstand ist der schaffende Werkmeister in ihr. Wenn dieser Werkmeister in Rußland ein Ausländer (Deutscher) ist, so widerlegt sich schon allein dadurch der Anspruch der culturlichen Ueberlegenheit oder Ebenbürtigkeit der Russen den Deutschen gegenüber im Innern des Reichs, aber noch mehr in den Ostseeherzogthümern.

Im großen und ganzen geben es die Russen denn auch auf, sich in den wichtigsten Culturzweigen neben uns zu stellen; indeß haben sie in neuerer Zeit ein Culturgebiet entdeckt oder vielmehr durch uns (Freiherr von Haxthausen) entdecken lassen, auf welchem sie uns ein Vorbild zu liefern vermeinen. Es ist dies das sociale und wirthschaftliche Verhältniß der Bauern und ländlichen Arbeiter. Sie rühmen sich, in dem Gemeindebesitz des Grund und Bodens, welcher in Europa einzig noch bei ihnen erhalten geblieben ist, ein Mittel zu besitzen, durch welches der Verarmung und dem Proletarierwesen der

gesammten arbeitenden Klasse des Volks vorgebeugt wird. In den Ostseeprovinzen stehen die Rechts- und Wirthschaftsverhältnisse der Landbevölkerung völlig auf derselben Grundlage, wie im ganzen westlichen Europa, nämlich auf der des persönlichen Eigenthums. Zwar ist der Bauernstand bisher noch zum geringen Theil im eigenthümlichen Besitz seiner Höfe, doch ist dem Uebergange aus dem Pachtverhältniß, welches durch alte, festgewurzelte Sitte wesentlich ein Erbpachtverhältniß ist, durch die Gesetzgebung freie Bahn geschaffen, und alles ist im guten Zuge, um dort in wenigen Jahrzehnten einen ebenso kräftigen und reichen Bauernstand zu schaffen, wie er nur sonst irgendwo in Europa zu finden ist. Allerdings hat weitaus der größte Theil des Landvolks keinerlei Besitzrecht an den Boden, sondern ist für seinen Broterwerb auf seiner Hände Arbeit angewiesen, welche ihm aber bei Gutsbesitzern und Bauern reichlich und zu gutem Lohn dargeboten wird — eine Sachlage, wie sie im ganzen Westen ähnlich vorhanden ist.

In Innerrußland hingegen bildet der lose Arbeiterstand des platten Landes einen geringern Bruchtheil der Bevölkerung; der weitaus größere verfügt über Grund und Boden, allerdings nicht als persönliches Eigenthum, sondern als Besitz der Gemeinden; und auch für den besitzlosen Arbeiterstand gibt es in Sibirien und in den mittelasiatischen Eroberungen, sowie auch in den ältern Provinzen unermeßliche Ländereien, welche entweder Staatseigenthum oder völlig herrenlos sind, leichte Gelegenheit zum Landbesitz zu gelangen. Dieses anscheinend günstige wirthschaftliche Verhältniß des russischen Landvolks, diese anscheinende Sicherheit der Daseinsbedingungen wird von den Russen der angeblichen Armuth und Daseinsunsicherheit der größten Mehrzahl unter den Landleuten Europas im allgemeinen und der Ostseeprovinzen insbesondere als ein glänzender Beweis überlegener, eigenartiger Cultur angepriesen. Die deutschen Gutsbesitzer der baltischen Herzogthümer dagegen werden für die Besitzlosigkeit der Esten und Letten von ihnen verantwortlich gemacht; sie werden ohne Umschweife Räuber des natürlichen Besitzrechts der Bauern, Tyrannen, Blutsauger u. s. w. genannt. Es wird von der nationalen Partei unablässig in die Regierung gedrungen, daß sie dem baltischen Adel seinen Raub, d. i. seinen Landbesitz, wieder entreiße und ihn dem enterbten Bauernstande, d. h. also den besitzlosen, ländlichen Arbeitern übergebe, damit er denselben nach russischem Recht, d. h. im Gemeindebesitz, benutze und so der russischen Nationalität zugeführt, die Deutschen aber wirthschaftlich zu Grunde gerichtet, wenn nicht von den racheentflammten Bauern vernichtet werden.

Es ist die Frage, ob dieser ländliche Gemeindebesitz der Russen, wie in ihrer Tagespresse und in der Theorie, auch in Wirklichkeit und Praxis, sich als eine so vorzügliche Institution bewähre, daß er auf die ländlichen Verhältnisse der Ostseeprovinzen ohne Bedenken anwendbar erscheint und eine wesentliche Verbesserung derselben herbeizuführen verspricht. Es ist sehr verdienstlich von **Julius Eckardt**, daß er in der Schrift: „Rußlands ländliche Zustände" (Nr. 1), uns drei Abhandlungen von russischen Schriftstellern über den genannten Gegenstand in deutscher Uebersetzung vorführt. Die drei Verfasser, auf sehr verschiedenen Parteistandpunkten stehend, entwerfen dennoch übereinstimmend ein höchst trauriges Gemälde von dem Zustande Rußlands auf dem Lande. Hr. P. von Lilienfeld, welcher unter der Chiffre P. L. die Broschüre „Land- und Freiheit" im Jahre 1868 schrieb, ein Russe von deutscher Abstammung, gegenwärtig Civilgouverneur von Kurland, steht wesentlich auf dem Standpunkte der russischen Conservativen. A. Koschelew, der Verfasser der Schrift: „Ueber die gegenwärtige Lage des russischen Bauernstandes", gehört zu der Slawophilenpartei, nur passen seine auf eigener Erfahrung beruhenden Mittheilungen in der Schrift nicht in das Programm, zu welchem er sich bisher bekannt hat. Der dritte Aufsatz, welchen Eckardt übersetzt hat, ist älter, er stand schon im Jahre 1866 in der „Moskauer Zeitung", in diesem berühmten und berüchtigten Blatte, welches unter seinem Leiter Katkow eine ganz eigenthümliche Richtung bewahrt, die weder mit der liberalen, noch mit der slawophilen, noch mit der conservativen Partei genau übereinstimmt. Dieser „Brief vom Lande" straft aber merkwürdigerweise die optimistischen Darstellungen von den ländlichen Verhältnissen Rußlands empfindlich Lügen, die gerade durch dieses einflußreiche Journal gehegt und gepflegt, sozusagen, zur politischen Religion Rußlands gemacht waren. Seine Schilderung stimmt vollständig, fast wörtlich mit den Angaben der beiden andern Aufsätze überein. Um den Inhalt von allen dreien zu kennzeichnen, wollen wir hier einige hauptsächliche Parallelstellen folgen lassen. Vor allem sind die drei Schriftsteller darin einig, daß die russische Landbevölkerung, die ansässige wie die lose, welche bei den großen Gutsbesitzern in Lohn und Brot steht, unglaublich roh, liederlich, faul, unzuverlässig, trunksüchtig, diebisch, überhaupt unsittlich ist. Der Briefsteller der „Moskauer Zeitung" spricht unter anderm S. 245 von der „Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit" der gemietheten Tagelöhner:

> Kein Landwirth kann sicher sein, daß nicht am nächsten Morgen alle seine Arbeiter auf- und davongehen, ohne Pferde und Vieh getränkt und gefüttert, ohne die Oefen geheizt zu haben, und zwar davongehen nicht infolge eines Streits oder einer Unzufriedenheit mit ihm, sondern weil in einem Nachbardorfe in 10 oder 15 Werst Entfernung gerade Feiertag ist und weil Wanka dem Fedka gesagt hat: „Gehn wir Kamerad, bei uns ist heut' ein Branntweinchen angeführt, du sollst sehen!" Dem Fedka folgt auch der Stepan; Jegor und Nikita aber halten es für eine Schande, für andere zu arbeiten und verschwinden gleichfalls nach einer andern Seite hin u. s. w. Der ganze Haufe kehrt nach drei oder auch vier Tagen wieder, aber unterdeß ist das Vieh crepirt oder wenigstens eine dringende Arbeit liegen geblieben. Das alles versteht sich gleichsam ganz von selbst, und daß der Landwirth für seinen Verlust schadlos gehalten werde, gehört zu den undenkbaren Dingen. Man findet entweder keine Behörde und müht sich vergebens ab, oder, was noch schlimmer ist, die Schuldigen werden einer angeblichen Strafe unterzogen, und dann stehlen sie euch euere Pferde weg oder stecken euere Kornschober in Brand, um euch die Lust am Klagen zu benehmen!

S. 248 zeigt der Verfasser, daß der eigentliche Bauer Sommer und Winter viel Gelegenheit zum Gelderverdienst hat, aber sie aus Trägheit nicht benutzt. Weiter spricht er von der entsetzlichen Dieberei auf dem Lande. Mit noch größerer Strenge spricht sich Lilienfeld über die Untugenden und Laster des russischen Bauern aus:

Mord, Raub und Diebstahl nehmen in unglaublichem Maßstabe zu; Entsittlichung, Trunksucht, Bettel- und Vagabundenwesen gehen mit diesen Verbrechen Hand in Hand. Mit der Nichtachtung des Eigenthumsrechts ist es auf dem flachen Lande bereits so weit gekommen, daß gewisse Zweige der Landwirthschaft, die in andern Ländern noch zu den Attributen eines halbwilden Zustandes gerechnet werden, in unsern Dörfern nicht mehr gedeihen. Erbsen, Rüben, Möhren und andere Gemüse, Gartenfrüchte, wie Obst, Beeren u. s. w., werden gegenwärtig nicht mehr gezogen, weil es nicht möglich ist, sie vor kleinen und großen Dieben zu schützen. Der russische Dorfbewohner, der sich mit der Anlage von Gemüse- und Fruchtgärten abgeben wollte, würde nicht für sich, sondern für andere arbeiten. Nur wo Anlagen dieser Art von ganzen Dörfern als Gewerbe betrieben werden, können dieselben jetzt noch gedeihen, denn in solchem Falle sind die Interessen des einzelnen und der Gesammtheit dieselben, und wird die Unverletzlichkeit fremden Eigenthums einigermaßen respectirt. Die meisten russischen Bauern müssen das Gemüse und die Früchte, deren sie bedürfen, kaufen, und die Möglichkeit, aus diesem Zustande herauszukommen, ist infolge der Zerrüttung aller Verhältnisse auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Auf den Höfen der Gutsbesitzer werden Gemüse und Früchte nur unter dem Schutze hoher Zäune und starker Wachen gebaut; auf offenem Felde wären sie dem Diebstahl der Bauern bedingungslos preisgegeben.

Aehnlich äußert sich Koschelew S. 212 fg.:

Man muß auf dem Lande leben, um selber zu sehen, bis zu welch entsetzlicher Höhe die Völlerei sich gesteigert hat; nicht nur an Sonn- und Feiertagen wälzen Trunkene sich auf allen Gassen, auch in der Woche und namentlich an den Montagen sieht man ganze Scharen Taumelnder. Selbst Weiber und Kinder tragen das Geld, das sie erworben haben, in die Schenke und saufen, bis sie umfallen. Auf die Folgen brauchen wir nicht weiter einzugehen, denn wer wüßte nicht, daß sie in Raufereien, Diebstählen und Ausschweifungen aller Art bestehen.

Ueber die Rechtspflege und Verwaltung geben unsere Gewährsmänner übereinstimmend in gleichem Maße trostlose Berichte. In dem „Briefe vom Lande“ heißt es S. 251 über die Rechtspflege:

Sollte die Klage auch wirklich von einer Person als begründet erachtet werden, so gibt es doch kein Mittel, den erlittenen Verlust ersetzt zu erhalten oder wenigstens den Schuldigen zur Vollendung der von ihm im Stich gelassenen Arbeit zu zwingen. In meiner Nachbarschaft ereignete sich folgender Fall. Ein Kronsbauer hatte sich bei dem Gutsbesitzer S. für irgendeine Arbeit verdungen, hatte Handgeld genommen und war trotzdem ausgeblieben. Es ergab sich, daß er bei einem andern Herrn in Arbeit getreten war, der höhern Lohn zahlte. Auf die Klage des S. wurde er verurtheilt, das Handgeld herauszugeben; dies schien ihm so ungerecht, daß er dem Kläger ein Gebäude in Brand steckte.

Wir müssen es uns versagen, eine drastisch erzählte Wegeausbesserungs-Geschichte Lilienfeld's (S. 177) hier wiederzugeben und lassen nur noch nachstehende Schilderung Koschelew's von den bäuerlichen Bezirksgerichten S. 210 folgen:

Der zweite Grund der Verarmung und moralischen Verkommenheit unserer Bauern ist in der Abwesenheit jeder Art von Justiz in den bäuerlichen Bezirksgerichten zu suchen. Auch hier ist der Branntwein der einzige Richter, d. h. regelmäßig gewinnt die Partei, welche das größte Branntweinquantum spendet. Von Achtung des Eigenthumsrechts und der Sicherheit der Person ist auch nicht die Rede, und die Bauern selbst klagen über ihre Gerichte am meisten.

Es liegt auf der Hand, daß bei solchen Zuständen die Landwirthschaft in hohem Grade leiden muß. Ueber diesen Gegenstand sagt der Briefsteller der „Moskauer Zeitung“ in Betreff der großen Güter S. 246:

Die einen verpachten es (ihr Gut) um einen Spottpreis und müssen geschehen lassen, daß es völlig ausgesogen wird, da von Düngung keine Rede ist; die andern arbeiten mit halber Wirthschaftskraft und verwenden daher auch nur die Hälfte Dünger, obgleich auch dieses homöopathische Quantum zusammenzubringen schwer wird, da bei der Liederlichkeit der Hofdienerschaft eine ordentliche Viehzucht so gut wie unmöglich ist; die dritten lassen ihr Ackerland Steppe werden und benutzen es als Rinderweide, wodurch wenigstens das Kapital für künftige Generationen ungeschmälert bleibt. Die dritte Methode, die an die Zeiten unserer Erzväter erinnert, erweist sich als die vortheilhafteste, läßt sich aber leider nur in der Nähe der Städte oder der großen Ochsendurchzugsstraßen anwenden. Im übrigen weiß ich nicht, worüber ich klagen soll, über die letzterwähnte Einschränkung oder über den Rückgang unserer Civilisation überhaupt, infolge dessen die Steppe und die Steppenwirthschaft das ökonomische Ideal geworden ist, dem wir zuzustreben haben.

Hr. von Lilienfeld schließt aus der wachsenden Zahl der Misernten, daß in Rußland die Landerträge sich seit Jahrhunderten vermindert haben, was wol hauptsächlich als eine Folge des Gemeindebesitzes und der damit verbundenen Bodenaussaugung anzusehen ist. S. 66 berichtet er Folgendes:

Nach von der peterhofschen Kreisverwaltung (Gouvernement Petersburg) gesammelten zuverlässigen Nachrichten war im Jahre 1865 auf 11 von den in diesem Kreise befindlichen 63 Privatgütern, die Ackerwirthschaft vollständig geschlossen und der Viehstand bedeutend vermindert worden, obgleich der peterhofsche Kreis bezüglich seiner Bodenbeschaffenheit, des Absatzes von Producten, der Communicationswege u. s. w. ungleich günstiger gestellt ist, als die entfernteren Kreise des petersburgischen, nowgorodischen, pleskauischen und andern nördlichen Gouvernements; in diesen Provinzen gehen die Gutswirthschaften unwiederbringlich sammt allen auf dieselben verwandten Kapitalien zu Grunde; eine erneute Fruchtbarmachung derselben wird bei unserm nördlichen Klima große Schwierigkeiten haben und längere Zeit erfordern.

Von den drei hier zusammengestellten Verfassern hat zwar derjenige des „Briefs vom Lande“ auch einen tadelnden Hinweis auf den Gemeindebesitz gegeben, Hr. von Lilienfeld erklärt ihn, wie schon vor ihm Schedo-Ferotti in „Le Patrimoine du peuple“ ohne Bedenken für eine der Hauptursachen der bedenklichen ländlichen Zustände auf dem Lande in Rußland, namentlich in den nördlichen Theilen. S. 100 sagt er über ihn:

Der Gemeindebesitz hat eine hohe, unübersehbare und noch nicht genug anerkannte Rolle in der Geschichte des russischen Volks gespielt, namentlich für die Colonisation noch unbewohnter Gegenden, indem er zur Ausbreitung der Bevölkerung beträchtlich beitrug. Jene plötzlichen Colonisirungen im Süden und Südosten Rußlands, die ohne Geräusch und ohne heftige Erschütterungen vor sich gegangen sind und eine mächtige, unaufhaltsame Bewegung bildeten, die sich nach Osten hin noch gegenwärtig fortsetzt, haben mit diesem Institut im engsten Zusammenhang gestanden. Aber nur so lange die erste Periode, das Zeitalter der Ausbreitung des Volks über einen ungeheuern Flächenraum, dauerte, hatte der Gemeindebesitz eine Berechtigung, für die spätern Stadien erweist er sich als hemmend und schädlich. Die Gemeinsamkeit des Besitzes am Grund und Boden wird zum Hemmschuh der Entwickelung, und die Schädlichkeit dieses Hemmschuhs nimmt in demselben Maße zu, in welchem die Forderung moralischer und materieller Entwickelung des einzelnen Individuums für das progressive Wachsthum des Gemeinde- und Staatsorganismus dringender wird. Der Gemeindebesitz droht gegenwärtig die mächtigen Kräfte des russischen Volks für die Dauer zu fesseln und gerade die verständigsten Maßregeln der Regierung in todte Buchstaben zu verwandeln.

Es gehört für einen russischen Publicisten, der denn doch wenigstens von den Mittheilungen der Tagesliteratur und von den einschlagenden Flugschriften in russischer Sprache, also auch von den vorstehend charakterisirten, Kenntniß besitzen muß, viel Verwirrung der Begriffe, viel Kurzsichtigkeit, viel blinder Fanatismus dazu, um für Nebenländer seines Vaterlandes, insbesondere für die Ostseeprovinzen, die russischen ländlichen Einrichtungen und Verhältnisse als Muster aufzustellen. Dennoch thut dies Juri Samarin in der am Eingange angeführten Schrift: „Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands" (Nr. 2). Die Einführung der russischen ländlichen Gemeindeverfassung, der ländlichen Verwaltungs- und Rechtsordnung und der Landwirthschaft ist allerdings nicht der einzige Bestandtheil der Russificirung, welche er in den baltischen Landen durchgesetzt wissen will. Wir wollen uns aber zunächst hiermit beschäftigen, indem wir alsdann noch in beschränkterm Maße auf die andern Punkte seiner Anklagen und Hetzereien zurückkommen werden. Im allgemeinen kann man seinen Ausführungen über die größere Güte der russischen Einrichtungen in der Theorie oft sehr wohl beipflichten; es ist nicht zu leugnen, daß die russische Gesetzgebung seit dem Jahre 1860 auf diesen wie auf andern Gebieten meistens nach den Grundsätzen oder wenigstens nach den Schablonen des westlichen Europa und des 19. Jahrhunderts abgefaßt ist, während die entsprechenden Einrichtungen in den Ostseeprovinzen noch immer, wenn auch in geringerm Maße, das Gepräge älterer Zeiten an sich tragen. Was aber Samarin ganz übersieht, das ist das Ergebniß der ländlichen Verfassung östlich und westlich vom Peipussee. Wie es dort aussieht, haben wir soeben nach den Aussagen von Augenzeugen dargelegt. Samarin ist jedoch voll sittlicher Entrüstung über die entmenschten Aristokraten Liv-, Est- und Kurlands; über ihre Standesselbstsucht, über ihre Ränke, welche verhindert haben, daß die demokratischen Principien der russischen ländlichen Gemeindeordnung und Selbstverwaltung in den baltischen Herzogthümern Anwendung gefunden haben. Er führt nämlich die Behinderung einer vollständigen Russificirung dieser Provinzen in Gesetzgebung, Verfassung, Religion, Sprache und Recht, wie sie von der national-russischen Partei seit einigen Jahrzehnten betrieben wird, auf die sogenannte „baltische Intrigue" zurück. Diese „baltische Intrigue" besteht nach ihm in einem theils verabredeten, theils stillschweigenden Complot zwischen den baltischen Deutschen, namentlich den dortigen adelichen Gutsbesitzern, lutherischen Geistlichen und Beamten, denen sich die Mehrzahl der russischen Würdenträger deutscher Abkunft im ganzen Reiche anschließen, und von welchen sich selbst Staatsdiener russischer Abkunft mit oder ohne Bewußtsein als Werkzeuge benutzen lassen. Das Ziel dieses Complots ist nach Samarin nicht blos die Bewahrung der bisherigen, scharf abgegrenzten Sonderstellung der Herzogthümer dem eigentlichen Rußland gegenüber, sondern sogar in der vollständige Loslösung derselben vom Reiche und die Herbeiführung einer preußischen Besitznahme. Samarin wendet eine große Kunst der Umdeutung, Verdrehung und Fälschung der Thatsachen an, um seinen russischen Lesern diese Vorstellung glaubwürdig zu machen. Es ist klar, daß er um so mehr Glauben finden muß, wenn er die einflußreichen Stände der Ostseeländer in einem möglichst gehässigen, freiheitsfeindlichen Lichte darstellt. Das geschieht denn auch hauptsächlich durch Entwerfung eines möglichst düstern Gemäldes von dem Zustand der ländlichen Bevölkerung in denselben.

Ein Hauptgewicht legt er bei seiner Darstellung darauf, daß die Pacht der Bauerhöfe nicht gesetzlich festgestellt, sondern der freien Vereinbarung anheimgegeben ist. Folgt man seinem Bericht auf Treue und Glauben, so wird man nicht errathen, ja es sogar nicht einmal für möglich halten, daß in den baltischen Herzogthümern der abziehende, bäuerliche Pächter nach dem Gesetz eine so genügende Entschädigung erhält, daß er zu keiner Klage Veranlassung findet, und daß der Grundbesitzer es nicht so leicht auf eine Lösung des Pachtverhältnisses durch Uebertheuerung ankommen läßt. Es ist aus der Darstellung Samarin's ferner keineswegs ersichtlich, daß durch Absetzung eines Pachters dem Bauernstand überhaupt nicht der geringste Nachtheil geschieht, indem der Gutsherr nicht berechtigt ist, einen solchen pachtlosen Bauerhof einzuziehen, sondern gesetzlich gezwungen, den abziehenden Pachter wieder durch einen andern und zwar aus der Mitte des Bauernstandes zu ersetzen. Statistische Berechnungen erweisen ferner, daß trotz der allerdings stetig wachsenden Höhe der Pachten von 35699 livländischen Pächtern im Verlauf der letzten fünf Jahre nur 190 (d. h. $0{,}_{53}$ Procent der Gesammtzahl) die in Besitz gehabten Pachthöfe aufgaben, obgleich die Pachtsumme in diesem Zeitraum von 3 Rubel 92 Kopeken Silber für den Thaler (d. h. für einige Morgen) Landes auf 6 Rubel 62 Kopeken Silber gestiegen sind. Doch kehren wir zu unserm Vertheidiger der baltischen Bauern zurück; er schwingt sich noch zu folgendem Ausbruch sittlicher Entrüstung über die Verwandlung der Frone in Geldpacht auf (S. 74):

> Endlich hat der Uebergang von der Frone zur Pacht bei uns an dem Anrecht der Bauern auf den Grund und Boden nichts geändert; dieses steht vielmehr unerschütterlich fest. Dasselbe Territorium, das die fronleistenden Bauern besaßen, haben die pachtzahlenden behalten, sodaß ihnen aus dem Uebergang von der Frone zur Geldpacht in dieser Beziehung kein Schaden erwächst und auch nicht erwachsen kann. In den baltischen Provinzen bot die Einführung des Pachtsystems den Grundbesitzern einen neuen Vorwand dazu, die Bauerwirthe aus ihren Gesinden zu vertreiben. Auf Grund der für Liv-, Est- und Kurland bestehenden Agrarverordnungen eröffnet der Gutsbesitzer dem Wirthe einfach, daß er, der Gutsbesitzer, die Frone nunmehr in eine so und so hohe Geldpacht verwandeln wolle und fragt dann den Bauer, ob er diese Pacht zu zahlen geneigt sei? Der Bauer schwört und betheuert, daß er kein Geld habe, daß es ihm noch an der Zeit gefehlt, sich einzurichten, und fleht, ihn doch ein oder zwei Jahre noch in dem Fronverhältniß zu belassen; allein der Gutsbesitzer schüttelt den Kopf und spricht: „Ich kann nicht, mein Lieber, und ich will nicht; die Frone ist mir ein Greuel; sie ist eine veraltete, nichtsnutzige Einrichtung und, indem ich sie bei mir abschaffe, erfülle ich außerdem den Willen der Regierung. Entschließe dich also oder räume dein Gesinde; Liebhaber sind genug da und das Gesinde wird nicht leer bleiben: der und der drängt sich mir schon auf." Der eingeschüchterte Bauer bietet die Hälfte oder ein Drittheil der geforderten Summe, indem er erklärt, er sei aus dem und dem Grunde außer Stande, mehr zu zahlen; der Gutsbesitzer bleibt unerbittlich, und unterwirft sich der Bauer den an ihn gestellten Forderungen nicht, so wird er vertrieben und das Gesinde geht

an einen andern, leichter zu überredenden, bemitteltern oder minder vorsichtigen Bauerwirth über.

Eckardt berichtigt diese Darstellung Samarin's in folgender Weise:

Jedem Kenner baltischer Agrarzustände, ja jedem denkenden Menschen, muß dieser Passus über die Greuel der Fronabolition geradezu lächerlich erscheinen. Fanatismus oder Kurzsichtigkeit — wir überlassen die Wahl zwischen diesen Erklärungsgründen dem Leser — drücken unsern Autor auf einen Standpunkt volkswirthschaftlicher Ignoranz herab, der selbst für unsere zähen und Neuerungen abgeneigten Bauern längst ein überwundener ist. Die Conversion der Frone in Geldpacht ist von der gesammten gebildeten Bevölkerung Liv-, Est- und Kurlands und nicht zuletzt von den Bauern dieser Provinzen als ungeheuerer Fortschritt begrüßt worden, und nur die reactionären Gutsbesitzer, welche sich dieser Umgestaltung bornirterweise widersetzten, haben den Muth gehabt, diese Maßregel für eine Schädigung der bäuerlichen Interessen auszugeben. Nur unter der Herrschaft „halbbarbarischer" Zustände und Anschauungen kann außer Augen gesetzt werden, daß die Arbeitspacht schon wegen des nothwendigen Zeitverlustes, den sie dem Pächter verursacht, eine der schädlichsten Hemmungen wirthschaftlicher Entwickelung ist. Freilich gibt es Länder, in welchen freie Zeit nicht Geld, sondern Verlust ist, weil dieselbe herkömmlich nur zur Völlerei benutzt wird. Die Ostseeprovinzen können diesen Ländern leider nicht mehr zugezählt werden, denn die westeuropäische Bildungskrankheit hat auch ihre Bauern schon so weit inficirt, daß dieselben Zeitverlust ebenso hoch anschlagen wie Geldverlust, und auszurechnen verstehen, daß sechs freie Arbeitstage mehr werth sind als drei Arbeitstage. Wir werden es wahrscheinlich schon in einigen Jahren erleben, daß die auf dem Bauernstande ruhenden Lasten (Wegebau, Fuhrenstellung u. s. w.) mit Geld abgelöst werden.

Zur weitern Berichtigung der Samarin'schen Anschuldigungen führen wir noch nach von Jung-Stilling: „Statistisches Material zur Beurtheilung livländischer Bauernverhältnisse" (Petersburg 1868), einige Thatsachen über den Erfolg der baltischen ländlichen Gesetzgebung und Verwaltung an. Der Erfolg kann doch schließlich über den Werth beider allein die Entscheidung abgeben. Auch hier gilt das Wort des Apostels: An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Wenn Samarin die ihm fabelhaft hohen Preise der Gesinde (Bauerhöfe) beim Verkauf an die Bauern dem Eigennutze der Gutsherren zur Last legt, so wird dieser Vorwurf dadurch leicht widerlegt, daß in Livland von den 4002 bis zum Frühjahr 1868 in bäuerliches Eigenthum übergegangenen Höfen nur zwei wegen Bankrotts der Käufer zum öffentlichen Verkauf gekommen sind. Wenn nun auch der Durchschnittspreis einer Dessätine Bauerlandes in Livland 61—66 Rubel, in den Gouvernements Petersburg 1 Rubel 83½ Kopeken, Perm 1 Rubel 56 Kopeken, Smolensk 1 Rubel 22½ Kopeken, Nowgorod 35½ Kopeken, Twer 26½ Kopeken, (Nishnij-) Nowgorod 5 Kopeken beträgt, so kann wol nur ein so kurzsichtiger und verworrener Kopf wie Samarin daraus schließen, daß dort der Bauer arm, gedrückt und ausgesogen, hier überall dagegen wohlhabend und menschenfreundlich behandelt ist. Wir wissen aus den Auszügen des Eckardt'schen Buchs, wie es mit Wohlhabenheit und Gerechtigkeit bei den russischen Bauern steht.

Auch der Lohn für den ländlichen Arbeiter ist in Livland stetig gestiegen; im Jahre 1868 betrug der dem verheiratheten Bauernknecht gezahlte Arbeitslohn durchschnittlich 106 Rubel 89 Kopeken, während derselbe in Preußen durchschnittlich nur 105 Thlr. 29 Sgr., in Belgien 81 Rubel 35 Kopeken betrug. Das Vermögen der livländischen Gemeinden hat sich von 199583 Rubel 41¼ Kopeken, welche 1849 in den Gemeindekassen vorhanden waren, binnen 18 Jahren auf 997928 Rubel 56 Kopeken gesteigert, d. h. von 75 Kopeken pro Kopf auf 3 Rubel 40 Kopeken. Ueber den Vermögensstand der in Gemeinbesitz wirthschaftenden russischen Landgemeinden fehlen uns statistische Ueberblicke; wir können aber aus den Schlaglichtern unserer obigen Anführungen auf solche sattsame Schlüsse ziehen.

Ein zweites Heft von Samarin's „Russischen Grenzgebieten", enthaltend die angeblichen Denkwürdigkeiten eines russificirten Letten Indrik Straumit, ist uns von Eckardt mit dem ersten Heft nicht zugleich übersetzt worden. In Schirren's „Livländischer Antwort" findet sich ein Auszug daraus, welcher eine Anpreisung Rußlands gegenüber den Ostseeländern aus dem naiven Munde von russischen Arbeitern enthält, die mit den vorstehenden Thatsachen schlecht stimmt. Wir müssen sie hier übergehen und bemerken nur noch, daß dieselbe nach Indrik Straumit und Samarin in den vierziger Jahren des Jahrhunderts den Erfolg hatte, die Letten und Esten von der Unwahrheit des Protestantismus zu überzeugen und sie dem höhern Lichte der russischen Rechtgläubigkeit zuzuführen. Samarin sagt: daß damals in dem ganzen baltischen Volke ein „freier Zug zu Rußland" hervorgetreten sei (ein Zug, hervorgegangen aus unbefriedigten geistlichen Bedürfnissen und gleichzeitig aus tiefem Unwillen über die Stockung, welche in den damaligen Bauernverhältnissen eingetreten war). Diesen Zug habe Kaiser Nikolaus erkannt, welcher besonders befähigt gewesen sei, „den Instinct der Volksmassen mit Sicherheit zu errathen". Er habe den Leuten den deutschen Bedrückern gegenüber freien Spielraum für ihr Streben gewährt, bald aber sei die „baltische Intrigue" doch wieder so mächtig geworden, die Bewegung einzudämmen. „Zwischen allen Pastoren, Gutsbesitzern, Polizei- und Verwaltungsbeamten und Richtern bestand ein geheimes Einverständniß, das unwirksam zu machen keiner Kraft möglich gewesen wäre." So kam es denn, daß „die neubekehrten Letten und Esten sich nicht nur nicht in ihrem Glauben befestigten, sondern daß sie sich ihm gegenüber gleichgültig, ja feindlich verhalten und den Kaiser anflehen, ihnen die Rückkehr in das Lutherthum zu gestatten". Man sieht, die baltischen Deutschen sind wirklich treulose und gefährliche Hochverräther. Woldemar von Bock macht in seinen „Livländischen Beiträgen" und andern Schriften wiederholt darauf aufmerksam, daß Bekehrungen zu der Rechtgläubigkeit niemals ohne eine greifbare Beilage, die er Prämie nennt, vorfallen, möge dieselbe in einer Landparcelle, in Abgabenfreiheit oder auch in künstlichen Perlen und Tüchern, oder gar nur in einem Messingknopf bestehen. Von einer Erhellung des Geistes und Läuterung des Herzens, als Mittel zur wahren Kirche zu bekehren, hat kein russischer Glaubensapostel nur eine Ahnung, auch Juri Samarin nicht.

Der Widerstand der Balten gegen eine Verschmelzung mit Rußland beschränkt sich aber nicht auf die beiden genannten Punkte, sondern, sie wollen auch ihre angeerbte Sprache, ihre Verfassung (Landesstaat), ihr ange-

stammtes deutsches Recht bewahren und nicht der „Reichseinheit" opfern. Sie verlangen sogar ein besonderes baltisches, von dem russischen Senat getrenntes Obertribunal. Und darin sind sie, wie der Tribun Samarin feststellt, den Polen völlig gleichzusetzen. Zwar singen sie nicht „revolutionäre Hymnen" in den Kirchen, zwar gehen „diese Gesänge den Processionen in den Straßen nicht voraus" und es „folgen diesen wiederum bewaffnete Banden in den Wäldern nicht nach", auch drehen die Livländer den Schnurrbart nicht in die Höhe und tragen keine „zurückgekrämpte Aermel"; doch verstehen sie sich um so besser auf „jene allgemeinen Kunstgriffe politischer Intrigue, vermittels deren manchmal revolutionäre Minen gelegt werden, manchmal aber, mit andern Mitteln, und zwar ganz still, ohne jegliche Verletzung des Anstandes, ohne Alarm und ohne gestickte Fahnen, der Geist eines ganzen Landes umgewälzt wird".

Edwart Kattner.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Revue neuer Lyrik und Epik.

(Beschluß aus Nr. 28.)

14. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 20 Ngr.

Ein ernster Gedankenschwung, eine philosophische Weltanschauung, welche nicht mit abstracten Wendungen klappert, sondern ihren Betrachtungen dichterisches Fleisch und Blut zu geben weiß, charakterisirt diese „Neuen Gedichte" des österreichischen Sängers. Auch in den „Liedern", vielleicht hier zu Ungunsten des einfach innigen und stimmungsvollen Gefühlsausdrucks, überwiegt die Reflexion, oft von düsterster Färbung, wie sie dem von Milow in einem längern Gedicht gefeierten Großmeister der Weltschwermuth, Arthur Schopenhauer, Ehre machen würde. Z. B.:

Einsames Los.

Dräuend starrt vor mir das Leben,
Dunkler Schreckgestalten voll,
Wie ein Fluch, dem unentrinnbar
Ich zum Opfer fallen soll.

Einsam will mein Los ich tragen,
Welcher Schmerz mich auch durchwühlt,
Will sogar den Trost entbehren,
Daß ein andrer mit mir fühlt.

Und entschlüpft mir eine Klage,
Wenn mein Herz zu bange schlägt,
Sei's ein Schrei in einen Abgrund,
Den kein Echo weiter trägt.

In den „Gedenkblättern" spricht sich die ernste Gesinnung des Dichters in mehr betrachtender Darstellungsweise ohne didaktische Nüchternheit aus. Der Dichter erklärt es für einen Vorzug und einen Besitz zu leiden; er versenkt sich in die Erinnerung der Kinderzeit, in den Morgentraum des Lebens; er betont die Einsamkeit unter tausend andern, von denen jeder eine eigene Welt; er sehnt sich hinaus aus dem treibenden Gewühl begieriger Menschen in frischen Waldesduft:

Hinaus, hinaus! Gern will ich alles lassen,
Was mich noch reizt, wo ich so lang' gewohnt,
Auf neuem Boden will ich Wurzel fassen,
Und überreichlich bin ich einst belohnt,
Wenn mir auch nichts die neue Stätte gab,
Als nur in ihrem Frieden, weich und lind,
Für mich ein stilles, waldumkränztes Grab
Und eine heitre Heimat für mein Kind!

Ueberall tritt auch der heitern Lebenslust das Memento mori entgegen:

Was ist's, das uns so wundersam ergreift,
Wenn wir dem regen Frühlingstreiben lauschen,
Wenn unser Auge durch die Weiten schweift
Und tausend Stimmen unser Ohr umrauschen?
Da geht ein heil'ges Flüstern durch die Bäume,
Als küßte sie ein Hauch der Ewigkeit,
Ein Summen, Weben füllt die sonn'gen Räume
Und bunte Vögel singen weit und breit;
Sie singen sorglos, singen lustdurchglüht,
Als blieb' es ewig Frühling, ewig Licht,
Als bliebe stets die Erde überblüht
Vom Schmuck, der rings aus allen Knospen bricht.
Und wir — wir jauchzten gerne mit dem Chor,
In uns auch lebt, was hell da draußen schallt,
Es wogt in uns und schwillt und drängt hervor
Unwiderstehlich, heiß, mit Allgewalt,
Als strebt' es ohne Schranken in den Himmel;
Wie schlägt das Herz, entzückt dahingegeben,
Ganz eins mit all dem fröhlichen Gewimmel,
Es kennt nur Lust und ew'ges volles Leben —
Doch ach! darüber brütet unser Geist,
Und Tod ist und Vernichtung, was er sinnt;
Er sieht, daß alles nur auf Gräber weist
Und Wehmuth faßt uns und die Thräne rinnt.

Stephan Milow ist, wie diese Gedichte beweisen, wesentlich Elegiker und Reflexionspoet; auch in den „Vermischten Gedichten", den „Oden" und „Sonetten" ist dieser vorherrschende Zug unverkennbar. Erhaben und die Form der Distichen mit künstlerischer Sicherheit ausprägend, ist die

Kosmische Phantasie.

Heiß umflutet vom Scheine des sommerlich glühenden Mittags,
Schwimmt, als träumte sie süß, schweigend die Erde im Licht.
Gänzlich zerschmolzen erscheint in quellendes Feuer die Sonne,
Daß sie den Erdball nur wärmend umwoge mit Glut,
Und wie trinken die Wälder, die ringsum sprossenden Fluren,
Leis sich dehnend, das Licht innig begehrlich in sich!
Nieder vom Gipfel des Berges entsend' ich die schweifenden Blicke,
Und dies glitzernde Meer, welches vor mir sich erstreckt,
Lullt mir selber den Sinn mit mächtigem Zauber in Träume,
Und ins Schauen gelöst, schwimm' ich beseligt dahin.
Ach, wer denkt's! daß fern jetzt riesige Welten sich drehen,
Hastig sich suchen und fliehn, eilend in schwindelndem Flug!
Daß in unendlichen Fernen vielleicht jetzt Sterne zerschellen,
Schaurig mit Donnergekrach, stäubend dahin in den Raum,
Während aus gärendem Nebel sich neue verdichten und rollen;
Daß im weitesten Kreis alles Bewegung und Kampf,
Und wer denkt's! daß einem begnadeten höheren Geiste,
Flög' er erleuchteten Augs schauend dahin durch das All,
Diese von Licht und Wonne durchzitterte Runde nichts wäre,
Als ein verschollener Fleck, welcher des Blickes nicht werth.

Von gleich tadellosem Gepräge, Erguß eines echten Talents, ist das Gedicht: „Auf einer Bergesspitze", wie die folgenden Strophen beweisen mögen:

Und nicht mehr wie aus anderm Sein verschlagen
Ein Fremder, Eingedrungner steh' ich hier,
Das Starrste will mir was Vertrautes sagen
Und hellt das Antlitz auf und lächelt mir;
Die fernsten Spitzen glaub' ich leicht zu greifen,
Mit holdem Gruße nicken sie mich an,
Bis zu des Horizonts verschwommnen Streifen,
So weit im raschen Flug die Blicke schweifen,
Erscheint mir alles liebend unterthan.

Hier ruht die Wolke, die im Niedertriefen
Der Erde Durst mit reichem Segen stillt,
Hier weilt, noch ungetrübt vom Dunst der Tiefen,
Der Sonnenstrahl, der aus dem Aether quillt;
Nicht Blumen gibt es hier, nicht zarte Sprossen,
Todt scheint der weite Kreis und ohne Zier,
Und doch — was unten prangend ausgegossen,
Dem ist von hier der Odem zugeflossen,
Und alles Leben mischt sich wogend hier.

Man könnte an diesen schönen Versen nur den rhythmisch unklaren Beginn der ersten Zeile und den nicht ganz klaren Reim „an" und „unterthan" tadeln.

In den „Oden" sind asklepiadeische, sapphische und alcäische Strophen mit großer Formgewandtheit, ohne Inversionen, Wortungeheuer und den grammatischen und syntaktischen Schwulst behandelt, der sich häufig in den deutschen antiken Oden findet. Der Dichter feiert „Hohe Liebe", den „Weltverband"; er geißelt die „Entartete Jugend":

Doch es kommt der Ernst und die Zeit zu handeln,
Und den Jugendlosen gebricht die Mannheit;
Einstens Stürmer, schleichen sie jetzt verkümmert,
Platte Gesellen.

„Treuga Dei" fleht einen Gottesfrieden herab für den Erdenstreit, einen Gottesfrieden „auf Minuten". Die „Liedgenossen" fordert der Dichter auf, nicht zu klagen, daß die meisten kalt, verschlossen am Schönen vorübereilen:

So bleib' es einsam! nur dem Bedürft'gen stets
Ein Trostesanblick; reiner besteht's vielleicht,
Weil im Begegnen, erdenblinden
Auges, die andern es nicht erkennen.

Auch die in ihrer Form saubern „Sonette" enthalten manchen sinnigen Ausspruch. Sehr treffend wird „Den Männern des Effects" das stille Wirken des Schönen gegenübergestellt:

O laßt verborgen, nach des Lenzes Weise,
Fortwirken eure still gehegten Träume,
So werden sie, gleich ihm, die Welt durchdringen.

Da ist nichts greifbar, heimlich regt sich's, leise,
Unsichtbar weht's befruchtend durch die Räume
Und plötzlich blüht's und tausend Stimmen klingen.

Die „Sprüche und Distichen" sind zwar nicht epigrammatisch scharf, schneidend und beißend; aber sie geben doch den Gedanken genugsam markirte Contraste. Die „Zeitgedichte" athmen österreichischen Patriotismus, der sich in dem Gedicht: „Letztes Heil", in die vielsagenden Worte zusammenfaßt:

Wir brauchen Unglück, daß wir weiser werden.

Der Dichter ersehnt einen ganzen, großen Helden, der alle Willkür, alles Uebel wegfegt; den falschen Patrioten ruft er zu, daß es wahrer Größe bedarf, um das Vaterland zu retten:

Uns frommt kein Schleichen und kein Klügeln,
Wir dringen nur mit kühnen Flügeln
Trotz jedem Hinderniß voran.

Sehr schön ist der „Epilog":

Die ihr, zerstreut in weiter Runde,
Das Ew'ge hütet, festbewußt,
Trotz jedem Widerspruch der Stunde,
Euch allen Gruß aus voller Brust!
Die ihr, und wär's im Wüstenbrande,
Und zuckte noch so müd' der Fuß,
Fortwallt nach dem Gelobten Lande,
Auch allen, allen diesen Gruß!

Wir brauchen Zeichen nicht zu tauschen,
Es braucht des Druckes nicht der Hand,
Im Strahl des Lichts, im Waldesrauschen
Liegt, was uns sanft umschlingt als Band.
Uns eint, was wir als Leben achten,
Uns eint des tiefsten Herzens Schlag,
Das gleiche Fühlen, Hoffen, Trachten,
Wie nichts zu einen sonst vermag.

So mög' uns unser Schatz erquicken,
So lodre hell, was in uns brennt,
Und laßt uns nicht mit Hochmuth blicken
Auf jene, die von uns getrennt;
Was ist's denn mehr als ein Almosen
Des Himmels, still, in sel'ger Glut,
Zu schauen jedes Lenzes Rosen,
Zu lieben treu, was schön und gut?

Wie sollten wir uns überheben,
Weil unserm Sehnen, ewig laut,
Ward der Erfüllung Traum gegeben,
Der Trost in unsre Herzen thaut;
Weil über uns wir Götter spüren,
Die für ein andachtsvoll Gebet
Uns warm mit ihrem Hauch berühren,
Wenn um uns kalter Schauer weht?

Und wie sich alles rings verwirre,
Und scheint auch, was wir hegen, Wahn,
Empor den Blick! daß nichts uns irre,
Und ungebrochen fort die Bahn!
Und wird uns nie der Tag geboren,
Wo wir erfüllt die Träume sehn,
Uns bleibt doch alles unverloren,
Wenn wir im Glauben untergehn.

Die Sammlung dieser Gedichte nimmt unter den in unserer Revue besprochenen einen hervorragenden Rang ein.

15. Aus alten Tagen. Gedichte von Karl von Thaler. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 16. 15 Ngr.

Das Märchen „Germania" und die poetische Erzählung „Die Fahrt nach Canossa", die beiden Gedichte Karl von Thaler's, werden durch die Einheit des Gedankens verbunden, welche der Dichter in dem Widmungsgedicht ausspricht:

Welsche List und deutsche Zwietracht
Reichten sich die Hand zum Bunde,
Dran das kühne Streben Heinrich's
Und er selber ging zu Grunde.

Welsche List und deutsche Zwietracht
Sind bis heut' der Fluch geblieben,
Der in Schande, Schmach und Jammer
Unser Vaterland getrieben.

Welsche List und deutsche Zwietracht
Ringen schon durch tausend Jahre,
Daß sie grinsend zimmern könnten
Für Germania die Bahre.

Wehe euch, seid ihr nicht wachsam,
Seid ihr nicht zum Kampf gerüstet,
Wenn die beiden dunkeln Mächte
Nach dem Opfer neu gelüstet.

Wacht! sonst möchte einst der Dichter
Nach dem deutschen Volke fragen
Und bei Heinrich's bleichem Schatten
Um den Schatten Deutschlands klagen!

Das erste Gedicht: „Germania", das der Dichter als ein Märchen bezeichnet, ist im Grunde eine Allegorie und leidet an dem unvermeidlichen Fehler der Allegorien, daß sich Gestalt und Begriff niemals ganz decken; die Nixen und zarten Elfen, welche der Dichter herbeibeschwört, haben im Grunde mit einer poetischen Allegorie wenig zu thun. Die Vorgeschichte des Märchens bildet ein Liebeshandel der Europa mit einem aus dem Orient kommenden großen Unbekannten, der sich später als der Geist der Geschichte enthüllt. Europa ist im Grunde mehr ein geographischer Begriff als eine Fee, und unsere Phantasie gibt sich ungern dazu her, diese Europa in einem Waldsee in der Nähe des baltischen Gestades baden, ihre weißen Glieder süßlockend aus den Wellen hervorschimmern zu sehen, ihre Liebesseufzer zu hören, bis ein hoher Götterjüngling sie erhört. Die Frucht ihrer Liebe ist Germania. Der Fremde verlangte, daß nie die Geliebte frage, wer er sei, weil er sie sonst verlassen müsse. Europa ist neugierig, wie alle Feen und alle Weiber; sie fragt ihn dennoch nach seines Wesens Grund, und er verschwindet, nachdem er sich als den Geist der Geschichte offenbart hat, ein Fremdling aus den Hegel'schen Collegienheften, in den sich so leicht keine blühende Jungfrau verlieben dürfte. Die Weltgeschichte geht indessen fort ohne „Geist". Germania verfällt der bösen Fee Discordia, und machtlos und verstoßen gräbt sie aus der Berge Schacht das Gold zu Tage, bis im Sturme des Vaters Stimme ihr ertönt:

Mein Kind, mein Kind, wo ist dein Schwert?
Die Stunde naht, die du begehrt.
Discordia ist krank zum Sterben,
Jetzt mußt du wieder dir erwerben
Den alten Glanz, den du verlorst,
Als schlechte Bahnen du erkorst.
Heraus aus tiefem dunkeln Schacht
Mit deines Geistes hoher Macht,
Laß deinen alten Adler fliegen
In stolzem Schwung zu Ruhm und Siegen,
Die Krone hole dir zurück,
Die dir entriß das falsche Glück.
Es soll mein unbesiegter Wagen
Zum größten letzten Kampf dich tragen,
Und wankst du müd' im heißen Streite,
Dann steh' ich schirmend dir zur Seite.
Die Geister regen schon die Schwingen,
Um ihre Hülfe dir zu bringen,
Die Welt durchzuckt ein wildes Gären,
Sie will die neue Zeit gebären;
Sie windet sich in schwerem Krampfe
Und zittert vor dem nahen Kampfe.
Germania, du trittst voran
Der Erde Völkern auf der Bahn
Der Zukunft, wenn du erst mit Macht
Discordia den Tod gebracht,
Und ewig schön und ewig jung
An Kraft und hohem Geistesschwung
Seh' ich dich strahlen göttergleich
Und neu erblühn dein altes Reich,
Den Eichenkranz auf deinem Haupt
Mit grünen Knospen frisch belaubt; —
Ertönet in der rechten Stunde
Das Zauberwort aus deinem Munde,
Zerreißest du mit starker Hand
Die böse Macht, die dich umwand!
Es braust der Sturm der Weltgeschichte,
Ich sitze wieder zu Gerichte
Und werfe deine Trauerklage
Hin auf der Zeiten große Wage.
Germania, kein Zaudern, Säumen,
Kein unnütz Zögern jetzt und Träumen,
Erringe dir die alte Macht
Und füge einer Krone Pracht
Und Herrscherglanz für alle Zeit
Zur geistigen Unsterblichkeit!

Was Germania darauf erwidert oder gethan — darüber läßt uns der Dichter zunächst im Dunkeln. Sehen wir von den unvermeidlichen Schattenseiten jeder Allegorie ab, welche der letztern ein für allemal das Prädicat „strohern" zugezogen haben, so ist die Darstellung belebt und schwunghaft und athmet, wie die mitgetheilten Verse beweisen, einen feurigen Patriotismus.

Das zweite Gedicht führt uns statt allegorischer Figuren historische Gestalten von Fleisch und Blut vor. In einer Zeit, in welcher Anastasius Grün das österreichische Concordat ein gedrucktes „Canossa" nannte, war es gewiß naheliegend, auch einmal die historische Königsfahrt nach Canossa dichterisch zu beleuchten. Die Romanzen beginnen mit einem Alpenhymnus voll Schwung und führen uns dann auf die Harzburg, wo uns Heinrich's üppige Buhlerin Adelheid und seine fromme Gattin Bertha als zwei scharf contrastirende Frauengestalten entgegentreten. Als dritte reiht sich ihnen später die große Gräfin Mathilde an, welche der Dichter mit besonderer Vorliebe schildert:

Prachtvoll war sie anzuschauen
In dem schwarzen Trauerkleide,
Ganz umwallt vom Witwenschleier,
Reich an fürstlichem Geschmeide.

Schon seit funfzehn Jahren strahlte
Ihrer Schönheit Glanz bewundert;
Welschlands mächtigsten und reichsten
Fürsten nannt' sie ihr Jahrhundert.

Klugen Sinns regiert' Mathilde;
Saß im Rath wo Männer dachten,
Gab Gesetze, liebt' die Künste,
Führte selbst ihr Volk in Schlachten.

Mutter war sie stets den Armen,
Milde Pflegerin den Kranken,
Stab und Stütze den Bedrückten,
Sich an ihr emporzuranken.

Denken zündeten und Wissen
Ihres eignen Geistes Funken;
Königin an Macht verschmähte
Mit dem Namen sie zu prunken.

Wollte ihres Volkes Rechte
Nur als Gräfin unterschreiben —
Mag sie drum für alle Zeiten
Auch die große Gräfin bleiben.

Auch räth Thaler's Mathilde dem Papst ab von einer schmachvollen Demüthigung Heinrich's; lieber möge der deutsche König gewonnen und versöhnt werden. Gregor hört nicht auf den Rath der schönen Freundin; die sehr anschaulich geschilderte Buße im Schloßhof zu Canossa findet statt; die spätern Schicksale des Kaisers werden nur in einem kurzen Epilog geschildert.

Beide Dichtungen legen Zeugniß ab von einem feingebildeten Geiste, der die dichterischen Formen beherrscht,

und von einem patriotisch deutschen Sinn, der uns bei einem österreichischen Publicisten doppelt erfreulich ist.

16. Gedichte von Friedrich Marc. Dritte Auflage. Leipzig, Priber. 1868. 16. 20 Ngr.

Diese bereits in dritter Auflage vorliegenden Gedichte sind bisher in d. Bl. nicht besprochen worden. Der Verfasser hat sie, wie das anmuthende Widmungsgedicht mittheilt, in London verfaßt:

Wo mastenbedeckt, wo bautenbekränzt,
Durch Meeresgewog in dem Laufe beherrscht,
Bald flutet zurück, bald strömt zu dem Meer
Die den Völkern befreundete Themse;

Wo alles umwölkt durch schwärzlichen Rauch,
Der aufsteigt rings in gewaltiger Stadt,
Zu dem Himmel sich hebt, bleifarben ihn deckt
Und den Nebel verdickend, herabsinkt:

Hier, Blumen des Lieds, hier wuchset ihr auf,
Wenn eisernen Gangs auch fesselte mich
Alltägliches Werk in der tosenden Stadt,
Und ihr darbtet, der Pflege bedürfend.

Hellfarbigen Scheins mich habt ihr ergötzt,
Süßduftend zugleich mir die Sorgen versüßt;
Treuliebenden Blicks oft habt ihr geschenkt
Mir ein Glück in verdüsterten Stunden.

In dem Sonett „London" singt er:

Ich glaubte mich für diesen Ort geboren,
Ein heiter freies Leben zu gewahren,
Und daß mir dieses Ziel vom Glück erkoren.

Verwehter Traum! Ich muß nun Leid erfahren,
Im Volke, das nach Schätzen jagt, verloren,
Das stürmend rast, wie Dante's Geisterscharen.

Er sehnt sich nach den deutschen Rheingestaden und Riesenkoppen. Diese Sehnsucht wird ihm zur begeisternden Muse, sodaß er namentlich einen längern Cyklus von Distichen heimatlichen Erinnerungen an die Mainlandschaft weiht („Waldmühle", „Mühlberg", „Oberrad", „Aepfelallee", „Offenbach").

Gefühl für landschaftliche Eigenthümlichkeit bewähren auch die Anapäste, in denen Norwegens wilde Natur gefeiert wird, die Gedichte an den Rhein, die Sturm- und Meerbilder der zweiten Abtheilung. Dagegen scheint uns in dem Cyklus „Paris" die Vedute über das Bild vorzuwiegen und der Fremdenführer über die poetische Vergeistigung.

Der Verfasser verräth in den gewählten Formen und der reichern Rhythmik, welche Anapäste, Distichen und die antiken Odenstrophen aufnimmt, gediegene classische Bildung; die Oden „Endymion" und „Sappho" haben eine edle, der antiken Muster würdige Haltung, wie die ersten Strophen des „Endymion" beweisen mögen:

An Waldeshöh', in nächtiger Schlummerluft,
Auf weichem Moos sanft ruht ein Hellenensohn,
Wo quellbethaute Blumen farbhell
Locken zu wonniger Rast den Jüngling.

Aus Felsen stürzt ein rauschender Quell herab;
Die Nymphe pflegt holdkränzendes Blumenbeet.
Hinmurmeln steilab gleich zum Thale,
Ueber Gerölle, die Wellen hüpfend.

Hochstrebend schmückt den grünenden Bergeshang
Ein Eichenhain von mächtigem Riesenwuchs.
Leis rauscht ein Traumlied durch die Laubnacht,
Lieblichen Zaubers wie Klang des Orpheus,

Und lockt herbei süßtäuschender Träume Chor,
Die gern der Unschuld bringen die Seligkeit.
Da streift ein Lächeln leicht dem Schläfer
Ueber geschlossene Rosenlippen.

Vom Haupte rollt sein üppiges Haargelock,
Mit goldnem Glanz, braunfarbige, weiche Zier
Umfängt den stolzen Hals, die Schultern,
Hüllend wie Blätter die reiche Blüte.

Die Frühlingslieder und die andern leichten Klänge enthalten viel Unbedeutendes.

17. Gedichte von Heinrich Falkland. Wien, Faesy und Frick. 1870. 16. 1 Thlr.

Diese Gedichte sind ungleich an Werth; auf dem Gebiete der Gedankenpoesie findet sich in den „Elegien und Inschriften" manche ansprechende Gabe, wie z. B.:

Im Hochwald.

Rauschende Wipfel, durchwogt vom Winde, was wollt ihr verkünden?
Schauer erfassen das Herz, Ahnung bewegt das Gemüth.
Wie zu Dodona im Hain, durchwehen die schwankenden Kronen
Worte verborgenen Sinns, nur dem Geweihten vertraut.
Ja! vom Geheimniß der Welt, vor dem die Herzen erbangen,
Flüstert, ein Seher im Traum, hier der verlassene Wald.

Auch in dem Abschnitt „Betrachtung" haben die Gedichte: „Allleben", „Vanitas vanitatum", „Unbestand", „Sehnsucht" u. a. einen Zug sinniger Beschaulichkeit, der uns anmuthet. Daß der Dichter eine reiche Sprach- und Literaturkenntniß besitzt, zeigen die griechischen, italienischen, schwedischen Mottos vieler Gedichte, die uns allerdings etwas zu aufdringlich gemahnen.

In den größern Liedercyklen: „Jünglingsliebe", „Manneliebe", „Mädchenliebe", „Tageszeiten", erscheint uns manches zu sehr nach der Schablone geschaffen; auch mischt sich zu viel Spreu in den Weizen. Unsere Lyriker sollten jeden Gedanken und jeden Vers vor dem Niederschreiben genau prüfen, ob er nicht eine matte Wiederholung sei; es würde uns unendlich viel Versgeklingel damit erspart werden. Namentlich die „Mädchenliebe", ein Cyklus, in welchem sich der Dichter in das Herz einer jungen Maid, in ihre Ball- und Liebesgefühle hineinversetzt, enthält viel Triviales, jene poetischen Cotillonorden, die man in jedem Laden kaufen kann.

In den „Sonetten" macht sich oft ein harter, sogar die Grammatik entstellender Reimzwang fühlbar:

Ja, die ihr schnell ihn zu bekritteln wagt,
Glaubt mir, ein stärkres Herz ist ihm gebrochen,
Als mancher wol von euch im Busen tragt(!) —

Oder:

Schon verglühn der Wolken Purpursäume,
Abschiedsgrüße, die der Tag gewunken.
Selbst die Winde sind in Schlaf gesunken u. s. w.

Ausdrücke wie: „Mit diesem Glück will ich mein Herz durchtränken", scheinen auch nur des Reims wegen da zu sein. Unschön sind wegen der matten oder zweideutigen, in den Reim gestellten Wörter Verse wie der folgende:

Im Land des Nils sieht oft mit stillem Grauen
Der Wandrer Grab an Grab in Felsen gähnen,
Da ruhn viel hundert Jahre die, von denen
Mit vielem Fleiß sie wurden ausgehauen.

Manche Sonette sind indeß wohlklingend und klar, wie z. B. das zweite „Grabsonett":

Bange Lüfte wehn mit leiser Klage
Um das Grab, wo blaue Blumen schwanken
Zart im Abendlichte, wie Gedanken
Der Erinnrung an vergangne Tage.

Rosen blühen in dem nahen Hage
Traurig bleich wie Wangen eines Kranken;
Hangen läßt die Weide ihre schlanken
Zweige, als ob Gram ihr Mark zernage.

Mutter, könntest meinen Dank du wissen!
Keine Freuden konnte dir ich schenken:
Viel zu früh hat dich der Tod entrissen.

Ach! was hilft es jetzt, den Schritt zu lenken
Zu dem Grab, auf seinem Rasenkissen
Weinend deiner treuen Lieb' zu denken!

Auch an Katachresen fehlt es nicht, wie in dem Gedicht „Fiebertraum", wo der Dichter „die Wellen sich im silbernen Mondschein baden läßt".

Unter den Bildern und Erzählungen hat uns besonders das Gedicht „Buddha" angesprochen. Die politischen Gedichte wie: „Ein Tagebuchblatt", „Fragment aus einer Epistel", sind aus einer, der neuen politischen Entwickelung Deutschlands feindseligen Gesinnung hervorgegangen. Die Terzinen des erstern gehören an und für sich zu den formell gelungensten Gedichten; doch der Inhalt gipfelt vorzugsweise in den Schmähungen auf „preußisches Junkerthum", „frechen Raub" u. s. w., wie man sie aus vielen süddeutschen Blättern kennt. Gegen den Grundsatz: „Erfolg schafft Recht", eifert der Dichter mit Entrüstung. Man muß sich aber doch einmal klar machen, daß jeder Fortschritt der Geschichte unmöglich würde, wenn stets die bestehende Ordnung und das bestehende Recht für alle Zeiten unangetastet bliebe. Kriege und Umwälzungen ändern in jedem Jahrhundert die Physiognomie Europas und hier entscheidet nur der Erfolg, von dem ein Franzose so geistreich sagt: „Rien ne réussit que le succès."

18. Römische Sonette. Mit Noten zum Text. Ein Beitrag zum ökumenischen Concil von Gustav Kühne. Leipzig, Hartknoch. 1869. Br. 8. 12 Ngr.

Gustav Kühne's neunzehn Sonette sind ein lyrischer Protest gegen das Papstthum und seine Unfehlbarkeit, eine Verherrlichung der politischen und geistigen Rebellen, die sich gegen die Kirche auflehnten, eines Arnold von Brescia, Giordano, Bruno, Cola Rienzi u. a.; er versammelt sie alle auf Sanct-Petri Ruf:

Sanct-Petrus ruft. Wohlan, wir kommen alle,
Aus fernsten Zonen aller Zungen Boten,
Und auch die stillen, langverstummten Todten
Wie zum Gericht bei dem Posaunenschalle.
Und in der buntgeschmückten Priester Schwalle
Sieht man, zur großen Disputa entboten,
Auch Arnold, Kola, Bruno, Huß in rothen,
In Flammenkleidern treten in die Halle.
„Was wollt ihr?" spricht der Wirth zu diesen Gästen.
Blutzeugen thun auch noth zu Kirchenfesten:
So sprechen wir, und was wir einst gesprochen,
Ist unser Wort noch heute, ungebrochen.
Wir sprachen's unter bittern Todesschmerzen:
Gebt frei den Glauben, frei die Menschenherzen!

Diese Sonette haben unleugbaren Lapidarstil und in ihren poetischen Gesten etwas Großes und Bedeutsames, freilich oft auf Unkosten zartmelodischen Falles. Die je vier Reime der ersten zwei Strophen bewegen sich bisweilen in freiern Verschlingungen, als die strengere Architektonik des Sonetts erlaubt. Die Noten enthalten eine Fülle von thatsächlichem Material, welches, auf Papstthum und Concil bezüglich und auf die Biographien römischer Freiheitshelden und Freidenker, gegenwärtig allgemeines Interesse beanspruchen darf.

19. Freimaurerische Dichtungen. Von Emil Rittershaus. Leipzig, Findel. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.
20. Gedichte von Emil Rittershaus. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Trewendt. 1870. 16. 2 Thlr.

Emil Rittershaus hat sich durch die „Gedichte", die uns in dritter Auflage vorliegen, in weitesten Kreisen bekannt gemacht; der frische, gesunde Ton derselben, eine durch nichts angekränkelte Empfindung, ein Fluß und Guß, welche frisches Hervorströmen aus unmittelbarster Eingebung bekunden, haben den Dichter zum Liebling großer Kreise gemacht.

Als Ergänzung zu dieser bereits mehrfach besprochenen Gedichtsammlung läßt Rittershaus jetzt „Freimaurerische Dichtungen" erscheinen, deren Reinertrag, wie wir aus einer Vorbemerkung des Verlegers erfahren, der Centralhülfskasse des Vereins deutscher Freimaurer zufließen soll. Die Gedichte enthalten schwunghafte Verherrlichungen der Freimaurerei, von denen uns weniger die weitausgeführten: „In der Nacht", „Zur funfzigjährigen Jubelfeier der Loge Hermann zum Lande der Berge", und andere, die nicht ganz von freimaurerischer Redseligkeit und den mit diesem Cultus verbundenen conventionellen Ausdrücken frei sind, zusagen, als das kürzere Gedicht: „Zum Johannisfeste." Drei Strophen in demselben erscheinen uns als die gelungensten der Sammlung:

Altes Märchenwort verkündet:
Thau aus der Johannisnacht
Hat dem Armen, der erblindet,
Neues Augenlicht gebracht;
Hat dem Siechen Kraft gegeben,
Den die Krankheit hingestreckt,
Und zu neuem, frischem Leben,
Neuer That ihn aufgeweckt.

Liebe Brüder, festlich frohe
Bauer an dem Tempelbau,
Ist das Maurerthum, das hohe,
Nicht solch ein Johannisthau?
Von dem Auge nahm's die Binde,
Die geflochten Trug und Wahn,
Zeigte dem verirrten Kinde
Die verlassne Sonnenbahn.

Stärkung gab es, Balsamspenden
Jedem, der die Kraft verlor,
Und es hob mit Bruderhänden
Den Gefallnen gern empor.
Gib, o Himmel, daß erblühe
Unser Bund in jedem Gau,
Daß auf alle Häupter sprühe
Leuchtender Johannisthau!

Humboldt wird in schwunghaften Terzinen gefeiert:

Nicht will die Menschheit mehr an Träume klammern
Ihr Glück und Heil! Mit fliegenden Standarten
Zieht aus der Geist aus der Gelehrten Kammern.

Er führt das Volk aus seiner Fron, der harten,
Zum freien Denken und zum freien Leben
Und schafft die Welt ihm um zum Rosengarten.

Seht, wie des Wahnes stolze Burgen beben! —
Ein Feldherr war in jenem Riesenstreite
Der Mann, dem heut' den Kranz die Völker geben.

Auch Lessing sind zwei Gedichte gewidmet, das eine im weit ausholenden, pomphaften modernen Nibelungenvers, das andere in mehr liederartiger Haltung. Sehr schön sind die lapidarischen Schlußworte des Gedichts „In böser Zeit":

In der flüchtigen Erscheinung
Gilt der ew'ge Kern allein;
Nur die Liebe schafft Vereinung,
In dem heißen Kampf der Meinung
Bleibe stets die Seele rein.

Das Gedicht: „Zu Hülfe", für die Verwundeten von 1866, athmet warme Empfindung, und hat dabei den mächtigen Ton, dessen die Poesie des Forums, die sich an ein großes Publikum wendet, bedarf.

Die Pietät mahnt uns, des poetischen Erinnerungsmales nicht zu vergessen, welches Rittershaus dem frühern Redacteur d. Bl., Hermann Marggraff, errichtet und welches mit den folgenden Versen beginnt:

Noch alles ist, wie's war, als ich zuletzt
Im Hause vor der Stadt den Freund gesehen! —
Ich schau' ihn noch im Geiste vor mir stehen,
Den bleichen Mann, von Sorgen müd' gehetzt,
Die Stirn gefurcht — o, jede Furche war
Wohl einer Freude stille Leichengrube! —
Und doch, wie war das Auge mild und klar,
Und welch ein trauter Frieden, wunderbar,
Umwehte mich in dieser kleinen Stube!

Neun Mägdlein und ein Bube! Welch ein Schwarm
Sich Abends um den lieben Vater drängte!
An Sessels Lehne sich der Knabe hängte,
Eins hing am Knie, ein andres lag im Arm.
Und er, er sah so selig froh darein,
Als leuchtet' ihm ein Himmel im Gemüthe,
Als kehrten alle Engel bei ihm ein,
Und freundlich streichelt' er dann groß und klein
Die Locken und der Wangen Rosenblüte. —

Noch alles ist, wie's war. Am Fenster stehn
Wie damals noch die grünen Blumentöpfe;
Die holden, blondgelockten Kinderköpfe,
Noch kann ich alle sie beisammen sehn.
Doch abends, wenn das graue Dämmerlicht
Geschlichen kommt, dann grüßt vom Kindermunde
Ein helles Jauchzen jenen Wackern nicht,
Dann grüßt der Mond manch thränenfeucht Gesicht! —
Todt liegt der Vater in dem Grabesgrunde.

21. Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie unter persönlicher Redaction des Vorsitzenden R. Finckenstein. Mit drei Illustrationen in Kupfer von Bernhard Mannfeld. Siebente Folge. Breslau, Mälzer. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Schlesien ist das Land der Dichter und der Dichterschulen, seine Gesangesfreudigkeit bewährt sich auch in jüngster Zeit. Von allen deutschen Ländern ist es das einzige, welches seit sieben Jahren regelmäßig sein lyrisches Album ans Licht fördert und in welchem ein „Verein für Poesie" besteht — sonst eine Seltenheit in unserer vereinslustigen Zeit.

Die meisten Sänger, die uns auch in diesem Album entgegentreten, zeigen Phantasie und geistige Beweglichkeit, wie sie dem schlesischen Naturell eigenthümlich sind, auch verkennt man nicht, daß sie sich an guten geistesverwandten Mustern herangebildet haben. Daß die Gedichte ungleich an Werth sind, ist selbstverständlich; doch ist gänzlich Verfehltes ausgeschlossen, und hierin bewährt sich eine anerkennenswerthe kritische Ueberwachung von seiten des Vereins und der Redaction. Wahrhaft Bedeutendes zu leisten, ist stets nur einzelnen vorbehalten; aber wo es sich um ein Vorrücken en masse handelt, verlangt man mindestens eine correcte poetische Taktik, welche sich von auffallenden Fehlern frei hält.

Sehr beliebt ist in der Sammlung die poetische Erzählung, die ein gewisses farbenreiches, mitunter exotisches Colorit verlangt. So besingt gleich der erste Dichter, Wilhelm Ehrenfeld, der sich, wie eine Uebersetzung aus Byron's „Giaur" beweist, zum Theil an dem britischen Dichter herangebildet hat, den „Paß von Somo-Sierra", eine Episode aus den französisch-spanischen Kriegen, den kühnen Reiterangriff der polnischen Legion auf spanische Geschütze. Die Verse sind fließend und der polnische Patriotismus findet in der Schlußwendung einen poetischen Ausdruck. Der Wechsel vier- und fünffüßiger Jamben erinnert an Byron's Vorbild, der auch in kleinen poetischen Erzählungen mit dem Rhythmus zu wechseln pflegt. Zu empfehlen ist er nicht; am wenigsten aber ist das willkürliche Hereinschieben einzelner fünffüßiger Jamben in den Gang der vierfüßigen zu loben. Der Redacteur des Albums, Rafael Finckenstein, bringt außer einer dramatischen Schillerscene: „Der Traum des Dichters", eine größere Erzählung: „Wilhelm und Emma", in mehrern Gesängen und achtfüßigen Trochäen. Der Stoff erscheint uns, trotz der kriegerischen Episode aus dem nordamerikanischen Kriege, nicht reich genug für die breite Behandlung, und der dichterische Ausdruck verfällt oft in das Prosaische, z. B.:

Und die Bomben schlagen krachend in die langen Glieder ein,
Kein Gesträuch und kein Gemäuer kann den Leuten Deckung leihn.

Die Schillerscene enthält manchen schwunghaften und melodischen Vers.

Adolf Freyhan's poetische Erzählung: „Seeska", ist eine Indianergeschichte, die Ermordung eines Häuptlings durch sein mishandeltes Weib, und die Rache, die dafür an ihr genommen wird, gibt den Stoff zu dem Gedichte her. Es pulsirt in dem Gedicht wildes Blut, namentlich ist der Ritt des trunkenen Häuptlings und seiner Schar mit stürmischer Bewegtheit geschildert:

Am Waldesrande wirbelt hoch der Staub in dunkeln Wolken auf,
Von weiter Ferne tönt es wild, wie Sturmesbraus den Strom herauf,
Mit tobendem Geheul daher stürzt eine dunkle Reiterschar,
Wie flattert wild im Abendwind das schwarze, das zerzauste Haar,
Wie weht der bunte Federschmuck im Sturmesfluge hin und her,
Wie blitzt im letzten Sonnenstrahl so blutig roth der blanke Speer!
Dem wilden Reiterzug voran sprengt eine mächtige Gestalt,
Den Leib verhüllt ein reiches Kleid, auf hochgewundnem Scheitel wallt
In ausgewählter Farbenpracht die Federkrone stolz empor,
Aus reichgeschmücktem Gürtel blitzt der scharfe Tomahawk hervor,
Wie muthig die gewalt'ge Faust das Messer in den Lüften schwingt,
Indeß die Linke, kraftgewandt, sich um des Rosses Mähne schlingt.

Der schlanke, vorgestreckte Leib, hängt an des Pferdes Hüfte kaum,
Das fliegt in wilder Hast dahin, bedeckt mit Schweiß und Staub und Schaum,
Des Reiters tolle Lust vergönnt dem müden Fuß nicht Rast, noch Ruh;
So jagt dem heimatlichen Herd Wankee, der Schlangenkönig, zu.
Vom fernen, lust'gen Kriegestanz kehrt er mit seiner Schar zurück,
Wie düstres Flammenblitzen sprüht's unheimlich wild in seinem Blick,
Denn als zum wüsten Trinkgelag' sich niederließ die braune Schar,
Da bot der weiße Mann den Krug, gefüllt mit Feuerwasser dar;
Der kühne Häuptling fürchtet nicht des Geistes wunderbare Kraft,
Er schlürft mit langem durst'gem Zug den Trank voll Gier und Leidenschaft,
Bis wilder Taumel ihn erfaßt, da schwang er lärmend sich aufs Roß,
Von dannen ging's im Sturmesflug, ihm tobend nach der trunkne Troß.

Die Versbehandlung wäre tadellos, wenn nicht den achtfüßigen Jamben oft die Cäsur fehlte und sie nicht durch diesen Mangel sich in endlos krabbelnde Versungeheuer verwandelten, z. B.:

Das ist des schwarzen Schlangenkönigs zügellose Reiterschar,
Im bleichen Mondenschimmer flattert das gespensterhafte Haar.

Heiter parodistisch sind die poetischen Erzählungen von Adalbert Harnisch, namentlich „Des Ganymedes Himmelfahrt" im Blumauer-Offenbach'schen Stil, z. B.:

Apoll saß vor der Himmelsthür
Behaglich da und rauchte,
Indeß in Nektar für und für
Ambrosia Bacchus tauchte.

„Das Zeug wird immer schlechter jetzt
Und paßt für Menschenlumpen",
Spricht Bacchus ärgerlich und setzt
An seinen Mund den Humpen.

Und trinket aus und schenket voll
Und läßt Frau Venus leben.
„Schon wieder leer", so schreit er toll
Und sieht sich um nach Heben.

Jedoch so weit sein Auge reicht,
Ist Hebe nicht zu schauen.
„Das Wettermädel ist vielleicht
Im Boudoir der Frauen,

„Wo Juno hält ihr Frühlevée,
Im Schmachten, Schwören, Fluchen
Sich übet Mars und in den Thee
Sie tunken Sträußelkuchen."

„Die Erfindung der Geige" von Elisabeth Mente ist nach einer walachischen Sage nicht ohne Formgewandtheit gedichtet, doch viel zu weit ausholend. Dasselbe gilt von der Gebirgssage: „Der Schatz im Isergebirge", welche Ludwig Schweitzer dichterisch behandelt hat. Für solche ins Breite gehende Behandlungsweise ist die Pointe nicht bedeutend genug. Die Verse sind übrigens correct und nicht unmelodisch.

Gustav Otto, der das anmuthige Schlesierthal in wohlklingenden Versen feiert und eine melodische „Barcarole" singt unter Neapels Prachthimmel, läßt im Gedicht „Am Paara" die Klage eines braunen Knaben um ein weißes Mädchen in Versen austönen, denen es nicht an Empfindung und melodischem Ausdruck fehlt. Jedenfalls gehört der Dichter zu den besten Coloristen der Schlesischen Schule. Siegbert Pniower's „Rebekka", eine milde Ghettogeschichte, ist zu gedehnt und zu breit ausgeführt, bei anschaulichen Einzelheiten auch nicht immer correct in der Behandlung des Daktylus. Das gelungenste erzählende Gedicht der Sammlung ist „Mac Karthy's letzter Gang" von Sylvius Radig, der auch in den andern mitgetheilten Gedichten Formgewandtheit und mehr Eigenthümlichkeit zeigt, als die meisten übrigen Dichter des Albums. „Mac Karthy's letzter Gang" ist eine Ballade im schottischen Romanzenstil, voll düsterer Färbung und unheimlicher Anschaulichkeit. Mac Karthy hat die Geliebte in den Elfenmoor gestürzt; er wandelt über die Heide zur Nachtzeit:

Es wechseln die Lichter und Schatten
Im Erlengebüsch und im Rohr
Und blicken auf die Matten
Wie nackte Gespenster hervor.
Sie beugen sich und neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und tanzen in tollem Reigen
Durch Ried und Heide und Hain.

Und sieh, wie im Elfenmoore
Der Nebel sich formt und ballt!
Es winkt aus dem flüsternden Rohre
Eine grauenhafte Gestalt.
Ihr Antlitz ist vom Harme
Entstellt und todtenblaß.
Sie hält auf ihrem Arme
Ein Kind, vom Nachtthau naß.

Die Gestalt winkt ihm in den Weiher:

Mac Karthy steigt die Röthe
Des Zorns ins Angesicht.
„Wenn ich dich zweimal tödte,
Ist meine Schuld es nicht.
Hinunter, hinunter zur Hölle!
Hinunter, du bleiches Weib!
Hinunter, sonst zerschelle
Ich stracks deinen Schattenleib!"

Als er den tödlichen Stoß ausführen will, versinkt er im grundlosen Moor. Schade, daß unreine Daktylen, unklare Wendungen wie: „dein Vorwurf zu lange geduldet", „das Schemen" für „den Schemen" und ähnliches mehr, das sonst schöne Gedicht entstellen.

Der politische Lyriker der Sammlung ist Adolf Weiß; er feiert den Jahrestag der Union und die Helden von Mentana, die letztern mit Nerv und Kraft:

Da liegt die Saat. Der Schnitter wankt.
Kein Lorber seine Stirn umrankt:
Es war ein ehrlos Schlachten,
Kein Cannä war's, kein Hannibal
Schwang hier den stolzen Siegerstahl:
Es war ein ehrlos Schlachten!

Einst gräbt sich aus Mentanas Erd'
Italia ihr stärkres Schwert,
Und gürtet ihre Lenden!
Einst reißt Mentanas Todesschrei
Stola und Kaiserkleid entzwei
Mit tausend Rächerhänden.

Mentanas Rache trifft euch all',
Die ihr bejauchzt der Helden Fall:
Denn Blut zerfrißt die Ketten!
Wenn aus den öden Tuilerien
Die Geier und die Eulen fliehn:
Wer kann, wer wird euch retten! —

Schlechte Reime, noch dazu mit harten Apostrophirungen, wie „Erd' und Schwert" entstellen das Gedicht. Deutsche Kriegsbilder schaffen Jakob Gottstein: „Vor Königgrätz", Alexander Schadenberg: „Am Abend vor der Schlacht", und Theobald Noethig: „Nach der Schlacht", das letztere besonders ein ansprechendes Genrebild. Julian Wohlgemuth dichtet Räthsel und Charaden, Hugo Söderström zeigt in seinen Gedichten, z. B. „Es zuckt ein Wetterleuchten" kühnere Anschauung. Ansprechend ist das folgende Gedicht:

O schonet sie, die welken Kränze!
Zerstört sie nicht mit flücht'ger Hand —,
Ihr wißt nicht, welchem goldnen Lenze
Sie einst geraubt als heilig Pfand.

Welch Herz voll Liebe und Vertrauen
In diesen Blüten einst geschwelgt,
Und ob mit ihrem Herbst, dem rauhen,
Nicht eine Seele auch verwelkt; —

Verblichen ist ihr Lenz für immer,
Doch ihrer stummen Sprache Wort
Setzt ihren längst erstorbnen Schimmer
In unserm tiefsten Herzen fort.

Dort kleidet er mit hellem Glanze
Das Herbstlaub der Erinnerung,
Und jedes Blatt an diesem Kranze
Träumt sich noch einmal wieder jung. —

Drum schonet sie, die welken Kränze,
Zerstört sie nicht mit flücht'ger Hand; —
Ihr wißt nicht, welchem goldnen Lenze
Sie einst geraubt als heilig Pfand.

Eigenartig sind die Gedichte eines in einem französischen Trappistenkloster verstorbenen Deutschen, Theodor Falkner. Der Stil ist außerordentlich gedrängt, markig, lakonisch, oft unschön, aber doch nicht unbedeutend. Zu den besten Gedichten der Sammlung gehört das folgende:

Nenn' groß es Unvermeidliches zu tragen,
Und eh'rnen Herzens jedem Schicksal stehn,
Groß, wo des Todes bleiche Fahnen wehn,
Verblutend sterben aber nicht verzagen.
Doch schön auch ist's, von Sehnsucht fortgetragen,
Hinwallen zu des Lebens Sonnenhöhn,
Und würdig dann dem Heil'gen nah' zu stehn,
Und für das Höchste seine Kraft zu wagen.
Sieh! diesen Zwiespalt ringender Gewalten
Hat meine Brust zum Kampfplatz sich erwählt,
Die, ruheloser als Harpyien, schweben,
Nie siegend, nie besieget um ein Leben,
Zu schwach das Große in sich festzuhalten,
Zu arm, daß sich das Schöne ihm vermählt.

Den Hymnenschwung vertreten die Dichterinnen. Dorothea Erstling singt eine Hymne in frei ergossenen Rhythmen mit Schlußreimen, ähnlich wie der Dichter Zendrini die Heine'schen „Nordseebilder" übersetzt hat. Malwine Peisker feiert in wohllautenden ottave rime „Die Erscheinung", die ihr Gott, Religion, Unsterblichkeit verkündet. Schlichter sind die Klänge von Franziska Weirich-Dohms, welche in anmuthigen Versen das „Todte Veilchen" besingt und ihr Asyl unter hohen Tannen am brausenden Waldstrom sucht. Männlichen Ton haben die Gedichte von A. Sommé; Albert Teichmann zeigt lebhaften schlesischen Patriotismus. Von den Gedichten von Heinrich Pleban ist „Abschied von den Bergen" das gelungenste; es athmet frische, gesunde Naturempfindung; von Johannes Puchat's Beiträgen verdient das Gedicht „Maimorgen" den Vorzug; es ist mit Ausnahme eines unreinen Reims tadellos:

Rings ein Winken und ein Grüßen,
Jede Knospe nickt und lacht,
Wenn der Mai auf leisen Füßen
Durch das Land die Runde macht.

Rings ein Winken und ein Grüßen
In dem schönen weiten All!
Süßes Flüstern, zartes Sprießen
Beim Concert der Nachtigall.

Laue Frühlingslüfte kosen,
Sonnenstrahlen blitzen hell
Um die Kelche junger Rosen;
Leise murmelnd eilt der Quell. —

Alle Schmerzen müssen schweigen,
Jede Schuld ist voll gesühnt,
Wenn es in den jungen Zweigen
Paradiesisch knospt und grünt.

Rings, so weit die Blicke reichen,
Grünt und blüht die junge Welt!
Eine Wonne ohnegleichen
Herz und Sinn gefangen hält.

Auch unter den nicht erwähnten Gedichten findet sich manches, was Formgeübtheit und tüchtiges Streben bekundet. Zu den meisten findet zwar der Literaturkundige leicht die vorschwebenden Muster; immerhin aber ist es erfreulicher, wenn es im schlesischen Dichterwald von allen Zweigen singt, als wenn in andern deutschen Gegenden die Theilnahme an der Lyrik erloschen zu sein scheint.

22. Aus einem Dichterleben. Lieder und Sprüche aus den Jahren 1860—68 von Julius Altmann. Zwei Bände. Berlin, Moeser. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zwei dicke Bände Lyrik, der erste von 536, der zweite von 346 Seiten, erheben an die Genußfähigkeit des deutschen Publikums in Bezug auf Lyrik größere Ansprüche, als diese zu befriedigen vermag. Und wenn in diesen umfangreichen Bänden wenigstens größere, erzählende Gedichte, Oden und Hymnen, humoristische Episteln enthalten wären! Doch keins dieser Gedichte überschreitet das Maß einer Seite; es sind lauter kurzathmige, leichtgeflügelte „Lieder und Sprüche". Ihrer atomistischen Menge gegenüber kann sich die Kritik kürzer fassen, als man bei diesem Volumen vermuthen sollte. Es ist bekannt, daß sich die kleinsten Insekten in den größten Schwärmen einfinden — und über die Unerschöpflichkeit gnomischer Lyrik wundern wir uns nicht mehr, seitdem wir Rückert's Vorbild in derartiger Productivität kennen. Doch ist mit einem Exemplar leicht die ganze Species charakterisirt.

Der letzte Abschnitt der Sammlung: „Dies Buch gehört den Dichtern" enthält eine Poetik in Versen, aus der wir den Standpunkt des Dichters am besten erkennen. Er betont die kräftige und scharfe Gestaltung des Liedes, die stille Sammlung des Gemüths, erklärt sich gegen die „Drommete" in die Poesie, gegen die politische Lyrik, gegen die Geister der Verneinung, gegen das Sturmläuten und das Hereinziehen des Ungewohnten in die Poesie, gegen die Verherrlichung des eigenen Ich, gegen den engen Schülerwitz, gegen den Bilderschmuck, das Flitterwerk, mit welchem die Armuth ihre Blöße zu verbergen sucht,

Der schlanke, vorgestreckte Leib, hängt an des Pferdes Hüfte kaum,
Das fliegt in wilder Hast dahin, bedeckt mit Schweiß und Staub und Schaum,
Des Reiters tolle Lust vergönnt dem müden Fuß nicht Rast, noch Ruh;
So jagt dem heimatlichen Herd Wankee, der Schlangenkönig, zu.
Vom fernen, lust'gen Kriegestanz kehrt er mit seiner Schar zurück,
Wie düstres Flammenblitzen sprüht's unheimlich wild in seinem Blick,
Denn als zum wüsten Trinkgelag' sich niederließ die braune Schar,
Da bot der weiße Mann den Krug, gefüllt mit Feuerwasser dar;
Der kühne Häuptling fürchtet nicht des Geistes wunderbare Kraft,
Er schlürft mit langem durst'gem Zug den Trank voll Gier und Leidenschaft,
Bis wilder Taumel ihn erfaßt, da schwang er lärmend sich aufs Roß,
Von dannen ging's im Sturmesflug, ihm tobend nach der trunkne Troß.

Die Versbehandlung wäre tadellos, wenn nicht den achtfüßigen Jamben oft die Cäsur fehlte und sie nicht durch diesen Mangel sich in endlos krabbelnde Versungeheuer verwandelten, z. B.:

Das ist des schwarzen Schlangenkönigs zügellose Reiterschar,
Im bleichen Mondenschimmer flattert das gespensterhafte Haar.

Heiter parodistisch sind die poetischen Erzählungen von Adalbert Harnisch, namentlich „Des Ganymedes Himmelfahrt" im Blumauer-Offenbach'schen Stil, z. B.:

Apoll saß vor der Himmelsthür
Behaglich da und rauchte,
Indeß in Nektar für und für
Ambrosia Bacchus tauchte.

„Das Zeug wird immer schlechter jetzt
Und paßt für Menschenlumpen",
Spricht Bacchus ärgerlich und setzt
An seinen Mund den Humpen.

Und trinket aus und schenket voll
Und läßt Frau Venus leben.
„Schon wieder leer", so schreit er toll
Und sieht sich um nach Heben.

Jedoch so weit sein Auge reicht,
Ist Hebe nicht zu schauen.
„Das Wettermädel ist vielleicht
Im Boudoir der Frauen,

„Wo Juno hält ihr Frühlevée,
Im Schmachten, Schwören, Fluchen
Sich übet Mars und in den Thee
Sie tunken Sträußelkuchen."

„Die Erfindung der Geige" von Elisabeth Mente ist nach einer walachischen Sage nicht ohne Formgewandtheit gedichtet, doch viel zu weit ausholend. Dasselbe gilt von der Gebirgssage: „Der Schatz im Isergebirge", welche Ludwig Schweitzer dichterisch behandelt hat. Für solche ins Breite gehende Behandlungsweise ist die Pointe nicht bedeutend genug. Die Verse sind übrigens correct und nicht unmelodisch.

Gustav Otto, der das anmuthige Schlesierthal in wohlklingenden Versen feiert und eine melodische „Barcarole" singt unter Neapels Prachthimmel, läßt im Gedicht „Am Paara" die Klage eines braunen Knaben um ein weißes Mädchen in Versen austönen, denen es nicht an Empfindung und melodischem Ausdruck fehlt. Jedenfalls gehört der Dichter zu den besten Coloristen der Schlesischen Schule. Siegbert Pniower's „Rebekka", eine milde Ghettogeschichte, ist zu gedehnt und zu breit ausgeführt, bei anschaulichen Einzelheiten auch nicht immer correct in der Behandlung des Daktylus. Das gelungenste erzählende Gedicht der Sammlung ist „Mac Karthy's letzter Gang" von Sylvius Radig, der auch in den andern mitgetheilten Gedichten Formgewandtheit und mehr Eigenthümlichkeit zeigt, als die meisten übrigen Dichter des Albums. „Mac Karthy's letzter Gang" ist eine Ballade im schottischen Romanzenstil, voll düsterer Färbung und unheimlicher Anschaulichkeit. Mac Karthy hat die Geliebte in den Elfenmoor gestürzt; er wandelt über die Heide zur Nachtzeit:

Es wechseln die Lichter und Schatten
Im Erlengebüsch und im Rohr
Und blicken auf die Matten
Wie nackte Gespenster hervor.
Sie beugen sich und neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und tanzen in tollem Reigen
Durch Ried und Heide und Hain.

Und sieh, wie im Elfenmoore
Der Nebel sich formt und ballt!
Es winkt aus dem flüsternden Rohre
Eine grauenhafte Gestalt.
Ihr Antlitz ist vom Harme
Entstellt und todtenblaß.
Sie hält auf ihrem Arme
Ein Kind, vom Nachtthau naß.

Die Gestalt winkt ihm in den Weiher:
Mac Karthy steigt die Röthe
Des Zorns ins Angesicht.
„Wenn ich dich zweimal tödte,
Ist meine Schuld es nicht.
Hinunter, hinunter zur Hölle!
Hinunter, du bleiches Weib!
Hinunter, sonst zerschelle
Ich stracks deinen Schattenleib!"

Als er den tödlichen Stoß ausführen will, versinkt er im grundlosen Moor. Schade, daß unreine Daktylen, unklare Wendungen wie: „dein Vorwurf zu lange geduldet", „das Schemen" für „den Schemen" und ähnliches mehr, das sonst schöne Gedicht entstellen.

Der politische Lyriker der Sammlung ist Adolf Weiß; er feiert den Jahrestag der Union und die Helden von Mentana, die letztern mit Nerv und Kraft:

Da liegt die Saat. Der Schnitter wankt.
Kein Lorber seine Stirn umrankt:
Es war ein ehrlos Schlachten,
Kein Cannä war's, kein Hannibal
Schwang hier den stolzen Siegerstahl:
Es war ein ehrlos Schlachten!

Einst gräbt sich aus Mentanas Erd'
Italia ihr stärkres Schwert,
Und gürtet ihre Lenden!
Einst reißt Mentanas Todesschrei
Stola und Kaiserkleid entzwei
Mit tausend Rächerhänden.

Mentanas Rache trifft euch all',
Die ihr bejauchzt der Helden Fall:
Denn Blut zerfrißt die Ketten!
Wenn aus den öden Tuilerien
Die Geier und die Eulen fliehn:
Wer kann, wer wird euch retten! —

Schlechte Reime, noch dazu mit harten Apostrophirungen, wie „Erd' und Schwert" entstellen das Gedicht. Deutsche Kriegsbilder schaffen Jakob Gottstein: „Vor Königgrätz", Alexander Schadenberg: „Am Abend vor der Schlacht", und Theobald Noethig: „Nach der Schlacht", das letztere besonders ein ansprechendes Genrebild. Julian Wohlgemuth dichtet Räthsel und Charaden, Hugo Söderström zeigt in seinen Gedichten, z. B. „Es zuckt ein Wetterleuchten" kühnere Anschauung. Ansprechend ist das folgende Gedicht:

O schonet sie, die welken Kränze!
Zerstört sie nicht mit flücht'ger Hand —,
Ihr wißt nicht, welchem goldnen Lenze
Sie einst geraubt als heilig Pfand.

Welch Herz voll Liebe und Vertrauen
In diesen Blüten einst geschwelgt,
Und ob mit ihrem Herbst, dem rauhen,
Nicht eine Seele auch verwelkt; —

Verblichen ist ihr Lenz für immer,
Doch ihrer stummen Sprache Wort
Setzt ihren längst erstorbnen Schimmer
In unserm tiefsten Herzen fort.

Dort kleidet er mit hellem Glanze
Das Herbstlaub der Erinnerung,
Und jedes Blatt an diesem Kranze
Träumt sich noch einmal wieder jung. —

Drum schonet sie, die welken Kränze,
Zerstört sie nicht mit flücht'ger Hand; —
Ihr wißt nicht, welchem goldnen Lenze
Sie einst geraubt als heilig Pfand.

Eigenartig sind die Gedichte eines in einem französischen Trappistenkloster verstorbenen Deutschen, Theodor Falkner. Der Stil ist außerordentlich gedrängt, markig, lakonisch, oft unschön, aber doch nicht unbedeutend. Zu den besten Gedichten der Sammlung gehört das folgende:

Nenn' groß es Unvermeidliches zu tragen,
Und eh'rnen Herzens jedem Schicksal stehn,
Groß, wo des Todes bleiche Fahnen wehn,
Verblutend sterben aber nicht verzagen.
Doch schön auch ist's, von Sehnsucht fortgetragen,
Hinwallen zu des Lebens Sonnenhöhn,
Und würdig dann dem Heil'gen nah' zu stehn,
Und für das Höchste seine Kraft zu wagen.
Sieh! diesen Zwiespalt ringender Gewalten
Hat meine Brust zum Kampfplatz sich erwählt,
Die, ruheloser als Harpyien, schweben,
Nie siegend, nie besieget um ein Leben,
Zu schwach das Große in sich festzuhalten,
Zu arm, daß sich das Schöne ihm vermählt.

Den Hymnenschwung vertreten die Dichterinnen. Dorothea Erstling singt eine Hymne in frei ergossenen Rhythmen mit Schlußreimen, ähnlich wie der Dichter Zendrini die Heine'schen „Nordseebilder" übersetzt hat. Malwine Peisker feiert in wohllautenden ottave rime „Die Erscheinung", die ihr Gott, Religion, Unsterblichkeit verkündet. Schlichter sind die Klänge von Franziska Weirich-Dohms, welche in anmuthigen Versen das „Todte Veilchen" besingt und ihr Asyl unter hohen Tannen am brausenden Waldstrom sucht. Männlichen Ton haben die Gedichte von A. Sommé; Albert Teichmann zeigt lebhaften schlesischen Patriotismus. Von den Gedichten von Heinrich Pleban ist „Abschied von den Bergen" das gelungenste; es athmet frische, gesunde Naturempfindung; von Johannes Puchat's Beiträgen verdient das Gedicht „Maimorgen" den Vorzug; es ist mit Ausnahme eines unreinen Reims tadellos:

Rings ein Winken und ein Grüßen,
Jede Knospe nickt und lacht,
Wenn der Mai auf leisen Füßen
Durch das Land die Runde macht.

Rings ein Winken und ein Grüßen
In dem schönen weiten All!
Süßes Flüstern, zartes Sprießen
Beim Concert der Nachtigall.

Laue Frühlingslüfte kosen,
Sonnenstrahlen blitzen hell
Um die Kelche junger Rosen;
Leise murmelnd eilt der Quell. —

Alle Schmerzen müssen schweigen,
Jede Schuld ist voll gesühnt,
Wenn es in den jungen Zweigen
Paradiesisch knospt und grünt.

Rings, so weit die Blicke reichen,
Grünt und blüht die junge Welt!
Eine Wonne ohnegleichen
Herz und Sinn gefangen hält.

Auch unter den nicht erwähnten Gedichten findet sich manches, was Formgeübtheit und tüchtiges Streben bekundet. Zu den meisten findet zwar der Literaturkundige leicht die vorschwebenden Muster; immerhin aber ist es erfreulicher, wenn es im schlesischen Dichterwald von allen Zweigen singt, als wenn in andern deutschen Gegenden die Theilnahme an der Lyrik erloschen zu sein scheint.

22. Aus einem Dichterleben. Lieder und Sprüche aus den Jahren 1860—68 von Julius Altmann. Zwei Bände. Berlin, Moeser. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zwei dicke Bände Lyrik, der erste von 536, der zweite von 346 Seiten, erheben an die Genußfähigkeit des deutschen Publikums in Bezug auf Lyrik größere Ansprüche, als diese zu befriedigen vermag. Und wenn in diesen umfangreichen Bänden wenigstens größere, erzählende Gedichte, Oden und Hymnen, humoristische Episteln enthalten wären! Doch keins dieser Gedichte überschreitet das Maß einer Seite; es sind lauter kurzathmige, leichtgeflügelte „Lieder und Sprüche". Ihrer atomistischen Menge gegenüber kann sich die Kritik kürzer fassen, als man bei diesem Volumen vermuthen sollte. Es ist bekannt, daß sich die kleinsten Insekten in den größten Schwärmen einfinden — und über die Unerschöpflichkeit gnomischer Lyrik wundern wir uns nicht mehr, seitdem wir Rückert's Vorbild in derartiger Productivität kennen. Doch ist mit einem Exemplar leicht die ganze Species charakterisirt.

Der letzte Abschnitt der Sammlung: „Dies Buch gehört den Dichtern" enthält eine Poetik in Versen, aus der wir den Standpunkt des Dichters am besten erkennen. Er betont die kräftige und scharfe Gestaltung des Liedes, die stille Sammlung des Gemüths, erklärt sich gegen die „Drommete" in die Poesie, gegen die politische Lyrik, gegen die Geister der Verneinung, gegen das Sturmläuten und das Hereinziehen des Ungewohnten in die Poesie, gegen die Verherrlichung des eigenen Ich, gegen den engen Schillerwitz, gegen den Bilderschmuck, das Flitterwerk, mit welchem die Armuth ihre Blöße zu verbergen sucht,

gegen die Glut des Farbenscheins u. s. f. Wenn wir aus dieser Polemik gegen verschiedene Gattungen und Richtungen der Lyrik das Facit für die eigene Poesie des Dichters ziehen, so ergibt es sich, daß dieselbe leidenschaftlicher Glut und dem Reichthum des Colorits, sowie allen Stoffen von tiefer greifender Bedeutung abgeneigt ist und sich auf den einfachen Gefühlsausdruck, auf Lied und Bild oder eine stimmungsvolle Verknüpfung von beiden beschränkt. Damit ist aber zugleich der Vorwurf einer Armuth ausgesprochen, die sich sowol in Bezug auf den Inhalt als auf die Form, durch den Mangel aller größern und kühnern Rhythmik verräth und gegen einen Versspruch der Altmann'schen „Poetik" sündigt:

Ausspanne weit der Dichtung Reifen,
Versuche dich in allen Tönen;
Es müssen in die Arme greifen
Sich liebend sämmtliche Camönen.

Auch ein anderer Reimspruch hätte von dem Dichter bei der Sichtung seines Liederstoffs mehr beherzigt werden sollen:

Nicht lege Werth auf alles, was du singest,
Du hast gedichtet dies, dies nur geschrieben,
Bescheiden nicht, noch klug bist du, verlangest
Du, daß wir alle deine Werke lieben.

Das Gepräge dieser fragmentarischen ars poetica ist bisweilen klar und scharf; oft werden aber auch die Verse durch philosophische Termini entstellt, die sie geradezu ungenießbar machen, z. B.:

Laß mir dein kleines Ich nur aus dem Spiele,
Du mußt in Objectivität dich hüllen —

oder:

Universalität ist nur zu loben —

oder:

Du mußt dich selber identificiren,
Mit deinem Sang aus freier Dichtermacht.

Da Neigung und Theorie den Dichter auf die Pflege des sangbaren Liedes hinweisen, so finden wir auch auf diesem Gebiete unter den „Melodien" die besten Gaben seiner Muse, und auch die „Romanzen" und „Genrebilder", sowie die mehr politischen Lieder des Abschnitts „Libertas" verleugnen meistens die sangbare Liederform nicht. Eine große Zahl dieser Lieder ist, wie ein am Schluß beigefügtes Register beweist, von verschiedenen Componisten bereits in Musik gesetzt worden — und in der That eignen sie sich dafür durch die schlichte, einfach innige Fassung. Es finden sich in beiden Theilen der Sammlung Lieder, welche hierin den Uhland'schen Vorbildern sehr nahe kommen. Liebesglück, Liebesschmerz an Gräbern, Naturbilder mit sinniger und inniger Empfindung beleuchtet, Wanderlust, idyllisches Glück der Beschränkung — das bildet den Hauptinhalt dieser in dichten Schwärmen ausfliegenden Lieder. Für den Ton derselben spreche das folgende Lied:

Grüß Gott, du goldengrüner Hain,
Grüß Gott, ihr blanken Stämme!
Frisch weh' auf euch die Luft herein
Der sonn'gen Bergeskämme.

Ihr Silberquellen all herbei,
Auf, klinget glockenhelle.
Es ist ja Lenz, es ist ja Mai,
Da singe Wald und Welle.

Ihr Vögel all heran, heran,
Wie dürftet ihr denn säumen!
Der Winter legt die Welt in Bann —
Im Lenz da gilt kein Träumen.

Ihr Quellen springt, ihr Vögel singt,
Du Wald magst rauschend klingen:
Und wenn uns heut kein Lied gelingt,
Wird's nimmermehr gelingen.

Die Färbung zeigt manchen kecken originellen Strich auch in sprachlicher Hinsicht; die Rhythmik, welche die drei- und vierfüßigen Verszeilen und die vierzeiligen Versstrophen fast ausschließlich liebt, ist im ganzen fließend und correct.

Die „Lieder einer Braut" im zweiten Theil erinnern uns an ähnliche lyrische Studien in andern Sammlungen; man sollte indessen dergleichen Stoffe billigerweise den Dichterinnen überlassen. Wie einer Braut recht eigentlich zu Muthe ist — das wissen doch nur die Frauen, und derartiger Singsang der Männer hat oft etwas Geziertes. Unter den „Aquarellen" finden sich einige Alpenbilder, welche an die besten schweizer Schilderungen in Matthisson's „Gedichten" erinnern. Hier und dort sehen wir zwar die Vedute statt des Gemäldes, doch die Mehrzahl dieser Bilder ist stimmungsvoll, z. B.:

Abendlandschaft.

Des Abends Lichter glimmen
Schon mild am Himmelsthor;
Blaugoldne Strahlen schwimmen
Gedämpft um Ried und Rohr.

Den grünen Seeesspiegel
Umwebt krystallne Luft;
Auf fernem Felsenhügel
Ruht lilagrauer Duft.

Nur an des Dorfbühls Schwelle,
Umsäumt vom Waldeskranz,
Strahlt noch die Bergkapelle
Hochpurpurroth im Glanz.

Aufleuchten sonnumbebet
Die Fenster, das Portal,
Doch um das Christbild schwebet
Der allerhellste Strahl.

Unerschöpflich wie der Liederquell ist auch der Quell der Gnomen und Epigramme, der in dieser Sammlung sprudelt. In Vierzeilern, Alexandrinern, Distichen spendet uns eine „Laienagende" ihre Weisheitsschätze; statt Uhland's wird hier Rückert das Vorbild; es fehlt dieser gnomischen Lyrik nicht an prägnanter Fassung und einem kernhaften Inhalt, und wir möchten diesem Abschnitt den Vorzug vor allen andern geben; wir theilen hier einige Proben in den verschiedenen Versformen mit:

Jage nicht nach flücht'gen Schemen,
Strebe ruhig, sicher wandre —
Gib dich hin und laß dich nehmen,
Eine Welle trägt die andre.

Sitzt gleich der Ries' im Thal, der Zwerg auf hohem Berg,
Doch bleibt der Riese groß und winzig bleibt der Zwerg.

Beide verhüllen sich uns, Vergangenheit also wie Zukunft,
Die mit dem Witwengewand, die mit dem Schleier der Braut.

Wenn Gott will seine Frommen segnen,
Läßt er's in ihre Blüten regnen.

Was die eigentlich satirischen Epigramme und Gnomen betrifft, so geben wir denjenigen, die in Distichen gedichtet sind, den Vorzug. Die Madrigale an Adele, die Reimverse, welche die Geizhälse und Aerzte und die langen Nasen, Harpax und Stax und Bav geiseln, erscheinen uns etwas veraltet und erinnern an die Muster des vorigen Jahrhunderts.

Man wird in Altmann's „Aus einem Dichterleben" stets mit Befriedigung blättern, sich an einem Lied, an einem Weisheitsspruch in gelungener Form erfreuen. Nur muß man diese ganze Verscascade sich nicht auf einmal ins Gesicht spritzen lassen — es ist sonst eine Ueberfülle des Gleichartigen, welche nur ermüdend wirken kann.

23. Gedichte von Adolf Glaßbrenner. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Illustrirt von G. Heil. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum Dessert nach diesem an Gängen reichen lyrischen Diner empfehlen wir die längst bekannten, eben in neuer Auflage vorliegenden satirischen Gedichte Glaßbrenner's, in vieler Hinsicht Muster ihres Genres, pikante Dessertweine, humoristische Knackmandeln, schäumende Couplets, wie sie der Vater des berliner Witzes seinem jetzt sehr groß und ungeberdig gewordenen Kinde in die Wiege gelegt. Manches vormärzliche Straf- und Rügelied zeigt uns den Fortschritt der Zeit. Glaßbrenner's Satire fuchtelt nicht in der Luft umher, sie geht aus echter Begeisterung für Humanität und Freiheit hervor.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Die Leopoldinische Akademie.

An unser Referat in Nr. 22 d. Bl. anknüpfend, bemerken wir, daß seitdem wieder eine ganze Flut polemischer Schriften und amtlicher Circulare gefolgt ist. Ob die Partei des Prof. Braun in Berlin glaubte, auf dessen zweite Beurtheilungsschrift werde die gesetzestreue Partei die Waffen strecken und über sich und die Akademie ergehen lassen, was Herr Braun und Genossen im hohen Rathe für gut befänden — wir wissen es nicht, aber es muß wol sein, denn zu Anfang Juni versandte Herr Behn, der sich noch immer nicht entschließen konnte, Frieden zu schließen und in einen Compromiß zu willigen, ein Circular mit der unrichtigen Angabe, der Friede sei ohne Compromiß hergestellt und er im Besitz der akademischen Präsidialgewalt. Wie wenig das wahr und wirklich ist, beweisen nicht nur die vier Schriften Küchenmeister's und die zweite Schauenburg'sche Verständigungsschrift (Quedlinburg, Basse), sondern vor allem der gleichzeitig, d. h. ebenfalls Anfang Juni versandte: „Elenchus operum scriptorumque editorum ab Academiae C. L-C. G. N. C. legitimo praeside Ludovico Reichenbach *in* et *pro* Academia ipsa rite electi primarium officiam", — ein Bücherverzeichniß eines einzigen Autors, das wol Erstaunen erregt, da diese Werke, zu je einem Exemplare gekauft, 1025 Thaler kosten! Wie unbedeutend muß sich dagegen Herr Behn mit seinen wenig bekannten sieben Journalaufsätzen vorkommen. Fast ein Jahr lang hat jetzt Herr Behn vergeblich um den Präsidentenstuhl gekämpft — er sollte nunmehr den Kampf aufgeben, die Akademie in Frieden lassen und zu seinem Rücktritt sich entschließen.

Bibliographie.

Andreä, C., Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik. Vortrag. Kaiserslautern, Tascher. 8. 4 Ngr.

Aus Schellings Leben. In Briefen. (Von G. L. Plitt.) 2ter Bd. 1803—1820. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Benfey, R., Die Stellung Bayerns zur deutschen Frage. Sendschreiben an die norddeutschen Gesinnungsgenossen. München, Fritsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Besse, P., Die Königin Luise von Preußen und ihre welthistorische Bedeutung. Köln, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Brömel, A., Joh. Geo. Hamann. Ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Dincklage E. v., Neue Novellen. 1ster und 2ter Bd.: Geborgenes Strandgut. „Treue Seelen." Leipzig, Schlicke. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Dollhopf, L., Der Ring der Nibelungen von R. Wagner. Sachliche und sprachliche Erläuterungen mit einer kurzen Charakteristik der Dichtung. München, Fritsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Eggers, F., Blick auf die Kunstrichtung der Gegenwart. Vortrag. Berlin, Hoffmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frantz, C., Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Haym, R., Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 4 Thlr.

Hilder, G., Ein friedlicher Feldzug. Tagebuch-Blätter aus dem Jahre 1866. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Hillebrand, J., Missionsvorträge. 2 Bde. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 3 Thlr.

Hinüber, A., Dämmerungen. Sentimentale und burschikose Lieder. Göttingen, Ellisen. 16. 12 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 5ter Jahrgang. Berlin, Asher u. Comp. Lex.-8. 3 Thlr.

Janisch, J., Washington. Historisch-epische Dichtung in vier Gesängen. Nebst geschichtlichen Erläuterungen. Leipzig, M. Schaefer. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgegeben von G. zu Putlitz.) 2 Bde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Kapital und die Arbeit. Von einem denkenden Menschenfreunde. Wien, Kirsch. Gr. 16. 3 Ngr.

Kavanagh, Julia, Silvia. Roman. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Leipzig, Hartknoch. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Klein, H. J., An den Nordpol. Schilderung der arktischen Gegenden und der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kobler, A., Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay (1748—1766.) Nach dessen eigenen Aufzeichnungen. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

König, A., Das Zeugniß der Natur für Gottes Dasein. Freiburg im Br., Herder. 8. 10 Ngr.

Krasicki, I. Graf, Der Mönche-Krieg (Monachomachia). Komisches Heldengedicht in Stanzen. Aus dem Polnischen von A. Winklewski. Berlin, Oehmigke. Gr. 16. 15 Ngr.

Kraszewski, J. J., Dante. Vorlesungen über die göttliche Comödie gehalten in Krakau und Lemberg 1867. Ins Deutsche übertragen von S. Bohdanowicz. Dresden, Kraszewski. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Krieg gegen Preußen im Jahre 1866 bis zur Schlacht von Königgrätz. Eine strategische Skizze von F..... Brünn, Winiker. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Krüger, J., Hamburger Raubvögel. Dem Leben nacherzählt. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Die materielle Lage des preußischen Richterstandes. Wittenberg, Herrosé. 8. 5 Ngr.

Landolt, E., Der Wald im Haushalt der Natur und der Menschen. Vortrag. Zürich, Schulthess. Lex.-8. 9 Ngr.

Lenor, Anna, Blätter und Blüthen. Einfache Geschichten. Bremen, Tannen. Gr. 8. 15 Ngr.

Maurer, G. L. v., Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 2ter Bd. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Meißner, A., Die Kinder Roms. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Meyer, J. B., Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Mehr, M., Duell und Ehre. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Müller, F., Im Foyer. Kleine Bühnen-Briefe. München, Merhoff. 8. 1 Thlr.

Müller, F. A., Briefe über die christliche Religion. Stuttgart, Koetzle. Gr. 8. 1 Thlr.

Naville, E., Die Pflicht. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen. Augsburg, Kollmann. Gr. 16. 9 Ngr.

Neumann, R., Die Rache des Scheintodten, oder: Ein Fürstensohn als Leichenhändler. Ein wahrheitsgetreuer Roman mit sorgfältiger Benutzung russischer Sitten. 1ste bis 6te Lief. Berlin, Köppen. Gr. 8. à 3 Ngr.

Nur ruhig Blut! Mahnwort an die Völker Oesterreichs. Von einem Oesterreicher. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 4 Ngr.

Ring, M., In der Schweiz. Reisebilder und Novellen. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wille, R., Die Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Chronik als Quelle bezeichnet, andere von ihm benutzte Bücher deutet der Chronist selbst hier und da an, ohne daß sie genauer zu erkennen sind; der weitgreifenden Benutzung der Chronik des Martinus wurde bereits gedacht. Für den Abschnitt über die Sicilianische Vesper, welcher zu Ende des Werks zwischen florentinische Geschichten episodisch eingeschaltet ist, weist der Verfasser die „Historia conspirationis Johannis Prochytae" als leitende Quelle nach unter überzeugender Widerlegung Amari's, welcher das Ursprungsverhältniß beider Erzählungen geradezu umkehren möchte. Als Hauptvorlagen für die Darstellung der heimischen Geschichten zwischen den Jahren 1107—1259, wo meistens von Jahr zu Jahr die Consuln und Podestà der Stadt angegeben sind, werden florentinische Annalen erkannt, doch mit vielfältigen Einschiebungen und andern als actenmäßigen Quellen; die Glaubwürdigkeit jener Annalen erscheint nach den archivalischen Forschungen T. Wüstenfeld's unanfechtbar, wie auch durch die von Pertz herausgegebenen annalistischen Aufzeichnungen aus dem 12. Jahrhundert bestätigt. Die hierauf folgenden Kapitel, von der Gesandtschaft Brunetto Latini's an bis zum Untergange Konradin's, weisen dagegen in ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit, abgesehen von einzelnen Unrichtigkeiten, auf besondere unmittelbare Quellenbezüge hin.

Die Benutzung der „Istoria" durch Giovanni Villani anlangend, ist von früher her bekannt, daß derselbe fast das ganze Werk der Malespini, ohne Namensnennung, seiner Chronik einverleibt hat; wie er dabei zugleich verbessernd und ergänzend zu Werke gegangen, auch die Quellen der Malespini selbständig eingesehen und noch andere verwendet, erfahren wir erst aus gegenwärtiger Darlegung. Zu einer Anzahl Stellen bei Villani glaubt der Verfasser den Anlaß in Dante's „Commedia" entdeckt zu haben; wir müssen hier, nach genauer Erwägung dieser Stellen, einigen Widerspruch erheben. Die meisten derselben bestehen bei Dante in so kurzen Andeutungen, daß die umfänglichern Erzählungen Villani's sich nicht ohne Zwang auf sie zurückführen lassen; auch die „Incidenza" vom Conte Raimondo und Romeo (Villani, VI, Kap. 91) erscheint einfach genug motivirt durch den ausdrücklichen Rückbezug auf das vorangehende Kapitel, worin von der Gemahlin Karl's von Anjou, der Tochter des Grafen Raimondo, die Rede ist, abgesehen davon, daß die Erzählung selbst wieder vollständiger als bei Dante und in dem einen Punkte, nämlich der Zahlenangabe von der Vermehrung der Einkünfte des Grafen durch die redliche Verwaltung Romeo's, abweichend von diesem berichtet („Paradiso", VI, 138). Die Uebereinstimmung des Berichts von dem Hungertode des Grafen Ugolino bei Villani (VII, Kap. 121, 128) und Dante („Inferno", XXXIII) hatte bereits Dönniges („Kritik der Quellen für die Geschichte Heinrich's VII. des Luxemburgers") nachgewiesen; doch ist sowol diesem als dem Verfasser gegenwärtiger Schrift der Widerspruch in den angeführten beiden Kapiteln entgangen, indem zuerst drei Enkel des Grafen angegeben werden, dann nur zwei, und trotzdem bei Angabe dieser letzten Zahl auf jene erste mit den Worten Bezug genommen wird: „Siccome addietro facemmo menzione." So hat die Editio princeps von 1537, so Muratori und die triester Ausgabe von 1857; nur als Variante des einen Codex führt Muratori unter dem Text den Wortlaut der zweiten Stelle mit der Angabe von drei Enkeln an. Dante selbst weiß nichts von Enkeln des Grafen, sondern nennt vier Söhne desselben, die mit ihm verhungerten.

In dem letzten Abschnitte, der von besonderm Interesse für alle Dante-Beflissene sein wird, führt der Verfasser den überzeugenden und im ganzen unwiderleglichen Beweis, daß der Dichter eine gewisse Anzahl von Thatsachen und Schilderungen lediglich aus der „Istoria" von Malespini geschöpft haben müsse; auch Unrichtiges in der „Commedia", wie z. B. daß Konstanze, die Gemahlin Heinrich's VI., gewaltsam zur Verheirathung aus dem Kloster gezogen worden sei, ist auf diese Quelle zurückzuführen. Nur in einem Falle weicht der Dichter von ihr ab, indem er nämlich den Abt von Becheria des Verraths schuldig erkennt („Inferno", XXXIII, 118 fg.), trotzdem daß Malespini (Kap. 159), welchem dann auch Giovanni Villani (VI, Kap. 65) beistimmte, ausdrücklich seine Unschuld bezeugt. Schließlich gibt der Verfasser anheim, ob nicht der Umstand, daß die Benutzung der „Istoria" erst von dem zehnten Gesang des „Inferno" an ersichtlich wird, mit ins Gewicht falle für die Erklärung der noch zweifelhaften Anfangsworte von „Inferno", VIII: „Io dico seguitando". Der Referent ist nicht der Meinung; denn einmal ist das von dem Verfasser gewonnene Resultat in Betreff des schriftstellerischen Abschlusses der „Istoria" nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung; dann gilt ja die Frage, wann der Dichter die „Commedia" begonnen, ebenfalls noch als eine offene, und drittens boten vielleicht die ersten neun Gesänge des „Inferno" dem Dichter keinen Anlaß zum Einblick in die „Istoria". Doch könnte es im Gegentheil auch nicht schwer werden, schon im zweiten Gesang eine Spur von dem Einfluß des ältern Malespini zu entdecken: wenn nämlich Dante in Vers 13 den Aeneas als „di Silvio lo parente" bezeichnet, während er ihn in dem viel später geschriebenen „Convito" (IV, Kap. 26) nur als Vater des Ascanius kennt, so scheint es, als ob er jene frühere Bezeichnung direct von Malespini entnommen habe, welcher (Kap. 10) von keinem andern Sohne des Aeneas als von Silvius berichtet. Freilich bleibt hier auch der Ausweg anzunehmen, der Dichter habe sich in diesem Falle, wo es ihm darauf ankam, den Aeneas als Stammvater Roms zu feiern, lediglich an sein Vorbild Virgil gehalten, nach dessen Darstellung („Aen.", VI, 760 fg.) nicht Ascanius, sondern Silvius Geschlecht und Herrschaft fortleitete.

Der Verfasser gibt selbst zu, wie oben erwähnt, daß seine Forschung sich vielfach nur auf bloße Vermuthungen stütze; zieht dies der Beurtheiler der Schrift mit in Rechnung, wie er bei dem vorliegenden Gegenstande und der Spärlichkeit und Unsicherheit der vorhandenen Quellen nicht anders kann, so wird er, im Hinblick auf die von dem Verfasser gewonnenen Resultate im ganzen, die Leistung desselben als eine höchst dankenswerthe anerkennen müssen, sowol bezüglich der beiden Chronisten an sich, als noch insbesondere zur gründlichern Erforschung Dante's und des stofflichen Ursprungs der „Commedia".

2. Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Zweiter Band. Mit Dante's Bildniß nach einer alten Handzeichnung. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes des Dante-Jahrbuchs gibt Zeugniß von dem rüstigen Fortbestehen der vor nun vier Jahren zu Dresden gegründeten Deutschen Dante-Gesellschaft. Während das Mitgliederverzeichniß des ersten Bandes die Zahl von 90 aufwies, beträgt dieselbe in dem gegenwärtigen bereits 121; leider sind davon zugleich 7 als in letzter Zeit durch den Tod ausgeschieden verzeichnet, nämlich der Senior der deutschen Dante-Forscher, L. G. Blanc in Halle, Fräulein Josepha von Hoffinger in Wien, durch ihre Uebersetzungen der „Commedia" und einer Reihe italienischer lyrischer Gedichte in werthem Andenken, der Maler Vogel von Vogelstein in München, A. Doerr in Darmstadt, Abegg in Breslau, von welchem der erste Band eine umfangreiche Arbeit enthielt, E. Gerhard in Berlin und Giovanni Tamburini in Imola. Am Schluß des vorliegenden Bandes befinden sich längere und kürzere Lebensnachrichten von diesen Verstorbenen; hervorragendes Interesse bieten die Nekrologe der Josepha von Hoffinger und L. G. Blanc's, jener von Huber, dieser von dem Herausgeber K. Witte verfaßt. Auch der Bericht über die zu Dresden aufgesammelte Dante-Bibliothek, allerdings noch in ihrem Beginn, von dem Bibliothekar der Gesellschaft Dr. Petzholdt, zeigt einen guten Erfolg.

Die wissenschaftlichen Arbeiten des Bandes sind wiederum von mannichfaltigster Art, theils allgemeinere Wünsche und Bedürfnisse befriedigend, theils speciell auf den Dante-Forscher berechnet, die einen von beträchtlicher Ausdehnung, eine Menge anderer aus kurzen Notizen und Andeutungen bestehend, alle zusammen sowol des Dichters persönliche Verhältnisse als Bedeutung und Ursprung, Form und Literatur seiner Werke betreffend. Den weitestgreifenden Inhalt hat der Aufsatz: „Dante, ein Schattenriß", von V. A. Huber. Derselbe schildert des Dichters Lebensentwickelung, Charakter und Wirksamkeit: auf dem Grunde der politisch-kirchlichen, der literarischen Verhältnisse der Zeit erhebt sich die energische Staatsweisheit, der heilige Zorn gegen die entartete Kirche, die schöpferische Dichterkraft; der Geist des classischen Alterthums, die Offenbarung des göttlichen Worts, die Liebe zu Beatricen vereinigen sich zur wunderbarsten Harmonie in der „Göttlichen Komödie", dem Epos der Weltschöpfung und Welterlösung. Alles das finden wir hier anziehend dargelegt, nach allen Seiten entwickelt, und der Aufsatz würde so einen vollkommen befriedigenden Eindruck hinterlassen, wenn der Verfasser die nicht ohne Gewaltsamkeit herbeigezogene Gelegenheit vermieden hätte, seinem Verdruß an dem Parlamentarismus und Constitutionalismus der Gegenwart, sowie an der staatlichen Neugestaltung Italiens auf leidenschaftlich-parteiische Weise Luft zu machen. Die zwei auf diesen Aufsatz folgenden Gedichte: „Dante's Gattin", von Josepha von Hoffinger, und das Sonett: „Dante und Jacopone", von Julius Sturm, sind wie liebliche Blüten zwischen die übrige Masse gestreut und gewähren eine anmuthige Abwechselung.

Mit des Dichters äußerer Persönlichkeit und wie dieselbe von den Mit- und Nachlebenden bildlich dargestellt worden, beschäftigt sich speciell die Abhandlung des unterzeichneten Referenten: „Dante's Porträt." Ueber den Werth dieses Versuchs, fern von Italien, von Florenz, der Heimat des Dichters, die verschiedenen Bildnisse desselben zu charakterisiren und in eine historische Folge zu bringen, insbesondere die Einwendungen gegen die Authenticität des Giotto-Bildes zu widerlegen, mögen andere urtheilen. Wenn es sich verwirklicht, was von Florenz aus verlautet, daß die Herren Maggi und d'Ancona den Aufsatz in das Italienische übersetzen, so dürfte die Erwartung weitergehender Forschungen und Aufklärungen über den Gegenstand gerechtfertigt erscheinen; für jetzt hat der Verfasser nur noch die Notiz beizufügen, welche er wiederum Seymour Kirkup in Florenz verdankt, daß außer dem Dante-Porträt im Bargello auch das Michelino'sche Tafelbild im Dom die Unbilden einer Marini'schen Restaurirung zu erleiden gehabt hat — dieselbe betraf, wie es scheint, ausschließlich das Untergewand, soweit dieses an der Gestalt sichtbar, und gefiel sich in der Vertauschung der grünen mit blauer Farbe. Außerdem müssen wir dem Titelporträt, gestochen von J. Thäter, das Zeugniß einer sorgfältig treuen Nachbildung der in der münchener Sammlung vorhandenen Zeichnung, angeblich von Masaccio, ausstellen; über den wahrscheinlichen Ursprung des Bildes ist in dem Aufsatze eine Vermuthung gewagt, welcher die hinter dem Titelblatt gegebene Erörterung des berufenen Kunsthistorikers E. Förster in München nicht widerspricht.

Von Alfred von Reumont bringt diesmal das „Jahrbuch" einen Aufsatz über „Dante's Familie", in welchem alle Nachrichten von Dante's Eigenthumsverhältnissen, seinen Vorfahren, Geschwistern, Kindern und Nachkommen bis zum Aussterben des Mannsstammes im Jahre 1563 und in der dem gräflichen Hause Serego angeheiratheten weiblichen Linie bis zur Gegenwart, aus den gelegentlichen Bemerkungen des Dichters selbst und den Berichten der Chronisten und Biographen, sowie aus vorhandenen Urkunden geschöpft, übersichtlich zusammengestellt sind. Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, etwas Neues gefunden zu haben; auch zeigt die Vergleichung der beigefügten Geschlechtstafel mit der ausgeführtern in Pelli's „Memorie" keinerlei wesentliche Abweichung — als Verdienst der Arbeit aber ist die Vollständigkeit, Genauigkeit und lichtvolle Darlegung des Materials anzuerkennen.

Alle übrigen Aufsätze befassen sich mittelbar oder unmittelbar mit Dante's „Commedia", entweder mit der Interpretation und Deutung einzelner Bestandtheile derselben oder mit ihren wahrscheinlichen Vorbildern und Quellen, auch mit analogen Geistesproducten, oder endlich mit ihrer Literatur und Texteskritik. Nachträge am Schluß des Bandes von K. Witte liefern hierzu, genauer genommen zu der einen Hauptarbeit des vorigen Bandes von demselben, noch einige Vervollständigung. Hervorragende Bedeutung auf dem Gebiet der Interpretation haben die Arbeiten von Giambattista Giuliani: „Dante spiegato con Dante", und von F. A. Scartazzini: „Dante's Vision im irdischen Paradiese und die biblische Apokalyptik." Erstere, in italienischer Abfassung, ist die Fortsetzung einer von dem ausgezeichneten Dante-Forscher längst in Angriff genommenen, von Terzine zu Terzine fortschreitenden

Erklärung des Textes aus analogen Stellen ebendesselben und dem Zusammenhange des Ganzen, sowie aus den übrigen Werken Dante's, in zweiter und dritter Linie aus den von dem Dichter angezogenen Schriften anderer und den ältesten Commentatoren und Chronographen. Der hier vorliegende Abschnitt betrifft den dreizehnten Gesang des „Inferno"; vorausgeschickt ist die Einführung und Begründung der ungewöhnlichen Lesart „froda" statt „fonde" im vierundvierzigsten Verse des elften Gesangs, wonach auch in die Abtheilung der Gewaltthätigen an dem eigenen Besitze, wie in den vierten Höllenkreis, der Gegensatz von Verschwendung und Geiz gebracht und so allerdings für die am Schluß des dreizehnten Gesangs aufgeführte Person eine passendere Rolle gefunden wird. Der Referent hält dies für eine überaus gelungene Auskunft. Abweichender Ansicht ist er dagegen in nachstehenden zwei Punkten. Bezüglich des anscheinend tändelnden „Io credo ch'ei credette ch'io credesse" in Vers 25 mag es von Interesse sein, auf ganz Aehnliches bei Boccaccio und Ariost hinzuweisen; die Hauptsache bleibt indeß immer, die Correctheit des Ausdrucks aus Dante's eigenem Sinne herzuleiten, und dies scheint nicht schwierig, indem der Dichter auf keine frappantere Weise das zweifelnd spürende Aufblicken des Schauenden zu seinem Führer ausdrücken konnte, als durch Hin- und Herwerfen des Meinens auf seiner und Virgil's Seite. Dann findet der Referent die auf das Verhältniß der drei menschlichen Vermögen, der vegetativa, sensitiva und ragionativa, gegründete Analogie der Höllenstrafe für die Selbstmörder nicht ohne Zwang durchführbar; denn wenn es auch der Intention des Dichters gemäß ist, daß der Selbstmörder sich nicht blos von der ragionativa, sondern auch von der sensitiva scheidet, so ist doch nicht einzusehen, auch durch keine Aeußerung Dante's belegt, wie er nach Vernichtung des Körpers doch die potenza vegetativa — „per la quale si vive", wie Dante selbst sagt — noch behalten könne, woraus der Interpret die Verwandlung in Pflanzengestrüpp herleitet. Auch die zweite Hälfte des siebenten Kapitels im „Convito" (tratt. IV) spricht nicht für, sondern dagegen, daß der Dichter das Pflanzenleben dem animalischen Tode conform gedacht wisse wolle.

Auf die Einzelheiten der Auslegung der Dante'schen Vision am Schlusse des „Purgatorio" von Scartazzini kann hier nicht eingegangen werden; der Gegenstand ist für wenige flüchtige Bemerkungen ein viel zu schwieriger, und forderte, wenn man ihm gerecht werden wollte, die hingebenste Aneignung heraus. Die gründliche, in allen ihren Theilen auf die besten Beweismittel gestützte, sorgfältig ausgeführte Arbeit mag deshalb ohne weiteres dem Studium der Dante-Freunde empfohlen werden, nicht weniger auch der sich daran anschließende Aufsatz von Leopold Witte mit beachtenswerthen Einwendungen gegen gewisse Punkte bei Scartazzini. Wird vielleicht in diesen Dingen niemals die Stufe der zweifelfreien Gewißheit erreicht, so bleibt doch die fortgesetzte Uebung des Scharfsinns an denselben keinesfalls ohne Frucht für die Erforschung der „Göttlichen Komödie" im ganzen. Die hierauf folgende Exegese des siebenten Gesanges des „Paradiso" von C. F. Goeschel, ein Vortrag aus dem Jahre 1853, ist in der an dem Verfasser bekannten inbrünstig-liebevollen Weise gehalten, die so unvermerkt das Anbeten an die Stelle des Forschens setzt und sich ohne Bedenken der von Schlosser gewährten Licenz bedient, nach welcher es weniger darauf ankommt, die Gedanken des Dichters zu finden, als vielmehr nur, eigene aus den Worten desselben herauszuspinnen.

Auf den Grund und Boden wirklicher Untersuchung stellt uns dagegen wieder der in englischer Sprache geschriebene kürzere Aufsatz „The Matilda of Dante" von Henry Clark Barlow; es ist derselbe, welchem die Dante-Forschung die vor vier Jahren erschienenen „Critical, historical and philosophical contributions to the study of the divina commedia" verdankt. Der Verfasser stellt den Charakter der Erscheinung Mathildens in dem Paradiesesgarten des „Purgatorio" fest und prüft danach in vollständiger Reihenfolge die verschiedenen geschichtlichen Deutungen ihrer Person; er gelangt dazu, auch die allgemeinere Annahme zurückzuweisen, daß die kriegslustige, den weltlichen Besitz des Papstthums verstärkende Gräfin von Toscana zur Zeit Gregor's VII. als das Prototyp der singend blumenpflückenden Frühlingsjungfrau gelten müsse, die mit ihren schönen Händen dienend vorauswirkte, was Beatrice mit ihren schönen Augen an Dante's Vorbereitung für das Anschauen Gottes vollendet. Wenn der Verfasser es außerdem nicht wahrscheinlich findet, daß Dante bis in eine so frühe Zeit zurückgegangen sei, um für eine Zeitgenossin von sich eine Gefährtin zu suchen, so hat dieser Umstand offenbar wenig zu bedeuten, da er ja die Genossenschaft für sich selbst gar aus dem classischen Alterthum herausgreift.

Zur Interpretation der „Commedia" dient auch der wesentliche Inhalt des Aufsatzes „Michel Angelo und Dante" von Moriz Carriere; denn, abgesehen von einer treffenden Hervorhebung des Verhältnisses beider Männer zueinander und der zwei Sonette am Schlusse, bietet derselbe nur die interessanten Mittheilungen aus Donato Giannotti's Gesprächen mit Michel Angelo vom Jahre 1545 über die in die „Commedia" eingeführte Zeitrechnung: der große Künstler führt darin hauptsächlich das Wort, und läßt uns erkennen, gleichviel ob die Aufzeichnungen authentisch oder nicht, eine wie unbegrenzte Verehrung für den Dichter die Zeitgenossen ihm beimaßen. Was die zwei Sonette betrifft, so ist das eine in drei verschiedenen Texten mitgetheilt, von denen der erste im vierten, der zweite im siebenten Verse kaum mögliche Lesarten enthalten; dieser siebente Vers stimmt übrigens mit dem Abdrucke bei Adolf Wagner im „Parnasso Italiano" nicht überein, trotzdem daß beide Herausgeber den „Codex Vaticano" als Quelle angeben. Der Text des andern Sonetts lautet bei Wagner ebenfalls anders als hier; seltsam daß die nachfolgende deutsche Uebersetzung von Harrys, abgesehen von den letzten beiden Versen, weit mehr dem Wagner'schen als dem hier abgedruckten Texte entspricht. In dieselbe Reihe texterklärender Arbeiten mag hier noch der Vortrag des Herausgebers K. Witte: „Die Thierwelt in Dante's göttlicher Komödie", gestellt werden: in einfacher Aneinanderreihung legen die feinen und lebensvollen Charakteristiken von Lamm, Ziege, Stier, Hund, von Gesang, Flug und Wanderung der Vögel, von Falkenjagd, Frosch, Eidechse, Ameise und Biene Zeugniß ab für den

scharf erfassenden Natursinn, jene eigenthümliche Gabe unsers Dichters, die besonders dazu mitwirkt, seinen Gebilden das frischeste Gepräge der Wahrheit und Wirklichkeit zu verleihen.

Eine Anzahl anderer Aufsätze, meist von geringerm Umfange, enthalten Mittheilungen über Analogien und wahrscheinliche Quellen der „Commedia". So weist Gustav Wolff aus Aeußerungen vordantescher Schriftsteller nach, wie der Dichter dazu kommen konnte, Cato den Jüngern, anstatt ihn in den Höllenkreis der Selbstmörder zu versetzen, zum Hüter des Reinigungsbergs zu bestellen; Reinhold Köhler bringt zu dem OMO im Menschenangesicht („Purgatorio", XXIII, 32) eine überraschende Parallelstelle aus Berthold von Regensburg, der freilich jede bestimmte Durchbildung fehlt; Eduard Boehmer erhärtet die Vermuthung Hillebrand's in Douai, daß der Veltro aus dem ersten Gesange des „Inferno" ursprünglich von dem Veltre der kaiserlichen Traumgesichte im nordfranzösischen Rolandslied stamme, durch bezügliche Mittheilungen aus demselben, widerlegt dagegen die Behauptung Rathery's von der Priorität der Terzine bei Adam de la Halle und Rutebeuf um ein halbes Jahrhundert vor Dante; ebenderselbe theilt Auszüge aus dem mit einigen Dante'schen Merkmalen ausgestatteten allegorisch-moralischen Gedicht „l'Intelligenza" mit, und macht als Schöpfer desselben, abweichend von Ozanam und Hillebrand, welche dem florentinischen Geschichtschreiber Dino Compagni das Gedicht zuschreiben, vielmehr dessen gleichnamigen Großvater geltend. Der kurze Aufsatz über die Benutzung der „Istorie fiorentine" des Ricordano Malespini in Dante's „Commedia" ist nur ein Excerpt aus der soeben erschienenen Schrift des Verfassers über denselben Gegenstand, in welcher das Verhältniß der beiden Malespini zu ihren Quellen, zu ihrem Nachfolger Giovanni Villani und zu Dante vollständig und überzeugend nachgewiesen ist. Ueber die von Dante benutzten provenzalischen Quellen, bezüglich deren früher der Romanist Mahn eine Arbeit für das Jahrbuch in Aussicht stellte, hat nun K. Bartsch, hauptsächlich den Spuren in Dante's Schrift „De vulgari eloquentia" folgend, nicht blos einen Nachweis geliefert, sondern diesen durch scharfsinnige Combination bis zu dem Punkte präcisirt, daß ihm selbst die nähere Bezeichnung der Handschrift, deren sich Dante bedient haben mag, gelingt.

Endlich sind noch drei kleinere Mittheilungen, der Dante-Literatur und Handschriftenkunde angehörig, zu erwähnen. Die eine, von A. J. A., berührt die frühern englischen Uebersetzungen der „Commedia" und bleibt dann bei der in letzter Zeit erschienenen von dem amerikanischen Dichter Longfellow stehen; doch ist die Beurtheilung keine eigene, sondern der Wochenschrift „Chronicle" entnommen; am Schlusse folgen, in zweifacher deutscher Uebersetzung, von dem Verfasser und von Pauline Schanz, die fünf herrlichen Sonette, womit Longfellow seine englische Bearbeitung der „Commedia" einleitet. Die beiden andern Mittheilungen, von Hermann Grieben und dem Herausgeber K. Witte, geben Auskunft über einige Handschriften der „Commedia" in der Capstadt, in Konstantinopel und in Cagliari: die zwei am erstgenannten Orte, ein Geschenk des Gouverneurs George Grey, sind bereits von K. Witte in den „Dante-Forschungen" nach ihrem Werthe geschätzt; die im Serail verschlossen gehaltene erscheint fast unnahbar, und die sicilische, laut den daraus bekannt gewordenen Lesarten, verspricht nur geringe Ausbeute für die Kritik des Textes.

Zum Schlusse kann Referent nicht unterlassen, der Redaction des „Jahrbuch" abermals den dringenden Wunsch an das Herz zu legen, daß sie in den nachfolgenden Jahrgängen für die Aufnahme einer regelmäßig fortlaufenden Bibliographie der neu erscheinenden Dante-Literatur möglichste Fürsorge treffen möge. Das Bedürfniß einer solchen Uebersicht wird jedem, der sich arbeitend mit Dante beschäftigt, immer fühlbarer.

3. Hundert ausgewählte Sonette Francesco Petrarca's, übersetzt von Julius Hübner. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Uebertragung der feinsinnigen, jedes Wort, jeden Klang wählerisch verknüpfenden Sonette Petrarca's in das Deutsche mit Festhaltung der dem Sonett eigenthümlichen Reim- und Strophenform ist ein bedenkliches Unternehmen, dessen Gelingen immer nur in einzelnen von glücklicher Stunde begünstigten Fällen zu erwarten ist. Es werden deshalb in einer solchen Sammlung die das Original in allen Beziehungen treu wiedergebenden und dabei leicht und anmuthig lesbaren Stücke stets in der Minderzahl sein; bei den übrigen hat der Uebersetzer entweder, um den Worten des Dichters treu zu bleiben, sprachlich unbequem werden oder charakteristische Züge des Originals fallen lassen müssen, um mit sauerm Schweiße die erforderlichen zweimal vier Reime aufzubringen. Vergleicht man dann hier und da Original und Nachbildung genau miteinander, so ist es kläglich, wie zugerichtet in dem einen Fall ein solches Sonett sich ausnimmt oder wie wenig im andern Falle von den dichterischen Anschauungen und ihrer zarten Verknüpfung in das neue leidlich glatt polirte Gefäß sich hinübergerettet. Die Noth um Reime wird meistens zum Fluche für unsere Uebersetzungskunst. Was die vorliegende Uebersetzung von mehr als hundert ausgewählten Sonetten Petrarca's anlangt, deren Originaltext zugleich der Verfasser überall beigefügt hat, so sind vortrefflich gelungene Nachbildungen darunter, z. B. S. 34, 92, 102, 108. Dagegen finden sich auch Stellen, wo markirte Ausdrucksweisen und Bilder des Originaltextes, denen das Recht auf Fortexistenz in dem neuen Gewande nicht bestritten werden könnte, in der Uebersetzung verwischt sind. Dahin gehört S. 22, 23, wenn der Dichter die Geliebte, die ihn nicht erhört, als seinen Tod bezeichnet und ausruft: „Ich will nur auf denjenigen hören, der von meinem Tode spricht" (Nè mi lece ascoltar chi non ragiona Della mia morte), wofür der Uebersetzer den Liebenden sehr alltäglich sagen läßt:

> Nicht will ich mehr von allem andern hören,
> Als nur von ihr.

Oder wenn der Dichter (S. 30, 31) nach dem himmlischen Urbilde für Laura's Antlitz fragend von letzterm sagt, die Natur habe in demselben hienieden (laggiù) zeigen wollen, was sie droben (lassù) vermöchte, so wollte er offenbar damit einen Gegensatz bezeichnen, den der Uebersetzer nicht ignoriren und verwischen durfte, was der unsrige jedoch thut, indem er übersetzt:

(Wo nur im Himmel entlehnte die Natur das Ideal der Züge)
Zu ihrem Antlitz, daß es beides trüge,
Den Stempel höchster Allmacht, sanfter Milde! —

Dasselbe findet S. 110, 111 statt, wo der Dichter den frühzeitigen Tod der Geliebten mit den Worten beklagt, sie habe scheidend auf Erden die irdische Schale zurückgelassen, und sich in nackter Schöne zum Himmel erhoben (lasciando in terra la terrena scorza — bella e nuda al ciel salita), während unser Uebersetzer, ohne Rücksicht auf die bezeichnenden Gegensätze des Originals, offenbar dem Zwange des Reims nachgebend, die Stelle weniger anschaulich und prägnant so übersetzt:

Verließ mein Leben dieser Erde Nacht,
Laura stieg auf zum Sitz der ew'gen Güte —

woran sich allerdings noch, mit dem folgenden Satze zusammenhängend, anschließt: „in reiner Schöne". Die Reimnoth ist dann noch weiter an manchen Entstellungen und Abschwächungen des ursprünglichen Wortsinns schuld: der Verfasser würde sonst gewiß nicht von der Absicht sprechen, sich den Tod zu „verleihen", nicht von einem Blumenbeet, das bunte Schlangen „spendet", würde nicht dem Dichter den unedeln und komischen Ausdruck in den Mund legen: „ob ich mich ins fernste Thal verkröche", würde sich auch gewiß nicht, wie S. 94, die unmögliche Dativform „dem armen Herz", anstatt „Herzen", erlauben. Dazu gesellen sich hier und da mangelhafte Reime, die man allenfalls in einem langen epischen Gedicht hinnehmen würde, nimmermehr aber im Sonett, bei welchem die eine Hälfte seines ganzen Werthes in der rein durchgeführten Vers- und Reimform besteht: Reime, wie „reden — Nöthen", „hörte — gewährte", „Kameraden — verrathen" sind im Sonett entschieden verwerflich. Dagegen hat der Verfasser recht daran gethan, daß er einigemal den Zwang der vierfachen Reimung aufgegeben und, nach Shakspeare's Vorgange, von der Erleichterung der paarweisen Reimung Gebrauch gemacht; es wäre zu wünschen, er hätte sich zu Gunsten des Hauptzwecks diese Bequemlichkeit viel öfter erlaubt. Der italienische Text ist nicht ohne Druckfehler, z. B. S. 11, V. 7: alra st. altra, S. 15, V. 14: chiarmarmi st. chiamarmi, S. 25, V. 10: di st. di, S. 27, V. 4: piance st. pianse, V. 13: bo st. ho, S. 53, V. 8: arricchirma st. arricchirmi, V. 12: de st. del, S. 101, V. 8: ricercagli st. ricercargli. Die buchhändlerische Ausstattung des Werkchens verdient alle Anerkennung; die Gestalt Laura's auf dem Titelkupfer ist ein Phantasiebild von genereller Natur, wie solche Titelillustrationen meistens; was endlich das einleitende Sonett von dem Verfasser selbst betrifft, so bedauern wir, erklären zu müssen, daß uns das Organ fehlt, um die ungleichartigen und auseinandergehenden Einzelvorstellungen des Gedichts zu einem harmonischen Ganzen verknüpfen zu können.

Theodor Paur.

Rußland und die deutschen Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

1. Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Drei russische Urtheile, übersetzt und commentirt von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Uebersetzung aus dem Russischen. Eingeleitet und commentirt von Julius Eckardt. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Livländische Beiträge. Herausgegeben von W. von Bock. Neue Folge. Erster Band. Erstes bis drittes Heft. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869—70. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.
4. Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin von C. Schirren. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Offener Brief an Herrn Prof. Schirren über dessen Buch: Livländische Antwort. Von Pogodin. Aus dem Russischen des Golos. Berlin, Behr. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee. Zukünftiges, geschaut im Bilde der Vergangenheit und der Gegenwart. Von W. von Bock. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Als Samarin's Schrift „Die Grenzgebiete Rußlands" erschien, war es W. von Bock, welcher zuerst vom baltischen Standpunkt aus ihm entgegentrat. Das geschah in dem zweiten Bande der ältern „Livländischen Beiträge". Seine Widerlegungen erstreckten sich dort hauptsächlich auf die falschen Darstellungen des Moskowiters über die baltischen Bauernverhältnisse, über die kirchlichen Zustände und die Landesgrundgesetze (Capitulationen). Auch in der Neuen Folge der „Livländischen Beiträge", deren Titel wir oben angegeben haben (Nr. 3), beschäftigt sich W. von Bock besonders in seiner einleitenden „Umschau" vielfach mit der Polemik gegen Samarin. So kommt er im ersten Heft auf dessen Vorwurf zurück, daß die baltische Ritterschaft von der Regierung „eine radicale Abschaffung aller frühern Festsetzungen, welche den Gutsherrn in seiner Verfügung über das Bauerland und in Erhebung der Frone beschränkten", im Jahre 1819 erbeten habe, wodurch die Unantastbarkeit des Bauerlandes und die verbindende Kraft der schwedischen „Wackenbücher" (d. i. Grundbücher, welche die Grenzen und die Lasten der Bauerhöfe der Grundherrschaft gegenüber feststellten) erlosch. Dieser Vorwurf des russischen Schriftstellers wird in seiner Nichtigkeit erwiesen; es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Ritterschaften 1819 nur darum Aufhebung der alten, schwedischen „Wackenbücher" bei Alexander I. beantragten und erlangten, weil neue und berichtigte an die Stelle der gegen 200 Jahre alten und deswegen zum Theil veralteten, treten sollten, was auch geschah. Die neuen „Wackenbücher" blieben denn auch in Kraft, bis die Frone der Geldpacht vollständig Platz machte, was im Jahre 1869 geschah. Die Angriffe auf die Wackenbücher, welche allerdings in den letzten Jahrzehnten vielfach unternommen worden sind, gingen nach von Bock nicht von der baltischen Ritterschaft, sondern von der russischen Regierung aus.

Kurz nach W. von Bock hob auch Professor Karl

Schirren den Handschuh Juri Samarin's auf. Schirren war in Dorpat zuerst für Statistik und Staatswirthschaft angestellt, bewarb sich aber später um den freigewordenen Lehrstuhl der russischen und baltischen Geschichte, um von der deutschen Hochschule die Anstellung eines Russen abzuwenden, und erreichte sein Ziel. Seine große, wissenschaftliche Thätigkeit war seitdem noch mehr, als es schon vorher der Fall gewesen, auf Erforschung der Geschichte der baltischen Herzogthümer gerichtet, wovon eine Menge Urkundenherausgaben und andere geschichtliche Werke Zeugniß geben. Seine akademische Lehrthätigkeit war für die Belebung der deutschen Gesinnung der studirenden Jugend von großer Bedeutung; seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten der Hochschule; schon seit einer Reihe von Jahren war sein Name in allen wissenschaftlichen und vaterländisch-strebsamen Kreisen der baltischen Lande hochgefeiert. Die schnöden und böswilligen Beschuldigungen trafen den wackern Mann wie ein Faustschlag in das Gesicht; er vermochte die Verleumdungen seines Heimatlandes und seines Stammes nicht ohne Abwehr hinzunehmen, obwol die Angriffe weniger seine bürgerlichen Standesgenossen, sondern vielmehr den Adel trafen, an dessen Privilegien er keinerlei Antheil hatte. Schirren ist aber ein viel zu einsichtiger und uneigennütziger Patriot, um dem gemeinsamen Feinde durch innere Zwistigkeiten und Eifersüchteleien Gelegenheit zur Fußfassung im eigenen Lager zu geben; er weiß, daß die baltische Ritterschaft im Kampfe mit dem Russenthum mit nichten vorzugsweise ihr Standesinteresse, sondern das Interesse des Landes vertritt, daß es nicht an der Zeit ist, von ihr Verzicht auf ihre Standesrechte und demokratische Verfassungsreformen zu verlangen, welche die Russen nur zur weitern Beeinträchtigung der deutschen Nationalität und Cultur benutzen würden; er weiß, daß den baltischen Adel preisgeben das Deutschthum der Provinzen preisgeben heißt. Mit dem klaren Bewußtsein, daß er seine schöne, befriedigende und einträgliche akademische Lehrthätigkeit opferte, unterzog er Samarin's Anklagen einer scharfen, gründlichen, niederschmetternden Kritik; seine „Livländische Antwort" (Nr. 4), in Leipzig erschienen, kam in Tausenden von Exemplaren nach Dorpat, um seiner eigenen Entscheidung über die Zulassung zum russischen Buchhandel unterworfen zu werden, da er gerade das Amt eines Censors verwaltete; er gewährte diese Genehmigung und in wenigen Tagen war die Auflage vergriffen, zugleich aber auch auf telegraphischem Wege ihm seine Amtsentsetzung aus Petersburg angekündigt. Um weitern Verfolgungen zu entgehen und freie Hand in der Wirksamkeit für sein Heimatland zu erhalten, entschloß er sich, nach Deutschland auszuwandern, bekam aber erst nach längerer Zögerung seinen Paß. Jetzt weilt er in unserer Mitte, indem er die wichtigsten Staatsarchive, welche über Johann Reinhold Patkul's Schicksal Auskunft geben, durchforscht, da er eine Geschichte dieses großen Livländers und seiner Zeit zu schreiben im Begriff ist.

Die „Livländische Antwort" ist in zehn Abschnitte getheilt, welche handeln: 1) Von dem Angriffe auf die Provinz, 2) von den Conversionen der vierziger Jahre, 3) von der neuen Provinzialpolitik der Regierung, 4) von dem System der Russificirung, 5) von dem Rechte des Landes gegen die herrschende Rasse, 6) von dem nordischen Kriege und den Capitulationen, 7) von dem Angriffe auf die Capitulationen, 8) von der fortdauernden Geltung der Capitulationen, 9) von dem Bruche des Landesrechts durch Polen und Schweden, 10) von der Entwickelungsfähigkeit des Landesrechts.

Den Kernpunkt der Kritik Schirren's bildet der ironische Hinweis auf die Unvernünftigkeit der Aufstellung Samarin's, daß dem „Instinct" des russischen Stammes alle Güter der Cultur geopfert werden müssen, wenigstens, was die von Rußland abhängigen, nicht russischen Völker angeht. Auf den „Instinct der Rasse" kommt er immer wieder zurück.

> Der Kreuzzug, welchen Sie, Herr Samarin, heute gegen das Recht der Provinz predigen, erklärt aller Rechtsordnung und allem Gesetze im Reiche den Krieg. Wer den Instinct einer Rasse zum obersten Gesetz erhebt, bedroht alles, was den Instinct zu zügeln berufen ist, mit Untergang. So schmeichlerisch und höfisch Ihre Rede, der Instinct fragt weder nach Majestät noch Verträgen. Einmal auf Zerstörung gerichtet, durch Erfolge gereizt, findet er weder Grenze noch Maß.

Treffend sind folgende Schilderungen der Lage in den Ostseeprovinzen (S. 15):

> Wenn das Verlangen, mit Verständniß gerichtet zu werden, nicht allzu unbillig ist, so bietet sich in der Einrichtung eines baltischen Obertribunals, ein ebenso natur- wie traktatenmäßiger Ausweg. Ueberall empfiehlt sich Theilung der Arbeit. — Sie legen Ihr Veto ein. Verständniß ist Ihnen ein Greuel. Wer nach Verständniß trachtet, ist Pole, wer Verständniß vermittelt, Verräther.

Weiterhin verdolmetscht Schirren die Auslassungen Samarin's und Genossen in folgender Weise (S. 84 fg.):

> Nicht der geringste Zwang ist euch zugedacht, was geschieht, versteht sich alles von selbst. Fügt euch und ihr werdet bald sehen, wie wohl euch wird. Erst wo der Widerstand anhebt, beginnt der Zwang. Es hängt alles von euch ab. Eure Behörden müssen freilich russisch werden; eure Schulen nicht minder; untereinander dürft ihr euch aber deutsch unterhalten, und die deutsche Sprache behält ihre Rechte. — Die Gewissensfreiheit werden wir denen, die sie nicht mehr haben, so leicht nicht wiedergeben; aber das geht euch nichts an. Ihr könnt thun, was euer Gewissen euch vorschreibt und die orthodoxe Kirche nicht übel nimmt. Um anderer Leute Gewissen habt ihr euch nicht zu kümmern. — Eure Ritterschaft werden wir sich selbst überlassen; es ist billig, daß sie das auch andern gönnen, und wenn sie ihre politischen Rechte allmählich verlieren, so bleiben sie immer noch als adeliche Clubs mit eigenen Statuten in allen Ehren und Würden. — Ihr habt die Bauern nicht zu germanisiren verstanden; ihr habt sie nur gebildet. Jetzt werden wir euch ablösen, und nun mögt ihr es mit ansehen, wie man russificirt. Die Mittel sind einfach; ihr könnt uns dabei nicht helfen, nur zusehen und schweigen. — Euch selbst wollen wir die Censur gern lassen. Sie wird euch wie bisher berathen und beschirmen. Alles Erlaubte dürft ihr sagen, und ihr werdet doch nicht sagen wollen, was unerlaubt ist? — Und nun ergehen von allen Seiten officiöse, vertrauliche, freundschaftliche Stimmen: Nur schweigen! Nur ja mit Reden nicht reizen! Nur ja sich auf nichts anderes berufen, als dringendstenfalls auf die „politische Utilität", auf das „Staatsinteresse". Ums Himmels willen nicht gar die „Rechtsfrage" wie einen „Feuerbrand inmitten des Zündstoffs des blinden und übermüthigen Fanatismus, welcher zur Zeit hoch und niedrig beherrscht, schleudern". Nur schweigen.

Wahrhaft classisch ist folgende Charakteristik der slawischen, besonders der russischen Eigenart, (S. 102):

> Wer die Stimmführer der Slawen befragt, vernimmt, wo die Stimme des Uebermuths schweigt, nur Jammer und Klagen.

Wenn slawische Stämme ihren Geist nicht so entfaltet, ihre Cultur nicht so entwickelt, ihre Kirche nicht so weit ausgebreitet haben, als ihnen erwünscht wäre: immer sind die Umstände daran schuld, oder fremde Stämme haben es zu verantworten; bald die Türken, bald die Deutschen; bald hat es der Papst auf seinem Gewissen. Vollends von allen Seiten angefallen und bedrückt, hat das riesige Volk der Russen sein kümmerliches Dasein gefristet; von Osten haben es die Mongolen geplagt; von Süden Tataren und Türken, von Westen die Polen, die Schweden, die Deutschen. So lange das her sein mag: der Instinct lehrt: es gibt keinen Weg zur Freiheit und zur Cultur, als mitten durch die Revanche, und keinen würdigern Gebrauch der wiedergewonnenen Eigenbewegung, als nun die Mongolen und Türken zu plagen, die Polen, die Schweden, die Deutschen gründlichst wieder zu drücken. Nur so kommt die Nation zum Bewußtsein ihrer selbst. Auch in diesem Amte verleugnet sich die urslawische Passion nicht, sich leidend zu fühlen und für angegriffen zu halten. Die Uebermacht darf noch so erdrückend sein, die Zerstörungswuth mag die letzten Schranken niederreißen: auch die wildeste Laune behält die hysterische Miene gekränkter Unschuld. Das ist der Instinct der Rasse: ein großes Volk wüthet und weint dabei über sein unverdientes Los. Da ist mehr als Tiberius.

Zwei russische Entgegnungen auf Schirren's epochemachendes Werk sind uns durch Uebertragung ins Deutsche zugänglich gemacht worden. Die eine ist von dem bekannten Panslawisten Professor **Pogodin** in Moskau (Nr. 5) — ein sehr schwaches Machwerk. Der gute Moskowiter scheint, gleich Jakob II. von England, anzunehmen, daß Wiederholen einer widerlegten Behauptung dieselbe beweisen heißt: er thut nichts, als daß er Stellen aus Samarin's Schrift wieder abdruckt und dann hinzufügt: sein Gesinnungsgenosse habe dennoch recht, denn die frühern russischen Beamten und rechtgläubigen Bischöfe in Riga hätten es ihm gesagt. Um seinen russischen Lesern zu zeigen, ein wie böser Mann Schirren sei, führt er ferner eine Anzahl der stärksten Zornesausbrüche der „Livländischen Antwort" auf, und setzt dazwischen nur einige Ausrufungen, durch welche die Leser zum Haß gegen die Deutschen der baltischen Herzogthümer gehetzt werden. Die eingeflochtenen Bemerkungen zeugen von einer leidlichen Unwissenheit des moskauer Professors der Geschichte, wenn er z. B. durch Tilly Nürnberg zerstören läßt. Nicht übergangen soll es werden, daß in der uns vorliegenden Uebersetzung ein Ausspruch der Urschrift des biedern Gelehrten unserer Kenntnißnahme entzogen ist, den wir nicht entbehren wollen. Nach den neuesten „Livländischen Beiträgen" (I, 3) sagt Pogodin nämlich von Schirren: er habe die „Livländische Antwort" geschrieben „trunken vom Genusse eines Gemisches von Tinte und dem Geifer eines — tollen Hundes!"

Eine andere Antwort von russischer Seite hat uns W. von Bock in den „Livländischen Beiträgen" (I, 2) übersetzt; sie führt den Titel: „Antwort auf die Livländische Antwort Schirren's." Die russische Urschrift ist als Broschüre anonym in Dresden erschienen. Der Verfasser stellt sich als Unparteiischer zwischen die Balten und ihre moskowitischen Gegner, namentlich Samarin; er theilt nach beiden Seiten scharfe Hiebe aus. Indem er das rechtsverachtende Verfahren und Andrängen der letztern und der russischen Regierung keineswegs billigt, behauptet er dennoch: die Balten hätten sich ihre Bedrängniß selbst zuzuschreiben, indem sie stets mit rückhaltlosem Eifer dem Despotismus des Zaren gedient und das russische Volk unter dem Joche zu halten beigetragen hätten (S. 112):

> So oft uns die Lust ankam, jemand zu würgen, dann wart ihr Deutsche immer bei der Hand und halft uns herzhaft, in Kleinrußland, im Kaukasus, in Sibirien, in Polen, selbst in Oesterreich, von Rußland gar nicht einmal zu reden. Jetzt, Dienst um Dienst — wollen wir euch helfen — euch selbst zu erwürgen. Mit wem haben euere Großväter und Urgroßväter accordirt? Mit der unbegrenzten Gewalt, mit der Willkür, deshalb haben euere Privilegien keinerlei Kraft. Wir rathen euch, das werthlose Papier zu verbrennen, denn das Selbstherrscherthum schafft alte Gesetze ab und gibt neue immer nur nach eigener Eingebung. Wenn ihr so einfache Dinge nicht begreift, so gereicht das euerer Aufklärung, auf die ihr so stolz seid, nicht zur Ehre.

Wollten die Balten dem russischen Volke gegenüber im Rechte sein, dann sollten sie sich vom Despotismus abwenden und jenen helfen sich zu befreien. „Die Liebe zur staatlichen und kirchlichen Freiheit sei den Russen immer theuer gewesen." Das freie russische Volk werde den Balten die nöthigen Sonderrechte gern bewilligen. In diesem Versprechen liegt einer der vielen innern Widersprüche der Broschüre; denn vorher hat der Verfasser mit großer Bitterkeit gegen die „Privilegien" der Balten geeifert, indem er sie als Standesprivilegien behandelt, da sie doch nichts anderes als Landesprivilegien sind, und hier verspricht er ihnen wiederum gerade solche Landesprivilegien vom russischen Volke. „Die Balten", sagt von Bock, „vermögen nicht einzusehen, wozu sie mit ihren nöthigen Sonderinteressen sich freiwillig sollten in Pause setzen, wenn es wirklich wahr wäre, daß man ihnen dieselben nach der Pause wiedergeben will." Wenn wir ferner davon absehen, daß kein Europäer, also auch kein Balte, begreifen wird, worin sich die „Liebe" der Russen zur „Freiheit" erwiesen hat, und daß es demnach auch den Balten unbegreiflich sein muß, auf welche Weise sie dem russischen Freiheitsdrange zu Hülfe kommen können, so spricht der Verfasser ihnen selbst auch noch jede Befähigung, sich in die russische Eigenart zu finden, ab.

Eine höchst sonderbare Vorstellung muß der Verfasser auch von der „Wissenschaft" haben, die bei den Russen „besondere Principien" habe, welche „wenig bekannt" seien. Wir meinen, daß eine Wissenschaft, welche nur Einem Volke begreiflich und zugänglich ist, weil sie auf „besonderen Principien" beruht, keine Wissenschaft ist; denn es gibt nicht nach der Nationalität verschiedene, sondern nur Ein allgemeines und gleiches Denkvermögen aller Menschen, also auch nur Eine Wissenschaft.

In demselben dresdener Verlage und wahrscheinlich von demselben Verfasser, wie die „Antwort" auf Schirren's „Antwort" erschienen, ist auch eine Flugschrift in russischer Sprache herausgekommen unter dem Titel: „Ende der deutschen Herrschaft." In dem neuesten Hefte der „Livländischen Beiträge" (Bd. 1, Hft. 3) gibt uns W. von Bock auch davon eine deutsche Uebersetzung. Es zeigt sich in diesem Aufsatz noch mehr als in dem ersten ein ehrlicher, offener, patriotischer, aber unklarer Charakter. Die Deutschen Rußlands werden darin überwiegend in Schutz genommen, wenn auch andererseits mit vielen und keineswegs immer gerechtfertigten Vorwürfen überhäuft. Namentlich wird niemand anders als ihnen das Unter-

liegen Rußlands im Krimkriege zur Last gelegt. Der ungenannte Verfasser sagt von den Deutschen in der Zeit vor dem Falle von Sebastopol:

Die Russen galten ihnen nichts; sie blickten auf das russische Volk, wie auf ein gedankenloses Werkzeug, von der Vorsehung verliehen — nicht zur Ausbreitung der großen Ideen der abendländischen Civilisation, nein, alle Propaganda hatten sie längst aufgegeben, sondern als ein Werkzeug zur Erlangung von Reichthümern, Aemtern und Staatswürden u. s. w. . . . Die Deutschen haben uns bezaubert durch den Glanz ihrer Knöpfe, durch das Ebenmaß in ihren Bewegungen; die von ihnen in Gang gebrachte Staatsmaschine ging richtig, und versetzte alle unsere europäischen Nachbarn in Schrecken, welche vor dem nordischen Koloß erzitterten und sich ohne Widerstand vor ihm verneigten.

Der Autor mag wol recht haben, daß die Nikolai'schen Deutschen zu viel auf die Form, das Aeußere gesehen und in die Staatsmaschine zu wenig Geist gebracht haben. Die Aufgabe war aber eine äußerst schwierige, diesen geistigen Inhalt zu beschaffen; denn der ganze Geist, der damals in Rußland vorhanden war, steckte eben in den dorthin versprengten Deutschen, und es ist noch heute kaum anders. Es ist kaum eine Frage, ob es bei Sebastopol besser gegangen wäre, wenn sie alles in Unordnung, Unsauberkeit und Rauheit gelassen hätten. Die Einführung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen hält der Verfasser aus dem Grunde für unmöglich, weil es keine russischen Sprachlehrer gebe. Er schlägt vor, die Balten auf eine andere Weise als durch Gewalt für Rußland zu gewinnen; indem er behauptet, daß „Duldsamkeit" und „Billigkeit" der hervorstechendste Charakterzug der Russen sei, empfiehlt er dieselbe gegen die abhängigen Völker anzuwenden. Auf das Russischsprechen ist es auch von ihm abgesehen. Nun, wir haben dagegen auch nichts einzuwenden, wenn zur Erreichung dieses Ziels keine andern Mittel angewendet werden, als „Duldsamkeit und Billigkeit"; wir sehen aber noch nicht die leiseste Spur zu einer Wendung auf diese Bahn.

In demselben dritten Heft der „Livländischen Beiträge" berichtet der Herausgeber auch von einer Stockung in der Russificirung der Ostseeprovinzen:

Nicht daß wir ein offenes, ehrliches Aufgeben beider verderblichen Plane zu melden in der Lage wären, d. h. Verzicht auf Einführung der russischen, als der Unterrichtssprache in deutschen Schulen, Beschränkung des obligatorischen russischen Sprachunterrichts auf das vom örtlichen Bedürfnisse wirklich erforderte und mit den Anforderungen der wichtigern Unterrichtsgegenstände gar wohl verträgliche, sehr bescheidene Maß, und thatsächliche Anerkennung des unzweifelhaften Rechts der Provinzen, von octroyirten, nicht ihrem eigenen Rechtsleben entsprossenen Justizreform-Schablonen verschont zu bleiben, vielmehr ihre eigenen, sehr umfassenden und „dem Gouvernement" schon vor länger als fünf Jahren „präsentirten" Justizreform-Projecte, ohne alle krankhafte Centralisationstendenz berücksichtigt zu sehen; o nein, so weit sind wir noch lange nicht! Aber das Russificationstreiben ist in ein gewisses, verlegenheitvolles Stocken gerathen. Im Stadium der Ausführung erst scheint man eine dunkle Ahnung von allen Schwierigkeiten und Gefahren alles dessen gewonnen zu haben, was anfänglich, in dem wohlfeilern und süßern Stadium der Erfindung oder Conception, mit so viel officiellem und officiösem Lärm, mit so viel Verachtung alles bestehenden Rechts, mit so viel Geringschätzung jeder bescheidensten und loyalsten, aus den Provinzen selbst hervorgegangenen Opposition, oder auch nur Warnung in Angriff war genommen worden, um die baltischen Landesrechte vor dem Instincte der Rasse verschwinden zu machen. So versäumt die moskauer Zeitung neuerdings keine Gelegenheit, mit tiefer Entmuthigung und Verstimmung zu bekennen, daß die Russification der baltischen Schule nicht von der Stelle rückt. Bald klagt sie, daß man dabei stehen geblieben sei, neben den deutschen Gymnasien russische zu errichten, bald wieder, daß in die Landvolkschule immer noch nicht die russische Sprache eingeführt sei. Nur ist ihre Erklärung eine falsche: nicht an der Lauheit des Russificationseifers liegt es, sondern einfach an der Wahrheit des Spruchs: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!"

Unter dem 4. Januar 1870 klagt dasselbe Blatt:

In der für Rußland künstlich geschaffenen sogenannten baltischen Frage ist im Laufe des verwichenen Jahres keine Veränderung vorgegangen, d. h. sie hat in antirussischer Richtung Fortschritte gemacht. Nach wie vor, unter der Einwirkung der örtlichen ständischen Mächte, jedoch auch der mittlern und höhern Kronunterrichtsanstalten, führt die ungeheuere Mehrzahl der Bevölkerung, ungeachtet ihres Zugs zu Rußland hin und ihres Verlangens nach russischer Sprache, fort, unwillkürlich sich zu germanisiren und wird zu dem benachbarten Deutschland hingezogen.

Ehe wir uns von **Woldemar von Bock**, diesem überaus thätigen und fruchtbaren Vertreter der baltischen Herzogthümer verabschieden, haben wir noch einer einschlagenden Schrift von ihm zu erwähnen. „Der deutsch-russische Conflict an der Ostsee" (Nr. 6) enthält im wesentlichen zwei Vorträge von Bock's, welche er in Quedlinburg in dem dortigen wissenschaftlichen Verein gehalten hat. Der eine behandelt „Die ersten Begegnungen der Deutschen mit den Russen in Livland", und betrifft den Krieg, welchen der Heermeister Walter von Plettenberg im Anfange des 16. Jahrhunderts mit Iwan I. von Moskau, dem Großvater Iwan's II., des Schrecklichen, geführt, und in welchem er in der Schlacht bei Pleskau eine der glänzendsten Waffenthaten der Geschichte vollbracht hat. Bemerkenswerth ist das Urtheil des Biographen Plettenberg's, des Freiherrn Schoulz von Ascheraden, aus dem vorigen Jahrhundert über diesen Helden; es lautet nach von Bock folgendermaßen:

Man hat durchgängig diesem Regenten den Beinamen des Großen zuerkannt; ja einige haben ihn gar Alexander dem Großen und Julius Cäsar zur Seite gestellt. Ich selbst, von dem allgemeinen Vorurtheile eingenommen, hatte mir vorgesetzt, durch die Beschreibung seiner Regierung meinem kleinen Versuche einen Relief zu geben. Ich habe daher alles, was von ihm gesagt worden, mit vielem Fleiße zusammengesucht, und mehr als einmal überlesen, muß aber dennoch gestehen, daß ich zu meiner Bestürzung diejenige Größe nicht gefunden, die ich mir eingebildet hatte. Ein jeder wird hierüber selbst urtheilen können, wenn er das von mir entworfene Bild seiner Regierung, darin gewiß kein einziger vortheilhafter Zug übergangen ist, ansieht. Hatte er sich anfangs durch die erfochtenen zwei Siege als ein kunstverständiger Kriegsheld signalisirt, so ellipsirte doch wiederum der große General ganz und gar, sowol in dem geschlossenen nachtheiligen Frieden, als auch in den nachher vernachlässigten Vertheidigungsanstalten. Was er zur Verbesserung der innern Staatsverfassung gethan, besteht in den von mir angeführten drei Verordnungen. Im übrigen lebte er mit den Bischöfen in Frieden. Das war rühmlich, aber noch lange nicht groß. Woher ist denn der große Ruf entstanden? Erst wurde die Welt durch das dunkle Gerücht von seinen Siegen frappirt. In der That war es, wenn man den Vortheil des groben Geschützes nicht in Betracht zieht, recht erstaunlich, daß eine Hand voll Volks die ganze und in mehr als 100000 Mann bestehende Kriegsmacht eines großen Reichs aufs Haupt geschlagen hatte. Daß aber dieser erste Ruf auch nachher in der umständlichen Geschichte soutenirt worden, daran

mag wol folgender Umstand schuld sein. Walter begünstigte die Einführung der lutherischen Religion. Die livländischen Chronikenschreiber Rüssow und Kelch, beide Prediger, hielten es also für eine Pflicht ihres Berufs, ihn dafür bis in den Himmel zu erheben. Sie schrien: der Große! und die Welt schallte wieder: der Große! Ich glaube aber, daß sein Ruhm am richtigsten appreciret sein wird, wenn man sagt: Er war ein tapferer General und ein frommer Regent. Viel! in den damaligen Zeiten, aber lange nicht genug!

Der andere Vortrag von Bock's enthält eine Vergleichung der livländischen und der russischen Landgemeinde. Die Grundlage der Verschiedenheiten in beiden findet auch von Bock in dem persönlichen Grundbesitz — sei es Eigenthum oder Pachtung in jenen und in dem Gemeindebesitz von diesen. Schon der Freiherr von Harthausen hat vielfach darauf hingewiesen, daß aus dem Gemeindebesitz, die dem russischen Bauern eigenthümliche Abneigung und Geringschätzung des Ackerbaues herzuleiten ist. Damit zusammen hänge auch die verächtliche Nebenbedeutung des Wortes Smerd, Ackerbauer. Der russische Bauer treibt den Ackerbau nur aus Noth, ergreift daher jeden andern Lebensberuf lieber als diesen, und zwar den am wenigsten seßhaften am liebsten, nebenbei ist er zu allen andern Handarbeiten aufgelegt und geschickt, wenn auch nur oberflächlich. Der beliebteste Beruf ist ihm der Schacher. Der livländische Bauer dagegen, d. h. der Gesindepächter und der Lostreiber, d. h. dessen Afterpachter von Landparcellen, liebt seinen Acker und seine Wiese, und betrachtet es als ein Unglück, von der ererbten Scholle weichen zu müssen; er ist ein eifriger Landwirth und läßt es sich angelegen sein, seine Bodenerträge zu steigern. Von seiner unvergleichlich höhern Gesittung und Bildung den russischen Standesgenossen gegenüber haben wir schon mehrfach gesprochen. Einen ähnlichen Unterschied wie zwischen den Bauern findet von Bock auch zwischen dem Adel Rußlands und Livlands, überhaupt der Ostseeprovinzen.

Edwart Kattner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseliteratur.

Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn. Von Franz Maurer. Berlin, C. Heymann. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser einer Uebersetzung der Reiseerinnerungen des schwedischen Dichters Atterbom, welche sich in zierlichen Formen an das maßvolle Original anschmiegte, beschreibt hier in gröbern Umrissen eine Reise, die er selbst mehr oder weniger im Dienste der Publicistik gemacht hat. Jene Uebersetzung führte uns in die Länder Europas, welche sich am meisten durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet haben. Durch dies Originalwerk werden wir mit Völkern näher bekannt, welche weder durch ihre gegenwärtige Culturstufe, noch durch staunenswerthe Reste einer großen Vergangenheit die Reisenden anzulocken pflegen. Atterbom's Reise nach Dresden und Italien steht in einem ziemlich schroffen Gegensatze zu Maurer's Reise in Landschaften, deren politische Geltung noch von der größern oder geringern Energie abhängen wird, die ihre den Künsten und den Wissenschaften noch immer nur wenig zugewandten Bewohner zu entwickeln im Stande sein werden.

Es lag unter diesen Umständen dem Verfasser der obenangeführten Schrift ganz fern, eine Reisebeschreibung zu liefern, welche etwa selbst den Eindruck eines Kunstwerks machen könnte. Mit dem, was er in dieser Beziehung (stolz darauf, daß von seinem Buche wenig oder nichts vorher in Zeitschriften veröffentlicht ist) über Touristenfeuilletons einfließen läßt, sagt er manches Wahre, verschüttet aber doch beinahe schon das Kindlein mit dem Bade. Es ist gewiß: von den größern oder geringern Naturschönheiten einer Gegend oder den Kunstschönheiten einer Stadt wird nur eine selbst den Gesetzen der Aesthetik untergeordnete Darstellung uns ein treues Bild geben können, also ein Buch, das zur Veröffentlichung in Feuilletons wol geeignet ist. Das Reisehandbuch freilich, welches uns sagt, wie wir am besten an einen Ort gelangen und wie wir einen kurzen Aufenthalt an demselben einzurichten haben, dient nur dem alltäglichen Bedürfniß. Es hat keineswegs die Aufgabe, uns durch Schilderungen einen Antheil an den poetischen Genüssen zu verschaffen, die es verzeichnet. Zwischen den statistischen Nachweisungen der Reisehandbücher und zwischen den ästhetischen Schilderungen der Feuilletonreisen liegen jedoch noch die Beschreibungen der literarischen Pfadfinder, welche, wenn ihnen auch die eigentlichen Entdecker längst vorausgegangen sind, noch eine Menge neuer Notizen aus den weniger bekannten Ländern und Landschaften nachzuholen haben. Auf der andern Seite aber pflegen solche Beschreibungen noch viel zu unvollständig zu sein, um nur als Grundlage für ein systematisches Reisehandbuch zu dienen oder gar ein solches zu ersetzen. Das Reisehandbuch erzielt Vollständigkeit, kann dieselbe aber blos durch seine wesentlich nur tabellarische Form erreichen. Mit dem Charakter der Reisebücher jener dritten Art läßt sich die Vollständigkeit nicht vereinigen. Ihre Form ist weder statistisch noch poetisch, sondern in der Regel die Form der breitern philosophischen Entwickelung, welche ihre Principien immer nur an einzelnen Beispielen darlegt.

Zu den Büchern dieser dritten Art rechnen wir das vorliegende Reisewerk von Franz Maurer. Es bietet fast nur die eigenen Erfahrungen seines Verfassers dar. Denn wenn derselbe auch tüchtige ethnographische und linguistische Vorstudien zu seiner Reise gemacht hat, so muß ihm diese doch eben dazu dienen, die Resultate seiner häuslichen Studien zu prüfen und zu ergänzen.

Franz Maurer nennt sich einen „Niederunger“, nicht etwa von Niederungarn, sondern von der norddeutschen Niederung. Er ist zu Klein-Dedeleben an der preußisch-braunschweigischen Grenze geboren und lebt jetzt in Berlin. Er scheint ansehnliche Reisen in Nordwesteuropa gemacht zu haben. Einer gewissen Wärme in dem vorliegenden Buche aber merkt man es immerhin an, daß er in ihm seine erste größere Reise in südlicher Richtung erzählt.

Der Verfasser beschreibt zunächst die Reise über Dres-

den, Prag, Wien, Marburg und Steinbrück. Der folgende Abschnitt handelt über Kroatien und die Militärgrenze. Uns hat in demselben besonders interessirt, was er über die Trachten der Kroaten sagt. Nicht minder, daß die Kroatoserben ihren Kindern vorsprechen, ihre neugeborenen Geschwister seien von der Zigeunerin gekauft. Freilich ist diese Auffassung wol nicht damit zu vergleichen, daß jetzt in den Städten Deutschlands der Klapperstorch die Kinder bringt. Man muß dabei eher an die ältere und auf dem platten Lande in Deutschland gewöhnlichere Auffassung denken, wonach die Kinder bis zu ihrer Geburt in einem Kinderbrunnen oder Dorfteiche bei der Wasserfrau sitzen. Zur Zeit ihrer Geburt werden sie von der Hebamme aus dem Teiche geholt. Diese deutsche Bauernsage ist namentlich in physiologischer Hinsicht viel interessanter, als die vom Klapperstorch oder von der Zigeunerin.

Die Haltung der Grenzersoldaten erklärt der Verfasser in diesem Abschnitte für vortrefflich. Bei der Einübung sollen sie sich seiner Darstellung nach als sehr geschickt zeigen.

Der nächste Abschnitt handelt von Bosnien. Außer einer gewissen Wichtigkeit dieses Landes, welches ja auch in Maurer's Buche als Ziel dasteht, verpflichtet uns eigentlich eine gerade zu diesem Abschnitte angefertigte Routenkarte von Kiepert zu längerm Verweilen bei diesem Kapitel. Allein, durch eigene Reisen oder anderweitige Lektüre über Bosnien nicht näher informirt, bitten wir um Entschuldigung, wenn wir uns zum nähern Eingehen auf das Hauptkapitel zu schwach fühlen und auch dasjenige Kapitel übergehen, welches sich unmittelbar daranschließt. Dagegen möge es uns erlaubt sein, an den Schluß der Anzeige von Maurer's trefflichem Buche, die Rückreise durch Ungarn, nach einer nähern Kenntniß von Ungarn durch eigene Reisen und verwandtschaftliche Beziehungen einige Bemerkungen anzuknüpfen.

Franz Maurer erzählt uns, daß Räuber in Ketten zum Mitfahren auf das Schiff gebracht seien, auf dem er donauaufwärts fuhr. Von den ungarischen Bauern, die sich auf dem Schiff befanden, wurden sie „bewundert". Da gewährt dann freilich auch die Schilderung der jetzt mehr als früher allgemein gewordenen ungarischen Volkstracht (des vielgefalteten kurzen Hemdes, der noch mehr gefalteten Beinkleider, der Stiefeln mit hohen Schäften und des bekannten ungarischen Hutes) dem Freunde des Volkslebens keine rechte Befriedigung mehr. Und doch — wie hat uns diese bis in die vierziger Jahre des Säculums hinein in Karl Beck's „Fahrendem Poeten", auch wol in dessen „Janko", und bei Nikolaus Lenau entzückt! Erst gegen das Ende der vierziger Jahre gab man der verständigen Erwägung Raum, daß auch die Deutschungarn, denen die Magyaren in Ungarn so vieles verdanken, gewiß einiges Interesse verdienen. Die Deutschungarn, geführt von einem hochbegabten Belletristen, entfalteten damals auch eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Regsamkeit. Ihre Agitation blieb jedoch immer eine literarische, während es einer politischen Agitation für das deutsche Element in hohem Grade bedurft hätte. Von den siebenbürger Sachsen sehen wir hier ab. Aber sogar diese Sachsen schlossen sich fast stets an Oesterreich an. Da die Agitation ihren Sitz in Presburg hatte, so waren ihre Vertreter den Wienern stammverwandt, was bekanntlich bei den tiefer in Ungarn wohnenden deutschen Berg- und Hüttenleuten keineswegs der Fall ist. Während nun die Führer der Deutschen in Ungarn ihre Stütze nur in Oesterreich suchten, fanden die Magyaren selbst ihre Stütze in Norddeutschland. Deshalb erlangten die Magyaren durch das Jahr 1866 eine Unabhängigkeit von Oesterreich, welche sie früher durch die Revolution vergeblich erstrebt hatten. Seitdem vermag Oesterreich dem deutschen Element in Ungarn noch weniger Schutz zu gewähren als früher. Ein engerer Anschluß der meisten Deutschungarn, welche nicht blos für Goethe schwärmen, sondern auch in politischer Hinsicht echt deutsch gesinnt sind, an die Magyaren war daher vor und nach 1866 natürlich. In diesem Augenblick ist die Gefahr einer immer mehr wachsenden Magyarisirung und eines allmählichen vollständigen Verschwindens des deutschen Elements in Ungarn nicht zu verkennen.

Wie sehr wir es auch bedauern, daß die Deutschen in Ungarn zu ihrem größten Nachtheil für Preußen im allgemeinen nicht einmal ebenso große Sympathien gehegt haben als die Magyaren: so ist doch eben jetzt das Verhalten der Norddeutschen gegen die deutsch-ungarischen Brüder von der größten Wichtigkeit, um denselben eine möglichst ehrenvolle Stellung unter den Magyaren zu bereiten. Möchten daher Publicisten, welche Ungarn bereisen, ja nicht versäumen, sorgfältig über das dortige deutsche Element zu berichten! Ehe die Norddeutschen für die Deutschungarn sich interessiren können, müssen sie erst wieder ausführlicher über deren jetzige Verhältnisse belehrt werden. Hier hätte gerade für Franz Maurer eine schöne Aufgabe gelegen.

Heinrich Pröhle.

Vom Büchertisch.

1. Die Regeneration der deutschen Studentenschaft. Vom Verfasser der Broschüre: „Die deutsche Studentenschaft; eine akademische Zeitstudie." Würzburg, Stuber. 1869. 8. 7 Ngr.

Den verständigen und zur Sache redenden Ton seiner ersten Broschüre hat der Verfasser vorliegenden Schriftchens auch wieder durchweg gewahrt. Er geht, ohne zu weit nach rechts oder links abzuschweifen, den Uebelständen des studentischen Corporationswesens zu Leibe, ohne sich in blos negirender Polemik zu verlieren. Im Gegentheil, es muß uns, die wir bei der Besprechung der „deutschen Studentenschaft" die Aeußerung nicht unterdrücken konnten: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaten sehn", freudig überraschen, daß der Autor im zweiten Abschnitt seiner Broschüre ganz entschieden, mit der Aufnahme unsers Citats als Motto, zu positiven Organisationsvorschlägen kommt. Er schlägt einen allgemeinen Studentencongreß zur Regelung der gegenwärtigen Parteiverhältnisse vor, der die drei Cardinalpunkte: „Geselligkeit, Wissenschaft, Politik", zu

debattiren hätte. Oder vielmehr, blieben nach strengerer Sonderung als Discussionsgegenstände übrig: „Wissenschaft", „Regelung der Ehrenstreitigkeiten", „Betheiligung in akademischen Angelegenheiten." Bei der Realisirung des zweiten Punktes wird — so fürchten wir, ohne zu pessimistisch zu sein —, falls ein solcher Congreß zu Stande käme, die alte deutsche Uneinigkeit wieder zu Tage kommen. Denn die vorgeschlagene Ehrenjury, die aus Delegirten der gesammten Studentenschaft zusammenzusetzen wäre, würde sicher am Widerstand des SC. scheitern. Und wenn dann auch schließlich, wie der Verfasser S. 40 meint, sich der SC. von einer Betheiligung an dieser Institution ausschließt und allein die andern Parteien ihre Maßregeln in der Duellfrage treffen sollen, so ist damit eben noch keine Einigung und in der Duellfrage keine einheitliche Anschauung über die Satisfaction, diesen Brennpunkt aller studentischen Fragen, geschaffen. Sollte indeß einmal ein solcher Congreß zusammenkommen, so wären immerhin die sehr zweckmäßigen Vorschläge, die der Verfasser auf den letzten Seiten seiner Broschüre gibt, zu acceptiren. Nur wird der sonst so kaltblütige und sicherblickende Autor sich wol nicht mit verderblichem Optimismus verhehlt haben, daß nirgends Reformvorschläge auf so steinigen Boden fallen, wie in demjenigen Theil der deutschen Studentenschaft, welchem der Paukboden und die Kneipe noch immer der unerschütterliche Rechtsboden bleibt.

2. Gottesidee und Cultus bei den alten Preußen. Ein Beitrag zur vergleichenden Sprachforschung. Berlin, Peiser. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Während die bisherigen Bearbeiter der altpreußischen Götterlehre sich fast ausschließlich darauf beschränkten, die Nachrichten der Chronisten zusammenzustellen oder über die in der Form crassen Aberglaubens erhaltenen Reste des Volksglaubens zu referiren, schlägt der Verfasser des genannten Werks einen entgegengesetzten Weg ein. Er geht von der Ansicht aus, daß jene, von den mönchischen Chronisten gebrachten Nachrichten zum Theil auf unverstandenen Wahrnehmungen beruhen und daß auch die Volksüberlieferungen nur ein Zerrbild geben, welches keineswegs die ursprüngliche Religionsidee der altpreußischen Vorzeit darzustellen vermag. Um diese Idee in ihrer Reinheit zu ermitteln, hat der Autor den Weg der vergleichenden Sprachforschung eingeschlagen und gelangt so zu durchaus neuen Resultaten. Sich an die Forschungen Bréal's, Grimm's, W. Müller's, Preller's anlehnend, unterzieht er Mythus und Cultus der alten Pruzen einer eingehenden Untersuchung. Er weist sehr geschickt nach, wie die religiösen Begriffe und Vorstellungen des Volks mit denen der Inder und Griechen zusammenhängen, und kommt so auf die allgemeine Quelle arischer Mythologie zurück. Auch die Cultusgebräuche werden genauester Erörterung unterzogen und manche Aehnlichkeit mit griechischen Gebräuchen nachgewiesen. Sehr interessant ist das neue Licht, das die vorliegende Untersuchung auf die vagirenden Sänger der Pruzen wirft. Von der bürgerlichen und hierarchischen Organisation entfaltet der Verfasser ein anschauliches Bild; überhaupt erscheinen die religiösen, wie die staatlichen Institutionen des merkwürdigen Volks in einer von der bisherigen Auffassung abweichenden Darstellung, durch welche in vielen Punkten die Vorstellungen berichtigt werden, welche seither auf diesem Gebiet Geltung hatten.

3. Oesterreichs jüngste Krisis. Eine Märzbetrachtung von Ernst ***. Leipzig, Lißner. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine Märzbetrachtung! Da wir dieses niederschreiben, stehen wir erst im April und schon hat sich die wiener Hofburg wieder für ein ganz anderes Cabinet entschieden, als das von Ernst *** verherrlichte! In Oesterreich jagen sich die Ministerien wie die Kinder beim Blindekuhspiel; der Verfasser dieser Broschüre begrüßt freudig das Ministerium Hasner mit allen Hoffnungen auf eine gesunde Zukunft Deutsch-Oesterreichs, und nun ist die Nachricht von dem neuen Ausgleichsministerium Potocki schon wieder eine alte Gegenwart. Ja sie wird vielleicht beim Abdruck dieser Zeilen schon eine Vergangenheit sein und das neueste wird das neue Cabinet verdrängt haben! Schade um die sorgsame Auseinandersetzung der österreichischen Verhältnisse, um die sachgemäße Entwickelung der jüngsten Situationen, um die warme Theilnahme an dem gehofften freiheitlichen Aufschwung des Donaureichs, schade um diese, den anonymen Verfasser auszeichnenden Eigenschaften, da sein Buch doch ein in vieler Hinsicht vergebliches ist.

4. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1870. Begründet von Ludwig Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von G. Ludwig. Neunzehnter Jahrgang. Mit 2 Abbildungen. Bern, Haller. 1870. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Der jetzige Herausgeber des „Taschenbuchs", Pfarrer Ludwig, hat es an mannichfaltigen Beiträgen fesselnder Art nicht fehlen lassen. Besonders werthvoll sind die Memoiren des Generals Hahn über seine Betheiligung am griechischen Freiheitskampfe von 1825—28. „Das Hexenwesen im Canton Bern" ist eine sorgfältige archivalische Studie; ebenso zeichnet sich Hagen's Mittheilung eines „Stammbuchs aus dem Ende des 16. Jahrhunderts" durch große Wichtigkeit für die Sittengeschichte der Schweiz aus. Dasselbe Lob verdient ein Aufsatz über „Die Gesellschaft zu Möhren", den man einen Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens nennen kann. Die Wälder der Stadt Bern erfahren auf S. 240 fg. eine eingehende Beschreibung; selbst das dramatische Element ist nicht vergessen; wir meinen den dreiactigen dramatischen Versuch: „Die Limmatschäfer", von Alfred Hartmann, dem, um die Grenzen des Versuchs zu überschreiten, zwar nicht der inhaltreiche Dialog, wol aber die Handlung fehlt.

5. Meine Religion in ihren Grundzügen. Gewidmet allen denen, welche im alten Schriftglauben keine genügende Befriedigung mehr finden, welche aber auch der neuen Lehre des Unglaubens nicht zu huldigen vermögen. Von A. Heinsius. Verbesserte und zum Theil umgearbeitete zweite Auflage. Koburg, Sendelbach. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" würde L. Büchner ausgerufen haben, wenn er nach Daumer's Polemik gegen ihn die Heinsius-Religion zu Gesicht bekommen hätte! Dem Büchlein vorgedruckt ist eine lobende Anerkennung desselben vom vielberufenen Verfasser von „Kraft und Stoff". Daumer hingegen würde sich über Heinsius nicht ärgern, er würde lachen. Nachdem Daumer in seinen „Charakteristiken und Kritiken" mit anerkennenswerther Ausführlichkeit die Beweise neuerer Naturforscher für die Nichtidentität des Gehirns und der Seele

beigebracht hat, erzählt uns Heinsius mit gläubigem Gemüth die materialistische Fabel von dem Sitz der Seele im Gehirn. Erst auf S. 58 u. fg. entpuppt sich die Religion Heinsius' aus einer negativischen Hülle als positiver Pantheismus, der nur durch eine stark anthropocentrische Beimischung ins Theistische hinüberspielen dürfte. Da das Büchlein menschlich und vernünftig stilisirt ist und sich von theologischer Ueberschwenglichkeit wie von philosophischer Confusion fern hält, so dürfte es sicher auf einen denkenden Leserkreis rechnen können.

6. Schriftlehre und Naturwissenschaft. Neun Vorlesungen im Winter 1868 gehalten von A. Stüler. Mit zehn Illustrationen. Berlin, Nicolai. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn man die Behandlung, die Stüler, Pastor zu St.-Johannis in Neustadt-Eberswalde, seinem Stoffe angedeihen läßt, eine wohlthuende nennt, so thut man dem ernst und redlich gemeinten Buche nicht zu viel. Der Standpunkt, die Schriftlehre mit den Resultaten neuerer Wissenschaft zu versöhnen, ohne doch dem Wissen gegenüber den Glauben Terrain verlieren zu lassen, ist bei der Lebensstellung des Autors ein begreiflicher. In der That sind die Kenntnisse Stüler's in der exacten Wissenschaft so umfassend, daß er getrost eine Untersuchung des wissenschaftlichen Grundes biblischer Lehre beginnen kann, ohne zu fürchten, schon auf der zweiten Seite durch exacte Gegenbeweise seine Theorien bloßgestellt zu sehen. Der kosmologische Theil des Buchs zerfällt in die Erörterung der Schöpfungsgeschichte, wobei Lyell und Darwin mit Moses confrontirt werden und die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten im mosaischen Schöpfungsbericht näher hervorgehoben werden. Der zweite, anthropologische Theil des Werks beschäftigt sich mit der Urgeschichte des Menschengeschlechts, mit den Fragen nach dem Wesen des Geistes und den Consequenzen des Materialismus. Der schwächste Theil ist der apologetische Schluß, der von der feinen Detailuntersuchung der frühern Vorlesungen (das Buch ist aus Vorlesungen entstanden) auffallend abfällt und sich in einer sehr allgemein gehaltenen Bekämpfung des Materialismus und des Vorzugs des Wissens vor dem Glauben verliert. Nichtsdestoweniger nöthigt uns die vielseitige Bildung des theologischen Autors hohe Achtung ab, wenn wir auch nicht der Meinung sind, die das Motto des Autors ausspricht: „Wenn der Unglaube in einem Zeitalter das Uebergewicht gewinnt, geht dieses seinem Verderben entgegen", so müssen wir doch anerkennen, daß die vorliegende Schrift sich durchweg von der Gehässigkeit und den Schmähungen der Partei fernhält, die meist ein Zeichen des gänzlichen Unvermögens sind, die Quelle entgegengesetzter Lebensanschauung zu erkennen.

7. Ueber die sittliche Werthschätzung menschlicher Größe. Vortrag von Wilhelm Krämer. Gera, Strebel. 1870. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Gymnasiallehrer, zu denen der Autor wol zu rechnen ist, haben meist eine so erhabene Anschauung über sittliche Werthschätzung, daß die andern Sterblichen vor dem abstracten Pathos, der über jenes Thema in der Programmen- und Vortragsliteratur zu Tage gefördert wird, nur eine schaudernde Hochachtung empfinden können. Um so mehr sind wir dem Autor vorliegender Schrift zum Dank verpflichtet, daß er uns seine gewiß höchst achtungswerthen Theorien nicht in dem üblichen Quartformat, das meist für die sittliche Größe als nothwendig erachtet wird, sondern in bescheidenem Kleinoctav geschenkt hat. Wir bewundern das Geschick des Verfassers, der es verstanden hat, auf 29 Seiten gar nichts zu sagen; der noch auf dem Standpunkt des Verdammens oder Nichtverdammens weltgeschichtlicher Erscheinungen steht und in Betreff dessen wir der Geschichte nur wünschen können, daß sie nie von Krämer geschrieben werden möchte.

8. Die Lehren vom Zufall von Wilhelm Windelband. Berlin, Henschel. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch jüngere Verleger wagen doch noch den Verlag philosophischer Monographien. Das ist doch noch ein erfreuliches Zeichen von dem Idealismus der Zeit, der nicht nur dem schnöden Mammon nachgeht, wenn es auch immerhin zu der „Lehre vom Zufall" gehören dürfte, wenn ein nichtphilosophischer Leser sich das obengenannte Buch anschaffen sollte. Für den Nichtphilosophen von Fach wird aus der Windelband'schen Untersuchung wol zumeist der Umstand Interesse haben, daß die Statistik nach des Verfassers Angabe auch für die Philosophie von größtem Werthe ist. Von dem Zufälligen möchte dem Autor die aristotelische Bezeichnung des παρὰ φύσιν (neben der Natur her) Geschehens als keine unebene Definition gelten. Danach wäre der Zufall gleichsam ein Nebensprößling, den die Natur wie in überquellender Kraftfülle neben der organischen Entfaltung ihrer Zweckthätigkeit in blinder Causalnothwendigkeit hervortreibt; so wäre das Zufällige das, was die Natur in dem Reichthum ihrer Gestaltungskraft an dem Wege ihrer Thätigkeit nebenherstreut — Späne gleichsam, wie sie abfallen, wenn des Künstlers Hand aus dem an sich werthlosen Material die vollendete Gestalt seiner zweckthätigen, schöpferischen Phantasie bildet. Die Existenz des Zufälligen bleibt damit doch immer festgestellt, und um so mehr müssen wir uns der Meinung des Verfassers anschließen, daß alles wissenschaftliche, alles moralische, alles künstlerische Leben ein unermüdlicher und wenigstens an einzelnen Punkten stets siegreicher Kampf gegen die Zufälligkeit ist.

9. Ueber die Methode und die Grundlagen der Aristotelischen Ethik von R. Eucken. Berlin, Weidmann. 1870. Gr. 4. 12 Ngr.

Hier haben wir es mit einem jener obenerwähnten Programmwerke zu thun, die dem Bewußtsein des Verfassers gewöhnlich mehr wohlthun, als dem hinter einem angehäuften Büchertisch vergrabenen Schreiber dieser Zeilen. Indessen, wenn wir gewöhnt sind, jeder Abhandlung über den Weisen von Stagira den Nebentitel „Trendelenburg und kein Ende" geben zu können, so macht Eucken's Untersuchung eine löbliche Ausnahme. Der Autor, der nicht gerade Neues beibringt, hat sich mit großem Fleiß seiner Aufgabe unterzogen und so an Ausführlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig gelassen. Noch heute will der pietätvolle Autor das ethische Fundament des Aristoteles nicht verlassen wissen, wenngleich er nicht verkennt, daß zur Gewährung religiöser Voraussetzungen die immanente Teleologie des Aristoteles trotz ihrer eminenten

(immanent und eminent — ein philosophischer Calembourg!) Bedeutung für die Ethik nicht ausreicht.

10. Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie Börne's. Von Gustav Karpeles. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

Zu den mannichfachen eklektischen Sammlungen, welche die Verlagshandlung aus den Werken epochemachender Geister unter dem Namen „Lichtstrahlen" veranstaltet hat, tritt vorliegende Auswahl Börne'scher Aussprüche hinzu. Gerade Börne mit seinem aphoristischen reflectirenden Geist eignet sich vorzugsweise zum Extract für diejenigen Leser, die am Baume geistvoller Anschauung der Zustände und warmer vaterländischer Gesinnung ihre liebsten Lesefrüchte sammeln. Karpeles gibt eine verständige und eingehende Biographie, und hat es verstanden, die Sentenzen aus Aperçus des großen Publicisten in wohlgemessene Ordnung zu bringen. Die Anthologien haben noch immer ihr Publikum und das Publikum, das dieser Blumenlese aus Börne's Werken seine Theilnahme schenkt, wird nicht das schlechteste sein.

11. Haus-Album. Lose Skizzenblätter von Elise Polko. Leipzig, Hartleben. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist der sechste Band der „Deutschen Frauenwelt", der hier vorliegt. Die allezeit rührige und Mädchenherzen rührende Dichterin hat wieder einige ihrer beliebten Elfenbeinmalereien versucht, die mehr pikant wären, wenn sie weniger süß sein würden. Sie brauchen so viel Zucker, diese Figürchen, denen ein historisches Gewand umgethan wird, und die sich dann mit zuckersüßem Munde durch die empfindsame Lesewelt durchfressen müssen! Die Witwe Scarron, Andrea del Sarto, Maria Theresia, die Herzogin von Berry, Winckelmann, Händel u. a. — es sind sehr viele und bunte Gestalten, die uns begegnen. Natürlich sind es wieder sehr viel „weiße schöne Frauenhände", die irgendwo ruhen (meist auf dem Haupte des Helden), sehr viel dunkelaugige Frauenaugen und sehr viel kleine zierliche Frauenfüße. Die Geschichte vom Schuh der Herzogin von Berry ging wieder zur selben Zeit durch die Blätter, als das „Haus-Album" erschien; übrigens ist die Geschichte doch noch ein klein wenig anders, als sie die liebenswürdige Verfasserin erzählt. Bewunderungswürdig ist das Talent von Elise Polko. Wo andere Erzähler vor Furcht, immer dasselbe zu erzählen, verzweifeln würden, erlahmt der unerschöpflichen Fabuliererin nie das Thema und nie das wirklich bedeutende Reproductionstalent. Nur möchte man an der Tafel der Polko auch ausrufen: Toujours perdrix!

Feuilleton.

Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig läßt ihrer Goethe-, Schiller- und Lessing-Galerie jetzt eine „Shakespeare-Galerie" folgen, „Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen, gezeichnet von Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hanns Makart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer u. a. Sechsunddreißig Blätter in Stahlstich, gestochen von Bankel, Goldberg, Raab, Schultheiß u. a. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht." Die Galerie soll in 12 Lieferungen zu je 3 Blatt nebst dem dazu gehörigen Text erscheinen. Die erste Lieferung enthält „Heinrich VIII.", gezeichnet von Pecht, gestochen von Raab; „Die lustigen Weiber von Windsor", gezeichnet von Makart, gestochen von Goldberg; „Der Kaufmann von Venedig", gezeichnet von Hofmann, gestochen von Goldberg.

Ohne Frage ist Shakspeare's reiche Phantasie auch ein unerschöpflicher Quell für Gestaltungen der zeichnenden und malenden Kunst und ergiebiger noch für eine charakteristisch scharfe Auffassung, als die Dichtungen Goethe's und Schiller's. Deshalb kann man dem neuen Unternehmen nur das beste Horoskop stellen. Mit Recht macht der Prospect darauf aufmerksam, daß Shakspeare's Charaktergestalten, soviel sie auch von der bildenden Kunst benutzt worden, noch nie eine so glückliche Darstellung fanden, daß ihre Auffassung eine typisch festgestellte geworden wäre, wie dies mit denen der Bibel und des Vaters der griechischen Götter längst der Fall ist. „Hat es indessen funfzehn Jahrhunderte erfordert, bis Michel Angelo den Weltschöpfer, Leonardo Christus und die Apostel, Rafael die göttliche Mutter so überzeugend zu gestalten vermochten, daß voraussichtlich kein Maler mehr über sie hinausgehen oder sie nur ignoriren können wird, so bleibt uns offenbar noch ein weiter Spielraum, bis Shakspeare's Hamlet oder Falstaff, Lear oder Lady Macbeth, Shylock oder Julia ihre erschöpfende Verkörperung durch den Pinsel oder Stift gewonnen haben werden, obwol auch sie unzweifelhaft ganze Klassen von Individuen in musterbildlicher Weise personificiren."

Die „Shakespeare-Galerie" unterscheidet sich von den frühern Dichtergalerien durch zweierlei: einmal ist ihre Darstellungsform eine erweiterte, indem sie nicht einzelnen Personen, sondern ganze Scenen zur Darstellung bringt; dann aber ist es nicht Pecht allein, sondern ein Verein von Künstlern, der diese künstlerischen Aufgaben zu lösen sucht. Hierüber heißt es im Prospect:

„Weil Shakspeare der dramatischste aller Dichter ist, charakterisiren sich auch seine Menschen vorzugsweise durch ihr Handeln und Thun. Sie nicht in der Bewegung, nicht in ihrem Verhältnisse zu andern, sondern nur als Einzelgestalten vorzuführen, hieße sie von vornherein eines großen Theils ihrer Charakteristik berauben. Wer kann sich einen Lear ruhig denken, einen Coriolan ohne Gegner, eine Julia ohne Romeo? Wer fühlt nicht, daß ein Heinrich V. einen Falstaff als Gegensatz braucht, wie Cäsar einen Brutus? Schwerlich dürfte aber ein einziger Künstler, und wäre er auch mit der fruchtbarsten Phantasie begabt, dem überwältigenden Gestaltungsreichthum dieses Dichters gewachsen sein, während von einer Vereinigung künstlerischer Kräfte zu erwarten ist, daß eine jede in der Richtung, die ihrem Naturell und Talent vorzugsweise entspricht, Erfreuliches leisten werde. Bedingen doch die komischen Stoffe eine ganz andere Ader als die tragischen, die historischen eine andere Begabung als die phantastischen und märchenhaften, in welch allen wol ein Shakspeare gleich Unübertreffliches schaffen konnte, jeder Nachschaffende aber der Gefahr einer gewissen Eintönigkeit und Manier nur zu leicht verfallen müßte."

Die Erläuterungen zum Text wollen nicht den Anspruch machen, über Shakspeare Neues zu sagen, sondern nur, die Auffassung des den Dichter wiedergebenden Künstlers darzulegen. Durch diese Betrachtung des Dichters von der malerischen Seite tritt indeß von selbst dieser oder jener bisher weniger beachtete Zug in den Vordergrund.

Die vorliegenden Bilder bestätigen die Angabe des Prospects von der ungewöhnlichen Begabung der mitwirkenden Künstler für ihre Aufgaben. Heinrich VIII. und Anna Boleyn sind auf dem Pecht'schen Bilde durchaus anziehend und charaktervoll dargestellt, ebenso Shylock und Jessika auf dem Hofmann'schen. Interessant ist das Makart'sche Bild: „Die lustigen Weiber von Windsor"; es erscheint uns fast zu graziös für den Stoff, zu italienisch stilvoll, während die Situation eine derb niederländische Behandlungsweise verlangt.

Wer über die Maler und Kupferstecher, die sich an der „Shakespeare-Galerie" betheiligen, nähere Auskunft wünscht, den verweisen wir auf den „Ergänzungsband" zu F. Müller's „Neuestem Künstlerlexikon", bearbeitet von A. Seubert (Stuttgart, Ebner und Seubert), ein Band, von dem soeben die abschließenden Lieferungen erschienen sind. Dieser Ergänzungsband enthält eine alphabetische Uebersicht der Künstler der Gegenwart und ihrer Leistungen. Die Lebensnachrichten sind allerdings oft lückenhaft, auch fehlt eine beträchtliche Zahl von Künstlern, welche der Aufforderung, ihre Selbstbiographie mitzutheilen, nicht entsprachen. Die Urtheile über die Künstler sind maßvoll und suchen mit wenigen, aber festen Zügen zu charakterisiren.

Die neuesten Lieferungen der „National-Bibliothek neuer deutscher Dichter", welche O. Janke in Berlin herausgibt, beginnen die Veröffentlichung von Friedrich Spielhagen's „Sämmtlichen Werken", welche in 10 Bänden oder etwa 90 Lieferungen zunächst abgeschlossen sein sollen, soweit von einem derartigen Abschluß bei einem rastlos productiven Autor die Rede sein kann.

Von Oskar Paul's „Handlexikon der Tonkunst" (Leipzig, Weißbach) liegt die zweite und dritte Lieferung vor. Das Werk ist vollständig und handlich zugleich. Die terminologischen Erklärungen, die kunsttheoretischen Begriffsbestimmungen sind kurz gefaßt und treffend, das biographische Material ist ebenfalls möglichst zusammengedrängt.

Von der „Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Hermann Weiß" (Stuttgart, Ebner und Seubert) liegt die siebente und achte Lieferung vor, welche das Costüm des 16. Jahrhunderts, die Trachten und Waffen, die Herrscher- und Amtsornate, die Kunsthandwerke und die Geräthschaften behandelt.

Die „Schiller-Halle. Alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schiller's Werken und Briefen. Im Verein mit Gottfried Fritzsche und Max Moltke herausgegeben von Moritz Zille" (Leipzig, Brockhaus) ist jetzt mit der fünften und sechsten Lieferung abgeschlossen und erweist sich als eine sehr fleißige Arbeit. Die alphabetische Anordnung läßt diese oder jene gesuchte Sentenz rasch auffinden. Namentlich aber sind auch die Correspondenzen Schiller's reichlich benutzt und dadurch manche Gedankenschätze ans Licht gefördert, die sonst nicht so offen zu Tage liegen. Es finden sich manche wenig bekannte Stellen; wir möchten z. B. auf eine sehr bezeichnende Mittheilung aus dem Briefwechsel Schiller's mit Fichte hinweisen. Hier spricht sich Schiller über das Publikum sehr bezeichnend aus:

„Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inconsequenz, welche das ganz Elende auf demselben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite, erwecken mir, ich gestehe es, einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte; daß ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben."

Bibliographie.

Becker, J. C., Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.

Boese, C. B., Das Himmelreich. Ein episch-didactisches Gedicht. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 4 Thlr.

Brandes, H. K., Der Name des Badeortes Pyrmont erklärt. Detmold, Meyer. 8. 5 Ngr.

Braun, K., Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Neue Folge. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Büdinger, M., Lafayette. Ein Lebensbild. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 20 Ngr.

Conciliar-Briefe. Eine österreichische Staats- und Streitschrift. Wien, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dalton, H., Dante und sein Bezug zur Reformation und zur modernen evangelischen Bewegung in Italien. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 6 Ngr.

— — Michelangelo und die Sixtinische Kapelle im Vatikan zu Rom. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 5 Ngr.

— — Rafael und die Stanza della Segnatura im Vatikan zu Rom. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 5 Ngr.

— — Ein Tag in St. Petersburg 1770. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 6 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. 1ste Abth.: Die Hölle. Neu metrisch übertragen mit Erläuterungen von R. Baron. Oppeln, Reisewitz. Br. 8. 28 Ngr.

Frauenwitz. Lustspiel in 1 Aufzuge von M. L-L. Wien, Perles. Gr. 16. 7½ Ngr.

Grabbe's, C. D., sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von R. Gottschall. 2 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr.

Haas, J., Ein und All. 2 Thle. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hoffmann, F., Die Scornati. Eine römische Familiengeschichte aus der Gegenwart. 2 Thle. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Töchter des Hauses. Eine Familiengeschichte aus der englischen Gesellschaft. Der Lady Charles Thynne frei nacherzählt. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.

Hölzel, H., Unfehlbarkeit. Ein Wort der Zeit in 3 Abtheilungen: I. Tabula rasa. II. Freiheit und Recht. III. Menschliche Unfehlbarkeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Kampe, F. F., Die Erkenntnisstheorie des Aristoteles. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lefmann, S., August Schleicher. Skizze. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 20 Ngr.

Pauli, C., Ueber Familiennamen, insbesondere die von Minden. I. Minden, Augustin. 4. 8 Ngr.

Pfaff, A., Das Staatsrecht der alten Eidgenossenschaft bis zum 16. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 18 Ngr.

Pitawall, E., Gabriele, Das Weib des Spielers. Criminal-Novelle. Berlin, Brigl. Br. 8. 10 Ngr.

— — Ein verrathenes Herz. Novelle. — Der Mord im Nebenzimmer. Erzählung von Paul Parfait. Berlin, Brigl. Br. 8. 10 Ngr.

Plönnies, Luise v., Die heilige Elisabeth. Frankfurt a. M., Alt. Gr. 16. 20 Ngr.

Prechtler, O., Sommer und Herbst. Neue Gedichte. 3te Sammlung. Stuttgart, Lindemann. 8. 24 Ngr.

Preger, W., Die Entfaltung der Idee des Menschen durch die Weltgeschichte. Vortrag. München, Franz. Gr. 4. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Walpurgis. Novelle. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riesser's, G., gesammelte Schriften. Herausgegeben im Auftrag des Comité der Riesser-Stiftung von M. Isler. 4 Bde. Frankfurt a. M., Verlag der Riesser-Stiftung. 1867 und 1868. Gr. 8. 6 Thlr.

Rosegger, P. K., Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande. Graz, Verlag des „Leykam." Gr. 8. 28 Ngr.

Sachse, F., Die Anfänge der Büchercensur in Deutschland. Leipzig, Lissner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Saunders, J., Hirell, die Tochter des Calvinisten. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schack, A. F. v., Durch alle Wetter. Roman in Versen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schaefer, A., Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2 Bde. 1ste Abth. Vom Anfange dieses Jahres 1758 bis zur Eröffnung des Feldzuges von 1776. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr.

Schauenburg, C. H., Zur Verständigung über die bei der letzten Präsidentenwahl entstandenen Missverständnisse und Missgriffe. Allen Mitgliedern der kaiserl. Leop.-Carol. deutschen Akademie der Naturforscher vorgelegt. 1ste Fortsetzung. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröder, Marie Louise Henriette, Gedichte. Bremen, Tannen. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schuler, G. M., Die Leugnung der Gottheit ist der Selbstmord der Menschheit. Der politische Atheismus und die sociale Barbarei. Ein Beitrag zur religiösen Aufklärung. Brixen, Weger. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Schulfrage. Beleuchtung derselben aus dem Gesichtspunkt voller Freiheit und ächter Bildung. Bernstadt. 8. 4 Ngr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. 2ter Bd. Gesammelte Novellen. (4te Sammlung.) Berlin, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Semper, H., Donatello, seine Zeit und Schule. 1ster Abschnitt. Die Vorläufer Donatellos. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 24 Ngr.

Sepp, Das Hebräer-Evangelium oder die Markus- und Matthäusfrage und ihre friedliche Lösung. München, Lentner. Gr. 8. 20 Ngr.

Spielberg, O., Discretes und Indiscretes. Causerien. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Verliebte Herzen. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Lebensansichten eines Sonderlings. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Spir, A., Kleine Schriften. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr.

Springer, R., Berliner Prospecte und Physiognomien. Ernste und heitere Culturbilder. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Stahr, A., Goethe's Frauengestalten. 3te vermehrte Ausgabe. Mit einem Anhang: Minna Herzlieb, Goethe's „Ottilie" der Wahlverwandtschaften und dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts. 2 Bde. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Strauß, D. F., Voltaire. Sechs Vorträge. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Strodtmann, A., Gedichte. 2te, stark vermehrte Ausgabe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 31. —— 28. Juli 1870.

Literarische Porträts.

1. Lord Byron. Von Karl Elze. Berlin, Oppenheim. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild von Adolf Laun. Zwei Bände. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Emanuel Geibel. Von Karl Goedeke. Erster Theil. Mit dem Bildnisse Geibel's und einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Adalbert Stifter's Briefe, herausgegeben von Johannes Aprent. Drei Bände. Pest, Heckenast. 1869. 8. 3 Thlr.
6. Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet von Marie Helene. Leipzig, Fr. Fleischer. 1869. 8. 27 Ngr.
7. Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bisjetzt ungedruckten und unbekannten Actenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückert's. Von K. Beyer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
8. Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. Von C. Kühner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Das „literarische Porträt" übt einen doppelten Reiz aus. Einmal gibt es der Literaturgeschichte, die sich gern in den Schematismus allgemeiner Richtungen verzettelt, den frischen Halt individuellen Lebens. Dann aber fesselt es zugleich als ein Lebensbild die Theilnahme, welche wir stets einem einzelnen Geschick zuwenden. Denn lehrreich und interessant zugleich ist jedes Menschenleben, wenn wir es in seinem Zusammenhang, in seiner Entwickelung, in seinen Krisen und Glückswechseln näher ins Auge fassen — um so interessanter das Leben bedeutender Menschen, welche in der Geschichte, Cultur- oder Literaturgeschichte eine Spur zurücklassen.

Das Interesse für die letztere ist jetzt in Deutschland so lebendig, daß auch das literarische Porträt auf besondern Antheil rechnen darf. Wünschenswerth ist nur, daß es zu den Dichtern und Schriftstellern ebenso wie zu ihren Werken hinführt und nicht jene schlechte Genügsamkeit hervorruft, mit der man einen Poeten vollständig zu kennen glaubt, wenn man seine Biographie und die Charakteristik seiner Gedichte gelesen hat, ohne diese Kenntniß selbst aus der Quelle seiner Poesien zu schöpfen. Literaturkunde aus zweiter Hand — das wäre ein bedauerliches Verhängniß der Gegenwart; denn mit ihr hängt das Urtheil aus zweiter Hand, die Begeisterung aus zweiter Hand zusammen. Und das sind alles Stiefkinder des menschlichen Geistes. An die Stelle des Genusses tritt die Gelehrsamkeit — und doch lassen sich ästhetische Genüsse so wenig definiren wie materielle, an deren Schattenbildern sich noch keine menschliche Seele wahrhaft erquickt hat.

Die vorliegenden literarischen Porträts sind meistens von fremder kundiger Hand entworfen; nur einzelne beruhen mehr auf Selbstporträtirung durch Briefe und Tagebücher, sodaß die Herausgeber nur ergänzend und erläuternd auftreten.

Das Interesse für Lord Byron ist durch den neuesten literarischen Skandal, mit welchem die fromme Mrs. Beecher-Stowe das englische Publikum in Aufregung brachte, wiederum ein sehr lebhaftes geworden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir hierin den Grund suchen, daß Karl Elze eine neue Biographie des englischen Dichters (Nr. 1), nach Eberty und andern englischen Vorgängern, unternahm, weil er früher kaum berührte Punkte, Punkte von großer Wichtigkeit für den Charakter und das Leben des Dichters, jetzt einer eingehenden Erörterung unterwerfen konnte. Elze stellt sich in Bezug auf dieselben ganz auf die Seite Lord Byron's und sucht die Anschuldigungen der Mrs. Beecher-Stowe zu widerlegen, wie dies ein großer Theil der englischen Blätter und auch Friedrich Althaus in dem Artikel: „Die wahre Geschichte von Lord Byron's Leben", in

„Unsere Zeit" (Jahrgang 1870, erstes Heft) gleichfalls zu thun bestrebt sind. Bekanntlich hat sich Mrs. Beecher-Stowe zu diesen nachträglichen Enthüllungen durch die Memoiren der Teresa Guiccioli, der Geliebten Byron's in Italien, bestimmen lassen, indem sie Lady Byron gegen die Anklagen der italienischen Gräfin durch die schweren Anschuldigungen in Schutz nahm, die sie gegen den Dichter erhob. Es handelt sich ganz einfach um einen Incest, den Byron mit seiner Halbschwester Augusta Leigh begangen haben soll. Schon zur Zeit von Byron's Ehescheidung war diese Anschuldigung ein öffentliches Geheimniß; die Presse verglich den Dichter damals schon mit Nero, Apicius, Caligula, Heliogabalus, wie er selbst in einem Briefe schreibt. Byron stellt diese Anklagen mit einem disjunctiven Schluß in Abrede, der freilich bei seiner merkwürdigen Fassung den Zweifel nicht ausschließt: „Ich sah ein, daß ich ungeeignet für England war, wenn das, was geflüstert, gezischelt und in die Ohren geraunt wurde, wahr war; war es im Gegentheil unwahr, so war England ungeeignet für mich." Es bleibt immerhin eine sehr milde Selbstbeurtheilung, wenn der Dichter für den Fall, daß jene Gerüchte wahr seien, nur meint, daß er dann „ungeeignet für England war"; wie überhaupt diese logische Zwickmühle eigentlich weder eine Bestätigung noch eine Ableugnung enthält. Eher können einzelne Stellen aus Byron's Gedichten, die Elze anführt, als Zeugnisse für die Reinheit des geschwisterlichen Verhältnisses gelten. Lady Byron selbst glaubte anfangs, daß der Dichter an geistiger Störung leide, als sie sich von ihm entfernte und zu ihren Aeltern begab. So lange schien eine Aussöhnung möglich. Erst als die Lady von dem Verhältniß der Geschwister unterrichtet war: ein Sachverhalt, den sie den Aeltern verschwieg und nur ihrem Advocaten Dr. Lushington mittheilte, erschien die Trennung als unvermeidlich. Karl Elze will die ganze Anklage auf Hallucinationen der Lady Byron zurückführen und meint, daß Mrs. Beecher-Stowe sich sowol wie die Lady durch die Veröffentlichung dieser Anklagen compromittirt hätte. Es dürfte schwer sein, über die Thatsachen selbst ins Klare zu kommen. Wenn die Gründe der beiden Damen nichts beweisen, so geht es den Gegengründen nicht besser. Weibliche Logik läßt sich leicht ad absurdum führen — damit ist aber eine Thatsache selbst nicht aus der Welt geschafft. Lady Byron war offenbar von dieser Thatsache überzeugt. Man muß mit den Vertheidigern des Dichters annehmen, daß diese Ueberzeugung eine fixe Idee war, wenn man ihr jede Beweiskraft nehmen will. Manches in der Welt läßt sich eben nicht mit mathematischer und juristischer Evidenz beweisen, und doch bilden sich Ueberzeugungen aus Instincten, aus einer Menge kleiner einzelner Züge, die später wieder in Vergessenheit gerathen. Unabweislich ist manches Unbeweisbare.

Wenn Byron's Testamentsvollstrecker nur durch gänzliche Vernichtung der Memoiren zu befriedigen waren, wenn Walter Scott dieser Mittheilung hinzufügt: „Es war ein Grund vorhanden — premat nox alta!" wenn Lady Byron und Mrs. Leigh wünschten, die Memoiren an sich zu bringen, so läßt dies alles doch kaum einen andern Schluß zu, als daß Byron in denselben über sein Verhältniß zu Augusta Leigh Enthüllungen gemacht habe, welche die Executoren des Testaments bestimmten, die Memoiren zu vernichten, während die beiden Frauen das gleiche Interesse hatten, welches nur von der Neugier auf die Fassung jener Mittheilungen überwogen wurde. Hätte Byron jene Anklagen in seinen „Memoiren" widerlegt, so wäre ja das Benehmen der Testamentsexecutoren gänzlich unbegreiflich und ungerechtfertigt gewesen. Mrs. Beecher-Stowe spricht von einem Kinde der Sünde, das dem blutschänderischen Umgange zwischen Bruder und Schwester entsprungen sei, und welches Lady Byron zu sich genommen und gepflegt habe, bis sie durch den Tod desselben von der übernommenen Verantwortlichkeit befreit worden sei. Dies ist denn doch eine Thatsache, die über alle Hallucinationen erhaben ist. Das Kind, Medora Leigh, ist die Heldin einer sehr tragischen Geschichte, welche neuerdings Charles Mackay in seinem Buch „Medora Leigh" mitgetheilt hat, allerdings nicht mit der Absicht, des Dichters Schuld darzuthun, sondern in der Ueberzeugung, daß sie eben nichts für dieselbe beweise:

Die älteste Tochter der Mrs. Leigh, Georgiana, heirathete im Jahre 1826 einen entfernten Verwandten, Henry Trevanion, der ohne Vermögen und nicht sehr verträglichen Temperaments war. Nach dreijähriger Ehe zog sich das Paar auf ein Landhaus bei Canterbury zurück, das ihnen Lady Byron zur Verfügung stellte, und wo Georgiana ihre bevorstehende Entbindung abwarten wollte. Zur Pflege und Gesellschaft nahm dieselbe ihre vierte Schwester, die damals vierzehnjährige Elisabeth Medora, mit sich. Medora wurde hier, so unglaublich es klingt, binnen kurzer Zeit von ihrem Schwager verführt, sah sich gezwungen sich ihrer Schwester zu entdecken und ging mit ihr und ihrem Schwager nach Calais, wo sie heimlich entbunden wurde. Nach England zurückgekehrt, setzte sie ihr Verhältniß mit ihrem Schwager fort und kam wiederum in die Lage, sich nicht nur ihrer Schwester, sondern auch ihrer Mutter entdecken zu müssen. Oberst Leigh, dessen Lieblingstochter sie bis dahin gewesen war, brachte sie jetzt ohne ihr Wissen und ihren Willen in eine Privat-Irrenanstalt, von wo sie unter Trevanion's Beistand entfloh und ihm nach der Normandie folgte, wo beide unter dem Namen Herr und Frau Aubin lebten. Georgiana wollte sich nunmehr scheiden lassen, wenigstens stellte sie sich so, vielleicht nur um ihre Schwester zu beschwichtigen, die dann Trevanion heirathen sollte. Da nun nach dem englischen Gesetze ein Mann die Schwester seiner verstorbenen oder geschiedenen Frau nicht heirathen darf, so theilte das würdige Ehepaar, um der armen Medora nicht alle Hoffnung zu rauben, ihr mit, daß Oberst Leigh nicht ihr Vater sei, ohne ihr jedoch zu sagen, wem sie das Leben verdanke. Medora fand dies glaublich, da sie so wenig als ihre Geschwister jemals zu Achtung und Liebe gegen ihren Vater angehalten worden war. Da jedoch die Scheidung nicht zu Stande kam, gewann sie nach der abermaligen Geburt einer Tochter die Kraft, sich von dem unwürdigen Verhältniß zu ihrem Schwager zu befreien. Von ihrer Mutter ohne die erforderliche Unterstützung gelassen, wandte sie sich in ihrer Noth an ihre Tante Lady Byron, welche ihr liebevollen Beistand verhieß, mit ihr in Tours zusammenkam und sie und ihr Kind mit nach Paris nahm. Von da gingen sie nach Fontainebleau, wo Lady Byron erkrankte und ihrer Nichte entdeckte, daß sie die Tochter ihres Oheims Lord Byron sei (1840). Sie fügte hinzu, daß sie aus diesem Grunde die innigste Theilnahme und Liebe für sie fühle und stets fühlen werde.

Doch lebte Medora nachher lange in Südfrankreich, spärlich von Lady Byron unterstützt, kam dann nach London, wo ihre Verwandten und ihre Mutter nichts von ihr wissen wollten, verschwand 1843 wieder aus der englischen Hauptstadt und starb bald darauf.

Man muß hier die Thatsachen von der Beleuchtung

sondern, in welche die Darstellung sie rückt. Die letztere zeigt zum Theil absonderliche Logik. Georgiana habe sich „so gestellt, als wolle sie sich scheiden lassen, vielleicht nur um ihre Schwester zu beschwichtigen". So ausnehmend zarte Rücksichten sind bei einem derartigen Verhältniß doch sonderbar. Man sollte glauben, daß eher Georgiana als Medora hätte „beschwichtigt" werden müssen. Daß sie in solchem Streben nach Beschwichtigung sogar um die Möglichkeit einer künftigen Ehe zwischen dem Ehebrecher und seiner Geliebten bekümmert waren und deshalb der letztern enthüllten, daß sie nicht die Schwester Georgiana's, nicht die Tochter des Obersten Leigh war — erscheint ebenfalls unwahrscheinlich. Die Thatsache bleibt aber doch bestehen, daß Medora dem Trevanion'schen Ehepaar nicht für die Tochter des Obersten Leigh galt, und daß Lady Byron ihr selbst später mittheilte, sie sei die Tochter Lord Byron's. Uns scheint das mit ziemlich schwerem Gewicht in die Wagschale zu fallen. Daß Lady Byron gerade Medora für diese Tochter hielt, dazu müssen doch Gründe vorgelegen haben, die über die bloße Hallucination hinausgingen.

Elze führt in diesem Abschnitt alles Thatsächliche mit Sorgfalt an, wenn auch seine Beweisführung zu Gunsten Lord Byron's für uns nicht überzeugend ist. Im übrigen ist das Werk maß- und geschmackvoll ausgeführt; wir stoßen nirgends auf Längen, die aus dem Hervorheben des Unwesentlichen hervorgehen, nirgends auf überflüssige Excurse, zu denen es keineswegs an verlockender Gelegenheit fehlt. Die Darstellung, welche alle neu erschlossenen Quellen mit benutzt, gibt ein Bild des Dichters, in welchem Licht und Schatten mit weiser Mäßigung vertheilt sind. Die Charakteristik der einzelnen Werke verwandelt sich nirgends in ästhetische Abhandlungen, was bei einem vorzugsweise biographischen Werke störend wäre. Gleichwol entwirft Elze in einem der Schlußkapitel ein literarisches Gesammtporträt des Dichters, welches das vorausgehende Charakterbild des Menschen in harmonischer Weise ergänzt. Wenn Elze indeß, auf eigene Bemerkungen Byron's über seine Doppelexistenz gestützt, behauptet, daß Leben und Poesie bei ihm unvermittelt nebeneinander hergingen, so muß man gegen diese Behauptung doch den subjectiven Charakter seiner Poesie anführen, die eben gerade sein eigenstes Leben spiegelte. Elze selbst hebt den improvisatorischen Charakter seiner Poesie hervor, sowie daß er nur an Ort und Stelle schreiben konnte oder doch an Ort und Stelle die Inspiration zu seinen Dichtungen empfangen mußte; er sagt, daß das äußere und innere Erlebniß die Grundlage für Byron's Poesie bildete: wo soll da bei Byron der Gegensatz zwischen Leben und Poesie herkommen? Auch steht die Behauptung Elze's: „Seine Poesie verhält sich zu seinem Leben wie sein eigener Apollokopf zu seinen Satyrfüßen", offenbar auf der Spitze. Daß auch seine Poesie Satyrfüße hat, beweist sein „Don Juan" zur Genüge, und daß sein Leben auch von der Begeisterung des Musengottes durchdrungen war, das zeigt seine lebhafte Betheiligung an den politischen Bestrebungen für die Freiheit Italiens und Griechenlands.

Byron's Stellung in der Literatur wird indeß von Elze mit feinem Verständniß geschildert. Er vergleicht ihn in Bezug auf die englische Literatur mit einem Meteor; der Dichter habe viel mehr die Hauptnahrung für seine Poesie und seinen eigentlichen Schwerpunkt außerhalb Englands gefunden und darüber jenen mütterlichen Boden eingebüßt, in welchem Herz und Poesie am sichersten gedeihen. Auch vor den englischen großen Dichtern hatte er keinen sonderlichen Respect. Shakspeare wird oft bitter von ihm getadelt:

Selbst wenn er ihn lobt, wie im „Don Juan", XIV, 75, wo er ihn Se. britische Gottheit nennt, klingt heimlicher Aerger, Spott und Neid hindurch. Er erklärt ihn zwar für den außerordentlichsten Schriftsteller, aber für das schlechteste Vorbild; er zweifelt, ob er wirklich ein so großer Genius gewesen sei, als wofür man ihn halte, und meint, die Mode habe zu seiner Ueberschätzung geführt; er bezeichnet ihn als einen Barbaren und versteigt sich bis zu der Behauptung, daß die Engländer noch gar kein Drama gehabt hätten. Shakspeare wie Milton, sagt er, haben ihr Aufsteigen gehabt und werden ihren Niedergang haben. Gegen die Gräfin Blessington äußerte er, Shakspeare verdanke die eine Hälfte seiner Volksthümlichkeit seinem niedrigen Ursprunge, welcher bei dem großen Haufen eine Menge Sünden zudecke, und die andere Hälfte der zeitlichen Ferne, durch die er von uns getrennt sei.

Dagegen widmete er Pope seine ganze Sympathie und Verehrung und nannte ihn den „Nationaldichter der Menschheit"; er verwechselte bei diesem Urtheil offenbar die Correctheit und Schönheit der Form mit der geistigen Bedeutung. Sehr fein weist Elze die Ursache dieser Sympathie in der Geistes- und Charakterverwandtschaft der beiden Dichter nach. Die neuere englische Poesie hielt Byron für herabgesunken und nahm seine eigenen Gedichte nicht aus. Am meisten verhaßt war ihm die „Seeschule", und von diesen „Teichdichtern" verfolgte er namentlich Southey mit Haß und Hohn. Dieser rächte sich, indem er Byron's Poesie als die „satanische Schule" bezeichnete und sie eine Mixtur von Obscönität und Blasphemie nannte. Nur zu Walter Scott und Shelley stand Byron in achtungsvollstem Verhältniß, sowie er mit Thomas Moore durch dauernde Freundschaft verbunden blieb.

Das Urtheil Elze's über Byron's Dramen ist sehr zutreffend. Das Zurückgreifen zu den classischen Fesseln der Einheiten, der Compositionsstrenge wird zum Theil motivirt durch den Einfluß der italienischen Poesie und namentlich Alfieri's, mit welchem sich Byron in mannichfacher Hinsicht zu vergleichen liebte: in Hinsicht auf seine aristokratische Lebensstellung, auf seine Freiheitsliebe, sogar auf sein Liebesverhältniß. „Marino Falieri" und „Die beiden Foscari" sind in der That Dramen ohne Leben, von nüchterner Correctheit. Dagegen verdient „Sardanapal", dem auch Elze Charakterentwickelung nachrühmt, in Bezug auf Grundgedanken und Ausführung immerhin den Namen eines bedeutenden Werks.

Der „Don Juan" wird von Elze als das Epos des epikuräischen Nihilismus bezeichnet; wir meinen, daß das Gedicht mehr eine Satire auf die wechselnden Volkssitten, namentlich in Bezug auf die Liebe ist und sich mit Recht dagegen zur Wehr setzt, in der Sitte etwas Absolutes zu sehen, indem es die Abgötterei verhöhnt, welche jedes Volk mit seinen besonders gemodelten Götzen treibt. Eine solche Satire scheint uns nicht unberechtigt und nicht nihilistisch zu sein; denn sie trifft nicht den Kern, nur die Schale, nicht das Wesen der

Liebe, sondern nur ihr Costüm, durch das jenes oft genug entstellt wird.

Lord Byron's Biographie ist insofern eine dankbare Aufgabe für einen gewandten Erzähler, als sie sich wie ein Roman liest. Wie viele Autoren, d'Israeli, Willkomm, Oettinger u. a., haben Abschnitte aus Byron's Leben für die novellistische Behandlung benutzt. Elze erzählt gut und fließend; seine durch fleißige Quellenforschung unterstützte Wahrheitsliebe entkleidet freilich manchen Abschnitt in Byron's Leben seines novellistischen Reizes. Die Orgien von Newstead-Abbey werden auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt; dafür erfahren wir etwas von einer Jugendgeliebten Byron's, welche den Studenten in männlichem Anzuge begleitete. Auch über den mehr platonischen Neigungen zu Mary Duff, zu Margarethe Parker und zu Mary Ana Chaworth, von denen die letztere im Gemüth des Dichters die stärksten Wurzeln schlug, erhalten wir nähere Mittheilung. Die Reise nach dem Orient, Ehe und Ehescheidung, der Aufenthalt in der Schweiz und in Venedig, der Stadt der wildesten Liebesabenteuer des Dichters, das Verhältniß zu Teresa Guiccioli, die Rüstung für Griechenland und der Tod vor Missolunghi — das alles zieht vor unserer Seele in fesselnden Bildern vorüber, deren Umrisse zwar bekannt sind, die aber hier in so lebendiger Farbengebung einen neuen Reiz ausüben.

Kein größerer Gegensatz gegen Lord Byron als Washington Irwing, von dem uns Adolf Laun ein „Lebens- und Charakterbild" (Nr. 2) entwirft. Aus dem Bereich eines vulkanischen Charakters, einer an Eruptionen reichen Poesie treten wir in die mildeste Geistestemperatur; sokratische Seelenruhe, horazische Lebensweisheit lösen die himmelstürmenden Ergüsse eines Faust-Don Juan ab. Auch Washington Irwing ist ein Weltfahrer, aber kein Childe Harold, kein Enthusiast, kein Elegiker, sondern der Mann ruhiger Beobachtung, deren Resultate er mit feinsinnigem Humor und in warmer Schilderung der Welt mittheilt. Während freilich Byron's Werke noch in den weitesten Kreisen ihren poetischen Zauber ausüben, sind diejenigen von Washington Irwing, welche eine Zeit lang zu den literarischen Modeartikeln der europäischen Nationen gehörten, jetzt etwas in Verschollenheit gerathen. Die Zeit der „Skizzenbücher" ist vorüber — mindestens würde es heutzutage unmöglich sein, durch ein Skizzenbuch, sei es noch so geistreich und geschmackvoll abgefaßt, weitreichenden Ruhm zu erwerben.

Irwing's Schriften, sagt Laun in der Vorrede, gehören keiner bestimmten Kunstgattung an. Trotz seiner Beschränkung auf eine Mittelgattung zwischen Poesie und Prosa rief er doch eine neue Aera der amerikanischen Literatur hervor. Vor allem war er bahnbrechend in geschmackvollerer und anziehenderer Behandlung der Geschichte, und von ihm datirt die historische Kunst, in der die Amerikaner jetzt anerkanntermaßen mit den besten europäischen Historikern sich messen können. Ueber den Einfluß auf die Zeitgenossen sagt das einleitende Vorwort:

Washington Irwing und Cooper belehrten zuerst Europa darüber, daß es eine amerikanische Literatur gäbe, oder daß eine solche wenigstens im Entstehen begriffen sei. Beide wurden vor einigen Decennien viel bei uns gelesen; in Cooper sah man den amerikanischen Walter Scott und erfreute sich an seinen Schilderungen einer uns neuen, transatlantischen Welt. Irwing's frühere Schriften fielen in die Zeit des Nachklangs der romantischen Schule und kamen mit ihren märchenhaften, phantastischen und sentimentalen Stoffen unserer damaligen Geschmacksrichtung entgegen, während die genreartige, realistische Darstellung mit humoristischem Beigeschmack gleichfalls dem dafür sich entwickelnden Sinn entsprach. Irwing war eine Zeit lang fast so populär bei uns wie Walter Scott, sein „Skizzenbuch" besonders war in aller Händen, und jeder von uns, der damals jung war, erinnert sich, mit welcher Wonne er die wundersame Geschichte des schläfrigen Rip van Winkle gelesen. Irwing hat nicht wie Walter Scott eine Schule gestiftet und eine neue Gattung geschaffen. Er war der Fortentwickler der ältern englischen humoristischen Weise, hat dieselbe aber mit neuen romantischen Elementen versetzt und ist dadurch ein Vorgänger jüngerer Humoristen, wenigstens in England geworden. Auf Dickens, der ihn bald auch bei uns verdrängte, hat er einen unverkennbaren Einfluß geübt.

Laun bekennt, daß es weniger der große Schriftsteller Irwing als der liebenswürdige Mensch gewesen sei, der ihn zum Entwurf des vorliegenden Lebensbildes veranlaßt habe. Im Vergleich mit Lord Byron's Leben ist dasjenige Irwing's arm an Abenteuern, an effectvollen Situationen, an spannenden Krisen; es ist ein eigentliches Schriftstellerleben, in welchem nur ein diplomatisches Intermezzo eine interessante Unterbrechung bewirkt. Doch ist der Autor vielfach mit hervorragenden Zeitgenossen in Berührung gekommen, er hat sie scharf beobachtet und treffend geschildert. Zahlreiche Stellen aus Irwing's Briefen zeigen ein mildes und doch richtiges Urtheil. So liest sich diese gutgeschriebene Biographie, der wir dieselbe maßvolle Haltung und Schätzung des dargestellten Autors nachrühmen müssen wie der Elze'schen Biographie Byron's, recht angenehm und ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntniß einer literarischen und politischen Epoche, deren Ausläufer noch vielfach in die Gegenwart hineinreichen.

Washington Irwing war am 3. April 1783 in Newyork geboren und zeigte schon früh eine scharfe Beobachtungsgabe für das Komische sowie große Vorliebe für die Lektüre von Reisebeschreibungen:

Wie früh er sich schon verliebt hat, zeigt folgendes komisches Ereigniß: Bei einer Schultheater-Aufführung wurde ihm, dem Zehnjährigen, die Rolle des Juba in Addison's „Cato" zutheil. Er war gerade hinter der Coulisse mit dem Verspeisen eines Honigkuchens beschäftigt, als sein Stichwort ihn auf die Bühne rief, um eine Rede zu halten, die aus dem mit der braunen, klebrigen Materie gefüllten Munde nicht eher herauswollte, als bis er letztere zum Gelächter des Publikums herausgezogen hatte. Dies Unglück verhinderte ihn aber nicht, sich in ein großes Mädchen, welches die Marcia spielte, zu verlieben; die Eröffnungen, die er ihr machte, wurden jedoch mit der Bemerkung, „er sei zu klein", zurückgewiesen; das dämpfte seine Glut. „Ich entsagte", so erzählt er, „meiner großen Geliebten und kehrte zu meinem Honigkuchen zurück."

Sehr früh begann Irwing zu dichten und zu schriftstellern, auch seine Versuche anonym drucken zu lassen. Mit dem vier Jahre ältern Paulding arbeitete er an einem Stücke, das auch wirklich zur Aufführung kam. Merkwürdigerweise ist Irwing auf die dramatische Production nie wieder zurückgekommen. Mit dem sechzehnten Jahre galt seine Erziehung für vollendet, er kam als Schreiber zu einem Advocaten. Einige Ausflüge an den Hudson- und Lorenzfluß brachten angenehme Abwechselung in die eintönige, poetisch nicht anregende Thätigkeit. Inzwischen schrieb Irwing eine Reihe humoristischer Artikel

für die neuyorker „Morning Chronicle“, die viel Aufsehen machten und später, ohne sein Wissen und Wollen, als „Old-style Papers“ herausgegeben wurden. Ein Brustleiden veranlaßte ihn zu einer Reise nach dem Süden Europas; er besuchte Italien und England und kam gesund nach Amerika zurück, wo er alsbald als selbständiger Advocat auftrat und drollige Beiträge zur Zeitschrift „Salmagundi“ gab. Eine Jugendliebe zu einem anmuthigen und geistvollen Mädchen, Mathilde Hoffmann, war die einzige derartige Episode in Irwing's Leben, welche bekannt geworden ist; er blieb zeitlebens ein Junggeselle und wahrte der frühverstorbenen Geliebten eine rührende Anhänglichkeit.

Irwing's erstes größeres Werk war „Knickerbocker's humoristische Geschichte von Neuyork.“ Dies lustigste und witzigste Werk des Dichters ist in Europa am wenigsten bekannt:

Die erste Anregung zu diesem Werke, das er mit seinem Bruder Peter, der aus Europa nach einjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war, entwarf, war der lustige Einfall: Dr. Samuel Mitchel's „Gemälde von Neuyork“, das soeben erschienen war, ins Burleske zu ziehen. Zu diesem Zwecke sammelten die beiden Brüder eine gewaltige Masse gelehrter Notizen, um mit jenem Werke, das mit den „Aborigenes“ begann, zu wetteifern. Sie begannen deshalb mit der Erschaffung der Welt, wie ja auch unsere Städtechroniken thun, gaben dann eine Beschreibung der Erde, sprachen von Noah und seinen drei Söhnen, der ein unverzeihliches Versehen darin beging, daß er keine vier hatte, von der Entdeckung Amerikas und behandelten die Frage der ersten Bevölkerung desselben u. s. w.; sie entfalteten dabei eine fabelhafte Gelehrsamkeit mit Citaten aus allen möglichen alten und neuen Schriftstellern, natürlich alles nur zum Spaß, etwa in der Art wie Sterne seine Gelehrsamkeit zum besten gibt.

An dem Kriege gegen England 1813—15 betheiligte sich Irwing als Stabsoffizier und Oberst, ohne besondere Gelegenheit zu militärischer Auszeichnung zu finden, wohl aber zu allerlei ernsten und humoristischen Betrachtungen. In dem Jahre 1815 unternahm Irwing seine zweite Reise nach Europa, wo er siebzehn lange Jahre verweilte. Dieser Aufenthalt wird uns von Laun in einer Reihe von Kapiteln geschildert, welche durch interessante Stellen aus Irwing's Briefen ihre eigentliche Würze erhalten. Von allen Persönlichkeiten, mit denen Irwing zusammentraf, war ihm Walter Scott am meisten sympathisch; auch dieser nennt Irwing's Bekanntschaft die beste und angenehmste, die er seit langer Zeit gemacht habe. Irwing schreibt über Scott an seinen Bruder Peter:

Was Scott anbetrifft, so kann ich meine Freude über seinen Charakter und sein Wesen gar nicht ausdrücken, er ist ein alter, echter, goldherziger, würdiger Mann, voll jugendlicher Fröhlichkeit, mit einer Phantasie, die immer neue Bilder vorführt, und von einer Einfachheit des Benehmens, die sogleich macht, daß man sich bei ihm zu Hause fühlt. Es war mir eine Freude, zu sehen wie er mit seiner Familie, seinen Nachbarn, seinen Bedienten, ja mit seinen Katzen und Hunden umging; alles, was unter seinen Einfluß kommt, scheint von dem Sonnenschein, der um sein Herz spielt, berührt zu werden. Ich war mit Scott vom Morgen bis zum Abend zusammen, wir wandelten durch Berg und Thal, und jeder Punkt rief in ihm eine alte Geschichte oder eine malerische Bemerkung hervor. Es ist ein wahres Idyll, Scott und seine Hausgenossenschaft abends versammelt zu sehen. Die Hunde liegen am Feuer ausgestreckt, die Katze kauert auf einem Stuhl, Frau Scott und die Mädchen nähen, und Scott liest entweder eine alte Romanze vor oder erzählt eine Grenzgeschichte. Mitunter singt auch Sophia, die älteste der beiden Töchter, die im Minstrelgesang ebenso bewandert ist wie ihr Vater.

Die genauere Schilderung findet man in Irwing's bekannter Schrift: „Abbotsford and Newstead-Abbey.“ Großes Aufsehen machte „Gottfried Crayon's Skizzenbuch“. Laun sagt hierüber:

Die Gattung der humoristischen, miscellenartigen Essays, zu denen es gehörte, war seit Addison, Steele, Swift, Sterne und Goldsmith nichts Neues, und es ließ sich leicht erkennen, daß Irwing sich nach ihnen gebildet hatte, wenn auch die Art seines Humors und seiner Darstellungsweise eine andere war. Es ist wol anzunehmen, daß die Schilderungen Englands, englischen Lebens, englischer Sitten und englischer Charaktere, wie sie sich im Auge eines Fremden und noch dazu eines Kindes der Neuen Welt spiegeln, für John Bull etwas Anziehendes hatten, zumal die Skizzen mit so milden Strichen und so gedämpften Farben gemalt waren, daß er nicht dadurch verletzt werden konnte. Der liebenswürdige, fast zu bescheidene Ton, der anmuthige Stil, die Reinheit und Eleganz der Sprache gewannen zum voraus und ließen die stellenweisen Schwächen des hier und da leichten und gewöhnlichen Buchs, eine gewisse weichliche Sentimentalität, Breite und Zerflossenheit, einen weniger frischen und kräftigen Humor, als er in seinen frühern Schriften gezeigt, und eine mangelnde Tiefe und Schärfe der Charakteristik, in der ihn Dickens später übertreffen sollte, übersehen. Vor allem aber litt das Buch infolge des periodischen Erscheinens an Abrundung und Einheit; die verschiedenen Skizzen sind gar zu bunt durcheinandergewürfelt und entbehren des leitenden Fadens, wie er sich in seinem nächsten Werke „Bracebridge Hall“ doch bis zu einem gewissen Grade zeigt.

Diese Charakteristik ist fast erschöpfend für Irwing's Productionsweise, sobald wir von seinen mehr historischen Werken absehen.

Von England begab sich Irwing nach Paris und von dort nach Spanien, einer Aufforderung des amerikanischen Gesandten daselbst, Alexander Everett, folgend, der ihm den Vorschlag machte, nach Madrid zu kommen und Navarete's „Reise des Columbus“ zu übersetzen. Er schrieb statt dessen selbst eine Biographie des Columbus. Sehr anregend waren weitere Reisen in Spanien und namentlich sein langer Aufenthalt in der Alhambra, dem wir sein poesiereichstes Werk, die Schilderung des altmaurischen Herrscherschlosses, verdanken. Außerdem verfaßte er eine Chronik der Eroberung Granadas.

Nach Neuyork zurückgekehrt, wurde Irwing festlich empfangen. An einem großen Festmahl ihm zu Ehren nahmen alle seine alten Freunde und die hervorragendsten Personen der Stadt theil. Er machte dann eine Reise durch den Norden und Süden der amerikanischen Freistaaten und in die Prairien. Dann beschloß er, sich an den Ufern des heimatlichen Stroms, des Hudson, anzusiedeln, baute sich ein Landhaus, dem er später den poetischen Namen „Sunnyside“ (Sonnenseite) gab:

Es wurde zu einem schmucken, malerischen Giebelgebäude mit so vielen Ecken und Winkeln wie ein dreieckiger Stülphut, um die Wände wanden sich wilde Rosen und Schlingpflanzen, und die Bäume, die Irwing dort pflanzte, umschatteten es später so, daß, wie er gewünscht hatte, es ein immer versteckterer Ruheplatz für seine alten Tage wurde.

Hier verfaßte er die „Astoria“, ein Werk, das seinen Namen dem reichen Kaufmann Astor und der von ihm gegründeten Colonie am Stillen Meer entlehnte, eingehende Aufklärung gab über alles Land jenseit der Rocky-Mountains und der Ufer des Columbiaflusses und auch die

Liebe, sondern nur ihr Costüm, durch das jenes oft genug entstellt wird.

Lord Byron's Biographie ist insofern eine dankbare Aufgabe für einen gewandten Erzähler, als sie sich wie ein Roman liest. Wie viele Autoren, d'Israeli, Willkomm, Oettinger u. a., haben Abschnitte aus Byron's Leben für die novellistische Behandlung benutzt. Elze erzählt gut und fließend; seine durch fleißige Quellenforschung unterstützte Wahrheitsliebe entkleidet freilich manchen Abschnitt in Byron's Leben seines novellistischen Reizes. Die Orgien von Newstead-Abbey werden auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt; dafür erfahren wir etwas von einer Jugendgeliebten Byron's, welche den Studenten in männlichem Anzuge begleitete. Auch über den mehr platonischen Neigungen zu Mary Duff, zu Margarethe Parker und zu Mary Ana Chaworth, von denen die letztere im Gemüth des Dichters die stärksten Wurzeln schlug, erhalten wir nähere Mittheilung. Die Reise nach dem Orient, Ehe und Ehescheidung, der Aufenthalt in der Schweiz und in Venedig, der Stadt der wildesten Liebesabenteuer des Dichters, das Verhältniß zu Teresa Guiccioli, die Rüstung für Griechenland und der Tod vor Missolunghi — das alles zieht vor unserer Seele in fesselnden Bildern vorüber, deren Umrisse zwar bekannt sind, die aber hier in so lebendiger Farbengebung einen neuen Reiz ausüben.

Kein größerer Gegensatz gegen Lord Byron als Washington Irwing, von dem uns Adolf Laun ein „Lebens- und Charakterbild" (Nr. 2) entwirft. Aus dem Bereich eines vulkanischen Charakters, einer an Eruptionen reichen Poesie treten wir in die mildeste Geistestemperatur; sokratische Seelenruhe, horazische Lebensweisheit lösen die himmelstürmenden Ergüsse eines Faust-Don Juan ab. Auch Washington Irwing ist ein Weltfahrer, aber kein Childe Harold, kein Enthusiast, kein Elegiker, sondern der Mann ruhiger Beobachtung, deren Resultate er mit feinsinnigem Humor und in warmer Schilderung der Welt mittheilt. Während freilich Byron's Werke noch in den weitesten Kreisen ihren poetischen Zauber ausüben, sind diejenigen von Washington Irwing, welche eine Zeit lang zu den literarischen Modeartikeln der europäischen Nationen gehörten, jetzt etwas in Verschollenheit gerathen. Die Zeit der „Skizzenbücher" ist vorüber — mindestens würde es heutzutage unmöglich sein, durch ein Skizzenbuch, sei es noch so geistreich und geschmackvoll abgefaßt, weitreichenden Ruhm zu erwerben.

Irwing's Schriften, sagt Laun in der Vorrede, gehören keiner bestimmten Kunstgattung an. Trotz seiner Beschränkung auf eine Mittelgattung zwischen Poesie und Prosa rief er doch eine neue Aera der amerikanischen Literatur hervor. Vor allem war er bahnbrechend in geschmackvollerer und anziehenderer Behandlung der Geschichte, und von ihm datirt die historische Kunst, in der die Amerikaner jetzt anerkanntermaßen mit den besten europäischen Historikern sich messen können. Ueber den Einfluß auf die Zeitgenossen sagt das einleitende Vorwort:

Washington Irwing und Cooper belehrten zuerst Europa darüber, daß es eine amerikanische Literatur gäbe, oder daß eine solche wenigstens im Entstehen begriffen sei. Beide wurden vor einigen Decennien viel bei uns gelesen; in Cooper sah man den amerikanischen Walter Scott und erfreute sich an seinen Schilderungen einer uns neuen, transatlantischen Welt. Irwing's frühere Schriften fielen in die Zeit des Nachklangs der romantischen Schule und kamen mit ihren märchenhaften, phantastischen und sentimentalen Stoffen unserer damaligen Geschmacksrichtung entgegen, während die genreartige, realistische Darstellung mit humoristischem Beigeschmack gleichfalls dem dafür sich entwickelnden Sinn entsprach. Irwing war eine Zeit lang fast so populär bei uns wie Walter Scott, sein „Skizzenbuch" besonders war in aller Händen, und jeder von uns, der damals jung war, erinnert sich, mit welcher Wonne er die wundersame Geschichte des schläfrigen Rip van Winkle gelesen. Irwing hat nicht wie Walter Scott eine Schule gestiftet und eine neue Gattung geschaffen. Er war der Fortentwickler der ältern englischen humoristischen Weise, hat dieselbe aber mit neuen romantischen Elementen versetzt und ist dadurch ein Vorgänger jüngerer Humoristen, wenigstens in England geworden. Auf Dickens, der ihn bald auch bei uns verdrängte, hat er einen unverkennbaren Einfluß geübt.

Laun bekennt, daß es weniger der große Schriftsteller Irwing als der liebenswürdige Mensch gewesen sei, der ihn zum Entwurf des vorliegenden Lebensbildes veranlaßt habe. Im Vergleich mit Lord Byron's Leben ist dasjenige Irwing's arm an Abenteuern, an effectvollen Situationen, an spannenden Krisen; es ist ein eigentliches Schriftstellerleben, in welchem nur ein diplomatisches Intermezzo eine interessante Unterbrechung bewirkt. Doch ist der Autor vielfach mit hervorragenden Zeitgenossen in Berührung gekommen, er hat sie scharf beobachtet und treffend geschildert. Zahlreiche Stellen aus Irwing's Briefen zeigen ein mildes und doch richtiges Urtheil. So liest sich diese gutgeschriebene Biographie, der wir dieselbe maßvolle Haltung und Schätzung des dargestellten Autors nachrühmen müssen wie der Elze'schen Biographie Byron's, recht angenehm und ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntniß einer literarischen und politischen Epoche, deren Ausläufer noch vielfach in die Gegenwart hineinreichen.

Washington Irwing war am 3. April 1783 in Newyork geboren und zeigte schon früh eine scharfe Beobachtungsgabe für das Komische sowie große Vorliebe für die Lektüre von Reisebeschreibungen:

Wie früh er sich schon verliebt hat, zeigt folgendes komisches Ereigniß: Bei einer Schultheater-Aufführung wurde ihm, dem Zehnjährigen, die Rolle des Juba in Addison's „Cato" zutheil. Er war gerade hinter der Coulisse mit dem Verspeisen eines Honigkuchens beschäftigt, als sein Stichwort ihn auf die Bühne rief, um eine Rede zu halten, die aus dem mit der braunen, klebrigen Materie gefüllten Munde nicht eher herauswollte, als bis er letztere zum Gelächter des Publikums herausgezogen hatte. Dies Unglück verhinderte ihn aber nicht, sich in ein großes Mädchen, welches die Marcia spielte, zu verlieben; die Eröffnungen, die er ihr machte, wurden jedoch mit der Bemerkung, „er sei zu klein", zurückgewiesen; das dämpfte seine Glut. „Ich entsagte", so erzählt er, „meiner großen Geliebten und kehrte zu meinem Honigkuchen zurück."

Sehr früh begann Irwing zu dichten und zu schriftstellern, auch seine Versuche anonym drucken zu lassen. Mit dem vier Jahre ältern Paulding arbeitete er an einem Stücke, das auch wirklich zur Aufführung kam. Merkwürdigerweise ist Irwing auf die dramatische Production nie wieder zurückgekommen. Mit dem sechzehnten Jahre galt seine Erziehung für vollendet, er kam als Schreiber zu einem Advocaten. Einige Ausflüge an den Hudson- und Lorenzfluß brachten angenehme Abwechselung in die eintönige, poetisch nicht anregende Thätigkeit. Inzwischen schrieb Irwing eine Reihe humoristischer Artikel

für die neuyorker „Morning Chronicle", die viel Aufsehen machten und später, ohne sein Wissen und Wollen, als „Old-style Papers" herausgegeben wurden. Ein Brustleiden veranlaßte ihn zu einer Reise nach dem Süden Europas; er besuchte Italien und England und kam gesund nach Amerika zurück, wo er alsbald als selbständiger Advocat auftrat und drollige Beiträge zur Zeitschrift „Salmagundi" gab. Eine Jugendliebe zu einem anmuthigen und geistvollen Mädchen, Mathilde Hoffmann, war die einzige derartige Episode in Irving's Leben, welche bekannt geworden ist; er blieb zeitlebens ein Junggeselle und wahrte der frühverstorbenen Geliebten eine rührende Anhänglichkeit.

Irving's erstes größeres Werk war „Knickerbocker's humoristische Geschichte von Neuyork." Dies lustigste und witzigste Werk des Dichters ist in Europa am wenigsten bekannt:

Die erste Anregung zu diesem Werke, das er mit seinem Bruder Peter, der aus Europa nach einjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war, entwarf, war der lustige Einfall: Dr. Samuel Mitchel's „Gemälde von Neuyork", das soeben erschienen war, ins Burleske zu ziehen. Zu diesem Zwecke sammelten die beiden Brüder eine gewaltige Masse gelehrter Notizen, um mit jenem Werke, das mit den „Aborigenes" begann, zu wetteifern. Sie begannen deshalb mit der Erschaffung der Welt, wie ja auch unsere Städtechroniken thun, gaben dann eine Beschreibung der Erde, sprachen von Noah und seinen drei Söhnen, der ein unverzeihliches Versehen darin beging, daß er keine vier hatte, von der Entdeckung Amerikas und behandelten die Frage der ersten Bevölkerung desselben u. s. w.; sie entfalteten dabei eine fabelhafte Gelehrsamkeit mit Citaten aus allen möglichen alten und neuen Schriftstellern, natürlich alles nur zum Spaß, etwa in der Art wie Sterne seine Gelehrsamkeit zum besten gibt.

An dem Kriege gegen England 1813—15 betheiligte sich Irving als Stabsoffizier und Oberst, ohne besondere Gelegenheit zu militärischer Auszeichnung zu finden, wohl aber zu allerlei ernsten und humoristischen Betrachtungen. In dem Jahre 1815 unternahm Irving seine zweite Reise nach Europa, wo er siebzehn lange Jahre verweilte. Dieser Aufenthalt wird uns von Laun in einer Reihe von Kapiteln geschildert, welche durch interessante Stellen aus Irving's Briefen ihre eigentliche Würze erhalten. Von allen Persönlichkeiten, mit denen Irving zusammentraf, war ihm Walter Scott am meisten sympathisch; auch dieser nennt Irving's Bekanntschaft die beste und angenehmste, die er seit langer Zeit gemacht habe. Irving schreibt über Scott an seinen Bruder Peter:

Was Scott anbetrifft, so kann ich meine Freude über seinen Charakter und sein Wesen gar nicht ausdrücken, er ist ein alter, echter, goldherziger, würdiger Mann, voll jugendlicher Fröhlichkeit, mit einer Phantasie, die immer neue Bilder vorführt, und von einer Einfachheit des Benehmens, die sogleich macht, daß man sich bei ihm zu Hause fühlt. Es war mir eine Freude, zu sehen wie er mit seiner Familie, seinen Nachbarn, seinen Bedienten, ja mit seinen Katzen und Hunden umging; alles, was unter seinen Einfluß kommt, scheint von dem Sonnenschein, der um sein Herz spielt, berührt zu werden. Ich war mit Scott vom Morgen bis zum Abend zusammen, wir wandelten durch Berg und Thal, und jeder Punkt rief in ihm eine alte Geschichte oder eine malerische Bemerkung hervor. Es ist ein wahres Idyll, Scott und seine Hausgenossenschaft abends versammelt zu sehen. Die Hunde liegen am Feuer ausgestreckt, die Katze kauert auf einem Stuhl, Frau Scott und die Mädchen nähen, und Scott liest entweder eine alte Romanze vor oder erzählt eine Grenzgeschichte. Mitunter singt auch Sophia, die älteste der beiden Töchter, die im Minstrelgesang ebenso bewandert ist wie ihr Vater.

Die genauere Schilderung findet man in Irving's bekannter Schrift: „Abbotsford and Newstead-Abbey." Großes Aufsehen machte „Gottfried Crayon's Skizzenbuch". Laun sagt hierüber:

Die Gattung der humoristischen, miscellenartigen Essays, zu denen es gehörte, war seit Addison, Steele, Swift, Sterne und Goldsmith nichts Neues, und es ließ sich leicht erkennen, daß Irving sich nach ihnen gebildet hatte, wenn auch die Art seines Humors und seiner Darstellungsweise eine andere war. Es ist wol anzunehmen, daß die Schilderungen Englands, englischen Lebens, englischer Sitten und englischer Charaktere, wie sie sich im Auge eines Fremden und noch dazu eines Kindes der Neuen Welt spiegeln, für John Bull etwas Anziehendes hatten, zumal die Skizzen mit so milden Strichen und so gedämpften Farben gemalt waren, daß er nicht dadurch verletzt werden konnte. Der liebenswürdige, fast zu bescheidene Ton, der anmuthige Stil, die Reinheit und Eleganz der Sprache gewannen zum voraus und ließen die stellenweisen Schwächen des hier und da leichten und gewöhnlichen Buchs, eine gewisse weichliche Sentimentalität, Breite und Zerflossenheit, einen weniger frischen und kräftigen Humor, als er in seinen frühern Schriften gezeigt, und eine mangelnde Tiefe und Schärfe der Charakteristik, in der ihn Dickens später übertreffen sollte, übersehen. Vor allem aber litt das Buch infolge des periodischen Erscheinens an Abrundung und Einheit; die verschiedenen Skizzen sind gar zu bunt durcheinandergewürfelt und entbehren des leitenden Fadens, wie er sich in seinem nächsten Werke „Bracebridge Hall" doch bis zu einem gewissen Grade zeigt.

Diese Charakteristik ist fast erschöpfend für Irving's Productionsweise, sobald wir von seinen mehr historischen Werken absehen.

Von England begab sich Irving nach Paris und von dort nach Spanien, einer Aufforderung des amerikanischen Gesandten daselbst, Alexander Everett, folgend, der ihm den Vorschlag machte, nach Madrid zu kommen und Navarete's „Reise des Columbus" zu übersetzen. Er schrieb statt dessen selbst eine Biographie des Columbus. Sehr anregend waren weitere Reisen in Spanien und namentlich sein langer Aufenthalt in der Alhambra, dem wir sein poesiereichstes Werk, die Schilderung des altmaurischen Herrscherschlosses, verdanken. Außerdem verfaßte er eine Chronik der Eroberung Granadas.

Nach Neuyork zurückgekehrt, wurde Irving festlich empfangen. An einem großen Festmahl ihm zu Ehren nahmen alle seine alten Freunde und die hervorragendsten Personen der Stadt theil. Er machte dann eine Reise durch den Norden und Süden der amerikanischen Freistaaten und in die Prairien. Dann beschloß er, sich an den Ufern des heimatlichen Stroms, des Hudson, anzusiedeln, baute sich ein Landhaus, dem er später den poetischen Namen „Sunnyside" (Sonnenseite) gab:

Es wurde zu einem schmucken, malerischen Giebelgebäude mit so vielen Ecken und Winkeln wie ein dreieckiger Stülphut, um die Wände wanden sich wilde Rosen und Schlingpflanzen, und die Bäume, die Irving dort pflanzte, umschatteten es später so, daß, wie er gewünscht hatte, es ein immer versteckterer Ruheplatz für seine alten Tage wurde.

Hier verfaßte er die „Astoria", ein Werk, das seinen Namen dem reichen Kaufmann Astor und der von ihm gegründeten Colonie am Stillen Meer entlehnte, eingehende Aufklärung gab über alles Land jenseit der Rocky-Mountains und der Ufer des Columbiaflusses und auch die

wunderbaren Abenteuer der Colonie zu Land und Meer erzählte:

Das Werk gibt zugleich eine reiche Charakteristik der Theilnehmer und Anführer dieser beiden Expeditionen, der Trappers, Jäger, Pelzhändler und indianischen Krieger, ihrer Eigenthümlichkeiten, Sitten und Costüme und eine anschauliche Beschreibung der großartigen landschaftlichen Scenerie, der Pflanzen und Thiere u. s. w., kurz, es hat das erreicht, was Irwing sich vorgesetzt hatte, es ist bei aller durchgeführten historischen Darlegung und genetischen Entwickelung der Ereignisse zugleich ein unterhaltendes Lesebuch für ein gebildetes Publikum.

Das Stilleben auf Sunnyside wurde durch manchen interessanten Besuch unterbrochen, wie z. B. den des Prinzen Ludwig Napoleon, der, nach dem strasburger Attentat, einige Monate lang Staatsgefangener auf einem französischen Kriegsschiff gewesen und im Frühling 1837 in Norfolk an der virginischen Küste in Freiheit gesetzt worden war. Irwing, der sich für den Gast und dessen eigenthümliche Lage interessirte, war sehr freundlich gegen ihn, fand ihn aber äußerst schweigsam. Ueber den Staatsstreich sprach sich Irwing später sehr günstig aus, während er aus den Erinnerungen seines zweiten spanischen Aufenthalts das Bild der Kaiserin und ihrer Familie sich heraufbeschwor:

Ich glaube, ich habe dir erzählt, daß ich den Großvater der Kaiserin gekannt habe, den alten Kirkpatrick, der amerikanischer Consul in Malaga war. Ich brachte einen Abend in seinem Hause zu, nahe bei Adra an der Küste des Mittelländischen Meeres. Einige Zeit darauf war ich im Hause seines Schwiegersohns, des Grafen Teba in Granada, eines höflichen, intelligenten Mannes, der im Kriege viele Wunden davongetragen, ein Auge verloren hatte und an Hand und Bein gelähmt war. Seine Frau war abwesend, aber er hatte mehrere kleinere Töchter um sich. Die jüngste derselben muß die jetzige Kaiserin gewesen sein. Mehrere Jahre darauf wurde ich in Madrid zu einem großen Ball im Hause der Gräfin Montijo, einer der tonangebenden Damen, eingeladen. Als ich ihr meine Verbeugung machte, war ich erstaunt, von ihr wie ein alter Freund empfangen zu werden. Sie berief sich auf meine Bekanntschaft mit ihrem verstorbenen Gemahl, dem Grafen Teba, später Marquis Montijo, der, wie sie sagte, oft mit großer Wärme von mir gesprochen habe, und führte mich dann zu den Mädchen, die ich in Granada gekannt hatte und die nun fashionable Schönheiten in Madrid waren. Darauf kam ich öfter in ihr Haus, eines der lustigsten der Hauptstadt. Die Gräfin und ihre Töchter sprachen englisch. Die älteste Tochter verheirathete sich in Madrid (Irwing's Gegenwart bei der Hochzeit wurde schon erwähnt) mit dem Herzog von Alba und Berwick, die jüngste sitzt nun auf dem Throne von Frankreich.

Er knüpft gleich darauf an diese Erinnerungen noch die folgenden Bemerkungen:

Ludwig Napoleon und Eugenie Montijo, Kaiser und Kaiserin von Frankreich! Den einen habe ich als Gast in Sunnyside gehabt, die andere habe ich als Kind auf den Knien geschaukelt! Das scheint doch der Höhepunkt des Dramas zu sein, welches sich während meiner Lebenszeit in Paris abgespielt hat. Ich habe öfter geglaubt, der jedesmalige Theatercoup sei der letzte, den ich zu erleben hätte, aber es folgte immer ein noch überraschenderer darauf; was wird nun der nächste sein, wer kann es ahnen! Als ich Eugenie Montijo zuletzt in Madrid sah, war sie eine der Ballköniginnen, und sie mit ihrem lustigen Kreise riß mir meine junge reizende Freundin, die schöne hochgebildete N., in ihre modischen Zerstreuungen mit fort. Jetzt sitzt Eugenie auf dem Thron, und ihre Freundin, die N., hat sich freiwillig in ein Kloster von der strengsten Regel begeben. Die arme N.! Vielleicht ist jedoch ihr Los schließlich das glücklichere von beiden. Die Stürme sind für sie vorüber, und sie ist in Ruhe, die andere von einer See, die wegen ihrer Schiffbrüche übel berüchtigt ist, an eine Küste geworfen, von der es keine Heimkehr gibt. Werde ich noch lange genug leben, um die Katastrophe ihrer Laufbahn und das Ende dieses plötzlich heraufbeschworenen Kaiserthums zu sehen, das aus solchem Stoff zu sein scheint, aus dem die Träume gewoben werden? Ich gestehe, daß meine persönliche Bekanntschaft mit den Personen, die in diesem historischen Roman figuriren, mein Interesse daran bedeutend erhöht, aber ihr Los scheint mir voll Unbeständigkeit und Gefahr und zu so abenteuerlichem Schicksalswechsel bestimmt zu sein, wie sie in Alexander Dumas' Romanen vorkommen.

Der zweite spanische Aufenthalt, den wir erwähnten, wurde veranlaßt durch die Ernennung Irwing's zum Gesandten in Spanien 1841. Er gerieth hier in eine Epoche politischer Bewegung, der Revolutionen, Militärrevolten, Cabinetsintriguen, welche uns von Laun, zum Theil nach Irwing's Aufzeichnungen, recht lebendig dargestellt wird. Espartero, Narvaez und andere spanische Staatsmänner stehen im Mittelpunkt des Gemäldes. Im Jahre 1846 kehrte Irwing von seinem Posten in die Idylle von Sunnyside zurück, wo er bis zu seinem Tode 1859 lebte und noch die fünf Bände seiner Biographie Washington's vollendete. Eine milde Beleuchtung ruht auf diesen letzten Lebensjahren:

O holde Einsamkeit, du Freundin des zur Neige gehenden Lebens! Wie glücklich ist mein Los gewesen, daß ich es so vollkommen habe genießen können, daß sich das, was ich mir als bloßes Phantasiebild ausmalte, realisirt hat! Könntest du doch das kleine Sunnyside in dieser Jahreszeit sehen! Es ist schöner denn je, die Bäume, die Sträucher, die rankenden Weinstöcke üppiger denn je. Nie hörte ich so viele Vögel in meinen Gebüschen singen, und immer sind Kolibris unter meinen Fenstern hinter dem Geißblatt und den es überhangenden Schlinggewächsen.

Die Charakteristik, die Laun von dem Schriftsteller Irwing entwirft, ist durchaus zutreffend und frei von Uebertreibungen, die ganze Schrift überhaupt durch schlichte und doch graziöse Haltung eine ansprechende Lektüre.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Rußland und die deutschen Ostseeprovinzen.

(Beschluß aus Nr. 30.)

7. Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
8. Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen von F. Bienemann. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
9. Bürgerthum und Bureaukratie. Vier Kapitel aus der neuesten livländischen Geschichte von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben am Anfange dieses Aufsatzes darauf aufmerksam gemacht, daß das russische Volk aus seiner Mitte keinen Mittelstand hervorgebracht hat und daß deshalb im eigentlichen Rußland auch keine Städte im westeuropäischen Sinne vorhanden sind: „Es sind Residenzen, Häfen, Dörfer, ihre Bürger sind keine Bürger", sagt Schirren. Im Gegensatz dazu besitzt das Baltenland seit dem Anfang seiner deutschen Besiedelung einen kräftigen Bürgerstand in mehr oder weniger selbständigen, mauerumschlossenen Städten. Mehrere von diesen, namentlich Riga, Dorpat, Reval und Narwa, nahmen im Hansabunde eine geachtete und zum Theil mächtige Stellung ein. Riga hat vermöge der natürlichen Vortheile seiner Lage niemals alle Bedeutung als deutsche Handelsstadt verloren; dagegen haben Narwa und Dorpat nach mehrmaligen, vollständigen Zerstörungen durch die Russen längere Zeit ihr Dasein nur kümmerlich gefristet, bis in den letzten Jahrzehnten das erstere durch seine Großindustrie und das letztere als Sitz der baltischen Hochschule sich wieder mehr und mehr aufgeschwungen hat. Reval, welches niemals so mächtig als Riga, aber dennoch lange Zeit die bedeutendste Stadt nördlich von diesem gewesen ist, kann seit der Erbauung von Petersburg die Concurrenz dieser Reichshauptstadt nicht bestehen und nicht wieder zu Kräften kommen.

In den drei obengenannten Werken von Eckardt und Bienemann werden uns theils Abrisse der gesammten Geschichte, theils ausführliche Erzählungen aus Perioden der drei bedeutendsten von den vier genannten Städten Livlands und Estlands mitgetheilt. Aus Eckardt's „Baltischen und russischen Culturstudien" (Nr. 7), einer Sammlung von Aufsätzen über die verschiedensten Gegenstände auf russischem und baltischem Gebiet, beachten wir hier zunächst den Geschichtsabriß von Dorpat. Diese malerisch auf Anhöhen am Embach, unweit des Peipussees gelegene Stadt gibt in ihrer Geschichte im verkleinerten Maßstab ein Spiegelbild von der Geschichte des ganzen Landes. Etwas abweichend ist der Ursprung des deutschen Dorpat von demjenigen anderer deutschen Städte Altlivlands dadurch, daß vor seiner Gründung an der Stelle nicht eine Wohnstätte der Urbewohner, sondern die Raubburg eines russischen Großen gestanden hat, durch welche die umwohnenden Esten in Tributpflichtigkeit und Unterwürfigkeit gehalten wurden. Von Einführung des Christenthums oder irgendwelcher Cultur war nicht die Rede; dennoch gründete sich hierauf der Anspruch Iwan's I., sowie Iwan's II. im 16. Jahrhundert, auf den Besitz oder wenigstens die Tributpflichtigkeit der Stadt und der Umgegend. Jener russische Bojar Wjäczko wurde im Jahre 1223 von den Schwertrittern aus Jurjew, so hieß das Raubnest, vertrieben und die Feste verbrannt. An deren Stelle gründete der Landesherr, Erzbischof von Riga, eben die Stadt Dorpat. Sie wurde zum Sitz eines Suffraganbischofs gemacht und blühte rasch auf, indem man einen großen Theil des Handels des nördlichen Rußland nach ihr über den Peipussee leitete. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bricht die Glanzepoche Dorpats an.

Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, die Zahl der Gebäude u. dgl. besitzen wir aus der bischöflichen Zeit keine genauern Angaben. „Eine Vorstellung von denselben kann man sich aber danach machen, daß ein Chronist behaupten konnte, eine einzige Seuche habe in Dorpat 15600 Menschen hingerafft, und daß sich noch am Anfang des 17. Jahrhunderts, nachdem Dorpat bereits von der Höhe seiner Bedeutung herabzusteigen begonnen hat, elf Kirchen nachweisen ließen."

Wie das rasche Aufblühen, so hatten Stadt und Bisthum Dorpat auch die innern Zwistigkeiten und Kämpfe mit Altlivland gemein, von dem sie von Anfang an die besten Kräfte aufzehrten:

> Aber das Gericht über die hadernden Fürsten und Stände Livlands blieb nicht aus: Iwan Wassiljewitsch III., den die Russen den Großen oder auch den Sammler (Sobiratelj, d. h. denjenigen, der die Theilfürstenthümer sammelte) nannten, hatte das Mongolenjoch gebrochen, die Einheit der russischen Monarchie begründet, die Macht der stolzen Republik Nowgorod für immer zerstört und zog mit großer Heeresmacht heran, den durch innern Hader ohnmächtig gewordenen livländischen Bundesstaat zu vernichten. Rauchende Trümmer bezeichneten seinen Weg, und das Bisthum Dorpat, das noch im Jahre 1487 den Landmeister Borch bei einer Unternehmung gegen die Russen schmählich im Stich gelassen hatte, war der am meisten beschädigte, am schwersten bedrohte Theil des Bundesstaats. Nur der Muth und die weise Politik des großen Plettenberg wandten das Unheil noch einmal ab. Er stellte den Frieden innerhalb des Landes her und schlug die russischen Heere in zwei blutigen Schlachten, 1501 vor Fellin, 1502 bei Pleskau.

Der funfzigjährige Frieden, den Plettenberg schloß, wurde jedoch mit einem Tribut, welchen das Bisthum Dorpat an den Zaren leisten sollte, erkauft. Es ist ein viel und oft ausgesprochener Vorwurf, den man Plettenberg und den Altlivländern mit Recht macht, daß sie diese lange Zeit der Ruhe nicht zur Herstellung einer festen politischen Organisation und der Wehrfähigkeit des Landes nach außen benutzt haben. Indeß zog dasselbe daraus doch einen Vortheil, der in ihm die Herrschaft des deutschen Geistes auf unabsehbare Zeit sicherte und auch heute den Hauptstützpunkt des Deutschthums gegen die andrängende Russificirung bildet — wir meinen die Einführung der Kirchenverbesserung. Dorpat verdankt sie hauptsächlich dem schwäbischen Kürschner Melchior Hofmann. Im übrigen dauerte die Zersplitterung des Landes in einzelne Fürstenthümer und Städte fort, und es wurden nicht unerhebliche Fehden zwischen diesen mittelalterlichen Gemeinwesen geführt. Inzwischen war auf den Thron von Moskau der furchtbare Tyrann Iwan der Schreckliche gekommen; er verlangte im Jahre 1555 den Tribut der

Dorpater, den sogenannten Glaubenszins, der ihm schon lange vorenthalten worden war, und als man ihm denselben versprach, aber das Wort nicht hielt, fiel er im Jahre 1557 mit einer russisch-tatarischen ungeheuern Horde in das Stift und hauste darin in einer seines Namens würdigen Weise. Im Jahre 1558 unterlag die Stadt selbst nach einer kurzen Belagerung der Gewalt der Barbaren. Die Capitulation wurde nicht gehalten, vielmehr würgten die blutgierigen Rotten die Bürgerschaft fast bis auf den letzten Mann ab. Der Krieg, der das unglückliche Land zerfleischte, blieb nicht auf die Russen beschränkt, vielmehr wurde Altlivland der Tummelplatz des Kriegsvolks aller nordischen Staaten, der Polen und Litauer, der Schweden und Dänen, neben den Moskowitern. Im Jahre 1561 unterwarf sich der Haupttheil des Landes, das heutige Livland, der Herrschaft des Königs von Polen, während der letzte Landmeister, Gotthardt Kettler, das heutige Kurland als erbliches Herzogthum behielt und Estland den König von Schweden zu seinem Schutzherrn wählte, die Insel Oesel aber von einem dänischen Prinzen als erbliches Fürstenthum erworben wurde. Erst im Jahre 1582 gelang es den Polen, die Russen aus Dorpat zu vertreiben. Indeß wurde dadurch keineswegs für die Stadt eine bessere Zeit herbeigeführt, sondern mit dem polnischen Heere zogen zugleich die Jesuiten ein und begannen sofort die furchtbarsten Glaubensbedrückungen und Verfolgungen. Daß die Stadt bei solcher Wirthschaft größtentheils wüst liegen blieb, läßt sich denken; um das Jahr 1606 befanden sich dort nur etwa 30 Bürger. An äußern Feinden fehlte es auch nicht; mit kurzen Unterbrechungen wütheten Kriege mit den Schweden, Russen und Dänen während der ganzen Zeit der polnischen Herrschaft. Dazu traten noch wiederholte Feuersbrünste, welche die ganze Stadt in Asche legten. Ein furchtbares Schicksal, aber nicht wesentlich unterschieden von demjenigen des ganzen Landes. Endlich im Jahre 1626 wurde man die argen Bedrücker los; Gustav Adolf befreite das ganze Land und mit ihm diese unglückliche Stadt. Unter schwedischer Herrschaft erfreute man sich im ganzen eines geordneten Staatslebens und in der letzten Zeit auch eines dauerhaftern Friedens. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts fand dieser wieder ein Ende und es begann eine neue Zeit des Russenschreckens. Der Zar Peter, später der Große genannt, hatte sich mit den Königen von Polen und Dänemark vereinigt, um gemeinsam über das schwedische Reich herzufallen und es seiner werthvollsten Provinzen zu berauben. Der junge König Karl XII. von Schweden schlug zwar nacheinander die Dänen, die Russen, die Polen und Sachsen aufs Haupt, erlag aber zuletzt der Uebermacht. Während er in Südrußland gegen Peter operirte, fiel der Zar in Livland und Estland ein und ließ es auf eine entsetzliche Weise verheeren, indem die Bewohner zum Theil nach dem Innern von Rußland getrieben, zum Theil mit kaltem Blut ermordet wurden. Dorpat wurde im Jahre 1705 eingenommen und im Jahre 1708 zum größten Theil zerstört, die Bürgerschaft in das Innere von Rußland geschleppt. Indeß änderte sich das Verfahren Peter's gegen die beiden Herzogthümer: er entschloß sich, sie für sich zu behalten und nicht, wie in den ersten Verträgen mit dem König August von Polen abgemacht war, sie an diesen auszuliefern; somit lag keine Veranlassung mehr vor, sie zu verheeren. Als keine Aussicht mehr zu einer Wiedereroberung durch die Schweden vorhanden war, erhielten die dorpater Bürger, so viel ihrer noch übrig waren, die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt; es war im Jahre 1714. Dem traurigen Dahinsiechen des städtischen Lebens wurde erst 1802 dadurch gründlich Einhalt gethan, daß in Dorpat die baltische Hochschule errichtet wurde, welche die Stände der drei Provinzen seit deren Vereinigung mit Rußland mit Anstrengung und Ausdauer erstrebt und unter bedeutenden Opfern von Alexander I. endlich erlangt hatten.

Nicht im gleichen Maße wie Dorpat gibt uns die Geschichte von Reval, wie sie uns aus Bienemann's „Aus baltischer Vorzeit" (Nr. 8) in einzelnen Bildern entgegentritt, ein Spiegelbild der Geschichte der gesammten Ostseeprovinzen. Schon daß Reval nicht von Deutschen, sondern von Dänen (1224) — wol der einzige Fall dieser Art — gegründet worden ist, bildet eine Eigenthümlichkeit der Stadt. Sie hat, während Livland und Kurland bis zum Verfall des Ordensstaats (1561) ununterbrochen unter deutscher Herrschaft standen, zweimal im Laufe des 13. Jahrhunderts in Gemeinschaft mit dem Herzogthum Estland zur dänischen Monarchie gehört, wenn auch die Bürgerschaft der Stadt und die Ritterschaft des Landes niemals überwiegend dänisch, sondern vielmehr deutsch gewesen sind. Abweichend von Dorpat ist Reval auch niemals von feindlicher Macht, am wenigsten unter so schrecklichen Umständen wie jene Schwesterstadt eingenommen worden, was seinen Grund in der natürlichen Festigkeit des Platzes hat. Ein einziges mal capitulirte Reval mit dem Belagerungsheer, es war im Jahre 1710; die Capitulation war aber zugleich ein Friedens- und Unterwerfungsvertrag, welcher abgeschlossen wurde, nachdem schon ganz Livland sich demselben Feinde ergeben hatte und dieser, der Zar Peter der Große, bei der völligen Ohnmacht der bisherigen Schutzmacht Schweden sich selbst schon nicht mehr als Feind, sondern als Schutzherrn der beiden Herzogthümer betrachtete.

Im weitern glücklichen Gegensatz zu Dorpat ist die estländische Stadt auch nicht von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht worden, was wol der massiven, feuerfesten Bauart der dortigen Gebäude zuzuschreiben ist. Derselbe Kalkfelsen, welcher der Stadt eine so unüberwindliche Festigkeit gibt, bietet ihr auch den vortrefflichen, dauerhaften Baustoff für ihre Bürgerhäuser, die unverändert zum Theil seit 5—600 Jahren der Gegenwart erhalten sind. Der größte Theil der Stadt trägt den Charakter der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bienemann sagt:

> Das war die Zeit Adam Kraft's, Dürer's, Peter Vischer's, da die Formvollendung der italienischen Künstler auch auf die Werke der deutschen Meister einwirkte, da die äußerste Spätgothik von Motiven, die der Renaissance entnommen waren, durchdrungen wurde. Wir sind hier in unserer Architektur nicht über den Stil des 14. Jahrhunderts hinausgekommen. Nur der lichte Chor von St.-Olai zeigt die Structur der Spätgothik, wie sie im 15. Jahrhundert sich Bahn gebrochen. Die Formen derselben treten zuerst in Hans Paul's Gedächtnißmahl vom Jahre 1513 an der Außenwand der erwähnten Kirche auf; sie waren entschieden hier das Neueste, denn sie kehren nur noch

1539 am Wappenschilde des großen Strandthors wieder. Um ein Jahrhundert etwa ist das Denkmal zurückgeblieben.

Zur Charakteristik unsers Schriftstellers bemerken wir, daß uns aus seinem Werke ein Geist der Vaterlandsliebe, des deutschen Nationalgefühls und des Mannesmuthes entgegenweht, wie wir zu unserer Freude aus den Ostseeprovinzen mehr als aus irgendeinem andern deutschen Gebiet in fast allen öffentlichen Aeußerungen bemerken, und worauf wir die zuversichtliche Hoffnung bauen, daß diese alten deutschen Lande unserer Nation nimmer durch die Slawen entfremdet werden können. Wenn wir bedenken, daß diese „Sechs Vorträge" von Bienemann wirklich in Reval gehalten worden sind, während vielleicht die russischen Trommeln seine Worte unterbrachen, sowie Fichte im Jahre 1811 zu Berlin von französischen Trommeln bei seinen „Reden an die deutsche Nation" gestört wurde, so werden wir einigermaßen an dieses zündende, gewaltige Werk und seinen großen Meister erinnert, wenn wir in Bienemann's Vorträgen auf Stellen stoßen wie diejenige, wo er Deutschland — also nicht Rußland — das „Vaterland" der Balten nennt, eine Aufstellung, welche von den Russen einstimmig als Landesverrath angesehen wird. Es dürfte wol kein Fehlschluß sein, wenn wir nach dem vorliegenden Geschichtswerk den Charakter der baltischen Tagespresse beurtheilen, da Bienemann, bis Ende 1869 Oberlehrer am Gymnasium in Reval, seitdem Redacteur der „Revalschen Zeitung" geworden ist.

Von der größten und wichtigsten Stadt der sämmtlichen drei Ostseeprovinzen, von Riga, bieten die uns vorliegenden Werke nicht wie von den beiden vorerwähnten Schwesterstädten eine Uebersicht der ganzen Geschichte, auch nicht die allerkürzeste; es sind vielmehr nur vier Episoden aus der neuesten Zeit, welche uns Eckardt in „Bürgerthum und Bureaukratie" (Nr. 9) in Aufzeichnungen von Zeitgenossen vorführt. Er hat dieselben unverändert veröffentlicht, sie jedoch mit erläuternden Einleitungen versehen. Die Bureaukratie, mit welcher es die Rigaer zu thun und welche sie meistentheils zu bekämpfen hatten, ist selbstverständlich die russische. In das Vorhandensein und das Fehlen einer solchen, als der mächtigsten Volksklasse, setzte Eckardt den wesentlichsten Unterschied der politisch-socialen Zustände des eigentlichen Rußland und der deutschen Ostseeprovinzen, während andererseits dort wieder ein Mittelstand fehlt und hier vorhanden ist. Mit Recht verwirft er, als Unterscheidungsmerkmal, die Machtstellung, welche die baltische Ritterschaft den übrigen Ständen gegenüber hier einnimmt, denn der baltische Adel besitze allerdings eine seltene politische Macht, dieselbe finde aber nicht blos in der russischen höhern Bureaukratie, sondern auch in den größern Städten und ihren intelligenten Bürgerschaften ihre entschiedene Begrenzung, während der russische Adel in Innerrußland mit der Bureaukratie ziemlich in eins zusammenfalle, fast unumschränkte Macht ausübe. Einen Hauptanlaß zu den Conflicten der russischen Regierung mit den Herzogthümern findet Eckardt in der Eigenthümlichkeit der Bureaukratie, daß sie jedes selbständige Leben neben sich haßt und verfolgt. In neuerer Zeit hat man von der Düna und dem Peipussee hauptsächlich nur von Kämpfen zwischen der Ritterschaft und ihren Organen einerseits und der russischen Regierung und der russischen Nationalpartei andererseits gehört. Die Städte des Baltenlandes sind aber deswegen durchaus nicht von Anfechtungen seitens der letztern freigeblieben. Vorfälle der Art sind der Gegenstand der Eckardt'schen Veröffentlichungen.

Der letzte derselben fand unter dem berüchtigten Generalgouverneur Golowin statt, welcher allem Deutschen mit Einschluß des Protestantismus den Tod geschworen hatte, und unter dem die betrügerischen Bekehrungen von 80000 livländischen Esten und Letten vor sich gingen. Auch Riga blieb nicht unangefochten:

Während das Land noch unter dem Drucke der kirchlichen und agrarischen Wirren und unter dem Eindruck der neuen Schreckensnachricht stand, daß in Petersburg die Aufhebung der Universität Dorpat vorbereitet werde, begannen die Tage jener aus Beamten des Ministeriums des Innern zusammengesetzten Revisionscommission, welche (nach der treffenden Bezeichnung des Grafen P. D. Kisselew) „vor Riga zog", d. h. die überkommenen deutschen Lebensformen auch hier zu Falle bringen wollte. Es war direct darauf abgesehen, alles, was sich von Misbräuchen und Uebelständen seit einem Vierteljahrhundert aufgesammelt hatte, mit „sittlicher Entrüstung" ans Tageslicht zu ziehen und im Namen der allgemeinen Wohlfahrt den Umsturz der alten Stadtverfassung und die Einführung einer „Duma" nach russischem Reichsmuster zu proclamiren. Als sei man in Feindesland und nicht in einer Provinz, deren Zustände, trotz aller Mängel, immer noch über denen der innern Gouvernements standen und deren Loyalität über allen Zweifel erhaben war, wurden alle bestehenden Autoritäten mit Mistrauen und Geringschätzung angesehen, die alten Corporationen wie Verschwörerbanden behandelt, die Zustände, die man vorfand, blos nach ihren Schattenseiten geprüft und die Regierten förmlich eingeladen, vorzubringen, was sie gegen die Regierenden auf dem Herzen hätten.

Alle diese Bemühungen, welche besonders von einem ritterschaftlichen Ueberläufer, von Stackelberg, und von einem rigaischen Verräther, Bürgermeister Timm, eifrig betrieben wurden, blieben jedoch in der Hauptsache ohne Erfolg; sie prallten machtlos an der Kraft der deutschen Institutionen und des wiedererwachten Bürgersinnes ab.

Zuletzt werden noch in dem Eckardt'schen Buche die Zustände bei den russischen Altgläubigen in Riga, nach den Aufzeichnungen eines russischen Beamten, der von einem ausnahmsweise wohlwollenden Minister zum Berichte darüber dorthin gesandt war, dargestellt. Diese Sektirer haben sich schon in vorrussischer Zeit vor den schweren Verfolgungen der orthodoxen Popen nach dieser deutschen Stadt geflüchtet und wurden von deren Rath menschenfreundlich aufgenommen und geschützt. Auch gegen die russischen Beamten und die hinter ihnen stehenden Pfaffen hat der Magistrat sie bis auf die Gegenwart immer möglichst in Schutz genommen, was dieselben ihm und überhaupt den Deutschen durch große Anhänglichkeit und Treue dankten. Indeß reichte dieser Schutz doch nicht aus, um sie unbehelligt zu erhalten, vielmehr versuchte man, sie durch allerhand Gewaltmaßregeln in die rechtgläubige Kirche zurückzuführen. Empörend ist es, daß ihnen wiederholentlich die Schulen gewaltsam entrissen und der Unterricht der Jugend in Privathäusern bei schweren Strafen verboten wurde. Man hat es dadurch erreicht, daß die Unglücklichen zum größten Theil sich in einem furchtbar verwahrlosten geistigen und sittlichen Zustande befinden. Wir bemerken hierbei, daß J. Eckardt in

einem Artikel seiner „Culturstudien" über die Sekte der griechisch-orthodoxen Kirche, namentlich über deren neueste Geschichte, höchst interessante Aufschlüsse ertheilt.

Von andern Aufsätzen dieses Buchs machen wir noch auf folgende besonders aufmerksam; zunächst auf den ersten: „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen." Eckardt vertheidigt darin sein Heimatland gegen das absprechende Urtheil des Hrn. Heinrich von Treitschke, welches in der Hauptsache auf Unkenntniß beruht. Der gelehrte Professor verdankt seine Ansicht hauptsächlich russischen Quellen und seit Merkel's Zeiten bei uns eingerosteten Vorurtheilen, die er kritiklos angenommen und wieder weiterverbreitet hat. Danach befindet sich das baltische Landvolk auf einer Culturstufe und in einem wirthschaftlichen und sittlichen Elend, wie beides ungefähr Samarin darstellt, auch hegt dasselbe gegen die Deutschen einen Haß noch fürchterlicher, als dieser behauptet, und verdankt die Besserung seiner Lage in neuerer Zeit lediglich den Russen. Es fällt Eckardt nicht schwer, solche Behauptungen auf ihren wahren, geringen Werth zurückzuführen.

Sehr interessant ist ferner auch dessen Aufsatz über die „Baltischen Aus- und Einwanderer"; es ist gar nicht bekannt, welche große Anzahl von Balten nach Westen, besonders nach Deutschland, gegangen sind und dort hervorragende Stellungen eingenommen haben. Unter ihnen befinden sich in frühern Jahrhunderten vorzugsweise viele Generale und höhere Offiziere; bekannt sind von diesen namentlich der österreichische Feldmarschall Laudon und der französische Rosen. Daß aus den Ostseeprovinzen seit ihrer Vereinigung mit Rußland zahlreiche Männer nach diesem Lande gegangen und dort ihr Glück gemacht haben, das weiß man bei uns allerdings, Eckardt gibt aber über einzelne von ihnen nach Verdienst nähere Auskunft, für uns im Westen sehr oft die erste.

10. Baltische Briefe. Von V. G. Werren. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1870. 8. 20 Ngr.

Wie sehr das Interesse für das verlassene deutsche Tochterland sich bei uns ausbreitet und vermehrt, dafür gibt auch die vorstehende, soeben erschienene Schrift einen Beweis. Es ist anscheinend ein Süd- oder Westdeutscher, welcher, angeregt durch Samarin's „Grenzgebiete" und Schirren's „Livländische Antwort", auch ein Wort der Sympathie für die bedrängten Stammverwandten an die Deutschen im Mutterlande richtet. Er sagt wenigstens, daß er kein „Balte, sondern ein Deutscher aus den fernsten und von Rußland am wenigsten bedrohten Gauen germanischer Erde sei". Seine Darstellung der baltischen Verhältnisse bringt, mit den vorstehenden Erörterungen über denselben Gegenstand zusammengehalten, nichts erheblich Neues. Er schließt mit einem Aufruf, welchem auch wir uns anschließen, indem er sagt:

> Um so mehr muß aber dieses Verhältniß (Unterdrückung des baltischen Deutschthums und Protestantenthums) entrüsten, als es eine Nation ist, welche sich eine christliche nennt, die auf unsere protestantischen Glaubensgenossen an der Ostsee einen Druck ausübt, welcher demjenigen um nichts nachsteht, den die Mohammedaner Konstantinopels auf den byzantinischen Christen, die noch unter ihrer Macht stehen, lasten lassen. Wenn man ferner sieht, wie die Russen noch jetzt in echt asiatischer Weise, nach dem Beispiele der einstigen Assyrier und Babylonier, die unglücklichen Polen in weit entfernte Länder und öde Steppen wegführen, und dadurch beweisen, daß der Geist, der sie zu solch barbarischer Handlungsweise schon in frühern Zeiten, wie bei der Eroberung und vandalischen Verwüstung Livlands am Anfange des vorigen Jahrhunderts, trieb, wo sie die Bewohnerschaften einer Menge verbrannter Städte mit Weibern und Kindern wegschleppten — wenn man, wie gesagt, sieht, daß dieser uralte asiatische Geist noch immer in ihnen lebt und wirkt, so kann auch der Westeuropäer nichts sehnlicher wünschen, als daß es dem russischen Reiche ebenfalls ergehe wie einst dem assyrischen und babylonischen, damit die stets drohende Gefahr, seinen wilden Horden auch zur Beute zu fallen, von den Staaten und Ländern der civilisirten Welt abgewendet werde. — Darum erhebe sich alles, was noch in germanischen Landen Sinn für Freiheit und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und ein Herz für die bedrängten Glaubensbrüder an der Ostsee im Busen trägt, zum Schutz dieser Vormauer gegen rohe Barbarei und unersättliche Herrschsucht, dieser äußersten Vorposten deutscher Sitte, deutscher Sprache, deutschen Glaubens und deutscher Cultur.

Edward Kattner.

Erzählungen und Romane.

1. Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen von August Becker. Berlin, Janke. 1869. 8. 20 Ngr.
2. Das Muttermal. Roman von Ponson du Terrail. Berlin, Brigl. 1869. 8. 10 Ngr.
3. Hohenzollern und Welfen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart von Edmund Hahn. Drei Bände. Würzburg, Julien. 1869. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
4. Das Schloß an der Ostsee. Erzählung von Adolf Mützelburg. Berlin, Brigl. 1869. 8. 10 Ngr.
5. Winifrid Bertram und die Welt, in der sie lebte. Von der Verfasserin der „Familie Schönberg-Cotta". Aus dem Englischen von Charlotte Philippi. Zwei Bände. Basel, Schneider. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Wie man regiert. Humoristische Erzählung nach thatsächlichen Vorgängen an kleinstaatlichen Höfen aus der Kriegszeit 1866 von M. Anton Niendorf. Berlin, Goldschmidt. 1869. 8. 22½ Ngr.
7. Georg der II. und die schöne Minette. Erzählung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von der Verfasserin von „Ein Pfarrhaus vor 50 Jahren". Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.

„Aus Stadt und Dorf" von August Becker (Nr. 1) enthält zwei Erzählungen: „Todt und lebendig, eine Erzählung aus der münchener Cholerazeit", und „Zigeunerstoffele, eine Adventgeschichte". Der Held der ersten Erzählung ist ein leidenschaftlicher Kaffeehausmensch, der von sich zu sagen pflegte: „Todt und lebendig lauf' ich ins Kaffeehaus. Glaubt sicher, man sieht mich noch darin, wenn ich einmal gestorben bin." Er ist in München als ein höchst origineller und ungewöhnlicher Mensch bekannt, und seine ganze Existenz ist in ein gewisses romantisches Dunkel gehüllt. Er wird Doctor titulirt, führt eine Literatenexistenz und brütet über großartigen Planen, wie er durch schriftstellerische Productionen Geld und Ansehen erwerben will. Er stirbt plötzlich an der Cholera, und nun scheint sein prophetischer Ausspruch zur Wahrheit werden zu sollen, denn von glaubwürdigen Leuten in München wird behauptet, sie hätten den Doctor in dem Kaffeehause wiedergesehen. Zuletzt erscheint diese gespensterhafte Persönlichkeit, von welcher ganz München spricht, in einer Gesellschaft, welche sich in der Neujahrsnacht in dem Kaffee-

hause zu versammeln pflegt, und an welcher auch der Doctor theilzunehmen gewohnt war. Nun klärt sich endlich das Räthsel auf. In einer nicht sehr entfernten Stadt wohnt des Doctors Vetter, welcher ihm auffallend ähnlich sieht; dieser Vetter ist nach dem Tode des Doctors einigemal nach München gekommen, um die Angelegenheiten desselben zu ordnen, und ist jedesmal in dem Kaffeehause eingekehrt, in welchem der Doctor Stammgast war. Infolge hiervon entstand in München das Gerücht, der Doctor sei aus dem Grabe wiedergekehrt. Dies bildet den Angelpunkt der Erzählung und gibt zu spannenden Situationen Veranlassung.

In „Zigeunerstoffele" ist einfach und getreu eine Geschichte erzählt, welche uns einen Blick in das Familien- und Volksleben des gossersweilerer Thals werfen läßt, das sich in seiner rauhen, grotesken Schönheit hinter dem Berggelände von Klingenmünster durch die Felsen des Wasgau zieht. Der Verfasser hat sich ganz auf den Standpunkt jener armen, gutmüthigen Gebirgsbewohner gestellt; ihre naiv-kindlichen Glaubensanschauungen boten ihm Gelegenheit zu verschiedenen poetischen Zügen, die hoffentlich dem Leser so zu Herzen sprechen, wie sie es verdienen. Wer, auf einem „höhern Standpunkt" sich wähnend, spöttisch über so manches davon lachen wollte, möge bedenken, ob nicht dieser vermeintlich hohe Standpunkt noch viel mehr Seiten zum Belächeln böte.

In der Wohnung eines armen Waldhüters, welcher eine sehr zahlreiche Familie hat, wird während seiner Abwesenheit in der Christnacht ein Zigeunerkind ausgesetzt. Der Waldhüter zieht es groß, und dies Kind wird später für ihn der Retter aus der Noth. Dies ist der Stoff der Erzählung.

Der Verfasser hat eine sehr ansprechende und liebenswürdige Erzählungsgabe. Auffassung und Darstellung sind kräftig und lebendig, fern von jeder sentimentalen Schönthuerei und moderner Geziertheit, und dabei ist das Ganze phantasie- und gemüthvoll. Der Verfasser versteht es, aus einem einfachen Stoffe ein anziehendes abgerundetes Ganzes zu machen.

Der Roman „Das Muttermal" von Ponson du Terrail (Nr. 2) spielt in der neuern Zeit. Vor etwa neun Jahren lebte bei Ferolles, eine Viertelstunde von der Loire, eine Müllerin, welche einen einzigen Sohn, Lorenz, hat und eine hübsche Pflegetochter, Naëmi. Beide lieben sich und wollen sich heirathen. Da muß Lorenz, welcher seine Militärzeit abdient, plötzlich mit nach Italien gegen die Oesterreicher. In der Schlacht bei Magenta wird er verwundet, geräth in Gefangenschaft und wird in eine Citadelle an der Donau gebracht. Von hier entflieht er und nimmt seinen Weg durch die Türkei. Nach einer mühseligen und gefahrvollen Wanderung erreicht er eine Hafenstadt, wo der französische Consul sich seiner annimmt und ihn zu Schiffe nach Frankreich zurückschickt. Seine lange Abwesenheit hat sein Milchbruder Michel, ein Taugenichts, dazu benutzt, um ihn aus dem Hause seiner Mutter zu verdrängen. Michel's Mutter ist die Amme von Lorenz gewesen; diese hat, wie Michel's Vater der Müllerin nachweist, auf dem Sterbebett das Bekenntniß abgelegt, der echte Sohn der Müllerin sei Michel, und sie habe die beiden Kinder vertauscht; zum Beweise diene ein Muttermal, welches Michel auf dem Rücken trage. Da auf Michel's Leibe dieses Mal wirklich sichtbar ist, so muß die Müllerin ihn wohl oder übel für ihren richtigen Sohn halten. So stehen die Sachen als Lorenz wiederkehrt. Es beginnt nun von seiten des letztern ein höchst geschickter Operationsplan, um die Betrüger zu entlarven.

Die Composition des Romans ist sehr geschickt angelegt; der Stil ist musterhaft; die Darstellung hat eine gewisse objective Ruhe, verbunden mit Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Die Charaktere sind richtig und interessant geschildert und consequent durchgeführt. Der Roman gehört zu derjenigen Klasse der neuern französischen Romanliteratur, in welcher gediegene Einfachheit und Natürlichkeit sowie innere Wahrheit bei Darstellung der Charaktere angestrebt wird. Die Uebersetzung ist recht lesbar.

Auf den Inhalt des historisch-politischen Romans von Edmund Hahn: „Hohenzollern und Welfen" (Nr. 3), gehen wir nicht näher ein, da die Ereignisse, welche er behandelt, im ganzen allgemein bekannt sind. Der erste Band erzählt von Friederike von Mecklenburg-Strelitz und Ernst August, Herzog von Cumberland; der zweite Band schildert das Leben des Königs Ernst August von Hannover und seines Hofs; im dritten Bande wird König Georg V. vor und nach der Schlacht bei Langensalza dem Leser vorgeführt. Die Composition des Romans ist mangelhaft, es ist eine etwas bunte Mosaikarbeit. Am meisten wird er den Frauen gefallen, welche aus Büchern dieser Art häufig ihre geschichtlichen Kenntnisse zu vervollständigen pflegen. Als solche Lektüre kann das Buch empfohlen werden, zumal auch der Standpunkt des Verfassers ein durchaus gemäßigter ist und sich von verblendeter Parteisucht fern hält.

Die Erzählung von Adolf Mützelburg: „Das Schloß an der Ostsee" (Nr. 4), ist mit einer gewissen routinirten Geschicklichkeit geschrieben und wird gewiß ihr Publikum finden; vom Standpunkt der Kritik aus kann man sie indeß nicht sehr loben. Das Ganze ist etwas schablonenhaft; die Charaktere und die einzelnen Handlungen beruhen mehr auf romanhafter, nach Effect haschender Berechnung als auf Natürlichkeit. Der Inhalt der Erzählung ist ungefähr folgender: Ein Hr. von Erneckow hat in dem falschen Wahne, er müsse die Ehre seiner Familie rächen, auf grundlosen Verdacht hin einen Verwandten niedergestochen. Er glaubt ihn getödtet zu haben; doch ein Diener seines Hauses hat ihn gerettet, da die Wunde nicht tödlich gewesen ist. Dieser Diener bewahrt sein Geheimniß seinem Herrn gegenüber auch da noch, als Pflicht und Menschlichkeit längst gefordert hätten, ihm Aufklärung zu verschaffen. Nach langen Jahren rettet Erneckow einem Schiffbrüchigen auf der Ostsee das Leben. Dies ist, wie sich herausstellt, der Verwandte; und es erfolgt nun, da Erneckow tiefe und wahre Reue zeigt, eine Versöhnung. Die meisten Handlungen und deren Verknüpfungen beruhen auf Unnatürlichkeiten und innern Unwahrscheinlichkeiten.

„Winifrid Bertram und die Welt, in der sie lebte" (Nr. 5) ist mehr ein Erbauungsbuch als ein Roman; in der Form ist es daher ganz verfehlt, da die Handlung so gut wie keine ist. An trivialen Vorkommnissen des Lebens wird gezeigt, wie der wahre Christ sich verhalten

soll; zu gleicher Zeit wird dargethan, wie das Gebet und die Gnade Gottes den Menschen zum rechten kirchlichen Glauben bringen. Manche einzelne Gedanken sind recht gut; das meiste ist indeß in einem Katechismustone gehalten, der sich in einem Romane wunderlich ausnimmt. Das Buch ist, wie es bei so verfehlter Form nicht anders sein kann, von einer ermüdenden monotonen Breite. Es eignet sich jedenfalls vortrefflich für englische Sonntagslektüre.

„Wie man regiert" (Nr. 6), eine Erzählung von M. Anton Niendorf, beruht, wie ausdrücklich mitgetheilt wird, als historische Erzählung auf thatsächlichen Vorgängen an kleinstaatlichen Höfen. Dies glauben wir sehr gern; aber ist alles Thatsächliche auch darum interessant? Die Thatsächlichkeiten, welche hier erzählt werden, sind trivial und unbedeutend; auch sind sie nicht in besonders ansprechender Form dargestellt. Stellenweise sind sie in nicht gerade glücklicher Weise carikirt. Schließlich ist die Erzählung ohne eigentliche Pointe, und es verläuft alles im Sande. Es werden die Lächerlichkeiten und Thorheiten an dem Hofe eines kleinen Fürsten geschildert, welcher eine große Freundschaft für Oesterreich hegt, aber gezwungen wird, in dem Annexionsjahre 1866 sich an Preußen anzuschließen.

In Nr. 7: „Georg II. und die schöne Minette", ist Minette die Tochter eines Oberamtmanns in Thedinghausen, welcher außer ihr noch drei andere Töchter hat. Da der Amtmann reich und die Töchter berühmte Schönheiten sind, so kommen Freier in großer Zahl. Doch der Vater will sehr hoch hinaus und weist sie alle zurück, da sie ihm nicht vornehm genug sind. Die Töchter, im Einvernehmen mit der Mutter, verloben sich ohne sein Wissen und warten auf eine günstige Zeit, um von ihm seine Einwilligung zu erhalten. Einst macht der Amtmann mit seinen Töchtern eine Reise nach Hannover, um den Festlichkeiten beizuwohnen, welche bei Gelegenheit der Anwesenheit von Georg II. veranstaltet werden. Seine Töchter machen in der Hauptstadt das größte Aufsehen; die schöne Minette zieht selbst die Blicke des Königs auf sich, welcher eine Neigung für sie faßt und ihr Anträge zweideutiger Natur macht. Der Vater, dem dies hinterbracht wird, ist außer sich, und gepeinigt von der Furcht, seine Töchter könnten die Maitressen von Fürsten werden, sinnt er darauf, sie sobald wie möglich zu verheirathen. Durch diesen Umstand erreichen die Verlobten sehr leicht ihren Zweck.

Die Erzählung würde recht hübsch und spannend sein, wenn sie nicht in einem gänzlich ungenießbaren Stile geschrieben wäre. Die Personen sprechen durchweg einen Jargon von deutsch-französisch, wie er im vorigen Jahrhundert theilweise in Deutschland Mode war. Dies ist ein großer Misgriff. Wenn auch im Anfang, um den Charakter der Zeit zu zeigen, die Personen mit dieser Sprache eingeführt würden, so hätte doch im Verlauf der Erzählung dies widerliche Gemisch aufgegeben werden müssen. Dazu kommt noch, daß die französischen Redensarten zum Theil aus dem Lexikon in unverständiger Weise zusammengesucht und daher häufig ganz falsch sind. Auch strotzt das Französische von groben orthographischen und grammatikalischen Fehlern. Ist das auch mit Absicht gemacht? Wie kann der Geschmack sich so verirren! Man könnte es jemand als Strafe zuerkennen, ein solches Buch durchzulesen.

Rudolf Sonnenburg.

Kleine philosophische Schriften.

1. Die Solidarität alles Thierlebens. Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 31. Mai 1869 von Karl Rokitansky. Wien, C. Gerold's Sohn. 1869. 8. 5 Ngr.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß mehr und mehr die renommirten Naturforscher sich wieder gedrungen fühlen, ihre Specialforschungen als bestimmten Theil einer philosophischen Gesammtanschauung der Welt und zunächst der Natur aufzufassen, ein Umschwung gegen früher, der wesentlich dem Weiterumsichgreifen des Darwinismus zu verdanken ist, durch welchen zuerst wieder die Naturforscher auf den großen Zusammenhang der Lebewelt in nicht abzulehnender Weise hingewiesen wurden. Der vorliegende Vortrag gibt hierzu einen Beleg, denn er bietet gewissermaßen eine Naturphilosophie nach modernem Zuschnitt in nuce. Der Verfasser selbst faßt am Schluß die Zwecke seines Vortrags folgendermaßen zusammen: 1) zu zeigen, daß die Wurzeln alles Thierlebens und Thierverkehrs von den höchsten Kreisen herab in das protoplasmatische Urthier reichen; 2) zu zeigen, worin wesentlich die unveräußerliche, in ihrer empirischen Entfaltung an Gesetze gebundene Thiernatur bestehe, und wie solche eine durchgreifende Solidarität des Thierlebens begründe; 3) zu zeigen, daß wir in naturgemäßem Fortschritte begriffen seien. Als die Urphänomene des Thierlebens entwickelt der Verfasser Hunger und Bewegung — den Hunger als Reaction auf die empfindlich gewordenen Stoffverluste, welche der nie rastende Stoffwechsel mit sich bringt, und die lebendige Bewegung, welche sich dadurch von der Bewegung im Reich der anorganischen Natur unterscheidet, daß sie als Folge einer Perception von Reizen erscheint. „Hunger und Bewegung sind also zwei Dinge, die nothwendig auf ein Bewußtwerden des innern Zustandes und einer Außenwelt in seinen ersten dumpfen Anfängen hinweisen" (S. 6). Dabei verkennt der Verfasser keineswegs die Bedeutung einer unbewußten Zweckthätigkeit, sei es in den ersten Lebensregungen protoplasmatischen Urstoffs, sei es in den höchsten Aeußerungen des menschlichen Intellects, wobei er sich auf Wundt und Carpenter beruft. Aus Hunger und Bewegung als Urphänomenen ergibt sich die schlechterdings aggressive Natur des Thiercharakters. Schopenhauer's hungriger Wille zum Leben und Darwin's Kampf ums Dasein werden hier in beredter Weise zu einer einheitlichen Anschauung zusammengeschmolzen, ihre absolute Herrschaft von den niedrigsten Anfängen des Thierreichs bis zu den

höchsten Regionen des menschlichen Gesellschaftslebens dargethan, und die Allgemeinheit des Leidens als die nothwendige Folge dieses aggressiven Thiercharakters aufgezeigt. Daß der Verfasser die Solidarität des Leidens im strengsten Sinne zu nehmen sucht, ist hoch anzuerkennen, indessen gehört zur ernstlichen Durchführung dieses Gedankens doch nothwendig die Voraussetzung eines in allen Lebewesen identischen Subjects des Leidens, da ohne dieses die behauptete Solidarität allzu sehr an die fatalistische Auffassung der Gesammtsumme des einem bestimmten Menschenleben zugemessenen Leides erinnert, welche zur Folge hat, daß z. B. der Russe sich über jede neue Anzahl empfangener Knutenstreiche als über ein von der ihm vorherbestimmten Gesammtsumme von Knutenhieben abgesponnenes Pensum freut.

Den Fortschritt des Weltprocesses sucht der Verfasser sehr richtig allein auf dem Gebiete der Intelligenz, welche im Stande ist, den Willen durch Vorhaltung geeigneter neuer Motive in neue Bahnen zu lenken. Der aggressive Charakter des Willens soll nicht vernichtet, der Kampf ums Dasein nicht aufgehoben werden — denn aus ihm allein kann der Fortschritt entspringen —, sondern er soll nur eingeschränkt werden auf das absolut nothwendige Gebiet, wo er das relative Minimum von Leiden verursacht, auf die productive Arbeit, und soll beseitigt werden für das Gebiet, wo er nutzlose Qual schafft, oder wo er mehr schadet als nutzt. Mit andern Worten: der aggressive Charakter und die Concurrenz soll auf das wirthschaftliche Gebiet der Production (im weitesten Sinne) beschränkt, für alle andern Gebiete aber als unsittlich und den Rechten der Benachtheiligten widersprechend beseitigt werden. Daß selbst zum Zweck der Production ein partieller Verzicht auf unbeschränkte Concurrenz behufs der freien Association möglich ist, deutet der Verfasser allerdings auf S. 34 an, unterläßt aber die Ausführung, daß gerade auf diesem Gebiete die nächste Zukunft hoffen darf, ihre schönsten Palmen zu pflücken und das humane Bewußtsein der Solidarität als Gegenmotiv gegen das bisher herrschende Faustrecht des unbeschränkten Egoismus in noch zu findenden Formen auch in das wirthschaftliche Gebiet einzuführen.

2. Die Gesundheit der Seele von Bernhard von Beskow. Nach der zweiten Auflage des schwedischen Originals übersetzt und mit einem kurzen biographischen Abriß des Verfassers versehen von Christian von Sarauw. Berlin, C. Duncker. 1869. 16. 12 Ngr.

So nahe verwandt auch die schwedische Nationalität der deutschen, namentlich der norddeutschen ist, so wenig pflegen wir uns um das zu bekümmern, was jenseit der Ostsee vergeht. Es ist deshalb schon vom culturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus mit Dank zu begrüßen, daß der in weitern Kreisen als gewandter Militärschriftsteller bekannte Uebersetzer es unternommen hat, uns mit einer Probe der schwedischen Literatur von allgemeinem Interesse bekannt zu machen. Allerdings würde man vergebens in dieser kleinen Schrift neue und epochemachende Gedanken suchen; das schwedische Geistesleben ist überhaupt nur als ein Planet um die Sonne des deutschen zu betrachten, wenn man auch zugeben muß, daß es die englischen und französischen Leistungen aufmerksamer verfolgt als wir selbst und theilweise sich in eigenthümlicher Weise entfaltet hat. Der Verfasser ist ein vor einem Jahre als fünfundsiebzigjähriger Greis verstorbener Dichter, welcher noch mit Goethe in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden hatte. In der vorliegenden Schrift hat er die behagliche Lebensanschauung eines jederzeit vom Geschick begünstigten Greises niedergelegt, der sein Glück stets mit der Weihe einer poetisch-religiös-philosophischen Stimmung genossen hat. Eine zwar nicht tiefe, aber edle, feine und liebenswürdige Natur spricht aus diesen Betrachtungen, die sich angenehm und fließend in der eleganten Uebersetzung lesen. Der Gedankenkreis bewegt sich etwa in der Sphäre der frühern deutschen Popularphilosophen (man denke an Engel's „Philosoph für die Welt"), obwol der Stoff uns sofort ins Moderne versetzt. Wenn auch der auf der Höhe der deutschen Bildung stehende Mann manche so behaglich vorgetragene Wendung trivial und das Gesichtsfeld etwas spießbürgerlich finden wird, so ist doch das Publikum, welches gerade diese Gattung von Lektüre nicht nur mit Nutzen liest, sondern auch eifrig sucht, groß genug, um das kleine Büchlein einer Empfehlung werth zu halten, zumal es sich in seiner eleganten Ausstattung ganz besonders zum sinnigen Geschenk an Frauen oder Jünglinge eignet.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Karl Elze's «Lord Byron»", sagt die «Saturday Review» vom 18. Juni, „das Buch könnte mit Nutzen ins Englische übersetzt werden, da es einem wirklichen Bedürfniß in unserer Literatur abhilft, dem nämlich einer gedrängten und handlichen Biographie, welche das Wesentliche von der Moore's enthält, zugleich aber mit Hülfe von Seitenquellen viele Lücken derselben ergänzt und gründlich auf den kritischen Theil des Gegenstandes eingeht. Eine vortreffliche kurzgefaßte Biographie, die von Eberty, ist allerdings bereits im Deutschen vorhanden; doch haben neuere Erörterungen ein anderes Werk nöthig gemacht. Wir können zwar nicht sagen, daß Elze's Arbeit ganz befriedigend wäre; sie trägt zu viele Spuren übereilter Zubereitung an sich, um einem Bedürfniß entgegenzukommen, von dem der Verfasser besorgt zu haben scheint, es möchte nur vorübergehend sein. Dessenungeachtet verdient sein Werk das Lob eines verständigen, lesbaren und im allgemeinen genauen Compendiums; wenig brauchbare Quellen scheinen ihm entgangen zu sein, und seine ausgebreitete Bekanntschaft mit der kritischen und dichterischen Literatur Europas hat ihn in den Stand gesetzt, viele werthvolle Erläuterungen aus dieser Quelle herbeizuziehen. Eine der anziehendsten Partien des Buchs ist das Kapitel über Byron's Einfluß auf die Literatur des festländischen Europa. Elze's eigene Beurtheilungen sind nüchtern und einfach, ohne auf Tiefe oder Originalität Anspruch zu machen. Sein Urtheil über Byron als Mensch scheint uns zu günstig, und zwar nicht deshalb, weil er etwa die glänzenden und interessanten Eigenschaften seines Helden übertreibt, als vielmehr weil er eine beständige Geneigtheit zeigt, alles andere zu ignoriren. Das muß

indessen stets der Fall sein, wenn der Gegenstand der Hauptsache nach von der ästhetischen Seite betrachtet wird; doch muß man allerdings einräumen, daß eine Biographie, welche den Dichter dem Menschen unterordnete, weder des Schreibens noch des Lesens werth wäre. Viel Raum ist dem jüngsten Skandal gewidmet, welcher, wie zu fürchten ist, dem Buche überhaupt erst Entstehung gab. Er wird jedoch in einem maßvollen und geziemenden Tone besprochen. Wie alle, die auf dem Festlande darüber geschrieben haben, erklärt der Verfasser Lady Byron's Beschuldigung für ununterstützt durch äußern und unglaublich nach innerm Beweis. Nur in zwei Hinsichten weicht er von andern ab: er räumt ein, daß die gegen Mrs. Stowe gemachte Enthüllung aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe war wie die, welche ursprünglich dem Dr. Lushington anvertraut wurde; und dann hat er eine eigenthümliche Erklärung für den Wahn der Lady Byron, welcher aus ihrer übertriebenen Eifersucht auf den Einfluß, den Mrs. Leigh auf ihren Bruder gehabt, entstanden sein solle. Wir halten nun zwar diese Ansicht von der Sache für ganz unhaltbar; man muß indessen zulassen, daß Lady Byron alles Recht verwirkt habe, sich über irgendeine Vermuthung zu beklagen, welche ein Biograph in seiner Verlegenheit, sich ihr räthselhaftes Benehmen zu erklären, ergreifen mag."

Ueber Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" lesen wir wie folgt: „Julian Schmidt ist der Apostel des Realismus in der kritischen Literatur des heutigen Deutschland. Was dieses sein Hauptkennzeichen betrifft, so könnte man den talentvollen Kritiker fast als einen zur Unzeit geborenen bezeichnen, denn von allen nur möglichen Mahnungen, die an die zeitgenössischen Schriftsteller Deutschlands gerichtet werden können, ist wol die gegen den Misbrauch der dichterischen Begabung die überflüssigste. In der That, wenige von ihnen haben eine solche Begabung zu misbrauchen, und Schmidt würde seinen Landsleuten mehr Dienst leisten, wenn, anstatt immer wieder auf die unleugbaren Schwächen der romantischen Schule zurückzukommen, er ihnen etwas von dem poetischen Geiste einflößen könnte, welcher den Leistungen dieser letztern solchen Zauber verlieh. Solche Begeisterung ist aus den nächtlichen Betrachtungen eines trockenen, klaren, prosaischen Verstandes nicht zu schöpfen. Julian Schmidt's Stelle in der Literatur ist dessenungeachtet keine unbedeutende, denn findet sich auch nur wenig echte Phantasie in der deutschen Belletristik, so gibt es doch gegenwärtig genug schwächliche Erheuchelung einer solchen und sogar noch weniger gesunden Realismus und Naturtreue. So ist denn auch die positive Seite seiner Kritik werthvoller als die negative. In Ermangelung des schöpferischen Dranges, der nicht nach Belieben hervorgerufen werden kann, kann vielleicht das Studium der englischen Schriftsteller, das er so dringend empfiehlt, eher als alles andere einen heilsamen Erfolg haben. Die Essays über englische Literatur sind übrigens unter dem mannichfaltigen Inhalt dieses Bandes die sorgfältigst ausgearbeiteten. Scott ist ausführlicher behandelt als irgendein anderer, und Schmidt's hohe und richtige Schätzung seines Genie könnte mit Nutzen bei uns studirt werden. Der Essay über Bulwer unterhält durch die ernste, scrupulöse und achtungsvolle Aufmerksamkeit, die hier einer Maske gewidmet wird, welche die aufgeklärte Meinung bei uns längst mit der Inschrift versehen hat: «Pulchra species, cerebrum non habet.» George Eliot wird ebenfalls ausführlich gewürdigt, und wenn es wirklich wahr ist, wie der Verfasser sagt, daß ihre Werke in Deutschland nur als unterhaltende Novellen betrachtet werden, so verdient sein Versuch, deren Bedeutung ans Licht zu stellen, um so wärmerer Anerkennung. Doch scheint es uns, daß er dabei einen zu niedrigen Ton anschlägt. Alles, was er über die sittliche Tiefe und den religiösen Anstrich der Eliot'schen Romane sagt, ist vortrefflich; allein er wird weder ihrem Stil, ihrem Humor, noch ihrer Beobachtungsgabe gerecht; auch berührt er nicht einmal dasjenige, was, wie man hätte erwarten sollen, einem geistreichen Kritiker zu allererst aufgefallen sein würde, nämlich die Weite und das vollkommene Gleichgewicht ihres Verstandes. Turgeniew und Sainte-Beuve bilden den Inhalt zweier sehr guten Abhandlungen, auch finden wir eine höchst unterhaltende Skizze über Schelling's persönliche Beziehungen zu den vorzüglichsten Schriftstellern der romantischen Schule, mit besonderer Bezugnahme auf die sehr unregelmäßigen Conjugationen derselben.

Ueber Alfred Reumont's „Geschichte der Stadt Rom" sagt das Blatt: „Das große Werk ist endlich vollendet. Indessen so groß es auch ist, so hätte es doch im doppelten Sinne des Wortes noch größer sein können. Wir können nämlich nicht umhin zu bedauern, daß über den letztern Theil, vom Tode Sixtus' V. bis auf unsere Zeit, so hinweggeeilt worden ist. Ermangelt auch die Geschichte dieses Zeitraums allerdings des Glanzes der vorhergehenden Epochen, so verdiente doch ihre Wichtigkeit gerade in Bezug auf den eigentlichen Zweck des Reumont'schen Werks eine ausführlichere Behandlung. Die Sache jedoch ist, der Verfasser liebt augenscheinlich die Einzelheiten der Archäologie und Topographie nicht sehr. «Bethürmte Städte» gefallen ihm weniger, als «das geschäftige Summen der Menschen», das Gewirr der Politik, die Entwickelung der Literatur, das Malerische individueller Porträtirung. Der größere Theil dieses Werks ist der glanzvollsten Periode des neuern Rom gewidmet. Das Bild ist voll, doch nicht überladen, von glänzenden Gestalten, und die Empfindung, die man dabei hat, ist, als ob man einer prächtigen Maskerade beiwohne, in welcher der Papst, die Cardinäle, die Constabler, der gekrönte Dichter und die Künstler rasch vorübereilen. Reumont's Porträts sind meisterhaft, besonders die hervorragend interessanter Gestalten, sowie der Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts. Im allgemeinen beurtheilt er ihren Charakter mild, vielleicht zu mild für die Strenge der historischen Wahrheit oder den sittlichen Maßstab des 19. Jahrhunderts. Der Historiker kann sich indessen damit entschuldigen, daß ein solcher Maßstab nicht mit Recht an die Männer der Renaissance angelegt werden könne, und mit dem Geiste dieser Epoche hat er sich so viel, als es für einen, der den Verlust der alten geistlichen Oberherrschaft Roms bedauert, möglich ist, identificirt und betrachtet diese letztere in dem Lichte, in welchem sie von den aufrichtigen Katholiken jener Zeit angesehen wurde. Der Rückschlag, welcher auf die Reformation und die Plünderung Roms erfolgte und seinen Ausdruck in der vom Concil zu Trident zu Stande gebrachten Halbreformation fand, ist gut geschildert. Unter den Kapiteln von weniger allgemeinem Interesse, die aber mehr zu dem eingestandenen Zweck des Werks stimmen, mögen die über die päpstlichen Finanzen, die städtische Verwaltung Roms, die Campagna, gelehrte Gesellschaften, Museen, die Peterskirche und die reichlichen Notizen über die vorzüglichsten Künstler, die durch ihr Leben oder ihre Werke mit der Ewigen Stadt in Verbindung stehen, erwähnt werden."

Ueber E. von Hartmann's „Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer" heißt es daselbst: „Einer der originellsten philosophischen Denker Deutschlands, dessen früheres Werk uns veranlaßt haben würde, ihn der Hauptsache nach für einen Jünger Schopenhauer's zu halten, bringt auf einmal Schelling als den Vermittler vor, in welchem die Halbwahrheiten Hegel's und Schopenhauer's in Uebereinstimmung gebracht werden. Er erklärt, daß die Nachweisung sich nicht auf die frühern unter dem Einfluß der romantischen Schule geschriebenen Werke Schelling's, noch auf das mystische und theosophische Element in seinen spätern Schriften anwenden lasse. Es möchte nach mehrern Anzeichen scheinen, als ob auf die lange Vernachlässigung, mit der Schelling behandelt worden ist, eine Reaction zu seinen Gunsten folgen sollte."

„E. Eckstein's «Schach der Königin»", heißt es ferner, „ist einer der am wenigsten mislungenen von den vielen verfehlten Versuchen, die man gemacht hat, die Manier des Don Juan nachzuahmen. Das Gedicht besitzt sowol Anmuth wie auch Humor; der Hauptfehler ist ein Mangel an Kern, was den Dichter zu allerlei Behelfsmitteln treibt, um seine Octaven auszufüllen. Die Strenge der classischen Form ist nicht überall eingehalten, was schon an sich ein bedenklicher Mangel im Gedicht ist."

Notizen.

Das dritte Heft des Jahrgangs 1870 der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ enthält einen größern Aufsatz von H. Düntzer: „Goethe's Eintritt in Weimar“, in welchem nicht nur das bisher Bekannte klar gruppirt und zusammengestellt ist, sondern sich auch manches Neue aus bisher nicht erschlossenen Briefschätzen und Tagebüchern findet. Wie der junge frankfurter Dichter, mit seinem Sturm und Drang und seinem sturmschnellen Aufsteigen im Staatsdienst, der Held dieser Mittheilungen, so ist Frau von Stein, die goldene Frau, welche die Herzen nicht mit „Pfeilen“, sondern mit „Netzen“ besiegt, die Heldin derselben. Düntzer theilt ein bisher unbekanntes Scherzgedicht von ihr mit, „Ryno, ein Schauspiel in drei Abtheilungen“ (1776). Die mitwirkenden Personen sind: Ryno (Goethe), Adelheide (Herzogin-Mutter), Thusnelde (Fräulein Göchhausen, ihre Hofdame), Kunigunde (Frau von Mother), Gertrud (Frau von Stein). Frau von Stein, die später in der „Dido“ ganz gehörige satirische Krallen zeigt, streichelt den Dichter hier noch scherzhaft neckend, obgleich auch hier schon humoristische Funken herausfliegen. Regno führt sich mit den Worten ein:

Sind da eine Menge Gesichter herum,
Scheinen alle recht adelich gänsedumm.

Gertrud sagt dem Dichter nach, daß er auf aller Frauen Spur gehe und wirklich das sei, was man eine „Kokette“ nenne, daß ihn Liebe immer forttreibt und daß er an jedem neuen Ort einen neuen Gegenstand findet. Alle mitwirkenden Damen zeigen ihre dicken Briefpackete. Frau von Stein verzieh dem Dichter den Don Juan, aber die Heirath mit der Schwägerin des „Rinaldo Rinaldini“ hat sie ihm nie verziehen.

Wie das „Athenaeum“ aus Nordamerika mittheilt, hat eine junge und unternehmende Buchhandlung, Lippoldt und Holt in Neuyork, die Absicht, eine Reihe ausländischer Autoren in Uebersetzungen zu bringen, ein ähnliches Unternehmen, wie das von Tauchnitz in Europa ist. Die Firma hat zunächst Uebersetzungen der Romane von Auerbach und Spielhagen gebracht, und merkwürdigerweise mit großem äußern Erfolg, während die Uebersetzungen von Balzac, George Sand und selbst Dumas sich als erfolglose Unternehmungen erwiesen haben. Auerbach's „Landhaus am Rhein“ hat ihm in Amerika einen Namen gemacht, während Spielhagen's „Problematische Naturen“, „Durch Nacht zum Licht“, „In Reih und Glied“ und „Hammer und Amboß“ die Gunst des Publikums in unerwarteter Weise gewonnen haben. Auch von Hesekiel's „Leben Bismarck's“ ist eine Uebersetzung erschienen.

Von Friedrich Wilhelm Schlosser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (Oberhausen, Spaarmann) erscheint eine neue revidirte Volksausgabe, mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk. Die Revision übernehmen Dr. O. Jäger und Prof. Th. Creizenach, während Dr. Th. Bernhardt das Werk bis auf die Gegenwart fortsetzt. Die Vorzüge Schlosser's: Wahrheitsinn, Schärfe der sittlichen Kritik, klare und bestimmte Darstellung, kennzeichnen auch dies Nationalwerk.

Bibliographie.

Bamberger, L., Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament (1868 — 1869 — 1870.) Breslau, Günther. 8. 20 Ngr.

Baur, G., Das Zeugniß, mit welchem ein neuer Prediger in die Gemeinde sich einzuführen hat. Antrittspredigt. Hamburg, Nolte. 8. 3 Ngr.

Beck, K., Still und bewegt. 2te Sammlung der Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Berlin, H. Schindler. 8. 1 Thlr.

Bergmann, J., Grundlinien einer Theorie des Bewusstseins. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bibra, E. v., El paso de las animas. Roman. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Biedermann, G., Pragmatische und begriffswissenschaftliche Geschichts-Schreibung der Philosophie. Prag, Tempsky. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Zur logischen Frage. Prag, Tempsky. Gr. 8. 16 Ngr.

Blaenkner, J., Die Neunundsechziger von Wien bis Luxemburg im Jahre 1866. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bolanden, C. v., Fortschrittlich. Culturhistorische Novelle. Mainz, Kirchheim. 8. 25 Ngr.

Bruck, F., Ueber Spiel und Wette. Inaugural-Dissertation. Greifswald. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Carion, F., König August und sein Goldschmied. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr.

Das Carmen de bello Saxonico oder Gesta Heinrici IV. neu herausgegeben von G. Waitz. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Jatâpatala. Lehrbuch des Jatâpâtha für den Rigveda, nebst dem Abschnitt der Prâtiçâkhyajyotsnâ über die Vikriti des Kramapâtha. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Thibaut. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Dyherrn, G. Freih. v., In stiller Stund. Dichtungen. Berlin, H. Schindler. 8. 1 Thlr.

Ehrenfeuchter, E., Die Annalen von Niederaltaich. Eine Quellenuntersuchung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 16 Ngr.

Die Gegenwart und Zukunft der Mrei in Deutschland. Von einem alten Logenbruder. Leipzig, Findel. Gr. 8. 9 Ngr.

Grimm, R., Historische Dichtungen. Potsdam, Cabos. 8. 1 Thlr.

— — Kleine Münze. Gedichte. Potsdam, Cabos. 16. 15 Ngr.

Gusserow, A., Universitäten oder Fachschulen? Rede. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Ngr.

Hafner, J. (F. Willfort), Gesammelte Novellen und Humoresken. 1ster Bd. Wien, Beck. 8. 20 Ngr.

Hawthorne, N., Blithedale. Ein Roman. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heiteres aus Hessen. Altes und Neues in alt-Casseler und niederhessischer Mundart. Cassel, Vollmann. 8. 5 Ngr.

Helmuth, A., Aus alten Tagen der Stadt Burg und militairische Traditionen der Garnison Burg; ein militairisch-bürgerliches Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert. Burg, Hopfer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hiltl, G., Die Bank des Verderbens. Historischer Roman. 4 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Jähns, M., Volksthum und Heerwesen. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ising, E., Die Oranische Erbschaft. I. Die Opfer- oder Rauchsteuer in der Obergraffschaft Lingen. Münster, Fahle. Gr. 8. 6 Ngr.

Kerschbaumer, A., Missionarius apostolicus. Pastorale Fotografien, Excursionen und Reisebilder. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Kirchhoff, C., und T. Kirchhoff, Adelpha. Gedichte. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kleinert, C., Wolfgang Dietrich von Raitenau, Erzbischof zu Salzburg, im Kampfe mit dem Jesuitismus der römischen Kirche. Eine deutsche Geschichte am Schluß des 16. und bei Beginn des 17. Jahrhunderts. 2 Thle. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kohlenegg, L. K. v. (Poly Henrion), Kleindeutsche Hofgeschichten. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. à 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kunst-Aphorismen. I. Formen des Kunstschönen nach Al. Flir. II. Plastik. Brixen, Weger. Gr. 8. 4 Ngr.

Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der 2ten verbesserten Aufl. mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. 1ster Bd. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Levy, M. A., Phönizische Studien. 4tes Heft. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lochner, G. W. K., Die Personen-Namen in Albrecht Dürer's Briefen aus Venedig. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lohmann, P., Wider den Stachel. Dramatische Dichtung. Leipzig, Weber. 16. 10 Ngr.

Lorenz, O., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. In Anschluss an W. Wattenbachs Werk. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Martin, H., Aphorismen. Ein Buch der Weisheit und Wahrheit. 3te Aufl. Dresden, Jaenicke. 16. 1 Thlr.

— — Gedichte. 2te Aufl. Dresden, Jaenicke. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mertens, L. v., Die moderne Gesellschaft. Episches Gedicht. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 16. 1 Thlr.

Meyer von Knonau, G., Die schweizerischen historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts. Vortrag. Mit einem Anhang: Fünf historische Lieder der karolingischen Epoche in deutscher Uebersetzung. Zürich, Staub. Gr. 8. 18 Ngr.

Meyer, F., Der Name Meyer und seine Zusammensetzungen. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 4. 5 Ngr.

Naumann, E., Die Tonkunst in der Culturgeschichte. 1ster Bd. 2te Hälfte. Berlin, Behr. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Nord-Ostsee-Kanal. Drei Reden gehalten am 3. Mai 1870 von Wallichs, Moltke, Tell. Zusammengestellt und mit einem Vorwort begleitet von B. Jahn. Berlin, Kortkampf. 8. 5 Ngr.

Ongaro, F. dall', Phasma, Lustspiel dem Menander nachgedichtet. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Baerensprung. Schwerin, Stiller. Br. 8. 10 Ngr.

Papierschnitzel beim Auskehren von meines Busenfreundes Studirstube aufgelesen. Brennmaterial und Löschapparat für die brennende Schulfrage. Von A. G. Elberfeld, Langewiesche. Gr. 8. 6 Ngr.

Pelletan, E., Die Menschenrechte. Nach der dritten Aufl. des Originals. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Programm der Zukunft. Akademische Studie über die heutige Lage Oesterreichs. Juni 1870. Leipzig, O. Wigand. 8. 6 Ngr.

Protest der Nachwelt den Jesuiten am Concile. Upsala, Lundequist. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Thumser, Schlagfertiger, gefahrloser Uebergang vom stehenden zum arbeitenden Friedensheere. München, Fritsch. Gr. 8. 4 Ngr.

Tschirch, W., Meine Reise nach Amerika. Magdeburg, Heinrichshofen Gr. 8. 8 Ngr.

Vlachos, A., Neugriechische Chrestomathie oder Sammlung von Musterstücken der neugriechischen Schriftsteller und Dichter. Zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Wechßler, A., Dietrich von Bern. Schauspiel aus der Sagenzeit des deutschen Heldenbuches. Ulm, Ebner. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein muthiges Weib. Von der Verfasserin von „John Halifax“. Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 4. August 1870.

Naturwissenschaft und religiöser Glaube.

1. Die freie Naturbetrachtung gegenübergestellt der materialistischen Lehre von Stoff und Kraft. Wegweiser zum Frieden zwischen Christenthum und Naturwissenschaften mittels unparteiischer Beurtheilung des Dr. L. Büchner'schen Werks „Kraft und Stoff". Von Jonas Rudolf Strohecker. Für alle Gebildete. Augsburg, Kollmann. 1869. 8. 25 Ngr.
2. Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Fünf Vorträge von G. Jäger. Stuttgart, Thienemann. 1869. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Geschichte bezeugt, daß überall, wo die Wissenschaft frei ist und fortschreitet, sie mit dem religiösen Glauben in Conflict geräth — ein Beweis, daß die religiösen Dogmen aus einer andern Quelle entspringen als die wissenschaftlichen Urtheile. Denn entsprängen beide aus einer und derselben Quelle, woher alsdann der Conflict?

Die Dogmen entspringen aus dem Herzen, die wissenschaftlichen Urtheile dagegen aus dem Kopfe. Der Conflict zwischen Glauben und Wissen ist also im Grunde nur der Conflict zwischen Herz und Kopf. Das Herz verlangt z. B. Wunder und Gebetserhörung; es will einen persönlichen theilnehmenden Gott, der das herzlose Walten der Naturmächte zum Besten des Menschen durchbrechen kann; es verlangt auch persönliche Unsterblichkeit und Wiedersehen nach dem Tode. Der Kopf dagegen sagt, daß der Mensch nur ein Glied eines Gliedes des Universums ist und seinetwegen die gesetzmäßige Naturordnung nicht durchlöchert werden kann. Das Herz ist egoistisch, der Kopf universalistisch. Die aus dem Herzen entspringenden Dogmen machen das menschliche Individuum zum Mittelpunkt des Universums, lassen die ganze Welt sich um das Individuum drehen; die aus dem Kopfe entspringenden wissenschaftlichen Sätze dagegen machen das Individuum zu einem verschwindenden Moment des Ganzen.

Es ist nun klar, daß in diesem Conflict zwischen Glauben und Wissen an eine Aussöhnung so lange nicht zu denken ist, als das Herz auf seinen egoistischen, der wissenschaftlich erkannten Ordnung der Dinge widerstreitenden Wünschen und Bedürfnissen besteht. Soll der religiöse Glaube mit der Wissenschaft nicht blos scheinbar, sondern wahrhaft und nachhaltig in Einklang gebracht werden, so muß vor allen Dingen das Herz sich reformiren, muß seinen engen egocentrischen Standpunkt aufgeben, muß seine Wünsche und Bedürfnisse mit der physischen und moralischen Weltordnung in Einklang bringen. Eine Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen also, ohne dem Glauben ein Haar zu krümmen, ist nicht möglich. Doppelte Buchhaltung ist ebenfalls nicht möglich. Denn der menschliche Geist ist kein Behälter von Schubfächern, in deren eines egocentrischer Glaube, in das andere hingegen universalistisches Wissen sich unterbringen läßt. Von zwei einander widerstreitenden Annahmen kann im Geiste immer nur eine herrschen. Entweder also treibt das herrschende Wissen den ihm widerstreitenden Glauben, oder der herrschende Glaube das ihm widerstreitende Wissen aus. In der That sehen wir auch in denjenigen Kreisen, wo ein Knak herrscht, Kopernicus nichts gelten, in denjenigen Kreisen hingegen, wo Kopernicus herrscht, Knak nichts gelten.

Von diesem Standpunkt aus müssen wir den in der Strohecker'schen Schrift: „Die freie Naturbetrachtung gegenübergestellt der materialistischen Lehre von Stoff und Kraft" (Nr. 1), gemachten Versöhnungsversuch zwischen Glauben und Wissen roh und ungeschickt nennen. Strohecker verbindet mit materialistischem Naturalismus religiösen Supranaturalismus auf eine höchst unphilosophische Weise. Besserer Art dagegen ist, wie wir sehen werden, der Jäger'sche Versöhnungsversuch zwischen Glauben und Wissen.

Strohecker's Ansicht ist folgende. Das Christenthum wird nicht, wie Büchner mit vielen andern meint, von den Naturwissenschaften beeinträchtigt und die Naturwissenschaften nicht durch das Christenthum, denn der christliche Glaube und naturwissenschaftliches Wissen schließen sich gegenseitig nicht aus, sondern bestehen ruhig nebeneinander —

sie sind gegenseitig indifferent. Nicht der Unfriede, wie Büchner meint, sondern der Friede zwischen Christenthum und Naturwissenschaften ist das Resultat einer unparteilichen Untersuchung über das Verhältniß zwischen beiden.

Die „Thatsache der Schöpfung" wird von Strohecker der Büchner'schen Behauptung von der Ewigkeit des Stoffs entgegengestellt; die Schöpfung soll kein bloßer Glaubensartikel, sondern chemisch bewiesene Thatsache sein. Der Verfasser bezeichnet sich selbst als Chemiker und wirft Büchner mangelhaftes chemisches Wissen vor:

Hr. Büchner hat ganz recht, wenn er den Beweis seiner(!) Unsterblichkeit des Stoffs, d. i. der Kreislauf des Lebens oder der Stoffwechsel, unsern Wagen und Retorten zuschreibt; jedoch haben letztere auch bewiesen, daß die Welt ihren Schöpfer hat, und zwar als diesen den Geist, welchen Hr. Büchner und Genossen aus reiner Unwissenheit oder vielleicht auch Willkür leugnen.... Recht hat Hr. Büchner, vielen religions-naturphilosophischen Versuchen von Naturforschern und Philosophen unglückliche Resultate nachzureden; aber durch diese zwar logischen, jedoch sachlich falschen Resultate aus falschen Voraussetzungen sollte er nicht veranlaßt worden sein, den Schöpfer — den Geber der Naturgesetze — zu leugnen, sondern vielmehr, als Mann seines tüchtigen Verstandes, schärfer geblickt haben. Er geht in seinem Vorurtheile so weit, daß er die ganze Thatsache der Schöpfung, von welcher ein Chemiker so sehr überzeugt ist, als Glaubensgegenstand bezeichnet, wogegen sie doch ausschließlich Gegenstand des Wissens ist.

Man ist, nachdem man dieses beim Verfasser gelesen hat, gespannt auf seinen chemischen Beweis des Daseins Gottes und der Schöpfung. Nun, dieser Beweis ist folgender: Die Chemie hat mit größter Ausführlichkeit, durch Tausende und abermals Tausende von Thatsachen gelehrt, daß die ganze Welt aus chemischen Verbindungen besteht, welche letztern wieder von den chemischen Elementen (Ur- oder Grundstoffen) zusammengesetzt sind; jede chemische Verbindung besteht nicht, ohne aus der thatsächlichen gegenseitigen Einwirkung von Elementen hervorgegangen zu sein. Woher die Welt, wie sie vor uns liegt, woher die chemischen Verbindungen stammen, welche die Welt zusammensetzen, wissen wir genau durch die Chemie; jedoch die Frage, woher die Elemente sind, kann uns keine Naturwissenschaft beantworten, denn dies gehört auf das Gebiet der Religions- und Naturphilosophie, auf welchem wir uns hier befinden. Die chemischen Elemente (Ur- oder Grundstoffe), Körper, welche nicht weiter trennbar, d. i. nicht zusammengesetzt, sondern absolut einfach sind — können nicht von ungefähr gekommen sein, sie müssen eine Quelle haben. Sie können schon deshalb nicht von Ewigkeit sein, weil sie sich einmal miteinander verbunden haben und zwar in demselben Augenblick, in welchem sie aufgetreten sind. Das Antecedens der Elemente muß mächtiger sein, als alle Elemente es sind. Wie die Elemente mit sinnlich wahrnehmbarer Kraft die Verbindungen, aus denen die Welt besteht, schaffen, so muß eine höhere Kraft die Elemente geschaffen haben.

Diese letzte Kraft ist die Schöpferkraft oder der Schöpfer, welcher durch die Chemie, unter Anwendung des Causalitätsprincips, ein für allemal als das Antecedens der Elemente, also der ganzen von dem Materialismus für ewig erklärten Welt, hiermit nachgewiesen. Hierin feiern die Naturwissenschaften, zugleich mit der Religion, den höchsten Triumph über den Atheismus, der in der Schöpfung — wo er seine Basis sucht — als ein Frevel an der höchsten Wahrheit sich darstellt.

Der Augenblick, in welchem Gott der Schöpfer die Elemente in das Dasein rief, ist nach dem Verfasser „jedem Chemiker klar"; die Wissenschaft der letzten Naturprincipien — die Chemie — habe keinen Zweifel mehr über eine Thatsache, welche durch die gegenseitige Berührung der Elemente bedingt ist. Die Elemente haben im Augenblick ihrer Schöpfung in statu nascente, d. h. im Augenblick ihres freien Auftretens sich befunden, ein Zustand, in welchem die Elemente die höchste Fähigkeit haben, chemische Verbindungen zu bilden.

Es ist uns nun — durch die Chemie — klar, daß zu diesem Vorgange nur ein Augenblick — kaum eine Secunde — nöthig gewesen ist, denn ein chemischer Proceß ist überhaupt eine Sache eines Augenblicks, von unberechenbarer Kleinheit. Ein kleiner Gedanke erfordert so viel Zeit, als nöthig gewesen ist, daß Gott gesprochen hat: Es werde, und die Elemente geworden sind, indem diese zugleich sich verbunden haben.

Den Schöpfungsact näher ausmalend, sagt der Verfasser, es sei klar, welche ungeheuere Temperatur in dem Augenblick der Schöpfung bestanden hat; die Elemente, in statu nascente sich berührend, haben unter der heftigsten Feuererscheinung, in dem glühendsten Zustande, welchen man sich nur denken kann, sich verbunden; alles, was es damals gegeben hat, ist in gasförmigem Zustande gewesen, der allmählich theilweise in den feuerflüssigen überging. Das Wasser war glühender Dampf, die Metalloxyde in einem glühenden gasförmigen Zustande, wie wir sie heute, durch die Spectralanalyse, in der Sonnenatmosphäre finden, und die ganz schwer schmelzenden Metalle — Platin und Platinoide, Silber, Gold und das flüssige Quecksilber — waren nicht chemisch verbunden (weil sie in der Hitze sich nicht verbinden können) und auch als Dampf im Weltraum verbreitet. „Welcher Chemiker kann gegen diese detaillirte Schöpfungslehre einen Einwand erheben? — Keiner!" ruft der Verfasser triumphirend aus.

Sehen wir uns nun diesen chemischen Beweis des Daseins Gottes näher an, so finden wir, daß es weiter nichts als der alte kosmologische Beweis in modernem chemischen Gewande ist. Durch Anwendung des Causalitätsprincips, wie der Verfasser selbst eingesteht, ist er von den chemischen Elementen zu Gott als deren Urheber aufgestiegen. So roh kann aber eben nur ein Chemiker philosophiren, der nichts von Kant's und Schopenhauer's zermalmender Kritik des kosmologischen Beweises des Daseins Gottes weiß, der nicht gelernt hat oder nicht einsieht, daß das Causalitätsprincip nur immanente, nicht transscendente Gültigkeit hat, d. h. daß es nur Gesetz der Verknüpfung der innerweltlichen Erscheinungen ist, nicht aber über die Welt als Ganzes hinausführt zu einer überweltlichen Ursache derselben. Es ist vom Verfasser durchaus nicht bewiesen, daß die chemischen Ur- oder Grundstoffe, aus denen alles in der Welt besteht, von einem außerweltlichen Schöpfer ins Dasein gesetzt worden, vorher also nicht existirt haben; denn das wird man doch für keinen Beweis halten, daß er sagt, die chemischen Grundstoffe „können nicht von ungefähr gekommen sein, sie müssen eine Quelle haben". Was hindert denn, die chemischen Grundstoffe als ewig, als unerschaffen, als den Ursprung aller Dinge zu denken? Die Chemie gewiß nicht. Der Verfasser bekennt ja selbst, daß die Chemie nicht weiter führe, als die chemischen Verbindungen, aus denen die weltlichen Dinge bestehen, anzugeben, nicht aber

zur Beantwortung der Frage, woher die Elemente dieser Verbindungen stammen. Diese Frage könne überhaupt keine Naturwissenschaft beantworten, sondern sie gehöre in das Gebiet der Naturphilosophie.

Wenn sich dieses aber so verhält, so ist klar, daß auch sein Beweis des Daseins Gottes kein chemischer, sondern ein naturphilosophischer ist. Einmal aber aufs philosophische Gebiet übergetreten, muß er sich eine philosophische Kritik seiner Ansicht gefallen lassen. Das Resultat einer solchen kann aber kein anderes sein, als daß seine Art zu philosophiren eine höchst rohe ist, sodaß man versucht wird, ihm zuzurufen: Schuster, bleibe bei deinem Leisten, d. h. bei deiner Chemie.

Der Verfasser bildet sich ein, gleich den Materialisten alles physisch, aus den Kräften und Gesetzen der Materie erklären zu können, ohne doch darum dem Atheismus zu verfallen. Denn, obgleich in den chemischen Elementen alle Bedingungen der Natur sich finden, so sei doch das Dictum Dei, die Schöpfung der Elemente, die Ursache davon, daß die Elemente mit solchen Kräften und nach solchen Gesetzen wirkende geworden sind, wie sie sind. Aber diese Art der Verbindung des Materialismus oder Naturalismus mit dem Supranaturalismus scheitert an dem philosophischen Begriffe der Kraft. Eine geschaffene Kraft ist eine contradictio in adjecto. Dem wesentlichen Merkmal der Kraft, der Spontaneität oder Selbstthätigkeit, widerspricht es, von einem außer ihr befindlichen Urheber gemacht zu sein. Kräfte sind das Ursprünglichste, was es gibt. Sie können zwar durch äußere Ursachen geweckt, erregt, aber nimmer geschaffen werden. Jede äußere Wirkung oder Erregung setzt vielmehr schon ihr Dasein voraus.

Nachdem einmal der Verfasser den ersten Schritt gethan, den innerweltlichen Kräften und Gesetzen, in denen alles seinen natürlichen Ursprung hat, den außerweltlichen, übernatürlichen Schöpfer entgegenzusetzen, wird es ihm nun freilich auch nicht schwer, im Dualismus weiter zu gehen und auch innerhalb der Welt wieder einen Gegensatz zu machen zwischen rein materiellen und spirituellen Erscheinungen. Er verfährt hierbei ebenso roh wie bei der Ableitung der materiellen Welt aus Gott. Während der Materialismus consequent verfährt, indem er die geistige, dem Thiere überlegene Thätigkeit des Menschen aus dem höhern Organismus desselben erklärt, im übrigen aber keinen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier macht, sondern die menschliche Gattung nur für eine höhere thierische erklärt, ist der Verfasser bestrebt, den alten Dualismus zwischen Mensch und Thier wieder aufzurichten, um jenem im Gegensatz zu diesem die Unsterblichkeit zu sichern. Der Geist des Menschen darf ihm also nicht an die Gehirnfunction gebunden sein, sondern er muß unmittelbar aus Gott stammen und in directer Beziehung zu Gott stehen. Durch diese privilegirte Stellung aber, die der Verfasser dem menschlichen Geiste gibt, geräth er in Widerspruch mit seinem sonst zur Schau getragenen Bestreben, gleich den Materialisten alles natürlich, aus den immanenten Kräften der Stoffe zu erklären. Wenn, obgleich die chemischen Grundstoffe von Gott geschaffen sind, doch, nachdem sie einmal geschaffen sind, sich, wie der Verfasser zugibt, alles natürlich aus ihren Verbindungen erklären läßt, warum macht denn da auf einmal der menschliche Geist eine Ausnahme von der natürlichen Ordnung der Dinge und wird vom Verfasser zu einem Uebernatürlichen gestempelt? Ist dies consequent? Ist es consequent, zu sagen: „Die Feuerbach'sche Meinung, daß ein supernaturalistischer Anfang eine supernaturalistische Fortsetzung nothwendig bedinge, kann auf die Natur nicht, sondern nur auf geistige Dinge in Anwendung gebracht werden"?

Hören wir, wie der Verfasser die Uebernatürlichkeit des menschlichen Geistes im Gegensatz zu der Natürlichkeit der in der Gehirnfunction sich kundgebenden animalischen Seele, die der Mensch mit dem Thier gemein habe, zu beweisen sucht. Nachdem er anerkannt, daß der Materialismus durch natürliche Erklärung der psychischen Vorgänge etwas Gutes geleistet, und daß Moleschott nebst Genossen mit dem Satze: „Ohne Phosphor kein Gedanke" — „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs", recht hätten, fährt er fort:

Gehen wir aber einen Schritt weiter, so finden wir neben der Thatsache der natürlichen Gehirnvorgänge noch eine andere, von welcher die Materialisten jedoch nichts wissen wollen; diese Philosophen ignoriren die Thatsache oder, besser gesagt, suchen sie todtzuschweigen, weil sie eben nichts bietet, was das Scalpell schneiden und das chemische Reagens nachweisen kann; auf das Gehirn lassen sich diese Mittel zwar anwenden und kann man damit auf die Gehirnfunction einwirken, jedoch die Sache, welche ich eben im Auge habe, hat keine Eigenschaften eines Natürlichen, sondern nur des Außernatürlichen oder Geistigen. Die Thatsache, welche ich meine, ist die Stimme, die der Mensch oft in sich vernimmt, die zu seinem Verstande spricht, ohne daß letzterer eine Prämisse gesetzt hat, um eine Conclusion zu bilden. Die Stimme, welche gebieterisch, drohend, lobend, verheißend u. s. w. zu dem menschlichen Verstande spricht, kennt jeder Mensch, sogar der Atheist Ludwig Büchner. Namentlich bei ruhigem Körper, bei kühlem Nachdenken am Sterbebette eines gutgekannten Menschen, überhaupt in bedeutungsvollen Momenten vernimmt der Mensch, ohne zu concludiren, eine directe Diction in seinem Verstand; diese Stimme im Menschen ist also apriorisch, nicht aposteriorisch wie die Schlüsse, und kann deshalb nichts vom Gehirn Ausgehendes, d. i. nichts der Gehirnfunction Angehöriges, sondern muß vielmehr ein dem menschlichen Verstande Gegebenes sein.

Diese Gottesstimme im Menschen, diese directe, unmittelbare Offenbarung Gottes, welche den Geist des Menschen vor dem Thier auszeichnet, ist nach dem Verfasser der psychologische Beweis des Daseins Gottes, der zweite neben dem ersten oder physikalischen Beweise aus der Schöpfung der Elemente. Außer dem physikalischen und psychologischen führt er aber noch drittens den moralischen Beweis des Daseins Gottes. Richten wir nämlich, sagt er, unsern Blick auf die Schicksale der Menschen, so finden wir in den wunderbar ineinandergreifenden, häufig höchst verschiedenen Verhältnissen die gerechteste, väterlichste und zugleich allmächtigste Fürsorge, als deren Träger wir nur den Schöpfer der Elemente erkennen können. Dies ist der moralische Beweis Gottes. Hingegen den ontologischen und teleologischen Beweis — diese beiden bekannten Beweise des Daseins Gottes hält er für zu schwach, um sie dem Materialismus entgegenzustellen.

Ist nun nicht der Atheismus des Materialismus auf dreifache Weise von dem Verfasser zerschmettert? Und ist durch ihn nicht die Naturwissenschaft mit dem Christenthum dauernd versöhnt? In den Augen aller so roh Philo-

sophirenden, wie der Verfasser, gewiß; aber in den Augen kritischer Denker desto weniger. Die Halbirung der göttlichen Thätigkeit in eine natürliche und in eine übernatürliche Hälfte, jene in der den Gesetzen der geschaffenen chemischen Elemente unterworfenen Natur (inclusive der menschlichen Gehirnfunction), diese im überanimalischen Geiste des Menschen sich äußernd, befriedigt weder das wissenschaftliche noch das religiöse Bedürfniß. Die Wissenschaft ist monistisch, nicht dualistisch. Vor der Wissenschaft kann die dualistische Entgegensetzung von Gott und Welt, Materie und Geist, Mensch und Thier, die der Verfasser macht, nicht bestehen.

Aber nicht blos die Wissenschaft perhorrescirt den Dualismus des Verfassers, sondern auch der religiöse Glaube. Denn indem dieser Wunder und Gebetserhörung annimmt, beschränkt er die übernatürlichen, directen Machterweisungen Gottes nicht, wie der Verfasser, auf das geistige und geschichtliche Gebiet, sondern dehnt sie auch auf die Natur aus. Nicht erst im Gewissen des Menschen sieht der Gläubige die unmittelbare Offenbarung Gottes, sondern auch schon in der Natur, in den Wundern, die er glaubt. Die Chemie ist dem Glauben zufolge für Gott keine Schranke. Er kann sie durchbrechen und durchlöchern, kann Wasser in Wein verwandeln, kann Todte vom Tode erwecken. Halbheit liebt also der Glaube so wenig als die Wissenschaft. Glaube und Wissenschaft sind beide monistisch gesinnt, nur beide auf verschiedene Art. Beide müssen daher den Versöhnungsversuch des Verfassers entschieden ablehnen. Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Literarische Porträts.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

1. Lord Byron. Von Karl Elze. Berlin, Oppenheim. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild von Adolf Laun. Zwei Bände. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Emanuel Geibel. Von Karl Goedeke. Erster Theil. Mit dem Bildnisse Geibel's und einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Adalbert Stifter's Briefe, herausgegeben von Johannes Aprent. Drei Bände. Pest, Heckenast. 1869. 8. 3 Thlr.
6. Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet von Marie Helene. Leipzig, Fr. Fleischer. 1869. 8. 27 Ngr.
7. Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bisjetzt ungedruckten und unbekannten Actenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückert's. Von K. Beyer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
8. Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. Von C. Kühner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Die ausführliche Biographie eines noch lebenden Dichters zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe, deren Lösung immer eine lückenhafte bleiben wird; jedes Menschenleben hat seine Geheimnisse, deren Schleier zu lüften den Mitlebenden kaum verstattet ist; auch läßt sich nicht die Summe eines Dichterlebens ziehen, solange der Tod nicht den abschließenden Strich unter dasselbe gemacht hat. Wie viele Wandlungen, selbst im spätern Alter, haben namhafte Dichter durchgemacht! Der Biograph Emanuel Geibel's, Karl Goedeke (Nr. 3), verschließt sich keineswegs solcher Einsicht; er sagt in der Einleitung:

Biographien lebender Dichter, von denen ich hier eine beginne, stellen, da weder ein abgeschlossener noch abgeklärter Stoff zu behandeln vorliegt, eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Der fortschreitende Mensch verwischt im Laufe seiner weitern Entwickelung manchmal die Leistungen, die zu einem gewissen Zeitpunkte den Kern seiner Bedeutung ausmachten, durch höhere und vollendetere. Der reifende Dichter, dem die Formen seiner Kunst zu gewohnten Lebensäußerungen geworden, entfaltet sich bei reicherm und tieferm Gehalt, wie die stetig andauernde Selbstbildung ihn verleiht, nicht selten von völlig neuen Seiten. Der sicherer gewordene Blick in die Welt, die klarere Anschauung vergangener Zeiten und großer Menschengeschicke, die unbefangenere Einsicht in die innern Motive, welche das Handeln und Leiden der Gegenwart bedingen, das durch Gelingen und Verfehlen erworbene richtigere Gleichgewicht zwischen den eigenen Kräften und ihrer Anwendung machen die Behandlung von Stoffen und Formen möglich, die dem jüngern Talente sich spröde versagen mochten. Was in der glücklichen Jugend eine halb unverstandene Gabe des Genius und mehr ein Treffen als ein Schaffen war, wird ein durchdachtes, nach allen Seiten hin bewußtes Herausarbeiten des Nothwendigen und Wesentlichen. An die Stelle des geistvollen Einfalls tritt die künstlerische Lösung des Problems. Der erhöhten Lebensstufe verdankt die gehobene Kunst ihr Entstehen. Von dieser Höhe kündigt sich dann nicht selten ein Sinken an; die künstlerische Einsicht ist geblieben und oft noch reifer geworden, während die frische Geistesfülle, der warme Seelenhauch geschwunden sind und das Kunstwerk, umgekehrt wie im Beginn, äußerlich vollkommener, innerlich starrer geworden ist. Welche Unterschiede zwischen dem ahnenden Talent, das mit den Formen rang; dem reifen Mann, der Form und Gehalt zum vollen Einklang führte; dem in fester Form ersterbenden Genius! Und doch immer derselbe Mensch in stetiger, naturgemäßer Entwickelung, deren Epochen sich nach abgeschlossener Bahn und aus weiterer Ferne deutlich mögen sondern lassen, dem nahestehenden Beschauer aber unmerklich ineinander verlaufen, um so mehr, je weniger der Umfang der Lebensentwickelung sich hinsichtlich des Abschlusses berechnen läßt.

Zu diesen innern Schwierigkeiten gesellen sich äußere. Der lebende Dichter, möge seine Existenz noch so sehr an die Oeffentlichkeit treten, bleibt von einem gewissen Dunkel umhüllt, da viele und zum Theil die wichtigsten Momente, auf denen sein Werden und Sein beruht, aus billigen Rücksichten gegen ihn sowol als gegen die Menschen, mit denen er verkehrte, sich der Darstellung entziehen. Die Geheimnisse des Privatlebens, von denen kaum eins ohne fördernden oder hemmenden Einfluß auf seine geistige Bildung bleibt, und die sich meistens in seinen Leistungen, im Ton des Liedes, im Charakter der dramatischen Schöpfung andeuten, gehören, solange die Betheiligten leben, selten der Oeffentlichkeit. Wer sie aus unmittelbarer Nähe zu überschauen vermag, wird, in der Besorgniß befangen, zu viel oder zu wenig zu sagen, und im Zweifel, ob die eigene Beobachtung das objectiv Richtige erkannt hat, lieber leicht darüber weggleiten als umständlich darauf eingehen, nicht deshalb, weil die Sache an sich, nach ihrer geselligen oder moralischen Seite des verhüllenden Schleiers

bedürftig wäre; aber das stille Glück zweier Herzen, die über Standesunterschiede erhabene Freundschaft zweier Naturen läßt sich den Lebenden gegenüber kaum mit voller Unbefangenheit erörtern. Wer hätte in Goethe's blühendem Alter sein Verhältniß zu Frau von Stein, seinen Freundschaftsbund mit Karl August darstellen mögen wie heute! Niemand, dem die Betheiligten werth, das heißt nach ihrer vollen Bedeutung lebendig waren, hätte die schonungslose Dreistigkeit gewinnen können, die Lebenden wie geschichtliche Personen zu behandeln. Es würde eine Profanirung gewesen sein, deren sich gerade der am wenigsten schuldig machen durfte, der in die Dinge selbst am besten eingeweiht war. Und wie viele gibt es denn, welche die stillen Tiefen eines Dichterlebens vor dem Abschlusse zu überschauen vermöchten?

Gleichwol glaubt Goedeke, daß eine biographisch-literarische Darstellung des Dichters Emanuel Geibel keiner umständlichen Befürwortung bedürfe, schon wegen der Stellung, die er als dichterische Persönlichkeit thatsächlich in der Literatur der Gegenwart einnimmt. Auch fehle es bisher an einer zusammenfassenden Darstellung seines Lebens, und auch die Beurtheilungen der Gesammterscheinung hätten versäumt, seinen Entwickelungsgang darzulegen. Dies ist die dankenswerthe Aufgabe, der sich Goedeke unterzieht.

Was ihm dabei zu statten kommt, ist der Charakter des Dichters selbst, der in dessen Lebenslauf sich spiegelt. Geibel gehört durchaus nicht zu jenen problematischen Naturen, die andern und auch sich selbst ein Räthsel sind. Wer durfte es unternehmen, bei Byron's Lebzeiten eine Biographie dieses Dichters zu schreiben? Auch nach seinem Tode bleibt so viel Wichtiges dunkel und unenthüllt, und die Urtheile der Biographen gehen nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Geibel's Leben und Dichtungen dagegen sind klar und durchsichtig; keine herausfordernden Widersprüche, keine Ader des Skepticismus, keine zweifelhafte, noch weniger zweideutige Beleuchtung, nichts Frivoles, Hypergeniales, keine Verirrungen wild überschäumender Kraft — eine, wir möchten sagen, geradlinige Entwickelung aus allgemein verständlichen Voraussetzungen zu ebenso verständlichen Zielen charakterisirt Leben und Werke dieses Dichters. Er ist nicht wie Beatrice unter einem tanzenden Stern geboren — keine Ironie des Schicksals hat einen Poeten von gesundem und schlichtem Empfinden in verwickelte Lebenslagen gebracht, in jene dämonischen Zwickmühlen, die wir aus dem Leben anderer Dichter kennen. Man vergleiche nur z. B. das Leben Schiller's mit demjenigen Geibel's. Welcher Sturm und Drang, welche Gewaltsamkeit in der Jugend des erstern; und wie glatt verläuft die Biographie Geibel's durch Gymnasium, Abiturientenexamen, Universitätsstudien, eine Hauslehrerstellung, die allerdings dadurch einen poetischen Reiz gewinnt, daß sie dem Dichter im Schatten der Akropolis und an den Ufern des Kephissos zutheil wird! Dazu Liebe und Dichtkunst — beide ohne große Katastrophen in friedlicher Entfaltung. Der politische Conflict in Geibel's Leben fällt in eine spätere Epoche. Der vorliegende Band schildert dasselbe nur bis zur Uebersiedelung nach München. Die Darstellung des münchener Aufenthalts und seines dissonirenden Abschlusses wird in einem in Aussicht gestellten zweiten Band erfolgen.

Doch auch die Einfachheit eines solchen Lebenslaufs hat ihre Klippen für den Biographen. Da die großen frappanten Züge fehlen, wird er leicht verleitet, auf minder Wichtiges, wir möchten sagen Alltägliches, einen besondern Nachdruck zu legen und uns Mittheilungen zu machen, denen in der That jede Bedeutung und damit jede Anziehungskraft fehlt. Wir wollen uns gern in alle Familienverhältnisse eines Dichters einweihen lassen, der uns lieb geworden ist; wir wollen seinen Stammbaum, seine Agnaten und Cognaten mit in den Kauf nehmen, seinen Beziehungen zu literarischen Größen zweiten, dritten und vierten Ranges ohne Ermüdung nachgehen, weil in ihnen doch immer eine leise Einwirkung auf seine Entwickelung unverkennbar ist; aber wir wollen nicht jede Ferienreise des Studenten, jeden Ausflug in der Postschnecke mit Ausführlichkeit beschrieben sehen. Wir wollen keine Beschreibung des Ahrthals lesen; was kümmert es uns, ob der Student Geibel den Thurm des mainzer Doms bestiegen hat, um einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen, oder daß er mit seinen Reisegefährten „ermüdet und durchfroren" in Darmstadt ankam, oder später, bei Gelegenheit einer Reise nach Würtemberg, daß er bei dem Weinhändler Lade den Wein im Keller probirte. Eine Probe derartiger Schilderungen mag diejenige der Reise des jungen Studenten von Hamburg nach Detmold geben:

Nachdem die übrigen Pflichtbesuche abgethan und mit Hülfe der Freunde die Habseligkeiten wieder gepackt waren, rollte der angehende Student, mit einer schönen Uhr, die der gütige Oheim ihm geschenkt hatte, in der Tasche zum Altonaer Thore hinaus ans Dampfschiff, nach Harburg. Auf dem Dampfschiffe traf er mit einem alten Genossen, Namens Erasmi, zusammen, der die Universität Göttingen beziehen wollte und die Fahrt bis Hannover mitmachte. In Harburg langten beide etwa um zwei Uhr nachmittags am 23. April an. Die Post ging erst abends zehn Uhr. Die langen Wartestunden wurden mit Spaziergängen durch graue Straßen und sandige Pappelalleen des damals sehr unbedeutenden Städtchens verbracht. Als sie in der Dämmerung heimkamen, trafen sie zwei junge englische Literaten, die in demselben Gasthause eingekehrt waren und bis Hannover mitreisen wollten. Obwol weder die Lübecker fertig englisch, noch die Engländer fertig deutsch sprachen, wurden sie doch bald miteinander bekannt und tauschten radebrechend und sich gegenseitig aushelfend ihre Liebe und Bewunderung vor den großen Namen Shakspeare und Byron, Goethe und Schiller aus. Die Unterhaltung wurde lebhaft und endete damit, daß man Punsch forderte und die deutschen und englischen Poeten leben ließ. Auch an einem komischen Intermezzo sollte es nicht fehlen. Plötzlich ging die Thür auf. Eine Fleischmasse im gelben Ueberrock, mit gedunsenem Gesicht, den weißen Hut auf die Stirn gezogen, tritt unbeholfen ins Gastzimmer, starrt alle eine Zeit lang mit ausdruckslosen Augen an und ruft dann im englischen Accent mit fetter breiter Stimme: „Gebt — mich — was — zu — fressen!" Einige der Anwesenden konnten sich des Lachens nicht enthalten. Der hungrige Gentleman brauste auf, bis sich die jungen Engländer ins Mittel legten und ihm die Lächerlichkeit seines Ausdrucks begreiflich machten. Um 10 Uhr abends ging die Post ab. Die kleine Reisegesellschaft drückte sich in die Ecken des Wagens, der Rothrock blies die Weise des Mantelliedes, und fort ging's in die Lüneburger Heide. Nach langer ermüdender Fahrt langte der Zug am 24. abends 6 Uhr in Hannover an, wo die Trennung von den Gefährten stattfand. Erasmi fuhr nach Göttingen weiter, wohin damals die Post beim Beginn des Semesters oft hundert und mehr Passagiere in langem Zuge beförderte. Die glücklichen Passagiere des Hauptwagens behielten auf der ganzen Route ihre Plätze, während die in den Beichaisen Untergebrachten auf jeder Station die Wagen wechseln und manchmal froh sein

mußten, wenn sie gegen Wind und Wetter ein verdecktes Gefährt erhalten konnten. — Geibel, der nach Detmold wollte, war nicht so glücklich, gleich befördert zu werden. Freitags war er in Hannover angekommen und erst am Sonnabend spät 10 Uhr ging die nächste Post nach Detmold. Bekannte hatte er nicht in der Stadt. Langeweile die Fülle und in dem damaligen Hannover mehr als in einer andern Stadt gleichen Ranges. Aber auch diese Prüfung der Geduld mußte bestanden werden. Mit einem einzigen Passagiere wurde endlich die Fahrt nach Detmold fortgesetzt.

Diese höchst trivialen Begebnisse, die genaue Angabe der Stunden, wann die Posten abgehen und ankommen — gehört das wol in eine Dichterbiographie? Dergleichen wiederholt sich viel zu oft, um nicht ermüdend zu wirken.

Anders verhält es sich mit den Begegnungen des Dichters mit bekannten und berühmten Persönlichkeiten. In Bonn traf der junge Student A. W. von Schlegel, mit dem sich kein Verhältniß bildete, während zum alten Ernst Moritz Arndt, der alle Gesellschaften, in denen er erschien, belebte, ein mehr als zufälliges bestand. Von Bonn begab sich Geibel nach Berlin (1836), wo er statt der Theologie das Studium der Humaniora trieb. Hier lernte er zuerst Steffens kennen, von dem er selbst schreibt:

Selten habe ich an einem Menschen eine solche Gabe der Rede gefunden. Er begann leise und langsam; aber allmählich entwickelte sich ein wunderbares Leben auf seinen Zügen, die Augen glänzten, die Bewegungen wurden heftiger, und die Worte strömten von den Lippen wie ein übertretender Waldbach, der sich ein neues Felsenbette bricht und Steine und Bäume in Wirbeln mit sich fortreißt.

Dann wurde er bei Neander eingeführt, der wenig sprach; die Unterhaltung wurde meistens von der Schwester geführt.

Mit Lachmann machte Geibel befangenen Herzens Bekanntschaft. Als er den ersten Besuch abstatten wollte, stand ihm ein Bild vor der Seele, das von Lachmann's strengem, nur allzu oft herbem und schneidendem kritischen Charakter genommen war, eine Art von Hagen aus den Nibelungen. Anstatt dessen zeigte sich ein kleiner feiner blonder Mann mit Frack und Brille, der ihn freundlich nöthigte, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen, und allerlei über Bonn und Lübeck fragte. In der Folge wurden gelegentlich einige Spaziergänge gemacht; ein näheres Verhältniß bildete sich nicht.

Die folgenreichste Bekanntschaft war die mit Bettina:

Nachdem Geibel sie früher einmal verfehlt hatte, ging er Mitte Juni wiederum hin und traf sie zu Hause. Er gab einen Empfehlungsbrief Rumohr's ab, ließ sich melden und wurde angenommen. Als er eintrat, kam sie ihm freundlich entgegen. „Sie sind mir da", sagte sie in ihrem frankfurter Dialekt, „von jemand empfohlen, den ich bisjetzt noch nicht kenne, denn ich kann trotz aller Bemühung den Namen der Dame nicht lesen." Geibel ließ sich durch das sonderbare Quidproquo nicht verwirrt machen, sondern sagte ihr, sie habe sich diesmal doch versehen, der Briefsteller habe durchaus nichts Damenartiges, es sei der Hr. von Rumohr. Kaum war der Name genannt, so führte sie Geibel in ein kleines mit Gemälden, Statuen und Gipsabgüssen geschmücktes Zimmer, wo er neben ihr Platz nehmen und eine Frage um die andere beantworten mußte: was Rumohr treibe, wie er über ihr Buch spreche, ob er böse sei, daß sie ihn hier und dort ein wenig mitgenommen.

Wilibald Alexis wird als ein kleiner schnurrbärtiger Mann von gesetzten Jahren und wohlwollendem Ausdruck geschildert. Von Chamisso heißt es:

Geibel's sehnlichster Wunsch war es, mit Chamisso, der damals den „Deutschen Musenalmanach" redigirte und schon einige aus der Ferne eingesandte Gedichte Geibel's aufgenommen hatte, bekannt zu werden. Hitzig, der dies Verlangen kannte, sprach mit seinem alten Freunde darüber und kündigte dem Studenten eines Tags an, er dürfe ohne weiteres zu Chamisso gehen. Zu Anfang November 1836 trat er bei dem verehrten Manne ein, der ihn freundlich bewillkommnete und in sein hohes, etwas düsteres, von einer Lampe wenig erhelltes Zimmer führte. An den Wänden hingen Landkarten; Globen, Bücher und Instrumente standen umher. Der Dichter war, wie ein Magier, in einen langen faltigen Schlafrock gehüllt, eine große hagere Gestalt. Geibel mußte sich zu ihm auf den Sofa setzen, und bald war ein Gespräch im Gange, das Chamisso äußerst lebendig, aber in einem fremdartigen französisch anklingenden Accente führte. Den Greis, der sich nach vielbewegtem Leben mehr und mehr in sich gegen die Händel der Welt abschließt, wie ihn Geibel nach den letzten Gedichten und den Aeußerungen anderer erwartet hatte, fand er nicht; im Gegentheil, er stand mitten in den Dingen und manchmal brach eine Art von Kampflust gegen die Welt, doch ohne Verbitterung, weit eher als eine Jugendmuthigkeit, hervor. Kurz und klar sprach er über den Zustand der Literatur jener Zeit, über Drama und Bühnenwesen und deren Mängel; dann wieder von fernen Ländern, der Südsee und ihren seltsamen Menschen und Inseln.

Raupach erscheint als ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perrüke und schwarzer Hornbrille; er macht eine überaus wegwerfende Miene, sobald die Rede auf irgendein neueres dramatisches Product kommt, wirft auch sonst mitunter ein ziemlich gewöhnliches Wort in die Unterhaltung und schnupft dabei ungebührlich stark. Näher wurde das Band, welches Geibel mit Gruppe verknüpfte, und welches zunächst mit dem Interesse beider Dichter für die römischen Elegiker zusammenhing. Franz Kugler's Gedichte hatten schon früher einen tiefen Eindruck auf Geibel gemacht; die Liebenswürdigkeit des Menschen zog Geibel nicht minder an. Bald wurde er wie ein Mitglied der Familie angesehen. Auch die Bekanntschaft der Frau Mathieux, die später Kinkel's Gattin wurde, eine Frau so reich an Talenten, daß sie keins zu künstlerischer Vollendung ausbildete, und die eine ganze Gesellschaft mit Geschichten, Späßen, Reflexionen zu unterhalten verstand, machte er im Salon der Bettina.

Durch Savigny's Vermittelung wurde dem jungen Dichter die Hauslehrerstelle bei dem Gesandten von Katakazi in Griechenland zutheil. Der Abschnitt, welcher den Aufenthalt Geibel's in Griechenland (1838—40) behandelt, gehört zu den interessantesten der Goedeke'schen Schrift. Wir haben es hier doch nicht blos mit Professoren und Predigern zu thun, wie im lieben Deutschland; vornehme Griechen und Türken treten auf die Bühne; wir bewegen uns unter Platanen und in Oelwäldern, und die Nichte des Gesandten, Maria Sofiano, ein wildes, leidenschaftliches Mädchen, mit dunkeln Locken und blitzendem Auge, war mindestens eine angenehme Abwechselung für den Dichter der blonden Minne; doch er erinnerte sich, da er kein problematischer Spielhagen'scher Hauslehrer war, der zwischen ihm und ihr gezogenen Kluft und widmete ihr nur ein Sonett: „Der Ungenannten". Die Inselreise nach Paros und Naxos ist ebenfalls interessanter als die von Hamburg nach Detmold, und hier läßt man sich eine eingehendere Schilderung gern gefallen.

Die Eindrücke, die Geibel in Griechenland empfing, haben freilich nur auf das Colorit seiner Gedichte gewirkt.

Wie ganz anders ist dies bei Byron der Fall! Hellas hat seiner Muse einen unverkennbaren Schwung gegeben. Doch ist auch ein großer Unterschied zwischen einem reisenden Lord und einem reisenden Hauslehrer. Die Erfahrungen, die der Dichter in seiner untergeordneten Stellung sammelte, sind von geringerm Interesse, und was wir von den Gouvernanten der gutgearteten Töchter erfahren und von der Selbständigkeit, die sich „Mademoiselle Renard" zu geben wußte, flößt uns auch keine tiefer gehende Theilnahme ein.

Nach seiner Rückkehr hielt sich Geibel von 1840—52 theils in Lübeck auf, theils an verschiedenen Orten in Deutschland, wohin er seinen Wanderstab setzte. Ein ganzes Jahr lang lebte er als Gast des Freiherrn von Malsburg in Escheberg ein dichterisch freies Leben, ähnlich wie später bei mehrfachem Besuch auf den schlesischen Gütern des Fürsten Carolath, dessen Bekanntschaft er in dem Ostseebade Häringsdorf gemacht hatte. Außerdem hielt er sich eine Zeit lang in St.-Goar als Freiligrath's Gast auf, in Stuttgart und Weinsberg, hier als Justinus Kerner's Gast. Einen festern Halt gewann sein Leben erst, als er sich 1851 mit Amande Trummer verlobt hatte und 1852 von König Maximilian nach München als Ehrenprofessor berufen wurde.

Geibel's Biographie bietet bis zu seiner Berufung nach München kaum eine Seite dar, welche sich nicht auch in dem Leben der meisten Literaten und Candidaten fände. Vornehme Bekanntschaften und Protectionen begünstigten den jungen Dichter, der schon auf der Schule in Lübeck ein fleißiger Schüler und Primus der Prima war und ein von allen Extravaganzen, Abenteuern, polizeiwidrigen Verhältnissen und Gedanken freies, regelrecht nach der Schnur gezogenes Leben führte. Da man die deutschen Dichter bereits in synchronistische Tabellen gebracht hat, so wird man sie auch vielleicht einmal mit Conduitenlisten bedenken; dann dürfte Emanuel Geibel die erste Nummer gesichert sein.

Was nun in dieses, von keinem Sturm und Drang, höchstens von prosaischen Existenzsorgen bewegtes Leben ein tieferes Interesse bringt, das ist die Entwickelung des Dichters, die vielfach sich an die Verhältnisse und Eindrücke des Lebens anschloß und wie dieses frei von jedem Sturm und Drang blieb. Goedeke hat den Zusammenhang der einzelnen Gedichte mit den persönlichen Beziehungen des Dichters mit vieler Sorgfalt aufgesucht und nachgewiesen; er hat jedes der Hauptgedichte einer liebevollen Analyse unterworfen, die nur selten, wie bei der Tragödie „Roderich", zu kritischen Bedenken führt. Die lebendige Auffassung und Zergliederung der Gedichte von seiten des gediegenen Literarhistorikers bildet den anziehendsten Bestandtheil des Werks. Doch je größer Goedeke's Gewissenhaftigkeit ist, namentlich im Nachweis der literarischen Zusammenhänge und poetischen Vorbilder des Dichters, desto deutlicher ist es uns geworden, daß, wenigstens in dieser ersten Epoche seines dichterischen Schaffens, Geibel durchaus ein Nachdichter aller von der zeitgenössischen Literatur angeschlagenen Töne ist und einer wahrhaft schöpferischen Originalität ermangelt, die bei andern jungen Dichtern oft minder formgewandt, oft hart und schroff, aber doch mit den gewaltigen Eruptionen einer ursprünglichen vulkanischen Kraft auftritt.

Wir wollen uns bei diesem Nachweis jedes eigenen Urtheils begeben und uns streng an die Aussprüche des Biographen anschließen. Schon auf der Schule dichtete Geibel, und ein sehr wesentliches Element in der formalen Entwickelung seiner jugendlichen Poesie bildete die Bekanntschaft mit Heine. Er erlag dem Eindruck der Heine'schen Lieder, weil er noch nichts entgegenzusetzen hatte.

Bezeichnend ist es aber, daß die ironische Seite Heine's keine Gewalt über ihn gewann. Das träumerische Wogen des jungen Herzens ging in den weichen Strom der sentimentalischen Lyrik Heine's über. Da stieg die stille Lotosblume (die später in eine Wasserrose verwandelt wurde) aus dem blauen See; da träumte die dufterfüllte Blüte am Orangenbaum von künftigen Früchten, wie die Blüte des Herzens von den goldenen Früchten Liebesleid und Liebeslust; da waren die Sterne fromme Lämmer — nein! — Silberlilien? Nein; lichte Kerzen am Hochaltare? Nein: es waren Silberlettern, in denen ein Engel auf das blaue Tuch des Himmels tausend Lieder der Liebe geschrieben. Da war der Dichter das Meer, über welches seine Lieder wie Sonnengold hinziehen, während, wie die Perlen in der dunkeln Tiefe ruhen, sein dunkles Herz schweigend in verborgener Brust blutet! Dann wieder waren die Lieder Goldpokale, darin die Liebe als Wein schäumte, aus denen die Geliebte kurzweg zu trinken aufgefordert wurde, bis sie dem Dichter im holden Rausche an das sehnsuchtsvolle Herz sinke. Oder nun ruhten alle Wipfel und leise floß der Rhein, die blauen Bergesgipfel leuchteten im Mondenschein — ganz so, als ob das Heine'sche Lied von der Lorelei noch einmal geschaffen werden müsse.

Daneben zeigen sich Nachklänge aus Franz Kugler's Gedichten. Von den Gedichten des Studenten klingt die „Rothenburg" in Anlage, Ton und Wendung, nach Goedeke's Ausspruch, an Anastasius Grün in seinem „Schutt" an, während in dem kriegerischen Genrebild „Der Husar" ein Ton Nikolaus Lenau's hindurchklingt. An Rückert erinnerten durch ihren gleichförmigen Bau und die ausgesponnene Bildlichkeit einige berliner Gedichte: „Ich bin die Rose auf der Au" und „Wenn die Sonne hoch und heiter lächelt" und „Der Ritter vom Rhein", und später, wie wir hinzufügen wollen, die „Schleswig-Holsteinischen Sonette". Verse wie der folgende:

Seid eins, sonst muß ich euch gleich spröden Erzen
Zerbrechen oder neu zusammenschmieden
Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen —

sind ganz wie aus den „Geharnischten Sonetten" entlehnt. Von dem „Mädchen von Albano" sagt Goedeke, daß Geibel es auch einmal in Gaudy's Manier versuchen wollte. Den Ton des nordischen Heldenlieds versuchte Geibel in den Balladen: „Zwei Könige" und „Der letzte Skalde". Die Einflüsse Chamisso's und namentlich Freiligrath's sind in spätern Gedichten unverkennbar. In dem Gedicht „Der Sklav" erkennt Goedeke selbst eine formelle Einwirkung der Freiligrath'schen Darstellungsweise im Bau der Strophe wie in der lyrischen Objectivität an. In „Clotar" zeigt sich nach Goedeke in dem feinlaunigen Gemisch von lachender Satire und lyrischem Schmelz die Einwirkung des „Don Juan" von Byron. Im classischen Athen studirte er den marmornen Dichter Platen, der ihn zu größerer Klarheit und Schönheit der Formen führte. Er hat Platen nicht nur mehrfach mit Begeisterung besungen, er hat auch in leichten, für Freundeskreise bestimmten Gedichten, kleinen aristophanischen Lustspielen

und Parabasen mit ihm zu wetteifern gesucht. Zahlreiche Nachdichtungen classischer Dichter trugen dazu bei, der Form Geibel's eine größere Plastik und Klarheit zu geben. Georg Herwegh, ein politischer Antagonist, wirkte in Deutschland nach der Rückkehr wiederum auf Geibel's Poesie. Das Lied: „Ich möchte sterben wie der Schwan", ist ein schwacher Abklatsch des Herwegh'schen: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth." Das Gegengedicht gegen Herwegh ist ganz von Herwegh'schem Geist dictirt; den Schlußvers hätte Herwegh selbst nicht zu verleugnen brauchen:

> Ich sing' um keines Königs Gunst,
> Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
> Ein freier Priester freier Kunst
> Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
> Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
> Keck in die Flammen deines Branders;
> Und ob die Welt den Stab mir bricht:
> In Gottes Hand ist das Gericht;
> Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Spätere Gedichte: „Der Tscherkessenfürst", „Der Alte von Athen", sind eine Mischung von Herwegh und Freiligrath, dessen Eigenthümlichkeit bei Geibel doch in etwas abgeblaßter Copie erscheint, und wo Geibel eine politische Attitude annimmt, da steht er auf Herwegh's Postament. Spanische und serbische Volkslieder wirkten bestimmend auf den Ton einzelner Geibel'schen Gedichte ein.

Fürwahr, eine buntere Musterkarte von Einflüssen zeigt wol die Entwickelung keines andern deutschen Dichters. Alle diese Vorbilder: Heine, Anastasius Grün, Rückert, Platen, Freiligrath, Herwegh, hatten einen unverwischbaren Zug kräftiger Eigenheit, während Geibel sich an alle der Reihe nach anlehnte. Nur in einigen Liebesliedern sieht Goedeke die Eigenthümlichkeit des Dichters:

> Das war Geibel's eigenster Ton. Diese einfachen Seelenlaute haben ihm zuerst die Gunst gewonnen, deren er sich seitdem dauernd erfreut hat. Es gab Dichter genug, mit denen er unter den Zeitgenossen um den Kranz zu ringen hatte, im Liede der Liebe stand er hinter keinem zurück. Seit Goethe war wenigstens keiner, selbst Uhland und Rückert nicht, fähig gewesen, das frohe Glück der Liebe so einfach und seelenvoll auszusprechen wie Geibel, bei dem man fühlt, daß er wahrhaft empfindet, was er sagt. Das Liebeslied ist nicht das Höchste der Lyrik, aber in aller Poesie gibt es nichts Höheres als den vollendeten Ausdruck dessen, was den Dichter als Inbegriff der edeln Menschheit erfüllt.

Der Eklekticismus war das Kennzeichen jener Gedichtsammlung, welche von der Kritik wenig Beachtung, bei dem Publikum desto freundlichere Aufnahme fand und jetzt bereits in der vierundsechzigsten Auflage vorliegt. Die Gesinnung Geibel's war redlich und überzeugungstreu; aber seine Weltanschauung ging nicht weit über das Credo der religiösen und politischen Mittelparteien hinaus; nirgends zeigten sich in seinen Gedichten bewegende Reformgedanken, die in die Zukunft hinausweisen. Erst in seiner spätern Epoche gab dieser Eklekticismus eine neue, edle und volltönende dichterische Mischung.

Das Buch Goedeke's ist vortrefflich geschrieben und wird jedem Freunde des Dichters, jedem Freunde der neuern Literatur willkommen sein. Gespannt sind wir auf den zweiten Band, der uns das einheitliche Gemälde des münchener Lebens vorführen soll.

Kein größerer Gegensatz, als der zwischen Geibel und Immermann; jener einer der weichsten, dieser einer der härtesten, schroffsten Dichtercharaktere der neuern Zeit. Gustav zu Putlitz hat soeben eine eingehende Biographie Karl Immermann's (Nr. 4) herausgegeben, welche mit Benutzung seiner Briefe und Tagebücher uns ein Charakterbild des merkwürdigen Mannes entwirft. Und in der That ist das Residuum einer ernsten Gedankenarbeit, das uns in diesen schriftlichen Aufzeichnungen erhalten ist, in vieler Hinsicht interessanter als manches der poetischen Werke des Dichters, die zum Theil früher Vergessenheit verfallen sind.

Wir konnten bei der Lektüre dieser umfassenden Biographie ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken über das rastlose Streben eines begabten Mannes, über die Träume von Unsterblichkeit, die ja allein einen Dichter über die geringe Anerkennung der Zeitgenossen trösten können, und dann über ein literarhistorisches Facit, das diesen Träumen so wenig entspricht. Denken wir nur an die dramatische und dramaturgische Thätigkeit Immermann's — welch ein Aufwand geistiger Kräfte, welch ein das ganze Leben erfüllender Inhalt, und doch — der Rest ist Schweigen! Diese Stücke entsprechen alle dem Titel des letzten; sie sind „Opfer des Schweigens" geworden. Wer spricht von ihnen noch? Kalt verzeichnet sie die Literaturgeschichte, um ihr bibliographisches Gewissen nicht zu schädigen, und hier und dort taucht das „Trauerspiel in Tirol" auf, um nach einem errungenen succès d'estime wieder in den Theaterbibliotheken zu verschwinden. Und auch die düsseldorfer Musterbühne bleibt nur eine Curiosität unserer Theatergeschichte — wo sind die Spuren ihres Wirkens? Selbst das Calderon-Tieck'sche Repertoire, welches eine ihrer Specialitäten war, hat keine Wurzeln geschlagen auf dem deutschen Theater und ist ein Experiment geblieben. Wollen wir die Spuren der Tieck'schen ironischen Märchendichtungen weiter verfolgen, so finden wir sie jenseit des Rhein in den Offenbach'schen Burlesken. Tieck's ironischer „Blaubart" und der burleske Offenbach's sind wahlverwandt.

Von Immermann's sämmtlichen Schöpfungen hat sich nur der Roman „Münchhausen" einer nachhaltigen Wirkung zu erfreuen und lebt noch fort in der Gegenwart.

Und doch — welch ein reicher, tiefer Geist der Dichter war, das tritt uns wieder aus dem Werke von Putlitz lebhaft entgegen. Sein Talent aber hatte etwas Sprödes und Starres, das schwer in Fluß kam. Die Shakspearomanie mit ihren gesuchten und verzwickten Eigenheiten war seinen ersten Dramen verhängnißvoll, wie allen seinen Dichtungen ein Tiefsinn, dem es an Durchsichtigkeit fehlte und der die künstlerische Harmonie in bedenklicher Weise erschwerte. Seine klarsten Gedanken und schönsten Gestalten liefen stets in einen romantischen Fischschwanz aus. Ja sein Leben zeigt dieselbe Unklarheit; denn er ist sich, wie aus der Biographie von Putlitz hervorgeht, eigentlich Jahre lang über sein Verhältniß zur Gräfin Ahlefeldt selbst nicht klar geworden und bietet das merkwürdige Beispiel eines preußischen Beamten, der allen Traditionen seines Standes zum Trotz mit einer ihrer Standesvorrechte vollbewußten Gräfin in wilder Ehe lebte und dann sogar einen Abstecher auf ein Gebiet machte, das dem preußischen Beamtenthum als ganz abgelegen gilt. Ein Gerichts-

rath als Theaterdirector ist eine Anomalie in den Annalen desselben. Immermann erhielt zwar aus besonderer Vergünstigung Urlaub zu dieser Directionsführung; gleichwol war sie in seiner Conduitenliste ein nicht minder schwarzer Fleck als sein Verhältniß zur Gräfin Ahlefeldt, und er durfte sich nicht wundern, wenn ihm im Avancement immer andere Räthe vorgezogen wurden.

Abgesehen von diesen beiden romantischen Excursen seiner Neigung bietet Immermann's Leben wenig Abwechselung. Er ist, mit Ausnahme eines Besuchs in Holland, nicht über die Grenzen Deutschlands hinausgekommen und hat nur in seiner Jugend den Feldzug von 1815 mitgemacht. Pecuniäre Sorgen ziehen sich wie ein rother Faden durch sein ganzes Leben; der Conflict zwischen dem Dichter und Beamten, ein innerer und äußerer Conflict zugleich, bilden das verstimmende Element in demselben, während kleine Dichterfreuden, Aussichten auf Aufführungen der Stücke, hier und dort errungene Erfolge, günstige Kritiken u. dgl. m. die lichten Punkte darin ausmachen.

Ueber die Entstehungsgeschichte der Biographie, welche ursprünglich für die nicht zu Stande gekommene Gesammtausgabe der Werke des Dichters bestimmt war, theilt Putlitz in der Vorrede Folgendes mit:

Die Freunde Karl Immermann's hatten längst eine Lebensbeschreibung desselben verlangt und das um so dringender, seit eine andere Lebensschilderung veröffentlicht war, zwar nicht des Dichters selbst, aber doch mit eingehend in seine Schicksale, und in dieser war sein Bild nicht nur verzerrt, sondern durch Entstellung der Facta sogar sein Charakter in falsches Licht gestellt. Was sich dem Wunsche der Freunde entgegenstellte und zugleich das vorliegende Buch entstehen ließ, wie ich es heute dem Leser übergebe, ist dies: Die unumgänglich nothwendigen Quellen zur Lebensbeschreibung des Dichters waren Briefe und Tagebücher, die sich in den Händen seiner Familie befanden und von dieser in fast zu weit gehender Discretion zurückgehalten wurden oder doch nicht fremden Händen zur Benutzung anvertraut werden sollten. Da fand sich im Kreise der Verwandtschaft selbst eine Hand, die sich muthig der mühevollen Aufgabe unterzog, das Material zu sammeln und aus den Briefen zu excerpiren, um so dem Biographen vorzuarbeiten. So einfach das anfangs erschien, so schwierig stellte es sich bald heraus. Ueberall mußten zu den lückenhaften Einblicken, die die Briefe gewährten, die Ergänzungen und Vermittelungen gegeben werden; die Documente, die nur dem Inhalt, nicht dem Wortlaut nach brauchbar erschienen, mußten umgeschrieben, combinirt und gekürzt werden: und so gewannen die Excerpte immer vollere, vollständigere Gestalt, und es wurde unwillkürlich ein geschlossenes Ganzes, das einem neuen Bearbeiter kaum etwas zu thun übrigließ; ja die Gefahr, an der Ursprünglichkeit der Fassung etwas zu verderben, lag näher, als die Hoffnung, das zuweilen mit der objectiven Kälte des Vorarbeiters geformte Material wärmer beleben zu können. Nicht ohne Widerstreben fügte man sich dem Entschluß, die fleißige Sammlung und Bearbeitung des Materials, die so, ohne es zu wollen, zur selbständigen Biographie geworden war, als solche der Oeffentlichkeit zu übergeben; aber die Hand, die anfangs so sicher die Feder geführt hatte, legte diese nieder, als eigene Erlebnisse und Empfindungen ihr die Objectivität zu rauben drohten, die sie bis dahin so gewissenhaft festgehalten hatte, und sie trug nun für den letzten Abschnitt des Werks einem andern das Material zu, um den Bau zu vollenden, den sie fast bis zum Abschluß selbständig errichtet hatte. Daß diese letzte Aufgabe sowie die Herausgabe mir übertragen wurde, war wieder kein Zufall, und wenn ich meinen Namen auf ein Buch setze, das dem Andenken Karl Immermann's gewidmet ist, so ist das nicht vordrängende Vermessenheit, sondern Erfüllung mehrfacher Freundschaftspflicht.

Putlitz hatte einen Hauslehrer, der ein jüngerer Mitschüler Karl Immermann's gewesen war, und wurde selbst ein Schüler von Immermann's jüngerm Bruder Ferdinand. Außerdem war Putlitz der jungen Witwe, mit der er zusammen aufgewachsen war, in treugeschwisterlicher Freundschaft verbunden und ist es geblieben. Auch den Dichter selbst hat er persönlich kennen lernen:

Karl war nach Magdeburg gekommen zur Taufe von Ferdinand's Erstgeborenem, und ich sah ihn im Kreise seiner Familie, in dem er Marianne kennen lernte, die ein Jahr später seine Gattin wurde. Mit welcher Spannung und Scheu trat ich, halb noch ein Knabe, dem Dichter entgegen, den ich so lange hatte nennen hören, dessen Dichtungen ich alle kannte und urtheilslos bewunderte. Wie imponirte mir die kräftige Gestalt, die hohe gewölbte Stirn, das kluge Auge, die schmalen aber energisch aufgeworfenen Lippen. Und dann las er „Heinrich IV." von Shakspeare mit kräftig heldenmäßigem und doch so modulationsfähigem Organ und dramatisch anschaulichem Vortrag. Mit welchem übersprudelnden Humor gab er Falstaff wieder und erläuterte, als die Vorlesung geschlossen war, seine Auffassung durch allerlei Schilderungen der Wirkung bei der von ihm geleiteten Darstellung in Düsseldorf während seiner Theaterleitung. Ja, er hatte selbst einmal den Falstaff in einem Freundeskreise gespielt.

So war die Herausgabe der Biographie ein Act der Pietät, die auch aus allen den ergänzenden und abschließenden Zeilen spricht, in denen der biographische Inhalt zusammengefaßt wird oder eine feinsinnige Kritik die Werke des Dichters in ihrer Bedeutung erklärt.

Immermann war 1796 in Magdeburg geboren und war der Sohn eines Kriegs- und Domänenraths. Zu seinen Jugenderinnerungen gehörte der Durchzug der preußischen Flüchtlinge nach der Schlacht von Jena. Nach tüchtigen Gymnasialstudien, die durch poetische Versuche und theatralische Probespiele nicht beeinträchtigt wurden, bezog Immermann 1813 die Universität zu Halle, um Jurisprudenz zu studiren. Die Vorlesungen wurden durch Kriegsereignisse unterbrochen. Napoleon hob im August 1813 die Universität Halle auf. Immermann trat in das erste Jägerdetachement des Leib-Infanterieregiments; doch wurde er durch ein Nervenfieber zurückgehalten. Später betheiligte er sich 1815 bei den Schlachten von Ligny und Waterloo und kehrte als Offizier zurück. Bei spätern Studentenunruhen in Halle trat er entschieden gegen die Burschenschaft Teutonia auf, welche sich als eine Art von Sittengericht constituirt hatte. Eine Eingabe, die Immermann an den König machte, hatte die Aufhebung der Teutonia zur Folge. Immermann wurde dadurch im höchsten Grade unpopulär und die Flugschriften, die er auf diesen Anlaß hin veröffentlichte, wurden bei dem Wartburgfeste mit verbrannt. Im Jahre 1818 machte Immermann sein erstes juristisches Examen; in diese Zeit fällt eine schwärmerische „erste Liebe". Von Magdeburg wurde Immermann 1819 nach Münster versetzt als vortragender Auditeur beim Generalcommando. Es ist ein pikantes Zusammentreffen, daß Immermann's eifrigster Mitstrebender in der dramatischen Arena, Grabbe, auch längere Zeit Auditeur war. In diese Zeit fallen „Gedichte", denen jeder melodische Fluß fehlt, und die ersten Trauerspiele: „Das Thal von Ronceval" und „Edwin", im ganzen verkünstelte und ungenießbare Productionen. Auch das phantastisch tolle Lustspiel: „Der Prinz von Syrakus", wurde in Münster abgefaßt. Außerdem erschien eine Art

von Roman: „Die Papierfenster eines Eremiten“, in welchem ein Ton der Zeit angeschlagen wurde und der trotz mancher Längen und Uebertreibungen lebendig wirkte. Wenig erfreulich ist der darin herrschende Humor. Ueber diese Erstlingswerke erhalten wir die folgende Kritik:

Gedankenreich ist seine Welt, kräftig, kühn, nicht hohle Worte und leere Phrasen spricht er aus. Seine Dichtungen sind Bekenntnisse seiner Seele, und in allem, was er darstellt, will er als Priester anvertraute Geheimnisse im rechten Geiste verkündigen. Noch fehlt dem stolzen Bau die Vollendung, noch liegt um ihn zerstreut Gestein, noch entbehren seine Gebilde die verknüpfende Anmuth, in der sich erst völlig die Blüte der Schönheit entfaltet. Nicht gleichgültig empfing die Kritik diese ersten größern Arbeiten des jungen Dichters, obwol sie vieles an ihm tadelte und zu tadeln berechtigt war. Aber man erkannte an, daß seine Irrthümer Fehler der Kraft, nicht Mängel der Schwäche waren, und darum regte ihn manche öffentliche Stimme mit ermuthigender Theilnahme an. Bei aller Entschiedenheit des Auftretens glaubte man Immermann übrigens nicht frei von Nachahmung, namentlich ward der Vorwurf laut, er habe stark shakspearisirt. „Zum Theil kannte ich nicht einmal“, sagte er später, „was ich sollte copirt haben. Ich hatte, ohne daß ich mich mit Shakspeare zu vergleichen wage, eine eigene freie, seltsame Weltanschauung wie er, das mag denn hin und wieder die Aehnlichkeit, die den Schein der Nachahmung trug, erzeugt haben. Später sollte ich Schiller nachgeahmt haben und zuletzt nun Goethe in den «Epigonen». Ich habe mich nie vor Mustern gescheut und vor Reminiscenzen, denn ich war mir meines Eigenthums bewußt und wußte übrigens auch, daß noch niemand mit Stiefeln und Sporen ist aus seiner Mutter Leib gekrochen, sondern daß jeder sich an Vorbilder angelehnt hat.“ Zweifellos trat übrigens in allen diesen Schöpfungen der Einfluß hervor, den die Romantik auf den Dichter geübt hatte. Die Willkür, die in dieser herrschte, sagte dem noch nicht in seinen Schranken gefaßten Geiste zu, und verführte ihn, mit kühnen Sprüngen über die formellen und innerlichen Schwierigkeiten wegzugehen, die ihm entgegentraten. Der Reiz der Schule hatte seine jugendliche Phantasie ergriffen, ihre Poesien klangen frisch und lieblich durch seine Studienjahre, und wir werden beobachten, daß er nur allmählich von einer Einwirkung frei wurde, die ihm einen seiner Natur eigentlich fremden Ton gab.

Die Nachahmung der Shakspeare'schen Eigenheiten und zwar gerade der barocksten, die dem vergänglichsten Zeitgeschmack angehörten, die Phantastereien der Romantik und eine gewisse reservirte Vornehmheit ließen diese Werke im Grunde als verfehlt erscheinen, sodaß die obige Kritik eine viel zu günstige ist.

Die verhängnißvollste Bekanntschaft in des Dichters Leben war diejenige mit Elise von Lützow-Ahlefeldt. Der Biograph findet, daß hiermit eine Verdunkelung in dem Leben des Dichters beginnt. Im Jahre 1821 wurde Immermann in das Haus des Generals von Lützow eingeführt. Anfangs war der Verkehr ein schläfriger:

Erst als bei dem Erscheinen des „Prinzen von Syrakus“ Frau von Lützow das Stück mit der ihr eigenen warmen Empfindung gegen alle Angriffe vertheidigte, als allerliebste rothe Blättchen in des Dichters Zimmer flogen und ihn dringend zu vertraulichen Besuchen aufforderten, begann der Antheil der ausgezeichneten Frau anziehend und verwirrend zu wirken. „Ich war drauf und dran“, schrieb Immermann damals dem Bruder, „den dummsten Streich in meinem Leben zu machen und mich in eine Frau zu vergaffen und so muthwillig das schöne geistige Verhältniß zu zerstören, welches ein edles Weib mit Vertrauen zu bilden im Sinne hat.“

Von der Gräfin Ahlefeldt entwirft der Biograph das folgende Bild:

Elise von Lützow gehörte zu den Erscheinungen einer abgethanen Zeitperiode, welche der Gegenwart kaum noch verständlich sind, und auf welche die Romantik, unter deren Herrschaft sie sich entwickelte, einen ebenso anziehenden als gefährlichen Einfluß übte. Sie übertrug die Anschauungen, in welchen sich eine geistreiche aber phantastische Literatur bewegte, auf das wirkliche Leben, und zwar zu einer Zeit, in welcher große Welterschütterungen alle Verhältnisse aus den gewöhnlichen Bahnen rissen. Das Ungewöhnliche war damals nicht selten das Berechtigte, und Elise gehörte zu denen, welche einen besondern Reiz gerade in den Verhältnissen fanden, die sich außerhalb des Gewöhnlichen entwickelten. Sie gerieth dadurch in einen Irrthum, aus welchem sich ihr selbst ein schweres tragisches Geschick entwickelte und durch welchen sie auch einen dunkeln Schatten über Immermann's Leben warf.

Man vergleiche übrigens die Biographie von Ludmilla Assing, die allerdings entschieden für die Gräfin Partei ergreift, aber doch vielfach die Mittheilungen der vorliegenden Lebensbeschreibung ergänzt. Die Liebenswürdigkeit und die Vorzüge der Gräfin werden auch von Putlitz mit Wärme anerkannt. Für Immermann's Seelenfrieden blieb das Verhältniß stets ungenügend und störend. Er selbst schreibt in einigen unschätzbaren Blättern seiner spätern Lebensjahre darüber:

Selten hat wol das Geschick ein seltsameres Verhältniß gestiftet als dasjenige, welches die Leidenschaft zwischen der Gräfin und mir herbeigeführt hatte. Ich nenne unser damaliges Gefühl eine Leidenschaft und vermeide das Wort Liebe, weil der starken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres und Wirres beigemischt war. Unser Verhältniß entwickelte sich meistentheils von jeher nur in der Form des Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten eigenartigen Naturen, denen ganze Regionen des andern Theils dunkel und unzugänglich blieben. Dazu kam, daß die Frau, in ihrem fünfunddreißigsten Jahre stehend, ihrem ganzen Wesen nach fertig und abgeschlossen war, der Mann, 26 Jahre alt, noch mit allen brausenden Kräften nach Entwickelung rang. Ich darf mit Wahrheit sagen, daß ich in diesen vierzehn Jahren zwar oft angeregt, entzückt und hingerissen, nie aber eigentlich glücklich gewesen bin; fern sei es aber von mir, das, was mir einst theuer war und, wenn auch in anderer Art, ewig theuer bleiben wird, zu beschelten. Nein! Wenn ich litt, so war es mein böser Stern, nicht die Schuld der Armen, die ja oft gar nicht wußte, wie tief sie mich verletzte! Wenn ich auch hier, wo es um Wahrheit geht, den unlösbaren Zwiespalt unsers Wesens nicht verschweigen darf, so muß ich doch hinzusetzen, daß sie gethan hat, was in ihren Kräften stand, daß sie mir tausend Opfer gebracht hat, und daß ich bis an mein Lebensende ihr großes Gemüth verehren werde. Indessen gleicht dieses einen solchen Urzwist, wie ich ihn andeutete, nicht aus. In der Freundschaft kann man den andern theilweise nehmen und schätzen, die Liebe aber verlangt den ganzen Menschen ohne Abzug und Ausnahme; und der ganze Mensch gehörte niemals weder ihr noch mir. Die Grundverschiedenheit unserer Charaktere bethätigte sich sogleich an der Lebensfrage unsers Verhältnisses. Ich hatte von Anfang an auf die Ehe gedrungen, als das einzige Heil. Nach heftigen Scenen schien sie sich meinem Verlangen zu fügen, plötzlich aber sprang sie in das Entgegengesetzte über — meinen Wunsch entschieden versagend.

Die Gräfin wollte mit Immermann nur ihren Gefühlen leben und weigerte sich entschieden, eine Ehe mit ihm einzugehen. Eine solche erschien ihm nicht unbedenklich, aber doch als der einzig sittliche Ausweg, welcher den geheimen Kriegszustand endete, in dem er mit den Menschen lebte. Von Jahr zu Jahr wuchs die Verstimmung zwischen beiden, bis in der jugendlichen Marianne dem Dichter die Erlösung kam, seiner Freundin aber durch diese Liebe und die Ehe mit ihr ein tiefer Seelen-

schmerz bereitet wurde. Die letzten Kapitel des zweiten Bandes behandeln diese geistig verjüngende Liebe, einen spät eintretenden Lebensfrühling, der durch den frühen Tod des Dichters ein plötzliches Ende fand. Diese Kapitel gehören zu den anmuthigsten der Biographie. Immermann gibt sich übrigens damals viel Mühe, sein Verhältniß zur Kirche und zur Religion sich selbst und seiner Braut auseinanderzusetzen. Fast scheint es, als ob er sich in der Lage des Faust befunden hätte, der von seinem Gretchen „katechisirt" wurde.

Im Jahre 1824 wurde Immermann Criminalrichter in Magdeburg, wo er mit seiner Mutter zusammenlebte; hier verfaßte er das Trauerspiel: „Cardenio und Celinde", das nur aus einem heftigen, tieferschütterten Gemüth hervorgehen konnte und ein sprödes schauerliches Thema rauh und herb behandelt. Das Stück machte mehr Aufsehen als die frühern Dramen. Im Juni 1825 machte der Dichter sein drittes Examen und wurde 1826 nach Düsseldorf als Landgerichtsrath berufen. Vorher hatte er noch sein „Trauerspiel in Tirol" vollendet. Von diesem Werke sagt sein Biograph:

> Mit diesem Gedichte setzte er seinem Namen das erste bleibende Denkmal in seiner Nation, denn die poetische Schönheit, in welcher das Gemüth des Dichters die Gestalt Hofer's erfaßt und klar und kräftig dargestellt hat, wird allen Zeiten verständlich bleiben und immer wieder ihre reine Wirkung auf deutsche Herzen üben. Mag auch die Kritik die Fehler nicht übersehen, von denen das Drama keineswegs frei ist, mag manches einzelne vergriffen sein, doch hält der Dichter die Fäden kräftig in seiner Hand, die sich zum schönen Ganzen schlingen, und hell und hoch klingt durch seinen Gesang der Strom der Poesie, der aus seiner erregten Brust quillt.

Die Schilderung des Lebens in Düsseldorf, welches der Dichter, mit Ausnahme einiger Ausflüge und Reisen bis zu seinem Tode 1840 nicht mehr verließ, mögen unsere Leser in dem Werke selbst nachlesen; sie ist ebenso liebevoll eingehend wie reich an kritischen und dramaturgischen Betrachtungen, die theils der Dichter in seinen Aufzeichnungen macht, theils der Herausgeber an die Beurtheilung der einzelnen Dramen und Werke knüpft. Diese Kritik ist im Durchschnitt wol zu günstig. Immermann war ein scharfer Denker von großem sittlichen Ernst; als solchen lernen wir ihn gerade aus seinen Memoiren und Tagebüchern fast noch mehr schätzen als aus seinen Dichtwerken; aber der schöne Schwung dichterischer Begeisterung, ihre frisch einherflutende Unmittelbarkeit fehlte ihm, und die romantische Doctrin hatte seine Poesie verwirrt. Man vergleiche den „Merlin" mit dem „Faust" — und man wird den Unterschied zwischen einer Gedankenarbeit, die sich nicht in Fleisch und Blut umzusetzen weiß, und einem genialen Dichtwerke leicht erkennen. Bei Immermann herrschte starre Gebundenheit reicher geistiger Schätze; echte Poesie aber ist lebendige Freiheit. Erst auf dem Gebiete des Romans fand Immermann's Muse sich heimisch; hier kam ihre geistige Bedeutung in der freiern Form zur Geltung.

Die erste Hälfte des zweiten Bandes enthält eine Schilderung von Immermann's Wirken als Theaterdirector; sie ist sehr lehrreich und mit einer Fülle interessanter Bemerkungen ausgestattet. Auch bringt sie im einzelnen manches Neue, wie z. B. über das Verhältniß zu Mendelssohn. Die Beziehungen zu Grabbe erscheinen uns zu beiläufig und nicht unparteiisch genug behandelt. Immermann als Theaterdirector hatte etwas Dictatorisches, wie in erhöhtem Grade es auch Laube besaß. Sein dramaturgischer Eifer kannte keine Grenzen. Als tüchtiger Vorleser pflegte er die Schauspieler zuerst mit dem ganzen Stück und dem Geist desselben bekannt zu machen. Doch blieb die düsseldorfer Bühne ein künstliches Experiment und machte, trotzdem daß es Alltagswaare, Possen, Spectakelstücke nicht verschmähte, ein finanzielles Fiasco; sie war und blieb, mit Calderon und Tieck, eine „Tochter der Luft". **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der malaiische Archipel.

1. Der malaiische Archipel. Die Heimat des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Reiseerlebnisse und Studien über Land und Leute von Alfred Russel Wallace. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Zwei Bände. Mit 51 Original-Illustrationen in Holzschnitt und 9 Karten. Braunschweig, Westermann. 1869. Gr. 8. 4½ Thlr.
2. Reisen im ostindischen Archipel in den Jahren 1865 und 1866. Von Albert S. Bickmore. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. Jena, Costenoble. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Philippinen und ihre Bewohner. Sechs Skizzen. Nach einem im Frankfurter geographischen Verein 1868 gehaltenen Cyklus von Vorträgen von C. Semper. Würzburg, Stuber. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das größte, wichtigste und interessanteste Inselgebiet unserer Erde ist dem Osten Asiens vorgelagert. Vom Aequator durchschnitten und von dem lauwarmen Wasser der tropischen Meere umflutet, zeichnet es sich durch ein Klima aus, das gleichmäßiger heiß und feucht ist als dasjenige irgendeines andern Landes. Die Ueberfülle der Producte, welche dieser Archipel erzeugt, ist geradezu staunenerregend: die köstlichsten Früchte und die theuersten Gewürze kommen von dort; die Rafflesia, die riesigste aller Blumen, der menschenähnliche Orang-Utang, die herrlich gefiederten Paradiesvögel, dann zwei außerordentlich verschiedene Menschenrassen, die Malaien und die Papuas, haben dort ihre Heimat. Unter den Tausenden von gleichsam zerbröckelten Eilanden, die scheinbar wirr und regellos über den weiten Raum zerstreut sind, gewahren wir auch die größten Inseln unsers Erdballs: Borneo und Neuguinea, jede für sich Deutschland an Flächeninhalt übertreffend. Oberflächlich betrachtet bilden alle diese Inseln ein compactes geographisches Ganzes; bei näherer Erwägung zeigt sich indessen, daß sie in zwei gesonderte Theile zerfallen, welche in Betreff ihrer Naturerzeugnisse weit voneinander abweichen.

Diese Trennung des Archipels nachgewiesen, seine physikalischen und ethnologischen Verhältnisse in muster-

gültiger Weise festgestellt zu haben, ist das Verdienst des großen britischen Naturforschers Wallace, dessen Werk: „Der malaiische Archipel“ (Nr. 1), unter den in den letzten Jahren erschienenen geographisch-naturhistorischen Schriften anerkanntermaßen eine der ersten Stellen einnimmt. Wallace ist ein eifriger Anhänger Darwin's, und ein großer Theil seines Werks ist auch dem Zwecke gewidmet, neue Belege für die Theorie seines Freundes beizubringen, was ihm auch in verschiedenen Fällen außerordentlich glückte. Zu allem, was uns das inhaltreiche Buch Neues bringt, gesellt sich eine sehr fesselnde und leichtverständliche Schreibweise, die der Uebersetzer gut wiederzugeben wußte. Nirgends ist der Wissenschaftlichkeit des Ganzen Zwang angethan, und doch kann jeder Gebildete das Buch in die Hand nehmen, so gemeinverständlich ist es wieder.

Wallace kennzeichnet den größten vulkanischen Gürtel unserer Erde, der durch den Archipel zieht und einen merkwürdigen Gegensatz in der Scenerie der vulkanischen und nicht vulkanischen Inseln hervorbringt. Von Sumatra ausgehend reicht er bis zu den Philippinen, in einer Breite von 12 deutschen Meilen und einer Länge von 90 Graden. In der ganzen Region und auf beiden Seiten derselben sind Erdbeben häufig; schwächere Stöße kommen hier und da fast jede Woche vor, und stärkere, durch welche Verheerungen angerichtet werden, in jedem Jahre. Im Centrum der großen vulkanischen Curve liegt die große Insel Borneo, auf welcher dagegen gar keine Erdbeben vorkommen. Auffallend sind die Contraste im Pflanzenreiche. Auf Timor finden wir noch deutlich australisches Gepräge, weiterhin aber die üppige asiatische Vegetation. Nicht minder auffallend sind die Gegensätze in Bezug auf die Tiefe des Meeres, auf die schon 1845 Windsor Earl hinwies. Er hob hervor, daß ein seichtes Meer Sumatra, Borneo und Java mit dem asiatischen Festlande verbinde, mit welchem ja auch die Naturproducte dieser Eilande übereinstimmen. Andererseits verbindet solch ein seichtes Meer Neuguinea und seine benachbarten Inseln mit Australien. Alle diese letztern Eilande sind auch durch das Auftreten australischer Beutelthiere gekennzeichnet. Die Tiefe oder die Seichtigkeit des Meeres bestimmen die Gegensätze im Archipel. Wallace zieht eine Scheide zwischen den Inseln, die nach Westen zu eine asiatische, nach Osten eine australische Hälfte abtrennt, und bezeichnet diese Abtheilungen als indo-malaiische und austro-malaiische. Er zeigt ferner, wie die geologische Trennung zwischen diesen Landen in eine verhältnißmäßig neue Epoche fällt, und wie auch das Vorkommen ihrer Thierwelt durch geologische Ereignisse bedingt wird.

Nachdem Wallace die Scheidung des Archipels auf geologischem, zoologischem und botanischem Gebiete durchgeführt hat, tritt er an den Menschen heran. Waren früher alle oceanischen Rassen von der Osterinsel bis Sumatra als Abänderungen eines und desselben Typus hingestellt worden, so zeigt Wallace — was auch andere schon thaten — daß Malaien und Papuas radical verschiedene Menschen nach ihrem physischen wie psychischen Wesen sind. An diese beiden Grundtypen schließen sich alle andern Völker des malaiischen Archipels und Polynesiens an. Eine Linie, welche beide Typen voneinander scheidet, liegt etwas östlich von jener, welche die beiden zoologischen Regionen trennt. Es erklärt sich leicht, weshalb beide Linien nicht zusammenfallen. Der Mensch hat mancherlei Mittel, die See zu überschreiten, welche den Thieren abgehen, und eine höhere Rasse hat Mittel und Macht, eine untergeordnete zu verdrängen. Den Malaien ist durch ihre Unternehmungen zur See und ihre höhere Civilisation möglich geworden, einen Theil der angrenzenden Gegenden in Besitz zu nehmen und die Ureinwohner zu verdrängen. Sie verbreiteten ihre Sprache, ihre Hausthiere und manche ihrer Sitten und Gebräuche weit und breit über den Stillen Ocean, auch nach solchen Inseln, wo sie an den physischen oder moralischen Merkmalen der Bewohner keinerlei Art von Umwandlung hervorgebracht haben.

Das sind einige der Grundzüge, die durch das ganze vortreffliche Buch wiederklingen und in den Einzelschilderungen ihre Bestätigung finden. Die Reisen, die von 1854—62 dauerten, nahmen ihren Ausgang von Singapore, dann wendet Wallace sich nach der britischen Besitzung Malaka und besteigt den Berg Ophir; es folgt die Schilderung Borneos, das der Verfasser durch mehr als einjährigen Aufenthalt im Gebiete des Radschah von Sarawak, des damals noch lebenden edeln Sir James Brooke, kennen lernte. Hier auch hat er ausgedehnte Orang-Utang-Jagden unternommen und uns mit vortrefflichen neuen Beobachtungen über diesen menschenähnlichen Affen beschenkt. Er hat viele dieser merkwürdigen Thiere erlegt, und auch ein Junges, wiewol vergeblich, aufzuziehen versucht. Der Orang-Utang bewegt sich in den Bäumen der dichten Wälder so rasch und behende, daß er nach Wallace's eigenen Beobachtungen in einer Stunde bis zu sechs englischen Meilen zurücklegt. Vielfach ist die Behauptung in Zweifel gezogen worden, daß der Mias — so lautet der einheimische dajakische Name — Zweige abbreche und dieselben auf seine Verfolger herabschleudere; es hat aber die Sache ihre volle Richtigkeit, und Wallace konnte sich mehr als einmal davon überzeugen. Auch hat er festgestellt, daß der Orang-Utang ein Nest baut. Wallace schoß einen Mias an, ein großes Männchen, das auf einem hohen Baume saß, und zerschmetterte ihm einen Arm; mit dem andern brach nun das Thier oben im Gipfel eines mächtigen Baums Zweige ab und legte dieselben querüber, derart, daß sie ein Nest oder Lager bildeten. Er hatte sich dazu eine sehr geeignete Stelle auserkoren und ging so rasch zu Werke, daß er nach wenigen Minuten schon sich bequem bergen konnte. Ein anderes Männchen, das sich im Laubwerk der Bäume zu verstecken wußte, konnte, nachdem es geschossen war, nur mit Mühe durch Schütteln an den Schlingpflanzen herabgebracht werden.

Mit einem Krach und mit einem Luftgeräusch wie beim Fall eines Riesen stürzte er herab. Und er war ein Riese; Kopf und Körper hatten volle Mannesgröße. Er gehörte zu der Art, die von den Dajaks „Mias-Chappan“ oder „Mias-Pappan“ genannt wird und bei der die Haut des Gesichts jederseits kamm- oder faltenartig verbreitert ist. Mit ausgestreckten Armen maß er sieben Fuß drei Zoll, und seine Höhe von der Spitze des Kopfs bis zur Hacke bequem gemessen betrug vier Fuß zwei Zoll. Der Körper gerade unter den Armen hatte einen Umfang von drei Fuß zwei Zoll und war ebenso groß wie der eines Mannes. Die Beine waren verhältnißmäßig sehr kurz. Bei der Unter-

suchung fanden wir, daß er schrecklich verwundet worden war. Beide Beine waren gebrochen, ein Hüftgelenk und ein Theil des Rückgrats ganz zerschmettert, zwei Kugeln saßen plattgedrückt in seinem Nacken und den Backenknochen! Und doch lebte er noch als er fiel. Die beiden Chinesen trugen ihn an einen Stock gebunden nach Hause, und ich hatte den ganzen folgenden Tag daran zu thun, die Haut zu präpariren und die Knochen auszukochen, um ein vollkommenes Skelet zu machen, welches jetzt im Museum zu Derby aufbewahrt wird.

Nachdem Wallace noch einige Streifzüge ins Innere Borneos unternommen und uns mit den kopfabschneidenden Dajaks bekannt gemacht, besuchte er Java, das einem großen Culturgarten gleicht und das er für das schönste Eiland der Erde erklärt. Dem Colonialsystem der Niederländer läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren; er hatte dann Gelegenheit, dasselbe Urtheil auf Sumatra zu wiederholen, wo, so weit die Herrschaft der Holländer reicht, jetzt Sicherheit hergestellt ist. Während die meisten Reisenden die Westküste der zuletztgenannten Insel aufsuchen und in Padang oder Bankulen Station machen, sehen wir Wallace im Südosten, in Palembang, wo er durch die angeschwemmten Ebenen bis nach Cobo Ramon ins Gebirge aufstieg. Mit dieser Reise ist die Schilderung des eigentlich indo-malaiischen Archipels abgeschlossen, dessen naturwissenschaftliche Verhältnisse in klarer Uebersicht schließlich resumirt werden. Dann kommt die Timorgruppe (Bali, Combock, Timor) an die Reihe, und hier sind es namentlich die anziehenden Schilderungen der wilden papuanischen Einwohner Timors, und der Verfall, der im portugiesischen Theile dieses Eilands (Delli) herrscht, auf die wir besonders aufmerksam machen wollen. Celebes ist sowol im Süden (Makassar) als im Norden (Menado) von Wallace besucht worden. Auch hier wieder, in der Minahatta, begegnen wir einem Lichtbilde, denn unter dem Einflusse der Niederländer sind die alfurischen Eingeborenen binnen kurzer Zeit zu einem wirklich staunenswerthen Grade der Civilisation emporgehoben worden.

Sehr eingehend werden die gewürzreichen Molukken: Banda, Amboina, Gilololo, Ternate, Batchian, Caram, Buru, geschildert. Hier kommt der Reisende auf vielfach noch unbekanntes Gebiet, und manche seiner Forschungen, die er auf Caram, Buru, Batchian angestellt, führen uns in eine völlig neue Welt.

An die Beschreibung der Molukken schließt sich die papuanische Gruppe, bei der wir etwas länger verweilen wollen. Die Ké- und Aruinseln, auch Waigiou sind noch nirgends so anschaulich und eingehend geschildert worden wie gerade hier, während Neuguinea in dem berühmt gewordenen holländischen Werke der Etna-Expedition zumal vom ethnographischen Standpunkt ausführlicher als von Wallace behandelt ist. Alle jene zahlreichen, von schwarzen Menschen bewohnten Eilande hat der Verfasser in einer einheimischen Praue besucht, mit der er oft unter großen Gefahren das keineswegs sanfte Meer beschiffte. Wo er aber auch zu jenen Papuas kam, er fand, daß der Handel das große belebende Element war, welches die verschiedenen Stämme zusammenführte. Auf den Aruinseln liegt der Meßplatz Dobbo, es ist das Leipzig des Ostens, in dem im Januar der Markt beginnt, der im März seine Höhe erreicht. Fortwährend langen Schiffe oft aus weiter Ferne an, und alle zwei oder drei Tage entsteht ein neues Haus, eine lange Straße wird gebildet, die bereit ist die anschwellende Menschenmenge aufzunehmen. Jedes Haus wird nun zum Kaufmannsladen, und die einheimischen Erzeugnisse, wie Tripang, Perlmutter, Schildpadd, eßbare Schwalbennester, Perlen, Paradiesvögel, werden gegen die mannichfachsten europäischen und chinesischen Industrieerzeugnisse ausgetauscht. Morgens und abends streichen die bezopften Chinesen durch die Straßen, zu ihnen gesellen sich Buginesen, Malaien, einzelne Europäer — alles wohlgekleidete Leute, die von den nackten Schwarzen seltsam abstechen. Es ist ein buntes wirres Bild, das die 500 nach Dobbo gekommenen fremden Menschen der verschiedensten Nationalitäten hervorbringen. Sie alle wollen dort ihr Glück machen, alle sind aber mehr oder weniger Schurken, und trotzdem verläuft die Messe in Ruhe und Ordnung. Die merkwürdige Erscheinung des Marktfriedens, die wir auf allen großen Märkten im deutschen Mittelalter kennen lernten und die in der sogenannten Meßfreiheit heute noch nachklingt — dort ist sie im fernen Osten des Archipels noch in voller Geltung. Ohne einen Schatten von Regierung, ohne Polizei, ohne Gerichte lebt diese buntscheckige, unwissende, blutdürstige und diebische Bevölkerung zusammen; und doch schneiden sie einander weder die Kehlen ab, noch berauben sie sich. Es ist der Genius des Handels, der hier den Frieden dictirt und vor dem jene Wilden und Halbwilden sich beugen.

Wir erwähnten, daß Paradiesvögel einen wichtigen Handelsartikel in Dobbo ausmachen, und in der That sind die Aruinseln einer der Hauptfundorte dieser Edelsteine unter der gefiederten Welt. Wallace widmet ihnen, wie schon der Titel seines Werks bezeugt, eine besondere Aufmerksamkeit, ja er gibt uns eine völlige Naturgeschichte dieser herrlichen Vögel, von denen er viele lebend beobachten, andere sich wenigstens in Bälgen verschaffen konnte. Sie in Käfigen zu erhalten, ist ihm aber niemals gelungen, die Thiere starben bald, und so werden auch wir wol darauf verzichten müssen, sie je lebend in einem unserer zoologischen Gärten zu erblicken. Namentlich ist der große Paradiesvogel von Wallace genau in seinen Sitten beobachtet worden, doch wollte es auch ihm nicht gelingen, das Nest oder ein Ei des Thieres aufzufinden, trotz hoher ausgesetzter Belohnung. Im Mai sind die Vögel am schönsten, und dann halten die Männchen, um ihr Gefieder zu zeigen, eine Art Ball ab:

> Die Vögel hatten jetzt ihre Tanzgesellschaft begonnen; sie findet auf gewissen Waldbäumen statt, welche nicht Fruchtbäume sind, welche aber weit sich ausbreitende Zweige und große zerstreut stehende Blätter haben und den Vögeln schönen Raum zum Spielen und zur Entfaltung ihres Gefieders geben. Auf einem der Bäume versammeln sich ein Dutzend bis zwanzig vollbefiederter männlicher Vögel, erheben ihre Flügel, strecken ihre Nacken aus und richten ihr exquisites Gefieder auf, indem sie es in beständiger zitternder Bewegung erhalten. Dazwischen fliegen sie in großer Erregung von Zweig zu Zweig, sodaß der ganze Baum mit wallendem Gefieder in großer Mannichfaltigkeit der Stellung und Bewegung gefüllt ist. Diese Gewohnheit setzt die Eingeborenen in die Lage, mit verhältnißmäßig wenig Mühe das Thier zu bekommen. Sie bauen sich ein kleines Dach von Palmblättern unter den Zweigen und der Jäger verbirgt sich vor Tagesanbruch mit seinem Bogen und einer Anzahl in einen runden Knopf endenden Pfeilen bewaffnet, unter demselben. Ein Knabe wartet am Fuß des Baums, und

wenn die Vögel mit Sonnenaufgang kommen und zu tanzen anfangen, schießt der Jäger seinen stumpfen Pfeil so stark ab, daß der Vogel betäubt herunterfällt und von dem Knaben getödtet wird, ohne daß ein Tropfen Blut auf das Gefieder spritzt. Die übrigen nehmen keine Notiz davon und fallen einer nach dem andern, bis einige von ihnen in Angst gerathen.

Einen großen Theil des Gebiets, das den Schauplatz der classischen Reisen von Wallace ausmacht, hat auch der Professor der Naturgeschichte an der Madison-Universität zu Hamilton im Staate Neuyork, Albert S. Bickmore, besucht. Aber zwischen den Werken der beiden Naturforscher ist ein himmelweiter Unterschied. Wäre Bickmore's Buch: „Reisen im ostindischen Archipel in den Jahren 1865 und 1866" (Nr. 2) nicht gleichzeitig mit demjenigen von Wallace erschienen, es würde unstreitig mehr Beachtung gefunden haben; aber es behandelt dieselben Gegenden, nur ungleich weniger geistreich und weniger wissenschaftlich, und steht in jeder Beziehung sehr hinter Wallace zurück. Wir würden aber ungerecht gegen den Autor sein, wollten wir nicht hervorheben, daß es sich unterhaltend liest; namentlich wer nach vielen gefahrvollen Abenteuern lechzt, wird seine Rechnung hier finden, und es ist wirklich staunenswerth, wie oft Bickmore in Lebensgefahr geräth. Dabei spielt als Schlußeffect eine Schlangengeschichte, ein ungeheuerer Python, „sicherlich groß und stark genug, um das größte Pferd zu zerquetschen"; aber zu unserer Verwunderung lesen wir eine Seite früher, daß dieses Ungeheuer in einem nur anderthalb Fuß langen Kasten Platz gefunden hatte! Recht interessant schildert der Verfasser seine Fahrt durch das Land der menschenfressenden Battas auf der Insel Sumatra, von welcher er weit mehr als Wallace kennen lernte. Ueber die Entstehung des Kannibalismus unter den Battas theilt Bickmore folgende Erzählung mit, deren Werth wir dahingestellt sein lassen wollen:

Vor vielen Jahren beging einer ihrer Rajahs ein großes Verbrechen, und es leuchtete allen ein, daß er, so hoch er auch stehe, bestraft werden müsse, aber niemand wollte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, einen Fürsten zu bestrafen. Nach langer Berathung kamen sie endlich auf den glücklichen Gedanken, daß er solle hingerichtet werden, aber sie wollten jeder ein Stück von seinem Leichnam essen und auf diese Weise alle an seiner Bestrafung theilnehmen. Während des Schmauses fand jeder zu seinem Erstaunen die ihm zugetheilte Portion höchst schmackhaft, und sie beschlossen alle einstimmig, wenn wieder einmal ein Verbrecher hingerichtet würde, ihren Appetit auf dieselbe Art zu befriedigen, und so entstand die Sitte, die von einer Generation auf die andere übergegangen ist und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

An die beiden Uebersetzungen reihen wir die Besprechung eines vortrefflichen deutschen Originalwerks: „Die Philippinen und ihre Bewohner", von C. Semper (Nr. 3), an. Semper, der verdienstvolle Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, hat mehrere Jahre hindurch von Manila aus die Philippinen durchforscht und namentlich die Vulkane dieser Inselgruppe, die Korallenriffe und die Bewohner in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen. Was er hier in den sechs Skizzen uns bietet, soll nur als der Vorläufer eines größern Werks angesehen werden, er bezeichnet es als „leichte Waare", und doch ist es das Beste, was wir über die Philippinen in unserer Sprache besitzen, eine gründliche und vielseitige Arbeit. Sehr ausführlich behandelt Semper die Vulkane der Inseln, deren Natur er feststellt und die eigentlich in ihm den ersten Erforscher finden, denn die herrschenden Spanier haben sich blutwenig um die Natur des ihnen unterworfenen Archipels gekümmert. Semper hat auch die stetig fortschreitende säculare Hebung der Inseln in der ununterbrochenen Reihe vulkanischer Ausbrüche, wie in den ältern und neuern Korallenbildungen nachgewiesen. Sämmtliche Philippinen sind von einem Korallenkranze umsäumt, der sich bald an das Ufer anlehnt, ohne ein eigentliches Riff zu bilden, bald aber zu echten Riffen wird, die nun als Küstenriffe oder als Barrenriffe die zahllosen Meeresarme zwischen den Inseln einengen. Was die Entstehung der Korallenriffe angeht, so stellt Semper eine neue Theorie auf, die sich im vollsten Gegensatze zu den bisher allgemein anerkannten Ansichten Darwin's befindet.

Vortrefflich ist, was über die ethnographischen Verhältnisse gesagt wird. Namentlich die untergehenden Ureingeborenen, die Negritos, die sogar ihre Sprache schon eingebüßt haben, sodann die heidnischen malaiischen Stämme, die sowol von spanisch-katholischen als mohammedanischen Einflüssen unberührt blieben, sind berücksichtigt worden. Semper zeigt, wie der Charakter dieser Negritostämme besser ist als ihr Ruf; er macht uns vertraut mit ihrer Lebensweise, führt uns die kleinen in Schluchten und Bergen umherziehenden Horden vor, die bald einer Wurzel nachgehen, bald eine Fischart in den Flüssen suchen und deren ganzes Dasein ein Umherschwärmen nach Nahrung ist. Neues Leben theilt sich der Horde mit, wenn im Mai die Zeit zur Einerntung des wilden Honigs gekommen ist.

Jetzt sind die Waben gefüllt, denn die Zeit naht, in welcher Feuchtigkeit und Sonnenwärme die Larven der Bienen zum Ausschlüpfen bringen. Aber ehe diese zum Leben erwachten, hat der nach Honig lüsterne Neger durch Rauch giftiger Kräuter den Schwarm der Bienen aus ihrem Baum vertrieben. Den Honig läßt sich der Negrito wohl schmecken, das Wachs aber preßt er in wenig gereinigte Kuchen, welche er gegen Glasperlen, Strohmatten, etwas Reis und den über alles geliebten Tabach an den christlichen Händler verkauft. Bald aber ist der Reis und der Honig verzehrt, und nun geht das alte Wandern wieder von einem Ort zum andern, rast- und ruhelos, bald am Meer, bald in den tiefsten Bergschluchten, bis ihnen endlich im nächsten Jahre das stärkere Schwirren der Insekten die Rückkehr ihres Honigmonats anzeigt.

Mit allgemeinem Interesse dürfte zu vernehmen sein, daß gleich so manchen andern Reisenden Semper den Stab über die spanische Verwaltung der Philippinen bricht. Eine förmliche Misregierung und demoralisirende Pfaffenwirthschaft herrscht auf dem schönen Archipel, der weit blühender sich hätte entwickeln können, wenn die Spanier zu colonisiren verstanden hätten. „Keine gemeinsamen politischen Volksinteressen verbinden die Colonie mit dem nur uneigentlich sogenannten Mutterlande, und ebenso wenig wie in der politischen Sphäre hat der Spanier sonst in geistiger Beziehung großen Einfluß auf den Charakter der Bewohner zu gewinnen gewußt." Auch das Christenthum hat keineswegs so festen Boden gefaßt, wie die Priester oft gern glauben machen möchten. „An einzelnen Orten scheint sogar ein Rückfall in die alten heid-

nischen Zeiten stattgefunden zu haben.“ So sehr uns die Natur und die Schilderungen der Eingeborenen anziehen, das Gefühl wird allemal in das Gegentheil verkehrt, wenn von der spanischen Herrschaft auf den Philippinen die Rede ist.

Richard Andree.

Feuilleton.

Notizen.

Die dramatischen Schriftsteller Deutschlands rühren sich, um eine, ihre Rechte wahrnehmende Gesellschaft zu begründen, ähnlich derjenigen in Paris. Folgende Aufforderung ist uns zugegangen:

„Nachdem der hohe Reichstag des Norddeutschen Bundes in dem Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken, 1. Legislaturperiode, Sitzungsperiode 1870, Nr. 189, das ausschließliche Recht zur öffentlichen Aufführung von dramatischen und dramatisch-musikalischen Schriftstücken den Autoren und ihren Rechtsnachfolgern gesichert, bedarf es wol kaum des Hinweises, daß es an der Zeit sei, den in den Motiven zu besagtem Gesetze bereits angedeuteten Weg der freien Vereinbarung zur Regulirung der Theaterverhältnisse nunmehr zu betreten und eine auf Selbsthülfe gegründete Institution zu schaffen, deren Segnungen in Frankreich unverkennbar seit einer Reihe von Jahren an der Société des auteurs dramatiques ersichtlich sind. Die Unterzeichneten laden daher alle dramatischen Schriftsteller und Componisten ein, sich an einer in Nürnberg am 20. September a. c. beginnenden Berathung von Statuten zur Gründung einer Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten entweder persönlich oder durch Bevollmächtigte zu betheiligen. J. J. Abert, Eduard Bauernfeld, Max Bruch, Fr. Grillparzer, F. W. Hackländer, Paul Heyse, Ferd. Hiller, W. Jordan, G. Köberle, Franz Lachner, Paul Lindau, E. Mautner, Melch. Meyr, S. H. Mosenthal, Jaques Offenbach, Gust. zu Putlitz, Joach. Raff, Julius Rosen, Bernh. Scholz, Sigm. Schlesinger, Fedo. Wehl, J. Weilen, Ernst Wichert, Ad. Wilbrandt, Max Zenger.“

Gleichzeitig liegt uns ein Promemoria zur Bildung einer Genossenschaft deutscher dramatischer Schriftsteller und Componisten von Ernst Wichert in Königsberg vor, mit Amendements von Carl Batz in Wiesbaden. Dieses Promemoria theilt die Grundsätze mit, über welche man sich vor der Ausarbeitung des Statuts zu vereinigen hätte und hat das Verdienst, auf die wesentlichsten Punkte aufmerksam zu machen, obgleich es durch die Einschiebung der Amendements in den Text vielfach unklar geworden ist und gegen seine Bestimmungen sehr wichtige Einwendungen gestattet.

Der soeben ausgebrochene große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, der bereits die Schließung vieler deutscher Stadttheater zur Folge hatte, wird wol auch die dramatischen Schriftsteller, die vom Schicksal niemals begünstigt zu werden pflegen, nöthigen, ihre Bestrebungen zu vertagen.

In der Verlagsbuchhandlung des „Kladderadatsch“ (Berlin, A. Hofmann u. Comp.) erscheinen „Lustige Werke von D. Kalisch“, illustrirt von W. Scholz, eine Auswahl aus den humoristischen Arbeiten des bekannten Schriftstellers, welche theils in den Jahrgängen und den Kalendern des „Kladderadatsch“ sich abgedruckt finden, theils auch in dramatischer Form über die deutschen Bühnen gingen. Der Herausgeber sagt in der Einleitung: „Die literarischen Arbeiten des Herrn D. Kalisch sind von so unverwüstlicher Natur, mit so ungezwungener Munterkeit und Laune, mit so frischem Humor geschrieben, daß sie der Gefahr, mit der Zeit veraltet und unschmackhaft zu werden, nicht ausgesetzt sind.“ Man darf dies Urtheil wol unterschreiben; Kalisch gebietet über einen schlagenden Witz und eine treffende Satire, und nirgends stoßen wir dabei auf die Witzhascherei um jeden Preis, auf die Gesinnungslosigkeit der Saphir'schen „Klatschrosen“ und ähnlicher vormärzlicher Bonbonritter des Humors, der meistens das wohlfeilste Genre des Witzes, den Wortwitz, pflegte. Von der Sammlung der Werke von Kalisch liegen uns fünf Hefte vor. In dem ersten, zweiten und vierten Heft treffen wir viele alte Bekannte aus dem „Kladderadatsch“ und freuen uns des Wiedersehens. Karlchen Miesnick, der werdende Classiker, erfreut uns durch seine tiefsinnige Syntax und einen Satzbau, dessen Vorbild die Locomotive mit den darangehängten Waggons ist. Vortrefflich sind die Parodien auf die „Frau in Weiß“, „Geld und Ehre“, den „Sokrates“; es sind ebenso viele treffende und scharfe Kritiken. Das dritte und fünfte Heft bringen eine kleine Posse von Kalisch: „Aurora in Oel“, ferner „Berlin wird Weltstadt“, „Ein gebildeter Hausknecht“, „Doctor Peschke“ u. a. Die bekannten Kladderadatsch-Illustrationen von Scholz tragen dazu bei, den Witz von Kalisch handgreiflich und anschaulich zu machen, denn Scholz besitzt einen witzigen Crayon, der nicht der Empfehlung bedarf.

Bibliographie.

Grabowski, S. Graf, Des Königs und der Königin Soldat. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Haus- und Reise-Bibliothek. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, F. May. 8. à 10 Ngr.

Krause, J. H., Die Eroberungen von Constantinopel im 13. und 15. Jahrhundert durch die Kreuzfahrer, durch die nicäischen Griechen und durch die Türken, nach byzantinischen, fränkischen, türkischen Quellen und Berichten dargestellt. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Luther's Stimme über die Concilien. Wien, Perles. Gr. 8. 6 Ngr.

Roszkowski, G., Ueber das Wesen des Eigenthums. Inaugural-Dissertation. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 11 Ngr.

Der Schatz im Brunnen oder die Entstehung der Pyrmonter Heilquellen. Ein Märchen von einer Freundin Pyrmonts. Hannover, Brandes. 16. 15 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Der Zustand der Wissenschaften auf Universitäten im Verhältniß zur Lebenspraxis mit Beziehung auf die Zulassung der Realschulabiturienten zum Universitätsstudium und den Weg zur Wiedergeburt. Berlin, Remak. Gr. 8. 20 Ngr.

Shakespeare-Galerie. Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen. Gezeichnet von Max Adamo, Heinr. Hofmann, Hanns Makart, Frdr. Pecht, Fritz Schwoerer u. A. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sierke, E., E. G. Lessing als angehender Dramatiker, geschildert nach einer Vergleichung seines „Schatzes“ mit dem Trinummus des Plautus. Eine ästhetisch-literarhistorische Abhandlung. Königsberg, Schubert u. Seidel. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Staatsstreich vom 2. December 1851 und seine Rückwirkung auf Europa. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Streiflichter auf die akademischen Gutachten über die Zulassung von Realschul-Abiturienten zu Facultäts-Studien. Von einem Realschullehrer. Berlin, Landau. 5 Ngr.

Stugau, C., Durch Nacht zum Licht. Großer historischer Roman aus den Jahren 1846—1866. 1ste bis 15te Lief. Troppau, Kolck. Gr. 8. à 5 Ngr.

Toeppen, M., Geschichte Masurens. Ein Beitrag zur preußischen Landes- und Kulturgeschichte. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Danzig, Bertling. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ulrici, H., Zur logischen Frage. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Verhältniß der Provinz Posen zum preußischen Staatsgebiete. Von H. v. H. auf T. (Hundt von Hafften.) Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 20 Ngr.

Weber, T., Johannes der Täufer und die Parteien seiner Zeit. Ein Zeitspiegel. Gotha, F. A. Perthes. 8. 12 Ngr.

Wilbrandt, A., Neue Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Winter, A., Ueber die Bildung der ersten Kammern in Deutschland. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wöbcken, Die confessionslose Schule. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3 Ngr.

Wohlwill, E., Der Inquisitionsprocess des Galileo Galilei. Eine Prüfung seiner rechtlichen Grundlage nach den Acten der römischen Inquisition. Berlin, Oppenheim. 8. 16 Ngr.

Wolff, C., Geschichte des brandenburg-preußischen Staates. Langensalza, Beltz. Gr. 8. 18 Ngr.

Wolzogen, A. Freih. v., Wallenstein. Trilogie von F. v. Schiller. Als fünfactiges Trauerspiel für die Bühne bearbeitet. Schwerin, Stiller. 1869. Lex.-8. 10 Ngr.

Woermann, K., Aus der Natur und dem Geiste. Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 1 Thlr.

Zimmermann, C., Rom und seine Umgebung. In Holzschnitt nach Skizzen und Studien. Mit erläuterndem Texte von Kühne. 1ste Lief. Leipzig, Serbe. 4. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 11. August 1870.

Literarische Porträts.

(Beschluß aus Nr. 32.)

1. Lord Byron. Von Karl Elze. Berlin, Oppenheim. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Washington Irwing. Ein Lebens- und Charakterbild von Adolf Laun. Zwei Bände. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Emanuel Geibel. Von Karl Goedeke. Erster Theil. Mit dem Bildnisse Geibel's und einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Adalbert Stifter's Briefe, herausgegeben von Johannes Aprent. Drei Bände. Pest, Heckenast. 1869. 8. 3 Thlr.
6. Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet von Marie Helene. Leipzig, Fr. Fleischer. 1869. 8. 27 Ngr.
7. Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bisjetzt ungedruckten und unbekannten Actenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückert's. Von K. Beyer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
8. Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. Von C. Kühner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Die von Johannes Aprent herausgegebenen Briefe Adalbert Stifter's (Nr. 5) werden eingeleitet durch eine Biographie des Dichters, welche seine Correspondenz erläutert und ergänzt. Wenn überhaupt das Leben der deutschen Dichter im Durchschnitt wenig reich ist an äußern Ereignissen, an Abenteuern und pikanten romantischen Vorkommnissen, so gilt dies besonders von dem Leben Adalbert Stifter's, das im ganzen so handlungsarm ist wie seine Romane. Von bäuerlicher Herkunft, aus jenen Gegenden Böhmens stammend, durch welche die obere Moldau fließt und die er in seinem „Hochwald“ und im „Witiko“ so eingehend geschildert hat, wurde er auf österreichischen Klostergymnasien erzogen, kam als Hauslehrer in die aristokratischen Kreise Wiens, wo er manche anziehende und auch für sein Fortkommen nützliche Verbindung anknüpfte, und begann früh durch seine Erzählungen sich einen Namen zu machen. Als Schulrath in Linz brachte er eine lange Reihe von Jahren in eifriger amtlicher Wirksamkeit zu, die aber oft durch Krankheiten unterbrochen war, bis er pensionirt wurde und nach wenig Jahren der Muße aus dem Leben schied.

Auch von Liebesabenteuern, von Herzensverirrungen weiß seine Biographie nichts. Eine treue Gattin stand ihm fast dreißig Jahre lang zur Seite. Diese oder jene „schöne Seele“ lebte in platonischer Freundschaft zu dem Dichter des „Witiko“. Irgendwelche Spuren von Sturm und Drang zeigen sich nicht in seiner Entwickelung. Wir wissen daher von vornherein, was wir von einer dreibändigen Briefsammlung Stifter's zu erwarten haben: keinen Bericht über Abenteuer, keine Geständnisse und Bekenntnisse, keine ausschäumenden Gärungen des Gemüths, keine innern Kämpfe, keine äußern Verwickelungen — wohl aber die kleinen Leiden des menschlichen Lebens auf der einen Seite, auf der andern die Offenbarungen eines auf die Erfassung des Schönen in Natur und Kunst eifrig und verständnißvoll gerichteten Sinns. Den eigentlichen Ballast in dieser Briefsammlung, wie in allen veröffentlichten Correspondenzen von Schriftstellern und Dichtern, bildet der buchhändlerische Verkehr. Die überwiegende Mehrzahl der mitgetheilten Briefe ist an Stifter's Verleger, Gustav Heckenast, gerichtet, und obschon sich in diesen Briefen auch viel Gemüthvolles, viel Allgemeingültiges befindet, so sind doch die Geschäftsbriefe vorherrschend, deren Inhalt bei vielen Lesern lebhafte Ungeduld erwecken muß. Die Vorschüsse, welche der Autor von seinem Verleger verlangt, die Honorarforderungen und die Angelegenheiten des finanziellen Etats stehen in erster Linie. Man sollte das Publikum doch mit diesen häuslichen und geschäftlichen Nothwendigkeiten verschonen. Stifter hatte 1500 Gulden Gehalt und konnte bei seinen

Liebhabereien oder künstlerischen Bedürfnissen damit nicht auskommen. Wie oft wünscht er sich, von seinem Amte befreit, nur künstlerischer Muße leben zu können. Mit einer Rente von 1000 Gulden wollte er schon seinem Amte entsagen. Als Kaiser Franz Joseph ihm den Franz-Joseph-Orden schenkt, kann er den Wunsch nicht unterdrücken, der Kaiser möchte ihm lieber durch eine Pension die Muße zu freiem Schaffen gewähren. Man begreift diese Wünsche, wie sie in ähnlicher Weise wol die meisten Dichter hegen. Gleichwol können die Verhandlungen mit dem Verleger über Honorare, über die Auszahlungstermine u. s. f. für das Publikum kein Interesse haben. Dasselbe gilt von den zahlreichen Stellen, welche von Correcturbogen, dem räumlichen Umfang der Manuscripte, der Seitenzahl u. s. f. handeln. Im letzten Bande spielt namentlich der „Witiko" eine unliebsame Rolle. Der Verleger wird bisweilen ungeduldig und die innige Freundschaft zwischen ihm und dem Autor erleidet dadurch vorübergehende Störungen.

Ein anderes Leiden für die Leser sind die Bulletins, die besonders im dritten Bande in den Vordergrund treten. Gewiß nehmen wir Antheil auch an dem körperlichen Befinden eines uns liebgewordenen Schriftstellers. Aber wir hören so viel von Anschoppungen, von einem chronischen Magenkatarrh, der sich aus einem schleppenden Schleimhautszustande entwickelt hat, von der zuletzt zu den gastrischen Zuständen hinzukommenden Grippe u. s. f., daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, der Rothstift des Herausgebers hätte den Muth gefunden, diese Bulletins sowol wie die buchhändlerischen Geschäftsbriefe ganz zu streichen oder doch wesentlich zu kürzen.

Für diesen Ballast entschädigt uns nun der tiefere Einblick in das Gemüth und die Richtung des Autors; wir lernen alle seine Vorzüge schätzen, freilich auch die Schranken seines Geistes kennen, die hier noch schärfer hervortreten als in seinen Erzählungen und Romanen. Jene Vorzüge bestehen in einem ausnehmend feinen Empfinden für die Schönheiten der Natur und der Kunst, das sich ebenso in seinem eigenen Stil ausprägt und Stifter zu dem ersten Prosaiker Oesterreichs macht; diese Schranken dagegen in einer selbstgenügsamen Schönseligkeit, welche die großen Bewegungen der Zeit nur als persönliche Störung empfindet und jede Poesie verwirft, welche über die idyllische Selbstbeschränkung des Natur-, Kunst- und Lebensgenusses hinausgeht. Stifter liebte zeitlebens Blumen und Bilder, ein Geistesverwandter des großen Dichters in Weimar. Er betrieb namentlich die Cactuszucht mit besonderm Eifer und pflegte z. B. Exemplare „mit schönen violetten und weißen Stacheln" an seine Freundinnen zu verschenken. Am 29. Juli 1858 berichtet er an seinen Verleger:

> Meine Cactus machen mir heuer weniger Freude als sonst, da sie das ungleiche und daher ungünstige Wetter sehr empfinden. Sie blühen nicht so reichlich wie sonst. Nur zwei Stücke Echinopsis multiplex, die sonst sehr schwer blühen, hatten heuer die Laune, fünf unsäglich prachtvolle Blumen auf einmal zu bringen (sie öffneten sich alle fünf an einem Abende). Die Blume ist blaß rosenroth bläulich, thront auf hohem Stengel und hatte 5" 2''' Durchmesser. Der Anblick der fünf palmartigen Blumen, die vor einem Spiegel standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus Tausendundeine Nacht. Selbst die trockensten Menschen wurden von diesem Anblicke ergriffen.

Noch kurz vor seinem Tode schreibt er:

> Ich habe ein Herz für Gottes Herrlichkeit in der Natur. Seit funfzehn Jahren bin ich ein Cactuszüchter, und Sie ahnen kaum, von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen abgesehen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus), was für wunderbare Gefühle es mir oft gab, wenn ich die Unendlichkeit der Mannichfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten mit der Lupe durchmusterte.

Nicht minder lebhaft war Stifter's Interesse für bildende Kunst; zahlreiche Briefe geben den Beweis hierfür. Bald begeistert er sich für die Holzschnitzwerke von Rint und berichtet über dieselben mit liebevoller Detailkenntniß. Ueber die Bilder von Geiger, von Heinrich Bürke u. a. finden sich häufige begeisterte Mittheilungen; an einen jungen Künstler, Namens Piepenhagen, schreibt Stifter einen interessanten Brief, in welchem er die Wirkungen der Maler und Dichter vergleicht; mit dem Kupferstecher Joseph Axmann lebte er in stetem Verkehr; die Sammlung bringt eine große Zahl von Briefen an ihn. Daß Stifter oft selbst an der Staffelei saß, daß er in seiner Jugend zwischen der Mission des Landschaftsmalers und des Dichters schwankte, ist bekannt, und wäre es dies nicht, so würden seine „Studien" es beweisen, in denen meistens das Landschaftsbild überwiegt und die Menschen nur die Staffage bilden. Freilich ist das stimmungsvolle Naturgefühl dieser Erzählungen in neuer Zeit nicht übertroffen worden. Auch in den Briefen finden sich tiefempfundene Landschaftsbilder. Aus Kirchschlag, einem Dorf auf hohem Berge in Oberösterreich, schreibt er am 22. Januar 1866:

> Ich habe ein Zimmer mit zwei großen Fenstern nach Süden. Die Alpenkette vom Dachsteine an bis über den Schneeberg gegen Ungarn hinab liegt an heitern Tagen in diesen zwei Fenstern, und unzählige Höhen, Wälder und Hügel und weithin die Ebene der Donau mit dem glänzenden Bande. Das weitet die Brust und gibt erhobene Gedanken. Wenn die Ebene Nebel hat, haben wir den reinsten Himmel mit scharfem Sonnenlichte und milder Wärme. Zum Jahreswechsel war vierzehn Tage in Linz Hochnebel ohne Sonne, hier war stets Sonne und Wärme. Wir sehen dann den Nebel unter uns wie ein schimmerndes Silbermeer. Jetzt ist es schon wieder drei Tage so. Auch ist ein Naturgesetz, daß im Winter die Höhen wärmer, im Sommer kühler sind als die Thäler.

Die Winteridylle vom November 1866 in den Lakerhäusern wird uns von Stifter mit der in seinen Erzählungen bewährten Kunst geschildert; die ungeheuere Schneelandschaft macht einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Von deutschen Dichtern übten, wie auch aus dem Briefwechsel hervorgeht, nur Goethe und Jean Paul einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Mit Goethe fühlte er sich durch Natur- und Kunstsinn und einen gewissen Quietismus der Weltanschauung verwandt. Was ihn bei Jean Paul anzog, war dessen Naturbegeisterung und „höhere Menschen", eine Lieblingswendung Stifter's, die sich in den Briefen desselben öfters wiederholt. Dagegen dürfte der österreichische Dichter kaum für den reichen humoristisch-satirischen Genius Jean Paul's Sinn gehabt haben, noch weniger für jene nationale Begeisterung, aus welcher die „Friedenspredigten" hervorgegangen sind.

Unter den Zeitgenossen findet Stifter nur eine einzige Größe, die er anerkennt — Grillparzer, der ihm bisweilen sogar „riesenhaft groß" erscheint. Nach einer Analyse der „Griseldis" seufzt Stifter: „O Grillparzer, o Grillparzer!" Wir haben in diesem Dramatiker stets

ein schönes Talent erblickt, niemals aber einen „großen Dichter", auf die Gefahr hin, von der gesammten österreichischen Kritik verketzert zu werden. Die norddeutschen Literaturhistoriker sind hierin ebenso einstimmig. Zu einem großen Dichter gehört Größe der Weltanschauung; diese vermissen wir bei Grillparzer, ebenso wie wir sie bei Stifter vermissen. Sowie dieser Grillparzer bewundert, so verurtheilt er fast alle andern neuen Dichter; die eingehende Besprechung der „Griseldis" schließt er mit den Worten:

Charakter ist in dem ganzen Stücke keiner. Percival nimmt wohl im ersten Acte einen Anlauf, aber eben der tragische Kampf zwischen dem festen Willen, das Angefangene durchzuführen, und dem Schmerze um sein Weib wird flach durch keinen einzigen energischen, originellen Zug, oder durch Risse, die in ein ungemeines Gemüth blicken lassen, das sich nur kärglich mit dem Ruhme der Festigkeit panzert, nirgends ein Exponent der Leidenschaft, sondern der Gemeinplatz des Herumschwankens, des Herumlehnens, Kopfhaltens, Aufseufzens u. s. w. . . . Eine einzige Nebenfigur wäre bald ein Charakter geworden, weil er, den wir seit dem ersten Acte schon vergessen haben, plötzlich sagt, er gehe nach Frankreich, da er nicht fürder der Ritter seiner Dame, der Königin, sein könne; denn seine Dame müsse rein sein wie sein Schild, diese Handlungsweise aber beflecke sie. (Es ist Lanzelot vom See.) Griseldis ist ein mittelmäßiges Stück, das ganz in die Klasse des poetischen Materialismus fällt.

Den „Fechter von Ravenna" dagegen nennt Stifter, trotz seiner Fehler, eins der größten deutschen Werke und freut sich, daß es wieder ein „österreichisches" ist; er meint, es sei gegenüber den krampfhaften Versuchen, das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutischen, eine gewonnene Teutoburger Schlacht:

Mein Glück wäre es, wenn ich in greisen Tagen noch erlebte, daß ein deutscher Dichter aufstände, der Goethe's und Schiller's Geist vereinte, es wäre dann der größte aller bisherigen Zeiten; und da beide genannte Dichter so erschöpfend die zwei Pole deutschen Volkes darstellen: Objectivität (die sich in allen unsern, oft kindisch gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt) und Idealflug (der in unsern oft edeln, oft phantastischen Anstrengungen sich kundthut), so ist fast mit Nothwendigkeit zu vermuthen, ein Dichter werde einmal beides, also ganz recht urdeutsch sein. Wenn ich dann im hohen Alter ein Werk von diesem Manne lesen könnte, würde ich gern sterben, sagend: „Bin ich auch tief unter diesem Manne, ein Vorläufer war ich doch."

Sehr antipathisch ist unserm Oesterreicher Hebbel; es gereicht ihm nur zum Trost, daß dieser kein Landsmann ist:

Auffallend ist es, daß der einzige in Oesterreich lebende, groteskeste und sittlich verkröpfteste und widernatürlichste Poet (Hebbel) kein Oesterreicher. Mir ist es fast Trost, daß, wenn wir auch schlechte Dichter haben, diese windigen Mühlsteine, die Hebbel für Größe hält, die aber, weil sie aus Wind bestehen und doch Mühlsteine heißen wollen, nur lächerlich sind, keinem aus Oesterreich eingefallen sind.

Ueber Freytag's „Soll und Haben" schreibt Stifter am 7. Februar 1856:

Freytag geht es in der Poesie wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere als das Genie — nur auf das Ganze kommt das Talent nie. So auch Freytag. Er hat lauter Theile, die nie ein Bild machen, man muß in den drei Bänden ewig neu anfangen, keine Begebenheit bleibt sie selber, kein Charakter bleibt er selber, und immer hat man an Erlebnissen keine Freude. Z. B. nichts ist trefflicher als das zähe und geduldige Warten des Veitel Itzig auf den Baron auf der Stiege mit dem Wechsel, ferner nichts natürlicher, als der Mord in der Situation Veitel's mit dem Betteladvocaten — nur ist es ganz unmöglich, daß dieselbe Person die zwei Dinge thut. Hätte er Veitel entwickelt, wie er auf lauter schlechten, aber lauter gesetzlichen und von dem staunenswerthesten Dulden und Leiden begleiteten Wegen endlich zum Besitze des Gutes des Barons kommt, so hätte das Ding ein Meisterwerk werden mögen; hätte er hierbei die Geschichte des Barons als eines Mannes, der von geordneten Verhältnissen durch List und Schlechtigkeit der Juden in Unordnung geräth, in die Veitel's geschickt verflochten, den andern Juden als nöthige Nebenfigur und von Veitel überflügelt behandelt, Fink's unter allen am losesten daliegende Geschichte gar nicht eingemengt, die ehrenwerthe Firma als milde und bindende Luft um das Ganze gegossen, Anton's Schicksale mit der Baronsfamilie verflochten, manche trefflich behandelte Comptoirsscene nur als Entwickelungswege Anton's behandelt; hätte er die zwei anonymen Revolutionen, Gefechte, Selbstmordversuche, Spelunken, geheimnißvolle Gewässer und Treppen zu ihnen hinab als ganzen spindlerischen Apparat weggelassen: so hätte auch das Buch ein treffliches werden mögen. Dann hätte freilich müssen der Verfasser Empfindung für Totalität haben. Wie das Buch jetzt ist, halte ich es trotz der Virtuosenkunststücke für Leihbibliothekfutter. Trotzdem, daß mir ein paarmal bei Einzelheiten die Augen feucht werden wollten, halte ich doch das Buch für eiskalt. Alles ist nur erdacht und gemacht, daher nichts entwickelt und organisch. Was die Charaktere anlangt, halte ich Fink trotz der Versuche des Autors, ihn aufzusteifen, für den misrathensten. ‚Er ist blos ein anmaßender, seichter Taugenichts. Von dem Baron begreift man blos nicht, warum er nicht längst zu Grunde gegangen ist, oder wie er überhaupt je in geordneten Verhältnissen gelebt haben könne.

Alle diese Urtheile hängen mit Stifter's Grundanschauungen von der Kunst zusammen. Er denkt groß von ihr, aber er kann sie sich nur in olympischer Selbstgenugsamkeit denken. So schreibt er am 16. October 1849:

Meinten doch auch viele, die Kunst sei dem Ernste und der Größe der Zeit gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben. Ich sagte darauf, die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur thörichte Raufhändel; wenn die Menschen nicht alles Selbstgefühls bar geworden sind, werden sie sich bald von dem trüben und unreinen Strudel abwenden und wieder die stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin anbeten. Und siehe, so ist es. Ja, des hohlen und öden Phrasenthums müde und ekel, werden sie dasselbe jetzt auch in der Kunst erkennen, wenn es auftritt, werden es verschmähen, und es steht daher diesem schönsten irdischen Dinge der Menschen eine Reinigung bevor. Die Revolution ist sogar aus dem Phrasenthume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die „Allgemeine Zeitung" kommen, aber ich that es nicht. In denselben wird die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet. Vielleicht wäre in kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwickelung Anklang fände.

Am 8. Februar 1854 schreibt er an Ottilie Wildermuth:

Unsere Zeit verlangt Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst noch heißen, und gerade diese Dinge sind das Armuthszeugniß der Zeit. Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht, oder ist der Elefant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Gestalt riesenhaft ist, aber nicht modellirt, ist sie schön? In der Zeit des Kunstverderbnisses und der Ohnmacht steckt man sich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch. Wer es weiß, wie schwer es ist, dem lieben

Gotte seine Welt, die endlich das Muster aller Kunstwerke ist, nachzuerschaffen (und in winzigen Theilen thut es ja die Kunst), der ist sehr furchtsam in der Wahl des Stoffs, den er erschöpfen soll, und von dem er die bezeichnenden Züge alle (die Merkmale des Lebens) bringen, und die falschen (die Merkmale der Unmöglichkeit) wegscheuchen soll, in wie schimmernder Gestalt sie sich auch aufdrängen, er sieht seinen Stoff lange an, ehe er ihn nimmt, und wär's auch nur der Kopf eines Bettelmanns. Wem sich das Wie der Kunst verbirgt, dem verbirgt sich die Fülle des Stoffs, er muß das daher durch die Masse ersetzen, und darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Gestalt des Alterthums steht. Nicht Glut und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die „Amaranth" die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen.

Die falsche akademische Theorie von der Gleichgültigkeit des Stoffs liegt diesen Reflexionen Stifter's zu Grunde. Dazu kommt seine Abneigung gegen die großen geschichtlichen Stoffe, ja sein Mangel an geschichtlichem Geist, wie er ihn im „Witiko" bekundet hat; denn seine Behandlung der Geschichte ist eine archäologische, welche die Kleinmalerei eines Waffenmuseums in den Vordergrund des Gemäldes stellt. Die Geschichtsdramen Schiller's und Shakspeare's müssen für ihn ein Buch mit sieben Siegeln gewesen sein; ja er mäkelt selbst an seines Lieblingsdichters Goethe „Egmont", weil er dem Außerachtlassen der geschichtlichen Wahrheit bei geschichtlichen Dichtungen entschieden feind ist und bei hohem künstlerischen Werthe einer solchen Dichtung schmerzlich denkt: „wie schön wäre das Werk, z. B. «Egmont» von Goethe, erst, wenn es auch wahr wäre". Ein solcher Standpunkt kann nur nüchterne Geschichtschroniken erzeugen!

In einem Brief an Heckenast vom 11. Februar 1858 meint Stifter, daß die Goethe'sche Liebe zur Kunst, die innige Hingebung an stille, reine Schönheit der heutigen Dichtkunst fast abhanden gekommen sei:

> Heute wird wilde Lust gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum, weil es in Shakspeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind), gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus ist Kraft; darum sind ihrer so wenige, die auf dem festen Boden der Pflicht und der höhern Lebensanschauung stehen, und so viele, die Leidenschaften haben.

Die Schönseligkeit des „Nachsommers" sucht Stifter in ein System zu bringen; ist es doch allbekannte Thatsache, daß jeder die Schranke seines Talents gern zur Schranke der Kunst macht. Ein Dichter, der Menschen und Handlungen schildert ohne leidenschaftliche Bewegtheit, kann es nie über die Idylle hinausbringen; wenn aber Stifter sich gegen die Politik in der Poesie wehrt, so darf man wol fragen, mit welchem Geist er die alten Classiker studirt hat, einen Aeschylus und sein politisch-zeitgemäßes Trauerspiel „Die Perser", die griechischen Elegiker und Kriegssänger oder gar einen Aristophanes?

Der politische Standpunkt des Dichters war natürlich ein streng conservativer, und als das Oesterreich Metternich's aus den Fugen ging, sah Stifter nur die Ausschreitungen der Freiheit, nicht die geschichtliche Nothwendigkeit, die eine alte, mürbe Form zerbrach. Das Jahr 1848 nennt er ein fürchterliches Jahr:

> Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsaglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer, als solch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen, ja, nicht blos hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: „Bildung!"

Wenn der Krieg zwischen deutschen Ländern den Dichter tief betrübt, wenn er dabei die Gesinnungen eines österreichischen Patrioten hegt, so kann man ihm das nicht verdenken; doch versteigt er sich offenbar zu dem ihm sonst so verhaßten falschen Pathos, wenn er mit Bezug auf Preußen ausruft: „So lange die Geschichte spricht, hat Frevel nie dauernd gesiegt." Berechtigter und prophetischer sind die folgenden Worte an Joseph Türk vom 5. October 1866:

> Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das ganze an sich, dann wächst Deutschthum dem Preußenthum über das Haupt, es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es sei — Gott waltet gerecht, und Europa ist so leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung ist noch nicht aus.

Der Briefwechsel Stifter's ist interessant als Commentar zu einer Gesinnung und Richtung, welche in der Literatur ausgezeichnete Cabinetsstücke schaffen konnte, aber daran scheitern mußte, als sie versuchte, auch das umfassende Lebensbild oder gar das Geschichtsbild für das Cabinet zu malen.

Keine Idyllen, wie Stifter, dichtete jene Romanschriftstellerin, welche uns Marie Helene in einem literarischen Porträt vorführt, die „Gräfin Ida Hahn-Hahn" (Nr. 6), in ihren Romanen eine Darstellerin menschlicher Leidenschaft, zuletzt eine mit geistlichem Rüstzeug gewaffnete Vorkämpferin der katholischen Kirche. Die Biographie ist eine Art von Rechtfertigungsschrift; die Verfasserin, die mehrere Jahre in der Nähe der Gräfin zubrachte, will so manche Unbill, die man der Frau ebenso wol wie der Schriftstellerin zufügte, vergüten und zum bessern Verständniß einer so begabten Persönlichkeit beitragen:

> Wie es dem Naturforscher interessant und belehrend ist, in die geheime Werkstatt alles Seins und Werdens einzudringen, um mit rastloser Sorgfalt aufzufinden und darzulegen, wie aus dieser und jener Mischung der Elementarsubstanzen eine solche und keine andere Pflanze und Blume hervorkeimen konnte; um wie viel mehr muß es dem denkenden Menschen ein Gegenstand nie rastenden Studiums sein, zu prüfen und zu erforschen, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen eine menschliche Seele sich so und eben nicht anders entfalten und offenbaren mußte. Besonders aber wol dann, wenn diese Individualität, in wie großem oder wie geringem Maße es immer sein möge, Einfluß gewonnen hatte auf die Zeitepoche, in der sie lebte. Man kann über den Einfluß, den die Schriften und das Leben

der geistreichen Frau, deren Biographie wir jetzt mit Frauenhand aufzuzeichnen willens sind, verschieden denken und vieles und manches daran zu tadeln haben, immerhin ist er ein ganz entschiedener gewesen, der in seinen Grundprincipien sich die Aufgabe gestellt hatte: den edelsten Richtungen und Regungen des menschlichen Herzens Geltung zu verschaffen. Ihr schien es Beruf, der weiblichen Seele, insbesondere im Bereich ihrer tiefsten und wahrsten Empfindungen, eine Freiheit zu vermitteln und zu erobern, wie sie, von Vorurtheilen des Standes, hergebrachter Sitte und überfeinerter Civilisation überwuchert, einer Zeit unruhiger Zerfahrenheit und Haltungslosigkeit wie die unsere, der jedes Gefühl für Recht und Wahrheit immer mehr verloren geht, durchaus entzogen worden ist.

Die Schrift beginnt mit einer Schilderung des mecklenburgischen Landadels und des unruhigen, phantastischen Vaters der Dichterin, der bekanntlich vom Landmarschall Führer einer wandernden Komödiantentruppe wurde. Wir selbst haben ihn, an einem Sommertheater in Altona, die Orden auf der Brust, an der Theaterkasse stehen sehen. Die Warnungen des Großherzogs, die Ehescheidung seiner Gattin, die Entfremdung seiner hochgestellten Familie, der Verlust seiner Aemter und seines Vermögens — alles dies vermochte nichts gegen seine übermächtige Passion. Gräfin Hahn-Hahn vermählte sich am 3. Juli 1826 mit ihrem ältesten Vetter, dem Grafen Friedrich Hahn auf Basedow, einem ungleichartigen Gemahl, der nur für Pferde und Hunde Sinn hatte. Die Zerwürfnisse zwischen den Gatten nahmen zu; am 5. Februar 1829, während ihres Scheidungsprocesses, wurde ihr einziges Kind geboren, eine Tochter, die ohne alle Fähigkeiten blieb, weder zu stehen noch zu gehen oder etwas mit den Händen fest zu greifen oder zu halten vermochte — ein schlagender Beweis, daß aus liebeleeren Verbindungen nur ein geistesschwaches Geschlecht erwächst. Als junge Frau soll Gräfin Ida anmuthig und sympathisch gewesen sein. Im Jahre 1845 erblickte die Verfasserin der Schrift die vierzigjährige Frau, der sie das folgende Signalement schreibt:

Sie hatte bereits das eine Auge eingebüßt, und ihre zwar feinen Gesichtszüge waren durchaus nicht mehr ansprechend zu nennen. Eine fast durchsichtige Hautfärbung und das erhaltene klug und tief blickende Auge gaben ihrer Physiognomie den Ausdruck geistiger Begabung und eines mehr als gewöhnlich regen Seelenlebens. Ihre Figur, groß und sehr schlank, war sehr mager, sodaß ihre eigentlich graziösen Bewegungen zuweilen eckig und der feste Tritt ihres schmalen Fußes wol allzu männlich zu zeiten erscheinen konnten. Dem Fuße gleich war ihre Hand ebenfalls lang und schmal, und widmete sie diesen beiden Theilen ihres Körpers eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wie sie denn auch mit Vorliebe Hände und Füße, den ihren gleichend, an ihren Heldinnen zu schildern pflegte. Sie trug damals ihr matt blondes Haar glatt gescheitelt; ihre Nase war fein, der Mund frisch und, trotz der schmalen scharf geschnittenen Lippen, von einem so wohlwollenden, freundlichen Zuge oft umspielt, daß die innere Güte des Herzens sich wie ein rosig Licht über ihr ganzes Gesicht zu verbreiten schien.

Den „Rechten“ hatte Gräfin Hahn-Hahn in dem Baron Bystram gefunden, der ihr 25 Jahre mit edelster Hingebung zur Seite stand, ein Mann von männlichem Aeußern und edler Bildung; sie lebte mit ihm zusammen, wie die Gräfin Ahlefeldt mit Immermann, ohne das Band der Trauung. Eine Episode, eine Diversion ihrer Empfindungen war die Liebe für den hervorragenden Juristen und Publicisten Heinrich Simon, einen Mann von stattlichem Aeußern, schönen, ruhig kalten Zügen und energischer Gesinnung. Diese Liebe wurde von Simon glühend erwidert; er bot ihr seine Hand an, doch sie liebte ihren Rang mehr als den Mann, zu dem sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen fühlte. Simon verzichtete, mit gewohnter Energie, auf diese Liebe. Weiterhin lesen wir:

Eine seltsame und gewiß der Erwähnung werthe Constellation im Leben des geistvollen Mannes war es wol, daß er zu gleicher Zeit von einer andern hervorragenden Frau im Herzen getragen wurde, und zwar ebenfalls, wie sie es selbst erzählt, in leidenschaftlichster Weise. Aber bei ihr sollte diese Neigung, wie sie in frühester Jugend begann, die tiefern Wurzeln schlagen und, einen Zeitraum von zwölf Jahren umfassend, nur mit seinem Tode endigen. Fanny Lewald, die Cousine Heinrich Simon's, wurde von dem Geliebten verschmäht und durch die Entdeckung seiner Leidenschaft für die Gräfin Hahn tödlich getroffen. Sie selbst schildert in der „Geschichte meines Lebens“ sehr ergreifend die Qualen der Eifersucht und des tiefsten Herzeleids, dem sie erlegen und die sie jahrelang mit sich herumgetragen. Was immer und welche Gründe die beredte Feder für Veröffentlichung ihres die berühmte Schriftstellerin parodirenden Romans „Diogena“ angeben möge, wir fühlen uns zu der Annahme berechtigt, daß es der Haß gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin war, der sie geleitet, und der dem tief verwundeten Herzen Schmähungen entlockte, die ebenso maßlos sind wie das Gefühl, das jener Haß erzeugte.

Interessant und zutreffend ist die Parallele, welche Marie Helene zwischen der Gräfin Hahn-Hahn und Liszt zieht. Als Touristin bereiste die Gräfin die Schweiz, Oesterreich, Italien, Frankreich und Spanien, den Orient, Konstantinopel und Jerusalem — kostspielige Reisen, die sie allein dem Ertrag ihrer Feder verdankte. Im Jahre 1845 ließ sie sich in Dresden nieder, wo sie mit den Vertretern der aristokratischen Literatur, mit Sternberg u. a. verkehrte. Durch eine Operation Dieffenbach's, oder vielmehr durch die Folgen derselben, verlor sie 1848 das eine Auge. Der Tod Bystram's im Jahre 1849, die März- und Mairevolution, welche ihr höchst widerwärtige und feindselige Elemente und Tendenzen in voller Thätigkeit zeigte, der dämonische Einfluß einer energischen Persönlichkeit, des Freiherrn von Ketteler, eines jungen leidenschaftlichen Priesters, dessen Bekanntschaft sie in Berlin gemacht und welcher das Jahr darauf den mainzer Bischofssitz bestieg, bewirkten ihren Uebertritt zur katholischen Kirche. Es wurde ihr die Gründung eines Klosters übertragen, das dem Schutze der gefallenen Tugend gewidmet werden sollte; in wenigen Jahren war das Werk vollendet, und Gräfin Hahn bezog als Klosterfrau, nicht als Nonne, dies geistliche Haus in Mainz. Die Kirche gönnte ihr indeß Raum zu freiester literarischer Wirksamkeit; sie hat, außer Biographien der Kirchenväter, namentlich des heiligen Augustinus, seit 1851 folgende Werke vollendet, deren Register wir hier anführen, weil sie, mehr der kirchlichen als der nationalen Literatur angehörig, wenig bekannt geworden sind:

„Aus Jerusalem“, 1851. — Ein Bändchen Gedichte: „Unserer lieben Frau“, 1851. — „Von Babylon nach Jerusalem“, im selben Jahre. — „Die Liebhaber des Kreuzes“, 1852. — „Ein Büchlein vom guten Hirten“, 1853. — „Das Jahr der Kirche“, 1854. — Ein Bändchen zur „Legende der Heiligen“ von Johannes Laïcus, von welchem die beiden ersten 1854 und 1855 erschienen sind. — „Bilder aus der Geschichte der Kirche“, vier Bände, 1856—59. — „Maria Regina“, 1860. — „Doralice, ein Familiengemälde aus der Gegenwart“, 1861. — „Vier Lebensbilder: Ein Papst, ein Bischof, ein Priester, ein

Jesuit", 1861. — „Die Märtyrer", 1862. — „Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart", 1863. — „Ben David. Ein Phantasiegemälde von Ernst Renan", 1864. — „Peregrin. Ein Roman", zwei Bände, 1864.

Wir fügen diesem Register noch hinzu: „Eudoxia, die Kaiserin" (2 Bde., 1867); „Die Erbin von Cronenstein" (2 Bde., 1869); „Die Geschichte eines armen Fräuleins" (2 Bde., 1869).

Das Urtheil der Verfasserin über das ungewöhnliche Talent der Gräfin Hahn-Hahn unterschreiben wir unbedingt; sie war an ursprünglicher Energie der Empfindung und Leidenschaft ihren aufgeklärten, geistreichen Nebenbuhlerinnen überlegen. Nur die exclusiven Verhältnisse, in denen sich ihr Leben bewegte, Verhältnisse, die ihren Stil exclusiv, d. h. unschön, und ihre Lebensanschauung einseitig, nur der individuellen, nicht der politischen und socialen Freiheit zuwendeten und sie zuletzt vollständiger geistiger Unfreiheit in die Arme warfen, ließen ein so schönes Talent zu keiner gedeihlichen Entwickelung gelangen.

Wir schließen die Galerie literarischer Porträts mit dem Bildniß Friedrich Rückert's, welchem C. Beyer in Koburg ein „Biographisches Denkmal" (Nr. 7) errichtet hat, während C. Kühner in der Schrift: „Dichter, Patriarch und Ritter" (Nr. 8), Persönlichkeiten und Beizehungen aus dem Jugendleben des Dichters eingehend charakterisirt.

Friedrich Rückert ist eine dichterische Persönlichkeit von so scharf ausgeprägten Zügen, von so markirter geistiger Bedeutung, daß man stets gern zu ihm zurückgeführt wird. Beyer hat uns schon mehrfach über des Dichters Lebensverhältnisse genaue Auskunft gegeben, besonders in seinem anspruchslosen Buch: „Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen". In der Vorrede sagt Beyer:

Der Zweck von „Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen" war neben präciser Zeichnung des Dichters die Einführung in den Geist und in das Verständniß seiner Schöpfungen, sowie ein bestimmter Nachweis, inwieweit die dichterischen Erzeugnisse Friedrich Rückert's durch sein Leben bedingt waren. In dem vorliegenden Buche geben wir nun mit Ausschluß einer jeglichen Analyse eine nur den Gehalt der einzelnen Dichtungen Rückert's ins Auge fassende, möglichst vollständige Biographie Rückert's, verbunden mit einer eingehenden Charakteristik und Würdigung des Menschen und des Dichters Friedrich Rückert unter besonderer Berücksichtigung und Fixirung seiner Stellung auf dem deutschen Parnaß. Zugleich liefern wir unter Veröffentlichung bezüglicher Actenstücke und Forschungen einen Nachweis über des Dichters und des Gelehrten Friedrich Rückert Geistesentwickelung, und wir können somit das vorliegende Buch als Ergänzung und Vervollständigung zu „Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen", sowie als Supplement und Commentar zu der eben erscheinenden Gesammtausgabe der Rückert'schen poetischen Werke betrachten.

Beyer hat alle Mittheilungen und Angaben, alle mündlichen und schriftlichen Zeugnisse von Verwandten, Freunden und Verehrern Rückert's, alle die vielen Zeitschriften in verschiedenen deutschen Bibliotheken benutzt, um ein erschöpfendes Gesammtbild des Rückert'schen Lebens darzubieten. „Wahrheit" war sein erstes Gesetz, auch bei der Beurtheilung der Rückert'schen Gedichte, und in der That verleugnet das Werk zwar nirgends die Pietät gegen den Dichter, hält sich aber frei von überschwenglichen Lobeserhebungen.

Rückert's Geburt im Flußgebiet des Main veranlaßt unsern Autor zu der folgenden Bemerkung, welche zugleich charakteristisch ist für Rückert's literarisches Porträt:

Diese wohlberufene Heimat deutscher Poesie zählt auch den universellen Friedrich Rückert, bei dem sich das Volksthümliche der Meistersänger mit den künstlichen Weisen und der spielenden Kunst der Pegnitzschäferei, durchprägt von einer vollen und tiefen Naturanschauung und Herzenspoesie, vereinigt, zu ihren treuesten Söhnen.

In Schweinfurt geboren, zog Rückert, kaum vier Jahre alt, nach Oberlauringen; die Anregungen des Dorflebens, welche dem Kinde geistige Nahrung boten, werden von Beyer mit Fleiß zusammengetragen, sie erstrecken sich von dem Gutsherrn und dem Pfarrer, von den Muhmen mit den Strohblumen im Haar, dem Gevatter Schneider und dem Krautschneider Graumann bis zur märchenerzählenden Frau Barbe, bis zur Knabenliebe zu der kleinen Annel, mit der er im „Tannich" Beeren suchen ging. Wie wir von Kühner erfahren, war Annel des Ritterboten Steigemeier „blauäugiges, tannenschlankes" Töchterlein.

Das Werk von Kühner gibt für Rückert's Knaben- und Jünglingsjahre eine willkommene Ergänzung. Da einzelne Abschnitte desselben früher in Journalen selbständig gedruckt waren, so haben sie dem Beyer'schen biographischen Denkmal als Quelle gedient. Der Dichter auf dem Titelblatt der Kühner'schen Schrift ist Rückert selbst; der Patriarch Hohnbaum der würdige Superintendent von Rodach; der Ritter Christian Truchseß von Wetzhausen auf Bettenburg. Beide letztern gewährten dem jungen Dichter, nachdem er seine Studien vollendet, mehrfach längere Gastfreundschaft und leben deshalb in seinen Liedern fort. Wir müssen freilich bekennen, daß die Schilderung, die uns Kühner von dem alten Hohnbaum entwirft, uns ein bei weitem sprechenderes Porträt gibt als Rückert's keineswegs von aller Verkünstelung freie Distichen. Die Fülle von Gemüth und Humor in dem würdigen Geistlichen, sein volksthümliches Patriarchenthum, die ebenso idyllischen wie pikanten Züge des rodacher Stillebens haben uns weit mehr gerührt und interessirt in der lebhaften Prosa der Kühner'schen Schilderung als in den, überdies oft durch mangelnde Cäsuren hinfälligen Hexametern und Pentametern Rückert's.

Dasselbe gilt von dem Ritter auf der Bettenburg; dieser wackere Ritter, „die hohe Gestalt mit der Hünenbrust und der gewaltigen Glieder reinem Ebenmaß, das schöne Haupt mit weißen Locken bekränzt", in seiner kindlichen Hingebung an seine Ideale, mit seinem patriarchalischen Hauswesen, seiner Sorge für das Wohl seiner Leute, für die schönen Anlagen um das Schloß, mit seinem Leseeifer, mit seiner großartigen Gastfreundschaft, welche Jean Paul, Heinrich Voß, Ernst Wagner, Rochlitz und andere berühmte Männer um sich versammelte und den Bauer wie den Fürsten mit gleicher Herzlichkeit begrüßte — dieser geistig strebende, hünenhafte Ritter erscheint uns auch weit bedeutender in Kühner's Schilderung als in Rückert's Versen. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß das große „Hochzeitsgedicht für die Bettenburg", welches Rückert im April 1815 zur Vermählung des jungen Dietrich von Truchseß, eines Neffen des Dichters, mit Charlotte von Seckendorf gedichtet hat, ein Gedicht, das mehr als tausend Verse enthielt, nur im Manuscript vorhanden ist und nur zwei kleine Bruchstücke des Gedichts in Rückert's Gedichtsammlungen aufgenommen sind. Kühner theilt

größere Partien aus dem Gedichte mit. Der Charakter des Gelegenheitsgedichts wird hier nur hin und wieder durch höhern Schwung unterbrochen, wie wenn der Dichter den würdigen Burgherrn selbst schildert oder die alten Reichsritter, die zur Hochzeit kommen:

Und draußen durch den Eichenwald
In kriegerischer Rüstung wallt
Der alte Götz von Berlichingen,
Deß Hand ist eins mit seiner Klingen,
Ihm brüderlich zur Seite Franz
Von Sickingen im Waffenglanz.
Der edle Burgherr hat die beiden,
Die keine Macht vermocht zu scheiden,
Vorlängst versetzt in seinen Hain,
Ihr Bild geprägt auf seinen Stein;
Drum haben sie sich vorgenommen,
Zu seinem Hochzeitfest zu kommen.
Und aus dem Huttenberg herbei,
Vor seinem Monument vorbei,
Kommt auch der Ulerich von Hutten,
Der einst gekämpft mit finstern Kutten,
Und reicht dem Sickingen die Hand,
Weil er die seine treu einst fand.
O Kleeblatt, wie nicht mehr zu haben,
Ihr drei aus Frankenland und Schwaben,
Umwandelt das geweihte Rund,
Wo jetzt den feierlichen Bund
Ein Frank' und eine Schwäbin schließet;
Seid Zeugen ihrem Schwur und gießet,
Wenn lieb euch ist der Enkel Heil,
Von euerm Geist auf sie ein Theil.

Kühner sagt in der Vorrede, daß er nicht eine zusammenhängende Jugendgeschichte gebe — nur lose aneinandergereihte Bilder, deren Züge er zunächst den Dichtungen Rückert's selbst, andern gedruckten, aber nur wenig bekannten Quellen und größtentheils handschriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen sowie seiner eigenen Jugenderinnerung entlehnt. Gleichwol tritt die Jugend des Dichters in seiner durchaus ansprechenden, lebensfrischen Darstellung in einem Zusammenhang vor uns hin, in welchem sich der Text des Biographen und die Verse des Dichters auf willkommene Weise ergänzen und erläutern.

Außer dem Dorf-Annel von Oberlauringen spielen noch drei Jugendgeliebte des Dichters in beiden Biographien eine wichtige Rolle; doch erscheint hier Beyer als die eigentliche Quelle, aus der Kühner schöpft. Agnes, die „Sternengleiche", der Rückert einen so schönen Todtenkranz in Sonetten gewidmet hat, war die Tochter des Justizamtmanns Müller in Rentweinsdorf. Agnes liebte indeß nicht den Dichter, sondern einen Freund Rückert's, Habermann in Koburg, wie sie kurz vor ihrem frühen Tode bekannte. Kühner meint, wenn der Dichter wirklich zu ihr Liebe empfand, so ist es eine Liebe gewesen, die erst auf dem Grabe der Geliebten die Blütenknospe sprengte. Was die Liebe zu Amaryllis, der Dorfschönen aus dem Wirthshaus „Die Specke" betrifft, so bezweifelt Kühner, daß der Dichter, was er gesungen, auch innerlich empfunden hat. Beyer ist anderer Ansicht und theilt sogar die Absicht der Liebenden mit, die Verlobungsringe zu wechseln. Kühner sagt dagegen:

Daß solche aus Spinnengeweben gedrehte Zauberbande nahe daran gewesen sein sollten, in goldene Eheringe sich zu verwandeln — wie im „Biographischen Denkmal" berichtet wird —, und daß die Liebenden, um die Ringe ihren Fingern anpassen zu lassen, selbander bereits auf dem Wege zum rentweinsdorfer Goldschmied gewesen wären, als noch zur glücklichen Stunde die kleine Braut durch den heilsamen Spott einer ihr begegnenden Freundin von neuem widerspenstig gemacht und ein unheilbarer Bruch herbeigeführt wurde — ein solcher Verlauf des Romans ist aus der Dichtung selbst schwer erklärlich und scheint uns wie an innerer, so auch an äußerer Unwahrscheinlichkeit zu leiden.

Wir möchten uns auch der letzten Ansicht anschließen; eine Dichterphantasie dichtet sich oft das Leben zurecht für ihre idealen Zwecke; sie empfindet nicht aus ihm heraus, sondern in dasselbe hinein. So mag es bei verschiedenen Dichterliebschaften der Fall gewesen sein, gewiß auch bei diesem Dorfliebchen, das überdies sich ja gegen Rückert spröde genug verhielt. Gegenseitige Neigung charakterisirt nur das dritte Liebesverhältniß Rückert's zu dem Pfarrerstöchterchen Friederike aus Effelder, deren Name bereits classische, sesenheimer Erinnerungen wachruft. Diese Liebesidylle habe nicht nur „Goethe'sche" einsame Spaziergänge in das „Himmelreich", den nahen Kieferwald, aufzuweisen, sondern auch stundenlange Piquet- und Mariagepartien, ein in Sesenheim unbekanntes Vergnügen. Doch auch diese Neigung, welche sich durch die italienische Poesie des Dichters wie ein rother Faden hindurchzieht, war nicht von langer Dauer. Friederike wurde später die Frau des königlich preußischen Geheimraths Keßler.

Rückert's späteres Leben, seine wissenschaftliche und dichterische Carrière ist bekannter; dennoch theilt das Werk von Beyer manches Neue daraus mit, manchen anekdotischen Zug, namentlich aus dem erlanger und berliner Universitätsleben. Interessant ist die Analyse von Rückert's so verschieden beurtheilter Inauguraldissertation. Wir ersehen aus derselben, daß diese Dissertation allerdings schon mit Bewußtsein und Ahnung die Wege einschlug, welche später die vergleichende Sprachforschung betrat, und daß sie manche geistreiche Perspectiven in die Zukunft dieser Wissenschaft eröffnet, daß sie aber auch auf der andern Seite in den etymologischen Herleitungen von jenem Spielerischen und Verzwickten nicht freizusprechen ist, welches auch den mislungenen Gedichten Rückert's eigenthümlich ist.

Ueber Rückert's Patriarchenleben in Neuseß mit seiner indogermanischen Welt- und Lebensweisheit gibt Beyer die genaueste Auskunft und hat alle Berichte, welche dasselbe schildern, die Mittheilungen der verschiedensten Besucher sorgfältig zusammengetragen. Die Gesammtcharakteristik, welche Beyer von dem Dichter entwirft, ist von einseitiger Apotheose entfernt, wird auch den Mängeln der Rückert'schen Gedichte gerecht und entspricht im ganzen dem Charakterbild, welches wir selbst in der „Nationalliteratur", in „Unserer Zeit" und in d. Bl. mehrfach entworfen haben.

Dem Beyer'schen Denkmal ist eine Auswahl aus den bisjetzt ungedruckten Poesien Friedrich Rückert's beigefügt, von denen die hinkenden Jamben für Wangenheim zur Feier der Landstände als Muster deutscher Choliamben dienen können, während das Gedicht an die Schwiegertochter „Alma", das letzte Gedicht Rückert's, bei aller Gesuchtheit der Wendungen doch noch die seltene Sprachgewandtheit des Poeten zeigt. Das beste dieser Gedichte ist ein patriotisches aus dem Jahre 1814, welches merkwürdigerweise in die Sammlungen der Zeitgedichte nicht aufgenommen wurde, obschon es viele darin enthaltene Bänkelsängereien durch edle schwunghafte Haltung übertrifft.

Wir theilen einige, jetzt in die ernste Bewegung der Gegenwart mächtig eingreifende Strophen aus demselben mit:

Nun ist gekommen
Die heiße Arbeit und die strenge Tugend,
Das Kreuz genommen!
So rief der Herr, gebändigt Lust der Jugend!
Nicht mehr auf Rosen
Soll sich im Sonnenschein die Freude betten;
Wo Waffen tosen
Und Kämpfe ringend sich an Kämpfe ketten,
Da sei dein Leben!
Das ist dem Mann zum höchsten Trost gegeben.

O sei willkommen!
O sei willkommen mir, du ernste Freude!
Du Bild der Frommen,
Auf deren Antlitz Liebe strahlt im Leide!
Wie Harfen klingen,
Wenn Engel auf den Sternen Hymnen tönen,
So lieblich dringen
Die Laute aus des Busens starkem Sehnen,
Mit Bräutigams Wonne
Den süßen Reiz der Jugend zu umfangen,
Und wie die Lerche an der Morgensonne
An ihrem Glanz zu hangen.

O sei gegrüßt,
Mein Vaterland im blut'gen Siegeskleide!
Dein Ruhm umfließt
Dich wie die Jungfraun blinkendes Geschmeide,
Wann sie den Reigen
Der bunten Frühlingstage fröhlich zieren.
Du bist dein eigen,
Und darfst dich selbst in eigner Freiheit führen.
Die welsche Rotte
Hat der Germanen Heldenarm gebändigt;
Dir ist die Ehre wieder eingehändigt
Vom deutschen Gotte.

Rudolf Gottschall.

Neue Novellen und Romane.

1. Lieben und Leben. Neue Erzählungen von Max Ring. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Der Romanschriftsteller verhält sich zum Novellisten ungefähr ebenso wie der Fresco- zum Genremaler. In großen Zügen entwirft er sein Weltbild und führt es in großen Linien aus. Ihm gilt vor allem das Ganze und der Gesammteindruck, den sein Werk hinterläßt. Discretion in der Farbengebung oder, wenn wir uns musikalisch ausdrücken dürfen, in der Instrumentation, wie das Eingehen auf das einzelne und dessen Ausführung überhaupt, werden durch die Größenverhältnisse von vornherein ausgeschlossen. Der Novellist ist von alledem das Widerspiel. Er gibt ein Weltbild im kleinen, das aber über seinen engen Rahmen in die Welt hinausweist. Ihm kommt es darauf an, mit kleinen Mitteln bedeutend zu wirken; ihre gewissenhafte Benutzung ist daher seine Hauptaufgabe. Die specifische Eigenheit dieser Form nöthigt den Schriftsteller, der sie cultivirt, den Schwerpunkt nicht, wie es vorzugsweise der Roman bedingt, nach außen, sondern nach innen zu verlegen. Der enge Rahmen gestattet keine Aneinanderreihung bedeutender äußerer Momente, weil ihre Consequenzen größer als sie selbst und zu keinem Verhältniß untereinander, viel weniger aber zu einem harmonischen Ausklang zu vereinen sind. Daraus ergibt sich, daß der Novellist vorzüglich auf die Darstellung psychologischer Zustände angewiesen ist und von äußern Momenten nur so viel benutzen darf, als zur Erzeugung der von ihm zu schildernden innern Vorgänge unerlaßlich ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sind Paul Heyse's Novellen, wenigstens in der Mehrzahl, mustergültig, und Max Ring's Erzählungen, speciell die vorliegenden, verfehlt. Hier handelt es sich um lauter äußere Ereignisse, die ohne jede innere Verbindung immer unmittelbar, je nachdem es dem Verfasser am effectvollsten schien, aufeinandergepfropft sind. Wir befinden uns mit ihm auf einer wahren Hetzjagd nach Effecten. Kaum ist ein Wild glücklich erlegt, so zeigt sich auch schon ein neues noch mehr verheißendes, und so geht es fort durch drei nicht eben dünne Bände. Max Ring läuft nach einigen wohlverdienten Erfolgen Gefahr, der Vielschreiberei zu verfallen.

Zu einer Analyse der vorliegenden vier Erzählungen haben wir keine Veranlassung. Nur ihren Inhalt wollen wir kurz andeuten. Die erste: „Die Ehescheuen", behandelt eine Liebesgeschichte trivialer Art und vermag ihren Titel in nichts zu rechtfertigen. Die zweite: „Im Hause der Bonaparte", schildert Leopold Robert's unglückliche Neigung zur Prinzessin Charlotte Bonaparte. Die dritte: „Der Sieg der Liebe", behandelt den Bar-Kochba der Mauren, Aben-Humeya, ohne tieferes Verständniß seiner geschichtlichen Bedeutung, und die vierte: „Der Philosoph von Charlottenburg", führt den berühmten Leibniz in Schlafrock und Nachtmütze vor.

2. Familienrache, oder: das Erdbeben von Calabrien im Jahre 1783. Novelle von Karl Zetter. Graz, Moser. 1869. 8. 16 Ngr.

3. Die letzten Grafen Kéry, oder Christ und Mohammedaner. Historisches Charaktergemälde von Karl Zetter. Graz, Moser. 1869. 8. 16 Ngr.

Schon die Titel deuten an, welche Attentate der Verfasser beabsichtigt. Beide Bücher sind unstreitig für den Papierkorb geschrieben und werden dies Ziel auch sicher erreichen. Die Kritik kann sich mit derartigen Producten nicht befassen.

4. Und sie bewegt sich doch! Roman von Friedrich Karl Schubert. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 2 Thlr.

Der Gattungsname Roman ist hier nicht zutreffend. Halb Geschichte, halb Erfindung ist vorliegendes Werk weder das eine noch das andere. Beide Elemente laufen nebeneinander her, ohne sich, wie es ein Kunstwerk doch bedingt, gegenseitig zu durchdringen und zu erläutern. Der Verfasser ist offenbar kein Dichter, aber ein philosophisch und historisch tüchtig gebildeter Mann. Der Schwerpunkt des Romans liegt in seinen sehr interessanten Geschichtsbildern, die mit großer Anschaulichkeit entworfen sind, und in seinen geistvollen philosophischen

Excursen. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Stil fließend und ziemlich ebenmäßig ist, haben wir aller Vorzüge gedacht. Weniger gelungen sind dagegen die poetischen Anstrengungen des Verfassers, sowol in Bezug auf Gestaltung als Combination. Galilei, das Centrum des Ganzen, erscheint als ein Schatten ohne Fleisch und Blut, unter Umständen als bloße Staffage. Man erwartet die psychologische Entwickelung seiner Lehre und namentlich seines Widerrufs — und erhält statt dessen nur Facta. Man wünscht die gewaltige Umwälzung veranschaulicht, welche Galilei's Lehre hervorbrachte — und erhält eine Verflüchtigung ihrer Bedeutung zu Liebesgeschichten, die nichts Neues bieten und auch in keiner Weise zur Illustration der Zeit dienen können. Ebenso wenig hat das Buch Beziehungen zur Gegenwart, die doch so viele übereinstimmende Momente mit der Zeit, die es behandelt, in sich trägt.

5. Der Schützling des Kaisers. Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Drei Bände. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 3 Thlr.

Aehnlich, nur umgekehrt, verhält es sich mit diesem Roman; hier überwiegt die Erfindung die Geschichte. Ein gewisser sinnlicher Hauch liegt über dem Ganzen, wie schwüle Sommerluft, und wird dem Leser zum Medium, durch das er die bunte Welt, die sich ihm darbietet, betrachtet. Grabowski besitzt ein scharfes Auge für die Erscheinungen der Sinnenwelt und weiß sie lebendig zu gestalten; aber ihm fehlt die Kraft, sie zu vergeistigen und somit künstlerisch zu verwerthen.

Wir haben einen biographischen Roman vor uns. Er beginnt mit der Geburt des Helden, oder vielmehr noch vor seiner Geburt, und endet mit seiner Verheirathung. In gerader Linie folgen die Ereignisse einander, ohne tiefern Grund, ohne innigen Zusammenhang. Der Held selbst ist fertig von dem Augenblick an, wo er in die Handlung eintritt, und wandelt sich in der Folge nicht. Er heißt Napoleon Brissot und ist ein natürlicher Sohn Napoleon's I., ein Kind der Liebe, dessen Mutter der spätere Kaiser treulos verlassen. Auf dem Schlachtfelde von Friedland macht er die erste Bekanntschaft seines Sohnes, der, ohne das Geheimniß seiner Geburt zu kennen, aus innerm Drange sich den Fahnen des Eroberers angeschlossen hat und durch persönliche Tüchtigkeit bereits zum Corporal avancirt ist. Der Kaiser findet seinen Sprößling seiner nicht unwerth und zieht ihn, ohne ihm indeß den Grund mitzutheilen, in seine unmittelbare Nähe. Brissot wird zum Lieutenant der Adjutantur ernannt und in der Folge, theils zufällig, theils absichtlich, mit verschiedenen Kurierfahrten, zunächst nach Frankreich, dann nach Spanien, endlich nach Rußland betraut. Er erlebt eine Menge Abenteuer, die meisten in Paris und Madrid, und entwickelt vor unsern Augen eine nicht unbedeutende Anlage zum Don Juan. Er verstrickt sich nach und nach in drei verschiedene mehr oder minder eingestandene Liebschaften, eine immer abenteuerlicher als die andere, begeht dann hinter der Scene zur Abwechselung ein paar Heldenthaten als Soldat, avancirt immer höher und begleitet schließlich als Oberst den Kaiser überall hin, bis zu dessen Einschiffung nach St.-Helena. Napoleon selbst, im übrigen nach gewohnter Schablone gezeichnet, scheidet aus dem Buche, ohne uns mit der Anerkennung seines Sohnes zu erfreuen, und bleibt uns auch die Gründe dafür schuldig, weshalb er die Jugendgeliebte, Brissot's Mutter, in Noth und Sorge verkommen ließ.

Natürlich spielen eine Menge andere Geschichten zweiten und dritten Ranges mit, sodaß an eine Concentration des Interesses nicht wol zu denken ist. Poetisch muthet die Episode Estrella's an, die den argen Leichtsinn ihrer Jugend mit dem zur Rettung des Geliebten freiwillig erwählten Tode an den Ufern der Beresina sühnt.

6. Christine. Roman in drei Bänden von D. von Paschkowsky. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr.

Ein Roman von Frauenhand, aber mit mehr Talent als viele Frauenromane geschrieben. Wir begegnen hier entschiedener Befähigung für psychologische Schilderung und einem bei Damen seltenen künstlerischen Formsinn, der instinctiv den ästhetischen Anforderungen, wenigstens im wesentlichen, gerecht wird. Die geistige Physiognomie der Verfasserin ist keineswegs eine schärfer bestimmte, originelle, aber sie ragt um etwas über die literarischen Durchschnittsgesichter ihres Geschlechts hinaus.

Der Roman beschäftigt sich mit einer Frage, die wissenschaftlich noch nicht endgültig gelöst worden ist: mit der Frage nach dem Uebergewicht zwischen Natur und Geist. Natürlich kann sie auch hier nur einseitig entschieden werden, aber da diese Entscheidung gleiche Berechtigung wie die gegentheilige hat, können wir sie uns wol gefallen lassen. D. von Paschkowsky räumt der Natur den Sieg über den Geist ein. Die Heldin ihres Romans, Christine, ist ein durch und durch leidenschaftlicher, allen äußern Einwirkungen unbedingt unterworfener extremer Charakter, dessen Möglichkeit aus der Verschiedenheit des Geistes der Aeltern hergeleitet wird. Alle Versuche, diese wilde Natur zu bändigen, der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen, ob sie nun im kleinen von Christinens Angehörigen, oder im großen vom Schicksal ausgehen, bleiben wirkungslos. Christine selbst gelangt zur Erkenntniß ihres unseligen Naturells, aber sie ist unfähig, sich irgendwelchen Schranken zu fügen. Es versteht sich demnach von selbst, daß sie in gewaltige Conflicte sowol mit sich als mit der Außenwelt geräth, aber daraus nicht etwa geläutert, sondern gebrochen hervorgeht. Christine geht an sich selber zu Grunde.

Das alles ist in sehr anschaulicher, zuweilen dramatischer Weise dargestellt, und die Entwickelung dieses dämonischen Frauenherzens hat einen eigenen Reiz. Weniger gelungen sind dagegen die meisten andern Figuren des Romans; namentlich kommen die Männer über das übliche Maß nicht hinaus. Der Bau ist im allgemeinen klar und richtig. Unangenehm berührt die Zerfaserung des Schlusses und das pathologisch, aber nicht künstlerisch gerechtfertigte Ende der Heldin. Der Stil ist ungleich und nicht frei von schlimmen Gemeinplätzen und Trivialitäten, wie z. B. I, 91:

> Im Genuß des milden Herbsttages dachte sie der Wintertage, an denen diese Kerne, in Essig eingemacht, dem Bruder trefflich schmecken und die theuern Kapern ersetzen sollten. (!)

I, 121 fg.:

> Als sie endlich nach einigen Jahren die Hoffnung zeigte, ein Kindchen zu bekommen (!), da war sein Entzücken vollends groß.

Wir theilen einige, jetzt in die ernste Bewegung der Gegenwart mächtig eingreifende Strophen aus demselben mit:

Nun ist gekommen
Die heiße Arbeit und die strenge Tugend,
Das Kreuz genommen!
So rief der Herr, gebändigt Lust der Jugend!
Nicht mehr auf Rosen
Soll sich im Sonnenschein die Freude betten;
Wo Waffen tosen
Und Kämpfe ringend sich an Kämpfe ketten,
Da sei dein Leben!
Das ist dem Mann zum höchsten Trost gegeben.

O sei willkommen!
O sei willkommen mir, du ernste Freude!
Du Bild der Frommen,
Auf deren Antlitz Liebe strahlt im Leide!
Wie Harfen klingen,
Wenn Engel auf den Sternen Hymnen tönen,
So lieblich dringen
Die Laute aus des Busens starkem Sehnen,
Mit Bräutigams Wonne
Den süßen Reiz der Jugend zu umfangen,
Und wie die Lerche an der Morgensonne
An ihrem Glanz zu hangen.

O sei gegrüßt,
Mein Vaterland im blut'gen Siegeskleide!
Dein Ruhm umfließt
Dich wie die Jungfraun blinkendes Geschmeide,
Wann sie den Reigen
Der bunten Frühlingstage fröhlich zieren.
Du bist dein eigen,
Und darfst dich selbst in eigner Freiheit führen.
Die welsche Rotte
Hat der Germanen Heldenarm gebändigt;
Dir ist die Ehre wieder eingehändigt
Vom deutschen Gotte.

Rudolf Gottschall.

Neue Novellen und Romane.

1. Lieben und Leben. Neue Erzählungen von Max Ring. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Der Romanschriftsteller verhält sich zum Novellisten ungefähr ebenso wie der Fresco- zum Genremaler. In großen Zügen entwirft er sein Weltbild und führt es in großen Linien aus. Ihm gilt vor allem das Ganze und der Gesammteindruck, den sein Werk hinterläßt. Discretion in der Farbengebung oder, wenn wir uns musikalisch ausdrücken dürfen, in der Instrumentation, wie das Eingehen auf das einzelne und dessen Ausführung überhaupt, werden durch die Größenverhältnisse von vornherein ausgeschlossen. Der Novellist ist von alledem das Widerspiel. Er gibt ein Weltbild im kleinen, das aber über seinen engen Rahmen in die Welt hinausweist. Ihm kommt es darauf an, mit kleinen Mitteln bedeutend zu wirken; ihre gewissenhafte Benutzung ist daher seine Hauptaufgabe. Die specifische Eigenheit dieser Form nöthigt den Schriftsteller, der sie cultivirt, den Schwerpunkt nicht, wie es vorzugsweise der Roman bedingt, nach außen, sondern nach innen zu verlegen. Der enge Rahmen gestattet keine Aneinanderreihung bedeutender äußerer Momente, weil ihre Consequenzen größer als sie selbst und zu keinem Verhältniß untereinander, viel weniger aber zu einem harmonischen Ausklang zu vereinen sind. Daraus ergibt sich, daß der Novellist vorzüglich auf die Darstellung psychologischer Zustände angewiesen ist und von äußern Momenten nur so viel benutzen darf, als zur Erzeugung der von ihm zu schildernden innern Vorgänge unerlaßlich ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sind Paul Heyse's Novellen, wenigstens in der Mehrzahl, mustergültig, und Max Ring's Erzählungen, speciell die vorliegenden, verfehlt. Hier handelt es sich um lauter äußere Ereignisse, die ohne jede innere Verbindung immer unmittelbar, je nachdem es dem Verfasser am effectvollsten schien, aufeinandergepfropft sind. Wir befinden uns mit ihm auf einer wahren Hetzjagd nach Effecten. Kaum ist ein Wild glücklich erlegt, so zeigt sich auch schon ein neues noch mehr verheißendes, und so geht es fort durch drei nicht eben dünne Bände. Max Ring läuft nach einigen wohlverdienten Erfolgen Gefahr, der Vielschreiberei zu verfallen.

Zu einer Analyse der vorliegenden vier Erzählungen haben wir keine Veranlassung. Nur ihren Inhalt wollen wir kurz andeuten. Die erste: „Die Ehescheuen", behandelt eine Liebesgeschichte trivialer Art und vermag ihren Titel in nichts zu rechtfertigen. Die zweite: „Im Hause der Bonaparte", schildert Leopold Robert's unglückliche Neigung zur Prinzessin Charlotte Bonaparte. Die dritte: „Der Sieg der Liebe", behandelt den Bar-Kochba der Mauren, Aben-Humeya, ohne tieferes Verständniß seiner geschichtlichen Bedeutung, und die vierte: „Der Philosoph von Charlottenburg", führt den berühmten Leibniz in Schlafrock und Nachtmütze vor.

2. Familienrache, oder: das Erdbeben von Calabrien im Jahre 1783. Novelle von Karl Zetter. Graz, Moser. 1869. 8. 16 Ngr.

3. Die letzten Grafen Kéry, oder Christ und Mohammedaner. Historisches Charaktergemälde von Karl Zetter. Graz, Moser. 1869. 8. 16 Ngr.

Schon die Titel deuten an, welche Attentate der Verfasser beabsichtigt. Beide Bücher sind unstreitig für den Papierkorb geschrieben und werden dies Ziel auch sicher erreichen. Die Kritik kann sich mit derartigen Producten nicht befassen.

4. Und sie bewegt sich doch! Roman von Friedrich Karl Schubert. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 2 Thlr.

Der Gattungsname Roman ist hier nicht zutreffend. Halb Geschichte, halb Erfindung ist vorliegendes Werk weder das eine noch das andere. Beide Elemente laufen nebeneinander her, ohne sich, wie es ein Kunstwerk doch bedingt, gegenseitig zu durchdringen und zu erläutern. Der Verfasser ist offenbar kein Dichter, aber ein philosophisch und historisch tüchtig gebildeter Mann. Der Schwerpunkt des Romans liegt in seinen sehr interessanten Geschichtsbildern, die mit großer Anschaulichkeit entworfen sind, und in seinen geistvollen philosophischen

Excursen. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Stil fließend und ziemlich ebenmäßig ist, haben wir aller Vorzüge gedacht. Weniger gelungen sind dagegen die poetischen Anstrengungen des Verfassers, sowol in Bezug auf Gestaltung als Combination. Galilei, das Centrum des Ganzen, erscheint als ein Schatten ohne Fleisch und Blut, unter Umständen als bloße Staffage. Man erwartet die psychologische Entwickelung seiner Lehre und namentlich seines Widerrufs — und erhält statt dessen nur Facta. Man wünscht die gewaltige Umwälzung veranschaulicht, welche Galilei's Lehre hervorbrachte — und erhält eine Verflüchtigung ihrer Bedeutung zu Liebesgeschichten, die nichts Neues bieten und auch in keiner Weise zur Illustration der Zeit dienen können. Ebenso wenig hat das Buch Beziehungen zur Gegenwart, die doch so viele übereinstimmende Momente mit der Zeit, die es behandelt, in sich trägt.

5. Der Schützling des Kaisers. Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Drei Bände. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 3 Thlr.

Aehnlich, nur umgekehrt, verhält es sich mit diesem Roman; hier überwiegt die Erfindung die Geschichte. Ein gewisser sinnlicher Hauch liegt über dem Ganzen, wie schwüle Sommerluft, und wird dem Leser zum Medium, durch das er die bunte Welt, die sich ihm darbietet, betrachtet. Grabowski besitzt ein scharfes Auge für die Erscheinungen der Sinnenwelt und weiß sie lebendig zu gestalten; aber ihm fehlt die Kraft, sie zu vergeistigen und somit künstlerisch zu verwerthen.

Wir haben einen biographischen Roman vor uns. Er beginnt mit der Geburt des Helden, oder vielmehr noch vor seiner Geburt, und endet mit seiner Verheirathung. In gerader Linie folgen die Ereignisse einander, ohne tiefern Grund, ohne innigen Zusammenhang. Der Held selbst ist fertig von dem Augenblick an, wo er in die Handlung eintritt, und wandelt sich in der Folge nicht. Er heißt Napoleon Brissot und ist ein natürlicher Sohn Napoleon's I., ein Kind der Liebe, dessen Mutter der spätere Kaiser treulos verlassen. Auf dem Schlachtfelde von Friedland macht er die erste Bekanntschaft seines Sohnes, der, ohne das Geheimniß seiner Geburt zu kennen, aus innerm Drange sich den Fahnen des Eroberers angeschlossen hat und durch persönliche Tüchtigkeit bereits zum Corporal avancirt ist. Der Kaiser findet seinen Sprößling seiner nicht unwerth und zieht ihn, ohne ihm indeß den Grund mitzutheilen, in seine unmittelbare Nähe. Brissot wird zum Lieutenant der Adjutantur ernannt und in der Folge, theils zufällig, theils absichtlich, mit verschiedenen Kurierfahrten, zunächst nach Frankreich, dann nach Spanien, endlich nach Rußland betraut. Er erlebt eine Menge Abenteuer, die meisten in Paris und Madrid, und entwickelt vor unsern Augen eine nicht unbedeutende Anlage zum Don Juan. Er verstrickt sich nach und nach in drei verschiedene mehr oder minder eingestandene Liebschaften, eine immer abenteuerlicher als die andere, begeht dann hinter der Scene zur Abwechselung ein paar Heldenthaten als Soldat, avancirt immer höher und begleitet schließlich als Oberst den Kaiser überall hin, bis zu dessen Einschiffung nach St.-Helena. Napoleon selbst, im übrigen nach gewohnter Schablone gezeichnet, scheidet aus dem Buche, ohne uns mit der Anerkennung seines Sohnes zu erfreuen, und bleibt uns auch die Gründe dafür schuldig, weshalb er die Jugendgeliebte, Brissot's Mutter, in Noth und Sorge verkommen ließ.

Natürlich spielen eine Menge andere Geschichten zweiten und dritten Ranges mit, sodaß an eine Concentration des Interesses nicht wol zu denken ist. Poetisch muthet die Episode Estrella's an, die den argen Leichtsinn ihrer Jugend mit dem zur Rettung des Geliebten freiwillig erwählten Tode an den Ufern der Beresina sühnt.

6. Christine. Roman in drei Bänden von D. von Paschkowsky. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr.

Ein Roman von Frauenhand, aber mit mehr Talent als viele Frauenromane geschrieben. Wir begegnen hier entschiedener Befähigung für psychologische Schilderung und einem bei Damen seltenen künstlerischen Formsinn, der instinctiv den ästhetischen Anforderungen, wenigstens im wesentlichen, gerecht wird. Die geistige Physiognomie der Verfasserin ist keineswegs eine schärfer bestimmte, originelle, aber sie ragt um etwas über die literarischen Durchschnittsgesichter ihres Geschlechts hinaus.

Der Roman beschäftigt sich mit einer Frage, die wissenschaftlich noch nicht endgültig gelöst worden ist: mit der Frage nach dem Uebergewicht zwischen Natur und Geist. Natürlich kann sie auch hier nur einseitig entschieden werden, aber da diese Entscheidung gleiche Berechtigung wie die gegentheilige hat, können wir sie uns wol gefallen lassen. D. von Paschkowsky räumt der Natur den Sieg über den Geist ein. Die Heldin ihres Romans, Christine, ist ein durch und durch leidenschaftlicher, allen äußern Einwirkungen unbedingt unterworfener extremer Charakter, dessen Möglichkeit aus der Verschiedenheit des Geistes der Aeltern hergeleitet wird. Alle Versuche, diese wilde Natur zu bändigen, der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen, ob sie nun im kleinen von Christinens Angehörigen, oder im großen vom Schicksal ausgehen, bleiben wirkungslos. Christine selbst gelangt zur Erkenntniß ihres unseligen Naturells, aber sie ist unfähig, sich irgendwelchen Schranken zu fügen. Es versteht sich demnach von selbst, daß sie in gewaltige Conflicte sowol mit sich als mit der Außenwelt geräth, aber daraus nicht etwa geläutert, sondern gebrochen hervorgeht. Christine geht an sich selber zu Grunde.

Das alles ist in sehr anschaulicher, zuweilen dramatischer Weise dargestellt, und die Entwickelung dieses dämonischen Frauenherzens hat einen eigenen Reiz. Weniger gelungen sind dagegen die meisten andern Figuren des Romans; namentlich kommen die Männer über das übliche Maß nicht hinaus. Der Bau ist im allgemeinen klar und richtig. Unangenehm berührt die Zerfaserung des Schlusses und das pathologisch, aber nicht künstlerisch gerechtfertigte Ende der Heldin. Der Stil ist ungleich und nicht frei von schlimmen Gemeinplätzen und Trivialitäten, wie z. B. I, 91:

> Im Genuß des milden Herbsttages dachte sie der Wintertage, an denen diese Kerne, in Essig eingemacht, dem Bruder trefflich schmecken und die theuern Kapern ersetzen sollten. (!)

I, 121 fg.:

> Als sie endlich nach einigen Jahren die Hoffnung zeigte, ein Kindchen zu bekommen (!), da war sein Entzücken vollends groß.

I, 123:

Ein Schiff wurde gefunden und Otto an den Kapitän abgeliefert.

II, 228:

Niemand ist unersetzlich. Wer lange lebt, dem tritt diese Wahrheit mit größter Ueberzeugung entgegen. Jede Lücke, die der Tod in unser Leben reißt, wird wieder ausgefüllt, jede Wunde unsers Herzens vernarbt und heilt wieder.

III, 115:

Die große Hitze hatte ihre Kräfte verzehrt(!), welche ohnehin das Alter schon bedeutend verringert hatte.

III, 117:

Der Schmerz wird dem Menschen ein Freund, an den er sich schwer, aber fest gewöhnt und von dem er sich nur unbewußt(!) trennt.

III, 124:

War's das Abendroth, welches sein Antlitz so hell erleuchtete, daß er wie illuminirt(!) aussah?

Dies und viel Aehnliches hätten wir gern vermißt. Endlich sind von den Personen des Romans drei ohne jede Bedeutung für die Sache mit körperlichen Gebrechen behaftet.

7. Der Löwe von Luzern. Roman von Philipp Galen. Fünf Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 8 Thlr. 10 Ngr.

Ueber Philipp Galen steht das literarische Urtheil bereits ziemlich fest. Er hat alles, was ihn zum Handwerker, aber leider nichts, was ihn zum Künstler macht. Sein neuester Roman ist nicht besser und nicht schlechter als frühere Arbeiten: roh in der Conception und roh in der Ausführung. Es ist darüber nicht viel zu sagen.

Zwei junge Kaufleute, Schweizer von Geburt und unzertrennliche Freunde, Werner von Altstetten und Arnold Halder, treten, nachdem sie längere Zeit in Rio conditionirt und dort mancherlei Abenteuer, unter anderm mit einem gewissen Pinto Machado, bestanden haben, als erste Commis in das Bankhaus Irminger, Koch und Comp. in Luzern. Beide sind wahre Muster von Tüchtigkeit und unterscheiden sich voneinander nur durch die verschiedene Individualität. Arnold ist vom Verfasser prädestinirt, später Löwe von Luzern, also auch Löwe des Romans zu werden; mithin muß er ein Ritter sonder Furcht und Tadel sein. Das ist er denn auch, während sein Freund Werner mehr als Mond dieser Sonne fungirt. Er dient durchgängig zur bloßen Folie. Nun fügt es der Zufall, daß Pinto Machado nach Luzern kommt und Hrn. Irminger um 100000 Francs betrügen will. Die beiden Freunde, zumeist Arnold, vereiteln das auf sehr schlaue Weise, verfolgen den flüchtenden Pinto Machado und nehmen ihn auf dem Wetterhorn fest. Er wird nach Luzern zurückgebracht, entspringt aber in einer Sturmnacht aus dem Gefängniß und verübt einen Einbruch im Irminger'schen Comptoir. Die beiden Freunde ertappen ihn dabei und werden in dem sich entspinnenden Kampfe schwer verwundet. Nachdem sie genesen, heirathet Arnold Hrn. Irminger's Tochter, Werner eine Freundin aus Rio, die durch wunderbare Verkettung der Umstände gleichfalls nach der Schweiz gekommen und zu Irminger's Familie in nähere Beziehungen getreten ist. Arnold und Werner werden darauf Irminger's Compagnons und leben, wie der Verfasser versichert, noch heute munter in Luzern.

Das ist der Kern, die Handlung des Romans, alles übrige Exposition und Episode. Und zur Darstellung dieser bedeutungslosen Fabel brauchte der Verfasser fünf dicke Bände von zusammen mehr als 100 Druckbogen!

Der Roman hat außer seinem Selbstzweck auch noch die Bestimmung, als Bädeker für Schweizerreisende zu dienen. Alle Wirthe, bei denen Galen einmal gewohnt und preiswürdig gegessen hat, sind mit Namen genannt, ebenso die tüchtigsten Bergführer; auch erhält man die genaue Beschreibung aller sehenswerthen Punkte in und um Interlaken. Zu den letztern gehört auch eine gewisse „Philipps-Bucht", welche, wie die unter dem Text befindliche Anmerkung besagt, „ihren Namen von einem Schriftsteller trägt, der, wenn er in Interlaken weilte, hier gern saß und morgens zu arbeiten pflegte. Um ihn zugleich zu ehren und zu erfreuen, haben seine interlakener Freunde diesem Platz jene Bezeichnung nach seinem Vornamen zutheil werden lassen."

Brave Interlakener, die das Verdienst anzuerkennen wissen!

Oskar Elsner.

Naturwissenschaft und religiöser Glaube.

(Beschluß aus Nr. 32.)

1. Die freie Naturbetrachtung gegenübergestellt der materialistischen Lehre von Stoff und Kraft. Wegweiser zum Frieden zwischen Christenthum und Naturwissenschaften mittels unparteiischer Beurtheilung des Dr. L. Büchner'schen Werks „Kraft und Stoff". Von Jonas Rudolf Strohecker. Für alle Gebildete. Augsburg, Kollmann. 1869. 8. 25 Ngr.
2. Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Fünf Vorträge von G. Jäger. Stuttgart, Thienemann. 1869. Gr. 8. 21 Ngr.

Ganz anderer und besserer Art, als Strohecker's, ist Jäger's Versöhnungsversuch: „Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion" (Nr. 2) zwischen Glaube und Wissenschaft, zu dem wir nun übergehen.

Jäger läßt sich nicht auf dogmatische Fragen ein, sondern er fragt vom Darwin'schen Standpunkt aus nach dem Werth der Religion in dem Kampfe um das Dasein. Der Darwinianer, sagt er, untersucht Folgendes: Was leistet die Religion für die Bildung und Vertheidigungsfähigkeit der Gesellschaft, was leistet sie für die Vervollkommnung und die Vertheidigungsfähigkeit des einzelnen? Er wird sich nie einlassen auf dogmatische Spitzfindigkeiten, nie darüber streiten, ob die Formulirung eines religiösen Dogmas die Kritik objectiver naturwissenschaftlicher Prüfung bestehen kann, sondern er untersucht ganz einfach: welche Rolle spielt die Religion für die Menschen als Waffe im Kampf ums Dasein, inwiefern steht sie im Dienste des höchsten Naturgesetzes für belebte Wesen, in dem des Selbsterhaltungstriebes? Mit einem Wort, inwiefern ist sie praktisch?

Von diesem utilistischen Standpunkt aus nun geht Jäger die Naturreligionen und die ethischen Religionen durch und kommt zu dem Resultat, nicht nur daß die Religion im allgemeinen eine Waffe in dem Kampfe um das Dasein ist, sondern auch daß die christliche Religion im Vergleich mit allen andern Religionsformen hierin das Höchste leistet durch Proclamation der Nächstenliebe und Beseitigung des Particularismus:

Mit der Proclamation der Nächstenliebe wurde das Individuum frei, denn sie verbietet den Zwang, damit war dem Gesetz der individuellen Variation, dem Princip der Freiheit volle Rechnung getragen, und an Stelle des genealogischen Organisationsprincips mußte mit Naturnothwendigkeit die Organisation auf Grund der Arbeitstheilung treten. Weiter war mit der Proclamation der Nächstenliebe auch die Abschließung nach außen beseitigt; die Religion war nicht mehr die eines einzelnen Staats, eines bestimmten Volks, sie wurde Weltreligion, und damit war die Möglichkeit zur Bildung von Weltreichen gegeben. Das Christenthum wurde, wie sein Gründer sagt, zum Sauerteig, der in die Welt geworfen wird.

Doch nicht blos durch Proclamation der Nächstenliebe und Beseitigung des jüdischen Particularismus, sondern auch durch seine Unsterblichkeitslehre ist das Christenthum nach dem Verfasser eine werthvolle Waffe in dem Kampfe um das Dasein. Den gleichen Werth, wie das Eigenthum für die individuelle Vervollkommnung und für die Organisirung der Gesellschaft hat, habe auch die Lehre von der Unsterblichkeit. Denn mit dem Gebote der christlichen Religion: „Der Mensch soll sorgen für seine unsterbliche Seele", trat neben dem leiblichen Selbsterhaltungstrieb der geistige; die bisher gewissermaßen unbewußt sich vollziehende Vervollkommnung der wichtigsten Waffe des Menschen im Kampf ums Dasein wurde jetzt zum Gegenstand einer selbstbewußten Thätigkeit gemacht, der Mensch gezwungen, sich stets seine sittlichen und intellectuellen Aufgaben gegenwärtig zu halten und seine Handlungen unter sittliche Controle zu stellen. Diese Anspannung des Denkvermögens war das sicherste Mittel zu einer Vervollkommnung desselben. Ferner, durch den Satz, daß der Mensch eine unsterbliche Seele besitze, wurde die gegensätzliche Stellung des Menschen gegen die Natur auf den höchsten Ausdruck gebracht. Damit war die Kluft, die den Menschen von der Natur trennt, um eine große Spanne erweitert und die Waffe, die der Mensch gegen sie führt, sein Denkvermögen, zur höchsten Schärfe geschliffen. Endlich war die Lehre von der Unsterblichkeit für die Organisation und den Zusammenhalt der Gesellschaft von bedeutendstem Werth. Der Tod, der das Individuum aus der Gesellschaft reißt, berge eine gewisse Gefahr für den Bestand derselben, insofern als der einzelne dadurch in Versuchung kommen kann, die Pflichten, die ihm die Gesellschaft auferlegt, nicht mehr für rechtsverbindlich zu halten, wenn das Leben keinen Werth mehr für ihn hat, oder wenn er den Tod als ihm ohnedies nahe bevorstehend weiß. Zur Beseitigung dieser Gefahr nun kennt der Verfasser kein wirksameres und einer allgemeinern Anwendung fähiges Mittel als die Lehre von der Unsterblichkeit, welche an jeden die Forderung stellt, so zu handeln, als ob er ewig lebte und stets für sein Thun und Lassen zur Rechenschaft gezogen würde. Ein weiterer Vortheil der Unsterblichkeitslehre sei dieser. Jede organisirte Gesellschaft verlange unter Umständen von ihren Mitgliedern Opfer, und deshalb sei eine Lehre, welche die Opferfähigkeit steigert, der Gesellschaft nützlich. Die Forderung des Opfers könne sich steigern bis zur Forderung des Opfertodes. In diesen müsse der einzelne aber so freudig gehen können als die Ameise, die sich ersäuft, um mit ihrem Leib ihren Genossen eine Brücke zu bauen. Könne es nun wol etwas Einfacheres, Zweckmäßigeres, weil allgemeinster Anwendung Fähiges geben, um den Mitgliedern einer Gesellschaft Opfermuth und Opferfreudigkeit zu geben, als die Lehre von der Unsterblichkeit, welche dem Tode seine Schrecken nimmt und den Lohn für die gebrachten Opfer in sichere Aussicht stellt?

Die Einwendungen, die sich hiergegen erheben, verhehlt sich der Verfasser nicht; aber er glaubt sie widerlegen zu können. Zuerst die Einwendung, daß man ja auch durch Unterweisung in Völker- und Culturgeschichte, durch Auseinandersetzung der gesellschaftlichen Verhältnisse den Menschen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Opfers beibringen und so das Wissen an die Stelle des Unsterblichkeitsglaubens, der doch eine naturwissenschaftliche Unrichtigkeit enthalte, setzen könne. Dem gegenüber weist der Verfasser auf die Unmöglichkeit hin, allen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft eine solche Unterweisung angedeihen zu lassen, dann darauf, daß diese Art der Unterweisung viel zu abstract sei, um in der Zeit des Unterrichts, der Jugend, anwendbar zu sein. An dem Gefühlsmenschen — und das sei jeder Mensch in der Zeit, wo er zum Menschen erzogen werden soll — pralle solche nüchterne abstracte Unterweisung ab. Auch bleibe die Hälfte der Menschen, das weibliche Geschlecht, zeitlebens Gefühlsmenschen. Die Cultur des Gefühls, welche in dem Familienleben eine so wichtige Rolle spiele, könne durch keinerlei nüchterne Unterweisung zu Stande gebracht werden, sondern nur durch die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit. Ueberhaupt gewinne die Religion durch ihre Personificationen, also auch durch die Lehre vom persönlichen Gott und der göttlichen Person Christi, Zutritt dahin, wohin sie Abstractionen nicht finden können: in das Herz der Mutter und das Herz des Kindes. Weiter seien es gerade die Personificationen, denen wir die Weckung und Ausbildung derjenigen Seite des menschlichen Denkvermögens verdanken, die uns nicht nur in den Momenten, wo wir ausruhen im Kampf ums Dasein, das Leben versüßt, sondern die selbst der Forscher nicht entbehren kann — der Phantasie, jenes unerschöpflichen Borns für Kunst, Poesie und echte Wissenschaft.

Diesen ungeheuern Vortheilen gegenüber, meint der Verfasser, habe der Einwand der Materialisten, daß die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit vor der Kritik der Naturforschung nicht bestehen könne, kein Gewicht. Der Verfasser bemüht sich nachzuweisen, daß keiner, sei er Gelehrter, Politiker, Geschäftsmann oder was immer, des Glaubens entbehren könne, des Glaubens nämlich als einer „gewissen Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet". Auf allen Gebieten sei dieser Glaube „die Faust, welche die Waffe im Kampf ums Dasein schwingt". Auf den Einwand der Gegner, es komme doch aber auf den Inhalt des Glaubens an, auf das, was man glaubt, entgegnet er: Wenn

der Inhalt des Glaubens von höchstem praktischen Werth für den einzelnen und die Gesellschaft ist, wie dies mit den Lehren des Christenthums der Fall sei, wer wolle einen Stein auf ihn werfen? Der Verfasser scheut von diesem seinen Standpunkt aus sogar vor der Billigung des gegen die Naturforschung verstoßenden Wunderglaubens nicht zurück. Auch der Wunderglaube, richtig angewendet, sei eine Waffe in dem Kampf ums Dasein. In Fällen der höchsten Noth, wo das Denkvermögen des Menschen keine Rettung mehr sieht, werde der, welcher den Glauben hat, daß ihm ein Retter nahe, und selbst durch ein Wunder, seine äußersten Kräfte anstrengen und dann sicher im Kampf ums Dasein noch eher Rettung finden als der, welcher verzweifelnd zum Selbstmord schreitet. Insofern also der Wunderglaube eine Waffe im Kampf ums Dasein ist, welche in Fällen, wo alle andern Waffen versagen, nicht im Stich läßt, dürfe man ihn nicht angreifen. Nur da, wo der Wunderglaube die Energie der Selbstvertheidigung lähmt, wo er zum fatalistischen Quietismus führt, sei er zu verwerfen.

Auf diese Weise, durch Sonderung des theoretischen und praktischen Standpunktes, glaubt der Verfasser Wissen und Glauben miteinander versöhnen zu können. Seien die religiösen Dogmen auch keine wissenschaftlichen Wahrheiten, so seien sie doch unentbehrliche Waffen in dem Kampf ums Dasein, also praktisch werthvoll. Da nun nach der Darwin'schen Theorie die Erhaltung und Vervollkommnung in dem Kampf ums Dasein durch verbesserte Organe oder Waffen die wichtigste Rolle spielt, so glaubt der Verfasser bewiesen zu haben, daß die Darwin'sche Theorie den Lehren der Religion nicht zuwider sei:

Ja nicht nur das: während bisher Naturforscher und Theologen vergebliche Anstrengungen machten, eine ehrliche Versöhnung zwischen Religion und Naturforschung zu Stande zu bringen, reißt die Darwin'sche Lehre beide aus den unfruchtbaren, keine Versöhnung zulassenden Irrgängen der Dogmatik herab auf den nüchternen Boden der Praxis, auf dem eine Verständigung bei ehrlichem Streben und Abstreifung rechthaberischer Unduldsamkeit leicht zu finden ist.

Die Hauptursache des Streites zwischen Naturwissenschaft und Theologie besteht nach dem Verfasser in der Verwechselung von objectiv und subjectiv, in der Unfähigkeit, den objectiven und subjectiven Standpunkt auseinanderzuhalten. Immer werde ein gewisser Widerspruch zwischen objectiver Beurtheilung und subjectiver Pflicht der Selbstvertheidigung bestehen. Vor objectiver Betrachtung werden die Aspirationen des Selbsterhaltungstriebes hinfällig; andererseits zwinge der Selbsterhaltungstrieb, der höchstes Gesetz für lebende Wesen ist, den subjectiven egocentrischen Standpunkt einzunehmen. Der Astronom als Mann der Wissenschaft müsse sich auf den heliocentrischen Standpunkt stellen; allein sobald er sich auf den Boden der Praxis begibt, sobald er die Aufgabe erhält, dem Menschen eine Waffe in dem Kampf ums Dasein zu schmieden, ihm einen Kalender zu machen u. s. w., so müsse er sich sofort auf den geocentrischen Standpunkt stellen, er muß den scheinbaren Lauf der Planeten berechnen, in seinem Kalender muß die Sonne sich bewegen, d. h. auf- und untergehen, u. s. w. In der gleichen Lage sei der Zoolog. Der objectiven wissenschaftlichen Zoologie gelte der Mensch nicht mehr als der Maikäfer. Allein wenn beim Vortrag der angewandten Zoologie der Zoolog sich für das objective Recht des Maikäfers auf unsere Obstbäume, für die Berechtigung der Flöhe und Wanzen, unser Blut abzuzapfen, ereifern wollte, so würde ihn sein Auditorium auslachen. Sobald es sich für den Zoologen darum handle, dem Menschen eine Waffe in dem Kampf gegen das Ungeziefer zu schmieden, müsse er den objectiven Standpunkt verlassen und sich auf den subjectiven, anthropocentrischen stellen.

Es ist nun nach dem Verfasser ein trauriger Beweis mangelhafter akademischer Bildung, wenn Theologen und Naturforscher gegeneinander streiten, weil sie jenen Unterschied zwischen objectiv und subjectiv verkennen. Würden sich Naturforscher und Theologen das dargelegte, höchst einfache Verhältniß zwischen der objectiven Forschung und der subjectiven Religion stets vor Augen halten und sich nicht zu einer wenig Ingenium verrathenden Verwechselung von objectiv und subjectiv hinreißen lassen, dann hätten sie ebenso wenig Ursache, miteinander zu zanken, als der wissenschaftliche Astronom und der Kalendermacher, oder als der wissenschaftliche Zoolog und der Docent der landwirthschaftlichen Thierkunde.

Schließlich faßt der Verfasser die Stellung des Darwinianers in folgenden Sätzen zusammen:

Der Darwinianer stellt sich mit Ueberzeugung auf den Boden des Christenthums, an die Seite des praktischen Seelsorgers, und vertheidigt die Grundlagen des Christenthums.

Er kämpft gegen die Unduldsamkeit nach zweierlei Richtungen: er vertheidigt die objective Forschungsmethode des Naturforschers gegen diejenigen Theologen, welche ihn zwingen wollen, nur den subjectiven Standpunkt einzunehmen, und vertheidigt den anthropocentrischen Standpunkt der Religion gegen die unduldsamen Parteien unter den Naturforschern und Philosophen, welche dem Menschen Verzicht auf die Selbstvertheidigung aufnöthigen wollen, indem sie ihm zumuthen, sich auf den objectiven Standpunkt zu stellen.

Weiter kämpft er gegen den Fatalismus, möge er wurzeln, wo er wolle.

Er kämpft gegen jede faule Legalität, welche sich den Forderungen, welche die Gesellschaft an ihre Mitglieder stellt, entzieht und den Menschen zum Parasiten in der Gesellschaft herabwürdigen will.

Er verdammt den Ignorantismus, weil er die Ueberzeugung hat, daß Unwissenheit noch niemals eine Waffe im Kampf ums Dasein war.

Er stemmt sich gegen den Indifferentismus, der eine Gefahr ist für die Gesellschaft; er verlangt von jedermann, daß er sein Wissen und seinen Glauben einige zu einer Ueberzeugung, die für ihn eine nie versagende Waffe im Kampf ums Dasein sei.

Da aber bei den verschiedenen Menschen weder Wissen noch Glauben vollständig gleich beschaffen sein können, so verlangt er auch Freiheit der Ueberzeugung; er haßt auf diesem Gebiet das Faustrecht, den Terrorismus der Ueberzeugung und verweist auf die Gesetze der individuellen Variation.

In einem Anhange sucht Jäger noch mehrere Einwürfe, die gegen seine Vorträge — sein Buch besteht

nämlich aus Vorträgen, die er gehalten — privatim und halb öffentlich gemacht worden, zu widerlegen. Er erwidert seinen Gegnern, welche meinten, seine naturwissenschaftliche Anschauung bringe es nicht mit sich, alle in der christlichen Religion aufgestellten Lehren von Gott anzuerkennen:

> Allerdings nicht. Die Gründe dieser Anerkennung sind auch nicht naturwissenschaftliche, sondern rein menschliche. Neben meiner Eigenschaft als Naturforscher bin ich auch Mensch, Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und als solches verschließe ich mich nicht der Erkenntniß, daß der einzelne Mensch und die menschliche Gesellschaft sittliche und intellectuelle Bedürfnisse hat, denen nach meiner vollsten Ueberzeugung auf keine andere Art Genüge geschehen kann, als durch den Glauben an einen Gott. Ihr, die ihr die Religion für einen überwundenen Standpunkt erklärt, vergeßt, daß ihr Philosophen und Naturforscher nur kraft des Umstandes seid, daß ihr zuerst Menschen geworden, und wenn ihr euch in jene Periode eures Lebens zurückdenken könnt, so werdet ihr finden, daß ihr diese erste Erziehung der Religion verdankt. . . . Eine Moral ohne Religion mag sich als Paradedegen recht gut ausnehmen, aber wenn Noth an Mann geht, und ihr vom Leder ziehen sollt, so zieht ihr eine Pfauenfeder aus der Scheide, ein Ding, das nicht haut und nicht sticht. So probirt's doch einmal, wenn ihr Kinder haben werdet, und sagt ihnen vor, sie sollen brav und tugendhaft sein! Ihr werdet bald sehen, daß das nicht verfängt; aber erzählt ihnen vom lieben Vater im Himmel, der ins Verborgene sieht, vom heiligen Christ, der sie beschenkt, und von den Engeln, die sie beschirmen — dann werdet ihr am leuchtenden Auge bemerken, daß das ins Herz trifft, und daß Religion das einzige Mittel ist, um den Menschen zum Menschen zu erziehen.

Auf den Einwand der Gegner: „Nun, da haben wir's ja, gut für Weiber und Kinder!" erwidert Jäger:

> Wäre das nicht allein genug, um die Religion allen Anfechtungen zu entziehen? Wenn ihr anerkennt, daß Weiber und Kinder sie brauchen, dann müßt ihr selbst sofort Gebrauch von ihr machen, so lange ihr Kinder seid, wenn ihr Weiber und Kinder habt. Mithin kann sie niemand entbehren, der sich nicht zum dürren Zweig am grünenden Baum der Menschheit verdammen will.

Aus allem Angeführten ist zu ersehen, daß, was Jäger anstrebt, nicht eigentlich eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft ihrem Inhalt nach ist, sondern eine Versöhnung zwischen Gläubigen und wissenschaftlichen Forschern. Jäger sieht sehr wohl ein, daß der objective, heliocentrische Standpunkt der Naturwissenschaft und der subjective, egocentrische des religiösen Glaubens einander widerstreiten, daß ebenso die naturwissenschaftliche Lehre von der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit der Natur und der religiöse Wunderglaube einander widerstreiten. Es kommt ihm daher auch nicht in den Sinn, beide ihrem Inhalt nach vereinigen und versöhnen zu wollen. Aber die Unvereinbarkeit des subjectiven Inhalts des Glaubens mit dem objectiven der Wissenschaft ist nach ihm noch kein Grund, den Glauben zu verwerfen, anzufeinden und zu vernichten. Denn es können nicht alle Menschen auf dem Standpunkt der Wissenschaft stehen, können nicht alle des Glaubens entbehren. Dieser sei vielmehr ein wichtiges Erziehungsmittel für einen großen Theil der Menschheit.

Mit dieser pädagogischen Auffassung der Religion können wir uns im allgemeinen einverstanden erklären. Auch Lessing hat ja in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" die Religion ähnlich aufgefaßt. Aber aus dieser Auffassung folgt auch erstens, daß das Erziehungsmittel von allem gereinigt werden muß, was dem Zweck, für den es die Menschen erziehen und bilden will, hinderlich ist, daß also alle jene Dogmen der Religion, die für den Einzelnen, sowie für die menschliche Gesellschaft entschieden nachtheilige, dem physischen und moralischen Wohl entgegenwirkende Folgen haben, aus dem religiösen Bekenntniß ausgemerzt werden müssen. Schonung gegen diese Dogmen wäre nicht blos unwissenschaftlich, sondern unsittlich. Ein die menschliche Entwickelung hemmender Offenbarungs- und Inspirationsglaube, ein die menschliche Selbstthätigkeit und Selbsthülfe lähmender Wunderglaube, ein vom Diesseits und seinen Interessen völlig abziehender, auf das Jenseits verweisender und vertröstender Unsterblichkeitsglaube streifen an jene ebenerwähnte Grenze.

Nur diejenigen Dogmen sind zu schonen, die in ihrem mythischen Gewande heilsame Wahrheit enthalten.

Zweitens folgt aber auch, daß das religiöse Erziehungsmittel nicht länger festgehalten werden darf, als bis der Zögling fähig ist, die ihm in mythischem Gewande mitgetheilten Wahrheiten rein, in Form vernünftiger Gedanken zu fassen und zu beherzigen. Ich erinnere nur an folgende Aussprüche Lessing's:

> Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden, und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen . . . Jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. . . . Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll.

Diese Sätze aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" sollten sich stets diejenigen gegenwärtig halten, welche bestrebt sind, zwischen Glauben und Wissenschaft Frieden zu stiften.

Julius Frauenstädt.

Vom Büchertisch.

1. Deutschland. Eine periodische Schrift zur Beleuchtung deutschen Lebens in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft, Weltgeschichte und Zukunft. Im Vereine mit mehrern herausgegeben von W. Hoffmann. Erster Jahrgang. 1870. Erster Band. Berlin, Stilke und van Muyden. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Den Reigen der hier zu besprechenden Werke eröffnet ein neues Unternehmen, das sich in zwanglosen Bänden das Ziel einer Revue der verschiedenen Gebiete des Culturlebens zu stecken scheint. Zu unserer nicht geringen Verwunderung beweist der als theologische Capacität bekannte Herausgeber in dem einleitenden Wort „Deutschland" eine so überraschend eingehende und übersichtliche Kenntniß der Physiologie deutschen Landes und Lebens, eine so gründliche Würdigung geschichtlicher Processe, daß wir ihm zu dieser Vielseitigkeit nur gratuliren können. Im übrigen läßt das Unternehmen die orthodoxe Richtung seines Herausgebers viel weniger hervortreten, als zu erwarten war. Während Hoffmann fast nirgends den thatsächlichen Boden der Geschichte, deren Kenner er ist, verläßt, leistet ein anderer Mitarbeiter, von Bethmann-Hollweg (der frühere Cultusminister?), in seinem Aufsatz: „Idealismus und Realismus in Staat und Kirche", in der kirchlichen Polemik bedeutend mehr. Die Thatsachen spielen in jenem Artikel eine sehr secundäre, die subjectiven Anschauungen eine sehr große Rolle. Einen Ausspruch wie den folgenden würde ein verständnißreicher Historiker, würde selbst der strengkirchliche Hochtory Hoffmann nicht thun: „Es fehlt nur, daß auch des Engländers Buckle Leugnung des freien Willens in der Geschichte und ihre statistische Zurückführung auf Naturgesetze bei uns importirt und zur Herrschaft gebracht würde, um unter dem Trugbild falscher Civilisation alle Grundlagen echter Culturentwickelung zu zerstören." Das klingt denn doch wie ohnmächtiger Zorn gegen eine mächtige Theorie neuerer Geschichtsforschung, wenn Bethmann-Hollweg, der übrigens biblische Citate alle Augenblicke in den Mund nimmt, sich so ausdrückt. Einen viel erfreulichern Eindruck macht Roscher's Untersuchung „Ueber die Anfänge des Zollvereins", eine, wie von dem berühmten Verfasser zu erwarten war, höchst gründliche instructive Arbeit. Roscher stellt den badischen Staatsmann Nebenius in dem mit reichem Material gearbeiteten Aufsatz geradezu als eigentlichen Urheber des Zollvereins hin. Die „Ursachen der gegenwärtigen Misstimmung wider die Kirche" werden von dem Herausgeber einer eingehenden Prüfung unterworfen, die durchaus nicht blind gegen das richtige Verhältniß von Ursache und Wirkung ist und sich berechtigten Forderungen der Gegenpartei nicht verschließt. Auf ein anderes, auf das ästhetische Gebiet leitet der Essay: „Goethe und die deutschen Frauen von einer deutschen Frau", der sachgemäß und mit einer gewissen Behaglichkeit an psychologischer Motivirung geschrieben ist. Ein Seitenstück zu den hyperorthodoxen Expectorationen Bethmann-Hollweg's bildet der „apologetische Versuch" A. F. Fürer's über „Naturwissenschaft und heilige Schrift". Wie jede Apologie immer eine Polemik in sich schließt, so ist es hier natürlich der „Fortschritt", speciell der der exacten Wissenschaften, der gegenüber dem Autoritätsglauben derbe Hiebe ausgetheilt erhält; wenn diese Hiebe nicht so ziellos wären und die Ansichten des Verfassers ein Quentchen weniger confus wären, würde das oft Richtige in diesem Versuch weniger unter dem Wust theologischer Vorurtheile der buchstabengläubigen Art begraben werden. Selbst auf die Gefahr hin, für einen der „ungeschneuzteu Jungen" gehalten zu werden, auf die Fürer so schlecht zu sprechen ist, müssen wir ihm feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln, indem wir ihm wünschen, seine Predigt über den Text des wissenschaftlichen Unglaubens möge nie in die Hände eines naturwissenschaftlichen Fachjournals kommen: sie würde unbarmherzig von dem kritischen Mühlrade zerstampft werden. Die „Deutschen Briefe" von Germanus Sincerus sind mit ihrer nationalen Tendenz doch viel erquicklicher als der Leichtsinn zu lesen, mit dem der Autor des „apologetischen Versuchs" die Tinte und das sehr schöne Druckpapier verschwendet hat.

2. Die Schule der Hierarchie und des Absolutismus in Preußen. Eine Vertheidigung des Freimaurerbundes wider die Angriffe der „höchstleuchtenden" Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Von J. G. Findel. Leipzig, Findel. 1870. Gr. 8. 9 Ngr.

Germanus Sincerus muß wol unrecht haben, wenn er für Preußen und sein Herrschergeschlecht sich so eingenommen zeigt. Nach Findel scheint es mit der Freimaurerei und Freigeisterei in Preußen doch ziemlich schlecht auszusehen. Kaum hat sich die Erde über Hengstenberg geschlossen, und der protestantische Papst von Preußen muß sich schon von einem Theile der Freimaurer sehr starke Dinge sagen lassen. Mit der freimaurerischen Literatur, zu der Findel sehr Vieles und Tüchtiges beigetragen hat, ist es ein eigen Ding. Ihre Besprechung entzieht sich den Grenzen der Journale, da die Freimaurerei in ihrer Abgeschlossenheit unter den nicht freimaurerischen Recensenten unmöglich auf Sachverständniß und Unparteilichkeit rechnen kann. Eine Sache, die sich dem Zeitalter zum Trotz noch immer in die Geheimnißthuerei des Zeitalters der Aufklärung hüllt, gehört nicht vor das Forum einer Zeit, die ihre Aufklärung nicht in mystischen Formen, sondern in freier Debatte zeitgemäßer Fragen sucht, die ihre humanitären Zwecke nicht durch Geheimbünde, sondern durch thatkräftige Unterstützung der Oeffentlichkeit gefördert sehen will.

3. Charakteristiken und Kritiken, betreffend die wissenschaftlichen, religiösen und socialen Denkarten, Systeme, Projecte und Zustände der neuesten Zeit. Nebst positiven Erörterungen und Nachweisen von G. F. Daumer. Hannover, Rümpler. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Der alte rüstige Federkämpe regt sich wieder, diesmal um eine Polemik gegen die Auswüchse des Materialismus loszulassen, die indeß nirgends persönlich wird und meist zu motiviren versteht. Die Partei der Gegner des Materialismus wird auch unter den Nichttheologen von Tag zu Tage größer, und auch die große Menge betet nicht mehr so unbedingt den Aussprüchen der Führer nach. Besonders erhält Büchner arge Hiebe von dem, freilich einer Hinneigung zum Mystischen im Menschen-

leben ergebenen Verfasser vorliegender „Charakteristiken und Kritiken". Die materialistisch-darwinistische Weltanschauung wird mit Beziehung auf Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte" einer wenig stichhaltigen kritischen Prüfung unterworfen. Desgleichen wird Buisson's „Freies Christenthum" und seine „Kirche der Zukunft" zum Gegenstand einer Correspondenz mit einer Dame. Diese Dame muß indessen in unserer Literatur nicht sehr bewandert sein, da Daumer ihr Heine's Gedicht „Frieden" (aus den „Nordseebildern") als etwas ganz Neues präsentirt. Ein Lieblingsthema des Autors, „Ansichten über Seele, Geist und Schicksal des Menschen nach dem Tode", findet zu unserer Verwunderung auf nur sechs Seiten seine Erläuterung. Mehr sachlicher und eingehender Natur sind die kleinen, „Die Wunder der Natur" betitelten Aufsätze, die sich besonders mit interessanten Regenerationserörterungen bei Thieren befassen. Was die junge Generation Europas und Amerikas betrifft, über die Daumer viel zu schwarz sieht, so würde die Statistik dem beliebten Zeter Mordio, das man über die Entartung der heutigen Jugend anzustimmen geneigt ist, bei genauerer Zuziehung energischen Einhalt gebieten.

Feuilleton.

Notizen.

Die Säcularfeier Hegel's, welche am 27. August dieses Jahres stattfinden sollte, ist infolge des großen deutsch-französischen Kriegs vertagt worden. Einen Philosophen zu feiern, der seit längerer Zeit nicht mehr wie früher im Mittelpunkte der geistigen Bewegung steht, sondern von den verschiedensten Fahnenträgern derselben beiseitegeschoben wird, erlaubt eine kriegerisch bewegte Zeit nicht, deren Theilnahme ausschließlich von dem nationalen Kampf in Anspruch genommen wird. Gleichwol ist die Philosophie Hegel's keine Friedensphilosophie, deren Feier in einer Kriegsepoche als ein Anachronismus erscheinen müßte. Gegenüber der Kant'schen Lehre des „ewigen Friedens", welche den Träumen der Dichter ebenso wie dem Zeitalter Rousseau's Rechnung trägt und den Gewaltigen der Erde ein Schiedsgericht von Philosophen zur Lösung ihrer Streitfragen als eine Art höherer Austrägalinstanz zur Seite stellen wollte, tritt Hegel in seiner „Rechtsphilosophie" mit einer begeisterten Verherrlichung des Kriegs auf, welcher gewissermaßen als ein über die Erde brausender Sturm des allgemeinen Geistes erscheint, indem er dem Einzelnen und Zufälligen das ihm gebührende Recht, das Recht der Vernichtung, zutheil werden läßt. Man lese diese Paragraphen, die in einem schwunghaft großartigen, fast apokalyptischen Stil abgefaßt sind, man wird sich überzeugen, daß Hegel, der ja die Vernünftigkeit des Wirklichen beweisen wollte, mehr ein philosophischer Feldprediger als Friedensprediger gewesen ist. Hoffentlich wird die Hegel-Feier nicht ins Unbestimmte hinausgeschoben. Das deutsche Volk vertheidigt jetzt mehr als seine Grenzen, es vertheidigt sein geistiges Nationaleigenthum gegen die Fremdlinge, welche ihm gegenüber wie gegenüber den Mexicanern und Chinesen die Keckheit haben, das Banner der „Civilisation" zu entfalten. Zu diesem Nationaleigenthum gehört vor allem der geistige Schatz, den unsere Denker ihrem Volke gesammelt, und unter diesen steht Hegel in erster Linie.

Von Georg Weber's „Allgemeiner Weltgeschichte" (Leipzig, Engelmann) liegt die zweite Hälfte des achten Bandes vor, welche den vierten Theil der „Geschichte des Mittelalters" bildet. „Der Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontificats und die Herausbildung ständischer Verfassungen" (zweite Abtheilung), und der Sieg des monarchischen Princips über den Feudalismus sowie der Ausgang des Mittelalters bilden die beiden Hauptabschnitte des Halbbandes.

Bibliographie.

Altwasser, T., Gedichte. Breslau, Trewendt. 16. 25 Ngr.

Anna. Züge aus dem Lebensbilde einer christlichen Pfarrfrau. Berlin, Beck. 8. 5 Ngr.

Aschbach, J., Die Anicier und die römische Dichterin Proba. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Baltzer, E., Zur Selbstkritik. Vortrag. Nordhausen, Förstemann. 8. 2 Ngr.

Bernhardi, W., Berlin arm und reich. Romantisches Lebensbild. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Bis ins dritte und vierte Glied. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Bernhardi, W., Finette oder: die Perle des Ballets. Ein Sittengemälde der Gegenwart. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Bertalan, C. J. v., Das Provinz-Theater. Skizzen über die kleineren (halbjährigen) Bühnen in Oesterreich. Klagenfurt, Bertschinger. Br. 8. 8 Ngr.

Boemer, E., Die provenzalische Poesie der Gegenwart. Halle, Barthel. 8. 12 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 9ter Bd.: Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von K. Bartsch. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Decke, W., Die deutschen Verwandtschaftsnamen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung nebst vergleichenden Anmerkungen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dreves, L., Gedichte. 3te Aufl. Halle, Barthel. 16. 1 Thlr.

Ewald, H., Die drei Uebel in Europa. Leipzig, Roßberg. 1869. 8. 5 Ngr.

— — Neue Worte an die Preußen. Mit einem Anhang: Aus dem norddeutschen Reichstage. Leipzig, Roßberg. 8. 5 Ngr.

Förster, E., Geschichte der italienischen Kunst. 2ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Geldern, W. v., Vogtland unter den Vögten. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Bruno von Geldern-Crispendorf. 1ste und 2te Lief. Greiz, Henning. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Gschwind, P., Theologische Studien und Kritiken. Ein Beitrag zur kirchlichen Tagesgeschichte. Bern, Wyss. Br. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Haan, W., Sächsisches Schriftsteller-Lexikon. Ein Verzeichniss der von den jetzt lebenden Universitäts-Professoren (theologischer und philosophischer Facultät), Geistlichen, Gymnasial-Professoren, Seminar-, Real-, höheren und Volksschullehrern aller Confessionen des Königreichs Sachsen herausgegebenen Druckschriften nach alphabetischer Ordnung ihrer Verfasser und unter Voranstellung eines kurzen Lebenslaufs derselben, sowie Anfügung eines die Schriften systematisch ordnenden Anhanges. 1ste Lief. Leipzig, Serbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hagen, F. W., Studien auf dem Gebiete der aerztlichen Seelenkunde. Gemeinfassliche Vorträge. Erlangen, Besold. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahn, R. E., Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt. Nach der Natur gezeichnet. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Heije, J. P., Unsterblichkeit. Eine symphonische Dichtung. Der holländische Text, mit deutscher Uebersetzung von W. Berg. Berlin, Behr. 8. 5 Ngr.

Krones, F., Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rakoczi's II. Historische Studie nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1ste Abth. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 18 Ngr.

Krüger, W., Die confessionslose Schule. Ein Wort zur Verständigung mit Verständigen. Barmen, Langewiesche. 8. 10 Ngr.

Kübel, F. E., Die sociale und volkswirthschaftliche Gesetzgebung des Alten Testaments unter Berücksichtigung moderner Anschauungen dargestellt. Wiesbaden, Niedner. 8. 16 Ngr.

Lambert, E., Die Rathsgesetzgebung der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen im 14. Jahrhundert nach den Quellen des Stadtarchivs mit einer Einleitung in die Geschichte der Stadt Mühlhausen herausgegeben. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lender, C., Leben und Wirken Ludwig Böhm's, weil. Geh. Med.-R. und Prof. in Berlin. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 20 Ngr.

Löbker, G., Wanderungen durch Westfalen. 2tes Bdchn. — A. u. d. T.: Wanderungen durch das Süderland. Münster, Regensberg. 8. 10 Ngr.

Luthers Philosophie von Theophilos. 1ster Thl. Die Logik. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Miklosich, F. v., Beiträge zur Kenntniss der slavischen Volkspoesie. I. Die Volksepik der Kroaten. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr.

Mook, F., Die incriminirten Predigten. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. Gr. 8. 12½ Ngr.

Müller, J., Vermischte Gedichte. Leipzig, Leiner. 16. 1 Thlr.

Overbeck, J. J., Die providentielle Stellung des orthodoxen Russland und sein Beruf zur Wiederherstellung der rechtgläubigen katholischen Kirche des Abendlandes. Autorisirte russische Uebersetzung von W. Ladinsky. Leipzig, Kasprowicz. 8. 15 Ngr.

Petsch, W., Der Tag von Lüneburg. Eine Erzählung. Harburg, Elkan. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Begründet von **Franz Pfeiffer.**
8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neunter Band.

Wolfram's von Eschenbach Parzival und **Titurel.**
Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Diese Ausgabe des ganzen *Parzival* ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniss heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von Wolfram's *Titurel* in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I. — VIII. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.
VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriß der hebräischen Grammatik.

Von Gustav Bickell.

Erste Abtheilung: Sprach- und Schriftgeschichte; Lautlehre. 7½ Ngr.
Zweite Abtheilung: Stamm- und Wortbildungslehre; Syntax. 10 Ngr.

Der Verfasser, Professor der orientalischen Philologie zu Münster, beabsichtigt mit dieser Grammatik hauptsächlich zur Verbreitung der historisch-comparativen Methode im hebräischen Sprachunterricht sowie zu einer rationellen Begründung der hebräischen Sprachformen beizutragen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von
Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, hat in den religiösen Gedankenreihen dieses Buchs — das sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat — mit tiefer Einsicht auf den Dualismus zwischen der Geistesfreiheit des Evangeliums und der Unfreiheit des kirchlichen Standpunkts hingewiesen und die Ideale ewiger Wahrheit, Schönheit und Liebe mit durchsichtiger Klarheit beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die biblische Geschichte

in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte.

Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend.

Von
Bernhard Bähring,
evang.-prot. Pfarrer.

Erste Abtheilung: **Das Alte Testament.**
Zweite Abtheilung: **Das Neue Testament.**
8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

Bähring's „Biblische Geschichte“, mit umsichtiger Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen und unter Zugrundelegung von Bunsen's Bibelwerk bearbeitet, ist zum Gebrauch in Schullehrerseminarien, Lateinschulen, Gewerbschulen, höhern Privatinstituten und Töchterschulen bestimmt, empfiehlt sich aber auch zu gemeinsamer Lektüre in gebildeten Familien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dictionnaire Trésor	Praktisches Wörterbuch
français-allemand et allemand-français.	der französischen und deutschen Sprache.

Von **Jakob Heinrich Kaltschmidt.**

Zweite Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.
Französisch-Deutscher Theil. 24 Ngr.
Deutsch-Französischer Theil. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kaltschmidt's Praktisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch (früher Verlag von Georg Wigand in Leipzig) zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es neben den für die Lektüre und Conversation nöthigen Wörtern auch die technischen Ausdrücke, welche in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben vorkommen, in großer Vollständigkeit enthält. Der Preis ist außerordentlich billig gestellt und jeder Theil auch einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von Dr. **Julius Bahnsen.**

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch wichtigen Werke die Erforschung des menschlichen Charakters als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Verfasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt überall zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung, weshalb das Werk die Theilnahme der Pädagogen, der Criminalisten und Seelenärzte, der Ethiker und Philosophen, sowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 18. August 1870.

Ein chinesischer Classiker.

Lao-tse Táo-tĕ-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plaenckner. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 2 Thlr.

Ein uraltes Heiligthum des fernsten Orients öffnet seine Pforten und ruft den erstaunten Occidentalen zu: Tretet ein, auch hier sind Götter! Nicht das Heiligthum eines zornigen, eifrigen, blutdürstigen Gottes, von Priesterherrschsucht zur Erweiterung ihrer Kastenmacht durch Volkseinschüchterung gemisbraucht, nein, ein Heiligthum des ewigen namenlosen Gottes, den alle meinen und den keiner zu nennen vermag, das friedliche Asyl einer stillen Gemeinde, ein Tempel schönster und reinster Humanität, nur so weit angehaucht von dem contemplativen Quietismus des Orients, um den ruhigen Hafen darin zu finden, in welchen der vom Wogendrang der Leidenschaften und Tagesinteressen ermüdete Mensch sich flüchten kann. Bekannt ist der beruhigende Einfluß, den Goethe von Spinoza's „Ethik" verspürte; auch hier haben wir ein Werk, das sich Ethik nennt, und doch in seinem ersten Theil, wie die Ethik Spinoza's, wesentlich Metaphysik ist; auch hier einen strengen Pantheismus des Einen, Absoluten (Táo), aber welch ein Unterschied bei aller Aehnlichkeit! Wenn Spinoza ein hartgemeißeltes, starres Medusenhaupt, das uns versteinernd anblickt, so erscheint Lao-tse wie ein uraltes Frescobild mit halbverwaschenen Contouren, aber ein Bild von bezaubernder Schönheit und Weichheit, an dessen herzgewinnender Lieblichkeit und Milde man sich nicht satt sehen kann.

Wenn die Entschiedenheit des monistischen Pantheismus nur mit Spinoza zu vergleichen ist, so steht in seinem absoluten Idealismus Lao-tse unmittelbar an Plato's Seite, erinnert aber oft in überraschendster Weise an Hegel, namentlich an dessen Religionsphilosophie. Aber alle diese Vergleiche betreffen nur den metaphysischen Standpunkt; hinsichtlich der eigentlichen Ethik kenne ich nur zwei Schriften, die ihm ähnlich sind: das Johannes-Evangelium und Fichte's „Anweisung zum seligen Leben" (welche letztere selbst als eine Combination von Spinozismus und Johannes-Evangelium betrachtet werden muß). Hier ist der Punkt, wo ein gewisser Mysticismus zum Vorschein kommt; aber er zeigt sich in seiner anspruchslosesten Gestalt und geht durchaus nicht weiter, als bis zu dem Maß, in welchem er für die Ermöglichung einer innerlichen Religiosität Bedingung ist.

Die Sprache des chinesischen Originals ist durchweg von epigrammatischer Prägnanz; Bilder sind sparsam gebraucht, aber sie treffen stets den Nagel auf den Kopf, wenn uns auch die Vergleichungsgegenstände mitunter fremdartig anmuthen. Eine besondere poetische Gewalt entfaltet sich in den Bildern nirgends (wie dies z. B. im Alten Testament der Fall ist), sie dienen vielmehr immer nur zur Veranschaulichung der abstracten Wahrheiten, wie in einem modernen wissenschaftlichen Werke. So verbindet sich mystische Innerlichkeit mit klarer Nüchternheit des Gedankens und anschaulicher Darstellung. Das Ganze baut sich als ein architektonisches Kunstwerk vor den Augen des staunenden Lesers auf. Die kurzen Kapitel (wir würden eher Paragraphen sagen) sind in trefflicher Gedankenverbindung untereinander, und scheinbares Abschweifen und Wiederzurückkommen auf den Gegenstand in spätern Kapiteln ist offenbar berechnete Absicht, um den Leser allmählich in den Gegenstand einzuführen und nicht durch längeres Verweilen bei schwierigen Abstractionen zu ermüden.

Der Parallelismus der Glieder, der in der hebräischen Poesie eine so wichtige Rolle spielt, wird auch hier sehr viel benutzt, aber doch in einer Weise, welche eine bloße Wiederholung desselben Gedankens in anderm Gewande ausschließt und dafür mehr eine antithetische Gruppirung setzt. Der Klimax findet häufige und sehr wirksame Anwendung, öfters auch der Antiklimax. Jeder Satz kann für eine Verszeile gelten, da die Länge der Sätze nur in ziemlich engen Grenzen differirt. Fast jeder Satz ist zweitheilig gebaut, sodaß die Sonderung dieser Theile der

Cäsur entspricht. Nicht selten finden sich absichtliche Endreime. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Worte nach Rücksichten des Wohlklangs und eines erhabenen Stils gefügt sind, und es bestätigt sich hiermit das allgemeine Gesetz, daß die primitive Literatur aller Völker in poetischer Form verfaßt ist.

Die vorliegende Uebersetzung enthält etwa dreimal so viel Worte als das Original, wobei noch zu berücksichtigen, daß die chinesischen Worte fast alle einsilbig sind. Hiernach würde das chinesische Original in lateinischen Buchstaben ohne Verseintheilung gedruckt etwa 10—15 Seiten einnehmen.

Die vorliegende Uebersetzung ist als die erste zu betrachten, welche einen annähernden Einblick in den Inhalt des Originals gewährt; denn die französische von Stanislaus Julien ist völlig unbrauchbar, die von Abel Rémusat besteht nur in vereinzelten Bruchstücken. Die Wissenschaft Europas hat die Leistung des deutschen Uebersetzers als eine epochemachende That dankbar und freudig zu begrüßen, da sie die bisherigen Anschauungen über den Geist des chinesischen Volks entschieden modificirt. Wenn die Besorgniß des Herausgebers auch unbegründet erscheinen muß, daß er mit seinem Wagniß dem auf China in den Augen der ungebildeten Masse haftenden Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen könne, so wird es doch nicht leicht einen unvorbereiteten Leser geben, der nicht von dem Inhalt des Buchs auf das höchste überrascht würde.

Wir sind nur zu schnell bei der Hand, die facies hippocratica, die kindische Greisenhaftigkeit, welche uns die gegenwärtige chinesische Welt zeigt, als einen dauernden Zubehör des chinesischen Stammtypus statt als das Product einer seit Jahrtausenden stagnirenden und bis zum Ueberdruß ausgelebten Cultur zu betrachten. Dieses Buch aber lehrt uns, welch ein sprudelnder Quell frischesten Geistes vor dritthalbtausend Jahren aus dem Genius dieses Volks entsprang; es lehrt uns, daß eine Nation, die ein solches Genie aus dem Schose ihres eigensten Lebens erzeugt, ihren Anlagen nach den indogermanischen Nationen wesentlich ebenbürtig ist, und daß sie zu der Zeit, als Lao-tse und Kong-fu-tse lebten, sich in einer Periode des hoffnungsvollsten Aufschwungs befunden haben muß; es lehrt uns aber auch, daß schon damals diejenigen Züge des Volksgeistes in bedrohlicher Weise zum Vorschein kamen, deren Ueberwuchern im Lauf der Zeit den Stillstand des Culturfortschritts und den theilweisen Rückgang bedingte: die Indolenz, die Gleichgültigkeit gegen das Metaphysische, Uebersinnliche und die idealen Güter des Lebens, und der praktische Materialismus bei corrumpirten Regierungszuständen. Lao-tse erkennt und zeichnet auf das schärfste die Grundübel seines Volks:

Kap. 80. Die kleinen Leute im Reiche sind aber leider nur zu roh, zu ungebildet... Und wenn die Wissenschaft umkehrte, wenn man zurückginge zum Kerbholz und zu den Knötchen im Faden, so wäre ihm das eben recht, es würde auch damit auskommen. Wenn nur den Leuten ihr Essen und Trinken schmeckt, wenn sie etwas Hübsches anzuziehen, wenn sie eine hübsche Häuslichkeit haben. Kurz, das Volk hat nur Freude am Materiellen, es ergötzt sich nur am Alltäglichen, es kennt nur das Gewöhnliche, Gemeine.

Die Indolenz ist so groß, daß sich kaum die Nachbarn umeinander kümmern, ja sogar, daß das Volk sich aus dem Tode nichts macht, „weil es die einzigen Genüsse, die es kennt, die sinnlichen, selten — oder fast nie erreichen und befriedigen kann" (Kap. 75). „Das Volk freilich bekümmert sich wenig um das Heilige und Geweihte, ihm sind die Großen der Erde das Erhabenste, was es kennt" (Kap. 72); es haftet blind an dem äußerlichen Ceremoniell, und seine Sorgen erstrecken sich nicht über die irdische Nothdurft hinaus. „Denn das Volk im allgemeinen ist ja doch moralisch blind, unselbständig und verworren in seinen Begriffen. Ja, so ist es heutzutage, so war es seit Menschengedenken" (Kap. 58), so wird es immer sein. Bei dieser Unmündigkeit des Volks kommt alles darauf an, wie es regiert wird; eine unredliche Regierung muß nothwendig auch die guten Unterthanen zur List und kriechenden Schmeichelei verführen. „Weil die hohen Beamten üppig leben wollen, so wird das Volk durch ungeheuere Steuern und Abgaben gedrückt, und deshalb muß es hungern" (Kap. 75). Die ausschließliche Sorge für das irdische Wohlergehen führt „zu Ränken, List und Betrug, Raub und Diebstahl einerseits, andererseits zum Großthun, zur Prahlerei und Anmaßung" (Kap. 53) und zur Volksbedrückung; obenein ist „das Aufhäufen irdischer Güter ein nur allzu vergänglicher Gewinn" (Kap. 44).

Die Hochgestellten aber finden es für ihre Ausbeutungszwecke bequem, das Volk in seiner Unwissenheit und seinem Materialismus zu bestärken. „Denn ein Volk, das zu viel wisse, sei schwierig zu regieren; wolle man daher durch Intelligenz den Staat regieren, so verursache man nur Schaden und Nachtheil und begünstige Mord und Diebstahl" (Kap. 65). Diese weisen Regenten meinen: „man müsse das Gemüth und den Geist des Menschen leer lassen, dafür aber seinen Bauch füllen, man müsse ihm mehr die Knochen als die Willenskraft stärken, man müsse immer dahin streben, daß das Volk in seiner Unwissenheit bleibe, denn dann begehre es auch nicht so viel" (Kap. 3). Auf diese volkswirthschaftliche Weisheit aber thun sie sich etwas Besonderes zugute, als wäre es reine Humanität. Darum ruft Lao-tse ihnen zu:

Kap. 19. Reißt euch los von dieser hohen Weisheit, entsagt euerer gewaltigen Klugheit, und das Volk wird hundertmal glücklicher sein. Reißt euch los von euern Humanitätsprincipien, entsagt euern sogenannten Bildungsrücksichten, und das Volk wird zurückkehren zur Pietät und Liebe. Reißt euch los von diesem blos auf Erwerb gegründeten Schaffen, entsagt euerm Eigennutze, und die Diebe und Räuber werden schwinden.

Kann man es dem idealistischen Weisen zum Vorwurf machen, daß er in seinem Kampfe für die vernachlässigten idealen Güter gegen die Exclusivität materieller Bestrebungen etwas zu weit ging, daß er die hohe Berechtigung der volkswirthschaftlichen Bestrebungen als einer unentbehrlichen Grundlage des höhern geistigen Volkslebens verkannte, wenn die Gründer des Christenthums, wenn selbst noch im vorigen Jahrhundert ein Rousseau und Helvetius sich desselben Fehlers in noch weit höherm Grade schuldig machten?

Wenn die Lehre des Lao-tse sich als ein contemplativmystischer Idealismus darstellt, so darf man nicht vergessen, daß sie nur die Eine Seite des chinesischen Geistes ihrer Zeit repräsentirt, daß der letztere nur dann ganz gewürdigt wird, wenn man den jüngern Zeitgenossen des Lao-tse, den Kong-fu-tse (Confucius), als dessen polare

Ergänzung mit ihm zusammenfaßt. Sind wir auch über die Lehren des Kong-fu-tse bisher besser unterrichtet gewesen als über die des Lao-tse, so wird doch auch bei diesem eine gerechte Würdigung erst dann möglich sein, wenn eine gute Uebersetzung der Originalwerke vorliegt. So viel kann man schon jetzt sagen, daß Kong-fu-tse der Nüchternere, Rationalistischere, Realistischere und Praktischere von beiden ist und deshalb auch dem spätern Chinesenthum verständlicher gewesen und näher gelegen hat, als der mehr mystische, idealistische und theoretisch-contemplative Lao-tse. Das Verhältniß ist ein ähnliches wie zwischen Aristoteles und Plato oder Paulus und Johannes. Der contemplativ-mystische Idealismus muß sich immer und überall mit einer kleinen und stillen Gemeinde begnügen, während sein Nebenbuhler die officielle Herrschaft behauptet. Bei Lao-tse ist aber diese Zurückdrängung in China so weit gegangen, daß seine Anhänger ihn später nur durch eine unbedeutende Annäherung an den importirten Buddhismus halten zu können glaubten, wodurch das Verständniß der Eigenthümlichkeit des Lao-tse vollständig verloren ging. Hieraus erklärt es sich, daß die (übrigens auch selten untereinander übereinstimmenden) chinesischen Commentatoren nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen sind, eine Vorsicht, an welcher es Julien, der französische Uebersetzer, gänzlich hat fehlen lassen.

Da ich vom Chinesischen nichts verstehe, so steht es mir nicht zu, über den philologischen Werth der vorliegenden Uebersetzung ein Urtheil zu fällen, das sich doch nur auf dasjenige stützen könnte, welches der Uebersetzer selbst in seinem Commentar über den genauen Wortsinn verräth, und wo es denn allerdings manchmal scheinen will, als wäre ohne Noth eine längere Umschreibung statt der präcisern wörtlichen Uebersetzung gewählt. Julien deutet eine nicht vorhandene Uebereinstimmung mit dem Buddhismus hinein. R. von Plaenckner sagt S. 219: „Abel Rémusat träumte den Gedanken nur, weil er mit der vorgefaßten Meinung an das Buch herantrat, er müsse darin überall Analogien mit griechischen u. s. w. Philosophen finden. Mein Traum ist der geworden, daß ungemein viel christliche Ideen in dem «Táo-te-king» sind." Hält man dieses Bekenntniß mit folgender Stelle zusammen (S. 147): „Ich hätte es nicht über mich vermocht, Ansichten niederzuschreiben, oder auch nur andern nachzuschreiben, die so schnurstracks den meinen ... zuwider sind" — dann scheint allerdings die Besorgniß nicht unbegründet, daß der Uebersetzer es nicht über sich vermocht hat, Stellen treu wiederzugeben, welche den Grundlehren des Christenthums schnurstracks zuwider sind. In einem Falle bin ich im Stande, dies nachzuweisen. Das Absolute (Táo) des Lao-tse ist ein unpersönliches Wesen, wie aus allem Folgenden hervorgehen wird. Nun heißt es aber in Kap. 25: „Denn der Mensch stammt von der Erde, die Erde stammt vom Himmel, der Himmel stammt vom Táo." Hieraus schließt der Commentator, daß das Táo persönlich sei, weil der Mensch von ihm abstamme oder, nach alttestamentlicher Redeweise, „ihm zum Bilde geschaffen" sei. Dann müßten doch auch Erde und Himmel persönlich sein, wenn überhaupt dieser Schluß zulässig wäre! Das Táo soll ferner Schöpfer sein. Soviel ich gesehen habe, sind es nur zwei wiederkehrende Worte, die Plaenckner durch Schöpfer übersetzt; das eine derselben bedeutet „Wurzel", das andere „die Mutter, die die Welt geboren". Diese Mutter kann nicht deutlicher, als es im Kap. 52 geschieht, als die „Mutter Natur", als die natura naturans des Spinoza im Gegensatz zur natura naturata gekennzeichnet werden. Es ist der ewige Mutterschos des Werdens, die Wurzel des Daseins. Aber der Uebersetzer hatte eine so innige Freude wegen der vermutheten Uebereinstimmung mit mosaischen Lehren, daß er sein klares Urtheil beirren ließ. Lao-tse wäre erheblich in seiner Achtung gesunken, wenn er es sich hätte versagen müssen, den persönlichen allliebenden Schöpfer in dessen Lehre hineinzuinterpretiren. Wenn er auf S. 100 sagt, daß Lao-tse im Kap. 21 den Pantheismus negire, so wird diese Bemerkung unverständlich bleiben, bis er hinzufügt, was er unter Pantheismus verstehe.

Nach dieser Probe darf man mit Recht einiges Mistrauen in die auf die Unsterblichkeit bezüglichen Stellen setzen. Um es kurz zu sagen, so scheint mir das Wort „Unsterblichkeit" den Sinn des Originals zu entstellen, da Lao-tse die Erlangung des Ewigen (Lebens) nur als eine Theilnahme des (sich seiner Wesenheit und Identität mit dem Táo inne gewordenen) Ich an der Ewigkeit des Táo auffaßt, nirgends aber den die Frage verwirrenden Zeitbegriff hineinbringt, nirgends von einer Unsterblichkeit als zeitlicher Fortdauer spricht.

Unter „Fortdauer" versteht Lao-tse vielmehr etwas dem Begriff der Unsterblichkeit geradezu Entgegengesetztes, nämlich „den Kreislauf des Lebens". Er sagt Kap. 16:

> Um den Begriff des höchsten Geistigen zu erfassen, um zu ihm zu gelangen, müssen wir mit der größten geistigen Ruhe und Klarheit beobachten, wie alle Wesen entstehen, wachsen, blühen, aber auch wie sie wieder zurückkehren in den Schos der Natur. Wir müssen eingedenk sein, daß von allen den lebenden Wesen jedes wieder zu seinem Ursprung zurückkehrt, jedes wieder in seine Grundelemente sich auflöst. Dieses Zurückkehren zum Ursprung, dieses Sichauflösen in seine Grundelemente nennt man „zur Ruhe kommen". Aber dieser Ruhe folgt immer ein Wiederaufleben, ein Wiedererwachen zu neuem Zweck, zu neuer Bestimmung, zu neuem Leben. Ein Immerwiederkehren, ein stets erneutes Wiederaufleben nennt man Fortdauer.

Dieser Kreislauf des Lebens bei Fortdauer der substantiellen Grundelemente ist offenbar das gerade Gegentheil derjenigen persönlichen Fortdauer, welche mit der Unsterblichkeit gemeint ist. Diese Kenntniß der Unerbittlichkeit der „ewigen Naturgesetze", welche weiß, daß alles Geschaffene wieder vergehen muß, macht jeden Glauben an Unsterblichkeit im gewöhnlichen, zeitlichen Sinne unmöglich; daher muß der Schluß des Kap. 7 falsch übersetzt sein, wie auch daraus hervorgeht, daß er gar nicht zu dem Vorhergehenden passen will. Nirgends ist von einer Seelenwanderung die Rede, nirgends von einem jenseitigen Leben; wohl aber wird gesagt, daß für denjenigen, der die Ewigkeit des Absoluten im Kreislauf seines Lebens erkannt hat, der Tod bedeutungslos geworden ist, weil er weiß, daß der Tod nur Rückkehr in den Mutterschos der Natur, ein nimmermehr zu fürchtendes Zurruhekommen ist. Wer an die Realität des Sinnlich-Materiellen glaubt, dem mag diese Eventualität furchtbar scheinen, nicht aber denjenigen, welcher weiß, daß das Ewige, Substantielle der Wesen selbst das Geistige, Táo-liche ist, da ja das Táo

sich dem Staube assimilirt und identificirt hat, sodaß also nur das Nicht-Táo-liche, die vergängliche Form, der Vernichtung anheimfällt, die wahre Substanz aber in die ungetrübte Reinheit ihrer ewigen Herrlichkeit zurückkehrt, welche zugleich die Wahrheit und das Schauen der Wahrheit im Lichte ist.

Nirgends spricht Lao-tse, soweit ich verstanden habe, auch nur von einem ewigen Leben, sondern Plaenckner übersetzt „das Ewige" durch „das ewige Leben". Wenn nämlich der Mensch sich der Einheit mit dem Táo bewußt wird, so weiß er, daß er mit seiner geistigen Substanz Antheil hat am Ewigen, d. h. er hat dann für sein Bewußtsein das Ewige erlangt. Nun hat zwar alles, was da lebt, sein Leben durch das Táo, aber der sittlich reine Weise empfängt die Theilnahme am Táo noch in eminenter Weise durch eine geistige Verklärung, bei welcher der göttliche Hauch sich in ihm ausbreitet; ein solcher also wird noch in ganz anderm Sinne einen Antheil am Ewigen erlangt haben, indem er das Táo in seiner Totalität als Einheit umfängt. Dieses Besitzen des Táo oder des Ewigen hat aber ebenso wenig eine Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Unsterblichkeitslehre wie die Fortdauer des Ewigen im Kreislauf des Lebens. Der Antheil des Táo, der im Menschen ist, bleibt freilich nach dem Tode, aber daß dieser Mensch nicht bleiben könne, sondern im Tode vergehe, ist deutlich genug ausgesprochen. Es verhält sich diese Lehre von der Gewinnung des Ewigen ähnlich wie die esoterische Lehre des Johannes-Evangeliums zur gewöhnlichen Unsterblichkeitslehre, nur daß bei Johannes die philosophische und die vulgäre Auffassung kraus durcheinanderlaufen, was mir hier nicht der Fall zu sein scheint, obwol der Uebersetzer alles aufbietet, um dem Lao-tse die gewöhnliche Unsterblichkeitslehre unterzuschieben.

Wenn wir in dem Bisherigen schon mehrere vom Uebersetzer nicht eingeräumte Abweichungen von der orthodoxen christlichen Lehre kennen gelernt haben, so will ich auch noch diejenigen Abweichungen anführen, welche derselbe anerkennt. Lao-tse kennt keinen Teufel und keinen Versucher, keine Angelologie und keine Dämonologie, keine Möglichkeit eines Wunders, keine äußere wunderbare Offenbarung, sondern nur eine innere durch geistige Erkenntniß, keinen Glaubenszwang, kein Streben einem andern seine Ansichten aufdringen zu wollen, keinen Gottesdienst durch Worte und Gebet, sondern nur durch sittlichen Wandel, keine Drohungen durch diesseitige oder jenseitige Strafen (da der Tod den Chinesen nicht furchtbar ist, kann auch dieser nicht als Drohung verwendet werden). Der Gott des Lao-tse ist kein eifriger und zorniger Gott, der die einen erwählt und die andern verwirft, sondern er sorgt für alle Wesen gleichmäßig, er kann „nur beglücken und segnen, und niemand schaden und verderben" (Kap. 81); nicht zu seinem Ruhm und Ehre hat er Himmel und Erde geschaffen, wie der orthodoxe Christengott, nein, „er hat kein irdisches Verlangen" (wie Ehrgeiz und Ruhmsucht) und „will nicht ihr Herr und Gebieter sein" (Kap. 34). „Wie aber, vereinigt sich nicht alles, was da lebt, in ihm und ist ihm unterthänig? Freilich wol, aber dennoch will es (das Táo) nicht als ihr Gebieter angesehen sein. Daher wollen wir es erhaben über alles nennen. So ist auch des Weisen Endzweck nicht, groß und erhaben zu erscheinen; weil er aber vollkommen ist und alles weise einrichtet, ist er erhaben" (Kap. 34).

Hat je ein Europäer den Gedanken so schön ausgesprochen, daß Gott es ablehnen muß, der Herr zu sein? Selbst der Begriff Vater hat dem Chinesen noch zu sehr den Nimbus der Autorität und Strenge, darum ist ihm Gott weder Herr noch Vater, sondern nur die für alle ihre Kinder sorgende Mutter, die alle wieder in ihren Schos zurücknimmt. Zwei andere Unterschiede vom Christenthum sind folgende: Lao-tse kennt keine Erbsünde und daher kein Erlösungsbedürfniß im christlichen Sinne. Seinem Gott läge es fern, alle Geschlechter der Menschheit mit dem Fluch unentrinnbarer Sündhaftigkeit zu behaften, weil ihr Urahn einmal gegen sein Gebot verstieß. Er kennt die Sünde nur als Schwachheit, Thorheit und Unverstand, als ein Verkennen der idealen Ziele und Güter des Menschen über den sinnlich-materiellen, als eine thörichte Ueberhebung der Selbstsucht. Aber jedem Menschen ist zu jeder Zeit die natürliche Möglichkeit gegeben, weiser und besser zu werden, und zwar das eine nicht ohne das andere, sondern beides in Wechselwirkung aus schwachen Anfängen erwachsend, auch nicht auf einmal, sondern nur langsam und allmählich, aber doch sicher zum Ziele führend. „Meine Worte sind sehr leicht zu verstehen, und ebenso leicht ist es, ihnen gemäß zu handeln" (Kap. 70). „Es ist so wenig verlangt", dem Táo mit Aufrichtigkeit anzugehören (Kap. 32). Er verkennt nicht die Schwierigkeiten, welche die Indolenz und Ungebildetheit der Masse wie die Corruption der Regierung dem Fortschritt des Guten in den Weg legen, und weiß, daß die Besserung der Menschheit nur sehr langsam gehen, auch wol niemals das Ideal (des Gottesreichs auf Erden), das ihm vorschwebt, erreichen wird, aber sein Glaube an den allmählichen Fortschritt des Guten auf natürlichem Wege steht unerschütterlich fest, und wie Jesus schöpft er Trost aus dem Gleichniß des starken schützenden Baums, der aus kleinem haardünnen Reis emporgewachsen, oder aus dem Anblick des neun Etagen hohen Gebäudes, das Stein für Stein allmählich aufgebaut worden ist. Daher braucht er keine durch ein Wunder ins Werk gesetzte Erlösungsanstalt, sowenig er zwischen dem Individuum und dem Absoluten, zwischen dem Menschen und Gott einen Mittler brauchen kann. Der Sünder in der Tiefe seiner Zerknirschung findet am Táo seinen Trost, er kann sich unmittelbar an demselben aufrichten. Gott ist nicht blos droben im Himmel, er ist auch hier unten; man braucht nicht aus dem Fenster zu sehen, um ihn zu erschauen, „er spricht in ganz bestimmter und entschiedener Weise zu uns" (Kap. 45).

Kap. 56. Wer das weiß und erkannt hat, der macht nicht viel schöne Worte darüber, wer viel davon spricht, der weiß es nicht, der ist sich nicht klar. Jene aber (die es wissen) suchen sich immer mehr zu befestigen in ihrem Glauben und verwahren diesen fest in ihrem Busen. Verborgen und geborgen im Herzensschrein ist das Reingeistige; nun lösen sich ihre Zweifel, ihre Wirren und Verwirrungen ganz, und sie sind durchdrungen von der Gewißheit, daß der ewige Lichtstrahl des Táo sich ihnen, dem Staube, assimilirt hat. Das heißt, sie sind wahrhaft Eins geworden mit dem Unerforschlichen; mit dem Unerfaßlichen, der doch so nahe ihnen ist; dem Unbegreiflichen, der das All durchdringt; dem Unergründlichen, der doch alles beglückt und segnet; dem Unendlichen, der so ge-

waltig, so unerforschlich und doch so herrlich, unbegreiflich und doch allüberall ist.

Hegel hatte das Christenthum die absolute Religion genannt, weil ihr Dogma in der Menschwerdung Gottes, in der Einheit von Gott und Mensch besteht; daß diese Einswerdung nur einmal stattgefunden habe, das sei die abzustreifende und in den allgemeinen Begriff zu erhebende Form der Vorstellung. Was würde Hegel gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß sechs Jahrhunderte vor Entstehung des Christenthums ein chinesischer Religionslehrer und Philosoph die Einswerdung von Gott und Mensch als allgemeine Wahrheit in der Form des Begriffs gelehrt habe?

Wenden wir uns nunmehr zu der Betrachtung der Erkenntnißmethode des Lao-tse. Er kennt drei Wege. Der eine ist die Tradition, die bereits damals mit dem Nimbus einer heiligen Classicität bekleideten Ansichten der Alten, die er als reservirt, als mehrdeutig aus Vorsicht, als „kernig wie die Ureinfachheit selbst, und doch tief wie ein Abgrund, und — unklar wie trübes Wasser" charakterisirt (Kap. 15). Er verachtet die geduldige Aufhellung dieser Dunkelheiten nicht, verspricht sich aber nicht viel davon und bewahrt sich seine volle Selbständigkeit.

Der zweite Weg ist die Naturerkenntniß. „Es gibt ein Táo, welches jedermann verständlich gezeigt werden kann"; dies „ist die fort und fort erschaffende Kraft der Natur, die Natur selbst, die Mutter alles Seienden". „Das aber ist nicht das ewige Táo in seiner ganzen Vollkommenheit", das ewig Unnennbare, Namenlose, welches die Wurzel oder der Urgrund der Naturkraft ist. Das irdische Táo oder die Natur ist das Táo in seinem Anderssein, in seiner Entäußerung, wie Hegel sagen würde; daher führt die Naturerkenntniß nicht zur Erkenntniß des ewigen, himmlischen Táo in seinem Ansichsein; zu diesem führt nur der dritte Weg, die mystische Intuition oder intellectuelle Anschauung. Diese wird aber verhindert, wenn der Geist von Leidenschaften und Begierden getrübt und von Sünden befleckt ist; man muß daher zunächst sich von seinen Fehlern und Gebrechen zu befreien und moralisch gesund zu werden suchen, indem man das unlautere Begehren dem reinern und bessern Selbst unterwirft und sich zu einem harmonischen Ganzen ausbildet. Erst wenn die Seele von allen Schlacken geläutert und klar und rein geworden ist wie die eines neugeborenen Kindes, erst dann kann man Gott schauen und sein geistiges Wesen ergründen. Indem sich diese Reinheit des Herzens in einer, die ganze Menschheit umfassenden Liebe äußert, erscheint die Liebe als das, was zum Gottschauen und damit zur Theilnahme am Ewigen (Leben) führt und vor dem Tode bewahrt.

Hat man aber einmal das unmittelbare Schauen des Táo erreicht, dann empfängt man eben seine Erkenntniß unmittelbar vom Táo selbst und „blickt vollständig klar und deutlich nach allen Seiten hin" (Kap. 10). Freilich geschieht auch dies nur in geweihten Augenblicken, denn „das Erhabene ist eine Stimme, die nur selten vernommen wird, und nach deren Klang sich der Weise doch unendlich sehnt" (Kap. 41).

Was ist nun der Kern dessen, was diese Stimme lehrt? Das Táo ist die Negation des Sinnlich-Realen, es ist also für uns nach der psychologischen Entstehung seines Begriffs die höchste Abstraction, an sich aber das höchste Uebersinnliche. Die Negation des Realen, oder das Ideale (nach dem Johannes-Evangelium: das Licht), ist aber keineswegs eine Negation des Seienden; denn „da das All alles Seiende enthält, so wäre ein Nichtseiendes unmöglich ausreichend, damit das All zu umfassen" (Kap. 48). Diese Negativität gegen das Reale wird des weitern ausgemalt: es ist unsichtbar, unfaßbar, überhaupt mit keinem Sinne wahrzunehmen; es hat kein vorn oder hinten, es ist formlos und gestaltlos, und unendlich. Es ist ewig, unerschaffen, nur von sich selbst stammend, allzeitlich und allgegenwärtig, durchaus kräftig, stark und allmächtig, allerfüllend, alldurchdringend, unvergänglich und unerschöpflich in seiner Kraft. Es ist durchaus vollkommen und höchst erhaben. Es ist „so ganz unserer Vernunft entsprechend" (Kap. 45), ja es kann vielleicht am besten durch den Johanneischen „Logos" wiedergegeben werden. Es ist immateriell, aber alles Materielle ist nur durch das Immaterielle, hat nur in ihm sein Bestehen.

Kap. 21. Die ganze geschaffene Natur und ihr Schaffen und Wirken ist nur eine Emanation des Táo ... Dieses, obgleich an sich ein rein geistiges Wesen ... umfaßt doch alles Sichtbare, obgleich immateriell und geistig, schuf (?) es doch und find\ in ihm alle Wesen. Unbegreiflich und unsichtbar wohnt aber in ihm ein erhabener Geist. Dieser Geist ist das höchste und vollkommenste Wesen, denn in ihm ist Wahrheit, Glaube, Zuversicht. Von Ewigkeit zu Ewigkeit wird sein unendlicher Ruhm nicht aufhören, denn in ihm vereinigt sich das Wahre, Gute und Schöne im höchsten Grade der Vollendung.

Kap. 51. Ja, durch das Táo entstehen wir, durch das Táo werden wir ernährt, durch das Táo wachsen wir auf, das Táo leitet uns zum Guten, es vervollkommnet uns darin, es stärkt uns in der Tugend, es läßt uns darin fest werden, und schützt uns auf allen unsern Lebenswegen vor jeglicher Gefahr.

Die Welt, in welche das Táo sich ergossen hat, ist ganz aus einem Guß; „es läßt sich nichts daran ändern noch bessern", während doch der weiseste der Menschen nicht damit zu Stande kommen würde, eine solche Welt einzurichten (Kap. 29).

Man sieht, die Táolehre ist ein Monismus oder Pantheismus des Geistes, in welchem die Natur als die Entäußerung des Táo in einen ihm in seiner Reinheit nicht zukommenden Zustand aufgefaßt wird, während der Mensch das Táo in zweifacher Weise in sich haben kann, einerseits in seiner natürlichen, andererseits in seiner rein geistigen Gestalt. Das Táo ist die einzige und alleinige Substanz des Weltprocesses, der im Kreislauf des Lebens besteht; „der Proceß ist die Selbstbewegung des Táo" (Kap. 40).

Wir kommen nun zur eigentlichen Ethik des Lao-tse. Es steht ihm über allem Zweifel erhaben der Grundsatz, daß wahre Tugend nur durch das Táo, nur im Hinblick auf das Táo möglich ist. „Nur der, welcher vom Táo beseelt ist", ist fähig, seinem Egoismus Abbruch zu thun. Aus irdischen Motiven, aus bloßen Klugheitsrücksichten läßt sich allerdings ein Verhalten des Menschen zu Stande bringen, das in seiner äußern Erscheinung der echten Tugend sehr ähnlich sieht, aber das ist keine Tugend, es ist eine Hülse ohne Kern, ja sogar es kann hinter dieser Hülle der äußerlichen Werkgerechtigkeit ein fauler

verderbter Gesinnungskern sich verbergen. Sonach hat man zwei Arten der Tugend, die irdische oder weltliche und die himmlische oder Táo-Tugend, zu unterscheiden. Táo-te-king heißt „Leitfaden der Táo-Tugend". Die drei chinesischen Cardinaltugenden: Menschenliebe (Nächstenliebe), Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit (Höflichkeit), bilden eine Reihe, deren Glieder sich immer mehr dem Irdischen nähern, sodaß Lao-tse selbst zweifelhaft ist, ob es sich schickt, die Wohlanständigkeit mit dem Táo in Verbindung zu bringen, was übrigens durch das Zartgefühl sehr wohl möglich ist. Fragen wir, wie das Táo den Menschen zur Tugend führt, so ist es vor allem durch Beruhigung und Beseitigung der Begierden und Leidenschaften und durch ein Gegengewicht gegen die menschliche Schwäche und Verirrung, welche stets in Begierden und Leidenschaften zu versinken droht. Nach Beseitigung der Affecte würde von selbst schon die Gesetzlichkeit in der Welt herrschen, weil jeder Anreiz zur Sünde beseitigt wäre; aber das Táo thut mehr als das, es gibt die Menschenliebe, deren Ursprung himmlisch ist. Dieses „Einathmen des göttlichen Hauches", infolge dessen das bessere Selbst Gewalt erlangt über den gröbern Theil unsers Seins, nennt Lao-tse „die Verklärung" (Kap. 36); es entspricht dies völlig der Paulinischen „Wiedergeburt". Wer so vom Táo erleuchtet und vollkommen im Guten ist, der gerade ist sich dessen am meisten bewußt, daß alles das nicht sein Verdienst ist, sondern daß er es nur dem Táo verdankt, daß er also auch mit selbstverleugnender Pflichterfüllung durchaus nur etwas Selbstverständliches thut, das keines Aufhebens werth ist.

Kap 42. Die Segnungen des Táo, die uns kein Räuber nehmen, der innere Werth, den es uns gibt, den uns kein Wegelagerer zerstören kann, das eben soll der Titel und der Hauptinhalt (Grundidee) meines Buches sein.

Kap. 67. Die vom Táo Beseelten besitzen drei Kleinode und müssen sich dadurch auszeichnen, daß sie diesen Besitz als ihr höchstes Gut betrachten. Das erste dieser Kleinode ist die Liebe. Das zweite ist die Zufriedenheit, Genügsamkeit. Das dritte ist, daß sie sich nicht für die Ersten und Besten der Welt, nicht für Vorbilder ausgeben, demnach die Demuth und Bescheidenheit. Wer aber die Liebe besitzt, der hat Seelenstärke. Wer Genügsamkeit besitzt, Seelengröße. Wer nicht als Erster glänzen will, sondern Demuth besitzt, der ist dahin gekommen, das Werk der Liebe an seinen Nebenmenschen erfüllen zu können, und der macht sich so würdig für die Ewigkeit. Wie steht es aber jetzt in der Welt? Da verwerfen und verachten sie die Liebe und somit die Seelenstärke. Sie wollen nichts wissen von Genügsamkeit und opfern damit ihre Seelengröße. Sie wollen nicht demüthig nachstehen, sondern jeder drängt sich vor, der Erste zu sein. Für sie alle ist der Tod. Jene aber, die mit den Waffen der Liebe kämpfen, erringen den höchsten, den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst. Dadurch werden sie vor allem Unheil geschützt, vor allem Bösen bewahrt sein, demnach das ewige Leben haben. Der Himmel wird sie zum Heil führen, denn durch ihre Liebe wurden sie gerettet und vom Untergang bewahrt.

Wenn die Liebe die höchste Tugend ist, so ist es selbstverständlich, daß der Tugendhafte nicht dabei stehen bleiben kann, für das Heil seines eigenen Ich zu sorgen, sondern die Bethätigung seiner Liebe auf so weite Kreise ausdehnen muß, als ihm seine sociale Stellung gestattet, also für das Wohl der Familie, der Gemeinde, des Kreises, der Provinz oder womöglich des ganzen Reichs wirken und hier überall das Gute und Edle pflegen wird. Denn erst in Gemeinschaft werden die Menschen stark, mit Hülfsmitteln versehen, gebildet und aufgeklärt, während der Vereinzelte hülflos und rathlos irrt wie ein verschlagener Schiffer, und nur dann kann das Ganze der Gesellschaft gedeihen, wenn die Großen herablassend, die geringen Leute ergeben gegen die Großen sind, und die Stände vertrauensvoll zusammenwirken. (Es zeigt sich hier, daß der Lao-tse häufig gemachte Vorwurf, über der individuellen Ethik die sociale Seite der Ethik völlig außer Acht zu lassen, keineswegs begründet ist.) Die höchsten und am schwersten zu erfüllenden Pflichten sind aber jedenfalls die Pflichten des Regenten, da, wie wir schon oben sahen, Lao-tse dem Verhalten der Regierung im Guten wie im Schlimmen einen ungeheuern Einfluß auf das Volk beimißt. In der Art dieser Einwirkung zeigt sich aber wiederum seine übertriebene Opposition gegen volkswirthschaftliche Bestrebungen.

Kap. 57. Durch das Einwirken auf das Immaterielle, auf das Geistige im Menschen, gewinnt man die ganze Welt.... Deshalb sagt ein weiser Regent: Ich werde das Nichtmaterielle, den Geist ausbilden, so wird das Volk an seiner Besserung arbeiten. Ich werde die Liebe zur Geistesreinheit, Geistesklarheit und Gemüthsruhe in meinem Lande erwecken und pflegen, so wird das Volk von selbst gut und brav. Ich werde das Immaterielle, Geist und Gemüth der Menschen zum Gegenstand meiner Bearbeitung machen, so wird das Volk in jeder Weise für sich selbst sorgen können.

Dabei sollen aber Wort und Handlungen der Menschen möglichst unbeschränkt sein, niemand soll eine Lehre aufgedrungen oder aufdisputirt werden, niemand soll herbeigerufen werden, sondern man soll ihn von sich selbst aus dazu gelangen lassen, indem das Vorbild der Tugend auch in ihm die Tugend erweckt. Diese Toleranz wird in China, dem Lande der absoluten Glaubensfreiheit und vielleicht des besten Volksschulunterrichts, thatsächlich geübt. An sich sind diese Forderungen vortrefflich; wenn aber Lao-tse glaubt, daß die Regierung damit alles gethan habe, so liegt eben hierin sein Irrthum, der mit seinem contemplativen Quietismus zusammenhängt. Es zeigt sich hier die Achillesferse des mystischen Idealisten, der in theoretischer Hinsicht von Kong-fu-tse willig als der Höhere anerkannt wurde, ohne daß letzterer dadurch Lust bekam, sich zu seiner Ansicht zu bekehren. Kong-fu-tse wußte sehr wohl, was er that, als er seinen praktischen Realismus dem mystischen Idealismus des Lao-tse entgegenstellte — denn der Realist übt allemal größere Einwirkungen auf die realen Verhältnisse aus —, und die Folgezeit bewies, daß er den Bedürfnissen seines Volks besser Rechnung getragen hat als sein genialerer Zeitgenosse. Die Negation gegen das Sinnlich-Reale, welche den Grundzug der Philosophie des Lao-tse bildet, erstreckt sich auch auf das praktische Leben; dies ist ein Punkt, den der Uebersetzer vollständig verkannt hat, indem ihn seine unerquickliche Polemik gegen Julien dazu fortriß, in der Widerlegung der irrthümlichen Auffassung des letztern zu weit zu gehen. Aber Lao-tse ist contemplativer Quietist ganz in demselben Maße, wo nicht in noch höherm, als es Spinoza ist. Schon die Nebenordnung von Genügsamkeit und Demuth neben die Liebe sollte dies zeigen, da beide in einem fast so rigoristischen Sinne verstanden sind wie bei Jesus (vgl. Matth. 10, 9. 10; 5, 39—41). Von aller Sinnenlust, Begierden

und betäubenden Vergnügungen muß der Weise als von Verunreinigungen seines Gleichmuths sich fern halten; „Gunstbezeigungen, Gnadenbeweise, Macht, Ehren müssen in uns ebenso wol Besorgniß, ein beklemmendes Gefühl erzeugen, als Schande, Entehrung, Beschämung, Zurücksetzung; hohe Würden, hoher Stand muß uns ebenso belästigen und betrüben, wie das Gefühl, daß wir überhaupt einen Körper haben", woraus nämlich allein „all unser Gram, unsere Sorge, unsere Betrübniß entspringt" (Kap. 13); — in der That eine vollständige theoretische Kreuzigung des Fleisches. Alles Streben nach Erwerb und Besitz oder gar nach Luxus ist schlechterdings thöricht und verkehrt. Was, frage ich, bleibt da übrig als Triebfeder des Handelns, wenn alles dies verpönt, und Zurückstellung der eigenen Persönlichkeit oder absolute Selbstverleugnung unbedingte Forderung ist? Ist es nicht genug gesagt, daß das Ideal der Tugend, das wie im Stoicismus als „der Weise" bezeichnet wird, niemals aus seiner Gelassenheit und ruhigen Würde heraustreten soll, daß er sich durchaus nur mit dem rein Geistigen beschäftigen und nur dieses genießen soll, und daß er sich damit trösten soll, „daß das Größte und Erhabenste der Welt sicher weniger durch Außendinge als durch Geisteskraft vollbracht wird"? Die Demuth des Weisen soll (wie bei Jesus) so weit gehen, daß er auf sein Recht verzichtet, während er seine Pflicht erfüllt, daß er die Rechte anderer achtet, aber nicht versucht, dieselben zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn anzuhalten. Sollte bei solchen Grundsätzen die Julien'sche Uebersetzung vom Schluß des siebenundfunfzigsten Kapitels wirklich so weit von der Wahrheit abliegen, wie Plaenckner meint? Freilich verirrt sich dieser Quietismus nirgends in Askese, nirgends auch in geistige Mortification; aber doch ist ein idyllischer Zustand sein Ideal, in dem man vom Körper und irdischen Bestrebungen möglichst wenig weiß und ganz einer tugendhaften Beschaulichkeit lebt. Aber auch mit dem Wirken blos durch den Geist ist es nicht so genau zu nehmen; denn der Weise schätzt die Waffe an seiner Seite auch in Friedenszeiten, und wenn es sein muß, weiß er sie mit Nachdruck zu gebrauchen. Dagegen polemisirt Lao-tse gegen stehende Heere im Frieden und gegen offensive Politik; wird das Reich zu einem politischen Defensivkrieg genöthigt, dann freilich soll es alle Kräfte aufbieten und concentriren und in unwiderstehlicher strategischer Offensive den Feind mit einem entscheidenden Schlage niederwerfen, dann aber des Besiegten schonen, wie der Unbewaffneten überhaupt. Roheit und Grausamkeit, Zorn und Rache ziemt sich im Krieg so wenig wie im Frieden. Wie weit die Humanität des Lao-tse geht, erkennt man in überraschender Weise aus dem Kapitel 74, wo er gegen die Nützlichkeit und gegen die Berechtigung der Todesstrafe plaidirt.

Ich habe zu Gunsten eines Gesammtüberblicks über die Lehre des alten chinesischen Weisen darauf verzichten müssen, von der reichhaltigen epigrammatischen Spruchweisheit seines Buchs umfassendere Proben zu geben, welche häufig eine frappante Aehnlichkeit selbst in den gebrauchten Bildern und Wendungen mit bekannten Sprüchen des Neuen Testaments aufweisen. Es steht zu hoffen, daß die Sinologen die von Plaenckner erfolgreich begonnene Arbeit der Aufschließung Lao-tse's mit Eifer fortsetzen werden. Zu wünschen wäre auch, daß in einer neuen Auflage des vorliegenden Werks in den Commentaren statt weitschweifiger pädagogischer und erbaulicher Excurse durchweg eine wortgetreue Uebersetzung des Chinesischen eingeschaltet würde, welche allein dem Laien eine gewisse Controle des frei übersetzten Textes ermöglicht. Ein vorn im Index ausgeworfenes Inhaltsverzeichniß der Kapitel würde die Uebersicht wesentlich erleichtern. Ich schließe mit den Schlußworten des Kapitel 58, welche als charakterisirendes Motto der Natur des alten Weisen dienen können: „Licht, nicht Glanz!"

Eduard von Hartmann.

Zur Geschichte Napoleon's I.

1. Geschichte Napoleon's des Ersten. Von P. Lanfrey. Aus dem Französischen von C. von Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Sacco Nachfolger. 1869—70. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Ngr.
2. Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers. Von Jules Barni. Verdeutscht von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 1 Thlr.

Bis auf die neueste Zeit herab wurden die Geschichtschreiber Napoleon's I. bei der Darstellung der Thaten und des Charakters dieser dämonischen Menschennatur vorwiegend nur durch Bewunderung oder durch Haß geleitet. Wie die Bewunderung einerseits zu Schmeichelei und Abgötterei führte, so ließ andererseits der Haß den Parteileidenschaften, mochten dieselben auch immerhin in hohem Grade ihre Berechtigung haben, blind die Zügel schießen. Wenn noch vor dem Sturze des gewaltigen Corsen in Deutschland Johann Gottlieb Fichte mit dem sittlichen Zorn eines edeln Patriotismus den Unterjocher der Völker als einen verabscheuungswürdigen Despoten hinstellte, wenn Frau von Staël in strenger, ja leidenschaftlicher Weise die Schwächen und Fehler des „Vergewaltigers der Freiheit" unbarmherzig bloßlegte, so fehlte es dafür an enthusiastischen Bewunderern und feurigen Lobrednern desselben weder in Frankreich noch bei andern Nationen. Im Laufe der Zeit brach sich indessen hier und da eine kühlere Beurtheilung Bahn, und namentlich haben viele deutsche Geschichtschreiber, z. B. Schlosser, Häusser u. a., in den letzten drei oder vier Decennien das Bild des corsischen Welterschütterers so trefflich gezeichnet, daß eine unparteiische und gerechte Würdigung desselben vollständig ermöglicht wurde. Seit aber die letzte französische Revolution Napoleon III. den Weg zur Wiederaufrichtung des Kaiserthrons in Frankreich bahnte und die Idées Napoléoniennes dadurch wieder neue Nahrung erhielten und dem Napoleon-Cultus frische Kraft gaben, traten vornehmlich in Frankreich Männer auf, die mit kritischem Scharfblick und sittlichem Ernste das

verderbter Gesinnungskern sich verbergen. Sonach hat man zwei Arten der Tugend, die irdische oder weltliche und die himmlische oder Táo-Tugend, zu unterscheiden. Táo-te-king heißt „Leitfaden der Táo-Tugend“. Die drei chinesischen Cardinaltugenden: Menschenliebe (Nächstenliebe), Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit (Höflichkeit), bilden eine Reihe, deren Glieder sich immer mehr dem Irdischen nähern, sodaß Lao-tse selbst zweifelhaft ist, ob es sich schickt, die Wohlanständigkeit mit dem Táo in Verbindung zu bringen, was übrigens durch das Zartgefühl sehr wohl möglich ist. Fragen wir, wie das Táo den Menschen zur Tugend führt, so ist es vor allem durch Beruhigung und Beseitigung der Begierden und Leidenschaften und durch ein Gegengewicht gegen die menschliche Schwäche und Verirrung, welche stets in Begierden und Leidenschaften zu versinken droht. Nach Beseitigung der Affecte würde von selbst schon die Gesetzlichkeit in der Welt herrschen, weil jeder Anreiz zur Sünde beseitigt wäre; aber das Táo thut mehr als das, es gibt die Menschenliebe, deren Ursprung himmlisch ist. Dieses „Einathmen des göttlichen Hauches“, infolge dessen das bessere Selbst Gewalt erlangt über den gröbern Theil unsers Seins, nennt Lao-tse „die Verklärung“ (Kap. 36); es entspricht dies völlig der Paulinischen „Wiedergeburt“. Wer so vom Táo erleuchtet und vollkommen im Guten ist, der gerade ist sich dessen am meisten bewußt, daß alles das nicht sein Verdienst ist, sondern daß er es nur dem Táo verdankt, daß er also auch mit selbstverleugnender Pflichterfüllung durchaus nur etwas Selbstverständliches thut, das keines Aufhebens werth ist.

Kap 42. Die Segnungen des Táo, die uns kein Räuber nehmen, der innere Werth, den es uns gibt, den uns kein Wegelagerer zerstören kann, das eben soll der Titel und der Hauptinhalt (Grundidee) meines Buches sein.

Kap. 67. Die vom Táo Beseelten besitzen drei Kleinode und müssen sich dadurch auszeichnen, daß sie diesen Besitz als ihr höchstes Gut betrachten. Das erste dieser Kleinode ist die Liebe. Das zweite ist die Zufriedenheit, Genügsamkeit. Das dritte ist, daß sie sich nicht für die Ersten und Besten der Welt, nicht für Vorbilder ausgeben, demnach die Demuth und Bescheidenheit. Wer aber die Liebe besitzt, der hat Seelenstärke. Wer Genügsamkeit besitzt, Seelengröße. Wer nicht als Erster glänzen will, sondern Demuth besitzt, der ist dahin gekommen, das Werk der Liebe an seinen Nebenmenschen erfüllen zu können, und der macht sich so würdig für die Ewigkeit. Wie steht es aber jetzt in der Welt? Da verwerfen und verachten sie die Liebe und somit die Seelenstärke. Sie wollen nichts wissen von Genügsamkeit und opfern damit ihre Seelengröße. Sie wollen nicht demüthig nachstehen, sondern jeder drängt sich vor, der Erste zu sein. Für sie alle ist der Tod. Jene aber, die mit den Waffen der Liebe kämpfen, erringen den höchsten, den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst. Dadurch werden sie vor allem Unheil geschützt, vor allem Bösen bewahrt sein, demnach das ewige Leben haben. Der Himmel wird sie zum Heil führen, denn durch ihre Liebe wurden sie gerettet und vom Untergang bewahrt.

Wenn die Liebe die höchste Tugend ist, so ist es selbstverständlich, daß der Tugendhafte nicht dabei stehen bleiben kann, für das Heil seines eigenen Ich zu sorgen, sondern die Bethätigung seiner Liebe auf so weite Kreise ausdehnen muß, als ihm seine sociale Stellung gestattet, also für das Wohl der Familie, der Gemeinde, des Kreises, der Provinz oder womöglich des ganzen Reichs wirken und hier überall das Gute und Edle pflegen wird. Denn erst in Gemeinschaft werden die Menschen stark, mit Hülfsmitteln versehen, gebildet und aufgeklärt, während der Vereinzelte hülflos und rathlos irrt wie ein verschlagener Schiffer, und nur dann kann das Ganze der Gesellschaft gedeihen, wenn die Großen herablassend, die geringen Leute ergeben gegen die Großen sind, und die Stände vertrauensvoll zusammenwirken. (Es zeigt sich hier, daß der Lao-tse häufig gemachte Vorwurf, über der individuellen Ethik die sociale Seite der Ethik völlig außer Acht zu lassen, keineswegs begründet ist.) Die höchsten und am schwersten zu erfüllenden Pflichten sind aber jedenfalls die Pflichten des Regenten, da, wie wir schon oben sahen, Lao-tse dem Verhalten der Regierung im Guten wie im Schlimmen einen ungeheuern Einfluß auf das Volk beimißt. In der Art dieser Einwirkung zeigt sich aber wiederum seine übertriebene Opposition gegen volkswirthschaftliche Bestrebungen.

Kap. 57. Durch das Einwirken auf das Immaterielle, auf das Geistige im Menschen, gewinnt man die ganze Welt.... Deshalb sagt ein weiser Regent: Ich werde das Nichtmaterielle, den Geist ausbilden, so wird das Volk an seiner Besserung arbeiten. Ich werde die Liebe zur Geistesreinheit, Geistesklarheit und Gemüthsruhe in meinem Lande erwecken und pflegen, so wird das Volk von selbst gut und brav. Ich werde das Immaterielle, Geist und Gemüth der Menschen zum Gegenstand meiner Bearbeitung machen, so wird das Volk in jeder Weise für sich selbst sorgen können.

Dabei sollen aber Wort und Handlungen der Menschen möglichst unbeschränkt sein, niemand soll eine Lehre aufgedrungen oder aufdisputirt werden, niemand soll herbeigerufen werden, sondern man soll ihn von sich selbst aus dazu gelangen lassen, indem das Vorbild der Tugend auch in ihm die Tugend erweckt. Diese Toleranz wird in China, dem Lande der absoluten Glaubensfreiheit und vielleicht des besten Volksschulunterrichts, thatsächlich geübt. An sich sind diese Forderungen vortrefflich; wenn aber Lao-tse glaubt, daß die Regierung damit alles gethan habe, so liegt eben hierin sein Irrthum, der mit seinem contemplativen Quietismus zusammenhängt. Es zeigt sich hier die Achillesferse des mystischen Idealisten, der in theoretischer Hinsicht von Kong-fu-tse willig als der Höhere anerkannt wurde, ohne daß letzterer dadurch Lust bekam, sich zu seiner Ansicht zu bekehren. Kong-fu-tse wußte sehr wohl, was er that, als er seinen praktischen Realismus dem mystischen Idealismus des Lao-tse entgegenstellte — denn der Realist übt allemal größere Einwirkungen auf die realen Verhältnisse aus —, und die Folgezeit bewies, daß er den Bedürfnissen seines Volks besser Rechnung getragen hat als sein genialerer Zeitgenosse. Die Negation gegen das Sinnlich-Reale, welche den Grundzug der Philosophie des Lao-tse bildet, erstreckt sich auch auf das praktische Leben; dies ist ein Punkt, den der Uebersetzer vollständig verkannt hat, indem ihn seine unerquickliche Polemik gegen Julien dazu fortriß, in der Widerlegung der irrthümlichen Auffassung des letztern zu weit zu gehen. Aber Lao-tse ist contemplativer Quietist ganz in demselben Maße, wo nicht in noch höherm, als es Spinoza ist. Schon die Nebenordnung von Genügsamkeit und Demuth neben die Liebe sollte dies zeigen, da beide in einem fast so rigoristischen Sinne verstanden sind wie bei Jesus (vgl. Matth. 10, v. 10; 5, 39—41). Von aller Sinnenlust, Begierden

und betäubenden Vergnügungen muß der Weise als von Verunreinigungen seines Gleichmuths sich fern halten; „Gunstbezeigungen, Gnadenbeweise, Macht, Ehren müssen in uns ebenso wol Besorgniß, ein beklemmendes Gefühl erzeugen, als Schande, Entehrung, Beschämung, Zurücksetzung; hohe Würden, hoher Stand muß uns ebenso belästigen und betrüben, wie das Gefühl, daß wir überhaupt einen Körper haben", woraus nämlich allein „all unser Gram, unsere Sorge, unsere Betrübniß entspringt" (Kap. 13); — in der That eine vollständige theoretische Kreuzigung des Fleisches. Alles Streben nach Erwerb und Besitz oder gar nach Luxus ist schlechterdings thöricht und verkehrt. Was, frage ich, bleibt da übrig als Triebfeder des Handelns, wenn alles dies verpönt, und Zurückstellung der eigenen Persönlichkeit oder absolute Selbstverleugnung unbedingte Forderung ist? Ist es nicht genug gesagt, daß das Ideal der Tugend, das wie im Stoicismus als „der Weise" bezeichnet wird, niemals aus seiner Gelassenheit und ruhigen Würde heraustreten soll, daß er sich durchaus nur mit dem rein Geistigen beschäftigen und nur dieses genießen soll, und daß er sich damit trösten soll, „daß das Größte und Erhabenste der Welt sicher weniger durch Außendinge als durch Geisteskraft vollbracht wird"? Die Demuth des Weisen soll (wie bei Jesus) so weit gehen, daß er auf sein Recht verzichtet, während er seine Pflicht erfüllt, daß er die Rechte anderer achtet, aber nicht versucht, dieselben zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn anzuhalten. Sollte bei solchen Grundsätzen die Julien'sche Uebersetzung vom Schluß des siebenundfunfzigsten Kapitels wirklich so weit von der Wahrheit abliegen, wie Plaenckner meint? Freilich verirrt sich dieser Quietismus nirgends in Askese, nirgends auch in geistige Mortification; aber doch ist ein idyllischer Zustand sein Ideal, in dem man vom Körper und irdischen Bestrebungen möglichst wenig weiß und ganz einer tugendhaften Beschaulichkeit lebt. Aber auch mit dem Wirken blos durch den Geist ist es nicht so genau zu nehmen; denn der Weise schätzt die Waffe an seiner Seite auch in Friedenszeiten, und wenn es sein muß, weiß er sie mit Nachdruck zu gebrauchen. Dagegen polemisirt Lao-tse gegen stehende Heere im Frieden und gegen offensive Politik; wird das Reich zu einem politischen Defensivkrieg genöthigt, dann freilich soll es alle Kräfte aufbieten und concentriren und in unwiderstehlicher strategischer Offensive den Feind mit einem entscheidenden Schlage niederwerfen, dann aber des Besiegten schonen, wie der Unbewaffneten überhaupt. Roheit und Grausamkeit, Zorn und Rache ziemt sich im Krieg so wenig wie im Frieden. Wie weit die Humanität des Lao-tse geht, erkennt man in überraschender Weise aus dem Kapitel 74, wo er gegen die Nützlichkeit und gegen die Berechtigung der Todesstrafe plaidirt.

Ich habe zu Gunsten eines Gesammtüberblicks über die Lehre des alten chinesischen Weisen darauf verzichten müssen, von der reichhaltigen epigrammatischen Spruchweisheit seines Buchs umfassendere Proben zu geben, welche häufig eine frappante Aehnlichkeit selbst in den gebrauchten Bildern und Wendungen mit bekannten Sprüchen des Neuen Testaments aufweisen. Es steht zu hoffen, daß die Sinologen die von Plaenckner erfolgreich begonnene Arbeit der Aufschließung Lao-tse's mit Eifer fortsetzen werden. Zu wünschen wäre auch, daß in einer neuen Auflage des vorliegenden Werks in den Commentaren statt weitschweifiger pädagogischer und erbaulicher Excurse durchweg eine wortgetreue Uebersetzung des Chinesischen eingeschaltet würde, welche allein dem Laien eine gewisse Controle des frei übersetzten Textes ermöglicht. Ein vorn im Index ausgeworfenes Inhaltsverzeichniß der Kapitel würde die Uebersicht wesentlich erleichtern. Ich schließe mit den Schlußworten des Kapitel 58, welche als charakterisirendes Motto der Natur des alten Weisen dienen können: „Licht, nicht Glanz!"

Eduard von Hartmann.

Zur Geschichte Napoleon's I.

1. Geschichte Napoleon's des Ersten. Von P. Lanfrey. Aus dem Französischen von C. von Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Sacco Nachfolger. 1869—70. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Ngr.
2. Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers. Von Jules Barni. Verdeutscht von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 1 Thlr.

Bis auf die neueste Zeit herab wurden die Geschichtschreiber Napoleon's I. bei der Darstellung der Thaten und des Charakters dieser dämonischen Menschennatur vorwiegend nur durch Bewunderung oder durch Haß geleitet. Wie die Bewunderung einerseits zu Schmeichelei und Abgötterei führte, so ließ andererseits der Haß den Parteileidenschaften, mochten dieselben auch immerhin in hohem Grade ihre Berechtigung haben, blind die Zügel schießen. Wenn noch vor dem Sturze des gewaltigen Corsen in Deutschland Johann Gottlieb Fichte mit dem sittlichen Zorn eines edeln Patriotismus den Unterjocher der Völker als einen verabscheuungswürdigen Despoten hinstellte, wenn Frau von Staël in strenger, ja leidenschaftlicher Weise die Schwächen und Fehler des „Vergewaltigers der Freiheit" unbarmherzig bloßlegte, so fehlte es dafür an enthusiastischen Bewunderern und feurigen Lobrednern desselben weder in Frankreich noch bei andern Nationen. Im Laufe der Zeit brach sich indessen hier und da eine kühlere Beurtheilung Bahn, und namentlich haben viele deutsche Geschichtschreiber, z. B. Schlosser, Häusser u. a., in den letzten drei oder vier Decennien das Bild des corsischen Welterschütterers so trefflich gezeichnet, daß eine unparteiische und gerechte Würdigung desselben vollständig ermöglicht wurde. Seit aber die letzte französische Revolution Napoleon III. den Weg zur Wiederaufrichtung des Kaiserthrons in Frankreich bahnte und die Idées Napoléoniennes dadurch wieder neue Nahrung erhielten und dem Napoleon-Cultus frische Kraft gaben, traten vornehmlich in Frankreich Männer auf, die mit kritischem Scharfblick und sittlichem Ernste das

innerste Wesen des Gründers der Napoleonischen Dynastie enthüllten und mit überlegener Wahrheitsliebe und ziemlich frei von falschem Nationalstolze der historischen Kritik und der öffentlichen Moral ihr Recht angedeihen ließen. Wie früher die Amerikaner Channing und Emerson von dem Standpunkte einer tiefen Sittlichkeit und erhabenen Freiheitsliebe den maßlosen Egoismus und den Mangel jedes sittlichen Princips in dem Charakter Napoleon's I. nachgewiesen haben, so trugen, seit Napoleon III. das second empire inaugurirte, die Franzosen Charras, Edgar Quinet, Duvergier de Hauranne, Scherer, Chauffour-Kestner u. a. durch ihre gründlichen, ein genaues Geschichtsstudium verrathenden Arbeiten nicht wenig dazu bei, den schillernden Nimbus des Napoleonismus zu zerstreuen. Wuchtigere Hiebe aber, als alle genannten Geschichtsforscher, Philosophen und Publicisten es zu thun im Stande waren, versetzten jüngst dem napoleonischen Götzendienste die zwei Franzosen P. Lanfrey und Jules Barni.

Betrachten wir nun zunächst das umfangreiche Werk Lanfrey's, „Geschichte Napoleon's I.“ (Nr. 1). Es liegen uns von demselben acht Lieferungen in deutscher Uebersetzung vor, von welchen die letzte die Geschichte Napoleon's I. bis zur Zusammenkunft desselben mit Kaiser Alexander in Tilsit fortführt.

Der erste Band, welcher zwölf Kapitel enthält, schildert Napoleon's Jugend, sein erstes Auftreten und seine fernere Laufbahn bis zum verhängnißvollen 18. Brumaire (9. November) 1799. Hier heißt es:

> Der Contrast zwischen diesem außerordentlichen Manne und dem allgemeinen Bewußtsein seiner Epoche braucht nicht gesucht zu werden, er springt sofort in die Augen. Napoleon erscheint durch seinen Charakter, seine Ideen, besonders durch das Ziel, das er verfolgt, als der Sohn eines andern Zeitalters; aber je mehr wir ihn studiren, um so deutlicher kommen wir zu der Erkenntniß, daß nur die Theile seines Werks lebendig geblieben sind, die er dem Geiste seiner Zeit entlehnte; alles übrige ist vergängliche Erscheinung. In der Rolle, die Napoleon gespielt hat, liegt also für die Geschichte nichts Unerklärliches.

Schon Titus Livius charakterisirt die Einwohner von Corsica als „ebenso unbezähmbar wie die Thiere des Waldes“. Und diesen Typus trugen die Corsen noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ja sie tragen ihn, wie Lanfrey versichert, noch jetzt. Mit einer unbezwinglichen, wilden Hartnäckigkeit verband sich indessen im Laufe der Zeit eine gewisse, aus Italien stammende Geschmeidigkeit, mit der Energie des Charakters vereinte sich ein feiner, gewandter Geist. Mäßig, muthig, gastfreundlich, aber zugleich hinterlistig, abergläubisch, rachsüchtig — so waren die Corsen vor Jahrhunderten, so sind sie noch heute. Sie gleichen ihrem in den Ebenen glühend heißen, auf den Höhen eisigen Klima: ihr Herz ist leidenschaftlich, ihr Kopf kalt, und sie sind ebenso geneigt, sich in der Diplomatie auszuzeichnen wie im Kriege. Napoleon's Familie stammte aus Italien und vereinigte in sich eine nahezu gleiche Mischung italienischer und corsischer Eigenschaften, sie zeigte jene „Spuren der feinorganisirten, kraftvollen Rasse, welcher Macchiavelli entsproßte“. Carlo Bonaparte, Napoleon's Vater, gehörte zu den Gefährten des corsischen Patrioten Paoli; und längere Zeit erschien es dem jungen Napoleon als das höchste Ziel, bis zur Stellung eines Paoli emporzusteigen. Noch im Jahre 1791, wo er sein erstes politisches Manifest unter dem Titel „Lettre à Matteo Buttafuoco“ drucken ließ, war er, trotz seiner französischen Erziehung zu Brienne und Paris, bis in den tiefsten Grund seiner Seele Corse geblieben und vermochte sich über den Fall seines Heimatlandes nicht zu trösten. Man erkennt in jenem Briefe an Buttafuoco, der bei der Vereinigung Corsicas mit Frankreich ein Werkzeug Choiseul's gewesen war, noch die Erbitterung des Patrioten, welcher Frankreich, trotz der Metamorphose von 1789, die gemachten Eroberungen nicht verzeihen konnte.

Lanfrey führt nun weiter aus, wie persönliche Verhältnisse Napoleon der Französischen Revolution in die Arme trieben, wie er mit Paoli zerfiel, auf Corsica zum Landesverräther erklärt wurde und sich nur mit Mühe retten konnte. Der feurige Anhänger der nationalen Sache Corsicas wurde zum Diener der französischen Republik; aber während er die Farben und die Sprache der Revolution annahm, theilte er doch weder ihren Enthusiasmus noch ihren Haß. Durch List, Bestechung und Gewalt, durch dieselben Mittel, welche er in seinem spätern Leben noch so oft anwandte, wußte er über seine Parteigegner auf Corsica, Marius Peraldi und Pozzo di Borgo, zu siegen und seine Wahl zum Bataillonschef der Miliz von Ajaccio durchzusetzen. Bei Gelegenheit eines Volksaufstandes auf Corsica sprach er gegen seinen Freund Bourienne das Bedauern aus, „den revolutionären Pöbel nicht niederkartätscht zu sehen“. Obschon er das Volk verachtete, war er doch längere Zeit ein eifriger und mit Beifall aufgenommener Redner in Volksversammlungen. Als die Alternative an ihn herantrat, sich entweder für die Unabhängigkeit seines Geburtslandes oder für die Vortheile zu entscheiden, die ihm das Festhalten an Frankreich versprach, schwankte er nur wenige Augenblicke. Er organisirte eine Verschwörung, um die Citadelle von Ajaccio zu überrumpeln und die Stadt der französischen Republik zurückzugeben. Der Plan mislang; sein Vaterhaus wurde von den corsischen Patrioten zerstört, seine Mutter und seine Geschwister mußten flüchten und sahen sich genöthigt, wie Napoleon selbst ein Asyl auf dem Continent zu suchen. Bald war auf ganz Corsica nicht mehr ein erklärter Anhänger Frankreichs zu finden (Mai 1793).

Nachdem Napoleon die Seinigen in Marseille untergebracht hatte, schloß er sich, wie seine gegen Ende Juli 1793 veröffentlichte Schrift „Das Souper de Beaucaire“ beweist, der französischen Bergpartei an, obschon alle seine Sympathien, wie er selbst wiederholt gestanden hat, auf seiten der Girondisten waren. Nicht mit Unrecht sagt deshalb Lanfrey S. 44:

> Es ist nicht zu leugnen, daß in Bonaparte, sobald die Geschichte von ihm Besitz ergreift, Berechnung und Ehrgeiz über alle andern Triebfedern den Sieg davontragen. Wir sehen ihn — frei von jedem Gewissensscrupel, frei von jeder politischen Leidenschaft, auf dem besten Fuße mit den Siegern, ohne den Besiegten feindlich zu sein, losgelöst von allen großherzigen Illusionen von ehemals — das unbegrenzte Feld der Thätigkeit überschauen, das sich ihm öffnet. Der Auserwählte des Ruhms hat nur noch einen Rathgeber: seinen unersättlichen

Ehrgeiz; nur noch ein Gesetz: sein eigenes Ideal von Größe und was er selbst „die Umstände" zu nennen pflegt, das heißt die vollendeten Thatsachen, das Glück, den Erfolg. Er wird sich keine Gelegenheit entgehen lassen, das Glück zu ergreifen. Und die Gelegenheit kam nach kurzer Zeit, glänzender als er erwarten konnte.

Mit der Belagerung von Toulon beginnt der Name Napoleon Bonaparte sich dem Gedächtniß der Menschen einzuprägen; und bei ihrem ersten Erscheinen auf dem Schauplatze der Geschichte ist die Gestalt dieses außergewöhnlichen Menschen von Bildern des Schreckens und Entsetzens umgeben. Napoleon wurde bald ein intimer Freund des jüngern Robespierre; er entledigte sich aber schnell der Protection der äußersten Demokratie, als er fand, daß ihm daraus mehr Gefahren als Vortheile erwuchsen. Er trennte sich von dieser Partei, wie er sich von der Paoli's getrennt, und zwar aus gleichen Gründen.

Der Verfasser schildert (Bd. 1, Kap. 2) Napoleon's Laufbahn in der italienischen Armee, bis er, misvergnügt über die Behandlung von seiten des Deputirten Aubry, der an Carnot's Stelle das Departement des Kriegs übernommen hatte, mit seinen Adjutanten Junot und Marmont, die ihm beide, durch sein geistiges Uebergewicht beherrscht, leidenschaftlich zugethan waren und seinem Stern bereits unbedingt vertrauten, nach Paris ging, um daselbst im Bunde mit Barras in den ersten Tagen des October 1795 die Sectionen der pariser Nationalgardisten niederzuschmettern. Der 13. Vendémiaire lieferte aber den Beweis, von welchem Gewicht der Degen eines Soldaten zu sein vermochte; und so gewöhnte der Unglückstag die Regierung daran, auf die Armee zu zählen, und die Armee, sich der Regierung zu bedienen — mit einem Wort, er bereitete der Militärherrschaft die Wege.

Um sich von der gefährlichen Nähe eines hochstrebenden ehrgeizigen Menschen zu befreien, übertrug das vom Convent gewählte Directorium Napoleon den Oberbefehl der italienischen Armee. Er hätte aber, wie Lanfrey meint, dennoch kein so schnelles Avancement gemacht, wäre nicht seine Heirath mit Josephine Beauharnais hinzugekommen.

Napoleon hat selbst erzählt, in welcher Weise er Frau von Beauharnais kennen lernte. Einige Tage nach der Entwaffnung der Sectionen erschien ein Knabe von 10—12 Jahren im Bureau des Generalstabes und bat um den Degen seines Vaters, eines alten Generals der Republik, der auf dem Schaffot gestorben war. Dieser Knabe war Eugen von Beauharnais. Durch seine Thränen gerührt, ließ ihm der General den Degen geben und empfing am nächsten Morgen den Besuch und Dank der Frau von Beauharnais, die er nur dem Namen nach kannte, obschon sie die intime Freundin seines Protectors Barras war. Ueber dies Verhältniß, sowie über den Antheil, den Barras an den Entschlüssen der Frau von Beauharnais gehabt, beobachtete Napoleon selbst stets ein tiefes Stillschweigen; die Thatsache steht jedoch fest und wird durch viele Zeugnisse aus jener Zeit sowie durch Josephine selbst bestätigt, daß sie, die leichtsinnig unbekümmerte Creolin, sich vielleicht nie zu dieser Heirath entschlossen haben würde, hätte nicht Barras den Oberbefehl über die italienische Armee als Hochzeitgeschenk versprochen. Sie schrieb kurz vor ihrer Verheirathung:

> Barras versichert, daß er dem General, wenn ich ihn heirathe, den Oberbefehl über die italienische Armee verschaffen wird. Als ich gestern mit Bonaparte von dieser Begünstigung sprach, die, noch ehe sie ihm gewährt ist, das Murren seiner Waffenbrüder erregt, sagte er: Glaubt man etwa, daß ich der Protection bedarf, um vorwärts zu kommen? Eines Tags werden sie sich alle glücklich schätzen, wenn ich ihnen die meinige gewähre. Ich habe meinen Degen an der Seite, und mit seiner Hülfe gedenke ich es weit zu bringen.

Daß die Frauen auch zu jener Zeit gar viel in Paris vermochten, und daß Napoleon dies sehr wohl erkannte, geht zur Genüge aus einem Briefe hervor, den er am 12. Juli 1795 an seinen Bruder Joseph schrieb und in welchem folgende Stelle vorkommt:

> Die Frauen sind überall, in den Theatern, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. Paris ist der einzige Ort der Erde, wo die Frauen verdienen, das Steuerruder zu führen. Die Männer sind aber auch völlig in sie vernarrt, denken nur an sie, leben nur für sie und durch sie. Eine Frau braucht nur sechs Monate in Paris zu leben, um zu wissen, was ihr zukommt und wie weit sich ihre Macht erstreckt.

Es ist übrigens bekannt und auch Lanfrey bestätigt es, daß Napoleon Josephine von Beauharnais mit glühender Leidenschaft liebte, vielleicht die einzige, die je sein Herz erregte. Diese Liebe wurde indessen auch noch durch seinen Ehrgeiz genährt, da er sehr wohl wußte, daß die Heirath mit Frau von Beauharnais ihm einerseits die Stellung gab, die er am meisten ersehnte, und ihm andererseits einen Gesellschaftskreis eröffnete, der sein Entgegenkommen bisher mit dem größten Mistrauen aufgenommen hatte. Als aber seine Liebe und sein Ehrgeiz in Conflict kamen, zögerte er nicht allzu lange, Josephine zu verstoßen; wie gemein, falsch und hinterlistig Napoleon sich wiederholt der harmlosen Josephine gegenüber benahm, erzählt Jules Barni in dem gleichfalls oben angeführten Buche „Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers". Die Wahrheit hat der Amerikaner Channing in seinen „Remarks on Napoleon Bonaparte" („Works", Boston 1843, I, 117) mit treffenden Worten ausgesprochen:

> Die Liebe zur Macht und Herrschaft nahm sein ganzes Wesen dergestalt in Anspruch, daß keine andere Neigung oder Leidenschaft, keine Familienliebe, keine Privatfreundschaft, keine menschliche Sympathie, keine menschliche Schwäche in seiner Seele neben der Leidenschaft zu herrschen und dem Wunsche, seine Macht in glänzender, geräuschvoller Weise kundzugeben, Platz hatte, daß vor dieser Leidenschaft und diesem Wunsche Ehre, Liebe und Menschlichkeit für ihn gleichsam ins Nichts zerrannen.

Am 23. Februar 1796 wurde Napoleon zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt, am 9. März desselben Jahres feierte er seine Hochzeit, und am 26. März erreichte er Nizza, wo sich damals das Hauptquartier der italienischen Armee befand.

Der uns zugemessene Raum verbietet uns, den reichen Inhalt der einzelnen Kapitel genauer anzugeben; unsere Aufgabe ist es, auf die charakteristische Manier, die gründliche Kritik und die historische Treue aufmerksam zu machen, womit Lanfrey den modernen Cäsar auf dessen blutigem und schwindelndem Lebensgange verfolgt. Hierzu genügt es, einige der wesentlichsten Punkte hervorzuheben.

Die Proclamation, durch welche Napoleon der französischen Armee die Eröffnung des Feldzugs in Italien anzeigte, war fern von dem Geiste, der bisher die republikanischen Heere beseelt hatte. Der Krieg mußte sich durch den Krieg ernähren; die unedelsten Begierden dienten als Sporn zur Tapferkeit. An die Stelle der Principien trat der Vortheil, die Gewalt an die Stelle des Rechts. Der Freiheitskrieg wurde zum Eroberungskrieg, wovon die unvermeidliche Folge war, daß das Uebergewicht in der Republik dem militärischen Elemente anheimfiel.

Die Reichthümer, welche die Mehrzahl der französischen Generale sich in Italien erwarben, waren das Unterpfand der Herrschaft, die Napoleon über sie ausüben wollte. Daß Napoleon selbst inmitten so vieler käuflichen Seelen unbestechlich blieb, geschah mehr aus Stolz und klug berechnendem Ehrgeiz als aus Tugend.

In Bd. 1, Kap. 3—7 schildert Lanfrey die Unterwerfung Piemonts und die Eroberung der Lombardei, die Verletzung der Neutralität Venedigs, Wurmser's Niederlage, die Gründung der Cispadanischen Republik, die Schlachten bei Arcole, Rivoli, Tolentino u. s. w., die Unterhandlungen mit Neapel, Rom und andern italienischen Staaten, den Präliminarfrieden von Leoben u. s. w. Ueberall zeigte Napoleon als kühner Soldat und unerschrockener Feldherr staunenswerthe Fähigkeiten, nicht weniger aber offenbarte er sich als einen gewissenlosen Heuchler, einen durchtriebenen Intriguanten und einen Menschen, der vor keinem Mittel zurückschreckt, sobald dasselbe zur Befriedigung seines Ehrgeizes dient. „Die Befreier der Völker“, wie sich die Franzosen den übrigen Nationen angekündigt hatten, wurden unter Napoleon in Italien die gewaltthätigsten Eroberer und gemeinsten Räuber; und die Herren vom Directorium in Paris, den elenden Barras an der Spitze, ließen den ehrgeizigen General nicht nur gewähren, sondern bestärkten ihn, da er sie mit einem Goldregen überschüttete, in dem verruchten Plünderungssystem, das er Italien gegenüber verfolgte.

Wie jene Fürsten von Gottes Gnaden — sagt unser Autor, vom tiefsten sittlichen Unwillen erregt —, die sie in ihren Decreten so oft gebrandmarkt hatten, sahen sie in Italien nur noch einen nach Möglichkeit auszubeutenden Meierhof und in den Italienern ein ihrer Willkür preisgegebenes, steuerpflichtiges, zu Frondiensten herabgewürdigtes Volk.

Mit Recht tadelt unser Autor (Bd. 1, Kap. 8) das verrätherische Verfahren Napoleon's gegen Venedig im Mai 1797. Ohne einen besondern Druck von außen hatte er die neue, nach seinem eigenen Rath auf den Ruinen der venetianischen Aristokratie gegründete, durch einen von ihm selbst unterzeichneten Vertrag garantirte Republik, welcher er täglich Versicherungen seines Schutzes sandte, freiwillig und ohne den geringsten Versuch, sie zu vertheidigen, an Oesterreich ausgeliefert. Und nicht zufrieden, sie dem Hause Habsburg ausgeliefert zu haben, bereicherte er sich auch an ihrem Eigenthum und verließ sie nicht eher, als bis sie ausgebeutet und zu Grunde gerichtet war. Von solcher Art war die „Erlöserrolle“, die Napoleon und seine Soldaten in Italien spielten.

Den politischen Umtrieben, welche um diese Zeit und etwas später in Paris stattfanden, widmete Napoleon die höchste Aufmerksamkeit, soweit seine persönlichen Interessen dadurch berührt wurden. Sein Ehrgeiz war bereits so gewachsen, daß ihm die Rückkehr der Bourbonen mit der Zukunft, die er für sich selbst erträumte, unvereinbar schien. Die constitutionelle Partei flößte ihm fast ebenso starke Abneigung ein, denn ihr Sieg hätte die freie Verfassung befestigt und die Militärdictatur unmöglich gemacht. Auch die Mitglieder des Directoriums haßte und verachtete der General von Grund der Seele, aber er leitete sie nach Gefallen und legte ihnen ein Joch auf, das so leicht keine andere Regierung ertragen hätte; er war überzeugt, daß ihn die öffentliche Meinung bereits über sie stellte, und daß er eines Tags berufen sein würde, ihre Erbschaft anzutreten.

Der 18. Fructidor des Jahres V (4. Sept. 1797), an welchem die Directorialregierung jenen Staatsstreich beging, welcher die von so vielen Veränderungen ermüdete, von den verschiedensten Parteien so oft betrogene und deshalb ihrer überdrüßige französische Nation immer mehr demoralisirte, war, wie Lanfrey treffend bemerkt, der beinahe augenblicklich eintretende Gegenschlag gegen die heimtückischen Rechtsverletzungen, die Napoleon in Venedig begangen hatte. Die Protestationen des Gesetzgebenden Körpers riefen die drohenden Kundgebungen Bonaparte's und seiner Soldaten hervor; die Aufregung der Armeen gab dem Directorium die Waffen in die Hände, ohne welche es ihm nie gelungen wäre, den Sieg über die Räthe davonzutragen, und als gerechte Sühne sah Frankreich seine Freiheit unter demselben Schlage fallen, der die Unabhängigkeit Venedigs vernichtete. Das Heer hatte den 18. Fructidor gemacht, somit war die Militärdictatur vorbereitet. Wir können unserm Autor nur beistimmen, wenn er mit Bezug auf den 18. Fructidor sagt:

Die Hauptmacht des republikanischen Régime hatte bis dahin in der Aufrichtigkeit seines Fanatismus gelegen. An dem Tage, wo es verrieth, daß es nicht mehr an sich selbst glaubte, und seine eigenen Grundsätze verhöhnte, indem es den Nationalwillen offen mit Füßen trat, verlor es als Princip seinen ganzen Werth und existirte nur noch durch die Interessen, die es vertrat oder unterstützte. Jede Macht, welche diesen Interessen eine genügende Schutzwehr bot, konnte von jetzt an einer guten Aufnahme sicher sein. Hätte sich das Directorium, statt so viele Unschuldige zu verbannen und sich über das Gesetz zu stellen, damit begnügt, die royalistische Verschwörung niederzuwerfen, indem es dieselbe, als Verbündete des Auslandes, dem Haß und der Verachtung preisgab; hätte es sich zu gleicher Zeit willig finden lassen, soweit es sich mit der Verfassung vertrug, eine Politik zu verfolgen, die erwiesenermaßen den Wünschen des größten Theils der Bürger entsprach, so würde sowol seine moralische Herrschaft wie die allgemeine Freiheit in dieser Krisis erstarkt sein, anstatt in derselben zu Grunde zu gehen.

Nachdem Lanfrey (Bd. 1, Kap. 9) den Frieden von Campo-Formio beschrieben, schildert er im zehnten und elften Kapitel die Expedition nach Aegypten und den Feldzug in Syrien. Der Friede von Campo-Formio überließ den Oesterreichern, deren Kaiser sich durch einen geheimen Artikel verpflichtet hatte, alles aufzubieten um Frankreich die Rheingrenze zu verschaffen, bekanntlich: Venedig, Istrien, Dalmatien und alles venetianische Gebiet jenseit der Etsch. Der Ex-Doge Manin sollte im Namen seiner Mitbürger den Eid leisten; mit zerrissenem Herzen verstand er sich dazu. Aber im Augenblick als

er vortrat, um die verhängnißvolle Formel auszusprechen, sah man ihn schwanken, und von Schmerz und Scham überwältigt stürzte er, wie vom Blitz getroffen, leblos zu Boden. So unterlag die Republik Venedig nach langer, ruhmvoller Existenz; allein das venetianische Volk starb nicht mit ihr, es duldete und litt lange, bis das Jahr 1866 das Verbrechen sühnte, welches das Jahr 1797 begehen sah.

Weder Lanfrey noch Barni vermögen die Expedition nach Aegypten und den Feldzug in Syrien anders anzusehen als ein fluchwürdiges Unternehmen, nur dazu bestimmt, dem Piedestal von Bonaparte's Ruhm eine neue Stufe hinzuzufügen. Der Kern dieses Unternehmens, welches so lange die Augen der Welt gefesselt und geblendet hat, war der Tod und das Elend unzähliger braver Menschen. Napoleon wollte England einen empfindlichen Schlag versetzen, indem er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, von Aegypten und Syrien aus „Europa von hinten zu packen" suchte. Allein sein waghalsiges Unternehmen mislang, und er verließ seine Soldaten, die er tollkühn ins Verderben geführt, in heimlicher und feiger Weise. Sowol Lanfrey wie Barni meinen, daß es seine Pflicht gewesen sei, bei seinem unglücklichen Heere bis zum letzten Augenblick auszuharren. Allein die Pflicht war niemals der Regulator von Napoleon's Handlungen. Er nahm für sich den Ruhm und überließ dem edeln Kleber die Gefahren und die Verantwortlichkeit. Und das Schicksal hatte für den einen den Dolch des Fanatikers, für den andern einen glänzenden Thron in Bereitschaft.

Rudolf Doehn.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Skizzen und Novellen von Frauenhand.

1. Maximus Casus, der Oberlehrer von Druntenheim. Socialpädagogische Cartons von Jeanne Maria von Gayette-Georgens. Berlin, Frank. 1869. 8. 1 Thlr.
2. Die Nebelscheuche. Von Maximus Casus, Oberlehrer zu Druntenheim. Erste Heliade. Berlin, Frank. 1869. Gr. 16. 5 Ngr.
3. Novellenstrauß. Zehnter Band: Sonnenblume von Amely Bölte. Leipzig, Rötschke. 1869. 8. 1 Thlr.
4. Gertrud von Stein. Erzählung von Clara Ulrici. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
5. Novellenstrauß. Neunter Band: Stiefmütterchen von Paula Herbst. Leipzig, Rötschke. 1869. 8. 1 Thlr.
6. Edle Frauen. Skizzen von Angelika von Lagerström. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 28 Ngr.

Man hat bemerken wollen, daß Frauen keinen Humor besitzen, und in der That zeigten ihn bisjetzt die schriftstellernden Frauen selten. Mangel an Objectivität soll der Grund sein. Gayette-Georgens ist indeß eine Humoristin, ihr „Maximus Casus" (Nr. 1) hat viele Kennzeichen des Wappens „der lächelnden Thräne". Wir möchten diese Schrift mit den Worten Rahel's, die diese an einen Freund schrieb, als die ersten Artikel von Börne erschienen, einführen: „Lesen Sie die Zeitschrift von Börne, Sie werden sich gesund lachen." In der That hat das genannte Buch so viel Witz, so richtigen Menschenverstand, so reichen Humor, daß wir die Lektüre desselben allen Freunden gesunder geistiger Nahrung von Herzen gönnen.

„Socialpädagogische Cartons" nennt die Verfasserin das Buch; diese originelle Bezeichnung entspricht dem Inhalt. Das Verhältniß von Kirche und Schule, die Reform der Volksschule, die Erziehung im allgemeinen, die Frauenemancipationsfrage wird nicht in salbungsvoll rührender, auch nicht in abstract ernster Weise, sondern mit künstlerischem Verständniß lebensvoll an Gestalten entwickelt. Frische und Unmittelbarkeit geben den trockenen Principien anmuthigen Reiz, die Gedankentiefe und Bildung der Verfasserin sorgt dafür, daß auch bei den lächerlichsten Scenen und den komischen Figuren der sittliche Grundton nicht fehle.

Casus, der Zukunftsschulmeister, hat zu seiner geistigen Ergänzung Clarissa, die Fortschrittspädagogin. Beide wollen gemeinschaftlich die Reform der Erziehung in der Volksschule beginnen. Doch Pastor Kräkelmeier, Sabine, des Casus eheleibliche Frau, früher Wirthschafterin des genannten geistlichen Herrn, das wackelige mit Einsturz drohende Schulhaus stellen sich als Hindernisse entgegen. Aber Pastor Kräkelmeier stirbt; das Schulhaus stürzt unter dem Knall der ersten und einzigen Champagnerflasche, die es je in seinen Mauern gehabt, zusammen; Sabine, die aus des Pastors Keller diese Flasche mitgebracht, stürzt gleichfalls, betäubt von dem Eindruck der Verschwendung des Ehegatten, zusammen und wird unter dem Schutte des Hauses begraben. Der Denkspruch, den Casus aus der Ehe mit dieser „Praktischen" gewonnen, lautet: „Fluch allen Frauen, die sieden und schmieden glühendes Eisen statt häuslichen Frieden, und mit ihrer Tugend, Ehrbarkeit und Würde sind eine glühende eiserne Bürde. Nur kein von sich selbst begeisterter Fleiß, der nichts von dem Bedürfniß des Nächsten weiß."

Casus und Clarissa wandern von Druntenheim nach Drübenheim, wo Auerbach's Höhe fleißig von den Mitgliedern der Frauenvereine besucht wird; „die Damen kommen mit Irma-Shawls, um sie auf freiem Felde unterbreiten und sich malerisch schwindsüchtig darauf hinstrecken zu können".

Sehr drastisch sind die Bezeichnungen der Vereine: 1) „Zum blauen Strumpfsband"; 2) „Zu den geduldigen Lämmern; 3) „Zu den heiligen Bräuten"; 4) „Zu den himmlischen Rosenflechterinnen".

Es gelingt Clarissa durch ihre Beredsamkeit, einigen ihre verschrobenen Köpfe zurechtzusetzen und Helferinnen für die Reformen der Volkserziehung zu gewinnen. Die Zukunftsschule beginnt sehr hoffnungsreich, um schnell durch Consistorialbeschluß zu enden. Die Reformer ziehen fort aus dem Lande der bevormundenden kirchlichen und Staatsgewalt und gehen dorthin, „wo in heller Morgenpracht ein freies Land (Amerika) ihnen winkt, wo stark, wer Kopf und Hand zur Arbeit mitgebracht."

Frau von Gayette-Georgens ist sprachgewandt in Vers und Prosa; vielleicht wäre ihr in dieser Beziehung etwas

Beschränkung anzuempfehlen, denn „Würze darf nicht Speise sein“. Gewiß aber verdient ihr Buch die volle Beachtung auch des männlichen Publikums. Das Eingangswort sei zum Schluß als ein berechtigtes anerkannt:

> Allen, die sich aufwärts ringen,
> Nicht den Vortheil nur erschwingen,
> Ist dies offene Buch geweiht,
> Als ein Kind der neuen Zeit.

„Die Nebelscheuche von Maximus Casus“ (Nr. 2) ist eine Fortsetzung, aber kein Fortschritt auf dem so glücklich betretenen Pfade; mit Ausnahme des Schlusses, wo die Effecthascherei in modernen Romanen geistreich gezeichnet wird, rechtfertigt die „Nebelscheuche“ nicht ihren Namen; sie verscheucht keinen Nebel, sie erhellt kein Dunkel: sie bespöttelt in aphoristischer Weise die Mängel der Erziehung, Bildung und der Geselligkeit; die Kleidernarren und Närrinnen mit Frack und Klemmer, mit Chignon und Schleppe werden gegeiselt, aber weder Gegenstand noch Behandlung flößen ein tieferes Interesse ein.

Amely Bölte's „Sonnenblume“ (Nr. 3) ist eine Novelle mit zwei Heldinnen. Mutter und Tochter sind beide liebreizend. Die Mutter, Frau von Fellenberg, gilt als Witwe, und der Hausarzt, Dr. Ramstein, bewirbt sich um sie. Doch sie hat sich von ihrem Manne nur durch eifersüchtige Empfindelei getrennt, bewahrt ihm aber im Herzen treue Liebe und weist daher den Antrag Ramstein's zurück. Die Tochter Viola langweilt sich bei dem Stilleben im mütterlichen Hause, macht mit dem Bruder und Dr. Ramstein eine Reise in die Sächsische Schweiz, lernt dort die berühmte Klavierspielerin Szawardy und Arthur Lincoln, einen jungen Amerikaner, kennen. Diese Bekanntschaften erregen einen Sturm von Gefühlen in Viola's Brust. Sie will Künstlerin werden. Die üblichen Emancipationsphrasen müssen herhalten, um den Wunsch, nach Paris zu ihrer Ausbildung zu gehen, zu unterstützen; denn Arthur Lincoln geht auch nach Paris. Die Mutter ist nicht gewillt, diesen Wunsch zu erfüllen; doch schnell löst sich alles glücklich genug. Arthur Lincoln ist der Pflegesohn von Viola's Vater. Dieser war nach der Trennung von seiner Frau nach Amerika gegangen und ist jetzt glücklich zurückgekehrt. Dr. Ramstein versöhnt Mann und Frau, und Arthur und Viola erreichen glücklich das Ziel der Novelle und ihrer Wünsche. Zweierlei ist uns bei dieser anmuthig geschriebenen Erzählung aufgefallen. Amely Bölte scheint eine Chiromanie zu haben; die Hand spielt bei ihr eine unverantwortlich große Rolle. Hatte sie in einer frühern Novelle ein Judenmädchen wegen häßlicher Hände (bekanntlich kein charakteristisches Zeichen reicher Jüdinnen) bis zur Verzweiflung, ja bis zum Selbstmord (wiederum gar nicht charakteristisch für die Töchter Israel's) getrieben, so machen die weißen Hände von Mutter und Tochter sich in dieser Novelle gar zu wichtig. Das zweite ist die Ausbeutung des modernen Themas von Bethätigung geistiger Kräfte bei der Frau. Wozu Tendenzen aufstellen, die entweder mit sittlichem Ernst oder gar nicht zu behandeln sind? Frau von Hillern hat das Mögliche in der Verfälschung der Tendenz geleistet; es ist nicht nöthig, ihr nachzuhinken. Viola ist ein ganz gutes Mädchen und kann einfach hangen und bangen in schwebender Pein, bis der Liebhaber erscheint; muß sie denn Sonnenblume betitelt werden, um durch einen falschen Titel falsche Empfindungen zu decken oder umgekehrt?

„Gertrud von Stein“ von Clara Ulrici (Nr. 4) ist eine Tendenznovelle und war 1868 in der „Kölnischen Zeitung“ ohne Autornamen erschienen. Ob die Tendenz eine Sünde gegen den heiligen Geist der Poesie sei, darüber sind die Gelehrten uneinig; wir halten es jedenfalls für einen Vorzug, wenn der Dichter diese Sünde offen begeht und kein Versteckens mit ihr spielt und wenn er überhaupt nicht mit ihr — spielt. Diesen Vorzug hat die genannte Erzählung; sie ist tendenziös in Bezug auf die Frage nach Stellung und Beruf der Frau; sie ist auch in gewissem Sinne politisch tendenziös. Das Jahr 1848 ist die Zeit, innerhalb deren sie sich bewegt, eine preußische Landrathsfamilie der Boden, dem sie entnommen. Gertrud und ihr Vater sind Vertreter der beiden Tendenzen. Der letztere wird in die constituirende Versammlung nach Berlin gewählt, und es vollzieht sich in ihm die Wandlung vom Royalisten zum Demokraten, damals unversöhnliche Gegensätze. Er verzichtet auf seine Beamtenstellung, geht als Abgeordneter nach Frankfurt a. M. und muß schließlich in die Verbannung:

> Das Vaterland hatte damals nicht Raum für seine besten Männer. Alles Mark und alle Kraft einer Generation wurde der Fremde preisgegeben. Eine bessere Zeit bricht an für das aufstrebende Geschlecht. Kühn erhebt der Genius des Vaterlandes wieder sein Haupt, und unter seinem stolzen rauschenden Fittich reiht sich Stamm an Stamm zu festem Bunde.

Was jene edeln Kämpfer erstrebt, „halte die Jugend heilig: das Vaterland!“ Wie hier das sittliche Pathos der Vaterlandsliebe sich ausspricht, so spricht sich in Gertrud die Wandlung von dem unbewußten, träumerischen Leben eines sinnigen Mädchens zur bewußten Jungfrau aus:

> So mögen die lieblichen Kinder der Natur, die holde Welt der Blumen, sich träumerisch wiegen im Sonnenglanz, ihnen droht kein Erwachen. Das Leben des Menschen ist kein Garten, wo zarte Hände jedes Pflänzchen sorgsam schützen vor rauher Berührung. Das ist ein vielverschlungenes Labyrinth, wo es heißt, sich selbst einen Pfad suchen mit scharfem Blick und sich einen festen Punkt erobern für den eigenen Fuß.

Gertrud ergreift zuerst das Nächste: sie wird Erzieherin, und zwar zieht sie als Demokratentochter in ein polnisches Haus, in die Molewski'sche Familie. Bald vertauscht sie diesen Beruf, der ihr keine Befriedigung gewährt, mit dem ärztlichen, bei dem sie ihr Bruder, ein Arzt, unterstützt. Dieser oder vielmehr die Verfasserin öffnet ihr die Hörsäle der Universität, und „kein Spott heftet sich an ihre Fersen“. Nach vollendeten Studien übernimmt Gertrud in ihres Bruders Anstalt für Heilgymnastik die Frauen und Kinder und findet in dieser Thätigkeit einen befriedigenden Abschluß ihres Strebens. Im Anschluß an diese Anstalt hat die Frau des Dr. Stein einen großen Garten, wo unter ihrer Leitung eine bedeutende Anzahl junger Mädchen Kunstgärtnerei erlernen, die einen zum Vergnügen, die andern um sich einen Erwerb zu begründen. Auch hier ist die Absicht klar, die weibliche Jugend auf naturgemäße Beschäftigungen hinzuweisen.

Wer aber fürchtet, daß bei all diesen Tendenzen der Erzählung das so unentbehrliche und von Hegel als Caprice auf das Individuum bezeichnete Motiv der Liebe fehlt, dem theilen wir zur Beruhigung mit, daß Gertrud

als echtes deutsches, sinniges Mägdlein eine sehr tendenzlose Liebe zu einem Assessor von Rödern fühlte, der aber sich von ihr zurückzog, weil er durch Beziehungen zu einem Demokratenhause seine Carrière gefährdet sah, und daß auch die Liebesgeschichte des Dr. Stein mit der kleinen Kunstgärtnerin, seiner zukünftigen Frau, eine ganz allerliebste Idylle ist.

„Stiefmütterchen" von Paula Herbst (Nr. 5) macht uns mit den Liebes- und Leidensgeschichten sowie einigen Eheschließungen von Jünglingen und Jungfrauen bekannt, die den Zweck haben, müßige Stunden angenehm zu verkürzen. Das anspruchslose Wesen der Erzählung, die der Anmuth der Darstellung nicht entbehrt, fordert keine Kritik heraus.

Das letztere läßt sich auch von den „Edeln Frauen" der Angelika von Lagerström (Nr. 6) sagen. Dabei haben sie noch den Vorzug, als wirkliche Frauen der Geschichte anzugehören; so ist die Bekanntschaft mit ihnen eine Bereicherung. Es ist interessant, zu erfahren, daß Marie Edgeworth für Walter Scott eine Art von Vorbild in Bezug auf den historischen Roman war, sodaß er in der Vorrede zu seinem „Waverley" sagt, „er sei nicht so vermessen, zu glauben, daß er den reichen Humor, die Zartheit und den bewundernswerthen Takt erreichen werde, der Miß Edgeworth's Werke durchzieht".

Charlotte Brontë's Lebensgeschichte, die unter dem Namen Currer Bell „Jane Eyre" geschrieben, erweckt ein warmes Mitgefühl: es ist eine Leidensgeschichte in vieler Beziehung.

Eine respectable Zahl italienischer gelehrter Frauen, namentlich aus Bologna, werden uns vorgeführt. Laura Bassi-Verrati, 1711 geboren, 1778 gestorben. Sie war glückliche Gattin und Mutter und Docentin für experimentale Physik. Donna Morandi war 1758 Professor der Anatomie in Bologna. Sie wird als Erfinderin und Verbesserin anatomischer, in Wachs geformter Präparate gerühmt. Clotilde Tamborini wurde 1794 Professor der griechischen Sprache. Marie Gaetana Agnesi war 19 Jahre alt, als sie ihre philosophischen Propositionen herausgab, einige zwanzig, als sie ihre Abhandlung über Kegelschnitte und ihre analytischen Grundsätze schrieb.

Das Buch schließt mit der Biographie von Florence Nightingale, die durch ihre aufopferungsvolle und energische Thätigkeit im Krimkriege allgemeine Berühmtheit erlangt hat.

Wir möchten die ruhige, objective Darstellung dieser biographischen Skizzen als nachahmenswerthes Beispiel für schriftstellernde Frauen hinstellen, da leider bei uns in Deutschland Mangel an Originalität, Mangel an wirklicher Leidenschaft durch Bizarrerien, durch unnatürliche und deshalb unschöne Conflicte ersetzt werden soll. Wem aber die Gabe der Phantasie versagt ist, der fasse die wirklichen Verhältnisse an und suche „die rechte Lebensarbeit", wie sie in den „Edeln Frauen" sich ausspricht.

Feuilleton.

Ein dramatisches Originalgenie.

Der Herausgeber d. Bl. hat im Verlag von Philipp Reclam jun. (Leipzig 1870) auf Anregung dieser Verlagsbuchhandlung „Christian Dietrich Grabbe's sämmtliche Werke" in einer ersten zweibändigen Gesammtausgabe veröffentlicht und mit einer längern Einleitung, Biographie und Charakteristik dieses oft genannten, aber in seinen Werken der gegenwärtigen Generation fast unbekannten Dramatikers versehen.

Man dürfte geneigt sein, Grabbe zu den sonderbaren Käuzen zu rechnen, die es nach dem Ausspruch eines großen Dichters „geben muß" und in jeder Nationalliteratur gibt, Spottgeburten von Dreck und Feuer, von Cynismus und Genie, die durch ihre absonderlichen Launen und burlesk gigantischen Gedankensprünge ein Ergötzen hervorrufen, das wenig gemein hat mit den officiellen Wirkungen der Tragödie, wie sie seit den ästhetischen Bulletins des Stagiriten als unerlaßlich für ein regelrechtes Kunstwerk hervorgehoben werden. Wäre Grabbe blos solch ein dramaturgischer Akrobat, der kopfüber von dem Kothurn auf den Sokkus und von dem Sokkus auf den Kothurn voltigirt, so würde man diese Sprünge und Kunststücke der Vergessenheit anheimgeben können.

Doch Grabbe ist mehr als ein Sonderling und dramatischer Turnkünstler; er ist der hervorragende Vertreter eines Kraftstils, dessen Bedeutung für die Literatur stets von neuem hervortritt, wenn die Seichtigkeit der überlieferten Phrase, ein gewisser Vers- und Gedankentrab, der sich wie eine ewige Krankheit forterbt, eine Schablonendichtung schafft, in welcher der Fortschritt der Literatur stagnirt. Solche Epochen treten immer wieder ein; eine mit technischem Geschick ausgeführte, aber gedankenarme Bühnendichtung ohne die Muskeln dramatischer Kraft und Leidenschaft, halb gallertartige Molluske, halb bunte leere Schale, bemächtigt sich der Bühnen, wie dies auch zu Grabbe's Zeiten der Fall war. Dann aber, und auch für alle Zukunft, sind Dramen wie die von Grabbe Wahrzeichen einer ursprünglichen Kraft, und aus diesem Quell kann auch die verirrte Bühnendichtung neue Verjüngung schöpfen.

Ferner hat Grabbe, wenn er auch, durch sein körperliches Befinden und durch seine Lebensverhältnisse sowie durch seinen Trotz gegenüber den bestehenden Bühnenformen verhindert, kein ganzes Kunstwerk gedichtet hat, einzelne Situationen von so markiger dramatischer Kraft und von einem so großen Stil des dramatischen Pathos geschaffen, daß er schon deshalb unter unsern Dramatikern immerhin eine der ersten Stellen einnimmt.

Bisher sind Grabbe's Werke noch nicht in einer Gesammtausgabe erschienen. Ueber die Ursachen der so frühen und befremdenden Verschollenheit des Dichters sagt die Einleitung:

„Zunächst ist Grabbe mit seinen Dramen nicht auf die deutsche Bühne gedrungen; ein Dramatiker aber, dessen Stücke nicht gegeben werden, fällt leicht der Vergessenheit von seiten des Publikums anheim, so nachdrücklich auch die literarische Kritik auf seine hervorragende Begabung aufmerksam machen mag. Auch hat nach Grabbe's Tod keiner unserer experimentirenden Dramaturgen es übernommen, eins seiner Stücke für die Bühne einzurichten und so dem Genius des Dichters eine verspätete Huldigung darzubringen, wie dies doch mehrfach bei den Dramen von Heinrich von Kleist geschah, welche auch während ihr Verfasser lebte nicht zur Aufführung gekommen waren, nach seinem Tode aber, in verschiedener Bearbeitung, die Runde über die Bühnen machten. Die meisten Dramen von Grabbe erweisen sich allerdings noch spröder gegen die Bühneneinrichtung als die Dramen von Kleist, und die letzten Schöpfungen des Dichters verzichten mit ihren großartigen Massentableaux und Schlachtbildern ganz auf eine Darstellung durch scenische Mittel. Der zweite Grund, daß Grabbe bereits zu einer literargeschichtlichen Größe geworden ist, deren Werke nur dem Namen nach bekannt sind, liegt aber darin, daß niemals eine Gesammtausgabe derselben erschienen ist, und daß derjenige, welcher dem Dichter näher treten will, sich die

einzelnen Schriften desselben mühsam zusammensuchen muß, eine Arbeit, deren sich nur der Literaturforscher in Deutschland unterzieht, während das größere Lesepublikum gegenwärtig durch bequeme und handliche Ausgaben verwöhnt ist, welche ihm selbst den Genuß der entlegensten Literaturschöpfungen in müheloser Weise vermitteln. Hierzu kommt, daß überhaupt nur zwei Dramen Grabbe's: «Don Juan und Faust» und «Napoleon oder die hundert Tage» in zweiter Auflage und in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden buchhändlerischen Gestalt erschienen sind, während die meisten Werke des Dichters nur in einer fast ungenießbaren und unzugänglichen Form, unrevidirt, entstellt durch zahlreiche Druckfehler vorliegen, durch Druck und Papier ausgeschlossen von jedem Verkehr mit der eleganten Welt."

Ueber die Principien, welche den Herausgeber leiteten, heißt es am Schluß der Einleitung:

„Wir glaubten durchaus eine vollständige Ausgabe sämmtlicher Werke Grabbe's geben zu müssen, denn was die Kenntnißnahme derselben wesentlich beeinträchtigte, war ja eben die Mühe, die disjecti membra poëtae zusammensuchen zu müssen, und zwar aus veralteten und geschmacklosen Drucken, welche den Anforderungen der Gegenwart nicht entsprechen. Es war nothwendig, eine gleichartige Interpunktion und Orthographie einzuführen und namentlich die geschmacklose Häufung der Gedankenstriche, so charakteristisch sie für eine in kurzathmigen Lakonismen sich gefallende Dichtweise sein mag, etwas zu mindern. Die neuen bereits revidirten Auflagen von «Don Juan und Faust» und «Napoleon» gaben hierfür erwünschte Anhaltspunkte. Aufgenommen haben wir überdies zum Abschluß einer Folge, in welcher die größern Werke nach chronologischer Anordnung den kleinern Stücken, Lustspielen, Fragmenten vorausgehen, noch die interessante und höchst zeitgemäße «Abhandlung über die Shakspearomanie» und die Kritiken über «das Düsseldorfer Theater». Denn so ephemer Theaterkritiken an sich sind, und so vergessen bereits die Künstler sein mögen, denen Grabbe seine kritische Theilnahme schenkte, so bezeichnet doch die Immermann'sche Direction in Düsseldorf ein nicht unwichtiges Moment in der Entwickelung deutschen Theaterwesens, und andererseits enthalten die Grabbe'schen Kritiken eine Fülle geistreicher Gedanken und treffender Bemerkungen. So übergeben wir diese Gesammtausgabe dem Publikum in der Ueberzeugung, damit einem halbvergessenen Dichter eine Ehrenrettung zutheil werden zu lassen, und gleichzeitig jedem für dichterische Schönheit empfänglichen Gemüth eine Fundgrube reicher Genüsse zu eröffnen; denn daß diese dichterischen Schönheiten in dramatischer Einkleidung und in einer unaufführbaren Form verborgen sind, kann ihrem Werth so wenig Eintrag thun, wie die gleiche Einkleidung alle die genialen Byron'schen Schöpfungen, einen «Kain», «Manfred» u. a. dem Genuß der Mit- und Nachwelt entfremdet hat."

Das Dichterleben Grabbe's, das mit Benutzung der verschiedenen Mittheilungen und Sichtung der oft sich widersprechenden Nachrichten und Urtheile der Biographen geschildert ist, liest sich wie ein Roman, allerdings wie ein Roman aus der Zeit der Sturm- und Drangepoche, wo die Hyperbel der Dichtung stets durch die Noth des Lebens corrigirt wurde. Eine Fülle pikanter Anekdoten ist in der Biographie verstreut; Grabbe selbst hatte einen grotesken Schlagwitz, und seine Lebensgewohnheiten, so verhängnißvoll sie für die Entwickelung des Dichters sein mochten, hatten fast alle auch eine burleske Seite. Das Kolossale seiner Hyperbeln war übrigens bei ihm nichts Gemachtes und Gesuchtes; es lag in seinem ganzen Wesen; auch im gewöhnlichen Leben bediente er sich dieser tropischen Mitrailleusen, wo ein anderer sich mit einem einfachen Kernschuß genügen ließ. So z. B. wünschte er einem seiner Feinde, „der Kerl müßte an einem riesengroßen Rasirmesser in die Höhe kriechen", einer der frommsten Wünsche, der nur in einer an extreme Bilder gewöhnten Phantasie Wurzel schlagen konnte.

Man kann die dramatische Production Grabbe's in drei große Perioden theilen. Die erste, die Sturm- und Drangperiode, wenn man von einer solchen bei einem Dichter sprechen kann, der zeitlebens den Sturm und Drang nicht zu überwinden vermochte, wird charakterisirt durch Uebertreibung in den Handlungen, den Charakteren und des Ausdrucks, die an Verzerrung grenzen, aber auch durch eine Macht des Schwungs und der Leidenschaft, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Das Trauerspiel „Herzog Theodor von Gothland" war das Jugendwerk, das solche Gewaltsamkeit zur Schau trug. Die Einleitung nennt es eins der ungeheuerlichsten dramatischen Producte aller Zeiten mit einer abenteuerlichen Composition, einem convulsivischen Streben nach titanischer Größe und einem Tiefsinn, der kaum eine andere Form fand als die Blasphemie, um sich mit dem Weltgeheimniß auseinanderzusetzen. Das Chaotische der Composition, das Crasse, Abstoßende, Widerwärtige dieser in Greueln schwelgenden Melpomene wird scharf analysirt; dann aber heißt es:

„Es scheint, als ob dies Trauerspiel nach seinem Stoff und Inhalt, nach seiner Anlage und Ausführung nur das Interesse einer literarischen Curiosität haben könne und unter den in Spiritus aufbewahrten Misgeburten der dramatischen Muse seinen Platz finden müsse. Und nicht minder erscheint es fraglich, ob die Gesammtausgabe eines Dichters auch den Ansprüchen zu genügen habe, die man eben an ein literarhistorisches Curiositätencabinet stellt. Dennoch ist diese in vieler Hinsicht einem dramatischen Monstrum vergleichbare Dichtung keineswegs aus Grabbe's Schriften zu verbannen. Ihre Bedeutung für den Entwickelungsgang des Dichters wollen wir nicht einmal betonen; denn es ist manches wichtig für die Entwickelung der Poeten, was doch der Nation gleichgültig sein kann, und man müßte bei consequenter Durchführung dieses Princips manches Verfehlte und Schülerhafte mit aufnehmen, was doch nur bei gelehrten, historisch-kritischen Ausgaben statthaft ist. Der selbständige Werth einer Dichtung kann allein endgültig über ihre Aufnahme und Zurückweisung entscheiden. Nun ist aber im «Herzog von Gothland» nicht nur bereits der ganze Grabbe enthalten, sondern das Trauerspiel enthält auch Stellen von einer so großartigen Schönheit, von einem so berauschenden Schwung und dämonischen Tiefsinn, daß sie verdienen, unserer Nationalliteratur nicht verloren zu gehen. Bei allem Uebertriebenen und Verzerrten des vorzugsweise hyperbolischen Ausdrucks erreicht die Diction an andern Stellen wahrhaften Odenschwung, hier und dort herrscht ein Ausdruck der Empfindung von ureigener Innigkeit und Wärme oder eine Prägnanz und charakteristische Schärfe, wie sie nur hervorragenden dramatischen Talenten eigen zu sein pflegt. Das Colorit der nordischen Landschaft ist durchweg stimmungsvoll und contrastirt in fesselnder Weise mit jenen tropischen Phantasien des Mohren Berdoa, über welchem der Gluthauch des Südens zittert. Grabbe's Landsmann, Freiligrath, verdankt den Anregungen dieser ersten urwüchsigen Tragödie des später von ihm verherrlichten Dichters offenbar manche Inspiration zu seinen Pol- und Wüstenbildern. Was aber an Weltschmerzdichtung später zum Vorschein kam, erscheint schwächlich neben diesen grandiosen Ausbrüchen des Weltekels und einer, man möchte sagen, gigantischen Blasirtheit, wie sie diese befremdliche Schöpfung eines jugendlichen Dichters charakterisirte, dessen Muse bald durch ihr Medusenhaupt entsetzt, bald greisenhaft gespenstig mit dem Kopfe wackelt."

Die zweite Epoche bezeichnet den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens, die schöne Mitte seiner Dichtweise. Ihr gehören „Don Juan und Faust" an, eine Dichtung, die einen Byron'schen Geist athmet, die durch Schwung und Tiefe der Gedanken wie durch die Vorliebe für große landschaftliche Perspectiven und begeisterte Naturschilderung dem britischen Dichter verwandt ist. Die Anregungen der Dichtung finden sich bei Nikolaus Lenau wieder, der einen „Faust" und einen „Don Juan" gesondert dichtete:

„Bei allen großen Schönheiten dieser Dichtwerke möchten wir doch der Grabbe'schen Tragödie den Vorzug geben; es ist mehr geniale Ursprünglichkeit und jener Lapidarstil darin, welcher den Worten und Sentenzen ein unvergängliches Gepräge leiht. So grandiosen Gedankenwurf, wie ihn der erste Faustmonolog auf dem Aventin in Rom zeigt, solche tiefe Schwär-

merei der Leidenschaft, wie sie die Faustscenen zwischen Faust und Anna auf dem Montblanc athmen, werden wir in dem Nikolaus Lenau'schen «Faust» vergeblich suchen; und auch die kecke Bizarrerie in den Einfällen, Reden und Thaten Don Juan's hält vollkommen den Vergleich aus mit allem, was Nikolaus Lenau in seiner gleichnamigen nachgelassenen Dichtung bietet. Schon um dieses «Don Juan und Faust» willen, der, wenn auch nicht neben Goethe's Dichtung, doch neben denen Byron's und Nikolaus Lenau's ganz ebenbürtig dasteht, verdient es Grabbe, der Nation wieder nachdrücklich in Erinnerung gebracht und zur dauernden Aneignung empfohlen zu werden. In der That darf man es nur der Unbekanntschaft mit diesem Dichter zuschreiben, wenn so viele seiner Sentenzen, die in geistiger Tragweite und lapidarem Gepräge nicht hinter denen Shakspeare's und Byron's zurückstehen, bisher nicht Bürgerrecht in unsern Albums und Mottos und unter den geflügelten Worten gefunden haben."

Die beiden Hohenstaufendramen: „Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI.", reich an Zügen von Größe und Mächtigkeit und genialem Schwung, trotz der Ungunst des Stoffs und der undramatischen Zersplitterung, und „Napoleon oder die hundert Tage", ein Stück voll Frische und kriegerischen Feuers, voll meisterhafter Volksscenen, in denen ein wahres Feuerrad von Epigrammen sprüht, gehören ebenfalls dieser mittlern und besten Epoche des Dichters an, obgleich in der Napoleon-Tragödie, namentlich in der zweiten Hälfte derselben, sich bereits jene Wendung zum paradox Lakonischen und episch Zerfahrenen bekundet, welche seine beiden letzten Tragödien charakterisiren. Ueber diese Dramen, welche die dritte, mit der unglücklichsten Lebensepoche des Dichters zusammenfallende Periode seines Schaffens bezeichnen, sagt die Einleitung:

„Es fehlt nicht an kritischen Stimmen, welche den letzten Tragödien: «Hannibal» und der «Hermannsschlacht» den Preis ertheilen unter Grabbe's Dramen. Wir können uns ihnen nicht anschließen. Diese Tragödien tragen den Stempel einer zerrütteten Dichterkraft; sie sind als Fragmente geboren, es sind gedichtete Ruinen. Man könnte sie auch als Tragödien in Epigrammen bezeichnen. Alles spitzt sich in ihnen zum Epigramm zu, der Dialog, die Situation. Es sind nicht Skelete, aber es sind bloßgelegte Muskeln der Tragödie. Hermann Marggraff nennt irgendwo Grabbe den Michel Angelo des Trauerspiels. Gewiß hat er Verwandtschaft mit diesem markigen, ins Kolossale verliebten Genius; doch in den letzten Stücken fehlt die künstlerische Ausführung, die auch das kühnste Werk des italienischen Meisters adelt. Wir haben es mit nur wenig behauenen Marmorblöcken zu thun; es sind Andeutungen des Genius; aber das genügt nicht in der Kunst. Der concentrirten gewaltigen Kraft fehlt jede Ausdehnung; und so wird die Explosion ihre einzige Lebensäußerung. Die Fehler der Shakspearomanie, welche Grabbe in seinem Aufsatze selbst gegeiselt hat, der fortwährende Scenenwechsel, das Springen über Raum und Zeit, die gänzliche Verachtung der üblichen Bühnenform, die in der «Hermannsschlacht» ihren Gipfelpunkt erreicht, indem sich zuletzt die Handlung nur nach Tagen und Nächten gliedert, der Mangel an einer concentrischen Einheit, an jeder Spannung und Entwickelung, die Auflösung des Dramas in das Epos — alles das tritt in diesen letzten Tragödien in einer fast grotesken Weise hervor. Die Verbitterung, der Hohn, der Trotz, welcher den Menschen Grabbe erfüllte, welcher sich vielfach im Inhalt der Tragödien, namentlich des «Hannibal» spiegelt, prägt sich auch in dieser, wir möchten sagen geklecksten dramatischen Form aus, welche die Anforderungen der Bühne wie mit grimassirendem Spott verlacht und alle Vermittelungen und Uebergänge, den Reiz und Schwung der dichterischen Einkleidung verschmäht, welche die frühern Stücke Grabbe's mit so reichen Schönheiten ausstatteten. Gleichwol enthalten der «Hannibal» und die «Hermannsschlacht» Stellen und Scenen, wie sie nur Grabbe schaffen konnte; die Charakteristik zeigt einen grandiosen Wurf; die Lakonismen des Ausdrucks haben stets etwas Schlagkräftiges, oft etwas Erhabenes."

Der hier erwähnte Aufsatz über die Shakspearomanie, gegen den übertriebenen Shakspeare-Cultus der damaligen Romantiker und ihrer Schule gerichtet, ist noch heutigentags sehr lesenswerth:

„Die Schattenseiten des britischen Dichters werden, bei aller warmen Anerkennung seines Genies, mit Schärfe hervorgehoben, namentlich aber sein verhängnißvoller Einfluß auf die Dichtweise der damaligen dramatischen Epigonen, die grassirende Nachahmung und Nachbeterei, die Uebertreibungen der Schüler und der Despotismus einer Kritik, welche das Unendliche in einer Person, in Shakspeare bannen will. Goldene Worte spricht Grabbe gegen den Schluß hin über die Anforderungen einer deutschen Dramatik; er betont die Fortschritte des Jahrhunderts auf allen geistigen Gebieten gegenüber dem Shakspeare'schen Zeitalter und erwartet Talente, welche Shakspeare überbieten, indem sie alle Fortschritte der Zeit in sich aufnehmen."

Von kleinern Dramen enthält die Sammlung das tragische Spiel: „Nanette und Marie", das geniale Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", das Märchen: „Aschenbrödel", die unvollendete Tragödie: „Marius und Sulla", und kleine Fragmente aus zwei Dramen: „Christus" und „Alexander der Große".

Möge diese Sammlung der Grabbe'schen Schriften dazu beitragen, die todte, aus der Literaturgeschichte schöpfende Theilnahme für ein namhaftes Talent in eine lebendige zu verwandeln, welche aus den Dichtungen selbst Wesen und Charakter desselben zu erkennen sucht.

Bibliographie.

Arneth, A. v., Geschichte Maria Theresia's. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege 1748—1756. Wien, Braumüller. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Kloster. Novelle in fünf Briefen von G. Gräfin S. Berlin, C. Duncker. 8. 15 Ngr.

Brieger, A., Krösus und Adrastus. Ein Gedicht. Posen, Jolowicz. 32. 10 Ngr.

Byr, R., Zwischen zwei Nationen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1871. 8. 3 Thlr.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 4ter Thl. 4te Abth.: Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Ernst, C., Die Ewigkeit, deren Gewißheit, Wichtigkeit und daraus hervorgehende Verpflichtungen. Berlin, Heinersdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Europa im Lichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 1800. — 1870. — 1900. Ein politischer Rundblick und Mahnruf von einem preußischen Conservativen. Brandenburg, Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Puschl, C., Ueber eine kosmische Anziehung, welche die Sonne durch ihre Strahlen ausübt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Riehl, A., Realistische Grundzüge. Eine philosophische Abhandlung der allgemeinen und nothwendigen Erfahrungsbegriffe. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 12 Ngr.

Salomon, L., Unter dem Halbmond. Heimatliche Novellen. Mit einem Vorwort von G. Hesekiel. Halle, Barthel. 8r. 8. 1 Thlr.

Scherer, W., Deutsche Studien. I. Spervogel. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Schlagintweit, R. v., Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlesinger, L., Geschichte Böhmens. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Leipzig, Brockhaus. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erfurter Schnozeln. 3tes Bdchn. Erfurt, Körner. Gr. 16. 10 Ngr.

Schücking, Luther in Rom. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen. 3ter Bd. Berlin, Hoffmann. 8. 1 Thlr.

Shakspere's Sonette, deutsch von B. Tschischwitz. Halle, Barthel. 16. 12 Ngr.

Sonnenburg, F., Burg Bentheim. Nach alten Sagen erzählt. 1ste Novelle. Burgsteinfurt, Falkenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Streiflichter auf die akademischen Gutachten über die Zulassung von Realschul-Abiturienten zu Facultäts-Studien. Von einem Realschullehrer. Berlin, Landau. Gr. 8. 5 Ngr.

Ulrici, H., Zur logischen Frage. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 20 Ngr.

Vahlen, J., Otto Jahn. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

Margarethe Verflassen. Ein Bild aus der katholischen Kirche. Hannover, Meyer. 8. 25 Ngr.

Wachenhusen, H., Satan's Mausefallen. Bade-Photographien. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 10 Ngr.

Wolfram, F., Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung. Von Schiller's Tod bis zur Gegenwart. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zelle, F., Der Unterschied in der Auffassung der Logik bei Aristoteles und bei Kant. Berlin, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, R., Samuel Clarke's Leben und Lehre. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Ngr.

Zingerle, I. v., Findlinge. II. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 22½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 35. —— 25. August 1870.

Zur Geschichte Napoleon's I.

(Beschluß aus Nr. 34.)

1. Geschichte Napoleon's des Ersten. Von P. Lanfrey. Aus dem Französischen von C. von Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Sacco Nachfolger. 1869—70. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Ngr.
2. Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers. Von Jules Barni. Verdeutscht von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir glauben zweckmäßig zu verfahren, wenn wir bei der fernern Besprechung des Lanfrey'schen Werks das Buch von Jules Barni: „Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers" (Nr. 2), heranziehen; einestheils um Wiederholungen zu vermeiden, anderntheils weil beide Schriftsteller nahezu denselben Gegenstand behandeln und meistens zu demselben Resultate gelangen.

Das Buch von J. Barni, welches er selbst als „eine historische und moralische Studie" bezeichnet, liegt uns in der zweiten (pariser) Ausgabe vom Jahre 1869 vor; es ist, einige Anmerkungen abgerechnet, eine getreue Reproduction der ersten (genfer) Ausgabe vom Jahre 1865. Den Hauptinhalt des Buchs bilden zwölf Vorlesungen, welche der Verfasser im Jahre 1863 im Saale des Großen Raths zu Genf hielt, und in denen er als Kritiker des Hrn. Thiers die Geschichte Napoleon's I. vom 18. Brumaire 1799 bis zu dessen Ende auf St.-Helena verfolgt. So phrasenhaft, schwülstig und breit die „Geschichte des Consulats und des Kaiserthums" von Thiers ist, so knapp, gedrängt und kernig ist die Darstellung von Barni, der allerdings nicht zur Vergötterung des Napoleonismus beiträgt und weniger die Fehler und Mängel, als die Sünden und Verbrechen Napoleon's I. aufzählt.

Von Aegypten nach Paris zurückgekehrt, suchte Napoleon, der Mann des Schwerts, vor allen Dingen die Hülfe von Sieyès, dem Mann der Kirche, um das Werk des 18. Brumaire zu vollenden. Wir zweifeln, ob Lanfrey recht hat, wenn er (Bd. 1, Kap. 12, S. 339) meint: „Hätte die französische Republik (zur Zeit des 18. Brumaire) einen Cato besessen, so wäre ihr der Cäsar vielleicht erspart geblieben." Ein moderner Cato hätte die französische Republik ebenso wenig gerettet, wie der alte Cato die römische zu retten vermochte. Unter der Larve eines Republikaners ward Napoleon zum Mörder der Republik. Seinen einzigen, noch übrigen Nebenbuhler, den General Moreau, machte er für sich unschädlich, indem er denselben mit in sein Verbrechen verwickelte. Lanfrey wie auch Barni bezeichnen die That des 18. Brumaire als einen Act des Verraths, der Lüge und der Gewalt, als den Triumph des brutalen Zwangs im Bunde mit List und Trug, als das Wiederaufleben des Cäsarismus in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts und der Revolution. Während Thiers in dem ganzen Kapitel, in dem er diesen empörenden Gewaltstreich ziemlich treu berichtet, nicht ein Wort für den damit begangenen Frevel übrig hat, erklärte Jules Favre am 24. Juni 1870 in der Specialdebatte über das Gesetz, betreffend die Ernennung der Maires durch die executive Gewalt:

> Wenn der Convent in der ersten französischen Revolution die municipalen Freiheiten geschädigt hat, so hat das für mich keine Bedeutung; denn niemand beklagt mehr als ich die tyrannischen Maßregeln, welche diese große Versammlung getroffen hat. Aber der eigentliche Vernichter der Gemeindefreiheit war der 18. Brumaire des Jahres 1799, und doch will man jetzt gerade an die Gesetzgebung jener Zeit anknüpfen. Ich fürchte in der That, daß man in der Huldigung zu weit geht, wenn man für ein rettendes Genie den Mann nimmt, der Frankreich nur einen ephemeren Ruhm gegeben und es später zum Ruin und zur Demüthigung geführt hat.

Bei diesen Worten unterbrach Hr. Schneider, der Präsident des Gesetzgebenden Körpers, den muthigen und eloquenten Redner mit der Bemerkung: „Er hat es jedenfalls zu einem Ruhme geführt, welcher in dem Gefühle

Kaiser durch den Helden so vieler ruhmwürdiger Schlachten entzückt wurde; er fügt aber als charakteristisch für Napoleon hinzu:

> Niemand konnte wie er freundlich und herrisch, einschmeichelnd und hochmüthig sein, aber er war bei dem allen maßlos wie ein Mann, der seines Eindrucks sicher und gewöhnt ist, zu blenden, hinzureißen und sich immer auf der Bühne zu zeigen. Daher wurde er auch leicht schwülstig, wenn er edel, trivial, wenn er einfach sein wollte, und war im Stande, eine italienische Harlekinade mitten in eine Tirade à la Talma hineinzuwerfen.

Daß seine bekannten heftigen Zornausbrüche häufig fingirt waren, kann selbst sein Lobredner Thiers nicht wegleugnen.

Die Erweiterungen und Verwandlungen der „Napoleonischen Legende" bezüglich alles dessen, was zur Person Napoleon's I. gehört, erstrecken sich bis auf seine Hirnschale. Es gibt nämlich auch, wie Barni S. 236 fg. sich ausdrückt, „eine kraniologische Legende Napoleon's". Diese Legende hat Victor Hugo zu den hyperbolischen Versen in den „Chants du crépuscule" begeistert:

> Ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
> Du globe impérial! *)

Auch der Geschichtschreiber des Consulats und des Kaiserreichs hat nicht verfehlt, sie vorzubringen, indem er berichtet, Napoleon habe „den größten Kopf gehabt, dessen Vorhandensein durch die anatomische Wissenschaft constatirt" sei. Nun beweist aber Barni a. a. O., daß die anatomische Wissenschaft das gerade Gegentheil constatirt hat, indem er das Zeugniß eines denkenden Physiologen und ebenso guten Beobachters wie geistreichen Schriftstellers, Louis Peisse, anführt. Dieser sagt nämlich:

> Was an Napoleon's wirklichem Kopfe zuerst auffällt, ist die Kleinheit des Schädels. Die Büste Canova's und besonders auch die von Chaudet, sowie das Brustbild auf den Münzen, haben die wahre Dimension des Schädels Napoleon's und namentlich die der Stirngegend dergestalt übertrieben, daß gegen dies ideale Maß gehalten der wirkliche Schädel klein, ja winzig erscheint. Indessen ist er äußerst wohl proportionirt, sowol im Verhältniß zu dem Gesicht, wie zu dem ganzen Körper. Da sein Umfang 20 (pariser) Zoll 10 Linien beträgt, bietet seine ganze Ausdehnung durchaus nichts Merkwürdiges dar; es ist das eine der gewöhnlichsten Dimensionen. Unter zehn Köpfen erwachsener Männer beträgt bei mehr als fünfen der Umfang des Schädels 20—21 Zoll, sodaß also Napoleon's Hirnschale, was ihre vermeinte außerordentliche Größe betrifft, nichts vor der des dümmsten seiner Kammerherren voraushatte. Ich habe den Stirnwinkel gemessen: er beträgt in natura, nach der Gipslarve von Antommarchi, nicht über 75 Grad, auf einer Bronzemedaille dagegen 90 Grad und darüber. Nun ist es begreiflich, daß mit einer Zugabe von 15 Graden die Künstler ihren Napoleon mit einer Stirn nach dem Muster der des olympischen Zeus modelliren konnten. In Wirklichkeit war die Stirn, phrenologisch gesprochen, ziemlich mittelmäßig; es ist dies eine Thatsache, die jeder aufrichtige Beobachter zugeben wird. Der einfache Augenschein genügt, um sich davon zu vergewissern, und das Maß des Winkels (von 75 Grad) ist ein mathematischer Beweis, der keinen Widerspruch leidet.

Als Dr. Antommarchi Gall's und Spurzheim's phrenologisches System an Napoleon's Schädel erprobte, fiel ihm als erstes unverkennbares Merkzeichen an demselben das Organ der Heuchelei in die Augen.

Auf die Frage, welche heute noch vielseitig discutirt wird, ob Napoleon I. Polen wiederherstellen konnte, und wenn er es konnte, ob er es wollte, antwortet Lanfrey VI, 9 fg.: „Er betrachtete die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens nicht als über seine Kräfte gehend, sondern er wollte sie nicht." Zu demselben Resultat kommt auch Jules Barni S. 255 fg. und begründet seine Ansichten mit den besten Zeugnissen.

Fassen wir alles Gesagte zusammen, so können auch wir nur mit Channing S. 11 sagen, daß, „wer seine mörderische Hand gegen die Rechte und die Freiheit seines Landes erhebt, wer den Fuß auf den Nacken von 30 Millionen seiner Mitmenschen setzt, wer sich allein alle Gewalt in einem mächtigen Reiche anmaßt, dessen Schätze vergeudet, das Blut des Volks wie Wasser vergießt, um andere Nationen zu Sklaven und die Welt zu seiner Beute zu machen, daß ein solcher Mensch, dem kein Verbrechen auf seiner blutigen Laufbahn fremd bleibt, in den Bann des Menschengeschlechts gethan zu werden und auf seiner Stirn ein Brandmal, so schmachvoll wie das des ersten Mörders, zu tragen verdient". So lautet, nach unserer Meinung, das Urtheil der unparteiischen und unbestechlichen Geschichte durch die Stimme Channing's; und wenn man den Usurpator fallen sieht, fallen durch eben die Werkzeuge, deren er sich zu seiner Erhebung bediente (Talleyrand, Fouché u. a. m.), dann erst glaubt man in diesem Schauspiele, welches allen Gewalthabern und Machtanbetern zur Warnung dienen sollte, in Wahrheit die rächende Hand der vergeltenden Vorsehung, die Nemesis der Geschichte zu erkennen.

Vor der ruhigen, historischen Prüfung Lanfrey's, die das Allgemeine wie das Einzelne mit gleicher Schärfe umfaßt, und vor der einschneidenden Kritik Barni's, die unerbittlich die Ausschmückungen und Unwahrheiten der „Napoleonischen Legende" bloßlegt, sinkt die schnell zum mythischen Heros gewordene Gestalt Napoleon's I. sehr zusammen, und statt eines großen Mannes erkennen wir in ihm kaum einen großen General. Es ist kein Zufall, daß die Geschichte Napoleon I. den Beinamen des „Großen" versagt hat.

Zum Schluß wollen wir nur noch kurz auf die ausgezeichnete Einleitung hinweisen, welche der wohlgelungenen Uebersetzung des Lanfrey'schen Werks von Claire von Glümer vorangeschickt ist. Was Jules Barni anbetrifft, so ist derselbe als Verfasser der „Martyrs de la libre pensée", als französischer Uebersetzer der Werke Kant's u. s. w. in der literarischen Welt rühmlichst bekannt. Seinem in Rede stehenden Werke gehen zwei Vorreden des Verfassers und ein Vorwort des talentvollen Uebersetzers voran. Als dankenswerther Anhang ist hinzugefügt: 1) eine Schilderung Napoleon's I. von J. G. Fichte, aus einem Vortrag „Ueber den Begriff des wahrhaften Kriegs", gehalten im Februar 1813; 2) eine geistvolle, retrospective Betrachtung zum hundertsten Geburtstage Napoleon's I. aus der Feder des Uebersetzers, A. Elissen, betitelt: „Französische Thronfolger." Diese Betrachtung schildert in erschütternden Zügen jenes eigenthümliche, seit Jahrhunderten und insbesondere seit den letzten achtzig Jahren über den designirten französischen Thronfolgern waltende Fatum.

Rudolf Doehn.

---

*) Die wundervolle Stirn, der Schädel nach der Form
Des Kaiserapfels weitgewölbt!

Novellen und Romane.

1. Die Missionare. Roman aus der Südsee von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Ein Tendenzroman gegen die Mission, und zwar in erster Linie gegen die protestantische Mission namentlich der Engländer, im weitern Sinne aber gegen die Mission überhaupt, also auch gegen die katholische. Ein adeliches Fräulein, Berchtha von Schölse, wird durch ihren bigoten Vater und einen Missionsprediger bewogen, auf eine Insel der Südsee zu fahren, dort sich mit einem ihr früher ganz unbekannten Missionar zu vermählen und ebenfalls — in Sachen der äußern Mission zu machen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, der deswegen der passendste sein dürfte, weil nach Gerstäcker's Darstellung die Mission von den Engländern ohne tieferes Interesse für Religion und Christenthum wie ein kaufmännisches Geschäft betrieben wird. Die Frau des Missionars findet sich bald enttäuscht: mit Uebergehung der Moral werden den Indianern unverstandene Glaubenslehren vorgetragen; auf die Sabbatsfeier wird mit unnatürlicher, kleinlicher Strenge gehalten, unschuldige Freuden werden streng verboten, die Eingeborenen dürfen z. B. nicht Taback rauchen, keine Blumen in den Haaren tragen, nicht dem nationalen Tanzvergnügen sich hingeben; bei den Frauen wird ein wunderlicher Kopfputz eingeführt, der, nach oben hoch ausgeschweift, hinten einer stumpf abgeschnittenen Kanone gleicht und selbst nach den Schultern hinab ein paar Flügel sendet; die jungen Mädchen, früher gewohnt barfuß zu gehen, müssen sich zum Tragen von Strümpfen, die von europäischen Missionsfreunden ihnen zugeschickt wurden, bequemen, kommen aber damit nicht zurecht und haben sie bald wieder zerrissen; aus den friedlichen Naturkindern werden unnatürliche Culturmenschen mit dem ganzen Gefolge der modernen Civilisation; die Religion wird von einigen Häuptlingen als Mittel zu politischen Zwecken benutzt, und blutige Kriege zwischen den christianisirten und den heidnisch gebliebenen Insulanern sind im Gefolge der Missionsbestrebungen. Mit der Versicherung von der friedlichen Ruhe der Insulaner in ihrem frühern Zustande will freilich nicht stimmen, was wir III, 38 von ihren häufigen Kriegen lesen, die sie mit der größten Grausamkeit zu führen gewohnt seien. Wir empfehlen dem Verfasser zur Berichtigung seiner Ansicht von der vermeintlichen Unschuld dieser Naturmenschen einen gewiß unverdächtigen Schriftsteller, Immanuel Kant, im Anfang seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". Das Fräulein findet sich natürlich enttäuscht und sagt (III, 198):

> Zerstört ist die Heimat glücklicher, guter Menschen, die Gott mit allem gesegnet, was er an Schätzen auf seiner herrlichen Erde barg; muthwillig, mit teuflischer Bosheit zerstört von Menschen, die in dem wahnsinnigen Glauben gehalten wurden, daß sie damit ein Gott wohlgefälliges Werk thaten, während sie nur den Zielen ehrgeiziger, schlechter Menschen dienten.

Besonders empört sie sich über den Misbrauch, der mit der Lehre von den ewigen Höllenstrafen getrieben wird, um die Heiden über das Los, das ihre Verwandten im Jenseits betroffen hat, zur Verzweiflung zu bringen und der Mission in die Arme zu treiben. Nachdem ihr Gatte in dem Bürgerkriege zwischen heidnischen und christlichen Insulanern gefallen ist, sagt sie der Mission Lebewohl, kehrt mit ihrem Diener Klaus, dem Vertreter der nüchternen, rationellen Ansicht über die Mission, nach Hause zurück und erklärt, daß sie auch aus dem in ihrem Wohnort bestehenden Missionsverein austrete, solange dieser nämlich das Ziel verfolge, „Geld und andere Artikel hier im Lande zu sammeln und über See zu Leuten zu schicken, die kein Bedürfniß dafür haben, während hier im Vaterlande die Armen Mangel leiden".

In einem Tendenzroman tritt natürlich die Tendenz vor und die ästhetischen Anforderungen, denen jedoch der Verfasser im allgemeinen entsprochen hat, treten zurück. Gerstäcker sagt ausdrücklich in der Vorrede, er habe fast nichts erfunden, sondern nur eine Kette von Thatsachen hingestellt und zwar diese mit den verschiedenen Missionsschriften selber belegt. Er hat aus eigener Anschauung gesehen, wie die fortwährenden Geldsammlungen für die Heiden zum großen Theil verwandt werden; er hat in vielen fremden Ländern beobachten können, in welcher Weise das Christenthum verbreitet und von den verschiedenen Stämmen aufgefaßt wurde:

> Nichts habe ich von den Verfolgungen der verschiedenen Sekten untereinander erzählt, die viel, viel Blut, besonders auf Tahiti gekostet haben und sogar, wie z. B. auf Neuseeland, nicht allein zwischen Protestanten und Katholiken, nein, sogar unter protestantischen Sekten selber stattfanden. Ich habe treu und wahr zu schildern versucht, was wirklich geschehen ist und noch bis auf den heutigen Tag geschieht.

Den objectiven Thatbestand zu prüfen, würde uns zu weit führen. Die Heidenblätter, Missionsmagazine u. dgl. Zeitschriften mögen sehen, wie sie mit dem vielgereisten Gerstäcker fertig werden.

2. Kaufmann und Aristokrat. Roman von Wilhelm Otto. Zwei Theile. Berlin, Wegener. 8. 2 Thlr.

Auch dieser Roman ist offenbar ein Tendenzroman, aber in einem ganz andern Geist als Gerstäcker's Werk, denn er kämpft im Sinne Wichern's oder der Kreuzzeitung für die Innere Mission, predigt die Umkehr von einer toll gewordenen Wissenschaft zum frommen Glauben der Väter, führt dem Kaufmannsstand die Gefahr zu Gemüth, durch materialistische Gesinnungen das Heil der Seele zu verscherzen, und verlangt in dem Abschnitt, der als lebendiger Mittelpunkt des Ganzen zu bezeichnen ist, in dem Testament des alten Grafen, vom Adel, wenn er überhaupt eine Zukunft haben soll, Buße und Rechtgläubigkeit. Damit ist das Buch hinlänglich gekennzeichnet. Aesthetisch betrachtet erhebt es sich nicht über den Mittelschlag. Mehrere Abschnitte erinnerten mich lebhaft an Schiller's Sinngedicht auf Klopstock's „Messias":

> Religion beschenkte dies Gedicht.
> Auch umgekehrt? Das fragt mich nicht.

Außerdem finden sich mehrere Beiträge zu der immer mehr einreißenden Sprachverwilderung; so z. B. I, 136: „Aufmerksamkeit des Weins" statt: „auf den Wein"; fast immer „wie" nach einem Comparativ, eine unberechtigte Eigenheit, die übrigens weit mehr im Norden als im

Süden Deutschlands zu Hause ist; II, 169: „sich das Lieferungsrecht begeben", und noch viele andere falsche Constructionen. Der Verfasser merke sich, daß die Sorge für das Heil der Seele mit der Sorge für einen grammatisch richtigen Ausdruck sich recht wohl verträgt.

3. Modern. Roman von Adelheid von Auer. Zwei Bände. Berlin, Lesser. 8. 1 Thlr.

Dieser Roman verfolgt einen ähnlichen Zweck wie der von Wilhelm Otto, aber ohne die jener Richtung anklebende Einseitigkeit und die damit zusammenhängende Beeinträchtigung des ästhetischen Elements. Die Verfasserin schildert in Briefen — eine glücklich gewählte Form — das von ihr miterlebte Schicksal einer Familie, die, vom Schwindel der modernen Zeit erfaßt, ihre Tage in Wohlleben und Mammonsdienst zubringt, bis durch den plötzlichen Tod des Familienvaters die Täuschung über den Vermögensstand zerrinnt und die Kinder gezwungen werden, durch eigene Thätigkeit sich eine gesellschaftliche Stellung zu erringen. Die Darstellung ist belebt und anziehend. Wir führen den Schluß an:

Ein Wort wollen wir streichen aus dem tonangebenden Lexikon unserer Sprache, und das ist die Mode, und ein anderes an die Stelle setzen, ich meine Sitte im engsten, untrennbarsten Zusammenhang mit Sittsamkeit; zwei andere, jetzt nicht streng geschiedene wollen wir zusammenzufügen versuchen, Vergnügen und Pflicht.

4. Aus der Ehewelt. Roman von L. S. Braun. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Folgende Stelle in diesem Werke erinnert an die Klage des soeben besprochenen Romans über die moderne Verbildung, und dieses Zusammentreffen ist ein Beweis, daß solche Klagen nicht ganz aus der Luft gegriffen sind. Eine Regierungsräthin in Berlin sagt:

In unserm Residenzleben ist jeder so überbeschäftigt, daß nicht alle Aeltern, wenn sie auch selbst dazu befähigt wären, so viel eigenes Interesse und Sorgfalt auf die geistige Entwickelung und Ausbildung ihrer Töchter verwenden können. Sie schicken sie in Erziehungsanstalten und Pensionate, nachdem sie ihren ersten Unterricht in überfüllten Schulen erhalten, und die natürliche Folge von dieser massenhaft gleichmäßigen Erziehungsweise ist allerdings das Verwischen jeglicher Originalität. Die Individualitäten gleichen somit, in geringer Weise nuancirt, einander wie ein Ei dem andern, wozu die ähnlichen Orts- und Verkehrsverhältnisse noch das Ihrige beitragen. Auch der unablässig steigende Luxus, der in keinem Verhältniß zu dem meist sehr geringen Einkommen aller Beamten steht, welche nun einmal einen sehr großen Theil der hiesigen Bevölkerung ausmachen, wirkt hindernd auf den geistigen Aufschwung ein, denn der erforderliche Glanz nach außen kostet eine Menge unverhältnißmäßiger Opfer an Zeit und Mitteln, welche auf andere würdigere Gegenstände verwandt werden könnten, bei denen das innere Leben bessere Nahrung finden würde. Auch die herrschende Vergnügungssucht hat ihren tiefen Grund in den äußern Verhältnissen. Die Aeltern müssen meistens eifrig wünschen, ihre erwachsenen Töchter sobald wie möglich zu verheirathen, um ihre Zukunft gesichert und sich selbst pecuniär erleichtert zu sehen; daher kommt es, daß sie sie willig von Fest zu Fest begleiten und die Töchter, welchen die Motive gutenfalls unbekannt bleiben, an den fortgesetzten Genuß geselliger Vergnügungen völlig gewöhnen.

Die Heldin unserer Erzählung freilich hat eine andere Erziehung genossen, sie ist in einfachen, natürlichen Verhältnissen aufgewachsen, hat neben den Haushaltungsgeschäften die edle Kunst der Malerei erlernt, ist schon mit 20 Jahren ein Mädchen von festem Charakter und entschiedenen Grundsätzen, geräth trotz aller Versuchungen nie auf einen Abweg und weiß auch andern, mit denen sie, nachdem sie in die größere Welt eingetreten, in Berührung kommt, auf den rechten Weg zu helfen. Hier erhebt sich von selbst die Frage, ob dieses vom Zauber reiner Idealität umflossene Mädchen, das sich doch in der Welt so sicher zu bewegen weiß, nicht zu farblos geschildert ist. Unserer modernen Anschauung wenigstens entspricht eine solche Entwickelung ohne alle tiefere Verwickelung nicht recht. Damit hängt zusammen, daß die Darstellung überhaupt etwas breit und einförmig ist; es fehlt das, was der Franzose mit dem Worte verve bezeichnet. Im übrigen gibt der Verfasser eine Reihe wohlgelungener Bilder aus dem Eheleben; da sind unglückliche und glückliche, probehaltige und täuschend überfirnißte Ehen, auch diejenige Klasse, zu der die meisten Ehen gehören, die der halbglücklichen, halbunglücklichen, ist einigermaßen vertreten. Im höchsten Himmel ehelicher Glückseligkeit schwebt natürlich zu gutem Schlusse die über das gewöhnliche Mädchenvolk sich weit erhebende, überall, wo sie hinkam und hinkommt, heil- und segenverbreitende Heldin des Romans Esther Haideborn. Nur ist, wie ich fürchte, ihr Vetter Ernst, der sich ohne Erfolg um ihre Hand bewarb, durch seinen häufigen Aufenthalt bei Esther's Aeltern, die ihn wie ein Kind behandeln und denen er ihren Lebensabend erheitert, noch nicht gehörig in der Ehewelt untergebracht; dieses Bild hat etwas nicht ganz Befriedigendes; es fehlt zudem alle Aussicht auf seine fernere Entwickelung.

Einer unserer ersten Lyriker soll gesagt haben, solange es Backfische gebe, werde es ihm nicht an einem Publikum fehlen. Von diesem Roman läßt sich etwas Aehnliches sagen und hoffen. Die Hauptheldin ist die vom Backfisch zur Braut und Gattin sich entwickelnde Esther Haideborn, um sie scharen sich alle diese glücklichen und unglücklichen Ehen. So wünschen wir denn dem Verfasser, daß er wenigstens den zwanzigsten Theil vom literarischen Erfolg seines lyrischen Gesinnungs- und Geistesbruders erleben möchte.

Sprache und Darstellung verdienen alles Lob, sie sind gewählt und edel. Beiträge zur Sprachverwilderung der Gegenwart sucht man vergeblich.

5. Cavalier und Jüdin. Roman von H. von Schönau. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ich kann mich nicht enthalten, auch hier gleich zu Anfang eine merkwürdige Partie mitzutheilen, die auf unsere modernen Zustände ein schlagendes Licht wirft. Anna sagt in diesem Roman (II, 73):

„Denkt nur, von den «Wahlverwandtschaften» haben sie auch gesprochen, und Mama sagte mir, eine junge Dame dürfe in Gegenwart eines Herrn das Wort gar nicht erwähnen, es sei der Titel von einem ganz entsetzlichen Buche. Ich fragte, ob ich das Buch nicht lesen könnte, auch nicht, wenn ich älter sei, aber doch mit vierundzwanzig Jahren? Nein, nie. Wäre es französisch geschrieben, so würde sie nichts dagegen haben, sagte Mama weiter, die französische Lektüre vermehre meine Sprachkenntnisse, und zudem würde ich die delicaten Stellen auch nicht verstehen. Ganz so dumm, wie die Mama glaubt, bin ich nun doch nicht mehr! Ich versichere euch, der neue französische Roman, den ich jetzt lese, ist himmlisch! und", fügte sie, den Finger an die Lippen haltend, flüsternd hinzu, „es kommt was drin vor!" —

„Es kommt was drin vor!“ wiederholten die andern, beinahe athemlos vor Wißbegierde; „wie heißt das Buch?“ — „Ich will es mit ins Kränzchen bringen, ich weiß die Stelle noch, ich habe sie mir gemerkt, dann könnt' ihr ganz verstohlen auch einmal hineinsehen.“ — „Ach ja! Aber bitte, vergiß es nicht!“

Goethe's „Wahlverwandtschaften“ sind freilich die Achillesferse dieses Romans, und der Verfasser hätte vielleicht mehr in seinem eigenen Interesse gehandelt, wenn er diese Parallele weggelassen hätte. Bei Goethe ist eine Wahlverwandtschaft zwischen Eduard und Ottilie nicht zu leugnen; wie aber kann eine solche zwischen dem Rittmeister Walburg und Magdalene Osthoff stattfinden? Walburg, obgleich erst gegen 30 Jahre alt, ist blasirt, hat eine sündenvolle Vergangenheit, wie er selbst gegen Magdalene Osthoff, die sich durch dieses Geständniß in ihrer blinden Liebe nicht beirren läßt, aufrichtig genug erklärt; über sein Cavalierleben sagt ihm seine Gattin offen ins Gesicht:

„Eure Berufsehre ist ein lächerliches Unding, das nichts gemein hat mit dem wahren Ehrgefühl, welches sich auf Moral gründet und das die wenigsten unter euch kennen! Einen Kamerad (statt Kameraden) im Duell erschießen, im Pferdehandel betrügen, die sauern Ersparnisse der Aeltern in einer Nacht verprassen, einem Freunde im Hazard so hohe Summen abnehmen, daß er ruinirt ist: dies alles, glaube ich, gehört zu den Vorzügen eines Cavaliers! Ein armes junges Ding bethören; einem edeln Mädchen das gegebene Wort nicht halten, die so oftmals beschworene Liebe und Treue, weil sie euch zu tugendhaft ist, oder ihr ein reicheres findet; den Frieden einer fremden Ehe stören, oder die heiligen Gelübde der eigenen brechen: nicht wahr, das nennt ihr Cavaliersünden, zu denen ihr lachend die Achseln zuckt? Die wahre Ehre würde freilich zu Schanden bei alledem, doch euere sogenannte Berufsehre kann vortrefflich daneben bestehen“ u. s. w. Wortlos starrte sie der Gatte an.

Walburg hat nämlich die schöne Jüdin Judith Hallek geheirathet, theils durch ihr Geld, theils durch ihr rasches, halbemancipirtes, aber immer in den Schranken der Sittlichkeit bleibendes Wesen angezogen, wird aber von plötzlicher Liebe zu der siebzehnjährigen Magdalene Osthoff ergriffen. Er hat diese, als sie noch ein Kind war, bei einer Aufführung lebender Bilder vom Flammentod errettet, von dem sie durch die Unvorsichtigkeit einer Fackelträgerin bedroht war; dadurch soll nun die unwiderstehliche Anziehungskraft, die der alte Sünder beim ersten Zusammentreffen auf das als rein und unschuldig geschilderte siebzehnjährige Hoffräulein ausübt, erklärt werden. Ist dies psychologisch wahrscheinlich? Hätte Ottilie, der doch offenbar das Hoffräulein ähneln soll, an diesen Rittmeister ihr Herz verlieren können? Der Verfasser tadelt einmal (durch besagtes Hoffräulein), daß Ottilie gar keine Gewissensbisse spürt über ihre Liebe zu Eduard; wie man nun über diese objective Haltung des Goethe'schen Werks denken mag, jedenfalls hat Goethe die psychologische Wahrscheinlichkeit nicht verletzt. Durch diesen verunglückten Zug ist das ganze Gemälde unsers Romans entstellt, der im übrigen manche schöne, rührende Scenen und gelungene Schilderungen enthält.

6. Künstlerstreben und Alltagsleben. Roman von Feodor Steffens. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel erinnerte mich an Goethe's „Künstlers Erdenwallen“ und „Künstlers Apotheose“. Zur Apotheose kommt es nun freilich in unserm Roman nicht, aber doch zu einer glücklichen, weil auf Wahlverwandtschaft beruhenden Verbindung eines Architekten mit einer Sängerin. Hier kann man wirklich sehen, was Wahlverwandtschaft ist und wie die bereits geschlossene Verbindung zweier Wesen (des Architekten und seiner ersten Braut, einer glänzenden, aber alles tiefern Gehalts ermangelnden Weltdame) durch ein drittes (eben die Sängerin) wieder gelöst werden kann, wenn es mit einem der schon verbundenen in näherer Beziehung steht und dieses nun seine erste Verbindung aufgibt, um mit dem hinzugekommenen eine neue einzugehen. Von diesem wichtigen Gesichtspunkt aus ist der Roman unanfechtbar; die psychologische Begründung ist gelungen.

Was nun das Alltagsleben im Zusammenstoß mit dem Künstlerstreben betrifft, so ist dieser schon öfter dagewesene Gegenstand hier, soweit dies möglich ist, originell und humoristisch genug behandelt worden; z. B. III, 216: „Die Kunst ist so schön, wenn nur das Leben nicht so verdammt kostspielig wäre!“ Der Verfasser hat aber sein Thema, nach meiner Ansicht wenigstens, zu sehr in die Länge gedehnt und unterbricht den ruhigen Gang der Darstellung allzu oft durch allerhand Absprünge, Einschiebsel, Anreden an den Leser und Recensenten. Doch ist dies vielleicht Geschmackssache, weswegen ich kein zu großes Gewicht darauf legen will. Im ganzen liest sich dieser aus ernsten, komischen und sentimentalen Elementen zusammengesetzte Roman recht angenehm. Auf den sprachlichen Ausdruck hätte der Verfasser hier und da mehr Fleiß verwenden dürfen. Ausdrücke wie: „Programms“ statt „Programme“ (diese französirende Pluralform greift immer mehr um sich; ich habe irgendwo einmal „Bräutigams“ gelesen); „unser gute Paul“ statt „guter“ (so öfters im Buch); „Belobigung“ statt „Belobung“, sind zu tadeln. — Mehr Feile!

7. Erzählungen. Die Feuerdore, Erzählung aus dem pfälzer Volksleben. Der Helm von Cannä. Von Otto Müller. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Erzählungen, die weit auseinanderliegen. Die erste gehört den berufenen Dorfgeschichten an, ohne hier eine neue Saite tieferer und reinerer Poesie anzuschlagen. Nach S. 149 ist die Geschichte, die in einem etwas salbungsvollen Moralton vorgetragen wird, in der Hauptsache historisch bestätigt — dies beweist aber noch nichts für ihren poetischen Gehalt. Hingegen ist „Der Helm von Cannä“, d. h. der Helm, den Hannibal bei Cannä getragen haben soll und der 1790 auf originelle Weise dem Haupt der Minerva pacifera im Vatican zu Rom abgenommen und auf das Schloß des Grafen zu Erbach gebracht wurde, wo er sich nach unserer Erzählung noch befindet, ein Prachtstück eines wahrhaft ergötzlichen Humors, mag nun die Erzählung geschichtlich bestätigt sein oder nicht.

8. Die wilde Rose. Eine rheinische Dorfgeschichte von Eugen Senthis. Düsseldorf, Stahl. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Ebenfalls eine Dorfgeschichte wie „Die Feuerdore“, aber noch viel gräßlicher als diese. Hier zeigen sich die meisten dieser Dorfbewohner in ihrer reinen Thierheit, worauf schon die Namen: die Füchsin, der junge und der alte

Iltis, hinweisen. Viel Poesie habe ich auf diesem Acker voll von Dornen, Disteln und Unkraut, auf dem die Tochter der Füchsin wie eine wilde Rose aufgewachsen ist, eben nicht gefunden; aber auch hier beruft sich der Verfasser darauf, daß die Geschichte wirklich in dem Orte Heiderich am Rhein vorgefallen sei, und meint zum Schluß: „Und da komm' mir einer mit der Behauptung, daß es im Leben keinen Roman gebe!" Indessen scheint mir der Verfasser nicht immer streng bei der Geschichte geblieben zu sein; denn S. 59 stirbt der „Malzbauer" eines gewaltsamen Todes, S. 83 lebt er noch und erkundigt sich nach dem Schicksal seines Sohnes. Dieser Sohn, der Geliebte der wilden Rose, muß nach S. 57 als Soldat nach Schleswig-Holstein, nach S. 83 wird er bei Langensalza verwundet. Das sind doch Widersprüche!

9. Ins Kloster. Ein Familienbild aus den Rheinlanden. Roman von Wilhelm Freimuth. Düsseldorf, Stahl. 1869. 8. 1 Thlr.

Auf die Dorfgeschichten folgt eine Klostergeschichte, in der uns die Menschennatur mehr nach ihrer Schwäche und Bestimmbarkeit entgegentritt. Auch dieser Roman (von 130 Seiten) spielt im Sommer des Jahres 1866. Er enthält eine wohlgemeinte Warnung vor dem Klosterleben; die Hauptperson, die durch priesterliche Vorspiegelung Nonne geworden ist, wird durch die Macht der Liebe dem Leben wiedergegeben. Der Schluß lautet: „Veritatem secutus stultitiam pugnavi", und legt eben kein günstiges Zeugniß für die Schulbildung des Verfassers ab.

10. Der letzte Makkabäer. Historischer Roman. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Drei Bände. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer dieser „Verstorbene" ist, wird nicht angegeben, und keine Spur im Buche weist darauf hin. Der Titel leitet irre; denn es handelt sich hier nicht um den letzten Makkabäer allein, der erst gegen das Ende auftritt, sondern um den Kampf der Juden gegen die Uebermacht der Syrer unter dem Heldengeschlecht der Makkabäer. Der letzte Makkabäer wäre eigentlich Johannes Hyrkanus, Sohn des von seinem Schwiegersohn Ptolemäus ermordeten Simon Makkabäus. Eine bei weitem bedeutendere Rolle als dieser Johannes spielt der erste Makkabäer Judas. Wozu also der irreführende Titel?

Im Vorwort wird bemerkt:

In der Geschichte des Heldengeschlechts von Matathias offenbart sich die Wahrheit aller Zeiten: jede Nation bringt vor ihrem gänzlichen Verfall Repräsentanten ihrer Nationalität, patriotisch erglühte Charaktere hervor, und an diese knüpft sich die Glanzperiode des dahingesunkenen Volks, ihre Namen sind die Träger des seinigen. Es gibt wol kein Beispiel in der Geschichte, das uns den Contrast zwischen den Juden der Jetztzeit und denen, die der Makkabäer Zeit- und Kampfgenossen waren, so deutlich vor die Seele führt, als wir bei nur flüchtigem Vergleich ihn erkennen müssen. Darum erwählte ich mir das genannte Heldengeschlecht zum Gegenstand dieses historischen Romans, und man wird auch in vorliegendem Buche die tiefe und auf alle Zeiten bezügliche Bedeutung der biblischen Geschichte erkennen.

Dies alles gilt weit mehr von dem Kriege der Juden mit den Römern, in dem Jerusalem zerstört wurde. In diesem Kriege ließen es die Juden gewiß an Tapferkeit ebenso wenig fehlen wie in dem syrischen Krieg, wenn sich gleich kein Heldengeschlecht besonders in ihm hervorthat, und dieser Krieg dauert in seinen Wirkungen noch weit mehr fort als jener syrische, der für Nichtisraeliten keine besondere Anziehungskraft hat. Das „auf alle Zeiten Bezügliche der biblischen Geschichte" zeigt sich z. B. I, 108, wo der sterbende Matathias, der Vater der Makkabäer, die Kreuzigung Jesu, die Kreuzzüge und noch Späteres, freilich ohne alle psychologische Motivirung, voraussagt. Der erbittertste Feind der Makkabäer ist Isa Keren Ofal, ein von Israel abtrünniger Räuber, Sklavenhändler und Falschmünzer, der zuletzt, von Johannes, dem letzten Makkabäer, besiegt, auf einem Thurm sich selbst den Tod gibt. „Er breitete die Arme weit aus, den selbstgewählten Tod (in den Flammen) an die lebensmüde und doch muthige Brust zu drücken — so war er anzuschauen wie ein Gekreuzigter!" Die Juden schrien mit Entsetzen: „Höre, Israel! Der Herr —!" Da stürzte der Thurm mit Donnerkrachen zusammen.

Hier schließt das Buch. Dieser Isa Keren Ofal ist offenbar ein prophetisches Zerrbild des Isa Ben Mirjam (Jesus, Sohn der Maria), wie der Erlöser einmal genannt wird. Aber Zweck und Zusammenhang dieser Erfindung ist mir nicht ganz klar geworden. Der Verfasser war offenbar Israelit, aber zugleich Freund des Christenthums und Verehrer Jesu. Das Ganze ist eine rhetorische Erweiterung und Ausschmückung des ersten Buchs der Makkabäer.

11. Der deutsche Michael. Historischer Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel ist zwar nicht irreführend, aber doch unbestimmt. Der Held dieses historischen Romans ist ein Erzeugniß der Phantasie des Dichters, womit natürlich durchaus kein Tadel ausgesprochen sein soll. Der heilige Michael ist der Schutzpatron der Deutschen, der Engel des Lichts, der die Finsterniß und Lüge besiegte; unser Michael Felgentreu ist Kämpfer gegen Aberglauben, Unrecht, Gewalt und Hinterlist im Reformationszeitalter, entflieht aus dem Kloster Zinna bei Jüterbog, in das er widerrechtlich gestoßen war, bekämpft den Ablaßkrämer Tetzel, errichtet in Jüterbog eine neue Stadtmiliz, verbreitet Luther's Sätze gegen den Ablaß, hilft die Reformation in Jüterbog einführen, siegt bei Frankenhausen über Münzer, tritt mit Luther und Melanchthon in Verbindung, hilft der wegen ihres evangelischen Glaubens von ihrem Gatten verfolgten Kurfürstin von Brandenburg zur Flucht nach Sachsen und kämpft mit Glück gegen die Türken. Er will den bei Mühlberg gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich befreien, doch der Anschlag mislingt und Michael soll zwischen den Spießen laufen, wird aber wunderbar errettet, zeigt sich auf einmal wieder als Streiter gegen den flüchtigen Karl V. im Schmalkaldischen Kriege, wird aber hier von seinem frühern Freund und spätern Feind Krähenfutt durchbohrt. Dieser Michael ist der gute Genius der deutschen Nation in jener wichtigen Zeit, nach den Worten des Kaisers Karl V.: „wie Luther unantastbar, ein granitner Mann in seinem Trotz des Rechts, furchtbar in dem Bewußtsein seiner Zeit und seines Volks, unüberwindlicher als Glaubenseiferer als sonst ein Mann."

Das Denken freilich ist seine Stärke nicht, wiewol wir I, 225 lesen, er sei von vielem Denken gedankenlos

gewesen. Ihn treibt ein gewisses biderbes ritterliches Pathos für Gerechtigkeit und deutsche Freiheit. Desgleichen hat er keine Entwickelung, die eine Verwickelung wäre und ihn in tiefe Kämpfe mit sich selbst führte; er ist ja das irdische Abbild des Schutzengels der Deutschen. Freilich muß man sich verwundert fragen, warum denn dieser Michael Felgentreu gerade bei den erzählten und nicht auch bei andern wol noch wichtigern Kämpfen zugegen gewesen sei, warum er z. B. beim Reichstag in Worms fehle. Wir bekommen eine Reihe von Gemälden aus der Reformationszeit, die durch den Antheil, den der biedere Ritter Michael an ihnen nimmt, zusammengehalten werden. Offenbar fehlt es dem Roman an wahrer Einheit, und dieser Mangel läßt sich durch die glänzendsten Bravourstücke nicht ersetzen. Es kommt aber noch etwas in Betracht. Der Roman ist halb eine pathetische Verherrlichung, halb eine Anklage des Lutherthums. Beim Kapitel vom Bauernkrieg macht der Verfasser einen Ansatz zu einer freisinnigen Kritik des Lutherthums. Der biderbe Michael weiß freilich auf die Anklagen, die der sterbende Münzer gegen das Lutherthum schleudert, nur mit nichtssagenden Allgemeinheiten zu antworten; aber II, 209 sagt Brachvogel selbst:

> Der allmächtige Schrecken des Bauernaufstandes war der Damm des freien Gedankens geworden. Luther trat mit sich selbst in Widerspruch, wurde dem großen Grundsatze ungetreu, den er gegen Cajetan so glänzend vertheidigt hatte, „daß der Mensch seinem Gewissen, dem Gott in sich allein zu gehorchen habe“. Indem er jetzt in sich selber eine neue unfehlbare Autorität aufstellte, den Glauben unter die politische Jurisdiction des Staats setzte und die Fürsten zu seinen Wächtern, hatte er die Bewegung gestaut und sein ganzes weiteres Leben wurde nur ein Kampf gegen das, was er als „zu viel“ bezeichnete. In diesem Entschlusse, wahrhaft tragischer Natur, an dem das Herz des großen Mannes fortan kranken sollte, lag der Keim zu all den künftigen Wirren des deutschen Wesens, und der Grundsatz: „Wessen das Land, dessen die Lehre“, wurde die Wurzel unserer nationalen Spaltung, die Mutter der — Kleinstaaterei. Hier der Papst, dort Thomas Münzer, das war leider die Alternative; Martin aber ging eisern zwischen beiden durch, beide vernichtend, und rettete so nur das evangelische Panier für spätere Geschlechter.

Da stimmt ja der Verfasser ganz mit dem sterbenden Münzer überein; wie reimt sich aber mit diesen und andern Stellen die abstracte Verherrlichung Luther's, die anderswo angestimmt wird? Wie paßt diese scharfe Kritik zu dem biderben Pathos, das sonst im Roman waltet? Wie kann der Verfasser namentlich am Schluß IV, 323 sagen: „Der Passauer Vertrag brachte Deutschland nicht nur die freie Lehre in aller Schönheit wieder, sondern auch das Kleinod der Parität, der Gleichberechtigung“? Wurde denn nicht durch den Augsburger Religionsfrieden 1555 der vom Verfasser so streng getadelte Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio“, erst recht befestigt?

Sonst ist uns aufgefallen das häufig vorkommende „Consil“ statt „Concil“ (Kirchenversammlung), „lucken“ statt „lugen“ (Druckfehler?), die Erklärung der Redensart: „Die Sache hat einen Haken“, von dem Ritter Hake, der bei Jüterbog dem Mönch Tetzel seinen Kasten auf eine Weise wegnahm, die allerdings nicht ganz gebilligt werden kann. Ueber letzteres mag sich der Verfasser mit dem Grimm'schen Wörterbuch auseinandersetzen, das von diesem Ursprung der genannten Redensart nichts weiß.

Gustav Hauff.

Ein Fürstinnenleben.

Jakobäa von Baiern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz von Löher. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. Zwei Bände. Nördlingen, Beck. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Keine Periode der Geschichte ist von der in unsern Tagen im allgemeinen doch so regsamen und schöpferischen historischen Wissenschaft bisher so auffallend wenig berücksichtigt worden, wie die merkwürdige Zeit, in welcher die Bildungen des Mittelalters im Gebiete des Staatslebens, der Gesellschaft, der Literatur und Kunst zu schwinden beginnen und zwischen und auf den aufgehäuften Trümmern die ersten Schößlinge einer neuen Zeit emporzusprossen anfangen. Und doch hat die Erkenntniß gerade dieses Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit einen besondern Werth, da wir nur von ihr eine vollständige Bloßlegung der eigentlichen Grundpfeiler, auf denen die Cultur der neuern Zeit sich aufgebaut hat, zu erwarten haben. Eben darin aber liegt zugleich der Grund, weshalb gerade auf diesem Gebiete verhältnißmäßig so selten eine bedeutendere Leistung zu verzeichnen ist. Wer die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts schreiben will, der muß nicht blos in dem von ihm darzustellenden Zeitraum völlig heimisch, sondern auch diesseit und jenseit desselben, mit der voraufgehenden und der nachfolgenden Zeit so vertraut sein, daß er das Ineinanderübergreifen, die Vermischung verschiedener Culturperioden, die in solchen Uebergangszeiten stattfindet, durchdringen und in ihre verschiedenen Zeitaltern angehörigen Bestandtheile zerlegen kann. Das setzt aber nicht blos ein ebenso umfangreiches wie tiefes Wissen voraus, sondern auch eine Congenialität des Darstellers mit dem Stoff, ein sinniges Sichvertiefen in die Vergangenheit, die Fähigkeit, mit den Menschen entschwundener Jahrhunderte zu denken und zu fühlen, zu lieben und zu hassen, zu leben und zu leiden, wie sie doch nur einigen wenigen Auserwählten aus der großen Schar der Jünger der historischen Wissenschaft verliehen ist. Ein anderer Umstand kommt noch hinzu, der nämlich, daß gerade für diese Zeit des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit es mit den Quellen, aus denen die Darstellung zu schöpfen hat, außerordentlich schlecht bestellt ist und in dieser Hinsicht, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, eigentlich nicht weniger als alles zu thun ist. So werden denn immer ungewöhnlich günstige Umstände zusammentreffen müssen, wenn dieser noch so wenig erschlossene Theil der Geschichte in einer nicht blos den Fachgelehrten, sondern allen Gebildeten zusagenden Weise und zugleich zum Nutzen der Wissenschaft selbst behandelt werden soll. Einer solchen Constellation verdanken wir denn auch das Erscheinen des

obengenannten Buchs über „Jakobäa von Baiern und ihre Zeit“ von Franz von Löher, welchem wir unter den jene merkwürdige Uebergangsperiode behandelnden Werken ohne Bedenken einen sehr hervorragenden, ja geradezu den ersten Platz einräumen.

Auch in diesem vortrefflichen Buche, dessen erster Band schon vor mehrern Jahren erschien, und sich allseitigen Beifalls erfreute, auch sofort in fremde Sprachen übersetzt wurde, begrüßen wir von neuem die tiefgehende Anregung und die wahrhaft königliche Förderung, welche der seinem Volke und der von ihm beschützten Wissenschaft allzu früh entrissene König Maximilian II. von Baiern wie jedem hohen geistigen Streben, so namentlich der deutschen Geschichtschreibung hat zutheil werden lassen. Wenn auch zunächst das Interesse an der Vorgeschichte seines, des Wittelsbach'schen Hauses, den hochsinnigen König bestimmt haben mag, eine genaue quellenmäßige Darstellung des Lebens seiner Ahnfrau Jakobäa von Baiern zu veranlassen, so zeigt doch diese Wahl zugleich ein tiefes Verständniß für das wirklich Bedeutende, Epochemachende in der Geschichte; denn eine Biographie Jakobäa's mußte, in großem Sinne gefaßt und in wahrhaft historischem Stil ausgeführt, zugleich eine Geschichte der europäischen Cultur in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts werden. Bessern Händen aber als denen Löher's konnte, wie der Erfolg zeigt, die in diesem Sinne zu lösende Aufgabe nicht anvertraut werden; denn hier sehen wir, der Neigung des geschichtskundigen Königs entsprechend, die historische Persönlichkeit aufgefaßt wirklich im Lichte ihrer Zeit, und die Zeit betrachtet auf dem Hintergrunde der leitenden Ideen, welche mit frühern Jahrhunderten verknüpfen und in die folgenden hineinführen. Mit treuer Hingabe und mit feinfühligem Verständniß hat sich der Geschichtschreiber in die Zeit seiner Heldin, in das ganze Leben und Wesen derselben vertieft; nicht blos kostbare Quellenmaterialien, welche bisher unbekannte Thatsachen ergaben oder doch bisher verkannte in das richtige Licht setzen, hat er durch die auf Veranlassung und mit Unterstützung König Maximilian's II. unternommenen Forschungsreisen zu Tage gefördert, sondern er hat sich auch eine genaue Bekanntschaft erworben mit der eigenthümlichen Natur des Landes, welches der Schauplatz der Geschichte Jakobäa's ist, und mit dem so eigenartigen und selbständigen, schroffen und doch wieder liebenswürdigen und anziehenden Charakter der Menschen, in deren Mitte das abenteuerreiche Leben der schönen Wittelsbacherin sich abspielte. Aus dem eingehenden Studium von Land und Leuten hat sich dem Geschichtschreiber, der bis in das kleinste Detail der Cultur des ritterlichen und bürgerlichen Lebens jener Zeit eingedrungen ist, ein so lebensvolles und anschauliches Bild der Vergangenheit ergeben, daß er mit besonderer Vorliebe, aber auch mit besonders günstigem Erfolge in saftigster Farbengebung den Hintergrund ausgemalt, auf dem die Persönlichkeit der vielgeprüften Jakobäa von Baiern handelnd und leidend sich abhebt. Gerade diese culturgeschichtliche Seite seines Stoffs hat Löher augenscheinlich besonders angezogen, und in ihrer überaus frischen und glücklichen Behandlung sehen wir das Hauptverdienst seines schönen Werks. Daß der Verfasser selbst darüber die eigentlich historische Entwickelung hier und da beinahe fallen läßt und mit behaglicher Breite sich im Ausmalen und Schildern ergeht, wird ihm niemand zum Vorwurf machen, denn gerade in solchen Abschnitten tritt uns sein glänzendes Darstellungstalent am erfreulichsten und wirkungsvollsten entgegen. Freilich wollen wir nicht verhehlen, daß diese breiten und farbenprächtigen Schilderungen, welche das höfische und ritterliche Leben des 15. Jahrhunderts in plastischer Anschaulichkeit vor uns erstehen lassen, hier und da so in den Vordergrund geschoben zu sein scheinen, um die zuweilen zweifelhafte oder doch zeitweise sehr fragliche historische Bedeutung der eigentlichen Heldin gewissermaßen zu verdecken und den Leser in der liebenswürdigsten Weise über Abschnitte hinwegzuführen, wo er, ohne durch so interessante Schilderungen völlig in Anspruch genommen zu sein, dem Geschichtschreiber sicher im Geiste mit der Frage entgegentreten würde, warum denn gerade Jakobäa von Baiern zur Trägerin dieser ganzen Periode gemacht und in den Mittelpunkt der Darstellung einer Zeit gerückt sei, deren charakteristische Eigenschaften zu repräsentiren andere Persönlichkeiten sehr viel mehr berufen erscheinen. Philipp von Burgund, der glückliche Gegner Jakobäa's, hätte, wie es uns scheint, seiner ganzen historischen Bedeutung nach sehr viel mehr ein Recht darauf gehabt, als der Träger der ganzen Cultur der uns hier geschilderten Zeit auch in den Mittelpunkt der Darstellung derselben gerückt zu werden; denn er repräsentirt vor allem das in den wilden Kämpfen jener Zeit klarer hervortretende monarchisch-absolutistische Princip des Fürstenthums. Gerade diesen Zug aber vermissen wir in Jakobäa von Baiern, wie Löher selbst von seiner Heldin sagt, sie sei „doch mehr Weib als Fürstin und schöpfe ihre Kraft aus dem Herzen, sodaß ihre Kraft dahin war, sobald sich dieses fröstelnd zusammenzog“. Will es uns demnach, wenn der Maßstab wirklich historischer Bedeutung allein gelten soll, nicht ganz gerechtfertigt erscheinen, daß diese Frau, welcher die eigentliche Herrschergröße abgeht, die ihrer Zeit keinen fortwirkenden Impuls gegeben, auch keine neue Idee in dieselbe gepflanzt hat, zur Repräsentantin einer ganzen Culturepoche gemacht wird, so erklärt sich dies doch leicht einmal aus der Veranlassung, auf die hin das Buch entstanden ist, und dann aus dem Zauber, welchen der die poetisch reizende Gestalt der schönen und unglücklichen Fürstin umstrahlende Nimbus der Romantik auf jeden, der dem Stoffe näher tritt, ausüben wird. Löher selbst sagt von seiner Heldin, „sie habe dem alten Ritterthum noch einmal flatternd sein Banner vorangetragen, ihre Ideale aber seien untergegangen, weil der staatsrechtliche und sociale Boden, auf dem sie beharrten, brüchig geworden“. Die durch und durch romantische Erscheinung der abenteuerlichen Wittelsbacherin ragt doch nur wie die einzige Vertreterin einer fremden, vergangenen, schon dem Untergange verfallenen Zeit in das Jahrhundert der politischen und socialen Neubildungen herein; sie kann nach unserer Meinung nicht als die selbstthätige Vertreterin eines bestimmten historischen Princips gelten, sondern ist vom Schicksal dazu verurtheilt gewesen, ohne eigene Schuld und ohne eigene bedeutende That die Märtyrerin der neuen Zeit zu werden, die solche Fürstinnen nicht mehr brauchen konnte.

Nur durch ihre Abstammung aus dem wittelsbacher Hause hängt Jakobäa mit Baiern zusammen; durch ihr Leben und Leiden ist sie gerade mit ihrem Stammlande nicht in Berührung gekommen. Der Schauplatz ihrer wechselvollen, ja geradezu abenteuerlichen Geschichte ist das Land, welches, in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters wenig hervortretend, gegen das Ende desselben der Sitz einer besonders glänzenden Entwickelung im politischen Leben ebenso wol wie im socialen und geistigen, und dann endlich sozusagen die Wiege des modernen Staats geworden ist. In den Niederlanden und deren Verhältnissen haben wir die Grundbedingungen für Jakobäa's Geschichte zu suchen. Von der Schilderung Hollands nach Land und Leuten geht daher auch Löher's Darstellung aus; aus den Parteikämpfen des Mittelalters, dem Gegensatze zwischen den auf dem Lehensstaate beruhenden Adel und Ritterthum und dem in den Städten zu herrlicher Entfaltung kommenden Bürgerthum wird die tiefgehende Parteispaltung hergeleitet, die mit dem Kampfe zwischen Hoeks und Kabeljaus Holland zerriß und zu einer so tiefen und feindseligen Zerklüftung des Volks führte, „daß mit seinen Säften und seinem Blute zugleich der Parteihaß durch seine Adern rann und jedes Ereigniß und jeder Charakter seiner Geschichte die Spuren davon trägt“. Dann wird die Herrschaft der durch Ludwig's des Baiern glückliche Hausmachtspolitik nach den Niederlanden verpflanzten Wittelsbacher in dem ihnen so fremden Gebiete geschildert. Anziehende, lebensvolle Bilder werden uns in diesen Abschnitten, namentlich von der ritterlichen Gesellschaft und ihrem Treiben, den Banketen, Turnieren und Fehden entworfen. So lernt der Leser gleichsam die Lebensluft kennen, welche Jakobäa, die 1401 geborene Tochter des Herzogs Wilhelm, von Jugend auf athmete; die Schilderung ihres Jugendlebens, ihrer Erziehung, ihrer frühzeitigen Verlobung mit Johann, dem zweiten Sohne des blödsinnigen Karl VI. von Frankreich, ihr Leben an dem damals so tief gesunkenen französischen Hofe, die Verflechtung ihrer Stellung mit dem großen englisch-französischen Erbfolgekriege, ihre Erhebung zur Dauphine und künftigen Königin Frankreichs nach dem Tode des ältern Bruders ihres Gemahls, die daneben hergehenden Streitigkeiten wegen Hollands, in denen Jakobäa schließlich die Nachfolge zugesichert erhält, bilden den ersten sozusagen präludirenden Abschnitt zu dem bewegten Leben, dessen Bild uns hier entrollt wird: mit der Vergiftung ihres Gemahls, welcher die sechzehnjährige Jakobäa zur jammernden Witwe macht, und in dem jähen Tode ihres Vaters findet derselbe einen grauenhaften Abschluß. Weiterhin wird dann Jakobäa geschildert als Herrin Hollands, an der Spitze der ritterlichen Partei der Hoeks gegen die Kabeljaus, die reichen Städte und deren Anhang kämpfend, in ihrer Herrschaft gefährdet durch ihren gewaltthätigen Oheim Johann von Baiern und den mächtigen Herzog von Burgund; wie in einem Kaleidoskop wechseln die buntesten Bilder in schneller Folge, und die ganze Zeit mit ihrem gewaltthätigen und rohen, dabei doch ritterlichen und romantisch schwärmenden Wesen steht vor uns, als ob wir mit und in ihr lebten. Von ihren Gegnern überwältigt, sucht Jakobäa durch die Vermählung mit ihrem Vetter, dem jungen Herzog von Brabant, einem elenden Schwächling an Leib und Seele, eine Stütze zu gewinnen. Wieder entfaltet Löher hier vor uns ein farbenglänzendes und an fesselndem Detail reiches Bild von dem Leben an dem brabanter Hofe zu Brüssel. Hier gewinnt man auch für seine Heldin, selbst wenn man die geschichtliche Bedeutung derselben nicht allzu hoch anschlagen mag, doch ein lebhaftes, rein menschliches Mitgefühl. Durch die Flucht entzieht sich Jakobäa endlich den Demüthigungen, denen sie am Hofe ihres ganz von ihren Gegnern beherrschten Gemahls ausgesetzt ist; weil der Papst den früher ertheilten Dispens zurückgenommen, scheidet sie eigenmächtig ihre Ehe mit Johann von Brabant, flieht abenteuernd nach England, wo sie Schutz und Aufnahme findet und sich endlich mit Humfried Herzog von Glocester, dem schönen und ritterlichen Bruder Heinrich's V., vermählt. Damit erreicht der Conflict eigentlich seinen Höhepunkt: Johann von Brabant verlangt seine Frau zurück, welche ihre Ehe mit ihm als aufgelöst ansieht; ein förmlicher Proceß wird zwischen Johann und Humfried um Jakobäa's Besitz vor der päpstlichen Curie geführt. Die Schuld, welche die schöne, an einen unwürdigen Gemahl gefesselte Frau auf sich geladen hatte, ist schwer an ihr gerächt worden. Humfried, für den sie mit leidenschaftlicher Liebe schwärmte, ließ sie, als er im Kampfe zur Wiedergewinnung ihres Erbes kein Glück gehabt hatte, allein zurück und ging nach England, wo er bald ganz unter den Einfluß der schönen Eleonore von Cobham gerieth und schließlich froh war, seine Ehe mit Jakobäa vom Papst als ungültig verworfen zu sehen, da er nun seine Buhlerin zur rechtmäßigen Gattin machen konnte.

Wir müssen es uns leider versagen, den bunt bewegten Lebensgang Jakobäa's nach der Darstellung Löher's weiter ins einzelne zu verfolgen; niemand wird ohne das größte Interesse lesen, wie die merkwürdige Frau endlich ihren Gegnern erliegt und gefangen gehalten wird, wie sie sich in Mannskleidern durch eine schlau geplante und kühn ausgeführte Flucht aus dem Gefängniß befreit, von neuem an der Spitze ihres mehr und mehr zusammenschmelzenden Anhangs den Kampf um ihr Erbe beginnt, um schließlich doch in der Hauptsache zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung des Willens ihrer übermächtigen Widersacher genöthigt zu werden. Bei der Theilnahme, welche Löher durch seine warme und lebensvolle Darstellung für das Geschick der schönen Jakobäa in jedem seiner Leser zu erwecken weiß, hat es etwas Beruhigendes und Wohlthuendes, zu sehen, wie auch dieser vielverfolgten Frau schließlich noch ein neues, wenn auch bescheideneres Glück erblüht. Durch den Tod Johann's von Brabant von der Kette befreit, in der sie bisher geschmachtet und deren eigenmächtige Lösung der Grund alles über sie hereingebrochenen Elends geworden war, findet Jakobäa schließlich in der Ehe mit dem edeln Ritter Franz von Borsselen ein neues Glück, das bis zu ihrem Tode im Jahre 1436 ungetrübt bestand; auf die einst so hartnäckig vertheidigte Herrschaft über die Niederlande hatte sie Verzicht geleistet und den Anspruch aufgegeben auf eine Stellung, die auszufüllen sie nicht stark genug und überhaupt in jener kampfdurchtosten Zeit ein Weib nicht berufen war.

Mit lebhaftem Dank, der sowol dem Andenken des königlichen Förderers dieses Werks wie dem hochverdienten Verfasser gilt, scheiden wir von der schönen Biographie; nur einen Wunsch möchten wir noch aussprechen, den nämlich, daß es uns vergönnt sein möge, Löher bald mit einem Werke hervortreten zu sehen, das sich als die natürliche Fortsetzung des hier besprochenen darstellen würde. Die Geschichte der Niederlande unter der burgundischen Herrschaft, die durch die Verdrängung Jakobäa's von Baiern begründet wurde, würde fast noch lehrreicher und interessanter sein als die in der hier behandelten Periode; denn in dem burgundischen Staate Philipp's des Guten und Karl's des Kühnen kommt alles das zur Entfaltung und reift zur Frucht, was in der Zeit Jakobäa's erst keimend und schwellend erscheint, sehen wir das Mittelalter zuerst ganz überwunden und den modernen Ideen gemäß die Monarchie sich entwickeln. Diesen merkwürdigen Proceß zu schildern wäre niemand so berufen wie der Geschichtschreiber Jakobäa's von Baiern.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Die Kriegslyrik von 1870.

Singe wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald —

die Kriegslyrik von 1870 macht diese Uhland'sche Mahnung wiederum zur Wahrheit. Myriaden von Liedern und Gedichten sind bei den Redactionen der deutschen Hauptzeitungen eingelaufen und schlummern dort zum großen Theil in den Redactionspulten den Schlaf der Gerechten. Doch auch die Zahl der abgedruckten Gedichte ist Legion; jedes deutsche Localblatt füllt seine Spalten mit Erzeugnissen freundnachbarlicher Poesie.

Die Einmüthigkeit der deutsch-nationalen Gesinnung, von der sich nur die Vertreter des engherzigsten Particularismus ausschließen, und die gerechte Entrüstung über den Uebermuth, mit dem Frankreich einen so furchtbaren Krieg vom Zaun brach, wurden alsbald zu inspirirenden Musen der deutschen Nationallyrik; da es in der Kunst indeß auf das Können und nicht auf das Wollen, die Gesinnung, ankommt, so scheidet sich sogleich eine ungeheuere Masse gutgemeinter lyrischer Maculatur von den werthvollern Gedichten ab. Auch diese Poesie hat indeß ihren, nur außerhalb der Kunstsphäre liegenden Werth als Ausdruck der Gesinnung und als eine in alle Kreise dringende Propaganda patriotischer Gefühle.

Damit ist indeß nicht gesagt, daß gerade die namhaften Dichter unbedingt in diesem lyrischen Concurs den Sieg über die andern davontragen. Oft thut ein unbekannter Poet auf diesem Gebiet einen glücklichen Wurf, während die Kriegsrüstung manchem begabten Poeten nicht sonderlich zu Gesicht steht.

Auch an Sammlungen fehlt es nicht, so jung noch dieser Federwein der Kriegslyrik ist. In einer Stereotypausgabe erscheint: „Alldeutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung 1870. Gesammelt von Müller von der Werra und Wilhelm Baensch" (Leipzig, Baensch, 1870). Uns liegt das „siebente Tausend" vor; jeder neue Abdruck wird durch die inzwischen erschienenen Gedichte vermehrt. In dem unserigen fehlen noch mehrere Hauptgedichte, namentlich die von Geibel und Freiligrath. Im übrigen ist die Sammlung fleißig zusammengetragen und hat auch manches gelungene humoristisch-volksthümliche Lied von anonymen Verfassern aufgenommen.

Der „Preußische Staatsanzeiger" kündet ebenfalls eine Sammlung der neuen Kriegslieder an und hat die deutschen Dichter zur Einsendung der bereits in den Blättern abgedruckten Erzeugnisse aufgefordert. Der bei A. W. Hayn's Erben in Berlin erscheinende Feld-Soldatenfreund gibt als Beilage ein Album: „Leier und Schwert für 1870" heraus, welches sehr viele neuere Kriegslieder enthält. Eine Sammlung autographischer Kriegslieder veranstaltet die Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin unter dem Titel: „Lieder zu Schutz und Trutz."

Wenn es sich blos um die Zusammenstellung der Massenlyrik handelte, so würde das Interesse solcher Sammlungen nur ein cultur- und zeitgeschichtliches sein; doch enthalten dieselben auch werthvolle Gaben, denn die feurig aufgehende Kriegssonne hat Gedichte gezeitigt, welche wol für den Nationalschatz deutscher Literatur bleibend errungen sind und den Vergleich mit den Gedichten der Befreiungskriege nicht zu scheuen brauchen, obwol es keinem unserer Dichter vergönnt war, wie Theodor Körner, die Leier mit dem Schwert zu vereinigen.

Seltsamerweise ist das volksthümlichste dieser Gedichte, welches hauptsächlich den Demonstrationen patriotischer Gesinnungen dient, bereits von alter Herkunft. „Die Wacht am Rhein" stammt aus dem Jahre 1840; gegenwärtig hat sie über das viel kernigere Becker'sche Rheinlied den Sieg davongetragen. Der Dichter, bis vor kurzem unbekannt, ist der im Jahre 1851 verstorbene Max Schneckenburger aus Würtemberg gewesen, der zuletzt im Canton Bern ein Etablissement der Eisenindustrie besaß. „Die Wacht am Rhein" war das einzige Gedicht des Dichters. Durch die Composition von seiten des Musikdirectors Wilhelm drang das Lied in weitere Kreise und hat gegenwärtig fast den Rang einer deutschen Volkshymne errungen. Der erste Vers des vielgesungenen Liedes lautet:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Namentlich der Refrain, der in aller Mund ist, hat das Glück des Liedes gemacht, obwol die an die süßminniglichen Gedichte der Romantiker erinnernde Wendung: „Lieb Vaterland", dem energischen Stil einer Volkshymne wenig entspricht.

Es bedarf stets einiger Zeit, ehe Liedercompositionen in das Volk dringen; kaum dürften die jetzigen Kriegsgedichte, von denen mehrere, z. B. das Kriegslied Geibel's, das Kriegslied des Herausgebers d. Bl. u. a., zum Theil von namhaften Componisten componirt sind, noch für den jetzigen Feldzug volksthümliche Bedeutung gewinnen. Bei dieser Gelegenheit scheint es angemessen, einen weit verbreiteten Irrthum aufzuklären, der in Bezug auf die Körner'schen Lieder herrscht. Man glaubt fast allgemein, daß die Lützower die „Wilde Jagd", ehe sie ins Feuer eilten, so gesungen haben, wie wir sie singen. Die Wahrheit ist, daß die Körner'schen Gedichte damals nur handschriftlich verbreitet sein konnten. Componirt hat sie Karl Maria von Weber erst gegen Ende 1814, also länger als ein Jahr nach Körner's Tod. Dagegen ist Schiller's Reiterlied, das ja schon von 1799 stammt, in den Befreiungskriegen gesungen worden.

Von den jetzt gedichteten Kriegsliedern steht in erster Linie das von Emanuel Geibel durch seinen schlicht edeln Stil, seine gehaltene Kraft. Der erste Vers lautet:

Empor, mein Volk! Das Schwert zur Hand,
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Besonders energisch und volksthümlich sind die beiden letzten Verse:

Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen;
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blücher's Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg.
Vorwärts!

Sehr erfreut hat es allgemein, als auch Ferdinand Freiligrath, der als ein Gegner der preußischen Hegemonie bekannt ist, in die Arena der deutschen Kriegsänger trat, und zwar mit dem Gedicht „Hurrah, Germania", welches weder die wilden Impulse noch das glänzende Colorit des Dichters verleugnet; das letztere spricht sich noch mehr in seinem, mehr rhetorisch schwunghaften zweiten Gedicht aus. Wenn wir „Hurrah, Germania" unter die schärfere ästhetische Lupe nehmen, so finden wir allerdings, daß für den Charakter des Liedes, der durch den Refrain klar bezeichnet ist, die malerische Darstellungsweise zu sehr in den Vordergrund tritt, wie gleich im ersten Vers:

Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da.

Auch sind bisweilen unbedeutende Worte in den Reim gestellt, z. B.:

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Aehrenkranz dazu.
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu.

Andere Verse, wie die Mobilmachung der deutschen Flüsse, haben geläuterten Schwung:

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer,
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr,
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains.
Vergessen ist der alte Span,
Das deutsche Volk ist eins.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Ausnehmend frisch sind die Gedichte von Emil Rittershaus; sie haben kriegerischen Klang und volksthümlichen Humor, wie z. B. das Gedicht: „Der erste Sieg", dessen drei erste Verse lauten:

Ein erster Sieg! Herüber schallt's
Und füllt die Brust mit Wonne:
Uns strahlte in der schönen Pfalz
Von Waterloo die Sonne!
Wie hat's das deutsche Herz erfrischt!
Ein donnernd Hoch den Truppen,
Die unserm Feinde aufgetischt
Die ersten Prügelsuppen!

Wie warft ihr keck dem Kugelblitz
Die breite Brust entgegen!
Glückauf, du Sproß vom alten Fritz,
Du kühner, junger Degen!
Durch Waffenlärm und Pulverrauch
Erklingt die frohe Märe,
Und Deutschland hört's, im blauen Aug'
Die heiße Freudenzähre!

Sie fuhren drein wie Wirbelwind!
Es zeigten unsre Braven,
Daß keine Eisenfresser sind
Die Turcos und Zuaven.
Der erste Zweig zur Lorbeerkron',
Doch lauter Jubel warte!
Wir gaben Herrn Napoleon
Erst die Visitenkarte.

Ebenso frisch ist das „Neue Rheinlied". Das große Gedicht: „Wider Bonaparte", ist eine schwunghafte Kriegserklärung:

Ein einig Deutschland! Ach wie lang' begehrt,
Wie oft erfleht in unsrer Träume Dämmern! —
Nun droht der Fremdling deutschem Hof und Herd,
Und es ist da! Nun muß das Frankenschwert
Mit einem Schlage uns zusammenhämmern!
Die Söhne Deutschlands sind von mancher Art,
Doch seit der Mutter Schmach geboten ward,
Gibt's keinen Grenzstrich mehr auf unsrer Karte,
Da kennen wir nur einen Schrei der Wuth
Und einen Kampf aufs Messer, bis aufs Blut!
Nur einen Wahlspruch: Nieder Bonaparte!

Vortrefflich ist das Gedicht „Generalmarsch" von Julius Große; es hat etwas von Béranger'schem Elan und Marschtakt:

Tambour, schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen,
Und alte Wunden bluten neu. —
Wie Geisterruf hör ich's bei Nachtzeit klagen:
Sind Friedrich schon und Blücher Märchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deutsche Treu?
Hält euch ein Corse wiederum im Bann?
Hellauf, es will der Morgen tagen!
Tambour, schlag an!

Tambour, schlag an! Laßt donnern die Kanonen,
Was liegt uns an Hispaniens Tand und Thronen,
Heut gilt's das deutsche Kaiserreich! —
Daß wir im Glanze deutscher Freiheit wohnen,
Daß einig wurden vierzig Millionen —
Das machte Gallien krank und frech zugleich.
Und wenn ein Strom von Heldenblut verrann,
Gebt Raum den deutschen Bataillonen!
Tambour, schlag an!

Ebenso prägnant, wie diese beiden ersten, ist der letzte Vers:

Tambour, schlag an, laßt blasen die Trompeten.
Ob morsche Throne auch in Staub verwehten,
Wir bau'n am neuen deutschen Reich!
Uns hilft kein David, helfen nicht Propheten,
Zum zweiten mal nicht lassen wir zertreten
Die Ehre Preußens, Deutschlands Hort zugleich.
Hilf Blut und Eisen, und was helfen kann!
Erst nach dem Siege laßt uns beten! —
Tambour, schlag an!

Weit schwächer ist das „Deutsche Soldatenlied zum Feldzug nach Frankreich". Auch der Dichter des Mirza-Schaffy, der Sänger friedlicher Lebensweisheit, Friedrich Bodenstedt, ist mit Kriegsgedichten aufgetreten, die im derb volksthümlichen Stil gehalten sind, wie der Schlußvers des „Neuen Kriegslied" beweist:

Wenn der Kaiser wackelt auf seinem Thron,
Läßt er stolz seine Schnapphähne kollern.
Hier handelt sich's nicht um Hispaniens Kron'
Und den Prinzen von Hohenzollern:
Wir kämpfen für Freiheit und Vaterland
Und schlagen dem Räuber das Schwert aus der Hand.

Originell ist jedenfalls der neue Reim auf „Hohenzollern". Altgermanisch, schwerwuchtig, stahlhart ertönt Wilhelm Jordan's Kriegslied mit dem Schlußvers:

Ein heilig ernstes Rüsten sei
Vom Niemen bis zum Rheine,
Vom Schneeberg zu den Küsten sei
Nur Eine Kampfgemeine,
Ein waltend Wort,
Ein Herr, Ein Hort,
Ein Regen und Ein Ringen.
So werden wir, ob sich die Welt
Entgegenstellt,
Das deutsche Reich erzwingen.

Julius Rodenberg singt ein Sturmgedicht: „Nach Paris",

in welchem namentlich der Siegeseinzug mit lebhaften Farben ausgemalt wird:

Nach Paris — und nicht eher soll rasten der Fuß,
Bis hoch vom Montmartre her donnert der Gruß,
Bis die Fahne, die flatternd voran uns geht,
Von dem Dache der Tuilerien weht,
Der deutsche Reiter das Roß, das er lenkt,
Aus dem breiten Bette der Seine tränkt,
Bis der Sieger im Luxemburg Lorber pflückt,
Bis der Corse daliegt, im Staube zerdrückt,
Bis die deutsche Faust ihn zerschlug und zerstieß —
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Das Gedicht von Albert Traeger: „Cäsar, die Todten grüßen dich", ist ein poetisches Lebensgemälde des Kaisers, das durch den Refrain lyrische feste Gliederung erhält. Der Schlußvers lautet:

Ein Schatten noch ist seiner Gruft entstiegen,
Nicht Ruhe läßt's ihm bei den Invaliden,
Die deutsche Losung: Sterben oder Siegen!
Hat einst auch seinen jähen Sturz entschieden;
Im grauen Rocke mit dem kleinen Hute
Zum Abmarsch fertig steht der Ahnherr da,
Doch blickt er nicht in wildem Kampfesmuthe,
Er deutet rückwärts auf Sanct-Helena,
Als sehnt' er nach dem stillen Grabe sich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Auch der religiöse Sänger Julius Sturm dichtete ein choralartiges „Deutsches Gebetlied" und ein Kriegslied von sehr compresser Form:

Preußen voran!
Mitten durch feindliche Heere
Hau'n wir mit blitzender Wehre
Kühn uns die Bahn.

Ringsum bedroht
Folgen wir ruhmreichen Ahnen,
Rufen und schwingen die Fahnen:
Sieg oder Tod! —

Zahlreich sind die lyrischen Gaben des Herausgebers von „Alldeutschland", Müller von der Werra; man kann diese Gedichte am besten charakterisiren, wenn man sagt, daß die meisten die schwarz-roth-goldenen Farben tragen und das alte Deutsche Reich mit dem neuen dichterisch zu verschmelzen suchen. Diese Tendenz spricht sich namentlich in dem Gedicht „Barbarossa's Erwachen" aus. Der herausgesendete Zwerg meldet dem Kaiser, daß der alte Feind, der uns oft frech beraubt, uns wieder aufs Haupt schlagen will:

Zornflammend springt der Kaiser vom Stuhl empor und schwingt
Sein Schwert in dem Kyffhäuser: „Mein Reich sei neuverjüngt!
Hurrah! ihr alten Braven, ihr Kämpen, auf! erwacht!
Ihr sollt nicht länger schlafen, vorüber ist die Nacht!

„Verfluchet sei der Scherge, wohlan! zum Kampf und Streit!" —
Da wird es hell im Berge, er öffnet sich gar weit.
Und Wonne über Wonne, der Kaiser sitzt zu Roß,
Verläßt im Glanz der Sonne das alte Felsenschloß.

Er zieht mit mächt'gem Heere ins Frankenland hinein,
Sein Losungswort, das hehre: „Ganz Deutschland soll es sein!"
Und jauchzend, voll und voller, erklingt's von Fels zum Meer:
Wilhelm dem Hohenzoller, dem König, Ruhm und Ehr'!

Von den übrigen Gedichten Müller's erwähnen wir die Widmung zu „Alldeutschland", die sangbaren Lieder „Wach' auf", „Völkerfrühling" und „Germania".

Wolfgang Müller von Königswinter hat ein Lied: „Zum heiligen Krieg", gedichtet, von stählernem Klang und festgegliedert mit dem Refrain:

Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Das „Kriegslied" von Otto Roquette ist im Ton nicht frisch und muthig genug, während das sonst schwunghafte Gedicht von Adolf Strodtmann: „An Deutschlands Krieger", durch den folgenden, stillosen Vers entstellt wird:

Was conservativ? Wir alle
Sind heute conservativ,
Weil uns zum Schutz vorm Falle
Das Vaterland berief.

Georg Hesekiel's „Kriegslieder" tragen ein specifisch preußisches Gepräge, das ihnen eine gesättigte Färbung sichert. Wir erwähnen: „Gott mit uns", „Der Weg der Väter", „König Wilhelm in Ems". Auch der Dichter der „Amaranth", Oskar von Redwitz, hat ein Gedicht „An Napoleon" veröffentlicht, das sich von dem Gezirpe seiner Jugendlieder sehr unterscheidet und den an Anathemen gewöhnten Kraftstil zeigt. Z. B.:

Wie über deinen Ohm und Namensvetter
Wird Fluch um Fluch auch über dich ergehn
Und wie bei Leipzig einst ein Schlachtenwetter,
Das dich vernichtet: das ist unser Flehn!

Trefflich sind die ernsten und heitern Gedichte des „Kladderadatsch". Hochpathetischen Schwung hat: „Untergang der Lügenbrut" und „Gegen den Tyrannen", letzteres mit dem Schlußverse:

Verlöscht die Leuchten! Doch unlöschbar lodert
In deutschen Herzen der Begeisterung Flamme.
Noch steht die deutsche Eiche unvermodert,
Und neues Leben quillt im alten Stamme.

Ja, frisch belaubt steht sie in neuem Glanze
Und will mit Friedensschatten euch umspannen.
Auf denn zum Wettkampf nach dem Eichenkranze,
Zum letzten Kampfe gegen den Tyrannen.

Das „Chassepotlied" ist im humoristischen Genre das beste von denen, die bisher erschienen sind, mit dem soldatischen Kraftrefrain:

Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!

Ein Kriegslied von Fritz Ohnesorge im Stil der Arndt'schen oder Rückert'schen Spottlieder hat folgende sehr glückliche Schlußwendung:

Was kann's denn weiter kosten, das ist so schrecklich nicht:
Denn höchstens zwei Napoleons und Schmarren im Gesicht.

Einige frische Kriegslieder von Max Moltke, L. Pedretti, Treitschke (ein „Lied vom schwarzen Adler"), Rudolf Genée („Das Kaiserreich der Friede"), Hoffmann von Fallersleben („Wir sind da"), sowie die uns nicht zugänglich gewordenen Gedichte von Gruppe („Unsere Sendung"), Wilhelm Duncker („Kriegslied"), Simrock („Hiebe auf Diebe"), Agnes Le Grave („Zwei Buß- und Bettage") wollen wir hier noch erwähnen.

Der Herausgeber d. Bl. hat vier Lieder bisher erscheinen lassen. Das erste, das „Kriegslied", beginnt mit der Strophe:

Die Fahnen wehn — auf ins Gewehr!
Den Säbel in die Faust!
Das deutsche Volk ein großes Heer,
Das von den Alpen bis zum Meer
Ein zürnend Wetter braust.
Es klopft an unsre Pforten an
Des Fremdlings Uebermuth;
Da opfert jeder deutsche Mann
Mit Freuden Gut und Blut —

und endet mit der Strophe:

Und naht der Tod, wir zagen nicht.
Leb wohl, du schöne Welt!
Nacht decke unser Angesicht,
Doch ringsum wird von freud'gem Licht
Das deutsche Land erhellt.
Und Nord und Süd vereint zum Bund
Der Main, ein Silberband.
Wir legen einen festen Grund
Dem ein'gen Vaterland.

Der „Deutsche Schwur" (unter dem Titel: „Schild der deutsche Ehre", von Karl Reinecke componirt) beginnt mit der Strophe:

Wir stehn vor Gott und schwören,
Das Schwert in unsrer Hand,
Dir einzig zu gehören
Du theures Vaterland,

Zu leben und zu sterben
Als deines Ruhmes Erben.
Hell klingt vom Fels zum Meere
Der Schild der deutschen Ehre.

Das „Reiterlied“ und die „Rache für Waterloo“ haben bewegtere, stürmische Rhythmen.

Bisher überwiegt fast ausschließlich in unserer Kriegspoesie die Liederdichtung mit Refrain und schlichter Fassung; doch wir zweifeln nicht, daß auch die Ode, die Elegie, die höhere und gedankenvolle Lyrik mit ihrer mehr architektonischen als sangbaren Rhythmik durch die Zeitereignisse in bedeutsamer Weise befruchtet werden wird.

Aufdeckung einer literarischen Fälschung.

Vor etwa zwei Jahren erregte eine in den „Comptes rendus“ von Chasles mitgetheilte alte Correspondenz zwischen **Pascal** und **Newton** gewaltiges Aufsehen, weil daraus klar hervorging, daß alle bisher dem Newton zugeschriebenen großen wissenschaftlichen Verdienste nicht ihm, sondern ausschließlich dem Pascal zukämen. Jener erklärt darin, wie er Descartes für den größten Gelehrten des 17. Jahrhunderts halte, von dem er alles gelernt habe, was er wisse, wie er sich durch eifrige Benutzung ungedruckter Manuscripte von Galilei, Kepler und Leibniz einen geachteten Namen erworben habe. Und aus Pascal's Briefen folgt auch noch die klar und scharf ausgesprochene Idee der allgemeinen Gravitation, woraus sich alle Bewegungsgesetze der himmlischen Körper mit mathematischer Sicherheit ganz von selbst ergäben. Sowie man nun annehmen durfte, daß dieser Briefwechsel ungefälscht wahr sei, so sank alle H[illegible]achtung vor Newton in ein erbärmliches Nichts zusammen, [illegible] ward zu einem Plagiarius, zu einem ehrlosen Diebe der lit[illegible]rischen Rechte und Thaten anderer. Das war eine harte Be[illegible]ldigung. Die französische Akademie der Wissenschaften ern[illegible]te sofort eine Commission zur Prüfung des hochwichtigen [illegible]egenstandes, und diese erklärte dann, daß sie sich außer Stande sehe, ein entscheidendes Urtheil über die Echtheit oder Unechtheit abgeben zu können. Nur eine einzige Stimme erhob sich zum Schutz für Newton, diese rührte von Faugère her und fiel gar wenig ins Gewicht, da derselbe kein Mitglied der Akademie war. Neigte man sich in Frankreich nun schon ziemlich allgemein zu dem Glauben an die Wahrheit und Richtigkeit der Schriftstücke, so war doch in England nicht eine einzige Spur der Zustimmung anzutreffen. Man trat hier mit patriotischer Einstimmigkeit dem unparteiischen Urtheile eines David Brewster, eines Robert Grant bei, welche als ganz zweifellos eine Fälschung der Correspondenz constatirten. Der letztere erklärte in seinem vom 18. September 1867 datirten Briefe an die „Times“: „There is only one possible solution of the difficulties which I have proposed, and it is this: The entire mass of the documents, communicated to the Academy of Sciences by M. Chasles, are pure forgeries.“ Die Correspondenz reiche von 1653—62, falle also in eine Zeit, wo Newton das jugendliche Alter von 11 bis 20 Jahren durchlebt habe, und es sei unbegreiflich, wie ein anerkannter Gelehrter von europäischem Rufe wie Pascal es nicht unter seiner Würde gehalten haben sollte, mit dem namenlosen Knaben und Jüngling Newton über hochwissenschaftliche Gegenstände in Briefwechsel zu treten. Auch wisse man aus den Schriften Pascal's ganz genau, daß er sich nie so speciell mit specifisch astronomischen Fragen beschäftigt habe, wie jene Manuscripte ihm zuschrieben. Frau Perrier, die Schwester Pascal's, welche seine Biographie geschrieben und ihn bis zu seinem Lebensende treu verpflegt hat, berichtet uns, daß ihr Bruder mit dem dreißigsten Jahre alle streng wissenschaftliche Beschäftigung aufgegeben habe, weil er zu krank und schwach geworden sei, daß die letzten zehn Jahre nur religiösen Gedanken gewidmet gewesen wären, die er wegen seiner großen Leiden nicht einmal eigenhändig habe niederschreiben können. An der Treue und Wahrheit dieser ausgezeichneten Lebensbeschreibung hat bisher noch niemand gezweifelt. Pascal ist 1623 geboren; als er 30 Jahre alt war, das ist 1653, beginnt gerade die angezweifelte Correspondenz, welche dann in streng wissenschaftlichen Untersuchungen neun Jahre lang eigenhändig geführt sein soll. Das war eine zu freche Lüge. Ferner sind die Zahlenangaben Pascal's über die Dichtigkeiten, Massen und Fallgeschwindigkeiten für Erde, Jupiter und Saturn im Vergleich mit der Sonne offenbar aus der dritten Ausgabe der Newton'schen „Principien“ genommen, welche 1726 erschienen ist, und in welcher Feststellungen von Flamsteed, Bradley und Pound vorkommen, die erst zwanzig bis dreißig Jahre nach Pascal's Tode bekannt sein konnten. Diese und noch einige andere Widersprüche waren es, welche den Glauben an die Echtheit der Correspondenz nicht blos stark erschütterten, sondern ganz vernichteten. Aber dennoch fehlte noch immer die endgültige pariser akademische Erklärung, daß das bei ihr eingereichte und von ihr geprüfte Manuscript des Briefwechsels ein wirkliches Falsum sei. Man glaubte schon, die Akademie würde die ihr sehr unangenehme Angelegenheit mit Schweigen begraben, wie sie dies in ähnlichen Fällen schon öfters gethan hat. Diese Vermuthung ging indessen nicht in Erfüllung. Es hat nämlich Chasles der versammelten Akademie vor kurzem freimüthig erklärt, daß es ihm endlich nach langem vergeblichen Bemühen geglückt sei, die Unechtheit der genannten Correspondenz wirklich zu erforschen, er sei durch einen gemeinen Fälscher gröblich betrogen worden.

Newton, dem beinahe zwei Jahrhunderte hindurch die eminentesten Denker seines Fachs die allerhöchste Bewunderung gezollt haben, von dem der unsterbliche Halley einst in tiefgefühlter Begeisterung ausrufen konnte:

Nimmer ist Menschen vergönnt, sich mehr den Göttern zu nahen! —

in welchem Männer wie Laplace, Gauß, Bessel stets mit ehrfurchtsvollem Staunen ihren genialsten Meister verehrten —, Newton hatte aber auch Rivalen, Neider und Feinde, wie sie kaum ein anderer Gelehrter je besessen hat. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an seine ersten Widersacher Hooke, Huygens, Cassini, an Leibniz, der sich in der Hitze des Streits einst so weit vergessen und erniedrigen konnte, unsern Newton des Plagiats zu beschuldigen, und an Goethe's Polemik, von der wir aus Hochachtung vor dem großen Dichter aufrichtig wünschen müssen, daß sie nie geschrieben sein möchte. Doch alle diese Gegenkämpfer sind besiegt, und Newton steht da in seiner ganzen Herrlichkeit und Größe. Und wir können es nur bedauern, daß es in unserm aufgeklärten Jahrhundert noch möglich gewesen ist, einen so unwürdigen Skandal vor die Oeffentlichkeit zu bringen, wie er durch die gefälschte Correspondenz in Scene gesetzt worden ist.

Bibliographie.

Francke, O., Aus Stralsunds Franzosenzeit. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Stadt. Stralsund, Bremer. 8. 20 Ngr.

Fricke, W., Tabellen zur Geschichte der deutschen Litteratur und Kunst. Nach der Anschauungsmethode. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hafen, J. B., Heinrich Walther, der hochherzige Gastwirth. Ein Lebens- und Charakterbild. Lindau, Stettner. 8. 10 Ngr.

Holdey, D., Die Braut von Reutlingen. Historische Novelle. Reutlingen, Baur. 8. 24 Ngr.

Jansen, K., Der Tag und die Männer von Eckernförde. Kiel, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knorr, E., Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 3ter Bd. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Lieder eines Heimgegangenen. Brieg, Bräuer. 32. 15 Ngr.

Mettingh, Freih. F. v., Abende über Kunst und Dichtung. Nürnberg, Schrag. 4. 1 Thlr.

Pape, J., Gedichte. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Säve, C., Zur Nibelungensage. Siegfriedbilder beschrieben und erklärt. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Nachträgen versehen von J. Mestdorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 24 Ngr.

Schäffle, A. E. F., Kapitalismus und Socialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögensformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Kapital. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 Thlr.

Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen 1866. 1stes Heft. Das Gefecht bei Nachod. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Weyhe-Eimke, A. Freih. v., Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau am 6. März 1645. Eine geschichtliche Quellenstudie aus dem Schlossarchive zu Nachod. Pilsen, Steinhauser u. Korb. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 1. September 1870.

Wolfgang Menzel's neue Schriften.

1. Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Kritik des modernen Zeitbewußtseins. Von Wolfgang Menzel. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolfgang Menzel, „der Franzosenfresser", wie ihn Ludwig Börne seiner Zeit benannte, der Ankläger des Jungen Deutschland, der Gegner eines andern Wolfgang, den er für die Emancipationstheorien seiner Jünger verantwortlich machte, hat inzwischen in historischen und literarhistorischen Werken, die von allzu schroffer Einseitigkeit frei sind und denen man Frische der Darstellung und resolutes, selbständiges Urtheil nachrühmen muß, einen anerkennenswerthen, auf Popularisirung der Geschichte gerichteten Fleiß bekundet. Freilich, den alten Adam wird man so leicht nicht los und der alte Zopf hängt dem Autor immer hinten. Das Motto seiner Werke könnte man dem Lustspiel eines von ihm anfangs protegirten, nachher angefeindeten Schriftstellers entnehmen, dem Lustspiel Gutzkow's „Zopf und Schwert". Beides vereinigt sich bei Menzel: das Schwert seines Geistes ist scharf und schneidend; aber er wendet es nie dazu an, seinen Zopf damit abzuschneiden.

So ungleich sind auch seine beiden neuern Schriften: in der ersten zeigt er ein volles Verständniß des historischen Geistes, soweit es sich um die politische Entwickelung Deutschlands handelt; die zweite aber ist eine Kapuzinade gegen den modernen Geist, eine Straf- und Bußpredigt voll von Aschermittwochsgedanken, in denen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird.

In dem ersten Werke versucht Wolfgang Menzel, der sich seines historischen Wissens rühmt, eine gedrängte Revision der deutschen Acten. Er sagt in der Einleitung:

Zwischen der geschlossenen Einheit des französischen Volks, welches zugleich nach der Hegemonie im ganzen Gebiete der romanischen Rasse strebt, und dem Riesenreiche der Russen und ihrem Panslawismus in der Mitte, ist die germanische Rasse im hohen Grade bedroht und hat auch bereits nach beiden Seiten hin Einbuße gelitten, indem sowol jenseit des Rhein als an der Ostsee deutsche Provinzen in die Gewalt hier der Franzosen, dort der Russen gefallen sind. Wenn nun in der welthistorischen Entwickelung, welche das Rassen- und Nationalitätenprincip zur Geltung gebracht hat, das deutsche Volk zurückbleibt, so wird es kaum einer fortdauernden Beschränkung und Verkleinerung und schließlich seiner staatlichen Auflösung entgehen können, wie aus gleicher Ursache das in viele Staaten und Föderationen getheilte alte Griechenvolk politisch untergegangen ist. Deshalb kommt alles darauf an, daß der einzige feste Verband, der unter uns Deutschen besteht, der Norddeutsche Bund, sich ausdehne, und Süddeutschland mit Norddeutschland sich versöhne, sich an dasselbe als der schwächere Bruder an den stärkern anschließe. Indem ich für den Norddeutschen Bund schreibe, schreibe ich für ganz Deutschland, nicht als Kleindeutscher, sondern als Großdeutscher „in des Worts verwegenster Bedeutung". Mir galt immer nur das ganze große Deutschland. Schon in früher Jugend nahm ich feurigen Antheil an der deutschen Begeisterung des Jahres 1813, verließ aber Preußen sieben Jahre später, weil es damals seiner deutschen Politik entsagt und jene Begeisterung für Deutschland in den Bann gethan hatte. Sobald es aber zu seiner deutschen Politik zurückkehrte, habe ich mich ihm auch in Liebe wieder zugewendet und um so freudiger, als mich langjährige Geschichtsstudien überzeugt hatten, daß Preußen den deutschen Beruf schon lange in sich trug und unter äußern Widerwärtigkeiten und auch mancher innern Fahrlässigkeit dennoch an ihm festhielt und ihn mit immer mehr Energie verfolgte.

Die ganze erste Hälfte des Buchs ist dem Nachweis gewidmet, wie Preußen die nationalen Interessen nach außen gewahrt habe. Das glänzende Schlußkapitel zu diesem Abschnitt schreibt die Gegenwart — zu spät für das Werk, aber nicht zu spät um seinen Inhalt zu bestätigen. Die machtvolle Organisation eines gewaffneten Deutschland, die glänzende Führung, die glorreichen Siege von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und Metz, denen sich noch andere anschließen werden, sind beweiskräftiger als alles, was Menzel selbst aus der frühern Geschichte anführt, um zu zeigen, wie Preußen nach außen Deutschlands Interessen vertreten hat. Und daß die deutsche Ehre ein noli me tangere für König Wilhelm ist — das bewies

wol die Energie, mit welcher der greise Monarch die herausfordernde Bevormundung des second empire zurückwies. Niemand wird nach den letzten Ereignissen den folgenden Worten Menzel's ein Fragezeichen beifügen wollen:

Das schwäbische Geschlecht der Hohenzollern hat unter allen deutschen Dynastien am besten den Beruf erkannt, den von Rechts wegen jeder deutsche Fürst haben sollte und könnte, keine andere Politik zu treiben als die nationale, die deutsche. Das Geschlecht der Zollern allein hat sich aus dem Verderben und der Fäulniß unsers Reichs emporgearbeitet zu einer Macht und zu einem Bewußtsein, die es ihm möglich machen, Deutschland zu verjüngen, den Gedanken Karl's des Großen und der sächsischen Ottonen wieder ins Leben einzuführen und unserm großen Volk eine Zukunft zu sichern, die endlich seiner würdig sein wird. Das Unglück und die Schande der Nation, die wir leider jahrhunderte lang als scheinbar unaufhörliche Gegenwart beseufzen mußten, fangen endlich an in die Vergangenheit, die nicht wiederkehrt, hinabzusinken.

Der Extract brandenburgisch-preußischer Geschichte, den uns Menzel mittheilt, um den deutsch-nationalen Zug der Hohenzollern in den Jahrhunderten ihrer werdenden Macht nachzuweisen, verleugnet allerdings nirgends das Etikette des Werks und ist mit sorgfältiger Ausscheidung aller Ingredienzen zusammengebraut, welche die reine Wirkung des Tranks stören könnten. Jedenfalls muß der Historiker doch unterscheiden zwischen den Fürsten in Preußen, welche mit vollem Bewußtsein Schild und Schwert der deutschen Nationalität waren, und solchen, welche im Grunde nur an Sicherung und Vermehrung ihrer Hausmacht dachten, oder durch die Ereignisse, durch den Gang der Geschichte selbst zu einer ihrem Denken und Wollen fremden nationalen Bedeutung erhöht wurden.

Zu den erstern gehört jedenfalls der Große Kurfürst, welcher, gegenüber der französischen Räuberpolitik und den zahlreichen Fürsten, die sich ihr anschlossen und ihr Vorschub leisteten, fest zu Kaiser und Reich hielt. Eins seiner frühesten Manifeste lautete:

Ehrlicher Deutscher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsere Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene? Was ist deine Freiheit und Religion mehr, denn daß andere damit spielen!

Daß aber die Politik des Großen Kurfürsten auch gegen Oesterreich Fronte zu machen suchte, und zwar durch einen Fürstenbund, der nicht blos die katholischen Fürsten umfassen sollte, das sehen wir aus der Biographie des Grafen Georg Friedrich von Waldeck von Erdmannsdörfer (vgl. Nr. 14 d. Bl.). Dieser Vorgänger Bismarck's erstrebte die Verbindung einer festgeschlossenen Union unter brandenburgischer Leitung und kann somit als der erste Vorkämpfer der Hegemonie der Hohenzollern in Deutschland betrachtet werden.

Einen sehr starken nationalen Zug zeigt auch König Friedrich Wilhelm I., bekanntlich ein Gegner alles französischen Wesens, der sich nicht nur für den ersten Staatsdiener, sondern auch für einen „Republikaner" erklärte, indem er nur für das „gemeine Wesen" (res publica) lebe. Er haßte die Nachahmung der französischen Moden und rief einmal aus: „Meinen Kindern will ich Degen und Pistolen schon in die Wiege legen, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten." In die französischen Moden kleidete er seinen Profos.

Weniger wird es gelingen, die national-deutsche Gesinnung des größten preußischen Königs außer Frage zu stellen. Friedrich der Große mochte auf die Eroberung Schlesiens ein noch nicht verjährtes Erbrecht, auch infolge der Unterdrückung des Protestantismus und der Gesinnung der Schlesier selbst ein moralisches Recht haben; er hat den Ruhm, die Franzosen in einer Entscheidungsschlacht, und zwar wie im Spiel geschlagen zu haben — aber sein kosmopolitischer Sinn, das Weltbürgerthum eines Genies, das auch bei allen andern Nationen nur die verwandten großen Geister aufsucht, hinderte ihn, ein bewußter Vertreter deutschen Nationalsinns zu sein, wie er denn auch französische Sitte und Literatur bevorzugte. Das Resultat seines Wirkens kam freilich Deutschland zugute:

Preußen blieb der deutschen Natur treu, handelte im deutschen Interesse, und der gütige Gott verlieh eben deshalb dem Zollern'schen Fürstenstamm mehr Takt und Genie als andern. Sonst wäre Deutschland längst zu Grunde gegangen. Man muß sich nur erinnern, daß das ganze Norddeutschland noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entweder fremden, Deutschland feindlichen Mächten des Auslandes angehörte, oder wenigstens unter deren Einfluß stand. Und wenn im Siebenjährigen Kriege Friedrich der Große nicht gesiegt hätte, wären auch Ost- und Westpreußen russisch geworden. In Königsberg hatte sich damals die russische Kaiserin schon huldigen lassen.

Unter Friedrich Wilhelm II., der gegen Frankreich einen unglücklichen Krieg führte, wurde der Baseler Frieden 1795 geschlossen, der die Niederlande, das ganze überrheinische Deutschland, wie auch Franken, Schwaben und Baiern der Ueberschwemmung durch französische Sansculotten preisgab und Preußen alle Sympathien in Deutschland kostete.

Die Niederlage Preußens 1806 unter Friedrich Wilhelm III., der glänzende Aufschwung der Befreiungskriege sind bekannt; ebenso daß in der darauffolgenden Restaurationsepoche die deutsche Gesinnung für staatsgefährlich galt. Begeisterung für die Herrlichkeit deutscher Nation darf man am wenigsten König Friedrich Wilhelm IV. absprechen, er hat ihr mehrfach einen dichterisch beredten Ausdruck gegeben; aber ihm fehlte in schwieriger Zeit die Energie, Bestrebungen, die nach dem gleichen Ziel, aber von abweichendem Standpunkt aus gerichtet waren, für den gemeinsamen Zweck zu benutzen. Was auf parlamentarischem Wege und durch den großartigen Aufschwung deutscher Gesinnung in den Revolutionsjahren nicht zu erreichen war, das sollte auf dem Wege großer, blutiger Kriege, durch „Blut und Eisen" verwirklicht werden. Es ist ein trauriges Gesetz der Geschichte, daß die Wirklichkeit dem Ideal hart und spröde gegenübersteht, und daß es der ernsten Arbeit von Geschlechtern bedarf, um den Gedanken ins Leben einzuführen. Sagt doch Schiller schon treffend:

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.

Welch ein Unterschied zwischen der deutschen Kaiserkrone, die von einer Deputation des frankfurter Par-

laments friedlich nach Berlin gebracht und dem König von Preußen gleichsam auf einem weichen Kissen präsentirt wurde, und der andern, die auf den Schlachtfeldern von Königgrätz, Wörth, Metz durch den Opfertod vieler Tausender als Krönung des Gebäudes deutscher Einheit erobert wird.

Dem ersten Abschnitt der Schrift fehlt mit dem gegenwärtigen deutsch-französischen Krieg noch die glorreichste Seite und der entscheidendste Abschluß. Nachdem der Autor Bismarck's Bestrebungen und den Kampf des Parlaments mit dem Ministerium geschildert und der Stahl-Gerlach'schen Partei, welche ihm durch ihr specifisches Christenthum sympathisch ist, den Vorwurf eines höchst einseitigen preußischen Particularismus gemacht hat, schließt er seine Skizze der „Geschichte Preußens" mit den Worten:

Im übrigen war in der Einigung Norddeutschlands der festeste Grund zur Einigung aller Deutschen gelegt. Man braucht nur den gegenwärtigen Territorialbestand mit dem zu vergleichen, wie er noch vor hundert Jahren war. Damals waren die Elbherzogthümer dänisch, Vorpommern, Bremen und Verden schwedisch, Hannover englisch, die Länder am Mittel- und Niederrhein mehr oder weniger rheinbündisch, Sachsen dem deutschen Interesse durch seine Verbindung mit Polen entfremdet. Ganz Norddeutschland war innerlich zerrissen und zum Theil dem Ausland unterthan. Davon ist nun jetzt keine Spur mehr übrig. Das ganze Norddeutschland ist mit Ausnahme des ehemaligen burgundischen Reichskreises (Belgien und Holland) wieder eins, ein mächtiger deutscher Gesammtstaat, finanziell und militärisch musterhaft organisirt. Zum ersten mal seit dem Untergang der Hansa blüht die seit Jahrhunderten vernachlässigte deutsche Seemacht an der Nord- und Ostsee wieder auf. Nach außen hin ist der Norddeutsche Bund stark genug, um jedem Angriff zu trotzen. Oesterreich ist durch Ungarn gehindert, sich wieder störend in die Einigung Deutschlands einzumischen. Nur Rußland und Frankreich, die romanische und die slawische Großmacht, vermögen noch die germanische Großmacht, zu welcher Preußen im Norddeutschen Bunde herangewachsen ist, zu bedrohen; allein jede von beiden hat wieder ein Interesse, es mit uns Deutschen nicht zu verderben, nicht nur weil die orientalische Frage beide trennt und in Spannung hält, sondern auch weil wir Deutschen stark genug sind, auch mit wenigen Alliirten, zu denen jedenfalls England gehören würde, uns beider zu erwehren. Also hat das Haus Zollern den Beruf erfüllt, der ihm seit Jahrhunderten mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen ist, den großen Beruf, Deutschland aus seiner jahrhundertelangen Zersplitterung zur Einheit zurückzuführen.

Die Bedrohung von seiten Frankreichs ist inzwischen zu einer Thatsache geworden; die Gegenwart schreibt mit blutigen Zügen die Geschichte der siegreichen deutschen Abwehr. Rußland indeß ist zunächst kein Gegner Deutschlands, das auch ohne Alliirte, zu denen jedenfalls England nicht gehört, über Frankreich den Sieg davontragen wird.

Sehr düster ist das Gegenbild entworfen: was Oesterreich für Deutschland gethan und nicht gethan hat, führt uns Menzel in historischer Folge vor; noch schlimmer ergeht es dem Welfenrégime. Das Benehmen König Georg's wird auf das schärfste gebrandmarkt. Dabei theilt der durch seinen Sammlerfleiß auch auf dem Gebiet der Curiositäten hervorragende Autor das folgende Curiosum mit:

Beiläufig noch eine kleine Frage: warum der depossedirte König Georg von Hannover nach Hietzing gezogen ist? In Nicolai's berühmter „Reise durch Deutschland", III, 96, lesen wir von dem Dorfe Hietzing bei Wien: „Als bei der ersten türkischen Belagerung von Wien 1529 die Feinde allhier ihr Lager hatten und die Kirche ausplünderten, stieg ein Türke auf den Altar, um dem hölzernen Marienbilde die Krone abzunehmen. Das Bild aber rief ihm auf gut österreichisch zu: Hütts eng! d. h. Hütet euch! Der Türke erschrak dermaßen darüber, daß er nicht allein die Krone nicht raubte, sondern auch den christlichen Glauben annahm und ein Märtyrer wurde. Es ist sonderbar genug, daß die Jungfrau Maria österreichisch sprach und daß der Türke das Oesterreichische verstand. Doch dem sei, wie ihm wolle! Von der Zeit an gab der Aberglaube dem Dorfe den Namen Hütts eng und die Kirche ward ein berühmter Gnadenort. Die Wallfahrer bildeten sich ein, von dem Marienbilde marianische Gnaden zu erhalten." — Daraus erklärt sich die Wallfahrt des Königs von Hannover nach Hietzing auf die natürlichste Weise von der Welt. Wer selber eine Krone verloren hat, wohin sollte sich der eher um Schutz hinwenden als zu der hölzernen Statue, die sich ihre Krone nicht nehmen ließ?

Was Preußen speciell für Baiern und Würtemberg gethan hat, faßt Menzel in folgender Weise zusammen:

Oesterreich hat blutige Angriffskriege gegen Baiern geführt. Immer war es Baiern ein bedrohlicher Nachbar, und im vorigen Jahrhundert wollte es bekanntlich Baiern annectiren und sich mit dem Kurfürsten Karl Theodor in der Art abfinden, daß derselbe statt Baiern die österreichischen Niederlande bekommen hätte. Damals nahm Preußen Baiern in Schutz, und Friedrich der Große fing sogar deshalb den sogenannten Bairischen Erbfolgekrieg an. Oesterreich gab nach und Baiern blieb selbständig. Dasselbe Wohlwollen hat Preußen Baiern immer bewiesen und es niemals angegriffen, obgleich es von Baiern im Siebenjährigen Kriege, im Jahre 1806 und im Jahre 1866 angegriffen wurde, ohne Baiern irgend gekränkt zu haben. Dasselbe gilt von Würtemberg. Dieses protestantische Herzogthum wurde lange Zeit von Oesterreich begehrt. Zur Zeit der Reformation erhielt es eine österreichische Verwaltung. Dasselbe wiederholte sich im Dreißigjährigen Kriege nach der Schlacht bei Nördlingen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollte Herzog Karl Alexander, der katholisch geworden war und in Oesterreich gedient hatte, das Würtembergerland katholisch machen. Dieses Land ist, wenn man es auf der Landkarte von Deutschland besieht, nur ein kleiner südlicher Ausläufer des in Norddeutschland ausgebreiteten Protestantismus, überall von katholischen Nachbarn umgeben, schien also auch leicht vom protestantischen Gebiet abgeschnitten werden zu können, und der Plan Karl Alexander's wäre wahrscheinlich gelungen, wenn nicht sein schneller Tod und die Dazwischenkunft Preußens es verhindert hätten. Denn Friedrich der Große nahm sich des protestantischen Volks und seiner Stände an und den jungen würtembergischen Thronfolger, Herzog Karl, eine Zeit lang sogar zu sich nach Berlin. Wer anders hätte Würtemberg diesen Schutz gewähren können und wollen? Auch hat Preußen niemals feindlich gegen Würtemberg gehandelt, obgleich würtembergische Truppen gleich den bairischen in der Reichsarmee des Siebenjährigen Kriegs, 1806 unter den Rheinbundstruppen und 1866 im Bunde mit Oesterreich Preußen angriffen. Hätte Preußen den beiden süddeutschen Staaten im vorigen Jahrhundert seine wirksame Hülfe nicht geleistet, so würden sie österreichisch haben werden müssen. Das Haus Wittelsbach würde zwar zum Ersatz für Baiern die österreichischen Niederlande erhalten haben, aber auf wie lange? Würtemberg würde katholisch gemacht worden sein. Und was würde geschehen, wenn kein Preußen, kein Norddeutscher Bund mehr existirte? Würden sich Baiern und Würtemberg, um sich Oesterreichs zu erwehren, an Frankreich anschließen, um schließlich wie die Elsäßer und Lothringer ihre deutsche Abstammung zu verleugnen? Der echte Baier, der echte Schwabe kann nur in deutscher Luft athmen, würde sich selbst aufgeben, seinem eigensten Wesen entfremdet werden, wenn er der Helote eines undeutschen Herrschervolks würde, sei es eines französischen oder magyaro-slawischen. Nur im Anschluß an die norddeutschen Brüder können die Süddeutschen auf die Dauer freie Deutsche bleiben.

In Bezug auf den zweiten Abschnitt: „Die Wahrung der nationalen Interessen im Innern", können wir uns kürzer fassen; er zerfällt in drei Theile: „Die confessionelle Neutralität", „Die materiellen Interessen", „Die Pflege des Geistes". Während der zweite Theil eine Reihe von Thatsachen in ihrem Zusammenhang mit beweiskräftiger Unbefangenheit vorführt, zeigt sich im ersten und dritten die ganze Einseitigkeit der Menzel'schen Richtung. Es klingt seltsam, und doch ist es die ganze Wahrheit, daß Menzel von dem, was Preußen für den Geist gethan, gar keinen Begriff hat. Hr. Eichhorn und Hr. von Raumer sind ihm die Großwürdenträger der preußischen Intelligenz, die „Regulative" die Großthaten derselben. Der glorreiche Geist der Forschung und Wissenschaft aber wird von dem Obscurantismus Menzel's in Bann gethan. Zur rechten Zeit fällt es uns ein, was Menzel an Goethe u. a. gesündigt hat; sein ganzes kritisches Nachtwächterthum tritt zu Tage, wenn er mit seinem Spieß und lärmblasenden Horn auch in dieser Schrift wieder einen Hegel und Humboldt arretirt und als Ruhestörer auf die Hauptwache der orthodoxen Nachtwächter schleppt. Aus der feindseligen Kritik des Altenstein'schen Ministeriums brauchen wir nur die folgende Stelle anzuführen, zum Beleg, daß diese Abschnitte Menzel's einer eingehenden Besprechung unwürdig sind:

Die Männer, deren sich Altenstein zur Durchführung seines Programms bediente und von deren Gutachten die Besetzung aller Lehrämter abhing, waren folgende. Zuerst der berühmte Alexander von Humboldt, Mitglied der französischen Akademie, der seine Werke französisch schrieb, schon 1814 bei der ersten Eroberung von Paris den König überredet hatte, alle von den Franzosen aus Deutschland geraubten Kunstwerke nicht zurückzufordern, sondern den Franzosen zu lassen, und als Liebling und Vertrauter des Königs in Berlin nicht nur die Akademie ganz nach seinem Willen lenkte, sondern auch sonst jede Anstellung durchsetzen oder hintertreiben konnte, und doch fast täglich mit dem unendlich suffisanten Varnhagen im Hause reicher Jüdinnen, die ihn anbeteten und mit Delicatessen fütterten, über seinen gnädigen König spottete und hohnlachte. Derselbe große Humboldt kannte keinen Gott in der Natur und glaubte an keinen Schöpfer. Sofern er die Natur für etwas hielt, das von selber entstanden sei, und Bewunderung nur für die Naturforscher in Anspruch nahm, die immer Neues in der Natur auffanden, er selbst aber für den größten Naturforscher gehalten wurde, scheint es, er habe den Schöpfer nur escamotiren wollen, um sich statt seiner anbeten zu lassen. Kurz, er wollte von keiner Pflicht weder gegen das Vaterland noch gegen Gott etwas wissen. — Der zweite Handlanger Altenstein's war Hegel, der Philosoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung seiner Vorlesungen zu Göttern und wären von da an über alle Menschen hoch erhaben. In der That ein überraschender Coup. Daß die Aussicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, ist leicht begreiflich. Es verband sich aber damit auch noch die irdische Aussicht, schnell zu einer Anstellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeistert war oder sich wenigstens für ihn begeistert stellte. Denn weder Theologen, noch Juristen, noch Studenten der philosophischen Facultät hatten Aussicht auf Beförderung, wenn sie nicht Anhänger Hegel's waren, und solche Anhänger wurden massenhaft auf allen Universitäten und Gymnasien angestellt, um den Geist Hegel's so schnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umständen würde Hegel mit seiner verrückten Selbstvergötterungslehre von der Regierung abgewiesen und von den Studenten selbst verlacht worden sein. Sofern aber Altenstein ihn zu seinem politischen Zwecke benutzte, ihn daher hochstellte, auf alle Art begünstigte und gewissermaßen mit der Autorität der Regierung selbst umkleidete, ja selbst Theologen und einige der ersten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuern Hochmuth von akademischen Prätorianern schwelgten.

Außerdem werden noch Lachmann und Diesterweg als gemeinschädliche Handlanger Altenstein's denuncirt.

Wenn der vortreffliche erste Theil der Menzel'schen Schrift schon durch die gehässigen Einseitigkeiten des zweiten entstellt wird, so ist das ganze zweite Werk: „Die Kritik des modernen Zeitbewußtseins" (Nr. 2) geradezu eine Ausgeburt des Obscurantismus zu nennen, der um so bedauerlicher und unbegreiflicher erscheint bei einem Autor, der für den politischen Fortschritt der Zeit ein so gründliches Verständniß zeigt.

Als ob das geistige Leben sich theilen ließe wie die Glieder der Würmer und Mollusken, als ob eine politisch große Zeit im übrigen den moderduftigen Hauch geistiger Verwesung athmen könnte! Wir meinen, daß Menzel hier durch das Steckenpferd der Orthodoxie, das er mit solchem Behagen reitet, auf misliche Abwege gerathen ist. Wir verkennen nicht, daß sein Buch trotz dessen manche treffende Wahrheit enthält, und daß der schlagkräftige Stil, wo er satirisch die Mängel der Zeit geiselt, hin und wieder einen juvenalischen Charakter annimmt; aber die Grundstimmung des Werks ist eben eine ganz verfehlte. Menzel malt mit chinesischer Tusche in tiefstem Schwarz und der chinesische Zopf hängt ihm hinten. Wie der Abgesandte eines Inquisitionstribunals spürt er mit unermüdlicher Ketzerriecherei die „falschen Meinungen" auf. Das ganze Buch ist die Encyclica eines verrotteten literarischen Papstthums, das sich mit dem Anathem der Unfehlbarkeit waffnet. Da werden die „falschen Meinungen von der Natur", die „falschen Meinungen von der Bestimmung des Menschen" verurtheilt und verworfen und alle Schriften, die sie enthalten, auf den index librorum prohibitorum gesetzt; ja selbst der Papst ist diesem Eiferer nicht päpstlich genug, und die „heidnische Göttermaschinerie des Vaticans" wird dem Papstthum zum schweren Vorwurf gemacht.

Die Grundzüge der Naturphilosophie, nach denen Menzel die falschen Meinungen der irrgläubigen Naturforscher corrigirt, faßt er in der Einleitung in folgender Weise zusammen:

Wie diese Wissenschaft vom Aeußern ausgeht, so gehen wir vom Innern aus. Wie sie lehrt: im Anfang war die Materie, so lehren wir: im Anfang war der Geist. Wie sie die Materie in Urstoffe scheidet und aus diesen allmählich organische Bildungen, aus der Pflanze das Thier, aus dem Affen zuletzt den Menschen entstehen läßt, so lassen wir zuerst aus Gott den Menschen entstehen und nur um des Menschen willen, nur als Mittel für seinen Zweck, die zu seiner Existenz und vollständigen Entwickelung erforderliche räumliche und zeitliche, unorganische und organische Umgebung ihm vorangehen. Wie jene Wissenschaft einen leeren Raum voraussetzt, der um jeden Preis habe gefüllt werden müssen, so setzen wir nur eine göttliche Kraft voraus, die aus dem innersten Keim der Dinge heraus die zu ihrer Existenz erforderliche Materie, den für sie nöthigen Raum, die für sie nöthige Zeit ins Nichts hineinschafft, nur um dieser Dinge willen, nur als eine relative, nicht als eine absolute Materie, als einen nur relativen, nicht als einen absoluten und ewigen Raum; denn es gibt einen Raum und eine

Zeit nur so viel und so lange, als sie für die von Gott geschaffenen Wesen nöthig sind.

Das wird nun in dem ersten Buche näher auseinandergesetzt. Was unsere großen Denker über das Nichts und den Raum gesagt, wird gründlich ad absurdum geführt. Wir erfahren, daß, wenn Gott die Welt aus nichts schuf, dies nur sagen will, daß er die Welt schuf, die vorher nicht dawar; daß er die Körper nicht schuf, um den Raum auszufüllen, sondern der Raum nur der Körper wegen dawar, die sich darin befinden sollten. Eine sehr bequeme Philosophie für die Westentasche! Die tiefsten Probleme, die seit Kant und seiner „transscendentalen Aesthetik" alle Denker beschäftigten, werden von Menzel im Handumdrehen zurechtgedreht wie die Düten von einem Materialwaarenjüngling. Weiterhin spricht Menzel von der „sogenannten Natur". Er ruft aus: wo existirt diese „Dame Natur"? Diese Art von Skepsis ist wenigstens neu. Dann bricht Menzel eine Lanze für die teleologische Weltanschauung, obgleich er die Perfectibilität der Natur leugnet. Eine Philippika wird gegen die pedantischen Naturgrammatiker gerichtet:

> Die Natur, wie sie sich uns in einer reichen Landschaft mit dem über ihr gewölbten Himmel darstellt, gleicht einem kunstreichen Gemälde, einer wundervollen Dichtung, welche die Seele tief ergreift und an deren Urheber man nicht ohne Bewunderung denken kann. Nun verhalten sich aber die vulgären Naturforscher zu diesem Kunstwerk nicht als vernunftbegabte Kritiker, nicht als Kenner des Schönen, Bewunderer des Erhabenen, sondern als pedantische Silbenstecher. Sie verfahren, wie ein gemeiner Grammatiker verfahren würde, der in den göttlichen Werken des Homer, Dante und Shakspeare nur grammatische Regeln und Ausnahmen ängstlich zusammentragen wollte. Wer blos daran dächte, an dieser Stelle braucht Homer einen Aorist oder nicht, oder hier weicht seine ionische Mundart ab, der würde damit beweisen, daß ihm der Sinn für das Gedicht fehlt. Wer an einem Gemälde Rafael's nur die darin gebrauchten Farben klassificiren oder die Profile mit dem Zirkel nachmessen wollte, würde damit beweisen, daß ihm die Schönheit und der Geist des idealen Werks fremd geblieben sei. Aber die meisten Naturforscher verfahren nicht anders.

Diese Tiraden sind lächerlich. Daß der Naturforscher das Gesetz der Natur und die Eigenthümlichkeit der Erscheinung zu ergründen sucht, ist doch wol selbstverständlich; er braucht deshalb keineswegs eines tiefern Naturgefühls zu entbehren; dies aber hat er nicht nöthig zur Schau zu stellen, wo es wissenschaftliche Untersuchungen gilt. Ein Chemiker ist eben kein Landschaftsmaler.

Das zweite Buch: „Die falschen Meinungen von der Bestimmung des Menschen", leitet Menzel mit folgender Charakteristik des Zeitgeistes ein:

> Dem heutigen Zeitgeist ist nichts mehr zuwider als die Mahnung an ein Jenseits. Hier im Diesseits haben die Maulhelden freies Revier. Hier können sie raisonniren, renommiren, debattiren, majorisiren und vernünftige Leute tyrannisiren nach Herzenslust. Aber in jenem dunkeln Jenseits, was für eine geheimnißvolle Macht könnte dahinterstecken, die ihnen ihre Ohnmacht fühlbar machte oder sie wol gar zur Verantwortung zöge? Wirf dich in die Brust, Fortschrittsmann! Das Hier ist dein, also laß es nicht fahren und spotte des Satzes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Aide toi! sei deine Losung. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne! Packe die Welt nur herzhaft an und sie ist dein. Hast du nicht schon so vieles erreicht? Freiheit im allgemeinen, Freiheit im besondern und allerbesondersten, Redefreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Parlament, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die ganze liberale Schablone? Und was kannst, was wirst du nicht noch alles erreichen? Die Weltrepublik ohne Zweifel, die gleiche Austheilung aller Erdengüter und deren Verfeinerung und Vervielfältigung durch fabelhafte neue Entdeckungen in der Physik und Chemie. Aus eigener Kraft wirst du, o Menschheit, die Erde wieder zum Paradiese umgestalten.

Eine Widerlegung dieser Anschauungen suchen wir vergebens bei Menzel; nur triviale Raisonnements, wie man sie in manchen Missionstractätlein findet, ziehen sich wie ein rother Faden durch dies ganze Buch. Der „Bibelhaß" und der „Christushaß" werden als Zeitkrankheiten gegeiselt. In dem Abschnitt über „Die leisetretenden Vermittler und die Toilettentheologie" nimmt sich Menzel des Teufels an, von dem zu sprechen der gebildete Zeitgeist für unanständig und lächerlich hält. Ueber die „Toilettentheologie" sagt der Verfasser indeß einiges Treffende:

> Die sentimentalen Erzieher meinen, weil sie junge Mädchen vor sich haben, gegen die man alleweg galant und zart und süß sein müsse, müsse auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und versüßt werden. Die Sprache der Bibel scheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, also zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Essenz davon ab, mischt es mit Zucker, packt es in feines Postpapier mit einer niedlichen Devise und gibt es als gottseliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu schlucken. Auf diese Weise wird der zarten Flora der Stadt, oder der Pension, oder des Hofs die ganze Religion glatt und zuckersüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erschrecken, darum faltet er seine Blitze zierlich zusammen und dämpft den Donner in leichthinschankelndem Versmaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen nicht erschrecken, sie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Matthisson'schen Basreliefs und ein schöner Genius senkt mit graziöser Tournure seine Fackel.

Den Kernabschnitt dieses Buchs bildet das Kapitel: „Von der Sünde der Philosophie." Dem labyrinthischen Wahngebäude der Philosophen wird die „reelle Kirche Gottes" gegenübergestellt. Die ganze moderne Philosophie ist unserm Autor nur ein „bewußter Abfall von der geoffenbarten Wahrheit". Zuerst erhält Kant das Lineal auf die Finger:

> In seinem System bildet der Mensch allein das A und das O, und es würde von Gott gar nicht die Rede sein können, wenn nicht im Menschen etwas von einem Streben nach dem höchsten Gute vorgefunden würde, wenn der erhabene Mensch auf dem Thron der Erde nicht die Hand ausstreckte und ausriefe: Begriff des höchsten Gutes und demnach vielleicht auch des höchsten Wesens, du bist zum Handkuß gnädig zugelassen! Das ist in der That die Kant'sche Bescheidenheit. Blos wegen unsers Bedürfnisses, wegen unsers Wunsches ist so etwas wie Gott möglich und wahrscheinlich.

Schelling's erste Philosophie wird als ein optisches Experiment, und die Vorstellung eines „Wiederzusammenflickens des Gottes" als kindisch bezeichnet. Am schlimmsten ergeht es Hegel, dessen berüchtigte Selbstvergötterungslehre das Wahnsinnigste genannt wird, was die Philosophie jemals ausgeheckt habe. Von Schopenhauer, einem der geistreichsten Philosophen, heißt es, er sei bei dem Mislingen aller Versuche, die gemeine Menschheit mit dem philosophischen Wahnsinn zu elektrisiren, in eine Art von Verzweiflung gefallen. Gegenüber diesem Bedlam der deutschen Philosophie, verkündet Menzel das A und O der scholastischen und encyclischen Weisheit mit den Worten: „Die Philosophie hat nur eine Berechtigung als Vorschule und Dienerin der Theologie."

Der Abschnitt: „Von der Geschichtsverfälschung", wendet sich gegen die Parteilichkeit, mit der alles Classische, der hellenische Geist und die römische Tugend gepriesen und höher angeschlagen werden als das Christliche. Unter den „falschen Idealen" führt Menzel kosmopolitische, republikanische, socialistische und communistische an. Die Vergötterungssucht, der Servilismus der Fortschrittsmänner spricht sich nach seiner Ansicht im „Cultus des Genius" aus:

Die größte Zahl der Vergötterten haben immer die Parlamente geliefert. Diese Berühmtheiten eines Tags oder doch nur weniger Jahre kommen und verschwinden wieder, verdrängt durch andere. Fünfhundert große Männer der Paulskirche sahen die Schauläden Frankfurts; es war unmöglich, alle ihre unsterblichen Namen in der Geschwindigkeit zu behalten. Man konnte sie nur in Bausch und Bogen in Unsterbliche mit Bart, und in Unsterbliche ohne Bart eintheilen. Jetzt sind sie alle bis auf ein Halbdutzend Namen vergessen.

Wo Menzel den „pädagogischen Schwindel" charakterisirt, da werden namentlich Rousseau und Diesterweg die Leviten gelesen; das Verlangen einer Unabhängigkeit der Schule von der Kirche wird zurückgewiesen, die Ueberbildung und Standeshoffart unserer Seminaristen gegeiselt.

Einen kleinen Beitrag zur Charakteristik unserer Poesie liefert der folgende Passus aus dem Abschnitte, der „Vom Weltschmerz" handelt:

Der Weltschmerz in den gebildeten Klassen der Neuzeit hat gewöhnlich nur einen persönlichen Grund. Der Heißhunger des bösen, unsittlichen Triebes kann nicht befriedigt werden, obgleich er immer neu gereizt wird. Das charakterisirt vornehmlich die sentimentale Donjuanerie so vieler unserer modernen Dichter. Eine Geliebte ist ihnen nicht genug, sie wollen das ganze schöne Geschlecht zu ihrer Disposition haben, und es fehlt ihnen doch alles, um der indische Gott Krischna sein zu können. Oder sie haben ihr Herz verzärtelt und können nicht begreifen, warum dieses kostbare Herz nicht in einer Monstranz von aller Welt angebetet wird. Anstatt nun einzig sich selber anzuklagen, klagen sie Gott und die Welt an und halten sich zu gut für diese Welt. Daß sie nicht alle ihre unsittlichen, oft sogar unnatürlichen Begierden stillen können, oder zu entnervt sind um sie noch stillen zu können, erfüllt sie mit einer Melancholie, mit der sie dann so viel als möglich in schönen Versen kokettiren. In Deutschland hat zuerst Goethe's „Werther" diese moralischen Schwächlinge in die Mode gebracht, nicht um vor ihnen zu warnen, sondern um sie zu kanonisiren, wie denn Goethe überhaupt in seinen so überschwenglich gepriesenen Dichtungen dem deutschen Volk eine Menge süße Gifte gemischt hat.

Von den übrigen Abschnitten des Buchs erwähnen wir noch den über die „Todesstrafe", für welche Menzel natürlich mit großem Eifer eine Lanze bricht, und diejenigen, welche „Vom unnatürlichen Hinaufschrauben der Gesellschaft" und „Von den liberalen Philistern" handeln, in denen beiden sich manches Salz- und Pfefferkörnlein von pikanter Wirkung findet.

Das dritte Buch: „Christenthum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den sittlichen und ewigen Beruf des Menschen", enthält, gegenüber den satirischen Negativbildern, nun die positive Offenbarungsphilosophie Wolfgang Menzel's, nach der Kritik des Falschen die Apotheose der Wahrheit. Es werden über das Jenseits, in welchem sogar musicirt werden und der Genuß der landschaftlichen Schönheit nicht aufhören soll, Vermuthungen aufgestellt, welche die Feuerbach'sche Theorie vom religiösen Glauben vollkommen bestätigen. Einen apokalyptischen Schwung nimmt Menzel in jenen Abschnitten an, welche von den „Hieroglyphen der Weltgeschichte", von dem „Rothen Gespenst", ebenfalls eine Hieroglyphe der Weltgeschichte, und vom „Antichrist" handeln. Als Hauptvertreter des Antichrist erscheint Proudhon mit seinem Cultus des Satans. Zum Schluß heißt es:

Eine andere sinnreiche Sage faßt den Antichrist nicht als den von der Menschheit unabhängigen Dämon, sondern als ein Product der Menschen selbst, als eingeborenen Sohn der sündigen Menschheit auf, als den vereinigten bösen Willen aller Menschen in einer Personification, welche vollkommen folgerecht dem Christ als Antichrist gegenübersteht. Es ist eine alte Sage, von den Juden des Talmud aufbewahrt oder der Offenbarung Johannis nur nachgebildet, jedenfalls entstanden unter den Eindrücken der tiefsten heidnischen Corruption im römischen Kaiserthum. In den letzten Zeiten, so berichtet die Sage, wird man eine weibliche Statue von weißem Marmor finden, so schön, daß alle Männer auf Erden von ihr werden bezaubert sein, nicht von ihr lassen können und mit ihr buhlen werden. Dadurch wird Leben in den Marmor kommen, die Statue wird wachsen und endlich einen ungeheuern Riesen gebären, genannt Armillus, den die Menschen für ihren Herrn erkennen werden und der sie alle beherrschen und durch den das Maß der Sünden auf Erden erfüllt werden wird, bis Gott Feuer vom Himmel wird regnen lassen, um die Bösen alle zu vertilgen. Diese sagenhafte Variante der Apokalypse ist insofern bedeutsam, als sie die verführerische Leibesschönheit als Hauptmotiv der Sünde und des Verderbens betont. So faßten schon die alten Griechen das erste Weib, die Pandora mit dem Gefäß, worin alle Uebel enthalten sind, und die schöne Helena, das reizvollste aller Weiber, auf. Dieselbe Helena war es wieder, die in der geistvollen Faustsage am Schluß des Mittelalters die aus dem Grabe geweckte antike Schönheit, den Zauber der Renaissance bedeutete. Denselben Sinn hatte die wunderschöne weiße Marmorstatue auf dem Bilde des Spagnoletto, dessen wir früher gedacht haben. Und dieses schöne Bild verfolgt die Menschheit bis zum Ende der Erde, es wird die Mutter des Antichrist.

Mit dieser letzten Hieroglyphe der Weltgeschichte, die übrigens in Offenbach's „Schöner Helena" sehr durchsichtig und sehr wenig räthselhaft erscheint, schließt Menzel seine Kapuzinerpredigt gegen die Verirrungen, Frevel und Greuel der Neuzeit. Für ihre Fortschritte hat er nur Achselzucken, für ihre großen Männer nur Invectiven. Es gab eine Zeit, wo solche Geiselhiebe den Geiselschwinger gefürchtet machten; jetzt verhallen diese Strafpredigten spurlos. Mögen sie noch so redlich gemeint, noch so haarsträubend beredt sein — die Zeit hat bessere Dinge zu thun, als sich von den Orthodoxen katechisiren zu lassen.

Rudolf Gottschall.

Astronomisches.

1. Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung, dargestellt von Hermann J. Klein. Erster Theil: Das Sonnensystem nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung, dargestellt von Hermann J. Klein. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite, noch nicht erschienene Theil wird die Topographie des Fixsternhimmels bringen. Ueber den vorliegenden ersten ist unser Urtheil ein sehr günstiges. Das Werk erfaßt seinen Gegenstand mit ganz besonderer Vorliebe und behandelt ihn kurz und bündig und für jedermann verständlich. Der Verfasser ist Mann von Fach, welcher überall den neuesten Forschungen und Fortschritten seiner Wissenschaft Rechnung zu tragen versteht, aber auch dahin strebt, daß jeder Gebildete eine klare Einsicht derselben erhalte. Mit dieser Eigenschaft wird sich das Werk recht bald einen großen Kreis von Freunden erwerben. Von den sogenannten populären Astronomien unterscheidet es sich wesentlich, da es gar nicht in seinem Plane liegt, die Unterweisung in den Anfangsgründen selbst mit geben zu wollen. Diese setzt es voraus. Aber ungeachtet dieser Voraussetzung paßt die Darstellung dennoch für das denkende große Publikum. Die ganze Arbeit charakterisirt sich als ein astronomisches Gemälde im kosmischen Sinne, wie es uns Alexander von Humboldt in den letzten Bänden seines unsterblichen „Kosmos" so meisterhaft vorgeführt hat. Da indeß die astronomische Rundschau des großen Verstorbenen schon ein Alter von 20 Jahren besitzt, so entspricht dieselbe unserm heutigen Wissen und Anschauen nicht mehr. Eine Fülle von ganz neuen Erfahrungen, von ganz neuen Forschungsmitteln ist seitdem hinzugekommen, wovon Humboldt noch gar nichts wissen und ahnen konnte. Darin lag der Grund, daß der Verfasser sich dazu entschlossen hat, einen allgemein faßlichen Bericht über die neuesten Errungenschaften in der Sternkunde zu geben. Man darf in dieser Hinsicht nur daran erinnern, was in unsern Tagen die Spectralanalyse, die Photographie zur Erforschung der physischen Natur der Himmelskörper Großes geleistet hat, um sogleich überzeugt zu sein, daß Humboldt's Standpunkt ein veralteter, ein ungenügender geworden ist. Das beruht auf Thatsachen des historischen Fortschritts und kann der Pietät für den unsterblichen großen Naturforscher auch nicht den kleinsten Abbruch thun. Im Gegentheil ist dies gerade im Geiste des großen Mannes; hat er doch in ganz ähnlicher Weise das „Système du monde" von Laplace, seinem hochbewunderten Vorbild und Meister, vielfach abändern und verjüngen müssen, damit dasselbe seinem bessern Wissen genau entsprach. Noch richtiger ist übrigens das vorliegende Werk als eine neueste Geschichte der Astronomie zu bezeichnen, welche sich der von G. A. Jahn in jeder Beziehung würdig anschließt und gewissenhaft dasjenige weiterführt, was seit 1842 auf dem Gebiet der Sternkunde Neues geleistet worden ist. Dieser historische Standpunkt beherrscht und belebt das Ganze viel mehr als die kosmische Weltanschauung. Doch sind wir weit entfernt, mit dem Verfasser darüber zu rechten. Das Buch ist gut und kann mit dem besten Gewissen als solches empfohlen werden, mag auch sein Titel oder Standpunkt so oder so bezeichnet sein.

Nach einer das Ganze überblickenden kurzen Einleitung faßt der Autor sogleich seinen Hauptgegenstand, die Sonne, ins Auge, bespricht die Bestrebungen zur Erforschung der Größe, Entfernung und Rotation dieses Himmelskörpers und kommt dann auf die Wahrnehmungen und Deutungen der Sonnenflecken. Darauf geht er über zu den ältern und neuesten Ansichten über die physische Natur der Sonne, wobei natürlich die spectralanalytischen Untersuchungen zuletzt den Hauptausschlag geben. Nachdem nun auch von den neuesten Beobachtungen bei der Sonnenfinsterniß die Rede gewesen, wird die Aufmerksamkeit auf das räthselhafte Phänomen des Zodiakallichts gelenkt und die Wahrscheinlichkeit ausgesprochen, daß dasselbe ein zwischen Erde und Mond circulirender Nebelring sei. Der Verfasser bemerkt:

> Bei dem gegenwärtigen Zustande unsers Wissens bleibt es schwierig, zu entscheiden, was von diesen Wahrnehmungen objectiv, in der Natur begründet, was subjectiv, ein Resultat mehrerer, oft sehr verwickelter Ursachen ist. Im ganzen aber findet sich die Hypothese (Heis'), welche in dem Thierkreislichte einen innerhalb der Mondbahn unsere Erde umkreisenden Ring sieht, noch am besten mit den Beobachtungen in Uebereinstimmung. Nur bleibt es nach derselben noch unaufgeklärt, weshalb der Gegenschein des Thierkreislichts auch im Herbst und Winter so selten und unbestimmt erscheint, weshalb man ihn dann nicht von derselben Intensität wie das eigentliche sogenannte Zodiakallicht erblickt. Alle Eigenthümlichkeiten dieses geheimnißvollen Phänomens müssen in südlichern Regionen, besonders an Orten von bedeutender Seehöhe, untersucht werden, vor allem zur Zeit unserer Sommermonate.

Er macht dann auch noch darauf aufmerksam, daß die günstigsten Regionen zur Beobachtung die australischen Inseln der Südsee sind, wo die Erscheinung in den Monaten Juni, Juli und August morgens und abends sehr klar sich darstellen muß; auch werden die Hochebenen von Peru und Mexico fast ebenso dringend empfohlen, und zugleich die Punkte angedeutet, welche die Beobachter vorzugsweise ins Auge zu fassen haben.

Darauf behandelt das Werk ebenso speciell alle Planeten und Nebenplaneten, gibt deren neueste Elemente, ihre Bahnen und überhaupt alle Größenbestimmungen; auch unterläßt es nicht, die wichtigsten historischen Notizen beizubringen und zu zeigen, wie weit man hier in der Erforschung der physischen Natur dieser Himmelskörper durch die Spectralanalyse vorgeschritten ist.

Hieran schließt sich dann eine sehr eingehende Untersuchung über die Kometen. Bekanntlich herrscht noch vielfach Dunkel und Unsicherheit unsers Wissens, sobald es auf die Natur und Stellung dieser Himmelskörper ankommt; daher hat die ganze Kometentheorie durch die neuesten Untersuchungen von Schiaparelli, Leverrier, Weiß u. a. eine starke Erschütterung erfahren, worauf natürlich von unserm Werke mit Nachdruck hingewiesen wird.

Den Schluß bildet das sehr interessante Kapitel über die Meteoriten. Außer einem umfassenden Bericht von den historisch bewahrheiteten Beobachtungen über das Fallen der Meteorsteine und ihrer chemisch-mineralogischen Unter-

suchung wird auch ihre Identität mit den sogenannten Sternschnuppen außer Zweifel gesetzt, wobei dann Quetelet's Ansicht über die Natur dieser Körper am meisten Glauben verdient. Die Höhenbestimmungen durch Heis und Secchi, welche jetzt allgemein zu Grunde gelegt werden, faßt der Verfasser besonders ins Auge, und ebenso auch die periodische Wiederkehr der Sternschnuppenschwärme:

Die Meteoriten bieten uns in vielfachen Beziehungen noch Räthselhaftes dar. Manches ist durch die andauernden, vereinten Bemühungen einer großen Zahl scharfsinniger Forscher wissenschaftlich erkannt worden, aber noch bleibt vieles zu erforschen übrig. Von dem Punkte aus, bis zu welchem man vorgedrungen ist, hat man neue Regionen in ungewissem Dämmerschein herüberblicken sehen. Das ist der Faden, der sich durch die gesammten Naturwissenschaften hindurchzieht, daß von jedem Standpunkte aus eine immer neue Perspective des zu Erforschenden sich eröffnete, daß niemals der Kreis des Wissens als ein genetisch abgeschlossener betrachtet werden kann. Wie das Unendliche, nach dem Ausdruck des scharfsinnigsten, consequentesten Denkers, Gauß, nur als ein ewig Unvollendetes aufzufassen ist, so auch die Wissenschaft, die eine immer größere Summe des Endlichen im Unendlichen der Natur intellectuell zu begreifen unternimmt.

Das ist ein ebenso vortreffliches als beherzigenswerthes Schlußwort, welches zugleich die Gediegenheit des ganzen Werks spiegelt.

2. Die Widersprüche in der Astronomie, wie sie bei der Annahme des Kopernicanischen Systems entstehen, bei der entgegengesetzten aber verschwinden. Von Karl Schöpffer. Mit einem Vorwort von A. Frantz. Mit einer lithographirten Figurentafel. Berlin, Beck. 1869. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Uebergang von der Besprechung des vorigen Buchs zu diesem erweckt ein tief empfundenes Bedauern, denn der Gegensatz ist so schroff, wie er in der Welt nur gedacht werden kann. Hatten wir dort überall Gelegenheit, über die wissenschaftliche Gründlichkeit und Tüchtigkeit und über das gewissenhafte Streben nach dem Fortschritt der menschlichen Erkenntniß uns aufrichtig zu freuen, so müssen wir hier die confuse Oberflächlichkeit und die leidenschaftliche Sucht, die Wissenschaft in die traurige Zeit des finstern Mittelalters zurückzuführen, schmerzlich beklagen. Doch bestätigt sich auf allen literarischen Gebieten die gleiche Thatsache, daß es solche Käuze gibt, welche Unsinn schwatzen. Die Feder sträubt sich, nur in die Nähe eines solchen Augiasstalls geführt zu werden, und würde geradezu den Dienst auffagen, wollte man ihr die Herculesarbeit des Ausmistens zumuthen.

Der Verfasser ist längst bekannt. Seit 20 Jahren arbeitet er unablässig an der Aufgabe, die Erde wieder zum Stillstehen zu bringen. Seine Broschüren: „Die Erde steht fest“, „Die Bewegung der Himmelskörper“, „Blätter der Wahrheit“ u. s. w., sind Zeugnisse seines Strebens. Und als nun gar der famose Streit zwischen dem Pastor Knak und dem Prediger Lisco ausbrach, so bekam seine Schriftstellermühle aufs neue Oberwasser, er trat mit dem vorliegenden Machwerk auf, in der Hoffnung als glücklicher Sieger zu glänzen. Wir mögen nun nicht gern einem Menschen die Freude verderben oder die Hoffnung rauben, darum stören wir auch Karl Schöpffer in seinem vermeinten Triumphe nicht. Er mag mit seinen Glaubensgenossen und Sinnverwandten nach Herzenslust schwelgen, die verständigen Männer von Fach werden sich darob kein graues Haar wachsen lassen, auch werden sich darüber die verstorbenen Großen, welche er so platt und niedrig verleumdet, verhöhnt, gescholten hat, in ihren Gräbern nicht umgekehrt haben.

Der Verleger, bei dem auch einige Werke Knak's erschienen sind, hat an A. Frantz, welcher mit unserm Verfasser aus derselben Posaune bläst, die Aufforderung ergehen lassen, zu dem vorliegenden Werke ein Vorwort zu schreiben. Dem ist nun wie es scheint sehr bereitwillig gewillfahrtet. Denn dies Vorwort ist eine Kapuzinade, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat. Wir können uns die Freude nicht versagen, den Lesern etwas davon mitzutheilen:

Wer hat die unmittelbare Beobachtung gemacht, daß die Sonne wider allen Augenschein wirklich stillstehe, und die Erde wider alle Wahrnehmung in einer doppelten Bewegung sich abmühe? Man hat den philosophischen Stein des Kopernicus immer höher mit Gerüsten umbaut und von diesem Gerüste herab den Stein gemessen, berechnet, mit Teleskopen betrachtet, darüber Conjecturen gemacht, Hypothesen ersonnen und wunders viel gerühmt, was für einen köstlichen Edelstein man in diesem Gerüste eingepferchт habe; aber keiner kann sagen, ob er ein Edelstein oder ein Kukuksei sei.... Am Ende ist von dem ganzen Universum nichts übriggeblieben als die Vorstellung einer todten Maschine, deren Räderwerk durch die Gravitation in Bewegung gesetzt wird. Der Himmel ist nichts Besonderes, die Gestirne sind nichts Besonderes, ihre Bewegung ist nichts Besonderes, die Erde ist nichts Besonderes; der Mensch ist es nicht, sein Leben, sein Denken ist es nicht; und was hat in dieser vereinerleiten Welt Gott zu thun?... Es ist schier mit Händen zu greifen, wie mit dieser Astronomie der Atheismus verwandt ist und seine Stütze in ihr hat. Und doch — gegen diese atheistische Königin, d. i. gegen diesen Götzen menschlicher Wissenschaft die Anklage erheben, „daß sie lüge“: das sollte ein Verbrechen sein gegen die heutige Cultur und Bildung und gegen den prächtigen Pfauenschweif der Naturwissenschaft, der sich darin aufthut?... So wollen wir dieser Wissenschaft und dieser Bildung wenigstens die Erklärung nicht schuldig bleiben, daß sie heidnisch — und schlechter als heidnisch ist. Gott bewahre uns in Gnaden vor dieser neuen Finsterniß und segne auch diese Schrift (des Verfassers) zu Seines Namens Ehre!

Dies Pröbchen Beredsamkeit lockt an und macht begierig, das Werk selbst zu studiren. Wir können unsern Lesern auch nur dazu rathen, dies Studium ja nicht zu unterlassen. Langweilig ist es durchaus nicht, im Gegentheil durchweg amusant, auch ist die Warnung vor der Ansteckung durch seine Irrthümer unnöthig, da es überall selbst dafür sorgt, das so leidenschaftlich bekämpfte Wahre und Gute in Schutz zu nehmen und als bleibendes Eigenthum zu bewahren. Uebrigens ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Verfasser ein umfangreiches astronomisches Wissen beherrscht, und daß er oft mit Geist und Geschick zu fechten versucht, dennoch ist er stets wieder mit Hohn und Schmähworten aufzutrumpfen bemüht, wenn er bei seinen Beweisen an die Ungläubigen denkt, welche dadurch nicht überführt werden dürften.

Das Interessanteste vom ganzen Buche bildet aber unstreitig der Abschnitt, welcher die Ueberschrift „Zu meiner Rechtfertigung“ trägt. Hier erfahren wir, daß der Verfasser schon in den frühesten Jahren, wo er in der Schule den Schülern und Schülerinnen den Umlauf der Erde um die Sonne zu versinnlichen hatte, es sehr schwer, ja geradezu unmöglich fand, die tägliche Umdrehung mit dem jährlichen Umlauf in einen vernünftigen Einklang zu bringen. Kein Handbuch, keine Nachfrage wollte genügen. Da entschloß er sich, ein Lehrbuch der Physik für Lehrer und Schülerinnen der höhern Töchterschule auszuarbeiten, wobei die Punkte über die Bewegung der Erde und der

übrigen Planeten und Nebenplaneten so recht faßlich und deutlich abgefaßt sein sollten. Das machte indeß die Schwierigkeit noch viel größer. Um dieselbe Zeit kam auch Dr. Menzzer nach Quedlinburg, um den Faucault'schen Pendelbeweis für die Umdrehung der Erde zu wiederholen. Das Pendel wurde angebunden, der Faden durchbrannt, die Schwingungen begannen, aber die Abweichung war links statt rechts. Auch war sein Glaube an die Kopernicanische Lehre gerade durch den Vortrag des Dr. Menzzer und durch dessen mislungene Pendelversuche schon sehr schwankend geworden. Jetzt suchte er bei Alexander von Humboldt Belehrung und Stütze:

Er empfing mich sehr freundlich und sagte die denkwürdigen Worte: „Das habe ich auch längst gewußt, daß wir noch keinen Beweis für das Kopernicanische System haben, aber als erster es anzugreifen, würde ich nie wagen. Stoßen Sie nicht in dieses Wespennest. Sie werden sich nur den Hohn der urtheilslosen Menge zuziehen. Erhebt sich einmal ein Astronom von Namen gegen die heutige Anschauung, so werde auch ich meine Beobachtungen mittheilen, aber als erster gegen Ansichten auftreten, die der Welt liebgeworden sind, verspüre ich nicht den Muth." Mich aber ermuthigten diese Worte, denn ich erkannte aus ihnen, daß der berühmte Gelehrte ebenfalls seine Bedenken habe.

Bei Encke wurde er weniger freundlich aufgenommen; verdrießlich erklärte derselbe, daß die Astronomen andere Dinge zu thun hätten, als sich mit Hypothesen abzugeben; er habe nicht die Zeit, jeden, der irgendwelche Zweifel hätte, zu belehren; es gäbe Bücher genug über Astronomie, die möchte er nachlesen. Diese harte Abweisung begründete einen bittern Haß gegen Encke, den er im weitern Verlaufe des Buchs noch oft frei walten läßt. In München wird er von Lamont ähnlich wie von Encke abgefertigt. Jetzt faßt er den Entschluß, auf ein Jahr nach Göttingen zu gehen, um die dortige Bibliothek zur Beantwortung der Frage zu benutzen, ob Kopernicus oder Tycho recht habe. Da besuchte er auch Gauß, dem theilte er seine Bedenken und alle vergeblichen Versuche, dieselben zu beseitigen, mit, erwähnte auch Humboldt's Worte. Gauß hörte alles ruhig mit an, ohne die geringste Einrede zu thun, nur bemerkte er, daß auch ihn jede neue Entdeckung in der Astronomie mit neuen Zweifeln an dem herrschenden System erfüllt habe.

Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wollte gerade in Göttingen tagen, als Schöpffer sich daselbst studirenshalber aufhielt; da beschloß derselbe in dieser Versammlung die Frage aufzuwerfen: „Warum man nicht aus den Eigenthümlichkeiten des Kometenlaufs sowie aus der mathematischen Unmöglichkeit elliptischer Bahnen der Weltkörper längst den Grundirrthum des Kopernicanischen Systems erkannt habe?" Es hing nun davon ab, ob er dazu die Genehmigung erlangen konnte, denn ohne diese würde er sich nicht haben entschließen können, ein Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er begab sich daher zu dem ersten Geschäftsführer, Dr. Baum, von dem er zu dem zweiten, Dr. Listing, gewiesen wurde. Dieser meinte, der Verfasser möchte zur Verhütung von Unannehmlichkeiten die Frage lieber nicht einreichen. Auf die Aeußerung des letztern, daß er vollständig gerüstet sei, allen Einwendungen zu begegnen, machte der Professor den Versuch der Belehrung, „aber im Gefühl der Ohnmacht mit niedergeschlagenen Augen". Der Verfasser war nicht verlegen, gehörig zu antworten. Er erzählt:

In diesem Augenblick trat die Frau Professorin herein und sagte, ihr Mann habe noch nicht zu Mittag gegessen. (Es war 3 Uhr nachmittags und in Göttingen pflegt man früher zu Mittag zu essen.) Ueberdies muß ich auch aus dem Umstande schließen, daß die Frau Professorin nur auf ein mir unbemerkt gebliebenes Zeichen des Herrn Gemahls zu dessen Erlösung herbeigeeilt war, weil sie, obgleich ich mich sofort erhob und zum Gehen anschickte, doch mindestens sechsmal wiederholte, daß ihr Mann noch nicht zu Mittag gegessen habe und der Mensch doch nothwendig zu Mittag essen müsse.

Er wurde an Weber gewiesen, den er in seinem Garten antraf. Auch dieser wollte ausweichen und ihn an Baum und Listing zurückschicken, er entschuldigte sich auch damit, daß Astronomie nicht eigentlich sein Fach sei. Der Verfasser sagte:

„Es ist wahr, Sie sind Physiker. So beantworten Sie mir denn die rein physikalische Frage, ob sich die Kepler'schen Ellipsen mit der Newton'schen Gravitation vereinigen lassen, da diese im Verhältniß des Quadrats der Entfernung abnehmen soll und gleichwol erlaubt, daß die Erde aus der Sonnennähe in eine Sonnenferne entflieht, dann aber aus der Sonnenferne in die Sonnennähe zurückkehrt?" — „Das überlasse ich Ihnen", antwortete der Professor, der kaum zur Noth athmen konnte, und retirirte über das schönste Blumenbeet des Gartens. — „Gestehen Sie lieber, daß Ihre Wissenschaft nicht ausreicht", antwortete ich ihm und ging.

Aus der ganzen weitern Mittheilung geht denn zur Genüge hervor, daß der Verfasser ein ziemlich lästiger Querulant war, mit dem man ungern zu thun hat, und in diesem Geiste machte er sich denn endlich an die Arbeit, das vorliegende Werk abzufassen.

3. Die kosmische Bedeutung der Aerolithen, namentlich gegenüber der Sonne, den Eiszeiten und dem Magnetismus der Himmelskörper. In gedrängter Darstellung von G. Zehfuß. Frankfurt a. M., Hermann. 1869. Gr. 8. 3 Ngr.

Die vorliegende kleine Arbeit bildet eine Vorlesung, welche vor einem gemischten Publikum gehalten worden ist, und stützt sich auf einen wissenschaftlichen Vortrag, den der Verfasser 1867 vor der zu Frankfurt tagenden Versammlung der Naturforscher gehalten hat. Sein Standpunkt ist der von J. R. Mayer, wonach die Sonne ein Feuerball ist, zu dem die Meteorsteine des Thierkreislichts das Brennmaterial liefern. Der Verfasser sagt:

Für diejenigen, welche die heutzutage durch Helmholtz, Clausius u. a. über allen Zweifel erhobene Mayer'sche Wahrheit nicht kennen, klingt es freilich erstaunlich, daß Steine ein Heizmaterial sein sollen. Könnten wir aber auf unserer Erde diese Steine nur in die Bedingungen versetzen, welchen sie in der Nähe der Sonne unterworfen sind, so hätten wir nicht nöthig, einen kostspieligen Aufwand zur Heizung unserer Oefen zu machen. Die Bedingung besteht in einer kolossalen Geschwindigkeit, mit welcher sich die Steine zuletzt in ihrer Umlaufsbewegung auf die Oberfläche des mächtigen Sonnenkörpers stürzen. Indem sie alsdann die ihnen innewohnende Progressivgeschwindigkeit verlieren, verwandelt sich die letztere nach Mayer's Hauptsatz zum größten Theil in jene feine, heftige, schwingende Molecularbewegung, welche wir Wärme nennen.

Damit ist die Grundlage bezeichnet, auf welche der Vortrag seine weitern Betrachtungen und Entwickelungen stützt. Das Ganze zeichnet sich aus durch ein leichtfaßliches tieferes Eingehen in einen Gegenstand der neuesten physischen Astronomie, für welche eben jetzt ein sehr lebhaftes allgemeines Interesse erwacht ist.

4. Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche. In gemeinfaßlicher Darstellung von Rudolf Falb. Zweite Lieferung. Graz, Pock. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Bekanntlich leitet der Verfasser seine neue Theorie von der Ebbe und Flut des feurig-flüssigen Erdinnern ab. Diese Hypothese ist jedenfalls ganz originell und hat ungeachtet vielfacher Einreden doch das Glück gehabt, daß mehrere Vorhersagungen wirklich in Erfüllung gegangen sind und daß gerade das Jahr 1869 eine ganze Reihe von Beispielen lieferte, welche stets neu an diese Falb'sche Theorie erinnerte und ihr besonders im großen Publikum einen gläubigen Anhang verschaffte. In dem vorliegenden Hefte setzt der Verfasser seine im ersten begründeten Ansichten als bekannt voraus und sucht nun seine Lehre durch eine Reihe von historisch festgestellten Thatsachen weiter zu bewahrheiten. Dazu wählt er die zwanzigjährigen Beobachtungen von 1848—68, über die Heis in seiner „Wochenschrift für Astronomie, Meteorologie und Geographie" und Volger in seinen „Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz" berichtet haben. Der Verfasser hat diese Fälle ohne Ausnahme alle vorgeführt, um sich vor dem Verdacht zu sichern, als wähle er nur das, was zu Gunsten seiner Theorie spreche, aus. Der Verfasser meint:

Manche davon dürften allerdings locale Ursachen haben, aber jedes Erdbeben, von welchem nur spärliche Nachrichten vorliegen, als locales zu betrachten, dagegen sträubt sich der gesunde Menschenverstand. Wir wissen ja, wie viele Beben in spärlich bewohnte oder uncultivirte Gegenden fallen, wie viele den Meeresboden treffen; selbst in den cultivirtesten Orten werden die schwächern Beben nicht von jedermann wahrgenommen. In den Ländern der heißen Zone, wo Erdbeben häufig sind, gibt man sich auch gar nicht mehr die Mühe, jeden Fall zu notiren oder nach Europa zu berichten. Alles dieses und der Umstand, daß die Wirksamkeit des Drucks auch von der Bodenbeschaffenheit abhängt, macht sehr wahrscheinlich, daß viele von den Erdbeben, welche als locale zur Erscheinung kommen, thatsächlich doch eine sehr allgemeine Ursache haben. Das Wort local ist viel rascher ausgesprochen als erwiesen.

In dem Werke selbst wird nun für jeden Monat, wo innerhalb des bezeichneten Zeitraums ein Erdbeben wirklich stattfand, eine Tabelle gegeben, in der die Stellung der Sonne und des Mondes sowie ihre jedesmalige Entfernung von der Erde oder, wie der Verfasser es richtiger benennt, der Miteinfluß und das Gewicht der Hauptfactoren numerisch bezeichnet sind. Daran schließen sich dann einige kurze, aber für die neue Lehre sehr charakteristische Bemerkungen. Wir haben das Ganze mit ungetheilter Aufmerksamkeit studirt und können kaum anders, als der neuen Idee unsern Beifall, unsere Anerkennung schenken. Jedenfalls haben wir hier etwas, was die Widersprüche der alten Hypothese nicht in sich schließt und dennoch damit in einem der wichtigsten Punkte genau übereinstimmt, wir meinen die Annahme des feurig-flüssigen Innern der Erde. Allerdings dürfen wir dabei nicht unerwähnt lassen, daß man in neuerer Zeit auch schon wieder viel an dieser durch Leopold von Buch und Alexander von Humboldt ehrwürdig gewordenen Annahme gezweifelt und gemeistert hat. Man hält nur deshalb daran noch fest, weil alles andere, was man dafür in Vorschlag gebracht hat, noch weniger haltbar war und von anderer Seite ebenso starke Widersprüche herbeiführte.

5. Das Nord- oder Polarlicht, wie es ist und was es ist. Eine Zusammenstellung von Thatsachen über dasselbe und diesem verwandte Erscheinungen der Atmosphäre. Nach Beobachtungen im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika von F. G. J. Lüders. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Dem Verfasser kann der Vorwurf einer übertriebenen Bescheidenheit nicht gerade gemacht werden, er gehört also nach Goethe's berühmtem Ausspruche auch nicht in die Klasse der Lumpen. Mit einem selbstgefälligen innern Behagen glaubt er der Welt etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes verkünden zu müssen. Der Leser wird durch diese Miene der Wichtigkeit erwartungsvoll gespannt, aber recht bald auf das unangenehmste enttäuscht, denn er findet gar nichts, was ihm nicht schon längst und viel besser bekannt wäre, nämlich tabellarische Aufzeichnungen über das Vorkommen des Phänomens in Verbindung mit Wetterbeobachtung. Nur eine kurze Probe von der Art der Behandlung:

Die strahlende Wärme des Erdbodens verfängt sich in den Nebeldunstschwaden und schwellt die Dampfbläschen gleichsam zum Zerplatzen an. Das Nordlicht verwahrt sich denn auch noch in diesem letzten Zuge gegen den Verdacht einer Sondernatur und tritt hier wie überall innig vermählt dem Reigen der Witterungsfälle, der denkenden Erkenntniß gegenüber. Wir haben uns bestrebt, das Phänomen des Polarlichts dem Leser von einem Standpunkte vorüberzuführen, welchen die Natur selbst dazu eingeräumt hat. Diese Blätter fühlen sich damit ihrer Aufgabe erledigt.

Auch die unserige dürfte nach dieser kurzen Mittheilung erledigt sein.

6. Die Sonne. Zwei physikalische Vorträge, gehalten in der Rheinischen naturforschenden Gesellschaft zu Mainz. Nebst einer neuen Sonnenflecken-Theorie. Von Paul Reis. Leipzig, Quandt und Händel. 1869. 8. 15 Ngr.

Das ist eine sehr interessante Schrift. Sie dient mit ganzer Hingebung nur dem allerneuesten Fortschritte der Astronomie. Darin lebt und webt sie und versteht es auch ihre Leser dafür zu begeistern. Wir können es nur beklagen, daß sie für ihre Zwecke sich räumlich gar zu eng beschränkt hat. Es ist zwar dankenswerth, daß sie als Vorbereitung und Grundlage auch ein erklärendes Wort über die Spectralanalyse bringen will, aber dann mußte dies eingehender, gründlicher geschehen, oder ganz wegfallen und auf andere Leistungen verwiesen werden, welche diesen höchst wichtigen Gegenstand ausschließlich für sich behandeln. Wir geben, um etwas näher mit dem Buche bekannt zu machen, eine kleine Mittheilung aus der neuen Sonnenflecken-Theorie:

Für die Bildung der Sonnenflecke können nur von Interesse sein die Verbindungen derjenigen Stoffe, die sich in größerer Menge in der Sonnenhülle finden, also die Verbindung des Eisens und Wasserstoffs. Diese zwei Stoffe aber verbinden sich nicht direct miteinander, sondern nur durch Vermittelung des Sauerstoffs, während zugleich das Vorhandensein des Wasserstoffs das Eisen und den Sauerstoff bewegt, sich in größerer Menge zu einem ganz bestimmten Stoffe, dem Eisenoxydulhydrat oder Rost, zu verbinden. Wir haben nun schon gehört, daß in der Sauerstoffschicht sich Eisen und Wasserstoff befinden, aber nur in so geringer Menge, daß eine Bildung von großen Mengen großer und dicker Sonnenflecken hierdurch undenkbar ist. Die Verbindung von Eisenoxydhydrat kann nur dann in größerer Menge stattfinden, wenn an die Eisensauerstoffschichte Wasserstoff in größerer Menge herautritt. Diese Bedingung ist aber durch die Protuberanzen erfüllt; denn sowol nach den

spectralanalytischen Untersuchungen der Protuberanzen am 18. August, wie auch nach den Beobachtungen, die seitdem nach der Janssen'schen Methode ausgeführt wurden, hat sich ergeben, daß die Protuberanzen hauptsächlich aus Wasserstoffsäulen von mehr oder minder großer Höhe bestehen.

So kommt der Verfasser seiner Hypothese allmählich näher und näher, bis er in den Sonnenflecken nichts als Eisenoxydulhydrat, Rost, erkennen läßt, von dem bekannt ist, daß sein Schmelzpunkt weit höher liegt als der des metallischen Eisens. Es muß daher überall der braune Roststaub entstehen, wo sich das Wasserstoffgas zwischen die Eisensauerstoffschichten hindurchdrängen kann. Und damit ist die Möglichkeit des Entstehens der Sonnenflecke und zugleich ihre Natur angedeutet. Der weitere Verfolg dieser Theorie legt wie das ganze Werk klar an den Tag, daß der Verfasser mit den allerneuesten Forschungen und Ansichten über die physische Natur der Sonne genau bekannt ist. Wir können daher sein Werk allen denen, welche hiermit auf eine ebenso angenehme als leichte Weise bekannt zu werden wünschen, aus bester Ueberzeugung warm empfehlen.

7. Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde. Von J. H. von Mädler. Berlin, Oppenheim. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser dieses Werks hat sich schon längst einen anerkannt günstigen Ruf sowol unter seinen Fachgenossen als unter dem gebildeten großen Publikum erworben. Man erwartet von ihm nur das, was jeden astronomisch gebildeten Denker lebhaft interessirt. Er ist ein Meister in der Weiterförderung seiner Wissenschaft, zugleich aber auch ein begeisterter Freund einer populären Verwerthung derselben. Und gerade in diesem zweiten Punkte versteht er ganz ungemein zu fesseln. Seine Mitwirkung in den der allgemeinen Bildung dienenden Vormeinung wird überall mit Freuden begrüßt, weil er stets nur Anziehendes auswählt und dies leichtfaßlich und elegant zu behandeln weiß. Nach diesem Urtheil erwartet man von dem Verfasser nur Gediegenes, daher geht dem vorliegenden Werke schon überall eine sehr günstige Vormeinung vorauf, welche aber während und nach dem Lesen zu einer wohlthuenden innern Befriedigung umgewandelt wird.

Das Buch bringt 25 Reden und Abhandlungen des Verfassers, von denen aber schon 11 früher als Beiträge der stuttgarter „Deutschen Vierteljahrsschrift“ und der wiener „Internationalen Revue“ veröffentlicht sind. Es ist also mehr als die Hälfte des Inhalts neu, und bei dem andern hat es der Verfasser nicht an zweckmäßig zugefügten Anmerkungen und Vervollständigungen fehlen lassen, sodaß dasselbe gerade wie das erste genau dem Stande der wissenschaftlichen Gegenwart entspricht. Den Anfang bildet des Verfassers Antrittsrede bei seiner 1840 erfolgten Uebersiedelung von Berlin nach Dorpat, in der er das bedeutungsvolle Thema: „Die Zukunft der Astronomie“, geistreich und für jeden Gebildeten klar und verständlich behandelt. Der Verfasser ruft am Schlusse seiner Rede aus:

> Ich habe ein Bild der Zukunft vor Ihnen entwickelt, wie es meinem Geiste lebendig vorschwebte an dem Tage, wo Ihr ehrenvoller Ruf an mich gelangte. Die ganze Größe meiner Verpflichtung und Verantwortlichkeit erkennend, fragte ich mich, auf welchem Wege es mir gelingen würde, Ihrem Vertrauen zu entsprechen, und die bedeutenden Mittel, die in meine Hände gelegt wurden, so zu benutzen und anzuwenden, wie es den Zwecken der Wissenschaft am förderlichsten sei. Noch schwerer aber ward diese Verpflichtung, wenn ich bedachte, wie Großes mit ihnen bereits geleistet worden und welchen hohen Ruhm diese Anstalt schon errungen hatte. So entwarf ich mir die Grundzüge eines Zukunftsbildes der Astronomie, um innerlich vorgebildet, mit bestimmten Plänen für meine hiesige Thätigkeit in Ihren Kreis eintreten zu können. Einst, wenn ich zurückblicken kann auf vollbrachte Jahre des Wirkens unter und mit Ihnen in Kraft und Gesundheit, sei es mir vergönnt, an dieser Stelle Rechenschaft zu geben und nicht wie heute nur von Hoffnungen, sondern von Thaten zu sprechen.

Zwölf Jahre später redete der Verfasser auch wieder vor den versammelten Professoren der Universität Dorpat, bei der funfzigjährigen Jubelfeier ihrer neuen Begründung durch Alexander I. Er wählte das Thema: „Die Astronomie des Unsichtbaren“, für das sich die scharfsinnigsten Denker dieser tiefsinnigen Wissenschaft am lebhaftesten interessiren. Bessel legte hierzu 1845, ein Jahr vor seinem Tode, den Grund durch eine ebenso benannte Abhandlung. Die Veranlassung dazu gab ganz vorzugsweise die damals noch unbekannte Ursache der Störungen in der Bewegung des Uranus, von denen schon Bessel vermuthete, daß sie durch einen noch unsichtbaren, unentdeckten Planeten herrühren könnten, dessen Bahn noch über die des Uranus hinausliege. Der Verfasser sagt:

> Noch ist mir ein Gespräch in lebhafter Erinnerung, welches ich und einige Freunde der Astronomie 1834 in Berlin mit Bessel über dieses Thema führten. Schon damals sprach Bessel, gegen den ich jene Vermuthung erwähnte, sich mit großer Bestimmtheit dahin aus, daß die unvereinbaren Abweichungen im Uranuslaufe in der Wirkung eines solchen Planeten einst ihre hauptsächlichste Erledigung finden dürfte.

Es ist bekannt, wie einige Jahre später Bessel wirklich Hand anlegte, den unbekannten Störenfried durch Rechnung aufzusuchen, daß ihn aber Kränklichkeit und dringendere Geschäfte verhinderten, das sehr schwierige Werk zum Schluß zu bringen. Im Sommer 1844 kam Mädler noch einmal mit Bessel zusammen:

> Wir sprachen über die Bewegungen der Doppelsterne und die daraus zu ziehenden Resultate. „Ja, lieber Freund“, fuhr er fort, „das alles ist wol recht schön und wichtig. Aber ich werde Ihnen bald noch ganz andere Doppelsterne zeigen, von denen Sie nichts ahnen. Die Bewegungen der Fixsterne sind nicht so einfach, als wir bisher angenommen haben.“ Näher sprach er sich nicht aus, nur daß er sich über die Unzuverlässigkeit der Maskelyne'schen Beobachtungen, die ihm eine sehr große und gleichwol erfolglose Mühe gemacht, mit einiger Bitterkeit äußerte. Im folgenden Jahre erschien endlich die wichtige Abhandlung, der ich das Thema meiner heutigen Rede entlehnte.

Damit hat er nun das Feld bezeichnet, auf welchem die heutigen Astronomen so emsig thätig gewesen sind. Die weitere Entwickelung ist ganz vortrefflich und muß dem Selbstlesen auf das angelegentlichste empfohlen werden. In dieselbe Kategorie gehört auch die Rede, welche der Verfasser am 23. September 1844 vor dem Osterthore in Bremen zur Einweihung des Platzes für das Olbers-Denkmal gehalten hat. Hier wird mit kurzen kräftigen Zügen ein Lebensbild von dem großen Manne entwickelt, welches niemand ungelesen lassen sollte, der sich für die Thaten unserer deutschen Astronomen wahrhaft interessirt. Durch Olbers' Vorbild und begeisternden Einfluß entstand

mit «Elend» zu verkuppeln pflegt", zu sprechen kommt; oder wenn er Friedrich dem Großen das Beiwort human abspricht, weil „auf seiner Stirn die Bandmark «Majestät» steht", so stößt uns nicht-radicale Europäer das sofort seiner Form wegen ab, von der Berechtigung des Inhalts noch gar nicht zu reden. Indeß ist der Schluß von Heinzen's Vortrag wol geeignet, das deutsche Nationalgefühl mit den groben Auswüchsen der Gesinnung des Verfassers zu versöhnen. Wenn der Ultraradicale dem „defecten und lückenhaften Denken der Amerikaner das consequente und umfassende der Deutschen" gegenüberstellt, wenn er geradezu auf die Frage: Was ist Humanität? die Antwort gibt: „Es ist der vielgeschmähte deutsche Radicalismus", so ist dieser Schlußtrumpf vielleicht dazu angethan, dem Büchlein mehr Freunde zu schaffen — unter den „deutschen Radicalen".

5. Der Schauspielerberuf in künstlerischer, gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung. Vorlesung, gehalten im „Wissenschaftlichen Cyklus" zu Dresden am 22. November 1869 von Emil Walther. Dresden, Türk. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine oratio pro domo, allerdings mehr abstract als ins Detail gehend. Aber Wärme für die Ehre des Standes, Ueberzeugung von der hohen Aufgabe des Berufs und Glaube an die sittliche Wirkung des Theaters spricht aus diesen Worten. Nur hat der Redner etwas zu rosig über gewisse sittliche Verhältnisse seines Standes hinweggesehen. Wenn wir auch die Entschuldigungen gelten lassen, die er für das Vorkommen solcher Fälle wie des auf S. 24 fg. erwähnten vorbringt, können wir doch nicht so optimistisch über jene Zustände denken wie der Verfasser; er müßte denn eine Statistik der Theatersittlichkeit beibringen, deren Zahlen uns von unserm Unglauben bekehren würden. Ganz stimmen wir mit dem Autor überein, wenn er S. 33 sagt:

> Wenn das Publikum dem Theater gegenüber aufhören wird, nur den prickelnden Reiz nach immer neuen, pikanten Unterhaltungsstoffen zu empfinden, wenn es aufhören wird, nur immer neue, seltsame Schauspielerleistungen sehen und bewundern zu wollen, und dagegen Interesse nehmen lernen an einer wahrhaft großen, auf der Bühne dargestellten Gesammthandlung, wo alles einfach und natürlich zueinander paßt und harmonisch mit- und durcheinander wirkt: dann werden auch die Schauspieler aufhören, auf den Sinnenkitzel des Publikums berechnete Einzelerfolge erzielen zu wollen, dann werden sie gleichmäßig durchdrungen werden von der wirklichen Größe und Bedeutendheit ihres Berufs und werden erkennen lernen, daß es sich dabei in der That noch um etwas anderes handelt als die bloße Unterhaltung des Publikums, und daß es noch einen höhern Ruhm für den Schauspieler gibt als den, der Liebling des Publikums zu sein!

6. Aphorismen über das Drama von E. von Hartmann. Berlin, Müller. 1870. 8.

Diese neueste Schrift des schnell bekannt gewordenen Philosophen ist ein Abdruck aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (Nr. 129). Weil Aristoteles und Hegel sich so eingehend mit der Aesthetik des Dramas beschäftigt haben, hat es auch den Philosophen „des Unbewußten" getrieben, seine Gedanken über die Gesetze der dramatischen Kunstform der Oeffentlichkeit anzuvertrauen. Mit unleugbarer Klarheit und Eleganz des Stils hat Hartmann sein Thema durchgeführt. Er beginnt mit der Besprechung des Dramenstoffs und definirt des Nähern seine Forderungen: nach ihm muß der Stoff 1) poetisch, 2) dramatisch, 3) bühnenfähig, 4) verständlich, 5) einfach sein. Die Vorzüge der Diction setzt Hartmann zumeist in die Deutlichkeit; wenn der Ausdruck treffend sei, so sei er schön. Dem Rührenden wie dem Gräßlichen werden, wie dem Mitleid und der Erschütterung, geistvolle und erschöpfende Discourse, die durchaus nichts Aphoristisches haben, gewidmet. Natürlich kann bei der Erörterung über das Wesen des Tragischen die Aristotelische Katharsis nicht unbesprochen bleiben. Hartmann meint sehr ketzerisch, es ließe sich wol constatiren, was Aristoteles mit seiner Katharsis **nicht** gemeint habe, aber nicht mit Gewißheit bestimmen, **was** er mit derselben gemeint habe. Ganz verkehrt findet es der Autor, bei Betrachtung eines Dichtwerks von moralischen Gesichtspunkten auszugehen, und der Gewinn, den die Aesthetik aus dem Discours darüber zieht, ist nicht minder bedeutend als die Stelle, wo Hartmann auf das Wesen des Humors zu sprechen kommt. Ueberhaupt ist für die ästhetische Begrenzung der dramatischen Form der kleine Essay des talentvollen Philosophen gewiß so werthvoll wie ganze Bände dramaturgischer Gelehrsamkeit oder gar die eine ganze Bibliothek ausmachenden Werke über die Katharsis des Aristoteles.

7. Ueber Grimm's Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung. Vorlesung gehalten am 24. April 1869 zum Antritt einer außerordentlichen Professur für deutsche Literatur von R. Hildebrand. Leipzig, Hirzel. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

Wie lange hat es gewährt, bis man die großartige Bedeutung des Grimm'schen Unternehmens im Lande der Denker und Dichter gewürdigt hat? Und wie lange, bis man dem Fortsetzer des gewaltigen Werks, dem kenntnißreichen Rudolf Hildebrand, die Mittel gewährt hat, um das unvollendete Werk im Sinne der Wissenschaft und der Nation fortzusetzen! Da saß er, der unermüdliche, liebenswürdige und geschmackvolle Gelehrte, an die dornenvolle Existenz eines deutschen Gymnasiallehrers gebunden: gewiß müde von der täglichen Schulmeisterarbeit und doch nimmer müde, mühsam und sorgsam für den Ausbau des Doms deutscher Sprache thätig zu sein. Nun hat der sprachkundige Mann Ruhm und Muße für sein Schaffen gefunden, und mit einem würdigen und warmen Wort (man verzeihe uns die unwillkürliche Jordan'sche Alliteration) tritt er seine außerordentliche Professur an. Ueber das Werk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, über Grimm's Wörterbuch spricht er, das ihm zumeist am Herzen liegt — und auch uns allen. Denn das Wörterbuch „arbeitet zugleich, es mag wollen oder nicht, an einer wichtigen Ergänzung, ich möchte sagen Unterbauung der politischen Geschichte, an einer deutschen, in gewissem Sinne europäischen Culturgeschichte, die die Königin der Wissenschaften zu werden sich anschickt". Und wenn, wie Hildebrand a. a. O. meint, „das Große und Neue unserer Zeit mit darin liegt, daß sie das philosophische Begreifen der Weltdinge ersetzt oder doch ergänzt durch ein streng historisches Begreifen, daß das abstracte Denken über das Lebendige sich umsetzt in ein geschichtliches Denken, so wollen wir in dieser heilbringenden Strömung der Zeit tapfer mitschwimmen". Oder sollen wir im Bewußtsein, welch nationales Wahrzeichen wir in und an der Sprache haben, hinter dem Mittelalter zurückbleiben, wo man für

Nationalität kurzweg „Sprache“ oder „Zunge“ sagte? Und müssen wir uns erst von einem Böhmen des 14. Jahrhunderts (Dalimil's „Böhmische Chronik“, 96, 25) sagen lassen: „einem îclichen ist daz herze zû siner zungen grôz“ (jeder hängt mit vollem Herzen an seiner Nationalität)?

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die „Tagebücher“ von K. A. Varnhagen von Ense sagt die „Saturday Review“ vom 16. Juli: „Sie verfolgen ihren Lauf, und obschon sie jetzt nahe an dem Zeitpunkt hinanreichen, wo der unermüdliche Verfasser die Feder für immer beiseitelegte, so hat er doch immer noch so viel einzutragen, daß wahrscheinlich noch Stoff genug für zwei oder drei Bände vorhanden ist. Im allgemeinen bleibt der Charakter des Werks das, was er bisher gewesen. Es ist das Erzeugniß eines eingewurzelten Frondeurs, dessen natürlicher Hang zur verneinenden Kritik durch Enttäuschungen im Leben, geistige Einsamkeit, sociale Abgeschlossenheit und Altersschwächen bedeutend vermehrt wurde. Es ist wirklich bemerkenswerth, daß das Tagebuch trotz dieser vielfachen Veranlassungen, das Gefühl der Langenweile zu erregen, doch so wenig langweilig und der Eindruck im ganzen dem Verfasser so vortheilhaft ist. Varnhagen ist dem gewöhnlichen Schicksal derjenigen nicht entgangen, welche, indem sie sich bemühen, die Schwächen anderer zu Tage zu fördern, ihre eigenen bloßstellen; doch läßt es sich kaum bestreiten, daß die Veröffentlichung seines Tagebuchs seinem Andenken von Nutzen gewesen ist, und der Grund davon liegt in der Entfaltung einer geistigen Kraft, wie sie in seinen Jahren nur selten ist, und einer gleich unbesiegbaren und in seinen Lebensverhältnissen noch seltenern Liebe zur Freiheit und Aufklärung.“

Wir lassen den übrigen Theil der Besprechung, der mehr Inhaltsangabe als Beurtheilung ist, unübersetzt und gehen auf die nächste über: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei. Briefe politischen Inhalts von und an F. von Gentz herausgegeben von C. von Klinkowström“. „Das Werk ist weniger anziehend, als man hätte hoffen können, und wir erfahren daraus nicht viel Neues über den Mann und seine politische Thätigkeit. Das Interessanteste sind acht oder zehn an den Grafen Kolowrat und einige an den englischen Geschäftsträger zur Zeit des unglücklichen Wagramfeldzugs gerichtete Briefe. Sie lassen uns die günstigsten Seiten von Gentz' Charakter erblicken, den thätigen, unverwüstlichen Widerspruchsgeist nämlich gegen fremden Angriff; ein Zug, der uns mit seiner systematischen Selbstbefriedigung, seiner gelegentlichen Käuflichkeit und dem von Panique ergriffenen Conservatismus seiner letztern Tage aussöhnt. Sie zeugen nebenbei auch von Scharfsinn und politischem Takt, und in seinen dringenden Abmahnungen gegen die Verlängerung eines hoffnungslosen Kampfes liegt viel gesunder Verstand. Eine etwas seltsame Seite der Diplomatie wird in dem Briefwechsel mit dem Prinzen Karadja, Hospodar von der Walachei, beleuchtet. Gentz scheint als eine Art nichtamtlichen Geschäftsträgers für diesen rumänischen Hospodar am Hofe Wiens fungirt und einen beträchtlichen Theil seines Einkommens von diesem Posten bezogen zu haben. Es ist ebenso amusant wie charakteristisch, ihn in einem nach Paris geschriebenen Geschäftsbriefe eine Bitte ganz privater Natur pour une petite provision d'une drogue pour les dents einschließen zu finden.“

Ueber „Friedrich Christoph Dahlmann“, von Anton Springer, sagt die „Saturday Review“: „Der verstorbene Dahlmann war ohne Zweifel ein bedeutender Mann, hervorragend als Gelehrter und als patriotischer Staatsmann. Seine Auszeichnung in der letztern Eigenschaft rührte indeß nicht sowol von wirklichen Leistungen als von dem Gewicht seines Charakters und einer rauhen Gesinnungstüchtigkeit her, die merkwürdigerweise mit einer idealisirenden Geistesrichtung gepaart war, was ihn zu einem vortrefflichen Vertreter des Nationalcharakters in dessen Kraft und Schwäche machte. Diese Züge berechtigen ihn unbezweifelt zu einer Biographie; allein der Mangel an andern als häuslichen Ereignissen während eines beträchtlichen Theils seines Lebens macht des Biographen Arbeit ziemlich schwierig. Sein Gelehrtenleben war nicht ereignißvoll; als Staatsmann wird man sich seiner hauptsächlich der Rolle wegen erinnern, die er im frankfurter Parlament im Jahre 1848 gespielt hat, bis wohin Springer's Biographie freilich noch nicht gelangt ist. Der Verfasser hat in jeder Hinsicht seinen Gegenstand gut verarbeitet und seines Helden Freundschaft mit Niebuhr, das interessanteste seiner intimern Verhältnisse, geschickt benutzt. Die politischen Kämpfe, in welche Dahlmann bald nach seiner Habilitirung in Göttingen im Jahre 1829 verwickelt wurde, sind, wie sie auch die Selbständigkeit und das Männliche seines Wesens beleuchten, wegen ihres localen Charakters und des gänzlichen Verschwundenseins Hannovers und hannoverscher Politik vom Schauplatz Europas, verhältnißmäßig uninteressant.... Die zweite Hälfte der Biographie wird wahrscheinlich mehr Stoff von allgemeinem Interesse enthalten. Die Leistung ist eine ehrenwerthe; Stil und Geist derselben sind gleich vortrefflich.“

Ueber eine andere Biographie, „August Schleicher“ von S. Lefmann, lesen wir: „August Schleicher, wenn auch ein guter Patriot, nahm doch keinen wichtigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten, und sein Biograph hat es für rathsam befunden, sich zu beschränken. Er hat ein anziehendes Bild von dem wunderbar fleißigen, scharfsinnigen und energischen Philologen entworfen, dessen Kraft zuweilen in Rauheit ausartete und dessen grammatische Fähigkeit von keinem entsprechenden Einblick in die Feinheiten der Sprache begleitet war. Schleicher pflegte seine Wissenschaft im Geiste eines Mathematikers, eher als in dem eines Gelehrten, und seine Schriften werden nicht weit über den Kreis der Philologen von Fach hinaus studirt werden.“

Bibliographie.

Bächtold, J., Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven. Frauenfeld, Huber. Br. 8. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Die Banditen des Salons. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Born, D., Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870. 1ste Lief. Berlin, Gerschel. 8. 5 Ngr.

Die fünf Einsamen auf den Aucklandsinseln. Basel. 8. 3 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848. II. Revolution und Reaction im Spätjahr 1848. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Koniecki, O., Trübsal und Trost. Schildberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Petsch, W., Vom Kurhut bis zur Königskrone. Episoden aus dem Leben berühmter Männer und Frauen. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Rittershaus, E., Vorwärts! Nach Paris! Drei Kriegslieder nach Volksweisen für die deutschen Soldaten. Rheydt, Langewiesche. 8. 2½ Ngr.

Rittinghausen, M., Social-demokratische Abhandlungen. 4tes Heft. Ueber die Organisation der direkten Gesetzgebung durch das Volk. Köln. 8. 5 Ngr.

Stein, L., Handbuch der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechts mit Vergleichung der Literatur und Gesetzgebung von Frankreich, England und Deutschland. Als Grundlage für Vorlesungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stötzner, H. E., Samuel Heinicke. Sein Leben und Wirken. Leipzig, Klinkhardt. 8. 18 Ngr.

Sybel, H. v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. 1ster Bd. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 Thlr.

Tennyson. — Freundes-Klage. Nach Alfr. Tennyson's „in memoriam“ frei übertragen von R. Waldmüller-Duboc. Hamburg, Grüning. 16. 1 Thlr.

Thornton, W. T., Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Englischen übertragen, sowie durch Anmerkungen erläutert und vermehrt von H. Schramm. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Thlr.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 5ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 8. September 1870.

Poetische Uebersetzungen.

1. Die Dame vom See. Dichtung in sechs Gesängen von Walter Scott. In den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit den nothwendigsten Bemerkungen versehen von L. Freytag. Bremen, Kühtmann und Comp. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

L. Freytag hat sich bereits als gewandter Uebersetzer zweier Gedichte Esaias von Tegnér's, der „Frithjofssage" und der „Nachtmahlskinder", den Beifall der Kritik erworben. Auch die vorliegende Verdeutschung verdient im reichen Maße Anerkennung. In einem kurzen Vorworte entwickelt er die dabei befolgten Principien. Wie viel es ihm auf Treue und Reinheit ankommt, beweist folgender Satz:

Die Reime sind durchweg männlich. Einmal findet sich bei Scott ein Reim, den man weiblich nennen kann; wer dies benutzt, um, wo es ihm beliebt, weibliche Reime einzuschmuggeln, verfährt noch klüger als der kluge Maler, der jemand porträtiren sollte, und einen Tintenfleck, den der jemand zufällig auf der Nase hatte, gewissenhaft verewigte.

Mit diesem Rigorismus können wir uns indessen nicht einverstanden erklären; den Reim durchweg männlich zu bringen, heißt dem Genius der neuhochdeutschen Sprache Gewalt anthun; im Mittelhochdeutschen noch war dies anders, wie denn das „Nibelungenlied" ja nur männlich reimt. Die englische Sprache ist infolge ihrer Einsilbigkeit arm an weiblichen Reimen und fast nur auf Participien und Doppelreime angewiesen; die deutsche hält die Mitte zwischen ihr und den romanischen Idiomen. Wie es nun aber gewiß zu weit ginge, italienische Ottaven rein weiblich nachzubilden, so muß es auch einer Uebersetzung englischer Poesie gestattet sein, statt lauter männlicher abwechselnd weibliche Reime eintreten zu lassen. Auch einer andern Ansicht Freytag's können wir nicht zustimmen, die ebenfalls die Gesetze des Reims betrifft. Er hält nämlich Reime wie „Held — Welt", „hätten — Ketten", „Noth — Tod", „Bord — Ort" für tadelhaft und muß demnach glauben, die Media am Ende eines Worts werde wirklich als Media gesprochen, da es doch eine bekannte Regel ist, daß die labiale und dentale Media stets als Tenuis, die gutturale nur nach einem n, sonst aber als Aspirata an dieser Stelle erklingt. Auch das ä und e in „hätten" und „Ketten" haben genau denselben Ton, da sie beide Ablaute von a sind, hätten von haben und Ketten von catena. Der Freytag'sche Irrthum ist übrigens weit verbreitet; besonders auf Bühnen bekommt man oft eine horrende Aussprache zu hören. Die Deutschen können ihre Pedanterei auch darin nicht verleugnen, daß sie sich einbilden, die Aussprache müsse sich nach der Schrift richten, statt daß es höchstens umgekehrt der Fall sein sollte.*)

Ueber die Dichtung selber, die bereits in den verschiedensten Uebersetzungen seit ihrem ersten Erscheinen vorliegt, noch etwas zu sagen, wäre überflüssig. Freytag hat jedenfalls seine sämmtlichen Vorgänger und Vorgängerinnen übertroffen, und wir wünschten, daß er mit seinem ausgezeichneten Talente sich einmal an den „Marmion" machte. Derselbe steht uns weit höher als „Die Jungfrau vom See", die ihre größere Popularität wol vor allem dem Antheil des schönern Geschlechts verdankt. Da dies Bändchen den sechsten Theil einer Miniaturbibliothek classischer Schriften des In- und Auslandes bildet, so bereichert sich diese vielleicht auch mit einer Uebersetzung des „Marmion".

2. Shakspeare's kleinere Dichtungen. Deutsch von Alexander Neidhardt. Berlin, Hofmann und Comp. 1870. Gr. 16. 7½ Ngr.

Bekanntlich bedauerte ein zeitgenössischer Kritiker des großen Briten mit einem Scharfsinn, der diesem Geschlecht den Mitlebenden gegenüber eigenthümlich ist, daß der Dichter sich mit der unfruchtbaren Mühe des Tragödienschreibens abgebe, während er doch die Palme der Unsterblichkeit hätte erringen können, falls er bei seiner

*) Was die Reinheit der auslautenden Reimconsonanten betrifft, können wir mit dem geehrten Referenten nicht übereinstimmen. D. Red.

italienischen Manier geblieben wäre. Wenn nun auch das deutsche Publikum nicht ganz diesem Urtheil zustimmt, so möchte man doch fast annehmen, daß es beide Manieren auf gleiche Stufe stellt: so viele Uebersetzungen der Poesien dieser „italienischen" Epoche erscheinen. Besonders die Sonette scheinen unsere Uebersetzer gar nicht ruhen lassen zu wollen. Wir können nicht einsehen, was dazu so reizt. Denn wenn sie auch als einziges Denkmal der Shakspeare'schen Subjectivität — dafür erklären sie wenigstens unsere Shakspeare-Weisen, obgleich ein unbefangener Leser auch in den Dramen genügend Subjectivität findet, überhaupt Poesie ohne darin waltende Subjectivität des Dichters ein Unding ist — hohes Interesse verdienen, so ist ihr poetischer Werth, mit wenigen Ausnahmen, keineswegs ein solcher, daß sie immer und immer wieder auf den Markt geschleppt zu werden brauchten. Nach ihrem Inhalt sind sie schwülstig und dunkel, ihre Sprache ist meistentheils gesucht, oft geschmacklos, ihre Form ist eben keine Sonettenform. Schopenhauer meint zwar in dem binären Reimen eine Feinheit zu entdecken, weil das Ohr „nur einen binären Reim erfaßt", und diejenigen, die in Cordelia eine Schuld hineininquiriren, das Ende Romeo's und Julia's dem Zufall absprechen und in Hamlet's schließlichem Untergang dramatische Motivirung sehen, werden ihm beistimmen. Hierzu gehören wir nicht und erlauben uns daher, unser Urtheil über die Sonette auch auf die beiden epischen Dichtungen zum Theil auszudehnen, wenn auch hierin das gewaltige Genie des Verfassers schon mehr zu Tage tritt.

Neidhardt hat sich schon mehrfach als tüchtiger Uebersetzer documentirt, und auch vorliegende Arbeit legt von seiner Befähigung Zeugniß ab, wenn wir ihr auch Bodenstedt's Uebersetzung und beiden die Jordan's vorziehen. Neidhardt findet naturgemäß seine Uebersetzung vortrefflicher als die Bodenstedt's, er würde sie ja sonst nicht unternommen oder wenigstens nicht edirt haben. Daß ihn indessen dieses verzeihliche Selbstgefühl verleitet, in einer Volksausgabe in derartiger Weise gegen seinen Vorgänger zu polemisiren, verdient eine ernste Rüge. Die Sonette werden nämlich von einer laufenden Reihe Anmerkungen accompagnirt, in denen die theils wirkliche, theils angebliche Unrichtigkeit Bodenstedt'scher Uebersetzungen nachgewiesen werden soll, sodaß wir förmlich dessen ganzes Werk mit in Kauf bekommen.

3. Aylmer's Field von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. Mit einem Vorwort von Emanuel Geibel. Hamburg, Grüning. 1870. 16. 15 Ngr.

4. Aylmer's Field. Ein Gedicht von Alfred Tennyson. Uebersetzt von F. W. Weber. Leipzig, Naumann. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

Das hier vorliegende Gedicht Alfred Tennyson's: „Aylmer's Field", stammt aus der Jugendperiode des Laureatus, prägt aber schon den vollen Charakter desselben aus, den Charakter, der nicht nur ihn, sondern die ganze höhere englische zeitgenössische Literatur in Fesseln geschlagen hat und alles Feuer, alle That- und Erfindungskraft sich in Sensationsromanen und Schauermelodramen ruiniren läßt. Swinburne, ein Poet voll glühender Begeisterung, aber leider von größerm Wollen als Können, hat diese Richtung treffend definirt: die englische Poesie kennt nur noch ein Genre: das der Idylle. Und so verwandelt sich denn dem Koryphäen der Epoche alles in Idylle: sogar die alten romantischen Sagen von König Artus und der Tafelrunde, von Parcival und vom heiligen Gral; während sich in Deutschland Richard Wagner bemüht, die Schätze der Sage zu heben, und ihre Gestalten in funkelndem Harnisch hinter das Licht der Lampen stellt, sucht Tennyson das Verschwommene noch verschwommener, das Romantische noch romantischer, das Phantastische zum Bukolischen zu machen.

Weit genießbarer ist der Poet deshalb, wenn er das Idyllische da aufsucht, wo es wirklich zu finden, in den Genrebildern des alltäglichen Lebens. Auch diese bieten einen weiten Spielraum: von der erhabensten Tragik zur ausgelassensten Komik, von spießbürgerlicher Abgeschlossenheit bis zum regsten Antheil an den Ereignissen der draußen vorgehenden Geschichte. Hier erweist sich nun der große Vorzug Tennyson's, ein Sohn des meerbeherrschenden Albion zu sein, in einem Lande zu leben, wo die Dialoge der politischen Parteien so laut erschallen, daß sie gehört werden müssen, wollte man sich selbst, wie einst Odysseus, das Ohr mit Wachs verkleben. Wie anders sein deutsches Ebenbild, Geibel, der zu einer Zeit groß ward, wo von staatlichem Leben in Deutschland nichts zu spüren, unser Vaterland nach Heinrich Heine's Ausspruch einer „Kinderstube" glich, darin gespielt und Schularbeiten gemacht werden durften, während die erwachsenen Völker mannhaften Geschäften nachgingen. Bei Geibel werden wir deshalb auch nie, wir wollen nicht sagen ein politisches Gedicht, aber doch fast nie eine Zeile finden, in welcher der Pulsschlag des geschichtlichen Lebens fühlbar wäre. Er hat seinen Ueberzeugungen vielfach Ausdruck gegeben, in letzterer Zeit sogar deshalb leiden müssen, aber was er brachte, war nur die Geibel'sche Form, der Inhalt erhob sich nicht über das Niveau eines Leitartikels. Dieser Vorwurf wird Tennyson nie treffen, und auch „Aylmer's Field" zeigt sein Talent, die Fragen des Tags ins Gewand der Poesie zu hüllen. Das Thema ist ein für Deutschland allerdings ziemlich abgedroschenes: die Mesalliance; für England jedoch, wo es eine wirkliche Aristokratie gibt, von größerm Interesse. Edith, die einzige Tochter des alten Sir Aylmer, wächst mit dem fünf Jahre ältern Leolin Averill, dem Sohn des Geistlichen auf ihres Vaters Besitzung, zusammen auf:

> Die beiden wurden miteinander groß,
> Dieselbe Amme hatte sie genährt,
> Erst Leolin und nach fünf Jahren Edith:
> Um so viel war der Knabe ihr voraus;
> Doch als er doppelt ihre Jahre zählte,
> Da, in Ermanglung andrer Spielgenossen,
> Weil anderthalb Dekaden jünger er
> Als Averill*), und ihre Aeltern todt,
> Warf er den Ball und ließ den Drachen steigen,
> Und trieb den Reif zur Lust für Edith nur;
> Mit ihr auf hochgeschwungner Schaukel schoß
> Er durch die Luft; ihr macht' er Blumenbälle
> Und Maßliebkränze; pflegte ihren Garten,
> Sät' ihren Namen in lebend'gen Lettern
> Und hielt ihn frisch; erzählt' ihr Feenmärchen;
> Zeigt' auf dem Grase ihr der Elfen Spur,
> Im feuchten Grund die Primeln, Elfenpalmen,

*) Sein älterer Bruder und Amtsnachfolger des Vaters.

Den winz'gen Wald des Schafthalms, Elfenfichten;
Blies von der feingenarbten Scheibe auch,
Was einem Schwarm von Elfenpfeilen glich
Nach einem Punkt gezielt und keiner fehlend,
In seiner und in Edith's Phantasie.
Auch dacht' er sich, doch das war später schon,
Nach Knabenart Geschichten aus von Schlacht
Und kühnem Wagniß, Schiffbruch, Kerker, Flucht
Und unverhoffter Rettung, treuer Liebe
Gekrönt nach Prüfung: Skizzen, roh und schwach —
Doch lag vielleicht schon eine Leidenschaft
Noch ungeboren, unbewußt darin,
Wie das Concert der Mondnacht schlummernd liegt
Im unscheinbaren Ei der Nachtigall.
(Feldmann'sche Uebersetzung.)

Diese Leidenschaft stellt sich natürlich ein; der alte Sir Aylmer aber kommt dahinter und wirft Leolin aus dem Hause. Derselbe verläßt sein Heimatsdorf, um sich der Jurisprudenz zu widmen und so Ansehen und Ehre zu erwerben. Die Correspondenz der Liebenden wird dem eifersüchtigen Baron ebenfalls verrathen, der nun durch Spott, Hohn und schlechte Behandlung seine Edith von ihrer Liebe abzubringen sucht. Aber er hat einen unerwünschten Erfolg: Edith stirbt an einem Nervenfieber. Als Leolin von ihrem Tode benachrichtigt wird, tödtet er sich selbst. Sein Bruder muß, als Geistlicher Sir Aylmer's, Edith eine Leichenrede halten, aber hierbei gedenkt er auch seines hingeopferten Bruders; über den Spruch: „Sieh, euer Haus ist wüste euch gelassen" (Matth. 23, 38; Luc. 13, 35; 1 Kön. 9, 8), predigend, verdammt er mit mächtigen Worten den schnöden Stolz und Hochmuth, der in aristokratischer Hartherzigkeit mit Glück und Leben der eigenen Kinder spielt:

Nie, seit ein Meer ward unsre böse Erde,
Das übergoß der Stolzen Thürm' und alle,
Die nicht erkannten den lebend'gen Gott —
Acht blieben, eine reinre Welt zu gründen —
Wann schuf seitdem Flut, Brand, Erdbeben, Donner
Solch Weh und Unheil, als der Götzendienst,
Der von dem niedern Licht der Sterblichkeit
Zum höchsten Himmel seine Schatten hob
Und seine Nacht als seinen Gott verehrte?
„Schneid dich zur Ehre Baal's, des Thiers, du Priester,
Und opfre selbst dich deinem ärgern Selbst,
Dein ärgstes Selbst ist deines Gottes Kleid."
Dann kam ein andrer, ganz ungleich dem Baal;
Nun wird das Kind den Löwen führen, nun
Die Wildniß gleich der Rose blühn. — O kröne
Dich selbst, du Wurm, anbetend deine Lüste! —
Kein klotzig plumper Gott der Felder steht
An deinem Thor, daß du vor ihm dich krümmest;
Dein Gott ist weit gedehnt in prächt'gen Wäldern,
In Fürstenschlössern, Gütern, grünen Au'n,
In Haufen glühen Golds, die täglich wachsen,
In Pergamenturkunden, stolzen Wappen,
In solcher Bildung siehst du deinen Gott.
Du schneidest nicht dein Fleisch für ihn, dein Fleisch
Fährt wohl, in zartem Leinen, nicht ein Härchen
Kommt aus der Lag' auf deiner Haut; dieweil
Sie, die beherrscht dein sterblich Haus, die ew'ge,
Verwundet ist zum Tod, der nimmer stirbt,
Und ob du gleichwol zum Gefolge zählst
Deß, der da rief: Laß alles, folge mir.
Dich, weil sein Licht vor deinen Füßen leuchtet,
Dich, dem ins Ohr laut seine Botschaft klingt,
Dich wird dein Bruder, er, der Herr vom Himmel,
Der Dorfmaid Kind, der Sohn des Zimmermanns,
Der Friedensfürst, der mächt'ge Gott, der hehre,
Den schlechtern Götzenknecht von beiden nennen,
Grausamer noch: nicht Leiber treibst du durch
Die Glut, nein, Seelen — deiner Kinder — durch
Den Qualm, den Brodem schnöder Gier, und schwärzest
Zu deinesgleichen deine Brut.
(Weber'sche Uebersetzung.)

Edith's Mutter stirbt mit gebrochenem Herzen, Sir Aylmer aber

Verfiel
In Stumpfsinn; wüste war sein einz'ges Wort;
Todt war er schon zwei Jahr vor seinem Tod.
Ums Weihnachtsfest im zweiten Jahr entfloh
Er seinen Wächtern und des Schweigens Qual,
Doch noch ein tiefres Schweigen sucht' er auf
In enger dunkler Gruft bei Weib und Kind.
Und nicht versagte seinem Ende sich
Der schwarze Troß, des Todes Huldigung
An goldnen Schwellen; noch von zartern Herzen,
Die ein erloschnes Haus betrauerten,
Mitleid das Veilchen am Tyrannengrab.
Ganz abgebrochen ward hernach das Schloß,
Der stolze Wald zu Pachtungen vertheilt,
Und wo die zwei für Edith's Wohl geplant,
Nistet der Habicht, wirft der Maulwurf auf,
Gräbt sich der Igel unterm Wegrich ein,
Die Natter kriecht, das schlanke Wiesel jagt
Die Maus, und überall ist offnes Feld.
(Feldmann.)

Aus den mitgetheilten Proben werden unsere Leser bereits entnommen haben, daß die beiden Uebersetzungen einander ziemlich die Wage halten und beide Lob verdienen. Sollen wir etwas tadeln, so ist es die oft allzu sehr verschränkte Wortstellung und Satzfügung, die das Verständniß erst nach mehrmaligem Durchlesen erlaubt. Dergleichen ist bei einem Versmaß wie der reimlose Quinar, der sich der Sprache fast von selbst aufdrängt, immerhin leicht zu vermeiden. Wird die Verszahl des Originals dadurch alterirt, so schadet dies unsers Erachtens einer solchen ungeschlossenen, sich rein novellistisch gebenden Form gegenüber durchaus nichts.

5. Das Leben ein Traum. Schauspiel in fünf Acten von Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen neu übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Paul Herlth. Berlin, Schröder. 1868. 8. 22½ Ngr.

Der Uebersetzung ist eine lehrreiche und interessante Einleitung vorausgeschickt. Herlth nimmt sich darin warm der jetzt von einigen aufs schroffste verdammten spanischen Bühne an und plaidirt für ihren nützlichen Einfluß aufs deutsche Drama, falls man nur ihre Vorzüge in objectiver, kritischer Weise würdigen wolle und nicht mit jenem katholisirenden Enthusiasmus herantrete, wie ihn einst Schlegel zur Schau getragen. Wir können ihm nicht unrecht geben. Wenn denn einmal immer das Ausländische hervor- und in die Höhe gehoben werden muß, so lasse man auch die gewaltigen Genien eines Lope, Alarcon, Tirso de Molina und Calderon gelten und bilde sich nicht ein, in Shakspeare das A und O der dramatischen, ja womöglich aller Kunst zu besitzen. Was die Form des spanischen Dramas anbetrifft, kann es nur ein Blinder unter das englische stellen, da es dasselbe durch Geschlossenheit und Harmonie der Form, wahrhaft dramatische Durchführung des Conflicts und seiner Lösung bei weitem übertrifft. An Gedankenreichthum möchte auch Calderon schwerlich hinter Shakspeare zurückstehen. Die Welt-

anschauung, aus der die castilischen Poeten herausdichteten, steht allerdings der modernen vielfach fern; allein daß auch dies oft ein bloßes Vorurtheil ist, weist Herlth schlagend an Lope's grandiosem „Stern von Sevilla" nach, den unsere Kritiker fast alle nur in der traurigen Bearbeitung des Baron von Zedlitz zu kennen scheinen, so z. B. der frühere Leiter des wiener Burgtheaters. In einem allerdings sind die Engländer den Spaniern überlegen — das ist die Charakteristik. Ob jedoch diese „englische" Charakteristik, das Resultat einer dramatischen Kunstform, bei der alles auf die einzelnen Persönlichkeiten ankam und alles wahrhaft Bühnliche fortfiel, für das Drama unerläßlich sei, das möchte denn doch noch sehr dahingestellt sein. Die Feinde des „decorativen Luxus", der „schnöden Augenlust" u. s. w. sehen natürlich in diesen ärmlichen, mit Teppichen verhängten Scheunen das Ideal des dramatischen Kunstwerks. Wir hegen in dessen starke Zweifel an der Berechtigung dieses ästhetischen Dogmas, zumal es nur aus dem einen Factum abstrahirt ist, daß die Engländer eine solche detaillirte Charakteristik anwandten und die Deutschen — vielleicht zur Beeinträchtigung ihrer wirklichen Fähigkeiten — es ihnen nachzumachen suchten, andere Nationen aber, die Griechen, die Spanier, die Franzosen, sich ganz gut ohne dieselbe beholfen und sie dem Romane überlassen haben.

Ueber die Geschichte des vorliegenden Calderon'schen Meisterwerks in Deutschland macht uns Herlth folgende Mittheilungen:

In Deutschland begann Lessing (1749) zuerst eine Uebertragung des unsterblichen Gedichts, die indeß unvollendet blieb, während 1750 zu Strasburg eine freie Bearbeitung „Das Leben als ein Traum" von D. F. H. W. M. ans Licht trat. Im Jahre 1760 spielte man auf dem k. k. Stadttheater zu Wien als Novität: „Das menschliche Leben ist Traum, in fünf Acten, aus dem Italienischen übersetzt und in deutsche Verse (Alexandriner) gebracht durch M. Julius Friedrich Scharfenstein", und 20 Jahre später erschien im einundzwanzigsten Bande der Stege'schen „Schaubühne" eine sich schon durch den Titel selbst charakterisirende Nachbildung: „Sigismund und Sophronie, oder Grausamkeit aus Aberglauben, Schauspiel in drei Acten von Bertrand." Die nächstdem zu nennende, eigentlich erste deutsche Originalübersetzung rührt von dem als Lebemann und Schöngeist am weimarer Hofe vielbeliebten Präsidenten des Ober-Appellationsgerichts zu Jena von Einsiedel her, eine treue, dem Spanischen sich eng anschließende Arbeit, die 1812 von Goethe auf die Bühne gebracht wurde. Julian Schmidt ist daher im Irrthum, wenn er in seiner deutschen Literaturgeschichte als Verfasser der von Goethe inscenirten Uebertragung Gries nennt, der erst später (1815) die Herausgabe der „Schauspiele Calderon's" mit „Das Leben ein Traum" begann und darin, im Grunde genommen, nichts anderes gab als ein Plagiat von Einsiedel. Hierauf ergriff Schreyvogel (C. A. West) die Arbeit von Gries, dehnte die Trochäen durch Zuthat einiger Silben zu iambischen Rhythmen aus, verflüchtigte durch solche Ausfüllung und Abschneidung alles Poetischen und echt Dramatischen in der Diction die Idee und den Gehalt der Dichtung, und brachte so am 4. Juni 1816 sein „dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen nach dem Spanischen des Calderon, bearbeitet von C. A. West", im k. k. privilegirten Theater an der Wien zum ersten mal mit einem Erfolge zur Aufführung, der seitdem das Stück auf allen Theatern Deutschlands, besonders auf der berliner Hofbühne einbürgerte.

Herlth unterscheidet sich nun sowol nach Form wie nach Inhalt seiner Bearbeitung von seinen Vorgängern. Wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß seine Versification geschickt und seine Accomodationsversuche theilweise gelungen sind, so ist es doch noch eine Frage, ob eine solche radicale Veränderung überhaupt noch Uebersetzung zu nennen ist. Statt der Trochäen hat er den Jambus gewählt und sucht dieses durch verschiedene Gründe zu rechtfertigen. Es ist wahr, wenn er sagt:

Der deutsche Trochäus, wie ihn Schlegel und Gries angewendet, ist so ziemlich das völlige Gegentheil der spanischen Versart: bärenhaft ungelenk und geistlos im Assonanzentanz, erdrückt er vollends in der Zwangsjacke seiner Reimform alle dramatische Bewegung, während er im übrigen auch nicht einmal die Kraft hat, einen vollern Strom der Perioden stilvoll zusammenzuhalten und wohllautend in das Ohr des Hörers zu leiten.

Dies ist wahr, doch eben nur mit der Einschränkung: „wie ihn Schlegel und Gries angewendet". Daß selbst der Trochäus mit Reimverschlingungen im Deutschen sehr melodiös gehandhabt werden kann, beweist Grillparzer's „Ahnfrau", die von seiten der Sprache untadelhaft zu nennen ist. Assonanzen allerdings sind im Deutschen unangemessen: kein Mensch hört sie heraus, zumal selbst Schlegel sich die Freiheit nimmt, Längen und Kürzen assoniren zu lassen, was natürlich alle Assonanz zerstört. Aber ginge es nicht anstatt der assonirenden, meinethalb auch statt der gereimten Trochäen, falls es dem Uebersetzer zu schwer fällt die letztern nachzuahmen, reimlose zu gebrauchen? Daß dieser Vers alle die von Herlth aufgezählten Fehler entbehren kann, hat Heinrich Heine glänzend bewiesen, denn kaum möchte es einen Poeten geben, der „stilvoller den Strom der Perioden zusammenhielte" als er. Aber Herlth hat nicht nur die Trochäen beiseitegeschafft, sondern auch die sogenannten liras, gereimte Mischungen von Quinaren und kürzern iambischen Versen, die im Deutschen nicht nur nicht schlecht, sondern geradezu höchst musikalisch klingen; nur ein paar Stanzen haben vor seinen Augen Gnade gefunden. Hierdurch ist der ganze Charakter der Poesie verloren gegangen, ja, wie er selber zugesteht, die ganze Diction hat förmlich umgestaltet werden müssen: vom wahren Calderon ist nur noch wenig übriggeblieben. Man lese den berühmten Monolog des Sigismund, der mit den Worten endet:

E los sueños sueño son —

bei Gries:

Und die Träume selbst sind Traum —

bei Herlth:

Und selbst das Träumen ist — nur Traum —

ob da nicht die Calderon'sche Muse einen Eindruck macht wie ein Schmetterling, dem aller Schmelz vom Flügel gestreift ist, um ihn für eine Sammlung zu präpariren? Sollte dies wirklich nöthig sein, um ihn dem deutschen Theater zu gewinnen? Dann laßt ihm lieber seine Freiheit!

Auch an die innere Structur des Stücks hat Herlth seine germanische verbessernde Hand gelegt. Aus dem wilden Polen hat er die Acteure nach dem „goldenen Hesperien" geschickt, in das ja alle Dichter der Erde für uns eine Welt der Wunder hineingedichtet haben! Tiefergreifende Abänderungen bespricht er selbst auf S. XXII der Einleitung. Wenn man sein Princip anerkennt, muß man sie billigen. Aber eben gegen dieses Princip sträuben wir uns. Gewiß, der deutsche Dramatiker kann und soll von den Spaniern lernen, und wie Mozart, um seine unsterblichen Meisterwerke zu schaffen, Italiens und Deutschlands

Kunst zu einer süßen Harmonie verband, dadurch aber der Schöpfer und Begründer einer neuen Kunstentwickelung ward, so ist es seine Pflicht, aus dieser anscheinenden Antithese des spanischen und englischen Theaters eine höhere Einheit zu produciren. Das Wort Schiller's, das Herlth citirt, daß er und Goethe, wenn sie Calderon früher gekannt, viele Fehler vermieden haben würden, kennzeichnet ein Bedürfniß unserer Poesie; aber dieser Einfluß der fremden Literatur darf sich nur auf die Form erstrecken, den Inhalt gebe der Dichter als die Denkkraft des eigenen Jahrhunderts. Will man die fremden Dramen auf die Bühne bringen — unsere Bühne ist ja nun leider einmal mehr sozusagen eine Chrestomathie der Weltliteratur als ein nationales Institut —, so gebe man sie uns auch in ihrer Eigenthümlichkeit, sonst steht es schlecht an, über „Sigismund und Sophronie, oder Grausamkeit aus Aberglauben" zu lachen.

6. Die Lusiaden des **Luis de Camoens**. Deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift von **J. J. C. Donner**. Dritte, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig, Fues. 1869. 8. 10 Ngr.

Die Güte der Donner'schen Uebersetzung ist genugsam anerkannt, sodaß wir uns des weitern Lobes entheben können. Diese neue Auflage hat mannichfache Verbesserungen durch den fleißigen und genialen Uebersetzer erfahren. Was Camoens selber betrifft, so ist es überflüssig, über seinen Werth noch sprechen zu wollen: wir verweisen auf die vortreffliche Charakteristik, die Julian Schmidt von ihm gibt, und die ebenso dem großartigen Schwunge seiner Poesie gerecht wird, als auch die Unvollkommenheit hervorhebt, die nun einmal aller Renaissance anklebt, und welche die Epiker jener strebsamen Jahrhunderte stets ihren Pegasus nur innerhalb der Manege Virgil'scher Regelrechtigkeit tummeln ließ.

7. Lieder und Chansons von **Béranger**. Uebertragen von **Adolf Laun**. Bremen, Kühtmann und Comp. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

Wenn irgendein Schriftsteller schwer zu übersetzen ist, so ist es Béranger, denn seine Poesie — und *seine* Poesie fast allein — ist aus dem Genius der französischen Sprache geboren. Lamartine und Musset, so vollendet auch einzelne Verse sein mögen, sind Kosmopoliten: die Gedanken kommen ihnen aus fremden Literaturen; aber Béranger ist ganz Franzose:

> J'aime, qu'un Russe soit Russe,
> Et qu'un Anglais soit Anglais;
> Si l'on est Prussien en Prusse:
> En France soyons Français! —

er ist es in seinem Leichtsinn, in seiner Sinnlichkeit, er ist es in seiner Seelenglut, in seinem Cultus der Freiheit und des Vaterlandes, aber nicht eines nebelhaften Vaterlandes wie es dereinst in Jahrhunderten sich gestalten könnte: der Sohn des Schneiders, der Gefangene von Saint-Pélagie schwärmt für Napoleon und die große Armee, für den Ruhm und das Ansehen seiner Nation. Er ist ein Chauvinist, würden die heutigen Doctrinäre sagen. Vielleicht ist das für sie ein Schimpfwort; ein nationaler Poet aber kann nichts anderes sein, und daß Béranger es war, beweist, daß er sich nicht in Grübeleien über Völkerwohl und die beste Verfassung vertiefte, sondern daß er ein Dichter war.

Laun hat seine Aufgabe im ganzen vortrefflich gelöst, seine Verdeutschungen lesen sich weit fließender und melodischer als die Chamisso's und Gaudy's und Seeger's, von denen Silbergleit's zu schweigen. Daß natürlich die unnachahmliche Nonchalance der Béranger'schen Diction, die zauberhafte Melodie seiner Verse in der deutschen geregelten Scansion verloren gehen muß, ist nicht zu verhindern. Die Uebersetzung gibt immer nur eine schwache Vorstellung vom Original, zumal wenn man sich dies, wie der Dichter will, gesungen denkt. Einige Chansons haben wir unter der Sammlung schmerzlich vermißt, z. B. das erhabene

> On parlera de sa gloire
> Sous le chaume bien longtemps etc.

8. Sternlose Nächte. Nuits sans Étoiles. Von **Emanuel Glaser**. Paris, Lemerre. 1869. 8. 24 Ngr.

Mit diesem Buche ist es uns sonderbar gegangen; wir schlugen es auf, ohne den Titel genau angesehen zu haben. Da finden wir auf der einen Seite deutsche Verse, auf der andern französische Prosa. Wir verglichen beides und merkten, daß der Inhalt bei beiden derselbe war, nur mit dem einen Unterschied, daß die Prosa melodisch und durchweg stimmungsvoll, die Poesie hingegen holperig und platt war, z. B. S. 84 fg.:

> Mit ihr träumt' ich himmlische, göttliche Träume,
> Mit ihr wurden Palmen Sibiriens Bäume,
> Mit ihr schuf aus Schlamm ich ein Sternengezelt,
> Mit ihr aus dem Chaos wie Gott eine Welt.

Par Elle je rêvais de célestes, de divins rêves; par
Elle devenaient des palmiers des arbres sibériens; par
Elle je tirais du limon une tente d'étoiles, par
Elle du chaos, comme Dieu, un monde.

Wir kamen also auf den Gedanken, daß hier prosaische Dichtungen eines Franzosen vorlägen, die ein Deutscher in Reime gebracht. Allein das Titelblatt enttäuschte uns. Die deutschen Gedichte rühren von Emanuel Glaser her und sind original, die Prosa ist eine von Catulle Mendez verfaßte Uebersetzung, und das Ganze ist den Manen Heinrich Heine's gewidmet. Unglücklicher Catulle Mendez! beklagenswerthe Manen! Das Papier ist vortrefflich, die Ausstattung verdiente eine Uebersetzung ins Deutsche.

Hans Herrig.

Historisches und Historienhaftes.

1. Haus-, Hof- und Staatsgeschichten. Aus vergangenen Tagen. Von Julius Ebersberg. Drei Bände. Prag, Bellmann. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Von den nicht streng gelehrten und doch auf fleißiger eigener Forschung beruhenden Geschichtswerken des letzten Lustrums hat sich kaum eins solchen Beifalls zu erfreuen wie die jetzt in vier Bänden, respective fünf Theilen vollständig erschienenen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, und es ist kein leicht wiegendes Zeugniß dieser wohlverdienten Anerkennung, daß es bei dem Preise von fast zehn Thalern schon zum fünften male neu aufgelegt werden mußte. Solche Schöpfungen sind es, die unser historisches Wissen nicht blos mit Fleisch und Blut bekleiden, sondern ihm auch Athem und Geist einhauchen, sodaß wir das Thatsächliche, für das wir ein wachsendes persönliches Interesse empfinden, auch mit unsern Sinnen zu erfassen vermögen und selbst mit zu erleben glauben. In welch anderer Art Vehse arbeitete, der deshalb öffentlich auch nur ephemere Theilnahme erwecken konnte, ist bekannt. Er publicirte die chronique scandaleuse der Dynastengeschlechter, und da er nicht eben glimpflich zu Werke zu gehen liebte, so mußte er vielfach Anstoß erregen. Einen Platz zwischen den beiden genannten Schriftstellern möchten wir Julius Ebersberg anweisen, der in seinen 23 Geschichten aus dem Haus-, Hof- und Staatsleben der letztverflossenen Jahrhunderte sowie des gegenwärtigen nicht blos von pikanten, sondern auch von wissenschaftlich interessanten Einzelheiten den Schleier hebt und dabei mit dem Streben nach historischer Treue überall leichte, fesselnde und wohlthuend anmuthende Darstellung glücklich zu verbinden weiß. Er sagt selbst im Vorworte, daß diese Schilderungen und Bilder ohne bedächtige Auswahl einer großen Anzahl ähnlicher Aufsätze entnommen seien, die sich seit zwanzig Jahren als Früchte fleißiger Auszüge und Excurse gelegentlich tieferer geschichtlicher Studien in seinem Pulte angesammelt hätten. Dann fährt er fort:

> Ich hatte diese Mosaikarbeiten, wie sie am ehesten genannt zu werden verdienen, nicht für die gelehrte Welt, ursprünglich nicht einmal für die Oeffentlichkeit bestimmt, als ich sie ohne Hast und Eile in behaglichen Mußestunden und lediglich zu meinem Vergnügen zu Papier brachte. Wenn ich sie jetzt dem Druck übergebe, so leitet mich der Wunsch, jenen, die eine angenehme und nicht unnütze Unterhaltung suchen und denen die Lektüre der Romane keine erwünschte Nahrung für Geist und Herz scheint, hier zu bieten, was sie freundlich ansprechen und nicht unbefriedigt lassen möge.

Diesen Lesern zu Liebe hat der Verfasser von dem Quellenpompe, dem übrigens auch in gelehrten Werken nur noch das zuständige Maß gestattet wird, gänzlich Abstand genommen; er erzählt, was er vielfach vergilbten Documenten in staubigen Archiven entnommen hat, sine ira et studio und in dem Vertrauen, daß der Leser ihm glauben und ihn nicht für einen bloßen Schönredner halten möge. Einzelne dieser Aufsätze haben wir schon in Zeitschriften gefunden, denen sie zur Zierde gereichten, anderes war ungedruckt. Aber alles — welcher Stoff wäre es für die Feder einer Mühlbach gewesen! Wir mußten an diese überfruchtbare Dame denken, da das Material des ersten Aufsatzes „Die Frauen Joseph's II." auch ihr in die Hände zu fallen das Unglück gehabt.

Ebersberg läßt uns erkennen, daß es wirklich eine der trübsten Schattenseiten im Leben Joseph's II. war, daß ihm die Freuden des häuslichen Herdes, aus denen der Mann einen großen Theil seiner Kraft, Ruhe und Heiterkeit schöpft, versagt waren. Die Infantin von Parma, Isabella, wurde ihm zuerst von seiner Mutter vermählt; aber wenn sie auch nicht ohne Reize und begabter als die Erzherzoginnen war, wenn sie auch oft Anläufe nahm, ihrem Gatten in des Wortes wahrer und höherer Bedeutung Frau und Freundin zu sein, es nagte ein Trübsinn an ihrem Herzen, dessen wahre Ursache niemals sicher ermittelt worden ist, der aber die Ehe zu einer vollständig unglücklichen machte und an dem frühen Tode Isabella's schuld war. Joseph's Kummer über ihren Verlust war so heftig, daß er untröstlich zu sein und alle Herrschaft über sich verloren zu haben schien. Damals beging seine Schwester Marie Christine die große Taktlosigkeit, durch die sie ihn wieder aufrichten zu können vermeinte, ihm zu sagen: „Die Frau, welche Sie so schmerzlich betrauern und die Sie mit so viel Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelt haben, gab sich nur den Anschein der Zärtlichkeit für Sie und hat Sie nie geliebt." Es ist bekannt, daß Christine sehr glücklich verheirathet war, daß dieser ältesten Tochter die so pedantische Maria Theresia eine reine Neigungsheirath mit einem tief untergeordneten Prinzen gestattete; es ist nicht unwahrscheinlich, daß Christine von einer heimlichen und abgeschworenen Liebe ihrer Schwägerin in Italien Kenntniß hatte.

Jetzt hätte Joseph noch glücklich werden können, denn seine resolute Mutter zögerte nicht, für ihren erst dreiundzwanzigjährigen Sohn sofort von neuem Brautschau zu halten. Vier Prinzessinnen kamen auf die engere Wahl — und die gewählte, Josepha, eine Schwester Max Joseph's von Baiern, war wieder nicht die rechte Partie für den geistvollen Kaisersohn:

> Zuerst hatte man an die reizende Elisabeth von Braunschweig gedacht, die man bald darauf mit dem Neffen und Nachfolger Friedrich's II. vermählte, eine Art von Vitellius, der diese liebenswürdige Dame nicht verdiente. Sie war nicht blos schön von Gestalt und Gesicht, sondern hatte auch viel Geist und tanzte zum Entzücken. Gerade ihre Talente und Reize waren vielleicht die Ursache, daß sie von der Wahl ausgeschlossen wurde; von Natur etwas eifersüchtig, mochte Maria Theresia fürchten, verdunkelt zu werden. Ueberdies war Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, einer der besten Generale des preußischen Heers, der Bruder der jungen Dame, und — die Kaiserin wollte nicht von ihr reden hören. Für die Prinzessin und Joseph II. war dies ein Unglück. Von ihrem Gatten bald angekelt und durch seine Ausschweifungen gereizt und ermächtigt, sich einige Freiheiten zu erlauben, wurde sie nach vier Jahren verstoßen und in die Festung Küstrin eingeschlossen, wo ihre natürliche Heiterkeit sie nicht gegen die Langeweile zu schützen vermochte. Sie überlebte ihren Gatten um 43 Jahre und starb 94 Jahre alt im Jahre 1840.

In dieser ruhig klaren und fast überall parteilosen Weise erzählt der Verfasser stets. Von Joseph II. berichten wir ferner dessen tragisches Geschick: Seine erste Frau, die er anbetete, hatte keine Zuneigung zu ihm, und die zweite, die er nicht leiden konnte, liebte ihn leidenschaft-

lich. In der Hoffnung, sein Herz zu rühren, trieb sie die Gefälligkeit und den Gehorsam gegen ihn bis zur Demuth. Vergebliche Mühe! Ihre Zärtlichkeit machte ihn nur um so kälter, und als vollends ein Skorbutanfall ihr Gesicht sehr bald häßlich machte und ihren Körper entstellte, konnte er ihren Anblick so wenig noch ertragen, daß er eines Tags zu einer Vertrauten sagte: „Meine Frau wird mir unausstehlich..." Bezüglich der mancherlei Einzelheiten müssen wir die Leser auf das Werk selbst verweisen. Es befreite den unglücklichen Kaiser die besonders für das Haus Habsburg so verhängnißvolle Pockenkrankheit, die Josepha fortraffte:

Man erinnerte sich keiner Zeit, in der drei Mitglieder derselben zugleich die Blattern gehabt hätten, denen im 18. Jahrhundert ein Kaiser (Joseph I.), zwei Kaiserinnen, sechs Erzherzoge und Erzherzoginnen, ein Kurfürst (von Sachsen) und der letzte Kurfürst von Baiern erlagen, da man die Krankheit nicht zu behandeln wußte.

Joseph II. ließ seinen Neffen Franz nach Wien kommen und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger. Er selbst verzichtete, wenn auch wol ungern, auf ein drittes Ehebündniß, ließ für sein körperliches Bedürfniß nur einfache Nymphen zu, mit denen der Verkehr trotz Brambilla's Vorsorge ihn in stetem Siechthum erhalten haben soll, und stand später für die idealen Regungen seines reichen Herzens mit einem Kreise von fünf ausgewählten Damen, die sämmtlich verheirathet waren, in einer ebenso schönen als seltenen Verbindung, die bis zu seinem Tode währte. Diese Damen waren die zwei Fürstinnen Liechtenstein, die Fürstin Klary, Gräfin Kaunitz und die „himmlische" Therese Kinsky. Ernste Besprechungen über Wissenschaften und Künste wechselten in diesem traulichen Cirkel mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Charakteristisch und rührend ist der Brief, mit dem er auf seinem Todbette (18. Februar 1790) von diesen Freundinnen Abschied nahm. Er trägt die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames da la société, qui m'y toleraient":

Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen durch diese Zeilen noch meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Feinheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft miteinander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzig verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Anbetracht meiner nicht genug mit Dank anerkennen; im Vertrauen auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand.
Joseph.

Auch die nächstfolgenden Berichte handeln von Unglück und viel bald häßlichen, bald mehr komischen Kämpfen in den Familien alter Fürstengeschlechter. Zunächst wird die Abdankung Victor Amadeus' von dem piemontesischen Throne eingehend behandelt und der unselige Zwist, der zwischen ihm und seinem Sohne entbrannte, als er sich wieder in den Besitz der Krone versetzen wollte. „Die letzten Hessen-Homburg" fesselt in noch höherm Grade, weil jeder Freund der Geschichte für dieses Dynastengeschlecht, aus dem in den letzten zwei Jahrhunderten eine Reihe von Helden und Feldherren hervorging, Interesse haben muß, das denn der Verfasser durch manche pikante und neue Einzelheiten wesentlich zu steigern weiß. „Eine unglückliche Ehe aus Mangel an Delicatesse" behandelt eingehend das widerlich triviale und doch gespreizte Benehmen der Prinzessin Charlotte in ihrer Ehe mit Karl Ludwig von der Pfalz, die 1650 abgeschlossen war. „Der letzte Este", Hercules Rainald, ist auch wieder eine mehr tragikomische Figur, obgleich er oft unerwartet glückliche Anläufe nahm. So berichtet der Verfasser unter anderm:

Als Hercules die Regierung antrat, fand er, daß die Generalpächter durch alle nur möglichen Bedrückungen das Volk und den Staat arm gemacht hatten. Hercules, von seinen Verleumdern wol mit den asiatischen Despoten verglichen, verhielt sich ganz anders als diese. Er nöthigte die Generalpächter durch einen gerichtlichen Ausspruch, das von ihnen unrechtmäßig Erworbene zurückzuzahlen, und behielt nur was ihm zukam; er ließ den Gemeinden, was ihnen widerrechtlich genommen war, wiedererstatten und selbst die Summen, welche man seither Verstorbenen gegen das Gesetz entrissen hatte, ihren Erben ohne den mindesten Abzug zustellen.

„Eine falsche Königin von England" macht uns mit einer Abenteurerin bekannt, welche als flüchtige Königin Anna von England, Heinrich's VIII. Gemahlin, an verschiedenen kleinen deutschen Höfen Ehre und Geld zu erpressen wußte, bis sie als Gefangene zu Grunde ging. Vielleicht hat man ihr auch die Freiheit wiedergeschenkt, als Herzog Johann Friedrich von Gotha 1567 das Land räumen mußte. „Eine Feindin der Etikette" führt uns an den spanischen Hof zur Zeit Philipp's V. (1701—46), der an einer der seltsamsten Verrücktheiten litt:

Ohne eigentlich krank zu sein, wollte er bisweilen sechs Monate hintereinander weder das Bett verlassen, noch den Bart scheren, noch die Nägel abschneiden, noch die Wäsche wechseln, und wenn ihm endlich das Hemd selbst vom Leibe faulte, so zog er nicht eher ein reines an, als bis die Königin es zuvor getragen, aus Furcht, er möchte durch die reine Wäsche vergiftet werden u. s. w.

An den Hof dieses Potentaten kam als Schwiegertochter im Jahre 1722 die dreizehnjährige Tochter Philipp's von Orleans, des Regenten von Frankreich, direct aus dem Kloster, und bald nach der Thronentsagung Philipp's V. souveräne Königin. Ihr leichtes französisches Blut empörte sich gegen den Zwang der Etikette sehr bald, die denn auch absonderlich genug war. Wollte der Gemahl sie nachts besuchen, so mußte es in folgendem komischen Aufzuge geschehen:

Die Schuhe mußten eingetreten sein, der Mantel über der Schulter hängen, eine Art von Schild hing an einem Arme, am andern an der Schnur ein silbernes Nachtgeschirr. In der einen Hand hielt der König einen großen spanischen Degen, in der andern Hand eine Blendlaterne, und so mußte er — gleichsam heimlich — sich zur Königin schleichen!

Von den vielen Thorheiten der jungen Königin wollen wir schweigen, ebenso von dem „Geheimniß der Kurfürstin" von Sachsen, das an Abscheulichkeit nicht wol zu übertreffen ist und um so schlimmer erscheint, als die hohe Dame sich wahrscheinlich nur selbst verleumdet und ihr Verbrechen erlogen hatte, um an Ehre und Reichthum zu wachsen.

Wir verzichten auf Skizzirung der in den folgenden zwei Bänden enthaltenen Geschichten, überzeugt, dem Leser d. Bl. durch das Gesagte schon zur Genüge gezeigt zu

haben, wie viel des Lehrreichen und Pikanten er in diesem Werke finden wird, das der Verfasser als heitere Nebenarbeit geschaffen hat und das er fortzusetzen sich vielleicht bestimmen läßt.

2. Zwei mecklenburgische Herzoge oder Pflicht und Leidenschaft. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert von J. Willborn. Zwei Bände. Malchin, Wendt. 1869. 8. 2 Thlr.

Wir bedauern, in der mecklenburgischen Geschichte nicht zur Genüge heimisch zu sein, um mit Sicherheit die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung in obigem Werke erkennen und bezeichnen zu können. Aber wir stehen nicht an, das kleine Werk dem Besten an die Seite zu stellen, was die bändereiche Mühlbach rastlos liefert, in Fruchtbarkeit der Aebtissin von Maubuisson Luise Hollandine nicht unähnlich, die nicht anders zu schwören pflegte, als „bei ihrem Leibe", der vierzehn außereheliche Kinder getragen hatte.

Besonders am Schluß des zweiten Bandes, der die feindlich getrennten Brüder wieder vereinigt, entwickelt die Verfasserin oft eine tragische Kraft, die für etwaige fernere Arbeiten zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

3. Eines Königs Dank. Historischer Roman aus der Zeit des letzten spanischen Kriegs aus dem Hause Bourbon. Von E. Heusinger. Drei Bände. Leipzig, Rötschke. 1869. 8. 3 Thlr.

Ueber diesen sogenannten historischen Roman können wir nicht in derselben anerkennenden Weise uns äußern, denn je genauer uns die betreffenden Kapitel aus der Geschichte unsers Jahrhunderts bekannt sind, um so weniger sind wir mit der romanhaften Verquickung einverstanden, welche Heusinger uns bietet. Nur selten erhebt er sich zur fesselnden Darstellung eigentlicher Handlung, aber Expositionen folgen einander unausgesetzt und bis zum Schluß, der keineswegs der Spannung gerecht wird, in die der Leser von vornherein versetzt werden sollte und in die er sich bei schon vorhergewonnener Kenntniß dieser äußerst unerquicklichen Geschichte vielleicht selbst versetzt hatte. Einige male scheint es als sollten persönliche Erlebnisse erzählt werden, aber bald wieder erkennen wir, daß wir es nur mit Dingen zu thun haben, die — „einer selbst gemacht hat". Zu erzählen versteht der Verfasser nicht, in „Eines Königs Dank" hat er wenigstens keinen Beweis davon gegeben.

4. Gebilde und Gestalten. Von A. Mels. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 4 Thlr.

Zu unbedingtem Lobe sind wir wieder verpflichtet bei Berichterstattung über die Gabe von A. Mels, die er auf die frühern Sammlungen: „Erlebtes und Erdachtes" (zwei Bände) und „Herzenskämpfe" (drei Bände), nunmehr als dritte Sammlung seiner ganzen belletristischen Vergangenheit folgen läßt. Hier ist überall feine Beobachtung und feine Darstellung, Vermeidung alles Mitschleppens von Ballast, der nur Bände macht, Charakter und Eleganz im einzelnen wie im ganzen, sodaß wir nicht zweifeln, daß Kritik und Publikum dieser letzten Gabe des hoffentlich auch fernerhin fleißigen Autors dieselbe Gunst zuwenden wird wie seinen frühern Werken.

Der erste Band bringt uns die Erzählung „Clelia", „Im Pfarrhause zu Köstritz" und „Beim Zeichner des deutschen Hauses", über die durchweg das obige Urtheil gilt, auch da, wo rein Historisches berichtet wird. Der zweite Band führt uns die anschaulichsten Skizzen, die bedeutendsten „Gestalten aus dem zweiten Kaiserreiche" vor: Canrobert, Mac Mahon, Montauban, Rouher, Persigny, J. Favre, Berryer, Thiers, Girardin, Haußmann, Rocquard, Nigra und — Ludwig XVII.?, alles Charakterbilder, scharf und pikant nach dem Leben gezeichnet und auch unsern deutschen Diplomaten und Politikern zur Lektüre getrost zu empfehlen. Der dritte Band plaudert wieder und erzählt in liebenswürdigster Weise über spanisches Schmugglerleben und bringt Scenen aus der afrikanischen Fremdenlegion, die bis auf den letzten Strich, wie es scheinen muß, dem Leben entnommen sind.

Hermann Schauenburg.

Religionsgeschichte.

Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte, auf Grund des gegenwärtigen Standes der philosophischen und der historischen Wissenschaft dargestellt von Otto Pfleiderer. Leipzig, Fues. 1869. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses Erzeugniß eines jüngern, vielversprechenden Gelehrten, hervorgegangen aus akademischen Vorlesungen in Tübingen, zerfällt, wie schon sein Titel besagt, in einen philosophischen und in einen historischen Theil, deren jeder einen eigenen Band von 410 und von 495 Seiten ausmacht.

Der erste Band theilt sich in einen ersten Untertheil: „Psychologie der Religionsphilosophie oder Darstellung des Wesens der Religion als eines menschlichen Verhaltens", und in einen zweiten: „Metaphysik der Religionsphilosophie oder Darstellung des Wesens der Religion als eines göttlich-menschlichen Verhältnisses". Die Psychologie der Religionsphilosophie bespricht nach einer Kritik des philosophischen Religionsbegriffs die Frömmigkeit, ihre Genesis und Bethätigung im Gemüth, ihre Beziehungen zu den Geistesfunctionen des Erkennens und Wollens, d. h. zu dem Denken über die Religion und zur religiös-sittlichen Praxis, ihre Ausbreitung zu einer Gemeinschaft, bei der selbst wieder ihre Entstehung und ihre Selbstdarstellung im Cultus unterschieden wird. Die Metaphysik der Religionsphilosophie enthält die drei Abschnitte: „Gott und Welt"; „Der Mensch"; „Die göttliche Offenbarung". Der Abschnitt „Gott und Welt" behandelt die Beweise für Gottes Dasein und die verschiedenen Lehren über das Verhältniß Gottes zur Welt. Der Abschnitt vom Menschen erörtert den Anfang und das Endziel der Menschheit (Unsterblichkeit), der von der Offenbarung außer dem Offenbarungsbegriff auch die dogmatischen Begriffe: Wunder, Weissagung, Inspiration. Fügen wir zu dieser Angabe, in der schon die beiden letzten Begriffe für die Religionsphilosophie überflüssig erscheinen könnten, hinzu, daß diese Metaphysik den Raum von S. 159—410 einnimmt,

und daß Lehren wie Unsterblichkeit und Wunder nicht allgemein religionsgeschichtlich, sondern nur philosophisch-theologisch behandelt sind, so dürfte es nicht zu gewagt sein, zu behaupten, daß der dogmatische und apologetische Stoff, zumal auch durch die ausgedehnte Erörterung der göttlichen Eigenschaften, über Verhältniß angewachsen ist.

Das religionsphilosophische Credo des Verfassers, mit dem er sich auf der Höhe der Zeit zu stehen ausweist, ist ausgesprochen in der Vorrede S. XIII:

Es ist keine noch so abgelegene, noch so wunderliche Erscheinung der vorchristlichen Religionsgeschichte, die nicht in der Geschichte unsers eigenen religiösen Lebens ihre Analogien fände in frommen und unfrommen Empfindungen und Vorstellungen, und umgekehrt ist keine Tiefe und Höhe in unserm christlichen Bewußtsein, die nicht ihre Vorstufen und Vorbilder, wenn auch nur als abgeblaßten oder grobgezeichneten Umriß, in der vorchristlichen Religionsgeschichte hätte.

Sein philosophisches Credo ist der consequent durchgeführte Theismus der nach-Hegel'schen Philosophen, zu dem er sich, in der Hand die Beweise für das Dasein des „persönlichen" Gottes, durch eine mit viel Schärfe und Klarheit durchgeführte Kritik der anti- und pseudo-theistischen Systeme vom indischen Pantheismus an bis auf die neueste Zeit den Weg gebahnt hat, um auf demselben sein ganzes System der theologischen Anthropologie und Soteriologie zu erbauen. Ohne mit dem Verfasser über diese seine Ueberzeugung rechten zu wollen, möchten wir nur auf das ziemlich individualistische Gepräge seines Theismus aufmerksam machen. Bei der persönlichen Fortdauer, deren Solidarität mit dem Glauben an den persönlichen Gott verfochten wird, ist völlig von allen Interessen der Gemeinde, die doch von den letzten Dingen ihre und des Reiches Gottes Vollendung erwartet, abgesehen, und bei der Verurtheilung der religionslosen Sittlichkeit Kant's und Fichte's ist dem Versuch Hegel's, der Sittlichkeit eine religiöse Grundlage, nicht zwar an einem überweltlichen Gott, aber doch an der auf menschlichem Boden gegenwärtigen Gottesordnung der objectiven Mächte der Wirklichkeit zu schaffen, lediglich keine Beachtung geschenkt; es ist unbesehen der punktuelle absolute Wille Gottes als Grund aller sittlichen Verpflichtung festgesetzt. Dagegen ist das dogmatische Credo des Verfassers frei von theologischen Vorurtheilen; er verhält sich zu Schrift und Kirchenlehre kritisch und weiß den ethischen Menschheitsproceß, der sich der Vorstellung als ein äußerliches Geschehen darstellt und in bestimmte zeitliche Acte auseinandergezogen wird, in der Simultaneität und Innerlichkeit seiner Momente aufzufassen.

Die kritische Analyse der Standpunkte und Meinungen ist eine Hauptstärke des Buchs. Die Darstellung der verschiedenen Fassungen des Religions-, Gottes- und Offenbarungsbegriffs, die in der Geschichte zu Tage getreten sind, ist anschaulich und läßt nichts Wesentliches außer Acht; das Urtheil ist eindringend und durch Präcision und Bestimmtheit überzeugend. Man vergleiche hierzu die Stelle S. 377 fg., die wir hier ausheben wollen:

Wir haben also bei Hegel keine Offenbarung Gottes an den von ihm persönlich unterschiedenen Menschen, sondern nur ein Sich selbst Offenbarwerden Gottes unter der Form des menschlichen Selbstbewußtseins. Bei Schleiermacher hatten wir umgekehrt nur ein Sichoffenbarwerden der menschlichen Natur, das nur auf eine göttliche Ursächlichkeit bezogen, also unter der Form eines göttlichen Actes aufgefaßt wird. Bei Hegel haben wir nur ein Thun Gottes in Beziehung auf sich selbst, nicht in Beziehung auf den Menschen als ein wirkliches Anderes gegen Gott, das dann auch seinerseits wieder sich zu Gott in ein entsprechendes Verhältniß setzen könnte; wir haben mit andern Worten blos Offenbarung, aber nicht Religion; denn Religion ist eben dies der Offenbarung entsprechende Verhalten des Menschen zu Gott. Bei Schleiermacher umgekehrt haben wir blos Religion, aber nicht Offenbarung, blos ein psychologisches Verhalten des Menschen ohne entsprechendes metaphysisches Verhältniß Gottes zu ihm. Beiden also fehlt eins der nothwendigen Glieder des Wechselverhältnisses, das wir in der Religion nothwendig festhalten müssen: dort, bei Hegel, fehlt das endliche Subject, hier, bei Schleiermacher, das unendliche Object der Religion, oder: dort fehlt das Object, hier das Subject der Offenbarung.

Auszeichnen möchten wir ferner das Resultat der Untersuchungen über die Frage von Glauben und Wissen, wie es S. 106 fg. gezogen ist, wo der Proceß, den die Religion in der Dogmenbildung durchzumachen hat, gut versinnlicht ist; sodann die Rettung der Ursprünglichkeit religiöser Neuschöpfungen gegenüber der von Hegel angenommenen geradlinigen Fortentwickelung S. 139 fg., und nicht weniger die glückliche Verfechtung einer anfangslosen Schöpfung S. 271 fg. Ausstellen möchten wir bei der Revue, welche wiederholt Philosophen und Theologen passiren müssen, daß bei dem Religionsbegriff nicht schon mit Wolf, dem Vertreter der einseitig theoretischen Anschauung angefangen, bei der Offenbarungslehre Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" ganz übergangen, Fichte mit seinen bestimmten Hinweisungen auf die Wurzeln des religiösen Gefühlslebens, z. B. im Anfang der „Rückerinnerungen", nicht mehr, als es geschehen ist, als ein Uebergang zu Schleiermacher betrachtet und dieser selbst mehrmals verkannt worden ist. Der Verfasser achtet nämlich die löbliche Behutsamkeit des geistvollen Empirikers und Psychologen nicht, wenn er Schleiermacher S. 75 die Leugnung des Seligkeitsgefühls als eines in der Erfahrung gegebenen Acts verargt, wenn er ihn S. 99 fg. darob anläßt, daß er die Erlösungsidee nicht in der Religion als solcher finden wolle, wo doch das Princip dieser Idee, die vollständige Entbindung des höhern Selbstbewußtseins, erst in der ethischen Vertiefung des Paulinismus mit der Emancipation des πνεῦμα über die σάρξ vor das Bewußtsein treten kann; wenn er endlich S. 132 fg. gegenüber seinem vorsichtigen Ablehnen der schlechthinigen Vollkommenheit einer einzelnen Religion Hegel mit seiner „absoluten Religion", richtig verstanden mit seinem absoluten System, recht gibt.

Unserm bisherigen Referat zufolge ist es eine einheitliche, gründlich methodische Arbeit, die uns Pfleiderer über das Wesen der Religion geliefert hat. Aber es bewährt sich in seinem Erstlingsversuch recht, wie stark zwar die Kraft der Abstraction in der Jugend ist, wie wenig sie aber noch das Bedürfniß concreter Beobachtung fühlt. Es ist nicht von ohngefähr, daß Hume seine unsterblichen „Untersuchungen" über den menschlichen Verstand und Strauß sein „Leben Jesu", beides Denkmale einer systematischen Consequenz, vor dem dreißigsten Jahre geschrieben haben. An diese Thatsache erinnerte uns das auffallende Ausbleiben der empirischen Forschung mit ihrer gemüthlichen Behaglichkeit in dem uns vorliegenden Erzeugniß einer reifen, wunderbar gewandten Dialektik. Da ist durchweg

ein Hineilen aufs Princip, ein rastloses Ringen nach einer philosophischen Construction des Thatbestandes, ohne daß der gehörige Raum gegönnt wäre für die verweilenden Ruhepunkte der sich mit Liebe in die geschichtlichen Bestände vertiefenden Phantasie. Man sage nicht, die Religionsphilosophie fordere nicht empirisches Detail; sie gestattet nur nicht, daß es logisch ungeordnet aufgenommen werde, aber sie verlangt anschauliche Bilder vom religiösen Leben unter den begrifflichen Rahmen gebracht. Man lese nur einmal in Hegel's „Religionsphilosophie", die es doch gewiß nicht am Deduciren und Construiren fehlen läßt, Abschnitte wie die von den Culturformen oder von der von Hegel als allgemeines Geistesphänomen aufgefaßten Zauberei. Schilderungen wie sie dort gegeben sind, concret, lebendig und unter allgemeine Rubriken untergebracht, können uns über die ungefähren Anforderungen an die Religionsphilosophie aufklären. Soll die Religion an ihrer Quelle studirt werden, so muß ihr in den ganzen Complex der von ihr hervorgerufenen oder mitveranlaßten Gemüths- und Daseinszustände nachgegangen werden. Daß eine Arbeit, die sich in dieser Hinsicht keine klar bewußte Aufgabe stellt, einen starken Abgang an Material ausweisen muß, liegt auf der Hand. Unser Verfasser redet wol vom religiösen Gefühl; aber wo zählt er die religiösen Gefühle, niederschlagender und erhebender, physischer und ethischer Art, Gemüthserregungen und Gewissensregungen, wo die religiösen Geistesthätigkeiten, wie Andacht, Sammlung, Entstehung des frommen Eindrucks, Verwerthung der Eindrücke in den Willensacten des Vorsatzes, heiligen Entschlusses, vor allem des Gelübdes, das ja allein schon eine ganze Geschichte hat, auf? Wo bekommen wir ausreichende Auskunft über die religiösen Uebungen, nicht blos des äußerlichen Menschen, sondern auch des innern in der Meditation, Selbstprüfung, Tagebuchführung, oder über die verschiedenen Stadien des der Menschheit über die Sünde und ihre Tilgung aufgegangenen Bewußtseins, von dem Ekel vor dem physisch Unreinen des Todes und der gemeinen Endlichkeit an bis zur unendlichen Tiefe wirklicher Selbst- und Sündenerkenntniß, von der Wegschaffung des äußern Greuels und Makels in den Weihungen und Sühnen an bis zur innern Bekehrung in der Buße und im Glauben hinauf? Wohl wird hier und da ein Ansatz zur Detailzeichnung genommen, worunter wir die Zusammenstellung des Orientalen, Griechen und Christen bezüglich der frommen Geberde und die Darstellung des Cultus als Herdes der sittlichen Gemeinschaft rechnen. Aber warum beim Beten es nicht erwarten können, bis das Princip richtig gestellt ist (S. 141)? Wäre ja doch so manches aus der Geschichte und Psychologie des Betens beizubringen gewesen! Warum bei der Solidarität des Cultus und der Cultur nicht ein wenig länger verweilen? Das hätte auf den Zusammenhang zwischen Gottesverehrung und concreter Lebensweise, auf die verschiedenen Stellungen, die der Gottesdienst und das Werktagsdasein in den verschiedenen Religionsstufen und Formen einer und derselben Religion, wie der christlichen, gegeneinander annehmen, geführt. Ueberhaupt sind die realen Zustände sehr verkürzt. So hätte der freundlichen oder feindlichen Beziehung, die sich die Religionen zur bildenden Kunst gegeben haben, ein besonderer Abschnitt gebührt; so hätte die religiöse Gemeinschaft bis in die Formen ihrer äußern Ordnung: Theokratie, Priesterstaat, Hierarchie, Cäsareopapie, Staatskirche, und bis in die vielfach constanten Schicksale ihrer Gesellschafts- und Lehrentwicklung, wie sie in Religionsurkunden und Symbolen, Ketzereien und Schismen zu Tage liegen, hinein verfolgt werden sollen.

Die gerügten Mängel fallen im zweiten Bande, der „Geschichte der Religionen", natürlicherweise weg, weil hier der Stoff von selbst dem Geschichtschreiber die Hand führt. Nach einer gründlichen, gedrängten Einleitung über die Genesis der Religionen und die verschiedenen Theorien hierüber, bei der wir dem Verfasser besonders danken, daß er dem sonst manchmal übersehenen Hume gerecht geworden ist, und etwa nur den bizarren Dupuis „De l'origine de tous les cultes", vermissen möchten, wird in die geschichtliche Darstellung eingetreten. Historischer Sinn, feine Combination, deutliche und gewandte Zeichnung, Meisterschaft über das positive Material, völliges Zuhausesein in der vergleichenden Religionskunde zeichnen diesen Theil des Werks vortheilhaft aus. Die gelungenste Partie möchte neben der ganz befriedigenden, auf historisch-kritischer Basis unternommenen Darstellung des Judenthums und, soweit es aufgenommen ist, des Christenthums die Schilderung der griechischen Religion sein, deren Ehrenretter der Verfasser insbesondere dadurch geworden ist, daß er die reinern religiösen Vorstellungen, wie sie bei Pindar und den Tragikern im Gegensatz gegen den Homerischen Götterglauben zu finden sind, gewissenhaft aufgesucht hat. Dagegen dürfte die Darstellung des Islam, die überhaupt etwas Zerhacktes hat, was allgemeine maßgebende Gesichtspunkte betrifft, am meisten vermissen lassen. Es sei bei dieser Gelegenheit an die eindringende Charakteristik, die K. T. Planck in seinen „Weltaltern" vom Islam gibt, erinnert. Ihm ist derselbe die Zurückführung des christlichen und jüdischen Gottesbewußtseins auf den bloßen Geist des Orients, oder der unter den geschichtlichen Voraussetzungen des Judenthums und des morgenländischen Christenthums sich als Selbstzweck zum Bewußtsein gekommene, einfache Geist des Orients. Pfleiderer hat ihm, wenn er ihn S. 369 „einen Segen für Millionen Menschen auf Jahrhunderte hinaus" nennt, sozusagen sein locales Recht gelassen, nicht aber daran gedacht, ihm ebenso auch sein weltgeschichtliches Recht zu wahren. Es hängt dies damit zusammen, daß er das Christenthum nicht im ganzen Flusse seiner Entwickelung verfolgt hat, sondern mit einiger Willkür bei Augustin halt macht. Es muß aber der Islam als Gegenströmung gegen die morgenländische, auch ins Abendland herüberreichende Strömung der Kirche begriffen und seine Ueberwindung mit der Verselbständigung und Vertiefung der abendländischen Entwickelung, wie sie mit der Reformation auf ihren Höhepunkt gekommen ist, zusammengenommen werden. Doch die Rubricirung der Religionen ist überhaupt die schwache Seite dieses zweiten Bandes.

Im guten Zutrauen zu den eigenen Maßstäben, dem idealen Religionsfactor der Freiheit und Abhängigkeit und dem realen der Beziehung und Stimmung gegen die Natur, hat der Verfasser offenbar die Vorarbeiten, unter denen wir namentlich das obige Planck'sche Werk und den

gedrängten Aufsatz von H. Paret über die Eintheilung der Religionen in Ullmann's „Studien" von 1855 empfehlen möchten, nicht gehörig berücksichtigt. Er macht die schon etwas äußerliche und mit den Rubriken: natürlich und ethisch, zu vertauschende Unterscheidung: Heidenthum und monotheistische Religionen. Das Heidenthum wird in die drei Abschnitte: „Religionen der unmittelbaren Natürlichkeit", „Religionen der cultivirten Natürlichkeit", „Religionen des Uebernatürlichen", getheilt. 1) Der unmittelbaren Natürlichkeit wird die Naturreligion a) unter dem überwiegenden Typus der Abhängigkeit: Semiten und Aegypter; b) unter dem überwiegenden Typus der Freiheit: Arier am Indus und in Deutschland, und im Anhang Fetischismus und Schamanismus, zugewiesen. 2) Der cultivirten Natürlichkeit wird die Culturreligion a) unter dem überwiegenden Typus der Freiheit: Griechen und Römer; b) unter dem überwiegenden Typus der Abhängigkeit: Chinesen, zugetheilt. 3) Unter der Religion des Uebernatürlichen wird befaßt: a) Brahmanismus und Buddhismus als Erhebung über die Naturabhängigkeit durch negativ-sittliche Selbsterlösung; b) Parsismus als Erhebung über die natürliche Freiheit durch positiv-sittliche Beziehung auf das göttlich Gute.

Auf den ersten Anblick dürfte in dieser Uebersicht das Verweisen des Fetischismus und Buddhismus in einen Anhang, das Hinausdrängen der Aegypter mit ihrer immensen, im Dienst der Religion verwendeten Arbeitskraft, die freilich der Verfasser auch mit keinem Wort berührt, aus der Reihe der Culturreligionen und Zurückweisen in die Ordnung der Naturreligionen, sowie die Zurückstellung der Griechen und Römer und verhältnißmäßig starke Bevorzugung der Chinesen auffallen. Auch möchte man geneigt sein, in der Bezeichnung: Religionen des Uebernatürlichen, und in dem Vornhinstellen der indischen Religionen eine theologische Vorliebe für die anscheinende Transscendenz dieser Phasen der Geistesentwickelung zu erblicken. Jedenfalls möchten wir theils die ziemlich apokryphe Erklärung der Egoitätsreligion der Zauberei aus einem gesellschaftlichen Zersetzungsproceß, sowie die durchgängige Zusammenwürfelung von Orient und Occident rügen. Das erste in der Geschichte ist der Atomismus, und erst das zweite die Gemeinschaftsbildung, nicht umgekehrt, wie es der Verfasser, um Fetischdienst und Schamanenthum zu erklären, wenigstens auf Einem Punkte annimmt. Warum nicht mit Hegel die Religion mit diesen beiden, dem Glauben an Zaubermittel und an Zauberer, anfangen lassen? Was ist denn am Kind, also doch wol auch an der Menschheit als Kind, natürlicher als das Geltendmachenwollen des eigenen Begehrens bei völliger Unkenntniß aller Naturschranken, was das Bezeichnende bei den Religionen der Zauberei ist? Wenn sodann die Planck'sche Anschauung von China als dem Cultursystem des ursprünglich atomistisch vorhandenen Zauberwesens, wofür übrigens unter anderm die Verantwortlichkeit der Regierung für alle Naturcalamitäten sprechen würde, zu kühn sein sollte, so dürfte wenigstens der Ort, an den China zu stellen ist, von da weg nicht weit entfernt liegen. Die Auseinanderhaltung des Orients und Occidents — dort der Religionen der Substanz, der selbstlosen Hingebung an die höhere göttliche Naturmacht, der Gottheiten mit dem vorherrschend uranischen Typus; hier der Religionen der Subjectivität, des Bewußtseins freier Selbstheit, der Gottheiten mit dem vorherrschend tellurischen Typus — drängt sich so fest den Sinnen auf, daß es nur befremden muß, warum bis daher nicht mehr Ernst damit gemacht wurde. Es mag wol der Umstand daran schuld sein, daß man immer auf eine successive Reihenfolge reflectirt hat, statt sachentsprechend Orient und Occident zu coordiniren, wie z. B. auch H. Paret kein Bedenken trägt, Buddhismus und altgermanische Religion als negative Vorbereitungen auf die ethische Religion einander gleichzustellen.

Richtig liegt deshalb auch dem Plane des Verfassers die Gleichschätzung des orientalischen und occidentalischen Heidenthums, an der uns die Vorliebe für die griechische Welt nicht verhindern darf, zu Grunde. Aber innerhalb ihrer selbst haben die beiden parallelen Reihen wieder je ihre besondere Entwickelung. Auf seiten des Occidents ist keine Stufenfolge. Der skandinavische Norden mit dem Kampf der freien Selbstheit gegen die ihr anhaftende natürliche Endlichkeit in den grotesken Mühen und Genüssen des Reckenthums; das Germanenthum in seiner heroischen Vertrautheit mit der Natur und seinem Eingeständniß der Endlichkeit seiner Götterwelt in der vom Verfasser S. 101 fg. weit nicht nach Gebühr gewürdigten Götterdämmerung; Griechenland mit seiner Ueberwindung der Natürlichkeit durch die geistige Form; Rom mit dem sich als Selbstzweck setzenden endlichen Inhalt seines Wollens — sie alle stehen mit gleichem Gehalt und Werth nebeneinander. Aber in der orientalischen Reihe ist ganz unzweideutig eine Stufenleiter vorhanden. Sie beginnt mit dem Hinduismus, der in seiner ersten Erscheinung, dem frischen und vom Verfasser frisch geschilderten Naturpantheismus der Vedas, allerdings im Interesse des Indogermanismus vielfach an die altdeutsche Religion erinnert, bereits aber in dem ausgebildeten Gebets- und Opferdienst, der den wohlthätigen Naturmächten gewidmet wird, das specifische Gepräge des Orients hat und darum vom Brahmanismus, sowie dieser vom Buddhismus, abgelöst werden kann. Der Fortschritt über Indien hinaus schließt sich nicht an die beiden letztern als solche an, sondern an das Residuum der Volksreligion, das von der Priester- und Mönchsreligion der Brahmanen und Buddhas nicht ganz weggebracht werden kann und in einem sinnlich-phantastischen Taumel des Cultus und der Lebensweise besteht. Die syro-phönizische Religion, der demnach eine viel höhere Stelle gebührt, als ihr in unserm Buche zugetheilt wird, schreitet dazu fort, das Moment der Endlichkeit in dem vergötterten Naturleben zu fixiren, den Gott sterben zu lassen, mit der schrecklichen Dissonanz des Todes und der Trauer zu schließen, um in der ägyptischen Verewigung des Naturlebens, beziehungsweise in einem wirklichen Culturleben, theoretisch, sowie in der Beseitigung des Endlichen und Bösen in der persischen Lichtreligion praktisch aufgehoben zu werden.

Mag es an diesen allgemeinen Grundlinien genügen, theils um durch eine sachgemäßere Zusammenstellung der Religionen den Verfasser zu berichtigen, theils aber auch, um dadurch dem Publikum zu eigener Orientirung in seiner ansprechenden, gründlichen Detaildarstellung Lust zu machen.

Neue Romane.

1. Kaiser Joseph und sein Landsknecht. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Erste Abtheilung. Vier Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 5 Thlr.
2. Die Frau des Rebellen. Roman von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 2 Thlr.
3. Schloß Hrawodar. Roman aus den Jahren 1842—50, von R. Edmund Hahn. Drei Bände. Berlin, v. Decker. 1870. 8. 3 Thlr.
4. Fried Eigenreich oder die Schule des Lebens. Roman von Karl von Kessel. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
5. Das Kind aus dem Ebräergang. Roman in zwei Bänden von Adolfine Volckhausen. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Blühendes Leben. Roman in zwei Büchern von August Corrodi. Bern, Haller. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Ein Thron und kein Geld. Historische Erzählung von Amely Bölte. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 2 Thlr.
8. Loreley. Roman von Egon Fels. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1870. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Der Held des Romans „Kaiser Joseph und sein Landsknecht, von Luise Mühlbach" (Nr. 1), ist ein Student, der durch sein leichtsinniges Leben und besonders durch die Entführung der jungen Frau eines alten, reichen Herrn in allerlei Widerwärtigkeiten geräth und zuletzt Soldat, oder wie die Verfasserin sagt, Landsknecht bei dem Kaiser Joseph wird. Hiermit schließt die aus vier Bänden bestehende erste Abtheilung des Romans.

Frau Mühlbach hat ihre Stoffe großentheils der österreichischen Geschichte und zwar der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entnommen und zu diesem Behuf den „Oesterreichischen Plutarch" von Hormayr mehr als gut ist ausgebeutet. Sie führt uns in dem vorliegenden Romane aber auch noch andere Quellen an, unter anderm mehrmals den „Rheinischen Antiquarius". An Geschichtsstudien zur Bearbeitung ihrer „historischen Romane" hat es die Verfasserin nicht fehlen lassen, aber das eigentliche Wesen eines geschichtlichen Romans hat sie dennoch nicht erfaßt; denn anstatt die von der Geschichte gegebenen markirten Pinselstriche im Geiste der Historie und im Sinne des Zeitgeistes weiter auszuführen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und auf diese Weise ein abgerundetes Gemälde zu schaffen, verwischt und verändert sie die gegebenen Umrisse nach ihrem Wohlgefallen, sodaß ein ganz anderes Bild als das von der Geschichte vorgezeichnete unter ihren Händen entsteht, mit andern Worten, sie entstellt häufig die historischen Thatsachen, sie legt sich die Geschichte zu ihrem Zweck zurecht. Dazu kommt in dem vorliegenden Romane noch der Mangel an Sitten- und Costümkunde. Luise Mühlbach läßt die Studenten des vorigen Jahrhunderts bei ihren Gelagen und in ihrem ganzen Wesen und Treiben auftreten wie etwa die Studenten aus den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts, lustig, frivol, burschikos! Wir wollen der Verfasserin nur im geheimen vertrauen, daß eine weibliche Feder die Gelage der sogenannten Musensöhne des vorigen Jahrhunderts nicht zu zeichnen im Stande ist, aber wenn sie es wäre, aus Schamgefühl es nicht dürfte. Außerdem möge die Verfasserin sich gesagt sein lassen, daß die Herren Studenten zur Zeit der Maria Theresia weder Koller noch Kanonen, weder Sammtrock noch Cerevismütze trugen, sondern Schuhe und Strümpfe mit Schnallen, Unaussprechliche, die bis an die Knie reichten, ziemlich lange Röcke mit großen Klapptaschen und — Dreimaster! Solche Anachronismen sind ebenso störend wie die incorrecte Pluralbildung „die Medicus" statt „die Medici". Man kann ein vortreffliches Erzählungstalent besitzen und im Stande sein, auf einige Stunden dadurch recht angenehm zu unterhalten, man kann sogar sämmtliche Commis-voyageurs, die ihre historischen Kenntnisse aus den Werken der Luise Mühlbach zu schöpfen pflegen, zur Begeisterung hinreißen; aber damit ist den höhern Anforderungen wissenschaftlich und besonders ästhetisch gebildeter Leser noch kein Genüge geleistet. Wir müssen in dieser Beziehung auch noch die in Romanen überhaupt gänzlich verwerflichen, häufig vorkommenden Monologe tadeln, die gleichfalls als Lückenbüßer eingeschoben werden, um Motive klar zu legen, die aus der Handlung selbst hervorgehen sollten.

Wie weiland Karoline Pichler, weiß Luise Mühlbach leicht über alle Hindernisse hinwegzuspringen. Stellt sich einmal eine Schwierigkeit ein und hat sich die Verfasserin mit irgendeiner aufgeführten Person in einer Sackgasse festgerannt, so erscheint auch sofort ein mitleidiger deus ex machina, der den unglücklichen Verirrten — in diesem Falle dem Helden des Romans mit der entführten jungen Frau — zur Rettung herbeieilt und sie sogar mitten in der Stadt Paris ins Freie schlüpfen läßt. Und wenn das sündige Paar eine solche Rettung noch verdient hätte! Die Bastille für dasselbe, aber nicht die Freiheit und noch weniger die den Ehebruch beschönigende Feder der Schriftstellerin!

In dem Roman von J. D. H. Temme: „Die Frau des Rebellen" (Nr. 2), ist der Rebell ein zur Zeit der Fremdherrschaft von den Franzosen verfolgter und, weil er eine Misheirath gethan, von seinem Vater verstoßener junger Freiherr, der aber durch die aufopfernde Liebe seiner Frau und durch einige andere deutschgesinnte Personen in demselben Augenblicke, als Kosacken erscheinen, gerettet wird. Der nicht uninteressante Stoff, der für eine Novelle von mittelmäßigem Umfang ausgereicht haben würde, ist trotz der bekannten kurzen Sätze des Verfassers, deren jeder gewöhnlich den Raum einer Zeile nicht übersteigt, ja in vielen Fällen nur ein Wort ausmacht, zu einem Roman von zwei kleinen Bänden ausgedehnt worden. Temme schreibt wie ein Kind erzählen würde: „Der Wagen fuhr langsam. — «Barthel, steig' vom Bock», befahl er dann. — Der finstere Mann stieg vom Bock. — «Werden wir noch verfolgt, Barthel?» — «Die Reiter sind noch hinter uns.» — «Barthel, gehe ins Haus.» — «Man soll mir nicht mit Lichtern entgegenkommen. Noch besser, du allein empfängst uns am Portal.» — Barthel ging voraus zum Schloß. — Das Schloß war dunkel" u. s. w.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die in dem Roman vorkommenden Franzosen ebenso geläufig deutsch reden wie der Verfasser. Nun, eine Unwahrscheinlichkeit liegt nicht darin.

Der Roman: „Schloß Hrawodar", von Edmund Hahn (Nr. 3), erschien zuerst im „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt", und es wurde ihm ein Beifall zutheil, der weit über die Erwartung des Verfassers ging, wie derselbe in der Vorrede bemerkt. Wir glauben Hahn gern, denn der Roman gehört zu den besten, die wir zur Beurtheilung seit langer Zeit in Händen gehabt haben. Er ist ein Bild aus dem Leben der letzten Jahrzehnte und schließt auch das Jahr 1848 mit in sich; jedoch hat der Verfasser mit feinem Takt jene bewegte Zeit nur oberflächlich berührt, nur im großen Ganzen, sofern sie nämlich auf das Geschick der in dem Romane vorgeführten Persönlichkeiten Einfluß ausübt. Er ist ein prächtig abgerundetes, im einzelnen wie im großen künstlerisch fast vollendetes Ganzes. Keine Person, auch nicht die unbedeutendste ist überflüssig, keine fällt aus ihrer Rolle. In einer deutschen Landstadt beginnend, endet die Erzählung auch daselbst, obschon sie meistens in Ungarn und Böhmen, sowie auch in den verschiedensten Lebenskreisen spielt. Daß auch der österreichische Erzherzog Stephan als einfacher Privatmann und Liebhaber mit in die Entwickelung der Erzählung eingreift, verleiht dieser noch einen besondern Reiz. Der Inhalt des Romans ist so reich und mannichfaltig, daß wir es uns versagen müssen, denselben in seinem Umrisse den Lesern mitzutheilen. Wir verweisen sie auf das Buch selbst, das ihnen sicherlich einen hohen Genuß gewähren wird.

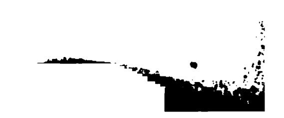
„Fried Eigenreich", von Karl von Kessel (Nr. 4), ist ein recht wackerer, gut erfundener, gut durchdachter und in gebildeter Sprache auch gut ausgeführter Roman. „Die Schule des Lebens" hat der Verfasser ihn genannt. Allerdings hat der junge Kaufmann Eigenreich, der Held der Erzählung, den wir mit seinem Jugendfreunde Heimchen bis zur selbständigen Lebensstellung und bis in den Ehestand begleiten, mehrere Schicksalsschläge erlebt, aber lediglich durch eigenen Leichtsinn. Der Verfasser hätte aber bedenken sollen, daß Eigenreich's jugendliche Verirrungen allein ihn noch nicht würdig machen, uns denselben als aus den Kämpfen mit dem Schicksal geläutert hervorgegangenen Mann hinzustellen. Unannehmlichkeiten, die durch eigene Schuld, aus jugendlichem Leichtsinn entsprangen, hat wol jeder gereifte Mann durchgemacht. Anders wäre es, wenn Fried auch mit Entbehrungen, mit Noth, Sorgen und Misgeschick anderer Art zu kämpfen gehabt hätte. Dies ist aber nicht der Fall, im Gegentheil, er erhält schon als Lehrling von seinem reichen Onkel, den er, wie er weiß, auch beerben wird, ein für seine Verhältnisse so reichliches Gehalt, daß seine Lebensschule eine sehr leichte und bequeme war und er die ihm widerfahrenen Unannehmlichkeiten und selbst Unbilden sich lediglich selbst zuzuschreiben hat. Bei einer stets gefüllten Börse und bei der tröstenden Aussicht, dereinst einen reichen Kaufmann zu beerben, gehört wahrlich nicht viel Muth dazu, „sich in die Welt zu wagen und mit Stürmen sich herumzuschlagen"!

Eine andere Ausstellung, die wir an dem Romane zu machen haben, ist der Umstand, daß der Verfasser die Knaben in ebenso gewählter Sprache reden läßt als Erwachsene, ja als erwachsene gebildete Menschen. Auch hätte die poetische Gerechtigkeit es verlangt, daß der durch Fried's Freundschaft gehobene und durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem reichen Mann gewordene Heimchen das Gut in seiner Heimat gekauft hätte, damit seine jugendlichen Träume völlig verwirklicht worden wären.

Die Charakteristik sämmtlicher Personen, besonders aber die der alten geizigen Tante, des erfindungsreichen Plumpert und des singenden Schulmeisters, ist meisterhaft und erinnert an Boz.

Wir wenden uns zu dem Roman: „Das Kind aus dem Ebräergang" von Adolfine Volckhausen (Nr. 5). Der „Ebräergang" ist eine enge, schmuzige Gasse in Hamburg, wo das Laster und das Elend ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hier wurde der Held des Romans, der uneheliche Sohn eines reichen jungen Kaufmanns und eines recht armen Mädchens, geboren. Der Vater lebt zur Zeit der Geburt seines Kindes in Mexico, übersendet aber für seine arme Geliebte an den Hausfreund seiner pietistisch gefärbten Familie, an den hoch in Ansehen stehenden Pastor Gravensund, die Summe von 1700 Mark. Der Geistliche, ein Hauptvertreter der sogenannten Innern Mission, aber ein protestantischer Tartufe, entledigt sich des Auftrags nur insofern, als er die Wöchnerin aufsucht und für diese einer Verwandten derselben einen Fünfthalerschein einhändigt, indem er sich natürlich das Ansehen gibt, als sei er selbst der mitleidige Geber; den großen Rest des Geldes läßt er zur größern Ehre Gottes und der Kirche — in seine Tasche stecken. Aus diesem scheußlichen Betrug entspringt, da die Mutter noch in derselben Nacht stirbt, ohne den nur von dem Pastor gekannten Namen ihres Verführers verrathen zu haben, die Verwickelung des höchst spannenden Romans. Derselbe „beansprucht nicht auf die ästhetische Höhe des Kunstwerks gestellt zu werden und eine Rolle in der Literaturgeschichte zu spielen", wie die Verfasserin bescheiden meint, ist jedoch, wie in der Vorrede sehr richtig von einer andern Feder bemerkt wird, „im besten Sinne des Worts ein Tendenzroman", in welchem der pfäffischen Heuchelei, die noch immer ihre Herrschaft über Familien und ganze sociale Schichten zu behaupten und unter dem Schutze heiliger Autorität ihre Laster und Verbrechen der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen weiß, unbarmherzig Maske und Mantel abgerissen wird. Mit glücklichem Griff hat die Verfasserin Charaktere und Situationen dem vollen Menschenleben entnommen, und deshalb macht der Roman auch den Eindruck der vollsten Wahrheit, zumal bei denjenigen Lesern, welche die in den Hansestädten neben der größten Freisinnigkeit sich breitmachende Muckerwirthschaft aus Erfahrung kennen. Wir empfehlen die Lektüre dieses Romans angelegentlich.

Für den Roman „Blühendes Leben" von August Corrodi (Nr. 6) wäre der Titel „Buntes Leben" passender gewesen, denn bunt genug geht es in demselben her. Er spielt in der Schweiz und handelt von Jugendlust und Liebe, Treulosigkeit und Liebessehnsucht, Trennung und Wiedersehen, Suchen und Finden, schönen Mädchen und Sibyllen, Landbewohnern und Städtern, von Theologie und Philosophie, von Kunst und Natur. Die Scenen wechseln wie in einem Kaleidoskop die Farben, ohne daß jedoch der häufig abgerissene Faden der Fabel verloren geht. Der Verfasser ist ein classisch und vielseitig gebil-



deter Mann, der in seiner ganzen Art und Weise des Erzählens — den feinen Humor mit einbegriffen — vielfach an Jean Paul erinnert und wie dieser uns auch eine ganze Musterkarte von Gelehrsamkeit und besonders Reminiscenzen in den verschiedensten Sprachen auskramt. Abgesehen aber von diesen letzten Ungehörigkeiten, die ja bekanntlich Jean Paul vielen und selbst unserm Schiller unleidlich machten, und abgesehen ferner von den unzähligen Provinzialismen, die in dem Roman vorkommen, bietet er dennoch viel Schönes und gebildeten Lesern — aber auch nur solchen — eine angenehme, anregende Lektüre.

Der Roman: „Ein Thron und kein Geld" von Amely Bölte (Nr. 7), geiselt die Affenkomödie eines deutschen Duodezstaats des vorigen Jahrhunderts. Der Held desselben ist der verwitwete Markgraf Georg Karl Friedrich von Baireuth, welcher sich das schwere „métier d'être Prince" durch eine Liebschaft mit der Erzieherin seiner Großtochter zu versüßen sucht. Seine Absicht, sich dieselbe an die linke Hand trauen zu lassen, wird durch seinen Tod vereitelt. Die Schilderung dieses verschuldeten Fürstenpopanz von Gottes Gnaden, seines Hofs und seiner kleinstädtischen Residenz ist geschichtlich ziemlich treu gehalten, nicht minder auch die seiner Schwiegertochter, Friederike Wilhelmine, der Schwester Friedrich's des Großen, die sich bei ihrer Neigung zum Luxus und zur Repräsentation in ihren beschränkten Verhältnissen grenzenlos unglücklich fühlt. Die Erzählung ist eine sehr einfache; ruhig wird der Faden derselben abgesponnen ohne alle und jede Verwickelung, sodaß sie auf den Namen eines poetischen Kunstwerks, ja nicht einmal auf den eines Romans einen Anspruch machen kann. Dem großen Lesepublikum wird sie aber trotzdem eine unterhaltende Lektüre sein.

Die falsche Apposition S. 2 in den Worten: „vertieft in Erinnerung an eine abwesende Geliebte, einem rothwangigen Landmädchen", ist wol nur ein lapsus calami.

Was die „Loreley" von Egon Fels (Nr. 8) betrifft, so hätte der erste Theil — oder vielmehr der ganze Roman — mit dem zweiten Kapitel des zweiten Bandes seinen Abschluß finden müssen, weil bis dahin bereits die Hauptpersonen der Erzählung bis auf zwei Söhne und zwei Töchter des Grafen Ferenzy gestorben und ermordet sind, und auch die Heldin (eine in Indien erzogene junge Engländerin, die, gleich ihrer sagenhaften Namensschwester, durch ihren Gesang, mehr aber noch durch ihre Reize die jungen Männer ins Verderben zieht) den freilich durch Zufall vereitelten Hauptzweck ihres Lebens, die Vergiftung ihres Stiefsohns, erfüllt zu haben glaubt. Alle ihre übrigen Nichtswürdigkeiten sind bei den Haaren herbeigezogen, um den Roman auszudehnen. Mit dem dritten Kapitel des zweiten Bandes beginnt gleichsam ein ganz neuer Roman, in welchem es toller als bei einem Hexensabbat hergeht. Die Ungeheuerlichkeiten in den modernen berliner Fabrikaten von Pitawall und Dorn sind nichts dagegen. Der Verfasser kennt nur Engel und Teufel, wirkliche Menschen suchen wir in diesem sogenannten Roman vergebens, der nur wenig psychologisch Wahres enthält, aber uns alle vier Bände hindurch auf die Folter spannt. Vier Bände! Freilich, man führt ein paar adeliche Familien von den Großvätern bis zu den Enkeln hinab sammt den dazu gehörigen dienstbaren Geistern vor, man stiftet Liebschaften mit Hindernissen, schildert Scenen der Rache, der Entführung und Verführung, rührt noch etwas pikante Sauce von Duellen und geheimnißvollen Mordthaten hinzu, erzählt alles recht weitschweifig, ja dieselben Thatsachen, die sich schon vor des Lesers Augen abgewickelt haben, in dialogischer Form noch einmal, läßt die wenigen, die ganze Sündflut überlebenden Personen sich am Ende „kriegen", und — der vierbändige Roman ist fertig!

Incorrectheiten wie: „Sie haben wahrscheinlich im Hause darauf vergessen", oder: „An was starb er?" oder: „Zu was ich das Geld benutze?" können bei solchem Quodlibet kaum noch in Betracht kommen und einer Rüge werth gehalten werden. Wilhelm Andreä.

Feuilleton.

Die deutsche Rechtschreibung in der Schule.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung sind zahlreich und mannichfach. In den Kreisen der Lehrerwelt hauptsächlich werden orthographische Fragen erörtert und nicht selten mit Entschiedenheit, ja selbst mit Erbitterung verfochten. Eine Einhelligkeit ist nicht erzielt worden, die Ansichten gehen oft schroff auseinander, sodaß in den Schulen, auf welche der theoretische Kampf zunächst seinen Einfluß äußert, im Gegensatze zu der in der Literatur im großen und ganzen herrschenden Einheit die bunteste Mannichfaltigkeit der orthographischen Regeln gefunden wird. Es konnte nicht fehlen, daß auch von Staats wegen die Rechtschreibung vorsorglich ins Auge gefaßt wurde, daß Fachmänner amtliche Gutachten abgeben mußten. Auch das österreichische Ministerium für Cultus und Unterricht schenkte dieser Angelegenheit seine Theilnahme und ertheilte dem bekannten Germanisten Karl Julius Schröer in Wien, der sich namentlich durch seine Forschungen auf dem Gebiete der deutsch-ungarischen Mundarten Verdienste erworben, den Auftrag, eine Schrift abzufassen, „die den Zweck haben soll, in die deutsche Orthographie der Volks- und Mittelschulen Ordnung und Einklang zu bringen". Diese Schrift ist vor kurzem im Buchhandel erschienen unter dem Titel: „Die deutsche Rechtschreibung in der Schule und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft. Mit einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter" (Leipzig, Brockhaus, 1870). Schröer hat sein Werkchen dem Manne zugeeignet, der in Sachen der Orthographie als erste Autorität anerkannt wird, Rudolf von Raumer; schon aus dieser Widmung wird von vornherein jeder, der die betreffende Literatur nur einigermaßen verfolgt hat, zu schließen geneigt sein, daß der Verfasser das Princip der herrschenden Rechtschreibung vertrete und Gegner der sogenannten historischen Schreibung sei.

Obwol Schröer es nicht für wünschenswerth hält, daß ein einzelner deutscher Staat eine feste Norm der Rechtschreibung dictatorisch anbefehle, hat er doch jenen Auftrag übernommen. Ihm ist es nicht darum zu thun, „das Schwankende zu regeln" oder „eine feste Norm aufzustellen", sondern er sucht seinerseits dahin zu wirken, daß man in den Lehrerkreisen zu der beruhigenden Erkenntniß gelange, daß nicht in der Literatur, sondern nur in der Schule ein allerdings heilloses Schwanken eingerissen sei; er will die Ueberzeugung hervorrufen, daß im Unterricht nicht die Schreibung der Zukunft, also eine problematische

Schreibung, sondern die Schreibung der Gegenwart, wie sie bei der Mehrheit der schreibenden Welt Geltung hat, gelehrt werden müsse.

Die kurzgefaßte „Einleitung“ sucht unter anderm darzuthun, daß eine Verbesserung unserer Rechtschreibung wünschenswerth sei, daß sie sich auch von selbst, wenn auch langsam vollziehe. Ein weiteres Kapitel bespricht „Aussprache, Schreibung und Unterricht“. Kapitel III behandelt „Die Laute, ihre Schreibung und Aussprache“ im einzelnen. Hier wird uns gewissermaßen eine kleine Grammatik des Neuhochdeutschen auf historischer Grundlage geboten, welche sehr viel Lehrreiches enthält und warm empfohlen werden kann, wenn es auch nicht an einzelnen Punkten fehlt, welche eine andere Auffassung zulassen. Auch die „Fremdwörter“ und die „Silbentrennung“ werden hier erörtert, nicht minder „Der Apostroph“ und die „Großen Anfangsbuchstaben“.

Den größten Raum der Schrift nimmt das „Wortverzeichniß“ ein, welches sehr brauchbar eingerichtet ist, auf die ältern Formen mitunter Rücksicht nimmt, auch die Fremdwörter mit Angabe der Aussprache heranzieht. Auch hier werden sich einzelne Widersprüche nicht unterdrücken lassen, selbst wenn man mit der Theorie des Verfassers im ganzen übereinstimmt. Derartige Differenzen sind aber schlechterdings nicht zu vermeiden, denn wenn ein anderer andere Schreibart aufstellt, so werden auch ihm Einwendungen gemacht werden. Dem Werthe dieser fleißigen und wohlbedachten Zusammenstellung zweifelhafter Wörter geschieht kein Eintrag durch etwaige Nichtannahme der oder jener angesetzten Schreibung.

Indem wir diese nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin gleich werthvolle Schrift Schröer's allen Hülfesuchenden und namentlich um ihrer principiellen Tendenz willen den Schulmännern angelegentlich empfehlen, wollen wir den Rath, welchen der Verfasser am Schlusse seiner Einleitung ertheilt, hier mittheilen: „Und so möchten wir denn dem Lehrer vor allem empfehlen: zu schreiben wie es herkömmlich ist, d. i. wie man allgemein schreibt. In den meisten Fällen herrscht kein Zweifel, und neue Zweifel zu schaffen, ist vor allem nicht Sache der Schule. Wo aber Zweifel vorhanden sind, hat der Lehrer sich umzusehen, ob denn nicht doch die Mehrheit bereits einer der verschiedenen Schreibungen sich mit Vorliebe zuwendet, und dieser hat er dann sich anzuschließen. Wo die Sprachforschung leicht erkennbare Irrthümer aufgehellt hat, wird die richtigere Wortdarstellung gewiß immer allgemeiner werden. Die Schule wird aber auch in solchen Fällen, wo Abweichungen vom Schreibgebrauch dadurch nothwendig werden, nicht vorangehen, sondern nachfolgen, denn nicht der Schule steht die Entscheidung zu, sondern der Literatur.“

Daß es der Schrift von Schröer nicht an gegnerischen Stimmen fehlen werde, können wir voraussichtlich annehmen. Wenn durch sie auch mancher Theoretiker sozusagen vor den Kopf gestoßen wird, so wird sie um so dankbarer von der Allgemeinheit aufgenommen werden, weil sie sich der Allgemeinheit anschließt, nicht aus Bequemlichkeit, sondern auf Grund eines wissenschaftlichen Princips.

Notizen.

Von Ludwig Schlesinger's „Geschichte Böhmens“ (Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1870), einem Werk, welches in Nr. 29 d. Bl. f. 1869 nach Verdienst gewürdigt worden ist, liegt bereits eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage vor. Wie wir aus dem Vorwort zu derselben ersehen, ist die erste bereits acht Wochen nach dem Erscheinen vergriffen worden. Gelegenheit zu Verbesserungen boten dem Verfasser die inzwischen erschienenen einschlägigen Werken Ranke's, Gindely's, Wolf's u. a., abgesehen von zerstreuten Aufsätzen und schriftlichen Mittheilungen wissenschaftlicher Freunde. Der Verfasser schließt seine Vorrede mit den Worten: „Der schönste Lohn wird mir der Gedanke bleiben, wenn die ehrliche Forschung ein Scherflein dazu beigetragen hat, durch Vorführung der stolzen Vergangenheit das nationale Bewußtsein der Deutschböhmen in der Gegenwart zu kräftigen und ihre Thatkraft nicht blos im heißen Kampfe, sondern vielmehr noch in jener höhern Friedensmission zu stärken, wozu sie das Schicksal berufen hat.“

Die Verlagsbuchhandlung von O. Janke in Berlin hat „Otto Ludwig's gesammelte Werke. Mit einer Einleitung von Gustav Freytag in vier Bänden“ (Berlin 1870) jetzt auch in einer Separatausgabe erscheinen lassen, in welcher selbstverständlich die Erzählungen des Kreisrichters Otto Ludwig aus Reichenbach, welche in der „Nationalbibliothek neuer deutscher Dichter“ Ludwig's Werken aus Versehen eingereiht waren, nicht mit aufgenommen sind.

Bibliographie.

Arkolay, Das Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkerstreit. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Aus den preußischen Jahrbüchern. — Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes von H. v. Treitschke. — Die französische Armee von W. Wehrenpfennig. — Das diplomatische Vorspiel des Krieges von W. Wehrenpfennig. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die österreichisch-preußischen Beziehungen und ihre verkehrte Auffassung. Von einem Deutschösterreicher. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Böhmen und Oesterreich. Eine Studie von Fr. Gr. v. S.......n. Prag, Dominicus. Gr. 8. 6 Ngr.

Bönneken, J., Auf nach Frankreich! oder der Krieg der Deutschen gegen die Franzosen im Jahre 1870. 1ster Thl. Der beginnende Kampf. M. Gladbach, Hoster. 8. 3 Ngr.

Doehn, R., Der Bonapartismus und der deutsche französische Conflict vom Jahre 1870. Eine historische Studie. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Evers, M., Vorwärts! Sieben geharnischte Sonette an das deutsche Volk. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 1 Ngr.

Genée, R., Deutsche Sturm-Lieder gegen den Franzosen. Dresden, Schulbuchhandlung. 8. 3 Ngr.

Gerstäcker, F., Buntes Treiben. Neue gesammelte Erzählungen. 3 Bde. Leipzig, Arnold. 8. 4 Thlr.

Goeschen, A., Albrecht von Graefe. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Graßhoff, W. Wilhelmi Freih. v., Nur praktisch! Original-Lustspiel. Kassel, Jungklaus. 1869. 8. 10 Ngr.

Die europäischen Heere. Ihre Organisation und Bewaffnung. Mit einem Anhang: Die norddeutsche Flotte. Von C.... v. S.... Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 8. 6 Ngr.

Hundt von Hafften-Turowo, Militärisch-politische Berichte über die französische Armee und das französische Volk. Neue Ausgabe. Berlin, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Jellinek, A., Zeitstimmen. Reden. I. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 20 Ngr.

Kessel, C. v., Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870. 1ste Lief. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 3 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870 oder Deutschlands Freiheitskampf gegen Frankreichs Gewaltherrschaft. Historisch erzählt von H. v. B. 1ste Lief. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der gegenwärtige Krieg, die neutralen Mächte und ihre Interessen. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Ngr.

Humoristisch-satyrische Kriegsbilder. Nr. 1 u. 2. Berlin, Kießling. 8. à 1½ Ngr.

Die Kriegsmacht des norddeutschen Bundes und Frankreichs. Anfang 1870. Von J. N. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Kriegs-Zeitung. Illustrirte Blätter vom Krieg 1870. Nr. 1. Stuttgart, G. Weise. Fol. 5 Ngr.

Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 1 Thlr.

Lobscheid, W., Das politische Testament Peters des Grossen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Mich, J., Grundriß der Seelenlehre. Gemeinfaßlich dargestellt. Troppau, Buchholz u. Diebel. 8. 14 Ngr.

Der deutsche Nationalkrieg. 1870. 1stes Heft. Leipzig, Quandt u. Händel. 4. 2½ Ngr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre. 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 7ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Stahr, A., Er muß nieder! Sturmglockenrufe wider den Einbrecher. Berlin, Guttentag. Gr. 16. 2½ Ngr.

Trojan, J., Beschauliches in Bild und Spruch. Berlin, Hofmann u. Comp. 16. 10 Ngr.

Vom Wiener Lehrertage 1870. Berlin, Plahn. Gr. 8. 3 Ngr.

Wacht am Rhein! Illustrirte Zeitchronik. Nr. 2 und 3. Leipzig, Spamer. 4. à 2½ Ngr.

Wacht am Rhein! Illustrirte Zeitchronik. Illustrirte Berichte vom Kriegsschauplatz in Deutschland und Frankreich. Nr. 1. Leipzig, Spamer. 4. 2½ Ngr.

Wachenhusen, H., Der deutsche Volkskrieg. Illustrirte Schilderungen. Nr. 1. Berlin, Hausfreund-Expedition. 4. 2 Ngr.

Wechßler, A., Herzog Ulrich der Verbannte. Historisches Schauspiel. Schaffhausen. 1869. 8. 10 Ngr.

Wellner, M., Volkswirthschaftliche Skizzen. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zur Orientirung über die französische Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 16. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 15. September 1870.

Zur Charakteristik des 2. December.

Der Staatsstreich vom 2. December 1851 und seine Rückwirkung auf Europa. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Die vorliegende Schrift enthält wichtige Actenstücke zur Charakteristik des Staatsstreichs und der kurzen Epoche, die zwischen ihm und dem Kaiserthum selbst liegt, Actenstücke, welche besonders die Aufnahme darthun, die Ludwig Napoleon's kühne und vom sittlichen Standpunkt aus verbrecherische Politik bei den europäischen Cabineten fand. Aus diesen diplomatischen Correspondenzen, welche für die Gegenwart erhöhtes Interesse darbieten, geht unzweideutig hervor, daß ein getheiltes Gefühl damals die Staatsmänner des legitimen Europa beherrschte. Auf der einen Seite begrüßte man in dem Prinzen den Wiederhersteller der socialen Ordnung in Frankreich und freute sich der Rückwirkung dieser gesellschaftlichen Rettung auf das übrige Europa; auf der andern konnte man sich gewisser unheimlicher Gefühle nicht erwehren bei dem Gedanken, daß wiederum ein Napoleon die Geschicke Frankreichs in Händen halte, und daß die Erinnerungen der „großen Nation" wieder erwachen und Europa in neue Kriege stürzen könnten. Darüber, daß der 2. December der erste Schritt sei zur Wiederherstellung des Kaiserthums (welches der 4. September 1870 gestürzt hat), machte sich die Diplomatie von Haus aus keine Illusionen.

Der Verfasser der kleinen Schrift sagt in dem kurzen Vorwort:

> Die nachstehenden Ausführungen beruhen auf einer Reihe ungedruckter wichtiger Actenstücke, die dem Verfasser zur Verfügung gestellt sind. Derselbe sieht voraus, daß manche seiner Behauptungen bestritten werden dürften; indeß bieten die in den Anlagen wörtlich mitgetheilten Staatsschriften wol hinreichende Bürgschaft dafür, daß die ganze Arbeit nur auf Grund zuverlässigen diplomatischen Materials unternommen ist und es vielmehr als eine Pflicht der Discretion gegen noch lebende Fürsten und Staatsmänner angesehen wurde, die Zahl jener Documente nicht noch erheblich zu vermehren. Da, wo der Verfasser nicht in der Lage war, nach authentischen Actenstücken zu urtheilen, hat er dies offen gesagt.

In der Einleitung heißt es über die pariser Improvisation der Republik, die Nation habe sich „willenlos und betäubt durch einige Ideologen und Radicale eine Staatsform aufzwingen lassen, welche ihrer unermeßlichen Mehrheit zuwider war und deren Dauer die ganze Geschichte und Bildung Frankreichs unmöglich machte". Daß die Februarrepublik scheiterte, lag indeß wol an andern Gründen als an der Unmöglichkeit der Republik in Frankreich. Vor solchen Allgemeinheiten sollte sich überhaupt ein die Thatsachen quellen- und actenmäßig behandelnder Historiker hüten. Daß bei der Präsidentenwahl durch das allgemeine Stimmrecht ein Napoleon gewählt werden würde, hatte schon in den vierziger Jahren ein scharfblickender Schriftsteller, Peauger, bei einer damals rein theoretischen Discussion über das allgemeine Stimmrecht vorausgesagt: „Das allgemeine Stimmrecht kann nur diejenigen wählen, die es kennt, und sollte man eines Tags zu einer Wahl des Staatsoberhaupts kommen, so wird der bekannteste Candidat der Erbe Napoleon's sein."

Die widerspruchsvolle Lage des neuen Präsidenten bestand darin, daß er zwar unumschränkt über die ganze Verwaltung gebot und über Heer und Marine verfügte, dagegen ein für die Repräsentation nicht ausreichendes Gehalt von nur 400000 Francs bezog und kein Veto hatte, auch nicht das kleinste Corps persönlich befehligen und die für drei Jahre gewählte Nationalversammlung weder auflösen noch vertagen konnte.

Auf diese Weise bestand eine principiell souveräne Versammlung, der aber jede Macht fehlte, ihrem Willen materiellen Nachdruck zu geben einem Präsidenten gegenüber, welcher nichts weiter sein sollte als ihr ausführendes Organ, der aber thatsächlich die ganze Macht eines centralisirten Staatswesens in seiner Hand vereinigte. Damit war die Nothwendigkeit eines Conflicts zwischen beiden Factoren fast unvermeidlich gegeben, auch ein selbstloser Republikaner wie Cavaignac wäre ihm schwerlich auf die Länge entgangen. Nun aber legte das Volk diese Machtfülle der Executionsgewalt in die Hände eines Mannes, der sich selbst unter den ungünstigsten Umständen mit fatalistischer

Consequenz als Prätendenten und Erben des Kaiserreichs bezeichnet, dessen Namen durch zwei Schilderhebungen gegen den Julithron bekannt geworden war und der nicht nur die napoleonische Politik in zahlreichen Schriften verherrlicht hatte, sondern der auch seine Vertheidigung vor dem Pairshofe mit den Worten beschlossen: „Je représente une cause, celle de l'Empire, un principe, celui de la souveraineté du peuple, une défaite, Waterloo."

Wie in dem Programm des Prinzen, den Idées Napoléoniennes, spielt auch in dieser Rede die Niederlage von Waterlooo eine hervorragende Rolle. Die Rache des Napoleonismus an dem verbündeten Europa zu vollziehen, welches den großen Kaiser besiegt und auf die Insel im Weltmeer verbannt hatte, hielt Prinz Napoleon stets für den wichtigsten Theil seiner Sendung. Es war nach außenhin die Krönung des Gebäudes der Idées Napoléoniennes, die Sieger bei Waterloo zu züchtigen. Und nachdem Rußland und Oesterreich besiegt waren, blieb noch Preußen übrig, der gefährlichste Gegner. Es fehlte gleichsam die letzte wichtigste Nummer des Programms, und als sich die Möglichkeit bot, durch Ausführung derselben zugleich die wankende Popularität im Innern zu sichern, wurde der Krieg vom Zaun gebrochen mit einer Willkürlichkeit, mit einer Unkenntniß der deutschen Verhältnisse, mit so ungenügender eigener Vorbereitung, daß der Cäsar in seine keinesfalls „blöden" Jugendeseleien von Strasburg und Boulogne in bedauerlicher Weise zurückzufallen schien, nur mit dem verhängnißvollen Unterschied, daß dies letzte Abenteuer zwei große Nationen in einen blutigen Krieg setzte und vor dem Richterstuhl der Geschichte als ein sinnloses Verbrechen dasteht.

Schon bei der Wahl zum Deputirten der Nationalversammlung zeigte Ludwig Napoleon das Doppelspiel, das seiner Politik stets eigen war. Er lehnte anfangs das Mandat ab, wobei er betonte, er habe nicht die geringsten ehrgeizigen Absichten; und als Cavaignac bei diesem Schreiben bemerkte, daß in demselben das Wort Republik nicht vorkomme, beeilte sich der Prinz, einen zweiten erklärenden Brief nachzusenden, in dem er versicherte, er wünsche die Erhaltung einer weisen, großen und intelligenten Republik. Bei mehrfacher Wiederwahl nahm er indeß das Mandat an, und mit eifriger Versicherung seiner Ergebenheit gegen die Republik trat er als représentant du peuple in die Versammlung ein.

Die Geschichte der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's ist bekannt. Er verhielt sich als Präsident sehr schweigsam und galt damals für einen beschränkten Kopf; desto thätiger war er als Verschwörer gegen die Republik, eine Verschwörung, die er mit allen Hülfsmitteln der Staatsgewalt in Scene setzen konnte. Die Versammlung arbeitete ihm durch ihre Parteikämpfe, namentlich durch die Aufhebung des allgemeinen Stimmrechts in die Hände. Napoleon blieb ein Vorkämpfer desselben, in dem er die sicherste Grundlage seiner Macht sah; überdies gewann er damit eine Popularität, welche den Mitgliedern der Nationalversammlung verloren ging. Ueber die Verschwörung des 1. December im Elysée, über welche Bürger Veron in seinen „Denkwürdigkeiten" so manche interessante Mittheilung gemacht hat, theilt unsere Schrift den ergänzenden Bericht eines Augenzeugen mit:

Gestern Abend fand der gewöhnliche Montagsempfang beim Präsidenten im Elysée statt; in der Conversation des Präsidenten und in seinem ganzen ruhigen Wesen war auch nicht das geringste Anzeichen von dem bemerkbar, was damals schon in der Ausführung begriffen war und wobei furchtbar viel auf dem Spiele steht; eine solche äußere Ruhe in solchem Augenblick ist vielleicht beispiellos. Es war mir auffallend, daß ungewöhnlich viele Offiziere die Salons füllten, während sehr wenige Repräsentanten gegenwärtig waren. Später ging ich zum Herzog von Broglie, wo viel über einen Staatsstreich gescherzt wurde, wo aber niemand an eine so schnelle Verwirklichung dachte.

Das Plebiscit vom 20. December ratificirte den Staatsstreich; der Klerus, durch die Expedition gegen Rom gewonnen, feierte den Präsidenten als das auserwählte Rüstzeug zur Rettung der Religion und Gesellschaft, und Fürst Metternich, der Vertreter der alten Staatsweisheit, sagte über den Staatsstreich: „Je ne l'approuve pas, je ne le blâme pas, je l'accepte."

Hier sind wir bei dem eigentlichen Kern unserer Schrift angekommen; sie beantwortet die Frage, wie sich die Cabinete Europas zu den Decemberereignissen stellten. Die Mehrzahl sah darin einen Sieg des Legitimitätsprincips.

„Wenn auf der einen Seite", schrieb ein wohlunterrichteter Gesandter am 9. December aus Frankfurt, „sich ein gewisses Bedauern zeigt, daß die Sache der Legitimität so wenig Chancen in Frankreich zu haben scheint, so hat doch der Triumph der militärischen Gewalt und der Schlag, welcher der parlamentarischen Regierung versetzt ist, die rückhaltloseste Befriedigung verursacht."

Diese Auffassung war natürlich in einer Zeit, in welcher die größten Staaten Europas dem Absolutismus huldigten. Auffallender war die Zustimmung der beiden bedeutendsten liberalen Staatsmänner, Palmerston und Cavour, zu dem Staatsstreich. Unser Autor sagt hierüber:

Cavour's Scharfblick erkannte, daß nach der Besiegung der Anarchie Napoleon auf die auswärtige Politik werde hingelenkt werden: „L'Europe va rentrer en mouvement", schrieb er und begriff sofort, von welcher Wichtigkeit es für seine Plane, für die Befreiung Italiens sein müsse, sich gut mit dem neuen Machthaber in Paris zu stellen. In anderer und doch ähnlicher Lage befand sich Palmerston. Seine Politik hatte in den letzten Jahren bei allen Schwankungen doch die sehr bestimmte Richtung verfolgt, stetig dem russisch-österreichischen Einfluß entgegenzutreten. Er hielt für diese Politik die Unterstützung der oppositionellen Richtungen in den absolutistisch regierten Staaten als ein wirksames Mittel, war aber eben dadurch den betreffenden Regierungen besonders verhaßt geworden. Bei der Wendung der Dinge in Frankreich, die in Wien und in Petersburg mit großer Befriedigung gesehen ward, schien es nun Palmerston von entscheidender Wichtigkeit, jenen beiden Cabineten zuvorzukommen und den neuen Gewalthaber für sich zu gewinnen. Er sprach deshalb nicht nur privatim, sondern auch officiell in einer Depesche an Normanby seine Zustimmung zum Staatsstreich aus und beglückwünschte den französischen Botschafter in London. Dies brachte die schon lange bestehende Differenz zwischen Palmerston und seinen Collegen zur Krisis. Das Whigministerium bekannte in seiner überwiegenden Majorität sich streng zum Princip der Nichtintervention und misbilligte die Neigung des auswärtigen Secretärs zur antiabsolutistischen Tendenzpolitik, es hielt ein bestimmtes Entgegenwirken gegen Oesterreich und Rußland nicht im Interesse Englands und wollte mit beiden Staaten auf gutem Fuße bleiben, solange nicht englische Interessen direct im Spiel waren. Dem Princip der Nichtintervention gemäß beschloß das Ministerium denn auch, sich jeder officiellen Aeußerung über den Staatsstreich zu enthalten, obwol die meisten englischen Politiker beider Parteien denselben für nothwendig anerkannten. Als

Palmerston im offenen Widerspruch mit diesem Beschluß sich förmlich für Napoleon aussprach, ließ ihm die Königin durch Lord John Russell die Siegel des auswärtigen Amts absordern; derselbe schrieb ihm hierbei ausdrücklich (December 17), daß die materielle politische Frage dabei gar nicht berührt werde.

Am rückhaltlosesten sprach Fürst Schwarzenberg seine Anerkennung des Staatsstreichs aus in einem Mémoire vom 29. December 1851, dessen Text in den Beilagen vollständig enthalten ist.

Er faßte sofort die Wahrscheinlichkeit ins Auge, daß sich aus dem Staatsstreich das Kaiserreich entwickeln werde, und besprach diese Eventualität im Hinblick auf eine zwischen den Cabineten von Wien, Berlin und Petersburg zu treffende Verständigung. Der gegen die Napoleoniden gerichtete Vertrag vom 20. November 1815 sei durch die veränderten Umstände seinem Buchstaben nach entkräftet. Die monarchische Gesinnung Ludwig Napoleon's sei jetzt eine bessere Garantie der Ordnung als die Bourbons mit ihrer Neigung zum Constitutionalismus. Ueberdies sei es jetzt schon zu spät, den Vertrag zur Anwendung zu bringen. Ludwig Napoleon sei bereits im Besitz der höchsten Gewalt und die Annahme des Kaisertitels würde eben nur eine Aenderung des Namens sein; wolle man die Anerkennung weigern, so müsse man sich zu einem unabsehbar langen Kriege entschließen. Zudem werde man ausdrücklich nur die Thatsache, nicht ein Recht anerkennen. Jetzt seien die Bourbonen unmöglich, vielleicht aber bahne Ludwig Napoleon der Restauration derselben unter günstigern Verhältnissen den Weg durch die vorherige Beseitigung des Parlamentarismus. Durch die Anerkennung des Kaiserreichs würden die drei Mächte ihren Principien nichts vergeben, aber Napoleon gewinnen und England isoliren. Eine wohlverstandene Interessenpolitik gebiete also sich über alle Bedenken hinwegzusetzen, welche sich dagegen geltend machen könnten, einem „individu tel que Louis Napoléon" Ranggleichheit zuzugestehen. Auch rathe er nur, die Anerkennung unter der Voraussetzung erfolgen zu lassen, daß vorher Napoleon die bestimmte Versicherung gebe, daß die Veränderung seines Herrschertitels die durch die Verträge bestimmten auswärtigen Verhältnisse, namentlich die territoriale Begrenzung der Staaten unberührt lassen solle und daß er die Eroberungspolitik seines Onkels nicht wieder aufnehmen werde. Man würde ihn zugleich warnen, daß er gegen eine solche Politik die drei Höfe stets vereint finden werde.

Kaiser Nikolaus zollte dem Staatsstreich warmen Beifall, aber er wollte darum die Sache der Legitimität nicht aufgeben. Er sah deshalb die Lage Frankreichs im Herbst 1851 nicht so gefährlich an und meinte, das Land sei durch den Kreislauf der Revolutionen, die es durchgemacht, so ermattet, daß es beginne, Ruhe und Ordnung als das höchste Gut anzusehen.

Frankreich, äußerte er Mitte October gegen einen bei ihm beglaubigten Gesandten, ist nicht mehr was es war, als es zuletzt Europa überrannte, und Europa ist noch weniger was es damals war. Ich wünsche aufrichtig, Frankreich ruhig, blühend und mächtig zu sehen, aber, recht verstanden, bei sich zu Hause, nicht bei andern („chez elle, pas chez les autres").

Zu dem portugiesischen Gesandten Baron Paiva sagte der Kaiser im December, daß er dem Unternehmen Ludwig Napoleon's den besten Erfolg wünsche, nur möge er weise sein und sich zum Präsidenten ernennen lassen, selbst auf zehn Jahre, selbst für Lebenszeit, aber niemals daran denken, sich zum Kaiser zu machen, weil dies gegenüber den bestehenden Verträgen den Anlaß zu ernsten Verwickelungen geben könnte.

Die Maßregeln, welche rasch den Weg zum Empire bahnten, die Wiedereinführung der Napoleonischen Verfassung, die Annahme der Adler als Armeestandarten, die Installation in den Tuilerien, machten inzwischen auch den Kaiser Nikolaus stutzig. Am Abend des 19. Januar ließ er den französischen Gesandten General Castelbajac zu sich kommen, setzte ihm seine Gründe gegen die Annahme des Kaisertitels auseinander und ersuchte ihn, diese der Aufmerksamkeit des Präsidenten zu empfehlen.

Die Depesche ging ab. Im Januar folgte ein Schreiben des Kaisers Nikolaus als Antwort auf die Mittheilung des Präsidenten in Betreff der ihm durch den 2. December übertragenen Befugnisse. Dies Antwortschreiben, das unter den Actenstücken des Werks mitgetheilt wird, ist adressirt: „A Notre grand et bon ami, Monsieur le président de la République française, le prince Louis Napoléon", und berührt am Schluß in freundschaftlicher Fassung geschickt die Verträge und die Unabhängigkeit der Staaten.

England hatte den Vorschlag Rußlands abgelehnt, durch gemeinsame Vorstellungen gegen die Annahme des Kaisertitels zu wirken. Die englischen Staatsmänner fürchteten, daß, wenn Napoleon sich mit seiner Stellung als lebenslänglicher Präsident begnüge, Kaiser Nikolaus in seiner reactionären Schwärmerei geneigt sein werde eine enge Allianz einzugehen, die für England möglicherweise sehr bedenklich werden könne, daß aber die Annahme des Kaisertitels von seiten Napoleon's die legitimistischen Ideen des Zaren verletzen und das Verhältniß zwischen Paris und Petersburg zu einem gespannten machen werde.

In der zweiten Hälfte des Februar erhielt der russische Gesandte, Hr. von Kisseleff, den Auftrag, Ludwig Napoleon die Bedenken seines Gebieters gegen die Herstellung des Empire officiell mitzutheilen.

Hr. von Kisseleff suchte besonders sich den Weg zur Erfüllung dieser plötzlichen Aufgabe dadurch zu bahnen, daß er die Stellen seiner Instruction, von denen er voraussah, sie könnten an höchster Stelle verletzen, vorher dem auswärtigen Minister und seinem Unterstaatssecretär Hrn. Thouvenel mittheilte, damit sie den Präsidenten vorbereiten könnten. Beide suchten ihm den Gedanken auszureden, daß Napoleon beabsichtige, den Kaisertitel anzunehmen, ohne indeß die Möglichkeit bestimmt zu verneinen. Bei seiner Audienz fand Kisseleff demgemäß den Prinzen vorbereitet und suchte besonders hervorzuheben, daß die Proclamirung des Kaiserreichs den Frieden gefährden müsse, die französische Armee würde dadurch von Enthusiasmus für ihre große Zeit ergriffen werden und nicht mehr zu zügeln sein, Napoleon aber würde, wenn er auf diese Weise zum Kriege gedrängt werde, ganz Europa gegen sich vereinigt finden. Der Präsident wies diese Befürchtungen als unbegründet zurück, bemerkte aber, daß er jeden Versuch, die Würde und Unabhängigkeit Frankreichs, wie sie in seiner Person vertreten seien, anzugreifen (d'attaquer la dignité et l'indépendance de la France, représentées dans ma personne), zu vereiteln wissen werde.

Der Prinz umging jede Zusage und betonte seine unumschränkte persönliche Stellung.

Ueber den Eindruck, den der Staatsstreich in Preußen machte, erfahren wir, daß er dem in Petersburg ähnlich war:

Man freute sich der Niederlage der Revolution, und eine gleich hernach erschienene Uebersetzung der Napoleonischen Flugschrift: „La révision de la Constitution", die durch die Decker'sche Geheime Oberhofbuchdruckerei nicht blos verlegt, sondern mit Rabattpromessen verbreitet ward, sprach in ihrem Vorwort die feste Ueberzeugung aus, daß Napoleon am 2. December die parlamentarische Regierung auf dem europäischen Continente für immer vernichtet habe. Aber auf der andern Seite waren nicht nur die Legitimitätsbedenken am preußischen Hofe sehr stark, sondern die Befürchtungen, daß der Präsident seine unumschränkte

Macht zu einem auswärtigen Kriege benutzen könne, mußten begreiflicherweise bei der einzigen Großmacht, die zugleich Grenzmacht Frankreichs war, besonders stark hervortreten.

Ein eingehender Abschnitt unserer Schrift, der auch durch mehrere Actenstücke in beweiskräftiger Weise illustrirt wird, behandelt das händelsüchtige Auftreten Frankreichs gegen Belgien, die Schweiz und Sardinien. Oesterreich stand dabei stets auf Frankreichs Seite.

Hr. von Bismarck, der bekanntlich in Frankfurt rasch von seiner Vorliebe für Oesterreich zurückgekommen war, behauptete sogar Beweise zu haben, daß das wiener Cabinet Frankreich zum Vorgehen gegen die Schweiz, Belgien und Sardinien anstachle, daß es im Bunde mit Frankreich Preußen überrennen wolle, ehe eine russische Armee demselben zu Hülfe kommen könne.

Weiterhin schildert uns der Verfasser, wie Ludwig Napoleon sich drängen ließ, die Kaiserkrone anzunehmen, wie er nur durch eine „offenbare Nothwendigkeit" zur Führung dieses „titre pompeux" sich wollte zwingen lassen. Die neue Verfassung, „welche die Willkürherrschaft des Staatsoberhaupts mit der Volkssouveränetät zu dem Princip der populären Tyrannis des Cäsarismus zusammenschmiedete", verhalf der Regierung zu einer unbedingt willfährigen Kammer. In seiner Ansprache an die Magistratur bemerkte der Prinz-Präsident, daß er schon durch das die erbliche Kaiserwürde einführende Plebiscit von 1814 als héritier de l'empire bezeichnet sei. Im Herbste fand dann die große Reise in den Süden statt, welche die Frucht des Kaiserthums zeitigte. Das Volk wurde nach der Rückkehr in die Comitien berufen und erklärte sich mit 8 Millionen gegen 253000 Stimmen für das Kaiserthum, das am 2. December 1852 proclamirt wurde.

Wie verhielten sich nun die Großmächte gegenüber diesem fait accompli? Rußland setzte eine scharfe kritische Brille auf, um das neue Kaiserreich zu beäugeln. Die vertrauliche Depesche des Grafen Nesselrode an Kisseleff, welche unter den Actenstücken dem Wortlaut nach mitgetheilt wird, wendet sich mit der Kleinlichkeit einer dynastischen Etikettensucht gegen die Ziffer III. Alles andere sei innere Angelegenheit Frankreichs; diese Ziffer verstoße gegen die Geschichte und gegen die Interessen Europas. Der Sohn Napoleon's I. habe, mochte der Kaiser auch zu seinen Gunsten 1815 dem Thron entsagt haben, in den Augen der übrigen Welt weder de jure noch de facto geherrscht. Ein solches doppeltes Staatsrecht, wie es in der Annahme des Titels als Napoleon III. liege, könne Europa nicht dulden. Weit wichtiger aber als diese Frage der geschichtlichen Continuität war die herabgestimmte Anschauung über die Verdienste der Rettung der Gesellschaft, als deren Preis Napoleon die Krone verlangte. Dieser Preis für einen Dienst, welchen der Kaiser der Sache der andern Staaten wie seiner eigenen geleistet haben wollte, erschien auf einmal zu hoch. Da ruft der Staatskanzler aus: „Wie groß auch der Einfluß sein mochte, den Frankreich auf seine Nachbarn ausgeübt, sowol im Guten wie im Bösen, es ist nicht bewiesen, daß, wenn die Anarchie, welcher der 2. December ein Ende machte, im Jahre 1852 triumphirt hätte, das ganze Europa nun unwiderruflich verurtheilt gewesen wäre, mit seiner Civilisation in denselben Abgrund zu versinken. Möge man nicht vergessen, daß infolge der 1848 überall eingetretenen Umwälzungen ganz Europa bereits sich durch seine eigenen Kräfte gerettet hatte, und daß, während Frankreich allein sich abarbeitete unter dem Drucke einer unmöglichen Constitution, die andern Regierungen bereits mit der demokratischen Partei fertig geworden waren." Ganz entschieden wehrt sich die russische Regierung gegen irgendwelche Verpflichtungen der Dankbarkeit für den Staatsstreich, die ihrer Würde nicht entsprächen. Drouin de Lhuys wollte in seiner Entgegnung keine Discussion über eine vollendete Thatsache zulassen und erklärte, daß er über die Nesselrode'sche Depesche nichts weiter sagen könne, als daß er die Eleganz ihres Stils bewundere. Der Verfasser sagt über das Verfahren Rußlands:

An sich hatte die russische Regierung in ihrer Kritik gewiß recht, aber wenn sie entschlossen war, schließlich doch Napoleon III. anzuerkennen, wozu ihn dann erst durch eine derartige Lektüre verletzen? Wenn man die Anerkennung als eine Niederlage der Legitimität empfand, warum die Demüthigung durch ohnmächtige Klagen verstärken? Der Vertrag vom 20. November 1815 war doch schon beiseitegeschoben, denn er schloß, wie Fürst Schwarzenberg in seiner Denkschrift vom 29. December 1851 ganz richtig bemerkte, die Napoleoniden nicht blos vom Throne, sondern von der obersten Gewalt in Frankreich aus; die oberste Gewalt aber hatte Napoleon mit dem Staatsstreich und der Verfassung von 1852 unzweifelhaft an sich gerissen; damals indeß dachte man nicht daran, jene Ausschließung geltend zu machen, sondern beglückwünschte den neuen Machthaber über das vollbrachte Werk. Wie wollte man nun, da es sich um die Anerkennung des erblichen Kaisertitels handelte, diese demselben Manne verweigern, den man als unumschränktes Staatsoberhaupt mit Jubel begrüßt hatte? Nicht daß, sondern wie das Kaiserthum proclamirt ward, war die Frage, auf die alles ankam.

Die englische Regierung vereinigte sich mit Oesterreich, Preußen und Rußland in einem geheimen Protokoll vom 3. December 1852 zu einer Erklärung, daß sie mit Frankreich Freundschaft halten wollten, daß die Bestimmungen von 1815 nicht mehr anwendbar seien, daß sie aber über die Erhaltung des territorialen Statusquo wachen würden.

Ueber den letztern Punkt beruhigten das englische Cabinet alsbald Erklärungen der französischen Regierung, und am 6. December bereits erfolgte die Anerkennung Englands. Die andern Mächte, auch die deutschen Mittelstaaten, ließen noch den ganzen December hindurch mit ihrer Anerkennung warten. Preußen bemühte sich, England für ein Separatbündniß zu gewinnen; die englischen Minister entgegneten, sie würden für die Aufrechthaltung der Verträge einstehen, könnten sich aber darüber hinaus durchaus nicht binden. Das Nähere findet sich in den am Schluß der Schrift mitgetheilten Actenstücken.

Jedenfalls ist die Schrift sehr lehrreich, indem sie zeigt, wie die Mitschuld am 2. December mehr oder weniger auf den Cabineten Europas lastet und die Anerkennung dieses Gewaltstreichs als einer rettenden That eine fast allgemeine war, während die öffentliche Meinung sich von Haus aus gegen ein Attentat empörte, das nur der Ausfluß eines politischen Machiavellismus sein konnte.

Rudolf Gottschall.

Literaturgeschichtliches.

1. **Goethe's** Unterhaltungen mit dem Kanzler **Friedrich von Müller**. Herausgegeben von C. A. H. **Burkhardt**. Stuttgart, Cotta. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Der neuen Auflage von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" folgt hier eine willkommene Ergänzung in den „Unterhaltungen Goethe's mit dem Kanzler von Müller". Jedes Werk, welches den großen Dichter von einer neuen Seite beleuchtet, erscheint als ein Gewinn. Jede Veröffentlichung über Goethe zeigt demjenigen, welcher sich ihrem Eindruck offenen Herzens hingibt, das Bild einer bei manchen Eigenheiten überwältigend großen und liebenswerthen Natur; und wenn der Dichter, welcher den zweiten Theil des „Faust" schrieb, nicht mehr die Spannkraft des jungen Mannes hatte, so war und blieb er bis zum letzten Athemzuge ein Mann von unverwüstlicher Geistes- und Lebensfülle, von einer Kraft des Schaffens, Aneignens, allseitigen Theilnehmens, von einer Fähigkeit des Anregens, von einer persönlich gewinnenden Anmuth, wie sie schlechthin einzig erscheint. Was haben unsere Väter, was haben wir von Goethe empfangen!

Geboren 1779 in Franken, trat Müller bereits 1801 in weimarische Dienste und erwies sich sehr bald als eine überaus tüchtige Kraft; Müller's aus den „Denkwürdigkeiten" wohlbekannte Thätigkeit nach der Katastrophe von Jena ließ ihn um so rascher emporsteigen; noch nicht dreißig Jahre alt ward er bereits Geheimer Regierungsrath, ward dann geadelt, trat mit 35 Jahren als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz. Das will viel sagen in einem Lande, welches einen Karl August zum Herrscher hatte. Fortan entfaltete Müller fast drei Jahrzehnte lang eine bedeutungsvolle Thätigkeit; im Jahre 1848 bat er um seine Entlassung; im Herbst 1849, 70 Jahre alt, ward er durch den Tod hinweggenommen.

So mußte Müller's Verhältniß zu Goethe ein ganz anderes sein als dasjenige Eckermann's. Müller war nicht der junge Autodidakt, der allezeit verehrende Gehülfe bei den Studien und bei der Redaction der Werke; er trat dem greisen Dichter allerdings auch als 30 Jahre Jüngerer gegenüber, aber doch mit der Berechtigung, welche eine geachtete Stellung, eine bedeutungsvolle Wirksamkeit, eine reife Bildung gewähren. Beide jüngere Freunde aber begegnen sich in der liebevollen Verehrung des großartigen Mannes, der wie wenige es verstand, jedem der Seinen gegenüber diejenige Seite seines unendlich reichen Wesens hervorzukehren, welche denselben wieder zu der Entfaltung eigensten Wesens anregte.

Kanzler Müller zeichnete seine Gespräche mit Goethe alsbald auf; er trat dem Dichter so nahe, daß dieser ihn zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte; er hat den Goethe-Reinhard'schen Briefwechsel veröffentlicht. Das Aussterben der Familie des Kanzlers ist die Ursache, daß erst jetzt, 20 Jahre nach Müller's Tode, diese Unterhaltungen in die Oeffentlichkeit treten. Der Herausgeber hat das Buch, wie es bereits von Müller druckfertig hergestellt vorlag, durch manche darin übergangene Notizen aus den Tagebüchern vervollständigt; hin und wieder berechtigen ausgedehnte Lücken zu der Vermuthung, daß auch Müller's Aufzeichnungen nicht vollständig sind, wie z. B. das Jahr 1820 nur mit zwei kurzen Notizen vertreten ist. So umfassen diese Unterhaltungen zwar den Zeitraum von 1808 bis zu Goethe's Tode, aber die letzten zwölf Jahre bilden den bei weitem größten Theil, also dieselbe Zeit, welche uns in Eckermann's Werk vorliegt.

Wenn ein geistreicher Mann seinen Verkehr mit einem großen Dichter aufzeichnet, so wird immer Bedeutendes zum Vorschein kommen. Und so treten des Kanzlers „Unterhaltungen" würdig neben Eckermann's „Gespräche". Goethe's Bild kommt uns aus beiden gleichartig entgegen: bei Eckermann wol etwas mehr der Dichter und Naturforscher, bei Müller mehr der an der Entwickelung des staatlichen Lebens Antheil nehmende Mann, der Weltphilosoph. Eckermann ist der bei dem Schaffen und Ordnen emsig hülfsbereite tägliche Hausgenosse, Müller mehr der allgemein gebildete hochgestellte Hausfreund. Ein wesentlicher Unterschied ist im Grunde nicht vorhanden, denn Goethe blieb immer er selbst, wählte seine Stoffe dem eigenen Bedürfniß der Unterhaltung entsprechend, hatte mehr die greisenhafte Liebhaberei des Docirens als der belebten Wechselrede. So kommt uns aus diesen Unterhaltungen und Gesprächen überall dasselbe Bild entgegen, das Bild des alten Goethe, welcher für die verschiedenartigsten Interessen ein offenes Auge sich erhält, täglich durchschnittlich seinen Band durchliest, auf den mannichfachen Gebieten der Kunst, Poesie und Naturwissenschaft weiter arbeitet, unermüdlich thätig, und mit jener wechselnden Stimmung des Alters bald mild und liebenswürdig, bald humoristisch-scharf ist, ein Charakterzug, der, um es gelegentlich zu erwähnen, in Eckermann's „Gesprächen" minder häufig entgegentritt. Es hat seine Schwierigkeit, aus solchen Unterhaltungen einzelnes herauszuheben, doch mag dies und jenes Wort um seiner Bedeutsamkeit oder Absonderlichkeit willen hier wieder erscheinen:

> Seht, liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nicht aus Büchern, sondern aus lebendigem Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen. —
>
> Die Erziehung ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt. —
>
> Die Constitutionen sind wie die Kuhpocken; sie führen über einmal grassirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft. —
>
> Ja wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man im Alter für Betrachtungsstoff haben?

Mit dem sehr schroffen, nach einem Wort Goethe's an Zelter „in Widerspruch ersoffenen" Fr. A. Wolf „machte ich Besuch bei Goethe, der heute sehr launig war und Wolf ironisirte":

> Ihr Diätfehler ist gar nicht schuld an Ihrem Uebelsein; es ist ein bloßer Ausfluß Ihrer Höflichkeit, weil Sie zu Hofe gewesen und den Großherzog nicht herab zu sich in den Schloßhof bestellt haben. Ueberhaupt geht die Krankheit den Menschen gar nichts an; er muß sie ignoriren, nur die Gesundheit verdient remarquirt zu werden. —
>
> Ich weiß, was ich kann und nicht kann, und will nur das, was ich kann. —
>
> Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und

ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respect. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewol es immer sehr schwer bleibt zu sehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewol er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist, und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.

Ein Frankfurter, Hr. F., wurde angemeldet und abgewiesen:

Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen, man bekommt doch immer andere fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden.

Ein Student aus Berlin, nach Paris reisend, war bei ihm diesen Nachmittag eingesprochen und sofort angenommen worden:

Ich sehe solche Leute gern, man thut dabei einen Blick in die weite Welt hinaus und hat die behagliche Empfindung, nicht selbst reisen zu müssen. —

Seit ich keine Zeitungen mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere thun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt.

Was die Cultur der Natur abgenommen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Culturerrungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei:

Sie wissen wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht: wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug, dergleichen Culturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären. —

Ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte. Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern, was andere thun.

So könnte man von jeder Seite irgendein treffendes Wort entlehnen, irgendeine Aeußerung, welche zur Kenntniß von des Dichters Leben, Charakter, Anschauung von Werth ist. Die reife Lebensweisheit, die trotz der hin und wieder hervortretenden Bitterkeit oder Weltmüdigkeit vorwaltende Menschenliebe, der Ernst in Betrachtung sittlicher oder religiöser Fragen, die Freude an jedem Guten und Schönen, der nicht selten sehr zutreffende politische Blick, sie zeigen sich ebenso unverhüllt wie die Unlust an den neuen Zuständen in Politik, Literatur und Naturwissenschaft, welche dem Hochaltrigen widerstrebten oder der Kenntnißnahme nicht mehr werth erschienen. So dürfen wir diese „Unterhaltungen" als einen willkommenen, auch neben Eckermann bedeutungsvollen Beitrag zur Kenntniß Goethe's bezeichnen.

Der Herausgeber hat die Gespräche mit einer biographischen Einleitung über Müller versehen. Die im Texte wünschenswerthen Erläuterungen über Personen, Bücher u. s. w. sind in kurzen Anmerkungen beigefügt. Die Correctur erscheint hin und wieder nicht ganz zuverlässig. So werden S. 15 die „sturmumregten" Fichten wol „umwogte" sein; die kölnische Kirche S. 43 heißt „St.-Cunibert", nicht „Humbert". Preciosa's „Einsam bin ich nicht alleine" (S. 110) hat Goethe schwerlich eine „reichliche", sondern eine „weichliche sentimentale Melodie" genannt. „Klopstock war klein, beliebt, zierlich" u. s. w. (S. 114), soll wol „beleibt" heißen.

2. Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Von A. F. C. Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Koch. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Aus Vilmar's Nachlaß sind in der letzten Zeit mehrere kleinere Schriften veröffentlicht worden, welche ihre Entstehung Vorträgen verdanken. Derart ist das alsbald zu besprechende Büchlein über Tasso, derartig das vorliegende über das deutsche Volkslied. Was uns auch der Verfasser bringen mag, wir werden immer, soweit ihm nicht seine theologische Anschauung im Wege steht, die eingehende Kenntniß, den guten Geschmack zu schätzen wissen, und besonders in Bezug auf die ältere deutsche Literatur gehört er zu denjenigen, welche vor vielen andern mitzusprechen berechtigt sind. Ueber die Aufgabe, die sich der Verfasser in dieser Schrift zu lösen vorgenommen, sagt das Vorwort:

Die Aufgabe bestand darin, den wesentlichen Charakter des volksmäßigen Liedes an dessen ältern Erscheinungen nachzuweisen, und hier und da dessen geschichtliche Entwickelung und Umgestaltung sowie dessen Zusammenhang mit der modernen Kunstdichtung anzudeuten. Diese Nachweisung mußte der Natur der Sache gemäß vorzüglich an dem ältern historischen Volksliede, in dessen engerm und weiterm Sinne, vollzogen werden, weshalb denn dieses auch den größten Raum in Anspruch zu nehmen hatte.

So bespricht Vilmar zunächst die historischen Volkslieder, welchen er die gesammte volksmäßige Balladendichtung anschließt. Darauf folgen, zusammen nur die halbe Seitenzahl des ersten Abschnitts beanspruchend, die Liebeslieder und die Lieder der Geselligkeit. Von den verschiedenen Arten dieser Volkslieder hebt der Sammler eine Anzahl als besonders charakteristisch heraus, theilt sie mit und begleitet sie mit kurzen geschichtlichen oder sprachlichen Erläuterungen. Da nun die Menge der neuerdings gesammelten Volkslieder ganz außerordentlich groß ist, wird es vielen wünschenswerth sein, eine Anzahl der besten und hauptsächlichen Vertreter in bequemer Zusammenstellung vereinigt zu finden. Die einleitenden Abschnitte sind von besonderm Werth und lassen den gründlichen Kenner der ältern deutschen Dichtung und Sage wohl erkennen; wo Vilmar im einzelnen moderne Zusätze annimmt, läßt sich freilich mit ihm rechten. Wer über das weite Gebiet des deutschen Volksliedes einen klaren Ueberblick wünscht, wem es von Werth ist, eine beträchtliche Anzahl der wichtigsten Volkslieder in ihrer echten Gestalt gesammelt zu besitzen, mit den Einleitungen und Erläuterungen eines geschmackvollen

Kenners, wird in dem Buche finden, was er sucht. Bereits in zweiter Auflage erschienen, läßt sich das Büchlein sehr wohl betrachten als eine die Volksdichtung behandelnde Ergänzung zu des Verfassers „Literaturgeschichte“.

3. Von der Volkspoesie. Nebst ausgewählten echten Volksliedern und Umdichtungen derselben. Zweite verbesserte Auflage. Zugleich ein Supplement zu „Kleinpaul's Poetik“. Vom Ausarbeiter der letztern. Barmen, Langewiesche. 1870. 8. 22½ Ngr.

Das Buch mit dem langen Titel ist ein wunderliches Buch. Kleinpaul's „Poetik“ ist ein bekanntes Werk, welches durch eine Reihe von Auflagen seine Brauchbarkeit erwiesen hat. Dem Verfasser ging bei der Bearbeitung der weitern Auflagen ein ungenannter Freund zur Hand, der nun das Bedürfniß empfand, den kurzen Abschnitt der Poetik über das Volkslied in einem Ergänzungsbändchen weiter auszuführen. Auf dem Titel der vor zehn Jahren erschienenen ersten Auflage nannte sich der Verfasser Reinhard Wager, da er die Veröffentlichung derselben „für eine Art Wagniß hielt“. Diese zweite Auflage erscheint ohne das Pseudonym, vielleicht weil der Verfasser nach mehrern, seiner Auffassung des Volksliedes günstigen Beurtheilungen das Aussprechen seiner Ansicht nicht mehr als ein Wagniß betrachtete; den Namen des Schriftstellers und Dichters dagegen vermissen wir noch immer.

Der Leser verzeihe den nothgedrungen langathmigen Bericht über den langathmigen Titel. Der Berichterstatter sieht eigentlich nicht recht ein, weshalb eine Abhandlung des ungenannten Verfassers über das Volkslied gerade ein Supplement zu Kleinpaul's „Poetik“ sein muß, welche nur um ein Drittel der Seitenzahl größer ist. Indeß gegen Thatsachen läßt sich nicht streiten; also betrachten wir das Supplement zu Kleinpaul's „Poetik“ selbst.

Das Buch enthält zunächst zwei Abhandlungen. Die erste: „Ueber Begriff, Umfang, Eintheilung, Entstehung, Eigenthümlichkeit, Werth und Bedeutung der Volkspoesie“, umfaßt 42 Seiten. Wir sind im wesentlichen mit derselben einverstanden, auch mit der Polemik gegen den nebelhaften Begriff der Volkspoesie, welcher in die Betrachtung der Homerischen Gedichte, des Nibelungenliedes u. s. w. so gewaltige Verwirrung gebracht hat.

Die zweite Abhandlung betrachtet die Frage, „inwiefern eine kunstgemäße Abänderung und Umdichtung volkspoetischer Producte unzulässig, und inwiefern sie zulässig und wünschenswerth sei“. Der Verfasser will ins Klare setzen, „ob es erlaubt und ersprießlich sei, bestimmte Producte der Volkspoesie, namentlich Volkslieder, formell zu vervollkommnen, mit andern Worten, sie nach den berechtigten Regeln der Poetik umzudichten“. Er weist darauf hin, daß die Volksdichtung dem Jugendalter eines Volks entsprossen, dem lieblichen Lallen, Stammeln und unvollkommenen Sprechen unserer Kinder ähnlich sei, daß aber zwischen dem oft wahrhaft tiefen poetischen Gehalt und der Empfindungs- und Aeußerungsweise des Volksliedes ein gewisser Contrast bestehe; er hält daher gute Umdichtungen, die sich als solche geben und keinen Anspruch auf volkspoetische Echtheit machen, nicht nur für erlaubt, sondern auch, sofern sie gelingen, für durchaus dienlich im Interesse des Volks und des poetischen Genusses auch der Gebildetern. Er beruft sich dabei auf vortreffliche Autoritäten, auf Herder, Burns, Bürger, Goethe, welcher letztere in seinem „Heidenröslein“ ein mustergültiges Vorbild einer solchen guten Umdichtung eines Volksliedes gegeben habe; er empfiehlt neuern Umdichtern, sich diese Arbeit Goethe's zum Muster zu nehmen, und bemerkt:

> Bei der Umdichtung ohne Noth und Ersatz auf wirkliche Schönheiten eines volkspoetischen Originals zu verzichten, wäre selbstredend thöricht; aber die Hauptaufgabe, gegen die jede Rücksicht auf Einzelheiten des Volksliedes zurücktreten darf, muß dabei doch immer die sein, ein wirklich schönes Ganzes herzustellen. Die den nachfolgenden echten Volksliedern gegenübergedruckten, meiner Feder entflossenen Umdichtungen wollen keineswegs als vollkommene Muster, sondern zunächst nur als Versuche gelten.

Mit dieser Entwickelung, deren Bescheidenheit wir gern anerkennen, rechtfertigt der Verfasser den Versuch, im Anschluß an Goethe eine Anzahl deutscher Volkslieder umzudichten, welche den Rest des Buchs, etwa 130 Seiten, ausfüllen.

Nun sind wir mit der Entwickelung des Verfassers theoretisch ganz einverstanden und schlagen mit nicht geringer Erwartung seine Umdichtung einer Reihe unserer bekanntesten Volkslieder auf, wobei die linke Seite das Original, die rechte die Umdichtung enthält.

Es sind nun bald 25 Jahre her, da brachte der Berichterstatter dem klaren scharfen Lachmann eine Abhandlung zur Beurtheilung. Lachmann war mit dem Ergebniß ganz einverstanden und meinte nur: „Sie dürfen nicht so von vornherein sagen, was Sie beweisen wollen; Sie müssen den Leser von selbst darauf hinführen!“ Der kluge Mann hatte sehr recht; aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man alle umständliche Entwickelung in den Wind wirft und wie ein Student gerade aufs Ziel losgeht: und so rufe ich hier aus: „O du mein Himmel! wie hat der Herr Reinhard Wager unsere lieben deutschen Volkslieder erbärmlich mishandelt!“

Worin besteht der Reiz des Volksliedes? Darin, daß es der Empfindung und dem Gedanken den kürzesten Ausdruck gibt, alles Unwesentliche beiseiteläßt; es ist so ausschließlich Sprache der Empfindung, daß es, um dieselbe so frisch wie möglich auszusprechen, auf Regelmäßigkeit des Reims völlig Verzicht leistet, ihn nach Belieben durch den Klangreim ersetzt, reimlose Zeilen einmischt, Vorschlagsilben zufügt, die Verse ganz zwanglos baut, allezeit das einfachste Wort wählt. Und wie kein Dichter die drei Worte: „Ich liebe dich!“ schöner ausdrücken, kein Musiker den Gesang der Nachtigall auf Noten setzen, kein Philosoph den Rosenduft definiren kann, so läßt sich auch das Volkslied nicht einfach dadurch „für gebildete Leser umdichten“, daß man an die Stelle seiner Unregelmäßigkeiten die straffe Form der Kunstdichtung setzt. Aber Goethe hat es gethan! Quod licet Jovi, non licet bovi, sagt der Lateiner.

Gleich Nr. 1 ist das alte herzige: „Kein Feuer, keine Kohle thut brennen so heiß.“ Die sechs Strophen des Liedes sind hier auf acht erweitert; die Ueberschrift „Liebesgeplauder“ und die ganze Anordnung zeigt, daß dreierlei Personen, der Dichter und die beiden Liebenden auftreten; Strophe 2 und 7 werden hinzugearbeitet und so kommt denn schließlich eine „Umdichtung“ zu Stande, der wir hier, wie im Folgenden, das ursprüngliche Gedicht voransetzen:

Kein Feuer, keine Kohle
Thut brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

Keine Rose, keine Nelke
Thut blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So beieinander stehn.

Wie's Vögelein singt,
Wenn der Frühling anweht,
So bringt mir ins Herze
Deine liebliche Red'.

Zwei Sternlein am Himmel,
Zwei Röslein im Hag;
Mein Herz und das deine
Sind vom selbigen Schlag.

Und willst du es wissen,
Wie treu ich es mein',
So stell' einen Spiegel
Ins Herz mir hinein.

Und der Spiegel wird's weisen,
Es ist nichts darin,
Als Liebe und Treue
Und ehrlicher Sinn.

Umdichtung:

Die feurigste Kohle
Brennt nimmer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Da niemand drum weiß.

So muß sich ja öffnen
Dem Herzen das Herz;
Sonst möcht' es zerspringen
Vor Wonn' und vor Schmerz.

„Hör', willst du es wissen,
Wie treu ich es mein',
So stell' einen Spiegel
Ins Herz mir hinein.

„Dann zeigt dir der Spiegel,
Daß nichts ist darin,
Als treuliche Liebe
Und ehrlicher Sinn." —

„Wie Vögeleins Singen,
Wenn Lenzeshauch weht,
So thut mich durchdringen,
O Freund, deine Red'!

„Mein Herz und das deine
Sind gleich sich an Schlag,
Zwei Vöglein im Haine,
Zwei Röslein im Hag."

Kein Vogel im Walde
Kann singen so hold,
Wie Liebe mit Liebe
Wol plaudern wollt'.

Nicht Rose noch Nelke
Kann blühen so schön,
Wie solche zwei Seelen
Auf Liebeshöhn.

Wenn jemand die „feurigste Kohle" und die „Liebeshöhn" besser gefallen, so ist das Geschmackssache. Nun weiter. Nr. 3, „Des Müllers Gram", lautet:

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wol alle frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.

Die eine, die heißet Susanne,
Die andre Anna Marei,
Die dritte, die thu' ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.

Da drunten im tiefen Thale,
Da treibet das Wasser ein Rad,
Mich aber, mich treibt die Liebe
Von Morgen bis Abend spat.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe hat doch kein End';
Und wenn sich zwei Herzlieb thun scheiden,
So reichen sie sich die Händ'.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Der hat mein jung frisch Herze
So frühzeitig traurig gemacht.

Umdichtung:

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein vornehm (!) Haus,
Da schauen an jedem Morgen
Drei freundliche Mädchen (!) heraus.

Die eine, die heißet Susanne,
Die andre Anna Marie;
Die dritte, die will ich nicht nennen,
Mein Herz schlug einzig für sie. (!)

Hier unten im engen Thale
Trieb Wassers Gewalt ein Rad;
Mich selbst aber trieb die Liebe,
Die schier mich zerrieben hat. (!)

Das Rad ist nun zerbrochen,
Zerbrochen auch mein Gemüth, (!)
Weil meine herzige Liebste
Für mich nun nicht mehr blüht. (!)

Ach Scheiden und Meiden, o sagt mir, (!)
Wer hat doch euch wol erdacht?
Ihr habt mein jugendfrisch Herze
So früh schon zur Trümmer gemacht. (!)

Der Berichterstatter zwingt sein Herz und liest weiter; aber es ist ihm übel zu Muth. Gottlob, da kommt Nr. 7, das süße Lied: „Morgen muß ich fort von hier", das wir Studenten vor langen Jahren so manchmal mit bebender Seele sangen, indem wir unser ganzes Herz in diese wenigen schmerzerfüllten Zeilen ergossen. Wir glaubten damals ziemlich gebildet zu sein, lasen Sophokles und Shakspeare, und hatten unsere innige Freude an dem unvergleichlichen, in seiner Einfachheit und Herzenswärme, in seiner unbeschreiblich wehmüthigen Weise so einzigen Liebe. Wie manchmal hat die stille Nacht unser Abschiedsständchen gehört! Vergangene Zeiten!

Nun, wie lautet das Lied hier? Die drei Strophen, welche der Verfasser eingeklebt hat, dürfen wir ihm schenken und nur die alte Form, und was er daraus gestaltet hat, hierhersetzen:

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen.
O du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich so treu geliebt
Ueber alle maßen,
Soll ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen,

Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus;
Weil ich dein gedenke.

Umdichtung:

Morgen muß ich fort von hier,
Muß nun Abschied nehmen; —
Abschied nehmen — ich von dir:
Gibt's noch größres Grämen?
Alles, alles bist du mir,
Kann es selbst nicht fassen,
Und ich soll dich lassen!

Wenn ein treues Freundepaar
Sich fortan soll meiden,
Ist's, als wollte man Ein Herz
In zwei Stücke schneiden. (!)
Größer noch ist doch der Schmerz,
Wenn zwei Liebesleute
Scheiden, wie wir heute.

Küsset dir ein Lüftelein
Künftig Stirn und Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Und um dich zu finden,
Fahren sie auf Winden. (!)

„Beim höllischen Elemente! Ich wollt', ich wüßte was Aergres, daß ich's fluchen könnte!" Heißt das umdichten? Ist das nicht um aus der Haut zu fahren, wenn ein schwaches Kunstpoetlein solch ein Volkslied, das seit zwei-, dreihundert Jahren auf allen Gassen von ungebildeten und „gebildeten" Liebesleuten gesungen wird, dadurch zu verschönern meint, wenn er es zur doppelten Länge streckt, den ganzen holden Schmelz der Poesie abwischt und uns dafür durch nüchternste Fraubaserei entschädigen will? Goethe würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, wie darum, weil er ein etwas unzartes Volkslied mit leisester Hand verklärend berührte, jetzt solch ein Wasserpoet meint, unsere wundervollen alten Volkslieder, dabei die herzigsten und süßesten Klänge der Poesie „für Gebildete umdichten" zu dürfen. Es ist ein Graus!

In dieser Weise sind 36 unserer schönsten Volkslieder zurechtgemacht worden, etwa für ein Kränzchen von gebildeten Backfischen, bei Thee und Butterbrot zu singen. Wem es Vergnügen macht, lese die weitern nach. Es gibt hoffentlich auch fernerhin beschränkte Gemüther, die sich an einen ungeschickten Reim, an ein schlichtes altes Wort nicht kehren, die sich freuen können an dem klaren duftigen Goldtrank unsers Volksliedes und der Pomeranzenschale und des Zuckers nicht bedürfen. Und wenn es noch das wäre! Aber das klare Brunnenwasser!

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane von Möllhausen, Brachvogel und Hoefer.

1. Das Hundertguldenblatt. Erzählung von Balduin Möllhausen. Zwei Abtheilungen à drei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 9 Thlr.

Im Mittelalter hatte man eine mi-parti-Tracht, später gab man sie den Gefangenen; jetzt hat man mi-parti-Bücher. Ein solches ist der obige Roman, in dessen ersten drei Bänden man ebenso wenig von der „Heilung des Kranken", dem berühmten Gemälde Rembrandt's, das einer Anekdote zufolge das „Hundertguldenblatt" genannt wurde, wie in den drei letzten von der Heldin der drei ersten, jener zarten jungen Dame mit den „halblangen" Haaren und dem wundervollen Sammetteint, erfährt, die ihre Sklaven blutig peitschen läßt und mit dem Helden des Romans, dem liebenswürdigen jungen Mann, der die Jugendkraft des Damenritters und den Gehorsam des Sohnes gegen die Mutter repräsentirt, ein kokettes Augenspiel treibt; die auf der Menschenjagd, unter zusammengeschossenen Pferden und Leichen ganz heil und munter hervorkommt und nun in theatralischer Weise Kranke besucht, den Helden Wilmot, den sie feurig Liebenden, im Schlafe küßt, darauf zu dem Sklavenhalter und Vater zurückkehrend, bei Nacht verschwindet und sich schließlich in tiefster Verschleierung den Augen des Helden und des Lesers entzieht, dem nur noch angedeutet wird, daß dieses widerwärtig schöne Wesen Schauspielerin geworden sei und sich mit einem Bühnenhelden verheirathet habe.

Nachdem also in den drei ersten Theilen des „Hundertguldenblattes" die Neger gründlich massacrirt worden, Spione ihr widerwärtiges Handwerk getrieben, die erniedrigte Menschheit vor der sich selbst durch den Sklavenhandel erniedrigenden kroch und winselte, zugleich aber auf Hintergehung und Verrath sann, Ränke spann, zerrissene Briefblättchen auf Holzbreter zusammenklebte und dadurch Ueberfallplane erspähte und das Interesse des Lesers, das eben in der Sklavenfrage Fuß zu fassen begonnen, mit Blut und Leichen erkaufte, kommen wir plötzlich in Band 4 zu harmlosen deutschen Nähtermädchen mit ihren Liebhabern, zu Trödlern mit langweilig breiten Hausgesprächen, ärmlichen Kunstsammlern und reichen Kunstliebhabern, kurz in eine ganz andere ziemlich nüchterne Gesellschaft. Was kümmert es den für die unglücklichen gepeitschten Schwarzen in mitleidsvoller Sympathie Entbrannten, ob der schwarze Schlossergesell, der Liebhaber von Luischen Spranger, am Sonntag, wenn er sich gewaschen hat, ganz anders als am Werktag aussieht, oder ob der alte „Kunstkauz" sich auf das für 10 Sgr. in einem Trödlerladen gekaufte Hundertguldenblatt beim Butterbrotessen Fettflecke macht! Nein, das übersteigt die „Lesegeduld" und niemand wird begreifen, wie Möllhausen „Geduld" haben konnte, dergleichen zu „spinnen". Wenn nur erlaubt ist was gefällt, so ist eine solche Romanschreiberei sicherlich unerlaubt, wenigstens ist das sechsbändige — glücklicherweise nicht neun-

bändige Hundertguldenblatt weder ein Nebeneinander noch ein Nacheinander, selbst nicht einmal ein Durcheinander, nur ein Auseinander.

Wilmot Mutter und Sohn treten allerdings im Verlauf von Band 4—6 wieder auf, und der Romanknoten löst sich auch insofern ganz glimpflich, als die frühere Putzmacherin, spätere Mrs. Wilmot, schließlich noch ihre erste Liebe — zur zeit schon einen contracten ältlichen Herrn — heirathet und das Pseudonym Wilmot für den Helden fällt, weil dieser nunmehr in dem zweiten Gatten der hochverehrten Mutter zu seinem rechten Vater und Namen gelangt; aber das gibt keine Entschädigung für die große dreibändige Introduction, ebenso wenig wie der Uebergang des Helden von den schwarzen zu den blauen Augen, von Flora, der Sklavenhalterin, zu der fleißigen Ilse, dem Großtöchterlein des alten Kunstkauzes. Das sind Spielereien der Sinne, bei denen weder die Phantasie noch das Gemüth des Lesers Befriedigung finden kann.

Hätte Balduin Möllhausen das Motiv wie es sich zu Beginn des Romans ganz gut anließ, den Kampf des Sohnes zwischen der edeln Weiblichkeit der Mutter und der Unweiblichkeit der schönen Geliebten, mit psychologischer Schärfe und Vertiefung in diese Herzensfrage durchgeführt, so wäre damit etwas Neues und Ganzes, kein mi-parti geboten worden. Wäre ferner Möllhausen auf amerikanischem Boden, wo er ja bedeutende Localkenntnisse besitzt, daher nicht wie so viele andere Amerikamüde nur aus der Phantasie schöpfen durfte, geblieben und hätte Naturbilder statt Hundertguldenblätter — es kommen deren zwei in dem Roman vor, natürlich ein echtes und ein falsches Blatt — geboten, so würden wir ihm für die Wahrheit der großartigen Urwaldsnatur gern die Kunstschätze in der Dachkammer geschenkt haben. Wir überlassen dem Leser, auf die Frage, ob „Das Hundertguldenblatt" ein zeitgeschichtlicher, ein psychologischer, ein Künstler- oder ein Intriguenroman sei, selber zu antworten; unserer Ansicht nach ist der Roman, obwol darin sehr viel geschlachtet wird, ohne Fleisch und Blut.

2. **Ludwig der Vierzehnte oder die Komödie des Lebens.** Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 6 Thlr.

Das erste, was uns bei einem Buche Veranlassung wird es zu lesen, ist dessen Titel, solange der Autor noch eine unbekannte Größe ist, sonst aber der Name des Verfassers selbst. Wir müssen zugeben, daß uns „Ludwig der Vierzehnte" nicht reizen würde, der Stoff ist allzu bekannt, allzu viel bereits bearbeitet und variirt, und vor kurzem erst legten wir Vacano's „Geheimniß der Frau von Nizza" aus der Hand, in welchem die bekannten Gestalten des Königs, welcher selbst der Staat ist, der Ninon, der Lavallière u. s. w. an uns vorüberzogen; demnach ist es bei dem hier in Besprechung gezogenen Buche der Name des Verfassers, der uns ermuthigt, die vier Bände romantischer Geschichte oder geschichtlicher Romantik durchzulesen. Brachvogel ist Dramatiker und bleibt es in dem Roman, der, wie ja schon sein Titel besagt, die Komödie bedingt. Unserer Ansicht nach wäre nun der bezeichnendere Titel für das uns vorgeführte politische Intriguenspiel, das von der schönen Anna von Orleans eingeleitet wird und an dem Betpult der Maintenon endet, „Frauenpolitik" gewesen; denn wie glänzend auch immerhin das Auftreten Ludwig's XIV. ist, mag er hinter dem goldenen Gitter in der ihn verlängernden Perrüke speisen oder sich auf der bezauberten Insel anbeten lassen, er bleibt doch stets eine an den Drähten der Frauenpolitik geleitete Puppe, wodurch gewissermaßen die Frauen selbst, die, so scheint es, mit der größten Leichtigkeit das Regiment führen — bei der Maintenon kann man schon sagen den Pantoffel schwingen —, sich herabsetzen. Die Schmeicheleien, von denen aller Lippen überfließen, erscheinen fast wie eine Verhöhnung des eiteln Monarchen, und wenn es der Autor nicht verstanden hätte, bei Ludwig's Erscheinen alles Licht in seiner Person zu concentriren, von ihr ausstrahlen zu lassen, ihn zur Sonne des Romans zu machen, würde der große König wie ein willenloser Schwächling erscheinen.

Ueber die Grenze des Romans ist der Autor beinahe hinausgeschritten, indem er uns ein Herrscherleben vom ersten Beginn aufwärts bis zur letzten Stufe abwärts vorführt. Der Roman verliert dadurch seinen Charakter als solcher, er wird eine geschichtliche Biographie. Sehen wir doch Ludwig XIV. in dem Brachvogel'schen Roman zuerst in dem neuen Kindermodecostüm, dem haut de chausse, welches sich seine noch jung sein wollende Mutter für den siebzehnjährigen Jüngling ausgedacht, und schließlich als „Gebete plärrenden Greis". Dabei sind die Zeitabschnitte, die Uebergänge nicht chronologisch klar, es werden oft längere Zeiträume überschritten, ohne daß man begreift, wie man so plötzlich den Siebenmeilenstiefelschritt gethan; das aber wieder zeigt die Verwandtschaft dieses Romans mit dem Drama. Alles vollzieht sich in drastischer, knapper Geschwindigkeit, sodaß wir nicht blos in der Komödie Molière's, welche sich neben der königlichen Komödie im Louvre durch den Roman zieht, stets im Theater zu sein wähnen, daß wir Handlung auf Handlung an uns vorüberdrängen sehen und sowol mit breiten Naturschilderungen wie andern Ueberladungen von Bildern und Vergleichen — eine Geschmacklosigkeit, die bei vielen unserer modernen Koryphäen bis zur widerlichen Manie ausgeartet ist — verschont bleiben. Brachvogel schreibt ohne allen Bombast, nirgends findet sich bei ihm ein Schachtelsatz oder ein bei den Haaren herbeigezogener Vergleich. Aufgefallen in dieser Beziehung ist uns nur die Stelle, wo das Beifallsgelächter des Publikums für den Schauspieler mit Taufwasser verglichen wird; außerdem, „daß Ludwig XIV. die ganze Bürde der Regierung auf seine hohen Schultern nehmen wollte", wodurch man einen hochschulterigen König bekommt. Ferner scheint uns in dem Satze: „Leider flossen beide scheinbar sich widersprechende Gedanken aus derselben Quelle und waren eines so absoluten Monarchen gleich würdig, der eben nur seinen eigenen Vortheil im Glücke seines Volks suchte u. s. w.", das „gleich würdig" nicht richtig angewandt. Absolutismus, der im Egoismus wurzelt, ist niemals eines Königs würdig.

Was uns in der Conception aufgefallen, ist die Unmöglichkeit, mindestens Unwahrscheinlichkeit, daß Anna Stuart, dieser glänzende weibliche Geist, dieses intriguante

schöne Wesen, diese mit siebzehn Jahren allen Prunk eines Maskenballes verdunkelnde Schönheit, zwei Jahre zuvor noch so abschreckend reizlos und linkisch dem König erscheinen konnte, daß er statt für sich, für seinen Bruder um diejenige warb, die er dann Jahre hindurch unglücklich liebte. Es ist, wie gesagt, nicht denkbar, daß ein so bezauberndes Wesen selbst in einem dürftigen Anzuge nicht auch noch hinreißend schön sein könne; im Gegentheil trägt ja oft die Macht des Contrastes noch dazu bei, eine Schönheit zu erhöhen. Daß Anna später die Heldin des Romans wird, gibt diesem eine gewisse Noblesse; die Herzogin von Orleans, zu welcher sie Ludwig gemacht, steht heroisch und rein inmitten der unsaubern Gesellschaft von Schleichern, Schmeichlern, Giftmischern und Maitressen. Dennoch stirbt mit ihrem Tode das Interesse für das Buch nicht ab, was häufig bei Werken der Fall ist, in denen ein Nebenheld oder eine Nebenheldin zu früh aus dem Gang der Erzählung tritt; denn das Hauptinteresse nimmt eben doch Ludwig für sich in Anspruch. Es ist nicht der König, es ist auch nicht der Mensch, der uns dieses Interesse erzeugt, sondern die in ihm wurzelnde Idee des Jahrhunderts: das Streben, in der Person des Königs die Gloire des ganzen Reichs durch übermäßigen Prunk, gewaltthätige Eigenmacht, berauschende Großmuth, vernichtende Befehlskraft darzustellen.

Daß wir diese majestätische Majestät in dem Roman halb als unglücklich Liebenden, der Herzogin von Orleans gegenüber, und andererseits als Sultan seinen Maitressen gegenüber sehen, bringt einen Dualismus in die königliche Erscheinung, vor der alles tiefgebückt steht oder „auseinanderstiebt“; wir bekommen dadurch eine Verquickung von Romantik und Materialismus, die deshalb so unerquicklich ist, weil wir die Liebe uns von der sinnlichen Genußsucht und jene von dieser getrennt denken müssen. Die unbedeutend geschilderte Herzogin von Lavallière, die als Deckmantel für das romantische Verhältniß des Königs zu seiner Schwägerin dienen muß, spielt dadurch eine halb lächerliche, halb verächtliche Rolle. Ganz prosaisch ist die Anknüpfung mit der Montespan; die Fontange muß auch noch mit hinein, während die bettelnde Scarron sich schon den Dispens vom Papst zu einer Trauung mit Ludwig an der linken Hand erwirkt: allerdings ein geschichtliches Factum, das sich aber doch wol nicht mit solcher Sicherheit voraussehen und geschäftsmäßig vorbereiten ließ.

Neben Ludwig und Anna von Orleans erweckt Molière die Theilnahme des Lesers, weniger durch sein Schauspielerleben und seine unglücklichen häuslichen Verhältnisse, als durch den psychologischen Nachweis der Entstehung seiner berühmt gewordenen Komödien. Indem wir den Komödianten und Komödienschreiber in seinen Beziehungen zur Ninon, zur Herzogin von Orleans und zum König selbst kennen lernen, erscheint die Entwickelung seiner Stücke eine vollkommen natürliche und zeitgemäße, ja mit ihrer praktischen Unterlage ein Stück Geschichte selbst, denn früher machten ja eben die Könige die Geschichte; wer das Wort aussprach: l'état c'est moi, war sich dessen mehr bewußt wie jeder andere, und indem Ludwig den armen Komödianten an seine Tafel zog, ehrte er zugleich seinen eigenen Geschichtschreiber.

Fragen wir nun, zu welchem Zweck Brachvogel das Buch geschrieben, von welchen Beweggründen er bei dieser Arbeit geleitet gewesen, so möchten wir statt seiner antworten: um uns den Gegensatz der Geschichte von damals und jetzt zu zeigen; von damals, wo sie in der Hofintrigue ihre Quelle hatte, und von jetzt, wo sie als die Entwickelung des Menschengeistes gefaßt und begriffen wird und an die Stelle der Komödien an den Höfen der Könige die sociale Bewegung der gesammten Menschheit getreten ist.

3. Aus Kriegs- und Friedenszeiten. Neue Geschichten von Edmund Hoefer. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1870. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel läßt darauf schließen, daß vorzugsweise Bilder aus dem Kriege und als Gegensätze solche des stillen Friedens gegeben, daß die Contraste dieser verschiedenen Zustände hervorgehoben werden und ein Zusammenhang zwischen beiden nachgewiesen wird. Das ist aber nicht der Fall, die Geschichten stehen in keiner Verbindung unter sich; auch sind sie in ruhiger, fast zu leidenschaftsloser Weise erzählt, sie erregen keinerlei Spannung und bringen keine überraschende Aperçus. Es geht ein Geist der Resignation durch die meisten dieser Geschichten und der Schluß derselben gleicht häufig einer Dissonanz, welche beim Anhören eines Musikstücks, wenn dieses mit einer solchen abbricht, ein unbefriedigtes Gefühl zurückläßt.

So haben wir uns z. B. in der Geschichte „Zerbrochen“ mit einem Zweifelnden und Liebenden von Seite zu Seite gequält und bekommen endlich doch keinen Aufschluß über das Schicksal und den Charakter des Mädchens, für welches die lebhafteste Theilnahme zu wecken des Autors Absicht war. Ebenso ergeht es uns mit der „Goldenen Rose“, wir erfahren nichts Bestimmtes über diese etwas plumpe Verführungsgeschichte, ebenso wenig wie über die Unschuld des Mädchens in dem zweideutigen Hause, wo heimlich Bank gehalten wird: wir sollen vermuthen und errathen.

Diese Art von Mystification hat viel Entmuthigendes; dazu kommt etwas Gedehntes, Weitausgesponnenes, was oft den Leser die Geduld verlieren läßt, denn es sind Nebendinge mit einer zu großen Wichtigkeit behandelt und Hauptsachen zu kurz abgethan, gleichsam als komme es nur auf den Weg, nicht auf den Zweck und das Ziel der Reise an. Das mag in manchen Fällen ganz richtig sein, wenn der Weg wirklich so schön ist, daß seine wechselnden Reize uns vergessen lassen, wo wir eigentlich hinwollen und was wir vorhaben; ja eine entzückende Landschaft vermag einen Naturschwärmer selbst auf der Reise zu einem sterbenden Freunde so zu erheben, daß er auf Augenblicke seinen Kummer vergißt und in dem Anblick des Schönen schwelgt. In einem Buche aber, das nur den Zweck hat zu unterhalten, wollen wir nicht viele einförmige Strecken durchwandern, um hier und da ein Ruheplätzchen zu finden. Wir sind überdem durch das Drängen und Treiben, das unsere Zeit mit sich bringt, nicht mehr

innerlich ruhig genug, haben in Wahrheit nicht Zeit genug übrig zur bloßen Beschaulichkeit.

Jedenfalls aber sind diese „Neuen Geschichten" mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschmack entsprechend, namentlich werden ältere Leute, insbesondere auch Militärpersonen, darin manches Bild an sich vorüberziehen sehen, das sie mit bekannten Dingen in vertraute Beziehungen setzt. Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

Eine Biographie aus dem Mittelalter.

Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen, und die Wettiner seiner Zeit. (1247—1325.) Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches und der wettinischen Länder von Franz X. Wegele. Nördlingen, Beck. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich der Freidige ist der Mehrzahl der Gebildeten unter der Bezeichnung „Friedrich mit der gebissenen Wange" eine wohlbekannte Gestalt. Schon längst hat zwar die Kritik jenen romantischen Nimbus von ihm abgestreift, mit welchem ihn die echte Volkssage, oder die Geschichte in volksthümlicher Auffassung, bekleidet hatte, aber sein historisch berechtigtes Prädicat „der Freidige" scheint doch noch immer nur innerhalb des eigentlich gelehrten Kreises Geltung zu haben. Höchstens daß es in falschverstandener Auslegung schon im vorvorigen Jahrhundert einmal in der „Freudige" verballhornt und so in die Literatur eingeschleppt und von ihr mit fortgeschleppt worden ist. Und wirklich paßt auch das Prädicat freidig, mit seinem auf der Grenze zwischen gut und bös schwebenden Sinne, den man am besten durch „ein Mann, mit dem es nicht gut ist Kirschen zu essen" geben wird, nicht wohl zu dem vom Volksgemüth so sentimental aufgefaßten Sohn der unglückseligen Kaiserstochter. Der historische Friedrich dagegen war ein freidiger Mann in des Wortes verwegenster Bedeutung, ja sogar in seiner ältesten, wo es den landflüchtigen, von Beute sich nährenden Parteigänger bezeichnet; aber er war auch etwas mehr als das, ein verständiger, hartgesottener, physisch und moralisch tapferer Mann, ein echter Sohn einer finstern und harten Zeit, des Interregnums im Reiche und der in kleinerm Kreise ebenso verhängnißvollen Erbfolgestreitigkeiten über den reichen Nachlaß der ritterlichen Nachkommen Ludwig's des Bärtigen, gestählt in den nicht minder verderblichen häuslichen Wirren innerhalb der Familie der damaligen Wettiner, des vielbesungenen und doch sehr wenig poetischen Heinrich des Erlauchten, seines Sohnes, des zerfahrenen und launischen Albrecht, des wahren Typus der unfuoge, wie sie schon seit Walther von der Vogelweide mehr und mehr die deutschen Fürstenhöfe beschmuzte, und wiederum seiner Söhne, unter denen eben dieser Friedrich selbst und sein Bruder Diezmann allgemein bekannte Gestalten geblieben sind, weil sich die Volkssage ihrer bemächtigte, die doch ihren Großvater Heinrich, aber nicht seinen Sohn Albrecht, freilich zu seinem Schaden vergessen durfte.

Von jeher hat die Particulargeschichtschreibung mit einer gewissen Vorliebe bei der Gestalt dieses Friedrich geweilt, und begreiflich genug. Ist er doch der typische Repräsentant des vom Glücke gekrönten offenen Widerstandes des Territorialfürstenthums oder der fürstlichen Hauspolitik gegen die Reichspolitik oder das Kaiserthum. Zwei deutsche Könige, die, als bloße Männer gewogen, bei aller ihrer Verschiedenheit untereinander doch zu den tüchtigsten zählen, welche das damalige Deutschland hervorbringen konnte, Adolf von Nassau und Albrecht, Rudolf's von Habsburg nicht unebenbürtiger Sohn, hatten es vergeblich versucht, gestützt auf das formale Recht, gegen ihn die Ansprüche des Reichs, wenn es im Hintergrunde eigentlich auch nur ihre Plane zur Erweiterung der eigenen Territorialmacht waren, durchzusetzen. Beide sind von dem einen Fürsten besiegt worden, und wenn auch sein Sieg erst durch unberechenbare Zufälle, durch den anderweitig veranlaßten gewaltsamen Tod beider Könige zu einem entscheidenden gestempelt wurde, so ist er doch in seinen Folgen ein solcher gewesen. Von da an steht die territoriale Legitimität des Hauses Wettin in Thüringen, dem Osterlande und Meißen unangefochten fest, und niemals hat ein späterer Träger der Krone Karl's des Großen daran gedacht, die formell unanfechtbaren Rechtstitel zur Execution zu bringen, auf welche sich Adolf und Albrecht stützten.

Begreiflich ruht das Hauptinteresse einer geschichtlichen Darstellung des Lebens Friedrich's auf diesem seinem Kampfe gegen das Reich oder die Könige. Ist ja doch in Wirklichkeit der größte Theil seiner ungemeinen Kraft und Begabung dafür eingesetzt worden. Und so hält auch dies neueste Buch die allgemeinern Gesichtspunkte vorzugsweise fest, ohne doch das Particulare, die innern Verhältnisse und Beziehungen Friedrich's zu seiner Familie, zu Land und Leuten, außer Augen zu lassen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Verfasser mit aller Gründlichkeit und Umsicht einer durchweg den lautersten und ursprünglichsten Quellen nachgehenden Kritik und, soweit dies möglich ist, erschöpfend den Stoff behandelt, setzen wir hinzu, auch in ansprechender und durchgebildeter Conception und Darstellung.

Die neuere deutsche Geschichtschreibung ist bekanntlich geneigt, in jedem Conflicte zwischen dem Particularfürstenthum und der kaiserlichen Gewalt des Mittelalters für diese letztere Partei zu nehmen, und so auch hier. Markgraf Friedrich erscheint unsern ghibellinischen Historikern, einem Böhmer, Kopp, Lorenz, nicht viel besser als ein vom Glück begünstigter Rebell, während er der Landesgeschichtschreibung noch immer als das Ideal eines Helden und Fürsten gilt. Ein Rebell müßte er nun freilich auch dem unbefangenen Urtheil eines solchen erscheinen, welcher sich von allem Phrasennebel des geschichtlichen Doctrinarismus frei gemacht hat, wenn man nach landläufigem Sprachgebrauch darunter einen Mann versteht, der sich gegen das formelle Recht mit den Waffen in der Hand erhebt. Aber es hat allerlei Rebellen von besonderer Art gegeben, welchen die Geschichte als das wahre Gottesgericht mehr als bloße Amnestie, eine voll-

ständige Apologie und Apotheose zutheil werden läßt. War nun Friedrich ein Rebell dieses Schlags? Wir meinen es nicht, trotzdem wir uns von allem romantischen Ghibellinismus frei wissen. Jene von der Geschichte kanonisirten Rebellen empörten sich im Namen einer großen Idee, wie sie sie verstanden, gegen den starren und hohlen Formalismus der Legitimität; dieser „freidige Mann", ein echter Strauchritter dieser classischen Epoche des Stegreifritterthums, kannte nichts weiter als die nüchternsten Interessen des Besitzes und des Privateigennutzes, der zufällig bei ihm auf die embryonischen Elemente staatsrechtlicher Verhältnisse basirt war, weil es sich um das Mein und Dein einer Familie handelte, die staatliche Functionen in Privatbesitz gebracht hatte, oder, wie man das technisch nennt, zum Reichsfürstenstande gehörte. So ist und bleibt er, trotz unleugbarer Kraft des Willens und ebenso unleugbarer Tüchtigkeit der That, doch ein durch und durch prosaischer Geselle, und die Weltgeschichte ist nun einmal so sonderbar gelaunt, nur ideale oder im tiefsten Sinn poetische Gestalten, versteht sich beileibe nicht solche, die Verse gemacht haben, sondern eher einen Percy als einen Owen Glendower, der

framed to the harp
Many an English ditty, lovely well —

der Heroenanbetung würdig zu erklären. Nicht also weil er gegen das Reich arbeitete, wird er auch von uns nicht zu den großen Gestalten der Vorzeit gesetzt, sondern weil er es in beschränktem Sinne that, gleichviel ob er damit unwillkürlich das eigentlich Zeitgemäße traf, d. h. das, was nach Lage der realen Dinge nothwendig Aussicht auf äußerliches Gelingen haben mußte. Denn jene kaiserliche Politik, die er besiegte, wäre, wenn sie wirklich das beabsichtigte, was ihre modernen Lobpreiser wähnen, das denkbar verkehrteste Ding von der Welt gewesen. Aber sie hat, auch selbst wenn ihre Träger sich darüber getäuscht haben sollten, einen ganz andern wirklichen Inhalt gehabt. Rudolf I. gibt ja dafür das deutlichste Zeugniß. Wenn irgendeinem, so war es ihm Ernst mit dem kaiserlichen Gedanken. Und worauf lief dieser schließlich hinaus? Daß er seiner Familie eine stattliche, hübsch abgerundete Hausmacht hinterließ. Ein Adolf brachte es freilich nicht so weit, eben weil er kein Rudolf war. Aber die Eroberung des wettinschen Familienbesitzes, wenn sie geglückt wäre, hätte nur eine neue Familie von Territorialherren groß gemacht, dem Reich oder der Idee des Kaiserthums wäre damit nicht geholfen worden. Ihnen war überhaupt nicht mehr zu helfen, und der Instinct davon mag es gewesen sein, der auch in diesem Kampfe der Territorialgewalt ihr die Sympathien der Bevölkerung sicherte, nicht wie wir es von moderner Denkweise aus anzunehmen geneigt sind, ein wirkliches Band des Gemüthes, etwa jene von unsern Particularisten auch in das Mittelalter hineingefälschte Liebe und Treue zu den „Angestammten". Dazu war die Zeit zu hart und zu nüchtern, und die Angestammten sorgten durch unaufhörliche Kauf-, Tausch- und Pfandgeschäfte, die alle mit mehr als jüdischer Betriebsamkeit als ihre Hauptlebensaufgabe behandelten, genugsam dafür, daß sich das ruhige Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Herren und Unterthanen nicht bilden konnte. Wenn und wo die letztern die erstern gegen Kaiser und Reich unterstützten, geschah es, weil sie in ihnen doch noch einen bessern Halt sahen als in jenen schon zu Schemen gewordenen Mächten. So viel als der Geist der Nation damals vom Staate wollte und ertragen konnte, genau so viel gewährte ihm das Territorialfürstenthum, freilich wenig genug in unsern Augen, aber doch noch genug, um die völlige Auflösung der Angehörigen des deutschen Volks in blos sociale und gänzlich staatlose Atome zu verhindern. Denn ein gewisses Staatsbedürfniß hat sich doch immer und in allen Situationen der deutschen Geschichte als das eine große, sie bestimmende Moment bethätigt; das andere, ihm gerade entgegengesetzte ist das der absoluten Staatslosigkeit, welches gleichfalls von Anfang an dagegen kämpfte. Die Phasen ihres Kampfes bedingen die Ereignisse, die man deutsche Geschichte nennt. Damals stand es so, daß das Kaiserthum, wenn auch dem Namen nach existirend, dem Staatsbedürfniß des Volksinstinctes nichts mehr bieten konnte; hundert Jahre früher mochte dies noch zweifelhaft sein, solange dies Kaiserthum selbst noch nicht sein Geschick erfüllt hatte. Dies bestand darin, daß es in dem gleichzeitigen Versuch der Lösung zweier innerlich unvereinbaren Aufgaben sich aufrieb. Die Idee des Universalreichs und die innerlich entgegengesetzte des Nationalstaats hat alle großen Gestalten unserer deutschen Herrscher zu einem ebenso großartigen, wie zunächst und vor allem für ihr eigenes Volk verhängnißvollen Ringen gegen die Natur sozusagen getrieben. Fragt man aber, woher es kam, daß so tüchtig angelegte, also auch selbstverständlich von seiten der Intelligenz reich ausgestattete Männer auf einer so vernunftwidrigen Bahn sich bewegten, so ist die Antwort nur aus einer richtigen Einsicht in die letzten Grundlagen der psychologischen Construction des deutschen Volkscharakters, oder der deutschen Volksseele als dem Substrat des Charakters, zu entnehmen. Die Ungezogenheit des subjectiv sich zur Außenwelt verhaltenden Gemüths, die selbst nach der schonungslosen Zucht einer zweitausendjährigen Geschichte noch jetzt die wesentlichste Signatur der deutschen Art bildet, hat im Mittelalter den Bau eines deutschen Staats, der nach den Begriffen der Zeit diesen Namen verdient hätte, vereitelt, aber das Bedürfniß nach staatlicher Zusammenfassung war doch wenigstens auch stark genug, um das völlige Aufhören des Volks, was mit dem Aufhören seiner staatlichen Formen hätte eintreten müssen, zu verhüten. In derselben Weise kämpfen ja auch jetzt noch beide Momente mit unleugbarer Erstarkung des letztern, das, wenn überhaupt das deutsche Volk sich physisch behaupten will, in der von der gegenwärtigen Weltlage geforderten Form des stricten Einheitsstaats sans phrase sich realisiren muß. Aber wenn wir dies auch klar erkennen, oder weil wir dies thun, können wir auch einer scheinbar nach der entgegengesetzten Richtung strebenden Gestalt der Vergangenheit wie Friedrich der Freidige gerecht werden.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Zur Kriegslyrik.

Die drei ersten Hefte der „Lieder zu Schutz und Trutz“, welche in Berlin im Verlag von Franz Lipperheide erschienen sind, bringen eine Zahl bisher unbekannter Originalgedichte, welche eine erweiterte Rundschau über das gewaltige lyrische Aufgebot der Neuzeit gestatten. Wir können hier nicht alle Poeten namhaft machen, welche jetzt das Banner der Kriegslyrik hochhalten; die Thatsache steht fest, daß kaum ein Name von literarischer Bedeutung in ihren Reihen fehlt, ja daß selbst diejenigen Schriftsteller, deren Mission für die Lyrik zweifelhaft ist, ausnahmsweise den Pegasus zum Ritt in das romantische Land der Strophen und Reime satteln. Unter den patriotischen Lyrikern finden wir sogar die Hauptvertreter der jungdeutschen Prosa, Karl Gutzkow und Gustav Kühne, welcher letztere Autor allerdings in jüngster Zeit die Lyrik mehr pflegt als in den Tagen seiner Jugend. Auch Dramatiker und Novellisten, wie Roderich Benedix und Gustav zu Putlitz, finden sich unter den Liedersängern ein. Der erste besingt in humoristischer Weise den „Spaziergang nach Berlin“. Einige dieser Strophen sind bereits in Erfüllung gegangen, so z. B. die gereimte Doppelzeile:

Vielleicht auch sehen wir dann Ihn
Auf dem Spaziergang nach Berlin.

Gustav zu Putlitz singt in schwunghaftern Strophen:

Dem Herrn der Schlachten sei empfohlen
Fürs Vaterland der heil'ge Krieg;
Er kommt, wenn auch auf blut'gen Sohlen,
Ja, er muß kommen — und der Sieg,

Die todumrauschten Lorberreiser
Dann füget alle Zweig an Zweig,
Zur Krone für den deutschen Kaiser,
Zum Freiheitsbaum im deutschen Reich.

Auch an einzelnen Curiositäten fehlt es in der Sammlung nicht; wir rechnen dazu, ohne der tüchtigen Gesinnung zu nahe zu treten, die Verse, in denen der alte Maßmann „Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn“ herbeibeschwört; die ganze Dichtweise gemahnt so altburschenschaftlich wie ein Geistergruß aus der Zeit der verfemten Turnerei:

Ich wollt', ich könnt' euch wecken,
Ernst Moritz Arndt und Jahn,
Euch treue Zwillingsrecken,
Zur neuen Siegesbahn;
Was ihr gewollt, gewaget
In schwerer, schwüler Zeit,
Ist nun heraufgetaget
Zu sichrer Herrlichkeit.

Ihr habt der Corsen Ersten
Gestürzt von seinem Thron;
Nun gilt's dem Liebeleersten,
Dritten Napoleon,
Dem Lügner, der die Laufbahn
Begonnen mit Meineid,
Und nun den welschen Raufhahn
Läßt los auf deutscher Heid.

O Körner, ruf nun wieder
Den Geist von Dreizehn wach;
Erneu're deine Lieder
Und Rogau's Schwur zur Rach'!
Und Friesen, schwinge fröhlich
Nun deinen Flamberg blank!
Gewiß, ihr blicket selig
Auf unsern Schwertergang.

Auch plattdeutsche Kriegslieder enthält die Sammlung. Klaus Groth singt ein Lied: „Vun alle Bargen, de Krüz un Queer“. Auch der unpolitische Liederdichter Hoffmann von Fallersleben stimmt seine Leier nach alter Volksweise und singt ein Lied: „Wir sind da“, dessen erste Strophe lautet:

Frisch auf, frisch auf! Zu den Waffen
Rufet uns das Vaterland.
Komm, Kaiser der Franzosen,
Mit deinen rothen Hosen!
Nun, wolan, kommt heran!
Wir sind da Mann für Mann,
Ohne Zagen euch zu schlagen, euch zu jagen weit vom Rhein,
Juchhe! ihr sollt dran denken!

Gustav von Meyern singt ein kräftiges Lied:

Herunter vom Sattel den Reiter,
Du feurig französisches Roß!
Auf, bäume dich, trag' ihn nicht weiter,
Von dem unser Herzblut floß.

Ein frisches Landwehrlied theilt H. Viehoff mit; dagegen gemahnen die „Deutschen Schlagwörter“ von Ludwig Bauer mit „deutsche Hiebe, deutsche Keile, deutsche Wichse“, etwas trivial.

Wenn wir in unserm vorigen Bericht über die „Kriegslyrik“ erwähnten, daß bisher das Kriegslied fast ausschließlich gepflegt werde, so können wir jetzt bereits mehrere Kriegsgedichte in gewählterer Kunstform, in Odenstrophe und Sonett, registriren. Von Julius Grosse, der in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ ein Gedicht in freien Rhythmen: „Auf die Kniee, Frankreich!“ veröffentlichte, und der sich überhaupt zu der pomphaften, volltönenden Dichtweise hinneigt, findet sich in den „Liedern zu Schutz und Trutz“ noch ein Sang in Terzinen: „Ihr habt's gewollt“, welcher der verschlungenen reflectirenden Strophenform einige energische Wendungen abnöthigt:

Ihr habt's gewollt! Die Eisenwürfel rollen —
Europa bebt. Es wogt die Völkerflut
Des Riesenkampfes, des verhängnißvollen.

Ihr habt's gewollt! Auf euer Haupt dies Blut,
Nicht zehnfach löscht es diese Schreckensbrände,
Die ihr entfacht mit frevelhaftem Muth.

Ihr habt's gewollt! Die räuberischen Hände
Ruchloser Gier, wahnsinniger Eifersucht
Ausstrecktet ihr nach friedlichem Gelände.

Ihr habt's gewollt! Weil uns die heilige Frucht
Der Einheit reifte und der deutschen Treue,
Entfesselt ihr des Kriegs Dämonenwucht —

Ihr wollt's — ist doch die Rechnung keine neue:
Zweihundert Jahr schon prahlt ihr mit dem Raub
Von deutschen Ländern ohne Scham und Scheue.

Noch blüht die Schmach, solang der Eiche Laub
Im Elsaß grünt, und deutsche Rosen sprossen,
Solang in Strasburg schlummert Erwin's Staub.

Ihr habt's gewollt! Diesmal wird abgeschlossen
Die große Rechnung auf dem Blutaltar
Mit jedem Wahn, der euch ins Hirn geschossen.

Zwei kräftige Sonette widmet Oswald Marbach den Franzosen und ihrem Imperator, welcher der „würdigste Dictator der Schakalhunde“ in dem zweiten Sonett genannt wird. Dasselbe schließt mit den Versen:

Dein „Gott der Schlachten“ führt auf blutigen Wegen
Dich, seinen Sohn, durch Nacht dem Ziel entgegen:
Der leidige Satan gibt dir seinen Segen!

Wir halten's mit dem heiligen Friedensgotte,
Den du verhöhnst mit übermüthigem Spotte;
Er winkt — und du zerstiebst sammt deiner Rotte!

Eine Ode in sapphischen Strophen richtet Heinrich Pröhle an Frankreich, eine andere Julius Sturm. Uns scheint indeß mehr die alcäische als die sapphische Strophe für Kriegsgesänge geeignet.

Unter dem Titel: „Deutschlands Traum, Kampf und Sieg“, hat Hans Minckwitz geharnischte Sonette nebst einem Anhang vaterländischer Gedichte (Leipzig 1870) herausgegeben. Der größere

Theil dieser Gedichte ist schon vor dem deutsch-französischen Krieg gedichtet, aber auch in diesem spricht sich die Ueberzeugung des Verfassers aus, daß nur durch Preußen die nationale Einheit, Freiheit und Größe herbeigeführt werden kann. Die geharnischten Sonette haben den stählernen Klang der Rückert'schen; sie wenden sich an die Particularisten, an die Süddeutschen, an die Radicalen; sie feiern Preußen und die Politik von Blut und Eisen. Das erste, treffliche Sonett: „Germania", lautet:

In einem Thale lag ein schöner Garten,
Drin viele junge, schlanke Bäume sprossen:
Sie wurden von des Himmels Flut begossen,
Und Sonnenstrahlen schossen, sie zu warten.

Sie wuchsen, grüne, rauschende Standarten,
Von Blütenreichthum herrlich oft umflossen,
Doch standen, ach! sie eng und eingeschlossen
Wild durcheinander in dem Grund, dem harten.

Drum konnten nicht die volle Pracht sie zeigen,
Da nicht genug sie Raum und Sonne hatten,
Und viele mußten sich dem Tode neigen.

Doch eine Eiche streckt empor den glatten,
Gewalt'gen Stamm mit laubgeschmückten Zweigen
Und spendet weit erquickend ihren Schatten.

Unter den „Vaterländischen Liedern" hat „Vater Arndt's Todeslied" den lebhaftesten Schwung, wie die ersten Verse beweisen mögen:

Weine nicht, wenn ich geschieden, weine nicht, mein Vaterland,
Wenn dein wärmstes Herz erkaltet, wenn dein treuster Sänger schwand.

Laß mich still hinüberziehen, denn mein Herz ist fast verzagt,
Da von heut dein Tag der Freiheit stets auf morgen sich vertagt.

Ach, für dich hab' ich gelitten, wie für dich kaum Einer litt,
Als Tyrannentrug und Schlaffheit tief in deine Wurzel schnitt.

Für das Licht, für alles Große sandt' ich glühend mein Geschoß:
Klang mein Lied, in das ich meiner Seele ganzes Feuer goß.

Deine Hoffnung war mein Pulsschlag, deine Wunde war mein Schmerz,
Deine Größe war mein Ringen, deine Schmach brach mir das Herz!

Schön ist das im „Neuen Blatt" mitgetheilte Gedicht von Albert Roffhack: „Der Krieg." Form und Inhalt haben den Reiz der Originalität. Es beginnt mit der Strophe:

O Glück der Menschen, auferbaut im Frieden,
Bescheidnes Bauwerk du auf engem Raum,
Ist also jäh dein Sturz? Bist du hienieden
Kurz wie vom Gastmahl eines Bettlers Traum?
Millionen sah ich schaffen und vollenden
Die Arbeit, die des Friedens Tag erlaubt —
Da fiel aus eines Einz'gen schlaffen Händen
Das blanke Schwert rasselnd auf aller Haupt.

Sehr erfreulich ist es, daß jetzt auch die österreichischen Dichter in die Arena treten zum Wettgesang mit den Lyrikern Deutschlands. Alfred Meißner dichtet ein Strafgedicht: „An die Deutsch-Oesterreicher", dessen erste Strophen lauten:

War das ein Singen und Sichbrüsten
Am Fürstentag, am Schützenfest,
Ein schwarzrothgoldnes Fahnenrüsten,
Als Deutschlands Krone schien das „Best"!
Da war in allen deutschen Gauen
Nichts deutscher als Deutsch-Oesterreich,
Es kam dem Stamme „an der blauen,
Der schönen Donau" keiner gleich.

Dort stand „seit Babenbergerzeiten"
Des Reiches Wehr, des Reiches Ruhm;
Wie „blühte in des Marchfelds Weiten
Der Minnesang, das Ritterthum"!
Es war „das Land der Nibelungen",
Voll Licht und Sang und Glockenerz,
In tausend Liedern schon besungen —
Die Ostmark war „das deutsche Herz".

Und nun, da unter Strömen Blutes
Ganz Deutschland kämpft ums höchste Ziel,
Seht ihr dem Ringen höchsten Muthes
Nur zu wie einem Schachbretspiel?

Verboten ist's, zu deutschen Siegen
Zu jauchzen, denn es kränkt zumal
Polacken, Czechen und Jazygen —
Auch ist die Losung ja: neutral!

Anastasius Grün singt „Zeitklänge, im Sommer 1870", drei Sonette, von denen wir das dritte mittheilen wollen. Wenn auch der ersten Verszeile desselben ein Fuß fehlt, so wird dies durch die enthusiastische Bewegung der übrigen hinreichend wieder eingeholt:

Doch nein! — Wie arg das Leid auch wäre,
Ob um die Wipfel Nebeldünste jagen,
Die Sumpfflut auf den Höhn soll nicht verklagen
Das Thal und seines Stromes Wellenkläre.

Im Thal, bei schlichtem Volke, will ich fragen
Nach Rettern, nach den Rächern deutscher Ehre:
Ha, wie Ein Wetterstrahl flammt alle Wehre
Und Eines Sinns die Herzen alle schlagen!

Wo solcher Zorn auf Männerstirnen lodert,
Solch edler Trutz das Recht, sein Recht nur fodert,
Verzage, hüben, drüben, der Bedränger!

Wer dieses Volkes Ringen und Vollbringen
Einst jubelnd darf den freien Enkeln singen,
Sei mir begrüßt als glücklichster der Sänger.

Wie viele Perlen die lyrische Sturmflut des Jahres 1870 zu dauerndem Gewinn an den Strand geworfen hat: das wird erst eine spätere Sichtung entscheiden; jedenfalls ist neben vielem Unbedeutenden auch viel Treffliches sowol der Form als dem Inhalt nach gedichtet worden.

Bibliographie.

Bodenstedt, F., Neun Kriegslieder. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 16. 1½ Ngr.

Chomäkoff, A. S., Versuch einer katechetischen Darstellung der Lehre von der Kirche. Aus dem Russischen. Berlin, Behr. Gr. 8. 12 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Ueber den deutschen Krieg. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 8. 8 Ngr.

Die Franzosen in Deutschland. München, Fritsch. Gr. 8. 4 Ngr.

Gessly, T., Der Rhein soll deutsch verbleiben! Kampflieder und Zeitgedichte. Eine Mitgabe für Deutschlands brave Krieger auf dem Marsche nach Frankreich. Halle, Herrmann. 8. 2 Ngr.

Gutzkow, K., Das Duell wegen Ems. Gedanken über den Frieden. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herwart, L., Zwei Jahre Schlüsselsoldat. Aus dem Tagebuche eines päpstlichen Soldaten. München, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Hofstede de Groot, P., Ary Scheffer. Ein Charakterbild. Berlin, Heinersdorff. Gr. 8. 25 Ngr.

Hutzelmann, C., Einfluß Phönitiens auf die Cultur des Occidents. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 16 Ngr.

Deutsche Kriegslieder 1870. Würzburg, Stahel. 32. 1 Ngr.

Deutsche Kriegs- und Marsch-Lieder. Hamburg, J. F. Richter. 32. 1 Ngr.

Der Kriegsschauplatz. 1stes Heft. Leipzig, Omnibus-Expedition. Gr. 4. 3 Ngr.

Livlands lebendiges Recht nach neuen Archivstudien dargestellt von einem Livländer. Berlin, Behr. Gr. 8. 15 Ngr.

Müldener, R., Deutsch-französische Kriegs-Chronik. Geschichtliche Darstellung des deutschen Nationalkrieges gegen Frankreich. Zur Erinnerung für Mitstreitende und Mitlebende. 1ste Lief. Halle, Herrmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller von der Werra u. W. Baensch, All-Deutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung. 1870. Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Baensch. Gr. 16. 3 Ngr.

Pelz, E., Betrachtungen über die Landkarte von Minnesota. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine Beleuchtung. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Schramm's, R., Kriegs-Broschüren. I. Die europäische Diplomatie, die deutsche Volksvertretung und die allgemeine Entwaffnung. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Der protestantische Standpunkt. Bedenken eines Protestanten. Nebst einem Anhang: „Die primitive Kirche." Berlin, Behr. Gr. 8. 1 Thlr.

Strobl, J., Ueber das Spielmannsgedicht von St. Oswald. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Uhde, H., Weimars künstlerische Glanztage 26.—29. Mai und 19.—29. Juni 1870. Ein Erinnerungsblatt. Leipzig, Kahnt. Gr 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Den Interessenten der

Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten

bringt zur Kenntniß, daß die für den 20. September a. c. nach Nürnberg anberaumte Conferenz in Rücksicht auf die Kriegsverhältnisse bis auf weiteres **vertagt ist** und nähere Anzeige durch dies Blatt später wieder erfolgen wird.

Wiesbaden, Ende August 1870.

Der interimistische Schriftführer
Carl W. Batz.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 22. September 1870.

Neue Essays von Heinrich von Treitschke.

Historische und politische Aufsätze von Heinrich von Treitschke. Neue Folge. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Unter den politischen Essayisten nimmt Heinrich von Treitschke eine hervorragende Stellung ein; er hat das os magna sonaturum, Schwung und prophetische Gesten, und befleißigt sich einer von Parteistandpunkten unabhängigen Kritik, welche nur bisweilen in ihrer vornehm staatsmännischen Haltung der abweichenden Ansicht gegenüber allzu überlegen ablehnend erscheint. Daß mehrere Prophezeiungen seiner ersten Essays sich inzwischen erfüllt haben, spricht dafür, daß die Begeisterung dieses schwärmerischen Unitariers die Ziele unserer politischen Bewegung richtig erfaßt hat.

Außer den politischen Essays finden sich in der vorliegenden Sammlung historische Abhandlungen und ein paar literarhistorische Porträts, letztere allerdings von geringer Bedeutung. Was Treitschke über Kleist, Hebbel und Otto Ludwig sagt, ist mit größerer kritischer und charakteristischer Schärfe bereits öfters ausgesprochen worden. Die Vornehmheit, mit welcher Hr. von Treitschke die deutsche Kritik mishandelt, ist gegenüber seinen eigenen Leistungen auf diesem Gebiete sehr wenig motivirt; wenn er sagt: „Wir empfinden für den Kritiker sogar eine gewisse Hochachtung, wenn er die Kenntnisse eines angehenden Obersecundaners entfaltet", so darf man wol fragen, welche Feuilletonkritik er dabei im Auge hat? Denn die Feuilletonkritiker unserer ersten Zeitungen stehen auch nicht um eines Haares Breite hinter der geistigen und wissenschaftlichen Befähigung des Hrn. von Treitschke zurück, und dies hochtrabende Herabsehen wird dadurch nicht besser, daß es sich in vager Allgemeinheit hält und ehrenwerthe Ausnahmen anerkennt.

Die literarischen Porträts von Kleist, Hebbel und Ludwig, welche Treitschke entwirft, sind überhaupt ohne allen Zusammenhang mit der Entwickelung unserer neuern Literatur hingestellt. Auch macht die Wahl den bedenklichen Eindruck, als sei sie durch ein literarisches Coteriewesen bestimmt; denn Kleist, Hebbel und Ludwig werden in gewissen Zeitschriften fortwährend beleuchtet und in allen möglichen Attituden porträtirt, gleich als wenn es außer ihnen keine dramatischen Dichter von Bedeutung gäbe und die Fortentwickelung unsers Dramas sich ausschließlich an diese Namen knüpfte, während doch das Gegentheil der Fall ist und diese an sich bedeutenden Talente theils eine krankhafte, theils eine paradoxe und verkehrte Richtung vertreten, welche bei der Nation wenig Anklang findet und von den allein zukunftsvollen Bahnen des Schiller'schen Dramas abführt.

Die historischen und politischen Aufsätze haben alle einen Mittelpunkt und einen Zweck: theils durch Vorführung geschichtlicher Vorbilder, theils durch Kritik fremden und eigenen Verfassungswesens die Fortentwickelung Deutschlands zu einen parlamentarischen Einheitsstaat zu fördern. Treitschke weicht vielfältig von der constitutionellen Schablone ab, und gerade in dieser Hinsicht ergänzen sich die Hauptaufsätze des Werks: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" und „Das constitutionelle Königthum in Deutschland". Die Kritik des Julikönigthums sowol wie diejenige der preußischen Liberalen im Landtage zeigt, daß Treitschke den Ruhm eines Realpolitikers in Anspruch nimmt, der in die constitutionelle Parteidogmatik Bresche zu schießen sucht.

Treitschke's Darstellung des Bonapartismus ist allerdings durch die jüngsten Ereignisse, welche eine so scharfe Kritik des Napoleonischen Regierungssystems und seiner innern Fäulniß liefern, in vieler Hinsicht veraltet, mindestens fehlt ihr der entscheidende Abschluß. Sie trifft in vielen Punkten mit der eingehenden Analyse zusammen, welche Heinrich Blankenburg in „Unsere Zeit" der Verfassung des second empire gewidmet hat. Beide Autoren finden in dem demokratischen Imperialismus eine Staatsform, welche vor dem englischen Parlamentarismus

und seinen Nachbildungen in den Charten der Bourbons und Ludwig Philipp's sowie in den deutschen Verfassungen manche Vorzüge und mindestens den Werth der Originalität voraushat. Die jüngste Politik des Kaiserreichs, seine liberale Wendung, das Plebiscit und seine Folge, der deutsch-französische Krieg, Ereignisse von einer seltenen weltgeschichtlichen Tragweite und zugleich von der größten kritischen Bedeutung gegenüber dem System des Bonapartismus, fallen noch außerhalb des Rahmens der Treitschke'schen Abhandlungen, genügen aber, das Facit derselben wesentlich zu erschüttern.

Der Autor beginnt seine Abhandlungen mit einer Bemerkung über „Heroenverehrung“ und dem Nachweis, wie auch der jetzige Kaiser der Franzosen dem Cultus des Genius huldige:

Seit er die Kaiserkrone trägt, hat Napoleon III. nur selten durch ein achtlos entfallenes Wort verrathen, welch ein starkes cäsarisches Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombières, als er zu Cavour sagte: „In Europa leben nur drei Männer, wir beide und noch ein dritter, den ich nicht nennen werde.“ Da trieb ihn einmal literarische Eitelkeit ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Räthseln, die er den Zeitgenossen aufgegeben, fügte er ein neues, größtes. Unverhohlen kündete er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchtthürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera stempeln. Jedermann las in den Zeilen, daß der Kaiser selbst das Recht seines Thuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten fadenscheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Prätendenten verzeihen mochte, hörten wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auferstanden! Und diese Worte unheimlicher Ueberhebung standen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werks, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlerworbenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten drohte. Sie waren geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edeln und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat.

Einige prophetische Anwandlungen, denen die Gegenwart recht gibt, und zugleich die Bestimmung der Zwecke des Essay finden wir in den folgenden Zeilen:

Noch jedes politische System des modernen Frankreich wähnte sich in dem Augenblick am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchthurm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Fäuste würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelloser Zuversicht harrte Karl X. auf den Erfolg der Juliordonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Radowitz, unter dem Eindruck der Gespräche mit Guizot, das Julikönigthum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falls stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen andern, den Schleier der Zukunft zu lüften, und begnügen uns, die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volks begründet? Bildet er den endgültigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch das schreckliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein?

Eine kritische Revision der historischen Acten Frankreichs seit der Zeit des ersten Napoleon leitet die Kritik des Bonapartismus ein. Treitschke findet in der französischen Nation starke monarchische Neigungen. Die Wiederherstellung der Monarchie durch Napoleon I. war indeß keineswegs eine Restauration der alten Ordnung: der Kaiser erkennt die Volkssouveränetät an und leitet seine Gewalt von dem allgemeinen Stimmrecht her. Er betrachtet sich als den Vertreter der Nation. „Niemals hat sich die innige Verwandtschaft von Demokratie und Tyrannis gewaltiger offenbart.“ Mit Recht sagt der Neffe: „Es ist die Natur der Demokratie, sich in einem Manne zu personificiren.“ Der Selbstherrscher vollendet indeß den Lieblingsgedanken der französischen Demokratie: die Idee der Gleichheit.

Die nähern Ausführungen dieser Punkte sowie der centralisirenden Thätigkeit Napoleon's auf dem Gebiete des Rechtswesens, der Finanzen, des Heerwesens, auf welches das Princip der Gleichheit nicht in der allgemeinen Wehrpflicht Anwendung findet, die ganze Charakteristik der innern Politik des Kaisers enthält wenig Neues, gruppirt aber das Bekannte geschickt unter die wichtigsten Gesichtspunkte. Die auswärtige Politik Napoleon's I. wird mit Entschiedenheit verurtheilt; er habe seit dem Jahre 1801 den Frieden in Ehren wahren und seinen Staat auf einer nie zuvor erreichten Höhe der Macht und des Ruhms erhalten können; nur seine Erobererwuth habe ihn weiter von Sieg zu Sieg getrieben. Treffend sind hierbei die folgenden Betrachtungen unsers Autors:

Der glühende kriegerische Ehrgeiz dieses Volks ward von altersher verstärkt durch eine eigenthümliche Verirrung der nationalen Phantasie, die man das Römerthum der Franzosen nennen mag. Mit entschiedener Misgunst hat sich längst der Genius der Nation von den germanischen Elementen abgewendet, denen Frankreich doch einen guten Theil seiner Größe schuldet. Sieyès sprach nur ein allgemeines nationales Vorurtheil aus, als er den adelichen Deutschen, den Zwingherren der bürgerlichen Gallier und Römer, Fehde ankündigte, und selbst der nüchterne Guizot weiß von dem esprit gaulois Wunderdinge zu erzählen. Noch bestimmter herrscht in der Nation der Glaube, daß sie die Erbin sei altrömischer Traditionen. Wir berühren hier eins der feinsten Geheimnisse des Volksthums. Wir Germanen verstehen nicht leicht, mit welchem dämonischen Zauber die Größe der alten Roma noch heute das Herz der romanischen Völker erschüttert. Glorreiche Erinnerungen aus der römischen Geschichte, für uns ein Gegenstand kühler gelehrter Forschung, haben für jene noch die Gewalt leibhaftiger Wirklichkeit: schier anderthalb Jahrtausende nach dem Fall der Gracchen konnte der große Name tribunus plebis das neurömische Volk in leidenschaftliche Erregung bringen. Auch den Franzosen bietet das römische Wesen manche Charakterzüge, die ihrer eigenen Natur entsprechen: Nationalstolz, militärischen Ehrgeiz, straffe Staatseinheit. Die Geschichte Roms, entstellt wie sie ist durch die Schulrhetoren des Alterthums, muß mit ihrem heroischen Pathos hinreißend wirken auf ein Volk, dessen Phantasie immer mehr rhetorisch als poetisch war. Die abstracten Tugendspiegel der römischen Annalen fügen sich willig dem gespreizten Kothurnschritt der französischen Bühne. Vornehmlich reizte das glänzende Vorbild der römischen Weltherrschaft die Eitelkeit der Franzosen. Dies Volk will nicht vergessen, daß einst Julianus an der Seine von den Legionen auf den Schild gehoben ward und von Paris aus die Welt bezwang. L'univers sous ton règne! jauchzten beflissene Hofpoeten dem vierzehnten Ludwig zu. Immerdar sonnte sich das Selbstgefühl des Hofs und des Volks

an dem Glanze der Cäsaren. Die Nation war nie befriedigter, als wenn sie ihren eigenen Herrscherstolz in einer großen Fürstengestalt verkörpert wiederfand. Selbst den ersten Bourbonenkönig nennt die Inschrift seines Denkmals an der neuen Brücke: Henricus magnus, imperator Galliae. Ein Voltaire kriecht, geblendet von Ludwig's Cäsarenruhme, bewundernd im Staube vor dem Todfeinde hugenottischer Glaubensfreiheit. Ludwig Napoleon sprach der Mehrzahl seiner Nation aus der Seele, als er einst Lamartine zurief: „Wir danken Rom alles, alles, bis auf den Namen."

Ebenso treffend ist es, wenn Treitschke bemerkt, daß Napoleon's Kriege doch nur wie ein letzter gigantischer Ausbruch jener Cabinetspolitik des 18. Jahrhunderts erscheinen, welche, jedes Recht, jedes Volksthum misachtend, nach Fürstenlaune mit den Völkern umsprang wie mit Schachfiguren. Einige letzte bezeichnende Striche im Charaktergemälde des Kaisers enthält die folgende Stelle:

Wir beginnen zu zweifeln, ob diesem Genie, das kein Maß zu halten weiß, ein Platz gebühre unter den reinen historischen Größen; unsere Zweifel mehren sich, wenn wir die Person des Helden schärfer ins Auge fassen. Die Armuth der Sprache, von tiefern Geistern seit langem schmerzlich empfunden, reicht am wenigsten aus für die Charakterzeichnung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine Züge, und unser Auge, das längst gelernt, diesen leisen Farbentönen der Seele mit reizbarem Verständniß zu folgen, sucht umsonst nach Worten für den Tiefsinn der psychologischen Betrachtung. Klingt es nicht lächerlich, zu sagen, daß der größte Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war? Und doch muß das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit über das Maß des Menschlichen hinausreicht, hat nie einen Blick gethan in den geheimnißvollen Kern des Daseins, nie geahnt, daß die Menschheit etwas anderes ist als eine wohlgeordnete Maschine, daß ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten sich bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Das Höchstpersönliche im Leben des einzelnen wie der Völker, die Welt der Ideale blieb ihm unfaßbar. Die weite Welt durchschaute die Gründe seines Sturzes, er allein nicht; denn wie sollte der Heimatlose verstehen, daß den Völkern selbst die heimische Unsitte theuerer ist als die fremde Sitte? Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Worte Blücher's: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl."

Ueber die Darstellung der Restauration können wir rascher hinweggehen; die Kritik der Regierung und der Parteien erscheint als eine zutreffende. Gegen den Irrthum Guizot's und der Doctrinäre: das Instrument, die Charte, sei vortrefflich gewesen, nur daß es an geschickten und wohlgesinnten Handwerkern gefehlt habe, macht Treitschke geltend, daß die jüngere, durch eine herbe Erfahrung über den Zusammenhang von Verwaltung und Verfassung belehrte Generation kaum noch begreife, wie man diesen „buntscheckigen Staatsbau", dessen Glieder einander „anheulten", als „das englische System" preisen konnte.

„Die goldenen Tage der Bourgeoisie", das Julikönigthum, wird von Treitschke mit einem wenig verhehlten Ingrimm geschildert, wie wir ihn bisher nur bei socialistischen Schriftstellern zu finden gewohnt sind. Das Regiment Ludwig Philipp's erscheint ihm als ein Regiment der Halbheit, der Unwahrheit:

Das Dasein der Krone ist ein unablässiger Kampf um das Dasein, ein Kampf, der jeden Gedanken an eine schöpferische, für die Dauer wirkende Staatskunst im Keime erstickt. Schon die Namen der politischen Systeme, welche unter dem Bürgerkönige einander ablösen, lassen errathen, wie diese Krone von vornherein mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen ist. Da finden wir eine Politik des Zugeständnisses, eine Politik des Widerstandes, der Versöhnung, des Gehenlassens, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund, durchweg das ohnmächtige Bewußtsein, daß die treibenden Kräfte der Zeit außerhalb der Regierung stehen.

Das Juliregiment war die Herrschaft des Mittelstandes und der Mittelparteien:

Wie hat die Bourgeoisie diese Probe bestanden? Sie bewährte nicht nur eine sehr geringe Begabung zur Leitung des Staats, sie offenbarte auch eine Roheit der ständischen Selbstsucht, welche den schnödesten Verirrungen des alten Adelshochmuths würdig an die Seite tritt. Das in allen Colonien feststehende Urtheil, daß ein kaufmännisches Regiment die kleinlichste und engherzigste Form der Misregierung sei, ist durch die französische Bourgeoisie nicht widerlegt; die in der Republik der Niederlande erprobte Erfahrung, daß der Mittelstand eine kühne auswärtige Politik nicht zu führen vermag, ist durch Ludwig Philipp abermals bestätigt worden.

Weiterhin heißt es:

Wenn wir diese Bourgeoisie betrachten, wie sie, verknöchert in ihrer Selbstsucht, ihrem Dünkel, auf der weiten Welt nichts sehen mag denn allein sich selber, so erinnern wir uns unwillkürlich jener adelichen Damen des alten Régime, die sich unbefangen in Gegenwart ihrer männlichen Diener entkleideten, weil ihnen der Gedanke ganz fern lag, daß die Canaille sozusagen auch zu den Menschen gehöre. „Wir", ruft Guizot seinen Getreuen zu, „wir, die drei Gewalten, sind die einzigen gesetzlichen Organe der Volkssouveränetät; außer uns gibt es nur Usurpation und Revolution." Mag der Pöbel um Hülfe schreien und sich zusammenrotten zu verzweifeltem Kampfe, um arbeitend zu leben oder kämpfend zu sterben — das pays légal, die Kammer und die reiche Wählerschaft, hält zu dem Systeme, darum steht dem Bürgerkönig fest die pensée immuable, daß jeder Schritt über die bestehende Oligarchie hinaus zur Zerrüttung der Gesellschaft führt. Die Ordnungsliebe der herrschenden Klasse steigert sich zum Fanatismus der Ruhe; für das arme Volk erfindet das Geldprotzenthum den niederträchtigen Ausdruck „die gefährlichen Klassen". Gleich den Arbeitern behandelt die Oligarchie auch alle übrigen socialen Elemente, die nicht zu ihr gehören, mit vollendeter Geringschätzung.

Die Staatsmänner des Julikönigthums, Guizot mit seinem öden Doctrinarismus verfallen scharfer Verurtheilung, ebenso die auswärtige Politik Ludwig Philipp's, die zwar nie eine wahre Großmachtspolitik, aber doch eine Friedenspolitik war. Ludwig Philipp pflegte zu sagen: „Der Krieg ist die Revolution", ein Ausspruch, der in jüngster Zeit in bemerkenswerther Weise sich bestätigt hat; das zusammenbrechende second empire empfindet seine Wahrheit. Treitschke hebt dagegen die „hochherzigen Impulse" hervor, welche sich „in der Phantasterei der französischen Kriegslust unzweifelhaft verbergen". Wir verdanken diesen „hochherzigen Impulsen" jedenfalls auch den mörderischen Krieg von 1870 und sind daher gewiß nicht geneigt, in dies Loblied mit einzustimmen, das noch einmal in der folgenden Variation erklingt:

Nur der Haß kann leugnen, daß dem propagandistischen Triebe der Franzosen nicht allein eitle Ueberhebung, sondern auch ein weitherziger Idealismus zu Grunde liegt — ein hochsinniger Zug, der durch tausend Trübungen hindurch in den Eroberungszügen des Convents, in dem italienischen Feldzuge Napoleon's III. und vor allem in dem sittlich reinsten Kriege des neuen Frankreich, in dem Kampfe für die Unabhängigkeit Nordamerikas, unverkennbar hervortritt. Auch jetzt riefen edle und verwerfliche Leidenschaften, Ruhmsucht und Habgier, Hochmuth und Schwärmerei für Völkerbeglückung, und am aller-

lautesten die unstete Neuerungssucht dieses nervös aufgeregten Geschlechts nach einem großen Kriege für die Freiheit.

Das Charakterbild Ludwig Philipp's selbst, welches Treitschke entwirft, ist so wenig geschmeichelt, es hebt mit solcher Vorliebe die ungünstigen Züge hervor, daß wir dem von Gervinus entworfenen Porträt wegen gerechterer Vertheilung von Licht und Schatten den Vorzug geben. Treitschke sagt:

Wie das System selber, so vermochten auch die Personen seiner Träger nicht, diesem Soldatenvolke ins Herz zu wachsen. Mochten des Königs Schmeichler den Helden von Jemappes feiern, diese âme toute française, die nie das Schwert gegen Frankreich geführt — der Herzog von Chartres hatte doch die glorreichsten Tage seines Landes nicht mit seinem Volke verlebt. Es war, als ob der Instinct der Massen etwas ahnte von der längst vergessenen Thatsache, daß dieser Schüler Dumouriez' während des Kaiserreichs mehrmals sich zum Kriegszuge gegen das Vaterland erboten hatte. Auch an den Orleans haftete etwas von dem Bourbonenfluche, ein nationaler Herrscher ist Ludwig Philipp nie gewesen. Nachdem die kleinen Künste des königlichen Regenschirms vernutzt waren, verspottete die Presse die Person des Königs und seinen Birnenkopf mit einer erbitterten Ironie, einer Keckheit, die selbst gegen Karl X. nie gewagt worden. Das Mistrauen der öffentlichen Meinung folgt jedem seiner Schritte, macht ihn zum unfreiesten Manne seines Volks; er wagt nicht einmal ein Opernunternehmen zu unterstützen, aus Furcht, die Nation werde gewinnsüchtige Speculation dahinter wittern. Man mag in alledem die Wildheit eines fieberischen Parteikampfes tadeln — ein rechter Franzose war dieser König nicht, der schlane Handelsmann, der nie jung gewesen, der durch kleine feige Ränke hindurch den Weg zum Throne geschlichen war und als König noch die alten schon dem Prinzen unziemlichen Krämerkünste übte, der mit all seiner Welterfahrung die begeisternde Macht der Ideen nie gekannt, bei all seiner Sanftmuth die schönste Pflicht des Königthums, die Beschützung der Bedrängten, nie begriffen hat und bei all seiner bürgerlichen Solidität doch im Stande war zu Gaunerstreichen, wie zu jenem Wortbruche gegen den gefangenen Abd-el-Kader. Selbst die Tugenden seines bürgerlich-schlichten häuslichen Lebens blieben diesem ritterlichen Volke unverständlich.

Im Zusammenhang der Darstellung macht die vernichtende Kritik des Julikönigthums doch den Eindruck, als ob sie der darauffolgenden Charakteristik des second empire zur Folie dienen sollte, sowie das Porträt Ludwig Philipp's demjenigen des dritten Napoleon. Dieser wird uns in seiner Jugend als homme carré, als doux entêté geschildert, phlegmatisch als ob holländisches Blut in seinen Adern flösse, ein unfranzösisches Temperament, das tiefe nachhaltige Leidenschaften keineswegs ausschließt. Die Attentate von Strasburg und Boulogne werden in ihrer Lächerlichkeit dargestellt; aber den publicistischen Arbeiten des Prinzen wird eine Anerkennung gezollt, der man mit einiger Einschränkung nur zustimmen kann:

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals misachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publicistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urtheilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientiren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichthum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt; doch er versteht vortrefflich, in discussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurechtzulegen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Der Prinz verlangte in dem berühmtesten seiner Aussprüche von dem Politiker, er solle an der Spitze der Ideen seines Jahrhunderts schreiten, auf daß sie ihn nicht stürzen. Mit Recht meint Treitschke, daß er dieser Forderung nur halb genügt habe. Die Bedeutung des vierten Standes und der socialen Frage habe er wohl erkannt; aber jene Mächte des Idealismus, die auch unserer nüchternen Epoche nicht fehlen, seien ihm fremd geblieben. In der That kennt Napoleon III. nur einen Idealismus, den der „Napoleonischen Ideen", und dieser muß verdächtig erscheinen, weil er mit den persönlichen Interessen seines Vertreters vollständig zusammenfällt.

Einen kleinen, hier eingeschobenen Excurs über deutsche und französische Sitten wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, da er einen oft nicht genug beachteten Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt. In der heutigen Epoche ist dies um so nöthiger, als die gerechte Entrüstung über den vom Zaun gebrochenen Volkskrieg leicht dazu geneigt machen dürfte, mit dem Volkshaß auch wieder die früher beliebte „Franzosenfresserei" in Schwung zu bringen. Daß wir uns von den schlechten französischen Einflüssen und Sitten emancipiren, ist gewiß in der Ordnung; keineswegs aber dürfen wir alles, was von einem so bedeutenden geistigen Culturvolk wie die Franzosen zur Entwickelung der Menschheit beigesteuert worden ist, geradezu misachten oder ganz über Bord werfen. Treitschke wendet sich gegen den „pharisäerhaften Dünkel", mit welchem oft über die Unzucht der Sitten und Schriften unserer Nachbarn abgesprochen wird:

Wir wollten sie wahrlich gern entbehren, jene tugendhaften Urtheile idealer Kritiker über das reale Laster des neuen Frankreich, welche heute ehrenfest in den Feuilletons unserer Zeitungen einherstolziren und — alsbald dem allgemeinen Hohngelächter verfallen würden, wenn die anonymen Verfasser ihre eigenen reinen Namen enthüllen wollten. Am lautesten pflegt das Verdammungsurtheil über das neu-französische Babylon in den wiener Blättern angestimmt zu werden — in jenem Wien, das sittlich unzweifelhaft tiefer steht als Paris, denn an der Donau wird schwerlich weniger gesündigt und gewiß weit weniger gearbeitet als an der Seine. Die Urheber solcher wohlfeiler Moralpredigten vergessen, wie tief wir einst selber, zur Zeit des Jungen Deutschland, in die Netze der pariser Sirene verstrickt waren. Sie vergessen, daß das Urtheil gerade über die feinsten sittlichen Fragen, trotz des Christenthums und trotz des schwunghaften Weltverkehrs, ein je nach dem Volksthum verschiedenes sein und bleiben muß. Das ungestüme Blut unserer Jugend liebt einmal, beim Zechen und Raufen, das Feuer der jungen Franzosen, in galanten Abenteuern sich auszutoben; und die Frage, welche dieser nationalen Schwächen für haltlose Naturen verderblicher sei, ist keineswegs leicht, sie ist jedenfalls nicht für alle Menschen auf die gleiche Weise zu beantworten. Wir bleiben ein in jedem Sinne schwereres Volk denn unsere Nachbarn.

Die Februarrevolution hat nach der Ansicht unsers Autors „gar nichts des Bewunderungswürdigen", die Zerrüttung der Verhältnisse, die allgemeine Verlogenheit, die bare Gedankenlosigkeit der Todesangst gehören zur Signatur der Epoche; der Sieg der Junitage, „des furchtbarsten socialen Kampfes, den die neue Geschichte seit dem

deutschen Bauernkrieg gesehen hat", war der Sieg der Bourgeoisrepublik, die zur Monarchie zurückstrebte. Die neue republikanische Verfassung nennt Treitschke „die widersinnigste unter den vielen todtgeborenen Constitutionen jenes Jahres". Wir haben diese Constitution, sowie die innere und äußere Politik der Zeit erst vor kurzem in d. Bl. besprochen; die innern Widersprüche derselben werden von Treitschke in ganz ähnlicher Weise auseinandergesetzt, wie von dem Verfasser der Schrift über den „Staatsstreich vom 2. December". Die Advocatur für diesen Staatsstreich übernimmt Treitschke indeß in einer Weise, die doch wol nur die Ueberhebung staatsmännischer Ueberweisheit ist; denn wenn er auf der einen Seite sagt, daß der 2. December eine Nothwendigkeit gewesen sei könne kein Mann von politischem Urtheil bestreiten, und dann wieder eine Verschwörung, die von den Hütern des Gesetzes ausgeht, die häßlichste aller Rechtsverletzungen nennt, welche durch die sittliche Nichtigkeit der Gesellen des Präsidenten fast unsühnbar geworden sei, wenn er die maßlose und unnütze Brutalität in der Ausführung des Staatsstreichs tadelt, so erhält sein Urtheil doch etwas Schielendes und politische Weisheit und moralische Entrüstung bilden eine ungelöste Dissonanz. Hier lesen wir, daß der Staatsstreich eine Nothwendigkeit war; dort, das Schreckliche der Katastrophe liege in der Thatsache, daß die Mehrheit der Nation ihn billigte. Warum sollte die Mehrheit der Nation nicht eine „Nothwendigkeit" billigen? kann in dieser Bewährung des „politischen Urtheils", in dieser Vorwegnahme deutscher Professorenweisheit denn etwas so „Schreckliches" liegen?

Die Construction der faits accomplis als „politischer Nothwendigkeiten" gehört zu den Erbkrankheiten unserer Gelehrsamkeit; ihr zu Grunde liegt eine misverständliche Anwendung des Hegel'schen Satzes von der Vernünftigkeit des Wirklichen und im Grunde die unerquickliche Lobpreisung des Erfolgs. Der 2. December war ein Verbrechen, keine Nothwendigkeit, vielleicht eine Nothwendigkeit für den Präsidenten Bonaparte, obgleich auch dies bestritten und die Wahrscheinlichkeit seiner immerhin verfassungswidrigen Wiederwahl von vielen Seiten behauptet wird. Für diejenige staatsmännische und mitschuldige Weisheit, welche in dem 2. December einen Act politischer Nothwendigkeit sieht, zahlen wir noch im Jahre 1870 die Schul- und Kriegskosten. Es ist Zeit, daß dieser letzte Rest der Napoleonischen Legende aus den Köpfen unserer Staatsweisen entschwinde.

Die Kritik der „persönlichen Tyrannis", des verantwortlichen Kaisers als des homme-peuple, des ganzen Verfassungssystems als eines gouvernement indiscutable leugnet nicht, daß das Kaiserreich eine Gewaltherrschaft und ein rechtloser Zustand geblieben ist, daß der geistige Adel der Nation sich mit sittlichem Ekel von ihm abwendet, sie analysirt das dem Anschein nach consequente Verfassungsgebäude und seine Körperschaften; doch sie sucht das Heil nicht in entschlossenem Einlenken in die Bahn des parlamentarischen Systems, in welcher der Kaiser und sein Minister Ollivier neuerdings selbst die Krönung des Gebäudes erblickten, nicht in der Theilung der Gewalten, sondern in der Beschränkung der Staatsgewalt durch Selbstverwaltung, in der Decentralisation, welche das Schlagwort einer großen französischen Publicistenschule geworden ist. Treitschke findet das größte Hinderniß der Selbstverwaltung in der Herrschaft des vierten Standes. In der Begünstigung dieser Herrschaft liegt ein Hauptcharakterzug des neuen Bonapartismus, in der Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen vielleicht sein Hauptverdienst.

Einer Charakteristik der industriellen Unternehmungen, des großen Creditschwindels, der an die Law'schen Zeiten erinnert, während der Handelsvertrag mit England von Treitschke mit Recht als eine von den undankbaren Zeitgenossen halb vergessene große That des Kaisers gefeiert wird, einer skizzirten Darstellung der Cultur- und Literaturzustände des second empire, der kirchlichen Reaction, die als furchtbare Feindin der geistigen Bildung der Nation in fortwährendem Wachsthum begriffen ist, folgt ein Ueberblick über die auswärtige Politik des Kaiserreichs, welcher durch die neuesten Ereignisse vielfach lückenhaft und unhaltbar geworden ist. Wenn Treitschke behauptet, daß der Deutsche mit begreiflicher Theilnahme auf die Napoleonische Mittelpartei unter Ollivier's Führung sehe, so hat sich diese Napoleonische Mittelpartei, welche in dem „liberalen" Ministerium Ollivier ans Ruder kam, durch die freche, gänzlich unmotivirte Kriegserklärung gegen Deutschland längst um jeden Rest der Theilnahme gebracht und statt derselben gerechten Haß eingeerntet. Wenn Treitschke an einer andern Stelle sagt: „Wir vermuthen nicht mehr, nein, wir haben seit dem Sommer 1866 die actenmäßige Gewißheit, daß die Höfe des Rheinbundes nach der ersten Niederlage Preußens augenblicklich bereit sein werden, abermals das Joch des Fremden zu tragen, und das Volk im Süden besitzt weder die Macht noch den festen Willen, sie daran zu hindern", so hat die Begeisterung und die Treue gegen die Verträge, welche die Fürsten und Stämme des deutschen Südens gleichmäßig beseelte, und welche die süddeutschen Truppen mit ihrem Blute besiegelt haben, jene mistrauischen Vermuthungen glänzend widerlegt. Treitschke ist übrigens von der Friedensliebe des Kaisers vollkommen überzeugt, im Gegensatze zu unsern Lyrikern, welche den Cäsar allein verantwortlich machen für alle Greuel des Kriegs; er sagt an einer Stelle:

> Die vielverspottete Versicherung des Kaisers: l'empire c'est la paix, war von Haus aus ernst gemeint. Alle Schöpfungen des monarchischen Socialismus verlangen den Frieden, auch die ernste, gedankenreiche europäische Politik Napoleon's III. hat mit roher Schlaglust nichts gemein. Und doch bedarf er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verdankt das Kaiserreich dem Cultus des Kriegsruhms sein Dasein. Man pflegt von Amts wegen die chauvinistischen Gedanken. In allen bedenklichen Zeiten müssen die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach dem Staatsstreiche, so nach dem Tage von Königgrätz. In der Militärschule von St.-Cyr trägt Hr. Lavallee die Lehre von den natürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor. Sogar der Minister Duruy, der Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrüstung zurück auf „jene ungeheure Lücke in unsern Grenzen", die sich von Lauterburg bis Dünkirchen ausdehnt. Die deutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberechtigtes rohes Patois; und allein dem persönlichen Billigkeitsgefühle des Kaisers verdanken die Elsasser, daß ihre Sprache aus den Schulen nicht verschwunden ist.

lautesten die unstete Neuerungssucht dieses nervös aufgeregten Geschlechts nach einem großen Kriege für die Freiheit.

Das Charakterbild Ludwig Philipp's selbst, welches Treitschke entwirft, ist so wenig geschmeichelt, es hebt mit solcher Vorliebe die ungünstigen Züge hervor, daß wir dem von Gervinus entworfenen Porträt wegen gerechterer Vertheilung von Licht und Schatten den Vorzug geben. Treitschke sagt:

Wie das System selber, so vermochten auch die Personen seiner Träger nicht, diesem Soldatenvolke ins Herz zu wachsen. Mochten des Königs Schmeichler den Helden von Jemappes feiern, diese âme toute française, die nie das Schwert gegen Frankreich geführt — der Herzog von Chartres hatte doch die glorreichsten Tage seines Landes nicht mit seinem Volke verlebt. Es war, als ob der Instinct der Massen etwas ahnte von der längst vergessenen Thatsache, daß dieser Schüler Dumouriez' während des Kaiserreichs mehrmals sich zum Kriegszuge gegen das Vaterland erboten hatte. Auch an den Orleans haftete etwas von dem Bourbonenfluche, ein nationaler Herrscher ist Ludwig Philipp nie gewesen. Nachdem die kleinen Künste des königlichen Regenschirms vernutzt waren, verspottete die Presse die Person des Königs und seinen Birnenkopf mit einer erbitterten Ironie, einer Keckheit, die selbst gegen Karl X. nie gewagt worden. Das Mistrauen der öffentlichen Meinung folgt jedem seiner Schritte, macht ihn zum unfreiesten Manne seines Volks; er wagt nicht einmal ein Opernunternehmen zu unterstützen, aus Furcht, die Nation werde gewinnsüchtige Speculation dahinter wittern. Man mag in alledem die Wildheit eines fieberischen Parteikampfes tadeln — ein rechter Franzose war dieser König nicht, der schlaue Handelsmann, der nie jung gewesen, der durch kleine feige Ränke hindurch den Weg zum Throne geschlichen war und als König noch die alten schon dem Prinzen unziemlichen Krämerkünste übte, der mit all seiner Welterfahrung die begeisternde Macht der Ideen nie gekannt, bei all seiner Sanftmuth die schönste Pflicht des Königthums, die Beschützung der Bedrängten, nie begriffen hat und bei all seiner bürgerlichen Solidität doch im Stande war zu Gaunerstreichen, wie zu jenem Wortbruche gegen den gefangenen Abd-el-Kader. Selbst die Tugenden seines bürgerlich-schlichten häuslichen Lebens blieben diesem ritterlichen Volke unverständlich.

Im Zusammenhang der Darstellung macht die vernichtende Kritik des Julikönigthums doch den Eindruck, als ob sie der darauffolgenden Charakteristik des second empire zur Folie dienen sollte, sowie das Porträt Ludwig Philipp's demjenigen des dritten Napoleon. Dieser wird uns in seiner Jugend als homme carré, als doux entêté geschildert, phlegmatisch als ob holländisches Blut in seinen Adern flösse, ein unfranzösisches Temperament, das tiefe nachhaltige Leidenschaften keineswegs ausschließt. Die Attentate von Strasburg und Boulogne werden in ihrer Lächerlichkeit dargestellt; aber den publicistischen Arbeiten des Prinzen wird eine Anerkennung gezollt, der man mit einiger Einschränkung nur zustimmen kann:

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals misachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publicistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urtheilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientiren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichthum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt; doch er versteht vortrefflich, in discussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurechtzulegen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Der Prinz verlangte in dem berühmtesten seiner Aussprüche von dem Politiker, er solle an der Spitze der Ideen seines Jahrhunderts schreiten, auf daß sie ihn nicht stürzen. Mit Recht meint Treitschke, daß er dieser Forderung nur halb genügt habe. Die Bedeutung des vierten Standes und der socialen Frage habe er wohl erkannt; aber jene Mächte des Idealismus, die auch unserer nüchternen Epoche nicht fehlen, seien ihm fremd geblieben. In der That kennt Napoleon III. nur einen Idealismus, den der „Napoleonischen Ideen", und dieser muß verdächtig erscheinen, weil er mit den persönlichen Interessen seines Vertreters vollständig zusammenfällt.

Einen kleinen, hier eingeschobenen Excurs über deutsche und französische Sitten wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, da er einen oft nicht genug beachteten Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt. In der heutigen Epoche ist dies um so nöthiger, als die gerechte Entrüstung über den vom Zaun gebrochenen Volkskrieg leicht dazu geneigt machen dürfte, mit dem Volkshaß auch wieder die früher beliebte „Franzosenfresserei" in Schwung zu bringen. Daß wir uns von den schlechten französischen Einflüssen und Sitten emancipiren, ist gewiß in der Ordnung; keineswegs aber dürfen wir alles, was von einem so bedeutenden geistigen Culturvolk wie die Franzosen zur Entwickelung der Menschheit beigesteuert worden ist, geradezu misachten oder ganz über Bord werfen. Treitschke wendet sich gegen den „pharisäerhaften Dünkel", mit welchem oft über die Unzucht der Sitten und Schriften unserer Nachbarn abgesprochen wird:

Wir wollten sie wahrlich gern entbehren, jene tugendhaften Urtheile idealer Kritiker über das reale Laster des neuen Frankreich, welche heute ehrenfest in den Feuilletons unserer Zeitungen einherstolziren und — alsbald dem allgemeinen Hohngelächter verfallen würden, wenn die anonymen Verfasser ihre eigenen reinen Namen enthüllen wollten. Am lautesten pflegt das Verdammungsurtheil über das neu-französische Babylon in den wiener Blättern angestimmt zu werden — in jenem Wien, das sittlich unzweifelhaft tiefer steht als Paris, denn an der Donau wird schwerlich weniger gesündigt und gewiß weit weniger gearbeitet als an der Seine. Die Urheber solcher wohlfeiler Moralpredigten vergessen, wie tief wir einst selber, zur Zeit des Jungen Deutschland, in die Netze der pariser Sirene verstrickt waren. Sie vergessen, daß das Urtheil gerade über die feinsten sittlichen Fragen, trotz des Christenthums und trotz des schwunghaften Weltverkehrs, ein je nach dem Volksthum verschiedenes sein und bleiben muß. Das ungestüme Blut unserer Jugend liebt einmal, beim Zechen und Raufen, das Feuer der jungen Franzosen, in galanten Abenteuern sich auszutoben; und die Frage, welche dieser nationalen Schwächen für haltlose Naturen verderblicher sei, ist keineswegs leicht, sie ist jedenfalls nicht für alle Menschen auf die gleiche Weise zu beantworten. Wir bleiben ein in jedem Sinne schwereres Volk denn unsere Nachbarn.

Die Februarrevolution hat nach der Ansicht unsers Autors „gar nichts des Bewunderungswürdigen", die Zerrüttung der Verhältnisse, die allgemeine Verlogenheit, die bare Gedankenlosigkeit der Todesangst gehören zur Signatur der Epoche; der Sieg der Junitage, „des furchtbarsten socialen Kampfes, den die neue Geschichte seit dem

deutschen Bauernkrieg gesehen hat", war der Sieg der Bourgeoisrepublik, die zur Monarchie zurückstrebte. Die neue republikanische Verfassung nennt Treitschke „die widersinnigste unter den vielen todtgeborenen Constitutionen jenes Jahres". Wir haben diese Constitution, sowie die innere und äußere Politik der Zeit erst vor kurzem in d. Bl. besprochen; die innern Widersprüche derselben werden von Treitschke in ganz ähnlicher Weise auseinandergesetzt, wie von dem Verfasser der Schrift über den „Staatsstreich vom 2. December". Die Advocatur für diesen Staatsstreich übernimmt Treitschke indeß in einer Weise, die doch wol nur die Ueberhebung staatsmännischer Ueberweisheit ist; denn wenn er auf der einen Seite sagt, daß der 2. December eine Nothwendigkeit gewesen sei könne kein Mann von politischem Urtheil bestreiten, und dann wieder eine Verschwörung, die von den Hütern des Gesetzes ausgeht, die häßlichste aller Rechtsverletzungen nennt, welche durch die sittliche Nichtigkeit der Gesellen des Präsidenten fast unsühnbar geworden sei, wenn er die maßlose und unnütze Brutalität in der Ausführung des Staatsstreichs tadelt, so erhält sein Urtheil doch etwas Schielendes und politische Weisheit und moralische Entrüstung bilden eine ungelöste Dissonanz. Hier lesen wir, daß der Staatsstreich eine Nothwendigkeit war; dort, das Schreckliche der Katastrophe liege in der Thatsache, daß die Mehrheit der Nation ihn billigte. Warum sollte die Mehrheit der Nation nicht eine „Nothwendigkeit" billigen? kann in dieser Bewährung des „politischen Urtheils", in dieser Vorwegnahme deutscher Professorenweisheit denn etwas so „Schreckliches" liegen?

Die Construction der faits accomplis als „politischer Nothwendigkeiten" gehört zu den Erbkrankheiten unserer Gelehrsamkeit; ihr zu Grunde liegt eine misverständliche Anwendung des Hegel'schen Satzes von der Vernünftigkeit des Wirklichen und im Grunde die unerquickliche Lobpreisung des Erfolgs. Der 2. December war ein Verbrechen, keine Nothwendigkeit, vielleicht eine Nothwendigkeit für den Präsidenten Bonaparte, obgleich auch dies bestritten und die Wahrscheinlichkeit seiner immerhin verfassungswidrigen Wiederwahl von vielen Seiten behauptet wird. Für diejenige staatsmännische und mitschuldige Weisheit, welche in dem 2. December einen Act politischer Nothwendigkeit sieht, zahlen wir noch im Jahre 1870 die Schul- und Kriegskosten. Es ist Zeit, daß dieser letzte Rest der Napoleonischen Legende aus den Köpfen unserer Staatsweisen entschwinde.

Die Kritik der „persönlichen Tyrannis", des verantwortlichen Kaisers als des homme-peuple, des ganzen Verfassungssystems als eines gouvernement indiscutable leugnet nicht, daß das Kaiserreich eine Gewaltherrschaft und ein rechtloser Zustand geblieben ist, daß der geistige Adel der Nation sich mit sittlichem Ekel von ihm abwendet, sie analysirt das dem Anschein nach consequente Verfassungsgebäude und seine Körperschaften; doch sie sucht das Heil nicht in entschlossenem Einlenken in die Bahn des parlamentarischen Systems, in welcher der Kaiser und sein Minister Ollivier neuerdings selbst die Krönung des Gebäudes erblickten, nicht in der Theilung der Gewalten, sondern in der Beschränkung der Staatsgewalt durch Selbstverwaltung, in der Decentralisation, welche das Schlagwort einer großen französischen Publicistenschule geworden ist. Treitschke findet das größte Hinderniß der Selbstverwaltung in der Herrschaft des vierten Standes. In der Begünstigung dieser Herrschaft liegt ein Hauptcharakterzug des neuen Bonapartismus, in der Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen vielleicht sein Hauptverdienst.

Einer Charakteristik der industriellen Unternehmungen, des großen Creditschwindels, der an die Law'schen Zeiten erinnert, während der Handelsvertrag mit England von Treitschke mit Recht als eine von den undankbaren Zeitgenossen halb vergessene große That des Kaisers gefeiert wird, einer skizzirten Darstellung der Cultur- und Literaturzustände des second empire, der kirchlichen Reaction, die als furchtbare Feindin der geistigen Bildung der Nation in fortwährendem Wachsthum begriffen ist, folgt ein Ueberblick über die auswärtige Politik des Kaiserreichs, welcher durch die neuesten Ereignisse vielfach lückenhaft und unhaltbar geworden ist. Wenn Treitschke behauptet, daß der Deutsche mit begreiflicher Theilnahme auf die Napoleonische Mittelpartei unter Ollivier's Führung sehe, so hat sich diese Napoleonische Mittelpartei, welche in dem „liberalen" Ministerium Ollivier ans Ruder kam, durch die freche, gänzlich unmotivirte Kriegserklärung gegen Deutschland längst um jeden Rest der Theilnahme gebracht und statt derselben gerechten Haß eingeerntet. Wenn Treitschke an einer andern Stelle sagt: „Wir vermuthen nicht mehr, nein, wir haben seit dem Sommer 1866 die actenmäßige Gewißheit, daß die Höfe des Rheinbundes nach der ersten Niederlage Preußens augenblicklich bereit sein werden, abermals das Joch des Fremden zu tragen, und das Volk im Süden besitzt weder die Macht noch den festen Willen, sie daran zu hindern", so hat die Begeisterung und die Treue gegen die Verträge, welche die Fürsten und Stämme des deutschen Südens gleichmäßig beseelte, und welche die süddeutschen Truppen mit ihrem Blute besiegelt haben, jene mistrauischen Vermuthungen glänzend widerlegt. Treitschke ist übrigens von der Friedensliebe des Kaisers vollkommen überzeugt, im Gegensatze zu unsern Lyrikern, welche den Cäsar allein verantwortlich machen für alle Greuel des Kriegs; er sagt an einer Stelle:

> Die vielverspottete Versicherung des Kaisers: l'empire c'est la paix, war von Haus aus ernst gemeint. Alle Schöpfungen des monarchischen Socialismus verlangen den Frieden, auch die ernste, gedankenreiche europäische Politik Napoleon's III. hat mit roher Schlaglust nichts gemein. Und doch bedarf er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verdankt das Kaiserreich dem Cultus des Kriegsruhms sein Dasein. Man pflegt von Amts wegen die chauvinistischen Gedanken. In allen bedenklichen Zeiten müssen die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach dem Staatsstreiche, so nach dem Tage von Königgrätz. In der Militärschule von St.-Cyr trägt Hr. Lavallee die Lehre von den natürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor. Sogar der Minister Duruy, der Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrüstung zurück auf „jene ungeheure Lücke in unsern Grenzen", die sich von Lauterburg bis Dünkirchen ausdehnt. Die deutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberechtigtes rohes Patois; und allein dem persönlichen Billigkeitsgefühle des Kaisers verdanken die Elsasser, daß ihre Sprache aus den Schulen nicht verschwunden ist.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Die Mäßigung und Weisheit des Kaisers ist noch immer der beste Verbündete, den wir in Frankreich besitzen. Was auch der diplomatische Klatsch sich zuraunen mag von der Schlummersucht des Kaisers, die nur durch einen Schlag von mächtiger Hand auf Augenblicke gestört werden könne — so tief ist der bedeutende Mann doch nicht gesunken, daß er die furchtbaren Gefahren eines Kriegs mit Deutschland nicht sehen sollte. Seine Freunde wahrlich sind es nicht, die das Kriegsgeschrei am lautesten erheben; nicht bei den Thiers und Jules Favre und den andern falschen Götzen einer urtheilslosen öffentlichen Meinung ist der Rath zu finden, der Frankreich frommen mag. Der Kaiser hat in den lombardischen Ebenen gelernt, daß ihm die Gaben des großen Feldherrn versagt sind und auch seine Leibeskraft für einen zweiten Feldzug schwerlich ausreichen wird. Für das Haus Bonaparte aber ist ein vom Rheine siegreich heimkehrender französischer Marschall kaum minder gefährlich als ein zum dritten male in Paris einziehender preußischer Feldherr. So stehen wir heute: jeder neue Tag friedlicher Gewöhnung befestigt freilich die Sicherheit Europas, doch zuletzt hängt die Ruhe der Welt noch immer an dem unberechenbaren Spiele der politischen Kräfte im Innern Frankreichs. Wie der Kaiser den Ultramontanen zu Liebe das Schwert ziehen mußte gegen die Italiener, so können ihn auch jetzt steigende Verlegenheiten der innern Politik in die Arme der Chauvinisten, zu einem ruchlosen Raubzuge gegen Deutschland treiben. Nach siebzehn Jahren ungeheuerer Arbeit ist er dahin gelangt, daß sein Regiment diesseit wie jenseit der Grenzen wieder einem ebenso allgemeinen Mistrauen begegnet wie einst nach dem 2. December. Die Krankheit des französischen Staats hat für den ganzen Welttheil einen Zustand banger Spannung geschaffen, der dieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht würdig ist. Noch einige Schritte weiter, und der Name Napoleon III. kann bei der Nachwelt einem Rufe verfallen, den er nicht verdient.

In den letzten Sätzen zeigt sich wieder die prophetische Ader unsers Autors. Auch was die Aussichten für die Zukunft Frankreichs betrifft, so ist die folgende Charakteristik der politischen Parteien durch den jetzigen Krieg keineswegs veraltet, sondern in den Vordergrund des europäischen Interesses gerückt:

Und doch sehen wir keinen Mann und keine Partei, welche im Stande wären, den Kaiser zu ersetzen. Die herbe Geringschätzung des Selbstherrschers gegen seine Feinde, gegen den Schaumwein der Oppositionsreden ist nur zu begreiflich. Die alten Parteien scheinen vernutzt, neue sind nicht entstanden. Die Monarchie der Bourbonen und der Orleans bildete Republikaner, die Republik erzog ein Geschlecht von Reactionären; unter dem Kaiserreiche hat der Geist des Widerspruchs zwar der Unzufriedenen viele, doch nicht eine starke liberale Partei mit festen Zielen geschaffen. Die Herrschaft der Legitimisten ist in dem neuen Frankreich unmöglich — wenn anders wir das gefährliche Wort auf die unberechenbaren Zustände dieses Reichs anwenden dürfen. Die Orleanisten haben wenig gelernt. Nicht blos ihre Flüchtlinge verzehren sich in unfruchtbarem Hasse, wie jener einst so besonnene Dunoyer, der in seinem Werke über das zweite Kaiserreich nur sinnlose Zornreden und das ewige quiconque est loup agisse en loup zu sagen weiß. Auch die daheim geblieben, sind den Ideen verschollener Tage nicht entwachsen: verantwortliche Minister und eine feindselige Haltung gegen Deutschland würden ihnen genügen. Die gemäßigten Republikaner zählen noch immer wie vor zwanzig Jahren viele hochachtbare mannhafte Namen, aber die Masse steht nicht hinter ihnen, und auch sie leben weniger in neuen Gedanken als in dem alten Hasse gegen den 2. December, „der kein Datum, sondern ein Verbrechen ist“. Von den Radicalen sind die einen übergelaufen zu dem rothen Prinzen, die andern berauschen sich an Traumbildern, die jeden Staat, jede Ordnung der Gesellschaft zerstören müssen.

Als das Resultat der umfassenden Darstellung des Bonapartismus wird die Ansicht ausgesprochen, daß die Gedanken des Repräsentativsystems durch den Bonapartismus nicht überwunden sind, und daß wir hoffen dürfen, es werde sich für ihren unverwüstlichen Kern eine moderne Form finden lassen. Studien über die Entwickelung des Systems in der Gegenwart und das Ziel, dem dieselbe zustrebt, bestimmen die Physiognomie des Aufsatzes über „das constitutionelle Königthum in Deutschland“, von dem der Verfasser im Vorwort sagt:

Er hat seinen Zweck erreicht, wenn er den Leser bestärkt in dem Vertrauen, daß das constitutionelle System auf deutschem Boden eine lebensvolle, nationale Ausbildung empfangen wird. Noch sind der Gebrechen, welche das unfertige parlamentarische Leben des preußischen Staats entstellen, nur allzu viele. Es frommt nicht, die berechtigten Klagen, welche den deutschen Markt erfüllen, zu verstärken durch doctrinäre Launen; es frommt nicht, diesen deutschen Staat darum zu schelten, weil er einem willkürlich aus der Fremde entlehnten Idealbilde nicht entspricht und nicht entsprechen darf.

Die Abhandlung beginnt mit einem historischen Rückblick, schildert dann die conservativen Kräfte im preußischen Staate, die Krone, das Heer, das Beamtenthum, kritisirt als falsche Ideale die Parteiregierung und das unbeschränkte Steuerverweigerungsrecht, stellt dagegen als erreichbare Ziele rechtliche Schranken für die Verwaltung, Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden und die Freiheit der geistigen Bildung, als schönes Ziel deutscher Entwickelung aber den deutschen Gesammtstaat hin. Treitschke verlangt eine lebendige monarchische Gewalt. Das Herrscherhaus der Hohenzollern habe seit zwei Jahrhunderten den deutschen Staat vertreten; es sei fast die einzige politische Kraft, welche die moderne Welt mit der Vergangenheit verbinde; deshalb dürfe eine treue und gerechte Nation einem Herrscherhause von solcher Vergangenheit nicht jenes Mistrauen entgegenbringen, das nach der alten constitutionellen Theorie die vorherrschende Empfindung eines freien Volks sein solle:

Die monarchische Gesinnung wurzelt felsenfest in unserer Nation, sie ist die männliche Empfindung eines freien Volks, sie entspringt der dankbaren Erkenntniß, daß unsere Krone die hohen Pflichten, um derentwillen sie besteht, immerdar erfüllt hat. In solchem Sinne ist nichts von mystischem Aberglauben; die blinde Ergebenheit gedeiht nicht mehr in unserm handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat und in dieser löblichen Arbeit ohne Zweifel fortfahren wird.

Offenbar verlangt Treitschke von den Unterthanen der zerschlagenen „deutschen Fürstenkronen“ das Gegentheil der „monarchischen Gesinnung“, was die Allgemeingültigkeit des Princips wesentlich beeinträchtigt. Doch diese monarchische Gesinnung ist weit entfernt von Verherrlichung des Legitimitätsprincips:

Der Name Legitimität war in Preußen immer nur eine leere Phrase. Die Macht dieser Krone ruhte von jeher auf bessern Rechtstiteln, als Erb- und Kaufverträge gewähren können. Wie sie ihre Herrschaft im Herzogthum Preußen einer Revolution, der That Martin Luther's, verdankte, so ist sie auch fernerhin gewachsen durch die lebendigen Kräfte der deutschen Geschichte, oftmals im offenen Kampfe mit dem Reichs- und Bundesrecht. Bis zum Jahre 1866 blieb ihr mindestens der Trost, daß sie kein Dorf besitze ohne die Zustimmung Europas. Doch durch den deutschen Krieg ward der Bruch mit der Legitimität, der fast in allen europäischen Staaten den Beginn einer freiern Epoche bezeichnet, förmlich vollzogen; es ist heute nicht mehr

möglich, zugleich ein treuer Preuße und ein Legitimist zu sein. Seitdem beginnt selbst das dunkle Gefühl der Massen das Wesen dieses nationalen Königthums zu verstehen; sie ahnen, daß diese Macht der Tradition zugleich eine lebendige Kraft des Fortschritts, der Mehrer des Reichs, der Vorkämpfer der deutschen Einheit ist. Die uralte Ehrfurcht vor Kaiser und Reich, welche die Stürme der Jahrhunderte nicht ausrotten konnten aus dem treuen Herzen unsers Volks, die alte deutsche Sehnsucht nach einem Schirmherrn des Rechts in dem zerrissenen Vaterlande — sie redeten aus dem Jubel jener braven friesischen Bauern, die sich in Wilhelmshaven um König Wilhelm drängten und ihre Buben auf die Schultern hoben, um sich den deutschen König 'mal anzukieken.

Mit der Begeisterung für eine „starke Monarchie" geht natürlich die Polemik gegen die Parteiregierung und das Steuerverweigerungsrecht, in welchem Dahlmann ein unentbehrliches Nothrecht und das absolute Veto der Volksvertretung gefunden, Hand in Hand, sowie eine scharfe Kritik der liberalen Parteien der preußischen Kammer. Die Doctrin vom absoluten Steuerverweigerungsrecht schließt, nach unserm Autor, eine grobe Rechtsverletzung in sich:

Sie geht aus von jener französischen Vorstellung, als ob erst mit der geschriebenen Verfassung das wahre Leben des Staats, die berühmte ère de la liberté, beginne und alle andern Rechtsverbindlichkeiten des Gemeinwesens zurückstehen müßten hinter den Vorschriften der Charte. Aber das verfassungsmäßige Budgetgesetz ist offenbar nicht der Rechtsgrund, kraft dessen der Staat seine Ausgaben leistet. Wenn jenes Gesetz nicht zu Stande kommt, so bleibt der Staat nichtsdestoweniger verpflichtet, seinen Gläubigern die Zinsen, den Beamten die Gehalte, dritten Staaten die vereinbarten Zahlungen zu gewähren; denn diese Verbindlichkeiten beruhen auf ältern Gesetzen, auf Verträgen, auf einer Masse gültiger Rechtstitel, die ein Parlamentsbeschluß gar nicht beseitigen kann. Daher hat während des Conflicts auch der eifrigste Fortschrittsmann unter unsern Beamten unbedenklich seinen Gehalt angenommen, und mit Recht. Wer das unbedingte Steuerverweigerungsrecht fordert, der will nicht nur den Bestand hochwichtiger für die Dauer bestimmter politischer Institutionen, sondern auch eine Menge wohlerworbener Rechte alljährlich der parlamentarischen Willkür überlassen.

Außerdem aber sei der Beschluß, die Steuern zu verweigern, eine Unwahrheit, er wolle nicht, was er sage, sonst müßte er die Vernichtung des Staats wollen, während er doch nur durch gewaltsame Drohung andere Zwecke, den Sturz eines Ministers u. s. f., zu erreichen suche. Das Budgetrecht der preußischen Verfassung sei eine Musterkarte politischer Fehler. Das Heilmittel findet Treitschke, im Anschluß an einen Plan Karl Mathy's, in einer Theilung des Budgets:

Man muß in jedem Titel des Budgets die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Ausgaben absondern von den beweglichen Posten; jene hat das Parlament nur nach ihrer Gesetzlichkeit zu prüfen, diese auch nach ihrer Zweckmäßigkeit, jene einfach anzuerkennen, diese nach Ermessen herabzusetzen. Die Summe der permanenten Ausgaben wird natürlich geringer sein als die der beweglichen; denn zu diesen zählen auch alle Posten, welche zwar nach ihrem Rechtsgrunde, doch nicht nach ihrem Betrage feststehen. So erhält die Krone eine Bürgschaft gegen den Misbrauch des Ausgabebewilligungsrechts, und kein vernünftiges Bedenken hindert mehr, auch das Einnahmebudget dergestalt neu zu ordnen, daß den permanenten gesetzlichen Einnahmen einige bewegliche Posten hinzutreten, welche der freien Bewilligung des Unterhauses unterliegen. Auf diesem Gebiete erscheint die Weisheit der englischen Verfassung wahrhaft bewunderungswürdig.

In seiner Begeisterung für den Krieg geht unser Autor noch über Fichte und Hegel hinaus. Der schülerhafte Denker Kant wird vornehm zurechtgewiesen, denn auf ihn beziehen sich doch jedenfalls die Worte mit: „Wer vom ewigen Frieden träumt, verlangt nicht nur das Unausführbare, sondern den Unsinn; er begeht einen schülerhaften Denkfehler." Weiterhin erfahren wir, daß die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen, nicht nur sinnlos, sondern „tief unsittlich" sei, und dann beginnt ein Hymnus auf den Krieg, der sich ohne große Mühe in ein Odenversmaß bringen ließe. Und doch wehren sich die humanen Instincte des Jahrhunderts gegen die Anschauung, daß der Krieg nicht blos eine politische Nothwendigkeit der Gegenwart, sondern auch das Ideal aller Zukunft sei. Unsere tapfersten Heerführer und Soldaten sprechen ohne Zögern ihren Abscheu vor den Greueln des Kriegs aus; wir aber glauben nicht, daß der „Staatsfanatismus", wie ihn auch Treitschke vertritt, das letzte Wort der Menschheit sei.

Der herbe Tadel, welchen Treitschke über die Politik der Südstaaten äußert, ist durch die letzten Ereignisse im wesentlichen entkräftet worden. Der Aufsatz schließt mit den folgenden schwunghaften Wendungen:

Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Nothwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt! Ein solcher Gedanke ist unsern Tagen die Einheit Deutschlands; wer ihr nicht dient, lebt nicht mit seinem Volke. Wir stehen im Lager; jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt nicht, den tausend und tausend glitzernden Freiheitswünschen, die dies Zeitalter der Revolutionen durchflattern, in blinder Begierde nachzujagen. Uns ziemt, zusammenzustehen in Mannszucht und Selbstbeschränkung, und den Hort unserer Einheit, das deutsche Königthum, treu bewahrt den Söhnen zu übergeben, welche — sorgenfreier vielleicht, nicht glücklicher als ihre hart ringenden Väter — den deutschen Staat dereinst ausschmücken werden. Für Deutschlands Einheit kämpfen heißt die Freiheit des Gedankens vertheidigen wider römische Herrschsucht; die deutsche Einheit vollenden heißt ein jugendliches und sittliches Volk, das noch kaum im zweiten Viertel seiner wundervollen Geschichte steht, sich selber zurückgeben. Erfüllen wir diese Pflicht, so bleibt den Ideen parlamentarischer Freiheit auf deutscher Erde eine stolze Zukunft gesichert.

In dem biographischen Porträt Cavour's wird das Ideal eines Staatsmanns vorgeführt, das Ideal eines positiven Geistes, erfüllt von dem sichern Instinct für das Mögliche. Dies Porträt ist mit vieler Liebe ausgeführt, und gibt uns zugleich einen Umriß der italienischen Einheitsbestrebungen. Doch das Bild ist allzu sehr Licht in Licht gemalt; daß Cavour ein Minister diplomatischer Doppelzüngigkeit war, und daß die Verschacherung von Nizza und Savoyen doch eine That der seelenverkaufenden Cabinetspolitik war, kann unsern Autor nicht bestimmen, das Bild seines Helden etwas dunkler zu retouchiren.

Die Darstellung der „Republik der vereinigten Niederlande" ist eine Abhandlung, in welcher die publicistische Tendenz die historische überwiegt. Der Autor will uns die Entwickelung der Verfassung dieses denkwürdigen Gemeinwesens darstellen — des einzigen Staatenbundes der Geschichte, der zum Einheitsstaate ward, des einzigen also, der dem Norddeutschen Bunde verwandt ist.

Er läßt dabei alles Dramatische in den Charakteren, Kämpfen und Ereignissen außer Acht; er zeichnet eben nur die Linien der Entwickelung — eine für eine derartige Abhandlung nicht zu verwerfende Darstellungsweise, die sich aber auch in vielen neuen Geschichtswerken geltend macht und ihnen einen blutlos unlebendigen Anstrich gibt.

Treitschke's Stil ist durchweg edel und schwunghaft, nur etwas ermüdend durch die fortwährende pathetische Geberde und an einzelnen Stellen zur Unzeit mehr rhetorisch glänzend als sachgemäß entwickelnd.

Rudolf Gottschall.

Literaturgeschichtliches.

(Beschluß aus Nr. 38.)

3. Edouard Schuré's Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von Adolf Stahr. Alleinberechtigte deutsche Ausgabe. Berlin, Sacco Nachfolger. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn man sieht, wie ein Deutscher die Volkslieder seiner Heimat mishandelt, so ist es doppelt erfreulich, einem Franzosen zu begegnen, welcher für das deutsche Volkslied und seine Bedeutung für unsere gesammte Kunstdichtung das rechte Verständniß hat. Und das zeigt uns das Buch von Schuré. Allerdings ist dieser eigentlich kein echter Franzose, sondern ein Elsasser, geboren auf demselben Boden mit dem Volkslied vom „Heidenröslein", ein Mann französischen Namens aber deutschen Blutes. Ein geborener Strasburger, beschäftigte sich Schuré frühzeitig mit Lessing und Herder, Goethe und Schiller, verweilte dann mehrere Jahre in Nord- und Süddeutschland und machte sich näher mit der Geschichte der deutschen Literatur und Tonkunst bekannt. Der deutschen und französischen Sprache gleich mächtig, bot er seinen politischen Landsleuten, den Franzosen, in diesem Buche dar, was er über die Dichtung seiner geistigen Landsleute erforscht und empfunden hatte. Zu Berlin mit dem Verfasser bekannt geworden, übernahm es Adolf Stahr, die Verdeutschung dieser französischen Geschichte des deutschen Liedes durch ein Vorwort in die Lesewelt einzuführen.

Gegenüber den meistens höchst oberflächlichen Ansichten der pariser Feuilletonschreiber über Deutschland und deutsches Geistesleben ist es erfreulich, von Zeit zu Zeit Franzosen zu begegnen, deren Blick frei genug ist, um in Deutschland nicht blos das Land der Kasernen und Zündnadelgewehre, sondern auch das Land zu sehen, welches in Hinsicht auf vielseitige und selbständige geistige Arbeit dem in Centralisation verknöcherten Frankreich getrost zur Seite treten darf, ja vor demselben mancherlei Vorzüge hat. So hat denn Schuré in dieser „Geschichte des deutschen Liedes" es unternommen, seinen Landsleuten die Entwickelung unserer neuern lyrischen Poesie auf dem Grunde des alten Volksliedes darzustellen und nachzuweisen, welche Quelle ewiger Jugend unsere Liederdichtung in diesem Naturboden besitzt, der den Franzosen fehlt oder so gut wie gar nicht von ihnen benutzt worden ist. Betrachten wir den dabei eingeschlagenen Weg näher.

Das einleitende Kapitel handelt von dem Wesen der Volkspoesie und zwar zunächst der deutschen, welche durch Herder zuerst ihre Würdigung gefunden. Das deutsche Lied ist individuell, während der Gallier von jeher „einen unwiderstehlichen Hang zur officiellen Poesie hatte. Selten verleugnet sich das Autoritätsbedürfniß in unserer Literaturgeschichte. Es ist der gallischen Rasse eingeboren, durch die römische Tradition befördert und von der katholischen Kirche sorgfältig genährt. Ob der Franzose eine Sorbonne, eine Akademie oder das Haupt einer Schule anerkennt, immer ist es das Bedürfniß nach Autorität, das einen höchsten Gerichtshof verlangt, um zu verdammen oder Belohnungen auszutheilen."

Schuré erkennt also sehr wohl den Gegensatz zwischen der germanischen und romanischen Dichtung. An der Hand der deutschen Literaturgeschichte weist er nach, wie neben der Kunstdichtung der höfisch-gebildeten Stände frühzeitig eine Volkspoesie aufblühte, und wie jene bei dieser immer aufs neue Jugendkraft und Jugendfrische findet. Von den Liedern auf die sempacher und murtener Schlacht geht er über zu den volksmäßigen Stimmungsliedern, indem er sich hauptsächlich anlehnt an das Wunderhorn, Uhland und Simrock. Natursinn und Weltabenteuer, Liebesleid und -Lust, das religiöse Leben des Volks ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber, und wir erkennen mit Freude, mit welchem wahrhaft deutschen Verständniß und zugleich mit welcher echt französischen Geschicklichkeit der Behandlung Schuré aus dem so mannichfaltigen Stoffe runde lebensvolle Bilder gestaltet hat. Wir sehen, wie diese kunstlosen, durch ihre Wahrheit und Schönheit so wirksamen Lieder ihre Wirkung auf ein offenes und treues Gemüth allezeit bewahren und wie sehr dieser Reichthum auch dem Fremdling imponirt. Dann geht Schuré über zu Tod und Auferstehung des Liedes; Herder's Verdienste finden geziemende Würdigung, Goethe begeisterte Feier. Eingehend weist Schuré nach, wie die Rückkehr zu der Art des Volksliedes den größten Reiz in der Dichtung Goethe's wie der Romantiker bildet; Eichendorff, Heine, Uhland und ganz kurz einige der bedeutendsten Lyriker der Gegenwart werden fein und schön behandelt; nur daß Geibel noch immer als Dichter der Backfische erscheint, mag einigermaßen wundernehmen. Schuré schließt mit folgenden Worten, welche zugleich als Zeugniß für die Anmuth und Frische der Darstellung, wie für die sichere Freiheit der Uebersetzung hierstehen mögen:

> Die gelehrte Poesie ist ein Luxus für Leute, die nichts zu thun haben, eine Liebhaberei der Gelehrten; die volksthümliche Poesie (ich meine damit diejenige, die kräftig aus dem Geist und den Formen der einfachen Poesie geschöpft hat) ist ein Element des socialen Lebens, der freie Ausdruck der Seele der Nation. Die erstere ist tausend Gefahren ausgesetzt, denn nur zu leicht artet sie in handwerksmäßige Spielerei aus, verirrt sich in Modethorheit, metaphysische Abstractionen, in Unwahrheit und hohle Aufgeblasenheit; die andere schreitet auf dem

festen Boden der Wirklichkeit fort und findet in ihren Vorbildern die drei Geheimnisse der höchsten Kunst verkörpert, Kraft, Einfachheit und Wahrheit. Die eine ist geschrieben und existirt nur auf dem Papier, die andere wird gesungen und lebt auf allen Lippen. Jene ist ein Salonvergnügen, ein Zeitvertreib für Kenner, die sich mit dem prunkenden und leeren Namen der „Kunst um ihrer selbst willen" schmückt, diese ein Werk für alle, das in der Hütte des Armen wie im Fürstenschloß heimisch ist, die Freude eines ganzen Volks, die menschliche und für die ganze Menschheit bestimmte Kunst. Diesem Ideal entspricht das deutsche Lied, und ihm verdankt es seine wunderbare Lebenskraft. Man singt es am häuslichen Herd, auf der Schulbank, der Universität, in Städten, auf den Bergen, bei Schützenfesten und selbst bei großen Volksversammlungen. Von dem einsamen Poetenstübchen fliegt es zum Tanzplatz im Dorf, von dem Gipfel der Alpen in den Salon der Weltdame, die sich Herz und Geist erfrischt, indem sie im Dialekt des Hochlandes die einfachen Lieder der Sennerin singt. So ist das Lied gewissermaßen ein verknüpfendes Band zwischen allen Schichten der Gesellschaft geworden, eine glückbringende, fruchtbare Berührung. Denn wenn das Gemüth des Volks immerdar das der gebildetern Klassen zu beleben und zu verjüngen vermag, so können diese wiederum die urkräftigen Regungen des Volks dem Ideal zuwenden. Ist es daher zu verwundern, daß in Deutschland die Beziehungen des Handwerkers zu dem Manne des Gedankens, zwischen dem Landmann und dem Städter, dank dem gemeinsamen Gesange, inniger und freundlicher als bei uns sind? Man gehe nur an einem Sonntage durch die Berggegenden Würtembergs, Thüringens, Schwabens oder der Rheinlande, und man wird ein erfreuliches Schauspiel sehen. Die jungen Leute aus der Stadt, die abends von den mit alten Ruinen und Wäldern bekränzten Höhen herabsteigen, singen oft die alten Liebeslieder des Volks, und die Bäuerinnen antworten fern im Thal mit Hauff's „Abschiedslied", Eichendorff's „Mühle" oder Heine's „Lorelei". Ist das nicht ein freundlicher und zugleich schelmischer Gruß, mit dem sie sagen wollen: „Wenn ihr um unsere Liebe und um unsere Lieder wißt, so kennen wir dafür die euern, und wer weiß, ob unsere Söhne euch nicht einst noch übertreffen"?

Auf das einzelne näher einzugehen, dürfte hier wol überflüssig erscheinen; Ulrich von Hutten beispielsweise würde kaum in einer Geschichte der volksthümlichen deutschen Dichtung vermißt werden. Als besonders gelungene Bilder aus der Geschichte der deutschen Dichtung heben wir hervor die Abschnitte über Goethe und Heine; als zusammenfassendes Urtheil aber läßt es sich aussprechen, daß das Buch nicht allein mit eingehender Kenntniß, sondern mit einer liebenswürdigen Frische und Wärme geschrieben ist und dadurch festhält und fortzieht; es spricht sich, möchte man sagen, in der ganzen Auffassung und Darstellung des wie es scheint noch jugendfrischen Verfassers jener belebende Hauch der Freiheit und Reinheit, jener Drang zum Idealen, jene Lust am Forschen und zugleich jene Freudigkeit im Genusse des Schönen aus, wie der Verfasser sie auf deutschen Hochschulen kennen lernen konnte. Die Verdeutschung ist sehr gewandt und liest sich völlig wie eine Urschrift; als einziges kleines Versehen ist dem Berichterstatter aufgefallen, daß Herwegh's „Reiterlied" hier das „Lied des Cavaliers" genannt ist; doch dürfen wir einer Dame nicht übel nehmen, daß sie das Reiterlied des Lebendigen nicht kennt.

Um seinen Landsleuten einen Hauch vom Geist des deutschen Volksliedes zu geben, hat Schuré eine Anzahl deutscher Lieder ins Französische übertragen und als Anhang beigefügt. Ein schweres Unternehmen, welches aber, soweit der Deutsche urtheilen kann, im ganzen fast wohl gelungen ist. Als Beispiel stehe hier die Uebertragung von Goethe's „Gefunden":

Dans la forêt profonde
J'allais tout à loisir,
Ne cherchant rien au monde,
Au gré de mon désir.

Je vis debout à l'ombre
Fleurette éclose au jour,
Ses beaux yeux d'un bleu sombre,
Deux étoiles d'amour.

J'étends la main vers elle;
La fleur dit à ravir:
Quoi! je suis jeune et belle,
Et je devrais mourir!

Je sortis la fleurette
Du sol bien doucement,
Et portai la pauvrette
Dans mon jardin charmant.

J'y plantai la mignonne
Dans un endroit chéri;
Toujours elle bourgeonne,
Toujours elle fleurit.

Möge das Buch in seiner französischen Gestalt unsern Nachbarn willkommen sein und dazu beitragen, daß sie deutsches Wesen gerechter würdigen, als es oftmals der Fall ist; möge es in dieser Verdeutschung auch unter uns die warmen Freunde finden, die es verdient.

4. Die moderne Nibelungendichtung. Mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan. Von G. A. Röpe. Hamburg, O. Meißner. 1869. 8. 24 Ngr.

Lehrer an der Realschule des hamburger Johanneums, hat der Verfasser 1865 ein Schulprogramm geschrieben über die dramatische Neudichtung der Nibelungensage in Geibel's „Brunhild" und Hebbel's „Nibelungen"; ein anderes Ostern 1869 über Jordan's neues Nibelungenepos. Diese beiden Abhandlungen, vielfach erweitert und durch einen Aufsatz über die alte Nibelungendichtung eingeleitet, bilden das Buch; so ist es auch den beiden hier behandelten Dichtern, welche noch unter den Lebenden sind, Geibel und Jordan, gewidmet.

Betrachten wir den Inhalt näher. Die einleitende Abhandlung bespricht kurz die dem „Nibelungenlied" zu Grunde liegenden Mythen und den gegenwärtigen Stand der Forschungen über das Gedicht, wenn man es einen Stand nennen darf, daß jeder Germanist seine eigene Haus- und Leibansicht hat. Der zweite Abschnitt geht nach einem raschen Blick auf Hans Sachs' und Raupach's Dichtungen über zu Hebbel's Trilogie und zu Geibel's „Brunhild", welche beide eingehende Entwickelung und Beurtheilung erfahren. Der dritte und letzte Abschnitt beschäftigt sich in besonderer Ausführlichkeit mit Jordan's alliterirender Dichtung; ein Schlußwort faßt den Standpunkt des Verfassers nochmals zusammen und weist die Grundidee des Christenthums in Jordan's Epos nach.

Röpe ist ein begeisterter Verehrer der genannten Dichtungen. Allerdings weist er der alten „Nibelunge nôt" nicht die künstlerische Bedeutung zu, welche wol die meisten dieser großartigsten Heldendichtung deutscher Zunge beimessen; der Mangel feinerer psychologischer Motivirung, die Verwischung des zu Grunde liegenden Sagenstoffs, die mannichfachen Längen und Härten sind Gebrechen, die

ihn unsers Erachtens die überwältigende Großartigkeit des Gedichts nicht in verdientem Maße genießen und schätzen lassen. Dagegen ist es erfreulich, einen geschmack- und kenntnißreichen Mann über Dichtungen der Gegenwart mit dem vollen Brustton bewundernder Empfindung reden zu hören, in einer Zeit, die unbilligerweise von manchen Kunstrichtern lediglich als eine Zeit der Epigonen betrachtet wird. Des Verfassers eingehende Beurtheilung, seine wahrhaft liebevolle Besprechung vom ersten Wort bis zum letzten: „Mit der deutschen Poesie ist's, Gott sei Dank, noch nicht zu Ende!" hat schon darum besondern Werth, weil sie über dem Guten der Vergangenheit das Gute der Gegenwart nicht misachtet.

Dagegen ist das Buch in anderer Hinsicht etwas wunderlich. Warum wir es so nennen, das mag der Verfasser selbst erläutern. Er sagt im Vorwort:

In anderer Hinsicht aber werde ich dem Tadel schwerlich entgehen. Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht und habe die hier besprochenen Dichtungen nach den Grundsätzen des Christenthums beurtheilt. Der Apostel Paulus sagt 1 Kor. 2, 15: „Der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet." Das heißt nun allerdings nicht, daß jeder katholische Priester und jeder lutherische Pfarrer, weil er ein Geistlicher heißt, das Recht habe, alle Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes nach der kürzern oder längern Elle seiner Orthodoxie zu messen, und dem, was darüber hinausragt, sein damnamus oder anathema zuzurufen. Das heißt es aber allerdings, daß das Christenthum, da es sich als ewige göttliche Wahrheit gibt, auch Anspruch darauf macht, das Maß aller Dinge zu sein; und wer nun wirklich in Jesu Christo den Menschen anerkennt, in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, der kann nun einmal nicht anders, als das Maß dieser Ueberzeugung an alle geistigen Dinge, also auch an die Dichterwerke legen, die ihn durch Form und Inhalt entzückt haben. Aber ich frage, kann denn in geistigen Dingen irgendein Mensch jemals anders als nach seiner Ueberzeugung urtheilen? So bestreite man mir wenigstens nicht mein subjectives Recht, wenn man auch mein objectives Urtheil verwirft.

Wir sind weit entfernt, den Verfasser um dieser Anschauungsweise willen zu tadeln oder ihm sein subjectives Recht dazu zu bestreiten, um so weniger, da er diesen seinen Maßstab nicht sowol zu dem Ende anlegt, um die Dichtungen, über welche er handelt, zu verurtheilen, sondern um die darin verborgene christliche Idee nachzuweisen. Er spricht in dieser Hinsicht die gewiß beherzigenswerthen Worte:

Wenn also ein gläubiger Christ bei Betrachtung der religiösen Ansichten anderer Zeiten und Völker sich auch ihrer Beschränkung, ihrer Irrthümer klar bewußt wird, so kann er sich doch auch vor den offenbaren Wirkungen Gottes in den Herzen der Menschen, selbst der entartetsten, nimmer verschließen; wenn er sich nun aber gar in die Ideen bedeutender Männer, die mitten in der Christenheit leben, versenkt, so kann er unmöglich in ihren religiösen Lebensanschauungen die Einwirkung des göttlichen Geistes verkennen, selbst wenn diese Männer von der historischen Entwickelung des Reiches Gottes und den specifischen Wahrheiten christlicher Dogmatik mit bewußter Absichtlichkeit abgesehen hätten. Und es ist doch wahrlich erfreulicher und ersprießlicher, anstatt immer und ewig nur die Unterscheidungen hervorzuheben, auf das Uebereinstimmende und Wahre, wo es sich darbietet, liebevoll zu achten.

Wir haben es also mit einem Schriftsteller zu thun, welcher streng auf dem Boden des positiven Christenthums steht, aber weitblickend genug ist, um die Spuren desselben auch in den hervorragenden Werken der ältern und neuern deutschen Literatur zu erkennen, wenn er auch bereitwillig einräumt, daß dieselben nicht mit bewußter Absicht in dieselben hineingelegt worden. Es ist nicht jedermanns Sache, wo es sich um ein Urtheil über künstlerische Hervorbringungen handelt, sich in häufiger Wiederholung auf das Gebiet der Theologie, auf die dunkeln Fragen der Sünde und der Erlösung hingeführt zu sehen; aber wir haben jedenfalls die Pflicht, bereitwillig anzuerkennen, daß des Verfassers Standpunkt, obwol ein positiv christlicher, ein ganz anderer ist als derjenige jener Zeloten, welche unsere gesammte classische Dichtung, unsere moderne Wissenschaft als einen heillosen Abfall von Gott betrachten, über einen Lessing und Humboldt mit Grimm oder mitleidigem Lächeln den Stab brechen, oder wie jener biedere Wupperthaler „bei Goethe und Schiller nur Träbern gefunden haben"; manche gewagte Behauptung Röpe's möchte wol ein Rückschlag sein gegenüber dem auf allen Gassen erschallenden Geschwätz zungenfertiger Prediger der materialistischen Schule. Wem der Verfasser zu positiv erscheint, der mag bedenken, daß es zahlreiche und mächtige Vertreter der Ansicht gibt, Röpe's Anschauungen seien zu weitherzig; der Freund deutscher Dichtung aber wird sich freuen, einen Bundesgenossen zu finden in einem Lager, wo er ihn sicherlich am wenigsten erwartet hätte.

5. Ueber Goethe's Tasso. Von A. F. C. Vilmar. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Der Verfasser der bekannten „Literaturgeschichte" hielt im Jahre 1845 einige Vorträge über Goethe's „Tasso", welche nunmehr in Gestalt einer fortlaufenden Entwickelung herausgegeben vorliegen. In dem Bestreben, die Vorzüge der Dichtung zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, bezieht sich das Büchlein auf manche Urtheile, welche dem Publikum vor 25 Jahren bekannt sein mochten, uns jetzt aber sehr fern gerückt sind. Vilmar entwickelt mit dem ihm eigenthümlichen Feinsinn die Entstehung des Gedichts, Tasso's Lebensgeschick, und knüpft daran eine umfassende Besprechung des Gangs wie der Charaktere des edeln Werks. Dieselbe legt Zeugniß ab vom schönsten Verständniß, wenn sie gleich unsers Erachtens Tasso's Schuld etwas zu leicht mißt. Wer Goethe's herrliche Dichtung kennt und liebt, wird an der schön durchdachten, schön dargestellten Entwickelung sich erfreuen.

6. Dichtercharaktere. A. Chénier, Béranger, Burns u. s. w. Von Adolf Laun. Bremen, Kühtmann und Comp. 8. 24 Ngr.

Unter dieser Ueberschrift vereinigt der Verfasser eine Reihenfolge von Aufsätzen — um das ebenso beliebte als bedeutungslose Wort Essays zu verdeutschen — über A. Chénier, Béranger, Burns, Gray, Luis de Leon, Bryant, Günther und Chamisso. Die Vorrede bemüht sich zu erweisen, daß diese Dichter „manches Gemeinsame, sie einander in Beziehung Bringende haben. Sie sind vorzugsweise Lyriker und haben als solche einen bedeutenden, meist reformirenden Einfluß innerhalb ihrer jedesmaligen Literatur ausgeübt." Es ist nicht zu verkennen, daß der Faden, welcher einen so correcten Kunstdichter wie Chénier mit einem so vollständigen Volkspoeten wie Burns, einen Gray mit Béranger verbindet, etwas locker ist; doch soll uns das nicht hindern, uns der acht Dichterbilder zu erfreuen. Der Verfasser gibt einen ein-

gehenden Bericht über Lebensgeschick und dichterische Eigenthümlichkeit eines jeden und fügt seiner Darstellung der nichtdeutschen Dichter eine Reihe wohlgelungener Uebertragungen besonders bekannter oder charakteristischer Dichtungen hinzu. Wie die Besprechung der Dichter von tiefer Kenntniß und feinem Verständniß Zeugniß ablegt, so wirken die mitgetheilten Gedichte in ihrer sichern und gewandten Uebersetzung mit der Frische des Originals, soweit solches überhaupt möglich ist, und lassen uns der im Vorwort als demnächst erscheinend angekündigten Sammlung ausgewählter Lieder von Béranger und Burns mit Erwartung entgegensehen.

7. Einführung in die deutsche Literatur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Biographien und Proben. Von A. Droese. Langensalza, Greßler. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein überaus dilettantisches Buch. Musterstücke aus dem weiten Gebiet der deutschen Literatur von Ulfila bis Prutz; dazwischen sehr unbedeutende und unwissenschaftliche biographische und beurtheilende Einleitungen. Die Reihenfolge nimmt, wie es scheint, lediglich auf das Geburtsjahr Rücksicht; nur so erklärt es sich, daß Göthe (denn so schreibt Droese für Goethe) mitten zwischen die Hainbündner, Arndt zwischen die beiden Brüder Schlegel eingeschoben ist; inwiefern die Menge des dargebotenen Stoffs der Bedeutsamkeit eines Dichters entspricht, erhellt daraus, daß Walther von der Vogelweide dreiviertel Seite erhalten hat, Langbein drei Seiten. Die dem Verfasser beiwohnende Kenntniß ist sehr bescheiden. Bei dem König Etzel des „Nibelungenliedes" fügt er als Vermuthung bei: (Attila?); Konstanze Peutinger wird „das artigste und schönste Mädchen Augsburgs" genannt; gleich danach heißt Hutten kurz und sicher der Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum". Daß Hebbel bereits 1863 gestorben ist, scheint dem Verfasser unbekannt. Das Nonplusultra, wodurch eigentlich jedes weitere Wort überflüssig wird, ist, daß Klopstock's berühmter „Zürchersee" sehr behaglich in seiner ganzen Ausdehnung als ein Gedicht von Bodmer mitgetheilt ist. Wer selbst noch das A-b-c der Literaturgeschichte nicht kennt, sollte nicht darüber schreiben. Kurzum, der Verfasser versteht es, Edelsteine, die bei uns jeder zusammenlesen kann, in werthlosester Fassung darzubieten.

8. Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit mit Beispielen aus den besten Werken der Poesie und Prosa. Von Klotilde von der Horst. Zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht. Drei Theile. Detmold, Meyer. 1869—70. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin berichtet im Vorwort, daß sie in ihrer frühen Jugend bereits den Wunsch gehegt habe, eine Literaturgeschichte zu schreiben, die zugleich als Lesebuch dienen könne. „Neue Ansichten und Gesichtspunkte über die Literaturgeschichte zu geben, lag mir sehr fern, auch würde das meine Kräfte weit überschritten haben." Als Richtschnur hat ihr neben andern Büchern vornehmlich Vilmar's Literatur gedient. Sie hat ihr Manuscript an Vilmar geschickt, welcher erklärte, daß er das Buch für ein wohlausgearbeitetes, zur Lektüre für jüngere Damen, wie namentlich in Pensionen und Töchterschulen, sehr empfehlenswerthes Werk halte: ein Zeugniß, welches auf der Rückseite des Umschlags abgedruckt ist.

Der erste Theil behandelt die deutsche Literatur bis zu Opitz; der zweite Theil die literarischen Erscheinungen des 17. und die ältern Dichter des 18. Jahrhunderts; der dritte Theil geht von Klopstock, Lessing, Wieland nebst ihren Mitstrebenden und Anhängern über zu Herder, Goethe, Schiller, welchen gleichfalls eine Anzahl von Anhängern beigefügt sind. Daran reihen sich in verschiedenen Gruppen die Romantiker und Nachromantiker, die Freiheitsdichter, die schwäbische Dichtergenossenschaft, von den Dichtern der neuern Zeit Heine und Nikolaus Lenau. Die noch lebenden, in diesem Jahrhundert geborenen Dichter sind nicht berücksichtigt, da man „das Werdende und noch nicht Fertige wol beurtheilen und kritisiren, doch nicht geschichtlich darstellen kann". Wir können diesen Grund nicht für ganz zutreffend erkennen, um so weniger, da auch die vorliegenden Bände auf die Bezeichnung einer geschichtlichen Darstellung schwerlich Anspruch erheben dürfen. Wer sich eine solche Mustersammlung erwirbt, wünscht darin auch Kunde zu finden über die hervorragendsten Erscheinungen unsers Jahrhunderts, welches seine Jugendjahre bereits stark überschritten hat. Warum literarische Erscheinungen wie Geibel, Freiligrath, Reuter, Freytag u. a., weil sie in diesem Jahrhundert geboren sind und noch leben, nicht der Kenntniß zugeführt werden sollen, ist schwer erfindlich. Wichtiger möchte der Grund sein, daß das Buch durch ein Weiterführen bis auf die neuere Zeit zu seinen drei ansehnlichen Theilen noch einen vierten bekommen hätte, und auch so darf man wol den Zweifel aussprechen, ob dasselbe schon um seines Umfangs willen für den Gebrauch in Schulen geeignet sei. Wenigstens scheint uns der Stoff vielfach zu umfassend; die Gruppirung läßt manches zu wünschen, beispielsweise erscheinen Spindler und Hauff unter den Anhängern Goethe's und Schiller's. Doch das beiher. Die Verfasserin hat jedenfalls ihren Stoff sorgsam zusammengetragen und lesbar verarbeitet, auch die Musterbeispiele entsprechen ihrem Zweck.

Wilhelm Buchner.

Vergleichende Erdkunde.

Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche von Oskar Peschel. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Im Jahre 1866 begann Oskar Peschel im „Ausland" die hier gesammelt vorliegenden Aufsätze zu veröffentlichen. Jeder Eingeweihte mußte sofort den bedeutenden Fortschritt erkennen, der in diesen elegant geschriebenen und gleichzeitig von immenser Gelehrsamkeit Zeugniß ablegenden Arbeiten sich kundthat. Hier waren in der That neue Bahnen beschritten und die ungemein vielseitigen Ergebnisse eines höchst mühevollen Studiums niedergelegt. Wir wüßten aber auch keinen zweiten Mann in Deutschland zu bezeichnen, der es hätte wagen können, an eine solche Arbeit heranzutreten, die ein Eingehen in die

verschiedenartigsten Wissenschaften verlangt, welche alle bis zu einem gewissen Grade bewältigt sein wollten, sollte das vorliegende, nur wenig umfangreiche Werk geschaffen werden. Was der Verfasser des „Kosmos“ umfassen mußte, das alles hatte auch Peschel zu berücksichtigen, und wir bewundern in der That, wie dieser anregendste unter den deutschen Geographen gleich bewandert in der Geologie, Botanik und Zoologie erscheint, wie er physikalische und chemische Fragen erörtert und überall eine große Vertrautheit mit den neuesten Fortschritten dieser Wissenschaften offenbart. Es ist zu beklagen, daß ein solcher Mann nicht einen Lehrstuhl auf einer der ersten deutschen Hochschulen innehat, von dem aus er befruchtend auf die Jugend wirken und einer Wissenschaft neue Jünger zuführen könnte, die, zur Schande unserer Universitäten sei es gesagt, sich fast nur in die geographischen Gesellschaften und Journale flüchten muß, während eine lange Reihe weit weniger bedeutender Disciplinen sich breit macht und oft doppelte und dreifache Lehrstellen aufweist.

Peschel ist sich der Neuheit seiner Arbeit wohl bewußt, welche auf die Gestaltungen der Erdoberfläche dasselbe Untersuchungsverfahren anwendet, wie Goethe auf die Morphologie der Pflanzen, Cuvier auf die Anatomie, Bopp auf die Sprachwissenschaft, und er bittet dabei um Nachsicht, „da das Betreten neuer Pfade mit den Reizen immer auch die Gefahren eines Abenteuers vereinigen wird“. Uns sind nur wenige Stellen aufgestoßen, bei denen gelinde Bedenken wach wurden, aber dem Ganzen gegenüber, das trefflich begründet dasteht, verschwinden sie, und so lassen wir die Kritik beiseite und versuchen es, einen allgemeinen Ueberblick des Werks zu geben, damit der Leser wenigstens dessen reichen Inhalt ahne, der mit Leichtigkeit von dem Verfasser zu einem dicken, von Citaten strotzenden Buche hätte ausgedehnt werden können. Aber in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Der Ausdruck Vergleichende Erdkunde wurde zuerst von Ritter angewendet; Peschel zeigt uns nun, daß der Altmeister der Erdkunde keineswegs eine vergleichende Geographie schrieb, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir das Wort „vergleichend“ heute in den Wissenschaften anwenden. Er gab vielmehr eine geographische Teleologie, einen Versuch, Schöpferabsichten aus dem Gemälde des Erdganzen zu ergründen. Anders Peschel. Er legt seinen Untersuchungen naturtreue Karten zu Grunde, die er als die Darstellung historischer Vorgänge auffaßt. Er hält zunächst die Vermuthung fest, daß nicht der Zufall die Ländergestalten zusammengetragen habe, sondern daß im Gegentheil jede, auch die geringste Gliederung in den Umrissen oder Erhebungen, jedes Streben der Erdoberfläche seitwärts oder aufwärts irgendeinen geheimen Sinn habe, den zu ergründen er versucht. Das Verfahren zur Lösung seiner Aufgabe besteht nun im Aufsuchen der Aehnlichkeiten in der Natur, wie sie vom Landkartenzeichner dargestellt wird. Er überblickt eine größere Reihe solcher Aehnlichkeiten, deren örtliche Verbreitung ihm meist Aufschluß über die nothwendigen Bedingungen ihres Ursprungs gibt. Den Beginn macht Peschel mit den Fjorden, die am deutlichsten in die Augen springen und am leichtesten zu ergründen sind.

Fjorde werden zunächst durch ihre örtliche Anhäufung und ihr geselliges Auftreten charakterisirt; sie zeigen sich wesentlich, wenn auch nicht ausnahmslos, an den Nord- und Westküsten und werden nur in hohen Breiten gefunden. Grönland, Norwegen, die Westküste Patagoniens, Britisch-Columbien, die Westküste der Südinsel Neuseelands sind die näher erörterten Beispiele. Sie finden sich auch an Inselgruppen im südlichen Theil des Indischen Oceans, auf den Crozet-, Kerguelen-, Falklands-, Süd-Sandwich-, Süd-Orkney- und Süd-Shetlandinseln, in Schottland, Irland, Island. Peschel sagt auch deren zukünftiges Auffinden an Küsten voraus, die auf unsern heutigen Karten mit glattem Rande verlaufen, nämlich an den arktischen Spitzen des asiatischen Continents, am Taimyr- und Tscheljuskin-Cap. Ohne auf die Begründung hier näher eingehen zu können, führen wir an, daß nach Peschel die Fjorde klimatische Erscheinungen sind, deren Bildungsbedingung in niedrigen Temperaturen zu suchen ist. Nirgends fehlen den Fjorden die Eismassen und ihre mechanischen Kräfte; denn entweder sind sie noch gegenwärtig die Rinnsale von Gletschern, oder wir treffen Gletscher in ihrer Nähe. Die Fjorde sind nun die leeren Gehäuse ehemaliger Eisströme, und mit dieser Erklärung an der Hand wird es auch möglich, andere geologische Erscheinungen zu enträthseln, nämlich die Entstehung gewisser enger Gebirgsseen, namentlich der norditalienischen, die nach Peschel einfach die Fjorde eines ehemaligen, nun durch Land ausgefüllten lombardischen Meeres sind. Fjorde fehlen nirgends, wo eine steile Aufrichtung der Küste, eine hinreichende Polhöhe, wie sie das Auftreten der Eiszeit erheischt, und ein reichlicher Niederschlag, wie ihn eine ergiebige Gletscherbildung verlangt, vorhanden sind.

Der Verfasser wendet sich dann der Entstehung der Inseln zu. Er beklagt, daß unsere deutsche Sprache nur zwei gleichbedeutende Wörter, Insel und Eiland, für die größten und kleinsten Inselgestaltungen habe. Das liegt in der Natur der Sache, da Deutschland nicht viele Inseln an seiner Küste besitzt, und die wir haben, sind alle klein. Aber für diese kleinern haben wir doch eine recht mannichfaltige Bezeichnung: Hallig, Doge, Holm, Oe. Der verschiedene Ursprung der Inseln in der Nähe vom Festland drückt sich durch ihre Physiognomie so deutlich aus, daß man sogleich alle Inseln, die Trümmer von Küsten sind, von jenen unterscheidet, die dadurch entstanden, daß sich an den Rändern der Festlande durch Senkung und Ueberschwemmung der See größere oder kleinere Stücke von dem Hauptkörper ablösten. Kusteninseln nennt Peschel jene Trümmer, wie z. B. die von Westschottland abgelösten Hebriden, die Lofodden vor Norwegen, den Vancouver-Archipel vor Britisch-Columbien. Völlig verschieden von ihnen, dem Ursprung nach wie durch Gliederung und Größe, sind die durch örtliche Senkungen vom Festland abgelösten Inseln. Die Merkmale einer solchen Entstehung zeigen sich am reinsten bei Großbritannien und Irland; ein Seitenstück gewährt Neuguinea, durch die seichte Torresstraße von Australien getrennt; ferner die großen Inseln Borneo, Sumatra, Java, die, wie Wallace zeigt, erst zu Asien gehörten, von dem sie nur durch ein seichtes Meer getrennt sind. Die Grenze der australischen und

asiatischen Welt, die in glänzender Weise von Wallace botanisch und zoologisch festgestellt wurde, verläuft zwischen den Eilanden Bali und Lombok. Noch auf ein merkwürdiges Gesetz, das beim Anblick der Karten ins Auge fällt, macht Peschel aufmerksam:

Während die Inseln auf vulkanischen Spalten und die Koralleneilande unter sich eine unverkennliche Aehnlichkeit ihrer Einzelkörper zeigen, finden wir Zusammenscharungen solcher Inseln, deren Einzelwesen durch Gliederung und Mannichfaltigkeit der Umrisse individualisirt sind, nur da, wo durch Zerstörung eines ältern Zusammenhangs von Festländern Inselwelten entstanden sind.

Solcher Zusammenscharungen, bei denen weder Korallenbauten noch vulkanische Kräfte thätig waren, zählt Peschel folgende auf: die malaiische Gruppe zwischen Australien und Südasien, die großen Antillen zwischen Nord- und Südamerika, den griechischen Archipelagus, die dänischen Inseln.

Ganz verschieden sind die vulkanischen und die Koralleninseln von den eben bezeichneten; sie finden sich nur auf der hohen See. Die vulkanischen Inseln sind durch ihre Reihenfolge und Anordnung leicht zu erkennen und finden sich am regelmäßigsten an den Rändern des Stillen Meers von der Halbinsel Alaska in Nordamerika bis zu den Philippinen. Auf dieser Strecke bilden die Aleuten, Kurilen, Japan, die Liu-Kiu, Formosa und die Philippinen eine „Inselguirlande", wie Peschel bezeichnend sagt. Vulkanische Inselschnuren sind auch die Boningruppe, die Marianen, die Salomonen, Neuen Hebriden, die Mandanainseln u. s. w. „Allen diesen vulkanischen Inselschnuren ist es gemeinsam, daß sie nach dem Ocean zu gewölbt (convex), nach dem Lande zu hohl (concav) sind." Ueber die Koralleninseln und deren schon durch Darwin erläuterte Entstehung brauchen wir nichts hinzuzufügen, sie ist bekannt genug; nur erwähnen wollen wir, daß kürzlich Professor Semper in Würzburg mit einer neuen Theorie ihres Ursprungs hervorgetreten ist.

Die Summe der Untersuchungen Peschel's über die Entstehung der Inseln ist folgende: Alle Inseln, die einem Festlande nahe liegen, sind nichts anderes als entweder abgesprengte Bruchstücke der nächsten Küsten, oder Anschwemmungen jungen Landes, oder Ablösung eines ehemaligen Continentalgebiets durch langsame Senkung unter den Meeresspiegel. Alle andern Inseln liegen im Ocean und sind, mit Ausnahme von nur zwei Erdräumen, entweder durch Bauten von Korallen entstanden oder durch vulkanische Erscheinungen ausgezeichnet. Jene beiden Ausnahmen sind Madagaskar und Ceylon. Ersteres ist keine vulkanische Schöpfung, noch weniger ein abgelöstes Stück Afrikas, denn Fauna und Flora lassen es als eine kleine Welt für sich erscheinen; und Ceylon zeigt trotz seiner großen Annäherung an das indische Festland doch so viel Selbständiges, daß es gleichfalls nicht als ein Stück der vorderindischen Halbinsel betrachtet werden kann. Was aber mit diesen beiden anfangen? Peschel erklärt:

Wir haben in Madagaskar und in Ceylon die letzten Ueberreste vormaliger Weltinseln, die mit unserer Erdfeste nicht verbunden waren, die aber vielleicht ehemals unter sich zusammenhingen, und zwar über die Seschellen, granitische Inseln im Norden und in der Verlängerung von Madagaskar gelegen. Daß ehemals dort ein Welttheil über Madagaskar, die Maskarenen mit der Granitinsel Rodriguez, die Seschellen, die Malediven und Ceylon sich ausbreitete, ja sich ostwärts bis Celebes erstreckte, freilich in den ältesten Tertiärzeiträumen, zu dieser Annahme werden alle Anhänger der Lehre von der Einheit der Schöpfungscentren gezwungen sein, da sich die Lemurinen oder Fuchsaffen und die ihnen nahestehenden Faulaffen, überhaupt fast alle Halbaffen auf jene Inseln beschränken, weshalb Sclater vorgeschlagen hat, jenes verschwundene Festland „Lemuria" zu nennen. Celebes bezeugt durch seine wenigen andern Säugethiere, insofern sie Anklänge an afrikanische Formen zeigen, daß es mit den fernen westlichen Ländern einen Zusammenhang genossen haben muß.

Wir sehen, welche Rolle hier der Zoologie zugewiesen ist. In der That gewinnen viele der von Peschel bezüglich der Entstehung der Inseln aufgestellten Behauptungen erst ihre Begründung, wenn die Fauna und ebenso die Flora der Inseln mit jener der Festländer verglichen wird. Dies führt ihn zu einer neuen gleichfalls höchst anregenden Untersuchung „Ueber die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln". Hier offenbart sich, daß auf den Geschöpfen, welche die Inseln bewohnen, ein eigenes Verhängniß ruht, welches sich nicht blos auf ihre physischen Trachten allein beschränkt, sondern dem sogar die Bewohner in ihren geschichtlichen Schicksalen, ihren Sitten und ihren Sprachen unterlagen. Namentlich sind es die Eingriffe des Menschen in die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln, die den Verfasser hier beschäftigen und die er mit einer großen Anzahl interessanter Beispiele belegt, die Zeugniß von seiner immensen Belesenheit ablegen. Auch das Aussterben vieler Inselvölker wird hier behandelt, wobei Peschel folgenden wahren und geistreichen Ausspruch thut:

Wenn der Raffentod alle Urbewohner der Südseeinseln, ja selbst einer Weltinsel wie Australien vielleicht noch vor Ablauf des gegenwärtigen Jahrhunderts vertilgt haben wird, so kann man auch von allen diesen Menschenstämmen behaupten, sie seien, als sie mit den Continentalvölkern wieder in Berührung kamen, nichts anderes gewesen als beseelte Fossilien.

Der Verfasser handelt von den Bedingungen, unter denen festländische Thiere und Pflanzen auf die Inseln gelangen; er zeigt, wie viele festländische Gewächse den Uebergang zum Inselklima nicht überstehen können und mit der von ihnen abhängigen Thierwelt zu Grunde gehen. Geräumige Inseln verhalten sich indessen wie die Festlande, denn sie werden ihren Bewohnern immer eine Anzahl von begünstigten Zufluchtsstätten bieten. Hier wird darauf hingewiesen, daß in Irland manche Säugethiere fehlen, die in England noch vorkommen. Als einen Schreib- oder Uebersetzungsfehler müssen wir es ansehen, daß dort (S. 52, Anmerkung) angegeben wird, das Murmelthier sei in England heimisch.

Mit dem Auftreten des Menschen auf vorher unbewohnten Inseln beginnt ein neuer geologischer Zeitabschnitt, oder vielmehr die letzten Accorde einer ältern geologischen Zeit verklingen. Es ist aber nicht gleichgültig, welche Menschenrasse auftritt — große und jähe Wechsel erfolgten erst mit dem Auftreten der Weißen.

Auch in den „geographischen Homologien" (der glücklich gewählte Ausdruck rührt von Agassiz her) erörtert der Verfasser ein neues Problem, wenn auch gerade hier schon andere Forscher ihm vorgearbeitet hatten. Es handelt sich um die Wiederkehr der nämlichen Gestaltungen, sei es in den flachen Umrissen, sei es in den Bodenerhebungen, die wir auf den Ländergemälden unserer Erde abge-

verschiedenartigsten Wissenschaften verlangt, welche alle bis zu einem gewissen Grade bewältigt sein wollten, sollte das vorliegende, nur wenig umfangreiche Werk geschaffen werden. Was der Verfasser des „Kosmos“ umfassen mußte, das alles hatte auch Peschel zu berücksichtigen, und wir bewundern in der That, wie dieser anregendste unter den deutschen Geographen gleich bewandert in der Geologie, Botanik und Zoologie erscheint, wie er physikalische und chemische Fragen erörtert und überall eine große Vertrautheit mit den neuesten Fortschritten dieser Wissenschaften offenbart. Es ist zu beklagen, daß ein solcher Mann nicht einen Lehrstuhl auf einer der ersten deutschen Hochschulen innehat, von dem aus er befruchtend auf die Jugend wirken und einer Wissenschaft neue Jünger zuführen könnte, die, zur Schande unserer Universitäten sei es gesagt, sich fast nur in die geographischen Gesellschaften und Journale flüchten muß, während eine lange Reihe weit weniger bedeutender Disciplinen sich breit macht und oft doppelte und dreifache Lehrstellen aufweist.

Peschel ist sich der Neuheit seiner Arbeit wohl bewußt, welche auf die Gestaltungen der Erdoberfläche dasselbe Untersuchungsverfahren anwendet, wie Goethe auf die Morphologie der Pflanzen, Cuvier auf die Anatomie, Bopp auf die Sprachwissenschaft, und er bittet dabei um Nachsicht, „da das Betreten neuer Pfade mit den Reizen immer auch die Gefahren eines Abenteuers vereinigen wird“. Uns sind nur wenige Stellen aufgestoßen, bei denen gelinde Bedenken wach wurden, aber dem Ganzen gegenüber, das trefflich begründet dasteht, verschwinden sie, und so lassen wir die Kritik beiseite und versuchen es, einen allgemeinen Ueberblick des Werks zu geben, damit der Leser wenigstens dessen reichen Inhalt ahne, der mit Leichtigkeit von dem Verfasser zu einem dicken, von Citaten strotzenden Buche hätte ausgedehnt werden können. Aber in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Der Ausdruck Vergleichende Erdkunde wurde zuerst von Ritter angewendet; Peschel zeigt uns nun, daß der Altmeister der Erdkunde keineswegs eine vergleichende Geographie schrieb, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir das Wort „vergleichend“ heute in den Wissenschaften anwenden. Er gab vielmehr eine geographische Teleologie, einen Versuch, Schöpferabsichten aus dem Gemälde des Erdganzen zu ergründen. Anders Peschel. Er legt seinen Untersuchungen naturtreue Karten zu Grunde, die er als die Darstellung historischer Vorgänge auffaßt. Er hält zunächst die Vermuthung fest, daß nicht der Zufall die Ländergestalten zusammengetragen habe, sondern daß im Gegentheil jede, auch die geringste Gliederung in den Umrissen oder Erhebungen, jedes Streben der Erdoberfläche seitwärts oder aufwärts irgendeinen geheimen Sinn habe, den zu ergründen er versucht. Das Verfahren zur Lösung seiner Aufgabe besteht nun im Aufsuchen der Aehnlichkeiten in der Natur, wie sie vom Landkartenzeichner dargestellt wird. Er überblickt eine größere Reihe solcher Aehnlichkeiten, deren örtliche Verbreitung ihm meist Aufschluß über die nothwendigen Bedingungen ihres Ursprungs gibt. Den Beginn macht Peschel mit den Fjorden, die am deutlichsten in die Augen springen und am leichtesten zu ergründen sind.

Fjorde werden zunächst durch ihre örtliche Anhäufung und ihr geselliges Auftreten charakterisirt; sie zeigen sich wesentlich, wenn auch nicht ausnahmslos, an den Nord- und Westküsten und werden nur in hohen Breiten gefunden. Grönland, Norwegen, die Westküste Patagoniens, Britisch-Columbien, die Westküste der Südinsel Neuseelands sind die näher erörterten Beispiele. Sie finden sich auch an Inselgruppen im südlichen Theil des Indischen Oceans, auf den Crozet-, Kerguelen-, Falklands-, Süd-Sandwich-, Süd-Orkney- und Süd-Shetlandinseln, in Schottland, Irland, Island. Peschel sagt auch deren zukünftiges Auffinden an Küsten voraus, die auf unsern heutigen Karten mit glattem Rande verlaufen, nämlich an den arktischen Spitzen des asiatischen Continents, am Taimyr- und Tscheljuskin-Cap. Ohne auf die Begründung hier näher eingehen zu können, führen wir an, daß nach Peschel die Fjorde klimatische Erscheinungen sind, deren Bildungsbedingung in niedrigen Temperaturen zu suchen ist. Nirgends fehlen den Fjorden die Eismassen und ihre mechanischen Kräfte; denn entweder sind sie noch gegenwärtig die Rinnsale von Gletschern, oder wir treffen Gletscher in ihrer Nähe. Die Fjorde sind nun die leeren Gehäuse ehemaliger Eisströme, und mit dieser Erklärung an der Hand wird es auch möglich, andere geologische Erscheinungen zu enträthseln, nämlich die Entstehung gewisser enger Gebirgsseen, namentlich der norditalienischen, die nach Peschel einfach die Fjorde eines ehemaligen, nun durch Land ausgefüllten lombardischen Meeres sind. Fjorde fehlen nirgends, wo eine steile Aufrichtung der Küste, eine hinreichende Polhöhe, wie sie das Auftreten der Eiszeit erheischt, und ein reichlicher Niederschlag, wie ihn eine ergiebige Gletscherbildung verlangt, vorhanden sind.

Der Verfasser wendet sich dann der Entstehung der Inseln zu. Er beklagt, daß unsere deutsche Sprache nur zwei gleichbedeutende Wörter, Insel und Eiland, für die größten und kleinsten Inselgestaltungen habe. Das liegt in der Natur der Sache, da Deutschland nicht viele Inseln an seiner Küste besitzt, und die wir haben, sind alle klein. Aber für diese kleinern haben wir doch eine recht mannichfaltige Bezeichnung: Hallig, Doge, Holm, Oe. Der verschiedene Ursprung der Inseln in der Nähe vom Festland drückt sich durch ihre Physiognomie so deutlich aus, daß man sogleich alle Inseln, die Trümmer von Küsten sind, von jenen unterscheidet, die dadurch entstanden, daß sich an den Rändern der Festlande durch Senkung und Ueberschwemmung der See größere oder kleinere Stücke von dem Hauptkörper ablösten. Küsteninseln nennt Peschel jene Trümmer, wie z. B. die von Westschottland abgelösten Hebriden, die Lofodden vor Norwegen, den Vancouver-Archipel vor Britisch-Columbien. Völlig verschieden von ihnen, dem Ursprung nach wie durch Gliederung und Größe, sind die durch örtliche Senkungen vom Festland abgelösten Inseln. Die Merkmale einer solchen Entstehung zeigen sich am reinsten bei Großbritannien und Irland; ein Seitenstück gewährt Neuguinea, durch die seichte Torresstraße von Australien getrennt; ferner die großen Inseln Borneo, Sumatra, Java, die, wie Wallace zeigt, erst zu Asien gehörten, von dem sie nur durch ein seichtes Meer getrennt sind. Die Grenze der australischen und

asiatischen Welt, die in glänzender Weise von Wallace botanisch und zoologisch festgestellt wurde, verläuft zwischen den Eilanden Bali und Lombok. Noch auf ein merkwürdiges Gesetz, das beim Anblick der Karten ins Auge fällt, macht Peschel aufmerksam:

Während die Inseln auf vulkanischen Spalten und die Koralleneilande unter sich eine unverkennliche Aehnlichkeit ihrer Einzelkörper zeigen, finden wir Zusammenscharungen solcher Inseln, deren Einzelwesen durch Gliederung und Mannichfaltigkeit der Umrisse individualisirt sind, nur da, wo durch Zerstörung eines ältern Zusammenhangs von Festländern Inselwelten entstanden sind.

Solcher Zusammenscharungen, bei denen weder Korallenbauten noch vulkanische Kräfte thätig waren, zählt Peschel folgende auf: die malaiische Gruppe zwischen Australien und Südasien, die großen Antillen zwischen Nord- und Südamerika, den griechischen Archipelagus, die dänischen Inseln.

Ganz verschieden sind die vulkanischen und die Koralleninseln von den eben bezeichneten; sie finden sich nur auf der hohen See. Die vulkanischen Inseln sind durch ihre Reihenfolge und Anordnung leicht zu erkennen und finden sich am regelmäßigsten an den Rändern des Stillen Meers von der Halbinsel Alaska in Nordamerika bis zu den Philippinen. Auf dieser Strecke bilden die Aleuten, Kurilen, Japan, die Liu-Kiu, Formosa und die Philippinen eine „Inselguirlande", wie Peschel bezeichnend sagt. Vulkanische Inselschnuren sind auch die Boningruppe, die Marianen, die Salomonen, Neuen Hebriden, die Mandanainseln u. s. w. „Allen diesen vulkanischen Inselschnuren ist es gemeinsam, daß sie nach dem Ocean zu gewölbt (convex), nach dem Lande zu hohl (concav) sind." Ueber die Koralleninseln und deren schon durch Darwin erläuterte Entstehung brauchen wir nichts hinzuzufügen, sie ist bekannt genug; nur erwähnen wollen wir, daß kürzlich Professor Semper in Würzburg mit einer neuen Theorie ihres Ursprungs hervorgetreten ist.

Die Summe der Untersuchungen Peschel's über die Entstehung der Inseln ist folgende: Alle Inseln, die einem Festlande nahe liegen, sind nichts anderes als entweder abgesprengte Bruchstücke der nächsten Küsten, oder Anschwemmungen jungen Landes, oder Ablösung eines ehemaligen Continentalgebiets durch langsame Senkung unter den Meeresspiegel. Alle andern Inseln liegen im Ocean und sind, mit Ausnahme von nur zwei Erdräumen, entweder durch Bauten von Korallen entstanden oder durch vulkanische Erscheinungen ausgezeichnet. Jene beiden Ausnahmen sind Madagaskar und Ceylon. Ersteres ist keine vulkanische Schöpfung, noch weniger ein abgelöstes Stück Afrikas, denn Fauna und Flora lassen es als eine kleine Welt für sich erscheinen; und Ceylon zeigt trotz seiner großen Annäherung an das indische Festland doch so viel Selbständiges, daß es gleichfalls nicht als ein Stück der vorderindischen Halbinsel betrachtet werden kann. Was aber mit diesen beiden anfangen? Peschel erklärt:

Wir haben in Madagaskar und in Ceylon die letzten Ueberreste vormaliger Weltinseln, die mit unserer Erdfeste nicht verbunden waren, die aber vielleicht ehemals unter sich zusammenhingen, und zwar über die Seschellen, granitische Inseln im Norden und in der Verlängerung von Madagaskar gelegen. Daß ehemals dort ein Welttheil über Madagaskar, die Maskarenen mit der Granitinsel Rodriguez, die Seschellen, die Malediven und Ceylon sich ausbreitete, ja sich ostwärts bis Celebes erstreckte, freilich in den ältesten Tertiärzeiträumen, zu dieser Annahme werden alle Anhänger der Lehre von der Einheit der Schöpfungscentren gezwungen sein, da sich die Lemurinen oder Fuchsaffen und die ihnen nahestehenden Faulaffen, überhaupt fast alle Halbaffen auf jene Inseln beschränken, weshalb Sclater vorgeschlagen hat, jenes verschwundene Festland „Lemuria" zu nennen. Celebes bezeugt durch seine wenigen andern Säugethiere, insofern sie Anklänge an afrikanische Formen zeigen, daß es mit den fernen westlichen Ländern einen Zusammenhang genossen haben muß.

Wir sehen, welche Rolle hier der Zoologie zugewiesen ist. In der That gewinnen viele der von Peschel bezüglich der Entstehung der Inseln aufgestellten Behauptungen erst ihre Begründung, wenn die Fauna und ebenso die Flora der Inseln mit jener der Festländer verglichen wird. Dies führt ihn zu einer neuen gleichfalls höchst anregenden Untersuchung „Ueber die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln". Hier offenbart sich, daß auf den Geschöpfen, welche die Inseln bewohnen, ein eigenes Verhängniß ruht, welches sich nicht blos auf ihre physischen Trachten allein beschränkt, sondern dem sogar die Bewohner in ihren geschichtlichen Schicksalen, ihren Sitten und ihren Sprachen unterlagen. Namentlich sind es die Eingriffe des Menschen in die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln, die den Verfasser hier beschäftigen und die er mit einer großen Anzahl interessanter Beispiele belegt, die Zeugniß von seiner immensen Belesenheit ablegen. Auch das Aussterben vieler Inselvölker wird hier behandelt, wobei Peschel folgenden wahren und geistreichen Ausspruch thut:

Wenn der Rassentod alle Urbewohner der Südseeinseln, ja selbst einer Weltinsel wie Australien vielleicht noch vor Ablauf des gegenwärtigen Jahrhunderts vertilgt haben wird, so kann man auch von allen diesen Menschenstämmen behaupten, sie seien, als sie mit den Continentalvölkern wieder in Berührung kamen, nichts anderes gewesen als beseelte Fossilien.

Der Verfasser handelt von den Bedingungen, unter denen festländische Thiere und Pflanzen auf die Inseln gelangen; er zeigt, wie viele festländische Gewächse den Uebergang zum Inselklima nicht überstehen können und mit der von ihnen abhängigen Thierwelt zu Grunde gehen. Geräumige Inseln verhalten sich indessen wie die Festlande, denn sie werden ihren Bewohnern immer eine Anzahl von begünstigten Zufluchtsstätten bieten. Hier wird darauf hingewiesen, daß in Irland manche Säugethiere fehlen, die in England noch vorkommen. Als einen Schreib- oder Uebersetzungsfehler müssen wir es ansehen, daß dort (S. 52, Anmerkung) angegeben wird, das Murmelthier sei in England heimisch.

Mit dem Auftreten des Menschen auf vorher unbewohnten Inseln beginnt ein neuer geologischer Zeitabschnitt, oder vielmehr die letzten Accorde einer ältern geologischen Zeit verklingen. Es ist aber nicht gleichgültig, welche Menschenrasse auftritt — große und jähe Wechsel erfolgten erst mit dem Auftreten der Weißen.

Auch in den „geographischen Homologien" (der glücklich gewählte Ausdruck rührt von Agassiz her) erörtert der Verfasser ein neues Problem, wenn auch gerade hier schon andere Forscher ihm vorgearbeitet hatten. Es handelt sich um die Wiederkehr der nämlichen Gestaltungen, sei es in den flachen Umrissen, sei es in den Bodenerhebungen, die wir auf den Ländergemälden unserer Erde abge-

bildet finden. Die lehrreichsten Aehnlichkeiten sind in den Umrissen Südamerikas, Afrikas und Australiens wahrzunehmen, wobei man die Insel Tasmanien als Südspitze Australiens betrachten muß. Die gemeinsamen Familienzüge lassen schließen, daß ihre horizontale Gestalt völlig unabhängig von ihrer senkrechten Gliederung erscheint, die bei jedem der drei Festlande verschieden ist. Diese Aehnlichkeit trotz der Verschiedenheit der senkrechten Gliederung lehrt uns, daß die großen Umrisse der Festlande von andern Kräften gestaltet wurden, als diejenigen waren, welche das Aufsteigen der Gebirge hervorriefen, oder mit andern Worten, die Festlande sind älter als die Gebirge, die sie tragen. Der gleichen Anschauung, die scharf formulirt und bewiesen zu haben Peschel's Verdienst ist, schließen sich an Humboldt, früher d'Aubuisson und C. F. Naumann. Eine geographische Homologie ferner, die jedem, der aufmerksam die Karte betrachtete, in die Augen gefallen sein muß, ist endlich die bedeutungsvolle Aehnlichkeit der Inseln Borneo, Celebes und Gilolo oder Halmahera. Dieselbe scharf ausgeprägte Inselform wiederholt sich in rascher Folge dreimal hintereinander. Noch sehen wir keine klare Erläuterung vor Augen, aber Peschel meint:

> Wir unsererseits sehen in Celebes ein abgemagertes Borneo, welches längst verschwunden wäre, wenn nicht seine Gebirge als Beingerüst uns die ehemaligen Umrisse des Landes noch zu ziehen erlaubten. Bei Gilolo endlich ist das Verhängniß schon weiter fortgeschritten. Für die Anschauung, daß wir in jenen Inseln die Reste gesunkener Ländermassen vor uns haben, spricht auch die Geschichte jener Erdräume, soweit sie sich aus den Pflanzen- und Thierresten ermitteln läßt.

In der folgenden Abhandlung: „Die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittlern Tiefe der Weltmeere", zerstört Peschel den Wahn von großen Massengebirgen und Thälern, die auf dem Boden der Oceane vorkommen sollen; er zeigt, wie allein das Nordatlantische Meer geräumig genug sei, alle Körpermassen sämmtlicher Festlande der Erde, wenn sie bis zum Seespiegel abgetragen würden, aufzunehmen, ohne dadurch bis zum Rande trocken gelegt zu werden. Mit Zahlen wird das Thema dieser Arbeit erhärtet und schließlich wiederholt, daß unsere Festlande nur als gewaltige Hochebenen über die Sohle der Oceane emporragen. „Das Aufsteigen der Gebirge an den Festlandsrändern" wird an der Hand geologischer Thatsachen erörtert, und darauf hingewiesen, daß schon vor der Erhebung der Gebirge die Umrisse der Festlande gegeben waren. Ueberaus reich mit Beispielen der anziehendsten Art belegt ist die Untersuchung „Ueber das Aufsteigen und Sinken der Küsten". Auf dem Antlitz unsers Planeten ruht noch nicht eine tödliche Erstarrung, sondern es verändert noch fortwährend seine Züge, insofern die Umrisse der Inseln und Festlande beständig schwanken, hier sich verkürzen, dort sich ausdehnen, und zwar mitunter so beträchtlich, daß sich schon in historischer Zeit vieles anders gestaltet hat. In der sich hieran reihenden Abhandlung „Ueber die Verschiebungen der Welttheile seit den tertiären Zeiten" erkennen wir, daß die Verluste, welche die Festlande seit den tertiären Zeiten erlitten hatten, wieder durch Zuwachs in andern Räumen ausgeglichen wurden, und daß das Flächenverhältniß zwischen Wasser und Land, welches etwa wie 5:2 jetzt ermittelt worden ist, in frühern Erdzeitaltern das nämliche gewesen sein mag. Aber das Land war vormals anders vertheilt als heute. Die nördliche Halbkugel hat mehr Land gewonnen als verloren, die südliche mehr Land verloren als gewonnen. Im allgemeinen ergibt sich aus dieser Untersuchung, daß die verlorenen Gebiete alle östlich von den jetzigen großen Welttheilen liegen, die neu erworbenen dagegen westlich, daß also das Trockene nach Westen flieht, weshalb auf ihrer Ostseite die alten Festlande immer abgelöste Stücke hinter sich zurücklassen, während ihre westlichen Uferlinien fast gänzlich frei von Inseln sind, abgesehen immer von den vulkanischen Bauwerken, die örtlich wirkenden Kräften ihren Ursprung danken.

Peschel geht nun auf die Flüsse über und erläutert zunächst die verschiedenartigen „Deltabildungen", dann den „Bau der Ströme in ihrem mittlern Laufe". Er theilt die Flüsse in zwei Gattungen ein, in Querströme, die stets vom Innern einer trockenen Erdfeste mehr oder weniger senkrecht und auf dem kürzesten Wege nach der Küste fließen, und in Längenströme, die parallel mit der großen Achse continentaler Erhebungen fließen. Wie nie etwas bei Peschel trocken ist, und er dem scheinbar dürrsten Gegenstande eine geistige Seite abzugewinnen weiß, so auch hier.

> In der Culturgeschichte haben die Querströme eine verschiedenere Rolle gespielt als die Längenströme. Die erstern nämlich sind auf den niedern Stufen der Entwickelung ethnographische Grenzlinien geworden. So schied der Tiber, wenn auch nicht ganz scharf, Etrusker und Römer, der Rhein noch zu Cäsar's und Tacitus' Zeiten Germanen und Gallier, die Eider Deutsche und Dänen, ja selbst noch heutigentags trennt der Lech den schwäbischen vom bairischen Volksstamm, soweit sich die Unterschiede in Tracht und Mundart erhalten haben. Der Senegal war, soweit die Geschichte zurückreicht, die Völkerschranke zwischen Berbern und Negern. Längenströme haben viel seltener diese Macht ausgeübt.

Wir möchten in dieser Beziehung hier noch von einem Längenstrome, der Donau, reden. Auf sie findet beides Anwendung, denn in ihrem Laufe durch das Land deutscher, magyarischer, slawischer, romanischer und türkischer Völker ist sie nur einmal ethnographische Grenzscheide, und zwar im untern Laufe, wo sie fast haarscharf die Rumänen von den Bulgaren und Türken trennt; nur im Delta und nach Serbien hin greift das ungemein expansionsfähige rumänische Element etwas über.

Zum Schlusse werden die „Thalbildungen", dann „Wüsten, Steppen, Wälder" in vergleichender Weise behandelt. Was die letztern angeht, so bezeichnen diese drei Begriffe Steigerungen an Pflanzenreichthum in den trockenen, feuchten und nassen Erdstrichen, denn ihr räumliches Auftreten hängt streng zusammen mit der örtlichen Vertheilung der wässerigen Niederschläge in der Gestalt von Nebel, Thau, Regen oder Schnee. Ihre Vertheilung wird aber genau bestimmt durch die Gestalt des Trockenen und Festen auf einem kugelförmigen Körper wie die Erde, der sich von Westen nach Osten mit der höchsten Geschwindigkeit am Aequator, mit der geringsten an den beiden Polen bewegt. Einzelheiten aus dem organisch geschlossenen Ganzen dieses Aufsatzes können wir hier nicht bringen, aber wir mahnen noch zu der reich lohnenden Lektüre des epochemachenden kleinen Werks.

Richard Andree.

Feuilleton.

Ein Wörterbuch zu Luther's deutschen Schriften.

Bei der hohen Bedeutung, welche die Sprache Luther's in der Entwickelung des deutschen Geisteslebens erlangt hat, ist es gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, seinen Sprachgebrauch in einem umfassenden Wörterbuche darzustellen. Schon früher ist Luther's Wortschatz Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen, aber erst seit Grimm ist eine ausgedehntere Sammlung der Luther'schen Ausdrücke versucht worden. Es liegt in der Natur eines solch weit angelegten Werks wie das Grimm'sche Wörterbuch, daß hier keine unbedingte Vollständigkeit erzielt und auch erwartet werden konnte. Zu einer monographischen Sammlung des Luther'schen Sprachschatzes war daher nicht allein noch Raum übrig, sondern das Grimm'sche Wörterbuch mußte auch mit Anlaß sein, diese von den Umständen gebotene Lücke auszufüllen. Daß ein solches Werk, welches sich die Aufgabe stellt, den gesammten Wortvorrath Luther's, wie derselbe in seinen deutschen Schriften mit Einschluß der Bibelübersetzung niedergelegt ist, zu verzeichnen und die verschiedenen Formen und Bedeutungen der einzelnen Wörter mit sorgfältig ausgewählten Beispielen zu belegen, im höchsten Grade schwierig und mühsam ist, wird von vornherein jedermann empfinden. Und der, welcher sich einer so gewaltigen Arbeit unterzieht, verdient gewiß Dank und Anerkennung. Vor zwei Jahren trat P. Dietz in Marburg mit einer ersten Lieferung von einem „Wörterbuch zu Dr. Martin Luther's deutschen Schriften" (Leipzig, Vogel) hervor, und jetzt (1870) ist der erste Band, bestehend aus vier Lieferungen und reichend bis zum Buchstaben F inclusive, vollendet. Die schwere Aufgabe ist in würdigster und trefflichster Weise gelöst worden. In dem Vorworte gibt der Lexikograph auch eine „kurze Charakteristik der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Sprache Luther's", wobei er jedoch von grammatischer Vollständigkeit ganz und gar abgesehen hat. Mit Recht. Denn eine grammatische Darstellung ist eine Aufgabe für sich und erfordert selbst einen ausgedehntern Raum, als er einem Vorworte gegeben ist. Dann folgt das „Quellenverzeichniß", in welchem namentlich eine Menge kleiner Flugschriften Luther's bibliographisch angeführt sind. Muß dieses Wörterbuch von Dietz den Sprachforschern willkommen sein, so haben auch alle Theologen Veranlassung, an diesem Werke ein Interesse zu nehmen. Aber auch über diese gelehrten Kreise hinaus verdient es beachtet und benutzt zu werden.

Notizen.

Aus Varnhagen von Ense's unerschöpflichem Nachlaß ist von Ludmilla Assing nun auch eine französische Briefsammlung ans Licht gefördert worden: „Lettres du Marquis A. de Custine à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense accompagnées de plusieurs lettres de la comtesse Delphine de Custine et de Rahel Varnhagen d'Ense" (Brüssel, Muquardt, 1870). Der Briefwechsel umfaßt einen sehr großen Zeitraum, von 1816—46, und enthält über literarische und politische Ereignisse und Persönlichkeiten im Wechselverkehr zwischen Paris und Berlin manche interessante Bemerkung. Custine ist ein scharfer Kopf und übt eine sehr unbefangene Kritik. Man darf der Herausgeberin beistimmen, wenn sie in dem Vorwort sagt, daß diese Briefe eine glänzende Beschreibung der französischen Gesellschaft bieten, deren Details voll Reiz und Frische sind, indem Custine ebenso viel Geist wie Schwung in der Erzählung pikanter Anekdoten beweist. Die Herausgeberin verwirft das ungünstige Urtheil, das Custine über Victor Hugo fällt, den sie einen der größen Poeten unsers Jahrhunderts nennt, der aus seinem Exil heraus die Sympathien und die Bewunderung aller edeln Seelen zu gewinnen verstanden habe. Sie hat diesen Brief nicht unterdrückt, wie sie sich in der Vorrede rühmt. Dies ist eigentlich selbstverständlich, denn wozu sollte eine Redaction führen, welche nach den Meinungen des Herausgebers die überlieferten Briefe und Schriftstücke zurechtschneiden wollte? Das Zutreffende einzelner Urtheile Custine's hat die Folgezeit bewiesen, so wenn er den kleinen Girardin einen „politischen Robert Macaire" nennt, dem alles fehle, um sich über sein Jahrhundert zu erheben: die Beredsamkeit und die Ueberzeugung. Er werde in seinem ganzen Leben sich in einer falschen Lage befinden, in der Lage eines Märtyrers ohne Glauben. Zunächst sei er das Ichneumon des Krokodils Thiers.

Aus einem kurzen Lebensbild von Varnhagen erfahren wir, daß Astolphe Marquis de Custine (geb. in Paris 1793, gest. in St.-Gratien bei Enghien den 26. September 1857) der Enkel des berühmten französischen Generals ist, und daß sein Vater wie sein Großvater auf dem Schaffot während der Revolution starb. Möglich, daß sich daher jene religiösen und politischen Vorurtheile schreiben, welche die Herausgeberin in der Vorrede bedauert. Sein Hauptwerk ist jedenfalls: „La Russie en 1839", ein Werk, das durch seine freimüthigen Urtheile Aufsehen erregte. Außerdem hat er zwei Romane verfaßt: „Le monde comme il est" und „Ethel", und ein Werk: „L'Espagne sous Ferdinand VII."

Von neuen deutschen Zeitschriften in Nordamerika erwähnen wir: „Der deutsche Pionier. Eine Monatsschrift für Erinnerungen aus dem deutschen Pionierleben in den Vereinigten Staaten, herausgegeben vom deutschen Pionierverein (Cincinnati, Ohio)." Von der Zeitschrift liegt uns der erste Jahrgang vor; sie ist wesentlich historisch und sucht die bahnbrechenden Thaten und fortschreitenden Culturerorberungen der deutschen Einwanderung in einer Fülle einzelner Abhandlungen darzustellen.

Bibliographie.

Die Armee Sachsens als XII. norddeutsches Armeecorps im französischen Feldzuge 1870. Nach den Mittheilungen eigener Berichterstatter, Correspondenten und Specialartisten. 1ste Lief. Leipzig, Minde. 8. 5 Ngr.

Ausbruch des Sturmes. Von der Verfasserin von „Mademoiselle Mori." Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Elise Mirus. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dante's Hölle der Verliebten deutsch gereimt mit einigen Bemerkungen und einer Belegstelle aus dem Roman du Lancelot von R. Minzloff. Hannover, Hahn. Gr. 8. 16 Ngr.

Dewischeit, F., Literaturgeschichtliche Aphorismen. 2tes Stück. Gelegentlich einiger Gespräche Göthes mit Eckermann. Gumbinnen. 4. 10 Ngr.

Illustrirte Geschichte des Krieges vom Jahre 1870. 1stes Heft. Stuttgart, Schönlein. Hoch 4. 2½ Ngr.

Gschwind, P., Die kirchliche Reform und das erste Vatican-Concil. Bern, Wyss. Gr. 8. 10 Ngr.

Körner, F., Der Menschengeist in seiner persönlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung. Eine naturwissenschaftliche Seelenkunde und darauf begründete Weltanschauung. 1ste Abth. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köstlin, K., Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Beziehung für das deutsche Volk dargestellt. Tübingen, Laupp. 8. 24 Ngr.

Krüger, J., Die List der Liebe. Novelle. Altona, Verlags-Büreau. 8. 25 Ngr.

Melena, Elpis, Von Rom nach Creta. Reiseskizze. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Natzmer, G. E. v., George Christoph von Natzmer, Chef der weißen Husaren. Ein Beitrag zur Geschichte der Armee Friedrich II. Hannover, Hahn. Gr. 8. 16 Ngr.

Perels, M., Klänge aus Böhmen. Zeitgedichte. Eine Apotheose zu Alfr. Meißner's „Žižka." 2te Aufl. Leipzig, Matthes. 16. 22½ Ngr.

Rauch, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Jweinsage. Berlin, Adolf u. Comp. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.

Reatz, C. F., Geschichte des europäischen Seeversicherungsrechts. 1ster Thl. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 Thlr.

Reiche, F., Der zweite December und das Kaiserreich. Nach Kinglake's Geschichte des Krimkrieges aus dem Englischen übertragen. Itzehoe, Nusser. Gr. 8. 15 Ngr.

Remy, M., Der Deutschen Heldenkampf im Jahre 1870 in Wort und Lied. 1ste Lief. Berlin, Klönne. Gr. 8. 3 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Das entlarvte Judenthum der Neuzeit. I. Die Juden in Frankfurt am Main. Zürich, Verlagsmagazin. 8. 10 Ngr.

Wallace, A. R., Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Eine Reihe von Essais. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Erlangen, Besold. Gr. 8. 2 Thlr.

Walther, A., Napoleon III., Frankreichs blutdürstiger Kaiser oder: der Sieg der tapferen Deutschen. Illustrirter historischer Roman aus dem deutsch-französischen Kriege. 1ste und 2te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Während des gegenwärtigen Kriegs hat sich die Deutsche Allgemeine Zeitung bemüht, den erhöhten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen: durch Zugabe einer täglichen Extra-Beilage, vermehrte telegraphische Depeschen, Originalberichte vom Kriegsschauplatze, aus Paris, London ꝛc., Mittheilung der amtlichen Berichte aus den Hauptquartieren, Beigabe von Karten und Plänen, tägliche Leitartikel und Uebersichten. Sie hat auch die Genugthuung gehabt, daß die Zahl ihrer Abonnenten bedeutend gestiegen und aus der Mitte derselben mehrfach die vollste Befriedigung über die Reichhaltigkeit und die ganze Haltung des Blattes ausgesprochen worden ist.

Redaction und Verlagshandlung werden in diesem Bestreben nicht ermüden. Insbesondere werden sie bemüht sein, über die voraussichtlich bald an die Stelle der Kriegsereignisse tretenden diplomatischen und Friedensverhandlungen ebenso rasch und gesichtet wie über jene zu berichten, wobei ihnen mehrseitige zuverlässige Verbindungen zur Seite stehen. Sie dürfen daher hoffen, daß der neu gewonnene Leserkreis der Deutschen Allgemeinen Zeitung ihrem alten Stamme getreuer Leser und Abonnenten dauernd hinzutreten werde.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, solange es die politischen Verhältnisse wünschenswerth machen, täglich zweimal (Sonntags einmal): vormittags 9 Uhr (Sonntags 11 Uhr) und nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer oder Extra-Beilage abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2½ Ngr. Die Herren Haasenstein & Vogler in Leipzig (Dresden), Hamburg, (Lübeck), Berlin, Frankfurt a. M., Breslau, Köln, Stuttgart, Wien (Prag), Basel (St.-Gallen), Zürich, Genf (Lausanne) haben den ausschließlichen Inseratenbetrieb für die Deutsche Allgemeine Zeitung übernommen und sind deshalb alle Inserate an eins dieser Etablissements zu senden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paris als Waffenplatz.

Plan von Paris und seinen Festungswerken.

2½ Ngr.

Ein nach sorgfältigen Aufnahmen in Stahl gestochener Plan von Paris nebst Umgebung, auf welchem alle Fortificationen durch Farbendruck hervorgehoben und die wichtigsten Gebäude, Plätze, Brücken u. s. w. namentlich angegeben sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage.

500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Nebst erläuterndem Texte.

In Lieferungen zu 7½ Sgr.

Soeben erschien:

Vierzigste Lieferung.

Architektur (von Essenwein), Taf. 28; Zoologie (von Vogt), Taf. 15; Botanik (von Willkomm), Taf. 12; Bauwesen (von Heyn), Taf. 15; Plastik und Malerei (von Carriere), Taf. 13.

Erste Lieferung des Erläuternden Textes:

Seewesen. Bearbeitet von Kapitän zur See R. Werner. (S. 1—28.) — **Physik.** Bearbeitet von Professor Dr. J. Müller. (S. 1—48.)

Gleichzeitig mit der 40. Lieferung der Tafeln erhalten die Subscribenten die 1. Lieferung des Erläuternden Textes. Sie behandelt die Abtheilungen „Seewesen" und „Physik", von welchen beiden Fächern mit steter Bezugnahme auf die Tafeln eine gedrängte, aber vollständig abgerundete Darstellung des Wissenswürdigsten vom Standpunkt der neuesten Forschung aus dargeboten wird. Der Erläuternde Text erscheint in Lieferungen von 5—6 Bogen Lexikonoctav zum Preise von 7½ Sgr. und soll einen Band von etwa 60 Bogen umfassen.

Der „Bilder-Atlas" bietet in dieser zweiten, von den tüchtigsten Fachmännern bearbeiteten Auflage eine nothwendige Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon, ist aber zugleich ein Werk von völlig selbständigem Werthe, das in seiner systematischen Ordnung den mannichfachsten Bildungszwecken entspricht.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Eine diplomatische, vom deutschen Standpunkt aufgefaßte Geschichte jenes hochwichtigen Zeitabschnittes, in der, wie es in vorliegendem Werke geschieht, unter nothwendiger Bezugnahme auf die kriegerischen Ereignisse die dadurch veranlaßten Bündnisse, Verhandlungen und Friedensschlüsse einer auf die betreffenden Urkunden gestützten Beurtheilung unterworfen werden, war bisher noch nicht vorhanden. Sie wird wesentlich dazu beitragen, irrige, hauptsächlich von französischen Geschichtschreibern verbreitete Meinungen zu berichtigen und die Thatsachen sowol wie die Motive, aus denen sie entsprangen, wieder in ihr historisches Recht einzusetzen. Die Urkunden, welche mit der geschichtlichen Darstellung verwebt sind, gewähren nebst der nothwendigen Beweisführung auch den Reiz unmittelbarer Auffassung der Ereignisse durch die zunächst betheiligten Zeitgenossen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1870.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ebeling's Skizzen aus Paris.

Neue Bilder aus dem modernen Paris. Von Adolf Ebeling. Erster und zweiter Band. Paderborn, Schöningh. 1869. 8. 2 Thlr.

Jede Kunde aus dem modernen Paris, welche dazu beiträgt, uns die Culturzustände der Weltstadt unter dem second empire zu erläutern, ist in jetziger Zeit doppelt willkommen; denn in diesen Zuständen wesentlich ist der Schlüssel zu den großartigen Niederlagen des Jahres 1870 zu suchen. Die Wallfahrt der Fürsten und Nationen im Jahre 1867 zu dem großen Friedenstempel des Marsfeldes und der Vormarsch der deutschen Armeen im Jahre 1870 nach der kaiserlosen Hauptstadt bilden einen merkwürdigen Pendant. Die kriegerische Nation, siegreich im Frieden und besiegt im Kriege — welch ein Widerspruch mit den Traditionen Frankreichs! Doch der Cultur des Friedens einen Tempel bauen in dem einen Jahre, in dem andern sie leichtsinnig preisgeben für vagen Kriegsruhm, der sich unter der Hand in Schmach der Niederlagen verwandelt — das heißt ein Spiel treiben mit den höchsten Gütern der Nationen, ein Spiel, welches die Züchtigung durch die Eisenfaust des deutschen Volks verdient! Unvergessen wird es unserm Volke bleiben, daß es zwar mit Begeisterung in den Krieg zog und diesen glänzend und glücklich führte, daß aber der Zorn über die freche Friedensstörung nicht geringer war, daß es nicht kriegte um des Kriegs willen, sondern um sich vor Ueberfällen zu sichern, welche die humanen Interessen, die Fortschritte geistiger Arbeiten auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst stets von neuem gefährden.

Immerhin bleibt Paris der Herd der ganzen Bewegung; aber nicht blos die Tuilerien, sondern das Palais-Bourbon, die Presse und ihre Heißsporne, ein Emile de Girardin an der Spitze, die ganze Nation tragen die gleiche Mitschuld. Thiers hat vor dem Kriege gewarnt, doch nur weil der Augenblick ihm nicht geeignet erschien. Der frühere Minister des Julikönigthums, dem wir das „Rheinlied" und „Die Wacht am Rhein" verdanken, hat sich auch im Jahre 1866 und den darauf folgenden Jahren als der eifrigste Vorkämpfer einer Kriegspolitik geberdet, welche ihre Spitze gegen Preußen richtete.

Dies Paris des second empire, das jetzt bald nur der Geschichte angehören wird, dies Paris der großen Cultur- und Friedensfeste wie der unsinnigen Kriegsabenteuer in fremden Zonen und des unsinnigsten Eroberungszugs an den Rhein, barg in sich die interessantesten Culturphänomene der Neuzeit, mag man in ihnen nur einen hinter glänzenden Phrasen versteckten Verwesungsproceß oder die schimmernde Repräsentation des materialistischen Weltprincips erblicken. Jeder Beitrag zu seiner Charakteristik muß uns daher willkommen sein.

Adolf Ebeling hat bereits in einer ganzen Serie von Bänden „Lebende Bilder aus dem modernen Paris" uns vorgeführt, und zwar sind alle diese Skizzen mit großer Detailkenntniß gearbeitet. Die Grundstimmung des Verfassers ist eine dem Kaiserreich durchaus freundliche, offenbar weil der Bonapartismus den kirchlichen Interessen stets Rechnung getragen hat. Darum auch die Verherrlichung der Kaiserin, dieser Schutzgöttin des Vaticans, der „Spanierin", gegen welche sich der Volkshaß jetzt nicht minder heftig wendet wie vor zeiten gegen die „Oesterreicherin". Ebeling läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er ihr einige stilistische Blumen auf den Weg streuen kann. Gleichwol ist sein Ultramontanismus nicht aufdringlich, sondern tritt nur gelegentlich hervor, und bei aller Bewunderung für das second empire, die der

Autor hegt, lassen seine unbefangenen Schilderungen des Volkslebens die Achillesferse des modernen Cäsarismus durchaus nicht verkennen.

In den vorliegenden Bänden spielen indeß Kaiser und Kaiserin keine hervorragende Rolle; nach der letzten großen Katastrophe möchte man ihnen gern einmal näher ins Auge sehen. Merkwürdiger noch als das wechselnde Glück, welches den Kaiser von Abenteuer zu Abenteuer, in das Gefängniß, auf den Thron und jetzt wieder in die Kriegsgefangenschaft verfolgte, ist das ebenso wechselnde Urtheil der öffentlichen Meinung über ihn. Der Prätendent von Strasburg und Boulogne galt in den Augen der Welt für einen Narren; der Präsident der Republik für einen beschränkten Mann, der nach der höchsten Macht strebte, um sich ihren Genüssen hinzugeben; der Kaiser galt lange Zeit für den Träger aller politischen Weisheit, für das Orakel Europas und aller Cabinete, für den Vertreter der Weltherrschaft der romanischen Nationen. Seit dem verfehlten Kriegszuge nach Mexico begann dieser Ruhm zu schwinden; jetzt aber ist man allgemein geneigt, wieder zu der ersten Auffassung zurückzukehren und einen vom Zufall begünstigten, sonst unbedeutenden Glücksritter in ihm zu sehen. Daß die deutschen Waffen und Federn nach dem leichtsinnig heraufbeschworenen Kriege den Cäsar nicht schonen, ist selbstverständlich und berechtigt; doch das unbefangene Urtheil der Geschichte wird in Napoleon III. immer einen Staatsmann von hervorragender Befähigung erblicken, der das Princip des Macchiavellismus durch geschickte Ausbeutung der Zeitideen in der innern und äußern Politik mit seltener Kunst zur Anwendung brachte und, indem er die dynastischen Interessen zu stützen suchte, auch dabei manche wahren Interessen des Volks förderte.

Noch mehr aber als sein Oheim zeigt der dritte Napoleon die Wahrheit des französischen Satzes: „Rien ne réussit que le succès!" In den Augen der Welt ward er zum Narren und zum Weisen, je nachdem er Niederlagen oder Siege erlebte. Niemals in der Geschichte wechselte das Urtheil so mit dem Erfolg, gleich als ob der Charakter keinen innern Werth, sondern nur einen äußern Preis hätte, den die Umstände allein bestimmten.

Ebeling führt uns einmal den Kaiser vor bei dem großen Rennen im Bois de Boulogne, wo Frankreich ein neues „Waterloo" durch den Sieg des englischen Pferdes „Ceylon" erleben sollte:

Die Majestäten verließen die rothen Sammtfauteuils ihres Pavillons und mischten sich unter die Spaziergänger; aber wenn der Kaiser, noch dazu in schlichter Civilkleidung, seiner Gemahlin den Arm gibt, so sieht er nie sehr gut und nichts weniger als imposant aus: er ist zu klein und von zu untersetzter Statur; der Leser weiß längst, daß der Kaiser zu Pferde und in Uniform gesehen werden muß, um zu gefallen. Ohnehin kann man sich einen Napoleon nicht wohl anders denken. Ludwig Philipp trug gern lichtgraue Kasimirbeinkleider, weiße Weste und einen braunen Frack mit goldenen Knöpfen und Sammtkragen, dazu einen Spazierstock oder gar den historisch gewordenen Regenschirm. Aber man stelle sich einen Napoleon in solchem Costüm vor! Die Kaiserin hingegen, wo sie erscheint, ist immer die wahre Majestät, eine moderne Maria Theresia. Sie trug an jenem Tage ein weißes Kleid mit lila, nach wie vor ihre Lieblingsfarben, und war entschieden unter den unter dem Pavillon versammelten, etwa zweihundert Damen am einfachsten gekleidet. Aber sie durfte dies wagen, denn der Herzoginnen, Fürstinnen, Gräfinnen u. s. w. zählte man nach allen Seiten hin zu Dutzenden, und da mußte schon eine die andere durch eine stets kostbarere und brillantere Toilette zu überbieten und auszustechen suchen, nur, um in der glänzenden Menge nicht ganz unbeachtet unterzugehen.

Wie sehr Ebeling für die „Spanierin" schwärmt, beweise die folgende Schilderung ihrer Triumphe im Jahre 1866:

Die Kaiserin — Ehre, dem Ehre gebührt, und wir setzen Ihre Majestät gern in diesem Kapitel obenan — ist zurückgekehrt von ihrem Triumphzuge; denn diesen Namen verdient ihre Rundreise nach Châlons und Nancy, die wirklich eine fünftägige glänzende Ovation der dortigen Bevölkerung war, so glänzend, wie kaum je eine zu Gunsten der Napoleonischen Dynastie stattgefunden hat. Den Kaiser hielten seine „Geschäfte" (er hat ja immer alle Hände voll zu thun) in den Tuilerien zurück, wo fast ein permanenter Ministerrath etablirt war, und die Reise der Kaiserin gewann somit eine doppelte Bedeutung: sie stellte den zukünftigen Thronerben zum ersten mal officiell dem Volke vor und repräsentirte zugleich ihren abwesenden Gemahl. Wol noch nie ist in Frankreich eine Monarchin derartig gefeiert worden: die ganze Reise ging unter Ehrenpforten, Blumenguirlanden und Blättergewinden, das kleinste Dorf war wie zu einem Nationalfeste geschmückt, in Nancy selbst zählte man über zweimalhunderttausend Gäste von nah und fern. Viele Tausende, die weder in den Gasthöfen noch in den Privathäusern ein Unterkommen finden konnten, campirten unter Zelten im Freien, und die öffentlichen Gärten und Promenaden waren in Bivuaks und Schlafstätten verwandelt. In Châlons nahm die Kaiserin, wie eine zweite Maria Theresia, die Revue der Lagerarmee, gegen 27000 Mann, ab und vertheilte Ehrenkreuze und Medaillen; überall mischte sich in die Acclamationen „Vive l'Impératrice, vive le Prince Impérial!" der Zuruf: „Vive la héroine d'Amiens!" — eine Anspielung auf die neuliche Reise der Gefeierten nach Amiens zum Besuch der dortigen Cholerakranken. Stundenlang dauerten jeden Vormittag die öffentlichen Audienzen, zu denen jeder zugelassen wurde: die herzgewinnende Freundlichkeit der Kaiserin, die auf jede Anrede eine passende, gemüthvolle Antwort hatte, verscheuchte oft dergestalt die Etikette, daß Männer und Frauen aus dem Volk ihr dreist die Hand gaben oder den Prinzen umarmten, der auch seinerseits kleine Reden hielt, d. h. ihnen von Paris erzählte und sie in die Tuilerien einlud. Bei der kirchlichen Feierlichkeit in Nancy wurde eine Pracht entfaltet, wie man sie, nach Versicherung von Augenzeugen, in Notredame selbst bei solchen Gelegenheiten nie schöner und glänzender gesehen; fünf Bischöfe mit zahlreichem Gefolge umgaben den Erzbischof von Paris, und nicht weniger als sechshundert Priester vom hohen und niedern Klerus waren gegenwärtig. Die Kaiserin ist nach wie vor für die französische Geistlichkeit die große und einflußreiche Vermittlerin zwischen Rom und dem Tuileriencabinet.

Wenn der Kaiser in Vichy ist, präsidirt die Kaiserin dem Ministerrath:

Zwei Minuten genügen, um den Herrn Gemahl von allen Beschlüssen in Kenntniß zu setzen, und zwei andere Minuten, um seine Antwort zu erhalten. Wenn der erste Napoleon solche geistige Communicationsmittel gehabt hätte! Der Neffe hat sein Arbeitszimmer in Saint-Cloud ganz mit den alten Möbeln seines großen Oheims einrichten lassen; der Schreibtisch mit den grünbeschirmten Bronzecandelabern ist derselbe, die prächtige Pendule, eine Erdkugel, auf welcher der Sensenmann Chronos die eilenden Stunden anzeigt, desgleichen; aber wenn er Leben hätte, der alte, vergoldete, bärtige Gott, so würde er sich gewaltig verwundern über das, was man jetzt in einer einzigen seiner Minuten, oder gar seiner Stunden abmacht. Und hatte der Kaiser nicht ganz recht mit seinen Worten beim letzten Montagsempfang der Kaiserin, an eben jenem Tage, wo sich die Börse beim endlichen Ausbruche des Kriegs wie eine Verzweifelnde geberdete: „Ich begreife wirklich nicht, weshalb wir in Paris und in Frankreich nicht ruhig und guter Dinge sein sollten, wenn sich auch die andern da drüben in den

Haaren liegen?" Er konnte dies übrigens leicht sagen, denn er hatte vermuthlich keine fälligen italienischen Coupons.

Auch die Illuminationslämpchen der Anekdote werden angesteckt, um das Bild der Kaiserin so glänzend wie möglich hervortreten zu lassen:

Im Théâtre du Gymnase wird seit einiger Zeit ein neues Schauspiel von Gondinet gegeben: „Le Comte Jacques." Gondinet ist nur ein kleines Kerzchen im Vergleich zu dem großen Gaskronleuchter Augier; aber seine Stücke sind dafür anständiger und sehr amusant. Im „Comte Jacques" hat namentlich ein junges Landmädchen eine niedliche Rolle. Das ganze Unglück der Kleinen ist, keine 1000 Franken zu besitzen, um heirathen zu können; denn so viel verlangt der Vater ihres Geliebten als Aussteuer. Die Noth und die Klagen des armen Kindes sind so natürlich und allerliebst, daß die Schauspielerin, noch dazu eine junge Debutantin, durch ihr naives, hübsches Spiel allgemeinen Beifall erntete. „Wenn nicht anders", so heißt es in ihrer Rolle, „so gehe ich in die Elyseischen Felder und warte, bis die Kaiserin vorbeifährt. Dann werfe ich ihr meine Bittschrift in den Wagen. Sie ist ja so reich und so gut; sie kann mir leicht die tausend Franken geben." Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten auf die kaiserliche Loge; denn die Majestäten wohnten zufällig der Vorstellung bei. Die Kaiserin lächelte und nickte der kleinen Bäuerin freundlich zu. Während des Zwischenactes ließ sie den Director zu sich bitten und erkundigte sich nach der Debutantin. Die Auskunft war sehr befriedigend: die angehende Künstlerin ist die Tochter einer unbemittelten Witwe und unterstützt mit ihrer Gage die Mutter und einen jüngern Bruder. „In diesem Falle", sagte Ihre Majestät, „grüßen Sie doch die Bäuerin von mir und melden ihr, daß ich ihre Bittschrift angenommen habe und ihr die so sehnlich gewünschten tausend Franken schenke." Am andern Morgen brachte ein kaiserlicher Lakai der Kleinen die Summe. Die Großen und Reichen dieser Erde haben es freilich sehr leicht und billig, Gutes zu thun; aber es kommt auch noch auf die Art und Weise an, wie sie es thun, und darin kann die Kaiserin wirklich als Muster dienen. Ich für meine Person wünsche jetzt nur noch, daß die kleine Bäuerin auch in Wirklichkeit einen Schatz habe, den sie nun heirathen kann, schon weil mir eine verheirathete Schauspielerin lieber ist als eine ledige.

Unter der Ueberschrift: „Kaiserliches Amusement", wird uns die folgende Anekdote erzählt, die für den fast türkischen Diensteifer der kaiserlichen Behörden ein rühmliches Zeugniß ausstellt:

Wenn man ein hoher Herr ist, oder gar der allerhöchste im Lande, so hat man oft die originellsten Amusements und Ueberraschungen. Dahin gehört die kleine Geschichte von den acht Bäumen, die dem Kaiser kürzlich in höchsteigener Person passirt ist. Er machte nämlich vor seiner Abreise nach Biarritz der Prinzessin Clotilde einen Abschiedsbesuch im Palais-Royal, nachdem er den Neubau der Tuilerien inspicirt hatte. Im Vorbeifahren wirft der Kaiser einen Blick auf den neuen, gerade vollendeten Platz vor dem Théâtre français, wodurch die südwestliche Seite des Palais-Royal frei geworden ist. Se. Majestät läßt den Wagen einen Augenblick anhalten und sagt zum General Fleury, der ihn, wie fast immer, begleitet: „Der Platz ist hübsch, aber etwas kahl; man hätte dort recht gut einige Bäume hinpflanzen können." Weiter sagt der Kaiser nichts und fährt hinein in den Hof des Palastes, macht seinen Besuch und nimmt sogar, als außerordentliche Gnade, die Einladung seines Vetters an und bleibt zu Tische. Also ganz wie ein gewöhnlicher Bürgersmann; vielleicht daß er gar nach Saint-Cloud geschickt hat, um der Kaiserin sagen zu lassen, sie solle nicht mit der Suppe auf ihn warten, er sei sonstwo eingeladen und dinire in Paris. Nach der Tafel, gegen 8 Uhr, vermuthlich bei einer Tasse Kaffee mit einer Cigarre, tritt der Kaiser, wie von ungefähr, auf den südwestlichen Balkon hinaus und schaut hinab auf den erwähnten freien Platz. Aber dieser ist wie durch ein Zauberwort verändert: acht hohe stattliche Bäume stehen zu beiden Seiten; man pflanzt gerade noch den letzten, und die Arbeiter bringen dem Kaiser, den sie recht gut erkennen, ein lautes Lebehoch. Dieser läßt sogleich durch die Lakaien einige Dutzend Flaschen Wein hinabtragen, die vermuthlich kein Gewächs aus Suresne oder Puteaux waren, und nun geht das Anstoßen und das Vive l'Empereur! dort unten los, als wenn es der 15. August wäre. Die Vorübergehenden bleiben neugierig stehen, zu Hunderten und Tausenden, denn die dortige Gegend ist eine der belebtesten von ganz Paris, und kein Mensch weiß, was diese Bacchanalie zu bedeuten hat. Am nächsten Morgen liest man die Geschichte in den Zeitungen und macht dem General Fleury ein Compliment über seine Aufmerksamkeit, ohne sich indeß weiter den Kopf zu zerbrechen, wie es möglich gewesen ist, diese „Decorationsveränderung" so schnell zu bewerkstelligen. Dem Leser will ich sie aber doch lieber mit zwei Worten erklären. Eine sofortige Mittheilung Fleury's an Monsieur Alphand, inspecteur général des embellissements de Paris (ein Mann, so geschickt, wie sein Titel lang ist), und die Weisung, daß man ihm höchstens drei Stunden Zeit lasse. In drei Stunden kann aber Monsieur Alphand viel thun. Nach zehn Minuten ist der Platz bereits abgesperrt und ein kleines Regiment Arbeiter erscheint; je zwölf Mann graben eins der acht tiefen Löcher, in welche die Bäume gepflanzt werden sollen. In kaum einer Stunde sind die Löcher fertig. Ein anderes „Regiment" hat mittlerweile in der Baumschule der Tuilerien acht große Kastanienbäume ausgegraben, je zwanzig Mann für jeden Baum, ebenfalls das Werk einer Stunde. Darauf erscheinen die zu diesem Behufe construirten Wagen und heben mit ihren Ketten, Stangen und Rädern die Bäume sammt dem sie umgebenden Erdreiche heraus und fahren sie durch die Rue de Rivoli hinüber nach ihrem neuen Wohnplatze. Monsieur Alphand, zu Pferde, sprengt wie ein General ab und zu, commandirt, treibt zur Eile an und hält dabei die Uhr in der Hand: er hat nur noch 50 Minuten; aber schon ist der erste Baum gesetzt und nach weitern 20 Minuten die übrigen. Schnell werden die Löcher zugeworfen, der Platz wird geebnet und gesäubert, und die „Regimenter" ziehen mit ihren Hacken, Spaten und Schaufeln leise wieder ab, wie sie gekommen. Monsieur Alphand hat noch Zeit, in der Mitte des Platzes einen venetianischen Mast mit wehenden Tricoloren aufzurichten und die Passage wird wieder freigegeben, als wenn gar nichts passirt wäre. Da öffnen sich aber auch schon oben die Balkonthüren — es war mithin die höchste Zeit, denn die letzten zwanzig Arbeiter waren, wie gesagt, noch am achten Baume beschäftigt, zum Aerger freilich des Inspectors, aber zur Beruhigung des Kaisers, der denn doch sah, daß alles mit natürlichen Dingen zugegangen war.

Der Besuch des Königs von Preußen in Compiègne, ein Besuch, den Napoleon III. bisher nicht erwidert hatte und jetzt auf Wilhelmshöhe als unfreiwilliger Gast des Königs sehr gegen seinen Willen erwidert, gewinnt in solcher Beleuchtung durch die Ereignisse der jüngsten Zeit ein erneutes Interesse. Ebeling kam einen Tag nach dem Besuch des Königs nach Compiègne und wurde durch einen Castellan in das Schloß hineingeschmuggelt:

So ging ich denn keck die breite escalier d'honneur hinauf, eine prächtige Doppeltreppe ganz aus weißem Marmor, auf der sich der roth-geflammte Teppich wunderschön ausnahm. Im großen Empfangssaale war noch alles wie an jenem Abende, wo ihn der König von Preußen mit der Kaiserin am Arme zuerst betreten. In den hohen kostbaren Vasen die seltensten ausländischen Blumen, die man aus den botanischen Gärten von Marseille, Lyon und Paris mit großen Kosten und noch größern Umständen hatte kommen lassen; die Vasen selbst, manche mit ihrem Untersatze aus Goldbronze gegen 10 Fuß hoch, und die Gemälde auf einigen im Werthe von über 20000 Francs, kurz, das Reichste und Schönste, was Sèvres je geliefert; die Gobelins ferner an den Wänden, lebhafter und ausdrucksvoller als die Rubens'schen Gemälde im Louvre, und die Hinterwand des Saals in ihrer ganzen Höhe und in ihrer halben Breite ein einziger ungeheuerer Spiegel; rechts und links bis hinauf an den goldenen Fries der Decke

blühende Topfgewächse: Farbenglanz, Blumenduft, Reichthum, Eleganz — man meinte, alle Schlösser Frankreichs hätten ihr Schönstes und Kostbarstes hergesandt, diesen einen Saal auszuschmücken. Und nun denke man sich diesen Raum, belebt von mehr als dreihundert Personen der höchsten Stände! Schimmernde Uniformen und blitzende Ordenssterne, Goldstickereien und Federhüte, und dann die Damentoiletten in Sammt und Spitzen, und die Hauptsache! die Juwelenpracht, vorzüglich die Diamanten, alles im Feuer von mehr als zweitausend Kerzen — kurz, der Empfang des Königs muß wundervoll gewesen sein. Und ein Etwas kam hinzu, das diesen Empfang vor allen übrigen auszeichnete, die der Kaiser Napoleon schon andern gekrönten Häuptern bereitet hat. Das waren die feinen Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten für den königlichen Gast, die sich überall kundgaben, ohne die geringste Prätension und wie absichtslos, die aber den König selbst, der sie sofort verstand, erfreuten und rührten. So die Vorliebe des Königs für Blumen, für gewisse Musikstücke und Operntexte u. s. w. Die ganze Terrasse vor den königlichen Gemächern war in einen Blumenflor verwandelt, wie eben nur die kaiserlichen Treibhäuser einen solchen aufzuweisen haben; man hatte die Orangen- und Granatbäume im Freien gelassen, sodaß man sich mitten im Sommer glaubte, und das herrlichste Wetter begünstigte die Täuschung. Auch in das Schlafzimmer wagten wir uns hinein: alles in Blau, „la couleur de la Prusse", sagten die pariser Feuilletons pathetisch. Auch die Hofdamen sollen an jenen Tagen viel Blau in ihrer Toilette getragen haben, was sogar einzelne Oppositionsblätter auf eigenthümliche Weise commentirten, als wäre man in der Courtoisie zu weit gegangen. Eine große Albernheit, sofort einige blaue Bänder und Kleider eine politische Rolle spielen zu lassen, aber echt französisch! Der alte François ging noch mit mir in das Privatcabinet des Königs, ein allerliebstes Boudoir, ganz mit veilchenblauem Sammt ausgeschlagen; an den Wänden reizende Medaillons aus Sèvres, der Plafond aus farbigen Krystallplatten zusammengesetzt, der Kronleuchter aus getriebenem Silber. Auf dem prächtigen Bureau stand noch das silberne Schreibgeräth, und ein paar gewöhnliche Federn lagen in der Achatmuschel. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir eine dieser Federn anzueignen, zumal ihre mit Tinte geschwärzten Spitzen augenscheinlich bewiesen, daß man sich ihrer bedient hatte. Mein Führer lächelte, als ich heimlich und verstohlen eine jener Federn in die Brusttasche meines Rocks steckte, und ließ den unschuldigen Diebstahl ruhig geschehen.

Sehr spärlich sind die Silhouetten französischer Abgeordneter und Staatsmänner in den beiden Bänden. Nur ein Besuch im Corps législatif gibt eine kleine Ausbeute an parlamentarischen Porträts:

Tags zuvor hatte Thiers gesprochen und ebenfalls reiche Lorbern geerntet. Thiers ist wirklich ein Phänomen, wenigstens ein oratorisches. Seine Stimme ist trotz seines hohen Alters und seines zarten Körperbaues kräftiger, klarer und eindringlicher denn je. Wenn er spricht (natürlich bei einer Stille, daß man eine Fliege im Saale summen hören könnte), so klingen die Worte deutlich und scharf bis in die entlegensten Ecken; man verliert nicht ein einziges Wort. Von ihm gilt, wol mehr als von irgendeinem andern Redner, der Ciceronische Ausspruch: „Er beherrscht sein Auditorium." Dabei gesticulirt er lebhaft und viel, seine Augen blitzen, die ganze kleine Figur ist Leben und Feuer. Auf seinem Platze ist er ebenfalls in steter Bewegung, aber den Blick immer auf die Tribüne gerichtet; Notizen macht er fast gar nicht. Nur manchmal schnellt er in die Höhe: „Je demande la parole!" Dann wenden sich unwillkürlich alle Köpfe nach seiner Seite. — Jules Favre ist der ernste, strenge, unerbittliche Cato, wozu sein bitterböses Gesicht und seine harte, obwol sehr verständliche Stimme nicht wenig beiträgt. Wenn er auf der Tribüne steht, mit seiner starken, großen Figur, dem wilden, buschigen Haar, während der Rede gewöhnlich den einen Arm drohend emporgehoben, wie wenn er ein Schwert darin hielte, so meint man einen Criminalrichter zu sehen und erschrickt. Eine Toga, einen ehernen Sessel und im Hintergrunde die dunkeln Fluten des Styx: so dachten sich die Alten die Richter der Unterwelt. Daheim, im Schos seiner Familie soll Jules Favre ein liebenswürdiger, heiterer Gesellschafter sein und sogar Verse machen. Mich erinnert er dabei stets an Meyerbeer. — Berryer ist in diesem Jahre sehr alt geworden, seine Stimme hat etwas Schwankendes, Zitterndes; aber seine ehrwürdige Erscheinung erweckt stets dieselbe herzliche Sympathie: er ist der Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, charakterfest und überzeugungstreu, und als Greis doppelt ehrwürdig. Große Sensation machte es, als Berryer nach der Thiers'schen Rede aufstand, seinem Gegner die Hand drückte und ihn fast umarmte; er, der Freund des Grafen Chambord, den ehemaligen Minister Ludwig Philipp's! — Glais-Bizoin sitzt mittlerweile und kramt und sichtet in einem Wust von Papieren, notirt viel und wirft von Zeit zu Zeit eine spitze oder bissige Bemerkung in die Debatte. Größere Reden hält Glais-Bizoin nur selten; auch hat er schon seit dem vorigen Jahre viel von seiner frühern Bedeutung verloren. Die ehrlichen Bretonen, seine Wähler, sind ihm gram, weil er die Verminderung der Tabackspreise nicht, wie er es ihnen damals versprach, durchgesetzt hat. Als wenn das möglich gewesen wäre! In der Bretagne dürfte er deshalb wol nicht wieder gewählt werden, aber dafür in Paris selbst nicht geringe Chancen haben. — Dicht neben ihm sitzt Garnier-Pagès, ein Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 und in mehr als einer Beziehung ein Seitenstück zu Jules Favre. Auch seine Rede (natürlich gegen die römische Expedition) fiel noch in die erste Decemberwoche und machte viel böses Blut. Er nannte sich offen und laut ein Kind der Revolution und apostrophirte den Minister Rouher mit den kecken Worten: „Was sind Sie denn anders, und was können Sie anders sein?" Die Herren von der Linken geniren sich nicht, wie man sieht, das Ding beim rechten Namen zu nennen; aber es wird ihnen auch gut zurückgegeben.

Auch die literarischen Porträts sind spärlich in dem Werke vertheilt. Ebeling hat seine Antipathien, zu diesen gehören natürlich Gegner der Kirche, wie Victor Hugo und Ernest Renan. Von den „Travailleurs de la mer" sagt er, daß sie als Roman weit hinter den „Misérables" zurückständen. Der bleibende individuelle Eindruck hafte auch nicht an dem Buche selbst, sondern wende sich auf die Person des Verfassers, der in dem dämonischen Zwielichte hier eines überspannten, dort eines irrsinnigen Greises erscheine. Ebeling citirt Edmund About, welcher die „Misérables" als Tigerbraten mit Weinsauce charakterisirte und von den „Travailleurs de la mer" gesagt haben soll: „Sanct-Johannes und Polichinell, d. h. die Apokalypse auf einem Puppentheater". Renan wird ein „phrasengroßer" Mann genannt, seine Werke „romantische Schreibereien", welche bald genug das Miniaturschicksal ereilen werde. Dabei wird die folgende Anekdote erzählt:

Die Reise dürfen wir nicht unerwähnt lassen, die Renan im verflossenen Herbst nach Palästina und Syrien gemacht hat, um an Ort und Stelle noch verschiedene Nachforschungen zu halten. In Damaskus wird er von Abd-el-Kader gastlich aufgenommen, und der Emir bringt alsbald das Gespräch auf das „Leben Jesu". „Kennen Sie denn das Buch?" fragt Renan erstaunt. „Ob ich es kenne?" ruft Abd-el-Kader; „ich habe es wenigstens zehnmal durchgelesen, und das nicht allein, denn ich habe es auch von Anfang bis zu Ende mit Anmerkungen versehen." Dabei zeigt er ihm den Band, der auch wirklich voll von Notizen ist. „Das Merkwürdigste dabei", fügt der Berichterstatter hinzu, „ist der Umstand, daß der Emir das dergestalt annotirte Werk herauszugeben gedenkt."

Wenn Victor Hugo und Renan für Ebeling „Nullen" sind, so hat man ein Recht, sich nach seinen „Größen" umzusehen. Glücklicherweise begegnet uns alsbald Louis Veuillot mit seinen „Odeurs de Paris", ein „böser Mann"

mit einem „bösen Buche“, welches dennoch als bedeutende Erscheinung begrüßt und einer Kritik, die es „herausfordert“, auf mehrern Bogen gewürdigt wird. Ebeling ist zwar der Meinung, daß es in Paris noch immer nicht so schlimm aussieht, wie es Veuillot schildert. Er vergleicht sein Werk mit dem trübgelben hochgeschwollenen Seinefluß, darüber den dunkelgrauen melancholischen Wolkenhimmel, und endlosen Schmuz in allen Straßen; er vermißt darin den blauen Himmel und Sonnenschein, den man doch auch in Paris begrüßen kann. Im Grunde aber stimmt er mit dem scharfen, unerbittlichen Logiker Veuillot sehr überein in dem Urtheil über Zustände und Persönlichkeiten.

Nicht in dem politischen und literarischen Porträt sind die Vorzüge des Ebeling'schen Werks zu suchen, sondern mehr in einer intimen Genremalerei aus dem Volksleben und in der Fülle mitgetheilter Anekdoten aus der pariser Gesellschaft.

Zu den echten pariser Größen gehört die Alcazar-Diva Térésa. Dergleichen Erscheinungen können nur in einer Zeit vorkommen, in welcher ein Raffinement herrscht wie in der Hexenwelt, wo „schön häßlich“ und „häßlich schön“ ist, wenn wir nämlich zwei großen Dichtern wie Shakspeare und Schiller glauben dürfen:

Die Sängerin Térésa, die kaum den Namen einer Sängerin verdient, hat weder Talent noch Stimme, ist weder schön noch gebildet, und machte und macht dennoch allabendlich ein zum Erdrücken und Ersticken volles Haus, bei dreifach erhöhten Eintrittspreisen, trotz Pfeifen- und Cigarrenqualm, und Bier und Punsch; beides, Taback wie Getränk noch dazu von der letzten Sorte. Und die Lösung dieses Räthsels? Sie ist einfach, ja für den, der Paris und die Pariser kennt, ist es gar kein Räthsel. Große Sängerinnen hat man längst gehabt. Lassen wir daher einmal eine Sängerin auftreten, die eben keine ist, die dabei auch nicht schön, sondern häßlich, nicht graziös, sondern plump ist, die statt des feinen Spiels schlechte Manieren hat, und legen wir ihr schließlich statt zarter Verse unsaubere, zweideutige Bänkelsängerlieder in den Mund ... wer weiß, wer weiß, wir könnten vielleicht reussiren. Weiter nichts? entgegnet man uns. Dergleichen Subjecte gibt es auch anderswo, und in den Kneipen und Tanzlocalen letzter Klasse kann man solch kümmerliche Waare in allen Städten antreffen und braucht deshalb nicht nach Paris zu gehen. Das wohl, aber das findet man in keiner andern Stadt der Welt, daß eine solche „Künstlerin“ Mode wird und Epoche macht, und daß man ihren Namen mit Popularität wie mit einem Nimbus umgibt.

Doch auch ein vornehmes Publikum kommt in die Räume des Alcazar, um die Diva zu bewundern:

Schon Petron erzählt uns, wie zur Zeit der Decadenz die vornehmen Römerinnen heimlich und verkleidet in zweideutige Häuser gingen, um den Orgien der Freigelassenen zuzuschauen. Sollen doch sogar die Herren und Damen den Kaiser gebeten haben, die Térésa nach Compiègne kommen zu lassen, und wer weiß was geschehen wäre, denn Se. Majestät ist überaus liberal gegen seine Gäste und gewährt ihnen, wie Girardin kürzlich sagte, alle die Freiheiten, die er dem französischen Volke entzieht. Aber die Kaiserin legte mit ihrem gewöhnlichen Takt ein energisches Veto ein. Dürfen wir uns nach solchen Vorgängen über die hochrothgefärbten Haare der Loretten und über ihre blau oder grün angemalten Schoshunde, beides ebenfalls Errungenschaften der Demi-Monde aus den verflossenen Jahren, wundern? Auch in dieser Beziehung können wir einen römischen Schriftsteller citiren, Juvenal, der von einem Decret berichtet, welches allen feilen und leichtfertigen Weibern Roms befahl, ihre Haare roth zu färben. Von den Hunden sagt Juvenal nichts; aber etwas müssen wir Modernen doch auch vor den Alten voraushaben. Das Repertorium der Térésa wird man mir wol in seinen Details erlassen. Ein Sappeur, der in eine Köchin verliebt ist; ein Tambour-Major, der von seiner kleinen Maitresse geprügelt wird; ein Droschkenkutscher, der ein verliebtes Paar in die Rue de Paradis fahren soll, aber den Weg verfehlt und in der Rue d'Enfer ankommt — das sind die Bravourarien der Diva des Alcazars, die für jede Rolle eine besondere Stimme hat, die Weiber zumeist durch die Fistel singt und für die Männerpartien einen nie dagewesenen Alt entwickelt. Die Gesten und Stellungen entsprechen natürlich dem Gesange, und der unvermeidliche Cancan, in höchster Rigolboche-Vollendung, bildet jedesmal den Schluß.

Es ist für einen Berichterstatter nur ein Schritt von der Térésa bis zur Fürstin Metternich; denn beide machen gleich viel von sich sprechen. Ein Culturhistoriker des second empire wird den Abschnitt „über die Frauen“ mit der Kaiserin beginnen und dann der Fürstin Metternich, die sich zu einer pariser Berühmtheit acclimatisirt hat, ebenso wie der Alcazar-Diva ein besonderes Kapitel widmen müssen. Ebeling berichtet über einen Maskenball bei der Fürstin:

Die Fürstin Metternich, welche in der diesjährigen Saison mehr als je den Ton angibt, hatte eine ganz eigenthümliche Gesellschaft geladen: die Herren einfach im Frack, wie zu einer gewöhnlichen Soirée, und die Damen im Domino und maskirt. Es wurde weder getanzt, noch Musik gemacht, noch Theater gespielt, wie sonst bei solchen Gelegenheiten. Die Herren führten vielmehr die unbekannten Damen in den Sälen und Galerien umher; man setzte sich in den verschiedenen Salons zu einer Causerie nieder; man intriguirte und wurde intriguirt, und insofern wurde allerdings Theater gespielt, denn es sollen sich dort die seltsamsten und spaßhaftesten Scenen zugetragen haben. Auch der Kaiser war gegenwärtig; und in einem blaßrothen Domino, dem man überall ehrerbietig Platz machte, vermuthete man die Kaiserin. Aber die Herren sind der Fürstin trotz des amusanten Abends sehr gram geworden. Denn man denke sich die Enttäuschung, als beim Souper, das jeder als den glücklichen Moment herbeisehnte, wo endlich die Masken fallen und alle Räthsel sich lösen würden, dies eben nicht geschah, sondern sämmtliche Damen maskirt blieben und ihre zierlichen florseidenen Halbmasken, die sie nicht am Essen und Trinken hinderten, noch fester banden, um nicht erkannt zu werden. Man fand diese Prüfung zu hart, und es wäre fast zu einer Verschwörung gekommen, wenn nicht die Damen durch verdoppelte Liebenswürdigkeit die armen Getäuschten mit dem allzu strengen Incognito versöhnt hätten. Dann kam noch der tröstliche Umstand hinzu, daß jedem Gast für die nächste Woche eine Einladung zu einem großen Concert in der Ambassade zugestellt wurde, wo sich dann dieselbe Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Da war man denn wol gezwungen, sich zu fügen, und konnte doch wenigstens um eine Hoffnung reicher nach Hause fahren; aber der Fürstin Metternich muß man das Privilegium lassen, daß sie sich auf Erfindung pikanter Situationen versteht.

Andere Kapitel zur Charakteristik der Frauenwelt unter Napoleon III. bringen die Skizzen: „Eine Lorettengräfin vor Gericht“, „Schon wieder ein Lorettenproceß“, „Ein Heirathsbureau“, „Eine Damenschneiderrechnung“. Eine Beschreibung des im Jahre 1866 modischen „chapeau Lamballe“ lautet:

Er ist nicht viel größer als ein Barbierbecken, d. h. als ein kleines; und ein solches würde auch sehr gut die passende Form bieten, natürlich mit weißem oder rosa Tüll überzogen und mit Pfauenfedern garnirt; zu beiden Seiten fallen die mehr als zwei Meter langen und mehr als einen Fuß breiten (ich übertreibe um keinen Zoll!), buntgeflammten Atlasbänder herab, die ebenfalls mit kleinen Tüllpuffen und Pfauenfedern eingefaßt sind. Das ist der chapeau Lamballe. An sich, selbst in der pariser Toilettenwelt, die ja stets die excentrischsten Dinge erfindet und verbreitet, kein großes Ereigniß; aber die begleitenden

blühende Topfgewächse: Farbenglanz, Blumenduft, Reichthum, Eleganz — man meinte, alle Schlösser Frankreichs hätten ihr Schönstes und Kostbarstes hergesandt, diesen einen Saal auszuschmücken. Und nun denke man sich diesen Raum, belebt von mehr als dreihundert Personen der höchsten Stände! Schimmernde Uniformen und blitzende Ordenssterne, Goldstickereien und Federhüte, und dann die Damentoiletten in Sammt und Spitzen, und die Hauptsache! die Juwelenpracht, vorzüglich die Diamanten, alles im Feuer von mehr als zweitausend Kerzen — kurz, der Empfang des Königs muß wundervoll gewesen sein. Und ein Etwas kam hinzu, das diesen Empfang vor allen übrigen auszeichnete, die der Kaiser Napoleon schon andern gekrönten Häuptern bereitet hat. Das waren die feinen Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten für den königlichen Gast, die sich überall kundgaben, ohne die geringste Prätension und wie absichtslos, die aber den König selbst, der sie sofort verstand, erfreuten und rührten. So die Vorliebe des Königs für Blumen, für gewisse Musikstücke und Operntexte u. s. w. Die ganze Terrasse vor den königlichen Gemächern war in einen Blumenflor verwandelt, wie eben nur die kaiserlichen Treibhäuser einen solchen aufzuweisen haben; man hatte die Orangen- und Granatbäume im Freien gelassen, sodaß man sich mitten im Sommer glaubte, und das herrlichste Wetter begünstigte die Täuschung. Auch in das Schlafzimmer wagten wir uns hinein: alles in Blau, „la couleur de la Prusse", sagten die pariser Feuilletons pathetisch. Auch die Hofdamen sollen an jenen Tagen viel Blau in ihrer Toilette getragen haben, was sogar einzelne Oppositionsblätter auf eigenthümliche Weise commentirten, als wäre man in der Courtoisie zu weit gegangen. Eine große Albernheit, sofort einige blaue Bänder und Kleider eine politische Rolle spielen zu lassen, aber echt französisch! Der alte François ging noch mit mir in das Privatcabinet des Königs, ein allerliebstes Boudoir, ganz mit veilchenblauem Sammt ausgeschlagen; an den Wänden reizende Medaillons aus Sèvres, der Plafond aus farbigen Krystallplatten zusammengesetzt, der Kronleuchter aus getriebenem Silber. Auf dem prächtigen Bureau stand noch das silberne Schreibgeräth, und ein paar gewöhnliche Federn lagen in der Achatmuschel. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir eine dieser Federn anzueignen, zumal ihre mit Tinte geschwärzten Spitzen augenscheinlich bewiesen, daß man sich ihrer bedient hatte. Mein Führer lächelte, als ich heimlich und verstohlen eine jener Federn in die Brusttasche meines Rocks steckte, und ließ den unschuldigen Diebstahl ruhig geschehen.

Sehr spärlich sind die Silhouetten französischer Abgeordneter und Staatsmänner in den beiden Bänden. Nur ein Besuch im Corps législatif gibt eine kleine Ausbeute an parlamentarischen Porträts:

Tags zuvor hatte Thiers gesprochen und ebenfalls reiche Lorbern geerntet. Thiers ist wirklich ein Phänomen, wenigstens ein oratorisches. Seine Stimme ist trotz seines hohen Alters und seines zarten Körperbaues kräftiger, klarer und eindringlicher denn je. Wenn er spricht (natürlich bei einer Stille, daß man eine Fliege im Saale summen hören könnte), so klingen die Worte deutlich und scharf bis in die entlegensten Ecken; man verliert nicht ein einziges Wort. Von ihm gilt, wol mehr als von irgendeinem andern Redner, der Ciceronische Ausspruch: „Er beherrscht sein Auditorium." Dabei gesticulirt er lebhaft und viel, seine Augen blitzen, die ganze kleine Figur ist Leben und Feuer. Auf seinem Platze ist er ebenfalls in steter Bewegung, aber den Blick immer auf die Tribüne gerichtet; Notizen macht er fast gar nicht. Nur manchmal schnellt er in die Höhe: „Je demande la parole!" Dann wenden sich unwillkürlich alle Köpfe nach seiner Seite. — Jules Favre ist der ernste, strenge, unerbittliche Cato, wozu sein bitterböses Gesicht und seine harte, obwol sehr verständliche Stimme nicht wenig beiträgt. Wenn er auf der Tribüne steht, mit seiner starken, großen Figur, dem wilden, buschigen Haar, während der Rede gewöhnlich den einen Arm drohend emporgehoben, wie wenn er ein Schwert darin hielte, so meint man einen Criminalrichter zu sehen und erschrickt. Eine Toga, einen ehernen Sessel und im Hintergrunde die dunkeln Fluten des Styx: so dachten sich die Alten die Richter der Unterwelt. Daheim, im Schos seiner Familie soll Jules Favre ein liebenswürdiger, heiterer Gesellschafter sein und sogar Verse machen. Mich erinnert er dabei stets an Meyerbeer. — Berryer ist in diesem Jahre sehr alt geworden, seine Stimme hat etwas Schwankendes, Zitterndes; aber seine ehrwürdige Erscheinung erweckt stets dieselbe herzliche Sympathie: er ist der Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, charakterfest und überzeugungstreu, und als Greis doppelt ehrwürdig. Große Sensation machte es, als Berryer nach der Thiers'schen Rede aufstand, seinem Gegner die Hand drückte und ihn fast umarmte; er, der Freund des Grafen Chambord, den ehemaligen Minister Ludwig Philipp's! — Glais-Bizoin sitzt mittlerweile und kramt und sichtet in einem Wust von Papieren, notirt viel und wirft von Zeit zu Zeit eine spitze oder bissige Bemerkung in die Debatte. Größere Reden hält Glais-Bizoin nur selten; auch hat er schon seit dem vorigen Jahre viel von seiner frühern Bedeutung verloren. Die ehrlichen Bretonen, seine Wähler, sind ihm gram, weil er die Verminderung der Tabackspreise nicht, wie er es ihnen damals versprach, durchgesetzt hat. Als wenn das möglich gewesen wäre! In der Bretagne dürfte er deshalb wol nicht wieder gewählt werden, aber dafür in Paris selbst nicht geringe Chancen haben. — Dicht neben ihm sitzt Garnier-Pagès, ein Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 und in mehr als einer Beziehung ein Seitenstück zu Jules Favre. Auch seine Rede (natürlich gegen die römische Expedition) fiel noch in die erste Decemberwoche und machte viel böses Blut. Er nannte sich offen und laut ein Kind der Revolution und apostrophirte den Minister Rouher mit den kecken Worten: „Was sind Sie denn anders, und was können Sie anders sein?" Die Herren von der Linken geniren sich nicht, wie man sieht, das Ding beim rechten Namen zu nennen; aber es wird ihnen auch gut zurückgegeben.

Auch die literarischen Porträts sind spärlich in dem Werke vertheilt. Ebeling hat seine Antipathien, zu diesen gehören natürlich Gegner der Kirche, wie Victor Hugo und Ernest Renan. Von den „Travailleurs de la mer" sagt er, daß sie als Roman weit hinter den „Misérables" zurückständen. Der bleibende individuelle Eindruck hafte auch nicht an dem Buche selbst, sondern wende sich auf die Person des Verfassers, der in dem dämonischen Zwielichte hier eines überspannten, dort eines irrsinnigen Greises erscheine. Ebeling citirt Edmund About, welcher die „Misérables" als Tigerbraten mit Weinsauce charakterisirte und von den „Travailleurs de la mer" gesagt haben soll: „Sanct-Johannes und Polichinell, d. h. die Apokalypse auf einem Puppentheater". Renan wird ein „phrasengroßer" Mann genannt, seine Werke „romantische Schreibereien", welche bald genug das Miniaturschicksal ereilen werde. Dabei wird die folgende Anekdote erzählt:

Die Reise dürfen wir nicht unerwähnt lassen, die Renan im verflossenen Herbst nach Palästina und Syrien gemacht hat, um an Ort und Stelle noch verschiedene Nachforschungen zu halten. In Damaskus wird er von Abd-el-Kader gastlich aufgenommen, und der Emir bringt alsbald das Gespräch auf das „Leben Jesu". „Kennen Sie denn das Buch?" fragt Renan erstaunt. „Ob ich es kenne?" ruft Abd-el-Kader; „ich habe es wenigstens zehnmal durchgelesen, und das nicht allein, denn ich habe es auch von Anfang bis zu Ende mit Anmerkungen versehen." Dabei zeigt er ihm den Band, der auch wirklich voll von Notizen ist. „Das Merkwürdigste dabei", fügt der Berichterstatter hinzu, „ist der Umstand, daß der Emir das dergestalt annotirte Werk herauszugeben gedenkt."

Wenn Victor Hugo und Renan für Ebeling „Nullen" sind, so hat man ein Recht, sich nach seinen „Größen" umzusehen. Glücklicherweise begegnet uns alsbald Louis Veuillot mit seinen „Odeurs de Paris", ein „böser Mann"

mit einem „bösen Buche", welches dennoch als bedeutende Erscheinung begrüßt und einer Kritik, die es „herausfordert", auf mehrern Bogen gewürdigt wird. Ebeling ist zwar der Meinung, daß es in Paris noch immer nicht so schlimm aussieht, wie es Veuillot schildert. Er vergleicht sein Werk mit dem trübgelben hochgeschwollenen Seinefluß, darüber den dunkelgrauen melancholischen Wolkenhimmel, und endlosen Schmuz in allen Straßen; er vermißt darin den blauen Himmel und Sonnenschein, den man doch auch in Paris begrüßen kann. Im Grunde aber stimmt er mit dem scharfen, unerbittlichen Logiker Veuillot sehr überein in dem Urtheil über Zustände und Persönlichkeiten.

Nicht in dem politischen und literarischen Porträt sind die Vorzüge des Ebeling'schen Werks zu suchen, sondern mehr in einer intimen Genremalerei aus dem Volksleben und in der Fülle mitgetheilter Anekdoten aus der pariser Gesellschaft.

Zu den echten pariser Größen gehört die Alcazar-Diva Térésa. Dergleichen Erscheinungen können nur in einer Zeit vorkommen, in welcher ein Raffinement herrscht wie in der Hexenwelt, wo „schön häßlich" und „häßlich schön" ist, wenn wir nämlich zwei großen Dichtern wie Shakspeare und Schiller glauben dürfen:

Die Sängerin Térésa, die kaum den Namen einer Sängerin verdient, hat weder Talent noch Stimme, ist weder schön noch gebildet, und machte und macht dennoch allabendlich ein zum Erdrücken und Ersticken volles Haus, bei dreifach erhöhten Eintrittspreisen, trotz Pfeifen- und Cigarrenqualm, und Bier und Punsch; beides, Taback wie Getränk noch dazu von der letzten Sorte. Und die Lösung dieses Räthsels? Sie ist einfach, ja für den, der Paris und die Pariser kennt, ist es gar kein Räthsel. Große Sängerinnen hat man längst gehabt. Lassen wir daher einmal eine Sängerin auftreten, die eben keine ist, die dabei auch nicht schön, sondern häßlich, nicht graziös, sondern plump ist, die statt des feinen Spiels schlechte Manieren hat, und legen wir ihr schließlich statt zarter Verse unsaubere, zweideutige Bänkelsängerlieder in den Mund... wer weiß, wer weiß, wir könnten vielleicht reussiren. Weiter nichts? entgegnet man uns. Dergleichen Subjecte gibt es auch anderswo, und in den Kneipen und Tanzlocalen letzter Klasse kann man solch kümmerliche Waare in allen Städten antreffen und braucht deshalb nicht nach Paris zu gehen. Das wohl, aber das findet man in keiner andern Stadt der Welt, daß eine solche „Künstlerin" Mode wird und Epoche macht, und daß man ihren Namen mit Popularität wie mit einem Nimbus umgibt.

Doch auch ein vornehmes Publikum kommt in die Räume des Alcazar, um die Diva zu bewundern:

Schon Petron erzählt uns, wie zur Zeit der Decadenz die vornehmen Römerinnen heimlich und verkleidet in zweideutige Häuser gingen, um den Orgien der Freigelassenen zuzuschauen. Sollen doch sogar die Herren und Damen den Kaiser gebeten haben, die Térésa nach Compiègne kommen zu lassen, und wer weiß was geschehen wäre, denn Se. Majestät ist überaus liberal gegen seine Gäste und gewährt ihnen, wie Girardin kürzlich sagte, alle die Freiheiten, die er dem französischen Volke entzieht. Aber die Kaiserin legte mit ihrem gewöhnlichen Takt ein energisches Veto ein. Dürfen wir uns nach solchen Vorgängen über die hochrothgefärbten Haare der Loretten und über ihre blau oder grün angemalten Schoshunde, beides ebenfalls Errungenschaften der Demi-Monde aus den verflossenen Jahren, wundern? Auch in dieser Beziehung können wir einen römischen Schriftsteller citiren, Juvenal, der von einem Decret berichtet, welches allen feilen und leichtfertigen Weibern Roms befahl, ihre Haare roth zu färben. Von den Hunden sagt Juvenal nichts; aber etwas müssen wir Modernen doch auch vor den Alten voraushaben. Das Repertorium der Térésa wird man mir wol in seinen Details erlassen. Ein Sappeur, der in eine Köchin verliebt ist; ein Tambour-Major, der von seiner kleinen Maitresse geprügelt wird; ein Droschkenkutscher, der ein verliebtes Paar in die Rue de Paradis fahren soll, aber den Weg verfehlt und in der Rue d'Enfer ankommt — das sind die Bravourarien der Diva des Alcazars, die für jede Rolle eine besondere Stimme hat, die Weiber zumeist durch die Fistel singt und für die Männerpartien einen nie dagewesenen Alt entwickelt. Die Gesten und Stellungen entsprechen natürlich dem Gesange, und der unvermeidliche Cancan, in höchster Rigolboche-Vollendung, bildet jedesmal den Schluß.

Es ist für einen Berichterstatter nur ein Schritt von der Térésa bis zur Fürstin Metternich; denn beide machen gleich viel von sich sprechen. Ein Culturhistoriker des second empire wird den Abschnitt „über die Frauen" mit der Kaiserin beginnen und dann der Fürstin Metternich, die sich zu einer pariser Berühmtheit acclimatisirt hat, ebenso wie der Alcazar-Diva ein besonderes Kapitel widmen müssen. Ebeling berichtet über einen Maskenball bei der Fürstin:

Die Fürstin Metternich, welche in der diesjährigen Saison mehr als je den Ton angibt, hatte eine ganz eigenthümliche Gesellschaft geladen: die Herren einfach im Frack, wie zu einer gewöhnlichen Soirée, und die Damen im Domino und maskirt. Es wurde weder getanzt, noch Musik gemacht, noch Theater gespielt, wie sonst bei solchen Gelegenheiten. Die Herren führten vielmehr die unbekannten Damen in den Sälen und Galerien umher; man setzte sich in den verschiedenen Salons zu einer Causerie nieder; man intriguirte und wurde intriguirt, und insofern wurde allerdings Theater gespielt, denn es sollen sich dort die seltsamsten und spaßhaftesten Scenen zugetragen haben. Auch der Kaiser war gegenwärtig; und in einem blaßrothen Domino, dem man überall ehrerbietig Platz machte, vermuthete man die Kaiserin. Aber die Herren sind der Fürstin trotz des amusanten Abends sehr gram geworden. Denn man denke sich die Enttäuschung, als beim Souper, das jeder als den glücklichen Moment herbeisehnte, wo endlich die Masken fallen und alle Räthsel sich lösen würden, dies eben nicht geschah, sondern sämmtliche Damen maskirt blieben und ihre zierlichen florseidenen Halbmasken, die sie nicht am Essen und Trinken hinderten, noch fester banden, um nicht erkannt zu werden. Man fand diese Prüfung zu hart, und es wäre fast zu einer Verschwörung gekommen, wenn nicht die Damen durch verdoppelte Liebenswürdigkeit die armen Getäuschten mit dem allzu strengen Incognito versöhnt hätten. Dann kam noch der tröstliche Umstand hinzu, daß jedem Gast für die nächste Woche eine Einladung zu einem großen Concert in der Ambassade zugestellt wurde, wo sich dann dieselbe Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Da war man denn wol gezwungen, sich zu fügen, und konnte doch wenigstens um eine Hoffnung reicher nach Hause fahren; aber der Fürstin Metternich muß man das Privilegium lassen, daß sie sich auf Erfindung pikanter Situationen versteht.

Andere Kapitel zur Charakteristik der Frauenwelt unter Napoleon III. bringen die Skizzen: „Eine Lorettengräfin vor Gericht", „Schon wieder ein Lorettenproceß", „Ein Heirathsbureau", „Eine Damenschneiderrechnung". Eine Beschreibung des im Jahre 1866 modischen „chapeau Lamballe" lautet:

Er ist nicht viel größer als ein Barbierbecken, d. h. als ein kleines; und ein solches würde auch sehr gut die passende Form bieten, natürlich mit weißem oder rosa Tüll überzogen und mit Pfauenfedern garnirt; zu beiden Seiten fallen die mehr als zwei Meter langen und mehr als einen Fuß breiten (ich übertreibe um keinen Zoll!), buntgeflammten Atlasbänder herab, die ebenfalls mit kleinen Tüllpuffen und Pfauenfedern eingefaßt sind. Das ist der chapeau Lamballe. An sich, selbst in der pariser Toilettenwelt, die ja stets die excentrischsten Dinge erfindet und verbreitet, kein großes Ereigniß; aber die begleitenden

Nebenumstände sind interessant genug, um sie unsern Leserinnen kurz mitzutheilen. Die Erfinderin des Huts, ich sage dies nicht ohne einen gewissen patriotischen Stolz, ist eine Deutsche, Madame Riel, eine der ersten Putzmacherinnen im Quartier Lafitte, dem sogenannten Rothschilds-Viertel. Sie ist auch Lieferantin der Frau Baronin, was ich bestimmt verbürgen kann; keine Kleinigkeit! Aber Madame Riel hätte fast ihre Reputation durch jenen unglücklichen Hut verloren; denn sowie er erschien, erhob sich ein allgemeines Pereat in den Tagesblättern über das unschöne Ding, und viele beantragten geradezu, und zwar im Namen des schwerverletzten guten Geschmacks, die Erfinderin in Anklagezustand zu setzen und das corpus delicti in die Acht zu erklären. Leichtfertig fügten sie hinzu, Madame Riel sei eine Deutsche, wie wenn sie dadurch ihre eigene Nation vorwurfsfrei machen wollten. Aber Madame Riel blieb die Antwort nicht schuldig; sie erklärte einfach, daß sie den Hut genau nach einem Porträt der Prinzessin von Lamballe copirt habe, was jeder in der Galerie von Versailles, wo jenes Bild hängt, controliren könne. Diese Controle hat stattgefunden und die Richtigkeit der Behauptung erwiesen. Noch dazu datirt das Porträt vom Jahre 1780, einer Epoche, wo die französischen Moden mehr als je für das ganze elegante Europa maßgebend waren. Die voreiligen Kläger mögen nun unserer Landsmännin Abbitte thun, wollen sie anders nicht als Verleumder dastehen; unsere Pflicht aber war es, zu constatiren, daß das deutsche Element bei dieser Geschmacksversündigung nicht betheiligt ist. Denn häßlich ist der Hut, trotz der Schönheit derjenigen, die ihn einst getragen; und wenn er dennoch hier in Paris in Aufnahme kommt, so beweist dies wieder einmal, daß die Pariser nicht unfehlbar sind, und daß wir wohl daran thun (d. h. Sie, verehrte Leserinnen), ihnen nicht alles nachzumachen. In den ersten Magazinen der Boulevards steht man schon einige Exemplare, auf Ehre, nicht größer als ein kleines Untertäßchen.

Als Beitrag zu der Schilderung des Luxus und der neuesten Schönfärberei der pariser Weltdamen mag die folgende Skizze über den Violet'schen Parfumerieladen dienen:

Violet ist der Lieferant der Kaiserin, und sein neues Etablissement führt den Titel: A la reine des abeilles. Ihre Majestät ist sogar kürzlich in Person dort gewesen, um Einkäufe zu machen; das sagt alles. Es ist auch wirklich der Mühe werth, einen Moment vor den 20 Fuß hohen Spiegelscheiben stehen zu bleiben und hineinzuschauen. Dies Etablissement ist nämlich wieder etwas ganz Neues; es ist kein Laden und kein Magazin, es ist ein Salon und zwar ein Salon Louis treize. Die Herzogin von Galiéra, deren Hotel man immer sprichwörtlich als das schönste in ganz Paris bezeichnet, und deren Salons auch ich unwürdiges Menschenkind manchmal betreten, hat keinen Salon, glaube ich, der den Vergleich aushielte mit dem Salon dieses Parfumeurs. Auch ist die Kaiserin, so viel ich weiß, nie bei der Herzogin von Galiéra gewesen, wohl aber, wie ich eben sagte, bei Violet. So geht's in der Welt, wenigstens in der pariser, und ein Pommadenfabrikant ist eine bedeutende sociale Person. Dies Nonplusultra von Salon bildet eine große Rotunde und ist ganz mit rothem Sammt ausgeschlagen; das Deckengemälde, eine sehr phantastische Apotheose, ist von Petit, dem berühmten Freskenmaler, der unter 10000 Francs gar keine Leiter an irgendeinen Plafond setzt. Die Möbeln sind sämmtlich von Ebenholz mit Gold eingelegt, und in Schränken von ähnlicher Arbeit ruhen in Krystall und Porzellan, oder auch in kostbaren Kästchen aus Lack oder Seide die Wunder der pariser Parfumerie, der ersten der Welt. Wäre die französische Nation doch nur in allem so groß wie in ihren Seifen, Pommaden und Essenzen! Wenn denn auch diese letztern etwas weniger vollkommen und vollendet wären, wir würden uns schon zu trösten wissen. Auf dem Kronleuchter in der Mitte brennen allabendlich, genau gezählt, hundert Flammen — kein plebejisches Gas, sondern rothe Wachskerzen, wie in den Tuilerien bei den Soiréen der Kaiserin. Solche Kerzen kosten just einen Franken das Stück; es muß sich also bei den Seifen und Pommaden viel Geld verdienen lassen. Neben dem großen Salon ist ein kleinerer, ein sogenanntes Boudoir Pompadour, und neben diesem ein dritter, das Allerheiligste, in das kein profanes Auge schauen und noch weniger ein profaner Fuß treten darf. Wir sind aber doch darin gewesen. Hinter seidenen Vorhängen, und auch nur in Gegenwart der Eingeweihten, werden dort beim Kerzenscheine einzelne kostbare Specifica und Kosmetica an zarten Wangen, Brauen und Lippen probirt. Manche ältliche, bleiche Dame, die schüchtern und verschleiert dort ankam, verläßt nach einer halben Stunde rosig und jugendfrisch, und Notabene, nun mit zurückgeschlagenem Schleier, jenes mysteriöse Boudoir, und... honny soit qui mal y pense. Wenn sie nur beim Einsteigen in ihren Wagen der armen zerlumpten Frau, mit dem kranken Kinde auf dem Arm, ein Almosen gibt, so wollen wir sie nicht verdammen. Abends auf dem großen, glänzenden Ball in der Chaussée d'Antin oder sonstwo geht alsdann ein erstauntes Flüstern durch den Damenkreis: man findet die Gräfin X. um zehn Jahre jünger geworden und fragt neugierig nach der Adresse ihres „Factotums", um nöthigenfalls den Künstler auch zu consultiren. Dann geht der Name Violet leise von Mund zu Mund, und sein Ruf steigt täglich. So kann selbst ein Parfumeur zu hohen Ehren gelangen.

Doch nicht alle Pariserinnen denken nur an ihren Putz und ihre Schönheit; manche denken auch an die Armen. Die Damen des Faubourg St.-Germain werden wegen ihrer Wohlthätigkeit besonders gerühmt. Doch die Art und Weise, wie sie dieselbe ausüben, erinnert an die Wohlthätigkeitsreclamen der wiener „Grille", welche den „Dummen-Jungen-Orden", der zu ihrer Fahne geschworen, für die „Armuth" brandschatzte als Verkäuferin in einem Bäckerladen und in ähnlicher Weise. Ebeling erzählt uns eine Anekdote, wie man im Faubourg St.-Germain Unterstützungsgelder einkassirt:

Die Fürstin B. hat eine neue Idee in dieser Hinsicht gehabt und mit dem glänzendsten Erfolg realisirt. Sie ließ eines Tags das ganze untere Stockwerk ihres Palastes in ein Kaffeehaus verwandeln; der Leser erstaunt, aber es ist wirklich so: in ein Kaffeehaus, d. h. in ein pariser Kaffeehaus mit Billardzimmern, Estaminets für die Raucher, Lesecabineten mit in- und ausländischen Zeitungen, einem Divan für die Schach- und Dominospieler u. s. w. Der große Saal in der Mitte bildete das Centrum, das eigentliche Café. Die Fürstin selbst saß am Hauptbüffet, als Dame du Comptoir, wie dies in den pariser Kaffeehäusern Mode ist, von Tassen, Krystallflaschen und Silbergeräthen umgeben; die sämmtliche Dienerschaft des Hauses war in Kellnertracht; und Besuchende kamen und gingen und zwar in solcher Menge, daß man am zweiten Abend gegen funfzehnhundert Personen zählte. Alle diese Gäste gehörten den höchsten Ständen an und mußten theuer bezahlen, denn auf den überall ausgelegten Karten waren die Preise außerordentlich hoch notirt; die einfache Tasse Kaffee kostete 2 Francs, ein Glas Eis 5 Francs u. s. w. Auch wurden die Besuchenden gebeten, beim Fortgehen das Trinkgeld nicht zu vergessen. Drei Tage dauerte dieser großartige Scherz, von welchem die ganze vornehme pariser Welt sprach und der gegen 60000 Francs eingebracht haben soll, und dessen ernste, schöne Seite mit zwei Worten diese ist: Die Fürstin bewohnt im Sommer ein Schloß in der Normandie; in dem zu dieser Herrschaft gehörenden Dorfe brach im vorigen Jahre eine Feuersbrunst aus, welche die Pfarrwohnung in Asche legte und der angrenzenden Kirche bedeutenden Schaden zufügte. Die erstere ließ die Fürstin (sie ist Witwe und schon im vorgerückten Alter) sofort auf ihre Kosten wieder aufbauen, und für die Kirche, versprach sie dem betrübten Pfarrer, werde sie sorgen, wenn sie in Paris sei. Und wahrlich, sie hat ihr Wort fürstlich gelöst, und dabei ist ihr Vermögen keineswegs so kolossal, wie das vieler anderer Familien im Faubourg Saint-Germain.

Die Anekdote und das Genrebild sind überhaupt in

Ebeling's „Neuen Bildern" vorherrschend; doch denken wir nicht gering von ihnen. Wir wissen, daß ganze Städte auf einem durch Infusorienpanzer gebildeten Boden aufgebaut sind — „die Macht des Kleinen" aber ist in der Geschichte und der Culturgeschichte nicht geringer als in der Natur. „Vive la bagatelle!" ruft überall der Forscher; denn oft gewinnt er durch einen Bagatelleproceß, was er durch einen Monstreproceß nicht zu gewinnen vermag. Und alle diese kleinen Begegnisse und Ereignisse weiß unser Autor mit einer den französischen Causeries abgelernten Leichtigkeit zu erzählen. Daß die Franzosen aus einem „Nichts" ein „Etwas" zu machen wissen, beweist ihr Feuilleton nicht minder wie ihre Kriegs- und Siegsbulletins.

Gern folgen wir Ebeling zu den Volksfesten der pariser Wäscher und Wäscherinnen am Mitfastentage, zu den Wettrennenfesten von Longchamps, in die Villa Pompeji des Prinzen Napoleon, zu dem Löwen im Circus und zu den Löwinnen der pariser Trinkhallen, in die Kunstausstellungen und die Volkstheater, zum Niagarakönig Blondin und zum Feuilletonkönig Trimm, dem Gebieter des „Petit Journal". Wir könnten überall pikante Auszüge geben, wenn es der Raum erlaubte. Nur bei dem Militärspectakelstück: „Les Volontairs de 1814" müssen wir etwas verweilen. Die Epoche, in welcher jenes Stück spielt, hat mit der allernächsten Gegenwart eine auffallende Aehnlichkeit; freilich die Geschichte liebt die Varianten, sonst würde sie sich in Wiederholungen von ertödtender Einförmigkeit erschöpfen; aber die Aehnlichkeit der hauptsächlichen Züge auf dem Schachbret ist oft überraschend. Napoleon I. in Fontainebleau, Napoleon III. in Sedan — ist dies etwas anderes als eine Variante?

Séjour spricht in seinem Stück, wie jetzt Gambetta und Jules Favre sprechen:

Er macht der Stadt Paris den harten Vorwurf der Lauheit und der Gleichgültigkeit, ja der heimlichen Freude bei Annäherung der Verbündeten, der „Kosacken". Nach ihm hätte sich ganz Paris wie ein Mann erheben sollen, um den „Erbfeind" zu verjagen; Weiber und Kinder will er bewaffnen zum Schutze des heimatlichen Herdes; eine Vertheidigung etwa wie diejenige Karthagos gegen die Römer. Eine solche Anomalie konnte man aber unmöglich gestatten; denn die Geschichte steht kalt und unerbittlich hinter uns und erzählt uns das Gegentheil. Man braucht nur in Vaulabelle nachzulesen („Histoire des deux restaurations"), um den wahren moralischen Zustand der französischen Hauptstadt beim Einzuge der Alliirten kennen zu lernen. Dabei ist Vaulabelle, obwol Royalist, durchaus unparteiisch; er berichtet nur Thatsachen und belegt sie mit Actenstücken. Da lesen wir denn (I, 161): „Noch am 27. März war Paris ganz unbesorgt und ruhig; man lachte, wenn einer von der Möglichkeit sprach, daß die Verbündeten auf Paris rücken könnten, und der König Joseph hielt auf dem Carrousselplatz eine Revue ab über die neugeschaffene Nationalgarde. Auch noch am folgenden Tage herrschte dieselbe Zuversicht. Man erzählte sich freilich, daß ein deutsches Armeecorps unter Blücher bis nach Meaux (vier Meilen hinter Fontainebleau) vorgerückt sei; aber man wußte den Kaiser in Montereau, und die Zeitungen meldeten bereits die neuen Siege des Imperators. Am Dienstag Morgen hieß es, Napoleon, überall siegreich, rücke in Eilmärschen auf Paris, zum Entsatze seiner Hauptstadt. Abends 8 Uhr standen 180000 Verbündete vor den Thoren und hatten bereits die 13000 Mann zurückgedrängt, die sich ihnen unter Marmont und Mortier entgegenstellten. Jetzt endlich verstand sich der König Joseph dazu, eine Proclamation an die Bevölkerung von Paris zu erlassen und auch noch zögernd, weil er «keinen bestimmten Befehl» vom Kaiser erhalten. Alle männlichen Einwohner wurden zu den Waffen gerufen; aber es waren keine Waffen da, und selbst noch in diesem schrecklichen Moment verweigerten der Kriegsminister und der Stadtcommandant die Oeffnung der Arsenale. «Ich bleibe bei euch», hatte Joseph pathetisch in seiner Proclamation gesagt; aber die Wagen und Equipagen standen schon bereit, um den König mit seiner Familie und Suite nach Blois zu bringen."

Uebrigens begann die damalige Proclamation der Verbündeten mit den Worten: „Nous ne faisons pas la guerre à la France." Möglich, daß diese Erinnerung den pariser Zeitungen und den Männern der provisorischen Regierung vorschwebt, wenn sie behaupteten, König Wilhelm habe dasselbe erklärt. Ueber die „Volontaires de 1814" stellt Ebeling folgende Untersuchungen an:

Zuerst die einfache und naive Frage: Gab es denn überall im Jahre 1814 zur Zeit der „Invasion" Freiwillige in Frankreich und Paris? Keineswegs. Das heißt, Freiwillige, wie wir sie zur Zeit des Befreiungskriegs in Deutschland und namentlich in Preußen gesehen; Männer, jung und alt, „von sechzehn bis sechzig Jahren", wie der biedere Arndt sich ausdrückt, die dem Rufe ihres Königs folgten und zu den Waffen eilten zur Erlösung aus unwürdigen Banden — „Knechtschaftsbanden", wie Rotteck sagt? Dergleichen „Freiwillige" gab es damals in Frankreich nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil der höhere moralische Impuls fehlte, um sie hervorzurufen. Das ganze große Kaiserreich war matt und müde von den beinahe zwanzigjährigen Kriegen, die über eine Million Menschen gekostet hatten, man sehnte sich nach endlicher, endlicher! Erlösung, aber nach Erlösung von der eisernen Hand des Gewaltigen, dessen unersättlichem Ehrgeize alles zum Opfer gefallen war, und dessen hochfliegenden Planen nichts, nichts genügte, nicht einmal die europäische Weltherrschaft; denn seine Worte sind bekannt, die er sogar dem General Bertrand noch auf Sanct-Helena wiederholte: „Une fois l'Europe pacifiée (dies «pacifiée» ist wirklich stark!), j'aurais attaqué l'Angleterre aux Indes." Die Volksbewegung in Frankreich, im Jahre 1814, war mithin eine ganz andere und von durchaus untergeordneter Art, da sie sich fast ebenso sehr nach innen gegen den Usurpator, als nach außen gegen die „Feinde" richtete. Dabei wollen wir dem Patriotismus der Franzosen gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und als der schreckliche, nie für möglich gehaltene Moment erschien — Hannibal ante portas! — thaten die Pariser ihre Schuldigkeit, d. h. soweit und so gut sie konnten, denn, wie schon erwähnt, es fehlte überall an Waffen. Wer weiß was geschehen wäre, wenn die Bevölkerung von Paris bewaffnet und militärisch organisirt gewesen; jedenfalls hätten die Verbündeten einen harten Stand gehabt, wo sie jetzt mit klingendem Spiel und von wehenden Tüchern und mit Vivatrufen begrüßt ihren festlichen Einzug halten konnten.

Das neue, befestigte Paris mit dem bewaffneten Volk, den innern Festungen der Kasernen, welche die weitgedehnten Linien der kaiserlichen Boulevards beherrschen, dürfte, wenn die Pariser den Heroismus haben, den die Leitartikel der republikanischen Zeitungen athmen, allerdings erst nach einem hartnäckigen und blutigen Kampf erobert werden, und der Einzug der Deutschen wird jedenfalls eine sehr abweichende Variante von dem Einzug der Verbündeten im Jahre 1814 bilden.

Rudolf Gottschall.

Eine neue Geschichte Oesterreichs.

Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848. Von G. von S....n. I. Die Belagerung und Einnahme Wiens. October 1848. II. Revolution und Reaction im Spätjahr 1848. Mit urkundlichen Beilagen und einer Uebersichtskarte. Prag, Tempsky. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr.

Die neue Aera, welche infolge des blutigen Tags von Königgrätz für Oesterreich begonnen hat, und durch welche ein, wie es augenblicklich scheint, vollständiger Bruch mit der von Wirrnissen aller Art erfüllten Vergangenheit der habsburgischen Monarchie herbeigeführt und diese, ihres ehemals so zuversichtlich und stolz behaupteten Charakters entkleidet, nach dem Siege der dualistischen Richtung in eine österreichisch-ungarische Monarchie verwandelt worden ist, bezeichnet in der Entwickelung des nationalitätenreichen Staats, wenn auch sicher noch nicht den Beginn einer völlig gesicherten und zur Dauer berufenen Ordnung, so doch jedenfalls den Eintritt in ein ganz neues und von allen frühern wesentlich verschiedenes Entwickelungsstadium. Welches der Ausgang desselben sein wird, muß die Zukunft lehren: fürs erste scheinen alle Zweifel, die gegen den Bestand und die wirkliche Lebens- und Entwickelungsfähigkeit der Schöpfungen des vielgewandten und von rastlosem Thätigkeitsdrange erfüllten Grafen Beust ausgesprochen werden, nur allzu begründet zu sein, und man kann es keinem verdenken, der in dieser neuen Aera auch nur eins von den vielen Experimenten sieht, deren Gegenstand die Länder diesseit und jenseit der Leitha von jeher gewesen sind, und demselben daher ein ebenso klägliches Ende voraussagt, wie ein solches seine Vorläufer fast ausnahmslos getroffen hat. Jedenfalls aber fordert der Eintritt in eine neue Phase der staatlichen Entwickelung dazu auf, sich rückwärts zu wenden und namentlich in der jüngsten Vergangenheit diejenigen Momente aufzusuchen, die für die Bildung der gegenwärtig herrschenden Verhältnisse maßgebend gewesen sind, und die Factoren klar darzulegen, die, in den Schicksalen der letzten Jahrzehnte begründet, zugleich als treibende und schaffende Kräfte in der Entwickelung der Gegenwart mitwirken. Auch für Oesterreich bildet da das Jahr 1848 mit seinem unruhigen Stürmen und Drängen, seinem unreifen Brausen und Gären den epochemachenden Abschnitt, auf den zu einem tiefern Verständniß der Gegenwart wird zurückgegangen werden müssen. Volle zwei Jahrzehnte liegen nun zwischen dem Jetzt und dem Damals; aber wenn die Leidenschaften auch ausgetobt und die Hitze des Parteikampfes allmählich einer nüchternern und kältern Anschauung und Beurtheilung Platz gemacht hat, so fehlt doch noch immer sehr viel daran, daß die Ereignisse jener wirren und stürmischen Zeit frei von jeder Parteifärbung, von einem völlig objectiven Standpunkt aus, gleichsam als Ereignisse an sich dargestellt worden wären. Es ist das natürlich nicht in dem Sinne gemeint, als ob eine Geschichtschreibung ohne jegliche Gesinnung, ohne jegliche politische Ueberzeugung, also auch ohne jegliche Parteinahme des Geschichtschreibers überhaupt möglich sei — und sollte sie durch einen wunderlich gewaltsamen Destillationsproceß möglich werden, so wäre sie wahrlich nicht wünschens- und nicht empfehlenswerth —, sondern nur darauf kommt es an, daß der Geschichtschreiber, gleichviel welcher Partei er angehört und gleichviel ob er gegen diese oder gegen jene Richtung sich wendet, die Thatsachen selbst unbedingt der Wahrheit gemäß, soweit wie es möglich ist, in der Gestalt, die sie zur Zeit ihres Geschehens hatten, der Nachwelt zu überliefern bemüht ist. Geschieht dies, so ist im übrigen jede Parteinahme für den allgemeinen Werth seiner Darstellung gleichgültig und wird niemals als eine zu verwerfende Parteilichkeit erscheinen.

Dieser Gesichtspunkt ist es, den man gegenüber dem vorliegenden neuen Werke über die „Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des wiener Octoberaufstandes 1848" einnehmen muß, um den Werth und die Bedeutung desselben richtig zu würdigen. Denn wenn wir den politischen Parteistandpunkt des anonymen Verfassers auch nicht theilen und daher eine Menge von Urtheilen, die er über Personen und Zustände fällt, als nicht richtig zurückweisen müssen, so stehen wir doch im übrigen nicht an, sein Werk dem Besten zuzuzählen, was in der letzten Zeit über die Geschichte des Jahres 1848 in Oesterreich in die Oeffentlichkeit gekommen ist. Dasselbe hat diesen Zweig der historischen Literatur wirklich bereichert, denn die noch immer so zweifelhafte und lückenhafte Kenntniß der verhängnißvollen Vorgänge in und vor Wien, am kaiserlichen Hoflager zu Olmütz und in Ungarn ist durch diese Darstellung in zahlreichen Punkten ergänzt und vervollständigt oder geläutert und berichtigt. Mit außerordentlicher Sorgfalt sind alle einschlagenden Quellen benutzt: nicht blos von den zahlreichen Memoiren und Tagebüchern, die zum Theil auch anonym, ihrem Werth nach durchgängig höchst zweifelhaft, nach der Katastrophe erschienen sind, sondern auch von den zahllosen Flugblättern, von den in allen möglichen Zeitschriften zerstreuten einzelnen Aufsätzen wird dem fleißigen Verfasser kaum eins oder das andere ganz unbedeutende entgangen sein; besonders werthvoll erscheint die eingehendste Benutzung der während jener sturmbewegten Wochen in Wien erschienenen Zeitungen. Aber augenscheinlich haben dem Verfasser noch andere Quellen zu Gebote gestanden: täuschen wir uns nicht, so spricht derselbe an mehr als einer Stelle als Augenzeuge und zwar als ein mit Schärfe und Unbefangenheit beobachtender Augenzeuge; andererseits verdankt er werthvolle Mittheilungen über das Detail einzelner bisher weniger bekannter Vorgänge solchen Personen, die nicht blos Augenzeugen, sondern selbst als Mithandelnde dabei betheiligt waren, und zwar müssen des Geschichtschreibers Verbindungen in ziemlich hohe Regionen hinaufgereicht haben, wie das auch aus den im Buche angefügten Beilagen hervorgeht, in denen die Ordre de Bataille und die Dislocation des gegen Wien operirenden Heers vom 28. October früh, dann die Windischgrätz'sche Disposition zum Angriff gegen Wien und endlich die Detaildispositionen Jellachich's für die Schlacht bei Schwechat mitgetheilt werden. Ausdrücklich versichert unser Anonymus zwar, daß ihm keine officiellen Angaben zu Gebote gestanden haben; jedenfalls aber sind die ihm gemachten Mittheilungen, selbst wenn sie noch nicht einmal officiös sein sollten, aus guten

Quellen geflossen und um so werthvoller, als man auf die Erschließung wirklich amtlicher Quellen und die Eröffnung der Archive zum Studium der Vorgänge des Jahres 1848 auch in dem Oesterreich der neuen, Beust'schen Aera vergebens warten würde. Aus diesen umfangreichen, ihrem Werth nach freilich im höchsten Grade ungleichen Materialien hat der Verfasser mit einer trotz seines ausgesprochenen Parteistandpunktes sachlich durchaus unparteiischen Kritik den wirklichen Gang der Dinge, sowol der vielfach höchst zweifelhaften Zeitfolge nach wie in Rücksicht auf den oft noch fraglichern Inhalt und Charakter, zu ergründen gesucht und zwar mit dem besten Erfolge. In Einzelheiten mag mancher, der gleichfalls als Augenzeuge oder gar als Mithandelnder Zeugniß abzulegen berufen ist, von der hier gegebenen Darstellung abzuweichen Grund haben: es wird ihm aber wie jedem, der tiefer auf die Sache eingehen will, Gelegenheit geboten, die Gründe kennen zu lernen, weshalb der anonyme Geschichtschreiber des wiener Octoberaufstandes das fragliche Ereigniß gerade so und nicht anders dargestellt hat, da derselbe in zahlreichen, zum Theil kritisch auf die verschiedenen Ueberlieferungen eingehenden Anmerkungen die Ansicht, die er sich gebildet, rechtfertigt und in ihrer logischen Entstehung nachweist. Ueberall die Wahrheit ernstlich suchend, ist der Verfasser doch zugleich bescheiden genug, sich keineswegs für unfehlbar zu halten; andern Meinungen gegenüber nichts weniger als hochmüthig absprechend, drückt er den Wunsch aus, daß man ihn in denjenigen Punkten, wo er trotz aller angewandten Sorgfalt doch geirrt habe, berichtige und so die von ihm gesuchte Wahrheit an den Tag bringe.

Diese unparteiische und ernste Bemühung um Erkenntniß der hier so viel getrübten und oft absichtlich gefälschten Wahrheit ehrt den Verfasser unsers Werks um so mehr, als man dieselbe keineswegs allen Geschichtschreibern nachrühmen kann, die so scharf und entschieden den Parteistandpunkt einnehmen, auf den er sich von Anfang an stellte. Ein Anhänger des alten Oesterreich, ein „Schwarzgelber“ in der Sprache des Jahres 1848, ist er ein ausgesprochener Gegner der Partei und der Männer, welche in jenen wildbewegten Tagen in die Höhe kamen und als mehr oder minder leitende Persönlichkeiten auch mehr oder minder mitgewirkt haben, auf das glänzende und lebenslustige Wien das Verhängniß herabzubeschwören, dessen furchtbares Bild uns hier in den lebhaftesten Farben entworfen wird. Daher finden wir denn, so hoch wir sachlich den Werth des Buchs anschlagen, in den Betrachtungen und Urtheilen, welche sich dem Geschichtschreiber aus den von ihm erzählten Ereignissen ergeben, manches, was eben nur von dem Parteistandpunkt des Verfassers aus gerade so, gerade in diesem günstigen oder ungünstigen Lichte erscheinen mußte. Wenn er gleich im Eingang seiner Darstellung das kennzeichnende Merkmal dessen, was sich 1848 im Mittelpunkte des österreichischen Kaiserstaats abspielte, in den Ausdruck „Gedankenlosigkeit“ zusammenfaßt und „von unten leichtsinniges Hingeben, von oben unbedachtes Nachgeben, einzig von den vorüberrauschenden Eindrücken des Tags beherrscht“, als Signatur der Zeit hervorhebt, so hat das eine gewisse Berechtigung; wenn er weiterhin von Wien behauptet, es sei demselben im Jahre 1848 gänzlich das Bewußtsein abgegangen, die Hauptstadt eines großen Reichs zu sein und diese Stellung behaupten zu müssen; wenn er die Thätigkeit des von den Galerien aus beeinflußten und durch die draußen lärmende Menge beherrschten Reichstagsrumpfs drastisch als „gehorsames Pagodenthum“ bezeichnet, und von der Studentenschaft, deren Haltung im übrigen auch die gebührende Anerkennung gezollt wird, meint, sie sei mehr ein misbrauchtes Werkzeug als ein selbständig anregender Factor des Aufstandes gewesen: so wird dem auch von jedem unbefangenen Anhänger der entgegengesetzten Partei zugestimmt werden können. Bedenklicher dagegen und eben nur als Ausflüsse der ihn erfüllenden streng kaiserlichen Parteiansicht zu erklären sind andere Aeußerungen und Anschauungen unsers Geschichtschreibers. Wir heben nur einzelne Punkte hervor.

Ganz entschieden ins Schöne gemalt ist das Bild, welches von Jellachich, dem Banus von Kroatien, entworfen wird: der unbedeutende und den großen Verwickelungen, in die er hineingeworfen wurde, durchaus nicht gewachsene General, dessen militärische Befähigung schon sehr gering war, und der sein momentanes Emporkommen nur dem Zusammenwirken sehr eigenthümlicher Verhältnisse, an denen er selbst durchaus nichts geschaffen, zu verdanken hatte, durfte nicht als ein bedeutender Krieger und bedeutender Staatsmann dargestellt und nicht in eine so glänzende, fast blendende Beleuchtung gerückt werden; das brauchte nicht zu geschehen, um zu zeigen, daß von seiten der wiener Revolution dem Banus allerdings Unrecht gethan worden war, wenn diese ihn in der öffentlichen Meinung als Räuber und Mordbrenner zu brandmarken suchte. Ein Gleiches gilt und zwar fast in noch höherm Grade von der Charakteristik, welche von dem Besieger des wiener Aufstandes, dem Fürsten Windischgrätz, entworfen wird; auch da hat den Verfasser seine streng kaiserliche und entschieden antirevolutionäre Gesinnung verleitet, seine Vorliebe für die Sache auch auf die dieselbe vertretende Person zu übertragen und das Bild der letztern daher ins Schöne zu malen. Windischgrätz' Lebensgeschichte wird ein bedeutender Raum gewährt. Die Laufbahn, die derselbe durchgemacht, erklärt allerdings das Gewaltsame und Schroffe, das Herrische und Despotische in seinem Wesen; eine Rechtfertigung seines Verfahrens gegen Prag in den Junitagen und dann gegen Wien ist damit jedoch noch nicht gegeben, ebenso wie die Ueberhebung des stolzen Aristokraten und die ihn erfüllende Verachtung gegen das Bürgerthum und alles damit Zusammenhängende dadurch noch nicht als böswillige Erfindung der wiener Revolutionäre erwiesen ist, daß gezeigt wird, jenes dem Fürsten nachgesagte Wort: „Der Mensch fange erst mit dem Baron an“, stehe bereits in dem über hundert Jahre alten Buche „Vademecum für lustige curieuse Leute“. Interessant und charakteristisch ist die Parallele, welche der Verfasser zwischen Windischgrätz und Wallenstein zieht; dieselbe trifft nicht blos darin zu, daß wie Wallenstein's, so auch Windischgrätz' Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt, sondern auch darin, daß Windischgrätz, als er seine Truppen aus dem aufstandslustigen Böhmen ziehen sollte, sich dessen offen weigerte und dem Kriegs-

minister Latour, der später ein so entsetzliches Ende fand, mit Aufkündigung des Gehorsams drohte — ein Schritt, den Latour geradezu durch den Hinweis auf die Rebellion Wallenstein's beantwortete. Auch den Marsch auf Wien trat der Fürst zunächst ohne Befehl dazu an, auf eigene Gefahr und Verantwortung, und schließlich mag man auch seine unumschränkte dictatorische Gewalt, durch welche das von seinem Träger und seinen Stützen preisgegebene Kaiserthum gerettet wurde, mit der Stellung vergleichen, welche der Herzog von Friedland einst zur Seite Ferdinand's II. oder eigentlich über demselben eingenommen hatte. Noch einen Punkt heben wir gleich hier heraus, in welchem der sonst so billig und klar urtheilende Verfasser durch die mit seinem Parteistandpunkt so leicht sich verbindende Voreingenommenheit zu einer entschieden unklaren Auffassung und infolge davon zu einem nicht mehr unparteiischen Urtheile verleitet worden ist: es betrifft dies die Persönlichkeit, die Thätigkeit und das Ende Robert Blum's, über den wir hier nur den Parteimann, nicht mehr wie sonst in dem Buche fast überall den Geschichtschreiber urtheilen hören. Recht ansprechend und mit sichtlicher Theilnahme sind die Charakterbilder der Hauptführer des wiener Aufstandes gezeichnet; der unklar schwärmende und allein in schwülstigen Phrasen starke Messenhauser, der dem ihm zugefallenen Platze auch nicht im geringsten gewachsen war, der unheimliche, abenteuernde Pole Bem, der kalte und klare, vor nichts zurückschreckende Fenneberg, der das Zeug zu einer Art von Robespierre in sich hatte, sowie andere Persönlichkeiten der wiener Revolution werden uns in lebensvollen und anziehenden Bildern nahe gebracht.

Auf den materiellen Gehalt des Buchs einzugehen und die in ihm erzählten Ereignisse in ihren Hauptzügen näher zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Gern wird jeder der lebendigen und anschaulichen Darstellung folgen, welche, durch ein reiches und interessantes Detail noch anziehender gemacht, den Leser fortdauernd in Athem erhält und demselben die erzählten Vorgänge mit echt dramatischer Lebendigkeit vor Augen stellt. Eben in dieser Kunst der Darstellung sehen wir ein Hauptverdienst des Verfassers: nirgends verliert man die klare Uebersicht über den so verworrenen Gang der Ereignisse, man sieht fast von Stunde zu Stunde die Entwickelung sich der gewaltigen Katastrophe nähern. Diese Abschnitte sind es, denen durch die persönlichen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers und mehrerer seiner Freunde ein besonderer Werth verliehen wird, und hier erkennt man erst recht, wie richtig der Verfasser in der von „jenseit des Waldes" datirten Vorrede sein Werk bezeichnet als „eine Mosaikarbeit, zu welcher von den verschiedensten Seiten bunte Steinchen zusammengetragen und zu einem Gesammtbilde ineinandergereiht wurden". Es liegt eben darin eine der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten dieses Werks: auf Grund kritischer Forschung und Sichtung der zunächst fast nur in Parteischriften enthaltenen Ueberlieferung wird der vielfach unsichere oder auch absichtlich unrichtig dargestellte Thatbestand mit möglichster Genauigkeit nachgewiesen, und insofern entlehnt, wie der Verfasser bemerkt, sein Buch die Form von der Historiographie, im übrigen aber kann es fast der Memoirenliteratur zugerechnet werden. Letzteres kommt auch der Darstellung wesentlich zu gute: an Frische und Lebendigkeit, an Anschaulichkeit und gleichsam greifbarer Plastik werden sowol aus der eigentlich historischen Literatur wie aus der Masse älterer und neuerer Memoiren nur sehr wenige diesem Werke an die Seite gestellt werden können, und man kann daher dem Verfasser nur aufrichtig dafür danken, daß er seine vortreffliche Arbeit nicht, um sie als opus posthumum erscheinen zu lassen, vielleicht noch jahrelang in seinem Pulte zurückgehalten hat. Um unsern Lesern von der Art der Darstellung einen Begriff zu geben und sie durch diese Probe zugleich zu dem lohnenden Studium des ganzen Werks einzuladen, theilen wir eine Stelle mit, in welcher der Höhepunkt des Kampfes während des am 28. October ausgeführten allgemeinen Angriffs auf Wien geschildert wird:

> Jetzt glaubte General Frank den Zeitpunkt gekommen, einen entscheidenden Sturm gegen die Kirchenbarrikade unternehmen zu lassen. Major Schneider mit seinen Schönhalsern, Grenadiere von Kaiser und Schönhals rücken von neuem durch die Praterstraße vor. Ein mörderisches Feuer empfängt die Truppen, die von ihren Offizieren zu muthiger Ausdauer angeeifert werden. „Vorwärts, Schönhals! Vorwärts, erste Compagnie!" ruft Hauptmann Theobald, der, bereits an der rechten Hand verwundet, den Säbel in der linken führt. Ein Häuflein Unerschrockener folgt ihm, das ein dichter Kugelregen überschüttet; da sinkt der tapfere Hauptmann, am Kopfe tödlich getroffen, bewußtlos nieder; sein Lieutenant stürmt weiter und nimmt die nächsten Häuser. Es war der Höhenpunkt des Kampfes. Die Commandorufe der Führer, das leidenschaftliche Toben der Kämpfenden, das Aechzen, Stöhnen, Wimmern, alle die Schmerzenslaute der Verwundeten und Sterbenden, das Jammergeschrei der Frauen und Kinder, die sich aus dem heftigsten Feuer in Sicherheit zu bringen suchten, widerhallten gräßlich in dem Schmettern einzelner Trompetenstöße, dem Wirbeln der Trommeln, dem unaufhörlichen Heulen der Sturmglocken, dem Knattern des Gewehrfeuers, dem Donner der Geschütze, dem Gekrache auffliegender Pulverkarren; dazu das Prasseln der in Flammen stehenden Häuser, das Bersten einstürzender Mauern, das donnerähnliche Herabstürzen der Balken, das Pfeifen der fliegenden, das Abprallen der einschlagenden Kugeln, das Geklirr zertrümmerter Fensterscheiben; alles das fast unaufhörlich eingehüllt in undurchdringlichen Pulverdampf, daß sich die feindlich gegenüberstehenden Kämpfer kaum erblicken konnten, und wenn sich der Rauch auf Augenblicke verzog, der schaudervolle Anblick der entfesselten Leidenschaften und ihrer Folgen: die Wuth in den Blicken der Streiter, das Hinstürzen einzelner, die klaffenden Wunden, die vom Tod verzerrten Mienen der Gefallenen, große Blutlachen allenthalben auf dem Boden. In der innern Stadt lag breiter heller Sonnenschein auf den leergefegten Straßen, in deren Stille nicht blos die dumpfen Schläge der Kanonen, sondern selbst der wirre Lärm der Streitenden herübertönten; in den der Leopoldstadt näher gelegenen Stadttheilen klirrten die Fenster und erzitterten die Gemäuer von der ungeheuern Lufterschütterung. Wer aber vermöchte all die verschiedenen Scenen zu überblicken, die Züge von Tapferkeit, Geistesgegenwart, von heldenmüthiger Ausdauer, von denen nur die wenigsten in dem rasenden Getümmel bemerkt und der Vergessenheit entrissen wurden!

Um das von ihm entworfene detaillirte Bild der wiener Revolution zu vervollständigen, gedenkt der Verfasser auch der ähnlich gearteten Bewegungen auf andern Schauplätzen, jedoch nur in aller Kürze. Die Verhältnisse der übrigen Provinzen des Kaiserstaats, die Vorgänge namentlich in Ungarn, aber auch die in Frankfurt und Berlin werden kurz geschildert, um den Hintergrund zu vervollständigen, auf dem sich das blutige wiener Drama

abspielt. Der zweite Band, der in drei Abschnitten: „Allgemeiner Gang und Charakter der mitteleuropäischen Bewegung des Jahres 1848", „Die Nationalitätenfrage" und „Annus confusionis" zerfällt, hat dieselben Vorzüge und Schattenseiten wie der erste, enthält aber einige pikante culturgeschichtliche Kapitel. Der Verfasser nennt sich auf dem Titel desselben mit seinem vollen Namen; es ist Joseph Alexander Freiherr von Helfert.

Ehe wir von dem interessanten und werthvollen Buche für jetzt scheiden, müssen wir noch einen Punkt hervorheben, der uns mehrfach Anstoß gegeben hat. So gut nämlich der Verfasser im ganzen schreibt, so haften ihm doch eine ziemliche Anzahl zum Theil recht störender österreichischer Provinzialismen an, ja selbst an Sprachfehlern ist kein Mangel. Als solche seien „ämtlich" statt amtlich, „zeitlich morgens", die „Wägen", „inner die Linie", „Erläße", „Bedung" herausgehoben. Zahlreicher noch sind Absonderlichkeiten wie: „es mit jemand verschütten" statt verderben; „schüttere Reihen"; sie „übersetzten" die Donau auf „Plätten"; „unweltläufig"; die „Rückwärtigen" u. s. w. Wollte man boshaft sein, so könnte man angesichts dieser Blumenlese sich auf die einmal von dem Verfasser gemachte Bemerkung berufen, daß nämlich auch heute noch hochgestellte österreichische Offiziere der deutschen Sprache nicht so ganz Herr seien und sich daher nicht immer richtig auszudrücken wüßten, und darauf die Vermuthung gründen, es sei das zugleich eine beiläufige oratio pro domo und er selbst gehöre in diese Kategorie.

Hans Prutz.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Das Haus Bernhard. Roman von J. Hallervorden. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Handlung bewegt sich in bürgerlichen Kreisen. Johannes Bernhard, der Sohn eines reichen Fabrikherrn, hat eine Geliebte, der er insgeheim seine Neigung gewidmet, durch den Tod verloren und zugleich die schmerzliche Pflicht übernehmen müssen, sein Kind, das ihm die Scheidende hinterlassen, ohne Wissen des strengen Vaters zu versorgen. Auf den Wunsch des letztern geht er ein Ehebündniß ein; dieses wird aber bald gestört durch das kalte und schroffe Benehmen der Gattin, welche die Jugendverirrung ihres Mannes erfahren hat. Nachdem der alte Bernhard plötzlich gestorben, sieht sich Johannes in ein geschäftiges, praktisches Leben versetzt, dem er sich um so williger hingibt, als die Gattin sich von ihm zurückgezogen hat und seine Tochter ihm durch ein schändliches Ränkespiel aus den Augen entrückt worden ist. Die Schwester seiner verstorbenen Geliebten, ein selbstsüchtiges Weib, tritt nämlich mit einem schurkischen Arzte, Dr. Veit, in Verbindung, um dem Vater sein Kind vorzuenthalten und zugleich eine jährliche Rente, vorgeblich zum Unterhalte desselben, zu erpressen; nebenbei wird auch die Witwe Bernhard, in dem Glauben daß die Geliebte ihres Stiefsohns noch am Leben sei, von den Betrügern um bedeutende Summen geprellt. Nach vielen Jahren erst, als Bernhard's Tochter herangewachsen ist, findet ihr Vater sie auf; die Betrüger werden entlarvt; das junge Mädchen vermählt sich mit einem wackern Manne; Johannes findet endlich seine Gattin versöhnlich gestimmt und beginnt, freilich spät, ein glücklicheres Familienleben.

Zu den Mängeln des Romans gehört der unwahrscheinliche Umstand, daß Magdalene ihrem Vater trotz allen Nachforschungen so lange verborgen bleiben konnte; ferner die höchst mittelmäßige Zeichnung einer trivialen Schurkennatur, wie der Dr. Veit ist. Abgesehen von solchen Mängeln und obgleich die Hauptperson, der junge Bernhard selber, ein matter Charakter ohne Energie ist, läßt sich der Roman doch mit Interesse lesen, da die Handlung Antheil erweckt, die Charaktere größtentheils treffend gezeichnet sind und durch die Verschiedenartigkeit der geschilderten Lebensverhältnisse für zweckmäßige Vertheilung von Licht und Schatten gesorgt ist. Dadurch erhalten auch die Nebenfiguren eine ansprechende Bedeutung, wie unter andern Susanne, eine von Bernhard's Stiefschwestern, welche sich der entnervenden Erziehung im mütterlichen Hause entzieht und zu einer kräftigen Jungfrau heranreift, während ihre Schwester Angelika, ausschließlich diesen verweichlichenden Einflüssen unterworfen, siech und geistig gebrochen zu Grabe geht. Der Gegensatz zwischen dem praktischen Leben des Mittelstandes und dem nichtsnutzigen Streben nach Vornehmheit, welches in dem Hause der Stiefmutter des Fabrikherrn vorwaltet, ist in sehr gelungener Weise gezeichnet; die naturgemäße Erfindung des Stoffs wie die klare Darstellung der Personen und Lebensbezüge entschädigen für den Mangel an hochstrebenden Tendenzen und genialen Pointen.

2. Aus Welt und Haus, von St. Graf Grabowski. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der gewandte und vielgeübte Verfasser veröffentlicht unter diesem Titel eine Sammlung Erzählungen und Novellen verschiedenartigsten Inhalts.

„Pyramus und Thisbe" ist ein humoristischer Schwank aus dem Militärleben, welcher dem Verfasser, der sich hier auf vertrautem Terrain bewegt, wohl gelungen ist, insofern er die kleinlichen Verhältnisse des Offizierlebens innerhalb des engen Garnisondienstes in muntern Farben darstellt, die ungeachtet einiger komischer Uebertreibungen, doch nicht der Lebenswahrheit ermangeln. Nicht übel, wenngleich zu breit gehalten und weniger interessant, ist die auf gleichem Gebiet spielende Novelle: „Die Antipoden", in der die Eifersüchteleien zweier Lieutenants, die sich um die beiden Töchter eines Commerzienraths bewerben, geschildert sind.

„Die kleine Königin" betitelt sich eine historische Erzählung aus der Zeit Karl's VI. von Frankreich. Sie schildert das verworfene Leben am Hofe des wahnsinnigen Königs und den merkwürdigen Einfluß eines Kindes aus dem Volke, der bekannten Odette, welcher es gelang, die verderblichen Neigungen des wahnsinnigen Monarchen durch Sanftmuth und Liebenswürdigkeit zu zügeln. Die kleine Königin starb übrigens nicht vor Karl VI., wie der Verfasser erzählt, sondern überlebte den König und wurde nach seinem Tode, als die Engländer Herren

des Landes geworden waren, in das Tempelgefängniß gesetzt.

„Der Sohn der Steppe“ ist eine interessante Episode aus dem verzweifelten Vertheidigungskriege der Tscherkessen, in theils grellen, theils düstern Farben gehalten, die indessen der Wildheit des Schauplatzes und der beiden kämpfenden Nationalitäten ganz entsprechend sind.

„Zweite Klasse“ gibt uns eine zu breit liniirte Humoreske, deren Motiv in dem Irrthum einer jungen Dame beruht, welche einen Gerichtsassessor, mit dem sie in einem Eisenbahncoupé allein fährt, für einen entflohenen Zuchthaussträfling hält.

„Bruder und Schwester“, eine Erzählung aus der Zeit der Franzosenherrschaft im Königreiche Westfalen, schildert die zerfahrenen Zustände einer hessischen Stadt zu jener Epoche, wo ein Theil der Bevölkerung in heimlichem Patriotismus grollte, und ein anderer sich zu allen Niederträchtigkeiten hergab. Die Erzählung vermag wol eine ziemlich richtige Vorstellung jener Verhältnisse zu verleihen, wenngleich die Composition nur schwach ist und die handelnden Personen nur wenig Antheil erwecken, am wenigsten der eigentliche Held, ein junger Kaufmann, der, bald von Patriotismus, bald von nichtswürdigem Ehrgeiz angetrieben, zwischen den entgegengesetzten Rollen eines Empörers und eines Polizeispions hin- und herschwankt.

„Eine militärische Execution“. Die Meuterei eines Regiments der französischen Besatzung von Livorno veranlaßt den Kaiser, seinen Schwager Murat abzusenden, damit er strenges Gericht über die Empörer halte. Dieser wird jedoch durch eine vagirende Musikantin, die Geliebte eines der Rädelsführer, zum Mitleid bewogen und läßt zwar drei Meuterer erschießen, aber nur zum Schein: die Musketen sind blind geladen und die Gefallenen stehen nachher wieder auf. Die Erzählung ist spannend, beruht aber wol nur auf einer romantischen Erfindung, denn wir wissen, daß die Gehülfen des Schlachtenkaisers ebenso wenig sentimental waren wie jener selbst, den Kleber sehr treffend le général à dix mille hommes par semaine nannte.

„Peter Wiebe von Meldorf“ ist eine knapp concipirte, hübsch geschriebene Seeräubergeschichte aus dem 15. Jahrhundert, die auf der Insel Helgoland spielt und auf historischer Wahrheit beruht.

3. Verfehlte Ziele. Roman von C. Löwenherz. Vier Bände. Berlin, Langmann und Comp. 1870. 8. 5 Thlr.

Es ist keine gewöhnliche Unterhaltungslektüre, mit der wir es hier zu thun haben, sondern ein socialer Tendenzroman, in welchem die Emancipation der Frauen das Hauptthema bildet: jene sogenannte Emancipation, die in neuester Zeit wieder zu spuken angefangen hat und darin bestehen soll, daß man das Weib an den Pflichten und Lasten, angeblich an den Vorrechten der Männer theilnehmen lasse. Die Frage wird hier in der schicklichsten Weise gelöst: die edle Bestimmung des Weibes, dem Hausstande und der Kindererziehung vorzustehen und dafür des Vorzugs einer rein menschlichen individuellen Existenz, ungetrübt von den Pflichten des Staatslebens und den Sorgen und Kämpfen des Weltgetriebes, zu genießen — diese Bestimmung behauptet ihr Recht gegen alle verschrobenen Emancipationsideale: eine Lösung, die um so mehr anzuerkennen ist, als das Werk allem Anschein nach von weiblicher Feder verfaßt ist. Letzteres ist ersichtlich an der mühsamen und saubern Ausführung einzelner Details, an der schwungvollen, nicht immer maßhaltenden Diction, an den edeln, echt weiblichen Motiven, die doch noch immer unter dem wild aufgeschossenen Gestrüpp überreizter Phantasiegebilde zu erkennen sind, an dem Kokettiren mit den verschiedenartigsten Bildungselementen, und endlich an einzelnen Verstößen gegen den geläuterten Geschmack, die sich eben selber nur als ein Ergebniß weiblicher Emancipation erklären lassen.

Aus diesem wunderlichen Roman, obgleich er schon vier Volumina umfaßt, ließen sich doch noch wenigstens sechs gelungene Sensationsromane modernster Art herausschneiden, und es ist der Verfasserin vor allen Dingen anzurathen, künftig ihre Mittel in ökonomischerer Weise zu verwenden. Die Handlung irrt auf so verschiedenen Schauplätzen — von den Wüsten Aegyptens bis auf die Boulevards von Paris und die Squares von London — und in so widersprechenden Lebensverhältnissen umher, daß der Leser kaum im Stande ist, den Plan der Conception zu verfolgen; man wird so irr und wirr dabei, als hörte man eine Zukunftsoper, oder betrachtete jene berühmte „Pest in Florenz“, oder, prosaischer ausgedrückt, als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum. Dieser verwickelte Verlauf des Romans macht es auch unmöglich, in einer kurzen Kritik auf die Anlage der Composition und die Zeichnung aller einzelnen Figuren genauer einzugehen, und wir müssen uns auf wenige Andeutungen beschränken.

Die beiden wichtigsten Vertreterinnen der Frauenemancipation sind Mariam und Clementine. Mariam zieht Hosen an, tritt als Mann auf, malt, bildhauert, secirt Leichname, macht chirurgische Operationen und schlägt sich auf Pistolen — es fehlt nur noch, daß sie einen Sensationsroman schreibt, um alles gethan zu haben, was sich nicht für ein Weib schickt. Zu letzterm ist sie aber zu stürmisch; sie begnügt sich damit, ihre Maximen mündlich von sich zu sprudeln, wozu ihr der Widerspruchsgeist Leonor's oft genug Gelegenheit bietet. Leonor Richter ist nämlich ein strebsamer Mensch, aber viel zu vernünftig, um dem stürmischen Gange der geistig Emancipirten folgen zu können, die er überdies in ihrer Verkleidung für einen exaltirten Jüngling hält.

Aehnliche Ansichten wie die Mariam's vertritt die feurige Clementine, die einen Theil ihrer Maximen in folgenden Worten kundgibt:

> Mich dauert die arme Kirche, die gezwungen ist, täglich solche gebrochene Eide zu hören und solche, die schon mit der Absicht gethan werden, sie nie zu halten. Warum gibt man dem Weibe nicht eine Thätigkeit, die sie davor bewahrt, sich in die Ehe wie in einen Friedenshafen stürzen zu müssen? Die eine scheut den Spott der Welt, welche über eine alte Jungfer stets die Nase rümpft, weil man sie doch immer nur als überflüssiges Mitglied der Menschheit betrachtet; die andere treibt die Noth in fremde Männerarme; die dritte heirathet aus purer Langeweile den ersten besten Mann und weil sie außerdem glaubt, daß es nicht anders geht. Gebt doch den Frauen einen Wirkungskreis, den ein Weib leicht auszufüllen vermag; verschließt ihr nicht mit Männeregoismus den kleinen Platz,

den sie am Steuer der großen Welt einnehmen kann; überlaßt, ihr einen Theil der Beschäftigungen, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen: dann wird wol keiner mehr über eine alte Jungfer lachen, weil sie dann ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist. Dann blickt euch suchend um: die Ehe der bloßen Convenienz wird wie ein überwucherndes Unkraut von dem Erdboden fortgemäht sein; ihr werdet nur glücklich lachende Gesichter sehen, die allein die innigste Liebe zusammengeführt, und gute, brave Kinder sind sicher die schönste Frucht solcher Ehen. So wird selbst die Einsame glücklich, die zu dem großen Weltenwerke auch die Hände regen darf und sich nicht mehr als überflüssiges Wesen auf der Erde fühlt. Befragen Sie doch die Lehren der alten, erforschen Sie die Systeme der modernen Philosophen, und dann beantworten Sie mir offen die Frage, ob ihnen nicht schließlich die Psyche aller der Geschöpfe, deren Geistesorganismus und Seelenfunctionen die Hauptgegenstände ihrer Untersuchung ausmachen und die sie zwar äußerlich in männliche und weibliche getheilt haben, nur Psyche blieb, gleichviel ob sie in der Hülle des Genus masculinum oder femininum lebte; ob sie bei ihren gelehrten Forschungen eigentlich überhaupt ein höheres psychologisches Problem kannten als die Lösung der Frage über die Wesenheit des Individuums? Ebenso sollte die Gesellschaft verfahren; sie müßte uns nicht eintheilen in Mann und Weib, sie müßte uns als Ganzes betrachten, nicht kleinlich jedem Geschlecht das Maß seiner Beschäftigungen zuweisen, sondern jeden frei wirken und handeln lassen aus sich heraus, je nach eigenem Bedürfniß und innerm Berufsdrange. Sie sollte nicht im engherzigen Egoismus dem Weibe ewig Grenzen ziehen wollen, sondern dieses selbst entscheiden lassen über sein Thun und Handeln; sie sollte das freie Gottesgeschöpf nicht einzwängen in jene lächerlichen veralteten Regeln von Sitte und Anstand, die doch für keins derselben aus sich selbst heraus existiren, die sie selbst kaum in sich fühlt und die trotzdem von jeder edeln Frau in noch so zweifelhaften Verhältnissen, noch so unsauberer Umgebung sicher aufrecht erhalten bleiben dürften.

Der armen Clementine ist solcher Herzenserguß um so mehr zu gönnen, als sie von ihrem Manne nicht verstanden werden kann; von diesem gibt sie selbst folgende wenig schmeichelhafte Schilderung:

Denke dir eine kleine dürre Gestalt, die sich durch thurmhohe Schuhabsätze und einiges Halsrecken gewaltsam größer machen möchte. Ein dürres, ganz abgelebtes Antlitz, welches eine Maske stereotypen süßen Lächelns trägt und gern Blasirtheit zeigen möchte. Das alles eingezwängt in geckenhaft modische Kleidung, und das Lorgnon als unzertrennlicher Begleiter in das erloschene Auge geklemmt. Die Sprache flüsternd, süßlich, lispelnd, da er immer aufs lächerlichste den Aristokraten spielen möchte. Zu Zähnen, Mund und Haaren ist mein Auge noch nicht gelangt, da ich die Nähe und Berührung dieses Menschen wie die eines garstigen Reptils scheue. Er ist grausam, hart, ohne Mitleid, verschwendet wo es seiner Eitelkeit dient, weist dem Armen hingegen stets die Thür. Die arme Mutter führt in seinem Hause nicht das angenehmste Leben, da sie das Wort Gnade täglich aus seinem Munde hören muß. Das ist das große Glück, um das die Menschen mich so vielfach beneiden, das den Haß so vieler auf mich zog. Ich tauschte es gern gegen meine frühere Armuth ein.

Beide Repräsentantinnen der Emancipation, Mariam und Clementine, unterscheiden sich jedoch noch wesentlich voneinander, und dieser Unterschied ist meisterhaft gekennzeichnet: während sich nämlich Clementine einer glühenden Liebe zu ihrem Verführer hingibt, bannt Mariam solches lästige Frauengefühl aus ihrem Busen und strebt nur nach männlicher Thatkraft.

Die Vertreterinnen der echten Weiblichkeit, jener Emancipation gegenüberstehend, sind Lady de Courcy, Mariam's Mutter und ihre Cousine Edith, vor allem aber die liebenswürdige, mit ansprechenden Farben geschilderte Amable, die sich einem viel ältern, aber edeln und rechtschaffenen Manne, dem Dr. Greenwood, vermählt. Außer letzterm und dem erwähnten Leonor Richter sind die übrigen Männer fast alle Taugenichtse. Baron Rothenburg, der Wüstling, ist übrigens naturwahr und treffend gezeichnet; Graf Powills, den die Verfasserin, als einen in den schmerzlichsten Kämpfen des Lebens gehärteten Mephisto, mit einer glimpflichen Theilnahme behandelt, ist dagegen zum überwiegenden Theile ein „Sonnenbruder", dessen zerrissener Mantel eher den Eckensteher als den Diogenes durchsehen läßt.

Ohne dem vielfach verschlungenen Faden der Collisionen zu folgen, wollen wir nur anführen, daß in der Katastrophe die echte Weiblichkeit zu ihrem Rechte gelangt, während die körperliche und die geistige Emancipation zu Schanden werden. Edith, Lady de Courcy und Amable gewinnen die Männerliebe, welcher sie sich unterordnen; dagegen findet Mariam durch die Hand der Rache ihr Grab in den Fluten, und Clementine fällt, geschmäht und verachtet, als Opfer der Sinnenlust.

Abgesehen von einzelnen Verstößen, die eben als Mangel an geläutertem Geschmack oder vielmehr als Mängel weiblicher Verbildung anzusehen sind, ist der Stil klar und sinnig. Ueberhaupt läßt sich aus dem, was wir hier nur kurz andeuten konnten, wol genugsam ersehen, daß dem Leser hier ein bedeutendes Werk vorliegt, das reich an genialen Zügen ist und sogar theilweise von psychologischer Tiefe zeugt. Wenn unsere Vermuthung, daß der Roman das Product eines weiblichen Geistes sei, sich bestätigt, und überdies des alten Hippel Behauptung: kein Weib lasse sich bessern, überall zutrifft, so wird freilich auch die Mahnung vergeblich sein, die wir der begabten Schriftstellerin hiermit in wohlwollendster Absicht ertheilen: sie möge ihr überaus reiches Talent nicht fernerhin zu überspannten, verwickelten und vorzugsweise auf den Effect berechneten Compositionen verwenden, sondern sich an classischen Mustern heranbilden zu edler Einfachheit und Klarheit des Plans und zu einer naturgetreuen und kunstgemäß idealisirten Darstellung, die einer fesselnden Einwirkung auf den Leser immer gewiß sein kann.

4. Gegen den Strom. Roman von J. Westritz. Zwei Bände. Leipzig, Rötschke. 1870. 8. 2 Thlr.

Wenn dem vorgehend genannten Roman eine zu verwickelte Anlage und eine zu üppige Häufung von spannenden Scenen zum Vorwurf gemacht werden mußte, so finden wir in dem vorliegenden das Gegentheil: eine einfache Handlung in deutschem bürgerlichen Kreise; wenige Personen, die aber die verschiedensten Charaktere und Bestrebungen darstellen und dennoch ohne allen Zwang, durch die natürlichsten Beziehungen miteinander in Verkehr treten. Freilich spielt die leidige Politik eine Rolle bei der Verwickelung, indessen nur insofern sie, wie es in der Wirklichkeit geschieht, einen Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse ausübt und die Menschen nöthigt, ihren Charakter und den Standpunkt, den sie überhaupt in der Bildung einnehmen, unverhohlen kundzugeben. Aus diesem Grunde ist der Roman, wenngleich jene politischen Einwirkungen sich maßgebend darin geltend machen

und der entschieden liberale Standpunkt des Verfassers der entgegenstehenden Partei wenig zusagen wird, doch kein eigentlicher politischer Tendenzroman, sondern beruht vorzugsweise auf psychologischen Motiven.

Emmi, die Tochter eines reichen Kaufmanns Bornemann, schließt sich mit jungfräulicher Neigung an ihren Lehrer, den Dr. Rhoden, und die Aeltern willigen vorläufig in eine künftige Verbindung des jungen Paars. Während Rhoden's Abwesenheit lernt Emmi jedoch einen jungen Fabrikherrn, Namens Arnstedt, kennen, der sie durch Reichthum, Liebenswürdigkeit und gesellige Begabung zu fesseln weiß und von der sinnigen Einfachheit, die allein dem Charakter Rhoden's entspricht, allmählich ablenkt. Rhoden findet die Geliebte bei seiner Rückkehr verändert, gibt aber das Verhältniß noch nicht auf, bis ihn die politischen Ereignisse zur Theilnahme reizen und er dadurch in eine unhaltbare Stellung zum Bornemann'schen Hause geräth. Während er als entschiedener Liberaler sich der Opposition gegen die Regierung anschließt und deshalb ein Opfer der Verfolgung wird, machen die übrigen Personen, von der Fürstengunst angelächelt, eine Schwenkung zur reactionären Partei. Rhoden, der von einer gleichgesinnten und mitfühlenden Braut erwartet hatte, daß sie ihm Theilnahme schenken, seine Gesinnung ehren und seine Handlungen billigen werde, muß endlich in Emmi nur ein oberflächliches, vergnügungssüchtiges Mädchen erblicken, das sich von dem lebenslustigen Arnstedt in höherm Grade als von ihm, dem ernsten Denker und entschiedenen Politiker, angezogen fühlt. Elfriede dagegen, eine verwaiste Verwandte der Bornemann'schen Familie, welche sich in dem weltlichen, oberflächlichen Luxus des Hauses unbehaglich und unglücklich fühlt, widmet ihm ganz unbeachtet eine tiefe Neigung.

Die misliebige Stellung, in welche Rhoden zur Regierung gerathen, läßt die Bornemann'sche Familie endlich eine Lösung seines Verhältnisses zur Tochter wünschen. Rhoden tritt zurück und Emmi vermählt sich mit Arnstedt. Nachdem Rhoden, vielfach geprüft und verfolgt, Elfriede's Liebe und Aufopferungsfähigkeit kennen gelernt hat, schließt er mit ihr ein glückliches Bündniß für das Leben. Emmi fühlt bald tiefe Reue, als sie die schnell vergängliche Zuneigung ihres Gatten erkalten sieht und sich durch kokette Eroberungen zu entschädigen suchen muß. Daß die Untreue des letztern und sein Verhältniß zu seiner Schwägerin Luise, einer lebenslustigen gemüthlosen Frau, nur vorübergehend und andeutend erwähnt wird, gehört zu den Feinheiten der Ausarbeitung, gegen welche einzelne Schwächen, wie Arnstedt's Auftreten als Rhoden's Denunciant, nicht in Anschlag kommen.

Diese einfache Handlung, wie wir sie hier angegeben, hat der Verfasser in sinniger und fesselnder Weise und durch die gelungene Charakterisirung der mitwirkenden Personen zur Anschauung gebracht.

Robert Springer.

Feuilleton.

Die Reclam'sche „Universalbibliothek".

Wenn die Popularisirung unserer Nationalliteratur das Ziel ist, welches seit der Freigebung unserer Classiker von zahlreichen Unternehmungen des Verlagsbuchhandels angestrebt wird, so sucht die Verlagsbuchhandlung von Philipp Reclam jun. in Leipzig in ihrer „Universalbibliothek" auf der breitesten Grundlage das Ziel zu erreichen; denn jedes der von ihr ausgegebenen Heftchen bringt zu dem Preise von 2 Ngr. irgendein vollständiges Werk, von Schiller, Goethe oder andern Dichtern, und so wird die classische Gedankensaat auch auf einen Boden ausgestreut, der bisher solcher Befruchtung nicht zugänglich war.

Es liegen uns gegen 260 Bändchen dieser „Universalbibliothek" vor, die noch in rüstigem Fortgang begriffen ist. Offenbar überwiegt bisher das Drama und die Erzählung — und zwar gewiß aus dem einfachen Grunde, weil der Umfang dieser Productionen dem normalen Umfang der einzelnen Bändchen entspricht. Zwar finden sich auch größere Romane, wie Jean Paul's „Flegeljahre", Müller's „Siegfried von Lindenberg" u. a.; doch sind dies in den bisher erschienenen Heften der Sammlung nur Ausnahmen. Während die Dramen von Lessing, Schiller, Goethe, Shakspeare vollständig, sehr zahlreich die Stücke von Iffland, Kotzebue, Molière, Müllner, Platen, Raimund, Grabbe, Beer, selbst ältere Stücke von Babo, Gerstenberg, Klinger, Leisewitz, und unbedeutendere von Albini, Angely, Steigentesch u. a. vertreten sind, spielt die Lyrik darin eine sehr untergeordnete Rolle. Bisjetzt fehlen selbst Goethe's und Schiller's Gedichte, und wir bemerken nur Bürger's Gedichte, Körner's „Leier und Schwert", Burns' Lieder und Balladen, Hebel's „Alemannische Gedichte", Ewald Christian von Kleist's Werke, Matthisson's Gedichte, die Sonette von Mickiewicz, Wieland's „Oberon" und „Musarion", Blumauer's „Aeneis" und Schulze's „Bezauberte Rose" auf dem Repertoire dieser 260 Bändchen. Anzuerkennen ist, daß auch die Humoristen wie Jean Paul, Amadeus Hoffmann, Hauff, Börne nicht fehlen. Die deutsche Geschichtschreibung ist bisher durch Archenholtz' „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" allein vertreten. Es wäre wünschenswerth, wenn auch andere populäre Geschichtswerke folgten, so sehr die voluminöse Production der deutschen Historiker ihre volksthümliche Verbreitung erschwert — mindestens dürften die Schiller'schen Geschichtswerke nicht fehlen.

Die „Universalbibliothek" beschränkt sich indeß nicht blos auf die ältern Schriftsteller, sie bringt auch ganz neue Dichtwerke, namentlich Dramen, wie „Jacobäa von Baiern" und „Olympias" von Marx, den „Bauernkrieg" von Schubert, „König und Dichter", „Platen in Venedig", „Die verhängnißvolle Perrüke" von Cornelius, „Die Waldenser" von Govean, „Jacob Molay" und das Gedicht „Muhamed" von Rüben. Wir werden auf diese Werke in einer selbständigen Kritik zurückkommen.

Jedenfalls verdient ein Unternehmen die beste Förderung, das den Besitz geistig anregender Werke auch den ärmern Klassen ermöglicht.

Zur Kriegslyrik.

Außer den zahlreichen Kriegsgedichten in den Zeitungen erscheinen einzelne kleine selbständig gedruckte Liedersammlungen. Johann Fastenrath läßt 15 Kriegs- und Siegeslieder unter dem Titel: „Die deutschen Helden von 1870" (Leipzig, E. H. Mayer, 1870) erscheinen, die mit der Dithyrambe beginnen:

An den Rhein, an den Rhein, an den heiligen Rhein
In heiligem Zorne geflogen!
Deutsch, deutsch sind des Rheines Wogen!
Es tritt selbst der Knabe fürs Vaterland ein —
Könnt' vom Franzmann so schnell schon vergessen sein
Das Jahr achtzehnhundertunddreizehn?

Es finden sich in den Gedichten die beliebtesten Zeitwitze, die „Moltkencur", die „anderthalb Napoleon", die „schöne Helene", sie haben hin und wieder populären Humor, sonst keine ausgeprägte Physiognomie. Rudolf Kulemann besingt „Germania" (Nürnberg, Korn, 1870) in ottave rime, denen es nicht an Schwung und Kraft fehlt. Hin und wieder erscheint die Allegorie nicht farbenreich genug. „Sechs Kriegslieder aus Süddeutschland" von Ferdinand Wilferth (Lindau, Ludwig, 1870); einzelne derselben, wie das „Auf den Sieg von Rezonville" haben eine durch zahlreiche Anaphoren gehobene Kraft:

> Wie die Windsbraut jählings die Flur durchsaust,
> Wie der Hagel nieder auf Saaten braust,
> Wie die Feuersbrunst nächtens die Schläfer schreckt,
> Wie die Wasserflut schwellend die Simse leckt;
> Wie das friedliche Lamm der gierige Aar,
> Wie den wehrlosen Wandrer der Wölfe Schar:
> So, mit satanischer List über Nacht,
> Stürmte auf uns des Feindes Macht.

Wenig bedeutend sind die Kampflieder von Theodor Gesky: „Der Rhein soll deutsch verbleiben" (Halle, Hermann, 1870); am gelungensten erscheint die „Ode an den Rhein".

Zur Geschichte der deutschen Rechtschreibungsfrage.

Nach der trefflichen Schrift von K. J. Schröer in Wien: „Die deutsche Rechtschreibung in der Schule" (Leipzig, Brockhaus, 1870), auf welche wir früher die Aufmerksamkeit hingelenkt haben (vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1870), lernten wir eine ebenfalls aus Wien stammende Abhandlung über deutsche Rechtschreibung kennen, welche nicht minder Beachtung verdient. Während Schröer ein praktisches Buch bietet, wenn auch mit Darlegung und Entwickelung theoretischer Grundsätze, ist diese Abhandlung eine „geschichtliche Studie", wie sie auch der Titel nennt. Sie gibt einen Ueberblick über „Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung" (Wien 1870). Ursprünglich in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" erschienen, ist diese Arbeit jetzt durch besondern Abdruck weitern Kreisen in dankenswerther Weise zugänglich gemacht. Denn die gesammte Lehrerwelt nimmt an der Frage über die Verbesserung unserer Rechtschreibung theil, ja es wird von dieser Frage nicht allein die Schule berührt, sie ist gewissermaßen schon zu einer nationalen geworden. Der Verfasser der „geschichtlichen Studie", Alois Egger, Professor am akademischen Gymnasium zu Wien, will mit seiner historischen Darstellung zur Klärung der Ansichten über Wesen und Ziel der orthographischen Bewegung beitragen. Nur wer den Verlauf des Streits ganz übersehe, sei berufen, auf dem gegenwärtigen Standpunkte ein bestimmendes Wort zu sprechen. Aber wir meinen, daß auch solche, deren Beruf sie nicht zur directen Betheiligung an der Streitfrage veranlaßt, aus Egger's Schrift vieles zu ihrer Orientirung gewinnen können. Nach kurzem Rückblick auf die orthographischen Bestrebungen vor Grimm's Grammatik entwickelt der Verfasser die Stellung, welche Grimm zur Rechtschreibungsfrage einnahm, ferner die entgegengesetzten Ansichten Heyse's. Diesen Chorführern schlossen sich Anhänger an, die sich gegenseitig bekämpften. Die sogenannte historische Rechtschreibung, die auf Grimm's Anschauungen zurückgeht, verfocht am nachdrücklichsten Weinhold. Ihm trat als ebenbürtiger Gegner Rudolf von Raumer entgegen, der statt des historisch-etymologischen Princips das historisch-phonetische zur Geltung zu bringen suchte. Jakob Grimm, von dem der erste Impuls ausgegangen war, trat in den Hintergrund. Man kann wol dem Verfasser recht geben, wenn er behauptet, daß es unter den wissenschaftlichen Parteien die historische sei, welche seither an Boden und Ansehen beträchtlich verloren habe. Die Literatur über deutsche Rechtschreibung ist schon eine ungemein große, dazu kommt, daß auch die Staaten der Sache um des Unterrichts willen ihre Fürsorge zuwenden mußten und Gutachten von Sachverständigen ausarbeiten ließen. Selbst unter den Anhängern eines und desselben Princips treten im einzelnen Gegensätze und Abweichungen hervor, sodaß auf diesem Gebiete die bunteste Mannichfaltigkeit herrscht, welche zum Glück in der Praxis sich nicht allzu störend erweist. Mit Schröer befindet sich Egger nicht durchaus im Einklang.

Notizen.

Die kürzlich im Verlag von O. Wigand erschienene Broschüre von Rudolf Doehn: „Der Bonapartismus und der deutsch-französische Conflict vom Jahre 1870", wird, wie wir hören, von Pietro Virano, Professor an der Universität zu Turin, ins Italienische übersetzt. Der italienische Professor ist ein Freund von Arnold Ruge und wohlbewandert in der deutschen Literatur.

Von dem Prachtwerke: „Die Urschweiz, classischer Boden der Tellsage, verherrlicht durch Schiller's Freiheitssang" (Basel, Krüsi) liegen uns vier Lieferungen vor, welche in zahlreichen eleganten Stahlstichen landschaftliche Bilder aus dem Kreis der Tellsage: Altdorf, Flüelen, Tell's Geburtshaus in Bürglen, Steinen, Walter Fürst's Haus u. a. vorführen. Der historisch-topographische Text, der oft an die Worte der Schiller'schen Dichtung anknüpft, zugleich aber die genaueste Kenntniß der schweizer Geschichte bekundet, ist von dem als Juristen wie als Touristen rühmlich bekannten Professor E. Osenbrüggen. Das Werk soll 60 Stahlstiche enthalten und in 15 Lieferungen abgeschlossen sein.

Bibliographie.

Becker, F., Der Franzosenkrieg im Jahre 1870 oder Deutschlands Feuerprobe. Historisch-romantische Erzählung des deutschen Nationalkampfes gegen Frankreich. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Seehagen. Gr. 8. à 3 Ngr.

Bohlmann, O., Die Friedens-Bedingungen und ihre Verwerthung. Eine Skizze. 1ste und 2te Aufl. Berlin, H. Schindler. Gr. 8. 5 Ngr.

Fragmentarischer Briefwechsel der Kaiserin Eugenie mit ihren Vertrauten und Freunden. Leipzig, G. Schulze. 8. 4 Ngr.

Dietsch, R., Abriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. 4te bis zur Gegenwart fortgeführte Aufl. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Goldberg, H., Zwanzig Jahre aus der Regierung Sigismund's I. Königs von Polen auf Grund der acta Tomiciana dargestellt. Leipzig, Gräfe. Gr. 8. 15 Ngr.

Graefe, A., Ein Wort der Erinnerung an Albrecht v. Graefe. Halle, Lippert. Gr. 8. 5 Ngr.

Hense, O., Heliodoreische Untersuchungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Knauth, F., Alldeutschland. Dichtergrüße am Auferstehungsmorgen des geeinigten Deutschlands im Hochsommer des Jahres 1870. In sorgfältiger Auswahl dem deutschen Volke dargeboten. 1stes Bdchn. Langensalza, Verlags-Comptoir. 16. 5 Ngr.

Knobelsdorff, O. v., Die keltischen Bestandtheile in der englischen Sprache. Eine Skizze. Berlin, Weber. 8. 10 Ngr.

Menzel, W., Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 10 Ngr.

Minckwitz, H., Deutschlands Traum, Kampf und Sieg. Geharnischte Sonette nebst einem Anhang vaterländischer Gesänge. Leipzig, Priber. 16. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Der deutsch-französische Krieg von 1870. Chronik der Ereignisse. Bogen 1—4. Bielefeld, Thiele u. Comp. Br. 8. à 1¼ Ngr.

Pflaume, K., Märchenbuch. Aschersleben, Huch. 8. 20 Ngr.

Schmidt, F., Der Franzosenkrieg. 1870. 1ste Lief. Berlin, Fz. Lobeck. 8. 3 Ngr.

— — Gewalt und List Frankreichs gegen Deutschland seit dreihundert Jahren. Geschichtsbilder. I. Berlin, Kastner. 16. 2½ Ngr.

Der moderne Sozialismus und Communismus im Vergleich zu dem Sozialismus und Communismus der letzten zwei Jahrtausende (von J. Frühauf.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 6 Ngr.

Thaulow, G., Acten den hundertjährigen Geburtstag Hegel's betreffend. 1stes Heft. Kiel, Universitätsbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Treitschke, H. v., Was fordern wir von Frankreich? Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Trützschler, W. v., Illustrirter Kriegsschauplatz von Deutschland und Frankreich 1870. Ein geschichtliches Gedenkblatt für Alle. 1stes Heft. Dresden, Tittel. Gr. 8. 3 Ngr.

Victor, H., Antigallica! Ein Strauß deutscher Kriegs- und Freiheitslieder für Deutschlands Söhne in Feld und Haus gesammelt. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 16. 2½ Ngr.

Wagner, A., Elsass und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Weinhold, K., Die gotische Sprache im Dienste des Kristenthums. Festschrift. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wittstock, A., Paris. Haus, Frau, Familie im Babel an der Seine. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Geflügelte Worte von E. M. Arndt, Klopstock, Stolberg, Herder, Rückert und Geibel an die Deutschen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

Soeben erschien:

29. Bändchen. **Die Komödie der Irrungen.** Uebersetzt von Georg Herwegh.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, weshalb sie sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen; 29 Bändchen liegen bereits vor, die übrigen 9 sind zum Theil auch schon im Druck und werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Wieland's Oberon.

Illustrirt mit vier grösseren Holzschnitten und zwölf kleineren im Texte, nach der großen Prachtausgabe.
Taschenformat, elegant gebunden.
Preis Thlr. 2. 20., oder Fl. 4. 30.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung.
in Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

☛ 70000 Abdrücke binnen drei Wochen! ☚

Paris als Waffenplatz.

Plan von Paris und seinen Festungswerken.

2½ Ngr.

Allgemein ist dieser Plan von Paris und den die Stadt umgebenden Fortificationen als der anschaulichste bei Verfolgung der Belagerungsoperationen empfohlen worden. Er ward daher sowol zum Beilegen in deutschen wie auswärtigen Zeitungen (z. B. nach Petersburg, Odessa, Pesth u. s. w.) als auch für den Privatbesitz in so grossen Partien bezogen, dass es der grössten Anstrengungen bedurfte, um die verlangten Abdrücke — 70000 binnen drei Wochen — immer prompt zu liefern. Jetzt sind indess die umfassendsten Massregeln zur Herstellung getroffen, sodass jeder Auftrag unverzüglich ausgeführt werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbücher der deutschen Sprache für Franzosen.

Ahn, F. Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8.
Premier cours. 29ᵉ édition. 8 Ngr.
Second cours. 16ᵉ édition. 10 Ngr.
Troisième cours. 10ᵉ édition. 8 Ngr.
Traduction des thèmes français. Premier et second cours. 7ᵉ édition. 5 Ngr.

—— Grammaire allemande théorique et pratique. 3ᵉ édition. 8. 24 Ngr.

—— L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles. Classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Belloc, L. de. De la formation des mots en allemand. Complément indispensable de toute Grammaire allemande. 8. 16 Ngr.

Lutgen, B. Dialogues français et allemands, accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. 2ᵉ édition, revue et augmentée. 8. 12 Ngr.

Sesselmann, B. Premier livre de lecture, d'écriture et d'instruction allemande à l'usage de la maison et des écoles. 2ᵉ édition. 8. 6 Ngr.

—— Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises pouvant servir de thèmes aux élèves allemands. 2ᵉ édition revue et corrigée. 8. 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Oeffentlichkeit in den Baltischen Provinzen.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift enthält einen neuen energischen Ruf der russischen Ostseeprovinzen nach Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Justiz, Beseitigung der Censur, Freiheit der Presse und Wahrung germanischer Civilisation.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 6. October 1870.

Kleine Schriften zur Zeitgeschichte.

1. Der Bonapartismus und der deutsch-französische Conflict vom Jahre 1870. Eine historische Studie von Rudolf Doehn. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hat zu seiner Schrift, welche noch vor der Entscheidungsschlacht von Sedan abgefaßt war, die Werke von P. Lanfrey, Jules Barni und Eugène Ténot über den ersten und dritten Napoleon benutzt; er beginnt dieselbe mit „Bruchstücken aus der Geschichte Napoleon's I." Durch allerlei Anekdoten wird das Bild des ersten Cäsars nicht gerade mit bengalischen Flammen beleuchtet. Wir erfahren, daß er sich in seiner Jugend mit einer Dame über Turenne unterhielt, und als diese dem General wegen der grausamen Verwüstung der Pfalz Vorwürfe machte, ganz ruhig antwortete: „Nun, meine Theuere, was liegt daran, wenn dieser Brand und diese Grausamkeiten für seine Entwürfe nöthig waren?" Lafayette theilt in seinen „Memoiren" folgenden Ausspruch des Kaisers mit:

Cäsar war nichts weiter als ein Held; er handelte nach Gemüthseingebungen, überließ sich seiner Einbildungskraft und hat sich den Mörderdolchen preisgegeben. Augustus war ihm weit überlegen und ein wahrhaft großer Mann; er verstand grausam zu sein, wenn es noththat, und gnädig, wenn das für seine Lage paßte. Er war ein wahrhaft politischer Kopf, der sich darauf verstand, den Leuten Dinge einzureden, an die er selbst nicht glaubte, und Gesinnungen zur Schau zu tragen, die ihm gänzlich fremd waren.

Ex ungue leonem! So faßte Napoleon den Begriff des großen Mannes auf. Als Beweis für die Taktlosigkeit und Unzartheit des ersten Napoleon kann die folgende von Barni mitgetheilte Anekdote dienen:

Gemein war es jedenfalls, daß Bonaparte, als er während seines Feldzugs in Aegypten mit der Gattin eines seiner Offiziere eine intime Verbindung geschlossen hatte, verlangte, daß sein Stiefsohn Eugen, der als Adjutant bei ihm in Function stand, ihn auf seinen Spazierfahrten mit dieser Frau begleitete. Da derselbe sich weigerte und um seine Versetzung in ein Regiment nachsuchte, um der schiefen Lage zu entgehen, in welche er durch die so öffentlich zur Schau getragene Liebschaft seines Stiefvaters gerieth, so überließ sich Bonaparte einem heftigen Zornausbruche gegen ihn. Später, als er sich von der Gefährtin seines Lebens trennen wollte, um eine österreichische Erzherzogin zu heirathen, wählte er Josephinens eigenen Sohn, eben diesen Eugen, zum Vermittler. Er berief ihn eigens zu diesem Zwecke, ohne ihm jedoch irgendeine vorläufige Andeutung darüber zu geben, ans Italien nach Paris, ertheilte ihm den Auftrag, Josephine zu dem Opfer, das er von ihr verlangte, zu bewegen, und nöthigte ihn, seinen Platz im Senat an dem Tage einzunehmen, da man diesem Staatskörper die Auflösung der Ehe seiner Mutter officiell bekannt machte. Bekanntlich wurde dem Prinzen Eugen auch die Rolle des förmlichen Freiwerbers um die Hand der Erzherzogin Marie Luise für den gewesenen Gatten seiner Mutter anvertraut.

Von dem „Cäsarenwahnsinn", der auch in Napoleon I. sich regte, gibt Doehn folgende Proben:

Selbst die grauenvolle Niederlage des Jahres 1812 und die begeisterte Erhebung des preußischen Volks im Jahre 1813 waren nicht im Stande, Napoleon's thörichten Uebermuth zu heilen und ihn auf dem Congresse zu Prag (5. Juni bis 10. August 1813) für den Frieden günstig zu stimmen. Der österreichische Minister, Hr. von Metternich, sagte z. B. nach einer Unterredung mit ihm in Dresden am 28. Juni 1813 (dem Todestage des edeln Scharnhorst), in welcher er vergebens ihn zur Unterzeichnung des Friedens zu bewegen gesucht, zu Berthier, der ihn fragte, ob er mit dem Kaiser zufrieden sei: „Ja, ich bin zufrieden mit ihm, denn er hat mich ins Klare gesetzt, und ich schwöre Ihnen, Ihr Herr hat den Verstand verloren!" Napoleon beharrte in übermüthigem Trotze dabei: „Nicht ein Dorf soll von dem französischen Kaiserreiche mit allen ihm einverleibten Provinzen abgerissen werden!" Er hatte übrigens schon früher Zeichen einer an Wahnsinn streifenden Gemüthsverfassung gezeigt, eine Erscheinung, die — wie Jules Barni nicht mit Unrecht bemerkt — eine gewöhnliche Wirkung des Cäsarismus ist. Schon im Jahre 1809 sagte der Marineminister Decrès zu Marmont, der damals sehr verwundert war, eine solche Sprache zu vernehmen: „Der Kaiser ist verrückt, völlig verrückt.... Und die ganze Geschichte wird ein Ende mit Schrecken nehmen." In der eben erwähnten Unterredung, welche Napoleon mit Metternich hatte, sprach ersterer auch Worte, die den letzten Zweifel darüber heben, was ihm ein Menschenleben galt: „Sie sind nicht Militär", sagte er zu Metternich, „Sie haben keine Soldatenseele wie ich, haben

nicht im Felde gelebt, nicht gelernt, das Leben anderer und Ihr eigenes, so's noth ist, zu verachten.... Was scheren mich 200000 Mann!" Metternich war, wie Hr. Thiers, der diesen Auftritt berichtet, durch diese Worte tief erschüttert und rief: „Wir wollen Thüren und Fenster öffnen, damit ganz Europa Sie höre, Sire, und die Sache, die ich bei Ihnen vertrete, die Sache des Friedens, wird sich dabei nicht schlechter stehen!"

Der Faden, der diese Bruchstücke verknüpft, ist der Nachweis, daß das System Napoleon's der Despotismus nach innen und die Eroberung nach außen gewesen, und daß der Träger dieses Systems durch Heuchelei, Hinterlist und Grausamkeit unwerth sei der Vergötterung, welche man lange seiner „Größe" gezollt hat.

Das zweite Kapitel bringt: „Bruchstücke aus der Geschichte Napoleon's III." Es sind bekannte Daten und Actenstücke, die aber, im Zusammenhang mitgetheilt, ein vollständiges Bild der Geschichte des dritten Cäsars geben. Die Zusammenstellung der französischen Allianzvorschläge, welche die Begehrlichkeit nach dem Erwerb fremden Gutes so deutlich darlegen und deren Veröffentlichung durch Bismarck eine der schmerzlichsten Niederlagen für den Bonapartismus war, ist ebenso lehrreich, wie die Gelegenheit zur Vergleichung einiger Reden Ollivier's, die uns von Doehn geboten wird. In der begeisterten Friedensrede am 15. Mai 1868 sagte dieser Staatsmann:

Anstatt den größten Theil der Ressourcen des Budgets zur Entwickelung der innern Wohlfahrt zu verwenden, anstatt eine Politik des Friedens und der Entwaffnung zu ergreifen, verfolgt die französische Regierung eine Politik, die nicht der Krieg, die aber auch nicht der Friede ist. Es gibt nur zwei Wege, aus dieser Lage herauszukommen. Der erste ist der Krieg. Viele Leute glauben, der Krieg sei nothwendig, es sei eine Ehrensache zwischen Frankreich und Deutschland zu erledigen. Dies wird gesagt, geschrieben und verbreitet. Aber meiner Ansicht nach wäre der Krieg ein Unglück. Ich spreche nicht im Namen der Brüderlichkeit, im Namen der Gefühle, welche mit der Politik nichts zu schaffen haben; ich spreche im Namen der Interessen. Die Erfahrung hat jenes Wort Montesquieu's bestätigt: „Die Männer des Kriegs sind es, die Europa ruiniren werden." Der Krieg hat niemals irgendetwas gethan, nie eine Frage gelöst. Vergeblich würdet ihr siegreich sein, vergebens hättet ihr Deutschland zurückgedrängt, den Rhein erobert. Nach dem Siege würdet ihr weniger leicht entwaffnen können als vor dem Kriege. Ihr würdet noch genöthigt sein, euere Armeen zu vergrößern, und das Misbehagen der Welt würde nicht aufhören. Der Krieg ist somit meiner Ansicht nach eine unpraktische, verderbliche Lösung, ein tastender Ausweg. Die wahre Lösung ist der Friede, aber der Friede mit der Entwaffnung, der Friede mit der Freiheit, ohne welche der Friede weder glorreich noch sicher ist.

Das ist derselbe Friedensmann, der in der Unterredung mit dem preußischen Gesandten ausrief: „Il y a menace de guerre!" Und während am 19. Juli die längst geplante französische Kriegserklärung an Preußen erlassen wurde, hatte Ollivier die Stirn, noch am 30. Juni 1870 im Gesetzgebenden Körper über die auswärtige Politik der Regierung die folgende Erklärung abzugeben:

Die französische Regierung ist in keiner Weise beunruhigt. Ich darf erklären, daß zu keiner Zeit die Erhaltung des Friedens mehr gesichert war als gegenwärtig. Nirgends gibt es eine aufregende Frage; die Cabinete begreifen, daß die Verträge aufrecht erhalten werden müssen. Der Pariser Vertrag von 1856 und der Prager Frieden werden als Verträge betrachtet, welche respectirt werden müssen. Wenn man fragt, was die Regierung gethan habe, so erwidere er, sie habe viel gethan, sie habe die Freiheit entwickelt, um den Frieden zu sichern, sie habe etwas noch Wirksameres gethan, indem sie die zwischen der Nation und dem Souverän herrschende Einigkeit zum äußern Ausdruck gebracht habe. Mit einem Wort, die Regierung hat das französische Sadowa gewonnen, nämlich das Plebiscit.

Als Preis des deutschen Siegs verlangt Doehn die uns widerrechtlich entrissenen „burgundischen und lothringischen Lande", jedenfalls eine zu weitgehende Forderung, wenn damit das alte Burgund gemeint ist; doch auch „nach innen" verlangt Doehn einen Preis des Siegs:

Das deutsche Volk hat den ihm von dem blutigen Decembermann frech und frivol hingeworfenen Handschuh mit seltener Einmüthigkeit aufgenommen, es ist dem Rufe seiner Fürsten gefolgt und bereit, mit seinem Herzblut dafür einzustehen, daß der ruchlose Napoleonide, und wenn auch erst nach hartem, wechselvollem Kampfe, die längstverdiente Strafe erhält. Aber indem es den bonapartistischen Cäsarismus zu Boden schmettern will, ist es nicht gewillt, in seinem eigenen Hause, an seinem eigenen Herd die rohe Gewalt eines deutschen Cäsarismus aufkommen zu lassen. Der gegen den meineidigen und blutbefleckten Urheber der modernen Militärdictatur, der die Soldaten als die „Auserwählten der Nation" bezeichnete, gerichtete Kampf auf Tod und Leben, er muß auch in Deutschland, im ganzen Deutschland die rohe Soldatenherrschaft zu Fall bringen. Nur erst wenn der unerträgliche, entsittlichende Militärdruck von den Schultern der Völker Europas genommen ist, können Industrie und Handel, Wissenschaft und Kunst durch die Segnungen des Friedens und der Freiheit in ungeahntem Maße blühen. König Wilhelm I. von Preußen hat gesagt, daß er „dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde". Hoffen wir, daß diese schönen Worte sich stets in der That bewähren werden, und daß nach der Niederwerfung des dritten Napoleon keine neue „heilige Allianz" entstehen möge, es sei denn die heilige Freiheitsallianz der Völker.

Leider läßt uns der Autor in Ungewißheit, was er unter der „Soldatenherrschaft" versteht, wie überhaupt in der Schrift hin und wieder die pathetische Begeisterung mit der Phrase feuerwerkert, statt sachliche Kernschüsse zu thun.

Bei der Beurtheilung des Bonapartismus, den Treitschke, Blankenburg u. a. als ein politisches System nicht ohne gewisse Vorliebe charakterisirten, ist der moralische Maßstab, welchen Doehn anlegt, gewiß nicht zu entbehren. Doch scheint uns dabei eine Seite nicht genugsam hervorgehoben. Ein tief in unserer Zeit liegender Zug ist der Cultus des Erfolgs; diesen Cultus hat der Bonapartismus mehr begünstigt, als irgendeine frühere Epoche; denn er selbst beruht auf abenteuerlichen, märchenhaften Erfolgen. Natürlich fehlt auch der Revers der Münze nicht — mit dem ersten entscheidenden Miserfolg verweht seine Macht wie Spreu im Winde. Zwischen den Thaten des ersten Napoleon und seinen Erfolgen herrschte noch ein logisches Verhältniß; es war in ihnen gleichsam eine wohlmotivirte dramatische Steigerung. Anders bei dem dritten Napoleon! Da fielen die Erfolge wie Ueberraschungen aus dem Lostopf und gingen den Thaten voraus. Darum drückte seine Machtstellung der ganzen Epoche das Gepräge des Glücksritterthums auf, überall, in den Cabineten, an der Börse, in den Boudoirs, ja selbst auf dem Katheder und auf der Bühne. Tief in alle Verhältnisse drang die Unart, den Werth allein nach dem Erfolge zu messen, und die heiße Gier nach Erfolgen, welche jedes ruhige Streben beeinträchtigt. Hoffentlich haben die deutschen Heere bei Sedan nicht nur den Cäsarismus besiegt, sondern auch das Princip des „Glücksritterthums", eine unheimliche Signatur der Zeit.

2. Abrechnung mit Frankreich. Von Franz von Löher. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1870. Gr. 8. 3 Ngr.

Der tüchtige Historiker gibt in dieser kleinen Schrift eine nicht unwichtige Grundlage für die Friedensverhandlungen mit Frankreich, das er keinesfalls leichten Kaufs aus diesem Krieg entlassen will. Es handelt sich nach seiner Ansicht um eine alte Abrechnung, die sich auf länger als hundert Jahre erstreckt. Zu einer naturgemäßen und dauerhaften Ordnung unsers Verhältnisses mit Frankreich hält er zweierlei für nothwendig: erstens Sicherheit auf unserer Westgrenze, zweitens daß unserer nationalen Ehre Genüge geschehe. Was die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich betrifft, so stellt sich nach Löher klar zu Ungunsten Frankreichs eine doppelte Thatsache heraus, eine geographische und eine historische:

Die geographische besteht darin, daß alles Land, welches Frankreich vom Rhein-, Mosel-, Maas- und Scheldegebiet besitzt, ihm mehr künstlich als natürlich angegliedert erscheint. In volkswirthschaftlicher Hinsicht sind die Lebensbedingungen der Landestheile, die man mit Recht als das germanische Frankreich bezeichnet hat, nicht an das übrige Frankreich geknüpft. Die geschichtliche Thatsache stellt sich noch mächtiger dar. Im Leben der christlichen Völker zählt ein und das andere Jahrhundert wenig. Das Schwergewicht der Völker schwankt hin und her, hier läßt es ein Gebiet frei, dort ergreift es ein scheinbar verlassenes wieder. Nun ist es gar nicht so lange her, nur zweihundert, zum Theil erst etwas über einhundert Jahre, daß die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich — einen schmalen Küstenstrich am Kanal ausgenommen — zu unserm Nachtheil verrückt wurde, und zwar nicht durch eine ethnographische oder natürliche, sondern durch eine rein politische Linie.

Die natürliche Grenze beginnt mit dem leichten Höhenzug, der in der Mitte zwischen Boulogne und Calais am Vorgebirge der Grauen Nase ansetzt und sich breit nach beiden Seiten abdachend bis ins Quellengebiet der Lys, Schelde, Somme, Oise und Sambre zieht. Es ist die Wasserscheide. Löher untersucht nun, was hüben und drüben von dieser Naturgrenze zu Deutschland gehörte und was es von Rechtswegen wieder fordern muß; er führt seinen Lesern vier Gruppen vor: das Rhônegebiet, die belgischen Grenzlande, Lothringen und Elsaß. Das prachtvolle Rhônegebiet deshalb, weil es im Mittelalter zum Deutschen Reiche gehörte, wieder zu verlangen, könne zwar niemand einfallen; anders aber verhalte es sich mit der Freigrafschaft Burgund und der gefürsteten Grafschaft Mömpelgard, und deutsche Politik möge dafür sorgen, daß das altberühmte Völkerthor zwischen Vogesen, Jura und Schwarzwald vollständig unter deutschem Verschlusse bleibe. Ueber die „belgischen Vorlande" gibt der Verfasser eine kurze geschichtliche Uebersicht; hier könne es sich nur um Erwägung des militärischen Verschlusses handeln.

Ganz anders verhält es sich mit Lothringen, welches über 1000 Jahre zu Deutschland und seit anderthalb Jahrhunderten zu Frankreich gehört. Löher meint, für das letztere gebe es, wie schon ein Blick auf die Karte zeige, keine genügenden Gründe; denn:

1) Alle lothringischen Flüsse laufen nach Norden, und zwar aus Frankreich hinaus nach Deutschland hin. Man soll sich aber wohl hüten, die obern Flußläufe in Händen eines fremden Volks zu lassen. Denn wie das Wasser abwärts läuft, ziehen seine Gedanken mit ihm und trachten immer, das weiter unten liegende Land auch zu erobern.

2) Das lothringer Land paßt nicht zu dem Gebiet und Beruf, welche die Natur den Franzosen angewiesen. Frankreich hat seine Stellung zwischen Ocean und Mittelmeer. Dorthin öffnet sich sein fünfgliederiges Flußsystem des Adour, der Garonne, Loire, Seine und Somme; hierhin öffnet sich das Rhônethal. Beide Theile ergänzen sich und schließen sich ab. Das Gebiet aber, welches Frankreich von Deutschland abgerissen, hat mit jenen beiden nichts zu thun, und sein Besitz dient nur dazu, die Franzosen immer mehr in Eroberungsgedanken nach Deutschland hineinzuziehen. Es ist doch gewiß eine Mahnung der Natur, daß im selben Grade, als die Franzosen ihr Streben nach Deutschland hin richteten, sie ihre überseeischen Besitzungen verloren.

3) Die Naturgrenze, welche Lothringen von Deutschland scheidet, ist in dem lang sich hinziehenden rauhen und unwegsamen Waldgebirge der Argonnen auf das deutlichste gezogen. Alle Gewässer jenseits fließen Frankreich zu, die Seine, Aube, Marne, Aisne, Aire, Oise. Alles, was diesseits entspringt, geht zur Maas, Mosel und Saar.

Die Naturgrenze und auch die Sprachgrenze gibt Löher ähnlich an, wie Richard Böckh in seinem gründlich eingehenden Aufsatz: „Die natürlichen Grenzen Deutschlands und Frankreichs" in „Unsere Zeit" (Neue Folge, VI, 2, 353 fg.); aber er kommt in Betreff der Annexion zu andern Resultaten. Während Böckh die Sprachgrenzen streng gewahrt wissen will und deshalb die gewaltige Festung Metz von dem zu annectirenden Gebiet ausschließt, meint Löher, wir dürften nicht so arge Philologen sein und die alte Reichsstadt Metz aufgeben, blos weil sie außerhalb der Sprachgrenzen liegt. Und da sich, wenn wir Metz behalten, der Mosellauf nicht entbehren läßt, so müßten wir auch Nanzig behalten, und es bliebe dann der Argonnenwald die Naturgrenze. Dagegen herrscht über den Elsaß keine Meinungsverschiedenheit unter den „Annexionsgelehrten".

Bei den andern Rechnungsposten, der Entschädigung der baaren Auslagen für Ausrüstung und Verpflegung mehrerer hunderttausend Soldaten, für directe Verluste durch Kapereien und Bombardements und die Verbannung unserer Landsleute aus Frankreich, für die Invaliden und die ganze Störung des Nationalwohlstandes wirft Franz Löher sein Auge nach den „kleinen überseeischen Colonialländern" der Franzosen, den Kleinen Antillen, den Inseln Réunion und Ste.-Marie, Pondichery u. a. Elsaß und Lothringen wieder deutsch zu machen, dafür erscheinen ihm die geeignetsten Mittel die in allen Aemtern, Gerichten und Zeitungen wieder eingeführte deutsche Sprache, das deutsche Beamtenthum, Befreiung der Confessionen, namentlich der Protestanten, von jeder Art Polizeidruck, gute deutsche Schulen auf allen Dörfern, wohlbesetzte Gymnasien und eine deutsche Universität wieder in Strasburg, sowie die Erleichterung der Ansiedelung der jungen Kauf- und Gewerbsleute.

Die beiden letzten Abschnitte behandeln die „Nothwendigkeit der Schwächung Frankreichs" und „Deutschlands Machtstellung". Hier schlägt Löher einen bithyrambischen Ton an; er sieht in diesen Tagen den zweiten herrlichen Sonnenaufgang des deutschen Volks, Deutschland wieder als das Hauptland mit der Hegemonie in der europäischen Politik, und in den letzten Schlachten den siegreichen Kampf des germanischen Geistes gegen den

überhandnehmenden Romanismus. Die kleine Schrift ist mit genauer Geschichtskenntniß, mit Eleganz und Schwung abgefaßt.

Noch specieller in das statistische Detail eingehend ist die Schrift:

3. Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland von A. Wagner. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser geht in seinen Anforderungen nicht so weit wie Löher und stimmt mehr mit Richard Böckh überein. Er geht davon aus, daß Frankreich unser Feind ist, das französische Volk, nicht Napoleon; der Westfälische Frieden, diese Besiegelung unserer tiefsten Erniedrigung, müsse, soweit es unser Nationalinteresse erheischt, wieder beseitigt werden:

Wahrlich, wir werden auch im größten Siege das deutsche Maßhalten nicht vergessen. Kein Mensch denkt bei uns an eine Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reichs im mittelalterlichen Umfange. Unter den Folgen solcher verkehrter römischer Weltreichspolitik haben wir lange genug gelitten. Denn unsere ehemaligen Ueberschreitungen unsers natürlichen nationalen Machtgebiets, den Italienern wie den Franzosen gegenüber, haben mächtig zu jener Reaction dieser Völker gegen uns mitgewirkt, durch die der Zerfall unsers Staats mit herbeigeführt wurde. Niemand möchte, etwa als Vergeltung für 1811, wo Frankreichs Grenzen bis an die Mündung der Elbe und Trave vorgeschoben waren, aus dem französischen Nationalgebiet Stücke herausschneiden, Verbundenes trennend, Fremdartiges verbindend. Nein, womöglich kein französisches Dorf wollen wir nehmen, soweit es der nothwendige Grenzzug irgend vermeiden läßt. Mögen die Franzosen behalten, was von Natur und Rechts wegen ihr Eigen ist. Aber womöglich auch kein deutsches Dorf, das sie stahlen und verdarben, sollen sie behalten. Was diesseit unserer Naturgrenze und innerhalb unsers Sprachgebiets liegt, muß wieder unser, der Rhein wieder Deutschlands Strom werden, nicht länger, wenigstens gegen Frankreich nicht länger, Deutschlands Grenze bleiben! So kämpfen wir für uns, aber wir kämpfen für eine Idee zugleich, für das Nationalitätsprincip, das ihr, Franzosen, stets mit Füßen tratet, oder nur befolgtet wo es euch nützlich war. Wir wollen auch jetzt nicht weiter gehen, als jene hohe Idee gestattet.

Auch Wagner verlangt, wie Böckh, daß die Sprachgrenze im ganzen zur Staatsgrenze erhoben werde. In der Annexion eines größern oder wichtigern nationalfranzösischen oder völlig französirten Gebietstheils an Deutschland findet er die Keime zu neuen Kriegen. Weitergehende Wünsche in Bezug auf Lothringen will Wagner nicht befürworten; über Metz heißt es:

Ernstlicher wird von deutscher Seite wol nur die Rückerwerbung von Metz in Frage kommen. Die großartige militärische Bedeutung dieser Stellung, für den Angriff und für die Vertheidigung gegen Deutschland, hat die weltgeschichtliche furchtbare dreitägige Schlacht vom 14., 16. und 18. August von neuem erwiesen. Es wäre auch wol eine gerechte Sühne für das vergossene Blut, wenn dieses Bollwerk gegen Deutschland in ein Schutzwerk für dasselbe verwandelt würde, wenn die Stadt wieder deutsch würde, von der es einst Karl V. gegenüber hieß:

Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Metz liegt noch heute nur 2 Meilen von der Sprachgrenze entfernt, was die Germanisirung erleichtern würde. Aber dennoch hat die Erwerbung große Bedenken. Die Stadt ist einmal so gut wie ganz französisch und wegen ihrer Größe (55000 Einwohner) nicht leicht zu amalgamiren. Ob ihre militärische Bedeutung nicht durch Diedenhofen und das hoffentlich wieder deutsch werdende Luxemburg ausgeglichen werden kann, mögen die Berufenen wenigstens erwägen. Könnte nicht vielleicht eine Friedensbedingung sein, daß Frankreich dem Erwerb von Luxemburg durch Deutschland keine Schwierigkeiten entgegenstellen darf? Ließe sich nicht, wenn Metz in französischen Händen uns zu gefährlich bleibt, auf der Schleifung der Festung bestehen und die völkerrechtliche Servitut des Nichtwiederaufbaues auf den Platz legen (wie nach dem Krimkriege auf Bomarsund)? Muß Metz wirklich vom Sicherheitsgesichtspunkte aus zu Deutschland kommen, so sollte doch nur so viel weiteres französisches Gebiet mit ihm übernommen werden, als unbedingt nothwendig ist, um die Stellung zu sichern.

Auch in Bezug auf das von Löher hervorgehobene Völkerthor zwischen Vogesen, Jura und Schwarzwald ist Wagner anderer Meinung. Dort wohnt eine compact französische Bevölkerung, namentlich in dem französischen Sprachgebiet, in welchem das feste Belfort liegt:

Das Nationalitätsprincip wird möglichst gewahrt, wenn man die Wasserscheide zwischen Doubs und Ill zur Staatsgrenze erhebt, also Belfort bei Frankreich läßt. Eine gute Naturgrenze findet sich in dieser Gegend nicht, auch wenn man weiter nach Nordwesten vorgeht. Aber Belfort deckt bekanntlich den Durchgang vom Rhone- zum Oberrheinthal. Die militärischen Rücksichten werden daher hier wieder mit entscheiden müssen, wo die Staatsgrenze zu ziehen ist, ähnlich wie bei Metz. Die geringe Bedeutung Belforts als Stadt veranlaßt auch weniger Bedenken gegen die Annexion, wie in dem Fall von Metz. Dennoch möchte auch hier die möglichste Berücksichtigung des Nationalitätsprincips zu empfehlen sein. Das Verlangen, Belfort definitiv zu schleifen, könnte ja auch deutscherseits gestellt werden, wenn es bei Frankreich bleibt.

Ueber die „Wiederentwelschung von Elsaß und Lothringen“ spricht sich Wagner in ähnlicher Weise aus wie Löher; nur daß er noch eingehender die statistischen Grundlagen berücksichtigt. Er weist darauf hin, daß innerhalb des deutschen Sprachgebiets, das an Deutschland zurückfallen soll, eine nach Zahl und Bedeutung nicht unerhebliche, wirklich französische Bevölkerung lebt, theils eingewanderte Nationalfranzosen und deren Nachkommen, theils französirte Deutsche, daß ferner gegenwärtig der größte Theil der nicht französirten Deutschen im Elsaß und in Lothringen in politischer Beziehung ganz französisch gesinnt ist. Die Masse der Landbevölkerung und der Kleinstädter ist weniger französirt als man denkt:

Unsere Soldaten sind allgemein verwundert, auf dem Lande im Elsaß und weit hinein nach Lothringen fast nur die deutsche Sprache zu finden. Die wenigen, welche sich bisher in Deutschland um die Kenntniß solcher Dinge kümmerten, wußten das wohl, im Volke, bei der großen Mehrzahl der Gebildeten war es aber fast unbekannt oder wurde ungläubig angehört. Die Erfahrung war der Lehrmeister. Charakteristisch sind auch die Mittheilungen jener windigen pariser Journalisten, welche die promenade à Berlin hatten mitmachen wollen und statt dessen in die wilde Flucht von Wörth und Saarbrücken verwickelt wurden. Was sie erzählen, ist komisch genug und doch beschämend für uns Deutsche, die wir einen noch so fast ganz deutschen Stamm vor dem Kriege fast schon endgültig aufgegeben hatten. Dank der unsinnigen Aufstachelung flohen ja die Volksmassen mit und verwirrten dadurch vollends Mac Mahon's flüchtige Scharen. „Alles sprach deutsch um uns herum, wir verstanden kein Wort und niemand verstand uns, und wir waren glücklich, einmal einen Menschen zu finden, der französisch sprach. Wir kamen durch eine Menge deutsche Ortschaften, aber wer kann ihre verdammten deutschen Namen behalten“ — so klagten die Pariser über ihre „Landsleute“ auf dem Weg durch die Vogesen ins Departement Meurthe hinein.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli, konnte der „Neurömer“ im eigenen Lande sagen. Gibt es bei Ihnen wirklich nur Franzosen? so darf man den Chef der amtlichen französischen Statistik fragen.

Stärker ist das französische Element in den größern Städten und kleinen Industrieorten. In jenen sind die Mitglieder der Staatsverwaltung, das Verwaltungspersonal der großen öffentlichen Unternehmungen, die Lehrkörper der höhern und niedern Schulen meist französisch, ebenso der Großhandel und die Großindustrie, die sich allerdings mehr in den Händen von französirten Elsässern und Schweizern befinden. Mehr deutsch ist das Handwerk und die kleine Industrie, während die städtische Arbeiterklasse und die Fabrikarbeiterbevölkerung vorzugsweise französisch ist. Wagner empfiehlt dieselben Mittel zur Entwelschung wie Löher in dem betreffenden Abschnitt: deutsche Einwanderung, Einführung der Parität in den confessionellen Verhältnissen, außerdem Aufhebung der ertödtenden Centralisation. Entschieden erklärt er sich gegen das Selbstbestimmungsrecht nationaler Bruchtheile, wie der Elsässer und Lothringer, und gegen die Erhebung von Elsaß-Lothringen zu einem neutralen Zwischenstaat zwischen Deutschland und Frankreich. Sehr scharf spricht er sich dabei über die bisherigen „neutralen Zwischenstaaten“, namentlich über Holland aus, welches „die Wacht am Rhein“ für Deutschland übernehmen und gleichzeitig die „schöne Idee“ von Zwischenstaatspuffer zwischen Frankreich und Deutschland verwirklichen sollte. Er nennt Holland einen verkrämerten deutschen Mittelstaat, der in jeder Hinsicht kläglich Fiasco machte.

Interessant ist der Hinweis darauf, daß Frankreich in der Volksvermehrung und dem davon abhängigen volkswirthschaftlichen Fortschritt, daher auch in der Entwickelung seiner Staatsmacht außerordentlich zurückgeblieben, und schon dadurch sei das Machtverhältniß zwischen Frankreich und Deutschland wesentlich anders geworden:

Die Volkszunahme war jedoch innerhalb Deutschlands wieder sehr verschieden, nämlich sehr rasch in Sachsen und Preußen, also im größten Theil Norddeutschlands, erheblich langsamer in Deutsch-Oesterreich, fast noch langsamer als in Frankreich sogar in Südwest-Deutschland und dem Rest der norddeutschen Länder (Hannover, Kurhessen, Mecklenburg). Daraus erklärt sich die außerordentliche Verschiebung des politischen und volkswirthschaftlichen Schwerpunkts unserer Nation innerhalb Deutschlands — eine auch selten genügend gewürdigte, den meisten nicht einmal bekannte mitwirkende Ursache der neuern politischen Geschichte unsers Vaterlandes. Für Frankreich war diese deutsche Volkszunahme also doppelt peinlich, weil sie den politisch bereits geeinigten Theil unsers Volks traf. Und gleichwol daneben, wie in England, diese kolossale Auswanderung, durch welche in Nordamerika ein neues germanisches Weltreich, dessen Macht Frankreich in Mexico bereits zur Genüge kennen lernen sollte, entstanden ist und in Australien ein ähnliches sich vorbereitet. Wo hat die gallische Rasse etwas nur entfernt Aehnliches geschaffen! Es klingt wie Spott, Algier nur zu nennen. Dahin sendet ja Frankreich kaum Menschen, sondern dort rekrutirt es seine civilisatorischen Heere, zu deren Ausfüllung seine eigene Bevölkerung nicht ausreicht. Wenige Zahlen zeigen die großartige Bedeutung des erwähnten Moments. Die mittlere jährliche Volkszunahme war (nach den sorgfältigen Berechnungen im gothaer Almanach) in Frankreich 1821—61 0,47, in Südwestdeutschland 1834—64 0,42, dagegen in England und Wales 1821—61 1,30, in Preußen 1822—61 1,18, in Sachsen 1834—64 1,24 Proc. Danach ergibt sich bei entsprechender Andauer dieser Zunahme eine Verdoppelungsperiode der Bevölkerung in Frankreich von 147,6, in Süddeutschland von 167,2, in England von 53,8, in Preußen von 59,9, in Sachsen von 56,1 Jahren. Die Volksdichtigkeit ist in Frankreich von 1816—66 nur gestiegen von 3110 auf 3897 Einwohner auf der Quadratmeile, in Preußen (ohne Annexionen) von 1816—67 dagegen von 2050 auf 3879: ehemals auf der gleich großen Fläche des zum Theil stiefmütterlich ausgestatteten Bodens von Preußen 1060 Menschen weniger, jetzt ebenso viel als auf der gesegneten Erde Frankreichs. Im ganzen Deutschen Bunde war die Volksdichtigkeit 1816 auch nur 2630, 1864 dagegen 4100 auf die Quadratmeile. Welch verschiedenes Tempo in diesen Fortschritten, wie weit vorauseilend Deutschland vor Frankreich!

Der Deutsche Bund und Frankreich gingen aus der großen Territorialregelung von 1814 und 1815 fast genau mit derselben Einwohnerzahl hervor: beide mit 30 Millionen. Diese Zahl stieg bei Frankreich bis 1866 auf 37,45, beim Deutschen Bunde bis 1864 auf 46,6 Millionen, d. h. der Deutsche Bund hatte um die Zeit seiner Auflösung fast 10 Millionen Einwohner mehr als Frankreich. Durch den Austritt Oesterreichs verlor Deutschland 14,38 Millionen Deutsch-Oesterreicher. Dank der Volksvermehrung steht indeß auch das jetzige Deutschland, der Norddeutsche Bund mit den süddeutschen Staaten, an Bevölkerung gegen Frankreich nicht zurück. Dieses hat 38,19 (inclusive Savoyen und Nizza), Deutschland 38,51 Millionen Einwohner. Nur Schleswig (0,40 Millionen Einwohner) und die Provinzen Preußen und Posen (zusammen 4,63 Millionen Einwohner) sind hinzugekommen, damit dies Resultat erreicht werden konnte.

Diese Daten der Statistik sind außerordentlich lehrreich; sie zeigen, daß der geschichtliche Schwerpunkt weder durch den Zufall noch durch eine, wir möchten sagen ideologische Gewaltsamkeit verrückt wird, sondern daß die Logik der Thatsachen und der Zahlen dies hervorruft. Abgesehen von dem statistischen Fleiß erfreut die Wagner'sche Schrift durch eine energische patriotische Haltung, und wenn sie in der Charakteristik der französischen Nationalität zu sehr nur die Schattenseiten hervorhebt und allzu gering von der geistigen Mission dieses Volks denkt, so entschädigt dafür wieder das Maßhalten in Betreff der Forderungen, welche Wagner der deutschen Diplomatie als Grundlage für den abzuschließenden Frieden vorschlägt.

Rudolf Gottschall.

überhandnehmenden Romanismus. Die kleine Schrift ist mit genauer Geschichtskenntniß, mit Eleganz und Schwung abgefaßt.

Noch specieller in das statistische Detail eingehend ist die Schrift:

3. Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland von A. Wagner. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser geht in seinen Anforderungen nicht so weit wie Löher und stimmt mehr mit Richard Böckh überein. Er geht davon aus, daß Frankreich unser Feind ist, das französische Volk, nicht Napoleon; der Westfälische Frieden, diese Besiegelung unserer tiefsten Erniedrigung, müsse, soweit es unser Nationalinteresse erheischt, wieder beseitigt werden:

> Wahrlich, wir werden auch im größten Siege das deutsche Maßhalten nicht vergessen. Kein Mensch denkt bei uns an eine Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reichs im mittelalterlichen Umfange. Unter den Folgen solcher verkehrter römischer Weltreichspolitik haben wir lange genug gelitten. Denn unsere ehemaligen Ueberschreitungen unsers natürlichen nationalen Machtgebiets, den Italienern wie den Franzosen gegenüber, haben mächtig zu jener Reaction dieser Völker gegen uns mitgewirkt, durch die der Zerfall unsers Staats mit herbeigeführt wurde. Niemand möchte, etwa als Vergeltung für 1811, wo Frankreichs Grenzen bis an die Mündung der Elbe und Trave vorgeschoben waren, aus dem französischen Nationalgebiet Stücke herausschneiden, Verbundenes trennend, Fremdartiges verbindend. Nein, womöglich kein französisches Dorf wollen wir nehmen, soweit es der nothwendige Grenzzug irgend vermeiden läßt. Mögen die Franzosen behalten, was von Natur und Rechts wegen ihr Eigen ist. Aber womöglich auch kein deutsches Dorf, das sie stahlen und verdarben, sollen sie behalten. Was diesseit unserer Naturgrenze und innerhalb unsers Sprachgebiets liegt, muß wieder unser, der Rhein wieder Deutschlands Strom werden, nicht länger, wenigstens gegen Frankreich nicht länger, Deutschlands Grenze bleiben! So kämpfen wir für uns, aber wir kämpfen für eine Idee zugleich, für das Nationalitätsprincip, das ihr, Franzosen, stets mit Füßen tratet, oder nur befolgtet wo es euch nützlich war. Wir wollen auch jetzt nicht weiter gehen, als jene hohe Idee gestattet.

Auch Wagner verlangt, wie Böckh, daß die Sprachgrenze im ganzen zur Staatsgrenze erhoben werde. In der Annexion eines größern oder wichtigern nationalfranzösischen oder völlig französirten Gebietstheils an Deutschland findet er die Keime zu neuen Kriegen. Weitergehende Wünsche in Bezug auf Lothringen will Wagner nicht befürworten; über Metz heißt es:

> Ernstlicher wird von deutscher Seite wol nur die Rückerwerbung von Metz in Frage kommen. Die großartige militärische Bedeutung dieser Stellung, für den Angriff und für die Vertheidigung gegen Deutschland, hat die weltgeschichtliche furchtbare dreitägige Schlacht vom 14., 16. und 18. August von neuem erwiesen. Es wäre auch wol eine gerechte Sühne für das vergossene Blut, wenn dieses Bollwerk gegen Deutschland in ein Schutzwerk für dasselbe verwandelt würde, wenn die Stadt wieder deutsch würde, von der es einst Karl V. gegenüber hieß:
>
> Die Metz und die Magd (Magdeburg)
> Haben dem Kaiser den Tanz versagt.
>
> Metz liegt noch heute nur 2 Meilen von der Sprachgrenze entfernt, was die Germanisirung erleichtern würde. Aber dennoch hat die Erwerbung große Bedenken. Die Stadt ist einmal so gut wie ganz französisch und wegen ihrer Größe (55000 Einwohner) nicht leicht zu amalgamiren. Ob ihre militärische Bedeutung nicht durch Diedenhofen und das hoffentlich wieder deutsch werdende Luxemburg ausgeglichen werden kann, mögen die Berufenen wenigstens erwägen. Könnte nicht vielleicht eine Friedensbedingung sein, daß Frankreich dem Erwerb von Luxemburg durch Deutschland keine Schwierigkeiten entgegenstellen darf? Ließe sich nicht, wenn Metz in französischen Händen uns zu gefährlich bleibt, auf der Schleifung der Festung bestehen und die völkerrechtliche Servitut des Nichtwiederaufbaues auf den Platz legen (wie nach dem Krimkriege auf Bomarsund)? Muß Metz wirklich vom Sicherheitsgesichtspunkte aus zu Deutschland kommen, so sollte doch nur so viel weiteres französisches Gebiet mit ihm übernommen werden, als unbedingt nothwendig ist, um die Stellung zu sichern.

Auch in Bezug auf das von Löher hervorgehobene Völkerthor zwischen Vogesen, Jura und Schwarzwald ist Wagner anderer Meinung. Dort wohnt eine compact französische Bevölkerung, namentlich in dem französischen Sprachgebiet, in welchem das feste Belfort liegt:

> Das Nationalitätsprincip wird möglichst gewahrt, wenn man die Wasserscheide zwischen Doubs und Ill zur Staatsgrenze erhebt, also Belfort bei Frankreich läßt. Eine gute Naturgrenze findet sich in dieser Gegend nicht, auch wenn man weiter nach Nordwesten vorgeht. Aber Belfort deckt bekanntlich den Durchgang vom Rhone- zum Oberrheinthal. Die militärischen Rücksichten werden daher hier wieder mit entscheiden müssen, wo die Staatsgrenze zu ziehen ist, ähnlich wie bei Metz. Die geringe Bedeutung Belforts als Stadt veranlaßt auch weniger Bedenken gegen die Annexion, wie in dem Fall von Metz. Dennoch möchte auch hier die möglichste Berücksichtigung des Nationalitätsprincips zu empfehlen sein. Das Verlangen, Belfort definitiv zu schleifen, könnte ja auch deutscherseits gestellt werden, wenn es bei Frankreich bleibt.

Ueber die „Wiederentwelschung von Elsaß und Lothringen" spricht sich Wagner in ähnlicher Weise aus wie Löher; nur daß er noch eingehender die statistischen Grundlagen berücksichtigt. Er weist darauf hin, daß innerhalb des deutschen Sprachgebiets, das an Deutschland zurückfallen soll, eine nach Zahl und Bedeutung nicht unerhebliche, wirklich französische Bevölkerung lebt, theils eingewanderte Nationalfranzosen und deren Nachkommen, theils französirte Deutsche, daß ferner gegenwärtig der größte Theil der nicht französirten Deutschen im Elsaß und in Lothringen in politischer Beziehung ganz französisch gesinnt ist. Die Masse der Landbevölkerung und der Kleinstädter ist weniger französirt als man denkt:

> Unsere Soldaten sind allgemein verwundert, auf dem Lande im Elsaß und weit hinein nach Lothringen fast nur die deutsche Sprache zu finden. Die wenigen, welche sich bisher in Deutschland um die Kenntniß solcher Dinge kümmerten, wußten das wohl, im Volke, bei der großen Mehrzahl der Gebildeten war es aber fast unbekannt oder wurde ungläubig angehört. Die Erfahrung war der Lehrmeister. Charakteristisch sind auch die Mittheilungen jener windigen pariser Journalisten, welche die promenade à Berlin hatten mitmachen wollen und statt dessen in die wilde Flucht von Wörth und Saarbrücken verwickelt wurden. Was sie erzählen, ist komisch genug und doch beschämend für uns Deutsche, die wir einen noch so fast ganz deutschen Stamm vor dem Kriege fast schon endgültig aufgegeben hatten. Dank der unsinnigen Aufstachelung flohen ja die Volksmassen mit und verwirrten dadurch vollends Mac Mahon's flüchtige Scharen. „Alles sprach deutsch um uns herum, wir verstanden kein Wort und niemand verstand uns, und wir waren glücklich, einmal einen Menschen zu finden, der französisch sprach. Wir kamen durch eine Menge deutsche Ortschaften, aber wer kann ihre verdammten deutschen Namen behalten" — so klagten die Pariser über ihre „Landsleute" auf dem Weg durch die Vogesen ins Departement Meurthe hinein.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli, konnte der „Neurömer" im eigenen Lande sagen. Gibt es bei Ihnen wirklich nur Franzosen? so darf man den Chef der amtlichen französischen Statistik fragen.

Stärker ist das französische Element in den größern Städten und kleinen Industrieorten. In jenen sind die Mitglieder der Staatsverwaltung, das Verwaltungspersonal der großen öffentlichen Unternehmungen, die Lehrkörper der höhern und niedern Schulen meist französisch, ebenso der Großhandel und die Großindustrie, die sich allerdings mehr in den Händen von französirten Elsässern und Schweizern befinden. Mehr deutsch ist das Handwerk und die kleine Industrie, während die städtische Arbeiterklasse und die Fabrikarbeiterbevölkerung vorzugsweise französisch ist. Wagner empfiehlt dieselben Mittel zur Entwelschung wie Löher in dem betreffenden Abschnitt: deutsche Einwanderung, Einführung der Parität in den confessionellen Verhältnissen, außerdem Aufhebung der ertödtenden Centralisation. Entschieden erklärt er sich gegen das Selbstbestimmungsrecht nationaler Bruchtheile, wie der Elsässer und Lothringer, und gegen die Erhebung von Elsaß-Lothringen zu einem neutralen Zwischenstaat zwischen Deutschland und Frankreich. Sehr scharf spricht er sich dabei über die bisherigen „neutralen Zwischenstaaten", namentlich über Holland aus, welches „die Wacht am Rhein" für Deutschland übernehmen und gleichzeitig die „schöne Idee" von Zwischenstaatspuffer zwischen Frankreich und Deutschland verwirklichen sollte. Er nennt Holland einen verkrämerten deutschen Mittelstaat, der in jeder Hinsicht kläglich Fiasco machte.

Interessant ist der Hinweis darauf, daß Frankreich in der Volksvermehrung und dem davon abhängigen volkswirthschaftlichen Fortschritt, daher auch in der Entwickelung seiner Staatsmacht außerordentlich zurückgeblieben, und schon dadurch sei das Machtverhältniß zwischen Frankreich und Deutschland wesentlich anders geworden:

Die Volkszunahme war jedoch innerhalb Deutschlands wieder sehr verschieden, nämlich sehr rasch in Sachsen und Preußen, also im größten Theil Norddeutschlands, erheblich langsamer in Deutsch-Oesterreich, fast noch langsamer als in Frankreich sogar in Südwest-Deutschland und dem Rest der norddeutschen Länder (Hannover, Kurhessen, Mecklenburg). Daraus erklärt sich die außerordentliche Verschiebung des politischen und volkswirthschaftlichen Schwerpunkts unserer Nation innerhalb Deutschlands — eine auch selten genügend gewürdigte, den meisten nicht einmal bekannte mitwirkende Ursache der neuern politischen Geschichte unsers Vaterlandes. Für Frankreich war diese deutsche Volkszunahme also doppelt peinlich, weil sie den politisch bereits geeinigten Theil unsers Volks traf. Und gleichwol daneben, wie in England, diese kolossale Auswanderung, durch welche in Nordamerika ein neues germanisches Weltreich, dessen Macht Frankreich in Mexico bereits zur Genüge kennen lernen sollte, entstanden ist und in Australien ein ähnliches sich vorbereitet. Wo hat die gallische Rasse etwas nur entfernt Aehnliches geschaffen! Es klingt wie Spott, Algier nur zu nennen. Dahin sendet ja Frankreich kaum Menschen, sondern dort rekrutirt es seine civilisatorischen Heere, zu deren Ausfüllung seine eigene Bevölkerung nicht ausreicht. Wenige Zahlen zeigen die großartige Bedeutung des erwähnten Moments. Die mittlere jährliche Volkszunahme war (nach den sorgfältigen Berechnungen im gothaer Almanach) in Frankreich 1821—61 0,47, in Südwestdeutschland 1834—64 0,42, dagegen in England und Wales 1821—61 1,30, in Preußen 1822—61 1,18, in Sachsen 1834—64 1,24 Proc. Danach ergibt sich bei entsprechender Andauer dieser Zunahme eine Verdoppelungsperiode der Bevölkerung in Frankreich von 147,6, in Süddeutschland von 167,2, in England von 53,8, in Preußen von 59,9, in Sachsen von 56,1 Jahren. Die Volksdichtigkeit ist in Frankreich von 1816—66 nur gestiegen von 3110 auf 3897 Einwohner auf der Quadratmeile, in Preußen (ohne Annexionen) von 1816—67 dagegen von 2050 auf 3879: ehemals auf der gleich großen Fläche des zum Theil stiefmütterlich ausgestatteten Bodens von Preußen 1060 Menschen weniger, jetzt ebenso viel als auf der gesegneten Erde Frankreichs. Im ganzen Deutschen Bunde war die Volksdichtigkeit 1816 auch nur 2630, 1864 dagegen 4100 auf die Quadratmeile. Welch verschiedenes Tempo in diesen Fortschritten, wie weit voraus eilend Deutschland vor Frankreich!

Der Deutsche Bund und Frankreich gingen aus der großen Territorialregelung von 1814 und 1815 fast genau mit derselben Einwohnerzahl hervor: beide mit 30 Millionen. Diese Zahl stieg bei Frankreich bis 1866 auf 37,45, beim Deutschen Bunde bis 1864 auf 46,6 Millionen, d. h. der Deutsche Bund hatte um die Zeit seiner Auflösung fast 10 Millionen Einwohner mehr als Frankreich. Durch den Austritt Oesterreichs verlor Deutschland 14,38 Millionen Deutsch-Oesterreicher. Dank der Volksvermehrung steht indeß auch das jetzige Deutschland, der Norddeutsche Bund mit den süddeutschen Staaten, an Bevölkerung gegen Frankreich nicht zurück. Dieses hat 38,19 (inclusive Savoyen und Nizza), Deutschland 38,51 Millionen Einwohner. Nur Schleswig (0,40 Millionen Einwohner) und die Provinzen Preußen und Posen (zusammen 4,63 Millionen Einwohner) sind hinzugekommen, damit dies Resultat erreicht werden konnte.

Diese Daten der Statistik sind außerordentlich lehrreich; sie zeigen, daß der geschichtliche Schwerpunkt weder durch den Zufall noch durch eine, wir möchten sagen ideologische Gewaltsamkeit verrückt wird, sondern daß die Logik der Thatsachen und der Zahlen dies hervorruft. Abgesehen von dem statistischen Fleiß erfreut die Wagner'sche Schrift durch eine energische patriotische Haltung, und wenn sie in der Charakteristik der französischen Nationalität zu sehr nur die Schattenseiten hervorhebt und allzu gering von der geistigen Mission dieses Volks denkt, so entschädigt dafür wieder das Maßhalten in Betreff der Forderungen, welche Wagner der deutschen Diplomatie als Grundlage für den abzuschließenden Frieden vorschlägt.

Rudolf Gottschall.

Ein Drama Oehlenschläger's.

König Helge. Eine Nordlandsage. Von A. Oehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. II. Yrsa. Eine Tragödie. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1869. 8. 18 Ngr.

Man kann es nur als einen erfreulichen Beweis des sich immer universeller gestaltenden Bildungsgangs unserer Nation betrachten, daß ausländische Geisteswerke, welche infolge ihrer eigenartigen und von dem, was uns von andern Seiten her geboten wird, nach Form und Inhalt wesentlich abweichenden Beschaffenheit bisjetzt verhältnißmäßig geringe Beachtung gefunden, in neuerer Zeit mit einem Interesse aufgenommen werden, welches die Autoren und ihre Vermittler, die Uebersetzer, zu fernerer Thätigkeit ermuthigen muß.

Eine dieser in früherer Zeit von nur wenigen beachteten und gepflegten Literaturen ist die skandinavische, die dem großen Lesepublikum fast nur in ihren Erzeugnissen leichterer Gattung, in Romanen, Novellen u. dgl. bekannt war.

Der Hauptgrund, aus welchem die gediegenern Werke des unserm Vaterland gleichwol so nahe verwandten Nordens erst in neuerer Zeit allgemeinern Anklang finden, lag darin, daß es an Uebertragungen mangelte, welche dem Geist und der Form der Originale vollständig gerecht geworden wären und die zugleich durch begleitende Anmerkungen und Erklärungen dem Leser das richtige Verständniß dieser Dichtungen erschlossen hätten.

Seit einigen Jahrzehnten ist dies anders geworden; und seitdem Tegnér's „Frithiofssage" nahezu an dreißig mehr oder minder glückliche Uebersetzer und Commentatoren gefunden, sind auch andere ebenbürtige oder noch höher stehende Gaben der skandinavischen Literatur von Bearbeitern uns angeeignet worden, die ihren Beruf zu Lösung dieser oft ungemein schwierigen Aufgabe auf die glänzendste Weise documentirt haben.

In allererster Reihe dieser Bearbeiter steht Gottfried von Leinburg, der bekannte Verfasser der ersten schwedischen Literaturgeschichte und Anthologie, nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, die unter dem Titel: „Hausschatz der schwedischen Poesie und Prosa in Proben mit gegenüberstehendem Urtext und kurzen literarhistorischen Einleitungen und Charakteristiken", in sechs Bänden erschien, nachdem er eine überaus gelungene Uebersetzung der „Frithjofssage" geliefert, deren günstige Aufnahme bereits eine vierte Auflage nothwendig gemacht hat.

Ein besonders glücklicher Gedanke war es von ihm, zunächst A. Oehlenschläger's „König Helge", das bis dahin unübersetzte Hauptwerk des dänischen Dichterkönigs, ja vielleicht das Hauptwerk der ganzen dänischen Poesie, dem deutschen Lesepublikum in einer Gestalt vorzuführen, die nicht verfehlen kann, der großartigen Dichtung gleichbegeisterte Freunde zu gewinnen wie in ihrer engern Heimat.

Diese Dichtung besteht bekanntlich aus drei genau miteinander zusammenhängenden Theilen und zwar: I. „Helge", einem Gedicht in 21 Romanzen, ähnlich denen der „Frithiofssage" und gleichfalls in nach Form und Inhalt wechselnden Versmaßen; II. „Yrsa", einer Tragödie in antiken Trimetern mit prächtigen Chören und Gesängen; und III. der „König Hroers-Sage", einem Roman in Prosa, im Ton und Stil der echten Nordlandssagen, nur reicher an Inhalt und interessanter, mit vielen in den Text eingeflochtenen Liedern und Romanzen.

Diese von echt dichterischem Geist durchwehte Trilogie versetzt, wie ein anderer Kritiker bei Gelegenheit des Erscheinens der Verdeutschung ihrer ersten Abtheilung sehr richtig bemerkte, den Leser mit gewaltigem Flügelschlage auf die Höhen des altskandinavischen Wikingerlebens; sie ist, sozusagen, das männliche Seitenstück zur „Frithiofssage", deren Verfasser selbst gestand, daß er ohne „Helge" sein Werk gar nicht hätte schreiben können, und zu welcher es sich verhält wie die „Ilias" zur „Odyssee", wie das „Nibelungenlied" zur „Gudrun". Das uralte dänische Leben ragt in seiner ganzen Kraft und Wildheit hervor, denn die dem grauen Alterthum angehörende Volkssage, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, führt Wesen und Dämonen anderer Ordnung als gewöhnliche Menschenkinder der neuern Zeiten handelnd darin ein. Es ist die Auffassung des „Nibelungenliedes", nur viel düsterer und gewaltsamerer Art.

Auch wir haben in Nr. 4 d. Bl. f. 1866 der Uebersetzung des ersten Theils dieser großartigen Dichtung gebührende Aufmerksamkeit erwiesen und eine Besprechung mit einer angemessenen Auswahl von Citaten gebracht. Heute liegt uns die angenehme Pflicht ob, dies auch in Bezug auf die zweite Abtheilung, die Tragödie „Yrsa", zu thun, und wir freuen uns, gleich von vornherein erklären zu können, daß die Verdeutschung dieser Abtheilung derjenigen der ersten in keiner Weise nachsteht.

Wir werden dem Leser sogleich Gelegenheit geben, sich selbst hiervon zu überzeugen, und kommen nur erst mit kurzen Worten auf den Schluß von „Helge" zurück, um den Anknüpfungspunkt für die Besprechung von „Yrsa" zu gewinnen.

„Helge" schließt mit dem Rachegelübde der Königin Oluf von Sachsland, welche der Wikingerkönig, nachdem er von ihr à la Brunhildis behandelt worden, doch noch überlistet, indem er sie auf sein Schiff lockt und zwingt, mehrere Nächte hintereinander sein Lager mit ihm zu theilen, um sie dann mit Schimpf und Schmach beladen ans Land und in ihr Schloß zurückkehren zu lassen.

Die Frucht der gezwungenen Hingebung Oluf's an König Helge ist eine Tochter, welche sie mit Hülfe der Meerfrau Schilflieb, die früher einmal ebenfalls Helge's Liebe genossen und dann von ihm verschmäht und verstoßen worden, zur Welt bringt und einem alten Fischer zur Erziehung übergeben läßt.

Die Tragödie „Yrsa" spielt sechzehn Jahre später. Die handelnden Personen derselben sind: König Helge; die Königin Oluf; Yrsa, die von beiden erzeugte und in Unbekanntschaft mit ihrer Abstammung aufgewachsene Tochter; ihr Pflegevater, der alte Fischer Folkwar; Helge's Freund und Begleiter Reigin; die vorhin erwähnte dienstfertige Meerfrau Schilflieb; und die Göttin Freia, die nordische Venus. Außerdem treten noch der Chor der

Meerfrauen, Kämpen des Königs Helge, sowie Herolde und weibliches Gefolge der Königin auf.

Der Schauplatz des Dramas ist eine waldige Bucht, mit Eichen und Buchen im Vorder- und dem Meer im Hintergrund. Auf einem schroff in die See hinaushängenden Felsen erblickt man das Schloß der Königin Oluf mit seinen rohen angelsächsischen Mauern und Thürmen; nächst dem Strande, hinter Gebüsch und Gesträuch, eine Höhle.

Das Drama selbst beginnt mit einem Monolog der Königin Oluf, dessen Anfang lautet:

Mit Angst und Grauen nah' ich mich, mit leisem Tritt
Der dunkeln Höhle dieses Waldes, die ich nun
In sechzehn langen Jahren nicht mehr wiedersah;
Wo mich die Meerfrau damals, mich, die schon dem Tod
Anheimgegebne, diesem Leben wiedergab;
Wo sie die Frucht von Oluf's und von Helge's Schimpf
Aus meinen schwachen Armen riß, und dann das Kind
In Hut und Pflege jenem Fischer übergab.
Geheimer Schimpf ist darum doch nicht minder Schimpf
Und färbt mit dunkelm Mohnblut Stirn und Wangen roth,
So oft die Seele wieder schamvoll dran gedenkt.
In dieser Waldschlucht, ja, in dieser Höhle war's,
Wo ich der argen Meerfrau damals schwor den Eid:
Zu hassen jenen Helge, grimm die Bastardfrucht
Zu hassen dieses Leibes, und das Rächeramt
Ihr selbst zu lassen.

Sie erwähnt hierauf, daß sie sich infolge einer ihr von der Meerfrau gesendeten Botschaft heute hier eingefunden, und spricht die Ahnung aus, daß die Mittheilung, die ihrer harre, eine unheilvolle sein werde.

Es dauert nicht lange, so erscheint Schilflieb, die Meerfrau, und fragt die Königin, ob sie noch bereit sei, den vor sechzehn Jahren geleisteten Schwur zu halten. Die Königin bejaht diese Frage, und Schilflieb fordert sie dann auf, Yrsa, wenn auch blos als Sklavin oder Magd, an ihren Hof zu rufen, warnt sie aber zugleich:

Der Lieblichen zu schaden, und ein Blütenblatt
Der Lilie zu rauben.

Oluf verspricht zu thun wie die Meerfrau von ihr begehrt, und diese sagt ihr nun, daß Helge's Wiederkunft nahe bevorstehe, worauf sie hinzusetzt:

Klopft der Held
Als Gast an deine Pforte, dann — versprich mir das,
O Königin! — thu freundlich gegen ihn, und was
Er will von dir, und was er sich von dir erfleht,
Gewähr' es ihm und gib's ihm.

Nachdem die Königin das verlangte Versprechen gegeben und durch Handschlag bekräftigt, kehrt sie in ihr Schloß zurück, während die Meerfrau sich wieder in das Innere der Höhle zurückzieht.

Unmittelbar hierauf erscheinen der alte Fischer Folkwar und seine Pflegetochter Yrsa. Er sagt ihr, die Königin habe jedenfalls von Yrsa's Schönheit gehört und ihm deshalb befohlen, sie hierherzubringen, wahrscheinlich um sie nicht wieder in ihre zeitherige Heimat zurückkehren zu lassen. Yrsa erklärt, daß sie, dafern auch Folkwar bedacht werde, gern zu bleiben bereit sei, denn oft schon habe sie im Traume dieses Königsschloß gesehen, und Folkwar sagt bei sich selbst:

Bei Zeiten wächst der jungen Adlerin die Kraft
Der stolzen Flügel! Mächtig fühlt und schlägt sie sie,
Ob manches Jahr im Grab des fernen Dünensands
Auch lag das Königsvogelei in tiefem Schlafe.

Die Königin tritt, diesmal mit Gefolge, wieder auf, und der Anblick Yrsa's, die ihrem Vater gleicht, entzündet in ihrem Herzen wieder den alten Haß und Groll, obschon die stolze Haltung der Jungfrau ihr zugleich Bewunderung abnöthigt. Sie nimmt sie als ihr Eigenthum in Anspruch, indem sie sagt:

In meinem Schloß gebar dich eine Sklavin mir,
Die mit dem Tod bezahlte deiner Tage Licht.
Gerührt von deiner Unschuld, übergab ich dich
Zur Pflege diesem Fischer. Darum achte dich
Für keine Freie! — Von Geburt mein eigen schon,
Fordr' ich dich jetzt, mein heilig Eigenthum, zurück.

Yrsa's stolzer, unabhängiger Sinn empört sich gegen den Gedanken, daß sie eine Sklavin sein solle, und ganz besonders entsetzt sie sich vor der ihr nun drohenden Gefahr, den Lockenschmuck ihres Hauptes zu verlieren. Die Klage, in welche sie hierüber ausbricht, scheint uns eine der gelungensten Stellen der Originaldichtung sowol als der Uebertragung zu sein. Sie lautet:

So soll ich euch verlieren, goldene Flechten, ihr,
Die ihr so stolz von meinen Achseln niederhängt?
Denn nicht ist einer Sklavin langes Haar erlaubt.
Wie oft am frühen Morgen wusch ich in dem Quell
Und strählt' ich mit dem Goldkamm euern reichen Schwall!
Wie waren meine Finger so darin geübt!
Des Spiegels nicht bedurft' ich eines blanken Schilds
Und nicht des Wogenspiegels, in das Gold hinein
Mir anmuthvoll zu winden Bänder blau und roth.
Nicht lieblich mehr umschwankt ihr meine Schläfe nun,
Mein Haupt nun muß ich beugen Oluf's Herrscherschwert;
Und gleich dem Mann des Tods, der da am Rabenstein
Den Henkerschlag empfangen soll und dem das Haar
Bis niederwärts zur Grube seines Halsgenicks
Geschoren wird gefühllos ruhig — mäht der Stahl
Mit einem Schnitt den Flor von sechzehn Lenzen ab.

Auf das harte grausame Gemüth der Königin äußert jedoch selbst diese rührende Klage keine Wirkung und sie steht schon im Begriff, das entehrende verunstaltende Werk mit eigener Hand zu verrichten, als plötzlicher Donner und beginnender Meeressturm sie an das der Meerfrau gegebene Versprechen, „der Lilie kein Blütenblatt zu rauben", erinnert, sodaß sie ihr Vorhaben erschrocken aufgibt und Yrsa so, wie sie ist, mit in ihr Schloß nimmt.

In der nächstfolgenden Scene — das Ganze ist nicht in mehrere Acte, sondern nur in Scenen abgetheilt — lenkt König Helge's Drachschiff in die Bucht herein und wirft am Gestade Anker. Der König springt mit seinen Kämpen ans Land und naht sich mit seinem Begleiter und Freund, dem Jarl Reigin, dem Vordergrund.

Obschon der Schimpf, den er der Königin Oluf angethan, nur eine Vergeltung des ihm früher von ihr zugefügten gewesen, so hat ihn doch schon seit längerer Zeit die Sorge um ihr späteres Geschick gequält. Er möchte wissen:

Ob im Verzweiflungsschmerze sie den Tod gesucht?
Ob sie sich selber damals in die See gestürzt?
Ob eines Kindleins holde Frucht ihr Schos gebar?
Ob es am Leben, ob es frühe hingewelkt?
Ob es ein Knabe? Ob's in süßer Unschuld Glanz
Ein Mägdlein hold und lieblich?

Die Meerfrau Schilflieb erscheint und weiß, um ihren eigenen Racheplan zu fördern, Helge's versöhnliche Gesinnung gegen Oluf in neuen Groll umzustimmen, indem sie ihm erzählt, daß die Königin das Andenken ihres

Siegs über ihn noch alljährlich durch ein festliches Gelag feiere, während sie das Geheimniß ihrer eigenen Niederlage und Schmach klug zu wahren verstanden habe. Dies sei ihr um so leichter geworden, als Helge's Umarmungen für sie ohne Folgen geblieben oder vielmehr die dem „haßerzwungnen Brautbett" entsprungene Frucht sofort wieder vernichtet worden sei, sodaß man nichts von ihrem „längst verlorenen Kranze" ahne. Schilflieb entfernt sich, nachdem sie Helge noch den gleisnerischen Rath gegeben, sich mit der Königin, anstatt ihr zu zürnen, lieber auszusöhnen.

Yrsa tritt auf, mit einem Eimer auf dem Kopfe, um am nahen Brunnen Wasser zu holen. Helge, auf den ihre Schönheit den gewaltigsten Eindruck macht, verlangt von ihr einen frischen Trunk, den sie ihm bereitwillig reicht. Es folgt ein Zwiegespräch, in welchem Helge sich wiederholt erbietet, Yrsa mit nach Dänemark zu nehmen. Er spricht zugleich, obschon Reigin ihn vor Uebereilung warnt, den Vorsatz aus, sie zu seiner Gemahlin zu machen; ehe jedoch Yrsa hierauf eine bestimmte Antwort geben kann, erscheint die Königin, vor welcher sie sich scheu zurückzieht.

Oluf und Helge wechseln einige Worte, in welchen sie dem sie gegeneinander beseelenden Haß und Groll Ausdruck leihen, bis erstere, sich gewaltsam fassend, sagt:

Genug des Streits! Willkommen am Gestade mein!
Bitt eine Freundschaftsgunst dir, eine Gnade aus: —
Wenn ich es kann, die höchste selbst gewähr' ich dir.

Helge antwortet, daß er sich jetzt nicht mehr sehnt

Nach dem Blick und Kuß bethörend üpp'ger Fraun —

sondern nach einem

— — Fromm holdsel'gen liebenden Gemahl —

und schließt seine Bitte mit den Worten:

So wenig in der That wie früher, Königin,
Lockt mich die Morgengabe der Erwählten jetzt,
Noch stachelt mich Gewinnsucht neuen Guts und Lands: —
Genug des Landes hab' ich an der Ostsee Strand
Und keine Grenze kenn' ich in der Heerfahrt Flug.
Was frag' ich nach dem Glanz und Reichthum meiner Braut?
Ueber die Frauen wirft zuletzt der Mann das Los,
Und durch die Heirath hebt er sie zu sich empor,
Gleichwie am Ulmbaum sich empor die Rebe rankt.
So nehm' ich dich bei deinem Königswort denn, und
Vor deinem ganzen Hofe bitt' ich dich hiermit:
Laß deine Hirtin Yrsa frei, und gib sie mir!

Nachdem Oluf ihrem Erstaunen über dieses Verlangen Worte geliehen, willigt sie in Helge's Begehren und murmelt dann mit heimlichem Triumph bei sich selbst:

Ha, du Herrscherin
Im Schaum der Salzflut! Schaudernd nun versteh' ich dich.
Du kühlst die Rache schrecklich, doch du kühlst sie.

Helge bedeckt Yrsa's Haupt mit dem Schleier, nachdem er von ihr das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen, und sagt:

Eh' neu erglänzt des Tages Purpurschein,
Als Helge's Weib erwachst du in den Armen mein.
Komm! Wer sein Glück will, läßt der Spottsucht keine Zeit:
Das, was geschieht, weckt stets der Thoren Haß und Streit.
Geschehnes loben sie zuletzt; so ist die Welt,
Die dann das Wunderbare für alltäglich hält.

Er geht hierauf mit Yrsa und seinen Kämpen dem Strande zu, und die Königin schlägt mit ihrem Gefolge den entgegengesetzten Weg ein, welcher nach ihrer Burg hinaufführt.

In der nächstfolgenden Scene gibt der Chor der von verschiedenen Seiten herkommenden Meerfrauen seiner Freude über die gelungene List der Gebieterin Ausdruck.

Als lauter Festjubel hinter der Scene verkündet, daß die blutschänderische Vermählung des Vaters mit der eigenen Tochter wirklich vollzogen ist, verstummt der Chor der Meerfrauen und Schilflieb ergreift das Wort, indem sie ausruft:

Wehe! Wehe!
Hör' ich nicht dorten
Herab von dem Deck des
Königsdrachen
Frohes Gejauchz' und
Hörnerschall?
Ja, wehe, wehe,
Dreimal wehe
Dir dann, du stolzer
Schildungenenkel!
Denn dann ist's geschehn,
Und vollbracht ist meine
Und Oluf's Rache!
Geschmückt von Loke's
Und Hela's Händen
Ist Helge's und Yrsa's
Graunvoll schreckliches,
Unerhörtes
Und schändliches Brautbett.

Die Meerfrauen und ihre Gebieterin verschwinden und Königin Oluf tritt auf, gefolgt von einem Herold, welcher ihr meldet, daß der von ihr an König Helge gesendete Bote bereits zurück ist, und daß der König, den sie rufen lassen, ihm auf dem Fuße folgt. Oluf bereut jetzt, was sie gethan. Die Ehe des Vaters mit der Tochter erscheint selbst ihr bei kälterer Ueberlegung als etwas so Ungeheuerliches, daß sie davor erschrickt und es, dafern noch Zeit, verhindern will. Helge tritt mit ungeduldiger Eile auf und fragt, was die Königin von ihm begehre, daß sie ihn aus den Armen der ihm nun vermählten Braut hinwegrufe. Oluf, welche nun weiß, daß das Entsetzliche sich unwiderruflich vollzogen, verkündet ihm die Wahrheit mit den niederschmetternden Worten:

Hör's, du Stolzer! Ahnungslos
Hast du in dem Brautbett endlich deiner Rache Frucht gepflückt,
Meine Leibesfrucht und deine, Yrsa, heimgeführt als Braut.

Helge kann es nicht über sich gewinnen, dieser Schreckenskunde sofort Glauben beizumessen, sondern antwortet:

Das war keines Weibes Rede, das war nächtlich Wolfsgeheul!

Oluf erzählt ihm nun in ihrer Reue und Zerknirschung, wie sie von Schilflieb, der Meerfrau, zu Wuth und Rache angestachelt worden, und nun nichts heißer herbeiwünsche als den Tod. Zugleich fordert sie Helge auf, ihr den Dolch in die Brust zu stoßen. Er weigert sich, dies zu thun; er will selbst sterben, aber nicht gemeinschaftlich mit Oluf, welcher er zuruft:

Fahr hinab in deine Nächte! Deine Wege wall' ich nicht,
Gift'ge Schlange meines Lenzes, Irrlicht meiner Tage du!

— — — — — — — — — — — — —

Bleibe du in deiner Höhle! Selber schuffst du dir die Qual.
Graumumwölkt, in langen Schleiern, tanzen Schemen da umher,
Welche dir erzählen werden von der Nacht des Todtenlands,
Wo bereits von weichen Schlangen Hela dir das Bett gemacht.

Auf Oluf's Frage, was mit Yrsa werden solle, entgegnet Helge, Balder in Walhalla werde über dem Haupt der Unschuldigen wachen, deren Auge sich nicht trüben dürfe, wenn sie des Rachewerks gedenke, welches den unglückseligen väterlichen Bräutigam beschimpfe. Er selbst aber werde mit seinen Kämpen ausziehen, um seines Armes letzte Kraft zu versuchen:

Eia, Steven gegen Steven! Mast an Mast und Deck an Deck!
Laß den Aar ins Schiff des Feindes schlagen seine Kupferklaun!
Und wenn dann der Quell des Blutes purpurn durch den Panzer spritzt,
Lachen wir des Tods und reiten gen Walhalla mit Gesang!

Nachdem er sich entfernt, tritt Folkwar, Yrsa's Pflegevater, auf. Schilflieb hat ihm mitgetheilt, daß sie Yrsa erzählt hat, wer ihr Gatte und Vater sei, und ist dann mit den übrigen Meerfrauen gen Sikilö davongezogen. Als die Königin Oluf dies vernommen, stürzt sie in wilder Verzweiflung ab. Yrsa erscheint mit einem Dolch in der Hand, spricht deu Entschluß aus, sich zu tödten, und versenkt sich, zu Folkwar gewendet, in die Erinnerung an ihre glückliche Vergangenheit:

O schöne Tage,
Da ich es war,
Dein liebes Kindlein,
Im Haus am Strand,
So harmlos glücklich
In meiner Armuth,
Eine Fischerin!
Da wußt' ich noch nichts
Von Pracht und Herrlichkeit,
Von Gold und Seiden.
Da schritt ich des Morgens
So heiter zum Strande,
In meinem armsel'gen
Woll'nen Kleide,
Im Arm die Angel,
In Händen den Thonkrug
Voll kühlenden Frühtrunks,
Geschöpft am perlenden
Quell des Gebirgs.

Sie erklärt nochmals, die Schmach, das Weib des eigenen Vaters zu sein, nicht ertragen zu können, und steht schon im Begriff, sich den Dolch in die Brust zu stoßen, da erscheint Freia, die Erhalterin der Welt, die Goldhaarige im blauen Gewand, und verkündet Yrsa, daß auch ihr noch das beste, höchste Glück des Weibes beschieden sei, nämlich das der Mutterfreude.

Yrsa bedeckt sich, als sie diese Kunde vernimmt, mit beiden Händen schaudernd das Antlitz, Freia aber begründet ihre Verheißung mit den Worten:

Was grauenhaft empfangen ward, soll schön erblühn.
Auf Lavabergen reifen Purpurtrauben oft,
Und wunderbar zu schauen glüht im Sumpf und Moor
Oft eine Goldfrucht hell. Darum sei wohlgemuth!
Der Sohn, den du in deinem reinen Schos empfingst,
Gereicht einmal zum Ruhme dir; und nicht nur dir,
Dem ganzen Inselvolk des schönen Dänenlands;
Und wieder nicht nur Dänemarks hochherz'gem Volk:
Dem ganzen Norden, von der Pracht der Eideran,
Bis wo an Thules klipp'gem Strand die Jötuln spei'n.
Sein Name wird erglänzen durch der Zeiten Nacht
Gleich einem Stern des Himmels, und sein Ruhm erweckt
Ein spätgeborenes Geschlecht von Sängern noch
Zu Lob und Preis: Hrolf Krake soll sein Name sein.

Yrsa fühlt sich durch diese trostreichen Worte wunderbar aufgerichtet und dankt der mächtigen, huldreichen Göttin, die sich in die Luft erhebt und verschwindet.

Reigin, der Freund und Begleiter des Königs Helge, tritt mit einem Gefolge dänischer Kämpen auf und naht sich Yrsa mit der Krone des Königs. Auf ihre Frage, wo dieser sei, antwortet Reigin, Helge habe, anstatt wieder wild ins Meer hinauszustürmen, wie er sich anfangs vorgenommen, den Tod auf andere Weise gesucht und gefunden. Geharnischt, mit Helm, Speer und Schild habe er sich auf sein Streitroß geschwungen und sei in ein von unbehauenen riesigen Felsblöcken errichtetes Grabmal, welches die Königin Oluf für sich selbst erbauen lassen und vor dessen Thür, umgestürzt im Gras und mit Moos bedeckt, der Schlußstein des Gewölbes gelegen, hineingeritten:

Rasch! Wälzt den Stein
Vors Grab! Ich bin des Gaukelspiels der Erde müd',
Ich will hinuntersteigen in die Nacht des Todes —

habe er gesagt, und dann, nachdem man seinen Befehl vollzogen, habe man gehört, wie er noch heiter sein „Bjarkemal" gesungen, während der Hengst stolz wiehernd mit den Hufen geschlagen; dann sei alles still geworden. Reigin bietet hierauf Yrsa die Krone, die sie annimmt, nachdem sie noch erfahren, daß Oluf, ihre Mutter, von Verzweiflung und Gewissensangst getrieben, sich von einem Felsenriff ins Meer gestürzt habe.

Folkwar, der alte Fischer und Yrsa's Pflegevater, begleitet seine Tochter in ihr neues Reich, nach welchem sie mit den dänischen Kämpen unter Segel geht, und Reigin schließt die Tragödie mit den Worten:

So segeln wir heimwärts
Mit günstigen Winden,
Heimwärts im Fluge
Zum lieben Gestade
Der Buchen und Erlen,
Dem freundlich holden.
Gefäll'gen Hauches
Bläst Aegir bereits
Ins frührothfunkelnde Segel.

Die in Vorstehendem mitgetheilten Proben der deutschen Bearbeitung dieses schwungvollen nordischen Dichtwerks geben den Beweis, daß der Uebersetzer seine Aufgabe auf eine Weise gelöst hat, die kaum zu übertreffen sein dürfte.

Uebersetzungen aus den skandinavischen Sprachen haben, wenn sie nicht blos sinngetreu, sondern auch metrisch treu gehalten sein sollen, in noch höherm Grade als die aus dem Englischen mit dem Uebelstand zu kämpfen, daß die Kürze der Wortwurzeln, die ungeheuere Menge einsilbiger Wörter, die Knappheit und Einfachheit der Flexionen und die Fähigkeit, den Artikel und allerhand andern etymologischen Apparat entweder ganz auszuscheiden oder eine höchst unbedeutende Nebenrolle spielen zu lassen, es oft geradezu unmöglich machen, den Inhalt des Originals innerhalb ebenso knapp gezogener Grenzen wiederzugeben.

Daß Gottfried von Leinburg in dieser Hinsicht, sowol was die hier vorliegende als die früher von ihm gelieferten Uebersetzungen betrifft, das Menschenmögliche geleistet

hat, kann ihm niemand abstreiten; und wenn auch einige Stellen, wie z. B. S. 84, wo es heißt:

Ich bin die Disa, die die Welt erhält —

nicht angenehm ins Ohr fallen, so wird der Leser für diese oft geradezu unabstellbaren Mängel durch die feine, gewissenhafte und saubere Arbeit des Ganzen sowie durch den darin herrschenden Adel und Schwung der Sprache reichlich entschädigt.

Den dritten Theil der Oehlenschläger'schen Trilogie bildet, wie schon oben erwähnt worden, die „Hroers-Sage", welche, in Prosa geschrieben, den Tod des edeln Königs Hro, des Bruders Helge's, erzählt; und den Schlußstein des Ganzen bildet das epische Gedicht von Hrolf Krake, des von Helge und seiner Tochter Yrsa erzeugten Sohnes.

Die „König Hroers-Sage" ist bereits von Oehlenschläger selbst deutsch herausgegeben worden, Gottfried von Leinburg stellt jedoch am Schluß seines Commentars zu „Yrsa" auch von der ebengenannten Dichtung eine eigene neue Bearbeitung in nahe Aussicht, und nach dem, was er schon auf diesem Felde geleistet, kann man dieser Arbeit, in welcher er sein tiefes Verständniß des Originals und seine Meisterschaft im Verdeutschen ohne Zweifel abermals bethätigen wird, nur mit Interesse und Spannung entgegensehen.

August Kretzschmar.

Geschichte der hannoverschen Armee.

Geschichte der königlich hannoverschen Armee. Vom Generallieutenant L. von Sichart. Erster bis dritter Band. Hannover, Hahn. 1866—70. Gr. 8. 6 Thlr.

Die hannoversche Armee hat eine so ruhmvolle, makellose Geschichte, daß wir eine Darstellung derselben mit Freuden begrüßen. Das Werk ist von einem hochgeachteten Veteranen, welcher jener Armee angehört hat, schon vor der Katastrophe von 1866 begonnen worden, und es macht dem Leser, der mit Antheil den unverschuldeten Untergang des tapfern hannoverschen Heers erlebt hat, einen traurigen Eindruck, im Vorwort zu lesen, was der Verfasser, nicht ahnend, daß sein Thema nach wenig Monaten einen solchen Abschluß für immer finden werde, als Mahnruf zu künftigen Waffenthaten geschrieben hat. Den Söhnen Hannovers, den hannoverschen Regimentern unter Preußens Fahnen, werden in künftigen Kriegen ruhmvolle Waffenthaten nicht fehlen; eine hannoversche Armee jedoch wird nicht mehr im Felde erscheinen! Ueber diese veränderten Verhältnisse hat sich der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bande 1868 ausgesprochen und wir können mit allem, was er darin gesagt hat, vollkommen einverstanden sein, vorzüglich aber damit, daß er sein Werk nach dem ursprünglichen Plane fortgesetzt hat, „weil es als ein Denkmal für die Armee anzusehen sei, die als solche zu bestehen aufgehört habe". Ein würdigeres Denkmal konnte ihr nicht gesetzt werden.

Die Einleitung spricht sich über den Plan des Werks und die Zeiträume für die Geschichte der Armee aus. Wir finden den erstern sowol als die Eintheilung sehr richtig. Eine eigentliche Kriegsgeschichte kann hier nicht gegeben werden, nur diejenigen Ereignisse, bei welchen sich hannoversche Truppen ausgezeichnet haben, werden je nach ihrer Wichtigkeit oder dem Interesse, das sie erregen, mehr oder minder vollständig geschildert. Die Armeegeschichte ist in sieben Abschnitte getheilt: 1) von Errichtung der ersten stehenden Truppen bis zum Westfälischen Frieden, 2) bis zum Erlöschen des Mannsstamms der celleschen Linie 1705, 3) bis zum Anfange des Siebenjährigen Kriegs, 4) bis zur Französischen Revolution, 5) bis zur Besetzung Hannovers durch die Franzosen 1803, 6) bis zur Wiederbefreiung 1818 (Geschichte der königlich-deutschen Legion), 7) bis auf die neueste Zeit.

Bei der Darstellung der beiden ersten Zeiträume hatte der Verfasser mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, welche sich jedem Geschichtschreiber, der die Wehrzustände früherer Zeiten schildern will, in den Weg stellen. Die Quellen sind dürftig, unzuverlässig, in wesentlichen Punkten einander oft widersprechend. Wir wissen das Verdienst des Verfassers, die von ihm benutzten kritisch gesichtet und möglichstes Licht über die Anfänge stehender Truppen in den getheilten braunschweig-lüneburgischen Landen verbreitet zu haben, um so anerkennender zu würdigen, weil auch wir uns zuweilen ähnlichen mühevollen Arbeiten unterziehen mußten. Dankenswerth ist die geschichtliche Uebersicht der vier Linien, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts die Lande Braunschweig-Lüneburg unter sich getheilt hatten. Als Stamm der hannoverschen Armee sind die sechs Regimenter — drei zu Pferd, drei zu Fuß — anzusehen, welche Herzog Georg aus dem Hause Lüneburg-Celle nach dem 1631 zu Würzburg mit Gustav Adolf von Schweden geschlossenen Tractate errichtete. Im Hause Lüneburg-Celle war nach dem Beispiel anderer Fürstenhäuser der weitern Zersplitterung durch einen Vertrag Christian's des Aeltern mit seinen fünf jüngern Brüdern vorgebeugt, nach welchem dem ältesten Descendenten immer das ganze Land ohne fernere Erbtheilung zufallen und von den übrigen nur derjenige sich ebenbürtig vermählen sollte, welchen das Los dazu bestimmen würde. Das Los entschied hier für Herzog Georg. Er selbst, wie wir hinzufügen, bestieg zwar den angestammten Thron nicht, weil bei seinem Tode 1641 noch der regierende Herzog, sein älterer Bruder Friedrich, lebte, wol aber folgte letzterm, der keine successionsfähigen Kinder hinterließ, 1648 Georg's Sohn Christian Ludwig. Dieser schlug seine Residenz in Hannover auf und wurde der Stammvater der jüngern welfischen Linie, welche 1714 die englische Krone erwarb und 1866 die hannoversche verlor. Die ältere Linie der Welfen, in Braunschweig, wird mit dem jetzt regierenden Herzog aussterben.

Wir kehren zu unserm Werke zurück, das die Thaten des Herzogs Georg mit seinem kleinen trefflich organisirten Heere in der klaren anschaulichen Weise schildert und beurtheilt, welche den einsichtsvollen Militär und gereiften Mann bekundet. Die Darstellung der Begebenheiten

entspricht im ganzen Werke dem Charakter, den wir als hannoversche gute Eigenart so treffend in der Biographie Sir Julius von Hartmann's von dessen Sohne, jetzt preußischem General, bezeichnet finden (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858). Herzog Georg kam mit seinen Truppen nicht zur Schlacht von Lützen, die sonst vielleicht nicht die ersten Wechselfälle, welche den verhängnißvollen Ritt des Schwedenkönigs mit geringer Begleitung nach dem geschlagenen Flügel und seinen Tod verursachten, gehabt hätte; wir lesen hier aus den Urkunden, abweichend von Decken's Darstellung, was den Abmarsch des Herzogs verzögerte. Dieser starb 1641, und die drei braunschweigischen Herzoge stellten ihre vereinigten Streitkräfte nun unter den Oberbefehl des Landgrafen von Darmstadt. Ein Theil derselben, mit den Schweden vereinigt, half den Sieg bei Wolfenbüttel erkämpfen, welcher ihren Fürsten, die insgeheim schon mit dem Kaiser um Frieden unterhandelten, so ungelegen kam, daß sich Herzog August der Jüngere sogar beim Erzherzog Leopold Wilhelm über den Sieg entschuldigte!! Die Schlacht, sagt der Verfasser, bot das seltsame Schauspiel, daß die siegreichen Truppen in derselben ohne eigentliches Haupt waren, der Gewinn derselben wurde nur den ausgezeichneten Obersten der Regimenter und der Tapferkeit der Truppen zugeschrieben. Haben wir Aehnliches nicht auch erlebt, noch zu tiefern Chargen als die Obersten hinabgehend? Mit der Zügelführung der Feldherren in den neuern Schlachten, die, wie die Kriegsgelehrten sich ausdrücken, zu „Partialkämpfen discreter Haufen" geworden sind, ist es ein eigenes Ding.

Der zweite Zeitraum unsers Werks 1648—1705 bot dem Verfasser noch größere Schwierigkeiten als der erste. Das Haus Braunschweig-Lüneburg zerfiel in vier Linien: Celle, Hannover, Osnabrück und Wolfenbüttel, die „Völker" derselben, welche mehrfach getheilt, vereinigt, wieder separirt und theilweise überlassen wurden, mußten nach unklaren Quellen einzeln festgestellt und betrachtet werden. Die schwierige Aufgabe durchzuführen ist dem Verfasser wohl gelungen; dem Kenner wird nicht entgehen, welche Mühe ihn das gekostet hat. Im zweiten Raubkriege Ludwig's XIV. waren die welfischen Fürsten traurigerweise uneins, der von Hannover war mit Frankreich verbündet, die beiden andern standen auf deutscher Seite. Der französische König zahlte jenem für jeden Reiter 50, für jeden Dragoner 40, für jeden Fußsoldaten 15 Speciesthaler, außerdem monatlich 30000 Thaler und die Werbekosten. Diese Vortheile bewogen den Herzog, sein Corps bis auf 15000 Mann zu vermehren. Ueber die Formation desselben und seine Reduction nach dem Frieden lesen wir nach den vorhandenen Quellen die genauesten Details mit den Namen der betreffenden Stabsoffiziere, Hauptleute und Rittmeister, wie denn der Verfasser diese Personalien durch das ganze Buch durchgeführt hat, weil es für die Nachkommen jener Krieger Interesse hat. In gleicher Weise werden die Truppen der andern braunschweiglüneburgischen Fürsten vorgeführt und nach ihrer Rekrutirung, Ausrüstung, Ausbildung und Unterhaltung besprochen. Die Wehrverhältnisse hatten hier denselben Gang genommen wie in andern Ländern: es waren jetzt stehende Truppen, welche im Kriege vermehrt, nach dem Frieden reducirt wurden. Auch das vielberufene Ueberlassen und Verschenken ganzer Regimenter kam vor: Georg Wilhelm von Celle überließ 1668 seine drei Infanterieregimenter der Republik Venedig zum Kriege auf Candia gegen die Türken; August von Wolfenbüttel schenkte Ernst August von Hannover, als dieser in den Besitz von Osnabrück kam, drei Compagnien; der Kurfürst von Köln gab dem Herzog von Celle 1671 ein im Lüttichschen geworbenes, aus Wallonen bestehendes und mit polnischen Pferden berittenes Dragonerregiment. Neben den „geworbenen Völkern" bestand aber noch eine Milizeinrichtung, nach welcher der neunte Mann „zum Ausschuß beschrieben" und einexercirt wurde, bestimmt, im Kriege die festen Städte und Pässe zu besetzen, dem ursprünglichen Gedanken der Landwehr gemäß. Aus den damaligen Dienstreglements werden die wichtigsten Vorschriften mitgetheilt, was den militärischen Lesern von Interesse sein wird; ebenso die Uniformirung: die Cavalerie hatte weiße, die Infanterie mit Ausnahme weniger Regimenter rothe Röcke. Ein Bataillon, das sich 1704 bei Höchstädt sehr ausgezeichnet, aber auch große Verluste erlitten hatte, erhielt zum Andenken an diese Verluste schwarze Rabatten, Aufschläge, Unterfutter und Westen. Nach den organisatorischen Verhältnissen werden die kriegerischen Ereignisse von 1648—1705, an denen braunschweigisch-lüneburgische Truppen theilgenommen haben, dargestellt. Diese haben ruhmvoll gekämpft gegen die Türken in Ungarn und im venetianischen Solde, beim Entsatze von Bremen und Hamburg, in vier Kriegen gegen Ludwig XIV., auch gegen Dänemark und Schweden. Aus den Feldzügen gegen Frankreich werden interessante Einzelheiten von den hannoverschen Truppen erzählt, die sich namentlich bei Enzheim (Ensisheim) mit einem kriegerischen Enthusiasmus geschlagen haben, daß Turenne geäußert haben soll, er würde besiegt worden sein, wenn die ganze alliirte Armee ebenso tapfer als die Lüneburger gekämpft hätte. Besonders zeichnete sich das Regiment Molesson aus, das von den Franzosen wegen seiner grünen Uniform mit rothen Schößen das „Papagaienregiment" genannt wurde. Ein anderes Regiment, Melleville, aus „Ausschuß" (Miliz)-Compagnien gebildet, war nicht uniformirt und trug auch im Kriege gewöhnliche Bauernkleidung. In der Nacht nach der Schlacht bei Enzheim entkleideten die Soldaten desselben die Todten, gleichviel ob von der Infanterie oder Cavalerie, und erschienen bei Tagesanbruch uniformirt, wenngleich in Montirungen von verschiedenem Schnitt und verschiedener Farbe. Ihr Herzog lachte herzlich, nahm das Regiment unter seine stehenden Truppen und ließ sogleich Uniformen für dasselbe aus Celle kommen.

Aus dem Feldzuge von 1674 unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürsten hätte noch erzählt werden können, wie nach der Schlacht bei Türkheim die Oesterreicher ihre deutschen Verbündeten im Stich ließen, indem sie heimlich in der Nacht den Rückzug nach dem Rhein antraten, ohne sie davon zu benachrichtigen. Der Herzog von Lüneburg-Celle brachte die Meldung, die ihm endlich von seinen Posten zugekommen war, bestürzt und zornig dem Kurfürsten in die zerstörte Mühle, wo dieser die Nacht zubrachte. Es blieb den Brandenburgern und Lüneburgern

nun auch nichts übrig, als abzumarschiren und den Elsaß, das alte deutsche Reichsland, das schon wiedererobert war, zu verlassen!

Nachwehen aus dem Dreißigjährigen Kriege finden sich neben ehrenhaften Kriegerthaten auch noch. Die Wirthe in den Winterquartieren, wie angegeben wird, mußten den Soldaten nicht blos Essen und Trinken „satt und vollauf", sondern auch große und kleine Montirung „hinlänglich und überflüssig" und beim Abmarsch jedem Mann 4 harte Thaler baares Geld geben. Dafür behielten die Kriegsherren den Sold ein. Wir haben diesen saubern Brauch anderswo nicht erwähnt gefunden. Zwei wolfenbüttelsche Regimenter verlangten nun aber 1675 neben dem „Winterbenefiz" auch ihre Löhnung, verjagten, als sie abschlägig beschieden wurden, ihre Offiziere und marschirten unter einigen Corporalen eiligst nach dem Hildesheimischen zurück, wo ihnen, wie General von Sichart in den Acten des königlichen Archivs gefunden, der Herr von Münchhausen entgegengeschickt wurde, um — sie zu besänftigen und nach Hause zu führen. Aus den Türkenkriegen versagen wir uns ungern Details, die hier der Vergessenheit entrissen werden, mitzutheilen; aus dem dritten Hauptkriege gegen Ludwig XIV. heben wir als besonders gelungen die Darstellung der Schlacht von Neerwinden hervor.

Der zweite Band umfaßt den Zeitraum vom Erlöschen der celleschen Linie 1705 bis zum Siebenjährigen Kriege, also den Spanischen und Oesterreichischen Erbfolgekrieg, und wir sind aufrichtig mit dem Verfasser einverstanden, wenn er im Vorwort dieses Bandes sagt, daß die Reihe der blutigen Schlachten und Gefechte, an welchen die hannoverschen Truppen einen nicht unwesentlichen Antheil genommen und dabei ihrem Namen stets Ehre gemacht haben, den Beweis liefert, daß auch Truppen, welche einer kleinern Armee angehören, für ihre Waffenthaten ein Blatt in der Kriegsgeschichte in Anspruch nehmen dürfen. Die Hannoveraner haben ihr Recht dazu vollgültig dargethan.

Während des Spanischen Erbfolgekriegs starb 1705 Herzog Georg Wilhelm von Celle als letzter seiner Linie, und die Besitzungen nebst den Truppen derselben gingen an das Kurhaus Hannover über. Von 1705 an kann also die hannoversche Armee als ein Ganzes in ihrer Geschichte dargestellt werden. Nach denselben Gesichtspunkten wie früher wird ihre Formation, Rekrutirung, Ausbildung, Ausrüstung und Unterhaltung geschildert; militärischen Lesern wird das taktische Kapitel besonders interessant sein, der wichtigste Abschnitt ist aber der dritte, welcher die kriegerischen Ereignisse enthält. Im Anfang des Spanischen Erbfolgekriegs hatte Braunschweig-Wolfenbüttel, das die Erhebung der jüngern Linie zur Kurwürde nicht verschmerzen konnte, ein Bündniß mit Frankreich geschlossen. Ein überraschender Einfall celle-hannoverscher Regimenter mit Genehmigung des Kaisers in das Braunschweigische und die Vermittelung anderer Fürsten bewogen aber den Herzog Anton Ulrich von jenem Bündniß abzustehen und das Hülfscorps von etwa 9000 Mann, das zum Heer des Herzogs von Marlborough in den Niederlanden stoßen sollte, konnte nun ohne Gefahr abmarschiren. Dasselbe kämpfte mit Auszeichnung in allen Feldzügen unter dem großen britischen Feldherrn; seine Waffenthaten sind hier in der trefflichen Darstellungsweise des Verfassers so ausführlich geschildert, als die archivalischen Quellen gestatteten, bei jedem Gefecht und jeder Schlacht auch die oft sehr großen Verluste mit namentlicher Angabe der getödteten und verwundeten Offiziere. Daß diese Waffenthaten im Zusammenhange mit den Operationen und dem Gange der Schlachten nicht herausgerissen dargestellt sind, gibt dem Werke einen größern kriegsgeschichtlichen Werth. In der Schlacht bei Höchstädt 1704 eroberte das Regiment Bothmer zwei Pauken der französischen maison royale (Gardecavalerie), ein späterer Chef des Regiments schenkte sie 1773 der Universität Göttingen, wo sie noch jetzt in der Aula aufbewahrt sind und bei den akademischen Actus und Concerten gebraucht werden. Jede derselben trägt eine Inschrift in altem classischen Latein von dem berühmten Philologen C. G. Heyne, worin auch erwähnt ist, daß sie turmis gallicis cataphractis Praetorianis victis fugatisque, cum aliis insignibus (erobert) seien. Es wurden in der Schlacht aber auch andere eigenthümliche Eroberungen gemacht, z. B. 34 Kutschen mit Damen. Bei Ramillies 1706 wurde das stolze „Haus des Königs", die Elite der französischen Reiterei, abermals von einem hannoverschen Regiment, Pentz, geworfen. Dabei fiel ein achtzigjähriger Reiter, der schon bei St.-Gotthard in Ungarn 1663 gekämpft hatte. Als Oesterreichs Verbündete 1713 mit Frankreich Frieden geschlossen hatten, wurden die hannoverschen Truppen vom Prinzen Eugen mit einem höchst anerkennenden Schreiben, das hier mitgetheilt wird, entlassen. Im Jahre 1719 mußte Hannover mit Braunschweig die Reichsexecution in Mecklenburg vollstrecken, wo der Landesvater russische Truppen, welche der noch nicht beendigte nordische Krieg in sein Land geführt, zur Durchführung seiner Gewaltmaßregeln gegen seine Stände benutzte. Dann nahm ein hannoversches Corps an dem thatenlosen Reichskriege von 1734 und 1735 gegen Frankreich theil. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege kämpften die Hannoveraner mit den Engländern verbunden unter ihrem gemeinsamen Landesherrn Georg II. für Maria Theresia.

Es wird unsere Leser interessiren, daß die oft wiederholte Geschichte aus der Schlacht von Fontenoy, wo die englische und französische Garde, sich an Courtoisie überbietend, dem Gegner die erste Salve anzucomplimentiren gesucht haben soll, eine Historie, welche jüngst Garibaldi in seinem Aufwiegelungsbriefe an die französische Armee wieder vorgebracht hat, in das Reich schöner Erfindungen gehört, wie Cambronne's „La garde meurt et ne se rend pas" bei Waterloo. Nach dem Schlachtbericht sind die Engländer unter dem Feuer der Franzosen, ohne einen Schuß zu thun (im damals üblichen langsamen Schritt von 75 in der Minute!) bis auf 30 Schritt im Vorrücken geblieben und haben dann erst gefeuert. Gegen den Marschall von Sachsen konnten aber die Verbündeten bei mangelhafter Führung weder diese noch eine andere Schlacht gewinnen.

Der dritte Band enthält die Geschichte der hannoverschen Armee von 1756—89. Bei der Reichhaltigkeit des Stoffs wurde es nöthig, denselben in zwei Abtheilungen,

welche ziemlich stark sind, erscheinen zu lassen. Die Darstellung mußte sich nämlich auch auf die Leistungen der leichten Truppen erstrecken, „die unter einem Luckner, Freytag, Scheither u. a. der Art gewesen sind, daß sie, wenn auch die Kriegführung sich wesentlich verändert hat, auch jetzt noch für Parteigänger und Führer kleinerer gemischter Truppenkörper als ein glänzendes Vorbild dastehen werden." Diesem Urtheil können wir nur vollkommen beistimmen, und empfehlen darum diese Partie des Werks als besonders lehrreich den weitesten militärischen Leserkreisen. Unsere modernen leichten Truppen können von den alten noch sehr viel lernen!

Die erste Abtheilung des dritten Bandes bringt die allgemeinen Verhältnisse der Armee für den ganzen Zeitraum und aus dem Siebenjährigen Kriege die Feldzüge der Hannoveraner von 1757, 1758 und 1759. König Georg II. war jetzt mit Friedrich II. verbündet. Preußens wenige deutsche Verbündete stellten 1757 ein Heer von 45000 Mann auf, dessen Commando der Herzog von Cumberland übernahm. Es bestand aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und Bückeburgern, die erstern machten weit über die Hälfte aus. Bekanntlich verlor der Herzog gegen die doppelt so starke französische Armee die Schlacht von Hastebeck, in welcher der hannoversche Oberst von Breidenbach mit zwei Schwadronen seines Dragonerregiments und drei Infanteriebataillonen, zur Deckung der Flanke bestimmt, das feindliche Corps, auf das er stieß, so entschlossen in Flanke und Rücken angriff, daß dieses, vierzehn Bataillone stark, seine Geschütze im Stich lassend, die Flucht ergriff, und der Marschall d'Etrées, der sich umgangen glaubte, den Rückzug für die ganze Armee anordnete. Leider hatte aber auch der Herzog von Cumberland, der die Schlacht verloren gab, die Retirade angetreten, Breidenbach wurde nicht unterstützt, sondern erhielt Befehl, sich derselben anzuschließen, worauf die Franzosen wieder umkehrten und die Verfolgung begannen, allerdings nun zu spät. Breidenbach's Bericht, der wenig bekannt geworden, ist in unserm Werke mitgetheilt. Die Folge der Niederlage war die Convention von Kloster Zeven zur Einstellung der Feindseligkeiten und Auflösung der Armee, die aber in dem Rescript des Königs Georg eine „unglückliche und höchst misfällige" genannt und von der Regierung nicht ratificirt wurde. Der Herzog von Cumberland mußte nach London zurückkehren, um sich zu rechtfertigen, wo ihn sein Vater höchst ungnädig empfing; den Oberbefehl über die Armee erhielt nun nach Verhandlungen mit dem Könige von Preußen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sich an ihrer Spitze in fünf siegreichen Feldzügen als ausgezeichneter Feldherr bewährte.

Zur Geschichte dieser Feldzüge hat der Verfasser alle in neuerer Zeit erschienenen Werke, welche die Ereignisse auf dem westlichen Kriegstheater behandeln, von Renouard, Westphalen, Knesebeck u. s. w. mit selbständiger Kritik benutzt, und aus den Acten des Archivs nebst andern Quellen für seine Darstellung werthvolle Angaben geschöpft. Interessante Originalberichte werden auch im Auszuge eingeschaltet. Den einzelnen Schlachten folgen stets unter der Bezeichnung „Denkwürdigkeiten" sowol kritische Bemerkungen als besonders hervortretende Erscheinungen oder Momente des Kampfs. Wie schon erwähnt ist den Leistungen der leichten Truppen eine specielle Aufmerksamkeit gewidmet, unter deren Führern Luckner wol das meiste Interesse auf sich zieht, schon wegen seines spätern Schicksals im französischen Dienste. Für glückliche Coups erhielten diese leichten Corps aus der Contributionskasse ansehnliche Douceurs, der Führer in der Regel 1000 Thaler, jeder Kapitän oder Rittmeister 100 Dukaten und so herab bis zu den Gemeinen, welche 2 bis 3 Thaler bekamen. Die großen Operationen sind im Zusammenhange dargestellt, ihre Brennpunkte, die Schlachten, in ihren Hauptmomenten sehr anschaulich geschildert. So bei Minden der denkwürdige Angriff der englisch-hannoverschen Infanterie auf die französische Cavalerie. Diese bildete ausnahmsweise das Centrum ihrer Armee, daher traf jene beim Vorrücken nicht, wie doch sonst immer nach der herrschenden Schlachtordnung der Zeit, auf Infanterie, sondern auf Reiterei, von der sie zwar wiederholt heftig angegriffen wurde, sich aber, alle Attaken durch Feuer auf nächsten Abstand abweisend, im Avanciren nicht aufhalten ließ, sodaß endlich die feindliche Cavalerie das Schlachtfeld räumte. Der letzte Angriff wurde von 18 Schwadronen Gensdarmen und Carabiniers, welche „die Blüte des französischen Adels und der Stolz Frankreichs" waren, unternommen, sie durchbrachen sogar das erste Treffen, wurden aber schließlich doch mit großem Verluste zersprengt und ließen 50 todte und gefangene, 39 verwundete Offiziere zurück. Neun Standarten, welche die Hannoveraner genommen, wurden in der Garnisonkirche zu Hannover mit einer Gedenktafel aufgestellt, von den Franzosen aber 1803 entfernt, wie 1806 das Denkmal vom Schlachtfelde von Roßbach. Die fliegenden Corps thaten dem Feinde auf seinem Rückzuge noch viel Schaden, besonders an Pferden, Urff nahm die ganze Feldequipage des Prinzen Xaver von Sachsen und die sächsische Kriegskasse, unter Freytag's Beutepferden soll sich eins des Marschalls Contades mit einem goldenen Fliegennetze, 15 Pfund schwer, befunden haben; Luckner's Husaren brachten täglich Beute ein. Herzog Ferdinand verlieh an die Truppentheile, die sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet hatten, beträchtliche Geldgeschenke; von einer Dragonerschwadron erhielt der Kapitän, von dem Bussche, 1000 Thaler, jeder Offizier 100 Thaler, jeder Unteroffizier 2 Dukaten, jeder Dragoner und Tambour 1 Dukaten. Luckner's Husarencorps wurde 1760 auf vier Schwadronen gebracht und zum Regiment „declarirt", der Führer zum General ernannt. Die Armee erhielt eine bedeutende Verstärkung durch englische Truppen, auch wurde eine sogenannte legion britannique von fünf leichten Bataillonen und fünf Dragonercompagnien errichtet, welche seltsamerweise jedes eine andere Uniform trugen. Mehr und mehr war schon früher das Führertalent des Erbprinzen von Hessen hervorgetreten, dessen Unternehmungen eingehend geschildert werden. Er legte hier den Grund zu seinem Ruhme, der ihm später 1792 und 1806 den Oberbefehl der preußischen Armee verschaffte, zu deren und seinem eigenen Unglück. Luckner, der unermüdliche, wurde nun auch zu größern Zwecken gebraucht und war meist glücklich. Mit der Feder wußte er allerdings nicht so gut umzugehen, wie mit dem Säbel. So

berichtete er 1761 aus Halle (buchstäblich dem Original entnommen):

Euer Excell. habe die Ehre Zu Berichten, wie daſ ich heute das glückh gehabt habe 3 differente Laagers zu delogieren, eines nach dem andern, daſ erste wahr Caraman, selber plirte sich auf Chabbo, diesen tournirte ich Zu Eschershausen, selbe pliirten sich nach Stadtoldendorff, ich machte es 3ten eben so, so sannte der Feint vor gut, alle 3 Laagers zu quitieren.

Noch in demselben Jahre 1761 avancirte Luckner zum Generallieutenant, erst 39 Jahre alt. Wir bedauern, das originelle Schreiben wegen seiner Länge nicht mittheilen zu können, in welchem er, gestützt auf ein Versprechen des Königs, dem General, welcher 1000 Gefangene einbringen würde, ein außergewöhnliches Avancement zu verleihen, dasselbe für sich in Anspruch nimmt. Im letzten Feldzuge des Kriegs führte er dann ein Corps von 8 Bataillonen und 22 Schwadronen. Am 15. November 1762 machte ein Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende, dem später der Frieden folgte.

Unter Ferdinand von Braunschweig hatten sich die Hannoveraner, welche fast die Hälfte seiner Armee ausmachten, unverwelkliche Lorbern gesammelt. Im Jahre 1775 ließ Georg III. fünf hannoversche Bataillone in englischen Sold treten, um damit ebenso viele englische in Gibraltar und Minorca ablösen und letztere gegen seine aufständischen nordamerikanischen Colonien verwenden zu können. In Gibraltar hatten sie die lange Belagerung auszuhalten und kehrten erst 1784 nach dem Frieden von Versailles in ihr Vaterland zurück. Auch nach Ostindien gingen hannoversche Truppen, welche die Ostindische Compagnie nach erhaltener Genehmigung des Königs 1781 in ihren Sold nahm. Es waren zwei Regimenter, welche dort in dem Kriege gegen die Franzosen und Tipoo Saib verwendet wurden und bis 1792 blieben. Damit schließt der dritte Band. Wir sehen der Fortsetzung des trefflichen Werks mit großer Erwartung entgegen.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Die Bibliothek Friedrich von Schiller's.

Alfred Meißner sendet uns aus Bregenz die folgende Mittheilung zu:

Ich glaube, es geht noch vielen andern so wie uns, denen bei bedeutenden Männern immer die Frage interessant war, was ihre Bibliothek gewesen? Die Büchersammlung, die dieser oder jener große Mann besessen, gibt freilich keinen Schluß auf seine Lektüre, mancher hat mit Vorliebe öffentliche Bibliotheken benutzt oder, durch seine finanziellen Verhältnisse bewogen, seine Lektüre mehr leihweise bezogen; dennoch aber hat die Bücherei eines geistigen Führers der Nationen immer mehr Werth als den bloßer Reliquien. Die Bücher, die er sich anschaffte und zu eigen gehabt, hat er gewiß gelesen, es dürften sich darunter seine Lieblinge finden. Ist er ein Schriftsteller gewesen, so werden die Bücher im allgemeinen wie im besondern Aufschlüsse über seine Production geben und vieles erklären, was keine biographische Darstellung enthüllt. Was gäben wir drum, die Büchersammlung Shakspeare's beisammen zu haben! Unzählige Controversen der Kritiker und Commentatoren wären mit Einem Schlage gelöst.

Von einem unserer theuersten Namen ist die Bibliothek fast noch vollständig beisammen. Wir meinen die Friedrich von Schiller's. Einzelne Bände mögen fortgekommen sein, der Hauptstamm derselben ist noch im Besitz seines Enkels. Dieser, der pensionirte österreichische Rittmeister Friedrich Freiherr von Schiller, hat sich Bregenz zum Wohnort gewählt, das Städtchen am Bodensee, das dem schwäbischen Lande gewissermaßen mit angehört. Da stehen sie, von spätern Erwerbungen sorgfältig geschieden, in einfachen, meist recht abgenutzten und verblaßten Einbänden, die Bücher, die ihm gehörten, und nie bin ich, der ich denselben Ort bewohne, vor den Schrank, der sie birgt, ohne eine gewisse Ehrfurcht getreten. Es ist ein Schatz auf einem ganz unbeachteten, gar wenig besuchten Platze und überdies schwer zugänglich. In einer großen Stadt wäre er der Zielpunkt von Wallfahrten; hier wissen selbst die Mitbürger kaum etwas von seiner Existenz. Ich glaube den Literarhistorikern des Vaterlandes einen interessanten Stoff zum Nachdenken zu geben, indem ich die Liste mittheile; jedenfalls wird es für kommende Zeiten, wenn die Sammlung etwa getheilt werden sollte, wichtig sein, zu wissen, was der sichere Bestand der Schiller'schen Bibliothek war.

Archenholz, Flibustier. — Gustav Wasa nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden, 2 Thle., Tübingen 1801.
Adelung, J. C., Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 4 Bde., Leipzig 1774—86.
Abraham a Sancta Clara, Judas, der Erzschelm.*)
Beck, Anleitung zur Kenntniß der Weltgeschichte, 2 Bde.
Bourret, Reise in Savoyen.
Bauer, Historisches Jahrbuch.
van Bylen, Libellorum parcorum Index.
Balzac, J. L., Lettres choisies.
— Entretiens.
Bossuet, Oraisons funèbres. — Flechier, Oraisons funèbres.
Bourdaloue et Mascaron, Oraisons choisis.
Brockmann, Gedichte.
Beibers, Handlungs- und Handwerklexikon.
Bode, Der gestirnte Himmel.
Bunting, Braunschweigische Chronik.
Birker, Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich.
Chas de Nimes Bonaparte.
Duclos, Geheime Memoiren von Louis XIV. und XV., Bd. 1.
Dalberg, Grundsätze der Aesthetik.
Ebel, Gebirgsvölker der Schweiz.
Eschen, Horaz lyrische Gedichte, 2 Bde.
Forster, Ozasman's Reise.
Faust, Geschlechtstrieb des Menschen.
Goethe, Götz. — Was wir bringen. — Benvenuto Cellini. — Propyläen.
Godwin, Erlebnisse Williams. (?)
Grimsco, Luther's Leben.
Gall's Theorie der Physiognomik von L. F. Froriep, Weimar 1802.
Gozzi, Theatralische Werke.**)
Haman, Poetisches Lexikon, oder nützlicher und brauchbarer Vorrath***) von allerhand poetischen Redensarten, Leipzig 1751.
Hoven, Epidemische Fieber.
Hufeland, Beförderung der Gesundheit.
— Kunst, das Leben zu verlängern.
Hesse, Kaiser Günther von Schwarzburg.
Heppe, Elementarnaturlehre, 2 Bde.
Heilmann, Thucidides.
Humbracht, Der deutsche Adel.
Krause, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.
Körte, Briefe an Bodmer.

*) Kapuzinerpredigt im „Wallenstein".
**) „Turandot."
***) Ein höchst wunderliches Buch, eigentlich eine Sammlung von poetischen Prädicaten zu allen möglichen Subjecten. Mit Zugrundelegung von Gryphius, Lohenstein, Brockes, Hofmannswaldau.

Klopstock's Oden.
Lavater, Anatomische Kenntnisse.
Lapide, Dissertatio de ratione.
Lessing's Schriften, 4 Bde., neue Auflage, Berlin 1796.
Lemercier, N. L., La journée d'une conspiration, comédie.
Lorenz, Euclid's Elemente.
Monnier, Exposé de ma conduite dans l'assemblée nationale.
Macchiavelli, Historia florentina.
Mercier, Der Deserteur.
Moriz, Nachahmung des Schönen.
Murr, Beschreibung der Reichskleinodien.
Meier, Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs.
Müller, J. v., Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft.
Meteren, Beschreibung des niederländischen Kriegs.
Posselt, Gustav III. von Schweden, Karlsruhe 1793.
— Entwurf des historischen Gemäldes.
— Krieg der Franken 1792, Leipzig 1794.
Pütter, Staatsverfassung.
La Paule, Perkin, Duc de York. *)
Properz, Elegien, übersetzt von Knebel, Leipzig 1798. **)
Puffendorf, De rebus Suecicis.
Rollin, Histoire ancienne.
Ratschky, Melchior Striegel, ein Gedicht.
Rousseau, Confessions; Paris, Didot.
Rudolf, Weltgeschichte des 17. Jahrhunderts, 5 Bde.
Staël, Memoiren. — Manuscripts de Necker pulié par sa fille, 1805.
Schlözer, Staatsgelehrheit.
Sprengel, Staatenkunde.
Schiller, Abfall der Niederlande. — Pitaval.
— Geschichte des Maltheserordens. ***)
— Historische Memoiren.
Seibold, Selectiora Adagia.
Serres, Inventaire de l'histoire.
Schuberth's Englische Balladen. — Othello.
Stolberg, Chr. von, Aeschylus' Tragödien.
Schlegel, Shakspeare's Werke. — Jon. — Athenäum.
Schmidt, Mémoires secretes de Perse.
Schmidt, Geschichte der Deutschen.
Schütz, Geschichte der Republik Frankreich.
Schwan, Deutsch-französischer Dictionnaire.
Sartorius, Geschichte des hanseatischen Bundes.
Spittler, Geschichte von Hannover, Göttingen 1786.
— Geschichte von Würtemberg unter den Grafen und Herzogen, Göttingen 1782.
— Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 1793.
Schaal, Tasso's Befreites Jerusalem.
Spenner, Geschichte der deutschen Regenten.
Vatel, Pièces diverses.
Bion, Geographische Belustigung.
de la Veau, Nuits champêtres.
Voltaire, Romans, 2 Bde., Paris, Didot.
Virgilius, Idyllen.
Wurmb, Reisen in Ostindien. (2 Exempl.).
— Briefe an Wolzogen.
Perthes, Konradin von Schwaben.
Wood, Homer's Originalgenie.
W., Die Ritter des Aristophanes.
Wieland, Lucian von Samosata, 3 Bde.
— Attisches Museum, Bd. 1. — Aristipp, 5 Bde.
— Sämmtliche Werke, 34 Bde., Leipzig, Göschen.
— Cicero's Briefe, 5 Bde.
Wiedeburg, Kosmologie.
Winkelmann, Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen.
Woltmann, Aeltere Menschengeschichte. (2 Exempl.)
— Geschichte der europäischen Staaten.
— Historische Darstellung.

*) Vgl. Plan zu „Warbeck".
**) Alle Römer kommen nur in Uebersetzungen vor.
***) Entwürfe der „Maltheser".

Denkwürdigkeiten aus der Regierung Heinrich II. von Frankreich.
Reisen der Päpste (von J. von Müller), 1782.
Amor, der Tyrann.
Briefe eines jungen Gelehrten.
La soirée du labyrinthe.
Fragmente zur Staatengeschichte.
Thüringische Chronik.
La vie du Comte de Tottleben.
Amusemens serieuses et comiques.
La vie de Corneille Tromp.
Friedrich Karl, Fürst von Rudolstadt.
Geschichte des Ritterwesens.
Histoire du duc de Mercoeur.
Reisebeschreibungen für die Jugend.
Lebensbeschreibung von Sebastian Schärtlin.
Ländertheilung des sächsischen Hauses.
Klio, Monatschrift.
Les Liaisons dangereuses (von Choderlos de Laclos) 1782. *)
Weimarischer Hofkalender.
Richelieu, Mazarin et Colbert.
Entdeckungsreisen.
Grundriß der Fürstenkunst.
Histoire politique et littéraire, 2 Bde.
Der neue Sammler.
Thalia. 12 Hefte.
Antimacchiavel, Haag 1740.
Biographien für die Jugend.
Die tragischen Theater der Griechen.
Briefe über das schweizerische Hirtenland.
Le cosmopolite.
Geschichte von Louvois.
Athenor, ein Gedicht.
Actes de la paix de Ryswick.
Acta rerum belgicarum.
Schriften der kurfürstlichen Gesellschaft zu München, 2 Bde.
Esprit des croisades, 4 Bde.
Stammtafel der europäischen Reiche und Fürstenhäuser.
Topographie der Rheinpfalz.
Aristipp et Lais.
Der deutsche Merkur, 10 Bde. à 25 Hefte.
Würtemberger Repertorium der Literatur.
Fränkischer Merkur von Graf von Soden.
Die Horen, 3 Bde. à 14 Hefte.
Zimmermann über Friedrich den Großen.

Aus diesen Büchern setzt sich die Bibliothek Friedrich von Schiller's zusammen. Gewiß eine bescheidene Sammlung, und doch weiß ich, daß der interessanteste Aufsatz geschrieben werden könnte, wenn man die Einflüsse derselben auf Schiller's Production eingehend zu schildern und ihren Zusammenhang mit der Persönlichkeit Schiller's darzustellen unternehmen wollte. Dazu gehörte allerdings eine Gelehrsamkeit und zumal eine Kenntniß Schiller's, über die ich nicht verfüge. Ich habe das Meinige gethan, wenn ich auf diesen Punkt die Aufmerksamkeit hingelenkt und zum Verständniß einer, wie man glauben möchte, bereits von allen Seiten beleuchteten Persönlichkeit, über die nichts Neues mehr zu sagen scheint, noch etwas herbeigebracht habe, was neu ist, weil es bis heute unbeachtet geblieben.

*) Eins der berüchtigtsten Bücher im Besitz des idealen Dichters.

Bibliographie.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, F. Freiligrath 2c. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 29stes Bdchn.: Die Komödie der Irrungen. Uebersetzt von G. Herwegh. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Stüler, A., Vaterlandskrieg und Christenthum. Vortrag. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 1ster Thl. 7te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Trümpelmann, A., Die Schlacht bei Möckern nach 57 Jahren im August 1870. Wittenberg, Koelling. 16. 3 Ngr.

Usinger, R., Deutschland in der französischen Zeit. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Fünfter Band. Drittes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Das Drama von Auteuil. Der Prinz Peter Napoleon Bonaparte. (Paris und Tours. Todtschlag.) 1870.

Einen überaus lehrreichen Einblick in den Charakter der französischen Gesellschaft kurz vor Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs gewährt der Proceß des Prinzen Pierre Napoleon wegen Tödtung Victor Noir's, wie er im März d. J. vor dem Staatsgerichtshof zu Tours verhandelt wurde. An die klare und authentische Darstellung des berühmten Falles knüpft der Herausgeber des „Pitaval" noch scharfsinnige Bemerkungen über das stattgehabte Proceßverfahren im Vergleich mit der deutschen Criminaljustiz.

Der „Neue Pitaval" ist in einzelnen Heften zu 15 Ngr. oder in jährlichen Bänden zu 2 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Erziehung und Bildung.

Nach selteneren Schriften großer Pädagogen und Weltweisen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. R. A. Müller.

Octav. Geheftet. 1870. 27 Sgr.

Von **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium** in Leipzig ist zu beziehen:

Leitfaden

zum

leichtern Erlernen der rumänischen Sprache,

für die Beamten der rumänischen Eisenbahnen

und

für das deutsche in Rumänien reisende Publikum

herausgegeben von

Glaise,

Dragoman des Norddeutschen Bundes-Consulats in Galatz.

Galatz 1870. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Mangel eines praktischen Lehrbuchs der rumänischen Sprache für Deutsche, der sich zunächst bei den aus Deutschland nach Rumänien berufenen Eisenbahnbeamten fühlbar machte, hat dem Verfasser zur Bearbeitung des vorliegenden Leitfadens Anlass gegeben. Die Schrift entspricht daher einem unmittelbaren Bedürfniss, darf aber um so mehr auch auf weitere Verbreitung rechnen, je gewisser die Eröffnung der rumänischen Eisenbahnen einen lebhaften Verkehr mit Deutschland hervorrufen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Dritte Auflage,

vermehrt mit neuen Vorreden des Verfassers und einem Anhang nach den letzten Ausgaben des Originals.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

In die vorliegende dritte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe von Renan's „Leben Jesu" (früher Verlag von Georg Wigand in Leipzig) wurden des Verfassers Vorworte zur 13. französischen Auflage (1867) und zur illustrirten französischen Volksausgabe (1870) sowie ein besonders wichtiger Anhang: „Ueber das vierte Evangelium" aufgenommen: Ergänzungen, welche in keiner andern deutschen Ausgabe enthalten sind. Ungeachtet der hierdurch veranlaßten bedeutenden Vermehrung des Umfangs (um 6 Bogen) blieb der bisherige Preis des Werks unverändert.

Als Supplement zu allen frühern Ausgaben von Renan's „Leben Jesu" ist zugleich ein Separatabdruck jener Ergänzungen erschienen und zum Preise von 10 Ngr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Apostel. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus. Mit einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutsche Rechtschreibung in der Schule

und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft.

Mit einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter.

Von **Karl Julius Schröer.**

8. Geh. 20 Ngr.

Vorliegende Schrift wurde infolge eines Auftrags des österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht verfaßt und hat den Zweck, in die deutsche Orthographie der Volks- und Mittelschulen Ordnung und Einklang zu bringen. Der Verfasser geht dabei von dem Grundsatz aus, daß die Schreibung, die in der Schule zu lehren ist, dem herrschenden Schreibgebrauch sich anschließen müsse. Sein Buch empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht, als für jedermann zum Nachschlagen in zweifelhaften Fällen.

Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dante's Hölle der Verliebten.

Deutsch gereimt. Mit einigen Bemerkungen und einer Belegstelle aus dem Roman du Lancelot

von

Dr. Rudolf Minzloff,

Kais. Russ. Staatsrath und Oberbibliothekar etc.

Lex.-Format. Geh. 16 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 13. October 1870.

Germanische Literaturdenkmäler.

1. Der Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie. Uebersetzung in Stabreimen nebst einem Anhange von C. W. M. Grein. Zweite durchaus neue Bearbeitung. Kassel, Krieger. 1869. 8. 24 Ngr.

Unter den christlichen Dichtungen des germanischen Mittelalters nimmt der altsächsische „Heliand", d. h. der Heiland, eine hervorragende Stellung ein. Es ist der erste Versuch, die Geschichte des Neuen Testaments episch zu gestalten, und dieser erste ist seither von keinem spätern nicht nur nicht übertroffen, sondern von keinem erreicht worden. Klopstock's einst vergötterter, aber schon bei Lebzeiten des Dichters mehr bewunderter als gelesener „Messias", den heutzutage gelesen zu haben schon zu den Merkwürdigkeiten gehört, und der nur in unsern Literaturgeschichten eine Stelle findet, ist alles, nur kein von wahrhaft epischem Geiste erfülltes Gedicht. Aber auch von den Bearbeitungen des Mittelalters kann keine mit dem „Heliand" sich messen. Die interessantesten Vergleichungspunkte mit ihm gewährt Otfried's „Evangelienbuch", schon deshalb, weil beide Dichtungen demselben Jahrhundert angehören. Beide gehören dem Zeitalter an, welches das Christenthum erst zu allgemeinem Siege über das germanische Heidenthum gelangen sah, in welchem noch zahlreiche Bekenner des Heidenthums fortlebten und fortwirkten, in welchem die Volksdichtung noch wesentlich einen heidnischen Inhalt hatte. Das Christenthum zum lebendigen Bewußtsein der germanischen Völker zu bringen, war eine der schönsten Aufgaben der damaligen Zeit; die deutsche Poesie bemächtigte sich desselben, und wir sehen auf deutschem Boden zwei Dichter des 9. Jahrhunderts an ihrer Lösung sich versuchen. Aber mit wie verschiedenen Mitteln, in wie verschiedener Weise! Otfried mit dem ganzen Apparat christlicher Dogmatik und theologischer Gelehrsamkeit, mit der ganzen scholastischen Anschauung und Auffassung der Bibel, und doch in dem guten Glauben, mit seinem Werke den cantus laicorum obscenus, der so vielen frommen Gemüthern ein Anstoß war, wenn er auch nichts weniger als etwas Obscönes im heutigen Sinne des Wortes bedeutet, zu besiegen und zu verdrängen. Der Dichter des „Heliand" dagegen, in der allerersten Form der Volkspoesie, im alliterirenden Gewande sich bewegend, in all den epischen Formeln und Wendungen, die dem Volke seit Jahrhunderten lieb und vertraut waren, und seinen Christus zu einem deutschen Christus machend, ihn darstellend als einen deutschen Volkskönig, um den seine Jünger wie treue Lehns- und Gefolgsmannen sich scharen — wie ganz anders mußte eine solche wahre Verdeutschung der biblischen Geschichte in Fleisch und Blut des Volks eindringen und welche Förderung für das Eindringen des Christenthums sein, welchem gerade die Sachsen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatten! Somit ragt die Bedeutung des „Heliand" über die eines poetischen Werks unsers Alterthums hinaus in die Geschichte unsers Volks: er ist eine That in der Entwickelung des religiösen Lebens unserer Vorfahren. Nie wieder hat es ein Dichter verstanden, das Christenthum in so schlichter volksthümlicher Weise zu predigen, sodaß bei aller Uebertragung auf deutsche Anschauungen, die allein dem Volke die Erlösungsgeschichte verständlich machen konnten, der wahre Inhalt des Neuen Testaments doch unangetastet blieb.

Es ist daher begreiflich und gerechtfertigt, daß man nicht allzu lange nach dem Wiederbekanntwerden des herrlichen Werks daran dachte, dasselbe durch Uebersetzungen auch weitern Kreisen zugänglich zu machen. Die erste Uebersetzung lieferte Kannegießer (1847); ihm schlossen sich mit ungleichem, aber jedenfalls besserm Erfolge Simrock, Köne, Rapp an. Grein selbst hat schon vor 14 Jahren eine Uebersetzung veröffentlicht; dieselbe liegt jetzt in gänzlich umgearbeiteter Fassung vor. Daß der Uebersetzer die Form der Alliteration beibehalten hat, darf als selbstverständlich kaum besonders bemerkt werden. Heutzutage

sind wir durch die Simrock'sche Uebersetzung der „Edda", und neuerdings durch die Anwendung der Alliteration auf selbständige Dichtungen, wie W. Jordan's „Nibelungen" und L. Weiß' „Neue Edda" (welch letzterer den eigenthümlichen Versuch macht, Alliteration und Reim miteinander zu verbinden), so sehr wieder an diese uralte Kunstform der germanischen Völker gewöhnt, daß in der That die Zeit gekommen zu sein scheint, wo wir an ein mehr als künstlich erhaltenes Leben derselben glauben dürfen. Daß Grein ebenso wie Simrock die Alliteration nach den strengen Regeln behandelt, die wir in unsern alten Poesien selbst vorgezeichnet und beobachtet finden, ist bei einem Germanisten von Fach ebenfalls selbstverständlich: ich würde es nicht besonders hervorheben, wenn nicht andere Dichter in dieser Hinsicht sich Freiheiten gestattet hätten, die über jene Regeln hinausgehen und ein theilweise neues Princip der Alliteration aufstellten. Ueber das Wesen des Stabreims hat der Uebersetzer selbst in einer kurzen Vorrede orientirt; in einigen Punkten, die jedoch nicht wesentlich sind, hat sich Grein, nach Simrock's Vorgange, Freiheiten erlaubt, z. B. darin, daß er die strenge Regel, sp nur mit sp, st nur mit st, nicht diese Lautverbindungen untereinander alliteriren zu lassen, aufgegeben hat. Wir wollen das nicht tadeln, weil jene Regel in der That dem Uebersetzer große Schwierigkeiten auferlegt; weniger befreunden können wir uns indeß mit Bindungen wie d und t, g und k, denn es will uns scheinen, daß dadurch das Wesen der Alliteration, die doch eben im g l e i c h e n Inlaut besteht, allzu sehr beeinträchtigt würde. Wenn man schon Reime wie „leiden — gleiten" heutzutage kaum mehr billigen wird, so sind dieselben doch noch eher zu ertragen, weil der Reim von der Assonanz, also dem Vocale ausgegangen und der auf die reimenden Vocale folgende Consonant relativ weniger wesentlich ist; hier aber, in der Alliteration, ist der Consonant die Hauptsache, dieser muß also gleich sein. Wir würden in solchen Fällen daher ein Aufgeben der Sinnestreue, ein etwas freieres Wiedergeben des Gedankens vorgezogen haben. Die alliterirenden Worte oder die Stäbe, wie man sich ausdrückt, sind im Drucke nicht besonders bezeichnet; nur da, wo sie einer Hervorhebung bedürftig erschienen, ist dies durch gesperrte Schrift geschehen. Das ist in der Regel dann der Fall, wenn die logische Wortbetonung dem als Stab dienenden Worte einen nicht genügend hohen Ton geben würde. Aber darin liegt ein kleiner Mangel: denn die Alliterationspoesie hängt aufs innigste mit dem logischen Princip der Betonung zusammen und bindet daher nur solche Worte, die auch dem Sinne nach einen hohen Ton im Satze haben. Wenn der Uebersetzer (S. 112) 3, 3946 fg. überträgt:

Ich zeige euch von Gott selbst des Guten doch so viel
mit Worten und mit Werken nun w o l l t ihr mich allhier
strafen starren Sinnes und mich mit Stein werfen,
mich lösen von meinem Leben —

so müssen in der zweiten Zeile die Worte: Worten — Werken — wollt, alliteriren. Auf „wollt" liegt aber kein logisches Gewicht, und dies hat der Uebersetzer empfunden, daher das Wort gesperrt gedruckt. Trotzdem wird man, ohne den Sinn zu beeinträchtigen, „wollt" nicht so stark hervorheben dürfen, um es zum Alliterationsstabe zu machen. Das Original hat auch das Verbum „wollen", aber nicht dieses, sondern der davon abhängige Infinitiv bildet den Stab:

wordô endi werkô: nu williad gi mi witnôn her.

Aber williad = wollt alliterirt nicht mit, sondern witnôn mit wordô und werkô. Schon das hätte ein Fingerzeig sein sollen, daß hier ein anderer Stab zu suchen war. Nicht anders verhält es sich mit Vers 3986:

Es sagte der Sohn des Herrn zu seinem Gefolge.

Auch hier liegt auf „seinem" kein logischer Nachdruck, und vergleicht man das Original, so findet man vielmehr, daß hier entsprechend dem richtigen Tonverhältniß das Wort, welches dem „Gefolge" entspricht (gisidon), die Alliteration trägt. Trotz solcher kleiner, ich gestehe es, nicht ohne Schwierigkeit zu vermeidender Mängel, deren Beseitigung aber ein nochmaliges Durcharbeiten doch wol erreichen dürfte, liest sich die Uebersetzung sehr gut und fließend. Wir erlauben uns, ein paar kleine Stellen herauszuheben, welche zugleich für die deutsche Auffassung besonders charakteristisch sind und eine Vorstellung von dem Charakter des Originals wie der Uebersetzung geben werden. Vers 3924 fg.:

Da sprach einer der Zwölfe,
Thomas darauf, ein tüchtiger Held,
des Fürsten ruhmreicher Gefolgsmann: „Nicht sollen wir ihm das Vorhaben tadeln,
ihn abhalten von seinem Willen! laßt uns aushalten mit ihm,
beharren bei unserem Herrn! das ist eines Helden Preis,
daß er mit seinem Fürsten stehe fest zusammen,
und sterbe ihm zu Ehren; thun wir drum alle so,
folgen wir seiner Fahrt! ob wir im Volk auch sterben
mit unserm lieben Herrn, so wollen wir unser Leben
doch nichts dagegen achten! dann lebt der Nachruhm uns doch drauf,
vor Menschen gute Worte." So wurden die Mannen Christi,
die edelgeborenen Helden einmüthigen Sinnes
dem Herrn zu Willen.

Die zweite Stelle ist die Rede des Petrus, als Christus den Verrath den Jüngern ankündet, und Christi Entgegnung, Vers 4638 fg.:

Da sprach Simon Petrus
der Dienstmann zu seinem Fürsten mit dreisten Worten
aus Huld zu seinem Herrn: „Wenn diese Heldenschar
auch all von dir abfällt, will ich doch immer mit dir
in allen Bedrängnissen dulden und ausharren.
Ich bin ganz und gar bereit, wenn Gott mir's zuläßt,
daß ich zu deiner Hülfe beharrlich stehe:
Wenn in dem Kerker dich mit Ketten und mit Banden
das Wehrvolk auch verwahrt, doch hab' ich wenig Zweifel,
daß ich bei dir in den Banden bleiben werde,
dort liegen bei dem so Lieben! Wenn sie vom Leben dann
dich durch der Schwerter Schärfe scheiden wollen,
mein Herr, du guter, so geb' ich dahin mein Leben
an der Waffen Spiel für dich. Nicht würdig dünkt es mir,
das zu vermeiden, so lange mir nur aushält
Herz und Handkraft." Da sprach ihm sein Herr entgegen:
„Du traust dir zu fürwahr zweifellose Treue
und kühne Dinge, hast eines Kämpen Sinn,
dein Wille ist wol gut! Doch sag' ich dir, wie es noch werden soll,
daß du wirst so weichmüthig, obgleich du es nicht wähnest also,
daß du verleugnest dreimal deinen lieben Herrn,
heint vor dem Hahnenschrei und sagst daß ich dein Herr nicht sei,
verachtest meine Obhut." Zur Antwort gab der Mann:

„Wenn in der Welt das je so werden sollte,
daß ich mit dir zusammen dürfte sterben
und tapfer den Tod erleiden,' doch würde der Tag nicht kommen,
daß ich dich verleugnete, den lieben Herrn,
gern vor diesen Juden."

Ein Anhang von mehrern Kapiteln behandelt unter anderm: die Quellen, welche der Dichter benutzte, und unter welchen die Evangelienharmonie des Tatianus die erste Stelle einnimmt; die Zeit der Abfassung, welche der Uebersetzer abweichend von den Resultaten des Dr. Windisch vor 820 setzen möchte; endlich die in einer lateinischen Aufzeichnung uns überlieferte Entstehungsgeschichte des Gedichts, in welcher wir eine Nachahmung desjenigen erblicken dürfen, was Beda über den angelsächsischen Evangeliendichter Cädmon berichtet.

2. Van deme Holte des hilligen Cruzes. Mittelniederdeutsches Gedicht mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von Karl Schröder. Erlangen, Besold. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

3. Brawenlof. — Van Sante Marinen. Mittelniederdeutsche Gedichte, herausgegeben von Karl Schröder. Erlangen, Besold. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Der niederdeutschen Literatur des Mittelalters hat man in den letzten Jahren größere Aufmerksamkeit als bisher zugewendet: es steht dies einerseits im Zusammenhange mit der größern Ausdehnung, welche die germanistischen Studien gewonnen haben, mit der wachsenden Zahl der Mitforschenden und Mitstrebenden, mit der klarer hervortretenden Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit, einer Beschränkung des einzelnen auf ein bestimmtes Gebiet, andererseits mit der literarischen Hebung der niederdeutschen Mundarten der Gegenwart, die wir namentlich Fritz Reuter und Klaus Groth verdanken. Die niederdeutschen Dichtungswerke des Mittelalters haben nicht die weitgreifende literarische Bedeutung, die einem Theile der mittelhochdeutschen Werke zukommt; sie halten sich auf einer gewissen Mittelhöhe, durch Einfachheit vortheilhaft abstechend gegen die geschraubten mittelhochdeutschen Dichtungen der Verfallzeit, aber freilich meist auch ohne höhern dichterischen Schwung. Neben dem sprachlichen Interesse, welches hier schon deshalb mehr in den Vordergrund tritt, weil die Zahl der veröffentlichten Denkmäler eine geringere ist als in der mittelhochdeutschen Literatur, bleibt den meisten der niederdeutschen Dichtungen doch auch ein literarisches Interesse, welches sich entweder an den Stoff oder an die Behandlung knüpft.

In beiden Rücksichten verdienen die hier von Karl Schröder herausgegebenen Gedichte eine Beachtung. Unbekannt waren dieselben den Forschern allerdings nicht, allein sie erscheinen hier zum ersten male in gereinigter und urkundlicher Form, auf Grundlage einer sorgfältigen Vergleichung der Handschriften, aus denen sie entnommen sind.

Die erste Dichtung war bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Staphorst in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte" (1731) abgedruckt, aber äußerst unzuverlässig und fehlerhaft. Die einzige Handschrift verdanken wir der im Jahre 1392 gestifteten Brüderschaft des heiligen Leichnams zu St.-Johannes in Hamburg, auch die Flanderfahrergesellschaft genannt. Wenn schon der Name derselben auf nahe Beziehungen zu den Niederlanden hindeutet, so gibt ihre literarische Thätigkeit noch mehr von einer solchen Berührung Kunde. Sie veranstaltete unter dem Titel „Hartebok" eine Sammlung geistlicher und weltlicher Gedichte, welche fast alle aus dem Niederländischen übersetzt zu sein scheinen. Die Handschrift galt lange für verloren, bis 1847 Lappenberg sie in der Lade der Brüderschaft fand. Von dem vorliegenden Gedichte hat das niederländische Original, das als Vorbild diente, sich erhalten und läßt uns somit die Art und Weise der Uebertragung erkennen. Bei so nahe verwandten Dialekten, wie das Niederdeutsche und Niederländische sind, war eine solche Uebertragung in den meisten Fällen nicht mit zu großen Schwierigkeiten verbunden, indeß es fehlte doch auch nicht an Stellen, wo eine bloße Umschreibung in niederdeutsche Sprachformen nicht ausreichte, namentlich wenn die niederländischen Reime keine niederdeutschen ergeben hätten; in diesen Fällen mußte stärker geändert, oft die ganzen Verse umgearbeitet werden. Doch auch abgesehen von diesen nothwendigen Aenderungen, hat der Uebersetzer theils in Zusätzen, theils in Weglassungen größerer und kleinerer Stellen sich ziemliche Freiheiten gestattet, wie solche in den meisten Uebersetzungsversuchen des Mittelalters begegnen.

Die Sage, welche das Gedicht behandelt, gehört zu den im Mittelalter sehr weit verbreiteten; wir kennen und besitzen Bearbeitungen in allen neuern Sprachen. Die Einleitung spricht eingehend davon; freilich ist der Stoff bei weitem nicht erschöpft, und eine demnächst erscheinende Abhandlung von A. Mussafia über die Seth-Legende wird zu dem von Schröder beigebrachten Material gar manche Nachträge zu liefern haben. Die Legende brachte das Kreuz, an welchem Christus starb, in Beziehung zu dem Baume des Lebens, dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Ein Zweig von demselben wurde nach Jerusalem verpflanzt und erwuchs zu einem hohen Baume, aus welchem das Kreuz Christi gezimmert ward. Damit im Zusammenhange steht eine andere Ueberlieferung, nach welcher Adam in schwerer Krankheit seinen Sohn Seth ins Paradies sendet, um entweder Früchte oder heilendes Oel dorther zu holen. Seth bringt ein paar Fruchtkörner des Baums mit und pflanzt dieselben ein; zur Zeit des Salomonischen Tempelbaues sollte der daraus erwachsene Baum bei diesem verwendet werden, blieb aber unbenutzt liegen und fand nachher anderweitige Verwendung, wie als Steg über einen Bach. Das Bestreben, bedeutend hervortretende Ereignisse und Persönlichkeiten des Alten und Neuen Testaments durch die Sage in Verbindung zu setzen, hat mehrfache Variationen des alten Sagenstoffs veranlaßt, die in ihren Verzweigungen zu verfolgen von großem Interesse ist. Nicht allein die Einleitung, sondern auch die Anmerkungen des Herausgebers geben hier reichliches Material, indem die verschiedenen abweichenden Punkte hervorgehoben werden. Ein sorgfältiges Wörterbuch bildet den Schluß des Buchs und wird auch demjenigen, der die alte niederdeutsche Sprache nicht näher kennt, das Verständniß der sinnigen Dichtung erschließen, deren Inhalt den symbolisirenden Geist des Mittelalters wie wenig andere Legenden zur Anschauung bringt. Zu ihrer Empfehlung sei noch angeführt, daß auch Herder's feiner Geist ihr

Wellgunde's (Stimme von oben).
Woglinde, wachst du allein?
Woglinde.
Mit Wellgunde wär' ich zu zwei'n!
(Nun kommt die noch nicht publicirte Fortsetzung!)
Wagnerwogner (wallend auf Wogen des westlichen Windes).
Und mit Bülobuhle zu drei'n!
Honolulu!
Bülobulu!
Lulu, lulu!
Winselnde Winde
Wagalaweia!
O Eselinde,
O Eseleia!

Ist das nicht wunderschön? Das ist die wahre Poesie der Zukunft „wallala, weiala, weia"! Diese feine Persiflage der Synagoge konnte nur dem Hirne dessen entspringen, dem das Jahrhundert „Das Judenthum in der Musik" zu verdanken hat.

Die Parodie auf ein Gedicht von Johannes Minckwitz: „Die Völkerschlacht", brachte den Kleinstädter, wie wir aus einem abermals parodistisch gefaßten Proceßbericht ersehen, sogar in Conflict mit den Gerichten, weil er nicht deutlich genug hervorgehoben hatte, daß er seine eigenen travestirenden Verse und nicht diejenigen von Minckwitz mittheile. Im übrigen erscheint hier die Satire weniger berechtigt, weil sie sich nur an Einzelheiten klammert, die aus dem Zusammenhang gerissen werden.

Mehr auf das Große und Ganze geht die elfte Epistel, in welcher Karl Vogt abconterfeit wird, und zwar in der Form eines Besuchs, den dieser sich selbst abstattet. Auch hier ist die Satire parodistisch; denn sie knüpft an die Schilderung an, die Vogt von einem Besuche bei Alexander von Humboldt entworfen hat. Ebenso ist sie einseitig; denn sie wird den Verdiensten dieses geistreichen und glänzenden Kopfes nur wenig gerecht. Doch indem sie sich gegen die „Wandervorlesungen" richtet, berührt sie einige Punkte von allgemeinem Interesse. Vogt sagt zu Vogt:

„Aber überschätzen wir die Vorträge, ihre Wirkung und Ihre Bewunderer nicht zu sehr, hüten wir uns, die wir uns zu Aposteln der freien Forschung und zu begeisterten Verkündigern des Evangeliums der Selbsterkenntniß machen, hüten wir uns vor Selbsttäuschung. Dienen Ihre Vorträge vornehmlich dem Interesse der Wissenschaft, oder hat das, was eigentlich Nebensache sein sollte, die damit verbundene Einträglichkeit, einen bestimmenden Einfluß auf Form und Substanz derselben gewonnen? Ich verlange von keinem Menschen, auch von dem gelehrtesten nicht, daß er für seinen Beruf heldenmäßig verhungere, aber auf der andern Seite möchte ich auch nicht zugeben, daß das, was einfach ein gutes Geschäft ist, als Wissenschaft gefeiert und dem Tribunal des gesunden Laienverstandes entzogen werde. Ich finde es sehr dankenswerth, daß der gelehrte Forscher jetzt bestrebt ist, das Resultat seiner Studien der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen, aber ich muß mir auch sagen, daß bei der Prägung des in der Tiefe der Erde gefundenen edeln Metalls in allgemein gültiges Courant viel unedle Substanzen hinzugesetzt werden, und daß von dem edeln Metall, wenn es den Proceß der „Gangbarmachung" bestanden hat, bisweilen verwünscht wenig übrigbleibt. Ich will mich klarer ausdrücken: die Wissenschaft, so weit vorgeschritten sie auch ist, liefert gerade über die Urgeschichte des Menschen noch sehr unbefriedigende Resultate, unbefriedigend wenigstens für den Laien. Das scharfsinnige Gefüge mehr oder minder berechtigter Hypothesen bietet für das große Publikum nur geringe Reize dar. Die anspruchsvolle Menge verlangt bestimmte Thatsachen, und der Wissenschafter, welcher sich dazu bequemt, den Ansprüchen dieser Menge zu genügen, kommt wider Willen dazu, an die Stelle der Vermuthungen bestimmte Behauptungen treten zu lassen und Hypothesen für Thatsachen auszugeben. Darin liegt die Gefahr derartiger «populärer» Vorträge. Wenn der Vortragende nur das sagte, was er weiß und was er vor seinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten kann, so würde das Auditorium sich langweilen und ziemlich enttäuscht ausrufen: «Der weiß ja eigentlich gar nichts!» Um das Publikum zu fesseln, um die Bänke vor dem Katheder zu füllen, müssen Concessionen gemacht werden, und zwar auf Kosten der Gründlichkeit, der Wissenschaft. Und das geschieht; am ersten Abend heißt es: «Nehmen wir an, daß sich die Sachen so und so verhalten»; am zweiten Abend heißt es: «Wir haben gestern bewiesen, daß sich die Sachen so und so verhalten.» Und auf dieser, jetzt auf einmal als thatsächliche Grundlage vorausgesetzten Hypothese wird weiter gebaut. Auf diese Weise wird Stockwerk auf Stockwerk gesetzt, bis schließlich der Affe als Krönung des Gebäudes das kunstvolle Ganze schließt. Und auf den Affen kommt es ja hauptsächlich an. Auf ihn wartet das Publikum fünf Vorträge lang mit steigender Ungeduld, und es würde sicher schon beim dritten davonlaufen, wenn nicht die liebenswürdige Bestie, welche in der magischen Beleuchtung des Schlußvortrags in ihrer vollen Grazie erscheint, schon an den Vorabenden ihre Gegenwart in discreter Weise verriethe. Bringt doch jeder Abend die wißbegierigen Zuhörer dem ersehnten Ziele, dem Affen, näher. Dies stärkende Bewußtsein erhält die Geister in Frische und Lebendigkeit." — „Sind Sie bald fertig?" fragte ich mich, während ich ungeduldig auf meinem Stuhl hin- und herrückte und mir scharf ins Auge sah. — „Gleich", antwortete ich mir und fuhr fort: „Uebrigens haben Sie außer dem Affen noch ein anderes Reiz- und Fesselungsmittel für den großen Haufen, und auch dieses Mittel halte ich für etwas bedenklich und nicht ganz wissenschaftlich: ich meine die Pointen, mit welchen Sie Ihre Vorträge würzen. Sie dürfen versichert sein — und Sie wissen es auch ganz gut — daß die Mehrzahl Ihrer andächtigen Zuhörer sich weniger um das bekümmert, was Sie sagen, als um die Art und Weise, wie Sie es sagen. Man wartet förmlich darauf, daß Sie einen Witz machen, und der Beifall, welchen Ihre geistreichen Improvisationen finden, veranlaßt Sie, damit nicht zu kargen. Besehen Sie sich einmal Ihre Gönner in der Nähe, und fragen Sie sie nach dem Schluß Ihrer Vorträge, was sie von denselben profitirt und im Gedächtniß behalten haben. Man wird Ihnen die meisten Ihrer glücklichen Einfälle ganz getreu wiederholen und hinzusetzen, daß wir in dem Affen einen verwahrlosten Bruder zu begrüßen die Ehre haben. Damit basta. Im übrigen haben Sie die Zahl der dunkeln Begriffe und confusen Auffassungen, die in den Schädeln der Menschen nisten, um einige neue vermehrt, und das eben nennt man: aufklären. Das Publikum, das auf die Pointen lauerte, ist schließlich zu der Annahme gelangt, daß die Vorträge der Pointen wegen da sind, und die Wissenschaft ist die Dienerin des faulen Witzes geworden."

Im ganzen überwiegt die literarische Satire, wenigstens in diesem ersten Bändchen. Auch die „Lieder einer Verlorenen" von Ada Christen werden einer eingehenden Beurtheilung unterworfen und zwar einer sehr scharfen. So wird ihnen moralische Cochonnerie zum Vorwurf gemacht, das kunstvoll versificirte Renommiren mit Gewissensqualen. Daß „Ada Christen" keine Mystification ist, wie der Doctor in der Epistel des Kleinstädters meint, haben wir bereits in d. Bl. erwähnt. Damit fällt auch die weitere Argumentation:

Ich halte die Geschichte zunächst für eine Mystification. Irgendein pfiffiger Spaßvogel, der seinen Heine in- und auswendig kennt, hat sich vermuthlich den Scherz erlaubt, in Heine'scher Manier einige ziemlich gleichgültige Verse zusammenzuschreiben, und um die Geschichte pikant zu machen, seinen ehrlichen Namen mit dem einer Dame vertauscht —

O, laßt sie mich nicht nennen, keusche Sterne!

Solche Verse kann ich auch machen, und zwar zu jeder Zeit, z. B.:

> Du bist wie eine Tulpe
> So fromm und rein und hold,
> Du hast Diamanten und Perlen,
> Hast Kupfer, Silber und Gold.
> Und gehst mit einem Andern!
> Das finde ich gemein.
> Ich schau' dich an und Wehmuth
> Schleicht mir ins Herz hinein.

Wir höchst moralischen Deutschen hatten bereits das Lorettenthum in Tönen — Offenbach; es war witzig, toll, anspruchslos, und deshalb lasse ich's mir gefallen. Wir hatten ferner die Liederlichkeit in Farben — Makart; sie war geistvoll, künstlerisch, genial, und deshalb habe ich dagegen absolut nichts einzuwenden. Es fehlte noch die Prostitution in Worten, und in Ada Christen ist uns eine Sappho der Musenhalle erstanden; ihr Gewinsel ist lügnerisch, sentimental, anspruchsvoll und deshalb unerträglich.

Mende, Schweitzer und die deutschen Socialisten, die Fournier'sche Ohrfeige, das Concil mit seinen Canones, Journalisten- und Musikertage bieten dem Kleinstädter Stoff für seine satirischen Randglossen. Eine Resolution des Musikertags lautet bei ihm:

„In Erwägung, daß vor allem auf dem Musikertage ein guter Ton herrschen muß, beschließt die Versammlung, daß, wenn irgendein Individuum nicht den Takt besitzt, zu vermeiden, daß eine Dissonanz im Durchgang vorkommt — wodurch natürlich die Harmonie und der Einklang gestört werden würden —, dasselbe zunächst mit einem G-Schlüssel zu versehen ist. Wird diese Anspielung nicht verstanden, so läßt die Versammlung eine Pause von einigen Secunden eintreten, dann aber zieht sie andere Saiten auf und ergreift, sobald sie überzeugt ist, daß keine enharmonische Verwechselung eintreten kann, mit einer Schwingung den Inculpaten und wirft ihn ohne Intervalle, in gesteigertem Tempo und mit einem leisen Nachschlag derart die Scala herauf, daß er ohne Accompagnement, aber nicht ohne Tremolo auf dem Resonanzboden ankommt."

Die harmlosen Episteln unsers Satirikers verrathen ein ganz unleugbares Talent, das sich namentlich in der Persiflage und Ironie, in der Parodie und Travestie äußert. Die Abweichung von den gewohnten Gleisen des Feuilletonhumors, die selbständige Einkleidung, die an unsere bessern Muster, Jean Paul, Immermann u. a., erinnert, machen die Erscheinung des Kleinstädters auch zu einer literarisch bemerkenswerthen und erwecken die besten Hoffnungen für die künftigen Leistungen einer so schneidend scharfen Begabung. Rudolf Gottschall.

Neugewonnene Hülfsmittel zum bessern Verständnisse Pindar's.

Pindar's Siegesgesänge. Mit Prolegomenis über Pindarische Kolometrie und Textkritik von Moritz Schmidt. Erster Band. Olympische Siegesgesänge griechisch und deutsch. Jena, Mauke. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses gelehrte Werk bringt uns den großen griechischen Dichter in zwiefacher Hinsicht näher, in musikalischer und poetischer; in musikalischer auf dem Wege mühsamer Forschung, in poetischer auf dem Wege eleganter Uebersetzung.

Pindar's festliche Siegeshymnen wurden in Begleitung von Zithern und Flöten von Singchören vorgetragen. Es ist dem Verfasser gelungen, auf dem Wege anhaltender Studien, Vergleichungen und Berechnungen das Grundgesetz für den musikalischen Vortrag derselben zu entdecken, welches bisjetzt völlig unbekannt geblieben war; ein Gesetz, welches zugleich auch für den Vortrag der Chöre in den dramatischen Aufführungen seine Geltung hatte. Es ist dieses ein Gesetz, welches auch für den, der nicht im Stande ist, selbst die dornigen Pfade der philologischen Beweisführung mit zu durchwandern, schon allein durch seine ungezwungene Einfachheit und natürliche Grazie etwas unmittelbar Einleuchtendes und das Gefühl Ansprechendes hat, indem es uns in den Stand setzt, das Verhältniß der antiken Musik zur modernen in Beziehung auf Takt und Rhythmus so festzustellen, wie es mit den übrigen Charakterzügen dieser grundverschiedenen Zeitalter im besten Einklang steht. Denn den Gegensatz des streng geschlossenen, vollendet geformten, maßvollen antiken Wesens gegenüber dem ungebundenern und entfesseltern Wesen der modernen Welt sehen wir in Betreff des antiken und modernen Rhythmus uns hier auf das lebendigste vor Augen treten.

Bei uns steht das Metrum oder Versmaß eines Gedichts, welches von einem Musiker componirt wird, mit der Wahl und der Eintheilung des Taktmaßes nicht in einem vorherbestimmten Verhältniß. Der Musiker darf bei uns mit den Worten ganz schalten wie es ihm gefällt. Er darf Worte wiederholen, die der Dichter nicht wiederholt hat; er darf Silben auf das längste ausdehnen, auf das kürzeste zusammenziehen, wie er es für gut findet; er darf sogar bei seinen beliebigen Wiederholungen Sätze abkürzen, Flickwörter (wie „ja" oder „nein") einschieben; wir haben über alles dieses keine bestimmte Regel. Die unmittelbare Folge hiervon ist bei uns, daß überall, wo Musik und Dichtkunst zusammenwirken, die erste die Herrschaft ausübt, welcher sich die letztere als Dienerin zu fügen hat. Im griechischen Alterthum fand das Gegentheil hiervon statt. Obgleich auch bei den Griechen die Instrumentalmusik der Saiten- und Blasinstrumente (wie Harfen und Clarinetten) sich schon zu einer für sich allein bestehenden Kunstübung, zu einem wahren Virtuosenthum gesteigert hatte, so trat doch überall, wo Musik und Dichtkunst zusammenwirkten, die erstere als Dienerin zurück, die letztere als Herrscherin hervor. Die Musik hatte in diesem Falle dort nicht, wie bei uns, die Gewalt über ihren eigenen Takt. Diesen empfing sie vielmehr von der Dichtkunst; ihr einziges Geschäft war, das empfangene Taktschema des Metrums durch die Erfindung einer dazu passenden Melodie höher zu färben.

Um nun aber die Metra richtig zu lesen, d. h. so zu lesen, daß sie nicht sowol für den sprechenden, als vielmehr für den singenden und von Instrumenten begleiteten Vortrag sich brauchbar zeigen, dazu gehört die Grundnorm eines constanten Taktmaßes, in welches sich die Versfüße einordnen, und welches uns vom Alterthum nicht ausdrücklich überliefert worden ist, weil es sich seiner großen Einfachheit wegen bei den alten Schriftstellern nur ganz von selbst verstand. Es muß aus gelegentlichen

Bemerkungen, indirecten Anzeichen, Vergleichung bekannter Fälle mit unbekannten, besonders aber durch anhaltendes Einstudiren in den immer wiederkehrenden Tonfall, welcher auch in den complicirtesten Maßen dem geübten Ohr noch immer als ein und derselbe durchklingt, berechnet und ertastet werden. Die Forderung wurde gestellt von Böckh; weiter wurde auf diesem Wege mit wechselnden Erfolgen gearbeitet von Westphal. Durch Moritz Schmidt scheint darum wol das Ziel wirklich erreicht worden zu sein, weil man sich etwas Natürlicheres und Einfacheres, etwas der noch unerschlossenen Blüte unserer musikalischen Kunst Entsprechenderes nicht wohl vorstellen kann.

Warum rundet sich bei uns die Melodie jedes Walzers, überhaupt jedes einfachen Tanzes, in acht Takten ab? Warum bemerken wir dasselbe Gesetz herrschend bei den meisten Melodien einfacher Volkslieder? Ohne Zweifel darum, weil diese unter allen möglichen Taktgruppirungen diejenige ist, welche am leichtesten und natürlichsten in das Ohr fällt, welche einem einfachen und kindlichen musikalischen Gehör von beschränkterer Fassungskraft am meisten zusagt. Nun wohl! dieses Gesetz, welches bei uns nur die einfachste Norm für den Naturgesang bildet, war nach der Beweisführung von Moritz Schmidt bei den Griechen die allgemeine Norm für allen, selbst für den höchsten Kunstgesang. In dieses Maß, das einfachste was es gibt, die mannichfaltigsten Tonfälle und Versfüße bald in üppig wuchernder Fülle auszuschütten, bald in sparsam zurückhaltender Weise gleichsam tropfenweise einzulassen, darin bestand der Zauber des antiken Kunstgesangs.

Schon in seiner frühern Verdeutschung vom „König Oedipus" des Sophokles (Jena 1862) hat Moritz Schmidt die Chöre nach dieser Theorie übersetzt. Und auch hier wieder hat er die erste und vierzehnte olympische Ode des Pindar in dieser Art im Versmaße des Originals getreu wiedergegeben. Aber weil wir lesend immer die Worte nur sprechen und nicht singen (wie die Alten thaten), so hilft uns eine solche Sangbarmachung derselben ohne musikalische Composition nicht viel und verlohnt kaum die nicht geringe Mühe, welche eine solche Uebersetzung kostet, besonders wenn dieselbe nicht nur sinn-, sondern auch möglichst wortgetreu sein soll. Die einzig mögliche Art, uns den antiken Chorgesang zu veranschaulichen, ist die durch moderne Composition antiker Chöre, wie sie zuerst Mendelssohn versucht hat. Leider fielen seine Versuche in eine Zeit, wo das Grundgesetz des antiken Rhythmus noch unbekannt war, und daher die Donner'sche Uebersetzung noch nicht zum sichern Führer auf diesem Wege taugen konnte. Daher kam es, daß durch Mendelssohn und seine Nachfolger Taubert und Lassen zwar wol mit genialem Instinct in einzelnen Partien das Richtige getroffen werden konnte, im ganzen aber nothwendig über das wahre Ziel weit hinausgeschossen werden mußte. Wie dagegen ein antiker Chor in seinem echten Rhythmus wirklich geklungen hat, lassen zwei völlig correcte Compositionen, welche dem Schmidt'schen Werke anhangsweise zugegeben sind, in höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit erkennen. Die eine ist ein Chor aus dem Euripideischen Satyrspiel „Der Cyklop", die andere ein Chor aus dem Sophokleischen „König Oedipus", beide nach der Schmidt'schen Uebersetzung und correcten Taktirung des Originals. Um bei dem zweiten Chor den Gegensatz antiker und moderner Compositionsweise deutlicher vor Augen treten zu lassen, ist als Gegenbild die in ihrer Art vortreffliche, nur vollkommen ungriechische Composition desselben nach der Donner'schen Uebersetzung durch den Kapellmeister Lassen mitgetheilt worden.

Aber es gibt außer diesem directen noch einen indirecten Weg, den süßen musikalischen Wohllaut Pindarischer Gesänge in unserer Muttersprache nachzuahmen, und auch dieser ist von Moritz Schmidt hier versuchsweise mit Glück eingeschlagen worden. Sowie die griechische Dichtkunst vor der unserigen den Zauber musikalisch gedachter Metra voraushatte, welcher uns verloren ist, so hat die unserige dafür mit dem Eintritt ihrer gesanglosen Sprechperiode einen Sprachzauber anderer Art gewonnen, von welchem die Griechen nichts wußten, den Reim. Auch der Reim ist als eine süße Musik der Silben unserm Ohre nicht minder einschmeichelnd, als wie es dem griechischen ein Pindarisches Metrum war. Auch der Reim bindet die Verszeilen mit ähnlicher Festigkeit, wie bei Pindar das durchgehende und constante musikalische Taktmaß thut. Auch der Reim rundet die Strophen ebenso deutlich zu einander entsprechenden Versgruppen ab, als das Schema einer achttaktigen Melodie. Daher ist der neugewonnene Sprachzauber gewiß am besten geeignet, den altverlorenen zu ersetzen, bei sonstiger möglichst wortgetreuer Uebersetzung des Originals. Schmidt hat dieses Verfahren beobachtet bei sechs olympischen Oden, nämlich bei der zweiten, dritten, sechsten, siebenten, neunten und elften. Die Wirkung ist eine vollkommen gelungene zu nennen. Ja, man darf wol behaupten, daß gerade die erhabenen religiösen Stellen welche den Schwung der Pindarischen Muse am stärksten kennzeichnen, durch dieses Mittel in unserer Sprache einen Glanz bekommen, welcher die hohe Färbung des Originals vollkommen wiedergibt. Man beschaue z. B. in diesem neuen Gewande, das nicht schöner gewählt werden konnte, die in der zweiten olympischen Ode enthaltene Stelle, welche den Zustand der unsterblichen Seelen nach dem Tode beschreibt. Sie lautet:

Doch ein Dasein voller Frieden ist dem Edelen hienieden
Und im Hades zugedacht: und derselben Sonne Pracht,
Die dem Tag auf Erden lacht, leuchtet ihrer Todesnacht.
Keine Sorge, keine Noth um des Leibes kärglich Brot
Knechtet ihn, das Feld zu pflügen und die Woge zu besiegen.
Um die Gottgeehrten schweben thränenlos in Ewigkeit
Fromme Schatten, die im Leben band des Eides Heiligkeit.
Doch der Frevler harrt das Graun, Qualen gräßlich anzuschaun.

Aber wer von Schuld und Fehle rein bewahrte seine Seele,
Wer zum dritten mal bestand, hier und dort im Schattenland,
Wandelt frei auf Jovis Pfade nach Saturnus hohem Bau,
Wo um selige Gestade kosen Luft und Wellenthau;
Wo der Farbenschmelz der Dolde funkelnd glüht im Blumengolde,
Aus des Baumes stolzer Höh' sich am Festland von den Zweigen
Goldne Blütenkelche neigen, Blumengold entsprießt der See.

Festgewinde, bunte Kränze windet draus die fromme Hand
Vor dem treubewährten Richtertribunal des Rhadamanth,
Welchen Zeus, der Göttervater, Rhea's Gatten zugesellt,

Auf dem Thron am Saum der Welt, seinen einstigen Berather.
Peleus auch und Kadmos zählen dort im Reigen frommer Seelen.
Und Achilles, dessen Hand Kyknos in den Tod gesandt,
Der den Hektor, Trojas mächt'ge wandellose Säule, brach,
Dem Aurorens Sohn, der nächt'ge Aethiopersürst, erlag,
Gönnet Zeus, von Thetis' Flehn tiefgerührt, dort einzugehn.

Es ist dieses eins von den schönsten der mannichfaltigen, abwechselnden, oft in schroffen Gegensätzen einander ablösenden Gemälde oder lebenden Bilder dieses großen Dichters, welche gleich Visionen oder auch wie auf hohen Bergen die Landschaften aus den trüben Nebeln unter uns emportauchen, um minutenlang im hellsten Sonnenschimmer zu strahlen. Solche Gemälde nehmen sich im Deutschen in gereimten Versen weit besser und der Schönheit des Originals entsprechender aus als in irgendeiner Nachbildung des griechischen Versmaßes. Zu ihnen gehört unter andern die Geburt des Wahrsagers oder Propheten Jamos durch die jungfräuliche Evadne in der sechsten Ode, die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus und das Emporsteigen der Insel Rhodus vom Meeresgrunde in der siebenten, die Bevölkerung der Erde nach der großen Flut durch Deukalion und Pyrrha in der neunten. Hierher gehört besonders auch in der elften die früheste Stiftung der Olympischen Spiele durch Herakles, nachdem dieser Held die tollkühnen Söhne der Molione, die Tirynthier, welche ihm den Paß nach Elis versperrt hielten, den Kteatos und Eurytos, erschlagen hatte. Er legte die Beute aus diesem Kampfe in Pisa nieder am Grabe des Pelops, weihte den olympischen Boden dem Zeus, und pflanzte mitten im freien Felde den Olivenhain Altis, aus welchem von geheiligten Bäumen die Kränze aus Oelblättern geflochten wurden, mit denen man die Stirnen der Sieger schmückte:

Aber er, der wackre Streiter, Jovis vielgeliebter Sproß,
Hegt in Pisa drauf die Beute und den ganzen Kriegertroß.
Dem erhabnen Vater weihet heil'gen Boden hier der Held;
Drauf umfriedet er die Altis mitten in dem freien Feld,
Gibt den Plan, der die Umfriedung rings umspannt in weitem Kreis,
Dem gesammten Volk als Festsaal, dort sein Mahl zu rüsten, preis.

Der Wettkampf wird nun durch Herakles eröffnet, aus welchem die ersten olympischen Sieger hervorgehen, und zwar im Schnellauf, im Ringen, im Faustkampf, im Wagenrennen mit dem Viergespann, im Speerwurf und im Schleudern des Diskus, worauf ein Beifallsturm des versammelten Volks erbraust:

Indeß des Mondes weiches Zauberlicht
Mit süßem Liebreiz durch die Dämm'rung bricht:
Und bald erklingt der weite Festplatz wieder
Vom Siegesjubel froher Tafellieder.

Die nähere Beschreibung der Pflanzung des Olivenhains Altis durch Herakles enthält die dritte Ode. Denn es war ein Hauptverdienst, welches diesem Helden nachgerühmt wurde, daß er durch die Anpflanzung dieses aus Platanen und Oelbäumen bestehenden Gehölzes die Gegend von Olympia, welche früher kahl gewesen war, zu einem anmuthigen Aufenthalt umgeschaffen hatte:

Des Mondes Mitte war es, die Altäre
Für Vater Zeus, sie waren längst geweiht,
Und mählich war in stiller Abendzeit
Auf goldnem Kahn der Mond heraufgeschwommen
Und vollen Auges ob der Welt erglommen.

Doch noch entsproß kein schönbelaubter Baum
Der weiten Trift im Kron'schen Pelopsthale;
Ein schattenloser, kahlentblößter Raum,
Ein Tummelplatz dem heißen Sonnenstrahle
Bedünkt es ihm — und in des Helden Brust
Erwachte neu die alte Reiselust
Ins Land des Ister, wo Latona's Kind
Vor Zeiten huldreich ihn willkommen hieß,
Die Rossefreundin, als er Thalgewind'
Und Bergeshöhn Arkadiens verließ,
In Jovis Auftrag, wie Eurysth befohlen,
Die Hindin mit dem Goldgeweih zu holen.

Auf ihrer Jagd erblickt' er die Gefilde,
Wo machtlos stirbt des Nordes eisig Wehn,
Und blieb gefesselt von dem holden Bilde
Der grünen Baumpracht stillversunken stehn.
Und ihn ergreift ein mächtiges Gefühl,
Solch Reis zu pflanzen, wo im Hippodrom
Die Wagen zwölfmal donnern um das Ziel.

Gern weilt er jetzt noch bei dem Fest am Strom,
Und mit ihm nahn die göttlichen Genossen,
Ein Zwillingspaar, der schlanken Leda Sprossen.
Denn ihm vertraut' er, zum Olymp verklärt,
Das Hüteramt der staunenswerthen Schenkung,
Wo sich der Mann in seiner Kraft bewährt
Und im Geschick behender Wagenlenkung.

Nicht minder schön nimmt sich in Reimen aus das stolze Selbstgefühl des Dichters in der siebenten olympischen Ode:

Ich huldige mit süßen Geistesfrüchten,
Die ich an preisgekrönte Männer sende,
Mit Musenseim und reicher Nektarspende
Olympias und Pythos Siegeshelden:
Und selig der, von dem die Lieder melden.
Doch läßt der Sieg bald da bald dort sich nieder,
Mit Lautenklang und vollen Flötentönen
Der Menschen Leben wonnig zu verschönen —

oder in der neunten:

Bei Gott, im Lichtmeer meiner Lieder soll
Der Lokrer theure Mutterstadt sich spiegeln!
Den stolzen Renner will ich überflügeln
Und schneller noch als auf des Schiffes Schwingen
In alle Welt die Siegeskunde bringen.
Ich pflege ja mit gottgeweihter Hand
Die Feengärten in der Anmuth Land;
Und sie allein verleihet Reiz dem Leben,
Wie Muth und Weisheit auch nur Götter geben —

und ähnlich in der zweiten:

Unter meines Armes Bogen starrt der Köcher von Geschossen;
Sprache reden sie dem Klugen, Blöden ist ihr Sinn verschlossen.
Aechter Weisheit Wissensschätze sind die Mitgift der Natur,
Angeborne Geistesgabe; angelernte plappert nur
Mit geläufigem Geschwätze zungenfertig, wie die Raben,
Wenn ihr müß'ger Schwarm im Kreis flattert um den Aar des Zeus.

Solcher stark ausgesprochene Sängerstolz darf uns nach unserer feinern Sitte freilich überspannt erscheinen. Doch muß man dabei nicht außer Augen lassen den überaus anmuthigen Dämpfer, welcher ihm dadurch aufgesetzt wird, daß er im weitern Zusammenhange immer einen religiösen Anstrich bekommt. Denn er enthält eigentlich nur ein Lob des Gottes, welcher in dem Schwachen mächtig ist und den Sänger zu Hervorbringungen beseelt, die sich durchaus nicht lernen lassen und folglich seine eigene

menschliche Kraft weit übersteigen. Nur die Musenbegeisterung hilft. Aller Geist kommt von oben, ist eine Naturgabe der Götter, niemals ein Werk der Kunst; wie es heißt in der neunten Ode:

Vollendet prangt, was die Natur erschaffen:
Und wähnt auch mancher der Vollendung Schimmer
Durch anerlerntes Können zu erraffen,
Ihm schweigt das Lied, die Gottheit sucht ihn nimmer.

O fänd' ich jetzt des rechten Wortes Weisen,
Vom Sitz der Musen mein Gespann zu leiten,
Und möchte Kraft und Kühnheit uns geleiten,
So Gastlichkeit wie Heldenmuth zu preisen!

Auch die prächtigen Anreden an die Götter und Helden nehmen sich vortrefflich in Reimen aus, wie die in der zweiten Ode:

Siegeshymnen tönt die Leier! Welchem Gotte, sagt mir an,
Welchem Heros gilt die Feier, welchem Mann?
Preis dem Zeus, Pisas Hort; hoch Heräkles, der ihm dort
Aus der Beute heißer Schlacht weiht der Spiele heitre Pracht —

oder in der elften:

Ja, Preis dem Gotte, der im Wettergrollen
Sich offenbart in seines Donners Rollen,
Aus dessen Faust der Blitze Feuerschwert
Den Sieg verkündend zuckend niederfährt.

Herrlich runden sich in dieser Form auch ab die häufig eingestreuten Sentenzen und Sittensprüche. So z. B. finden wir das Lebensglück überall als unsicher bezeichnet, und streng davor gewarnt, sich darauf irgend zu verlassen, wie in der siebenten Ode:

Des Menschen Herz umgaukelt Wahn auf Wahn,
Und keines Sterblichen Verstand ermißt,
Wie weit in Zukunft ihm zum Glück gereicht,
Was ihm das Heut in ros'gem Lichte zeigt.

Der Wechsel des trüglichen Geschicks wird auch beschrieben in folgenden Worten der zweiten:

Aber ach, kein Mensch ergründet, wann der Tod sein Lager findet:
Wird der Tag nur, da die Sonne morgens friedlich uns gelacht,
Uns in ungetrübter Wonne auch vergehn, wie wir's gedacht?
Eine Strömung nach der andern dringt im Wechsel auf uns ein;
Muß der Frohsinn von uns wandern, kommt die Noth mit ihrer Pein.

Für das Höchste und Preiswürdigste im Leben gilt dagegen die Tugend, welche durch Mühsal zum Siege schreitet, wie es heißt in der sechsten Ode:

Nichts gilt im Staat, nichts an des Schiffes Bord,
Wer sonder Wagniß sich emporgeschwungen.
Nur der allein lebt im Gedächtniß fort,
Der seine Größe mühvoll sich errungen.

Auf die Mühe der Siegesarbeit aber gehört auch der Siegesruhm, ohne welchen der Sieg unvollständig bleibt, wie es heißt in der elften:

So hat auch der vergeblich nur gefront
Und sieht des Lebens lange Mühe nur
Mit kurzer Lust, Agesidam, gelohnt,
Der klanglos einzieht in des Hades Nacht,
Nachdem er glorreich wackre That vollbracht.
Doch dich, o Hochbegnadeter, begrüßt
Der Laute Klang, der Flöte schmelzend Spiel;
Die Pieriden selber sind erschienen,
Die Töchter Jovis, deinem Ruhm zu dienen.

Auch die Schönheit der Körperform wird als göttlich verherrlicht. So beim Sohne des Archestratos, eben diesem Agesidamos von Lokri, dem Sieger im Faustkampfe der Knaben, in derselben Ode:

Noch seh' ich ihn in voller Jugendfrische
In seiner Formen Liebreiz vor mir prangen:
Gleich Ganymedes, der, dem Tod entgangen,
In Eros' Armen ruht am Göttertische.

In dieser einheimischen Form uns näher gebracht, begreifen wir in unserer Muttersprache erst auf anschauliche Art das Anmuthige der Pindarischen Gesänge, welches in andern Formen, z. B. der Uebersetzung des berühmten Thiersch, uns dem größten Theile nach unverstanden bleibt. Ein anderer angenehmer Eindruck, welcher sich hieran knüpft, ist die Aehnlichkeit des Pindarischen Schwungs mit dem Schiller'schen, welche uns hierbei besonders ins Auge springt. Wir besitzen in Schiller unsern Pindar. Die Erhabenheit der Empfindung, die Großheit der Bilder, das Sententiöse der Redeweise, das Ethische des Standpunkts, verbunden mit der Süßigkeit der Metaphern und der graziösen plastischen Abrundung in der Zeichnung der kleinen anschaulichen Züge der Gemälde ist beiden gemeinsam. Auch ein früherer Nachahmer des Pindar (Petri) hat diese Bemerkung schon darin ausgedrückt, daß er zur Wiedergabe Pindarischer Gedanken Schiller'sches Versmaß wählte, wie folgendes hübsche, von Schmidt angeführte Beispiel verdeutlicht. Der Schluß der ersten olympischen Ode lautet im Versmaße des Originals bei Moritz Schmidt:

Mir verleiht der
Muse mächtiger Speer Wunderkraft.
Anderer Macht entspringt anderen Quellen. Auf dem Gipfel des Lebens
Stehn die Fürsten. Drüber hinaus strebe nicht. Genug,
Wenn sonnige Höhn entlang deine Straße zieht, mich des trauten Verkehrs würdig hält
Solch ein Mann, und rings meiner Gesänge Ruhm leuchtet in Hellas' Gauen.

Derselbe Schluß lautet in der zwar nicht wortgetreuen, wohl aber sinngetreuen glücklichen Nachbildung von Petri (Rotterdam 1852):

Die Muse begabt mich mit strebender Kraft,
Noch mehr der Geschosse zu senden.
Ein andrer ja immer sich andres schafft,
Des Lebens Ziel zu vollenden.
Des Fürsten Krone zu oben strahlt,
Ihm haben die Götter schon voll gezahlt;
Was mehr ist, laß es beiseiten.
Und während ich singe dein herrliches Los,
Ich singe mich selbst mit dem Könige groß,
Schweb' hoch auf dem Strome der Zeiten.

Karl Fortlage.

Vom Büchertisch.

1. **Ansichten vom Leben.** Ein Versuch von Sigmund Schott. Breslau, Trewendt. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein gutes Buch, voll gesunder Gedanken und sittlicher Wärme, das uns fast auf jeder Seite liebgewordene Anschauungen reproducirt. Zwanglose Aperçus, sorgsame Erörterungen über abstracte und concrete Gegenstände bringt uns dieser gelungene „Versuch“, der von der Vergänglichkeit, von der Trauer um Todte, der von den Frauen, vom Herzen und vom Gottvertrauen so anregend zu plaudern weiß. Dabei zittert ein wehmüthiger Ton durch das Buch, als wäre alles Irdische ein mildes Abendroth, das sanft und allmählich dahingeht, um in die Nacht des Chaos oder des ewig Räthselhaften zu versinken. So etwa ist der Eindruck, den wir von dem ersten Essay, dem „Von der Vergänglichkeit“ erhalten. Reizend, fein beobachtet und voller Fülle menschlichen Verständnisses ist der Aufsatz, der über die Frauen handelt. Lehnt sich der Verfasser auch, wie er es in seinem Buche durchweg gethan, an Citate aus aller Herren Ländern, geht er besonders häufig auf die Aussprüche der Roland und Staël über ihr Geschlecht ein, so weiß er doch sehr viel Originelles, Treffendes beizubringen. Die Detailkenntniß der menschlichen Dinge verleugnet sich eben nirgends; besonders tritt in dem Essay „Vom Herzen“ ein wahrhaft liebevolles Verständniß für die feinen Gewebe menschlichen Fühlens, für den wunderbaren Organismus, der im Kampf mit dem Denken lebt und sich nur in seltenen Fällen mit jenem vereinigt, hervor. Am unbedeutendsten sind uns Schott's Ansichten vom Gottvertrauen erschienen, die wenig Ursprüngliches bieten und die wissenschaftliche Ethik zu wenig berücksichtigen. Indessen wollen wir diese Essays, die abstracte Themata mit seltener Grazie und schriftstellerischem Geschick behandeln, dem denkenden Publikum angelegentlich empfohlen haben.

2. **Die neue Zeit.** Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Im Geiste des Philosophencongresses unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von Hermann Freiherrn von Leonhardi. Zweites Heft. Prag, Tempsky. 1870. Gr. 8. 26 Ngr.

Was interessirt uns jetzt der Philosophencongreß, während die Kugeln sausen und das Blut in Strömen fließt, während das abstracte Denken der Nation von Denkern und Dichtern sich umsetzt in eine concrete Begründung deutscher Einheit und Freiheit, in den neuen deutschen Staat! Was kann uns Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Schliephacke über „den subjectiv-analytischen, d. i. zur Gewißheit der Gotteserkenntniß als höchsten Wissenschaftsprincips emporleitenden Theil der Philosophie“, oder über „den Begriff des Geistes nach den Thatsachen des Selbstbewußtseins“ Neues sagen, was wir nicht aus den philosophischen Katechismen Herbart'scher Confession bereits wüßten? Und wenn gar die Frauen zu Philosophinnen werden, dann wird uns unheimlich: mag der verehrliche schönere Theil der Schöpfung Arzt, Wahlmann, Stadtverordneter, oder wie in Wisconsin Geschworener sein, zum Philosophen dürfte der concrete Charakter holder Weiblichkeit sich schwerlich eignen. Frau Julie Hoff aus Basel möge uns denn auch verzeihen, wenn wir ihre auf dem prager Philosophencongreß gehaltene Vorlesung über Idealismus und Materialismus (ein weitschichtiges Thema, das sie übrigens auf drei Seiten erledigt) als nicht über das Gebiet banaler Phrase herausgehend bezeichnen. Wie die meisten Damen, die sich für Philosophie begeistern, ist auch Julie Hoff eine warme Anhängerin des vielfach überschätzten Krause. Der Schlußsatz und fromme Wunsch der Rednerin ist etwas unklar: „Da besonders jetzt“, sagt Julie Hoff, „die Frauen sich geistig so wacker hervorthun, so wäre es wünschenswerth, daß die Männer auch in intellectuellen Verhältnissen sich mit ihnen harmonisch vereinigten.“

Hohlfeld bringt auf S. 89 fg. einige sehr logische Auseinandersetzungen über die Begründung des Religionsbegriffs, und der Herausgeber theilt eine Folge von Sätzen über Glauben und Wissen und sodann Anmerkungen zu diesen Sätzen mit. Diese Marksteine der philosophischen Ansicht Leonhardi's enthalten viel Beherzigenswerthes und richtig Gedachtes. So z. B. die nachfolgende Stelle (Satz 57):

> Viele „Gebildete“ und im Sinne der Schule Kant's „Aufgeklärte“ sind nicht nur der Meinung, sondern thun sich noch etwas zugute darauf, zu behaupten, das sogenannte Religiöse bestehe, sofern es Werth habe, allein in Moralität. Was über letztere hinausgehe, weisen sie als „für überflüssig“ und als „Aberglauben“ von sich. Daran haben sie unrecht. Nur so viel darf ihnen zugegeben werden, daß vollendete Religiosität auch zu vollendeter Moralität führt, und daß eine religiöse Bethätigung, die nicht auch sittliche Früchte trägt, mindestens eine unvollkommene oder krankhafte ist; wie denn das Aufkommen jener Meinung geschichtlich nachweisbar nur eine Reaction ist gegen die Moralität vernachlässigende confessionelle Einseitigkeit.

Das ist eine Wahrheit, die noch immer gegenüber dem blinden Kantianismus, der mit der Epoche des 18. Jahrhunderts wol seinen Abschluß gefunden hat, zu beherzigen ist. Die Unfähigkeit jener philosophischen Partei, einen objectiven Maßstab an ethische Verhältnisse anzulegen, die schon Schleiermacher und Hegel klar nachgewiesen haben, documentirt sich nicht schlagender als eben in der Beurtheilung des Religionsbegriffs.

3. **Das Manifest der Vernunft.** Diversionen eines Veteranen im Freiheitskampfe der Geister. Eine Stimme der Zeit in Briefen an eine schöne Mystikerin von F. Clemens. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Grieben. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Ausgabe dieses Buchs ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Schon vor 35 Jahren, „als noch alles unheimlich still rings im Reiche der Geister war und der Pietismus in ungestörter Sicherheit seinem Fischzug im Trüben nachging“, erließ der Verfasser sein „Manifest der Vernunft“. Während die Weisheit der andern ungenießbar war, wie ungereifte Brombeeren, gab F. Clemens der Menschheit „die neuesten Früchte vom Baume der Erkenntniß“ zu kosten. Die Form, in die der zuversichtliche Autor seine Ergüsse kleidete, die silbernen Schalen, in die er seine goldenen Erkenntnißäpfel legt, ist nun eben keine originelle, es ist die Briefform. Clemens bringt auch seine Weisheit nicht an den Mann, sondern an die Frau: seine Briefe sind an „Madame“ gerichtet.

Madame scheint eine alte Betschwester geworden zu sein und ihre Jugend ganz vergessen zu haben. Nun Clemens macht ihr den Standpunkt unermüdlich klar. Er gehört zu jenen vorurtheilslosen Geistern, welche die Vernunft über das Dogma, die Ueberzeugung über die Tradition setzen. Ihm ist das Christenthum eine misverstandene Natur- und Humanitätsreligion, die des guten Kerns nicht entbehrt und die nur in Priesterhänden gemisbraucht ward. Das ist eben kein neuer Standpunkt, aber der Verfasser weiß seine Belege für die Widersinnigkeit des heutigen verfälschten Christenthums in sorgsamer Darlegung und fließender Sprache beizubringen. Zum Schluß gibt der Autor, der ein Stück Poet zu sein scheint, unter dem Titel: „Der Sonntag-Morgen“, sehr hübsch und würdig gehaltene Dichtungen, theils dithyrambischer, theils elegischer Art dem Leser in den Kauf.

4. Ich. Ein Selbstgespräch. Fragment von B. v. R. jun. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1870.

Ein wunderliches Büchlein, ungebunden im Inhalt, gebunden in der geschickt gehandhabten Form. Dem kleinen Werkchen ist die Photographie eines ältern Mannes mit energischen Zügen vorgeheftet, die die Unterschrift trägt:

Die Menge wird mich nicht entziffern,
Den Freunden red' ich nicht in Chiffern;
Der Menge bleib' ich pseudonym,
Den Freunden offen und intim.

Wallenstadt, den 13. Juni 1870. L. Bernold. Oberst.

Wir gehören nun zu jener Menge und wollen uns auch nicht die unnöthige Mühe geben, das „Ich“ des Hrn. Obersten zu entziffern. Daß der seltsame Autor in einer „Zueignung an F. A. Brockhaus in Leipzig“ den „Geistesthaten“ des Wissensborns, dem „Conversations-Lexikon“, der „Gegenwart“ und „Unsere Zeit“ ein „wohlberathenes halb Jahrhundert verdankt“, ist ein aufrichtiges Zeugniß für den großen allgemein bildenden Werth der Brockhaus'schen encyklopädischen Unternehmungen. Nichtsdestoweniger vermögen wir nicht recht einzusehen, welche neuen Gedanken der Autor mit seinem in gereimte Jambenform gebrachten Selbstgespräch hat anbringen wollen, oder welchen Einfluß er sich von seinen gutgemeinten, aber nicht gerade originellen Ideen über Gott, Welt, Zufall und noch einiges versprochen hat. Sehr ehrenwerth ist es von dem Verfasser, daß er seinen Monolog mit militärischer Kürze auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt hat, der für die übersichtliche Recapitulation bekannter geistiger Bewegungen vollkommen ausreicht.

5. Beiträge zur Pädagogik. Von A. Hartung. Wittenberg, Herrosé. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser, der sich der Grimm'schen Schreibweise befleißigt, hat doch nicht über Grimm'sche Klarheit und objective Anschauung der Dinge zu gebieten. Ein specifisch christlicher Standpunkt, der den Autor oft über gewisse Vorbedingungen pädagogischer Praxis ungerecht urtheilen läßt, hindert denselben, die Einseitigkeit kirchlicher Lebensanschauung aufzugeben und einen unabhängigen pädagogischen Weg einzuschlagen, der nichts von confessionellem Streite weiß. Theilen wir gleich die Polemik gegen materialistische Tendenzen, die auch auf pädagogischem Gebiet allzu geneigt sind, zu verwässern, so halten wir doch die Anlehnung an eine directe Confession, wie die protestantische, in Betreff des Erziehungsprincips für verfehlt. Es spukt ein wenig Hegel in der Schrift Hartung's, aber nicht der Hegel freien Denkens, dessen Säcularfeier wir still in diesem Jahre begangen, sondern der berliner Hegel späterer Jahre, der mit Glacéhandschuhen das Verhältniß des Glaubens zum Denken anfaßte und sich mit der Kirchlichkeit vortrefflich abzufinden wußte.

6. Das Zeitalter der Novelle in Hellas. Von Bernhard Erdmannsdörffer. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Vorliegende Arbeit ist zuerst für einen Vortrag im Berliner wissenschaftlichen Verein unternommen und später in den fünfundzwanzigsten Band der „Preußischen Jahrbücher“ übergegangen, aus dem sie in vorliegender Form separat abgedruckt wurde. Eleganz und Sachkenntniß der Darstellung zeichnen dies neueste Opus des berliner Gelehrten vortheilhaft aus. Es ist die Zeit zwischen Homer und Solon, die Zeit zwischen der mythisch-heroischen Epoche und der Blüte der ältern griechischen Tyrannis, von der uns Erdmannsdörffer erzählt. Die epische Form des Hexameters genügte schon nicht mehr, man suchte beweglichere Formen poetischer Stoffe. Archilochus ist ein schlagendes Beispiel. Seine Rügelieder, die ihre Parallelen in der romanischen Rügeliederliteratur des Mittelalters finden, bringen einen so subjectiven Ton in die Poesie, etwas so Ursprüngliches, daß man nun alle Formen gelten läßt, die sich von der objectiven Ruhe des Hexameters entfernen. Und schon arbeiten eine Menge Sagen- und Märchenstoffe im Volksgemüth der Umwohner des Archipels. Die milesischen Novellen, die sybaritischen Erzählungen, die Thierfabeln, die anekdotenhaften Geschichten kleinasiatischer Bauernkönige, wie Gordios und Midas, Kandaulos-Gyges, der Sagenkreis, der sich um Krösus schließt, die Brautfahrt des Hippokleides, die Schwänke des dummen Margites, die Sagen um Periander und Polykrates u. a. m. gaben eine Fülle von Stoff für die hellenische Phantasie ab. Der Verfasser weiß uns sehr eingehend und mit dem Verständniß des Geschmacks von der Formung und Umformung jener Themata zu berichten. Die Abhandlung liest sich leicht, ist instructiv für das literarische Leben einer frühen Culturzeit, erreicht völlig ihren Zweck, nämlich den: zu erweisen, wie auf dem Grunde analoger culturgeschichtlicher Voraussetzungen — hier im griechischen Alterthum, dort im Mittelalter (das fleißig angezogen wird) — eine Anschauung von Welt und Leben ersteht, zu deren eigenstem Wesen neben vielen andern gleich charakteristischen Zügen es gehört, jenes leichte Genre fast unbewußter Dichtung hervorzubringen, welches wir mit dem Namen Novellen bezeichnen.

7. Das Passionsspiel in Oberammergau. Zur Führung und Orientirung von Friedrich Lampert. Würzburg, Stuber. 1870. 8. 7½ Ngr.

Dem merkwürdigen Ueberrest mittelalterlichen Schauspiels, dem oberammergauer Passionsmysterium, ist durch den Krieg ein plötzliches Ende gemacht worden. Vielleicht wird, wie es beabsichtigt zu sein scheint, das nächste Jahr

eine Fortsetzung des unterbrochenen Schauspiels geben. Ausführlicher und liebevoller, als es der bairische Abgeordnete Lampert gethan, kann man kaum dem literarhistorischen Unicum, das vor den Augen von fern und nah herbeigeeilter Schaulustiger in die Erscheinung tritt, das Wort reden. Der Leser erhält einen klaren Ueberblick über Entstehung, Inhalt und Ausführung des volksthümlichen Dramas, das voll ergreifender Momente und überraschender Effecte ist. Auch auf die oberbairische Landschaft, die das Passionsschauspiel so sorglich bis in unsere Zeit hinein gepflegt, fällt manch interessantes Streiflicht. Die Literatur des oberammergauer Spiels, die in diesem Sommer wieder mächtig angewachsen ist, hat durch Lampert's Skizzen einen neuen werthvollen Beitrag erhalten.

8. Peter Arbues und die spanische Inquisition. Historische Skizze, zugleich Erläuterung zu W. von Kaulbach's Bilde „Arbues". München, Ackermann. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Kaulbach'sche Bild, das eine starke Polemik der münchener Orthodoxen gegen den Meister hervorrief, erregte bekanntlich die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt. Der berühmte Historienmaler, dem es ebenso wie Richard Wagner beschieden war, in der bairischen Hauptstadt von ultramontaner Seite angefeindet zu werden, hatte ein historisches Genrebild mit der Hauptfigur des berüchtigten spanischen Ketzerrichters geschaffen, der einem Auto de Fé präsidirt und in voller Glorie ein paar Ketzer gen Himmel brennen sieht. Da jenes Gemälde viel von sich reden machte, hielt man es vermuthlich für passend, eine Erläuterung zu geben, in der man des Arbues Leben, dessen Zeitalter in den Ausgang des Mittelalters fällt, zum Gegenstand biographischer Darstellung machte. Freilich hat der anonyme Verfasser sich nicht gescheut, rückhaltlose Kritik zu üben und dem von Alexander VII. selig, von Pius IX. heilig gesprochenen Inquisitor energisch zu Leibe zu gehen. Ein Torquemada war ein harmloses Kind gegen einen Arbues: die Ströme von Blut, die der fromme Aragonier (geb. 1441, gest. 1485) zur Ehre des Glaubens fließen ließ, haben ihm den Verruf eines aufgeklärten Zeitalters und ebenso wie seinem Geistesverwandten Konrad von Marburg den Tod durch Mörderhand zugezogen. Die Darstellung des Verfassers wirft grelles Licht auf eine finstere Zeit und deren fanatischen Sohn. Interessant dürfte auch für unsere Leser die Beschreibung von Kaulbach's vielbesprochenem Gemälde sein, das, soviel wir wissen, noch in keiner photographischen oder xylographischen Vervielfältigung vorhanden ist. Man höre den Text zu Kaulbach's Werk:

> Er (Arbues) ist aus der Pforte des Inquisitionspalastes, an dessen Fronte sich recht charakteristisch eine Statue der gebenedeiten Jungfrau, dieser Trösterin der Betrübten, zeigt, herausgetreten, um eine Schar Ketzer in Empfang zu nehmen, welche durch zwei Spione in Mönchshabit ihm zugeführt worden sind. Ihm zu Füßen liegen neben der Biblia sacra, diesem Beweisinstrument aller Ketzer, die confiscirten Geldbeutel, Schmucksachen und aus edelm Metalle gefertigten Gefäße; gierige Hände beschäftigen sich bereits mit der Hinwegräumung dieser Kostbarkeiten. Im Hintergrunde — für die Gefangenen wahrlich eine bitter schmeckende Tröstung auf ihr kommendes Schicksal — zeigt sich der brennende Holzstoß, hoch über demselben an Pfähle gebunden bereits abgeurtheilte Leidensgefährten, den Tod durch die züngelnden Flammen erwartend. Im weiten Kreis aber um den flammenden Scheiterhaufen processioniren Psalmen singend mit brennenden Kerzen in der Hand fanatische Mönchsgestalten — hinter dem Bildniß des Gekreuzigten, der noch am Kreuze dem reuigen Sünder die Aufnahme ins Paradies verheißen und seinen Jüngern die Feindesliebe zur heiligsten Pflicht gemacht hatte.

9. Die Corps der deutschen Hochschulen nebst einer eingehenden Darstellung studentischer Verhältnisse. Anhang: Die modernen Burschenschaften. Leipzig, Lißner. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Die studentische Verbindungsfrage nimmt momentan einen fast ebenso großen Raum in Anspruch wie die Arbeiterfrage. Nach den vielen Broschüren von burschenschaftlicher Seite kommt uns auch einmal eine Vertheidigung der Corps vom Corpslager aus zu Gesicht. Allerdings müssen wir eingestehen, daß die vorliegenden Erörterungen, was Stilistik, logische Gliederung und Redevermögen sans phrase anbetrifft, den burschenschaftlichen Broschüren den Rang ablaufen. Mag es nun an der geschlossenern Phalanx des deutschen SC. resp. CC. liegen, mag die Logik der Thatsachen mehr für die Corps sprechen, mag den Burschenschaften, ähnlich wie dem Liberalismus unserer Tage, so inhaltreich er ist, weniger die knappe und treffende Redeform zu Gebote stehen als dem gemäßigten Conservatismus, genug, diese Corpsbroschüre ist geschickter geschrieben als eine aus dem gegnerischen Lager. Nur müssen wir gegen eine Menge Beschuldigungen, die der Anhang gegen die Burschenschaften vorbringt, Verwahrung einlegen. Freilich sind die Burschenschaften nicht mehr das, was sie im Sinne ihrer ersten Stifter hätten werden sollen, sie sind eine studentische Halbheit geworden und darin liegt das Schwarze, in welches alle Pfeile der Corpsbroschüre treffen; aber sie enthalten doch noch einen Kern der intelligenten Studentenschaft und ein wesentliches Contingent der besten Vertreter akademischer Jugend. Und von diesem Standpunkt aus muß man es zum mindesten als eine harte Ungerechtigkeit bezeichnen, wenn der anonyme Autor vorliegender Schrift die modernen Burschenschaften als „Brutstätten der Heuchelei im studentischen Leben" bezeichnet.

10. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Hefte 91, 99, 100, 102 und 103. Berlin, Lüderitz. 1870. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Heft 91. Ueber den Parasitismus in der organischen Natur von Maximilian Perty.

Der vielseitige Verfasser führt uns diesmal in das unheimliche Leben der Schmarotzerthiere ein und gibt interessante Aufschlüsse über diese Plebejer der Insektenwelt. Ob der zartfühlende Leser sich dieser Lektüre gegenüber immer wird des Ekels erwehren können, muß freilich dahingestellt bleiben. Andererseits erhalten wir zwar von der Planmäßigkeit der Natur einen Begriff, wenn wir erfahren, daß die Parasiten theilweise bestimmt sind, die selbständigen Organismen in Schranken zu halten, ihrer Fülle und Ausbreitung entgegenzutreten und insofern dem gleichen Zweck zu dienen wie viele selbständige Organismen, welche durch ihre größere Energie und Kraft schwächere Geschöpfe unterdrücken und vernichten. Aber wir müssen doch vor unserm Primat in der Schöpfung bange werden, wenn wir erfahren, daß der Mensch, der die größten

und stärksten Raubthiere bezwingt, die kleinen Schmarotzer trotz seinen Waffen und seiner Wissenschaft nie wird ganz bezwingen können.

Heft 99. Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer von C. Petersen.

Der Verfasser zieht andere arische Stämme nicht in den mythologischen Vergleich, er spricht nur von den classischen Völkern und erwähnt zu Anfang kurz einige Zwölfgötteranalogien der Semiten. Was der Autor über die plastische Darstellung der Götter und die Kalendarien der Alten beibringt, ist zwar nicht neu, aber anschaulich und faßlich wiedergegeben.

Heft 100. Der ärztliche Beruf von Robert Volz.

Eine Geschichte der Aerzte in nuce, mit Geist und Sorgfalt geschrieben. Von S. 33 an kommt der Verfasser auf die moderne Stellung der Aerzte zu sprechen, und erörtert eingehend Vortheile und Nachtheile der neuen Zeit. Die deutschen Aerzte, die bis zur Mitte unsers Jahrhunderts in gewissem Grade dem Staat verpflichtet blieben, sind jetzt nach Erfüllung ihrer wissenschaftlichen Pflichten frei und nur noch „der Menschheit und ihrem Gewissen verpflichtet". Der Norddeutsche Bund ist im Hinblick auf die medicinischen Reformen anderer Länder sogar noch weiter gegangen: er hat nach Freigebung der ärztlichen Praxis in dem Vorbehalt einer Prüfung für persönliches Belieben sich englischen Verhältnissen genähert, wenn er auch dadurch nicht, wie Volz meint, ein „Aufheben der wissenschaftlichen Gewähr" veranlaßt hat. Das sachlich gehaltene Schriftchen bietet eine gute Uebersicht über die historische Entwickelung der ärztlichen Praxis.

Heft 102. Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung. Von Karl Zöppritz.

Sorglichkeit der Stoffverwerthung und die Bemühung nach Deutlichkeit sind diesem Vortrage nicht abzusprechen, wenn auch die Behandlung des Gegenstandes eine ziemlich trockene ist. Wer die Behandlungsweise kennt, die französische Gelehrte, z. B. Arago, solchen Stoffen zutheil werden lassen, der wird uns nicht des Verlangens nach Unmöglichem zeihen. Vielleicht lernt man auch mehr aus diesen drei Bogen als aus einem breitleibigen physikalischen Compendium, und wäre es auch nur die Erfahrung, daß in letzter Instanz die Sonne die Erzeugerin aller irdischen Arbeitsvorräthe ist.

Heft 103. Aristoteles und seine Lehre vom Staat. Von Wilhelm Oncken.

Aristoteles und kein Ende! D. Bl. haben nicht die Prätension, ein Résumé der eleganten Darstellung zu geben, die Oncken von der Staatstheorie des griechischen Weltweisen entworfen hat. Ob Oncken nicht zu viel weiß, wenn er von Aristoteles (wie Stilling von Goethe) behauptet: sein Herz, das nur wenige kannten, sei so groß gewesen wie sein Verstand, den alle kannten — das überlassen wir einem psychologischen Philologen, der uns vielleicht ungeahnte Aufschlüsse über das Gemüthsleben des Philosophen geben wird.

Feuilleton.

Zur Kriegslyrik.

Friedrich Bodenstedt hat „Neun Kriegslieder" (gedruckt in diesem Jahre bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) herausgegeben, von denen einige aus den Zeitungen und Journalen bekannt und zum Theil schon von uns erwähnt sind. Das erste Gedicht: „Warum, warum trotz alledem?" beginnt mit dem Vers:

Napoleon hat Macht und Geld,
Ist groß in Thaten und in Worten,
Er ist der klügste Mann der Welt,
Man rühmt und preist ihn allerorten;
Ihn schmückt ein Kaiserdiadem
Und Ruhm folgt seiner Feldstandarte —
Warum, warum trotz alledem
Verachtet man den Bonaparte?

und schließt nach einer Reihe fragender Strophen mit der Antwort:

Weil er Europas Hohn und Fluch,
Weil morsch der Grund von seiner Größe,
Weil seine Herrschaft Lug und Trug,
Und Heuchelei deckt seine Blöße.
Sein Name ist der Lüg' Emblem,
Er spielt sein Spiel mit falscher Karte:
Darum, trotz Kron' und alledem,
Verachtet man den Bonaparte.

Die andern Gedichte sind: „Auf Frankreichs Kriegserklärung", „Morituri te salutant", „Deutschlands Auferstehung" mit dem Schlußvers:

Bald wird am Rhein die Schlacht geschlagen,
Ganz ausgekämpft der alte Streit,
Davon man singen wird und sagen
Bis in der spät'sten Enkel Zeit.
Da wird die Welt nach Kriegsgewittern,
Ein großes Völkerwunder sehn:
Das ein'ge Frankreich wird zersplittern,
Ein einig Deutschland auferstehn.

„Neues Kriegslied", „Der Ausmarsch zum Rhein", „Nie wird der Rhein französisch sein", die humoristische „Feldinstruction über die Zuaven", „Er und wir". Der Grundton der Gedichte ist behaglich und frisch; man sieht unter dem Kriegshelm die Züge Mirza-Schaffy's hervorschimmern.

Das neueste fünfte Heft der „Lieder zu Schutz und Trutz" einer Sammlung, die sich als ein Repertorium der Kriegslyrik erweist, bringt außer dem großen Freiligrath'schen Gedicht: „Hurrah Germania", Gedichte von Alfred Meißner, Wilhelm Jensen, Moritz Carriere, Moritz Blanckarts, Friedrich Beck u. a. Auch Berthold Auerbach hat sich durch den Kriegslärm auf den lyrischen Pegasus hinaufnöthigen lassen und ein „Lied der deutschen Soldaten im Elsaß" gedichtet, das sehr volksthümlich ist, aber doch nicht genügen wird, dem Autor einen Platz unter den Lyrikern der Gegenwart einzuräumen.

M. Evers hat „Vorwärts. Sieben geharnischte Sonette an das deutsche Volk" herausgegeben (Oldenburg, Schulze), die nicht gerade originell, aber doch auch nicht übel sind. Wir theilen zur Probe das sechste mit:

Wohlan zum Kampf! wenn wir nun einmal sollen,
Dann wollen kämpfen wir mit deutschem Muthe!
Färbt sich die Erd' dann mit der Brüder Blute, —
Euch Frevelmüth'gen wird's der Himmel zollen!

Auf jetzt durch Bäch' und Ströme — angeschwollen
Sind sie wie bald von unserm Herzensblute! —
Dem Feind entgegen! Schmach, wer da noch ruhte,
Wo Schwerter klirr'n und Schlachtendonner rollen!

Vorwärts! Noch wehen hoch und stolz die Fahnen!
„Vorwärts!" erschallt des Feldherrn Donnerstimme
Brecht durch den Feind euch kühne Siegesbahnen!

Stürzt euch auf ihn mit allgewalt'gem Grimme
Und jeder ringe — was soll ich noch mahnen? —
Daß er zuerst des Gegners Höh' erklimme!

Zum Schluß bringen wir hier die in vielen Zeitungen mitgetheilte poetische Antwortsepistel auf den Brief, den der französische Dichter an das deutsche Volk gerichtet hat, von dem Herausgeber d. Bl.:

An Victor Hugo.

Aufgescheucht aus deines Patmos stillen Träumen sendest du
Einen Brudergruß der Völker jetzt dem deutschen Volke zu,
Eine Taube mit dem Oelzweig aus der Sündflut Wogendrang —
Willst mit priesterlichen Worten hemmen unsrer Waffen Gang.

Frieden, heilig Wort des Lebens, alle Herzen schlagen dir!
Schöner als des Lorbers Kronen winkt uns deiner Palmen Zier;
Doch der jetzt mit Blut und Thränen sich dem Schos des Kriegs entringt,
Ist der ew'ge Frieden nimmer, den das Lied der Dichter singt.

Wenn auf Raub die Geier flogen, kommt der Taube Flug zu spät.
Frankreich erntet jetzt mit Schaudern, was nur Frankreich ausgesät.
Eines blut'gen Krieges Würfel warft ihr hin im Knabenspiel,
Und ihr weigert jetzt den Einsatz, weil für uns der Würfel fiel!

Nicht den Marsch der Legionen hemmte kühner Freiheit That
Damals als die freche Drohung jedes Völkerrecht zertrat;
Nimmer hat sie da ihr Banner uns zum freud'gen Gruß geschwenkt
Und im Dom der Invaliden der Cäsaren Ruhm versenkt!

Und des Sängers Feuerruthen, seiner Züchtigungen Hohn,
Sind ein Brandmal für den Todten, dem Lebend'gen eitles Drohn.
Dein Napoleon der Kleine blieb noch immer groß genug,
Bis die Macht der deutschen Heere seinen Herrscherthron zerschlug.

Habt ihr nicht den müden Cäsar in den letzten Kampf gehetzt,
Ihn, der vor der Matadore rothem Tuche sich entsetzt?
Wär' er als ein Landerobrer heimgekehrt mit Glanz und Ruhm —
Ach wo blieb der Freiheit Banner und des Friedens Priesterthum?

Und du selbst, ein wandelbarer Sänger wechselvoller Zeit,
Priesest in den Jugendliedern eines Cäsars Herrlichkeit;
Gleichwie vor der Bundeslade David tanzend Hymnen sang —
Um die erzne Kaisersäule tanztest du mit Harfenklang.

Selbst der Nächte bleicher Sänger stimmt in solchen Jubel ein,
Und von seines Lieds Champagner flog der Pfropfen nach dem Rhein.
Selbst das Bürgerreich des Juli brütet solche Leidenschaft —
Ja, der Rhein ist Frankreichs Wahnsinn, und der Rhein ist Deutschlands Kraft.

Einmal schon den Brief des Friedens schrieb ein Dichter gleich wie du,
Allen Völkern warf die junge Republik die Rosen zu;
Bald gebrochen lag die Lyra vor den Stufen eines Throns,
Und der Adler des Johannes weicht dem Aar Napoleon's.

Täglich hast du andre Launen, Friedensgruß und Kriegeszorn,
Trägst ein Veilchen heut im Wappen, morgen schon den Rittersporn,
Frankreich, wandelbarer Proteus! Wechsle Farben und Gestalt —
Doch wir haben dich und halten dich mit eiserner Gewalt.

Hunderttausend Helden fallen nicht für einen Obolus,
Den der Tod dem bleichen Fährmann für die Fahrt bezahlen muß.
Frankreich kämpfte mit dem Cäsar, Frankreich theile sein Geschick:
Gib heraus den Raub der Könige, friedensel'ge Republik!

Gib heraus die deutschen Lande, unsers Reiches Erb' und Gut,
Unser werde jetzt die Erde, wo der Helden Asche ruht!
Die verlornen Kinder lege wieder an der Mutter Herz, —
Sühne für das Blut der Edeln, der Verlassenen Noth und Schmerz.

Hast zugleich du mit der neuen deine alte Schuld bezahlt,
Dann zum Völkerfriedenstempel, der im Glanz des Geistes strahlt.
Jede Rache sei begraben, nie entweiht der Brudergruß;
Zwei vereinte Völker segnet dann der Menschheit Genius.

Sonst — zum letzten Kampf! Wir nahen erzumpanzert, siegsgewiß,
Und so werde Saragossa, übermüth'ges Sybaris!
Völkermutter, welche grausam jetzt die Unsrigen verstieß,
Höhnend deines Sängers Preislied, weltvergiftendes Paris!

Du Vulkan, der plötzlich wieder seine Feuersäulen hob,
Der so lang' nur graue Asche über alle Völker stob,
Das Verbrechen der Zerstörung und der Fluch kommt über dich,
Denn dein ist das Wort des Friedens — der Besiegte beuge sich!

Sonst in deinen üpp'gen Flitter schlägt die deutsche Eisenfaust!
Hör', wie schon das Schlachtgewitter um die Siegesbogen braust!
Dichter, häng' die Harfe jammernd an den Weiden Babels auf;
Denn die Weltstadt eng umklammernd nimmt Verderben seinen Lauf.

Bibliographie.

Baumbach, E., Gedichte. 2te veränderte Auflage. Mitau. 8. 1 Thlr.

Baumgarten, H., Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Leipzig, Hirzel. 8. 12 Ngr.

Benedix, R., Soldatenlieder für den deutschen Krieg 1870. Leipzig, Magazin für Literatur. 64. 1 Ngr.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 39: Der Graf von Hammerstein. Historisches Schauspiel von A. Wilbrandt. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Böttger, A., Das Galgenmännchen. Dramatische Märchendichtung. Leipzig, Kormann. Br. 8. 1 Thlr.

Carriere, M., Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben unserer Zeit. Rede. München, Ackermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Diez, Katharina, Heinrich Heine's erste Liebe. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die bundesstaatliche Einigung Süd- und Nord-Deutschlands unter Preußens Führung als nothwendiges Ergebniß des gegenwärtigen Krieges und ihre Bedeutung als Schutzwehr für das europäische Gleichgewicht. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Egger, F., Das neu erklärte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes beleuchtet. Brixen, Weger. Gr. 8. 8 Ngr.

Ellmenreich, A., Acht Kriegslieder zu Schutz und Trutz. Gewidmet dem deutschen Volke, dem deutschen Heere zum begonnenen Feldzuge wider den Franzmann. Leipzig, G. Schulze. 16. 2 Ngr.

Eltester, T. H., Worte der Verständigung, des Friedens und des Trostes, gesammelt aus dessen Nachlaße von H. Ritter. Berlin, Henschel. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eyffert, M., Der Begriff der Zeit. Inaugural-Dissertation. Berlin, Calvary u. Comp. 8. 10 Ngr.

Fastenrath, J., Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Franz, A., Der deutsche Krieg von 1870 gegen den Erbfeind. Seine Entstehung und sein Fortgang bis zu den neuesten Ereignissen. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Beck. Gr. 8. à 5 Ngr.

Geist, J. A., Heinrich und Kunigunde oder Sieg der göttlichen Gnade. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 Thlr.

Gensichen, O. F., Sechs Kriegslieder. Berlin, Grosser. 8. 1 Ngr.

Gigl, A., Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870. Für das Volk bearbeitet. 1stes Heft. Wien, Hartleben. Hoch 4. 5 Ngr.

Golowin, L., Russland unter Alexander II. Original-Ausgabe. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hägele, J. M., Eine Leuchtkugel in die sociale Dämmerung. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 4 Ngr.

Hahn, W., 1870. Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich. Geschrieben und zusammengestellt. 1ste Lief. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 5 Ngr.

Hartmann, E. v., Aphorismen über das Drama. Berlin, W. Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Holland, H., Das Ammergauer Passionsspiel im Jahre 1870. Münster, Russel. 8. 2 Ngr.

Hopf, A., Offen geschriebbener Schreibe-Brief von Isaak Mauses Hersch an Herrn Louis aus Paris, Aufenthalt for Szeit unbekant. Berlin, Prager. 8. 1½ Ngr.

Hugo, V., Napoleon der Kleine. Aus dem Französischen. 3te Ausgabe. Bremen, Kühtmann. 8. 20 Ngr.

Humor im Felde. Heiteres aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaiser, K., Drei Fragen über den deutsch-französischen Krieg beantwortet. Tilsit, Loesch. 8. 3 Ngr.

Löher, F. v., Abrechnung mit Frankreich. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 3 Ngr.

Muth, F. A., Haideröslein. Ein Liederstrauß. Würzburg, Woerl. 16. 15 Ngr.

Napoleon III. Flucht aus Metz nach Paris. Leipzig, G. Schulze. 8. 1 Ngr.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. (4te Folge.) Augsburg, Kranzfelder. 8. 16 Ngr.

Schulze, E., Der ewige Friede. Schätzbares Matderial von eenen deutschen Kannenjießer. Bei dem nächsten Friedensschluß zu beliebiger Benutzung vor Herrn Jrafen von Bismarck. Braunschweig, Huch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wachtel, F., Offener Brief an Herrn Dr. Fritz Reuter. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was geschieht jetzt mit Napoleon und mit Frankreich. Politische Beleuchtung von einem ehemaligen Diplomaten und Militär. Leipzig, G. Schulze. 8. 1 Ngr.

Watterich, Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Eine historische Untersuchung. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 20 Ngr.

Wilbrandt, A., Dramatische Schriften. II. Der Graf von Hammerstein. Historisches Schauspiel. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wörterbücher der neuern Sprachen.

Deutsch, Französisch und Englisch.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Zum Gebrauch der drei Nationen. Neunte, vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage. In drei Abtheilungen. 8. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Erste Abtheilung: Français-allemand-anglais.
Zweite Abtheilung: English, German, and French.
Dritte Abtheilung: Deutsch-französisch-englisch.

Französisch-Deutsch.

Kaltschmidt, J. H. Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Siebente Auflage. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Kaltschmidt, J. H. Dictionnaire Trésor français-allemand et allemand-français. — Praktisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil: Französisch-deutsch. Geh. 24 Ngr.
Zweiter Theil: Deutsch-französisch. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Englisch-Deutsch.

Albert, L. A complete Pocket-Dictionary of the English and German Languages. — Vollständiges Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Flügel, F. und J. G. Practical Dictionary of the English and German Languages. — Praktisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Auflage, zehnter durchgesehener und verbesserter Abdruck. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Italienisch-Deutsch.

Valentini, J. Dizionario portatile italiano-tedesco. — Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Siebente Original-Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Erster Theil: Italienisch-deutsch. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Zweiter Theil: Deutsch-italienisch. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorstehend aufgeführte Wörterbücher zeichnen sich durch praktische Einrichtung wie durch Wohlfeilheit des Preises aus und sind, wie die wiederholten neuen Auflagen beweisen, allgemein im Gebrauch.

Zeitgeschichtliche Werke
aus dem
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blankenburg. Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. Mit Karten und Plänen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Charras. Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 2 lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemangne. Avec cartes spéciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

—— Histoire de la campagne de 1815. Waterloo. 5me édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 Vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Thle. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Klippel. Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Jahrgang 1842 und 1843. Jeder Jahrgang in ermäßigtem Preise 1 Thlr. 10 Ngr. (früher 2 Thlr.).

In diesen Jahrgängen sind folgende zwei für die Gegenwart sehr interessante Aufsätze enthalten:

Der Raub der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im Westfälischen Frieden. Von H. Scherer.

Der Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von H. Scherer.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. 1870. Heft 18. 6 Ngr.

Enthält unter anderm:

Die natürlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich. Von R. Böckh. Mit einer Karte von Henry Lange.

Vorstehende Werke haben durch die Ereignisse der Gegenwart erhöhtes Interesse erlangt und verdienen jetzt besondere Beachtung.

Commissionsverlag von F. A. BROCKHAUS in Leipzig.

Soeben erschien:

M. RENAN
et
ARTHUR SCHOPENHAUER.
Essai de critique
par
Alexandre de Balche.
8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift gewinnt durch die darin geführte Bekämpfung der politisch-philosophischen Anschauungen Renan's vermittelst der Lehren des deutschen Philosophen Schopenhauer für die augenblickliche politische Lage Frankreichs ein besonderes Interesse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 20. October 1870.

Die romantische Schule in neuer Beleuchtung.

Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Ein Werk von fast 1000 Seiten über die „romantische Schule" berechtigt gewiß zu der Vorfrage, ob die Bedeutung dieser Schule eine so eingehende und gelehrte Behandlung rechtfertigt, oder ob dieselbe nur einer jener beliebigen Stoffe ist, welche die deutsche Gelehrsamkeit sich aussucht, um sie durch ihr Fortwälzen zu lavinenartigen Massen anschwellen zu lassen.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Kluft, welche in Deutschland zwischen literarhistorischer und nationaler Geltung besteht, gerade bei der romantischen Schule scharf in die Augen fällt. Keine andere Nation hat etwas Aehnliches aufzuweisen. In Frankreich und England beschäftigt sich die Literaturgeschichte mit Vorliebe mit den von der Nation anerkannten Dichtern; in Deutschland muß man ihr umgekehrt eine besondere Vorliebe für die verkannten und vom Publikum nicht beachteten Poeten nachsagen. Daß dies auf ein krankhaftes Element in unserer Literatur deutet, ist fraglos — danach aber zu forschen fällt den gewissenhaftesten Forschern nicht ein. Sie nehmen die Thatsache als gleichgültig hin und fahren fort, die Kluft durch ihre Gelehrsamkeit zu erweitern.

Um die Dichter der „romantischen Schule" hat es immer schief gestanden; denn sie hatten kein Publikum. Welche Dichtung von Ludwig Tieck hat auch nur eine neue Auflage erlebt? Welche Buchhandlung würde es wagen, von Tieck's gesammelten Werken eine neue Ausgabe zu veranstalten? Welche der neuen „Nationalbibliotheken", die der deutschen Nation geistige Schätze sammeln, hat nur irgendeins der Tieck'schen Dichtwerke aufgenommen? Und Ludwig Tieck ist doch der Meister vom Stuhl der romantischen Poesie! Die Journale der Schlegel, aus denen uns Koberstein und Haym so umfassende Auszüge mittheilen, sind aus Abonnentenmangel immer bald selig entschlafen und hatten stets ein sehr kleines exclusives Publikum. Dem großen Publikum werden sie nur bekannt durch Verspottungen auf der Bühne und in gelesenen Schriften.

Ein Homer und Pindar, ein Aeschylus und Sophokles, ein Shakspeare und Schiller waren große Dichter und schon volksthümlich bei ihren Zeitgenossen, andere Dichter, wie Goethe, besaßen eine Größe, die den hervorragenden Geistesverwandten ihres Zeitalters imponirte und in der Betrachtung der spätern Geschlechter von Jahr zu Jahr wuchs; doch Ludwig Tieck und die Schlegel waren weder volksthümlich noch große Dichter, und auch die so eingehende Kritik von Haym ist weit davon entfernt, ihrem Piedestal auch nur einige Fuß Höhe zuzusetzen, was ihre dichterische Bedeutung betrifft. Wir müssen bekennen, daß wir schon in Koberstein's Literaturgeschichte die Behandlung der romantischen Schule gerade wegen ihres sorgfältigen Fleißes und des aufgehäuften Materials in erstaunlichem Misverhältniß zu dem Plan des Werks fanden. Was uns bei den Classikern, das heißt bei großen Dichtern, interessirt, darf bei den Romantikern, das heißt bei sehr mittelmäßigen Dichtern, nicht entfernt das gleiche Interesse beanspruchen. Eine Gleichartigkeit der Behandlung bei so ungleichen Verdiensten um die Nationalliteratur erscheint uns nicht als recht und billig; geht sie aber aus gleich hoher Schätzung hervor, so müßten wir gegen solche ästhetische Begriffsverwirrung protestiren. Wozu sollen wir in einem Werke, welches die deutsche Nationalliteratur behandelt, diese zahlreichen Excerpte aus den Briefen der Romantiker mit in den Kauf nehmen?

Etwas anderes ist es mit einer Monographie, die ein selbständiges Recht in Anspruch nimmt. Wer sich für die „romantische Schule" nicht interessirt, mag sie ungelesen lassen. Ueberdies kündet R. Haym sein Werk als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes" an. Es handelt sich in demselben also um eine Darlegung der Gedankenfäden, welche in der romantischen

Schule einen neuen Knotenpunkt geistiger Entwickelung bilden. Es ist dies eine Darstellung, die im Grunde für eine Geschichte der Philosophie mehr paßt als für eine Literaturgeschichte; und in der That erinnert das Werk von Haym ebenso oft an die erste als an die zweite, ja seine eigentlichen Vorzüge liegen nach jener Seite hin. Die Aufgabe der Literaturgeschichte findet Haym darin, die Wandlungen des Ideenlebens einer Nation darzustellen; doch sie ist eine andere: sie soll die vorhandenen Literaturdenkmäler allerdings aus der Entwickelung der Dichter erklären, aber dieselben mit allgemeingültigem ästhetischen Maße messen und das volle Lebensbild der Dichter mit feiner, endgültiger Charakteristik uns vorführen. Eine Literaturgeschichte, welche den Hauptnachdruck auf jene geistigen Linien legt, in denen die Ideen sich fortbewegen, wird der Bedeutung der einzelnen Dichter um so weniger gerecht werden, als sie die Bedeutung des ursprünglichen Talents in seiner „Einzigkeit" anerkennt. Diese Darstellungsweise paßt nur für diejenigen Kapitel, in denen die Literaturgeschichte die Entwickelung der Philosophie und der Wissenschaften vorträgt. Haym selbst gibt zu, daß nicht die Dichtung, sondern die Wissenschaft durch die romantische Revolution eine nachhaltige Bereicherung und Vertiefung erfahren habe, obgleich auch hier Fortschritt und Rückschritt, erfrischende Begeisterung und verwirrende Trübung sich dicht nebeneinander finden. Es ist daher die wissenschaftliche Seite der Romantik, welche in seinem Werk besonders hervorgehoben wird.

Ohne Frage ließ sich indeß dasselbe um einen neuen Band von 1000 Seiten vermehren; denn Haym stellt eigentlich nur die grundlegenden Anfänge der Schule dar, in welche er, bei den fließenden Grenzen derselben, nicht nur Schelling und Schleiermacher, sondern auch Hölderlin ganz mit hereinnimmt. Wol aber ist die ganze weitere Entwickelung der Schule ausgeschlossen, die sich gerade nach poetischer Seite hin üppig entfaltete. Wir erfahren nichts von Tieck's spätern novellistischen Productionen, nichts von Brentano's ungeheuerlichen Dichtungen, von Arnim's phantasievoll sinnigen Romanen und barocken Puppenkomödien, von Fouqué's zierlichen Ritterpoesien und manierirten nordischen Reckendramen, nichts von Heinrich von Kleist's so vielgepriesener dramatischer Wirksamkeit, nichts von Amadeus Hoffmann's grellen Nachtstücken und grotesken Zerrbildern. Ebenso wenig erfahren wir von der Auflösung der Romantik, von den Fäden, welche in die Heine'sche Dichtung, in die jungdeutsche Emancipationsliteratur hineinreichen, von den Einflüssen, welche die romantische Schule auf spätere Dichter, auf Immermann, Grabbe, Hebbel ausübte. Noch mehr in der Tendenz des Autors hätte es gelegen, den Nachweis zu führen, wie die Gedanken der Romantiker allmählich in der germanistischen Wissenschaft, in der vergleichenden Sprach- und Literaturkunde, in der nachfolgenden Uebersetzungskunst, in dem fortwuchernden Shakspeare-Cultus, in der Pflege der romanischen Literatur zu positiven Resultaten führten, wie sie in der Rechts- und Staatsphilosophie einer großen Partei zu politischer Geltung kamen, welche Rolle sie in Preußen spielten unter dem letzten Romantiker auf dem Thron Friedrich's des Großen. Durch solche erschöpfende Darstellung wäre der „Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes" erst ein vollständiger geworden, der Einfluß der romantischen Schule auf die Gegenwart klarer hervorgetreten. Haben doch selbst ihre Sünden und Frevel eine Nachkommenschaft aufzuweisen, die noch unserer Zeit nicht zum Heil gereicht! Der pasquillartige Ton der Journalistik, der schonungslose Witz der Kritik, die Abhängigkeit von persönlichen Einflüssen in Lob und Tadel, alle journalistischen Kniffe, von der Anwendung des praktischen Sprichworts Manus manum lavat bis zur Kunst des vornehmen Todtschweigens, sind von den Schlegel in ihren Journalen bereits mit meisterhafter Virtuosität zur Anwendung gebracht worden. Haben dieselben doch selbst Schiller todtgeschwiegen — mit welchem Erfolg, ist weltbekannt und lehrreich für die journalistischen und literarhistorischen Nachfolger der Schlegel, welche auch namhafte Dichter durch Todtschweigen aus der Welt zu schaffen glauben.

Wenn wir das alles erwägen, was für eine vollständige Darstellung der romantischen Schule unerlaßlich wäre und was in dem Werke von Haym fehlt, so erscheint das letztere nur als eine voluminöse Skizze. Es ist zwar das Recht des Verfassers, sich sein Thema mit jeder möglichen Beschränkung zu stellen; aber der Titel des Werks scheint doch derartige Beschränkungen auszuschließen.

Die Darstellungsweise Haym's ist aus seinen Werken über Hegel, Wilhelm von Humboldt und Schopenhauer bekannt; sie ist feinspürig, geistreich, klar und im ganzen geschmackvoll, wenn wir von einigen überflüssigen und etwas abenteuerlichen Fremdwörtern absehen, denen wir gern das Bürgerrecht in deutschen Werken verweigern möchten. Eine zusammenfassende Charakteristik der einzelnen Dichter und Denker fällt außerhalb der Methode der Haym'schen Darstellung, welche Stein auf Stein zusammenträgt und uns mitthätig an diesem Aufbau helfen läßt. Er macht nur den Strich unter die einzelnen Posten und läßt uns selbst die Summe ziehen. Vollständig tritt eigentlich nur das Bild von Novalis, Hölderlin und den beiden Schlegel vor uns hin; annähernd ist die Bedeutung Schleiermacher's erschöpft; von Tieck und Schelling wird nur die erste Zeit ihres Wirkens charakterisirt. Was die erste, in Bezug auf grundlegende Theorien wichtigste Epoche der Romantik betrifft, ist das Werk von Haym jedenfalls das gründlichste und fleißigste von allen bisher erschienenen.

Seine Vorgänger läßt Haym in der Einleitung die Revue passiren. Das skizzenhafte Gemälde, welches Gervinus von der romantischen Schule im kurzen Schlußabschnitt seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" entworfen hat, wird gerühmt wegen der weitgreifenden Umsicht, mit welcher die Grundlagen und Zusammenhänge, die Wirkungen und Charakterzüge dieser Bewegung angedeutet werden. Hettner's Schriftchen über die romantische Schule erhält Lob wegen der geistreichen Durchführung eines einzelnen Gesichtspunktes, des innern Zusammenhangs der romantischen Schule mit Goethe und Schiller. Julian Schmidt's „fest und hart zugreifendes Urtheil", sein eindringender Scharfsinn, die gesunden Grundanschauungen seiner Kritik sollen die historische Betrachtung der Romantik wesentlich gefördert haben. Uns fällt auf, daß Haym von Julian Schmidt nur die „Geschichte

der deutschen Literatur" erwähnt und nicht das Hauptwerk dieses Autors in Bezug auf die Romantik: „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution." Koberstein's eiserner Fleiß und unvergleichliche Gewissenhaftigkeit erhalten Haym's dankende Anerkennung; sein eigener Versuch wäre ohne Koberstein's Vorgang nie unternommen worden. Wir hätten an dieser Stelle auch das Ruge-Echtermeyer'sche Manifest gegen die Romantik in den „Hallischen Jahrbüchern" gern erwähnt gesehen, welches doch in kritischer Hinsicht das bedeutendste Actenstück unserer Literaturgeschichte gegenüber der Romantik ist und an welches namentlich die Julian Schmidt'sche Kritik der Romantik fortwährend erinnert. Auch Heine's Schriftchen über die romantische Schule durfte nicht übergangen werden. Seine Flüchtigkeit in der Darstellung der literarhistorischen Entwickelung, der philosophischen Grundgedanken u. s. w. ist zwar haarsträubend; doch desto treffender ist sein Urtheil über die einzelnen Dichter der Schule.

Den Standpunkt seines eigenen Werks bestimmt Haym mit den folgenden Worten:

Eins am meisten wird die folgende Darstellung von denen der Vorgänger unterscheiden. Auch diese zwar — mit Ausnahme etwa von Hettner, der wenigstens den Ursprung der Schule ausschließlich im Poetischen sucht — sind auf den Zusammenhang der poetischen mit den wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen derselben eingegangen. Daß es den kecken Neuerern nicht einzig um die Poesie, sondern um eine ganz neue Bildung zu thun war, als deren Mittelpunkt nur ihnen die Poesie galt, ist von ihnen selbst so bestimmt ausgesprochen worden, ihr idealistischer Universalismus und Encyklopädismus liegt so offen zu Tage, daß auch eine beschränktere Fassung der Literaturgeschichte fortwährend gezwungen war, von der Geschichte der Dichtung auf die dieselbe mannichfach kreuzenden Wege des philosophischen Denkens, des religiösen und sittlichen Lebens abzubiegen. Jener culturgeschichtliche Standpunkt, welchen mit Recht die Darstellung von Julian Schmidt für die Literatur überhaupt anstrebt, wird hier geradezu zur Nothwendigkeit, und es gilt nur, auf der einen Seite vollen Ernst damit zu machen, auf der andern nicht zu vergessen, daß dennoch die Literatur eines Volks oder einer einzelnen Periode nicht die Cultur dieses Volks oder dieser Periode selbst, sondern nur die Spiegelung derselben in prosaischen und poetischen Hervorbringungen sein kann. Immer haben seit dem Beginn unserer großen Literaturepoche in Deutschland Dichtung und Philosophie zusammengearbeitet und lebhaft ineinandergegriffen. Niemals jedoch haben sie sich dergestalt durchdrungen wie in den Bestrebungen der Gründer der romantischen Schule. Je flacher die Wurzeln sind, welche die Dichtung dieser Zeit im Boden des Lebens, die Philosophie im Boden des Realen hatte, um so mehr verschlingen diese beiden ihre Wurzeln ineinander und suchen eine aus der andern Nahrung zu ziehen. In dieser äußersten Geistigkeit, in dem Ineinanderfließen des Phantasie- und Gedankenlebens besteht geradezu, wenn es doch einmal unter eine Formel gebracht werden soll, das Wesen der Romantik, und hierin wieder lag die Möglichkeit, daß die feinsten Ausströmungen des Seelenlebens, die Regungen der Frömmigkeit sich friedlich damit verbinden konnten. Wie sich in der Romantik Dichtung, Philosophie und Religion die Hände zum Bunde reichen, so muß sich auch in der Darstellung dieses revolutionären Idealismus die Geschichte der Dichtung mit der Geschichte der Philosophie und der Religion begegnen. Die Geschichte der Romantik kann schlechterdings nicht gründlich geschrieben werden, wenn nicht neben der Bewegung, die hier von der Goethe'schen zur Tieck'schen Dichtung vor sich ging, ebenso die Bewegung verfolgt wird, die von der Fichte'schen zur Schelling'schen Philosophie, von dem Pietismus der Brüdergemeinden zu der Religionsverkündigung Schleiermacher's hinüberführte.

In derartiger Geschichtschreibung findet Haym die zusammengesetzteste und zarteste Aufgabe. Die schriftstellerischen Werke sind ihm nur „Kreuzungs- und Knotenpunkte gleichsam der durcheinanderschießenden Fäden"; in ihnen setzt sich nur scheinbar „die zwiefache Bewegung des allgemeinen und individuellen Geistes zu einem festen Niederschlag ab; es ist die eigentliche Aufgabe der Geschichtschreibung, diese Werke nach vorwärts und rückwärts flüssig zu machen". Diese Anwendung der Dialektik auf die Literaturgeschichte erscheint uns als höchst einseitig und nur anwendbar auf secundäre Talente, bei denen äußere Einflüsse, die Bedingungen der Epoche, die Einwirkungen der Mitstrebenden vorzugsweise entscheidend sind. Bei dem großen Genius spielen sie nur eine untergeordnete Rolle. Seine Meisterwerke brauchen nicht flüssig gemacht zu werden; ihr innerster Kern widersteht jeder chemischen Zersetzung. Derartige Literaturgeschichtschreibung würde hier nur am Beiwerk herumtappen. Bei den Romantikern ist es etwas anderes. Von ihnen kann Haym mit Recht sagen:

Die Reflexion auf ihr eigenes Thun, die Bewußtheit und Absichtlichkeit ihres Producirens ist ein auszeichnender Zug und eine der Schwächen dieser Männer. Gerade jene Ueberfülle geistiger Strebungen, hinter denen die Lebensschicksale der Nation ganz in die Ferne rücken, diese krankhafte Erregung gerade des geistigen Organismus gewährt die belehrendsten Aufschlüsse über seinen Bau. Die Nerven des deutschen Geistes liegen hier gleichsam entblößter vor den Blicken des Beobachters, und wenn jenes Ineinandergreifen von Dichtung, Philosophie und Religion das Gesichtsfeld ins Weite dehnt, so leisten die verschiedenen Richtungen dem, der nach den Triebfedern der literarischen Bewegung spürt, zugleich den Dienst, sich wechselseitig zu beleuchten, ja durchsichtig zu machen.

Die Geschichte der romantischen Schule, einer Literaturrevolution, die ebenso wol als solche gemeint war wie sie als solche gewirkt hat, hat Haym in drei Bücher getheilt. Das erste Buch schildert uns „Das Entstehen einer romantischen Poesie"; das zweite Buch: „Das Entstehen einer romantischen Kritik und Theorie"; das dritte bei weitem ausführlichste: „Die Blütezeit der Romantik."

Der Held des ersten Buchs ist Ludwig Tieck mit seinen Freunden Wackenroder und Bernhardi. „Die Anfänge Tieck's", „Die Märchen- und Komödiendichtung", sein Verhältniß zu Wackenroder und „Sternbald's Wanderungen" werden uns in drei Kapiteln vorgeführt; über „Genoveva" finden wir freilich erst das Nähere im dritten Kapitel des dritten Buchs, über „Octavian" im Schlußkapitel des ganzen Werks. Ludwig Tieck begann mit einer handwerksmäßigen Fabrikation für Leihbibliotheken; er war überhaupt der am meisten „unclassische Kopf" der ganzen Schule. Soll der Zusammenhang derselben mit den Classikern nachgewiesen werden, so ist Tieck's Entwickelung für solchen Nachweis am wenigsten ergiebig. Cervantes und Shakspeare waren frühzeitig seine Meister. Sein Roman „Sternbald's Wanderungen" weist allerdings auf „Wilhelm Meister" hin. Außerdem hat er einmal Goethe seine „Genoveva" vorgelesen, und dieser hatte für dies kindliche Weihnachtsgeschenk der Poesie ein herablassendes Lob:

Goethe war damals ganz Freundlichkeit und Entgegenkommen gegen die junge Schule. Auch sein Urtheil über die „Genoveva" war höchst schmeichelhaft für den Verfasser. Zu seinem neunjährigen Sohne aber, welcher der Vorlesung beigewohnt

hatte, wandte er sich mit den Worten: „Nun, was meinst du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat? Ist das nicht recht wunderbar?" Die Worte waren sicherlich nicht gesprochen, um einen Tadel auszudrücken, aber sie enthielten ein sehr zweifelhaftes Lob und sie geben höchst charakteristisch den Eindruck wieder, den noch heute jeder unbefangene, zu Wohlwollen und Anerkennung gestimmte Leser der „Genoveva" davontragen wird.

Schärfer urtheilte Schiller nach der Lektüre der „Genoveva",

daß der Verfasser eine graziöse, phantastereiche und zarte Natur sei, daß es ihm aber an Kraft und Tiefe fehle und gewiß immer daran fehlen werde; er fand dieses wie die frühern Werke Tieck's voll Ungleichheiten und voll Geschwätzes; er beklagte, daß ein so großes Talent so wenig für die Zukunft verspreche, denn wohl könne die rohe Kraft und das Gewaltsame sich läutern, aber niemals gehe der Weg zum Vortrefflichen durch die Leerheit und das Hohle.

Tieck sah später in Schiller nur einen „spanischen Seneca".

Dem Urtheil, welches Haym über die ersten Productionen Tieck's fällt, kann man nur beistimmen. Spuren der Farbenkleckserei, welche Tieck für seine literarischen Fabrikarbeiten brauchte, finden sich auch in diesen Romanen. Der eigenthümlich düstere Zug derselben wird von Haym in geistreicher Weise betont und erklärt:

Schon den Knaben hatten die ersten Anwandlungen des Trübsinns gequält, damals zuerst, wenn er sah, daß sein phantastisches Bedürfniß nach Freundschaft sich in der Wirklichkeit nicht stillen wolle, wenn sein überschwengliches Werben um Theilnahme und Liebe trocken, kalt, schnöde zurückgewiesen wurde. Diese kindischen Schmerzen waren vergangen. Die jugendliche Natur hatte sich unter dem Einfluß reicher Anregungen und Zerstreuungen wieder geholfen. Aber eben die Fülle dieser Anregungen, der Geisteslurus, dem er sich ergab, hatte im stillen neuen Krankheitsstoff gehäuft. Die ästhetische, der Schuldisciplin zum Trotz getriebene Schwelgerei, verbunden mit dem öden Rationalismus, der ihn umgab, hatte seinem erregten Geiste den Halt geraubt. Leidenschaftlicher, endloser, aufreibender Zweifel war alles, was dem auf eigene Hand Grübelnden übrigblieb. Dazu trübe Erlebnisse, wie der rasch aufeinanderfolgende Verlust zweier Freunde. Die alte Krankheit Hypochondrie, sie, die es an der Art hat, daß sie, oft lange zurückgedrängt, von Lebenslust, ja von ausgelassener Laune überwältigt, plötzlich wieder ausbricht, der alte Trübsinn stellte sich von neuem und in verstärktem Maße ein. Derselbe nährte sich jetzt, bei dem gereiftern Jüngling, an immer ausgebildetern, immer üppiger wuchernden Zweifeln. Zuweilen wol wirkt die Natur, die Hoffnung einer jugendlichen Liebe, am öftesten die Poesie beschwichtigend und heilend auf die verstimmten Lebensgeister. Allein der Phantasiebegabte ist besser und ist schlimmer daran als andere. Nicht blos lösend und errettend, ebenso oft bindend und quälend erschienen ihm die einbildsamen Geister. Jetzt führten sie ihn gaukelnd von seiner Schwermuth hinweg, jetzt wieder verwandelten sie gerade seine Zweifel und Aengste in Bilder, die nun doppelt peinigend und erdrückend auf seiner Seele lasteten. Tieck hat oft, noch in späterer Zeit, diese Seelenzustände, diese „Schatten, die sich über sein Gemüth ausbreiteten", selbst geschildert. Er deutet an, wie in den Zeiten solcher Verstimmung das Grauen des Todes, die Angst vor der Vernichtung ihn erfaßt habe. Die Grundfragen alles Daseins warf er, dessen Denken ungeschult, aber angesteckt von dem umlaufenden Gifte materialistischer Philosophie war, vor sich auf. Er fand keine Antwort auf das Wie und Warum der Existenz. Vergeblich, in tödlicher Angst, suchte er Gott. Sein Suchen endete in völliger Trostlosigkeit. Liebe, Schönheit, Ordnung, alles Ideale erschien ihm dann als etwas Trügerisches, das sich gleißend vor die eigentliche Wirklichkeit hinstelle, und diese sogenannte Wirklichkeit hinwiederum gähnte ihn als das Nichts, als ein ungeheuerer leerer Abgrund an. Und wenn sich dann sein Kopf in solchen Grübeleien zermarterte, so fühlte er zugleich den Druck des erhitzten Bluts. Die ausgangslosen Gedanken brachten Schwindel und Ohnmachten zu Wege. Die Arbeit seines Gehirns, die Wallungen seines Bluts verwandelten sich in Gestalten und Gespenster, die er auf sich zuschreiten sah. Zustände der verzweifeltsten Aufregung wechselten mit Zuständen bewußtloser Versunkenheit. Zuweilen fühlte er sich dem Wahnsinn nahe, zuweilen kam ihm der Gedanke des Selbstmordes. Bis in sein späteres Mannesalter ist Tieck von solchen Verdüsterungen periodenweise heimgesucht worden. Die Krankheit ist seine Begleiterin durchs Leben geblieben, nur daß sie im Alter mildere Formen annahm.

Das waren die Grundzüge seines „Abdallah", des Trauerspiels „Karl von Berneck" und namentlich der „Geschichte des William Lovell", die er selbst als „das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrthümer" bezeichnet. In der frühen Beschäftigung mit Shakspeare und Ben Jonson schon in der Jugend lag eine künftige Lebensaufgabe angedeutet.

Pikant ist das Verhältniß des Romantikers zu dem Hauptvertreter des Aufkläricht's, F. Nicolai, der anfangs als befreundeter Brotgeber erscheint, später aber als der Hauptzielpunkt der Tieck'schen Satire, wie sie sich namentlich in der Märchen- und Komödiendichtung Tieck's aussprach. Was diese betrifft, so findet Haym in ihnen wol eine Bewährung von Tieck's „improvisatorischem Talent", findet aber für uns „den Spaß schal und abgestanden". Treffend ist die Vergleichung zwischen Tieck und Aristophanes:

Das größte Unrecht jedenfalls begehen diejenigen an dem berliner Lustspieldichter, die ihn unmittelbar mit dem großen Athener, dem „ungezogenen Liebling der Grazien", zusammenstellen. Nein, so leicht ist die Gunst der Grazien nicht zu erobern. Wahrlich nicht „in einigen heitern Stunden" hat Aristophanes seine „Wolken", „Frösche", „Vögel" aus dem Aermel geschüttelt, und nicht so mühelos ist ihm die vollendete Kunstform, die Anmuth seiner Jamben, die Musik seiner Chorgesänge aus dem Griffel geflossen. Fremd — was Tieck auch selber darüber sage — ist dem Aristophanes jene Selbstironie, mit welcher der Dichter des „Gestiefelten Katers" jeden Augenblick sich selbst unterbricht und, in den Spiegel seiner eigenen Laune lachend, sein Werk nur zu bilden scheint, um das gebildete wieder zu zerstören. Aristophanes besitzt dagegen, was unserm Romantiker fehlt. Er ist der Allverspotter, weil das ernsteste, inhaltvollste Pathos seinem Muthwillen das Gegengewicht hält. Dieser Grundbaß der komödischen Melodie, der so ergreifend insbesondere aus seinen Parabasen herausklingt: wo wäre der bei dem berliner Aristophanes? Auch diesem fliegen die Pfeile des Spottes leicht vom Bogen, aber die Federkraft dieses Bogens ist nicht der Ernst einer großen Gesinnung, nicht die Leidenschaft des Hasses und der Liebe, die er vielmehr als „Geist der Partei" von sich ablehnt. Zahm und oberflächlich wie sein Spott ist, so fehlt auch viel, daß er ein Allverspotter wäre. Die Komödie ist universell, und sie wird national nur, wenn sie in der Komödirung der Staatszustände und des öffentlichen Lebens gipfelt. Dahin zielt alles beim Aristophanes, seine Angriffe auf die Staatsmänner so gut wie die auf die sophistische Erziehung und die sophistische Dichtung. Was will es dagegen sagen, wenn im „Gestiefelten Kater" der Popanz „Gesetz" sich in eine Maus verwandelt, die Hinze verzehrt, um Freiheit und Gleichheit und die Herrschaft des Tiers-Etat zu proclamiren? Literatur und wieder Literatur! Viel mehr aber: um „Iffland und Kotzebue", um die „Zauberflöte" und den „Spiegel von Arkadien" — um literarische Nichtigkeiten und Modeartikel dreht sich alles.

In der That sind alle diese Stücke für uns ungenießbar, ja einzelne, wie die „Verkehrte Welt", waren von Haus aus nur als albern zu bezeichnen.

Die Beziehungen zwischen Tieck und Wackenroder wie das Porträt des Klosterbruders werden von Haym mit vieler Liebe gezeichnet. „Sternbald's Wanderungen" werden der ersten Absicht nach als eine Ausführung der Ideen des Klosterbruders bezeichnet; der Roman wurde unwillkürlich nach Inhalt und Form der erste bedeutendste Nachklang, den in unserer Literatur der Goethe'sche „Wilhelm Meister" fand. Den frühern Schöpfungen, namentlich dem „Lovell", liegt der „Sternbald" gegenüber durch sein positives Pathos, die Verehrung der Kunst, die fromme Hingebung eines andächtigen Gemüths. „Im «Sternbald» zuerst constituirte sich der romantische Geist nach seinen beiden am meisten charakteristischen Elementen, dem Elemente der frommen Kunstandacht und dem Elemente der hyperidealistischen Poetisirung der Welt und des Lebens."

Von Tieck führt uns Haym im zweiten Buche zu den Schlegel. In Bezug auf diese hat unser Autor die genauesten Studien gemacht, auch noch, wenn schon nicht in der ersten Hälfte des Werks, den handschriftlichen Schatz benutzen können, der sich aus dem Nachlaß A. W. Schlegel's in den Händen Eduard Böcking's in Bern befindet. Namentlich für den Anhang, für einen Anbau von Ergänzungen und Berichtigungen konnte er diesen Schatz benutzen. Ueber die Schlegel haben wir bisher noch nie so genaue Auskunft erhalten. Das ganze zweite Buch ist ihnen gewidmet, aber auch das eingehende fünfte Kapitel des dritten Buchs, in welchem A. W. Schlegel's berliner „Vorlesungen" ausführlich und zum ersten male analysirt werden. Die Schlegel waren die Doctrinärs und Programmschreiber der romantischen Schule. A. W. Schlegel erscheint auch hier im ganzen maßvoller und liebenswürdiger als der Erfinder „der göttlichen Frechheit", Friedrich Schlegel, dessen Anmaßung mit poetischer Ohnmacht gepaart war, der aber allerdings an Witz und genialen Einfällen, an revolutionärem Trieb und Drang dem Bruder überlegen war. Eine Ader von Friedrich Schlegel finden wir in Heinrich Heine wieder, eine andere in den berliner Junghegelianern, Edgar Bauer u. a., welche die freche Doctrin auf ihr Banner geschrieben hatten. Die Anfänge der beiden Schlegel hängen aufs engste mit unserer classischen Literaturepoche zusammen. A. W. Schlegel's Recensionen in der „Literaturzeitung" zeigten indeß bereits einen vielfach abweichenden Standpunkt:

Die Vertrautheit mit der poetischen Literatur der modernen Völker brachte nicht blos eine schätzbare Erweiterung des Gesichtskreises unsers Kritikers über den Hellenismus Goethe's und Schiller's mit sich, sondern sie drohte, im Zusammenhang mit der Ueberschätzung des Formellen und der formalen Phantasiethätigkeit, seine ästhetischen Principien allzu weit und weich zu machen. Doch das nicht allein waren die Ursachen einer Verschiebung seines Standpunktes. Persönliche Verhältnisse und Eindrücke wirkten wesentlich mit. Am meisten und unmittelbarsten das Verhältniß zu seinem Bruder Friedrich. Schon im August 1796 war dieser von Dresden gleichfalls nach Jena übergesiedelt. Der neue Ankömmling wurde zum Störenfried. Durch seine ungeschickte und rücksichtslose Weise geschah es, daß zwischen den beiden Schlegel und Schiller eine Spannung eintrat, die nicht wenig dazu beitrug, die Stellung auch des ältern der beiden Brüder zu dem Goethe-Schiller'schen Classicismus zu verändern und die sich bald in der ganzen literarischen Haltung desselben abspiegeln sollte.

Gerade das Verhältniß der Schlegel zu Schiller, welchem ein ganzes Kapitel des Anhangs gewidmet ist, zeigt die Hohlheit eines aus persönlichen Rücksichten vergötternden und abfallenden Journalismus. In jener ersten Epoche ist Friedrich Schlegel ein entschiedener Bewunderer des Schiller'schen Geistes. Später findet er, daß Schiller bei allem geistigen Gehalt doch abgerissen und unnatürlich sei, doch ehrt er noch in ihm den großen Mann. Der ältere Bruder, der für die philosophisch-kritischen Arbeiten Schiller's gar keinen Sinn hatte, zog sogar schon Bürger's Naturalismus vor. Allmählich wird aber auch für Friedrich Schlegel der Dichter Schiller durch Goethe verdunkelt. Der Bruch war durch die Recensententhätigkeit der Brüder gegeben. Der ältere recensirte die „Horen", der jüngere den „Musenalmanach". Der letztere vermißte in der Recension des Bruders die „sententius vibrantes fulminis aestas", er meint, eine Recension müsse, um es lucrezisch zu sagen, tota novum sal sein. Gleichwol wünschte Friedrich Schlegel noch bei Schiller in Gnaden zu bleiben, um die Mitarbeiterschaft an den „Horen" nicht zu verlieren. Schiller nahm indeß einen Aufsatz über „Cäsar und Alexander" für die „Horen" nicht an. Dadurch wuchs die Verstimmung gegen Schiller, den er früher mit Pindar verglichen, dem er „Stärke der Empfindung, Hoheit der Gesinnung, Pracht der Phantasie, Würde der Sprache, Gewalt des Rhythmus" nachgerühmt hatte. In den „Xenien" geiselte Schiller das „geniale Geschlecht der Sonntagskinder", die „gefährliche Nachfolge" u. s. f. Damit war der Bruch ausgesprochen. Ueber den Prolog zu Schiller's „Wallenstein", der im „Musenalmanach für 1799" erschien, sagt Friedrich Schlegel:

Was Schiller betrifft, so bewundere ich nächst der heldenmüthigen Selbstentäußerung in dem Goethe'schen Prolog, der mir wie eine ausgehöhlte Fruchthülse vorkommt, nichts so sehr wie die Geduld. Denn einen solchen langen Drachen in Papier, in Worte und Reime auszuschnitzen, dazu gehört doch eine impertinente Geduld. Uebrigens erinnert mich sein Glück an sein Unglück, daß ihm die ästhetischen Briefe nicht rein herauskamen und gestört wurden. Die stecken ihm nun im Geblüte und die ganze Würdeanmuth ist auf die innern Theile gefallen. Auch vergeht selten eine lange Zeit, daß er sich nicht einiger Gedichte, die ästhetischer als dichterisch sind, Luft macht. Wenn das eine Eilftel seines „Wallenstein" so Göthesk ist wie der Prolog, so bin ich auf alle eilf Eilftel nicht sehr begierig. Ich kann mir denken, daß eine so angestrengte Nachahmung bei dem Spiel und Anblick und ersten Eindruck täuscht: aber beim Lesen muß dann die Täuschung wegfallen. Ich hatte gehofft, er würde etwa im Dreißigjährigen Kriege eine Mittelgattung zwischen seiner alten und neuen Tollheit entdecken.

Später stellt er ihn neben Jacobi und betrachtet ihn als den Don Quixote von Goethe, wie diesen als den von Fichte; er wundert sich über „die Nachsicht der Großen gegen diese beiden" und hält „diese beiden halbirten Don Quixotes Jacobi und Schiller für die vornehmsten Repräsentanten des bösen Princips in der deutschen Literatur". Es gehörte in der That eine göttliche Frechheit dazu, gegen die eigenen frühern Urtheile solche Impietät zu beweisen: der große Mann von 1793 verwandelt sich schon

1799 in einen Don Quixote. Friedrich Schlegel vertritt das böse Princip des deutschen Journalismus, das eine große Nachkommenschaft aufzuweisen hat: die schlechte Wandelbarkeit der Ansichten aus persönlichen Motiven.

Die Begriffsbestimmungen der romantischen Poesie, die man anfangs einfach für Romanpoesie setzte und in denen Friedrich Schlegel besonders unermüdlich war, mag man in Haym's Werke selbst nachlesen. Im November 1797 schrieb Friedrich an Wilhelm: „Meine Erklärung des Wortes romantisch kann ich dir nicht gut schicken, weil sie — 125 Bogen lang ist.“ In der That blieb der Begriff ein schwankender, auch nachdem er längst ein literarhistorisches Stichwort geworden war.

Die Darstellung der Blütenzeit der Romantik beginnt mit einer Charakteristik Hölderlin's, der als ein Seitentrieb der „romantischen Poesie“ geschildert wird; man könnte ihn mit gleichem Recht für einen Seitentrieb der classischen Schule erklären; denn das Fieber der Gräcomanie war doch nur eine Uebertreibung dieser Richtung. Vor allen Dingen aber ist Hölderlin als Lyriker durch den Adel der Kunstform, den vollen Guß und schlanken Bau seiner Gedichte geradezu als ein Jünger Schiller's zu bezeichnen und den Romantikern bei weitem überlegen. Uebrigens hätten wir in dem Kapitel eine häufigere Rücksichtnahme auf Alexander Jung's treffliches Werk über Hölderlin gewünscht, das nur einmal in einer Note erwähnt wird.

Mit besonderer Vorliebe ist Novalis behandelt, in der That der poetisch begabteste Romantiker; das Triebwerk seines Geistes charakterisirt Haym in folgender Weise:

> Sein unverdorbenes Gefühl, sein reizbarer Sinn wird von irgendeinem Eindruck, einer Erscheinung in Beschlag genommen. Sofort streift sein Enthusiasmus dem Gegenstande alles Unvollkommene ab; sein liebendes Auge sieht nur die Vollkommenheiten; die Liebe besticht seinen Verstand und erwärmt seine Einbildungskraft; er kann nicht anders als unbedingt idealisiren, um unbedingt glauben, lieben und verehren zu können. In diesem kindlich-unschuldigen Verehrungsbedürfniß ruft er uns wieder Wackenroder in Erinnerung. Den Zug in die Höhen des Ideals theilt er mit Hölderlin, aber der Glanz seiner eigenen Gesichte schlägt ihn nicht, wie diesen, nieder, sondern hebt ihn wie auf leichten Wolken empor. Auch bei einem ganz andern Manne endlich, bei Friedrich Schlegel, haben wir diese Sucht, das Bedingte willkürlich und im Augenblicke zum Unbedingten zu steigern, angetroffen. Wirklich begegnen sich an diesem Punkte die beiden Freunde fortwährend; sie sind nur darin gänzlich verschieden, daß jener zur Verfestigung seiner Unbedingtheiten kein anderes Mittel als den pointirenden Verstand hat, während dieser die Erzeugnisse seiner Schwärmerei im Herzen trägt und sie glänzend mit den Fäden seiner Phantasie umspinnt.

Die Fichte'sche Grundlage des Gedankensystems von Novalis wird einleuchtend dargelegt, sein „Heinrich von Ofterdingen“ eingehend analysirt und namentlich die Beziehungen des Helden auf Novalis' eigene Lebensschicksale überzeugend hervorgehoben. Novalis war in Bezug auf ursprüngliche Inspiration ohne Frage der begabteste unter den poetischen Denkern der romantischen Schule.

Zwei interessante Abschnitte behandeln Schleiermacher und Schelling und ihre Beziehungen zur Romantik. Was den erstern betrifft, so tritt das Bild dieses eigenartigen Mannes, in welchem ebenfalls eine so starke revolutionäre Ader und die Neigung zu „allerlei Teufeleien“ so lebendig war, hier in schärfern Umrissen vor uns hin, als sie sonst in seinen Idealporträts beliebt werden, und zwar nicht durch Urtheile des Verfassers, sondern durch die Gruppirung der Meinungen und die Analyse der Werke des Theologen selbst.

Die Rolle, welche die Frauen in der romantischen Schule spielen, ist keine unbedeutende; die „Freigeisterei der Leidenschaft“ war im Schwang. Der Dichter und der Exeget der „Lucinde“ beweisen zur Genüge, daß sie jeder Prüderie fremd waren. Henriette Herz war Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's Muse. Dorothea Veit, mit welcher der letztere später lange in freien Verhältnissen lebte, und Karoline Böhmer, erst August Wilhelm Schlegel's, später Schelling's Gattin, letztere namentlich nicht ohne literarische Begabung, vertreten das „ewig Weibliche“, wozu indeß minder begeisterte Sterbliche auch den Klatsch und die Intrigue rechnen, in einer im ganzen unerquicklichen Weise. Der rothe Faden dieser weiblichen Einflüsse läßt sich durch die Kapitel der Haym'schen Schrift hindurch verfolgen.

Neben Schleiermacher wird eine originelle, wenig bekannte Persönlichkeit der Schule, A. L. Hülsen, charakterisirt, sowie neben Schelling, dessen naturphilosophische Schriften sowie das Identitätssystem eingehend besprochen werden, J. W. Ritter und Henrik Steffens. Die Solidarität der Naturphilosophie mit der neuen Poesie und Kritik trat besonders hervor, als Schelling die Poesie für das Höchste und Letzte erklärte. Durch das Identitätssystem langte Schelling auf der Höhe der romantischen Tendenzen an. Haym sagt hierüber:

> Es verbindet nicht nur den Fichte'schen Idealismus mit der Goethe'schen Poesie, sondern es wird zugleich dem in der letztern enthaltenen Moment der Naturanschauung gerecht. Von allen Elementen der Romantik fehlt nur das mystische, wie es vorzugsweise durch Schleiermacher vertreten wurde — so doch, daß in weiterer Entwickelung auch Schelling sich demselben nicht entziehen konnte, während umgekehrt Schleiermacher, unter Steffens' Einfluß, zur Anlehnung an die objectivere Weltanschauung und an die symmetrischen wissenschaftlichen Figuren Schelling's gedrängt wurde. Ersichtlich ist ferner, wie sich das Identitätssystem auf halbem Wege mit der Theorie und Praxis der Schlegel begegnete. Stärker auf die Seite Fichte's neigend, lehrte Friedrich, daß der wahre Dichter mit heller, transscendentaler Bewußtheit dichten müsse. Stärker auf die Seite Goethe's neigend, lehrte Schelling, daß der wahre Philosoph die ganze Welt wie ein Poem mit dichterischem Auge ansehen müsse. In den Dichtungen der Schlegel wurde die poetische Empfindung an die Reflexion, die Schönheit der Gemüthsbewegung an die formelle Kunst verrathen. In dem System des Identitätsphilosophen wurde das wissenschaftliche Erkennen durch Poesie verdorben und die Poesie hinwiederum zur abstracten Formel heruntergebracht. Aber es war eine Universalformel. Zugleich ein Seiten- und ein Gegenstück zu der romantischen Poesie wie zu der romantischen Religion und Ethik, war das Identitätssystem gleichsam eine Codification des Geistes der Romantik überhaupt. Es romantisirte das ganze Universum. Es war wie ein philosophischer Auszug und wie das allgemeine Programm jener Universalpoesie, welche Friedrich Schlegel gefordert hatte, und war zugleich die Verwirklichung jener Encyklopädie, welche diesem sowol als Hardenberg im Sinne lag. Wie von einem höchsten Gipfel überschauen sich von diesem System aus die sich begegnenden, sich kreuzenden und ergänzenden Bestrebungen des ganzen romantischen Kreises. Eine unhaltbare und vergängliche Bildung, im Entstehen schon zerfallend, war es nicht weniger eine nothwendige und epochemachende Erscheinung. Ein Denkmal steht es da für die innere Berechtigung,

ein Zeugniß ist es durch seine spätere Geschichte für das Schicksal der Romantik geworden.

Das letzte Kapitel: „Befestigung, Ausbreitung und Vertheidigung des romantischen Geistes", zeigt uns zunächst die rastlose Journalproduction Friedrich Schlegel's; die verschiedenen Projecte und Plane, der „Alarcos", dieses romantische Monstregedicht, das Gespräch über die Poesie, die Rede über die Mythologie werden uns eingehend vorgeführt — wir bewegen uns hier in dem Gebiet des Poetisch-Paradoxen, einer Literaturrevolution mit ewig wechselnden Stichwörtern. Selbst das romantische Dogma von der Ironie, die im Wechsel mit Enthusiasmus für die Seele der Romantik galt, wird umgebogen in das von der allegorischen und didaktischen Bestimmung der Poesie.

A. W. Schlegel als der Praktiker der Schule wird zunächst als Dichter gewürdigt. Bei dieser Gelegenheit wird der Schlegel-Tieck'sche Musenalmanach mit Recht einer scharfen Kritik unterzogen; er ist der ausgesprochene Bankrott der romantischen Schule auf dem Gebiet der Lyrik. Die ausgebreitete Thätigkeit der Schlegel in den verschiedensten Zeitschriften, dem „Athenäum", der „Allgemeinen Literaturzeitung", der „Erlanger Literaturzeitung", die poetischen und Theaterzeitungen Bernhardi's und Tieck's zeigen einen rastlosen Trieb der Propaganda. Doch weit wichtiger sind die bisher unbekannten Vorlesungen A. W. Schlegel's; man wird sie im Auszug hier mit Interesse verfolgen. Schlegel erscheint hier klarer in seinen Begriffsbestimmungen, vielseitiger in seiner literarhistorischen Würdigung, als dies in seinen andern Schriften, mit Ausnahme seiner „Vorlesungen über die dramatische Literatur" der Fall ist. Interessant ist der nähere Nachweis, wie die germanistische Wissenschaft aus der romantischen Schule hervorgegangen ist. Der Anhang enthält Näheres über die Jugendgeschichte Friedrich Schlegel's, über die erste Berührung der beiden Schlegel mit Tieck, über die Gründung und Fragmente des „Athenäum", A. W. Schlegel's Urtheil über das Nibelungenlied u. dgl. m.

Das Werk Haym's ist jedenfalls ein Schatz für den Literarhistoriker, der hier die Bewährung eingehenden Quellenstudiums in geistreichen Entwickelungen und Gruppirungen findet, aber auch für das größere Publikum anziehend durch eine geistreiche, doch nie springende Darstellung, welche uns das Bild einer Literaturepoche, wenngleich nur in ihren Anfängen, mit anziehendem Pragmatismus entrollt.

Rudolf Gottschall.

Ein neuer Band der „Anthropologie der Naturvölker".

Anthropologie der Naturvölker. Von Theodor Waitz. Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt von G. Gerland. Fünfter Theil: Die Völker der Südsee. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Mit einer Karte. Leipzig, Fr. Fleischer. 1865—70. Gr. 8. 3 Thlr.

Unübersteigliche Hindernisse haben das Erscheinen der Schlußlieferung des fünften Theils dieses wichtigen Werks, dessen vier erste Theile in den Jahrgängen 1859—64 d. Bl. besprochen worden sind, bisjetzt verzögern lassen. Wir begrüßen die Vollendung des vorliegenden fünften Theils um so mehr, als auch der sechste und letzte bereits sich unter der Presse befindet und noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres ausgegeben werden soll. Der fünfte und sechste Theil behandeln die Völker der Südsee, der erstere namentlich die Malaien, die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier, und die letztern beiden Völkergruppen sind selbständig, jedoch im Geiste und in der Haltung des leider so früh verstorbenen Theodor Waitz, von G. Gerland bearbeitet.

Waitz spricht sich im Eingang seiner gründlichen Forschung gegen die Ansicht von Crawfurd aus, die Malaien als den wahren Typus und ursprünglichen Stamm zu betrachten, aus welchem die verwandten Völker des Indischen Archipels und Stillen Oceans hervorgegangen wären, welche vielmehr wie die Malaien als Abzweigungen eines gemeinschaftlichen ältern Stammes anzusehen sind. Die Sprachen der Südsee-Insulaner sind nicht aus der malaiischen entstanden, sondern haben einen mehr ursprünglichen Typus und alterthümlichen Bau bewahrt; wegen ihrer Isolirtheit sind die Polynesier auf einer frühern Stufe stehen geblieben. Waitz faßt sie und die Malaien der ostindischen Inseln als malaiische Rasse zusammen und betrachtet sie als deren beide Hauptabtheilungen. Für die Bevölkerung der ostindischen Inseln durch die Malaien vom asiatischen Continent aus sprechen keine historischen Thatsachen, und doch bleibt kaum eine andere Annahme, wenn man nicht für sie ein eigenes Schöpfungscentrum im Indischen Archipel behaupten will. Verwerflich ist der Versuch mancher Gelehrten, die Bevölkerung der indischen Inseln von denen des Großen Oceans herleiten zu wollen, indem alle Umstände darauf deuten, daß Polynesien von Westen her bevölkert worden ist; auch seine Culturpflanzen und wenigen Hausthiere weisen auf Asien hin. Nach Buschmann fehlen in den Sprachen der Polynesier sanskritische Elemente, welche die malaiischen Sprachen besitzen und die man selbst noch in den Sprachen der Tagalen und Madegassen, obschon in geringer Zahl findet. Die Polynesier müssen sich also von dem gemeinschaftlichen Urstamm zu einer Zeit abgelöst haben, als auf diesen noch keine Einwirkung des Sanskrit stattgefunden hatte, nämlich vor dem Anfang der christlichen Aera.

Wilhelm von Humboldt theilte die Sprachen der malaiischen Völker in drei Klassen: jene der Polynesier, der Tagalen und Madegassen, und die der eigentlichen Malaien. Leyden, dessen Eintheilung von Lassen angenommen worden ist, stellte hingegen folgende Gruppen auf: 1) Die Sprache der Bewohner von Malakka, welche viele für die echten und ursprünglichen Malaien halten und die bei ihrer Einwanderung in Malakka nach der Angabe ihrer Annalen („Sejara Malayu") keineswegs die Siamesen im Besitz des Landes gefunden zu haben scheinen, und weil

sie deshalb auf keinen ernstlichen Widerstand stießen, eine Anzahl Staaten daselbst gründeten, welche ihre Bevölkerung meist von Menangkabao, dem Hauptlande der Malaien auf Sumatra, und zwar im 13. Jahrhundert erhielten. Jedoch trafen sie in Malakka auf tieferstehende malaiische Stämme, von deren Herkunft man nichts weiß, und die durch sie von den Küsten in das Innere gedrängt wurden. Diese Stämme, welche man als Orang-Benna, Binua oder Binuma zusammenfaßt, sind vielleicht die reinsten Repräsentanten des ursprünglichen Malaienthums. 2) Die Sprachen der Malaien von Sumatra, wo sie die Hauptvölker bilden als Atjinesen, Battas, Küstenmalaien, Redjangs und Passumas, Lampongs. Eine mit indischen und mohammedanischen Zusätzen vermischte Sage führt die Abstammung der Könige von Menangkabao auf den Halbgott Iskander, d.h. Alexander den Großen zurück. Von Java her erfolgte eine sehr starke Einwirkung, namentlich auf den südlichsten Theil von Sumatra. 3) Die Sprachen auf Java, wo die malaiische Cultur ihren höchsten Gipfel erreicht hat, also jene der Sundanesen und Javanesen im engern Sinne, von welchen die letztern die gebildetern sind und viel mehr Sanskritelemente enthalten als die sundanesischen Idiome. Namentlich haben die brahmanischen Einwanderer aus Vorderindien seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera ungemeinen Einfluß auf die Entwickelung der Civilisation von Java geübt. 4) Die Sprachen von Borneo oder jene der Dajaks, für deren eine wenigstens der malaiische Charakter sicher erwiesen ist. Borneo soll in früherer Zeit in drei große Reiche getheilt gewesen sein, unter welchen das Reich von Bruni bei der Ankunft der Europäer auf der Höhe seiner Macht stand, woselbst sie die Cultur von Malakka und eine glänzende Hofhaltung fanden. 5) Die Sprachen der Suluinseln, welche von den malaiischen sehr abweichen, aber dem Bisaya auf einem Theil der Philippinen sehr nahe verwandt oder sogar mit diesem identisch sind; das Tagala, die Hauptsprache der Philippinen, soll unter allen malaiischen Idiomen die ausgebildetste Grammatik haben. Indische Cultur wirkte durch Vermittelung von Malaien oder Javanesen schon früh auf die Philippinen ein. 6) Die Sprache von Celebes, nämlich das Bugi, das Makassar und Mandhar, welche nebst den Sprachen bis über Timor hinaus gleichfalls zur malaiischen Gruppe gehören. 7) Die Sprachen der Molukken, obschon noch malaiisch, sind sehr stark mit fremden Elementen versetzt. Auf Amboina und den benachbarten Inseln wurden die ursprünglichen Sprachen durch malaiische Idiome von Westen kommender Einwanderer verdrängt. Malaien finden sich auch auf Ceylon, zweifelhaft sind sie auf den Nikobaren. 8) Auf Madagaskar soll nur eine Sprache herrschen, welche zum malaiischen Stamm gehört und wahrscheinlich durch javanische Einwanderer zu einer Zeit dahin gekommen ist, wo indische Cultur noch nicht nach Java gedrungen war, indem das Madagassische nur wenige Sanskritworte enthält.

Die physische Beschaffenheit der malaiisch-polynesischen Völker weicht bedeutend ab, und es ist kaum möglich, eine treffende allgemeine Charakteristik derselben zu geben, wie eine solche jedoch Hombron in d'Urville's Reisewerk zu geben versucht hat. Das Richtige scheint Yvan getroffen zu haben, wenn er diese Völker für einen Mittelschlag zwischen der kaukasischen und Negerrasse erklärt, obschon infolge von Mischungen mit asiatischen Völkern es bei ihnen an mongolischen Zügen nicht fehlt. Den malaiischen Völkern scheinen als Urbevölkerung des Indischen Archipels schwarze kraushaarige Völker vorausgegangen zu sein, welche nie eine höhere Cultur erreicht haben, von denen sich Spuren am nordöstlichen und am nordwestlichen Ende der Malaienländer finden und zu welchen auch die kleinen schwarzen kraushaarigen Stämme des Vindjhagebirgs in Vorderindien gehören. Selbst auf manchen der großen Inseln zeigen sich zwischen den malaiischen Völkern bedeutende physische wie nicht minder geistige Unterschiede, wie namentlich auf Java zwischen Javanesen und Sundanesen; unter den Bisayas der Philippinen soll es ganz weiße Frauen geben.

Die Culturverhältnisse der malaiischen Völker lassen die größte Abstufung wahrnehmen, indem die einen auf sehr niedern Stufen stehen geblieben sind, die andern sehr hohe erreicht haben, welche Unterschiede sich, abgesehen von den geschichtlichen Schicksalen dieser Völker, theils aus den geographischen und klimatischen Verhältnissen, theils aus der Einwirkung erklären, welche Inder, Chinesen, Araber und Europäer auf sie geübt haben. Die ältesten historischen Sagen finden sich gesammelt in den „Sejara Malayu", und nach ihnen hätten die Malaien in Vorderindien ihren Ursprung gehabt. Ein indischer Fürstensohn aus dem Stamme Alexander's des Großen sei aus seinem Vaterlande zu der Zeit, als das Sanskrit in voller Blüte stand, ausgewandert, habe mancherlei Länder besucht und zuletzt das Reich von Menangkabao auf Sumatra gestiftet. Sri Tribuana gründete im Jahre 1160 n. Chr. Singapura und seit dieser Zeit hieß die Halbinsel Malakka Tanah Malayu, das Malaienland. Im Jahre 1252, nach Eroberung Singapuras durch die Javanen, gründeten die Malaien das mächtige Reich Malakka, und die dortigen Fürsten nahmen im Jahre 1276 den Islam an — alles Angaben, die jedoch nur bis auf einen gewissen Grad glaubwürdig sind, da die „Sejara Malayu" erst kurz nach dem Jahre 1612 niedergeschrieben wurden. Sumatra ist wahrscheinlich von Indien her colonisirt worden und auch die altjavanische Cultur ist indisch. Menangkabao war der älteste und berühmteste Malaienstaat und die nach Sumatra verpflanzte indische Cultur ging von da auf Malakka über, wo mit der Bekehrung zum Islam erst die eigentlich historische Zeit der Malaien beginnt, die sich dann durch Handel und Eroberung über den ganzen indischen Archipel verbreiteten. Am glänzendsten entfaltete sich die Macht und Cultur der Malaien im 16. Jahrhundert in Malakka, Atjin und Bruni unter Einwirkung indischer und arabischer Elemente.

Fischerei, Handel und Seeraub waren von alters her Lieblingsbeschäftigungen der Malaien, welche mit Landbau und Viehzucht sich viel weniger abgaben. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Vegetabilien, namentlich Reis, dann aus Fischen. Waitz gibt von ihrer Lebensweise, ihren Sitten, Familienverhältnissen, politischen und religiösen Verfassungen ausführliche Nachricht; aber die alten Einrichtungen sind unter der Einwirkung der Holländer in fortwährendem Verfall begriffen. Die Malaien-Sultane auf Borneo sind übrigens zu habsüchtigen und

wollüstigen Tyrannen geworden, welche zunächst die Reichen und Vornehmen bedrücken, die sich dann wieder durch Erpressungen am Volke schadlos halten. Die heiße Leidenschaftlichkeit des malaiischen Temperaments in der Liebe, wie im Hasse und der Rache sind bekannt und finden auch in dem sogenannten Amoklaufen einen Ausdruck, wo einzelne, von blinder Wuth ergriffen, fortstürzen und alles niedermachen, bis sie selbst, wilden Thieren gleich, erlegt werden. Waitz schlägt offenbar die geistige Begabung der Malaien etwas zu hoch an, während Crawfurd von ihnen bemerkt, daß auch die ausgezeichnetsten nicht über die Mittelmäßigkeit civilisirter Europäer hinausreichen, und jedenfalls so viel richtig ist, daß sie Fremdes zwar ziemlich leicht sich aneignen können, aber fast nichts Eigenes hervorgebracht haben. Bei manchen, namentlich den Battas, ist der Kannibalismus eine sehr alte Institution und hängt mit dem Rachegefühl zusammen, welches durch eine Beleidigung oder ein Verbrechen hervorgerufen wird.

Aus der Vorrede der von Gerland bearbeiteten Schlußlieferung des fünften Theils erfährt man, daß es nur möglich war, in demselben die Schilderung der Mikronesier zu geben und die allgemeinen Vorfragen für Polynesien zu erörtern, sodaß ein sechster und letzter Band die specielle Schilderung der Polynesier, Melanesier und Australier enthalten soll. Wenn S. VI gesagt wird, daß das Werk von Waitz „die Grundzüge der Lehre Darwin's und ihre wichtigsten folgenschwersten Consequenzen auf das allerbedeutsamste und schlagendste bestätigt und ergänzt", ferner S. VI und X, daß es als Grundlage einer spätern Philosophie, beziehungsweise Religionsphilosophie, für welchen Zweck eigentlich Waitz seine große Arbeit unternahm, dienen werde, so können wir unsere Uebereinstimmung mit diesen Behauptungen nicht aussprechen. Das Grundprincip der Darwin'schen Lehre ist die Entwickelung neuer Arten aus den alten durch Transmutation dieser letztern, und deren äußerste Consequenz ist das Hervorgehen des Menschen aus niedrigern, respective thierischen Formen. Wir lernen in dieser Beziehung aus Waitz' Werke nur, was man schon lange wußte, daß niedriger und höher organisirte Völker in den mannichfachsten Abstufungen nebeneinander existiren und auch früher existirt haben, aber nichts, was für Darwin's Theorie, nichts, was gegen sie spräche. Und wenn der selige Waitz die „Anthropologie der Naturvölker" deshalb zu schreiben unternahm, um eine feste Grundlage für die Philosophie, namentlich die Religionsphilosophie zu gewinnen, so hat derselbe einen sehr weiten und wie uns dünkt unnöthigen Umweg genommen, indem alles für diesen Zweck Nothwendige schon gesammelt und vorbereitet, größtentheils auch schon verwerthet ist. Das große Verdienst von Waitz besteht darin, daß er die Ethnologie der Naturvölker nach den umfassendsten Studien in einer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit dargestellt hat, wie früher nicht geschehen ist, und so können wir mit Freuden den düstern Worten, die er nach S. XII in seiner letzten Krankheit gesprochen, entgegnen: Nein, sein Leben war kein verlorenes, voll Arbeit zwar, aber nicht ohne Wirksamkeit, welche freilich nur allmählich ihre Früchte bringen wird.

Gerland unterscheidet als drei Hauptgruppen der polynesischen Völker: die Mikronesier im Nordwesten, den Malaien näher stehend; die Polynesier im engern Sinne im Osten, den Samoa- und Tonga-Archipel, Neuseeland, die Cooksinseln, die Gesellschafts-, Austral- und Paumotuinseln bis zur Osterinsel, die Markesas- und Sandwichinseln u. s. w. bewohnend; endlich den Fidschi-Archipel mit theilweise melanesischer Bevölkerung. Manche betrachten Polynesien als die Reste eines versunkenen Continents, und auf den Karolinen dauert die Senkung jetzt noch fort. In ganz Polynesien finden sich keine Metalle und auf den meisten Inseln als Baumaterial nur Korallenkalkstein, in dessen Höhlungen sich das Regenwasser sammelt; auf dem ganz wasserlosen Oatafu und im Paumotu-Archipel schneidet man Löcher in die Kokospalmen, um das Regenwasser darin aufzufangen. Die Armuth an nützlichen Pflanzen und Thieren, das häufige Fehlen des Süßwassers, die öftern Ueberflutungen der niedern Inseln durch die See, die steil ansteigenden unfruchtbaren Berge vieler hohen Inseln machen Polynesien höchst ungünstig für die Entwickelung des Menschengeschlechts; Chamisso nennt das Leben daselbst eintönig und ermüdend. Die Trennung der Inselgruppen durch weite Wasserwüsten macht den Verkehr sehr schwierig und läßt in Verbindung mit den andern genannten Umständen höhere Culturstufen nicht erreichen. Nur einige Inseln, wie Tahiti und Hawaji, sind mehr begünstigt. Der Mangel anderer besserer Anregungen hat die Neigung zur Wollust verstärkt. Die immer sich gleichbleibenden Umstände haben eine staunenswerthe Beharrlichkeit der Sitten, Einrichtungen, Sprachen herbeigeführt; Tahitier und Neuseeländer verstehen sich, obschon seit ihrer Trennung vom gemeinschaftlichen Urstamm Jahrtausende verflossen sein mögen.

Unnöthige Schwierigkeiten, um die Einwanderung in Polynesien von Westen her unmöglich erscheinen zu lassen, haben Moerenhout, Crawfurd, Schirren ersonnen, und doch deuten alle Umstände darauf; man leugnete den Zusammenhang der Polynesier mit den Malaien, und Schirren wollte für erstere ein eigenes Schöpfungscentrum im Großen Ocean annehmen. Flora, Fauna und die Sprachen Polynesiens weisen auf Asien hin; von den Sundainseln haben die Auswanderer das Schwein, den Hund, die Borstenratte, das Huhn nach Polynesien gebracht. Vermuthlich stammen, wie dieses Hombron und Rienzi behaupten, die Polynesier unmittelbar von den Dajaks ab. Dabei ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie auf den Inseln des Großen Oceans bereits eine negritische Urbevölkerung vorgefunden haben, wenn auch auf vielen derselben Individuen sich finden, welche durch dunkle Farbe und krauses Haar an die Melanesier erinnern, bei denen die Schiffahrt so wenig entwickelt war und die kaum je größere Seefahrten unternommen haben. Dieses Vorkommen von dunkeln kraushaarigen Individuen erklärt sich viel leichter aus klimatischen Einflüssen und aus der bedeutenden Veränderlichkeit des polynesischen Typus. Findet man ja auch unter den Malaien alle Abstufungen der Farbe vom Hellgelb bis zum Schwarz. Die erste Bevölkerung der eigentlich polynesischen Inseln geschah also durch die Polynesier, und eine Mischung mit melanesischen Stämmen hat allein im Fidschi-Archipel stattgefunden.

Gerland gibt zuerst eine Schilderung der Mikronesier und beginnt mit den Marianen, deren Bevölkerung durch

die Spanier schon im Anfang des 18. Jahrhunderts ausgerottet worden ist. Man muß hierbei jedoch nicht vergessen, daß den ersten Anstoß zu den Conflicten ein Chinese gab, der marianischer Priester geworden war und den Einfluß der einheimischen Priester durch die katholischen Missionare bedroht sah; der Fehler dieser letztern bestand darin, die weltliche Macht ihrer Nation zur Behauptung ihrer Stellung in Anspruch zu nehmen, wie dieses häufig genug im Großen Ocean auch von protestantischen Missionaren geschehen ist. Uebrigens hat die Ankunft der Europäer in Polynesien auf die Eingeborenen wie fast überall verderblich gewirkt, und es sind unter ihnen tödliche, früher unbekannte Krankheiten ausgebrochen. Man lese nur, was S. 163 fg. hierüber gesagt wird.

Die Tätowirung hat nach der Versicherung der Mikronesier eine religiöse Bedeutung und wird bei den Vornehmen reichlicher und vollkommener ausgeführt, weil diese für „göttlicher" gelten als die Geringen, ebenso reichlicher bei den Männern als bei den Frauen. Die S. 72 erwähnten merkwürdigen Bauwerke in Matalanien, aus mächtigen Wällen von Basaltgestein mit unterirdischen Gewölben bestehend, sind nicht von den spanischen Entdeckern, sondern von den Eingeborenen ausgeführt worden, was auch von den Steinpyramiden, Terrassen, Mauern, Bildsäulen vieler polynesischen Inseln gilt, von welchen S. 223 fg. gesprochen wird. Die Bewohner der Marianen waren nicht ohne Beredsamkeit, und die Rede des Chamorri Djoda, womit er seine Landsleute zum Aufstand gegen die Spanier anfeuerte, wie jene des Hurao und Aguarin, zeichneten sich durch Klarheit und Energie aus. Das Charakterbild, welches Chamisso von seinem Freunde Kadu, einem Eingeborenen der Karolinen, gegeben hat, scheint das mikronesische Wesen überhaupt sehr gut auszudrücken, namentlich wenn man noch das hinzunimmt, was S. 104 nach Hale hierüber gesagt ist. Wie bei den Polynesiern unter dem Namen Areois, so gab es auch auf den Marianen eine zügellose Adelskaste, die Ulitaos, welche mit allen beliebigen Frauen im freiesten Umgang lebten; und wie die Areois die Kinder, namentlich von niedern Frauen tödteten, so war bei den Ulitaos künstlicher Abortus im Schwang. Sie stellten zugleich eine religiöse Sekte und geschlossene Gesellschaft dar, welche den Göttern näher stand, und die üppigen Lieder bei ihren Festen wurden in einer ältern, dem Volke unbekannten Sprache gesungen. Wie in Polynesien, so war auch in Mikronesien das niedere Volk seelenlos, ohne Recht und Eigenthum, alle Macht in den Händen des den Göttern nahestehenden Adels und der göttlich verehrten Könige, die mit andern Worten angeredet wurden als die übrigen Menschen und alles heiligten, was sie berührten. Im Gegensatz zu Polynesien hat sich in Mikronesien der Ahnencultus sehr ausgebildet. Die Marianer glaubten an persönliche Fortdauer, an Paradies und Hölle, gute und böse Geister; auf den Karolinen gab es Priester, welche mit den Seelen der Verstorbenen verkehrten, auch Krankheit und Tod verursachten. Das Tabu in Mikronesien unterscheidet sich von dem polynesischen durch viel geringere Strenge und Allgemeinheit.

Rücksichtlich Polynesiens werden am Schluß dieses Theils nur gewisse Vorfragen und allgemeine Verhältnisse behandelt, während die ethnologische Schilderung dem sechsten und Schlußtheile, dem wir mit Verlangen entgegensehen, vorbehalten bleibt. Unter den Sprachen, welche sich alle sehr gleichen, nimmt das Tonga, welches zugleich ein Verbindungsglied mit den westlichen Sprachen ist, den ersten Platz ein, dann folgen die Idiome von Neuseeland, Rarotonga, Tahiti, den Markesas und zuletzt die von Hawaji. Nach Hale sind die Polynesier von Malaisien her eingewandert und haben sich vom Samoo-Archipel aus über den Großen Ocean verbreitet. Ein späterer Ausgangspunkt wurde dann Tahiti, von welchem aus Nukuhiva, Hawaji, Paumotu, die Austral- und Herveyinseln bevölkert wurden. Alle Wandersagen weisen nach der Samoogruppe, und der Name von deren Hauptinsel: Savaji, kehrt wieder in jeder einzelnen Inselgruppe des Großen Oceans, nur dialektisch umgestaltet. Ueber die Zeit dieser Wanderzüge läßt sich hingegen kaum etwas Bestimmtes ausmitteln; Müller, welcher den linguistischen Abschnitt der Novara-Reise bearbeitet hat, setzt die Trennung des malaiischen und polynesischen Zweigs etwa auf ein Jahrtausend vor Christus, weil die malaiischen und javanischen Sprachen schon im Anfang der christlichen Aera ihre jetzige Entwickelung hatten und doch geraume Zeit nöthig war, um hierzu von jener Einfachheit zu gelangen, welche die polynesischen Sprachen beibehalten haben. Gerland weist aber, wie uns dünkt, mit triftigen Gründen nach, daß jene Trennung in einer noch frühern Zeit stattgefunden hat; die Einwanderung in Polynesien vollzog sich natürlich erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte.

Maximilian Perty.

Ein Beitrag zur Verständigung des deutschen Nordens und Südens.

1. Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder. Als Beitrag zur Verständigung allen Gebildeten der deutschen Nation gewidmet, zugleich als Reisehandbuch. Von Emil Schatzmayr. Braunschweig, Bruhn. 1869. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Deutschlands Norden und Süden. Geographische Skizzen von Emil Schatzmayr. Zweite umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Bruhn. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Mit Abneigung und Groll schafft man keine geographisch-ethnographischen Werke, am wenigsten solche, die zur Verständigung des deutschen Nordens mit dem Süden führen sollen, wie das hier zu besprechende Buch. Groll und Unwillen sind vielleicht für die geharnischte Poesie brauchbare Ingredienzien — facit indignatio versum —, allein aus dem Unwillen über einen ganzen deutschen Stamm kann sich die ethnographische Gerechtigkeit keinen Vers und die deutsche Volkskunde kein Kapital machen. Ein merkwürdiges Buch, dieses „Nord und Süd"; wie es sich in der ersten Auflage nennt „ein Beitrag zur Verständigung", der „allen Gebildeten der deutschen Nation" gewidmet ist. Und hinter dieser Verständigung lauert die

blindeste Wuth gegen den deutschen Norden, dem wir doch immerhin noch etwas mehr als nur den deutschen Staat verdanken. Welch versöhnenden aufklärenden Einfluß könnte ein derartiges ethnographisches Buch haben, wenn es nicht einseitig nur den Süddeutschen seine Liebe zuwendete und die Norddeutschen nur nach Hörensagen beurtheilte, wie es das vorliegende Opus Emil Schatzmayr's thut! Wie klärend könnte bei den sprachlichen Kenntnissen und der richtigen Beobachtungsgabe des Autors solch ein Buch wirken! Aber während Schatzmayr sorgsam in die Schachte süddeutschen Volksthums hinabsteigt und Goldadern und Edelsteine köstlicher Art darin findet, bleibt er Norddeutschland und speciell Preußen gegenüber ganz auf der Oberfläche, ohne zu ahnen, welche Schätze gerade das tiefangelegte norddeutsche Volk für den Forscher germanischer Sitte und germanischer Sprache birgt. Er bleibt immer auf der norddeutschen Ebene, grast ein paar Blumen ab, und da er dabei einige Brennesseln findet, so vergißt er nicht, sich dafür zu rächen. Der Autor macht, wie auch sein Name andeutet, den Eindruck eines Süddeutschen, dem (wie in der Vorrede zur ersten Auflage angedeutet) während seines Studiums in Halle ein Unrecht geschehen ist, das er nun den ganzen preußischen Staat entgelten läßt. Er macht den Eindruck, als ob er von diesem vielverspotteten preußischen Staat nichts als Halle kennt und vielleicht — was zweifelhaft bleibt — einen kurzen Einblick in Berlin gethan hat; vermöge seines jetzigen Wohnsitzes Elberfeld ist ihm niederrheinisches und westfälisches Volksthum bekannt, dagegen mangelt ihm selbst die oberflächlichste Kenntniß des deutschen Nordostens, den er so gern im Munde führt. Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß das Werk über Süddeutschland so hübsche Bemerkungen, richtige Beobachtungen und charakteristische Anführungen bringt, daß die stiefmütterliche Behandlung des Nordens dagegen um so stärker absticht. Auch das wollen wir nicht verschweigen, daß die ein Jahr jüngere zweite Auflage wesentliche Caricaturen norddeutschen Wesens weggelassen hat, daß sie bedeutende Milderungen jener absprechenden Urtheile enthält; daß sie dagegen kein Wort des Zusatzes, kein Wort des anerkennenden Lobes der guten Seiten des Nordostens bringt, von dem der deutsche Staat der Zukunft seinen Anfang genommen hat. Und so dächten wir, eine Beleuchtung dieser ethnographischen Skizzen, die einen Beitrag zur Verständigung deutscher Stämme geben sollen und nur eine stille Liebe für den bairisch-österreichischen Stamm an die große literarische Glocke hängen, wäre zeitgemäß und beiden Parteien zu Nutz und Frommen.

Die erste Auflage, die, wenn sie auch in dem pater peccavi der zweiten umgearbeiteten Auflage eine Abdämpfung erfahren hat, doch von Hunderten gelesen worden ist, bei denen von den Verdächtigungen des Nordens semper aliquid haeret, ist so preußenfresserisch, daß sie die Feuilletons des münchener „Volksboten" schmücken könnte. Um nicht den Vorwurf des Verfassers zu verdienen, wir hätten uns geflissentlich nur an die erste, überwundene Auflage gehalten (die der Autor übrigens sicher für die gelungenere hält), werden wir schneller über dieselbe hinweggehen. Wir werden nur kurz einige charakteristische Merkmale des Nordens, wie sie sich in des Autors Auffassung spiegeln, wiedergeben. Der Norden ist natürlich viel zugeknöpfter, verknöcherter, frostiger, steif und steifer frostig als der Süden. Im Norden ist es eine Unsittlichkeit, bekannt zu werden ohne vorgestellt zu sein: die Mordgeschichte von den zwei Liebenden, die sich nach Jahren vergeblichen Sehnens endlich in einer Gartenlaube zusammenfinden, und die man des andern Morgens, weil sie einander nicht vorgestellt sind, verschmachtet findet, ist natürlich in Preußen passirt. In Berlin, der wendischen Stadt, ist die Bevölkerung ein Viertel Slawe, ein Viertel Franzose, ein Viertel Germane und — ein Viertel Moses Mendelssohn! Der Nordosten ist überhaupt halbslawisch, das erfahren wir auf jeder Seite. Fortwährend wird von den schmählichen Vorurtheilen des deutschen Nordens gegen den Süden geredet und nie vom Gegentheil, während doch das ganze Schatzmayr'sche Buch ein einziges Vorurtheil gegen den Norden ist. Nur die Südländer können Geographie, dort würde es nicht vorkommen wie in norddeutschen Gymnasien, daß man Kärnten für die Hauptstadt von Tirol hält. Der gerühmten nordostdeutschen Logik des halb wendischen Berlin theilt der Verfasser, so oft er kann, Seitenhiebe aus, und doch vergißt er die einfache logische Schlußfolgerung anzuwenden, die er selbst den Norddeutschen zuruft: Wahrheit gegen Freund und Feind. Es finden sich grobe thatsächliche Unrichtigkeiten in seinen Skizzen. Wenn wir aus seinen Behauptungen anführen, daß im Nordosten eine Tanne eine Kiefer oder Fichte bedeute, wenn er Mecklenburger wie Berliner sprechen läßt, wenn er keine Ahnung von dem Ursprung latinisirter Geschlechtsnamen hat und die Magnus, Crusius, Curtius u. s. w. deshalb für „beliebt" im Norden hält, weil die entsprechenden deutschen Namen — zu demokratisch klingen, so ist das nur eine sehr geringe Blumenlese aus der großen Zahl von Unrichtigkeiten, deren sich der Verfasser wissentlich oder unwissentlich schuldig gemacht hat. Diese lapsus sind auch nicht so schlimm wie die Gesinnung des Werks. Oder klingt das Nachfolgende nicht wie Expectorationen gewisser süddeutscher Zeitungen: „Es scheint als ob der Norden, oder wenigstens der Nordosten, noch eine Antwort auf 1866 erwarte — eine Antwort in Keilschrift, um erst den nöthigen Respect vor dem Süden zu bekommen!?"

Der zweiten umgearbeiteten Auflage, deren Vergleichung mit der ersten bei dem Mangel einer Kapiteleintheilung ein gutes Stück Arbeit ist, müssen wir nachsagen, daß sie die meisten jener oben gerügten Tendenzstellen ausgemerzt hat. Mit dem Verschweigen allein ist aber noch nichts gethan: der Charakter des Buchs ist noch derselbe geblieben, vielleicht nicht aus Absicht des Verfassers, sondern aus mangelnder Kenntniß norddeutschen Landes und norddeutscher Leute. Der rheinisch-westfälische Gau, in dem der Autor lebt, ist noch lange nicht als Typus des Nordens aufzufassen, und wie oben erwähnt, ist ihm der Nordosten und, wie wir vermuthen müssen, auch ein gut Theil Mitteldeutschlands terra incognita. Um Ethnograph zu sein, muß man jedoch, wie Goltz und Riehl, sich persönlich über Menschen und Dinge informiren, die man schildern will. Während Schatzmayr's Ansichten über den Süden auch in der zweiten Auflage scharf geschaut und

warm wiedergegeben sind, wimmelt es auch dort in Bezug auf den Norden wieder von Irrthümern gröblicher Art. Daß sich in Ost- und Westpreußen ein wundersames Gemisch von slawischen, germanischen und „romanischen" Stämmen vorfindet, war uns bisher so unbekannt, wie dem Verfasser der Umstand, daß die österreichische Mundart in der That eine Abart der bairischen ist, daß das österreichische Donauland von bairischen Colonisten besiedelt wurde, und daß man noch immer von einem bairisch-österreichischen Volks- und Sprachstamm redet. Wieder wird uns die alte längst überwundene Geschichte aufgetischt, daß ostwärts von der Elbe die Bewohner Deutschlands germanisirte Slawen mit mehr oder minder slawischen Sitten, slawischem Typus und Charakter seien. Was das Volkswirthschaftliche betrifft, so ist keineswegs, wie Schatzmayr meint, der Tabacк ein ausschließlich süddeutsches Gewächs; was würden wol die wackern Ukermärker zu dieser kühnen Behauptung sagen! Das Ohr des Autors muß für sprachlichen Wohlklang eben nicht sehr offen sein, da er dem Süden mehr volltönende, reine Vocale als dem Norden zuschreibt. Näher noch liegt jedoch dem Leser der „Geographischen Skizzen" eine andere, für den Autor eines ethnographischen Werks nicht sehr günstige Bemerkung. Es scheint nämlich als ob der Verfasser beharrlich den obersächsischen Sprachstamm insbesondere die Mundart des Königreichs Sachsen, rundweg mit den Mundarten der nordöstlichen preußischen Provinzen identificirt. Wenn er anführt, daß das süddeutsche Papá, Mamá, Salát u. s. w. im Norden Páppa, Mámma, Sállat u. s. w. laute, wenn er den Nordosten éechal statt egál, schöne und scheene statt schön sprechen läßt, wenn er als charakteristische Namen des Nordens Fritzsche, Nitzsche u. a. m. aufführt, so erinnert das doch so stark an den specifisch meißnischen Dialekt, daß wir wol dem Autor eine oberflächliche Kenntniß des Königreichs Sachsen, nicht aber die Spur einer aus eigener Anschauung erwachsenen Bekanntschaft des Nordostens zugestehen können. So ist auch hier wieder Sachsen der Sündenbock zwischen dem deutschen Norden und Süden geworden. Die Worte, mit denen Schatzmayr unsern Schiller abkanzelt, weil er in dem bekannten Distichon es Baiern an Salz gebrechen läßt (vielleicht hat er attisches Salz gemeint!): „Unser guter Schiller bedachte wol nicht, daß, wer einen Mitmenschen be- oder gar verurtheilen will, den zu Verurtheilenden vor allem selbst gesehen und gehört haben muß, und daß es unendlich leichter und bequemer ist, mit dem großen Strome als, der Wahrheit zur Ehre, auch mal gegen den Strom zu schwimmen!" — diese Worte sind wörtlich auf den Verfasser von „Deutschlands Norden und Süden" anzuwenden.

Es ist ein großes und schätzbares Kapital ethnographischer Darstellungsgabe in dem Schatzmayr'schen Buch, trotz einer vielfach verworrenen Durcheinanderwerfung verschiedener Elemente und dem Mangel einer systematischen Ordnung. Aber es bleibt immerhin bedauernswerth, daß das vorliegende Werk nicht zur Verständigung, sondern zum Misverständniß zwischen Nord und Süd führt, also trotz aller Phrasen am Schluß seinen Zweck verfehlt hat. Was könnte der Norden, wenn er sich revanchiren wollte, nicht vom Süden sagen, was noch schlimmer wäre als die Schroffheiten des „gelobten Landes der Knaake und der Zastrows", wie der Autor das vielgehaßte Altpreußen zu nennen beliebt! Aber der Norden ist versöhnlich und gerecht. Wie viel könnten solche sachgemäße, warm und beiden Theilen gerecht werdende Studien nützen, wie viele Vorurtheile beseitigen, wie viel herzliches Verständniß stammeserblicher Eigenthümlichkeiten vom objectiven Standpunkt aus vermitteln! Vielleicht wäre Hr. Emil Schatzmayr doch noch der rechte Autor für solch ein Buch, vielleicht schafft er eine neue, dritte Auflage, in der er nicht blind den Norden höhnt, wie in der ersten, nicht mit Weglassung der ärgsten Stellen das Nöthige gethan zu haben glaubt, wie in der zweiten, sondern auch die guten Eigenschaften des deutschen Nordens mit derselben Wärme und Vorliebe hervorzuheben versteht wie die Liebenswürdigkeiten seiner geliebten Süddeutschen! Nach dem von Nord und Süd im Verein geführten Kriege wäre der günstige Zeitpunkt für ein solches Werk gekommen.

Franz Hirsch.

Alfred de Musset.

Alfred de Musset. Eine Studie von Karl Eugen von Ujfalvy. Leipzig, Brockhaus. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Wol noch nie ist eine Kritik mit so dichterischem Geist geschrieben worden wie diese Studie über Alfred de Musset. Ein Dichter hat über den andern Gericht gehalten und ist als Dolmetscher für ihn eingetreten. Das Verständniß für Alfred de Musset wird durch Hrn. von Ujfalvy in Deutschland in eine ganz neue Phase treten; man kannte ihn eigentlich bis dahin nur aus vereinzelten Dichtungen und hielt ihn mehr für einen Sonderling als für einen Poeten. Fast jedermann kannte sein Gedicht, das den Mond über dem Kirchthurm als „Punkt auf dem i" darstellt, und einige seiner andern genialen Seltsamkeiten, während wenige seine hochpoetischen Schöpfungen gelesen hatten, die sich den berühmtesten Dichtungen Byron's an die Seite stellen lassen, wie „Don Paez", „Portia", „Namouna" und vor allen „Rolla".

Die Studie Ujfalvy's beschäftigt sich eingehend gerade mit diesen Werken; „Namouna" wird als griechisches Marmorbild charakterisirt, „Rolla" als eine römische Bronzestatue. Es ist ein besonderer Vorzug des geistvollen Kritikers, daß er durch solche scharfumrissene Vergleiche dem Leser mit wenigen Worten ein deutliches Bild von den Intentionen des Dichters gibt.

Auch die reizenden kleinern Gedichte Musset's werden analysirt und gewürdigt; „Die drei rosenrothen Marmorstufen" namentlich sind ganz dazu angethan, um das Interesse auch der kältesten und blasirtesten Leser zu erwecken. Gedichte werden heutzutage wenig gelesen; es genügt Alfred de Musset's Poesien zu erkennen,

sie zu analysiren, um ihnen Leser und Bewunderer zu erwecken.

Das Buch des Hrn. von Ujfalvy darf sicherlich auf einen Platz in den Bibliotheken der gebildeten Lesewelt Anspruch machen, da es eigentlich erst den Schlüssel zu den geheimnißvollen Schönheiten und oft schwerverständlichen Bildern des Dichters gibt und auch in sprachlicher Hinsicht für deutsche Leser viele Erleichterungen bietet, indem eine wörtliche Uebersetzung oder doch Verdeutschung einzelner schwieriger Worte dem französischen Texte beigefügt ist.

Mit großer Delicatesse hat der Verfasser das Privatleben des Dichters behandelt; er verräth dasselbe nicht der profanen Neugier, reißt nicht den Schleier von den Wunden des Herzens und den Fehlern des Charakters, um seine Studie pikanter zu machen; er deutet nur an, wo es durchaus nothwendig zum Verständniß ist, daß ein stürmisches, ereignißvolles Leben über das Haupt Alfred de Musset's hingebraust ist und ihm einen vorzeitigen Tod gebracht hat.

Die genußreiche Ausbeute dieser Studie läßt den Wunsch rege werden, der Verfasser möge seinen in Aussicht gestellten Plan bald ausführen, auch die übrigen Werke Musset's in gleicher Weise zu besprechen, namentlich seine reizenden „Proverbes", die einen ganz neuen Zweig der dramatischen Literatur ins Leben gerufen haben. Seine Romane werden weniger interessanten Stoff zur Besprechung liefern, doch existirt eine rührende Erzählung über die Leiden eines Taubstummen von Musset, die beweist, daß er auch ohne seine prächtigen Verse ein Meister des Wortes und der Seelenmalerei war.

F. von Hohenhausen.

Kleinere philosophische Schriften.

1. Der Philosophencongreß als Versöhnungsrath. Beitrag zu einer Lösung der religiösen Zeitfrage von K. H. Freiherrn von Leonhardi. Prag, Tempsky. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, welcher das Verdienst hat, schon zweimal eine Versammlung von Philosophen (in Prag und Frankfurt) zu Stande gebracht zu haben, ist der Vorkämpfer der Krause'schen Philosophie. Der Philosophencongreß soll nur das Vorspiel zu einem allgemeinen internationalen Wissenschaftsbunde sein, von dem ein allmeiner periodisch wiederkehrender Congreß nur ein Organ vorstellen soll. Wenn man letzteres auch vorläufig als frommen Wunsch beiseitelassen und sich jeglicher Illusion entschlagen wird, als ob durch die aufgezäumten Paradepferde einstudirter Vorträge die Wissenschaft gefördert werde, oder als ob durch parlamentarische Besprechung und unmaßgebliche Abstimmung große historische Gegensätze zum Ausgleich zu bringen seien, so ist doch der anderweitige Nutzen der gelehrten Versammlungen, welcher wesentlich in der Ermöglichung eines Anknüpfens von privaten Beziehungen besteht, gegenwärtig so allgemein anerkannt, daß die Idee eines Philosophencongresses trotz der auf diesem Gebiete ungleich größern Schwierigkeiten nur als eine glückliche und dankenswerthe betrachtet werden kann. Aber auch eine Gefahr liegt auf diesem Wege. Denn wenn die Realwissenschaften jede Gabe dankbar annehmen können, weil sie in ihren Principien wesentlich klar gestellt sind, so dreht sich in der Philosophie der Kampf wesentlich um Principien, sodaß ein Congreß, dessen principielle Richtung durch die Antecedentien seiner Entstehung fixirt ist, nur als Rumpfscongreß bezeichnet werden kann. Dies ist leider bei den Bestrebungen des Freiherrn von Leonhardi in dem Maße der Fall, daß außer den Anhängern Krause's sich nur die Baader's, Günther's und Schelling's nebst einigen Herbartianern bewogen gefunden haben, sich zu betheiligen. Wo die Erkenntniß Gottes (und zwar des selbstbewußten, allweisen, allmächtigen und alliebenden) als die Bürgschaft der Möglichkeit der angestrebten allgemeinen Wissenschaftsharmonie hingestellt wird, wo die Handhabe zum schnellern Vorwärtsbringen der Welt allein in dem Glauben gesucht wird: „daß Gott auf dieser Erde sein Reich begründen wolle und seinen irrenden Kindern zur rechten Zeit helfende und rettende Urgeister schicken werde" (S. 33), da kann man freilich kein anderes Resultat erwarten als sich bei den bisherigen beiden Philosophenversammlungen gezeigt hat, welche bekanntlich theils aus philosophisch angehauchten Theologen, theils aus theologisch gefärbten Philosophieprofessoren bestanden (die unvermeidlichen redseligen Blaustrümpfe nicht zu vergessen), und ganz dazu angethan waren, die Philosophie in den Augen des großen Publikums durch die Langweiligkeit und Mittelmäßigkeit ihrer Verhandlungen um den letzten Rest von Credit zu bringen. Wenn auf solcher Basis ein Wissenschaftsbund zu Stande käme, der sich damit befaßte, „die Leistungen der bisher vereinzelt Arbeitenden mit Rücksicht darauf durchzuprüfen, wie sie zu dem für alle gleich wohnlichen Gesammtbau sich verhalten" (S. 9), so würde daraus eine schlimmere Form der Monopolisirung der Gelehrsamkeit entspringen, als irgendeine der frühern oder noch bestehenden war. Wie der Philosophencongreß nach Ansicht des Verfassers auf der Krause'schen Lehre basiren muß, so wird nach ihm der allgemeine Wissenschaftsbund dadurch zu Stande gebracht werden, daß auch die andern Nationen sich zur Krause'schen Philosophie bekehren. Die Lösung der religiösen Frage findet der Verfasser in der Aufhebung des speciellen Bekenntnißzwanges und in Beibehaltung folgender freiwilliger Bekenntnißformel als Minimum (S. 89):

> Ich glaube an den gottgeweihten Beruf des Menschen und der menschlichen Gesellschaft in dem Reiche Gottes, welches da ist ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe, und ich verpflichte mich zur Nachfolge Christi in diesem Berufe.

2. Eine liberale Polemik gegen den Atheismus. Von Friedrich Karl Laudenbach. Zwei Theile. Frauenfeld, Huber. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser meint es recht gut mit der Welt und den Menschen, es fehlt ihm aber alle wissenschaftliche Grundlage und Methode. Er hat viel gelesen (die

Excerptensammlung ist noch das Beste an dem Buch), aber wenig verdaut. Er geht von vornherein davon aus, daß man das Dasein Gottes so wenig wie das Gegentheil wissenschaftlich beweisen könne, und daß das somit in völlige Freiheit der Wahl gestellte Ich blos nach seinem Willen entscheidet. Ist das Ich ein gottloses, böses, eigensinniges, so entscheidet es sich gegen den Gottesglauben; gibt es aber der Einsicht Raum, daß nur durch den Gottesglauben es in sich selbst zur Harmonie gelangen und die menschliche Gesellschaft vor allen Greueln der Verwüstung bewahrt werden kann, dann entscheidet es sich aus freier Wahl für den Gottesglauben. Unter Gottesglauben versteht aber der Verfasser den Glauben an einen persönlichen, allweisen, allgütigen und allgerechten Gott; wer diesen nicht hat, ist Atheist; aber der Atheismus ist eigentlich gar kein Standpunkt. Der Liberalismus des Verfassers besteht darin, daß er keine Religion für die alleinseligmachende hält, sondern jede gelten läßt, die seinen Gottesglauben hat. Das Buch besteht wesentlich in erbaulichen Variationen auf das Thema, daß der Atheismus der Ruin der Menschheit ist. Der Stil erhebt sich nirgends über die Kanzelphrase.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber W. Dilthey's „Leben Schleiermacher's" sagt die „Saturday Review" vom 20. August: „Die vor zehn Jahren stattgehabte Feier des hundertjährigen Geburtstags Schleiermacher's war eine Ausnahme von diesen im allgemeinen etwas zweifelhaften Kundgebungen, sowol in Betreff der echten Begeisterung, die sie erweckte, als auch des aus ihr hervorgegangenen wesentlichen Gewinns für die Literatur und Theologie. Zum größern Theil rührte dies wol von der Entrüstung her, die man über den päpstlichen Hof empfand, und der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Dienstbarkeit der Geistlichkeit gegen die Regierung, als von dem neu belebten Interesse an dem berühmten berliner Prediger. Man suchte nach einer Gelegenheit zu einer volksthümlichen Kundgebung, und so kam die Feier gut zu statten. Von diesem Gesichtspunkte aus muß denn auch die Biographie Schenkel's betrachtet werden; sie ist eben eine Gelegenheitsschrift. Schleiermacher's Name indessen verdiente etwas mehr als das Losungswort einer Partei zu sein; und da er wieder einmal in den Vordergrund gebracht worden war, so veranlaßte es den Verfasser der vorliegenden Schrift, ihm ein weit sorgfältiger ausgearbeitetes und bleibenderes Denkmal zu widmen. Diese Biographie, von welcher zunächst der erste Band veröffentlicht ist, verdient wegen der darin zu Tage tretenden Einsicht und literarischen Geschicklichkeit Anerkennung und ist infolge des darin enthaltenen neuen Materials, welches dem Verfasser zur Verfügung gestellt worden, werthvoll. Das Wichtigste davon ist eine große Zahl Briefe von den beiden Schlegel und andern Mitgliedern ihres Kreises, die zwar hier nicht abgedruckt sind, deren Durchsicht aber den Verfasser in den Stand gesetzt hat, Schleiermacher, den man bisher zu sehr als einen bloßen Fachtheologen betrachtet hat, in seinem eigentlichen Zusammenhang mit der weitern geistigen Bewegung, an der er theilhatte, darzustellen. Das Hauptinteresse und das eigentlich Neue in Dilthey's Werk liegt in den Kapiteln, in welchen Schleiermacher's Beziehungen zu den beiden Schlegel, Tieck und andern Führern der romantischen Schule wie zu Fichte und Schelling auseinandergesetzt werden, und in den unparteiischen und lebensvollen Schilderungen dieser ausgezeichneten Männer. Die mehr das Privatleben Schleiermacher's betreffenden Stellen sind gleichfalls trefflich erzählt, und diejenigen Zwischenfälle, welche eine Entschuldigung erfordern zu schienen, wie z. B. seine Vertheidigung der «Lucinde», sind einfach und treulich mitgetheilt. Die neuerdings wiedererwachte Theilnahme für Schleiermacher und Schriftsteller verwandten Geistes ist ein aufmunterndes Zeichen einer entsprechenden Wiederbelebung der lange schlummernden dichterischen und geistigen Elemente in der deutschen Literatur, für welche die politischen Zeitverhältnisse ganz besonders günstig sind."

Ueber „Aus Schelling's Leben. In Briefen" heißt es ebendaselbst: „Der zweite Band von Schelling's Briefen ist weniger reich als der frühere an Beleuchtungen seiner Philosophie, aber interessanter, wenn auch nicht reichhaltiger, was die persönlichen Einzelheiten betrifft. Die glänzende und schöpferische Periode von Schelling's Laufbahn war bereits vorüber, als er sich im Jahre 1803 als Professor in Würzburg habilitirte. Wie Coleridge, dem er in so vielen Hinsichten ähnlich war und der ihm so viel verdankte, vergeudete auch er seine besten Kräfte großentheils an glänzende aber unfruchtbare Entwürfe; indessen nicht wie Coleridge aus Trägheit oder Genußsucht, sondern weil er absolut nicht im Stande war, seinem rasch entwickelten philosophischen System etwas Wesentliches hinzuzufügen. Die Briefe, welche über Metaphysik handeln, sind hauptsächlich an Jünger und Anhänger im allgemeinen, wie Windischmann und Eschenmayer, gerichtet und sind kaum derart, daß sie Schelling's geistige Begabung hervorgerufen hätten. Auch zeigen sie den Philosophen nicht immer im liebenswürdigsten Lichte. Schelling besaß augenscheinlich lebhafte Empfindung und ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl; allein seine Empfindlichkeit artet leicht in Quengelei und seine Würde in kalten Hochmuth aus. Sein häuslicher Briefwechsel zeigt ihn von der vortheilhaftern Seite, und einige Briefe an seine Freunde, besonders an den schwedischen Dichter Atterbom, sind mit seltener Gefühlswärme geschrieben. Die besten Briefe in der Sammlung indessen sind nicht Schelling's, sondern die, welche seine zweite Gattin, Pauline Gotter, vor ihrer Verbindung mit ihm an ihn gerichtet hat. Die anziehende Individualität der Schreiberin offenbart sich in der ungekünstelten Durchsichtigkeit der Gesinnung und des Ausdrucks, sie enthalten auch einige interessante Notizen über Goethe, mit dem Pauline auf sehr freundschaftlichem Fuße stand. Einige Briefe Schelling's geben Einzelheiten über den Tod seiner ersten Gattin, der Witwe des ältern Schlegel, die in der frühern Geschichte der romantischen Schule keine unbedeutende Rolle gespielt hat. Sie wird gewöhnlich als eine Frau von großem Talent und Zauber, aber als rastlose Ränkespinnerin und Unheilstifterin dargestellt. Es sei nur noch bemerkt, daß Schelling's Briefe im allgemeinen außerordentlich klar sind, selbst wenn sie die dunkelsten metaphysischen Gegenstände behandeln."

Von den zahlreichen Besprechungen historischer Schriften sei hier nur die über Mendelssohn-Bartholdy's Geschichte Griechenlands angeführt. „Dr. Mendelssohn-Bartholdy, der Sohn des Componisten, ist als glühender Philhellene bekannt, der die Theilnahme an seinem Gegenstande mit jener Kenntniß desselben verbindet, welche beide erforderlich sind, um die Geschichte der griechischen Unabhängigkeit anziehend zu machen. Dies ist denn auch das Thema des ersten Bandes seiner Geschichte Neugriechenlands; denn der traurige Zeitraum zwischen dem Falle Konstantinopels und der Empörung Ali-Paschas wird kaum berücksichtigt. Statt dessen findet man interessante Bemerkungen über die Gebrechen der türkischen Herrschaft und den socialen Zustand Griechenlands unter derselben, sowie über dessen Sprache und Literatur. Die Geschichte der militärischen und politischen Ereignisse des Unabhängigkeitskriegs ist, wenn auch weniger reichhaltig und zuverlässig als die Finlay's, gewiß weniger trocken; sie zeugt zwar von wenig selbständiger Forschung, ist aber mit Geschick aus einer Masse von Material zusammengedrängt und hat nur den einen Nachtheil, daß einige

Begebenheiten von einem unvermeidlichen Dunkel behaftet sind und die am meisten malerischen nur einen episodischen Charakter haben. In seinem zweiten Bande wird Mendelssohn die unerfreuliche Geschichte Griechenlands seit dessen Befreiung zu verfolgen haben, eine Aufgabe, welche, wie zu hoffen steht, er nicht im Geiste eines kritiklosen Vertheidigers vollziehen wird."

Ueber A. F. von Schack's „Durch alle Wetter; Roman in Versen", sagt das Blatt: „Es ist dies einer der gelungensten Versuche neuerer Zeit in einer Dichtungsart, in welcher ein rechter Erfolg selten erzielt wird. Einen zweiten «Don Juan» zu schreiben, würde einen zweiten Byron erfordern, und was dieser Dichtung nachsteht, wird sofort durch den Vergleich, den es unvermeidlich hervorruft, als mislungen bezeichnet. Ein humoristisches Epos zu dichten, welches nicht an «Don Juan» erinnerte, ist ein Unternehmen, das die Kräfte aller derer übersteigt, die es bisher versucht haben, und selbst Schack's wirkliche poetische Begabung hat dennoch nicht verhüten können, seine Leistung gewissermaßen als einen Versuch erscheinen zu lassen. Trotzdem ist es ein Buch, das man mit fortwährender Lust und häufiger Bewunderung lesen kann; es ist interessant als Dichtung, frisch als Satire und zeichnet sich durch des Verfassers durchgängige Beherrschung der Sprache und Eleganz des Stils aus. Der Hauptfehler ist die Sucht zu glänzen, ein Fehler, der in Schriften, wo man nicht anders als geistreich oder langweilig sein kann, so schwer zu vermeiden ist."

B. Tschischwitz' Uebersetzung der „Shakspeare'schen Sonette" findet der Recensent zwar nicht so poetisch wie einige andere Uebertragungen derselben, aber genau und im allgemeinen befriedigend.

F. A. Leo's Bearbeitung von „Antonius und Kleopatra" meint er, verdiene wegen ihrer Vorzüge und als Beispiel von der vortrefflichen Weise, in welcher Aufgaben dieser Art in Deutschland gelöst werden, Beachtung.

Paul Heyse's „Göttin der Vernunft" erklärt er für kräftig und wirkungsvoll, was die Sprache und Situation betrifft, das Ganze aber sei zu offenbar erkünstelt und nichts als die geschickte Verarbeitung einer Idee zu rein literarischen Zwecken.

Die Uebersicht schließt mit einer abermaligen rühmlichen Erwähnung von „Unsere Zeit", von der es heißt, sie behaupte ihren Charakter als werthvolles Repertorium reichhaltiger und eingehender Abhandlungen über wichtige Gegenstände.

Eine Uebersetzung des „Spiel von den zehn Jungfrauen".

Ludwig Bechstein fügte seiner Publication des bekannten „Spiel von den zehn Jungfrauen" aus dem Jahre 1322 eine Uebertragung in die heutige Sprache bei. Später finden wir einen gleichen Versuch im dritten Bande der „Herbstabende und Winternächte" von Ludwig Ettmüller (Stuttgart 1867). Eine dritte Uebersetzung bietet uns eine kleine Schrift von Albert Freybe: „Das Spiel von den zehn Jungfrauen, eine Opera seria, gegeben zu Eisenach am 24. April 1322, übertragen und zeitgeschichtlich behandelt" (Leipzig 1870). Bechstein kannte nur eine, die mühlhäuser Handschrift, später wurde von Max Rieger ein zweiter, ein oberhessischer Text aufgefunden und in Pfeiffer's „Germania" (1865) veröffentlicht. Ettmüller scheint diesen Text noch nicht gekannt zu haben, als er zu seiner Uebertragung des Spiels schritt. Freybe's Arbeit gründet sich auf beide Texte. Diese Uebersetzung können wir empfehlen, sie ist recht lesbar; dabei glättet der Verfasser nicht allzu sehr, sondern hält sich möglichst an das Original. Auf das Spiel selbst folgt in Freybe's Buche ein Kapitel „Zum Verständnisse und zur Würdigung des sogenannten großen thüringer Mysteriums und seiner Zeit", welches, abgesehen von einer etwas novellistischen Einkleidung, in sachgemäßer Weise die literarischen und historischen, auch einigermaßen die dogmatischen Verhältnisse des Spiels und des denkwürdigen Vorgangs, den es hervorrief, berührt und so wirklich zum Verständnisse dieser hervorragenden dichterischen Erscheinung beiträgt.

Bibliographie.

Beitrag zum Studium der Frage einen wirklich dauerhaften Frieden herzustellen. September 1870. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. Fol. 6 Ngr.

Religiöse Betrachtungen eines Verstorbenen. Breslau, Lichtenauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Buch's, L. v., gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck. 2ter Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Chlebik, F., Die Philosophie des Bewussten und die Wahrheit des Unbewussten in den dialektischen Grundlinien des Freiheits- und Rechtsbegriffes nach Hegel und C. L. Michelet entworfen. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 18 Ngr.

Dömling, A., Im Bivouac. Zur Erinnerung an die Siege vom 30. August bis 2. September 1870 dem deutschen Heere und seinen Führern gewidmet. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 2 Ngr.

Ebrard, A., Gustav König. Sein Leben und seine Kunst. Erlangen, Deichert. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Eichwald, K., Niederdeutsche Sprüchwörter und Redensarten gesammelt und mit einem Glossar versehen. 4te Ausgabe. Bremen, Tannen. 8. 15 Ngr.

Flattich, J. F., Leben und Schriften. Ergänzungsband. — A. u. d. T.: Pädagogische Lebensweisheit. Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von K. C. E. Ehmann. Heidelberg, C. Winter. 8. 16 Ngr.

Fricke, W., Ludwig van Beethoven. Ein Lebensbild. Bielefeld, Thiele u. Comp. 8. 10 Ngr.

Frommann, F. J., Das Frommannsche Haus und seine Freunde 1792—1837. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 20 Ngr.

Patriotische Gedichte. Nr. 1. Speyer, Lang. Gr. 8. 1 Ngr.

Griesinger, T., 1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich geschildert. 1ste bis 3te Lief. Stuttgart, Griesinger. 4. à 4 Ngr.

Grüning, C., Volkslieder im Kriegs-Jahre 1870. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 4 Ngr.

Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. 2te vermehrte Aufl. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Höfer, P., Die Bedeutung der Philosophie für das Leben nach Plato dargestellt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 10 Ngr.

Jacobi, H., Perlender Wein in funkelndem Glase. In einer Reihe von Charakterzügen berühmter Menschen aller Zeiten und Nationen; sowie Sentenzen über alle Verhältnisse des Lebens, und eine Sammlung heiterer Anekdoten. Cassel, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Kleine, F., Gedichte. Hildesheim, Nolte u. Schneidler. Gr. 16. 3 Ngr.

Klinck, F., Die Franzosen nach Berlin. Komisches Heldengedicht zur Erinnerung an das Jahr 1870. Hamburg. Gr. 16. 10 Ngr.

Knortz, K., Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Jena, Costenoble. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neue und alte lustige und ernste Kriegs-Lieder gegen die Franzosen 1870. Breslau, Gebhardi. 64. 1 Ngr.

Kulemann, R., Germania. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 2½ Ngr.

Kummer, Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der königlich sächsischen Armee. Dresden, Meinhold u. Söhne. Br. 8. 24 Ngr.

Kutschke, A., Napolium-Lieder, zu singen nach der bekannten Weise: „Ich bin der Doctor Eisenbart." Bremen, Tannen. Gr. 8. 1½ Ngr.

Laugwitz, H., Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo (geb. 1503, gest. 1576). Kempten, Kösel. Gr. 8. 14 Ngr.

Marées, L. de, Kreuz- und Trostlieder. Zerbst, Luppe. Gr. 16. 2½ Ngr.

Mühlbach, Louise, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Münster, G. Graf zu, Deutschlands Zukunft das deutsche Reich. Einige Betrachtungen über die jetzige Lage. (September 1877.) Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Mussafia, A., Ueber eine altfranzösische Handschrift der königl. Universitätsbibliothek zu Pavia. Bericht. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Napoleon, der Mordbrenner der Verräther gegen Heer und Landwehr. Bisher noch unenthüllte Geheimnisse aus seinem Leben. Berlin, Löchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Peregrina, Corbula, Die Geschichte der heiligen Nothburga von Rottenburg. Poetisch erzählt. Innsbruck, F. Rauch. 8. 7½ Ngr.

Pfizmaier, A., Aus dem Traumleben der Chinesen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Rittershaus, E., Den Frauen und Jungfrauen in der Kriegszeit. Drei Lieder nach Volksweisen. Barmen, W. Langewiesche. 8. 2 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. Leipzig, Friese. 16. 15 Ngr.

Schrader, A., Kunst und Liebe. Socialer Roman aus der Gegenwart in 5 Bdn. Leipzig, Serbe. 1871. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Untergang des alten Regime. Socialer Roman aus der Gegenwart in 3 Bdn. Leipzig, Serbe. 1871. 8. 4 Thlr.

— — Das Verhängniß. Socialer Roman aus der Gegenwart in 6 Bdn. Leipzig, Serbe. 1871. 8. 8 Thlr.

— — Auf den Wogen des Lebens. Socialer Roman der Gegenwart in 6 Bdn. Leipzig, Serbe. 1871. 8. 8 Thlr.

See, G. vom (G. v. Struensee), Falkenrode. Roman in 4 Bdn. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Segesser, A. P. v., Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. Am Vorabend des Conciliums. Basel, Bahnmaier. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Thugut und sein politisches System. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österreichischen Kaiserhauses, während der Kriege gegen die französische Revolution. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Zingerle, J. V., Beiträge zur älteren tirolischen Literatur. I. Oswald von Wolkenstein. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 27. October 1870.

Zur Geschichte der Mormonen.

Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse von Moritz Busch. Leipzig, Abel. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist Sitte geworden, die Vereinigten Staaten von Amerika als das Mutterland und das Eldorado der verschiedensten und wunderbarsten Religionssekten anzusehen, und doch haben, wie schon Karl Friedrich Neumann in seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (III, 378) anerkennt, die allerdings äußerst zahlreichen religiösen Genossenschaften, welche auf dem fruchtbaren Boden der nordamerikanischen Union wuchern, mit wenigen Ausnahmen in den religiösen Bewegungen des alten Europa ihren Ursprung. So stammen z. B. die Bischöflichen oder Episkopalen von der anglikanischen Kirche, die Presbyterianer von der reformirten Kirche in Schottland, die Holländisch-Reformirten aus Holland, die Deutsch-Reformirten aus der rheinischen Pfalz und der Schweiz; die Lutheraner, Herrnhuter, Mennoniten und Rappisten kamen aus Deutschland, die Quäker und Shaker aus England; Methodismus und Baptismus, die schnell an Zahl und Macht zunahmen, und vornehmlich die niedern, einsichtslosen Klassen, z. B. die Neger, an sich zogen, wuchsen fast zu derselben Zeit in der Alten und der Neuen Welt empor. Alle diese Confessionen pflegen die Ueberlieferungen und nähren sich an den Symbolen, den Liedern und Agenden, an der theologischen Literatur, den Sitten und Gebräuchen der betreffenden Mutterkirchen in Europa. Trotz ihrer mehr jugendlichen Frische und Rührigkeit, wie sie in der Alten Welt selten vorgefunden werden, halten diese transatlantischen Genossenschaften bei aller geistigen Entwickelung, bei allem materiellen Wohlbehagen fest an den Grundsätzen eines gewissen orthodoxen Protestantismus. Die eigentlichen, die wahren Amerikaner, die wirklichen Träger der Union und alles Großen, was durch diese Union geschaffen, sind ein ernst-religiöses, christlich-protestantisches Volk, ohne schädlichen Fanatismus, jedoch hier und da religiöser Schwärmerei ergeben. Man hält es, wie auch K. F. Neumann a. a. O. es bestätigt, in Amerika im allgemeinen für ungeziemend, ohne besondere Veranlassung viel über Religion zu sprechen, weil man sie für eine innere, eine häusliche und heilige Angelegenheit erachtet, die jedes Individuum oder jede Familie für sich abzumachen hat. Bei alledem ist es nicht ganz ungefährlich, sie öffentlich zu misachten, da man sie als eins der wichtigsten und wohlthätigsten Bindemittel der bürgerlichen Gesellschaft ansieht und in ihr gleichsam ein Surrogat für die in despotisch regierten Staaten herrschende Polizeigewalt zu finden glaubt. Vorzüglich von den Amerikanern solcher streng religiösen Richtung sind, vielleicht wegen der gesetzlich herrschenden Religions- und Gewissensfreiheit, die meisten socialen Verbesserungen und viele neue Ideen und Einrichtungen ausgegangen; bei ihnen sind mehrfach dem Fortschritt und der höhern Menschlichkeit dienstbare Vereine, z. B. Unitarier, Abolitionsgesellschaften u. s. w., entstanden. „Wir glauben nicht", sprach der edle William E. Channing, wohl der bedeutendste Theologe Neuenglands, „daß man bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts stehen bleiben soll. Der menschliche Geist ist in der Ausbildung begriffen. Was einem rohen und verdorbenen Jahrhundert gut dünkte, erscheint ungeeignet für unsere erleuchteten Tage."

Zu den wenigen religiösen Sekten, die ausnahmsweise ihren Ursprung nicht aus Europa ableiten und doch scheinbar uralte, höchst wunderbare und verschrobene Lehren und Gebräuche besitzen, gehören die Mormonen. Voltaire sagt irgendwo von einer religiösen Sekte, daß sie nur geringe Chancen des Gedeihens habe, weil sich in ihren Doctrinen nichts vorfinde, was der menschlichen Vernunft besonders stark ins Gesicht schlage. Legt man diesen Maßstab an den Mormonismus an, so wird man ihm sicherlich einige Chancen des Gedeihens zugestehen müssen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 27. October 1870.

Inhalt: Zur Geschichte der Mormonen. Von Rudolf Doehn. — Neue lyrische Gedichte. — Bilder aus dem Alterthum. Von Rudolf Gottschall. — Neue Romane und Novellen. — Feuilleton. (Pfeiffer-Feier in Bettlach; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Mormonen.

Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse von Moritz Busch. Leipzig, Abel. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist Sitte geworden, die Vereinigten Staaten von Amerika als das Mutterland und das Eldorado der verschiedensten und wunderbarsten Religionssekten anzusehen, und doch haben, wie schon Karl Friedrich Neumann in seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (III, 378) anerkennt, die allerdings äußerst zahlreichen religiösen Genossenschaften, welche auf dem fruchtbaren Boden der nordamerikanischen Union wuchern, mit wenigen Ausnahmen in den religiösen Bewegungen des alten Europa ihren Ursprung. So stammen z. B. die Bischöflichen oder Episkopalen von der anglikanischen Kirche, die Presbyterianer von der reformirten Kirche in Schottland, die Holländisch-Reformirten aus Holland, die Deutsch-Reformirten aus der rheinischen Pfalz und der Schweiz; die Lutheraner, Herrnhuter, Mennoniten und Rappisten kamen aus Deutschland, die Quäker und Shaker aus England; Methodismus und Baptismus, die schnell an Zahl und Macht zunahmen, und vornehmlich die niedern, einsichtslosen Klassen, z. B. die Neger, an sich zogen, wuchsen fast zu derselben Zeit in der Alten und der Neuen Welt empor. Alle diese Confessionen pflegen die Ueberlieferungen und nähren sich an den Symbolen, den Liedern und Agenden, an der theologischen Literatur, den Sitten und Gebräuchen der betreffenden Mutterkirchen in Europa. Trotz ihrer mehr jugendlichen Frische und Rührigkeit, wie sie in der Alten Welt selten vorgefunden werden, halten diese transatlantischen Genossenschaften bei aller geistigen Entwickelung, bei allem materiellen Wohlbehagen fest an den Grundsätzen eines gewissen orthodoxen Protestantismus. Die eigentlichen, die wahren Amerikaner, die wirklichen Träger der Union und alles Großen, was durch diese Union geschaffen, sind ein ernst-religiöses, christlich-protestantisches Volk, ohne schädlichen Fanatismus, jedoch hier und da religiöser Schwärmerei ergeben. Man hält es, wie auch K. F. Neumann a. a. O. es bestätigt, in Amerika im allgemeinen für ungeziemend, ohne besondere Veranlassung viel über Religion zu sprechen, weil man sie für eine innere, eine häusliche und heilige Angelegenheit erachtet, die jedes Individuum oder jede Familie für sich abzumachen hat. Bei alledem ist es nicht ganz ungefährlich, sie öffentlich zu misachten, da man sie als eins der wichtigsten und wohlthätigsten Bindemittel der bürgerlichen Gesellschaft ansieht und in ihr gleichsam ein Surrogat für die in despotisch regierten Staaten herrschende Polizeigewalt zu finden glaubt. Vorzüglich von den Amerikanern solcher streng religiösen Richtung sind, vielleicht wegen der gesetzlich herrschenden Religions- und Gewissensfreiheit, die meisten socialen Verbesserungen und viele neue Ideen und Einrichtungen ausgegangen; bei ihnen sind mehrfach dem Fortschritt und der höhern Menschlichkeit dienstbare Vereine, z. B. Unitarier, Abolitionsgesellschaften u. s. w., entstanden. „Wir glauben nicht", sprach der edle William E. Channing, wohl der bedeutendste Theologe Neuenglands, „daß man bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts stehen bleiben soll. Der menschliche Geist ist in der Ausbildung begriffen. Was einem rohen und verdorbenen Jahrhundert gut dünkte, erscheint ungeeignet für unsere erleuchteten Tage."

Zu den wenigen religiösen Sekten, die ausnahmsweise ihren Ursprung nicht aus Europa ableiten und doch scheinbar uralte, höchst wunderbare und verschrobene Lehren und Gebräuche besitzen, gehören die Mormonen. Voltaire sagt irgendwo von einer religiösen Sekte, daß sie nur geringe Chancen des Gedeihens habe, weil sich in ihren Doctrinen nichts vorfinde, was der menschlichen Vernunft besonders stark ins Gesicht schlage. Legt man diesen Maßstab an den Mormonismus an, so wird man ihm sicherlich einige Chancen des Gedeihens zugestehen müssen.

Die Mormonenbibel, die persönlichen Specialconferenzen, welche die Mormonenpropheten bei jeder Gelegenheit mit dem lieben Herrgott haben, und aus denen die „Offenbarungen" hervorgehen, die Vielweiberei, die absolute Priesterherrschaft und ähnliche Dinge lassen in dieser Beziehung nicht viel zu wünschen übrig. Man würde aber sicherlich das Rechte verfehlen, wenn man sich damit begnügte, die Mormonen in jeder Hinsicht lächerlich zu finden und sie zu verspotten. So urtheilt auch der geistreiche W. Hepworth Dixon in seinem „Neu-Amerika" (übersetzt von Richard Oberländer; Jena, Costenoble, 1868, S. 137); und es ist deshalb immerhin als ein verdienstvolles Unternehmen zu begrüßen, daß Moritz Busch in dem vorliegenden Werke die Geschichte, die Glaubenssätze und die socialen und politischen Verhältnisse einer Religionssekte, welche den Vereinigten Staaten von Amerika bereits so vielfache Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten bereitet hat, uns in einer gründlichen und erschöpfenden Weise vor Augen zu führen sucht.

Der Verfasser, welcher selbst längere Zeit in Amerika lebte, wiederholt mit kleinern und größern Mormonengemeinden verkehrte und mit der Literatur über das Mormonenthum ziemlich gut vertraut ist, betrachtet die staatliche Entwickelung und den Glauben der „Latterday-Saints", d. h. der „Heiligen der letzten Tage", wie sich bekanntlich die Mormonen nennen, nicht sowol als einen „großartigen Schwindel", sondern als „eins der größten Wunder und Räthsel der amerikanischen Culturwelt". Diese Auffassung der sonderbaren Religionssekte scheint uns nun aber doch etwas zu hoch gegriffen zu sein. Wir selbst lebten mehrere Jahre im Staate Missouri, wo die Mormonen eine Reihe von Jahren ihr Wesen trieben; wir waren auch in Nauvoo im Staate Illinois, wohin die Mormonen zogen als sie Missouri verließen, und wir haben, abgesehen von dem was wir aus Büchern und Zeitungen über sie erfahren, an Ort und Stelle hinlänglich Erkundigungen über sie eingezogen, um berechtigt zu sein, ein Urtheil über das Leben und Treiben der wunderbaren „Heiligen der letzten Tage" zu fällen. Dieses unser Urtheil geht nun aber, kurz gefaßt, dahin, daß das Mormonenthum allerdings als ein charakteristisches Erzeugniß des amerikanischen Thuns und Treibens bezeichnet werden kann, über das man mit einem vornehmen Achselzucken nicht wohl hinweggehen darf, welches jedoch andererseits schwerlich als „eins der größten Wunder und Räthsel der amerikanischen Culturwelt", dem kein „großartiger Schwindel" beigemischt sei, aufzufassen ist. Dies hindert uns indessen nicht, Busch beizustimmen, wenn er sagt:

> Das Mormonenthum will aus dem Boden, auf dem es erstand, aus hundert Einzelheiten in seiner Entwickelung begriffen sein, und dazu bedarf es einer ausführlichen Darstellung, welche die Erscheinung an ähnlichen Phänomenen mißt, welche die Hauptcharaktere in dem Drama sich nach Möglichkeit selbst charakterisiren läßt, und welche das, was nach einem Vergleich der Berichte für und wider dunkel bleibt, aus dem Leben des Yankeethums, aus dem die beiden Propheten der Sekte stammen, und demjenigen in den westlichen Grenzregionen zu erklären im Stande ist, wozu nur gründliches Studium dieses uns meist nur in parteiischer Färbung vorgeführten Lebens befähigt.

Die Religionsanschauungen der Mormonen sind so seltsamer Natur, daß seit Jahrhunderten im Bereiche der christlichen Welt kaum ein seltsameres Credo aufgetaucht ist. Der Gottesglaube ist, wie unser Autor S. 352 fg. nachweist, materiell im gröbsten Sinne des Wortes. „Gott der Vater" hat einen Körper mit Gliedern und Theilen; er ist nicht allgegenwärtig, weil er sonst dem Nichts gleich sein würde. Die Menschen, die in Polygamie leben, werden ihm einst im Jenseits gleich und zwar vollkommen gleich, also ebenfalls Götter sein. Lebende können Todte erlösen, indem sie sich für dieselben taufen lassen, sie können ihnen zu größerer Seligkeit verhelfen, indem sie sich diesseits mit ihnen vermählen. Jesus hat nach seinem Tode ein zweites Leben unter den Rothhäuten Amerikas gelebt, welche Nachkommen Israels sind, er hat unter ihnen gelehrt, Wunder gethan, Jünger gewählt u. s. w.

Die Mormonen nennen ihr Regierungssystem gern eine „Theo-Demokratie" und vergleichen sich in ihren bürgerlichen Beziehungen mit den alten Israeliten unter Moses. Bei ihnen ist die staatliche, religiöse und bürgerliche Gemeinde untrennbar verbunden. Der Vorstand der Mormonen ist zugleich weltlicher und geistlicher Gebieter, Richter und Prophet; sie geben eigenen Verstand und Urtheil ihrem Despoten unbedingt gefangen. K. F. Neumann findet a. a. O. eine große Aehnlichkeit zwischen der chinesisch-christlichen Sekte der Taiping und den Mormonen; beide sind zufällig auch um dieselbe Zeit entstanden.

Der Autor behandelt seinen Gegenstand in elf Kapiteln. Die ersten sechs Kapitel schildern zunächst die Entstehung des Mormonismus und die Charaktere der Hauptträger desselben; alsdann geben sie eine genaue Beschreibung des Mormonenlebens in Missouri und Illinois. Das siebente Kapitel enthält eine Darstellung des mühe- und gefahrvollen Exodus der Mormonen durch die Prairiewildniß des Westens nach Utah und dem Becken des Salzsees, sowie eine interessante Angabe des Verhältnisses der Heiligen zu den Lamaniten; im achten Kapitel finden wir eine treffliche Schilderung von Utah oder Deseret, außerdem behandelt der Autor hier die Verfassungsfrage und die Einsetzung einer Territorialregierung, das Verhältniß der Mormonen zu den Indianern, die Gründung verschiedener Colonien, die Einführung der Polygamie durch Brigham Young, den Streit mit der Familie Joseph Smith's, den Conflict mit den Bundesbehörden der Union, die Missionen im Auslande u. s. w. Das neunte Kapitel beschreibt das „neue Jerusalem" in seiner heutigen Gestalt, die Tempel, die Tabernakel, die Fabriken, die Bildungsanstalten, die künftige Universität mit Lehrern vom Himmel, wie der Mormonenälteste Phelps sie einmal in einer schwungvollen Rede verkündigte, u. a. m.; das zehnte Kapitel enthält das Glaubensbekenntniß der Mormonen, die Speculationen von Orson Pratt u. s. w. Das elfte Kapitel endlich bringt eine Rechtfertigung der Vielweiberei von Pratt und schildert die Versiegelungsceremonie, die Anfänge von Polyandrie, die stellvertretende Ehe und die Verheirathung mit Todten, die Eschatologie der Mormonen, den Beginn des tausendjährigen Reichs, die Wiederkunft der verlorenen Stämme Israel's und den

Jüngsten Tag. Vom achten Kapitel an hat der Verfasser wesentlich das obengenannte Buch von Hepworth Dixon benutzt, jedoch in ziemlich selbständiger Weise.

Der eigentliche Stifter und erste Prophet des Mormonenthums, Joseph Smith, zeichnete sich durch Schlauheit, Sinnlichkeit und Habgier aus, auch fehlte ihm nicht jener eigenthümliche Humor, der in Amerika durch praktische und gewinnbringende Späße auf gewisse Persönlichkeiten großen Einfluß gewinnt. Joseph Smith ist der religiöse Barnum; er kannte die Schwäche seiner Landsleute in religiösen Dingen und verstand es meisterhaft, sie auszubeuten. Obschon zeitweise gewinnsüchtiger Speculant in Staatsländereien und betrügerischer Bankdirector, wußte er sich doch mit dem Scheine einer freundlichen Harmlosigkeit, wie dies nicht selten bei heuchlerischen Frömmlern der Fall ist, zu umgeben und seinen Anhängern Vertrauen einzuflößen. Käufliche Zeitungen, wie z. B. der neuyorker „Herald", schrieben von ihm: „Der Prophet ist als Redner kühn, gewaltig und überzeugend, als Führer besonnen und klug, dabei furchtlos; als Bürger voll Würde, Leutseligkeit und Güte, einfach in seinen Manieren und vornehm in seiner Haltung."

Bei der Wahlbewegung unter der Präsidentschaft von John Tyler war Smith verwegen oder unverschämt genug, die Präsidentschaftscandidaten Henry Clay und John C. Calhoun in einem Briefe vom 4. November 1843 aufzufordern, sie möchten ihre Ansichten dem Mormonenthum gegenüber zu erkennen geben. Beide, in jenen Tagen neben Daniel Webster die ersten Männer der Republik, ließen sich herab, dem Seher und Wunderthäter, dem Kirchenoberhaupt, dem Schulzen und Hotelbesitzer zu Nauvoo in einer Weise zu antworten, welche das Ansehen des religiösen Humbugmanns derart steigerte, daß er die Stirn hatte, selbst als Bewerber um die Präsidentschaft der nordamerikanischen Union aufzutreten (vgl. Kap. 5, S. 152 fg.).

Was nun Brigham Young, den gegenwärtigen Propheten anbetrifft, so beurtheilen ihn, unserer Meinung nach sowol Hepworth Dixon wie unser Autor zu günstig. Nach allem, was wir über ihn gehört und gelesen haben, schließen wir uns dem allerdings harten Urtheil eines Correspondenten der neuyorker „Tribune" an, der in einem von der Salzseestadt (Salt Lake City) am 13. Juni 1869 datirten Briefe sich also ausspricht:

> Brigham Young, welcher die Seele und belebende Kraft des ganzen Mormonenthums in Utah ist, übt eine Gewalt aus, die ans Wunderbare grenzt. Daß er ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten in administrativer Beziehung ist, der die menschliche Natur gründlich kennt, hat seine Vergangenheit hinlänglich bewiesen; sie hat aber auch zu derselben Zeit bewiesen, daß er gemein, sinnlich, selbstsüchtig, grausam, geizig und herrschsüchtig ist und kein Mittel scheut, um sein Ziel zu erreichen. Er ist nicht blos ein glänzender Schurke, sondern auch ein gemeiner Schurke, ein Erzheuchler, ein Unterdrücker der Waisen und ein räuberischer Betrüger der Witwen.

Der Correspondent der „Tribune" rechtfertigt sein strenges, aber gerechtes Urtheil durch verschiedene thatsächliche Belege und sagt dann mit Rücksicht darauf, daß Brigham Young von vielen seiner Anhänger „der Löwe des Herrn" genannt wird: „The Lion of the Lord, forsooth! The Were-wolf of the devil would be a more appropriate title."

Wenn unser Autor in seinem Vorwort meint: „Vielleicht schon in diesem Jahre, auf alle Fälle in einem der beiden nächsten, wird die Welt in die Reihe der demokratischen Republiken, welche die amerikanische Union bilden, einen Staat eintreten sehen, der, wenn wir ihn des ziemlich durchsichtigen republikanischen Scheins entkleiden, mit dem ihn die vorsichtige Klugheit seiner Begründer umhüllt hat, nichts mehr und nichts weniger als ein Versuch ist, die Theokratie in Amerika einzuführen", so zweifeln wir doch aus guten Gründen gar sehr daran, daß der Welt ein solches Schauspiel geboten werden wird. Zur Begründung unserer Ansicht könnten wir verschiedene ältere und neuere Thatsachen anführen, wir begnügen uns aber, auf folgende Umstände, die allerdings Moritz Busch bei Abfassung seines Buchs noch nicht bekannt sein konnten, weil sie erst später stattfanden, hinzuweisen.

Ganz abgesehen davon, daß in der letzten Zeit wiederholt ernsthafte Streitigkeiten unter den Heiligen am Salzsee ausbrachen, die nicht dazu dienen konnten, das Ansehen von Brigham Young zu stärken, hielt der Vicepräsident der nordamerikanischen Union, Schuyler Colfax, auf seiner Rückreise von Californien bei seinem Aufenthalte in Salt Lake City am 5. October 1869 eine Rede, in welcher er aus dem „Mormonenbuche" („Book of Mormon") selbst die Gesetzwidrigkeit der Vielweiberei bewies und die Abschaffung derselben nach amerikanischen Gesetzen für nothwendig erklärte. Zwei Tage später wurde auf der halbjährlichen Mormonenconferenz eine Denkschrift abgefaßt, in welcher der Congreß in Washington City um Zulassung von Utah als Staat der Union ersucht ward. Die Bevölkerung Utahs wurde darin auf 150000 Köpfe angegeben. Als nun im December 1869 der Congreß zusammentrat, zog im Hause der Repräsentanten der Ausschuß für die Territorien die Frage, ob Utah als ein Staat in die Union aufgenommen werden sollte, in Erwägung, und obwol kein bestimmter Beschluß gefaßt wurde, so schienen die Mitglieder des Ausschusses doch einstimmig der Ansicht zu sein, daß die Aufnahme nicht eher stattfinden dürfe, als bis die Vielweiberei abgeschafft sei. Hr. Cullom, Vorsitzender des genannten Ausschusses, wird — so lauten die neuesten Nachrichten — demnächst eine Bill einbringen, die dahin geht, daß den Mormonen alle Rechte der Bürger der Vereinigten Staaten so lange entzogen werden sollen, bis sie dem Gebrauche oder der Unsitte der Polygamie entsagt haben. Dies ist schon ein harter Schlag gegen das Mormonenthum; es hat aber ganz den Anschein, als ob noch ein schwereres Gewitter sich vernichtend über den Häuptern der Mormonen zusammenzieht. Der Bundessenator Cragin hat nämlich am 21. December 1869 eine Bill, betreffend die Verwaltung von Utah, eingebracht, in welcher die ganze Controle über die Gerichtsbarkeit in jenem Territorium in die Hände der Beamten der Union gelegt wird. Nicht Brigham Young, sondern dem Gouverneur allein soll die Ernennung der Richter und Milizoffiziere zustehen. Ein besonderer Abschnitt in der Bill ist gegen die Polygamie gerichtet und verbietet Heirathen in den sogenannten verbotenen Graden, die bekanntlich unter den Mormonen und ihren Aposteln sehr beliebt sind. Endlich werden auch viele von den Territorialgesetzen, vermittels welcher Brigham Young

und andere Mormonenpriester sich in den Besitz der werthvollsten Ländereien und Privilegien im Territorium gesetzt haben, annullirt. Ein Gesetz wie dieses, welches geradezu darauf berechnet ist, der Mormonentheokratie in Utah ein Ende zu machen, und welches sehr wahrscheinlich vom Congresse angenommen wird, ist freilich — wie die Erfahrung gelehrt hat — nicht auszuführen ohne daß den vollziehenden Behörden eine entsprechende Truppenmacht zur Seite steht. Für eine solche Macht wird indessen Präsident Grant im Nothfall schon sorgen. Er hat bereits am Schlusse des verflossenen Jahres den Gouverneur von Utah, Hrn. Durkee, der wenig Energie entfaltete, abgesetzt und an seine Stelle den thatkräftigen Obersten J. Wilson Shaffer, welcher früher unter General Butler diente, ernannt und ihm, wie zuverlässige Berichte aus Washington City melden, im voraus so viel Truppen zur Verfügung gestellt, als zur Aufrechterhaltung der Unionsgesetze nöthig sein mögen. Unter solchen Umständen scheinen uns die Tage des Mormonenpapstthums in Utah gezählt und die Einführung eines theokratisch regierten Staats in die nordamerikanische Union, wie Moritz Busch dies annimmt, unmöglich zu sein. **Rudolf Doehn.**

Neue lyrische Gedichte.

1. Ranken. Gedichte von Marie Mindermann. Bremen, von Halem. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Morgenroth. Jugendlieder von Helene Baronesse von Engelhardt-Schnellenstein. Stuttgart, Metzler. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Ausgewählte Dichtungen von Ludwig Lesser. Nebst einem Abriß seines Lebens. Berlin, R. Lesser. 1870. 16. 20 Ngr.
4. Junge Lieder von Gottfried Opitz. Leipzig, Schultze. 1869. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Gedichte von F. Wilden. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 25 Ngr.
6. Adelpha. Gedichte von Christian und Theodor Kirchhoff. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„In der Poetenwelt ist der Tiers-Etat nicht nützlich, sondern schädlich", sagt Heinrich Heine in seinem kürzlich von Adolf Strodtmann herausgegebenen literarischen Nachlasse. Dieser Satz des pariser Aristophanes findet in den Zuständen der heutigen deutschen Lyrik eine treffende Illustration. Denn da ist es eben der Tiers-Etat, welcher mit seinen ins Breite wachsenden Dimensionen die Keime des Bessern und Besten einengt und erstickt. Wie charakterisirt sich aber dieser Tiers-Etat in der Lyrik? wo haben wir ihn in derselben zu suchen? Er charakterisirt sich durch die Signatur einer halbwüchsigen, sich ins Unbedeutende verlierenden Subjectivität; wir haben ihn zu suchen in jener in allen Kleinigkeiten des Lebens kramenden, bald resignirt blasirten, bald kokett frivolen Nipptischpoesie von heute, deren Genealogie sich zum großen Theil auf unsern oben citirten Gewährsmann Heinrich Heine zurückführen läßt; wir haben ihn ferner zu suchen in jener modernen Romantik, welche nicht müde wird, die vormärzlichen Themata von „Des Knaben Wunderhorn" endlos zu variiren. Auf jeder Buchhändlermesse stellt dieser Tiers-Etat — anachronistisch genug — sein zahlloses Contingent zu dem Heerbann der Lyrik, und unter dem vorlauten Getöne seines monotonen Klingklangs von echten und unechten Reimen verhallen ungehört die vollern, aber an Zahl geringern Stimmen derjenigen, welche unter den modernen Lyrikern sich die poetische Vertretung der höchsten, die Menschheit und die Zeit bewegenden Ideen zur Lebensaufgabe gemacht haben —: die Gedankenlyrik, die Ideendichtung steht in Deutschland längst auf dem Aussterbeetat.

So finden wir denn auch unter den heute von uns zu besprechenden lyrischen Novitäten diesen schreibseligen Tiers-Etat mit einigen Beispielen vertreten. Aus Rücksicht auf das leicht verletzte Gefühl der Autoren möge es uns indessen bei der folgenden kritischen Beleuchtung erspart bleiben, die Spuren dieses Tiers-Etat an den betreffenden Dichterphysiognomien nachzuweisen. Der zartsinnige Leser wird an der Hand unserer Besprechung unter den ihm heute vorzuführenden Autoren, auch da wo wir nur andeuten, die ephemeren von den höher organisirten Talenten zu sondern wissen.

Unserer Gewohnheit gemäß lassen wir den Damen den Vortritt.

Da begegnen wir denn zuerst einem recht respectabeln Talente in den „Ranken" von Marie Mindermann (Nr. 1). Die Verfasserin baut die Gebiete des sangbaren Liedes, des Reflexionsgedichts und der Ballade mit Glück an. Die erste Abtheilung der Sammlung bringt unter der Ueberschrift „Vermischte Gedichte" neben einigem Unbedeutenden, zu welchem wir das etwas triviale Gedicht: „Man bildet viel sich ein", und das in seiner Idee höchst unklare „In der Kirche" rechnen, manche hübsche Liedergabe, wie z. B.: „Die Nacht will niedersinken" und „Frage nicht nach dem Glauben". Ein tief empfindendes Herz spricht aus dem Cyklus „Einer Verklärten" und aus dem schönen Gedicht: „Am Grabe meiner Mutter", welches letztgenannte wir hier folgen lassen:

Der Himmel blaut, die Blumen ringsum prangen —
Mein Sinn ist trüb, mir thut die Pracht so weh.
Laßt Wolken um des Himmels Bläue hangen,
Daß ich der Sonne Strahlengold nicht seh';
Schließt eure Kelche, Blumen, senkt in Schweigen
Die zarten Häupter, so voll Glanz und Duft:
Ihr seht ja mich das Haupt zur Erde neigen,
Ich kann euch nur umflorte Blicke zeigen,
Denn meinen größten Schatz birgt diese Gruft!

Welch Engelherz bewohnte diese Hülle,
Wie ruhig groß, wie fest und doch wie mild!
Im bittern Schmerz so weich und doch so stille,
Im schweren Kampf der Stärke schönes Bild.
O du, die so voll Liebe mich getragen,
Dich senkte man so tief, so tief hinab;
Kein Marmor wird nach längst entschwundnen Tagen
Der Nachwelt, wer hier schlummert, prunkend sagen,
Denn prunklos wie dein Leben ist dein Grab.

Wenn Seelengröße ungehemmt auf Thronen
Die Arme segnend über Völker streckt,
Wenn hohe Tugend Scepter trägt und Kronen,
Hat sie im Busen Ehrfurcht uns erweckt;

Doch wer allein fürs Höhre scheint geboren,
Wer für das Schöne, Große still erglüht
Und dennoch aus dem Auge nicht verloren
Des niedern Kreises Pflicht, die ihn erkoren,
Trägt in sich wahrhaft königlich Gemüth.

So, Mutter, warst du — und mit lichten Zeichen
Steht mir dein Bild im innersten Gemüth,
Das, seit im Tode ich dich sah erbleichen,
In Schmerz und Lieb' allein für dich erglüht.
Seit ich von dir, du reiner Geist, geschieden,
Fühl' ich mich so verlassen, so allein,
Such' ich umsonst nach jenem Kindesfrieden,
Nach dem verlornen Paradies hienieden,
Und sehne mich, wie einst ein Kind zu sein.

Seh' ich dich einst, wenn ich den Kampf vollendet,
Wenn meiner Thränen letzte hier versiegt?
Seh' ich dich einst, wenn ich mich hingewendet,
Wo Glanz und Größe dieser Welt versiegt?
Säh' ich dich nicht — was wären Ewigkeiten,
Die von dem Stern zu Stern die Brücke baun?
Ein höhnend Wort, gehörend ird'schen Zeiten! —
Nein, will ein Gott den Himmel uns bereiten,
Muß, was sich liebt, auch dort sich wiederschaun.

Neben solchen echt lyrischen Mollklängen kennzeichnen patriotische Gedichte von energischer Prägnanz wie: „Am 18. October 1863", das Talent Marie Mindermann's als ein zugleich empfindungsinniges und gesinnungskräftiges. Den eigentlich heimischen und ihrer Begabung am meisten angemessenen Boden betritt die Verfasserin aber erst in der zweiten, „Balladen und Romanzen" überschriebenen Abtheilung der „Ranken". Sie weiß den Ton der Ballade meistens glücklich zu treffen. So hat die Bearbeitung der angelländischen Sage „König Skeâf" echt dichterischen Guß, wie wir auch „Die Todtenglocken zu Speier", eine stilvolle Glorification des Kaisers Heinrich IV., rühmend hervorheben, als ganz besonders gelungen aber die effectvolle Erzählung: „Die Alte von Husum", und das im dämonischen Balladencolorit gehaltene Gedicht: „Die Glocken der Lorettokirche zu Prag", bezeichnen müssen.

Als bei weitem weniger gereift und in der Form unvollkommener als die Gedichte von Marie Mindermann erweisen sich diejenigen der Verfasserin des „Morgenroth", der Baronesse Helene von Engelhardt-Schnellenstein (Nr. 2). Dieselbe führt sich in der den Gedichten vorgedruckten Vorrede als eine junge Kurländerin, welche erst eben das neunzehnte Lebensjahr überschritten hat, beim Publikum ein und nimmt für diese ihre Erstlingsgedichte die Nachsicht desselben in Anspruch. Was kann man von einem so jugendlichen Alter Gereiftes und Ausgetragenes, Tiefes und Gedankenvolles erwarten? Eben nichts als die ungewisse Stimmung des heraufdämmernden Morgens. „Morgenroth" — die Verfasserin konnte den Titel für ihre kleinen Lieder nicht passender wählen. Denn das poetische Blumengärtchen, in welchem die blonde Muse unserer jungen Baronesse ihre dichterischen Veilchen- und Vergißmeinnichtkränze windet, zeigt sich uns zwar in der Beleuchtung dieses „Morgenrothes" als ein trauliches Plätzchen, an welchem manche frische Liederblüte duftet — aber es liegt in der Niederung, weitab von den Höhen des Parnasses, wo die Sonne im Zenith steht. Wir sind vollkommen der Meinung der Verfasserin, wie sie dieselbe in der Vorrede naiv ausspricht, daß sie in ihrem Blumengärtchen „ein wenig sorgfältiger hätten gäten sollen". Wenn wir indeß auch nirgends unter den Blumen unserer Dichterin der imposanten Centifolie oder der elegischen Passionsblume begegneten, so hat unser Auge mit Wohlgefallen auf mancher noch halb in der Knospe ruhenden Blüte geweilt. So haben z. B. die „Syringen" etwas Frisches und Naives:

Syringen blühn, Syringen blühn,
Nun müssen alle Sorgen fliehn;
Mein Herzchen, bist du wirklich toll?
Ich weiß nicht, was das heißen soll,
Du pochest ohne Rast und Ruh',
Was willst denn du, was willst denn du?
Und treibst stets wilder mir das Blut,
Und jauchzest laut vor Uebermuth,
Und wirst mir noch den Kopf verdrehn,
Ich kann schon nicht mehr ruhig gehn,
Ich tanze durch das Wiesengrün,
Syringen blühn, Syringen blühn.

Syringen blühn, Syringen blühn!
Auch meine Wangen höher glühn;
Ei, sag' doch an, Syringenstrauch,
Birgst du für mich ein Glückchen auch?
Fünf Blättchen, sieben, achte gar,
Wie sonderbar, wie sonderbar!
Die sieben mögen richtig sein,
Fünf Blättchen sind Geschwister mein,
Zwei andre sind das Aelternpaar,
Die sieben sind mir völlig klar;
Jedoch wo kommt das achte hin?
Syringen blühn, Syringen blühn!

Syringen blühn, Syringen blühn!
Die Schwalben in ihr Nestchen ziehn;
Der Storch, der klappert seinen Gruß,
Da steht er schon auf Einem Fuß.
Nur die Syringen sehe ich,
Wie seltsamlich, wie seltsamlich!
Ich denke nur ans Blättchen klein,
Was mag mein achtes Glückchen sein?
Und Kukuk ruft und Nachtigall:
„Dein Glückchen findst du schon einmal,
O glaub', das wird dir nicht entfliehn!"
Syringen blühn, Syringen blühn!

Aus der Zahl der übrigen Gedichte des „Morgenroth" zeichnen wir noch „Wiegenlied" und besonders das gemüthvolle „Die kranken Geschwister" aus. Auch ist „Philemon und Baucis", ein im Stil und in dem Strophenbaue von Goethe's „Der Gott und die Bajadere" geschriebenes erzählendes Gedicht hervorzuheben. Die den Originalgedichten beigefügten „Uebersetzungen aus dem Russischen", welche Proben vom Grafen Alexander Puschkin, Michael Lermontow u. a. bringen, sind mit Verständniß ausgewählt und lesen sich fließend.

Welch ein Abstand zwischen den allzu jugendlichen poetischen Producten der neunzehnjährigen Helene von Engelhardt-Schnellenstein und den gereiften „Ausgewählten Dichtungen" Ludwig Lesser's (Nr. 3), welche uns die Ausbeute aus einem ganzen, tiefbewegten und reichen Menschenleben bringen! Das Gefühl, welches uns bei der Begegnung mit einem edeln, den höchsten Zielen gleichmäßig zustrebenden Charakter unwillkürlich überkommt, das Gefühl der Hochachtung, begleitete uns durch die Lektüre der Lesser'schen Gedichte. Der Verfasser, durch seine mannichfachen frühern poetischen Veröffentlichungen in zahlreichen belletristischen Blättern unter dem Namen

und andere Mormonenpriester sich in den Besitz der werthvollsten Ländereien und Privilegien im Territorium gesetzt haben, annullirt. Ein Gesetz wie dieses, welches geradezu darauf berechnet ist, der Mormonentheokratie in Utah ein Ende zu machen, und welches sehr wahrscheinlich vom Congresse angenommen wird, ist freilich — wie die Erfahrung gelehrt hat — nicht auszuführen ohne daß den vollziehenden Behörden eine entsprechende Truppenmacht zur Seite steht. Für eine solche Macht wird indessen Präsident Grant im Nothfall schon sorgen. Er hat bereits am Schlusse des verflossenen Jahres den Gouverneur von Utah, Hrn. Durkee, der wenig Energie entfaltete, abgesetzt und an seine Stelle den thatkräftigen Obersten J. Wilson Shaffer, welcher früher unter General Butler diente, ernannt und ihm, wie zuverlässige Berichte aus Washington City melden, im voraus so viel Truppen zur Verfügung gestellt, als zur Aufrechterhaltung der Unionsgesetze nöthig sein mögen. Unter solchen Umständen scheinen uns die Tage des Mormonenpapstthums in Utah gezählt und die Einführung eines theokratisch regierten Staats in die nordamerikanische Union, wie Moritz Busch dies annimmt, unmöglich zu sein. Rudolf Doehn.

Neue lyrische Gedichte.

1. Ranken. Gedichte von Marie Mindermann. Bremen, von Halem. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Morgenroth. Jugendlieder von Helene Baronesse von Engelhardt-Schnellenstein. Stuttgart, Metzler. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Ausgewählte Dichtungen von Ludwig Lesser. Nebst einem Abriß seines Lebens. Berlin, R. Lesser. 1870. 16. 20 Ngr.
4. Junge Lieder von Gottfried Opitz. Leipzig, Schultze. 1869. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Gedichte von F. Wilden. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 25 Ngr.
6. Adelpha. Gedichte von Christian und Theodor Kirchhoff. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„In der Poetenwelt ist der Tiers-Etat nicht nützlich, sondern schädlich“, sagt Heinrich Heine in seinem kürzlich von Adolf Strodtmann herausgegebenen literarischen Nachlasse. Dieser Satz des pariser Aristophanes findet in den Zuständen der heutigen deutschen Lyrik eine treffende Illustration. Denn da ist es eben der Tiers-Etat, welcher mit seinen ins Breite wachsenden Dimensionen die Keime des Bessern und Besten einengt und erstickt. Wie charakterisirt sich aber dieser Tiers-Etat in der Lyrik? wo haben wir ihn in derselben zu suchen? Er charakterisirt sich durch die Signatur einer halbwüchsigen, sich ins Unbedeutende verlierenden Subjectivität; wir haben ihn zu suchen in jener in allen Kleinigkeiten des Lebens kramenden, bald resignirt blasirten, bald kokett frivolen Nipptischpoesie von heute, deren Genealogie sich zum großen Theil auf unsern oben citirten Gewährsmann Heinrich Heine zurückführen läßt; wir haben ihn ferner zu suchen in jener modernen Romantik, welche nicht müde wird, die vormärzlichen Themata von „Des Knaben Wunderhorn“ endlos zu variiren. Auf jeder Buchhändlermesse stellt dieser Tiers-Etat — anachronistisch genug — sein zahlloses Contingent zu dem Heerbann der Lyrik, und unter dem vorlauten Getöne seines monotonen Klingklangs von echten und unechten Reimen verhallen ungehört die vollern, aber [illegible]n Zahl geringern Stimmen derjenigen, welche unter [illegible] modernen Lyrikern sich die poetische Vertretung [illegible] höchsten, die Menschheit und die Zeit bewegenden [illegible]een zur Lebensaufgabe gemacht haben —: die Gedankenlyrik, die Ideendichtung steht in Deutschland längst auf dem Aussterbeetat.

So finden wir denn auch unter den heute von uns zu besprechenden lyrischen Novitäten diesen schreibseligen Tiers-Etat mit einigen Beispielen vertreten. Aus Rücksicht auf das leicht verletzte Gefühl der Autoren möge es uns indessen bei der folgenden kritischen Beleuchtung erspart bleiben, die Spuren dieses Tiers-Etat an den betreffenden Dichterphysiognomien nachzuweisen. Der zartsinnige Leser wird an der Hand unserer Besprechung unter den ihm heute vorzuführenden Autoren, auch da wo wir nur andeuten, die ephemeren von den höher organisirten Talenten zu sondern wissen.

Unserer Gewohnheit gemäß lassen wir den Damen den Vortritt.

Da begegnen wir denn zuerst einem recht respectabeln Talente in den „Ranken“ von Marie Mindermann (Nr. 1). Die Verfasserin baut die Gebiete des sangbaren Liedes, des Reflexionsgedichts und der Ballade mit Glück an. Die erste Abtheilung der Sammlung bringt unter der Ueberschrift „Vermischte Gedichte“ neben einigem Unbedeutenden, zu welchem wir das etwas triviale Gedicht: „Man bildet viel sich ein“, und das in seiner Idee höchst unklare „In der Kirche“ rechnen, manche hübsche Liedergabe, wie z. B.: „Die Nacht will niedersinken“ und „Frage nicht nach dem Glauben“. Ein tief empfindendes Herz spricht aus dem Cyklus „Einer Verklärten“ und aus dem schönen Gedicht: „Am Grabe meiner Mutter“, welches letztgenannte wir hier folgen lassen:

> Der Himmel blaut, die Blumen ringsum prangen —
> Mein Sinn ist trüb, mir thut die Pracht so weh.
> Laßt Wolken um des Himmels Bläue hangen,
> Daß ich der Sonne Strahlengold nicht seh';
> Schließt eure Kelche, Blumen, senkt in Schweigen
> Die zarten Häupter, so voll Glanz und Duft:
> Ihr seht ja mich das Haupt zur Erde neigen,
> Ich kann euch nur umflorte Blicke zeigen,
> Denn meinen größten Schatz birgt diese Gruft!
>
> Welch Engelherz bewohnte diese Hülle,
> Wie ruhig groß, wie fest und doch wie mild!
> Im bittern Schmerz so weich und doch so stille,
> Im schweren Kampf der Stärke schönes Bild.
> O du, die so voll Liebe mich getragen,
> Dich senkte man so tief, so tief hinab;
> Kein Marmor wird nach längst entschwundnen Tagen
> Der Nachwelt, wer hier schlummert, prunkend sagen,
> Denn prunklos wie dein Leben ist dein Grab.
>
> Wenn Seelengröße ungehemmt auf Thronen
> Die Arme segnend über Völker streckt,
> Wenn hohe Tugend Scepter trägt und Kronen,
> Hat sie im Busen Ehrfurcht uns erweckt;

Doch wer allein fürs Höhre scheint geboren,
Wer für das Schöne, Große still erglüht
Und dennoch aus dem Auge nicht verloren
Des niedern Kreises Pflicht, die ihn erkoren,
Trägt in sich wahrhaft königlich Gemüth.

So, Mutter, warst du — und mit lichten Zeichen
Steht mir dein Bild im innersten Gemüth,
Das, seit im Tode ich dich sah erbleichen,
In Schmerz und Lieb' allein für dich erglüht.
Seit ich von dir, du reiner Geist, geschieden,
Fühl' ich mich so verlassen, so allein,
Such' ich umsonst nach jenem Kindesfrieden,
Nach dem verlornen Paradies hienieden,
Und sehne mich, wie einst ein Kind zu sein.

Seh' ich dich einst, wenn ich den Kampf vollendet,
Wenn meiner Thränen letzte hier versiegt?
Seh' ich dich einst, wenn ich mich hingewendet,
Wo Glanz und Größe dieser Welt verfliegt?
Säh' ich dich nicht — was wären Ewigkeiten,
Die von dem Stern zu Stern die Brücke baun?
Ein höhnend Wort, gehörend ird'schen Zeiten! —
Nein, will ein Gott den Himmel uns bereiten,
Muß, was sich liebt, auch dort sich wiedersehaun.

Neben solchen echt lyrischen Mollklängen kennzeichnen patriotische Gedichte von energischer Prägnanz wie: „Am 18. October 1863", das Talent Marie Mindermann's als ein zugleich empfindungsinniges und gesinnungskräftiges. Den eigentlich heimischen und ihrer Begabung am meisten angemessenen Boden betritt die Verfasserin aber erst in der zweiten, „Balladen und Romanzen" überschriebenen Abtheilung der „Ranken". Sie weiß den Ton der Ballade meistens glücklich zu treffen. So hat die Bearbeitung der angelländischen Sage „König Skeâf" echt dichterischen Guß, wie wir auch „Die Todtenglocken zu Speier", eine stilvolle Glorification des Kaisers Heinrich IV., rühmend hervorheben, als ganz besonders gelungen aber die effectvolle Erzählung: „Die Alte von Husum", und das im dämonischen Balladencolorit gehaltene Gedicht: „Die Glocken der Lorettokirche zu Prag", bezeichnen müssen.

Als bei weitem weniger gereift und in der Form unvollkommener als die Gedichte von Marie Mindermann erweisen sich diejenigen der Verfasserin des „Morgenroth", der Baronesse Helene von Engelhardt-Schnellenstein (Nr. 2). Dieselbe führt sich in der den Gedichten vorgedruckten Vorrede als eine junge Kurländerin, welche erst eben das neunzehnte Lebensjahr überschritten hat, beim Publikum ein und nimmt für diese ihre Erstlingsgedichte die Nachsicht desselben in Anspruch. Was kann man von einem so jugendlichen Alter Gereiftes und Ausgetragenes, Tiefes und Gedankenvolles erwarten? Eben nichts als die ungewisse Stimmung des heraufdämmernden Morgens. „Morgenroth" — die Verfasserin konnte den Titel für ihre kleinen Lieder nicht passender wählen. Denn das poetische Blumengärtchen, in welchem die blonde Muse unserer jungen Baronesse ihre dichterischen Veilchen- und Vergißmeinnichtkränze windet, zeigt sich uns zwar in der Beleuchtung dieses „Morgenrothes" als ein trauliches Plätzchen, an welchem manche frische Liederblüte duftet — aber es liegt in der Niederung, weitab von den Höhen des Parnasses, wo die Sonne im Zenith steht. Wir sind vollkommen der Meinung der Verfasserin, wie sie dieselbe in der Vorrede naiv ausspricht, daß sie in ihrem Blumengärtchen „ein wenig sorgfältiger hätten gäten sollen". Wenn wir indeß auch nirgends unter den Blumen unserer Dichterin der imposanten Centifolie oder der elegischen Passionsblume begegneten, so hat unser Auge mit Wohlgefallen auf mancher noch halb in der Knospe ruhenden Blüte geweilt. So haben z. B. die „Syringen" etwas Frisches und Naives:

Syringen blühn, Syringen blühn,
Nun müssen alle Sorgen fliehn;
Mein Herzchen, bist du wirklich toll?
Ich weiß nicht, was das heißen soll,
Du pochest ohne Rast und Ruh',
Was willst denn du, was willst denn du?
Und treibst stets wilder mir das Blut,
Und jauchzest laut vor Uebermuth,
Und wirst mir noch den Kopf verdrehn,
Ich kann schon nicht mehr ruhig gehn,
Ich tanze durch das Wiesengrün,
Syringen blühn, Syringen blühn.

Syringen blühn, Syringen blühn!
Auch meine Wangen höher glühn;
Ei, sag' doch an, Syringenstrauch,
Birgst du für mich ein Glückchen auch?
Fünf Blättchen, sieben, achte gar,
Wie sonderbar, wie sonderbar!
Die sieben mögen richtig sein,
Fünf Blättchen sind Geschwister mein,
Zwei andre sind das Aelternpaar,
Die sieben sind mir völlig klar;
Jedoch wo kommt das achte hin?
Syringen blühn, Syringen blühn!

Syringen blühn, Syringen blühn!
Die Schwalben in ihr Nestchen ziehn;
Der Storch, der klappert seinen Gruß,
Da steht er schon auf Einem Fuß.
Nur die Syringen sehe ich,
Wie seltsamlich, wie seltsamlich!
Ich denke nur ans Blättchen klein,
Was mag mein achtes Glückchen sein?
Und Kukuk ruft und Nachtigall:
„Dein Glückchen findst du schon einmal,
O glaub', das wird dir nicht entfliehn!"
Syringen blühn, Syringen blühn!

Aus der Zahl der übrigen Gedichte des „Morgenroth" zeichnen wir noch „Wiegenlied" und besonders das gemüthvolle „Die kranken Geschwister" aus. Auch ist „Philemon und Baucis", ein im Stil und in dem Strophenbaue von Goethe's „Der Gott und die Bajadere" geschriebenes erzählendes Gedicht hervorzuheben. Die den Originalgedichten beigefügten „Uebersetzungen aus dem Russischen", welche Proben vom Grafen Alexander Puschkin, Michael Lermontow u. a. bringen, sind mit Verständniß ausgewählt und lesen sich fließend.

Welch ein Abstand zwischen den allzu jugendlichen poetischen Producten der neunzehnjährigen Helene von Engelhardt-Schnellenstein und den gereiften „Ausgewählten Dichtungen" Ludwig Lesser's (Nr. 3), welche uns die Ausbeute aus einem ganzen, tiefbewegten und reichen Menschenleben bringen! Das Gefühl, welches uns bei der Begegnung mit einem edeln, den höchsten Zielen gleichmäßig zustrebenden Charakter unwillkürlich überkommt, das Gefühl der Hochachtung, begleitete uns durch die Lektüre der Lesser'schen Gedichte. Der Verfasser, durch seine mannichfachen frühern poetischen Veröffentlichungen in zahlreichen belletristischen Blättern unter dem Namen

L. Liber, namentlich als feinsinniger Räthseldichter bekannt, gehört seit dem 2. December 1867 zu den Verstorbenen. In ihm verlor seine zweite Vaterstadt Berlin (Lesser wurde am 7. December 1802 zu Rathenow von jüdischen Aeltern geboren) einen ihrer werkthätigsten Mitbürger, einen Mann, welcher durch die reichen Gaben seines Geistes und Herzens auf literarischem, socialem und politischem Gebiete in engern und weitern Kreisen sein Leben hindurch segensreich und beglückend gewirkt hat. Wir begrüßen die soeben erschienenen „Ausgewählten Dichtungen" Ludwig Lesser's als ein würdiges und dauerndes Denkmal eines echten Mannes und edeln Dichters. Es ist nicht das elegische Pathos einer mit den höchsten Fragen philosophischer Speculation ringenden Künstlerseele, es ist nicht die glühende Leidenschaft eines in Dithyramben redenden Dichtergenius, sondern es ist einerseits die harmonisch abgeklärte, mit den realen Factoren des Lebens rechnende Contemplation, es ist andererseits die ebenso leichtflüssige wie tiefsinnige Gestaltungskraft einer abgeschlossenen Dichterpersönlichkeit, was uns aus den Lesser'schen Poesien so sympathisch anspricht. Dieselben, zu einem großen Theil bereits aus den dreißiger Jahren stammend, tragen überall den Stempel warmer Herzensempfindung, beweglicher Phantasie und großer Formgewandtheit und bringen es namentlich in ihrer ersten Abtheilung: „Poetische Erzählungen, Romanzen und Balladen", zu oft mustergültigen Leistungen. Wir setzen die zu dieser Rubrik zählende schöne Romanze: „Schach Ibrahim und der Derwisch", welche in manche Anthologien übergegangen ist, als bekannt voraus und nennen ferner noch als besonders glänzende Beispiele aus dieser Abtheilung die nach einer Stelle des Talmud gedichtete Legende: „Von den sieben treuen Söhnen", und das Gedicht: „Die Mutter." Als Probe des Lesser'schen Balladenstils möge hier das folgende Poem einen Platz finden:

Die jüngste Tochter.

(Livländisch.)

Mutter, zähle deine Töchter,
Mutter, zähle sie geschwind,
Ob sie alle fünf beisammen
In der trauten Kammer sind.

Und die Mutter klagt und jammert,
Als sie ihre Töchter zählt;
Denn, wie sie auch späht und rufet,
Ach, die jüngste Tochter fehlt.

Weinend ging hinaus die Jüngste,
Einsam an des Baches Rand,
Denkend des geliebten Jünglings,
Der ihr fern im fremden Land.

Und am Ufer traurig wandelnd,
Greift sie einer Linde Zweig,
Streift ihm ab die schnee'gen Blüten,
Daß er schmucklos sei, ihr gleich.

Ach! da streift sie mit den Blüten
Von dem Finger ihren Ring,
Den sie von dem Heißgeliebten
Bei dem Abschiedskuß empfing.

Und als sie den Ring nun suchet
In den Wellen klar und rein,
Stürzt mit ihrem Weh die Jungfrau
Selber in den Bach hinein.

Doch der Bach hält sie nicht lange,
Führet sie dem Strome zu,
Und es trägt der Strom die Jungfrau
Hin zum Meere sonder Ruh!

Doch das Meer, das tiefbewegte,
Hüllt sie in ein Schaumgewand,
Wiegt sie sanft und trägt sie wieder
Hin auf einen weichen Strand. —

Jahre schwinden — aus dem Strande
Sproßt ein Lindenbaum hervor,
Der mit fünf der schönsten Aeste
Schlank und lieblich wuchs empor.

Eines Morgens tritt ein Jüngling
Zu der schlanken Linde hin,
Und er bricht der Aeste schönsten
Sich voll heiterm Jugendsinn.

Schnitzt und biegt den Zweig zur Harfe,
Ziehet drauf der Saiten Gold,
Und er ruft, als er sie rühret:
„Welch ein Ton, wie lieblich hold!"

Geht zur Mutter mit der Harfe,
Doch wie sie vernimmt den Klang,
Spricht sie weinend: „So, ach, eben
Meine jüngste Tochter sang!"

Die zweite Abtheilung: „Lyrisches (Ernster Sang)" enthält manches Bedeutende; so die vom Geiste echter Religiosität erfüllten „Choräle", welche zum Theil in das Gesangbuch der jüdischen Gemeinde zu Berlin aufgenommen worden sind; so ferner die Gedichte „Mahnung", „Mailied" und das im Strophenbau und der Reimverschlingung von Schiller's „Würde der Frauen" geschriebene Reflexionspoem „Denker und Dichter".

Unter der Ueberschrift „Lyrisches (Heiterer Sang)" bringt die dritte Abtheilung Beispiele des köstlichsten Humors und bildet insofern das Gegenbild zu der vorhergehenden. Sie illustrirt recht lebhaft die alte Wahrheit, daß der rechte Ernst immer Hand in Hand geht mit der rechten Heiterkeit. Aus der vierten Abtheilung: „Uebersetzungen", sind namentlich „Donna Alda" (aus dem Spanischen) und die „Hugenottenlieder" (aus dem Französischen) hervorzuheben. Die Sammlung schließt mit „Gelegentliches", einer Rubrik, welche unter anderm das schöne Gedicht „Am Begräbnißtage L. Uhland's" bringt, würdig ab.

Was die „Jungen Lieder" von Gottfried Opitz (Nr. 4) betrifft, so steht die luxuriöse Ausstattung derselben zu ihrem geistigen Gehalte in einem Misverhältniß. Wenn wir z. B. auf S. 141 des in Quart erschienenen Buchs nichts als den winzigen Vers:

Jeden Frühling blühen andre Rosen,
Jeden Frühling kost ein andrer Wind,
Jeden Frühling träuft ein andrer Regen,
Jeden Frühling küß' ich ander Kind —

lesen, so kommt uns unwillkürlich die maliciöse Frage: ob die Leerheit des glatten Velinpapiers oder diejenige des glatten Verses eine größere sei? Dieser Vers könnte sehr wohl als Motto der „Jungen Lieder" von Opitz dienen. Denn der Frühling und die Liebe sind die Themata, welche die Opitz'sche Dichtung zwar in meistens recht nett versificirten Strophen, aber im ganzen ohne geistige Bedeutung und gemüthliche Tiefe behandelt. Zu den bessern der „Jungen Lieder" zählen: „Ein Schmetterling zum Blümlein flog", „Du bist so schön, wer kann dir grollen" und

„Heidelberg", von denen das letzte sogar das Prädicat „schwungvoll" verdient. Das zweite der ebengenannten Lieder setzen wir hierher:

Du bist so schön, wer kann dir grollen,
So voller Lieb' und Heiterkeit,
Daß Ehrfurcht selbst die Rohsten zollen,
Und doch von jedem Stolz so weit.

Verschönend wirket deine Nähe
Wie in der Welt das Sonnenlicht,
Und wo ich in dein Auge sehe,
Wird alles Tag, Lenz und Gedicht.

Versöhnend fließen deine Worte
Aus diesem süßen Friedensmund,
Der Hader weicht von jedem Orte
Und, wo du bist, zu jeder Stund'.

Wie sich in der krystallnen Welle
Der Vogel das Gefieder netzt
Und neu erfrischt, mit neuer Helle
Die Lüfte mit Gesang ergötzt:

So badet sich in deinen Blicken
Der Geist mir wieder jung und neu
Und singt, versöhnt mit den Geschicken,
Von Anmuth, Huld und Weibestreu.

Hätte Opitz lauter so hübsche Liedchen geliefert, wir würden die Sammlung loben können. Aber es läuft in derselben zu viel des Trivialen mit unter. Wer heute Lieder sammelt, sammle mit Wahl!

Die in der Form recht gewandten Poesien von F. Wilden (Nr. 5) zerfallen in die Abtheilungen: „Dichters Lieb' und Leid. Zwei Sonettenkränze"; „Vermischte Gedichte"; „Romanzenkranz"; „Treue. Ein Sonettenkranz" und „Bilder der Geschichte". Den Sonettenkränzen konnten wir wegen der nicht wegzuleugnenden Manierirtheit, welche dieser Form nun einmal anklebt, keinen Geschmack abgewinnen, obgleich ihnen, namentlich dem „Treue" betitelten, ein gewisser dichterischer Gehalt nicht abzusprechen ist. Die „Vermischten Gedichte" enthalten neben einer metrisch sehr unvollkommenen Ode und einigen andern mehr oder weniger gelungenen Gedichten das phantasie- und gemüthvolle „Traum". Der „Romanzenkranz" läßt Prägnanz und epischen Stil vermissen, wogegen die „Bilder der Geschichte" stellenweise Freskenstil bekunden. Aber es fehlt ihnen die einheitliche Gestaltung der ihnen zu Grunde liegenden Idee, sowie künstlerische Abrundung. Auch beeinträchtigt die Licenz, welche sich der Verfasser erlaubt hat, indem er die dritte Abtheilung dieses Cyklus, abweichend von den übrigen trochäischen, in iambischem Maße schrieb, die Wirkung des Ganzen. Die „Bilder der Geschichte" schließen mit folgenden auf die Französische Revolution bezüglichen Versen:

Wie der Löwe, wenn die Wüste
Taglang ihm den Raub versagt,
Wenn die flüchtige Gazelle
Scheu an ihm vorüberjagt,
Mit des Donners wildem Brüllen
Auf die Beute niederfällt
Und mit einem mächt'gen Schlage
Mark und Leben ihr zerschellt:
Also stürzen zur Bastille
Dicht gedrängt die wilden Reihn;
Und die schweren Ketten brechen
Und die Thore stürzen ein;
Und es färbt vom Blut der alten
Grauen Hüter sich der Grund;
Und die Fahne dr Luteten
Wehet auf den Trümmern rund.
Zu dem König von Versailles
Tritt ein Hofmann ernst heran
Und erzählt mit scheuer Miene,
Was Paris so kühn begann.
„Nun, was ist's? ein kleiner Aufstand",
Ruft verächtlich Frankreichs Sohn.
„Nein, Herr König" — spricht der andre,
„Das ist Revolution."

Die „Gedichte" von F. Wilden haben nichts Eigenartiges und scheinen Producte eines noch sehr jugendlichen Verfassers zu sein. Die Kritik darf sie als eine glückliche Talentprobe, als dichterische Studien willkommen heißen, wenngleich sie ihnen eine größere Bedeutung nicht beimessen kann.

„Adelpha" betiteln sich die gemeinsam herausgegebenen Gedichte zweier Autoren, vermuthlich Brüder, von denen der eine in Altona, der andere in San-Francisco lebt, die Gedichte von Christian und Theodor Kirchhoff (Nr. 6). Wenn wir die dichterischen Leistungen beider gegeneinander abwägen, so sinkt die kritische Wagschale zu Gunsten des letztern: ein Umstand, welcher vielleicht zu einem großen Theil seinen Grund darin hat, daß sich diesem mittels eines, wie es scheint, reicher bewegten Lebens eine ungleich ausgiebigere Stoffwelt für seine dichterischen Bestrebungen erschloß, als sie jenem zu Gebote stand. Christian Kirchhoff's Producte überschreiten fast nirgends den Werth des Mittelguts und bewegen sich in einer etwas monotonen Weise auf 176 Seiten beinahe ausschließlich um das Verhältniß des Dichters zu seiner Geliebten. Ist dieses Verhältniß nun auch, wie es in der That aus jeder Strophe der kleinen Lieder hervorgeht, eins der innigsten, reinsten und schönsten, so machen denn doch Publikum und Kritik an poetische Erzeugnisse, welche heutzutage an die Oeffentlichkeit treten, mit Recht größere Forderungen, als sie die Liederblüten Christian Kirchhoff's befriedigen können. Die deutsche Literatur hat des subjectiven Minnesangs genug, mehr denn genug, und nur groß ausgeprägten Talenten, welche mittels einer originellen Lebensauffassung im Stande sind, die Liebeslyrik mit neuen gedanklichen Elementen zu erfüllen und ihr neue Seiten abzugewinnen, nur solchen Talenten steht es zu, heute noch vor die Nation zu treten. Was wir wie von jeder echten Poesie, so auch von der Liebeslyrik fordern, das ist, daß sie etwas Typisches, etwas Weltweites habe; eine große Leidenschaft muß sie tragen. Was interessirt es den Leser, ob Christian Kirchhoff sich in Altwied von seiner Geliebten den Hut bekränzen läßt, oder bei Heisterbach ihr zu Ehren einen sieggekrönten Wettlauf unternimmt? Zu den bessern Gedichten Kirchhoff's gehört das folgende, welches von einer echt lyrischen Stimmung durchweht ist:

Monrepos.

Durch die sonnige Ebene wanderten wir
An der Wied zu des Fürsten Jagdschloß hinauf
Und traten ins kühle Forstrevier,
Wo bei Rodenbach mit raschem Lauf
Heruntereilen die Quellen.

Wie wuchsen im Thal, am rieselnden Bach,
Der großen Vergißmeinnicht so viel!
Die Sonne blickte durchs grüne Dach
Mit tausend goldenen Augen ins Spiel
Der muntern Vögel und Wellen.

Da blieben wir beide zögernd zurück,
Und pflückten der Blümchen, und nimmer genug;
Und tauschten die Sträuße mit liebendem Blick.
Und folgten von fern der Freunde Zug,
Und hörten im Walde sie singen.

Wir traten hinaus vor das Fürstenschloß,
Das schneeweiß strahlende Monrepos.
Wie der glänzende Rhein durchs Gefilde floß,
So war die Seele uns maienfroh
Und mocht' in die Lüfte sich schwingen.

Die leuchtenden Fluren, die waldigen Höhn,
Die lachenden Dörfer am Ufer der Wied —
Mein Lieb zeigt' alles mir freudenschön,
Als gehört' ihr rings das weite Gebiet,
Der Königin meines Herzens.

Mehr Prägnanz und eine bedeutendere Physiognomie als diejenigen Christian's haben die Gedichte von Theodor Kirchhoff. Ja, dieselben bekunden sogar mitunter, namentlich da, wo sie die Schranken rein subjectiven Gefühlslebens durchbrechen und Welt und Zeit in ihren Kreis ziehen, einen gewissen großen Zug, etwas Fernblickendes, etwas Culturhistorisch-Grandioses, wie die sehr klangvollen und inhaltschweren „Terzinen" aus Italien und das „Mississippi-Panorama" beweisen. Der Verfasser ist ein vielgereister Mann, der es versteht, die Völker mit ihren Sitten und die weite Welt mit ihren wechselnden Natursceneriеn in seinen Poesien widerzuspiegeln. Dem „Stillen Meere" widmet der Dichter die folgenden anapästischen Strophen:

Willkommen, du herrliches Stilles Meer
von tropischer Fülle umgeben,
Wo die schwellenden Wasser im Sonnenglanz
wie wonneathmend sich heben,
Wo klar sich spiegelt der Berge Kranz
im Schose der Azurwogen,
Und dunkelblau darüber sich wölbt
des südlichen Himmels Bogen.

Willkommen, du Golf von Panama
mit den Inseln voll duftender Wälder,
Wo am Fuße der grünenden Hügel stehn
die rauschenden Zuckerrohrfelder,
Mit den alten Gemäuern so traulich dort
im Schatten der Kokosbäume,
Wo die säuselnden Winde melodisch wehn
wie im Zauberlande der Träume.

Einst sah dich staunend, ein neues Meer,
der tropischen Urwelt Spiegel,
Der Spanier, blinkend im Panzerkleid,
von des Isthmus schwellendem Hügel.
Nach Golde suchend, irrte er weit,
gen Westen, gen Westen immer; —
Auch mich verlockte vom Vaterland
des Westlands goldener Schimmer.

Ihr blanken Gewässer, tragt mich sacht
vom palmenumgürteten Strande,
Von Neu-Granadas bläulichem Golf
zum californischen Lande,
Wo der Waldstrom rauscht auf goldenem Sand
über funkelnde Felsenquadern
Und die Felswand blitzt wie edles Gestein,
durchflochten von leuchtenden Adern.

Aber die Sehnsucht nach der Heimat ist mächtiger als der Reiz der Tropen, und das Gedicht klingt mit folgenden elegischen Versen schön aus:

Hinüber, hinüber zieht es mich
zur Heimat aus fernesten Weiten!
Nicht fesseln der Südsee Zauber mich
und die Himmel tropischer Breiten.
Ihr duftenden Wälder lauschtet nie
der Nachtigall Trilleraccorden,
Und grüner als Palmen von Panama
sind die Buchenhaine im Norden.

Neben diesen im Freskenstil gehaltenen Gedichten finden sich bei Theodor Kirchhoff einfache Lieder voll Gemüth und Innigkeit, wie z. B. „Der lieben Mutter stilles Grab", welches unwiderstehlich das Herz gewinnt, weil es aus dem Herzen stammt. Wir begrüßen den Verfasser als ein respectables Talent.

Bilder aus dem Alterthum.

Historische Bilder aus der alten Welt. Von Arthur Stahl. Wien, Hartleben. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Zeit ist vorüber, in welcher Meißner, Feßler u. a. in sogenannten historischen Romanen die Heroen des Alterthums den modernen Lesern mundgerecht zu machen pflegten. Der historische Roman, namentlich der Memoirenroman, wählt in jüngster Zeit seine Stoffe mit einer berechtigten Vorliebe aus der Neuzeit, welche den Instincten des Lesepublikums besser entgegenkommt.

Anders verhält es sich mit einzelnen Culturbildern, wie sie Arthur Stahl uns hier in einer kleinen Sammlung mittheilt. Die ganze Breite der Cultur, wie sie ein großer Roman nöthig hat, würde uns schleppend erscheinen durch die Fülle des archäologischen Details, welche er nothwendig auskramen muß, und selbst ein mit so viel Fleiß und Geist ausgeführtes Gemälde wie Bulwer's „Letzte Tage von Pompeji" enthält einzelne Kapitel, die uns wie der erläuternde Katalog eines archäologischen Museums gemahnen und uns aus dem freien Reich der Phantasie in die Säle des Museo Borbonico versetzen. Wenn uns aber ein Autor einzelne Lichtpunkte antiker Cultur vorführt, so lassen wir uns gern eine Zeit lang fesseln; namentlich wenn dies mit Geschmack und Geist geschieht, ohne notizenhafte Trockenheit auf der einen Seite, ohne phantastische Ueberschwenglichkeit auf der andern. Den „Historischen Bildern" von Arthur Stahl darf man nachrühmen, daß sie uns weder mit Detailnotizen überschütten, noch in freier Hingabe an die Phantasie Verstöße gegen das antike Costüm und den antiken Geist sich zu Schulden kommen lassen.

Arthur Stahl ist bekanntlich der Schriftstellername einer Dame, die sich als Touristin durch ihre spanischen und ägyptischen Reisebilder, als Romanschriftstellerin namentlich durch ihre farbenreiche „Tochter der Alhambra", mit Glück in unsere Literatur eingeführt hat. Sie hat in ihren bisherigen Werken neben einer lebendigen Phantasie stets gründliche Studien bewährt, und in ihrer Lebensauffassung und Weltanschauung einen Zug von Origi-

nalität und geistiger Bedeutsamkeit, der sie von dem Gros unserer Romanschriftstellerinnen sehr vortheilhaft unterscheidet. Sie macht allerdings dem alltäglichen Geschmack keine Zugeständnisse — und so haben ihre Schöpfungen etwas Fremdartiges, das sich den Bedürfnissen des Lesepublikums nicht bequem und behaglich einzuschmeicheln versteht. Namentlich aber ist ihr „Hellenismus", die schöne Sinnlichkeit, welche ihre Schriften athmen, ein fremder Tropfen im Blute der deutschen Frauenliteratur.

Diesen „Hellenismus" zur Schau zu tragen, boten ihr die in den „Historischen Bildern" gewählten Stoffe willkommene Gelegenheit. Dieselben sind durchweg „antik" und für unser modernes Bewußtsein „problematisch". Zwei derselben haben deutsche Dichter dramatisch verwerthet, in einer Form, die für derartige Stoffe so ungünstig wie möglich ist; denn das Drama schließt das „Problematische" aus und wendet sich von der Bühne herab, in lichtvoller Oeffentlichkeit, welche keine Mysterien duldet, an die Nation. Paul Heyse hat den „Antinous", den Helden des ersten Geschichtsbildes, in sein Drama „Kaiser Hadrian" als einen der Hauptcharaktere mit aufgenommen, und der „König Candaul", den uns Arthur Stahl im Anschluß an Theophile Gautier vorführt, ist einer der Helden des Hebbel'schen Trauerspiels: „Der Ring des Gyges." Beide Dramen sind durch ihren Stoff von der Bühne ausgeschlossen. Das Bedenken, das man gegen das Heyse'sche Stück hegen kann, hat auch der Erzählung „Antinous" von Arthur Stahl gegenüber seine Berechtigung.

Der Antinous-Cultus des Alterthums hängt mit einer Sitte zusammen, welche von der Neuzeit geächtet und strafrechtlich verurtheilt wird. Der Dramatiker muß diese Sitte gänzlich ignoriren. Dadurch aber wird das Freundschaftsverhältniß des Kaisers zu dem Knaben eine psychologische Unbegreiflichkeit, mindestens eine wenig antike Sentimentalität. Der Novellist darf weiter gehen in seinen Andeutungen, aber doch nicht weiter als bis zu Andeutungen. Die erste Begegnung des Kaisers mit dem Knaben, eine Scene, die durch die feenhafte Decoration der blauen Grotte von Capri opernartig gehoben wird, deutet uns sogleich das „Antike" durch den Eindruck an, den die Körperschönheit des Antinous auf den Kaiser macht. Es sind nicht, wie in Heyse's Drama, gemüthliche Wallungen, welche das Band zwischen dem Monarchen und dem Knaben knüpften:

Der Anblick, welcher sich Adrian's geblendetem Auge bot, war zauberisch. Beinahe reglos saß er da, in den Glanz starrend, der durch diese wundervolle Spiegelung hervorgebracht wird. Ueber dem tiefen Azurblau der Wasserfläche wölbt sich die natürliche Kuppel der Grotte und ist von so glänzendem Gestein, daß, wenn die Sonnenflut durch eine der Oeffnungen bricht, sie das Himmelblau des Wassers in reinster Färbung reflectirt und zwar so intensiv, als sei auch die Luft blau, durchtaucht von den Strömungen goldenen und azurnen Lichts, die sie einander zusenden. Die Wirkung für das Auge ist so magisch, so unerwartet, so phantastisch, daß es die Sinne der Wirklichkeit vollständig entrückt und in einen Taumel versetzt. Adrian glaubte den wonnevollsten Traum seines Lebens zu träumen. Denn um die Illusion des Ueberirdischen, Zauberhaften noch zu erhöhen, schwamm in diesem azurnen Element, so ruhig wie zu ihm gehörig, von den goldig-blauen Lichtwogen sanft geküßt, ein Götterjüngling, würdig neben der Anadyomene dem Meere zu entsteigen. So schön wie nur die Griechengötter in göttlichem Uebermuth und Nektarrausch beim olympischen Mahle, im Delirium geraubten Liebesglücks, der Schöpferlaune Gestalt zu geben wußten, so schön, als sei die blaue Grotte in ihrer feenhaften Pracht nur um dieses Jünglings willen geschaffen, die Wölbungen, um seiner prachtvollen Gestalt als Spiegel zu dienen, das Wasser, um den Rhythmus dieser Glieder wiegend, tragend, schmeichelnd, widerstrebend — zum vollsten Ausdruck zu bringen. Das Volk von Athen konnte nicht mit andächtigerm Schauern vor dem Schönheitideal stehen, als die Schaumgeborene vor seinen Augen dem Meere entstieg, als Adrian vor diesem Wunder der blauen Grotte. Hatte eine der Göttinnen — Venus selbst, Diana, die wenn sie wider Willen desto heißer erglühte, oder Thetis die Silberfüßige in diese azurne Perlmuttermuschel sich diese herrliche Perle eingeschlossen? Wie konnte selbst die Phantasie der Himmlischen ein wonnevolleres Versteck aussinnen für verschwiegene Seligkeit? Draußen das Tosen des Meers und des Lebens, hier Stille, Kühle, Glanz und keine Bewegung als die leise, zitternde der Welle und das Wogen des blauen Aethers, der sich mit dem eindringenden Sonnenstrahl vermählte. Der Imperator saß in seinem Nachen unbeweglich wie vor einem Wunder. Bald betrachtete er mit stummem Entzücken den herrlichen Kopf des Jünglings, der sorglos zurückgeworfen von einer wilden Flut brauner Locken umflossen war, bald die vollendete Formenschönheit der Gestalt, die Künstlernaturen mit mehr als bloßem Wohlgefallen berührt, die ihnen wie ein Triumph des Schöpfungsgedankens, wie ein Sieg über die Dissonanzen des Daseins es zu erfüllen und aufzulösen scheint in selige Harmonie. Leise schwebte der Nachen hin und wieder durch die blaue Flut, und in großen Kreisen wie der Schwan folgte ihm der asiatische Knabe, so wenig sich bewegend, als sei das Wasser sein natürliches Element.

Weiterhin findet die Verfasserin Gelegenheit, uns am Faden ihrer Erzählung mit Hadrian und Antinous auch in die „Eleusinischen Geheimnisse" einzuführen, die uns mit großer Lebendigkeit und Farbenfülle geschildert werden. Ueber dem Verhältniß zwischen Hadrian und seinem Begleiter schwebt eine Wolke, welche den Eindruck des antiken Geistes der anfänglichen Begegnung allmählich gänzlich verschleiert. In den üppigen Festen des Schlosses von Alexandrien, die uns mit Hamerling'scher Glut geschildert werden, scheint Antinous nur den Mismuth des Dienenden, des Unfreien zu empfinden, ähnlich wie in dem Heyse'schen Drama. Nur angedeutet wird, daß diesen Festen der Schmuck der Frauen fehle:

Im Mittelpunkte des Palastes, wo die Säle wie zu einem Stern zusammenliefen, schimmerte von Lotosblumen rings besäumt, von Arkaden umgeben, von tausend Lampen blendend erleuchtet, ein spiegelklares Bassin. Liebliche Knaben schwammen darin, tummelten sich scherzend in rhythmischer Bewegung; Horus, der ägyptische Apoll, mit dem Finger auf der Lippe, schaute ihnen von seinem Granitpiedestal zu, die grünen Smaragdaugen der Katze auf dem schöngestreckten Götterleibe der Isis blinzelten funkelnd über sie hin. Herrliche Frauengestalten trugen als Karyatiden den purpurroth seidenen Baldachin, welcher bei Tage das Bassin vor den senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen schützte und die schwimmenden Gestalten in purpurnes Licht tauchte; aber alles Weibliche hier schien zu Marmor versteint oder in Bronzeform gegossen.

Die Flucht des Antinous, seine Liebe zu der reizenden Opiumsammlerin des Fayoum, die Begegnung mit dem Kaiser im Labyrinth, der Opfertod, den Antinous für Hadrian stirbt — das sind die weitern Begebenheiten dieser Erzählung, in welcher das Psychologische zurücktritt gegen Glanz und Pracht der Schilderung; namentlich aber durchzieht die Rosen- und Liebesidylle im Fayoum ein echt poetischer Hauch, und Scenen von großer Lieblichkeit lösen sich ab.

Ohne Frage verwerthet die Verfasserin in dieser Er-

zählung mit Glück ihre ägyptischen Studien; nur wird die Decorationsmalerei bisweilen der Dichterin gefährlich; der Palast in Alexandrien, die Memnonssäule, das Labyrinth u. s. w. werden uns fast mit mehr Liebe geschildert als die Vorgänge im Gemüth des Antinous.

Ein zweites ägyptisches Bild entrollt uns die Erzählung: „Cäsarion“, deren Held ein anderer Knabe, der Sohn der Kleopatra und des Cäsar ist, welchen Octavian erdrosseln ließ. Die Frucht einer orientalisch glühenden Liebe, das traurige Opfer der dynastischen Bestrebungen des ersten römischen Kaisers kann indeß kein tieferes Interesse einflößen, da Cäsarion nicht wie Antinous in spannende Conflicte gebracht ist; wol aber werden uns Kleopatra, Antinous und Octavian von der Verfasserin vorgeführt in einer vielfach dramatisch spannenden Erzählung, die allerdings in den Scenen des großen britischen Dichters eine bedenkliche Concurrenz findet. Denn wenn auch Erzählung und Drama sich wesentlich unterscheiden, so sind doch einzelne Situationen, wie der Tod der Kleopatra, ganz gleichartig. Und wer wollte mit Shakspeare auf einem Gebiete wetteifern, wo er unübertrefflich ist, wie dies namentlich der meisterhafte Schlußmonolog seiner ägyptischen Königin beweist?

Doch Cäsarion ist für Arthur Stahl nur das eine Glied einer Parallele, deren anderes durch den Herzog von Reichstadt vertreten ist. Zwei Kaisersöhne, die in ihrer Jugend dahinsterben, der eine gewaltsam, der andere, nach der Darstellung der Verfasserin, in raffinirter feiner Weise hingemordet. Den Sinn der Parallele künden die Schlußworte des „Cäsarion“:

In derselben Nacht hauchte unter den phantastischen Tempelgewölben von Elephantine noch ein jüngeres Leben seinen letzten Seufzer aus, ein Leben ohne Spur und ohne Geschichte und doch zu beiden berechtigt scheinend wie nie ein Fürstensohn, Cäsarion Ptolomäus, der König der Könige wie Antonius ihn gekrönt hatte, der Jüngling, in dessen Adern das Blut der beiden hervorragendsten Menschen des Alterthums floß! Warum hatte der Imperator sich in dem eigenen Sohn nicht den Erben erwählt, warum hatte er für den Sohn der geliebtesten Frau nicht vorgesorgt wie für Octavian, der auch ein Knabe war? Glaubte Cäsar, wie seltsamerweise später Napoleon, nicht an die Erbschaft des Genius? Ahnte er, daß es einen Höhenpunkt gibt, über welchen hinaus die schöpferische Natur keine Gaben mehr zu vertheilen hat und wieder abwärts steigt? Gründet das Genie keine Dynastien, weil es einsam wie der Komet durch den Himmelsraum fliegt, die Bahnen der andern Gestirne kühn durchschneidend?

Ein phantastisches Capriccio ist die Erzählung „Galatea“. Der Stoff ist durch „Die schöne Galathea“ von Poly Henrion und Suppé allen Bühnenbesuchern in etwas profaner Weise nahegerückt worden, und es gehörte Muth dazu, noch eine poetisch ernste und sinnige Behandlung desselben zu wagen. Wenn in einer solchen Erzählung Aphrodite selbstredend eingeführt wird, so bewegen wir uns im Reiche der Mythe, das nur poetische Bedeutung hat wenn es einen tiefern Gedanken symbolisirt. Pygmalion, unbefriedigt durch den höchsten Kunstgenuß, empfindet sinnliche Begier für das geschaffene Meisterwerk; Aphrodite erweckt es ihm zum Leben, aber den Zufällen irdischen Geschicks erliegt das Götterweib, das den Künstler durch seine Liebe beseligt hat. Pygmalion zertrümmert mit seinem Wunsch sein unsterbliches Kunstwerk und tödtet mit irdischer Begierde den Gott in sich. In solcher Verkündigung aus dem Munde der Göttin, welche zugleich damit die Selbstherrlichkeit der Schönheit preist, liegt der Sinn der in phantastischer Beleuchtung verdämmernden Geschichte. Das Erwachen der Bildsäule zum Leben wird uns in einer Weise geschildert, welche uns in eine magische Stimmung festbannt:

Das weiße Bild schimmerte aus der Dunkelheit, als ob es von innen leuchte. Pygmalion streckte erbebend die Arme aus. Die Wonnen der vollen, ersten, heißen Liebe fluteten über sein Herz, jene Wonnen, welche noch nicht zu berühren wagen, welche zu übermächtig sind, um den Ausdruck zu finden. Jetzt erleuchtete sich das Gemach mit einem Schein, nicht Mond- nicht Sonnenlicht — mit dem Licht des Lebens könnte man sagen; wie man sich denkt, daß es über die dunkle Erde aufging mit dem ersten Erwachen eines Organismus, mit dem ersten Gedanken eines Intellect, mit dem ersten Athemzuge eines Lebendigen, und ein leises Tönen zitterte in der Luft, vielleicht wie das Tönen der Sphären am Schöpfungstage, das sich in den warmen Laut der ersten Menschenstimme ergießen sollte. Pygmalion blickte zum Antlitz der Galatea auf. Ihm war, als ob ein blaues Flämmchen über ihrer Stirn tanze, als ob in den Augen sich ein Glanz entzünde, als ob die zarten Glieder leise schauderten vor dem nahenden Leben. Pygmalion näherte sich — er, der Schöpfer, der König, der Gebieter, dem alles gehorchte, schlang seine Arme schüchtern um die Gestalt der Jungfrau, sein königlicher Mund, der zu stolz gewesen war zum Küssen, weil er nur Sklavinnen umarmt hatte, jetzt küßte er mit Inbrunst, weil er liebte. Und unter dem Drucke seiner Lippen fühlte er wonneberauscht, wie die ihrigen weich und warm wurden, wie der Flaum ihrer Wangen an seinen erglühte, wie der Marmor zu wogen begann und sich zitternd seinem Arm zu fügen. Er fühlte ihr Herz pochen, ihren zarten Fuß an seinem zucken, er fühlte, ein selig Träumender, allmählich alle Räthsel des Lebens heiß in ihr sich offenbaren, und als er sie entzückt auf seinen Armen in den ersten Strahl der Morgensonne trug, damit Helios sie segnend berühre, flüsterten ihre Lippen: Pygmalion.

In allen diesen Erzählungen herrscht ein sinnlicher Pulsschlag; aber sie sind von antiker Keuschheit, weil sie frei sind von jeder Frivolität. Dagegen ist der „König Candaul“, diese nur frei übersetzte Erzählung des Theophile Gautier, im Grunde nur ein lüsternes Cabinetstück. Der deutsche Dramatiker Hebbel suchte in diesen Stoff einen tiefern Sinn zu legen — in der Keuschheit der Königin war ein echt weibliches Princip zu einer verhängnißvollen Uebertreibung gesteigert; doch es war nur die gekränkte Weiblichkeit, welche dem Gyges den Dolch in die Hand drückte. Der frivol lächelnde Franzose zerstört aber durch allerlei Seitenbemerkungen diesen Adel der Haltung und läßt uns die Frage frei; ob Stolz oder Lüsternheit die Königin bestimmte, in dem schönen Gyges den Mörder des Gemahls zu dingen?

Und jetzt — was war der eigentliche Gedanke der Nyssia? Hatte sie wirklich bei der Begegnung in Baktrien den jungen Kapitän bemerkt und von ihm eine Erinnerung bewahrt, in einem der versteckten Winkel der Seele, wo auch die ehrenhafteste Frau immer etwas zu verbergen hat? War der Wunsch, ihre beleidigte Ehre zu rächen, gestachelt durch ein anderes, uneingestandenes Verlangen? Und wenn Gyges nicht der schönste junge Mann in Asien gewesen wäre, würde sie ebenso viel Eifer darangesetzt haben, Candaul dafür zu bestrafen, die Heiligkeit der Ehe angetastet zu haben? Eine so delicate Frage ist schwer zu entscheiden, vorzüglich nach dreitausend Jahren, und obwol wir Herodot, Ephestion, Platon, Archilaus von Paros, Ptolomäus, Euphorion und alle die gefragt haben, die in vielen oder wenigen Worten von Nyssia, von Candaul und von Gyges

sprechen, haben wir zu keinem bestimmten Resultate gelangen können. Nach so vielen Jahrhunderten, unter den Ruinen so vieler zertrümmerter Reiche, unter der Asche untergegangener Völker über eine so verborgene Nuance der Empfindung zu entscheiden, ist eine schwere, wenn nicht eine unmögliche Arbeit.

Es sind üppige, sehr glänzend ausgemalte Bilder, welche uns diese Erzählung bietet; aber es sind nicht einmal immer die Gemälde eines Tizian mit der bestechlichen Glorie göttlich nackter Schönheit; sie erinnern oft an die Bilder der Rococotabatièren, wo allerlei künstliche Draperie verwendet ist zur Erhöhung eines prickelnden Reizes.

Im ganzen beweisen diese „Bilder" Arthur Stahl's von neuem die ungewöhnliche Bildung und das glänzende Darstellungstalent der Verfasserin, deren oft beredter und begeisterter Stil nur kleine Geschmacklosigkeiten, wie die thörichten Fremdwörter „sublim", „superb" u. s. w., abzustreifen brauchte, um gegen kritischen Tadel gewaffnet zu sein.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Dorfpaganini. Criminalnovelle von Georg Füllborn. Hamburg, Verlag der Roman- und Novellen-Mappe. 1870. 8. 15 Ngr.
2. Carrière. Originalnovelle von Hermann Hirschfeld. Hamburg, Verlag der Roman- und Novellen-Mappe. 1870. 8. 15 Ngr.

Was gehört zu einer guten Novelle? Und wie schreibt man eine solche? Zur Beantwortung dieser Fragen, die gewiß jeden jungen Schriftsteller schon oft innerlich bewegt haben mögen, wenn er seine Feder ansetzte, die Welt mit einer Frucht seiner Muse zu beglücken, bieten „Der Dorfpaganini" und „Carrière" passende Anknüpfungspunkte dar, die wir aber nicht in grauer Theorie, sondern unter Anlehnung an die Erzählungen selbst benutzen wollen.

„Der Dorfpaganini" von G. Füllborn (Nr. 1) ist die Geschichte eines Musikanten, der aus guten Verhältnissen herabgesunken ist zum armen Dorf-Geigenspieler, als solcher den Verdacht des Mordes auf sich ladet und ins Gefängniß gesetzt, endlich aber aus demselben befreit wird, da seine Unschuld ans Licht kommt, nun aber freiwillig seinen Tod sucht und findet, weil ihm nach dem Tode seiner geliebten „Golddore" das Leben zuwider geworden ist. Als der wirkliche Mörder wird der sogenannte „Kirschenbauer" herausgefunden, und dieser leidet denn seine verdiente Strafe. Diese Criminalgeschichte stellt eine keineswegs besonders erfreuliche Begebenheit dar. Aber der Erzähler hätte ihr sehr leicht ein tieferes Interesse geben können, wenn er besser zu motiviren verstanden hätte. Wir verstehen es gar nicht, was denn eigentlich einen Geigenspieler von solchem Talent, wie uns der Friedel Heimbach geschildert wird, so weit herunterbringen konnte, wie wir ihn schon im Anfang der Erzählung vorfinden: musikalisches Genie ist heutzutage durchaus nicht so hülflos dem Elend verfallen. Unglückliche Liebe, die allein solch eine tiefe krankhafte Verstimmung hätte motiviren können, entwickelt sich erst innerhalb der Erzählung selbst; und da erscheint es denn wieder als eine zu starke Zumuthung für unser Gefühl, daß dieses frische prächtige Goldmädchen, nicht nur die reichste Erbin, sondern auch das schönste Naturkind des Dorfs, welches zudem schon einen andern liebt, den verkommenen Gesellen lieben und gar heirathen soll, nur um ihn aus seinem traurigen Zustande zu erlösen. Und nun frage man einmal jedes unverdorbene Mädchen, ob es bei solcher Lage der Verhältnisse mit einem solchen verschmähten Burschen am späten Abend im einsamen Kahne aufs Meer hinausfährt? Da würde sich doch jedes hübsche Kind sehr schnippisch für eine solche Zumuthung bedanken. Den stillen selbstbewußten Trotz in solchen Naturkindern gegen alles, was ihnen ohne ihre Erlaubniß zu nahe kommen möchte, scheint der Verfasser gar nicht zu kennen. Ebenso wenig wird solch ein Mädchen wie die Golddore sich am späten Abend von diesem Friedel in den Wald begleiten lassen: sie geht ja zum Rendezvous mit ihrem wahren Geliebten. Alles Derartige mußte, um uns irgendwie glaubwürdig zu erscheinen, in viel feinern Einzelzügen ausgeführt sein, als es hier geschehen. Lese der Verfasser doch die Novellen von Hermann Grimm, von Paul Heyse („La Rabbiata" z. B.), oder, noch besser, einen größern Roman der George Sand („Valentine" etwa, oder „Consuelo"), um ein richtiges Gefühl davon zu bekommen, worin die Kunst der poetischen Erzählung besteht: die Feinheit der Detailzeichnung, die leisen Uebergänge, die nur ganz allmählich von Schritt zu Schritt sich lösenden Verwickelungen, die vorsichtige Vorbereitung, die breite Ausführung auf der Höhe des Vorgangs, die rasche Lösung am Schluß, das sind einige von den ersten Bedingungen, die ein guter Erzähler zu erfüllen hat. Wie roh steht hier dagegen die Figur, der Charakter und die That des „Kirschenbauers" da: wir interessiren uns ja gar nicht für solch ein Subject, um so weniger, als es der Dichter nicht einmal begreiflich erscheinen läßt, wie er zu einer solchen ganz scheußlichen That kommen konnte. Solch ein liebes gutes Kind bei Nacht in das Schwarzwasser zu stürzen! Nun, daß ein sonst ehrenfester und wohlhabender Bauer eine derartige That begeht, dazu gehört doch etwas mehr als eine nicht bezahlte Holzrechnung!

Etwas besser sind die übrigen Figuren gelungen. Aber im ganzen treten die gerügten Mängel so auffallend hervor, daß die Erzählung nicht den wohlthuenden Eindruck hinterläßt, den jede künstlerische Leistung gewähren sollte.

Ganz anders die zweite Novelle: „Carrière", von Hermann Hirschfeld. Eine interessante Verwickelung mit überraschenden Wendungen, die trotzdem nicht unwahrscheinlich, macht das kleine Büchlein vor allem zu einer angenehm spannenden und unterhaltenden Lektüre und erfüllt so die erste Bedingung dieser Gattung leichterer Literatur. Die Charaktere sowol, wie die Localitäten, in welchen die Erzählung sich bewegt, zeigen Bekanntschaft mit der großen Welt: es ist eine Salonnovelle im besten Sinne des Worts. Und daher hat die Sprache auch fast überall jene leichte und gefällige Eleganz, wie sie den

dargestellten Personen und Zuständen entspricht. Die Erzählung beginnt in einem deutschen adelichen Hause des 17. Jahrhunderts, das malerisch schön am Strande der Ostsee gelegen ist. Der Baron Guntram von Langenried, der Herr dieses Hauses, lebt dort mit seiner einzigen Nichte, der schönen Amelie von Langenried, der Verlobten seines mit der Armee in den Krieg gezogenen Sohnes Leonor. Die Familie steht seit alter Zeit mit dem herzoglichen Hofe von Marnitz in naher Verbindung, und der alte Baron ist von der Zeit her, wo er als einer der höchsten Beamten am Hofe fungirte, im Besitze eines wichtigen Documents geblieben, welches in Bezug auf die Erbfolge in der regierenden herzoglichen Familie ein höchst gefährliches Geheimniß enthält: es handelt sich eben um das Recht der Erstgeburt zwischen zwei Prinzen des herzoglichen Hauses. Alles dies ist gleich im Anfange der Novelle so geschickt angedeutet und erzählt, daß wir sogleich in jene Spannung gerathen, die uns für die Lösung einer solchen wichtigen Frage Interesse einflößt. Diese Spannung wird noch erhöht durch die eigenthümliche Erscheinung der Hauptfigur, des spätern Ministers Wigo von Bardy. Er kommt aus dem Lager her und bringt dem alten Baron die Trauernachricht, daß sein Sohn Leonor gefallen. Der ganze Besitz fällt damit an den Neffen des Barons, an Otfried von Haldberg; mit demselben auch Amelie als Braut und Erbin, nach alter Familienbestimmung. Es ist nun in interessanter Weise durchgeführt, wie es dem Chevalier Wigo von Bardy, der um jeden Preis Carrière machen will, gelingt, diese Verhältnisse völlig zu verwirren, das wichtige Document aus dem Schlosse herauszuschaffen, die Liebe der schönen Amelie zu gewinnen, sich heimlich mit ihr zu vermählen und nach der Brautnacht zu entfliehen, um am Hofe von Marnitz wieder aufzutauchen und dort Carrière zu machen. Im Grunde eine catilinarische Existenz, der jedes Mittel recht ist, wenn es dem Zwecke dient, seine Carrière zu fördern — ein Charakter, der in den höhern Kreisen der Gesellschaft keineswegs so selten ist, wie ehrliche Leute vielleicht glauben mögen —, erhebt er sich durch alle möglichen Intriguen bis zum regierenden Minister des Landes, freilich um den Preis seiner Liebe zu Amelie, die er hintergeht und in den Tod treibt, um sich mit einer Millionärin zu vermählen, dem Wunsche der Herzogin Anna gemäß. Er selbst aber wird nicht glücklich in dieser Ehe, wird durch ähnliche Intriguen zuletzt gestürzt, erliegt so derselben dämonischen Macht, die ihm seine Carrière geebnet, und vergiftet sich, als er sein ganzes künstliches Gebäude zusammenstürzen sieht. Ueber dem Grabe des bisher allmächtigen Ministers aber geht dem Lande eine ganz neue Zukunft auf in der Regierung des Prinzen Oskar, dessen Vermählung mit der Prinzessin Magda die Ansprüche beider Linien ausgleicht. Die Tochter Ameliens und Wigo's versöhnt in ihrer Liebe zum Erben des alten Hauses, dem jungen Philipp von Haldberg, auch diese widerstreitenden Interessen, sodaß wir über den Schatten der Vergangenheit von allen Seiten ein reineres Leben emporsteigen sehen. Der Eindruck am Schluß ist so ein durchaus wohlthuender: es ist eine Kunstnovelle im besten Sinne des Worts.

Um zur Lektüre des interessanten kleinen Buchs zu bewegen, wird das Gesagte wol hinreichend sein. Es ist durchaus nicht so leicht, wie mancher junge Schriftsteller zu glauben scheint, solch eine lesbare Novelle zu schreiben; gerade weil der Gegenstand kleiner, das Thema enger umgrenzt, die Entwickelung wie die Charaktere leichter überschaulich sind, darf die Kritik um so strenger darauf halten, daß alles bis in das kleinste Detail hinein künstlerisch abgerundet und technisch vollendet erscheine. Eine spannende Verwickelung und eine gebildete Sprache sind nur die ersten äußern Bedingungen einer guten Novelle: das Geheimniß der Kunst besteht hier vorzugsweise in jener feinen, besonnenen, nie aussetzenden Verbindung alles einzelnen untereinander, welche wir eben als künstlerische Motivirung in jeder Kunst besonders hochschätzen. Unter den neuern Novellisten ist gerade darin vielleicht keiner geschickter als Ludwig Tieck.

3. Novellen und Erzählungen von C. W. Stuhlmann. Erster Band: Aus dem Patrimonialstaate. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 8. 24 Ngr.

Drei Novellen in Holzschnittmanier: „Wie gewonnen, so zerronnen"; „Der Hauptmann von Sarow"; „Doppelt blamirt". Der Verfasser ist bereits bekannt als guter Erzähler; seine frühern Erzählungen: „Herztrost" und „Wer das Glück hat, führt die Braut heim", haben großen Beifall und in d. Bl. anerkennende Beurtheilung gefunden. Was seine Art und Weise vorzugsweise charakterisirt, ist ein bei aller Zartheit der Empfindung für alles, was Liebe verdient, etwas derb ironischer Ton, der bei der markigen Sprache und den drastischen Bildern und Situationen auffallend an Fritz Reuter erinnert. Wie dieser entnimmt auch er seine originellen Geschichten besonders gern der nordischen Heimat und namentlich dem Mecklenburgischen. Und da findet sich denn, in diesem gelobten Lande antediluvianischer Cultur, so vieles, was seiner satirischen Ader reichen Stoff darbietet, daß wir mit großem Interesse die eigenthümlichen Schlaglichter verfolgen, welche sein unbarmherziger Humor auf die ländlichen Zustände, Charaktere und Ereignisse dort fallen läßt. Zuweilen freilich läßt der talentvolle Verfasser sich etwas zu sehr gehen, im Inhalt wie im Stil; die letzte der drei Novellen: „Doppelt blamirt", ist ein Beispiel dafür, daß eine Satire auch mislingen und langweilig, ja peinlich werden kann, sobald es an demjenigen Witz fehlt, der auch einem an sich ungenießbaren Thema durch die Form der Darstellung Interesse zu geben weiß. Das ist dem Verfasser hier nicht gelungen, und es dürfte daher diese Novelle wol als die schwächste seiner bisherigen Leistungen zu betrachten sein. Ebenso enthält die erste: „Wie gewonnen, so zerronnen", neben glänzenden Ausführungen zuweilen öde Partien einer Darstellung, die weniger Ironie über norddeutsche Sandwüsten als diese selbst zu geben scheinen: der Schäfersohn, der den großen Herrn spielen will, weil sein Vater ihm ein in etwas unwahrscheinlicher Weise gewonnenes Rittergut hinterlassen hat, müßte doch entweder interessanter geschildert oder unbarmherziger gegeiselt werden mit auflösendem Humor, wenn er uns durch 155 Seiten hindurch fesseln soll.

Am besten ist jedenfalls die mittlere Novelle gelungen: „Der Hauptmann von Sarow". Dieser Hauptmann ist einer jener Junker, die sich noch immer

einbilden, ihr Patrimonialstaat sei die Welt, diese selbst nur dazu da, von ihnen genossen, ihre Untergebenen nur geschaffen, um von ihnen mishandelt zu werden. Mit erschütternder Kraft ist es gezeichnet, wie über solche Junkerwirthschaft das Gericht von 1806 hereinbricht. Der ehrwürdige alte Pfarrer, Pastor Stark, weiß es zwar zu verhindern, daß der ehemalige Hauptmann und jetzige Gutsbesitzer von der empörten Soldateska, unter deren Offizieren sich sogar mehrere seiner ehemaligen Tagelöhner und Fronarbeiter befinden, förmlich hingerichtet wird; aber er kann sie nicht davon abhalten, ihn wenigstens in den Block zu legen, damit „er selber es einmal schmecke, wie das Krummliegen thut". Eine ganze Nacht hindurch liegt er so in der Folter. Sein ganzes Wesen bricht dadurch innerlich zusammen, körperlich wie geistig wird er aus einem rücksichtslos harten Mann in wenigen Wochen ein hinfälliger Greis. Und eines Tags findet man ihn im Walde erhängt mit dem eigenen Halstuche, nachdem in der letzten Zeit schon Spuren des Wahnsinns an ihm wahrgenommen wurden. Einem der Offiziere der französischen Armee, einem geborenen Mecklenburger, hält der Pfarrer die Frage entgegen:

„Und nun kämpfen Sie gegen Ihr eigenes Vaterland?" Der Major schwieg einen Augenblick. „Herr Pastor", erwiderte er dann, „Sie und Ihresgleichen können vielleicht von einem Vaterlande sprechen; aber kann dieses auch der Leibeigene, der durch die Geburt an die Scholle gebunden ist, mit welcher er den Herrn über Leib und Ehre wechselt nach Erbrecht und Kaufrecht? Hierzulande war ich weiter nichts als ein willenloses Ding, es wurde mir sogar zum Verbrechen gemacht, eine rein menschliche Neigung zu hegen. Ausgestoßen war ich durch das Gesetz aus der menschlichen Gesellschaft: ein Vaterland habe ich hier nimmermehr besessen. Ueber den Kaiser aber mag man denken, was man will: so viel steht fest, daß für die Masse des Volks allenthalben seine Siege auch wirklich Siege sind. Wohin er seinen Fuß setzt, zertritt er der Tyrannei der kleinen Herren das Genick; seine Herrschaft kennt keine vor dem Gesetz privilegirten Herren, denen gegenüber die andern Menschen rechtlose Sklaven sind."

Die Novelle zeichnet in dieser Weise ganz vortrefflich die Stimmung jener Zeit gegenüber den großen Weltereignissen. In diesem Sinne hat sie historischen Hintergrund und auch dadurch schon jene höhere Bedeutung, welche die beiden übrigen weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form in Anspruch nehmen können.

4. Das Gasthaus zum grünen Baum. Erzählung von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1869. 8. 12 Ngr.

Eine sehr erbauliche Räubergeschichte für fromme Gemüther: diese kurze Notiz wird genügen, um dasjenige Publikum, welches sich für solche Erzählungen interessirt, auf das Büchlein aufmerksam zu machen.

5. Klatschereien. Drei Geschichten von Eduard Köller. Jena, Costenoble. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel ist richtig gewählt: Geschichten sind es, die vielleicht irgendwo einmal passirt sein mögen. Es gibt aber langweilige und kurzweilige Geschichten, bedeutende und unbedeutende, interessante und gleichgültige. Für einen Schriftsteller, der gelesen sein und Wirkung haben will, sollte sich das nicht nur von selbst verstehen, daß er das Kurzweilige, Bedeutende und Interessante seinem Gegentheil vorzieht; auch die Art der Darstellung muß dabei eine solche sein, daß wir uns im reinen Aether der Kunst fühlen, und nicht auf dem Boden der prosaischen Wirklichkeit. Selbst der künstlerisch angelegte Roman, auch die wirklich poesievolle Novelle sind fortwährend in Gefahr, sich über ihre Grenze hinüber in die gewöhnliche Prosa zu verirren, weil die bequeme Form der verslosen Erzählung gar zu leicht dazu verführt, allerhand Ballast mit in das Schiff zu nehmen, der den Weg zum Ziele nur aufhält und oft nicht einmal zum Schmuck im einzelnen dient. Wenn aber der Boden der gewöhnlichsten und unerquicklichsten Prosa gar nicht verlassen wird, wenn uns Dinge berichtet werden, deren Unwahrscheinlichkeit mit ihrer unerquicklichen Interesselosigkeit wetteifert, und dazu noch in einer Form, daß es eben nur „Geschichten" sind, die wir hören, aber nicht kunstvolle Erzählungen, so ist in der That die Breite der Darstellung eine starke Zumuthung für den Leser. Für solch einen Windbeutel von Flaneur, der, weil er in der Residenz lebt und einen Diener in Livree hat, in seinem Geburtsorte einmal Minister spielen will, interessirt man sich wirklich nicht so sehr, daß er selbst ohne die raffinirteste und witzigste Selbstpersiflage 92 Seiten lang von sich erzählen dürfte. Auch sind die kleinen Provinzialstädte durchaus nicht so zutraulich tölpelhaft, wie es hier vorausgesetzt wird, um eine solche an gemeinen Betrug streifende Täuschung irgendwie wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Kurz, diese erste Geschichte, „Kurze Zeit Minister", hinterläßt einen peinlichen Eindruck, weil der Verfasser es nicht verstanden hat, einen so bedenkli., uninteressanten Stoff durch pikante Würze des Witzes genießbar zu machen.

Etwas besser ist die zweite Erzählung: „Drangsale und Mühen." Ein Privatgelehrter, welcher zu der respectabeln Sorte jener Leute gehört, die ihre Carrière verfehlt haben, lernt durch die vielfältigen Bemühungen, ein Amt zu erhalten, allmählich Menschen kennen und praktisch werden, ist aber doch zuletzt noch froh, in ei..r Todtengräber- oder Kirchhofs-Inspector-Stellung mit nicht unbedeutendem Gehalt seine altwerdende Braut heimführen und seine Tage in Ruhe beschließen zu können. Es ist dies mit derbem Humor und erträglichem Witz ausgeführt, wenn auch zuweilen die Farben etwas zu stark aufgetragen sind. In den Preßbureaux der größern Staaten und auf den Redactionen der bedeutendern Zeitungen z. B. geht es denn doch nicht so mechanisch und unanständig her, wie es hier geschildert wird; und Dinge, die auf dieses oder jenes Blatt eine treffende Satire enthalten, passen darum noch nicht auf alle Blätter. Ueberhaupt tritt zuweilen, ganz wie in der ersten Geschichte, die Erbärmlichkeit der gewöhnlichen Menschenwelt so unverhüllt zu Tage, daß wir den Verfasser verwundert fragen müssen, warum er sich doch di Mühe gebe, uns solches „Menschenkehricht", das schon in der Wirklichkeit völlig ungenießbar erscheint, auch noch im Bilde vorzuführen. Der Schlußeindruck einer solchen Darstellung ist und bleibt ein widerwärtiger: diese Art Hohn auf jedes ideale und würdige Streben, wie sie hier als Schlußeffect zu Tage tritt, ist jener Nihilismus, den eine gewisse Sorte von Literaten uns als gesunde Kost und würdigen Ersatz für alles bieten möchte, was dem Leben gediegenen Inhalt zu geben vermag. Es existirt aber nur Eine

Form, in der dieser Nihilismus erträglich wird: und das ist der vernichtende Witz des „Kladderadatsch", der sich dadurch von dem hier vorliegenden ganz wesentlich unterscheidet, daß er aus der absoluten Fülle einer höchst geistvollen Weltanschauung heraus durch plötzlich treffende Schlaglichter alles aufzulösen versteht, was dieses hohen Geistes unwerth erscheint. Wem in Bild und Wort nicht die gleiche Schlagkraft zur Disposition steht wie den geistreichen Gelehrten der berliner Tafelrunde, der muß sich in Acht nehmen, Gegenstände zur Darstellung zu bringen, die nur durch witzige Behandlung genießbar werden, an sich aber prosaisch, uninteressant, ja unangenehm sind. Denn in aller Kunst — und das Komische, der echte Humor namentlich ist jedenfalls eine der feinern Formen des künstlerischen Geistes — fesselt uns nie der Gegenstand als solcher, sondern nur die Art der Behandlung. Theaterzustände z. B. mögen fast überall gegenwärtig so sein, wie sie hier geschildert werden: darf darum der Erzähler uns eine dürftige Photographie davon geben? Wir glauben nicht: vielmehr hat er gerade solchen Zuständen gegenüber seine ganze Kunst anzuwenden, das künstlerische Ideal in irgendwelcher Form zu retten vor der unkünstlerischen Gemeinheit. Wir können bisjetzt dem Verfasser noch nicht zugestehen, daß ihm dies vollkommen gelungen ist. Geld, Servilismus, Cliquenwirthschaft haben von jeher in der Welt geherrscht; aber ist das Poesie, wenn solche Erbärmlichkeiten mit photographischer Treue copirt werden?

In Bezug auf die Form der Darstellung im einzelnen gilt das Gesagte auch von der dritten Geschichte. Die „Gemeinen Menschen" aber enthüllen sich allmählich als die bessern: Hr. von Lüchtingshagen überwindet das oberflächliche Pantoffelregiment seiner Frau, und seine edle Tochter erhält ihren Erwählten statt des ihr zugedachten alten Diplomaten. Der Schluß ist wenigstens wohlthuender als in den beiden ersten Geschichten. Die Sprache zeigt indessen auch hier keineswegs jene Eleganz, die wir in solchen Novellen aus dem High life gewohnt sind.

Feuilleton.

Pfeiffer-Feier in Bettlach.

„Dem Andenken an Dr. Franz Pfeiffer von Bettlach, geboren zu Solothurn 27. Februar 1815, gestorben als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Wien 29. Mai 1868. Seine Mitbürger 1870." So lautet die Inschrift in lateinischen Uncialbuchstaben auf einem Gedenkstein, einem mächtigen Granitblocke im Gewichte von nahezu 300 Centnern, welcher zu Ehren Franz Pfeiffer's in seinem schweizerischen Heimatorte Bettlach im Mai dieses Jahres feierlich errichtet wurde. Ueber diese Pfeiffer-Feier in Bettlach brachten verschiedene Blätter seinerzeit kurzen Bericht, unlängst erschien eine ausführliche Schilderung im funfzehnten Jahrgange der „Germania" von Johann Schmidt in Feldkirch, der als Vertreter der österreichischen Regierung Zeuge des festlichen Tages war und im Namen derselben Dank und Anerkennung für die Verherrlichung eines Mannes aussprach, den auch Oesterreich den Seinen nennen dürfe, und unter der Versicherung, daß man in Oesterreich an der erhebenden Feier gerührten Antheil nehme und Pfeiffer's Name ewig grünen werde, einen Lorberkranz auf den Stein legte.

Franz Pfeiffer war, wie es durch die Angabe der betreffenden Kirchenbücher außer allen Zweifel gesetzt ist, in Solothurn geboren, sein Heimatort aber war Bettlach, wo seine Familie das Bürgerrecht besaß. Die Anregung zu einem Gedenkstein für Pfeiffer ging aus von dem durch Herausgabe von Gedichten und Sagen in solothurner Mundart bekannten Dr. Franz Joseph Schild in Grenchen, einem Dorfe bei Bettlach. Die Errichtung des Denkmals sollte nicht still und klanglos vorübergehen, sie war Anlaß zu einer würdigen Gedächtnißfeier, bei der ein Aufzug, Gesänge, Musik und Böllerschüsse nicht fehlten, die aber ihre wahre Weihe und Bedeutung erst erhielt durch mehrere treffliche Festreden. Zuerst sprach Professor G. Schlatter, Rector der Cantonsschule in Solothurn. In seiner Rede ist es namentlich der Ausdruck der Pietät und des Heimatgefühls, der jeden, auch wenn er von Pfeiffer und seinen Verdiensten nichts weiß, sympathisch ergreifen muß. „Heute feiern wir", so sagte unter anderm der Redner, „das Andenken des früh Dahingeschiedenen durch das Setzen eines Denksteins und fragen uns: Was bewegt Pfeiffer's Mitbürger, ihm, den sein Schicksal früh dem Vaterland entrissen, der seine Stellung im Auslande hatte und der sein schweizerisches Bürgerrecht sogar aufgeben mußte, was bewegt seine frühern Mitbürger, sein Andenken so festlich zu begehen? Wir sagen: Es ist der gerechte Stolz, daß dies Kind unserer Berge, unsers Volks durch die Energie seines Willens zu einer so hoch geachteten, von den Gelehrtesten der deutschen Nation anerkannten Stellung sich emporgerungen hat. Nicht vornehme, nicht reiche Aeltern oder Verwandte standen an der Wiege des Gefeierten; seine Heimat war ein kleines Dorf, dessen Name kaum je genannt wurde außer den Grenzen des Vaterlandes, und dennoch hat er es weiter gebracht als tausend andere, denen vornehme Geburt oder Reichthum die Wege zu Ruhm und Ehre ebnen, und ihm haben wir es zu danken, wenn der Name seiner Heimat heute ein weithin bekannter ist." Auf Pfeiffer's leuchtendes Beispiel wies Schlatter namentlich seine jungen Landsleute hin, die an derselben Anstalt sich den Wissenschaften widmen, an der er sich die Grundlage seines Wissens geholt. „Unsere Zeit ist nicht reich an energischen Charakteren, am wenigsten an solchen, die mit Begeisterung und ohne Rücksicht auf materiellen Erfolg dem keuschen Dienste der Wissenschaften sich hingeben; achtet somit, meine jungen Freunde, in Pfeiffer nicht blos den großen Gelehrten, sondern auch den edeln Menschen, der als Mann die Ideale seiner Jugendtage festgehalten und ihrem Dienste sein ganzes Leben gewidmet hat. Wenn die heutige Feier in euch den Funken der Begeisterung, den heiligen Vorsatz, edeln Zwecken euer Leben zu widmen, zur hellen Flamme anfacht, so hat sie ihren schönsten Zweck erfüllt." Aber auch noch aus einem andern Grunde habe Pfeiffer es wohl verdient, daß in seiner Heimat, in der Schweiz, ihm ein dauerndes Andenken für immer gesichert bleibe. Immer sei er ein treuer Schweizer geblieben sein Leben lang, nie habe er seine Heimat verleugnet. Recht schweizerisch war der Freimuth, mit dem er in seinen gelehrten Kämpfen auch den besten Freunden rücksichtslos seine Meinung sagte. Ein Schweizer ist Pfeiffer auch geblieben durch seine fortwährende Anhänglichkeit an seine Heimat.

Auch den Bettlachern drückte Schlatter den Dank aus im Namen der Angehörigen und der vielen Freunde und Verehrer ihres berühmten Mitbürgers für die sinnige Art, wie sie sein Andenken geehrt hätten. Und zum Schlusse sagte der Redner, zu den Bürgern von Bettlach gewendet: „Für euer junges Geschlecht aber möge das Andenken an den berühmt gewordenen Heimatgenossen ein Sporn sein zur Arbeit und zu tüchtigem Streben. Nicht alle können Gelehrte werden und sollen es auch nicht. Aber jeder ist achtungswerth, der alle Kräfte seines Geistes daransetzt, im Leben ein tüchtiger Mensch zu werden. Hängt Pfeiffer's Bildniß, das dessen Witwe der Gemeinde Bettlach zur Erinnerung an den heutigen Tag schenkt,

in euerm Schulhause auf und sagt euern Knaben: Seht, wir bilden nur ein kleines Dorf, und wenige haben von uns gewußt; dennoch ist aus unserer Mitte der Mann hervorgegangen, dessen Bildniß ihr hier seht, ein Mann, der durch seine Verdienste um die Wissenschaft und seinen trefflichen Charakter weithin sich einen Namen gemacht hat. Er sei euer Vorbild; wenn ihr auch nicht Gelehrte werdet, brave, tüchtige Menschen sollt ihr alle werden, wie er war."

Professor Schmidt, ein Schüler Pfeiffer's, knüpfte an seine oben angedeuteten Dankesworte auch eine kurze Schilderung des Gefeierten, wie er war als Lehrer und Mensch, dessen hervorstechendste Züge Herzensgüte, Natursinn und unerschrockener Freimuth bildeten.

Auch eine Rede im Schweizerdeutsch, gehalten von Dr. Schild, verschönte die Feier. Was über Pfeiffer zu sagen sei, das habe sein Freund, der Herr Rector Schlatter von Solothurn, und sein Schüler, der Herr Professor Schmidt als Abgeordneter von der österreichischen Regierung, schon gesagt. Er erlaube sich nur ein paar Worte in freundnachbarlichem Sinne an die Bettlacher zu richten: „Bettlech und Grenche sy vo jeher guet Fründ g'sy, sie hei's gäng guet mit enangere chönne, 'aß es besser nüt nützt. Isch z'Grenche-n-äne-n-es Festli g'sy, syt dir zue-n-üs übere cho und heit mitg'macht; isch by-n-euch öppis los g'sy, sy mer uff Bettlech cho, wie's Fründ sölle mache. I mueß ech säge, am Afang, wo's g'heiße het, dir wellet 'em Pfeiffer es Dänkmol stelle, hei mer ech schier welle benyde; aber nei, het's do g'heiße, Bettlech isch keis Steisching, üsem Fründ isch au einisch öppis z'gönne, er söll au einisch öppis ha. 'Aß mer üsi Freud d'ra hei, chasch a dem g'seh, wil mer hüt so zahlrych usg'rückt sy, au sy no angeri Nachbure do und hei ihri Freud d'ra; Selzech isch do, Solothurn isch do, d'Regierig isch do und sogar e-n-Abordnig vo Wien isch 'em hütige Tag z'lieb acho und macht mit." An die Schuljugend von Bettlach wendet sich wie der Vorredner auch Dr. Schild; dann bezeugt er den Bürgern seine Anerkennung, daß sie mit ebenso viel Fleiß, Entschlossenheit und Ausdauer, mit denen es Pfeiffer dahin gebracht habe, was er geworden sei, mit ebenso viel Entschlossenheit und Kraftanstrengung den mächtigen Granit vor das Schulhaus geführt hätten. „Die syt weith, der Pfeiffer zum Mitburger z'ha." Schließlich ersuchte der Redner die Militärmusik von Grenchen, den Bettlachern zur Gratulation für ihren heutigen Tag eins anzustimmen.

Ein auf dem Festplatze prangender volksmäßiger Spruch von Dr. Schild lautet:

> Was aus dem Bauer werden kann,
> Wenn er polirt und fein geschliffen,
> Hat uns der Pfeiffer vorgepfiffen:
> Ob klein der Ort, doch groß der Mann.

Notizen.

Von der Bodenstedt'schen Shakspeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) liegen die Bändchen 27, 28 und 29 vor; sie enthalten die „Zähmung einer Widerspenstigen", „Die Komödie der Irrungen", übersetzt von Georg Herwegh, „Der Sturm", übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Die Einleitungen sind durchaus zweckentsprechend abgefaßt. Interessant bleibt es, den Dichter der „Lieder eines Lebendigen" als Uebersetzer Shakspeare'scher Lustspiele wiederzufinden und überdies als einen Commentator, der den ehrwürdigen Facultätsmantel Shakspeare'scher Gelehrsamkeit noch mit dem Aufputz philologischer Untersuchungen über antike Stücke ausstaffirt.

Kanzleirath Robert Fischer hat das „Gesetz betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken vom 11. Juni 1870" herausgegeben (Gera, Griesbach, 1870), mit Erläuterungen nach den amtlichen Materialien und mit einem ausführlichen alphabetischen Sachregister. Die Schrift ist für jeden Schriftsteller, Componisten und Journalisten für den Handgebrauch kaum zu entbehren; die Erläuterungen sind durchaus sachgemäß. Am wichtigsten sind die Abschnitte über Nachdruck, Uebersetzungen und dramatische Schriften, welche letztern jetzt nicht mehr die ausdrückliche Verwahrung von seiten der Autoren an der Stirn zu tragen brauchen.

Bibliographie.

Biedermann, K., Der letzte Bürgermeister von Straßburg. Vaterländisches Drama. Mit einem Epilog aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 20 Ngr.

Culmann, F. W., Zur Etymologie der Worte gehen und stehen. Ein Wort über indo-germanische Wortbildung. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 12 Ngr.

Fröbel, J., Die Wirthschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirthschaft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vaterländische Gedichte aus dem Sommer 1870. Gesammelt und herausgegeben von G. Heine. Cöthen, Heine. Gr. 8. 4 Ngr.

Gensichen, O. F., Vom deutschen Kaiser. Zwölf Lieder. Berlin, Grosser. 8. 2½ Ngr.

Bizarre Geschichten. 2 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. à 10 Ngr.

Hamerling, R., Gesammelte kleinere Dichtungen. — Venus im Exil. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Germanenzug. — Verbesserte Gesammtausgabe. Hamburg, J. F. Richter. 1871. 8. 1 Thlr.

Hartwig, T., Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel zum Katholicismus. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Propaganda aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Nach den Acten des hessischen Staatsarchivs. Cassel, Kay. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Held, A., Der Antheil der bayerischen Armee an dem Nationalkriege gegen Frankreich im J. 1870. Nach officiellen Quellen und Mittheilungen bearbeitet. 1ste bis 4te Lief. München, Merhoff. Gr. 8. à 4 Ngr.

Deutsche Helden des Krieges von 1870. Eine Kriegsschilderung mit 15 Porträts in Stahlstich. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 4. 1 Thlr.

Henkel, Rückblick auf das Jahr 1813 mit seinen Helden, Thaten und Liedern. Ein Scherflein zu dem jetzigen Kampfe der Deutschen mit den Franzosen. Cassel, Freyschmidt. 8. 3 Ngr.

Henne-Am Rhyn, O., Kulturgeschichte der neueren Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Kulturgeschichte des Zeitalters der Reformation. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Labes, E., Zeitgedichte. Rostock, Stiller. 16. 5 Ngr.

Lisch, G. C. F., Römergräber in Meklenburg. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 18 Ngr.

Maurer, F., Deutschlands strategische Grenze gegen Frankreich. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Gr. 8. 4 Ngr..

Maurer, G. L. v., Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 3ter Bd. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Meyndt, J. G., Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn nebst einem Anhang Züge aus dem ungarischen Culturleben im 11. Jahrhundert. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 16 Ngr.

Pfeiffer, J. P., Historisch-kritische Beiträge zur Geschichte Brun's I., Erzkanzler's, Herzog's von Lothringen und Erzbischof's von Köln. (953—965.) Cöln, Boisserée. Gr. 8. 10 Ngr.

Raab, F., Die ethischen Grundideen. Triest, Schimpff. Gr. 8. 12 Ngr.

Rasch, G., Aus dem Schuldbuch Louis Bonaparte's. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. Gr. 16. 5 Ngr.

Reinkens, J. H., Aristoteles über Kunst besonders über Tragödie. Exegetische und kritische Untersuchungen. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reinlein, F. F., Papst Innocenz der Dritte und seine Schrift: De contemptu mundi. Ein Beitrag zur Geschichte des Geistes im Mittelalter in nächster Beziehung zur Cultur der Renaissance und der Reformation. 1ste Abth. Geschichte und Kritik. Erlangen, Deichert. 1871. 8. 7½ Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolph und Rob. v. Schlagintweit ausgeführt in den Jahren 1854—1858. 2ter Bd. Hochasien: I. Der Himálaya von Bhután bis Kashmir. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, F., Ueber die Zahl der Schauspieler bei Plautus und Terenz und die Vertheilung der Rollen unter dieselben. Gekrönte Preisschrift. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneider, F., Acht Tage bei unseren Truppen vor Metz. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 6 Ngr.

Schwarz, G., Stunden der Andacht in poetischem Gewande. Leipzig, Lotz. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, D. F., Voltaire. Sechs Vorträge. 2te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Stüve, C., Untersuchungen über die Gogerichte in Westfalen und Niedersachsen. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 24 Ngr.

Waldstedt, G., Des Teufels Minister. Zeitdichtung. Osterburg, Doeger. 8. 2½ Ngr.

Wedelstaedt, L. v., Electricität, Wärme, Licht. Versuch der Lösung des Problems der Weltbildung, Weltbewegung und Weltunterhaltung. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 18 Ngr.

Winterfeld, A. v., Der Elephant. Komischer Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 3 Thlr.

Wood, Mrs. H., Roland Yorke. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. 4 Bde. Berlin, Janke. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der letzte Bürgermeister von Straßburg.

Vaterländisches Drama in fünf Acten.

Mit einem Epilog aus der Gegenwart.

Von **Karl Biedermann.**

8. Geh. 20 Ngr.

Obwol dieses Drama lange vor den neuesten großen Ereignissen entstanden ist, ergeben sich doch die Beziehungen auf die Gegenwart von selbst. Ueberdies bringt der beigefügte Epilog den Gegensatz zwischen dem erhebenden Jetzt und dem trüben Damals zu besonderm Ausdruck. Von mehrern deutschen Bühnen wird die Aufführung des Stücks vorbereitet.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel. 8. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Neun Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen neunten Bande liegt das treffliche Werk, womit sich der verstorbene Verfasser ein ruhmvolles literarisches Denkmal errichtet hat, nun vollständig vor. Ein bekannter Kritiker vergleicht es mit Sealsfield's „Lebensbildern aus beiden Hemisphären", indem er hinzufügt: in dieser Weise sollten alle Romane geschrieben werden, welche die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit schildern wollen! An dem Faden der Zeitereignisse gibt das Oppermann'sche Werk eine Reihe culturgeschichtlicher Schilderungen, die, bald ernst bald humoristisch gehalten, immer frisch, anschaulich und in hohem Grade fesselnd sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

HERMES TRISMEGISTUS

AN DIE MENSCHLICHE SEELE.

Arabisch und deutsch herausgegeben von

Prof. Dr. **H. L. Fleischer.**

4. Geh. 20 Ngr.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat der berühmte Orientalist dieses „Sendschreiben" herausgegeben, dessen Handschrift sich in der leipziger Stadtbibliothek befindet. Der arabische Text erscheint zum ersten mal im Druck, während die früher vom Herausgeber veröffentlichte Uebersetzung hier in wesentlicher Umarbeitung vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die deutsch-französischen Grenzen

historisch — politisch — sprachlich.

In fünf verschiedenen Farben dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Preis 4 Sgr.

Eine sehr interessante Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete, unentbehrlich zur Orientirung bei allen Erörterungen und Verhandlungen über die Frage der neuen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich, indem sie 1) die bisherige französische Grenze, 2) die historische Grenze von Elsass, 3) die historische Grenze von Lothringen, 4) die Sprachgrenze, 5) die deutsche Westgrenze mittels verschiedener Farben aufs anschaulichste markirt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10⅔ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Spectralanalyse

in einer Reihe von sechs Vorlesungen mit wissenschaftlichen Nachträgen

von **H. E. Roscoe.**

Autorisirte deutsche Ausgabe,

bearbeitet von

C. Schorlemmer.

Mit 80 in den Text eingedruckten Holzstichen, Chromolithographien, Spectraltafeln etc.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 3. November 1870.

Neue Romane.

1. Die Kinder Roms. Roman von Alfred Meißner. Vier Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 6 Thlr.

Das Josephinische Zeitalter, welches von Karl Frenzel in seinem Roman als das „goldene Zeitalter" bezeichnet wird, jedenfalls eine Zeit, in welcher die Menschheit noch an ihre Ideale glaubte und der Himmel voller harmonisch gestimmter Geigen hing, bildet auch den Hintergrund des neuen Romans von Alfred Meißner, obschon in demselben weniger jene Begeisterung für die Idee, als vielmehr der Kampf zwischen Staat und Kirche mit allen Intriguen, die er zur Folge hatte, in den Vordergrund tritt. In einem Staate, in welchem die Einführung und Aufhebung des Concordats so große Wendepunkte der ganzen innern Entwickelung bezeichnet, wird ein Roman, der sich um dieselbe Achse dreht, das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen. Die Enthüllung pikanter Klostermysterien der Neuzeit wird dies Interesse noch erhöhen, wie denn auch der Verfasser am Schluß seiner Erzählung mit Recht sagt: als er vor bald zwei Jahren an das Niederschreiben derselben ging,

konnte er nicht ahnen, daß die Tagesgeschichte ihm recht geben und Klostergeheimnisse an den Tag bringen werde, die gleichsam für alles, was in dieser Erzählung etwa unglaubhaft schiene, den Beweis der Wahrheit liefern würden. Er konnte andererseits nicht ahnen, daß das Erscheinen dieses Buchs in eine Zeit der Krise fallen solle, in der Rom alle Kräfte im Kampf gegen den Geist der Zeiten entfalten werde. Hat dieses Buch, gewissermaßen aus einer Vorahnung hervorgegangen, an der Stimmung des Tags den richtigen Relief gefunden, oder ist es durch die Ereignisse selbst gerechtfertigt? Diese Frage hat nun der Leser zu beantworten; gut, wenn er sagt, daß die Geschichte Ebenstein's und des Grafen Radlitz geschrieben zu werden verdiente.

Die Stimmung, aus welcher der ganze Roman hervorgegangen ist, entspricht der Grundstimmung des Josephinischen Zeitalters, jener Aufklärung, die durchaus kirchen- und klosterfeindlich in der Wegräumung dieser Institute nur einen entschiedenen Fortschritt der Menschheit erblickte. Das Kloster erscheint hier als der Herd pfäffischer Intriguen, schlau gespielter Mirakelkomödien, grausamer Märtyrertragödien in verschwiegenen Klostergefängnissen; geistlicher Hochmuth, Heuchelei und Gewinnsucht wirken zusammen; der Staat beraubt die Kirche, die Kirche betrügt den Staat, und gemeine Diebe mischen sich in einen Diebstahl, der dem Gebiete des Staats- und Kirchenrechts angehört.

Dieses Bild ist im Grunde unerquicklich, weil es uns mehr einen Kampf der Interessen als der Ideen vorführt. Daß der Autor für die Aufklärung Partei ergreift, wollen wir ihm am wenigsten verargen; aber der Dichter sollte doch auch der Gegenpartei einiges Licht zukommen lassen. Wir erinnern nur an Gutzkow's „Zauberer von Rom", ein Gemälde der katholischen Welt, welches zugleich eine sehr scharfe Kritik des Katholicismus vom Standpunkte des modernen Zeitbewußtseins aus enthält und in welchem die tiefsten Schatten nicht fehlen; doch auch die Poesie des Katholicismus ist hier in einem Haupthelden des Romans, in Bonaventura vertreten; wir bewegen uns nicht fortwährend gleichsam in unheimlichen Labyrinthen, in denen jedes Licht schöner Menschlichkeit erloschen ist, wir tappen nicht blos in einem unbegreiflichen Dunkel, welches Jahrtausende auf der Menschheit lastete; wir verstehen doch auch, was edle Gemüther und tüchtige Geister an die Kirche zu fesseln vermochte. Bei Meißner aber sind die „Kinder Roms" nur Kinder der Nacht; Pater Bonaventura ist ein feister Pfaffe und Intriguant von ordinärstem Schlage; der Exjesuit Pagomas, eine Mischung von Cagliostro und Casanova, ein Betrüger von dunkelsten Antecedentien; die eine Nonne verbrennt sich bei einem Gaukelspiel, indem die Rache aus den offenen Grüften des dem Staate verfallenen Klosters von Doxan in Gestalt einer Rauchwolke emporsteigt, zu der die Nonne den unterirdischen Opferaltar rüstet; auch ein Kind hat sie ins Kloster entführt;

die Geliebte des frommen Paters Bonaventura spielt die Somnambule und prophezeit unter dem Andrang der Frauen und Damen. Im Besitze eines Geheimnisses, der Blutschuld des Gattenmörders, des Grafen Radlitz, suchen die Kinder Roms möglichsten Gewinn für die Kirche aus solcher Mitwissenschaft zu erpressen; kurz, es sind lauter Intrignen und Schandthaten höchst profaner Art, welche aus der Chronik des Klosterlebens herausgegriffen und in den Roman verwebt sind.

Auf der andern Seite flößen auch die Vertreter der Aufklärung kein wahrhaft ideales Interesse ein, vielleicht den Kaiser Joseph ausgenommen, der aber kaum von seinem geschichtlichen Piedestal heruntersteigt, um sich in den Mantel des romantischen Abenteuers zu hüllen. Der Strom der Geschichte läuft überhaupt unvermischt neben der freien Phantasieströmung einher; die niederländischen Wirren und Unruhen und selbst der Türkenkrieg schieben sich als selbständige Geschichtschronik ein, die nur durch ein lockeres Band mit der eigentlichen Handlung des Romans verknüpft ist. Was aber den Helden des Dichters, den Baron Ebenstein, betrifft, so erscheint derselbe doch nur als ein aufgeklärter Bureaukrat, der seine Pflicht und Schuldigkeit thut, unbeirrt durch die Verfolgungen, die ihm sein Diensteifer zuzieht, bis er für seine bittern Erfahrungen entschädigt wird durch des Kaisers persönliche Huld und das Glück der Liebe, das ihm die Exnonne Marcelline zutheil werden läßt. Ein wenig mehr Schwung und Begeisterung für die menschheitlichen Ideale, die doch damals in der Luft des Jahrhunderts lagen, hätte den Charakter gehoben und bedeutsamer hingestellt. Bei Gelegenheit seiner Mission nach Belgien sagt der Autor von ihm:

> Der Kaiser, der sein Talent erkannt, hatte ihm zugleich eine große Entschädigung für alles, was er erlitten, bieten wollen und damit war er wieder in den Vordergrund der streitenden Hausen gestellt. Kaum von den Wunden genesen, die er in der Schlacht mit der klerikalen Partei in Böhmen davongetragen, sollte er abermals den finstern Mächten im Kampfe gegenüberstehen. Er sollte — so lautete seine Mission — alle obschwebenden Differenzen in Cultusangelegenheiten und namentlich in der Schul- und Klosterfrage zu einer endgültigen Lösung bringen. Es war ihm aber ein seinen Zwecken nicht förderlicher Ruf in den Niederlanden vorangegangen. Seine Broschüre über die boxaner Angelegenheit hatte noch kurz vorher seinen verpönten Namen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gezogen und der kirchlichen Partei Gelegenheit gegeben, seinen Charakter in ihren Zeitungen mit den schwärzesten Farben auszumalen. So stand er in den Augen des Volks, das ihn nicht kannte, in dem häßlichsten Lichte da; die erregte Phantasie der Gläubigen schuf sich eine wahrhaft satanische Gestalt aus ihm, einen dämonischen Vorgänger des leibhaften Antichrist, der ihm auf dem Fuße folgen müsse. Ebenstein war nicht lange in Brüssel, als er die traurige Berühmtheit, die er hatte, erkannte, aber halb und halb darauf gefaßt, sah er hierin nur den unheimlichen Abglanz der riesigen Schwierigkeiten, welchen die Vollendung seiner Mission begegnen würde. Er wußte, daß die Verunglimpfungen nicht seiner Person, sondern der Sache galten, und die Angriffe, die er erduldete, gegen den Urheber der Reformen, den Kaiser, gerichtet seien. Weit entfernt, zurückzuschrecken, suchte er seinen Muth bis zur Höhe der Gefahr seiner Lage zu erheben und den Grad seiner Energie nach der Größe des Widerstandes zu bestimmen.

Immer sehen wir hinter dem Helden den Kaiser stehen; wir wissen kaum, ob jener aus eigenem Antrieb Kraft und [illegible] genug besessen hätte, um den Finsterlingen mit Entschiedenheit entgegenzutreten; ja ob überhaupt die freie geistige Richtung mit seiner Erziehung und Bildung zusammenhängt, oder ob er dieselbe nur vertritt, weil ihm dies von obenher anbefohlen wird.

Je höher wir das glänzende Talent Alfred Meißner's schätzen, desto ängstlicher glauben wir darüber wachen zu müssen, daß er es sich nicht zu leicht mache mit seinen Aufgaben und ihrer Lösung. An einen Dichter von geistiger Bedeutung darf man stets den höchsten Maßstab anlegen. Uns aber scheint es, als habe er sich es mit den „Kindern Roms“ etwas leicht gemacht und versäumt, für seine Charaktere ein tieferes Interesse zu erwecken. Der Gruftbrand, der Kistendiebstahl, der Schloßbrand und Gattinnenmord, die geheimnißvolle Entführung der Exnonne Marcelline — das sind alles Sensationsmotive, welche eine lebhafte Spannung erregen und dem Autor Gelegenheit zu lebendigen Schilderungen geben. Daran wie an geistvollen Reflexionen ist in dem Roman kein Mangel. Doch die Geheimnisse des tiefern Seelenlebens, die eine fesselnde Sympathie erwecken, sind namentlich bei Marcelline und Ebenstein nicht mit jener Kunst geschildert, wie wir sie zwar niemals von einem bloßen Romanschriftsteller verlangen würden, wol aber von einem echten Dichter verlangen: es sind alles leichte Reliefsiguren, und vieles ist von Gußeisen, was von Erz gestaltet sein müßte. Selbst der Stil ist oft lässig. Mehrfache Wiederholungen desselben Pronomens in einem Satze, Relative, die von ihrem Hauptworte durch allzu weite Zwischenräume getrennt sind, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Zu den am besten gezeichneten Charakteren des Werks gehört der Grieche Pagomas, der Alchemist, der sich zuletzt als Exjesuit entpuppt; solche Figuren sind in dem Zeitcostüm der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Mystiker und Wunderthäter eine so große Rolle spielten. Diese Abenteurer mit geheimnißvollem Hintergrund des Lebens und Denkens sind gerade charakteristisch für jene Epoche. Daß Meißner uns hier in die rechte Stimmung zu versetzen und den Zeitgeist in der einzelnen Persönlichkeit zu spiegeln versteht, beweise die folgende Schilderung, die uns den Magier im Boudoir der schönen Gräfin Rauenkirch zeigt:

> Rechts und links vom Feuerbock lagen auf der Erde zwei wunderbar gearbeitete Sphinxe aus schwarzem Marmor, von deren geflügelten Löwenleibern sich die Seitenwände des Kamins von weißem Marmor in kühner Curve emporschwangen, den stark überkragten Sims zu tragen, auf welchem allerlei ägyptische Alterthümer, Vasen und Figurinen standen, welche sich in dem Spiegel von venetianischem Glase in filigranem Silberrahmen zu verdoppeln schienen. Pagomas schürte die Kohlen, daß die Funken aufsprühten und hier und da die Flamme aus den glühenden Blöcken aufschlug. Dann fielen seltsame Streiflichter auf die ägyptischen Physiognomien der Löwenjungfrauen und die glänzenden gespitzten Brüste derselben hoben sich durch tiefe Schlagschatten empor. Gedankenvoll blickte Pagomas den Kamin an, eigentlich die beiden Sphinxe. Wer ihn so unbemerkt gesehen hätte, würde über den veränderten Ausdruck seines Gesichts erstaunt gewesen sein. Von den unbeweglichen Zügen, die von einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein zeugten, war der sonst imponirende Zauber eines ruhig, aber mächtig wirkenden Geistes gewichen. Sie waren von einem Schmerz, der in tiefster Brust im tiefsten Versteck zu wohnen schien, heimgesucht und zerrissen. Die dunkeln südlichen Augen, die den Gegenstand sonst so scharf und hart festhielten, sie seien deten matte, verschwommene Blicke einer unbeschreiblichen

Schwermuth hinaus. Seine stramme, beinahe herculische Gestalt lag in dem Lehnstuhle wie zusammengebrochen, sodaß man, von fern ihn betrachtend, weit eher einen Greis als einen Mann im kraftvollsten Alter zu sehen geglaubt hätte. So war er reglos und schweigend, in brütenden Meditationen versunken, lange dagesessen, bis er, sich plötzlich zusammenraffend, ausrief: „Sphinxe, Sphinxe, Töchter des Typhon und der Echydna, fragenstellende grausame Wesen, Sinnbilder des Unbekannten und Ungewissen, Gottheiten der Abenteurer, voll Reiz und voll Grauen zugleich! Ihr legt dem Menschen die Räthsel des Lebens und der Zukunft vor, denn was ist das Leben und die Zukunft als jede neue That, die man unternimmt? Wie oft, Göttinnen, bin ich schon vor euch getreten! Vermessener hat sich niemand zur Lösung eurer schweren Fragen gedrängt! Ich erscheine diesmal wieder und werde ein neues Glücksräthsel zu lösen versuchen, aber wer weiß, ob der Versuch mein Herz belebt oder es mit neuen Wunden bedeckt? Hochgenüsse und Erfolge aller Art sind mir zutheil geworden, aber das Geschick hat mir auch dich aufgeladen — schwere, schwere Schuld! O diese Schuld! Wie ein Ungeheuer auf der Lauer liegt sie vor mir da und bannt meine Blicke endlos auf sich — ich fürchte, daß sie mich noch verschlingt. Doch falle ich nicht zusammen, noch fühle ich in mir einen kühnen, verzweifelten Muth! Die entsetzlichsten Gefahren führen nicht immer zum Tode. Die Zeit nur kann mir sagen, ob die Lösung des fürchterlichsten Sphinxräthsels meines Lebens gelungen! Unterdessen will ich den Muth, den ich andern Unglücklichen einzuhauchen verstehe, bei mir selbst anwenden und bei der allgemeinen Ausbeutung und Plünderung der Welt nicht müßig und verdrossen dastehen. Edle und schuldlose Menschen gehen hienieden so oft jammervoll zu Grunde — was hätte also der Schuldbewußte für eine ganz besondere Ursache zum Entsetzen und zur Furcht? Der Wahn macht glücklich oder unglücklich, ich will mich betäuben in einem süßen, lieblichen Wahn ...“

Marcelline selbst, die poetische Blume des Romans, ist nur die passive Heldin desselben. Wenn der Dichter sie den dämonischen Charakteren entgegenstellt, so irrt er sich gewiß, sollte er in dem Baron von Ebenstein, dem Geliebten Marcellinens, ein Exemplar dieser Species suchen:

In diesen Tagen des Kampfes zweier miteinander unverträglichen Weltanschauungen, von welchen sich unsere, den Ideen nicht mehr lebende Zeit nur mühsam eine Vorstellung macht, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Es gibt Charaktere, die durch kein Verhältniß hindurchgehen können, ohne auf ihrem Wege bleibende Spuren zurückzulassen, Charaktere, unter deren Einfluß sich scheinbar geringfügige Umstände, wie in unbewußtem Spiel, zu Katastrophen steigern. Wo immer sie erscheinen, beschwören sie Conflicte, oder gerathen in sie und suchen sie auf; sie lieben den Sturm, den Kampf, die Bewegung; Ruhe ist ihnen unbehaglich und langweilig, oder erst dann lieb und ersehnenswerth, wenn sie lange aufs Spiel gesetzt war und verloren schien. Das sind die sogenannten dämonischen Naturen. Es gibt aber auch gewisse Menschen, die jene rastlose überquellende Thatkraft und oft frivole Angriffslust gar nicht besitzen, die jedem Kampfe scheu und schüchtern ausweichen und dessenungeachtet aus einer Verwickelung in die andere stürzen. Von den dämonischen Naturen dem Wesen nach grundverschieden, ja ihnen entgegengesetzt, haben sie mit denselben schließlich ganz ähnliche Schicksale gemein. Die Laufbahn beider ist an Collisionen, Gefahren, extremen Wechseln überreich. Was bei jenen der ungezügelte Drang und der vermessene Wille anstiftet, das tritt bei diesen unbeabsichtigt und ungesucht durch ein Verhängniß ein, entweder weil sie von unbezwingbaren Verhältnissen fortgerissen werden, oder weil ihr Leben überhaupt eine schiefe und unregelmäßige Basis erhalten hat. Die ersten sind Helden, die letztern Märtyrer. Zu den letztern mußte Marcelline unbedingt gezählt werden.

Daß der Roman lebendig, spannend, oft mit dichterischem Reiz, oft mit dem Humor feiner Genremalerei geschrieben ist, braucht bei einem Autor von der reichen Phantasie Meißner's nicht besonders hervorgehoben zu werden. Unsere Ausstellungen richteten sich gegen den Kern geistiger Bedeutung, der uns nicht so bewältigend erschien, wie wir erwartet hatten.

2. Kinder der Zeit. Roman von Karl Marquard Sauer. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr.

Unsers Wissens ist dieser Roman ein Erstlingswerk des Verfassers, und er hat sich ohne Frage mit demselben glücklich in die Literatur eingeführt. Die Darstellungsweise ist fließend, natürlich, belebt; der Autor weiß auch bei solchen Situationen, denen der Reiz der Neuheit fehlt, auf das Gefühl zu wirken; der Dialog ist durchweg pikant und gesättigt mit jenen Gedanken, welche einmal den „Kindern der Zeit“ durch den Kopf zu gehen pflegen. Eine Tochter, die ihren Vater sucht, ist in diesem Roman wie in dem vorhergehenden die Heldin; aber in welchem neuen Roman überhaupt fehlen diese „Verwickelungen der Descendenz“, welche in der Vergangenheit Knotenpunkte für die Verwirrung und Entwirrung der Romanfäden bilden? Seraphine ist wie Marcelline die passive Heldin des Romans; nur daß die Abenteuer der erstern in früher Kindheit spielen. Das kleine Mädchen entläuft der Alten, der es anvertraut ist, wird auf der Promenade von zwei jungen Männern aufgefunden, die es bei einem befreundeten Doctor in Pflege geben. Später ergibt sich, daß Seraphine die Tochter des reichen Bankiers von Hellenbach ist, und da sie wieder zu Gnaden angenommen wird und überdies den einzigen Mann, den sie geliebt hat, heirathet, so darf man sich von einer solchen Heldin kaum mehr versprechen, als daß sie schön, gut und liebenswürdig ist. Seraphine ist denn auch der gute Engel des Romans und beglückt ihren Retter durch ihre Liebe und ihre Hand.

Doch eine Romanheldin, die uns ein lebhafteres Interesse einflößen soll, muß den Teufel im Leibe haben. In der schönen Olympia ist auch dies Genre vertreten. Anfangs Balletratte, später berühmte Schauspielerin, noch später Gräfin, macht sie die glänzendste Carrière, die man auf dem Gebiete ihrer Kunst machen kann. Zu ihren anfänglichen Liebhabern gehört der Sensationsheld des Romans, Hr. Strecker, Intriguant von Profession, Mörder durch Zufall, von Olympia, der frühern Geliebten, entlarvt und einem Criminalproceß nur durch Selbstmord aus dem Wege gehend; ferner der junge Mediciner Wolfhardt, der sie in die Geheimnisse von Stoff und Kraft einweiht und ihr die Grundlagen einer radicalen, weltverachtenden Gesinnung gibt, welche selbst die geistige Erziehung des Dr. Peregrin nicht umzustoßen vermag. Olympia, mit ihren Antecedentien, ihrer stolzen Schönheit, ihrem geistreichen Pessimismus und ihrem resoluten Handeln ist jedenfalls die interessanteste Figur des Romans. Offenbar ist der Verfasser in der Theaterwelt heimisch, die er mit besonderm Behagen schildert. Das Souper bei der Tänzerin, wo die Naivetät der Balletratten mit ihrer ganzen Unverwüstlichkeit aus den Schleierchen des gesellschaftlichen Anstandes hervorblickt, vor allem aber die Rundreise, welche die Schauspielerin mit ihrer jungen Pflegebefohlenen in der theatralischen Welt macht, sind mit einer vollkommen „fachmännischen“ Kenntniß geschildert.

die Geliebte des frommen Paters Bonaventura spielt die Somnambule und prophezeit unter dem Andrang der Frauen und Damen. Im Besitze eines Geheimnisses, der Blutschuld des Gattenmörders, des Grafen Radlitz, suchen die Kinder Roms möglichsten Gewinn für die Kirche aus solcher Mitwissenschaft zu erpressen; kurz, es sind lauter Intriguen und Schandthaten höchst profaner Art, welche aus der Chronik des Klosterlebens herausgegriffen und in den Roman verwebt sind.

Auf der andern Seite flößen auch die Vertreter der Aufklärung kein wahrhaft ideales Interesse ein, vielleicht den Kaiser Joseph ausgenommen, der aber kaum von seinem geschichtlichen Piedestal heruntersteigt, um sich in den Mantel des romantischen Abenteuers zu hüllen. Der Strom der Geschichte läuft überhaupt unvermischt neben der freien Phantasieströmung einher; die niederländischen Wirren und Unruhen und selbst der Türkenkrieg schieben sich als selbständige Geschichtschronik ein, die nur durch ein lockeres Band mit der eigentlichen Handlung des Romans verknüpft ist. Was aber den Helden des Dichters, den Baron Ebenstein, betrifft, so erscheint derselbe doch nur als ein aufgeklärter Bureaukrat, der seine Pflicht und Schuldigkeit thut, unbeirrt durch die Verfolgungen, die ihm sein Diensteifer zuzieht, bis er für seine bittern Erfahrungen entschädigt wird durch des Kaisers persönliche Huld und das Glück der Liebe, das ihm die Exnonne Marcelline zutheil werden läßt. Ein wenig mehr Schwung und Begeisterung für die menschheitlichen Ideale, die doch damals in der Luft des Jahrhunderts lagen, hätte den Charakter gehoben und bedeutsamer hingestellt. Bei Gelegenheit seiner Mission nach Belgien sagt der Autor von ihm:

Der Kaiser, der sein Talent erkannt, hatte ihm zugleich eine große Entschädigung für alles, was er erlitten, bieten wollen und damit war er wieder in den Vordergrund der streitenden Haufen gestellt. Kaum von den Wunden genesen, die er in der Schlacht mit der klerikalen Partei in Böhmen davongetragen, sollte er abermals den finstern Mächten im Kampfe gegenüberstehen. Er sollte — so lautete seine Mission — alle obschwebenden Differenzen in Cultusangelegenheiten und namentlich in der Schul- und Klosterfrage zu einer endgültigen Lösung bringen. Es war ihm aber ein seinen Zwecken nicht förderlicher Ruf in den Niederlanden vorangegangen. Seine Broschüre über die boxaner Angelegenheit hatte noch kurz vorher seinen verpönten Namen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gezogen und der kirchlichen Partei Gelegenheit gegeben, seinen Charakter in ihren Zeitungen mit den schwärzesten Farben auszumalen. So stand er in den Augen des Volks, das ihn nicht kannte, in dem häßlichsten Lichte da; die erregte Phantasie der Gläubigen schuf sich eine wahrhaft satanische Gestalt aus ihm, einen dämonischen Vorgänger des leibhaften Antichrist, der ihm auf dem Fuße folgen müsse. Ebenstein war nicht lange in Brüssel, als er die traurige Berühmtheit, die er hatte, erkannte, aber halb und halb darauf gefaßt, sah er hierin nur den unheimlichen Abglanz der riesigen Schwierigkeiten, welchen die Vollendung seiner Mission begegnen würde. Er wußte, daß die Verunglimpfungen nicht seiner Person, sondern der Sache galten, und die Angriffe, die er erduldete, gegen den Urheber der Reformen, den Kaiser, gerichtet seien. Weit entfernt, zurückzuschrecken, suchte er seinen Muth bis zur Höhe der Gefahr seiner Lage zu erheben und den Grad seiner Energie nach der Größe des Widerstandes zu bestimmen.

Immer sehen wir hinter dem Helden den Kaiser stehen; wir wissen kaum, ob jener aus eigenem Antrieb Kraft und Muth genug besessen hätte, um den Finsterlingen mit Entschiedenheit entgegenzutreten; ja ob überhaupt die freie geistige Richtung mit seiner Erziehung und Bildung zusammenhängt, oder ob er dieselbe nur vertritt, weil ihm dies von obenher anbefohlen wird.

Je höher wir das glänzende Talent Alfred Meißner's schätzen, desto ängstlicher glauben wir darüber wachen zu müssen, daß er es sich nicht zu leicht mache mit seinen Aufgaben und ihrer Lösung. An einen Dichter von geistiger Bedeutung darf man stets den höchsten Maßstab anlegen. Uns aber scheint es, als habe er sich es mit den „Kindern Roms" etwas leicht gemacht und versäumt, für seine Charaktere ein tieferes Interesse zu erwecken. Der Gruftbrand, der Kistendiebstahl, der Schloßbrand und Gattinnenmord, die geheimnißvolle Entführung der Exnonne Marcelline — das sind alles Sensationsmotive, welche eine lebhafte Spannung erregen und dem Autor Gelegenheit zu lebendigen Schilderungen geben. Daran wie an geistvollen Reflexionen ist in dem Roman kein Mangel. Doch die Geheimnisse des tiefern Seelenlebens, die eine fesselnde Sympathie erwecken, sind namentlich bei Marcelline und Ebenstein nicht mit jener Kunst geschildert, wie wir sie zwar niemals von einem bloßen Romanschriftsteller verlangen würden, wol aber von einem echten Dichter verlangen: es sind alles leichte Reliefsiguren, und vieles ist von Gußeisen, was von Erz gestaltet sein müßte. Selbst der Stil ist oft lässig. Mehrfache Wiederholungen desselben Pronomens in einem Satze, Relative, die von ihrem Hauptworte durch allzu weite Zwischenräume getrennt sind, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Zu den am besten gezeichneten Charakteren des Werks gehört der Grieche Pagomas, der Alchemist, der sich zuletzt als Exjesuit entpuppt; solche Figuren sind in dem Zeitcostüm der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Mystiker und Wunderthäter eine so große Rolle spielten. Diese Abenteurer mit geheimnißvollem Hintergrund des Lebens und Denkens sind gerade charakteristisch für jene Epoche. Daß Meißner uns hier in die rechte Stimmung zu versetzen und den Zeitgeist in der einzelnen Persönlichkeit zu spiegeln versteht, beweise die folgende Schilderung, die uns den Magier im Boudoir der schönen Gräfin Rauenkirch zeigt:

Rechts und links vom Feuerbock lagen auf der Erde zwei wunderbar gearbeitete Sphinxe aus schwarzem Marmor, von deren geflügelten Löwenleibern sich die Seitenwände des Kamins von weißem Marmor in kühner Curve emporschwangen, den stark überkragten Sims zu tragen, auf welchem allerlei ägyptische Alterthümer, Vasen und Figurinen standen, welche sich in dem Spiegel von venetianischem Glase in filigranem Silberrahmen zu verdoppeln schienen. Pagomas schürte die Kohlen, daß die Funken aufsprühten und hier und da die Flamme aus den glühenden Blöcken aufschlug. Dann fielen seltsame Streiflichter auf die ägyptischen Physiognomien der Löwenjungfrauen und die glänzenden gespitzten Brüste derselben hoben sich durch tiefe Schlagschatten empor. Gedankenvoll blickte Pagomas den Kamin an, eigentlich die beiden Sphinxe. Wer ihn so unbemerkt gesehen hätte, würde über den veränderten Ausdruck seines Gesichts erstaunt gewesen sein. Von den unbeweglichen Zügen, die von einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein zeugten, war der sonst imponirende Zauber eines ruhig, aber mächtig wirkenden Geistes gewichen. Sie waren von einem Schmerz, der in tiefster Brust im tiefsten Versteck zu wohnen schien, heimgesucht und zerrissen. Die dunkeln südlichen Augen, die den Gegenstand sonst so scharf und hart festhielten, sie sendeten matte, verschwommene Blicke einer unbeschreiblichen

Schwermuth hinaus. Seine stramme, beinahe herculische Gestalt lag in dem Lehnstuhle wie zusammengebrochen, sodaß man, von fern ihn betrachtend, weit eher einen Greis als einen Mann im kraftvollsten Alter zu sehen geglaubt hätte. So war er reglos und schweigend, in brütenden Meditationen versunken, lange dagesessen, bis er, sich plötzlich zusammenraffend, ausrief: „Sphinxe, Sphinxe, Töchter des Typhon und der Echydna, fragenstellende grausame Wesen, Sinnbilder des Unbekannten und Ungewissen, Gottheiten der Abenteurer, voll Reiz und voll Grauen zugleich! Ihr legt dem Menschen die Räthsel des Lebens und der Zukunft vor, denn was ist das Leben und die Zukunft als jede neue That, die man unternimmt? Wie oft, Göttinnen, bin ich schon vor euch getreten! Vermessener hat sich niemand zur Lösung eurer schweren Fragen gedrängt! Ich erscheine diesmal wieder und werde ein neues Glücksräthsel zu lösen versuchen, aber wer weiß, ob der Versuch mein Herz belebt oder es mit neuen Wunden bedeckt? Hochgenüsse und Erfolge aller Art sind mir zutheil geworden, aber das Geschick hat mir auch dich aufgeladen — schwere, schwere Schuld! O diese Schuld! Wie ein Ungeheuer auf der Lauer liegt sie vor mir da und bannt meine Blicke endlos auf sich — ich fürchte, daß sie mich noch verschlingt. Doch falle ich nicht zusammen, noch fühle ich in mir einen kühnen, verzweifelten Muth! Die entsetzlichsten Gefahren führen nicht immer zum Tode. Die Zeit nur kann mir sagen, ob die Lösung des fürchterlichsten Sphinxräthsels meines Lebens gelungen! Unterdessen will ich den Muth, den ich andern Unglücklichen einzuhauchen verstehe, bei mir selbst anwenden und bei der allgemeinen Ausbeutung und Plünderung der Welt nicht müßig und verdrossen dastehen. Edle und schuldlose Menschen gehen hienieden so oft jammervoll zu Grunde — was hätte also der Schuldbewußte für eine ganz besondere Ursache zum Entsetzen und zur Furcht? Der Wahn macht glücklich oder unglücklich, ich will mich betäuben in einem süßen, lieblichen Wahn ...“

Marcelline selbst, die poetische Blume des Romans, ist nur die passive Heldin desselben. Wenn der Dichter sie den dämonischen Charakteren entgegenstellt, so irrt er sich gewiß, sollte er in dem Baron von Ebenstein, dem Geliebten Marcellinens, ein Exemplar dieser Species suchen:

In diesen Tagen des Kampfes zweier miteinander unverträglichen Weltanschauungen, von welchen sich unsere, den Ideen nicht mehr lebende Zeit nur mühsam eine Vorstellung macht, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Es gibt Charaktere, die durch kein Verhältniß hindurchgehen können, ohne auf ihrem Wege bleibende Spuren zurückzulassen, Charaktere, unter deren Einfluß sich scheinbar geringfügige Umstände, wie in unbewußtem Spiel, zu Katastrophen steigern. Wo immer sie erscheinen, beschwören sie Conflicte, oder gerathen in sie und suchen sie auf; sie lieben den Sturm, den Kampf, die Bewegung; Ruhe ist ihnen unbehaglich und langweilig, oder erst dann lieb und ersehnenswerth, wenn sie lange aufs Spiel gesetzt war und verloren schien. Das sind die sogenannten dämonischen Naturen. Es gibt aber auch gewisse Menschen, die jene rastlose überquellende Thatkraft und oft frivole Angriffslust gar nicht besitzen, die jedem Kampfe scheu und schüchtern ausweichen und dessenungeachtet aus einer Verwickelung in die andere stürzen. Von den dämonischen Naturen dem Wesen nach grundverschieden, ja ihnen entgegengesetzt, haben sie mit denselben schließlich ganz ähnliche Schicksale gemein. Die Laufbahn beider ist an Collisionen, Gefahren, extremen Wechseln überreich. Was bei jenen der ungezügelte Drang und der vermessene Wille anstiftet, das tritt bei diesen unbeabsichtigt und ungesucht durch ein Verhängniß ein, entweder weil sie von unbezwingbaren Verhältnissen fortgerissen werden, oder weil ihr Leben überhaupt eine schiefe und unregelmäßige Basis erhalten hat. Die ersten sind Helden, die letztern Märtyrer. Zu den letztern mußte Marcelline unbedingt gezählt werden.

Daß der Roman lebendig, spannend, oft mit dichterischem Reiz, oft mit dem Humor feiner Genremalerei geschrieben ist, braucht bei einem Autor von der reichen Phantasie Meißner's nicht besonders hervorgehoben zu werden. Unsere Ausstellungen richteten sich gegen den Kern geistiger Bedeutung, der uns nicht so bewältigend erschien, wie wir erwartet hatten.

2. Kinder der Zeit. Roman von Karl Marquard Sauer. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr.

Unsers Wissens ist dieser Roman ein Erstlingswerk des Verfassers, und er hat sich ohne Frage mit demselben glücklich in die Literatur eingeführt. Die Darstellungsweise ist fließend, natürlich, belebt; der Autor weiß auch bei solchen Situationen, denen der Reiz der Neuheit fehlt, auf das Gefühl zu wirken; der Dialog ist durchweg pikant und gesättigt mit jenen Gedanken, welche einmal den „Kindern der Zeit“ durch den Kopf zu gehen pflegen. Eine Tochter, die ihren Vater sucht, ist in diesem Roman wie in dem vorhergehenden die Heldin; aber in welchem neuen Roman überhaupt fehlen diese „Verwickelungen der Descendenz“, welche in der Vergangenheit Knotenpunkte für die Verwirrung und Entwirrung der Romanfäden bilden? Seraphine ist wie Marcelline die passive Heldin des Romans; nur daß die Abenteuer der erstern in früher Kindheit spielen. Das kleine Mädchen entläuft der Alten, der es anvertraut ist, wird auf der Promenade von zwei jungen Männern aufgefunden, die es bei einem befreundeten Doctor in Pflege geben. Später ergibt sich, daß Seraphine die Tochter des reichen Bankiers von Hellenbach ist, und da sie wieder zu Gnaden angenommen wird und überdies den einzigen Mann, den sie geliebt hat, heirathet, so darf man sich von einer solchen Heldin kaum mehr versprechen, als daß sie schön, gut und liebenswürdig ist. Seraphine ist denn auch der gute Engel des Romans und beglückt ihren Retter durch ihre Liebe und ihre Hand.

Doch eine Romanheldin, die uns ein lebhafteres Interesse einflößen soll, muß den Teufel im Leibe haben. In der schönen Olympia ist auch dies Genre vertreten. Anfangs Balletratte, später berühmte Schauspielerin, noch später Gräfin, macht sie die glänzendste Carrière, die man auf dem Gebiete ihrer Kunst machen kann. Zu ihren anfänglichen Liebhabern gehört der Sensationsheld des Romans, Hr. Strecker, Intriguant von Profession, Mörder durch Zufall, von Olympia, der frühern Geliebten, entlarvt und einem Criminalproceß nur durch Selbstmord aus dem Wege gehend; ferner der junge Mediciner Wolfhardt, der sie in die Geheimnisse von Stoff und Kraft einweiht und ihr die Grundlagen einer radicalen, weltverachtenden Gesinnung gibt, welche selbst die geistige Erziehung des Dr. Peregrin nicht umzustoßen vermag. Olympia, mit ihren Antecedentien, ihrer stolzen Schönheit, ihrem geistreichen Pessimismus und ihrem resoluten Handeln ist jedenfalls die interessanteste Figur des Romans. Offenbar ist der Verfasser in der Theaterwelt heimisch, die er mit besonderm Behagen schildert. Das Souper bei der Tänzerin, wo die Naivetät der Balletratten mit ihrer ganzen Unverwüstlichkeit aus den Schleierchen des gesellschaftlichen Anstandes hervorblickt, vor allem aber die Rundreise, welche die Schauspielerin mit ihrer jungen Pflegebefohlenen in der theatralischen Welt macht, sind mit einer vollkommen „fachmännischen“ Kenntniß geschildert.

Begleiten wir einmal die beiden Damen in das Vorzimmer des Theateragenten:

Nach einer Fahrt von etwa einer Viertelstunde hielt der Wagen vor einem stattlichen, im modernen Villastile gebauten Hause der Halbmondsstraße. Eine Thür im ersten Stock zeigte die Aufschrift: „Eduard Bodmer, Theateragent, Redacteur des Deutschen Bühnenblatts." Elise läutete mit einem kurzen, scharfen Rucke an. Ein Diener in etwas phantastisch-theatralischer Livree öffnete die Thür. „Bringen Sie Hrn. Bodmer meine Karte und sagen Sie ihm, wir hätten es eilig!" sagte Elise, indem sie mit ihrer Begleiterin in das bereits ziemlich gefüllte Vorzimmer trat. Der Diener warf einen Blick auf die Karte. Der Name verfehlte seine Wirkung nicht, denn der Mann verbeugte sich sogleich achtungsvoll. „Belieben die Damen nur einen Augenblick Platz zu nehmen", sagte er. „Frau Montag-Zacchetti ist gerade bei Hrn. Bodmer, aber das thut nichts, ich werde Sie sogleich melden." Damit schickte er sich an, nach einer dichtverhängten Glasthür zu gehen. Er hatte jedoch noch nicht vier Schritte gemacht, als er auch schon sich von fünf der Harrenden umringt sah. „Ich warte bereits seit einer Stunde", sagte ein ältlicher, nichts weniger als elegant, dafür aber um so jugendlicher herausstaffirter Herr mit hoher Tenorstimme. „Und ich seit anderthalb Stunden!" rief eine bereits stark übertragene Dame mit langen Schmachtlocken. „Glauben Sie, ich hätte nichts anderes zu thun, als hier zu sitzen?" rief schnippisch ein junges Mädchen in kurzem Röckchen. Elise erkannte auf den ersten Blick in der Kleinen das, was sie einst selbst gewesen, eine Balletratte, und zwar eine vacirende. „Wenn mich Hr. Bodmer noch lange warten läßt", brummte ein etwa vierzigjähriger robuster Mann mit tiefer Baßstimme, „so gehe ich wieder fort. Schwerenoth! Ich denke, mein Geld ist wol ebenso gut als das anderer Leute!" Dabei warf der Baßbuffo, denn dieses Amt bekleidete der Mismuthige in der Theaterwelt, einen wenig wohlwollenden Blick auf Elise und ihre Begleiterin. „Aber, meine Herrschaften, nur ein klein wenig Geduld!" rief der Diener, indem er versuchte, sich durchzuarbeiten. „Sie werden ja alle nach und nach darankommen. Ich habe Sie gemeldet! Mehr kann ich doch nicht thun! Ich darf die Herrschaften nur hineinlassen wie Hr. Bodmer es mir befiehlt." Die Supplicanten kehrten unzufrieden auf ihre Plätze zurück, und der Diener verschwand mit seiner Karte hinter der geheimnißvollen Glasthür, dem Gegenstande der allgemeinen Sehnsucht. Seraphine fühlte sich in dieser Umgebung seltsam beengt. Alle Augen waren auf sie und Elise gerichtet. Diese neugierigen, neidischen und wol auch unverschämten Blicke trieben ihr das Blut in die Wangen. Fräulein Nadler dagegen saß mit vollkommenem Gleichmuth in ihrem Fauteuil und musterte kalt die Gesellschaft. Es dauerte eine Weile, bis Seraphine sich soweit gefaßt hatte, um auch ihrerseits die hier versammelten Künstler ein wenig die Revue passiren zu lassen. In Hrn. Bodmer's elegantem Vorgemach war so ziemlich jedes Fach der dramatischen Kunst und jedes bühnenfähige Alter vertreten. Der kleine Mann in der Ecke, mit der Glatze, der hochkupferigen Nase und der großen Brille, konnte unmöglich etwas anderes sein als Souffleur oder Komiker. Neben ihm saß, den fadenscheinigen Frack zugeknöpft bis hinauf zum Halse, dafür aber im Schmucke steifer, weißer Vatermörder, eine äußerst ehrwürdige Persönlichkeit, die ab und zu aus einer sogenannten sandauer Dose feierlich eine Prise nahm. Jedenfalls ein engagementsuchender Père-noble. Zwei oder drei Frauen, sämmtlich bereits über die erste Jugend hinaus und sehr einfach gekleidet, schienen vacirende Choristinnen, oder wie die Theaterzeitungen sagen, „Chordamen" zu sein. Hierzu kamen noch die vier Persönlichkeiten, welche vorhin den Bedienten Hrn. Bodmer's um Einlaß bestürmt hatten. Ohne Zweifel gehörten sie ausnahmslos dem untergeordneten Personale an. Obwol jeder von ihnen seine eigene, scharfausgeprägte Physiognomie zur Schau trug, hatten sie doch alle etwas gemeinsam: Unzufriedenheit und hochgradiges Selbstbewußtsein.

Der Theateragent selbst ist ein lebenswahres Charakterbild, ebenso wie der Schauspieler Herb, Seraphine's Ideal, der glänzende Don Carlos auf der Bühne, der sich im Leben mit den abgeschmacktesten Rebus und außerdem mit den eingehendsten Finanzspeculationen beschäftigt. Wie Olympia den Kritiker und dramatischen Dichter Bärentatz ködert: das ist ebenfalls mit einer Menge pikanter Züge geschildert, welche dem Leben abgelauscht sind.

Unter den „Kindern der Zeit" nimmt diese Tochter des Jahrhunderts, welche so glänzend auf seine Schwächen zu speculiren versteht, jedenfalls den ersten Rang ein. Als die durch den Titel bezeichneten Helden müssen dann noch die vier jungen Männer gelten, die wir bei dem Beginn des Romans als Freunde bei einem Abschiedsfest versammelt sehen. Ferdinand Dombell macht diesem Roman am meisten Ehre. Als Industrieller huldigt er jenem Socialprincip, welches Lassalle zuerst mit besonderer Beeiferung betont hat und welches wir auch in verschiedenen Maschinenfabriken der Romane, wie auch in Spielhagen's „Hammer und Amboß" verwirklicht sehen. Dies Princip ist die Ausgleichung der Interessen von Kapital und Arbeit durch Aufhebung des Unternehmergewinns und durch Betheiligung der Arbeiter an den finanziellen Erfolgen der Fabrik. Kleine Romankapitel, die uns wie Kapitel aus Cabet's „Ikarien" gemahnen, setzen uns den Geschäftsbetrieb einer solchen Fabrik mit einer Genauigkeit auseinander, welche für die Geduld der Leserinnen etwas ermüdend sein muß, während sie dem praktischen Zweck, solche Einrichtungen etwaigen Lesern aus dem Bereich der Großindustrie zur Nachahmung zu empfehlen, vollkommen Rechnung trägt. Die Kapitel, welche uns das Fabriketablissement von Weißenhübel darstellen, führen uns eine „Fabrikidylle" vor: ein Widerspruch, der nur durch solche humane Musteranstalten, durch solche industrielle Gnadenfreis gelöst werden kann. Wir haben allen Respect vor Ferdinand Dombell's Einsicht, Energie und Menschenliebe — gleichwol kommen uns diese Romankapitel nach der frühern narkotischen Aufregung etwas schwächlich vor; dies Austönen einer mit vollen Sensationsaccorden ergreifenden Handlung entspricht kaum den Regeln der Spannung, die der Romanschriftsteller beobachten muß. Eine Idylle von zwei Seiten genügt, wenn der Romandichter die Helden, die es verdienen, glücklich machen will. Wenn sich dies friedliche Glück durch eine lange Reihe von Kapiteln erstreckt, die noch dazu lehrhaft auf eine Verbesserung der Zustände der Menschheit hinarbeiten, so darf der durch narkotische Dosen verwöhnte Romanleser sich vielleicht über solche Zumuthungen beklagen.

Das zweite „Kind der Zeit" ist der Dichter Poldenhofen, der es mit seinen Stücken zu Erfolgen jeder Art bringt, indem er sogar am Schluß noch eine glänzende Partie macht. Der dritte Genosse ist der bereits erwähnte Materialist, der Dr. Wolfhardt, der von Java mit einer sehr reichen aber häßlichen Frau zurückkommt; der vierte ist nur eine episodische Figur in dem Roman, der ehemalige Mathematiker Leidersdorf, der später zur föderalistischen Opposition gehört, einen schwarzen Schnurrock und hohe „Oppositionsstiefeln" trägt, sich als Kind der „gottgesegneten Hanna" der slawischen Partei anschließt und auf das Bedenken seines Freundes Dombell, der seine deutsche Herkunft erwähnt, nur entgegnet, er sei „Slawe

aus freier Wahl". Sein Freund fragt ihn, was ihn zu dieser Wahl bestimmt habe?

„Einmal das Gefühl, daß wir bisher schrecklich zurückgesetzt worden sind", sagte Leidersdorf, „und dann die Ueberzeugung, daß ein junger Mann, der etwas gelernt hat, es in der Politik weit leichter zu etwas bringt als in jeder andern Carrière. Du bist ein alter Freund, Dombell, mit dir kann ich aufrichtig sein. Du hast keinen Begriff, welch günstiger Boden die nationale Politik heutzutage ist. Welche Masse von Zeugs muß so ein Gelehrter in seinen Schädel hineinstopfen, bis er unter der großen Menge auch nur ein klein wenig bemerkt wird. In der Politik geht das weit leichter und rascher. Laß doch einmal einen Gelehrten mit irgendetwas Neuem, Besonderm, noch nicht Dagewesenem herausrücken! Wie eine bissige Meute fallen die andern über ihn her und lassen kein gutes Haar an ihm. Wer aber untersteht sich, mir zu widersprechen, wenn ich im Namen der Nation das Wort führe? Von unsern Leuten keine Seele! Und je schärfer ich austrete, desto mehr mache ich Wirkung, und je heftiger mich die Gegner angreifen, desto höher steige ich im Ansehen bei meiner Partei. Es sind noch nicht volle vier Jahre her seit ich unter die politische Fahne getreten bin, und stehe ich heute bereits im Begriff, in den Landtag gewählt zu werden." — „Alle Wetter, Leidersdorf, da hast du es wirklich schon weit gebracht für einen Anfänger!" sagte Dombell. „Nun, ich gratulire!" — „Du darfst aber nicht glauben", rief Leidersdorf, den sein freimüthiges Bekenntniß bereits zu reuen anfing, „daß ich etwa nur aus Speculation so handle! Es thäte mir leid, Dombell, wenn du eine solche Meinung von mir hegtest." — „Bewahre, bewahre!" rief Ferdinand, dem Leidersdorf's politische Beichte nicht wenig Spaß machte. „Aber bei allem dem begreife ich noch immer nicht, weshalb du dich gerade der slawischen Partei angeschlossen hast. Wärst du bei den Deutschen geblieben, so hättest du es, scheint mir, doch viel bequemer gehabt." — „Du vergißt, daß ich ein Kind unserer gottgesegneten Hanna ..." — „Höre, Leidersdorf", unterbrach ihn Dombell, „mit solchen Phrasen darfst du mir nicht kommen! Bei deinen Hannaken mögen diese vielleicht Effect machen, aber bei mir verfangen sie ganz und gar nicht. Laß also deine gottgesegnete Hanna beiseite und sprich aufrichtig! Du weißt, es bleibt ja unter uns!" Leidersdorf blickte sich erst vorsichtig nach seinen Parteigenossen um. Die Herren beim Fenster disputirten so laut, daß er nicht zu befürchten brauchte, von ihnen gehört zu werden. Dann beugte er sich zu Dombell hinüber und sagte halblaut: „Die Concurrenz!" — „Die Concurrenz? Was soll das heißen?" — „Weißt du, bei euch treiben zu viele das Geschäft", sagte Leidersdorf mit schlauem Zwinkern. „Du verstehst mich! Aber bei uns ist das anders! Da ist noch frischer, jungfräulicher Boden; die Politiker sind dünn gesäet! Da kann man eher heraustreten. Uebrigens ist das, wie gesagt, nur so nebenbei mit ein entscheidender Beweggrund für mich gewesen", fuhr er, wieder in das frühere Pathos zurückverfallend, fort. „Ich bin ein Sohn unserer ..." — „Gottgesegneten Hanna!" rief Dombell, laut auflachend. „Du siehst, ich kann es bereits auswendig, also strapazire dich nicht unnöthigerweise! Nun, Leidersdorf, für einen ehemaligen Mathematiker ist das gar nicht so schlecht gerechnet. Ich mache dir mein Compliment und wünsche dir den besten Erfolg!" — „Ich hoffe, er wird nicht ausbleiben", meinte Leidersdorf, mit der Miene selbstbefriedigender Zuversicht. „Einmal war ich bereits drauf und dran, eingesperrt zu werden. Das hat mich mächtig gefördert. Habe ich erst wirklich einmal so drei bis vier Wochen gebrummt, dann bin ich nationaler Märtyrer und meine Carrière ist gemacht!" — „Nun", meinte Dombell, „das Ziel wird sich ja wol noch erreichen lassen. Ich hoffe also in deinem Interesse recht bald zu vernehmen, daß du dich wohlbehalten hinter Schloß und Riegel befindest."

Dombell fragt den Freund nach seiner Wohnung:

„Hier ist meine Adresse", sagte Leidersdorf, ein elegantes Visitenkartentäschchen hervorziehend und Dombell eine Karte überreichend. „Während der Nachmittagsstunden bin ich immer zu Hause. Es soll mich freuen, dich bald bei mir zu sehen." Ferdinand warf einen Blick auf die Karte. Sie enthielt den Namen „M. Laidrstorf" nebst einer slawischen Umschrift. Die Adresse selbst war deutsch beigesetzt. „Der Tausend!" sagte Dombell, „sogar dein Name ist slawisirt, wie ich sehe. Das ist denn doch eine radicale Reform!" — „Ja, das ist so der moderne Stil", meinte Leidersdorf. „Die Ungarn haben damit angefangen, und wir machen es ihnen nach. Ich war letzthin in Pest, da findest du auf den Firmen lauter Szontag, Frydrych, Snaidr u. s. w. Weshalb sollten wir bei der alten deutschen Orthographie bleiben?" — „Natürlich!" sagte Dombell. „Jeder kann ja mit seinem Namen anfangen was er will! Das steht außer aller Frage."

Ein köstliches Genrebild, sehr bezeichnend für die Zustände Oesterreichs, in denen es nach dem Ausspruch unsers Verfassers Centralisten, Dualisten und Föderalisten, Deutsche, Magyaren, Polen, Rumänen und sonst noch alles Mögliche die Hülle und Fülle, nur keine Oesterreicher gibt.

Den Gegensatz zu diesen „Kindern der Zeit" bildet der uneigennützige Idealist Dr. Peregrin; das Bild dieses harmlos edeln Gelehrten dürfte unter den Charakterköpfen des Romans den ersten Platz einnehmen. Ueberhaupt ist das Werk wol als ein Album von Charakterköpfen und Lebensbildern zu betrachten — eine auf der Grundsuppe der Erzählung herumschwimmende Moral vermochten wir nicht abzuschöpfen. Daß der Dialog des Romans pikant ist, davon haben wir bereits Proben gegeben. Einwendungen möchten wir nur gegen das „Romanwetter" machen. Es ist ein an und für sich löblicher Brauch der Romanschriftsteller, daß sie bei gruseligen Mordscenen die Wolke vor den Mond ziehen lassen, wie es in dem bekannten Lied von Künappel heißt. Doch durch die zu häufige Anwendung ist diesem für bestimmte Situationen feststehenden Romanwetter der Reiz geraubt. Ehe Frau Kathi von Strecker erwürgt wird, nimmt die ganze Natur die bekannte tragische Maske vor:

Es war eine furchtbar stürmische Nacht. Das Wetter, seit einigen Wochen ununterbrochen schön, war plötzlich umgeschlagen, und seit Nachmittag brauste einer jener Stürme über die Residenz, wie Wien deren so viele im Laufe des Jahres durchmachen muß. Die Bäume rauschten laut im Winde, an dem vom halb verdeckten Monde nur schwach beleuchteten Himmel jagten die Wolken in wilder Flucht dahin, und die alte rostige Wetterfahne auf dem Salettl kreischte schrill bei ihrem rasenden Ringeltanze.

Wir würden zur Abwechselung gern einmal eine Mordthat bei heiterm Himmel vollbracht sehen, wenn die Säule des Barometers durch einen geringern Luftdruck niedergehalten wird.

8. Sphinx. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 4 Thlr.

Robert Byr hat in seinem Roman: „Der Kampf ums Dasein", sich als ein Schriftsteller gezeigt, der nicht bloßes Unterhaltungsfutter zur Verproviantirung der Leihbibliotheken producirt, sondern Dichtwerke, in denen ein philosophisches oder psychologisches Problem die Achse der Handlung bildet. Bei der großen erdrückenden Masse der heutigen Leihbibliotheken-Production verdienen solche Werke von tieferm Gedankeninhalt eingehendere Aufmerksamkeit und hervorhebende Berücksichtigung. Wir haben daher auch den neuen Roman von Byr mit Spannung in die Hand genommen und durchgelesen.

Diesmal handelt es sich nicht um eine allgemeine

philosophische Theorie, sondern um ein Charakterproblem. Die Heldin des Romans ist eine Sphinx, die mehrere Opfer in den Abgrund stößt und zuletzt selbst in ihm versinkt. Sie gibt indeß nicht blos Räthsel auf; ihr ganzes Sein und Wesen steht selbst unter der Herrschaft eines Räthsels. Dies Problem ist interessant, und der Dichter hat es im dritten Bande in einer Weise vertieft, die unsern wärmern Antheil gewinnt. Freilich erst im dritten Bande — und damit nehmen wir den Haupttadel vornweg, der sich gegen das in vieler Hinsicht geistreiche Werk aussprechen läßt. In den zwei ersten Bänden überwuchert die Fülle des breiten Beiwerks allzu sehr die dämonische Hauptgestalt der Heldin; ja was noch schlimmer ist, wir glauben nicht recht an ihre dämonische Bedeutung, wir sind geneigt in ihr eine flatterhafte Kokette zu sehen, und da zwölf von dieser Spielart ein Dutzend bilden, so verfehlt anfangs diese Evastochter den Eindruck eines problematischen Charakters zu machen, wie er vom Dichter beabsichtigt wird.

Robert Byr ist sonst mit den Geheimnissen der Romantechnik wohlvertraut, wie namentlich der letzte Band beweist, in welchem seine Erfindung erst eigentlich in Fluß kommt. Gleichwol hat er es in den ersten Bänden versäumt, unser Interesse bereits auf jene geheimnißvollen Antecedentien hinzuweisen, welche den Schlüssel zu dem dämonischen Wesen seiner Heldin bilden. Er brauchte deshalb den Schleier nicht zu früh zu heben; wir wissen sehr wohl die Discretion eines Romandichters zu schätzen, der das letzte Wort des Räthsels erst auf der letzten Seite ausspricht. Doch er muß uns von Haus aus mittheilen, daß es ein solches „letztes Wort" gibt, daß der Charakter seiner Sphinx durch eine Conjunctur der Gestirne mitbestimmt wird, die ihrer Wiege leuchteten.

Auch erscheint uns seine Sphinx nicht dämonisch, nicht sirenenhaft, nicht vampyrartig genug. Ihr Fehler geht nicht viel über eine schüchterne Koketterie hinaus, über dasjenige, was man „Ermuthigung" nennen möchte. Nach dieser Seite hin ist Byr der Gegenfüßler Sacher-Masoch's. Der hätte solcher „Sphinx" ganz andere grausame Krallen gegeben, freilich aber auch ihre „nackten Brüste" mit Tizianischem Incarnat zur Schau gestellt; er hätte aus ihr eine wilde, wahrscheinlich sarmatische Emancipirte gemacht, welche den Racheburst, den sie gegen das ganze Geschlecht hegt, nach Art einer russischen Katharina im Genuß und der darauffolgenden Hinopferung der Liebhaber zu kühlen sucht. Ganz anders Byr, der, sittsam von Natur, seine Heldin selbst zu entschuldigen bemüht ist. Zwar schildert er sie von Haus aus als einen „Gymnoten". So hat ihr anfänglicher Verehrer, Erwin von Schönberg, einen seiner Romane betitelt, und erläutert dies Wort in folgender Weise:

> Gymnoten sind eigentlich Aale; gymnotus electricus heißt der Zitteraal. Es gibt in der Welt so schlanke, schlüpferige, unfaßbare Erscheinungen, vollgeladen mit Elektricität, die jedem, der sie berührt, empfindliche Schläge ertheilen — Schläge, die selbst tödten können. Solche geschmeidige, zierliche und gefährliche Wesen, die man nicht festzuhalten vermag, will ich zu schildern versuchen.

Aber die elektrischen Schläge unsers Zitteraals erscheinen zu schwächlich, um die Baroneß Natalie zu einer hervorragenden Vertreterin der Gymnoten zu machen. Der Oekonom Olschmann verliebt sich in sie so, daß er Weib und Kind vernachlässigt und zuletzt sich s[illegible] die Seinen ganz ins Verderben stürzt — ist das ihre Schuld? Wir erfahren ja nur, daß sie ihn mahnt, seine Leidenschaft zu zügeln, seiner Frau mindestens den Glauben an ihr häusliches Glück zu lassen. Der Kaplan liebt sie mit einer verzehrenden, wilden Leidenschaft, die ihn zuletzt zum Selbstmord treibt — ist das ihre Schuld? Und wenn sie dem Lieblingshelden des Autors, dem geistreichen Erwin, Kuß und Umarmung in der Dunkelheit gewährt, dann aber sich wieder von ihm lossagt, weil es so besser für beide sei — ist dies viel mehr als eine Caprice? Und Tragödien aus Capricen haben eine misliche Herkunft. Eine ähnliche Caprice ist ihre Heirath mit dem todkranken Feldmarschall-Lieutenant, der bald darauf sterbend sie zur Witwe macht, während ein Adjutant desselben als ihr Courmacher oder vielmehr als ihr Verehrer erscheint. Somit bewegen wir uns in einem Capriccio der Neigungen, dessen hin- und herschwirrende Töne kaum eine ernstere Gewalt auszuüben vermögen. Erst als Natalie ihre Capricen überwindet, in Liebesleidenschaft zu Erwin zurückkehrt und von diesem, der sein Herz, wegen ihres Unbestandes, längst von ihr abgewendet hat, verworfen wird; erst als sie dann, in der Villa des verstorbenen Gatten, aus Verzweiflung sich einer wilden Lebenslust überläßt und sich einem frühern verschmähten Anbeter, dem Grafen Salitzhofen, der sie in solcher Stimmung überrascht, hingibt — da sehen wir eine begreifliche Katastrophe, eine dämonische Wendung vor uns, die uns von jetzt ab mit gespannter Theilnahme für das Geschick der Heldin erfüllt. Als Probe der lebendigen Darstellungsweise des Autors wollen wir die Schilderung dieser Katastrophe aus dem Roman herausheben; sie darf als dessen gelungenste Partie betrachtet werden. Nataliens Stimmung, nachdem Erwin ihre Liebe verschmäht hat, wird mit folgenden Worten geschildert:

> „Verworfen!"... rief sie mit einem zischenden Laut... „verworfen und verhöhnt, verleumdet und verdammt! Ha, was kümmere ich mich und zerfleische meine Seele im nutzlosen Ringen gegen das Geschick, das mir schon in die Wiege gelegt war! Evoë! auch ich will leben, auch ich will mich berauschen in wilder Lust und perlendem Champagner! Ich will nicht besser sein als sie alle, die tugendgeschminkten Krähen, die nur der Taube die Augen aushacken aus Neid und Bosheit. Willkommen, Schwestern in der Lüge und der Sünde, ich will eine der euern sein, nehmt mich in euern Reigen. Fort mit den Zweifeln, fort mit dem zaghaften Schritt! Cancan, das ist die Losung der Zeit und grand Galop infernal! Es lebe die Freude! Es lebe die Lust!" — Wie vom bacchantischen Taumel ergriffen, drehte sie sich ein paarmal um sich selbst und eilte dann auf das Pianino zu, das seit dem Tode des Generals geschlossen war. Natalie hatte nie wieder eine Taste berührt, so oft man sie in Röthenstein auch aufgefordert hatte. Selbst wenn sie ihre Schwester spielen hörte, durchrieselte sie ein leiser Schauer. Sie hatte die Musik immer leidenschaftlich geliebt, und nun schien es als ob sie derselben für immer entsagen wolle. Es war ein Zeichen ihrer ungeheuern Aufgeregtheit, daß sie sich jetzt an das Instrument setzte; mit einem vollen Accord griff sie in die Tasten, aber es ertönten nur die ersten drei Takte eines rasend schnellen Galops, dann brach sie mit einem heisern Schrei ab. Es war ihr als legten sich zwei eisig kalte Hände mit Centnerschwere auf ihre Achseln, und lähmend rann die Erstarrung an ihren Armen herab bis in ihre Fingerspitzen, ein kalter Hauch glitt ihr den Rücken entlang, daß ihre Haare sich in den Wurzeln hoben. Sie sprang auf, und neben der Thüre stehend warf

sie einen Blick hinein in das anstoßende Zimmer, ihr Auge hing wie gebannt an der Stelle, wo früher das Bett des Sterbenden gestanden. Eine Sinnestäuschung gestaltete aus den Schatten der tief hereinbrechenden Dämmerung wieder das Lager. Dort, dort ruhte die Leiche — und jetzt erhob sie langsam den Kopf und öffnete die starren Augen und streckte die mumienartigen Arme nach ihr. Der Athem stockte Natalie, keinen Laut vermochte die vertrocknete Kehle hervorzubringen, sie wankte, dann aber wandte sie sich zur Flucht und flog von wildem Schreck gejagt durch den Salon und über den knirschenden Kies der Gartenwege, ohne sich umzusehen, ohne zu wissen wohin, bis sie auf dem Hügel unter der Hängeesche mit fliegendem Athem anhielt. Hier erst blickte sie um sich, sie stützte sich an dem Stamme und ließ sich dann langsam auf die Bank niedersinken. Wieder kam das hohle, fremdartige Lachen über ihre Lippen. „Ich glaube, ich fürchte Gespenster", sprach sie halblaut zu sich selber, „und es ist doch noch nicht Mitternacht. Verfolgen sie mich heute? Ich bin ja kein Kind mehr — er hat es gesagt. Nein, nein, kein Kind, ein verworfenes, zurückgestoßenes Weib — eine Bettlerin um Liebe, der man statt Brot einen Stein gibt. Wer fragt danach, ob sie daran verhungert? Und das Leben soll dennoch schön sein! Ha, ich will es genießen, ich will nicht besser sein als mein Ruf. Das Leben selber soll mich tödten. Willkommen die Vernichtung!" So grauenhaft der wild dahinbrausende Orkan, weit grauenhafter ist, daß der Sturm im Menschenherzen kein Echo findet in der Natur. Leise und unheimlich sank die Nacht herein, ein warmer Lufthauch strich durch die flüsternden Wipfel der Bäume und beugte auf den weiten Feldern das hochstehende Getreide zu sanften grünenden Wogen, über denen der ferne Wald wie eine finstere Mauer zum leise verglühenden Himmel aufragte, an dem schon hier und dort ein vereinzeltes Sternlein glitzerte. Kein Laut war vernehmbar als das sachte Rauschen des Laubes und das eintönige, unaufhörliche Gezirpe der Grillen, das sich wie ein zur Landschaft gehöriger melancholischer Ton mit in der Natur auflöst. Natalie saß noch immer an den Stamm der Hängeesche gelehnt, regungslos wie eine Statue, und schaute hinaus ins Weite, ohne daß ihr Blick ein einzelnes erfaßte. Jetzt erweckte sie ein Geräusch, wie von bröckelndem Gestein, apathisch hob sie den Kopf. Vor ihr auf der Mauer tauchte eine Gestalt auf und schwang sich rasch herüber. Mit einem Sprunge stand dieselbe auf der Plattform des Hügels knapp am Eingange in die Laube. Einen Moment hielt sie zögernd still, dann wandte sie sich um, nach dem Park hinabzuschreiten. Da löste sich Nataliens Zunge, die Schreck und Ueberraschung eine Secunde gefesselt gehalten. „Wer ist hier?" stieß sie rauh hervor. Das Beben der Stimme verrieth ihre Schwäche oder Angst — vielleicht auch beides. Der kühne Eindringling fuhr zusammen. Er hielt an, aber es war kein Zaudern. Unmittelbar darauf trat er, die Zweige auseinanderbeugend, in den tiefen Schatten des Baums. „Natalie", flüsterte Salitzhofen's leidenschaftlich vibrirende Stimme, „welch glücklicher Zufall!" — „Was wollen Sie hier? Verlassen Sie den Park!" — „Nicht um eine Welt! Ich erfuhr Ihre Rückkehr. Ich mußte zu Ihnen — ich mußte Sie sehen, Natalie!" Sie machte eine rasche Wendung und suchte zu entfliehen, sein Arm legte sich eisern um ihre Taille. Ein heftiger Fieberschauer schüttelte die feinen zierlichen Glieder, dumpf und röchelnd kam ein Wort aus ihrer wogenden Brust: „Verworfen!" Diesmal wehrte sie dem Kusse nicht. Wieder lachte sie auf — es klang wild und unheimlich, wie das Lachen des Wahnsinns. Und stille ward's, nur der Luftzug ging rauschend durch die Wipfel der Bäume und die Grillen zirpten ihr einförmiges Concert.

Salitzhofen rühmt sich leichtfertig seines Triumphes. Dies führt zu einem Duell zwischen ihm und dem Adjutanten des Generals, dem Lieutenant von Waldschütz, der als Opfer des Kampfes stirbt. Natalie verfällt einem Nervenfieber und die scheinbar Genesene rafft bald darauf der Tod hinweg. Die Enthüllungen, die sie selbst dem geliebten Erwin nicht zu geben vermochte, erfährt derselbe von ihrer Großmutter, der Frau Kolbinger, der Wirthschafterin aus dem Pfarrhause. Natalie war ein Findelkind, „erzeugt in Ehebruch und Schande" und „gehegt in Verheimlichung und Lüge". Mit edler Großmuth hatte die Baronin die filia adulterina des Barons für das eigene Kind ausgegeben. Die Alte hat sie in das Geheimniß eingeweiht und gelehrt, „das Mannsvolk zu verachten". Das ist das Räthsel der Sphinx!

Sehr anmuthig ist Helene, die Halbschwester Nataliens, mit dieser contrastirt als Vertreterin einer edeln harmonischen Weiblichkeit.

Was die Charakteristik der Nebenfiguren betrifft, so überwuchert sie in den ersten Bänden allzu sehr; der Doctor Aschenbrenner, eine matte Copie des Jean Paul'schen Katzenberger, erscheint mit seinem ewigen Hunger doch etwas trivial. Mindestens ist der Dichter zu eifrig auf die Befriedigung desselben und auf die Ausmalung des Stillebens seiner Tafelfreuden bedacht. Der Hauslehrer Korn ist kein Spielhagen'scher Held; sein Liebesabenteuer mit der magern, spitzigen Lotte gibt Gelegenheit zu einer Smollet'schen Prügelscene. Der Theaterfeldwebel mit seiner papagaienhaft aufgeputzten Gattin und den drei pikant geschilderten Töchtern, der hypochondrische Fabrikbesitzer mit seinem „dies und das" bilden eine ganz amusante Gruppe. Zwei Typen aus Byr's früherm Roman: „Der Kampf ums Dasein", der klägliche Journalist und der joviale Maler, finden sich auch in seinem neuesten Werke wieder; der Journalist Huldrich, der seiner Frau mit einer Tänzerin durchgeht, ist minder abstoßend als Schmerle; der Maler Bokel minder geistreich als Il Zotico. Die beiden Bilder Bokel's, welche der Dichter schildert, erscheinen als eine feine Satire auf einzelne Richtungen der neuern Malerei:

„Sehen müssen Sie die Leinwand! Ein ganz neues interessantes Sujet. Weite, endlose Puszta, in der Ferne die zwei, spitz zusammenlaufenden Stangen eines Ziehbrunnens. Mitten in der öden stimmungsreichen Unendlichkeit eine Heerde Schafe — von denen will ich nicht reden", schaltete er ein, „aber kein Hund, kein Schäfer, nichts als ein Hut, ein blutiger Focos und eine Bunda, an der ein Widder schnüffelt. Und die Bunda, die Bunda müssen Sie sehen. Sie liegt mit der Wolle nach auswärts — aber diese Wolle — solche Schafwolle habe ich noch nicht gemalt. Und die Stimmung, was denken Sie sich dabei? Nichts als die Bunda."

Nicht minder stimmungsvoll ist das zweite Bild, bezeichnet als Begegnung Rebekka's mit Eliezer:

Fürs erste sah man nichts als eine zahlreiche, mit aller Bokel'schen Virtuosität gemalte Schafheerde, die, staubbedeckt und durstig, nach einem Brunnentrog und einer Pfütze drängte, und so den ganzen Vordergrund einnahm. Erst beim genauern Hinblicken vermochte man rechts im Hintergrunde die ganz in graugrünem Ton gehaltene, verschwimmende Gruppe ausfindig zu machen, aus der es der Phantasie freigestellt blieb, die Figur Eliezer's am Brunnen und Rebekka's mit dem Kruge selbstthätig zu gestalten.

Der geistige Boden, auf welchem unser Roman abspielt, ist der des österreichischen Katholicismus. Die Darstellung ist oft schwunghaft, an poetischen Schilderungen, originellen Bildern und geistreichen Reflexionen reich, nur wird der Stil hin und wieder durch einzelne Austriacismen getrübt.

Rudolf Gottschall.

Volkszahl und Sprachgebiet der Deutschen.

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin, Guttentag. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk, welches der Erinnerung an Ernst Moritz Arndt zu dessen hundertjährigem Geburtstage gewidmet ist, gibt einen auf statistischen Ermittelungen beruhenden Nachweis von der Größe, der Volkszahl und dem Umfange des Sprachgebiets der deutschen Nation. Der Geist, welcher diese vortreffliche Schrift durchweht, ist ein ebenso wissenschaftlicher wie patriotischer; und wir können es nur mit Freude begrüßen, daß gerade der Gegenwart, wo die entscheidenden Siege des deutsch-französischen Kriegs die Frage in praktische Nähe gerückt haben, das Werk eines competenten Statistikers vorliegt, der es unternommen hat, darauf hinzuweisen, daß man über dem innern nationalen Ausbau des deutschen Staatswesens nicht die in den Nachbarländern lebenden Stammesgenossen vergessen soll. Denn es unterliegt wol keinem Zweifel, daß auch die fern vom Mutterlande lebenden Deutschen einen vollberechtigten Anspruch auf die Sympathie, resp. den thatkräftigen Schutz des deutschen Vaterlandes haben, um so mehr, wenn ihre culturberechtigte Stellung durch fremde Gewalt und Anmaßung bedroht ist. Die nationale Verwandtschaft schließt bis zu einem hohen Grade eine nationale Zugehörigkeit in sich, die, wenn sie auch vorwiegend oft nur eine geistige ist, deshalb doch nicht theilnahmlos angesehen und wirklichen Gefahren schutzlos überlassen werden darf.

Der erste Theil des in Rede stehenden Buchs behehandelt in zwei sich ergänzenden Vorworten „Das Nationalitätsprincip" und „Die statistische Ermittelung der Nationalität".

Was nun die Anerkennung des Nationalitätsprincips betrifft, so liegt darin, nach der Ansicht des Verfassers, der Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt in der Entwickelung der Völker. Bei grundsätzlich richtiger Auffassung, meint er, ist die Anerkennung des Nationalitätsprincips durch das gemeinsame Interesse aller Völker gefordert. Keinem Volke ist die ihm eigenthümliche Geistesgabe zum Zweck der Unterdrückung anderer verliehen, und keinem kann diese Unterdrückung wahren Nutzen bringen; in deutlichen Beispielen zeigt die Geschichte früherer und neuerer Zeit, wie von einem herrschenden Volke geübte Unterdrückung ihm selbst wenig fruchtet, wie im Gegentheil der Unterdrückte, indem er seinerseits in den Geist der unterdrückenden Nation hinübergeht, dort ändernd und verderbend eingreifen und sogar zum unerwünschten und tyrannischen Führer der herrschenden Nationalität werden kann. Umgekehrt begreift die Anerkennung des Nationalitätsprincips die Anerkennung der Besonderheit jeder Nation und gewährt damit einer jeden die freie Uebung der schöpferischen Kraft ihres eigenen Geistes, mithin die Freiheit vom Drucke fremden Geistes; sie enthält weiter die Anerkennung der Einheit jeder Nation und verbürgt damit den Angehörigen derselben die Gemeinschaft ihres Wirkens und Schaffens, mithin die Befreiung von unberech[illegible]ter Sonderbestrebung; sie enthält endlich die Anerkenn[illegible]r Gesammtheit jeder Nation und gewährt damit jedem einzelnen das Recht, daß diejenige Nationalität, der er nach unverkennbarem, in seiner Natur selbst begründetem Kennzeichen angehört, in ihm geachtet werde. Diese Anschauungen auf das deutsche Volk anwendend, sagt der Verfasser:

> Daß es keiner andern Nation wichtiger ist als der deutschen, die nationale Einheit zu ihrem festen Dogma zu erheben, bedarf in einer Zeit, wo das Wort der deutschen Einheit den Unverständigen nachgerade ebenso geläufig ist wie den Verständigen, keiner weitern Ausführung. Bei der Verwirklichung bedarf es aber für eine Nation, deren Geschichte bei den einzelnen Bruchtheilen zahlreiche Sonderinteressen erzeugt hat, und namentlich bei solchen, die sich am Leitseile der fremden Regierungen befinden, dem fremden Interesse den Schein des eigenen gegeben hat, der grundsätzlichen Unterscheidung des nationalen Gemeinsamen von dem local und landschaftlich berechtigten Besondern, und diese kann nur gewonnen werden durch richtiges Erkennen des Wesens der eigenen Nationalität. Hauptsächlich ist es aber für keine Nation wichtiger als für die deutsche, die Gemeinschaft aller Angehörigen der Nation grundsätzlich zu erkennen und ihre allgemeine Anerkennung zu fordern. Im eigensten deutschen Gebiete in eine Anzahl ganz und halb selbständiger staatlicher Gemeinschaften zersplittert, denen theilweise selbst der Name deutscher Staaten bestritten wird, weiter mit Bruchstücken anderer Nationen zu Staatsganzen verbunden, von deren Leitern theilweise dem Deutschen das Recht auf den Gebrauch seiner angestammten Sprache versagt wird, in beträchtlichen Theilen sogar unter die Herrschaft eines fremden Stammes gestellt, der geradezu die deutsche Nationalität zu vertilgen bestrebt ist, und endlich außerhalb ihres angestammten Gebiets in weitverzweigten Colonien über fremde Nationalgebiete verstreut — bedarf der Deutsche am meisten der richtigen Anwendung des großen Grundsatzes, der in unserer Zeit zur Regelung der Geschicke der Völker geltend gemacht und von seinen Gegnern gemisbraucht wird: der Anerkennung der Nationalität jedes einzelnen, also der Zugehörigkeit jedes einzelnen zu seiner Nation, damit auch demjenigen, welchem die äußere Verbindung mit seinem nationalen Lande abgeht, doch die geistige Verbindung mit der großen Gesammtheit gesichert sei, von welcher er seiner eigenen Natur nach selbst ein Theil ist.

Als erste Grundlage des Begriffs der Nationalität sieht unser Autor die Annahme der gemeinschaftlichen Abstammung, der Gemeinschaft der Geburt innerhalb der einzelnen Völker an. Während ihm in der Stammesgliederung der Menschen das Nationalitätsprincip als begründet und in dem Vorhandensein der Völkerindividuen als verwirklicht erscheint, erblickt er in der Volkssprache das charakteristische Kennzeichen der einzelnen Völkerindividuen, weil die Sprache das naturgemäße gesellschaftliche Organ des Menschen ist. Jede Nation erstreckt sich demnach so weit, wie die Verständigung durch eine Volkssprache erfolgt. Das Bestehen der Völkerindividuen ist nach der Ansicht des Verfassers unabhängig von dem Grade der Ausbildung der Sprache, obschon er nicht verkennt, daß diese Ausbildung zur Fortentwickelung der Völker in mittelbarer Beziehung steht. Der Uebergang einzelner Individuen oder Volksbruchtheile von einer Sprache zur andern ist in der Völkermischung begründet; er geschieht nicht selten der menschlichen Freiheit gemäß, jedoch niemals nach der reinen Willkür des einzelnen. Dagegen steht die gewaltthätige Aufdrängung fremder Volkssprachen und insbesondere die Verdrängung der Volkssprache durch die sogenannte Staatssprache mit dem

Nationalitätsprincip in einem schneidenden Widerspruch; „sie ist ein Frevel gegen die geistige Ordnung der Völker". Der Staatssprache will Böckh nur den Vorzug, „die erste unter gleichen zu sein", einräumen. Es gehört zu der Aufgabe gesitteter Völker, die Entwickelung der nationalen Sprache in dieser Sprache und durch diese Sprache zu fördern; zur allgemeinen Verwirklichung dieser Aufgabe hält es der Autor für nothwendig, daß das Recht der Nationalität in das gemeinsame Staatenrecht aufgenommen werde. Die deutsche Nation dürfe sich nicht die Ehre nehmen lassen, in dieser Beziehung voranzugehen, sowol zu Gunsten der Deutschen, wie zur Sicherung des Völkerfriedens überhaupt; sie hat, nach Böckh's Meinung, die weltgeschichtliche Mission, die Verbrüderung derjenigen Nationen herbeizuführen, welche sich zur Achtung und Förderung des Nationalitätsprincips verpflichten. Er sagt deshalb:

Die Förderung der Bildung jedes Volksstammes in seiner eigenen Sprache und durch die Ausbildung derselben ist also eine Consequenz der wirklichen Anerkennung des Grundsatzes der Nationalität. In diesem Sinne dem Nationalitätsprincip Geltung zu verschaffen, zu Gunsten des eigenen Volks wie zu Gunsten aller Völker, welche unter dem Drucke fremden Sprachzwanges leiden, und welche die Geltendmachung des Nationalitätsprincips von diesem Drucke erlösen kann, ist die würdige Aufgabe unserer deutschen Nation. Es bedarf hierzu nicht der äußern Herrschaft durch irgendein bestimmtes Volk; wohl aber bedarf es der Herrschaft des gemeinsamen Princips, also der allgemeinen grundsätzlichen Anerkennung der vollen Freiheit jedes Volks, seine Sprache in denjenigen Wohnsitzen zu üben, denen es angestammt ist, oder in welche es seine Ansiedelungen erstreckt hat. Und solchen Staaten gegenüber, welche das Nationalitätsprincip nicht anerkennen, mithin die höhere Ordnung des Volksgeistes leugnen, bedarf es des wirklichen Schutzes derjenigen, welche abweichender Nationalität sind, und nöthigenfalls der Ablösung ihrer Wohnsitze von dem unterdrückenden Staate.

Der Verfasser verkennt nicht, daß es an Verheißungen, Zusicherungen und Verträgen, welche bei der Vereinigung eroberter Territorien mit einem Staatswesen oder bei freisinnigen und freiwilligen Umgestaltungen im Innern eines Staats der abweichenden Nation die Erhaltung ihrer Nationalität und den Gebrauch ihrer Sprache zusicherten (wie z. B. die Capitulationen, welche die Baltischen Herzogthümer an Rußland brachten), bisher schon nicht gefehlt hat; da aber alle solche Garantien meistens nur bloßer Schein waren, weil ihre Achtung oder Nichtachtung in die Willkür desjenigen gestellt war, der sie gegeben hatte, so kommt er zu dem Schlusse, daß erst die Aufnahme solcher Garantien in das gegenseitige Staatenrecht, welches man heutzutage mit dem ungenauen und sehr dehnbaren Ausdruck des internationalen oder Völkerrechts bezeichnet, dem Nationalitätsprincip diejenige feste Grundlage geben kann, mit welcher die Nationalität von dem geistigen Druck der Staatsangehörigkeit gelöst wird. Und wenn, wie bereits angedeutet, die Anerkennung der Nationalität, wie sie die angestammte Volkssprache zeigt, die Forderung ist, in welcher das Nationalitätsprincip seinen vollberechtigten Ausdruck findet, so sind, wie unser Autor meint, die Hauptforderungen, welche die deutsche Nation unter Umständen im Namen des Nationalitätsprincips als ihr volles Recht mit aller Energie in Anspruch zu nehmen hat, etwa folgende: Deutsche Sprache als Geschäfts- und Gerichtssprache in allen deutschen Wohnsitzen, deutscher Gottesdienst in den Gemeinden deutscher Nation, deutsche Volksschulen für die Kinder deutscher Aeltern und die Geltung des deutschen Geistes an den höhern Bildungsanstalten der Deutschen. Die thatsächliche Durchführung solcher Forderungen würde in Wahrheit die „Tilgung langer deutscher Schanden" sein, vor allem derjenigen, welche unser westliches Nachbarvolk unter Leitung seiner Bourbonen, Convente und Cäsaren in beharrlicher Unterdrückung der deutschen Nationalität auf unser Volk gehäuft hat, und deren Tilgung für die deutsche Nation eine ebenso unverjährbare Pflicht, wie der Anspruch auf Achtung der angestammten Nationalität ein unverjährbares Recht ist. Die neuesten Ereignisse versprechen eine radicale Heilung dieser Misstände durch die Annexion der deutschen Provinzen Frankreichs; dadurch werden die folgenden Worte des Verfassers erst in vollem Maße zur Wahrheit werden:

Die Wiedereinsetzung der deutschen Sprache im Elsaß und Westreich in ihr altes Recht als geltende Landessprache und die Zurücksetzung der französischen Sprache in jene Stellung, welche ihr als gemeinsamer Staatssprache und als der Volkssprache eines kleinen Theils der angestammten und eingewanderten Bevölkerung zukommt, wäre die unerlaßliche Bedingung, unter welcher der erstarkende deutsche Volksgeist die fortdauernde Verbindung eines wichtigen Theils der Nation mit einem fremden Reiche ohne Entwürdigung betrachten könnte; sie allein könnte, ohne Veränderung der Staatengrenze, der deutschen Nation das rechte Pfand des Friedens und der Freundschaft geben. Wenn nun im Gegentheil die neuesten Verhandlungen des französischen Senats den Regierungen dieses Staats die Anerkennung geben, daß sie kein Mittel unversucht gelassen haben, die deutsche Sprache in diesen Landestheilen zu vernichten, und wenn der französische Senat die Beseitigung des Deutschen aus dem Unterricht für eine nationale Aufgabe ersten Ranges erklärt, was ist dies anders als eine offene Kriegserklärung gegen die deutsche Nation!

Bei der Geltendmachung des Nationalitätsprincips in diesem Sinne, im Sinne der Gleichberechtigung jedes nationalen Geistes, würde — so muthmaßt Böckh — die deutsche Nation nicht vereinzelt dastehen; ihre südlichen und nördlichen Nachbarn, in der Culturentwickelung den Deutschen nicht allzu unähnlich, würden sich diesen Bestrebungen um so bereitwilliger anschließen, je eher ihnen gegenüber die deutsche Nation selbst das Nationalitätsprincip in gerechter Handhabung zur Anwendung brächte:

Es würde damit der Grund zu einer Völkerverbrüderung gelegt sein, welche geeignet wäre, eine der geistigen Natur des Menschen entsprechende Ordnung und mit ihr eine Zeit des Völkerfriedens herbeizuführen. Zu dieser Verwirklichung des Nationalitätsprincips im Sinne wahrer Freiheit und Bildung ist aber die deutsche Nation, welche an Zahl keinem andern Volke der weißen Rasse nachsteht, vorzugsweise berufen, da sie vor andern jene Eigenschaften besitzt, welche einem Volke ein maßgebendes Vorangehen auf geistigem Gebiet zuweisen.

Gegen diese Argumentationen und Schlußfolgerungen unsers Autors, die an sich logisch, klar und verlockend klingen und vielleicht auch sind, läßt sich vom theoretischen Standpunkte aus schwerlich viel einwenden; die Sache gewinnt indessen ein ganz anderes Ansehen, sobald wir diese untadelhaften Theorien vom Standpunkte der praktischen Politik auffassen und zur thatsächlichen Verwirklichung derselben schreiten wollen. Wir würden dann

Volkszahl und Sprachgebiet der Deutschen.

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin, Guttentag. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk, welches der Erinnerung an Ernst Moritz Arndt zu dessen hundertjährigem Geburtstage gewidmet ist, gibt einen auf statistischen Ermittelungen beruhenden Nachweis von der Größe, der Volkszahl und dem Umfange des Sprachgebiets der deutschen Nation. Der Geist, welcher diese vortreffliche Schrift durchweht, ist ein ebenso wissenschaftlicher wie patriotischer; und wir können es nur mit Freude begrüßen, daß gerade der Gegenwart, wo die entscheidenden Siege des deutsch-französischen Kriegs die Frage in praktische Nähe gerückt haben, das Werk eines competenten Statistikers vorliegt, der es unternommen hat, darauf hinzuweisen, daß man über dem innern nationalen Ausbau des deutschen Staatswesens nicht die in den Nachbarländern lebenden Stammesgenossen vergessen soll. Denn es unterliegt wol keinem Zweifel, daß auch die fern vom Mutterlande lebenden Deutschen einen vollberechtigten Anspruch auf die Sympathie, resp. den thatkräftigen Schutz des deutschen Vaterlandes haben, um so mehr, wenn ihre culturberechtigte Stellung durch fremde Gewalt und Anmaßung bedroht ist. Die nationale Verwandtschaft schließt bis zu einem hohen Grade eine nationale Zugehörigkeit in sich, die, wenn sie auch vorwiegend oft nur eine geistige ist, deshalb doch nicht theilnahmlos angesehen und wirklichen Gefahren schutzlos überlassen werden darf.

Der erste Theil des in Rede stehenden Buchs behehandelt in zwei sich ergänzenden Vorworten „Das Nationalitätsprincip" und „Die statistische Ermittelung der Nationalität".

Was nun die Anerkennung des Nationalitätsprincips betrifft, so liegt darin, nach der Ansicht des Verfassers, der Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt in der Entwickelung der Völker. Bei grundsätzlich richtiger Auffassung, meint er, ist die Anerkennung des Nationalitätsprincips durch das gemeinsame Interesse aller Völker gefordert. Keinem Volke ist die ihm eigenthümliche Geistesgabe zum Zweck der Unterdrückung anderer verliehen, und keinem kann diese Unterdrückung wahren Nutzen bringen; in deutlichen Beispielen zeigt die Geschichte früherer und neuerer Zeit, wie von einem herrschenden Volke geübte Unterdrückung ihm selbst wenig fruchtet, wie im Gegentheil der Unterdrückte, indem er seinerseits in den Geist der unterdrückenden Nation hinübergeht, dort ändernd und verderbend eingreifen und sogar zum unerwünschten und tyrannischen Führer der herrschenden Nationalität werden kann. Umgekehrt begreift die Anerkennung des Nationalitätsprincips die Anerkennung der Besonderheit jeder Nation und gewährt damit einer jeden die freie Uebung der schöpferischen Kraft ihres eigenen Geistes, mithin die Freiheit vom Drucke fremden Geistes; sie enthält weiter die Anerkennung der Einheit jeder Nation und verbürgt damit den Angehörigen derselben die Gemeinschaft ihres Wirkens und Schaffens, mithin die Befreiung von unberechtigter Sonderbestrebung; sie enthält endlich die Anerkennung der Gesammtheit jeder Nation und gewährt damit jedem einzelnen das Recht, daß diejenige Nationalität, der er nach unverkennbarem, in seiner Natur selbst begründetem Kennzeichen angehört, in ihm geachtet werde. Diese Anschauungen auf das deutsche Volk anwendend, sagt der Verfasser:

> Daß es keiner andern Nation wichtiger ist als der deutschen, die nationale Einheit zu ihrem festen Dogma zu erheben, bedarf in einer Zeit, wo das Wort der deutschen Einheit den Unverständigen nachgerade ebenso geläufig ist wie den Verständigen, keiner weitern Ausführung. Bei der Verwirklichung bedarf es aber für eine Nation, deren Geschichte bei den einzelnen Bruchtheilen zahlreiche Sonderinteressen erzeugt hat, und namentlich bei solchen, die sich am Leitseile der fremden Regierungen befinden, dem fremden Interesse den Schein des eigenen gegeben hat, der grundsätzlichen Unterscheidung des nationalen Gemeinsamen von dem local und landschaftlich berechtigten Besondern, und diese kann nur gewonnen werden durch richtiges Erkennen des Wesens der eigenen Nationalität. Hauptsächlich ist es aber für keine Nation wichtiger als für die deutsche, die Gemeinschaft aller Angehörigen der Nation grundsätzlich zu erkennen und ihre allgemeine Anerkennung zu fordern. Im eigensten deutschen Gebiete in eine Anzahl ganz und halb selbständiger staatlicher Gemeinschaften zersplittert, denen theilweise selbst der Name deutscher Staaten bestritten wird, weiter mit Bruchstücken anderer Nationen zu Staatsganzen verbunden, von deren Leitern theilweise dem Deutschen das Recht auf den Gebrauch seiner angestammten Sprache versagt wird, in beträchtlichen Theilen sogar unter die Herrschaft eines fremden Stammes gestellt, der geradezu die deutsche Nationalität zu vertilgen bestrebt ist, und endlich außerhalb ihres angestammten Gebiets in weitverzweigten Colonien über fremde Nationalgebiete verstreut — bedarf der Deutsche am meisten der richtigen Anwendung des großen Grundsatzes, der in unserer Zeit zur Regelung der Geschicke der Völker geltend gemacht und von seinen Gegnern gemisbraucht wird: der Anerkennung der Nationalität jedes einzelnen, also der Zugehörigkeit jedes einzelnen zu seiner Nation, damit auch demjenigen, welchem die äußere Verbindung mit seinem nationalen Lande abgeht, doch die geistige Verbindung mit der großen Gesammtheit gesichert sei, von welcher er seiner eigenen Natur nach selbst ein Theil ist.

Als erste Grundlage des Begriffs der Nationalität sieht unser Autor die Annahme der gemeinschaftlichen Abstammung, der Gemeinschaft der Geburt innerhalb der einzelnen Völker an. Während ihm in der Stammesgliederung der Menschen das Nationalitätsprincip als begründet und in dem Vorhandensein der Völkerindividuen als verwirklicht erscheint, erblickt er in der Volkssprache das charakteristische Kennzeichen der einzelnen Völkerindividuen, weil die Sprache das naturgemäße gesellschaftliche Organ des Menschen ist. Jede Nation erstreckt sich demnach so weit, wie die Verständigung durch eine Volkssprache erfolgt. Das Bestehen der Völkerindividuen ist nach der Ansicht des Verfassers unabhängig von dem Grade der Ausbildung der Sprache, obschon er nicht verkennt, daß diese Ausbildung zur Fortentwickelung der Völker in mittelbarer Beziehung steht. Der Uebergang einzelner Individuen oder Volksbruchtheile von einer Sprache zur andern ist in der Völkermischung begründet; er geschieht nicht selten der menschlichen Freiheit gemäß, jedoch niemals nach der reinen Willkür des einzelnen. Dagegen steht die gewaltthätige Aufdrängung fremder Volkssprachen und insbesondere die Verdrängung der Volkssprache durch die sogenannte Staatssprache mit dem

Nationalitätsprincip in einem schneidenden Widerspruch; „sie ist ein Frevel gegen die geistige Ordnung der Völker". Der Staatssprache will Böckh nur den Vorzug, „die erste unter gleichen zu sein", einräumen. Es gehört zu der Aufgabe gesitteter Völker, die Entwickelung der nationalen Sprache in dieser Sprache und durch diese Sprache zu fördern; zur allgemeinen Verwirklichung dieser Aufgabe hält es der Autor für nothwendig, daß das Recht der Nationalität in das gemeinsame Staatenrecht aufgenommen werde. Die deutsche Nation dürfe sich nicht die Ehre nehmen lassen, in dieser Beziehung voranzugehen, sowol zu Gunsten der Deutschen, wie zur Sicherung des Völkerfriedens überhaupt; sie hat, nach Böckh's Meinung, die weltgeschichtliche Mission, die Verbrüderung derjenigen Nationen herbeizuführen, welche sich zur Achtung und Förderung des Nationalitätsprincips verpflichten. Er sagt deshalb:

Die Förderung der Bildung jedes Volksstammes in seiner eigenen Sprache und durch die Ausbildung derselben ist also eine Consequenz der wirklichen Anerkennung des Grundsatzes der Nationalität. In diesem Sinne dem Nationalitätsprincip Geltung zu verschaffen, zu Gunsten des eigenen Volks wie zu Gunsten aller Völker, welche unter dem Drucke fremden Sprachzwanges leiden, und welche die Geltendmachung des Nationalitätsprincips von diesem Drucke erlösen kann, ist die würdige Aufgabe unserer deutschen Nation. Es bedarf hierzu nicht der äußern Herrschaft durch irgendein bestimmtes Volk; wohl aber bedarf es der Herrschaft des gemeinsamen Princips, also der allgemeinen grundsätzlichen Anerkennung der vollen Freiheit jedes Volks, seine Sprache in denjenigen Wohnsitzen zu üben, denen es angestammt ist, oder in welche es seine Ansiedelungen erstreckt hat. Und solchen Staaten gegenüber, welche das Nationalitätsprincip nicht anerkennen, mithin die höhere Ordnung des Volksgeistes leugnen, bedarf es des wirklichen Schutzes derjenigen, welche abweichender Nationalität sind, und nöthigenfalls der Ablösung ihrer Wohnsitze von dem unterdrückenden Staate.

Der Verfasser verkennt nicht, daß es an Verheißungen, Zusicherungen und Verträgen, welche bei der Vereinigung eroberter Territorien mit einem Staatswesen oder bei freisinnigen und freiwilligen Umgestaltungen im Innern eines Staats der abweichenden Nation die Erhaltung ihrer Nationalität und den Gebrauch ihrer Sprache zusicherten (wie z. B. die Capitulationen, welche die Baltischen Herzogthümer an Rußland brachten), bisher schon nicht gefehlt hat; da aber alle solche Garantien meistens nur bloßer Schein waren, weil ihre Achtung oder Nichtachtung in die Willkür desjenigen gestellt war, der sie gegeben hatte, so kommt er zu dem Schlusse, daß erst die Aufnahme solcher Garantien in das gegenseitige Staatenrecht, welches man heutzutage mit dem ungenauen und sehr dehnbaren Ausdruck des internationalen oder Völkerrechts bezeichnet, dem Nationalitätsprincip diejenige feste Grundlage geben kann, mit welcher die Nationalität von dem geistigen Druck der Staatsangehörigkeit gelöst wird. Und wenn, wie bereits angedeutet, die Anerkennung der Nationalität, wie sie die angestammte Volkssprache zeigt, die Forderung ist, in welcher das Nationalitätsprincip seinen vollberechtigten Ausdruck findet, so sind, wie unser Autor meint, die Hauptforderungen, welche die deutsche Nation unter Umständen im Namen des Nationalitätsprincips als ihr volles Recht mit aller Energie in Anspruch zu nehmen hat, etwa folgende: Deutsche Sprache als Geschäfts- und Gerichtssprache in allen deutschen Wohnsitzen, deutscher Gottesdienst in den Gemeinden deutscher Nation, deutsche Volksschulen für die Kinder deutscher Aeltern und die Geltung des deutschen Geistes an den höhern Bildungsanstalten der Deutschen. Die thatsächliche Durchführung solcher Forderungen würde in Wahrheit die „Tilgung langer deutscher Schanden" sein, vor allem derjenigen, welche unser westliches Nachbarvolk unter Leitung seiner Bourbonen, Convente und Cäsaren in beharrlicher Unterdrückung der deutschen Nationalität auf unser Volk gehäuft hat, und deren Tilgung für die deutsche Nation eine ebenso unverjährbare Pflicht, wie der Anspruch auf Achtung der angestammten Nationalität ein unverjährbares Recht ist. Die neuesten Ereignisse versprechen eine radicale Heilung dieser Misstände durch die Annexion der deutschen Provinzen Frankreichs; dadurch werden die folgenden Worte des Verfassers erst in vollem Maße zur Wahrheit werden:

Die Wiedereinsetzung der deutschen Sprache im Elsaß und Westreich in ihr altes Recht als geltende Landessprache und die Zurücksetzung der französischen Sprache in jene Stellung, welche ihr als gemeinsamer Staatssprache und als der Volkssprache eines kleinen Theils der angestammten und eingewanderten Bevölkerung zukommt, wäre die unerlaßliche Bedingung, unter welcher der erstarkende deutsche Volksgeist die fortdauernde Verbindung eines wichtigen Theils der Nation mit einem fremden Reiche ohne Entwürdigung betrachten könnte; sie allein könnte, ohne Veränderung der Staatengrenze, der deutschen Nation das rechte Pfand des Friedens und der Freundschaft geben. Wenn nun im Gegentheil die neuesten Verhandlungen des französischen Senats den Regierungen dieses Staats die Anerkennung geben, daß sie kein Mittel unversucht gelassen haben, die deutsche Sprache in diesen Landestheilen zu vernichten, und wenn der französische Senat die Beseitigung des Deutschen aus dem Unterricht für eine nationale Aufgabe ersten Ranges erklärt, was ist dies anders als eine offene Kriegserklärung gegen die deutsche Nation!

Bei der Geltendmachung des Nationalitätsprincips in diesem Sinne, im Sinne der Gleichberechtigung jedes nationalen Geistes, würde — so muthmaßt Böckh — die deutsche Nation nicht vereinzelt dastehen; ihre südlichen und nördlichen Nachbarn, in der Culturentwickelung den Deutschen nicht allzu unähnlich, würden sich diesen Bestrebungen um so bereitwilliger anschließen, je eher ihnen gegenüber die deutsche Nation selbst das Nationalitätsprincip in gerechter Handhabung zur Anwendung brächte:

Es würde damit der Grund zu einer Völkerverbrüderung gelegt sein, welche geeignet wäre, eine der geistigen Natur des Menschen entsprechende Ordnung und mit ihr eine Zeit des Völkerfriedens herbeizuführen. Zu dieser Verwirklichung des Nationalitätsprincips im Sinne wahrer Freiheit und Bildung ist aber die deutsche Nation, welche an Zahl keinem andern Volke der weißen Rasse nachsteht, vorzugsweise berufen, da sie vor andern jene Eigenschaften besitzt, welche einem Volke ein maßgebendes Vorangehen auf geistigem Gebiet zuweisen.

Gegen diese Argumentationen und Schlußfolgerungen unsers Autors, die an sich logisch, klar und verlockend klingen und vielleicht auch sind, läßt sich vom theoretischen Standpunkte aus schwerlich viel einwenden; die Sache gewinnt indessen ein ganz anderes Ansehen, sobald wir diese untadelhaften Theorien vom Standpunkte der praktischen Politik auffassen und zur thatsächlichen Verwirklichung derselben schreiten wollen. Wir würden dann

sehr bald erkennen, ein wie weiter Raum zwischen der Richtigkeit einer Idee und der realen Ausführung derselben liegt, wie viel bei der thatsächlichen Lösung theoretisch leicht zu entscheidender Fragen fast immer von den jedesmaligen physischen und moralischen Machtverhältnissen abhängt. Wir verwahren uns aber ausdrücklich dagegen, daß wir mit diesen Bemerkungen die patriotischen Ausführungen unsers Autors als vollständig in der Luft schwebend darstellen wollten; wir wollten vielmehr einzig und allein nur auf die Schwierigkeit der Verwirklichung an sich richtiger Ideen aufmerksam machen.

Das zweite Vorwort stellt sich zur Aufgabe, die richtige Methode festzustellen, durch die das Nationalitätsverhältniß eines Volks statistisch ermittelt werden kann. Da die Volkssprache erwiesenermaßen das alleinige allgemeine Kennzeichen der Nationalität ist, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß eine methodische Statistik zur Kenntniß des jedesmaligen Nationalitätsverhältnisses ihre Aufnahme grundsätzlich und vor allen Dingen auf die Volkssprache zu richten hat. Kein Theil der thatsächlichen Bevölkerung darf von der Aufnahme ausgeschlossen sein, und ebenso wenig darf sie sich auf die Angabe einzelner Landessprachen beschränken. Die Angabe zweier Sprachen für einen Einwohner ist unzulässig. Die Aufnahme hat sich der ganzen Mittel der Volkszählung zu bedienen, sowol der Auskunft der Familienhäupter, wie der amtlichen Organisation. Je weiter aber die statistische Betrachtung, aus dem einzelnen aufsteigend, sich der Darstellung des Gesammtverhältnisses nähert, um so mehr müssen die Schattirungen zurücktreten, welche die Wirklichkeit im einzelnen Falle uns zeigt. Und wie von den gewonnenen Zahlen solche, die nur mit Mistrauen und in Ermangelung besserer aufzunehmen sind, in den Summen selbst sich mit den sichersten Ergebnissen nothwendig mischen, so müssen auch die nebensächlichen Gesichtspunkte schließlich hinter denjenigen zurücktreten, deren Verfolgung die der statistischen Ermittelung zu Grunde liegende Idee gebietet.

Die Einheit jeder Nation und ihre Verschiedenheit von den übrigen statistisch zur Anschauung zu bringen, oder um mit dem Beschlusse des statistischen Congresses zu reden: die Darstellung der einzelnen Volksstämme nach der Zahl ihrer Angehörigen und dem Gebietsumfange ihrer Wohnsitze, das ist es, worin die statistische Betrachtung ihr Ziel erblickt:

> Nicht das Vermischen und Verwischen ist es, was die Statistik da im Auge haben darf, wo sie ihre Betrachtung auf die Allgemeinheit der Thatsachen ausdehnt, sondern vor allem das Herauskehren desjenigen, was die zu Grunde liegende Idee als wirklichen Gegensatz darstellt; denn darin besteht ihre bildende Thätigkeit, daß sie die Thatsachen zur Darstellung des Gedankens benutzt und für das Körperlose in dem Thatsächlichen sein Gleichniß findet.

Der nun folgende „beschreibende Theil", welcher eine Darstellung des deutschen Sprachgebiets, seiner Grenzen gegen die Gebiete anderer Nationen, der diesseits und jenseits vorhandenen Uebergänge und Sprachinseln und wiederum der an diese sich anschließenden oder für sich bestehenden gemischten Wohnsitze gibt, bietet (S. 47—216) ein ungemein reichhaltiges, belehrendes und interessantes Material. In elf Kapiteln schildert der Verfasser das deutsche Sprachgebiet unter den Engländern, den Skandinaviern, den Letten und Esten, den Russen, den Polen, den Wenden und Czechen, den Magyaren, den Rumänen, den Serben und Slowenen, den Italienern und Rhätoromanen und endlich unter den Franzosen. Von ganz besonderm Interesse dürften gerade in der Gegenwart die eingehenden Angaben sein, welche der Verfasser über das Mischungsverhältniß der Deutschen und Czechen gibt, sowie über das Verhältniß der Deutschen zu den übrigen in Oesterreich und Rußland lebenden Völkerstämmen; nicht sehr erfreulich sind die Resultate der Untersuchungen über das Bestehen oder vielmehr Verkommen des deutschen Sprachelements in den Landestheilen, die früher zu Deutschland gehörten, jetzt aber unter französischer Botmäßigkeit stehen.

Ungeachtet mancher nicht ganz unerheblicher Abweichungen, welche die statistischen Zusammenstellungen Böckh's im Vergleich zu ähnlichen Angaben anderer Statistiker zeigen, steht doch als Hauptergebniß des in Rede stehenden Werks fest, daß die deutsche Nation ihrer Zahl nach unter allen Nationen Europas voransteht, sei es als die unbedingt zahlreichste Nation, oder sei es daß die russische Nation, welche gleich der deutschen sich reichlich aus sich selbst vermehrt, wenn auch bei nachtheiligern Lebensverhältnissen als die deutsche, derselben an Volkszahl gleichkommt; freilich nur mit Einrechnung der Kleinrussen, welche von mancher Seite als eine besondere Nation betrachtet werden. Als dritte Nation Europas erscheint die französische, unter Zurechnung nicht nur der Wallonen, die ihr nach Abstammung und Sprache zugehören, sondern auch des occitanischen und catalanischen Volksstammes, welcher vielleicht richtiger als selbständige Nation zu betrachten ist. Bei Abrechnung der Occitaner würde die französische Nation in Ansehung ihrer Volkszahl innerhalb Europas der italienischen und der englischen ungefähr gleichstehen, mithin nur ungefähr halb so stark vertreten sein wie die deutsche und die russische Nation. Als sechste der größern Nationen Europas erscheint die spanische einschließlich der Portugiesen (hier ohne die Catalanen gerechnet); als erste der kleinern Nationen die polnische (ein Dreißigstel der Bewohner Europas), dann die skandinavische, dakoromanische, czechische, serbische, magyarische u. s. w.

Daß diesem Zahlenverhältniß gegenüber die deutsche Nation thätsächlich noch immer eine untergeordnete Stellung unter den Nationen Europas einnimmt, liegt — wie unser Autor richtig bemerkt — bei weitem weniger in der Zersplitterung ihres Sprachgebiets, als vielmehr in ihrer politischen Zersplitterung. Denn was die örtliche Zerstreuung der Deutschen angeht, so ist derjenige Theil der Deutschen, welcher über andere Sprachgebiete zerstreut wohnt, zwar an sich sehr beträchtlich, aber doch gering im Vergleich mit der zusammenwohnenden Masse der Deutschen. Von der Zahl der Deutschen, welche mit Einrechnung der deutsch redenden Juden auf mindestens 53 Millionen und höchstens auf 55 Millionen, am richtigsten wohl auf 54 Millionen innerhalb Europas angenommen werden kann, wohnen über 49 Millionen (genauer 49,110000) im zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete. Eine staatliche Einigung dieser 49 Millionen Deutschen würde allerdings die deutsche Nation

wol zu der mächtigsten von allen europäischen Nationen machen; daher ist es begreiflich, wenn namentlich unsere westlichen und östlichen Nachbarn die deutschen Einheitsbestrebungen mit Neid und Misgunst verfolgen.

Den Schluß des Werks bildet ein sorgfältig gesichteter „Tabellarischer Theil" (S. 219—308), welcher die Ergebnisse der Nationalitäts-Ermittelungen in den einzelnen Staaten enthält, und sich ebenso sehr durch eine lichtvolle Darstellung, wie durch eine das gründlichste Quellenstudium bekundende Ausführung empfiehlt. Als besonders instructiv heben wir aus diesem werthvollen Schlußtheile des Buchs hervor: die Schätzungen für das Herzogthum Schleswig, die Zählungsaufnahmen und statistischen Ermittelungen aus den europäischen Ländern des russischen Reichs und den verschiedenen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie, sowie endlich die historische Gliederung des deutschen Sprachgebiets in Frankreich.

Rudolf Doehn.

Heimische und fremde Dichtungen.

Die Ergebnisse der neuesten literarischen Statistik sind uns unbekannt, aber daß wir Deutschen noch heute, wo wir, wie man behauptet, ein politisches Volk geworden sind, alle andern Völker an Versproduction übertreffen, das leidet wol keinen Zweifel. Was dafür und dagegen zu sagen, ist schon so oft in d. Bl. erörtert worden, daß dem nichts hinzuzufügen sein möchte. Gehen wir also gleich an die Besprechung der vorliegenden Gedichte. Sie bilden ein so buntes Gemisch, daß es schwer ist, einen gemeinsamen Gesichtspunkt für sie zu finden und ein Gesammtresultat daraus zu ziehen. Wir können hier nur einen vereinzelten Beitrag zum schließlichen Facit geben und werden es ohne Vorurtheil thun, zumal uns die Namen sämmtlicher hier zu besprechender Dichter zum ersten mal entgegentreten. Ein Urtheil über lyrische Producte ist immer ein mehr oder weniger subjectiv gefärbtes, das kann nicht anders sein; doch sind wir uns einer gewissen vielseitigen Empfänglichkeit bewußt und werden, damit dem Hervorheben des Guten Raum bleibe, dem Vergnügen, das im Verspotten des Schlechten liegt, zu widerstehen suchen. Leider können wir uns heute dem schönen Hange zur Anerkennung nur selten ganz hingeben. Vor allem nicht bei:

1. Der Schönsten. Gedichte von Hans Ellissen. Göttingen, Ellissen. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Schönen finden selbst an monotonen Lobliedern auf sie Geschmack, sie können in diesem Punkte viel ertragen. Unsere Schönste hört es gewiß gern, wenn ihr gesagt wird:

> — Die höchste Seligkeit
> Kannst du allein nur geben; —

hört sie dann aber weiter:

> Wem Liebe nie das Leben bot,
> Kennt Leben nicht, lebt nur den Tod —

so wird ihr doch wol etwas bedenklich dabei, schwül aber wird ihr sicherlich zu Muthe bei:

> Die Schwüle wandelst du in Himmelsluft,
> Den Trumpf nur zeigen meines Lebens Karten.

Beruhigen muß es sie aber, daß der von ihr Begeisterte sich mitten in seiner Verzückung oft sehr plan und verständlich ausdrückt, wie z. B.:

> Wenn ich Reichthum gleich entbehre,
> Wenn's an Gütern mir gebricht,
> An die Bagatelle kehre
> Ich mich jetzt und ewig nicht.

Eigentliche Poesie haben wir in den Liedern des ohne Zweifel noch sehr jungen Dichters nicht gefunden, wol aber hier und da Lebendigkeit und Frische. Zuweilen klingt auch ein musikalischer Ton darin. Liebeslieder und nur Liebeslieder sind heutigentags nur zu ertragen, wenn Inhalt und Form bedeutsam sind.

2. Pfaffenkrieg. Gewappnete Lieder von F. J. Egenter. Zürich, Verlagsmagazin. 1870. 8. 16 Ngr.

Aus der Liebe gerathen wir hier in den Haß; aber er hat ebenso wenig wie jene hier einen wirklichen Dichter erzeugt. An Gesinnungstüchtigkeit und Tapferkeit fehlt es nicht. Egenter führt seine drei poetischen Fähnlein mit ihrer Nachhut kampflustig ins Feld gegen Papst, Ultramontanismus, Jesuiten und Pfaffen, er findet letztere auch im protestantischen Lager und begeht dabei die denkwürdigen Verse (S. 135):

> Der Josua Bismarck und Josua Knack,
> Sie schoben die Sonne nun gar in Sack,
> Und nur ihr eignes Lichtfabrikat
> Beleuchtet heute den Preußenstaat!

Mitunter nehmen diese in oft unmöglichen Reimen und Rhythmen sich bewegenden Strophen einen Anlauf wenn nicht zur Poesie, doch zur Rhetorik in Herwegh'schem Stile und schreiten in der That gepanzert einher, z. B. in „An mein schlagfertiges Heer" (S. 1):

> Ziehe hin, mein muthig Heer,
> Schwing das Schwert und wirf den Speer u. s. w.

Gewöhnlich ist es aber nur versificirte Prosa, gereimter Leitartikel eines Parteiblattes. Wir erkennen eine polemische Poesie an, wir gestatten ihr Derbheiten, Hyperbeln und Cynismen, wenn sie sich als etwas Gewolltes, zu künstlerischen Zwecken Verwendetes darstellen; doch hier ist es meistens ein rohes Schelten und Schimpfen im Bierbankton, dessen Monotonie nur selten durch eine schwungvollere Strophe, eine schlagende Wendung und ein poetisches Bild unterbrochen wird; die Trivialität sinkt dabei mitunter zur Gemeinheit herab, siehe: „Ein hoffnungsvoller Seminarist", ein Gedicht, dessen fünfte Strophe als Beleg zu citiren wir aus Anstandsrücksichten unterlassen.

Der Verfasser ist übrigens kein abstracter Declamator, er greift ins Leben frisch hinein und setzt, an Persönlichkeiten und Zeitereignisse anknüpfend, alles in Scene, was nur die Journale von ultramontanen Schandthaten enthüllen, nur will's nicht in den Vers hinein und gestaltet sich nicht poetisch. Ein Pamphlet in Prosa würde ihm bei

seinem Eifer ohne Zweifel viel besser gelingen und mit Johannes Scherr an Kraftausdrücken wetteifern. Warum denn Verse? weshalb soll denn die arme deutsche Sprache für die Sünden der Jesuiten und des Papstes büßen, wie (wir greifen blindlings aus der Fülle von Beispielen heraus) sie es S. 79 thut:

> Napoleon selbst, der getreueste Sohn,
> Fällt ab vom heiligen Vater,
> Er wird im Bund mit Italien
> Ein greulicher Attentater.

3. Das Mädchen aus Böhmen. Idyllisches Epos von J. Reinkens. Trier, Lintz. 1870. 8. 12 Ngr.

Vom klirrenden und klappernden Jambentritt gewappneter Lieder gehen wir zum ruhigen Gleis idyllischer Hexameter über. Ort der Handlung im ersten und letzten Gesange: das Ufer des Rheins, im zweiten: Böhmen; Zeit: das Jahr 1866 beim Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich. Gottfried, der Sohn eines wohlhabenden Müllers und Ortsvorstehers zieht als preußischer blauer Husar ins Feld und wird in der Schlacht von Sadowa durch eine österreichische Kugel am Beine verwundet, sein Pferd geht mit ihm durch und wirft ihn vor dem letzten Hause eines einsamen Dorfs zu Boden. Die Bewohnerin derselben, Marianne, die Schwester eines in der österreichischen Armee in Italien dienenden Arztes, nimmt den durch Blutverlust Erschöpften hülfreich auf und pflegt ihn, es entwickelt sich ein zartes Verhältniß, in dem sich, wir sehen es voraus, zwei feindliche Stämme wie in der „Minna von Barnhelm" versöhnen werden. Indeß bricht die Cholera aus, und da Frieden geschlossen ist, räth Marianne dem Gottfried, heimzukehren, und entschließt sich, da er noch ihrer Hülfe bedürftig ist, ihn auf der Eisenbahn bis an den Rhein zu begleiten. Sie wird im Hause der dankbaren Aeltern als Tochter aufgenommen und setzt die Pflege des Genesenden fort; aber sehend, daß die Mutter ihn mit einer reichen Nachbarstochter zu verheirathen wünscht, entschließt sie sich mit brechendem Herzen zur Flucht. Darauf tritt die Katastrophe ein, es kommt, wie im Goethe'schen Idyll, zur Erklärung zwischen den Liebenden und Gottfried besiegt den Widerstand der Aeltern. Die ohne große Mühe erfundene Handlung ist, wie man sieht, sehr einfach, genügt aber zu einem Idyll. Die Durchführung derselben macht in ihrer anspruchslosen Natürlichkeit und ruhigen Entfaltung einen wohlthätigen Eindruck. Die Charakteristik der handelnden Personen, besonders die der Aeltern, hätte wol schärfer, individualisirender sein können, ein Ansatz ist dazu gemacht; vom edeln Liebespaare verlangt man dies in einem Idyll weniger; dasselbe konnte aber bei der Katastrophe ein tieferes Pathos entfalten, die Situation war dazu angethan. Der historische Hintergrund gibt, wie in „Hermann und Dorothea", das als Muster überall durchblickt, dem Ganzen eine höhere Bedeutung: die Stimmung des Volks beim Ausbruch des Kriegs, der kurz angedeutete Feldzug, die Zustände in Böhmen, das Leben auf der Mühle sind lebendig gemalt und wol zum Theil eigener Anschauung entnommen; auch die Naturbilder sind stimmungsvoll und der Haltung des Ganzen entsprechend; der idyllisch-epische Charakter ist überall, besonders auch in Sprache und Handhabung des meist gut gebauten Hexameters mit seinen nur sparsam verwendeten Trochäen, innegehalten.

Die Schlußworte dieses nicht bedeutenden, aber gesunden und ansprechenden Gedichts sind folgende, sie bezeichnen Geist und Sinn des Ganzen:

> Amen, sagte der Greis, und du halt ewig in Ehren,
> Gottfried, ewig das Mädchen, das Leben und Liebe dir schenkte,
> Denke mit Dank an die Tage des Leids, das jüngst in dem Krieg du
> Duldetest, wahrlich, es blühte dir Freude daraus für die Zukunft!
> Sieh, wenn die Saat einst wächst, die fern auf böhmischen Feldern
> Preußens schlachtengewaltiges Volk nun säte, wenn weithin
> Deutschlands mächtige Stämm' ineinander die Kronen verschlingen,
> Stolz alsdann sich ihr Wipfel erhebt hoch über die Erde,
> Ueber die Throne der Welt, mit Frieden Europa beschattend,
> Sieh, dann darfst du mit Stolz zu der Gattin blicken und sagen:
> Ich auch stand an dem Werk, rang heiß für die herrlichsten Güter
> Deutschlands mit und gewann zugleich mir selber das Beste,
> Wie es dem liebenden Mann auf Erden das liebende Weib ist.

4. Georginen. Poetische Proben, ersonnen und gesungen am Inn und am Pruth von J. G. Obrist. Czernowitz, Buchowiecki u. Comp. 1870.

Weshalb diese ersonnenen und gesungenen Proben Georginen heißen, ist nicht ersichtlich. Sagte der Verfasser es nicht in der Dedication, man sähe es bald, daß es Erstlinge, also keine Herbst-, sondern Frühlingsblumen sind. Der Inhalt ist so unbedeutend wie bei Ellissen, aber es zeigt sich mehr Formtalent und Geschmack, der Liederton ist meistens getroffen, Rhythmus und Reim correct und rein, aber man hat nur selten den Eindruck, daß die Lieder mit innerer Nothwendigkeit dem Gemüth entsprungen sind; es ist als habe der Verfasser sich in allerlei lyrischen Weisen versuchen wollen; daß ihm das ohne bedeutsamen Inhalt gelingt, erscheint uns für seine poetische Zukunft bedenklich, weniger Form und mehr Gehalt verspräche mehr. Wir hatten nach dem Titel gehofft, auf etwas Nationales und Eigenthümliches vom Ufer des Pruth und des Inn zu stoßen, fanden uns aber getäuscht, die Lieder hätten auch am Rhein und an der Weser gedichtet sein können, sie zeigen weder nationale, noch persönliche Individualität. Indeß ist, wie der Umschlag besagt, der Reinertrag für fleißig Studirende einer Realschule bestimmt; möge er dafür ersprießlich sein und damit dem Büchlein eine raison d'être geben; jedenfalls ist das Interessanteste daran, daß es aus der Bukowina kommt.

5. Gedichte von Franz Othen. Wiesbaden, Limbarth. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies sind keine vom jugendlichen Veröffentlichungsdrang zu früh zusammengerafften losen Blätter, hier liegt ein Stück Leben vor, hier ist etwas Gereiftes, mit Sorgfalt Gefeiltes und Zusammengestelltes. Ein edles männliches Streben, ein tiefsittliches Wollen, eine selbstgewisse Persönlichkeit tritt uns hier entgegen; doch verrathen die meisten der Gedichte, die in formaler Hinsicht tadellos sind, mehr den Denker als den Dichter. Reflexion, Lebens- und Selbstbeobachtung sind überwiegend, und

nur selten gelingt es dem Verfasser, wie oft er auch den Ansatz dazu nimmt, das Gedachte plastisch zu gestalten, das Empfundene musikalisch austönen zu lassen, er bleibt dabei meist auf halbem Wege stehen. Das Bild und die Situation, womit er beginnt, werden nicht concret und verlieren sich in die Breite der Reflexion; abstracte, nicht immer klar ausgedrückte Gedanken und unverständliche Anspielungen greifen störend hinein und wirken ermüdend. Den Liedern fehlt das Knappe, Skizzenhafte und Volksthümliche, sie klingen selten rein und melodisch aus, selbst das, welches er ausdrücklich „Lied“ überschreibt, ist kein solches. Indeß gelingt ihm doch hier und da ein glücklicher Wurf, z. B. in:

Einer Gefallenen.

Des Baches Wellen gleiten
Dahin durch Wiesengrün
Und sehn im Glanz der Sonne
Die kleinen Blumen blühn.

Und eine Blume stehet
Am Ufer zart und schön
Und neiget still die Krone
Und lauschet dem Getön.

Die grünen Stengel küssen
Die Wellen blendend rein,
Dann singen sie die Blumen
In süßes Träumen ein.

Und helle Tropfen springen
Empor im kecken Tanz
Und hängen an der Krone
In wunderlichtem Glanz.

Sie sinkt und taucht herunter
Ihr helles Angesicht —
Da rauschen wild die Wasser,
Der zarte Stengel bricht.

Sie treibet rasch von dannen,
Und fern am dürren Strand
Da werfen sie die Wogen
Zerrissen an das Land.

Noch immer spielen Wellen
Am Ufer hin und her,
Dich, arme kleine Blume,
Dich grüßet keine mehr.

Von tiefem Ernste zeugen die Zwiegespräche, die er mit sich hält; aber Gegenstand und Veranlassung treten nicht klar heraus, man müht sich dabei umsonst mit Enträthselung des Halbverhüllten ab. Aehnlich ist es bei seinen Blicken in die ihn umgebende Welt in drei Abschnitten: „Aus dem Leben“, „Wanderungen“ und „Vermischte Gedichte“, die jedoch manches Bemerkenswerthe enthalten, z. B. „Moderner Götzendienst“, „Après nous le déluge“, „Zeichen der Zeit“, „Ein welkes Blatt“, „Ruhe“, „Der Bergwald“. Bezeichnend für des Verfassers tüchtige Persönlichkeit ist das kräftige, die Strophe mit einem volltönenden Refrain abschließende Gedicht „Stolz“:

Wie hoch des Lebens Flut auch schwillt,
Doch höher hebe du dein Haupt,
Erheb' es stolz, ein Götterbild,
Dem nichts die freie Würde raubt.

Verschwindet in dem Strom ein Gut,
Das sich dein Herz zur Lust erkor,
Laß fahren! es verschlingt die Flut
Nur den, der bang sich selbst verlor.

In ähnlichem Geiste sind „Verloren“, „Traum und That“, „Bannspruch“ und manche der wohlgeformten Sonette gedichtet.

Eine siegesgewisse Stimmung spricht aus „Der Lebensbaum“, von dem hier Anfang und Schluß stehen möge; es ist Poesie darin:

Mein Geist erblickt in nächtlichem Traum
Mit prangenden Blüten den Lebensbaum,
Aus den Wipfeln erschallt der Vögel Gesang,
Doch am Grunde hallt es dumpf und bang:
Wir nagen! Wir nagen!
— — — — — — — — —
Doch wächst der Baum und strebet kühn,
Die Frucht will reifen, die Knospe blühn,
So zeuget er kühn von des Lebens Gewalt
Und spottet des Rufs, der unten erschallt:
Wir nagen! Wir nagen!

Die dem Fortschritt, der Humanität und Aufklärung zugeneigte Gesinnung des Dichters zeigt sich in der „Gedenktafel beim Jubiläum eines Volksschullehrers“, nur ist die Tafel zu lang und zu breit.

Conciser spricht sich seine Auffassung der jetzigen poetischen Richtungen aus, z. B. in „Auf ein Liederbuch“ und in „Heine und seine Nachfolger“, das als charakteristisch mitgetheilt zu werden verdient:

Man liebt es, keck zu spielen
Mit Liebeslust und Leid,
Seit klingende Lügen gefielen
Der hochgebildeten Zeit.

Seitdem lacht man in Thränen,
Dann wird das Spiel pikant,
Die feinen Leute gähnen
Sonst zu dem Liedertand.

Doch wen Natur zum Dichter,
Zum heiligen Dienst geweiht,
Hat einen höhern Richter
Als diesen Geist der Zeit.

Ihm ist aus Herzenstiefen
Das Wort nicht Spiel und Tand
In spottenden Hieroglyphen,
Die jedem Buben bekannt.

Er wird nicht in ernste Mienen
Verzerren sie zum Scherz,
Der Wahrheit wird er dienen,
Denn heilig ist der Schmerz.

Den wenigen episch-lyrischen Gedichten fehlt der knappe, volksthümliche Balladenton, sie sind viel zu breit, es ist schade darum, denn die Intentionen sind geistreich.

Am bedeutendsten ist jedenfalls der letzte Abschnitt: „Sprüche und Sinngedichte“, mit dem Motto:

Ein Spruch ist keine leichte Waare,
Die man gewinnt in Spiel und Scherz,
Ihn muß die Noth oft vieler Jahre
Als Frucht erst reifen für das Herz.

Die Didaktik scheint Othen's eigentliches Feld zu sein; hier schadet's nicht, daß der Denker den Dichter überragt, und hier tritt uns, freilich neben einigem Gewöhnlichen, viel Tiefgedachtes und Feinbeobachtetes in wohlgeformten Versen entgegen, denen es jedoch zuweilen an gnomischer Concentration und Kürze, an der epigrammatischen Spitze fehlt.

Wir zweifeln, daß diese über 300 Seiten starke Gedichtsammlung, die vortrefflich gedruckt und glänzend ausgestattet ist, sich ein großes Publikum erwerben werde.

Danach ist sie nicht angethan, den umschwärmten Putztisch wird sie nicht zieren; aber wir fühlten uns gedrungen, der Achtung, die sie uns trotz ihrer poetischen Mängel einflößt, hier einen Ausdruck zu leihen.

6. Die Rose des Libanon. Epische Idylle in drei Gesängen von Ferdinand Hollandt. Braunschweig, Sievers u. Comp. 1870. 16. 1 Thlr.

Marie, die Schwester des Lazarus, „ein Mädchen schön wie aus dem Fabellande" geht in den Wald und bleibt entzückt stehen, denn während ihr „Haar im milden Abendwinde spielt und den Schwanenbusen in Nacht hüllt", sieht sie unter „jenen Bäumen den Götterjüngling träumen". Dieser Götterjüngling, der auch der schöne Schläfer, der Götterschwan genannt wird, ist Jesus. Vorläufig gleicht er aber dem Endymion, wie diese Strophe besagt:

Und hold zu schaun! voll Sehnsucht und voll Zagen,
Halb überrascht, halb lächelnd steht sie da,
So lächelt' einst in jenen goldnen Tagen
Voll süßen Wehs die keusche Cynthia,
Als sie herab vom stolzen Drachenwagen
Auf blum'ger Höh' den schönen Schläfer sah.
Ein leiser Schmerz spielt sanft in ihren Zügen,
In Träumen scheint sich Herz und Haupt zu wiegen.

In den folgenden Strophen wird der Beginn des zarten Verhältnisses, zu dessen Ausmalung wenige einfache Bibelstellen dem schönseligen Dichter Veranlassung gaben, geschildert; wir citiren sie, damit man uns nicht der Verleumdung zeihe, wenn wir diese epische Idylle, die zu analysiren uns der Raum fehlt, für eine Geschmacksverirrung erklären:

Und als sie jetzt mit jungfräulichem Zagen
Sich unschuldsvoll in holder Anmuth neigt,
Als wolle sie den schönen Schläfer fragen:
Ist's auch kein Traum, der meine Sinne täuscht?
(Reimt mit: neigt.)

Da mahnt den Herrn, die Augen aufzuschlagen,
Ein leises Weh, das aus dem Herzen steigt,
Und Traum und Schmerz und alle Bilder fliehen
Um schöner jetzt im Leben aufzublühen.

Ha, wie jetzt in den engelgleichen Zügen
Der Jungfrau Lieb' in holde Scham zerrinnt,
Wie Schwänen gleich des Busens Wellen fliegen
Und man den Schlag des Herzens fast vernimmt,
Wie strahlend jetzt, um alles zu besiegen,
In ihrem Blick die helle Seele schwimmt,
O holde Scham, o reizendes Verbrechen,
Wenn Wang' und Blick des Herzens Sprache sprechen.

Wir müssen die Liebhaber einer solchen Vermischung des Heiligen mit dem Profanen, des Sinnlichen mit dem Geistigen auf das schön geschmückte Büchlein selber verweisen; auf uns hat die verschwommene, sublimirte, süßlich fromme Empfindsamkeit, die sich in schönklingender Sprache ohne Kern und Kraft gefällt, einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Die Verse sind übrigens glatt und, mit einigen Ausnahmen, nicht übel gebaut, sie erinnern an die Stanzen von Ernst Schulze in „Cäcilie" und „Die bezauberte Rose", üben aber eine narkotische Wirkung aus und lullen den Leser in einen gefühlsseligen Dusel ein.

7. Das Hohelied, ein dramatisches Gedicht. Metrisch bearbeitet von Heinrich Stadelmann. Mit einem Titelbilde von Julius Schnorr. Eichstädt, Krüll. 1870. 16. 10 Ngr.

Dies einer ähnlichen Richtung entsprungene gleichfalls schön geschmückte Büchlein erweckt uns gleiche Bedenken. Inwiefern eine Dramatisirung des Hohenliedes möglich und statthaft ist, und inwiefern, dies zugegeben, die Eintheilung in Acte (es sind deren sogar sechs), die Ortsbestimmung der einzelnen Scenen und die Rollenvertheilung passend und die übrigens wohlgereimte Paraphrasirung des Urtextes entsprechend ist, mögen die Theologen beurtheilen. Wir, denen der Luther'sche Text genügt, können solchen Verschönerungen und Modernisirungen keinen Geschmack abgewinnen. Wenn der Verfasser in seiner Widmung an den bekannten Dichter Gerok fragt:

Doch wer mit frommen Sinnen
Dies Lied der Liebe liest,
Ob nicht ein höhres Minnen
Sich seinem Geist erschließt? —

so scheint uns eher das Gegentheil davon wahrscheinlich, denn bei dieser opernhaften Inscenirung kommt erst recht die weltliche Erotik des Ganzen zu Tage.

8. Sämmtliche Idyllen des Luis de Camoens. Zum ersten male deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster, Russel. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der größte und auch wol nur einzige große Dichter der Portugiesen ist uns in der bedeutendsten seiner Schöpfungen, in den „Lusiaden" schon seit länger durch die vortreffliche Donner'sche Uebersetzung zugänglich gemacht worden. Ebenso gab uns Arendtschild durch sinngetreue und formgewandte Uebertragung seiner Sonette (Leipzig 1852), ein Mittel an die Hand, des vom Schicksal hart verfolgten Mannes so reichbewegtes inneres und äußeres Leben, wie es sich treu in ihnen spiegelt, kennen zu lernen. Ihm schloß sich in echt poetischer Wiedergabe einzelner Sonette und Canzonen der verstorbene Ruperti an.

Einer Uebersetzung der Idyllen begegnen wir hier zum ersten male. Der Fleiß, die Gründlichkeit und Sorgfalt, mit der die Bearbeiter ihre Aufgabe gelöst haben, sind um so mehr anzuerkennen, als sie sich von vornherein sagen mußten, daß sie nur ein kleines Publikum vereinzelter Liebhaber finden würden. Die Hirtenpoesie hat für uns etwas Zopfiges, Veraltetes; die Canzonen und vor allem die Elegien, von denen der Anhang zwei bringt, gewähren schon mehr Interesse. Für die vorantike Schäferwelt, in der sich höfische Bildung und ländliche Einfachheit vergebens zu verschmelzen suchen, für diese kunstvoll gelehrte, sich in Antithesen, Concettis, mythologischen Andeutungen und räthselhaften zeitgeschichtlichen und persönlichen Anspielungen ergehende Behandlungsweise, die mit der Natur des Stoffs in einen unlösbaren Gegensatz tritt, haben wir kein Organ. Diese Eklogen und Idyllen gehören der Literaturgeschichte an. Gern aber wollen wir bezeugen, daß die beiden verbündeten Verfasser sowol in den überaus gelehrten Commentaren als auch in der Uebertragung Verdienstliches geleistet haben, sie haben mit einem Eifer und einer Hingebung, der wir ein ersprießlicheres Object gewünscht hätten, große Schwierigkeiten zu überwinden gesucht, und meistens ist es ihnen gelungen, der widerspenstigen Terzinen, Ottaven und der Canzonenform mit ihrer bunten Reimverschlingung Herr zu werden, freilich mit ihnen wohl zu gestattender Anwendung des männlichen Reims. Wer da weiß, was es heißt, im reim-ärmern deutschen Idiom dem Wohllaut des sonoren

romanischen nachkommen zu müssen, wird ihnen gern einige Härten und verschränkte Wortstellungen nachsehen und es mit der absoluten Reinheit des Reims nicht so genau nehmen.

9. Einige lyrische Gedichte. Polnischen Meistern nachgesungen von Leo Ary Zuker. Leipzig, Kittler. 1869. 16. 20 Ngr.

Hier ist nicht über Interesselosigkeit des Stoffs zu klagen, hier ist kein Misgriff in der Wahl desselben geschehen, denn in die neuere poetische Literatur Polens lassen wir uns gern einführen, es fehlt ihr nicht an Actualität.

Wir bedauern aber, daß es in so unvollständiger Weise durch „einige lyrische Gedichte“ geschieht. Der Beitrag ist für die Erkenntniß doch zu gering und vor allem zu unsystematisch und einseitig. Einige phantastische, ernste und humoristische Erzählungen des bei uns schon eingebürgerten Mickiewicz, seines Nachfolgers im Romantischen, Syrokomla, und politische Lieder Kornels Ujerski, aus denen der Schmerz über den Untergang des Landes und die Klage über seine gefallene Größe in erschütternden Weisen klingt, machen den Hauptinhalt des Gebotenen aus. Wir gewinnen bei dieser Anthologie, auf welche die Arbeit doch angelegt ist, wie gesagt, nur vereinzelte Blicke in das reiche Feld der neuern polnischen Poesie, und, was schlimmer ist, wir wissen gar nicht einmal, inwieweit wir polnische Gedichte vor uns haben, denn der Verfasser macht im Vorwort folgendes wunderbare Geständniß: „Eine Vergleichung des Gebotenen mit dem Urbilde wird zeigen, daß manches bei mir ganz anders, zuweilen selbst in einem völlig veränderten Lichte erscheint, und auch auf manches Ursprüngliche und Eigenthümliche wird der geneigte Leser stoßen.“ Bei einer so verstandenen Uebersetzungskunst verliert die Kritik den Kompaß, ist ihre Fahrt zu Ende, sie kann nur noch constatiren, daß die sprachlich-metrische Behandlung eine gewisse Gewandtheit verräth, daß neben gehobenen poetischen Wendungen auch sehr triviale vorkommen, daß der springende, meist daktylische Rhythmus trotz seiner Lebendigkeit bald monoton wird und mitunter aufhört rhythmisch zu sein, und schließlich, daß der Verfasser es mit sprachlicher Correctheit und Reinheit des Reims nicht sehr genau nimmt. Wir begegnen Formen, wie „entzunden“, „blank und blink“, hören „Wellen geheimnißvoll sausen“, lesen daselbst auch: „Unterwerfung bleibt dir dann offen“, und stoßen überall auf Reime wie „büßen — missen“, „löst — bläst“ u. s. w.

Das Nachsingen, mit dem der Verfasser sein Verfahren entschuldigt, ist, wie man sieht, nicht immer melodisch.

Adolf Laun.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das „Athenaeum“ hat in letzter Zeit der deutschen Literatur ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Außer mehrern kürzern Beurtheilungen können wir heute drei eingehende Besprechungen: des „Voltaire“ von D. F. Strauß, der „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik“ von Robert Zimmermann, und der „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ von Julian Schmidt verzeichnen. Aus letzterer sei hier eine Stelle mitgetheilt: „Wir bemerken hier dieselbe Schärfe der Analyse, dieselbe ausgebreitete Belesenheit, dieselbe Genauigkeit der Kritik, wie in seinen frühern Werken; wie Hr. J. Schmidt jedoch selbst in seinem Vorworte bemerkt, stehen einige dieser Eigenschaften richtiger dem Historiker als dem Essayisten zu, und es ist fraglich, wie weit die Grenzlinie in der uns vorliegenden Schrift eingehalten worden ist. Das von dem Verfasser im allgemeinen beobachtete Verfahren ist eins, welches umfassende Ansichten fast unmöglich macht... Statt die Haupteigenschaften jedes Autors zu gruppiren, nimmt er alle Hauptwerke derselben der Reihe nach durch und unterwirft sie einer ins einzelne gehenden Analyse. Dabei entfallen ihm allerdings manche Bemerkungen von weiterreichender Bedeutung und zieht er häufige Beleuchtungen aus den Werken anderer Schriftsteller mit herein, um seine Ansichten durch den Vergleich zu unterstützen. Doch wenn alles dieses geschehen ist, haben wir zwar eine Reihe Abhandlungen über die einzelnen Werke jedes Autors, nicht aber eine allgemeine Charakteristik des Autors selbst. Wir können jedem Werke seine richtige Stellung im Verzeichniß anweisen und dessen relative Bedeutung abschätzen; ja, wir können sogar noch weiter gehen, und das beste Werk eines Autors mit dem besten eines andern oder mehrere Werke des einen mit mehrern eines andern vergleichen. Doch werden wir höchstens die einzelnen Werke geprüft, nicht aber einen Maßstab für die Gesammtschöpfungen erlangt haben. Dies ist der Hauptfehler der Schmidt'schen Methode, und wir müssen bekennen, daß sie sich in allen seinen Abhandlungen sichtbar macht. Sie kann indessen von noch einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden, und man wird dann finden, daß sie große Weitschweifigkeit zur Folge hat. Wenn alle Hauptwerke solcher bändereichen Schriftsteller, wie Sir Walter Scott und Lord Lytton, einzeln besprochen und die Verwickelungen und Charaktere eines Romans nach dem andern dem Leser förmlich vorgeführt werden, scheint keine Aussicht vorhanden zu sein, daß der Essay zu Ende kommen könne. Wir werden an eine in einer Kirche gemachte Bemerkung erinnert, als ein fremder Geistlicher den Gottesdienst mit einer Pause zwischen jedem Worte zu lesen anfing, und einer sich zu seinem Nachbar mit den Worten wendete: «Wir bleiben hier bis zum Jüngsten Tage.»“

Die „Saturday Review“ sagt über „Walpurgis“ von Gustav zu Putlitz: „Der geheimnißvolle Armenier, welcher übernatürliche Bündnisse schließt und die übrigen Personen der Geschichte nach Belieben in Bewegung setzt, ist zwar nichts weiter als ein altes Stück Maschinerie, das aus der Rumpelkammer, der es längst überwiesen war, wieder hervorgeholt worden ist. Dessenungeachtet ist es eine willkommene Abwechselung nach der Geschmacklosigkeit bloßer Photographien aus dem conventionellen Leben, und der elegante Stil Putlitz', sowie der häufig leidenschaftliche Ton seines Dialogs würden schon allein hinreichen, sein Werk vor der Masse gleichzeitiger Dichtungen vortheilhaft auszuzeichnen.“

Bibliographie.

Appun, C. F., Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. 1ster Bd. Venezuela. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 Thlr.

Becker, B., National-ökonomische Raketen. Schleiz, Hübscher. 8. 28 Ngr.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.

Wohlfarth, J. F. T., Der heilige Krieg des Jahres 1870. Ein Wort an das liebe deutsche Volk überhaupt und dessen Heldensöhne zu Felde, wie deren Angehörigen daheim insbesondere. Berlin, Grosser. 16. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 46. —— 10. November 1870.

Reiseliteratur.

Durch die Vollendung des europäischen Eisenbahnnetzes — wenigstens in Beziehung auf die Hauptlinien — ist es möglich geworden, vom Herzen Deutschlands aus jede Hauptstadt unsers Welttheils, mit einziger Ausnahme vielleicht von Konstantinopel und Lissabon, binnen höchstens drei Erdrotationen zu erreichen. Nicht mehr blos Paris, London, Kopenhagen, Bern und Zürich, auch Edinburgh und Stockholm, Petersburg, Moskau, Neapel und Madrid liegen innerhalb des Bereichs einer Ferienreise. Die treffliche Einrichtung der Rundreisebillets, welche ohne Zweifel bald noch eine größere Ausdehnung erfahren wird, vermehrt durch ihre Billigkeit und zumal durch die große Bequemlichkeit, die sie bietet, die Verlockungen für die reiselustige Welt um ein Bedeutendes. Es wird bald auch in Deutschland zu den Seltenheiten gehören, daß ein gebildeter Mann nicht wenigstens Paris, London und Italien gesehen hat. Daß diese Erleichterung des Reisens auch auf die Reiseliteratur einen bedeutenden Einfluß üben muß, liegt auf der Hand. Die nächste Folge in dieser Beziehung ist eine von Jahr zu Jahr zunehmende Ueberschwemmung des Markts mit Touristenschriften. Es ist eine gar zu angenehme Beschäftigung, wieder in seinen vier Pfählen angelangt, die „Reiseeindrücke" und „Reisebilder" noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen, um diese Bilder dann in möglichst elegante Rahmen gefaßt dem Publikum vorzulegen. Dagegen ist nichts zu machen, und der Kritiker mag ihnen in Gottes Namen ein „laissez passer" mitgeben, sodaß sie sich als unschädliche Unterhaltungslektüre legitimiren können, wenn sie eben nichts Weiteres beanspruchen als die subjectiven Eindrücke des Geschauten und Erlebten wiederzugeben. Auch an einem belehrenden Elemente in mehr oder minder wichtigen Beiträgen zur Kenntniß der stets wechselnden socialen, kirchlichen und politischen Zustände der europäischen Völker wird es den bessern und bedeutendern von ihnen nicht fehlen. Was uns dagegen billigerweise erspart werden sollte, sind langathmige Beschreibungen hundertmal geschilderter Gegenstände, sei es in Form trockener statistischer Aufzählung ihrer Eigenschaften und Merkmale, oder in enthusiastischer Schönmalerei. Wir verkennen dabei nicht, daß es auch in Europa noch manche bisher unbeachtete Gegenden gibt, welche auch derartige Reiseschriften rechtfertigen, ja nothwendig machen. Selbst in unserm deutschen Vaterlande sind in dieser Beziehung noch hier und da Entdeckungen zu machen, mehr noch in den außerhalb der großen Route liegenden Gegenden der drei südlichen Halbinseln, am meisten vielleicht im Osten des Welttheils. Um so energischer aber muß die Kritik dagegen protestiren, daß uns der Dom von Mailand, der Rialto und der Marcusplatz, der Palast Pitti und die Cascinen von Florenz, die Peterskirche und das Colosseum, der Vesuv und Pompeji, die Alhambra von Granada und die Giralda von Sevilla, wenn uns gar Paris und London, Petersburg und Stockholm, oder Lauterbrunnen und die Wengernalp immer von neuem in allen Einzelheiten mit einer ans Naive streifenden Nichtbeachtung alles dessen, was schon unzähligemal und oft weit besser, gründlicher und anschaulicher über dieselben Gegenstände gesagt worden ist, vorgeführt werden.

Wenn in der gelehrten Welt wie in der periodischen Presse darüber Klage geführt wird, daß sich die Schriftsteller zu oft einander aus- und abschreiben, so möchte man in der Touristenwelt vielmehr darüber klagen, daß die Autoren einander gar nicht kennen und lesen. Es hat etwas geradezu Komisches, wie oft man seit vielen Jahren ganz bekannte Dinge mit großer Emphase als neue Entdeckungen der glücklichen Touristen behandelt und mit der größten Selbstgefälligkeit und Weitläufigkeit beschrieben findet.

Anders verhält es sich mit der Verschmelzung der durch Autopsie gewonnenen Anschauungen mit dem bereits vorhandenen Material zu einem abgerundeten und farben-

hellen Gesammtbilde. Mit Geschick und gewissenhafter Sorgfalt ausgeführt, werden dergleichen Schriften stets dankenswerthe Bereicherungen unserer Literatur sein. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß die vergleichende Geographie, wie sie sich seit Karl Ritter's Vorgang in der Wissenschaft Bahn gebrochen hat, von den Touristen fast ganz unberücksichtigt gelassen wird. Und doch würden aus einer einigermaßen sorgfältigen und gründlichen Vergleichung des Charakters fremder Gegenden und Völker, ihrer Sitten und Einrichtungen untereinander und mit den heimischen sich noch wichtige und interessante Resultate für die Geographie wie für die Ethnographie erzielen lassen, wenn sich auch aus der Kenntniß der civilisirten Nationen keine Grundlage für die vergleichende Psychologie ergeben dürfte, wie Adolf Bastian sie von einer comparativen Schilderung der Naturvölker erhofft. Aber freilich, bei der Flüchtigkeit, mit der die meisten Touristen die Welt, die sie hernach zu schildern unternehmen, durchfliegen, sei es allein oder als Mitglieder einer Stangen'schen Gesellschaftsreise, ist einer solchen tiefern Auffassung von vornherein der Boden entzogen. Von den unten angeführten Schriften bietet nur das Warsberg'sche Buch in dieser Beziehung einige Ausbeute.

1. Venedig. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

> Venedig ist lieblich gleich einer Blume, die auf den Wassern schwimmt, und doch so herrlich, so voll erhabenen Ernstes — es ist einem majestätischen, in Marmor gemeißelten Epos zu vergleichen, welches Kirchen, Paläste, Häuser, auch das ärmste voll malerischen Reizes, mit reichen Wellen umschließt, wie eine Dichtung in rhythmischem Wohllaut die Einzelgedanken zu Versen fügt — Menschenalter, Jahrhunderte sind die Strophen, begleitender Harfenton ist die staunende Bewunderung der Welt, der mit den letzten Accorden um sie trauert.

Mit diesen Worten, denen eine nicht minder begeisterte Apostrophe an die ehemalige Königin der Meere folgt, leitet der anonyme Verfasser seine Schrift ein, ein seltsames Durcheinander aller möglichen Notizen aus dem Gebiete der Statistik und Geschichte, der Kunst und des Lebens. Das Büchlein enthält auf 134 Seiten zwar eben nichts Neues — bei seinem Gegenstande vielleicht ein unbilliges Verlangen —, aber doch ein reiches, auf vielseitigem Studium beruhendes Material und manchen guten Gedanken. Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen, seinen Stoff so zu bewältigen, um seine Schrift als ein organisches Ganzes erscheinen zu lassen, während ihm doch auf der andern Seite ganz das subjective Element, die frische Darstellung des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen abgeht, die uns auch wesentlich Bekanntes in einem neuen Lichte erscheinen läßt oder durch anspruchslose Harmlosigkeit die Kritik entwaffnet. Nehmen wir dazu die im Gegensatz zu der schwungvollen Einleitung meist trockene, ich möchte sagen, geschäftsmäßige Darstellung, die abgebrochene, etwas steife und reizlose Schreibweise, so ist zu fürchten, daß die meisten Leser trotz des reichen Inhalts das Buch ziemlich unbefriedigt und verdrießlich aus der Hand legen werden.

Seiner ganzen Auffassung der gesellschaftlichen, historischen und politischen Verhältnisse wie seiner Ausdrucksweise nach scheint der ungenannte Verfasser der reactionär-ultramontanen Seite der norddeutschen Aristokratie anzugehören, die es noch weniger als die Oesterreicher selbst verschmerzen kann, daß „der Doppelaar, auf dessen kaiserliche Rechte(!) gestützt, Venedig würdevoll vor aller Welt hätte stehen können", nicht mehr die hesperische Halbinsel beherrscht, und die Stadt beklagt, daß sie zur „Volksmagd" herabzusinken drohe. Ueber die Italiener urtheilt er mit etwas einseitiger Härte und zuweilen nicht ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen:

> Der Italiener ist Patriot, ein feuriger, seine wichtigsten Interessen in fanatischer Begeisterung vergessender Schwärmer, bei dessen republikanischer Gesinnung nur das eine von Einfluß ist, daß seine Eitelkeit rücksichtslos nach Ansehen und Hervortreten, nach Bemerktwerden strebt. Aufopferung und Pflichtgefühl, Zurückstellen des eigenen Ichs aus wahrer Vaterlandsliebe fehlen aber.... Wo es galt, selbst aufzutreten im Freiheitskampfe, haben die Venetianer, wie die Italiener überhaupt, sich keine Lorbern erworben; nach dem Abmarsche der Südarmee den Oesterreichern weit überlegen, Garibaldi mit 30000 Mann gegen 6000, konnten sie dieselbe Armee, welche im Norden eine so fürchterliche Lehre erhalten hatte, sowenig zurückdrängen, als die Flotte, ihr ganzer Stolz, dem kleinen Gegner gewachsen war. Wol ist die Zeichnung des mailänder Witzblattes gerechtfertigt, wo an den Flaggenstöcken des Markusplatzes die italienische Flagge zwischen der preußischen und französischen, wie von ihnen geschützt und gehalten, weht.

Einer Reihe fragmentarischer historischer Notizen über den venetianischen Adel, der des Verfassers Interesse natürlich in erster Linie in Anspruch nimmt, folgt eine lange Aufzählung der Paläste des Canal grande, Berichte über Wohnung und Lebensweise, die nur längst Bekanntes wiederholen, eine ziemlich unbedeutende Skizze der venetianischen Kunstgeschichte, einige sehr magere naturgeschichtliche Notizen über die Lagunen; zur Abwechselung etwas aus der Chronique scandaleuse der während des Aufenthalts des Verfassers anwesenden fremden Gesellschaft, doch ohne Nennung der Namen; dann wieder statistische Mittheilungen über die Streitkräfte der ehemaligen Republik, endlich eine summarische Geschichte ihres Verfalls und Endes.

Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß die untergegangene und doch selbst im Verfall noch unvergleichliche Schönheit und Größe der Erhebung nicht vergeblich harren möge. In der That glauben wir, daß der Wunsch Aussicht auf Erfüllung hat, wenn auch vielleicht nicht im Sinne des Verfassers. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Venedig österreichisch geblieben wäre, es unter dem niederdrückenden Einflusse des aufstrebenden und von dem „Doppelaar" gehätschelten Triest allmählich ganz zu Grunde gegangen wäre. Wenn es dem jungen, noch um seine Existenz kämpfenden Königreich Italien gelingt, sich von dem auf ihm lastenden Alp, namentlich von den Folgen der jahrhundertelangen Fremdherrschaft und Misregierung nebst der dadurch tief begründeten Verderbniß des Volkscharakters endlich freizumachen, dann wird Venedig, zwar nicht als aristokratische Republik, wol aber als Seefestung und Handelsstadt ersten Ranges wieder einer der edelsten Steine im Diadem der Italia werden; freilich eine Volksmagd, aber im Dienste der Nation Größeres leistend, als es jemal in dem einer engherzigen, des Volkes Mark weit umher aussaugenden Aristokratenkaste vermocht hat.

2. Ausflug nach Neapel und dem Normannenarchipel im Sommer 1867. Von H. K. Brandes. Detmold, Meyer. 1868. 8. 12½ Ngr.

H. K. Brandes ist ein großer Reisender vor dem Herrn. Von dem Ben Nevis bis zum Mont-Perdu und der Cumbre al Mulhazen, von den eisigen Fjelds Norwegens bis zum Aetna und dem Parnaß hat er alles geschaut, was Kunst und Natur dem Europäer Herrliches innerhalb seines Welttheils bieten; ja, er hat sogar die alten Wohnsitze der Ionier an der Küste Kleinasiens, die Stätte von Troja und den Olymp von Brussa besucht. Er hat alles Schöne mit frischem und empfänglichem Sinne genossen bis in sein, wenn wir nicht irren, jetzt hohes Alter hinein. Eine solche Gunst des Geschicks ist wol zu beneiden. Vierzehn Tauben hat er inzwischen nach seiner eigenen Ausdrucksweise ausfliegen lassen, um der Welt Kunde zu geben, welche Meere seine Arche durchsegelt habe. Wir fürchten allerdings, daß, abgesehen von den persönlichen Freunden des Verfassers, die Welt nicht übermäßig viel Notiz von den Briefen genommen habe, die unter den Flügeln dieser Tauben hingen. Wir kennen freilich nur die kleinere Zahl derselben: vielleicht daß die, welche die Reisen in weniger bekannte Gegenden beschreiben, des Neuen und Interessanten mehr enthalten. Die vorliegende Schrift hätte dagegen dem Publikum wol erspart werden dürfen. Allerdings mag vielen Lesern die Insel Jersey und ihre Eigenthümlichkeiten in Lage, Bewohnern und Gebräuchen noch ziemlich unbekannt sein; die Schilderung ist indeß viel zu ungenügend und fragmentarisch; der Aufenthalt des Verfassers war zu kurz, seine Beobachtungen zu flüchtig, um ein bedeutendes Interesse beanspruchen zu können. Wenn wir aber in ziemlich trockener und einförmiger Darstellung eine Aufzählung der Herrlichkeiten des Golfs von Neapel, die Namen der bedeutendsten Kunstwerke des Museo Borbonico, eine Beschreibung von Pompeji, dem Vesuv, Bajä u. s. w. ohne das geringste Neue oder auch nur Pikante in Beziehung auf Stoff, Auffassung oder Ausführung, nur, was allerdings den Philologen verräth, mit nicht minder bekannten Citaten aus den alten Classikern gespickt, zu lesen bekommen, so hat die Kritik wol im Namen des ganzen Publikums das Recht, zu fragen: cui bono? Wie oft sollen wir uns den abgedroschenen Text mit der alten Melodie und Begleitung von mittelmäßigen Virtuosen noch vorleiern lassen?

3. Bilder aus Neapel. Reisebeschreibung und Führer für Freunde historischer Forschung. Von Eduard Lobstein. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 16 Ngr.

Bilder — eine Resebeschreibung — ein Führer — Material für Freunde historischer Forschung: das heißt viel versprechen und, fügen wir nach Durchlesung des 144 Octavseiten starken Büchleins hinzu, wenig halten. Lassen wir den beiden ersten Aushängeschildern des Titels ihre Berechtigung, wiewol es den Bildern vielfach an Abrundung und Anschaulichkeit, der Reisebeschreibung an allem Reiz persönlicher Erlebnisse mangelt. Wie dagegen der Verfasser seine Schrift im Ernste als einen Reiseführer betrachten kann, ist uns schwer begreiflich. Nicht allein daß bei einem so flüchtigen Besuche, wie der seinige war, ein gründliches Studium der Localverhältnisse, das doch ein solcher Zweck nothwendig voraussetzt, eine Unmöglichkeit war; nicht nur, daß er wichtige und allgemein bekannte Punkte der nächsten Umgegend von Neapel, wie Camaldoli, Herculanum und Ischia, offenbar gar nicht besucht hat und das letztere unsers Erinnerns gar nicht einmal erwähnt; daß er die Stadt Neapel nur in wenigen flüchtigen Strichen oberflächlich charakterisirt, der Sammlung des Museo Borbonico nur im Vorbeigehen mit wenigen Worten gedenkt: es fehlt dem Buche auch vollständig an allen den praktischen Notizen über Gasthöfe, Preise, Führer, Transportmittel u. s. w., über welche der unkundige Reisende nicht minder der Auskunft bedarf als über Gegenden, Städte und Kunstwerke. Der Verfasser ist ein naiver Schriftsteller: er schreibt sein Buch, als ob, was er hier auf dem „Wege alles Fleisches" an den Ufern des Golfs, in den Straßen von Pompeji, an dem Busen von Bajä, in den Orangenhainen Sorrents, auf den Felsen von Capri, an dem Krater des Vesuv gesehen hat, zum ersten mal beschrieben stände, als ob er nicht auf einem wieder und wieder umgepflügten Felde ackerte, von dem keine Scholle mehr unbekannt ist und das hundert- und aber hundertmal von allen möglichen Gesichtspunkten aus untersucht und geschildert worden ist. Er ist begeistert für seinen Stoff: das wollen wir ihm keineswegs verdenken, wiewol die vielen Ausrufungszeichen den nüchternen Leser schwerlich erwärmen werden; wir wollen es ihm auch nicht zu hoch anrechnen, daß er dem mit diesem Artikel schon schwerbeladenen Büchermarkt noch eine kleine Last mehr auflegt; aber wir bedauern, um das Publikum vor einer herben Täuschung zu bewahren, dem vielverheißenden Titel mit einem ausdrücklichen Dementi entgegentreten zu müssen. Es scheint, daß der Verfasser nicht einmal die ältere Literatur über Neapel, wie z. B. das treffliche Buch von Mayer gekannt hat, sonst hätte er vielleicht das seinige ganz ungeschrieben gelassen oder ihm wenigstens eine anspruchslosere Bezeichnung gegeben. Und nachdem wir somit unsere Recensentenpflicht gethan, wollen wir gern hinzufügen, daß das Schriftchen demjenigen, der noch nichts über das „Eden Europas", dieses pezzo di cielo caduto sulla terra, gelesen hat, wie auch wol dem Reisenden, der daneben mit einem tüchtigen guide du voyageur wie Murray, Förster u. dgl. versehen ist, wol einigen Nutzen und Genuß zu gewähren vermag.

4. Bilder aus Italien. Von Eduard Paulus. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 20 Ngr.

> In freier Luft, im Lorberhain,
> Bei dem Gesang der Vögelein,
> Hab' ich dies Buch geschrieben.
> Es schien der hellste Sonnenschein
> Mir zwischen jedes Wort hinein,
> Und so ist es geblieben!

Ja, so ist es geblieben! Heller Sonnenschein und Vogelgesang und Windesrauschen in den Lorberwipfeln und Myrtenbüschen schimmert und klingt von Seite zu Seite in dem Buche wider, und dazwischen Insektengesumm — bald Bienen, die eifrig Honig saugen aus allen Kelchen, bald auch Insekten

> Mit kleinen scharfen Scheren,

die hier sind, um:

> Satan, ihren Herrn Papa,
> Nach Würden zu verehren.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen dieser und der Lobstein'schen Schrift ist kaum denkbar. Dort alles steife Prosa, welcher selbst die Wärme der Begeisterung keinen Schwung zu verleihen vermag; hier alles ungesuchte Poesie, die dem Dichter — das ist Paulus vom Wirbel bis zur Zehe — mühelos in gebundener wie in ungebundener Rede von den Lippen rinnt; dort der regelrechte Gang, wie er dem „Reiseführer" geziemt, mit langathmigen Beschreibungen von Punkt zu Punkt; hier gleichsam ein Schmetterling, der, von Blume zu Blume flatternd, sich auf denen niederläßt, die ihm gerade behagen, unbekümmert um die, denen er vorbeifliegt, selbst wenn sie der Welt vielleicht noch größer, schöner und duftender erscheinen sollten; dort ein Arsenal von Citaten und Auszügen; hier mit geringen Ausnahmen alles nur subjective Empfindung, der Reflex der Außendinge im Spiegel eines poetischen Gemüths ohne allen und jeden gelehrten Apparat; dort bedeutende und, wie wir gesehen, kaum gerechtfertigte Ansprüche; hier die anmuthige Anspruchslosigkeit einer Darstellung, die wie eine naive Kokette bei alledem wol das Bewußtsein hat, daß sie gefallen werde und müsse. Kurz, die Paulus'sche Schrift ist ein liebenswürdiges Buch, das selbst der mit Vergnügen durchblättern mag, den die nimmer verrinnende Hochflut der italienischen Reiseschriften längst in Bezug auf alles Mittelgut vollständig blasirt gemacht hat. Alle die kleinen unangenehmen Erfahrungen und Erlebnisse, denen der Reisende im schönen Hesperien nicht entgeht und die unserm würdigen Nicolai einst seine schwerfälligen quos ego auspreßten, lösen sich ihm in leichten neckischen Humor, während das Schöne und Liebliche, das Große und Erhabene in verkleinerten, aber treuen und klaren Bildern in den Zeilen des Dichters sich widerspiegelt. Ungenöthigt kommen ihm Rhythmus und Reim zu Hülfe, wo die Prosa nicht ausreicht, vorzugsweise freilich in der Maske des Momus in muntern hüpfenden Anapästen; dazwischen jedoch auch manch sinniges Gedichtchen, mehrere davon hervorgerufen durch die historischen Erinnerungen des classischen Bodens, wenn sich auch hier die Poesie nicht immer auf der Höhe ihres Gegenstandes zu halten vermag (vgl. das Gedicht über Konradin, S. 170, über Dante, S. 52 u. s. w.)

So eilt der Verfasser mit leichtem Gepäck von seiner schwäbischen Heimat, an der sein ganzes Herz zu hängen scheint, über die Alpen nach Mailand, über die Apenninen nach Florenz, und weiter die umbrische Straße über Arezzo, Montepulciano, Perugia und Orvieto nach Rom und seiner Umgebung, den Sabiner- und Albanergebirgen, fährt mit der Eisenbahn durch die wilden Schluchten der Abruzzen nach Neapel, welches die Schrift nur flüchtig nebst der Insel Capri berührt, schifft über das strahlendblaue sicilische Meer nach Palermo hinüber, und kehrt endlich längs der adriatischen Küste über Ravenna, Rimini und Venedig nach Deutschland zurück.

Wir geben nachstehend einige Proben der originellen Darstellungsweise des Verfassers in Vers und Prosa, ernsten wie komischen Inhalts.

In Florenz finden wir eine ebenso originelle wie von feinem Blick und Geschmack zeugende Vergleichung der Thürme von Florenz, München und Stuttgart:

Der Glockenthurm des florentiner Doms, die Frauenthürme in München, der Stiftskirchenthurm in Stuttgart zeigen eine merkwürdige Verwandtschaft. Alle drei sind sie richtige dicke Thürme, unverjüngt, ohne Spitze, als Urformen aller Thürme unvergeßlich. Und alle drei sind sie die ausdrucksvollsten Vertreter ihrer Stadt. Der florentiner Thurm, viereckig, freistehend, unverjüngt, ist ganz aus geschliffenem, farbigem Marmor erbaut. Wunderbar richtig sind die Farben vertheilt, beim größten Reichthum das schönste Maßhalten. Da steht er fest und anmuthig auf klarem Sockel, zu hohen Stockwerken frei und leicht zusammengebunden, kühn aufstrebend und wieder durchs prächtige Kranzgesims ernst abgeschlossen. So steht er da, voll Kraft und Würde und überlegener Bildung, bürgeradelstolz und fein geschliffen. Trotz seines Alters erscheint er noch ganz neu, in ewiger Jugend, gleich dem ewigblühenden Firenze, das ihn auf dem Gipfel seiner Macht als ungeheuern Denkmalspfeiler seiner freien Herrlichkeit vom großen Giotto errichten ließ. — Der Stiftskirchenthurm in Stuttgart, aus grünbemoosten Sandsteinen erbaut, von den Leuten schlechtweg der Dicke genannt, unten viereckig, gegen oben hin achteckig, mit drei Kränzen geschmückt — ein stattlicher Rathsherr. Immer seelenruhig und seelenvergnügt schaut er mit liebem Behagen umher im sanften grünen stuttgarter Weinthalkessel. Zur Seite, etwas zurück, steht ihm die bescheidene Hausfrau, der schlanke Seitenthurm mit der zierlichen altschwäbischen Spitzhaube. — Die münchener Frauenthürme sind noch eckiger, fast bis herunter achteckig, und aus Backsteinen von blaurötblicher Färbung erbaut. Es sind zwei Junggesellen, schief aus dem Wirthshaus kommend, eng aneinandergelehnt, die niedern Kappen gar drollig auf den köstlich zugerundeten Spießbürgerschädeln. Es wäre jammerschade, wenn man sie modern aufstutzte.

Paulus wohnte im April 1865 dem großen Dante-Jubelfeste bei und gibt uns folgende köstlich humoristische Beschreibung des Festzugs:

Alles kommt in hellen Haufen,
Das heißt in dunkeln, gelaufen,
Denn alle thaten stecken
In langen schwarzen Fräcken;
Es trüben die Frackschwänze
Das altehrwürdige Firenze;
O bös! bös, bös!
Und schrecklich officiös!

Steif und steil, wie Chineser,
Nahen die Genueser,
Mit Bannern von Gold und von Purpur schwer,
In der Mitte spaziert der Gonfalonier,
Voll Majestät,
Stark aufgebläht,
Die breite Brust mit Orden besät,
Und um des Guten Hals
Hangt einer ebenfalls,
Das war ein Commenthur,
Wie ihn gar wenige nur.

Dann wieder durch der Straßen lange Zeile
Wächst grenzenlos des Frackes Langeweile,
Bis sie ein Kapuziner unterbricht
Mit brauner Kutte und feistem Gesicht,
Der zu des Volkes Gaudium
Arezzo's Fahne trägt herum.
Der Mann war rund
Und kerngesund,
Und grüßte mit emancipirtem Blick,
Als bringe er die Republik;
Die Menge klatscht ihm endlos zu —
Was spricht da wol der Papst dazu?

Interessant waren auch die Turiner,
Die durch einen ihrer Diener
Die Fahne tragen ließen,
Und dadurch bewiesen,
Daß sie nicht mehr so fidel,
Seit Victor Emanuel

Aus ihrer Stadt kutschirte
Und sie ganz ignorirte.

Die Banner auch von Venedig und Rom
Ragen hervor,
Umwunden mit Flor,
Aus dem bunt aufwogenden Fahnenstrom.
Pulsky auch, der Magyar,
Bei dem Zug betheiligt war,
Kossuth's erster Adjutant
War er einst im Ungarland.
An der Emigranten Spitze
Zog er, trotz der Beckenhitze
In der Biberpudelmütze
Und dem Rock von Pelzen schwer,
Stolz und kriegerisch einher
Und gefiel dem Volke sehr.

Hinter der französischen Flagge
Kommen wieder in finsterem Fracke,
Wegen des Alighieri,
Einige Forestieri. (Fremde.)

Sachsens Fahne wird vermißt,
Ebenso ihr Träger Brockhaus;
Weil es heiß gewesen ist,
Zog vermuthlich er den Rock aus
Und sah so zu dieser Frist,
Wol aus einem Marmorblockhaus,
Eine Pfeife rauchend, munter
Auf den ganzen Zug herunter.

Schließlich kam die Jugendwehr;
Die gefiel uns allen sehr.
Und zuletzt
Nahen jetzt
In wallendem Talare
Die städtischen Notare,
Dabei die sechs Prioren
Mit weitabstehenden Ohren.

Ueber die braune Heide der Campagna sieht er im Geiste den Leichenzug des jugendlichen Kaisers Otto III. daherziehen:

Von Ferne leuchten
Hoch im Gebirge die zerstörten Städte,
Und schwer und schwül Siroccolüfte feuchten.

Und mit der Leiche
Des jungen Königs ziehn sie weiter, weiter;
In offner Bahre liegt die anmuthreiche.

Das Wehn des Windes
Bewegt wie Geisterhand die langen Locken
Des früh vor Gram gestorbnen Heldenkindes.

Des Heldenkindes
Vieledle, weltumfassende Gedanken,
Sie waren eitel wie das Wehn des Windes.

Nichts kann bestehen:
Dem Helden wohl, der in der Jugend hinsinkt,
So wird sein Bild durch alle Zeiten gehen.

Ganz besonders gelungen ist die Schilderung der Fontana Trevi in Rom:

Ob da nicht noch eine Riesenidee Alberti's oder Michel Angelo's mit herausklingt, auch die Architektur des Palastes ist verdächtig. Wunderbar, wie hier eine geradlinige stolze Palastfaçade aufwächst aus regellos wildem Felsgetrümmer, das von großen, aus den Kalkfelsen herausgemeißelten Pflanzen belebt wird; aufstarren hier steinerne Kletten, Farrnkräuter, Feigen- und Lorberbüsche, dort Reben mit Trauben, Disteln, Bärenklau und anderes trotziges, vor Alter graugewordenes Krautgestrüppe, von feingefiederten lebendigen Gräsern und Blumen umgrünt und umzittert; und über diese Felsen empor steigen stürmig bewegt die großen Marmorgestalten: der Meergott auf dem Muschelwagen, gezogen von zwei schnaubenden Seerossen, die von den Tritonen kaum zu bändigen sind. Dies alles aus Stein; und nun, wie ein Ueberströmen der Gewalt, drängen die Felsen herunter ganze Ströme lautersten Wassers, oft hochaufspritzend als Springquellen, oder fächerförmig sich zerglasend, oder in schweren Güssen mit Rauschen hinabfallend. Durch alle Ritzen des vielzerklüfteten Travertinsteins strebt es hindurch, zischelt und orgelt, oder hängt in dunkeln Höhlungen als feine Fäden, wie Oel, lautlos nieder, hellgrünes Moos und Algenwerk mit sich herabziehend; inmitten aber, vor dem Gott einher, wogt dreimal gestuft, majestätisch wallend, der durchsichtige Hauptstrom und gibt den schweren Grundton des ganzen Geräusches. Unten aber sammelt sich die Menge des Wassers in breitem, weitumrandetem Seebecken und schaukelt ewig bewegt in kleinen kurzen, im Sonnenlicht glitzernden Wellen. Großartig ernst ruht hinter dem allen der Palast, mit weiter säulenbesetzter Nische den Meergott umfangend. Hohe korinthische Pilaster, dazwischen festlich mit Kränzen umhängte Fenster schmücken ihn, und wie er unten mit den Felsblöcken verwachsen vom Boden sich hebt, so gipfelt er oben kühn und frei in dem riesigen von Engeln gehaltenen Papstwappen, das mit seinen vielfach zerlöcherten Umrissen in den Himmel hineinragt.

Wir könnten diese Proben noch stark vermehren, ohne fürchten zu müssen, unsere Leser zu ermüden, wenn es der Raum d. Bl. gestattete. Bei solch liebenswürdigem, anspruchslosen Naturell verzeihen wir es dem Verfasser leicht, wenn seine Kenntnisse in den Hülfswissenschaften des Reisebeschreibers nicht lückenlos sind und hier und da z. B. ein kleiner botanischer lapsus vorkommt, wie wenn er aus den Tamarisken des Meeresufers (Tamarix gallica und africana) Tamarinden macht, oder Palermo mit dem Riesen Mittelafrikas, dem Baobab, beschenkt.

5. Von der Nordsee in die Sahara. Von Gustav Rasch. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. 8. 20 Ngr.

Wie die Verleger durch die Umschläge ihrer Bücher in Buntdruck, auf welchen die Leser schon einen Vorschmack des ganzen Inhalts bekommen, das Publikum anzulocken suchen, so beginnen — meist wol nicht ohne buchhändlerischen Einfluß — auch die Schriftsteller mehr und mehr durch die Wahl ihrer Titel Reclame zu machen. Der bekannte und vielgewandte Verfasser der Bücher „Vom verlassenen Bruderstamme", „Frei bis zur Adria" u. s. w. besitzt neben andern schätzbaren Autorenkünsten auch diese in anerkennenswerthem Grade. Neben seinen zahlreichen, alljährlich sich mehrenden Touristenschriften, die meist durch den politischen Beigeschmack ihren Hauptreiz erhalten, spielt übrigens die vorliegende trotz ihres verspreчenden Titels nur eine sehr bescheidene Rolle. Sie enthält eine Reihe von Einzelschilderungen aus Nord- und Süddeutschland, Italien, Südfrankreich und Nordafrika, gleichsam kleine Episoden, die, in die Rahmen der größern Reisewerke des Verfassers nicht passend, hier zu einer losen Kette bunter Steine zusammengefügt sind. Die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, seine Virtuosität in der Darstellung, die Anschaulichkeit seines Stils verleugnen sich auch hier nicht; einzelne Aufsätze darin, wie die „Fahrt auf dem Boden der Nordsee" (von dem Strande bei Cuxhaven zu der Insel Neuwerk), welche die freilich in neuester Zeit sehr häufig beschriebenen Eigenthümlichkeiten des nordwestdeutschen Wattenmeers drastisch schildert, und „Die schönste Straße Italiens", die Riviera di Ponente zwischen Nizza und Genua, würden ohne eine gewisse vornehme Nachlässigkeit der Darstellung, die nicht

selten Wiederholungen und übermäßige Amplificationen bringt, in sprachlichen und geographischen Musteranthologien eine Stelle verdienen. Der etwas bombastischen Schilderung des „Maurenpalastes im Schwabenlande", d. h. der Wilhelma bei Stuttgart, ziehen wir die bescheidnere Skizze des „Deutschen Dichterhauses in Weinsberg" bedeutend vor. Auf die trefflichen und seit Goethe's Zeit wenig besuchten und besprochenen Bauwerke Palladio's in Vicenza wieder aufmerksam gemacht zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst, wogegen wir dem Verfasser die in jedem Conversations-Lexikon zu findenden Lebensskizzen Sansovino's, Tintoretto's, Canova's und anderer venetianischer Künstler gern geschenkt hätten. „Zwischen Eis und Schnee" ist eine Beschreibung der allbekannten Simplonstraße, bei der es nicht ohne geographische Irrthümer abgeht; wie wenn der Verfasser den Griesgletscher im Oberwallis von dem Gotthard herabkommen läßt. Mit besonderer Liebhaberei verweilt er bei schauerlichen Kerkerscenen. „Der Kerker Cola di Rienzi's" (den der Verfasser, beiläufig bemerkt, in höchst unhistorischer Weise idealisirt) in Avignon; das „Château d'If" bei Marseille mit Monte Cristo'schen Reminiscenzen, „Schloß Chillon" mit der nöthigen Zuthat einer Biographie Bonnivard's und schlecht übersetzter Byron'scher Strophen; endlich der „Bagno von Toulon" werden mit sammt dem unvermeidlichen Zubehör von Kettengerassel, feuchten dunkeln Verliesen, Folterinstrumenten u. s. w. der Reihe nach in extenso abgehandelt. Die „Blaue Grotte auf Capri" wird — in grellem Contrast zu der neuerlichen, allerdings in das entgegengesetzte Extrem fallenden Schilderung des Redacteurs des „Auslandes" — noch blauer gemalt als in den übertriebenen Veduten unserer Kunstausstellungen, und die jedem Reisenden bekannte Thatsache, daß ein Mensch in der Grotte unterzutauchen pflegt, um die seltsame Silberfarbe darin schwimmender Körper zu zeigen, wird zu einem grotesken Abenteuer aufgeputzt. Ueberhaupt können wir das Buch von einer gewissen Uebertreibung und Effecthascherei nicht freisprechen.

Die beiden afrikanischen Skizzen über „Algier" und „Ein Ritt durch die Wüste Sahara", d. h. von Biscara, der südlichsten französischen Niederlassung nordwärts zum „Tell", sind unbedeutende Episoden oder vielmehr Auszüge aus dem größern Werke: „Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara" (Berlin 1866).

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Kleine Schriften zur altdeutschen Literatur.

Zu allen Zeiten hat es neben umfangreichen und dickleibigen Büchern auch kleine und dünne Schriften gegeben, die ein gleiches Anrecht auf Beachtung und Werthschätzung besitzen, sobald sie einen Inhalt aufweisen, der ihre Existenz rechtfertigt. Die Literatur der Broschüren ist im Wachsen begriffen, zum Aerger der Bibliographen, Bibliothekare und Sortimenter; die Universitäten und Schulen bringen eine wahre Sündflut von Dissertationen und Programmen hervor, und doch nimmt man es öfters dankbar hin, wenn eine literarische Arbeit, deren Verbreitung sonst nur dem Zufall anheimgegeben ist, auch durch den Buchhandel zugänglich wird, wenn sie, anstatt einem Sammelwerke oder einer Zeitschrift einverleibt zu werden, selbständige Herausgabe findet, welche die gesonderte Anschaffung ermöglicht. Andererseits freilich ist es geradezu Pflicht, vor der Zersplitterung der literarischen Arbeiten kleinerer Art zu warnen und auf die vereinigenden Organe hinzuweisen, nicht allein im Interesse der Leser, sondern im Interesse der Schriftsteller selbst.

Eine Reihe kleinerer Schriften aus dem Gebiete der altdeutschen Literatur bringen wir hier zur Anzeige. Sie verdienen allesammt, daß man ihrer gedenke, aber keine von ihnen ist von solcher Bedeutsamkeit, daß man sie nicht im Verein mit andern besprechen dürfte. Sie zeigen uns verschiedene Richtungen und Gebiete; vertreten ist: die Textmittheilung, die literarhistorische Untersuchung, die Erforschung der Metrik, die Uebersetzung, auch eine in das Unterrichtsgebiet einschlagende Schrift haben wir herbeigezogen, weil sie gewissermaßen eine Tagesfrage in sich schließt.

Wir verzeichnen zunächst die Veröffentlichung eines altdeutschen dramatischen Gedichts.

1. Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, unter Benutzung einer Abschrift derselben von Vilmar und mit dessen Anmerkungen zum ersten male herausgegeben von K. W. Piderit. Parchim, Wehdemann. 1869. 8. 12 Ngr.

Ludwig Uhland erklärte noch im Jahre 1830 in seinen Vorlesungen über die altdeutsche Literatur — und ich habe dies in meinem Bericht in Nr. 14 d. Bl. f. 1867 besonders hervorgehoben —, daß das Mittelalter kein Drama besessen habe. Seit dieser Zeit sind aber verschiedene dramatische Dichtungen aus der Periode des Mittelalters bekannt geworden. Die meisten gehören freilich dem 15. Jahrhundert an, wenigstens in ihrer Ueberlieferung, also einer Zeit, die wir mit Uhland schon zur Reformationsperiode rechnen dürfen. Allein die Tendenz dieser Dramen ist fast durchaus noch mittelalterlich, auch wird sich bei den meisten annehmen und selbst erweisen lassen, daß sie in eine frühere Zeit zurückreichen, aus welcher wir zufällig die Niederschriften entbehren müssen.

Das vorliegende Drama ist ein Weihnachtsspiel. Es gehört in seiner dermaligen Fassung der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, im einzelnen aber sehen wir wieder, was wir eben im allgemeinen andeuteten, daß der gegenwärtigen Form des Weihnachtsspiels eine ältere Abfassung zu Grunde liegt. Besonders interessant ist es, daß in diesem Weihnachtsspiele sich eine wenn auch kurze Reminiscenz aus dem „Spiel von den zehn Jungfrauen" vorfindet, welches bekanntlich im Jahre 1322 vor dem Landgrafen Friedrich zu Eisenach aufgeführt worden ist. Danach will Piderit die äußerste Grenze der Entstehungszeit des Weihnachtsspiels bestimmen. Das ist wol als wahrscheinlich anzunehmen, allein ein sicherer Beweis ist

es nicht. Wenn das „Spiel von den zehn Jungfrauen" im Jahre 1322 erweislich aufgeführt ist, so steht damit nicht auch fest, daß es erst in dieser Zeit gedichtet sei. Wir wissen nur nicht von frühern Aufführungen.

Was den Ort der Entstehung des Spiels betrifft, so weist die Sprache, der Dialekt auf Hessen. Ich habe schon in meiner Dissertation über das „Spiel von den zehn Jungfrauen" (auch in Pfeiffer's „Germania", XI. Jahrgang, S. 159) nachgewiesen, daß sich ebenfalls in einem hessischen Spiele, im Alsfelder Passionsspiele Reminiscenzen aus dem thüringer Spiele finden. Und so ist es auch möglich, daß dieses für das Weihnachtsspiel die Vorlage gewesen ist. Die Reminiscenz aus den „Zehn Jungfrauen" findet sich nun wirklich auch im Alsfelder Passionsspiele, und zwar am Schlusse (Haupt's „Zeitschrift", III, 518). Die betreffenden Worte im „Weihnachtsspiel" weichen freilich im einzelnen von beiden Fassungen nicht unbedeutend ab.

Für die Literaturgeschichte der geistlichen Dramen ist Piderit's Veröffentlichung ein sehr schätzbarer Beitrag. Besondern Werth haben die Teufelsscenen, die hier außergewöhnlich heiter und dabei auch von drastischer Derbheit sind.

Die Anmerkungen erstrecken sich meist auf das Sprachliche und Mundartliche. Sie rühren zu großem Theile von Vilmar her. Der Herausgeber hätte seine Edition noch werthvoller machen können, wenn er auch die literarische Seite in den Anmerkungen mehr berücksichtigt hätte durch Vergleichung mit andern Spielen überhaupt und mit Weihnachtsspielen insbesondere, was sowol die Auffassung und den dramatischen Bau als auch den oft formelhaften und typischen Ausdruck anlangt.

Solche Veröffentlichungen wie die des „Weihnachtsspiels" werden wol nur von den Fachmännern und den speciellen Freunden der Literatur beachtet, gelesen und benutzt werden, eine allgemeine Theilnahme kann sich ihnen nicht zuwenden, weil eine solche bisjetzt nur den classischen oder durch hohes Alter merkwürdigen Schöpfungen des Mittelalters zutheil wurde. Allgemach aber wird der Kreis der anziehend erscheinenden Literatur erweitert werden. Vor noch gar nicht zu langer Zeit war es ausschließlich das „Nibelungenlied" und vielleicht noch einigermaßen Walther von der Vogelweide, denen man eine Bedeutung auch für das heutige Leben zugestand. Jetzt aber gesellen sich diesen bevorzugten Dichtungen noch andere, die mit beinahe gleicher Theilnahme willkommen geheißen werden. Vorzugsweise sind diese aber epische Werke; unter den Lyrikern hat eigentlich nur Walther eine Stätte wieder in der neuen Welt gefunden. Das zeigen im einzelnen die Uebersetzungen und die Unternehmungen, welche sich die Erklärung altdeutscher Geisteswerke zur Aufgabe setzten, wie die Pfeiffer'sche Classikersammlung und die Zacher'sche Handbibliothek. Aber auch die andern Minnesänger haben uns Blüten der Dichtkunst geboten, und wie man im Beginne der Romantik gerade die mittelalterliche Lyrik liebte und zu erneuen bestrebt war, so wird auch künftig Walther von andern Dichtergenossen in den Bibliotheken der Gebildeten umgeben sein, wenn er auch in ihren Herzen als der Bannerträger immerdar gelten wird.

Auf die Lyrik des 12. Jahrhunderts sucht die folgende kleine Schrift hinzulenken:

2. Die ältesten deutschen Liebeslieder des 12. Jahrhunderts. In freier Uebertragung von Otto Richter. Separatabdruck aus dem vierundvierzigsten Bande des Neuen Lausitzischen Magazins. Görlitz, Wollmann. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Richter hat es versucht, „trotz der mancherlei Vorurtheile, eine freie Bearbeitung der Minnelieder zu beginnen; versucht, durch diese Bearbeitung den Gebildeten unsers Volks Gelegenheit zur Würdigung jener poetischen Schöpfungen zu geben, ohne daß sie es nöthig haben Vorstudien zu machen". Er war ferner bestrebt, den geistigen Duft dieser Blüten zu fesseln, während er für die veraltete Form eine moderne zu weben suchte. Hier ist uns ein Anfang des Vorhabens geboten; Richter hat mit den ältesten Liedern begonnen, bei denen sich noch nicht der fremdländische Einfluß bemerkbar macht, welcher seit Heinrich von Veldeke erst allmählich eindrang, dann eine Zeit lang fast ausschließlich herrschte. Es sind die Lieder folgender Dichter: der Kürenberger, Dietmar von Aist, Meinloh von Sevelingen, der Graf von Rietenburg, Burggraf von Regensburg. Daran reihen sich eine Anzahl namenlos überlieferter Lieder. Am Schlusse sind die beiden geistlichen Dichtungen: das Weihnachts- und Osterlied des Spervogels mitgetheilt.

Eine allgemein orientirende Einleitung über die deutsche Lyrik des Mittelalters überhaupt und deren früheste Epoche geht der kleinen Liedersammlung voraus. Ueber die einzelnen Dichter ist das nöthige Literarische und Biographische gesagt. Die Uebertragungen verdienen Anerkennung, obwol uns der Ausdruck öfters zu modern erscheinen will. Nach diesen ersten Versuchen können wir den Wunsch aussprechen, daß der Uebersetzer sich auch an die Lieder der jüngern Periode wagen möge, doch dürfte hier vor allem eine strenge Auswahl anzuempfehlen sein.

Die deutsche Literatur in lateinischem Gewande, die sogenannte Hof- und Klosterdichtung, welche vor und in der Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen uns vielfach einen Ersatz bieten muß für mangelnde Denkmäler deutscher Zunge, hat bisjetzt noch wenig zu Uebertragungen und Nachdichtungen gereizt, nur der Waltharius ist in dieser Beziehung nicht vernachlässigt worden. Der neueste Uebersetzungsversuch liegt uns in folgender Schrift vor:

3. Walther von Aquitanien. Heldengedicht in zwölf Gesängen, mit Erläuterungen und Beiträgen zur Heldensage und Mythologie, von Franz Linnig. Paderborn, Schöningh. 1869. Gr. 16. 10 Ngr.

Die berühmte lateinische Dichtung von Walther und Hildegunde hat schon oft zu Uebersetzungen und Bearbeitungen gedient, welche die echt deutsche Erzählung des fremden Gewandes entkleiden und sie so dem heutigen Geschlechte wieder nahe zu bringen suchen. Auch Victor Scheffel fügte in seinem „Ekkehard" eine Uebersetzung ein. Franz Linnig gibt der Arbeit Karl Simrock's den Preis; nach ihm müsse jeder erneute Nach- und Umdichtungsversuch als müßig und eitel erscheinen, wenn jene diejenige Verbreitung gefunden hätte, welche sie ihrer Vortrefflichkeit wegen so sehr verdiente. Der Umstand jedoch, daß das Gedicht nur als Theil des „Kleinen Heldenbuch" erschienen

sei, habe die Verbreitung beeinträchtigt. Die andern Stücke des „Heldenbuch“ eigneten sich nicht alle in gleichem Maße zur Jugendlektüre, einige müßten sogar gegründete Bedenken erregen. Franz Linnig unternimmt es daher, „nach jahrelangem Zögern“ der Jugend eine neue Fassung des Waltherliedes zu übergeben. Sein Bestreben war darauf gerichtet, dem lateinischen Originale möglichst treu zu bleiben, doch hat er sich auch — und wir glauben mit allem Rechte — einzelne Abweichungen, Motivirungen, auch eine Erweiterung des Gedichts um einige Strophen zu Gunsten eines guten Abschlusses erlaubt.

Die Form der alten Dichtung ist der Hexameter, welchen unter andern auch San-Marte in seiner Bearbeitung beibehielt. Der neue Bearbeiter wählte dagegen die Nibelungenstrophe. Hätte sich vielleicht der Versuch wagen lassen, die Alliteration anzuwenden, um dem alten Gedichte auch das alte Costüm zu geben? Oder wenn eine jüngere, uns zugänglichere und angenehmere Form genommen werden sollte, hätte es nicht näher gelegen, die Waltherliedstrophe, welche noch dazu mehr Beweglichkeit besitzt als die Nibelungenstrophe, neu zu beleben?

Linnig's Arbeit ist im ganzen gefällig. Im einzelnen fallen ungewöhnliche Ausdrücke auf. Nach der trotzigen Rede Walther's, daß kein Franke sich rühmen dürfe, von seinem Hort etwas erlangt zu haben, folgt sogleich die Reue, daß er so stolz gesprochen. Hier wendet der Umdichter das niederdeutsche Wort „Gilp“ für „übermüthige Ruhmrede“ an, wie es auch sogleich in der Anmerkung erklärt ist. Wozu diese Spielerei? Der Dichter hat die Schriftsprache seiner Zeit zu reden, und es nimmt sich sehr geschmacklos aus, wenn ein Wort im Texte eine Erklärung nachschleppt. Etwas anderes ist es, wenn der heutige Dichter ältere Worte wie Minne, Degen, Ferge u. dgl. wieder in die Sprache einführt.

Eine Stelle gibt uns Anlaß, eine Aenderung für eine etwaige neue Auflage zu empfehlen. Der Sachse Eckefrid will ebenfalls mit Walther kämpfen und ruft ihn an. Walther macht sich lustig über seine celtica lingua, über sein Kauderwelsch, wie man wol übertragen könnte. Linnig hat nun versucht, den Eckefrid auch wirklich sächsisch reden zu lassen, was gewiß kein übler Gedanke ist:

> Pist du ein fleis-chlich Menschenpild,
> Oder triegst du, Arger, mit einer Luftgestalt?
> Mir gleichst du einem S-chrate, der hier haust im Wald.

Das „fleis-chlich“ und „S-chrate“ ist richtig sächsisch, natürlich niedersächsisch, insbesondere westfälisch, aber „Pist“ und „Pild“ ist es nicht, im Gegentheil, das wäre gerade recht hochdeutsch. Auch sonst ist die Umschreibung nicht durchgeführt. Es könnte so gesagt werden:

> Bist du ein fleesklik Minschenbild,
> Oder triegst du, Arger, mit eener Luchtgestalt?
> Mi glikst du eeme Skrate, de hie hust im Wald.

Könnte der Dichter nicht gleich in diesen Versen ein dat oder wat anbringen, was als besonders charakteristisch hervorstechen würde? Die folgenden Worte Eckefrid's sind ebenso umzuschreiben.

Der Text wurde mit erläuternden Anmerkungen begleitet, was durchaus zu billigen ist. Linnig konnte hier so mancher Forscher Belehrungen benutzen, namentlich die des Dr. Heyder in Haupt's „Zeitschrift“. Auch Namendeutungen sind in Linnig's Anmerkungen versucht, nicht immer mit Glück. So soll Walthari die Bedeutung des Herrschens zweimal enthalten, der Name sei zusammengesetzt aus walt vom Verbum walten (was durchaus richtig ist) und hari, heri = Herr; hari ist vielmehr = unserm Heer. Skaramund wird erklärt als Schlachtenmund; ganz verfehlt: „mund“ im Namen ist vielmehr = Schutz, Schirm, wie auch in Vormund, mündig. Auch andere Erklärungen sind nicht getroffen: unser „Recke“ hat mit dem Worte „frech“ gar nichts zu thun.

Auf den Text folgen, wie auch schon auf dem Titel bemerkt ist, „Erläuterungen, Beiträge zur Heldensage und Mythologie“. Es wird hier die Verbreitung und Fortentwickelung der Walther-Sage in durchaus sachgemäßer Weise besprochen, sodann verschiedene mythologische Bezüge in der Heldensage; auch über die Alterthümer, wie namentlich über die Bewaffnungen, werden wir belehrt.

In einem Anhange sind die zerstreut erschienenen Fragmente von Walther-Liedern vereinigt: die angelsächsischen Bruchstücke, die beiden mittelhochdeutschen.

Wir empfehlen das Büchlein namentlich der reifern Jugend. Eine zweite Auflage würde außer verschiedenen Verbesserungen und Aenderungen im Texte und in den Beigaben auch das eine noch zu gewähren haben: eine bessere Correctur; der Druckfehler sind mehr als zu viel.

In den besprochenen Büchern findet sich neben der Mittheilung der Texte in Ursprache oder Uebersetzung auch literarhistorische Betrachtung und Untersuchung. Neuerdings ist die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Quellen hingelenkt, deren sich die Dichter des Mittelalters bedienten, da sie der freien Erfindung nicht so folgen konnten, wie es den neuern gestattet ist. Nicht immer ist die Benutzung einer bestimmten Quelle zweifellos erwiesen, es liegen öfters verschiedene Schriften vor, welche als Quellen gedient haben können; aber ohne nähere Untersuchung ist die Entscheidung nicht möglich. Solche Quellenforschungen wird kein gewissenhafter Herausgeber verabsäumen; wo sie freilich verwickelt sind, müssen sie, wozu Einleitungen nicht immer den schicklichsten Platz abgeben, in monographischer Weise angestellt werden. Wer die Zeitschriften für deutsches Alterthum aus neuerer Zeit darauf hin ansieht, wird gewahren, daß solche Quellenfragen dort ziemlich häufig niedergelegt sind. Auch verschiedene größere und kleinere Schriften sind selbständig erschienen, welche sich mit derartigen Aufgaben beschäftigen. Wir nennen hier ihrer zwei; zunächst eine, welche sich auf das bestimmte Werk eines bestimmten Autors beschränkend zugleich der stofflichen Entwickelung der behandelten Sage nachgeht:

4. Ueber die Quelle des Gregorius Hartmann's von Aue, von Friedrich Lippold. Inauguraldissertation. Leipzig, H. Fritzsche. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Vor nicht langer Zeit wurde diese Frage nach der Quelle des Hartmann'schen „Gregorius“ von Joseph Strobl in Pfeiffer's „Germania“, XIII, 188, zu beantworten gesucht (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1868). Wir besitzen ein lateinisches Gedichtbruchstück, welches H. Leo in Nr. 352

d. Bl. f. 1837 zuerst veröffentlichte und dann Grimm und Schmeller in den lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts aufnahmen. Grimm sah in ihm die Quelle Hartmann's. Wir besitzen ferner ein vollständiges altfranzösisches Gedicht „Vie du pape Grégoire le Grand“, welches Victor Luzarche herausgab (Tours 1857). Luzarche glaubte, Hartmann habe nach dieser französischen Dichtung gearbeitet. Strobl stellte genauere Vergleiche an, und kam zu dem Ergebniß, daß das lateinische Gedicht nur die mittelbare Quelle sei; es gehöre der Vorlage an, aus der Hartmann's directe französische Quelle geflossen sei, von der die uns allein vorliegende Dichtung bei Luzarche verschiedentlich abweiche.

Lippold begnügt sich nicht mit diesem Resultat. Er nimmt nochmals genaue Vergleichungen vor, die zugleich die Dichterthätigkeit Hartmann's beleuchten, und zeigt uns einen andern Weg. Das lateinische Bruchstück ist bei ihm bald zur Seite geschoben, denn er führt den Beweis, und ich glaube, es ist ihm dies gelungen, daß das lateinische Gedicht, statt Hartmann's Quelle zu sein, vielmehr umgekehrt als Uebersetzung nach Hartmann zu gelten habe. Die Vergleichung mit dem französischen Gedicht bei Luzarche führt zu dem Ergebniß, daß der deutsche Dichter von dieser Vorlage nicht unmittelbar abhängig sein könne wegen der allzu großen Abweichungen an verschiedenen Stellen bei sonstiger Uebereinstimmung. Dieses Ergebniß ist, wie man leicht sieht, noch weniger positiv als das von Strobl gefundene. Wir wissen jetzt, daß weder das lateinische noch das vorliegende französische Gedicht Hartmann's Quelle sein kann, aber ein negatives Resultat ist auch eins. Die unbekannte Quelle kann nun eine lateinische oder eine französische Fassung sein. Möglich, daß uns ein glücklicher Fund hierin noch Gewißheit bringt.

Der zweite Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Geschichte der Legende, welche bekanntlich eine Art Oedipussage ist. Lippold weist einen Zusammenhang mit dieser alten Sage nicht zurück, geht die Wandlungen durch, welche diese im Laufe der Zeit erfahren, gedenkt der verwandten Sagen, wie unter andern der vom heiligen Albinus und der serbischen Legende vom Findling Simon und kommt schließlich auf die Erzählungen von Gregor. Drei kennen wir bereits. Nach Hartmann ist ferner ein lateinisches Gedicht in Hexametern gearbeitet, von der Existenz eines englischen Gregor haben wir nur eine Nachricht, ferner besitzen wir eine wol auf französischer Vorlage beruhende prosaische Zusammenziehung der Legende in den „Gesta Romanorum“, und schließlich das deutsche Volksbuch. Lippold nennt nur Simrock's Bearbeitung, einen alten Druck erwähnt Görres in seiner bekannten Schrift über die Volksbücher.*)

Die Schrift Lippold's ist nicht nur fleißig und gut disponirt, und erschöpft so ihren Stoff, sondern sie ist zugleich ein trefflicher Beitrag zur Charakteristik einer unserer liebenswürdigsten Dichter des Mittelalters; bei aller Beschränkung auf den zunächst liegenden Gegenstand läßt sie uns auch im allgemeinen einen Blick thun in die geistige Werkstätte der Vorzeitdichter. Sie zeigt ferner den engen Zusammenhang, den die deutsche Philologie mit der romanischen hat und haben muß, wenn eine tiefere Kenntniß der beiderseitigen Literaturen gewonnen werden soll.

Einen weitern Kreis als die Abhandlung von Lippold umschreibt die folgende Schrift, welche uns deshalb besonders interessiren muß, da es sich auch in ihr um die Feststellung der Quellen von einigen altdeutschen Dichtungen handelt:

5. Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihre antiken Quellen. Von Hermann Dunger. Leipzig, Vogel. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Unter allen Sagenkreisen des Alterthums ist keiner mit solcher Vorliebe gepflegt und in allen seinen Ausläufern fortentwickelt worden wie der vom Trojanischen Kriege. Man kann sagen, daß kein antiker Sagenkreis, selbst nicht der von Alexander dem Großen, eine so allgemeine Verbreitung auch in der Zeit des Mittelalters fand wie gerade dieser: nicht nur daß es viele, zum Theil umfangreiche Bearbeitungen des Trojanischen Kriegs gab, und zwar fast in allen europäischen Sprachen bis zu dem Norden Islands hinauf, es leiteten sogar viele Völker nach dem Vorgange der Römer ihren Ursprung von den Trojanern ab. Der Grund dieser Beliebtheit ist einestheils wol in dem hohen Ansehen zu suchen, welches Virgil im ganzen Mittelalter genoß, anderntheils hatte der Stoff — Dunger nennt ihn nicht mit Unrecht einen romantischen — an sich etwas Anziehendes für das Mittelalter, namentlich seitdem durch die Kreuzzüge die Blicke des Abendlandes nach dem Osten hingelenkt waren. In den mittelalterlichen Bearbeitungen dürfen wir freilich nicht die Gestalten Homer's suchen; nicht nur das äußere Gewand, in welchem uns die Sage entgegentritt, trägt einen fremdartigen Charakter, auch der Stoff selbst weicht oft wesentlich von den uns geläufigen antiken Ueberlieferungen ab. Die Aufgabe, welche sich Dunger vorgesetzt, die mittelalterlichen Bearbeitungen des Trojanischen Kriegs näher zu betrachten, und namentlich die antiken Quellen, aus welchen jene geschöpft sind, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, ist gewiß in hohem Grade anziehend und lohnend. Dunger beschränkt sich bei seiner Untersuchung auf die abendländischen Darstellungen. Erwähnenswerthe Vorarbeiten sind zuerst Cholevius' treffliches Buch über die „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“, und sodann die Uebersicht über die Erwähnungen der Trojanersage in der mittelalterlichen Literatur, welche Karl Bartsch in seinem Werke „Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter“ gegeben.

Zuerst werden „Die antiken Quellen der mittelalterlichen Trojanerkriege“ besprochen. Die Hauptquelle ist die spät lateinische Erzählung des sogenannten Dares Phrygius. Dunger führt den Nachweis, einmal daß ein griechischer Dares nicht existirt, und zweitens, was durch das ganze Buch immer festgehalten und betont wird, daß es einen ausführlichern Dares als den uns vorliegenden nicht gegeben hat. Dem Dares reiht sich an: der Dictys Cretensis, sodann Homer, aber nicht der alte und echte, von dem man im Mittelalter nichts wußte oder nicht

*) Im soeben erschienenen dritten Hefte des funfzehnten Jahrgangs der „Germania“ gibt Reinhold Köhler Nachricht von der Gregorius-Legende 1) in schwedischer Sprache, 2) als spanisches Drama, und theilt 3) eine bulgarische Fassung mit.

viel hielt, sondern die unter dem Namen des Pindarus Thebanus uns überlieferte „Epitome Iliados Homericae". Zu diesen drei Schriftstellern kommen als anderweitige Quellen noch hinzu: Ovid, Virgil und Statius.

In einem weitern Kapitel werden die lateinischen Gedichte des Mittelalters vom Trojanerkriege genannt, geschildert und auf ihren Inhalt hin mit Beziehung auf die benutzten Quellen geprüft. Einen wesentlich andern Eindruck als diese gelehrten Arbeiten, welche trotz mancher Freiheiten dennoch im allgemeinen das Gepräge des Alterthums an sich tragen, machen die Trojanerlieder der höfischen Dichter, in welchen die Helden des Alterthums zu mittelalterlichen Rittern werden. Ihnen widmet der Verfasser in seiner Schrift besondere Betrachtungen. Der älteste dieser romantischen Dichter ist der nordfranzösische Trouvere Benoît de Sainte-More (III), welcher um die Mitte des 12. Jahrhunderts blühte. Seine Hauptquelle ist Dares; wo dieser nicht mehr ausreicht, folgt er dem Dictys; nebenbei benutzt er gelegentlich Ovid, Virgil, Julius Honorius Orator und wahrscheinlich Orosius. Die Episode vom Liebesverhältniß zwischen Briseida und Troilus ist von Benoît erfunden. Aus Benoît übertrug sie Guido von Columna in seinen lateinischen Roman von Troja, aus Guido entlehnte sie Boccaccio, welcher sie in seinem „Filostrato" selbständig bearbeitete und Briseida zu Griseida umänderte. Aus Boccaccio entnahm diesen Stoff Chaucer in seinem „Boke of Troilus and Creseida", und aus letzterm schöpfte hauptsächlich Shakspeare.

Der älteste deutsche Nachfolger Benoît's ist Herbort von Fritslar (IV). Ueber ihn faßt sich Dunger kurz, da in der Quellenfrage Frommann in seiner Ausgabe von Herbort's Lied von Troye, wie auch in einem Aufsatze in Pfeiffer's „Germania" schon vorausgegangen ist.

Eingehender spricht der Verfasser über Konrad von Würzburg (V), von welchem die bedeutendste Leistung des Mittelalters auf dem Gebiete der Trojanersage herrührt. Konrad's Hauptquelle ist Benoît, aber er ergänzt und erweitert diese seine Vorlage aus Ovid's „Heroiden" und „Metamorphosen" und aus der „Achilleis" des Statius. Das gerechte Urtheil Dunger's über die glänzenden Vorzüge Konrad's wie über seine Schwächen unterschreibe ich Wort für Wort. Auf dieses Urtheil möchte ich um so lieber hinweisen, als Konrad meistens über Gebühr unterschätzt wird.

Konrad's unvollendetes Werk ist von einem uns unbekannten Dichter zu Ende geführt worden, welcher einer andern Quelle folgt, nämlich dem Dictys, daneben finden sich Anklänge an Dares und Virgil. Der Fortsetzer arbeitet phantasielos in strenger Abhängigkeit von seiner Quelle.

Auch nach Italien drang Benoît's Werk. Dort wurde es von Guido de Columna (VI) in einen lateinischen Prosaroman umgearbeitet; außerdem benutzte Guido vereinzelt den Dares. Dunger faßt die „Nachfolger Guido's und Konrad's" in einem Kapitel (VII) zusammen. Auch der Dramen des Hans Sachs wird hier gedacht, welche der Trojanersage angehören. Außerhalb der zuletzt behandelten Gruppe von Bearbeitungen dieser Sage steht der Trojanerkrieg des Pseudo-Wolfram von Eschenbach (VIII). Der Verfasser benutzt keine bestimmte Quelle; er scheint aus dem Gedächtniß allerlei Darstellungen niedergeschrieben zu haben mit Hinzufügung einer Fülle eigener Erfindungen.

Das letzte Kapitel (IX) handelt von der nordischen Trojumanna Saga. Ihre Hauptquelle ist Dares, dieser wird ergänzt in der Argonautensage aus Ovid, in dem Trojanischen Kriege aus dem lateinischen Homer; den Schluß macht Virgil; die eingeflochtenen Erzählungen aus der Mythologie sind aus Theodulus und Ovid entnommen.

Zur bessern Uebersicht über das Verhältniß der einzelnen Bearbeitungen zu ihren Quellen ist am Schlusse eine Tabelle beigefügt.

Aus der gewonnenen Thatsache, daß der Dares des Mittelalters identisch ist mit dem uns überlieferten, ergibt sich zugleich als interessanter Beitrag zur Culturgeschichte jener Zeit, „daß das Mittelalter durchaus nicht ganz losgelöst war von den Traditionen des Alterthums".

Auf verhältnißmäßig knappem Raume ist in Dunger's fleißiger, echt wissenschaftlicher Arbeit eine der umfassendsten Fragen in lichtvollster Weise behandelt und beantwortet. Des Verfassers Darstellung und Schreibart ist in hohem Maße gewandt, wodurch die Lektüre seiner so gelehrten Abhandlung weniger eine Arbeit als ein Vergnügen ist.

Die Untersuchungen über die Benutzung der Quellen sind literarhistorischer, zum Theil auch antiquarischer Natur. Zugleich aber schließen sie bedingungsweise auch ein künstlerisches, ästhetisches Element in sich, welches, soweit wir bisjetzt die Dichterthätigkeit unserer mittelalterlichen Poeten zu beurtheilen vermögen, meist nur vorübergehend berührt wird. Es wird aber die Zeit kommen, wo die zu sichern Resultaten gelangte Quellenforschung auch oder ausschließlich Mittel ist zum Zweck der ästhetischen Beurtheilung.

Eine andere künstlerische Seite betrifft die Form, welche unausgesetzt die Forschung angeregt hat und nie aufhören wird zu immer neuen Beobachtungen zu reizen. Bisjetzt haben die metrischen und rhythmischen Studien sich vorzugsweise im Gebiete des Stofflichen bewegt, so fein und duftig dies auch sein mag. Der rhetorischen Seite wird sich erst in Zukunft die Aufmerksamkeit zuwenden.

Die folgende kleine Schrift hat es auch mit einem gewissermaßen technischen Elemente der Dichtkunst zu thun, zu dessen wirklichem Verständniß der Verfasser wesentlich beigesteuert hat:

6. Ueber Otfrid's Versbetonung von Richard Hügel. Leipzig, Vogel. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Einzelheiten sind so specieller und gelehrter Art, daß wir hier über sie hinweggehen müssen. Wenn ich Hügel's Abhandlung hier erwähne, so kommt es mir darauf an, die für die Literaturgeschichte wichtigen Ergebnisse hervorzuheben.

Seit Lachmann's grundlegendem Aufsatze über althochdeutsche Betonung und Verskunst ist nach Hügel's Anschauung nichts von Belang veröffentlicht worden, was sich auf die Metrik der ältern Periode speciell bezöge und ihre Erkenntniß förderte. Das ist richtig, sobald wir das Wort „von Belang" betonen. Kelle's in Aussicht gestellte Metrik Otfried's wird noch lange auf sich warten lassen, darum ist es ganz wohlgethan, wenn versucht wird da

anzuknüpfen, wo Lachmann aufgehört hatte. Wie fest auch die von Lachmann gefundenen Regeln stehen, so kann es doch nicht fehlen, daß im einzelnen andere Grundsätze aufgestellt und begründet werden. Auch Hügel befindet sich in einer Richtung im Gegensatz zu Lachmann. Wer vorurtheilsfrei die von Hügel vorgebrachten Beweise nachprüft, wird ihm recht geben müssen, wodurch Lachmann's unsterbliches Verdienst nicht im mindesten geschmälert wird.

Die Metrik, wie sie am deutlichsten und bewußtesten in Otfried's Evangelienbuche gehandhabt ist, wurde von Lachmann und seinen Nachfolgern auch auf andere Dichtungen, sogar auf alliterirende des althochdeutschen Zeitraums übertragen. Dagegen ist schon von anderer Seite aus Einsprache erhoben worden. Hügel wirft am Schluß seiner höchst fleißigen, wohlgeordneten und an feinen Bemerkungen reichen Abhandlung einen Blick auf diese andern Dichtungen. Sie sind zum Theil den aufgestellten metrischen Gesetzen nicht entgegen, andere aber gehen ihren besondern Weg.

Das „Hildebrandslied" — so urtheilt nun auch Hügel — fügt sich den aus Otfried abgeleiteten Betonungsgesetzen nicht; dies macht die sonst wol gerechtfertigte Annahme von vier Hebungen in etwas bedenklich, wenigstens muß man sagen, daß der Otfried'sche viermal gehobene Vers in ihm nicht zu finden ist. Vom „Muspilli" hat Müllenhoff es mir nicht wahrscheinlich gemacht, daß in ihm der Vers von vier Hebungen durchzuführen sei. Ganz verkehrt aber ist es, wie namentlich Feußner gethan hat, aus den kleinern alliterirenden Gedichten, indem man sie diesem Schema gewaltsam anpaßt, merkwürdige Gesetze abzuleiten, während man doch erst die Anwendbarkeit dieses Versschemas auf sie erweisen müßte.

Man darf begierig sein, zu erfahren, zu welchen Resultaten die künftige Metrik Otfried's von Kelle gelangen wird.

Suchen die Uebersetzungen die ältere Literatur unserer Gegenwart wieder nahe zu bringen, so ist daneben der andere Weg betreten und verfolgt worden, die Urtexte dieser alten Denkmäler durch Erklärung zugänglich zu machen. Solche Bestrebungen reichen weit zurück, sie haben schon ihre Geschichte; an ihnen ist deutlich wahrzunehmen, wie hier das Interesse sowol wie das Verständniß nach und nach gewachsen ist. Erst in neuerer Zeit wurde die Erklärung altdeutscher Schriftwerke mit theoretischem Bewußtsein vorgenommen, die in den Zeiten des Anfangs nach dem jeweiligen Bedürfniß oder nach subjectivem Ermessen geschah. Mit der Theorie ist natürlich auch sogleich der Widerspruch herausgefordert. Dem Widerspruch gegen ein bekanntes, nicht mit Ungunst aufgenommenes Unternehmen verdankt, wenigstens zum Theil, die folgende kleine Schrift ihre Entstehung:

7. Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Von Julius Zupitza. Oppeln, Reisewitz. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein sehr wohlgemeintes Buch. Zupitza möchte durch seine Arbeit jedem, der den ernsten Willen hat, Mittelhochdeutsches verstehen zu lernen, das lebendige Wort eines Lehrers, der nicht für jeden zu erreichen ist, nach Möglichkeit ersetzen. Er wählt dazu das „Nibelungenlied", aber nicht das ganze, sondern nur den Abschnitt, der von der Werbung des Burgunderkönigs Gunther um Brünhild von Isenstein handelt. Er übersetzt Strophe für Strophe, bespricht die grammatisch wichtigen Dinge, erklärt die uns verloren gegangenen oder in der Bedeutung veränderten Worte, macht auf die syntaktischen Eigenthümlichkeiten aufmerksam und zieht auch die Metrik herbei. Dies alles in sachgemäßer tüchtiger Weise. Wollte man im einzelnen kritisiren, so ließe sich hier und da etwas aussetzen, aber im allgemeinen kann Zupitza's Anleitung mit voller Ueberzeugung empfohlen werden.

Bei der pädagogischen Tendenz des Schriftchens hätten wir keine Veranlassung, ihm in d. Bl. eine Besprechung zu widmen, wenn nicht im Vorwort eine Stelle vorkäme, welche uns auf das literarische Gebiet weist.

Zupitza nämlich kommt hier, wo er die Nothwendigkeit betont, die Schätze unserer ersten classischen Literaturperiode in das geistige Leben der Gegenwart wieder einzuführen und sie in der Ursprache, nicht in Uebersetzung zu genießen, auf das bekannte Unternehmen Franz Pfeiffer's und seiner Genossen zu sprechen; er erkennt das Verdienstliche desselben an, „allein der Weg", setzt er hinzu, „den sie (jene Männer) eingeschlagen haben, muß mir als verfehlt erscheinen. Ihre Ausgaben bezwecken nur mechanisches Verständniß der jedesmal vorliegenden Stelle, nicht zugleich Eindringen in die Sprache, besonders in ihren grammatischen Bau, welcher befähigte, auch ohne solche Ausgaben mit alleiniger möglichst beschränkter Benutzung des Wörterbuchs Mittelhochdeutsches zu lesen."

Also „verfehlt" erscheint dem jungen Gelehrten das Unternehmen wegen seiner Form. Das ist freilich höchst betrübend für die Herausgeber, allein das Unglück ist einmal geschehen, das Unternehmen ist im Gange, ein Band folgt dem andern, von den ersten Bänden sind doppelte, von Walther von der Vogelweide sogar drei Auflagen nöthig geworden. Somit scheint das deutsche Publikum, und unter ihm gewiß auch eine Anzahl gelehrter Leute, die Pfeiffer'sche Classikersammlung doch nicht als ein verfehltes Unternehmen betrachtet zu haben. Was Zupitza als einen Fehler rügt, ist gar keiner. Daß die Art der Erklärungen, die ganze Einrichtung noch der Verbesserung fähig ist, leugne ich am wenigsten, der ich der Sammlung seit ihrem Beginn meine Dienste gewidmet und auch zwei Bände selbst herausgegeben habe. Wir Herausgeber wollen gar keine Sprachkenntnisse principiell fördern um ihrer selbst willen, wir beabsichtigen Stellenerklärung, die immer das erste Ziel philologischer Thätigkeit gewesen ist. Zupitza scheint allen Ernstes zu glauben, die Classikersammlung wäre dazu da, um mittelhochdeutsch zu lehren, während der Zweck ein literarischer und dann ein ästhetischer ist.

Zupitza sucht nun auf andere Weise zu erklären; er bietet eine Art Präparation oder, wenn man will, eine Art Collegienheft. Gesetztenfalls, es nähme sich ein Liebhaber der alten Sprache und Literatur die Mühe, diese Anleitung tüchtig durchzuarbeiten, glaubt der Verfasser, daß ein solcher dann im Stande sei, den Walther von der Vogelweide frischweg zu lesen und zu verstehen? Oder sollen die andern Schriftsteller auch in so ausführlicher Weise erklärt werden? Wer sollte denn das alles lesen, wer sollte solche Bücher kaufen, wer sie verlegen?

Zupitza's Unternehmen ist ganz löblich an sich, aber es ist beinahe kühn, ein solches Büchlein überhaupt mit

der Pfeiffer'schen Classikersammlung in Verbindung zu bringen. Diese „Einführung" in das Studium des Mittelhochdeutschen hat ihre Berechtigung, aber es bedurfte nicht zu ihrer Motivirung und Empfehlung einer Gegnerschaft gegen ein Unternehmen, welches viel höhere Ziele verfolgt.

Reinhold Bechstein.

Eine neue Dichtung von Adolf Böttger.

Das Galgenmännchen. Dramatische Märchendichtung von Adolf Böttger. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 1 Thlr.

Ein Lebenszeichen des erkrankten Dichters, der durch seine anmuthige Formgewandtheit und bewegliche Phantasie wie durch sein seltenes Uebersetzertalent so viel Erfreuliches geleistet hat, wird gewiß allgemein willkommen sein, um so mehr, wenn der Inhalt ein so origineller ist wie in diesem „Galgenmännchen", ein Thema, welches, in den Zeiten des Tieck'schen „Phantasus" behandelt, dem Dichter gewiß eine Stelle unter den damals modischen Romantikern verschafft hätte; denn der Stoff erinnert an den „Fortunatus", welchen Ludwig Tieck in so umfassender Märchendichtung behandelt hat.

Adolf Böttger's Behandlungsweise unterscheidet sich indeß wesentlich von der romantischen, welche sich namentlich in einem romanischen Strophencarneval, in Stanzen, Sonetten, Terzinen gefiel und ihren Humor in Concettis und etwas altfränkischen Witzturnieren, „Euphuismen", nach Lilly's und Shakspeare's Vorgang zuzuspitzen liebte. Adolf Böttger hat zwei Vorbilder — Goethe und Byron, jenen namentlich für die genrebildlichen und humoristischen Scenen, diesen für die Ergüsse mit poetischem Schwung. Es ist der Stil des „Faust", der uns aus dem Gedicht am meisten in die Ohren klingt, bis in die daktylisch schwebenden Chorgesänge hinein. Auch die Vorliebe für die dialogisch inscenirten Genrebilder, die im Vergleich zu dem Umfang der Dichtung eine sehr große Breite in Anspruch nehmen, gemahnt an das Goethe'sche Vorbild. Die Scenen im Weinschank zur „Stadt Zürich" gemahnen an die Scenen in Auerbach's Keller, die Scenen auf dem Marktplatz an den Jahrmarkt in Plundersweilern, während die Scenen des Maskenballs an den zweiten Theil von Goethe's „Faust" erinnern, ebenso die Schatten des Hochmuths, der Armuth, der Erinnerung an die allegorischen Gestalten, mit denen der greise weimarische Poet die stockende Handlung des zweiten Theils seiner Faustdichtung in Fluß zu bringen suchte.

Ganz in die Byron'sche Manfred-Stimmung versetzt uns dagegen der folgende dichterisch-schöne Monolog:

(Später Abend. Der Mond geht auf, über Felsen, Wald und tiefe Schluchten scheinend.)

Theobald.

So bin ich denn verstoßen und verlassen,
Verdammt zu namenloser Qual!
Noch einmal will ich dich, Natur, umfassen,
Noch einmal — doch zum letzten mal.

Hoch über mir die Gletscher, diese blanken,
Eisigen Nachbarn der Gestirne,
Zur Seite steil die wildgezackte Firne,
Barhäuptig, ohne Schmuck lebend'ger Ranken,
Darunter wild und höllenmächtig
Die grauenvolle Schlucht,
Durch deren Bucht,
Erhaben prächtig,
Erhellt vom Mondes Silberstrahl,
Die wilden Wasser stürzend schäumen,
Und mit der Wellenkämme Bäumen
Herniederdonnern in das tiefe Thal.

Dicht über dieser Schluchten grausge Nacht
Hält manche Fichte, die bei Sturmeswettern
Die rollenden Felsenstücke niederschmettern,
Als treuer Steg die Wasser überdacht.
Und auf dem Stege, fröhlich singend,
Sein Hab' und Gut auf strammer Schulter schwingend,
Wallt furchtlos, leicht ein Wanderer dahin;
Der Glückliche!
Gewiß hat er sein Weib, sein liebes Kind im Sinn!

Doch ich? — —
Weh! ich bin fertig mit der Zeit und Welt,
Mir ist das Leben durch mich selbst vergällt.
Sollt' ich das Leben fristen noch in Schmach,
Mir selbst zur Last? —
Nicht geb' ich länger nach!
Beschlossen ist's — mir grinst aus jedem Strauch
Gespensterhaft ein drohendes Gesicht;
Erschütternd weht um mich ein Geisterhauch,
Daß mir das Herz fast vor dem Tode bricht!
Das Licht des Monds umschleiern Wolken dicht!
Weh mir! —

Wir wollen durch diesen Hinweis nicht die Selbständigkeit der Dichtung verdächtigen; es ist ja das Los aller heutigen Poesie, daß man nach ihrem Stammbaum und ihrer Ahnentafel fragt. Der Stoff der Böttger'schen Märchendichtung hat manche höchst originelle Seite.

Theobald, eines armen Edelmanns Sohn, dessen Mutter schon bei der Geburt starb, zeigt auf der Schule wenig Sinn für die hohe Wissenschaft, da ihn seine Phantasie in eigene Bahnen hinzieht. Als nun auch der Vater stirbt, nimmt er Dienste bei dem benachbarten Förster, um frisch und frei die Waldnatur zu genießen. Da gerieth er aber in wüste Gesellschaft, wurde vom Förster entlassen — und mußte seiner Liebe zu der sanften Martha entsagen, weil die sterbende Mutter nicht das Kind in eines Wüstlings Hände legen wollte. Martha gibt den Ring zurück und schwört, jeden Gedanken an Theobald's Liebe aufzugeben; die Mutter stirbt getröstet.

Das ist die erste Scene der Dichtung. Die zweite bringt uns jenen byronisirenden Monolog. Theobald will sich, nachdem Hochmuth, Armuth, Erinnerung ihm erschienen sind, in die Flut stürzen, als ein Mann in schwarzer spanischer Reitertracht ihn zurückhält. Er bietet ihm eine billige Gabe an, durch welche er als reichster Cavalier und Liebesheld leben kann:

Weiß nicht, ob Ihr geheime Wesen kennt,
Die man gewöhnlich „Galgenmännchen" nennt,
Und die so manchen lieblich schon bethört.
Sind Teufelchen, in Gläslein eingeschlossen.
Wer solch ein Glas besitzt, wird nie verdrossen,
Denn er gewinnt von ihm, was nur das Leben
Des Schönsten, Sinnlichsten vermag zu geben,

Vor allen Dingen unermeßlich Gold.
Das Männlein stellt nur den Beding dagegen,
Daß der, dem es auf Erden dienstbar hold,
Nach seinem Tod es drunten müsse pflegen.
Das heißt, wenn der Besitzer, eh' er stirbt,
Den kleinen Geist nicht von sich abgewendet.
Dies muß durch Kauf geschehn. Wer es erwirbt,
Zahlt wen'ger, als der Vorige gespendet.
Meins kostet zwei Dukaten; — gebt mir einen,
Und es ist euer.

Geisterchöre von oben und von unten suchen Theobald's schwankenden Entschluß verschiedenartig zu bestimmen. Sein Hauptbedenken, daß er kein Geld hat, entkräftet der Spanier durch den Rath, in den Weinschank zur „Stadt Zürich" zu gehen und sich dort einen „helfenden Kumpan" zu suchen. Dort borgt Theobald in der That von dem Wirth ein Goldstück und kauft das „Galgenmännlein".

Die Scenen im Weinschank sind sehr lebendig; das Lied der Studenten vom heiligen Paulus ist durchaus frisch und volksthümlich:

Solo mit Chor.

Zu Leipzig im Paulinum,
Da steht der heil'ge Paulus,
Doch wünscht man den Gambrinum
Viel lieber als den Saulus.
Sechs Ellen von der Erde
Steht er mit seinem Schwerte;
Er wacht am Kirchengiebel
Mit aufgeschlagner Bibel.

Chor.

Paulus, warum, warum
Wendst du das Blatt nicht um?

Solo.

Wenn er die zwölfte Stunde
Zu Mitternacht hört schlagen,
Soll dem Studentenbunde
Ein Stern des Fortschritts tagen.
Paul schlägt dann auf dem Giebel
Ein Blatt um in der Bibel
Und kämpft mit seinem Schwerte,
Daß Licht und Freiheit werde.

Chor.

Paulus, darum, darum,
Wende das Blättchen um!

Solo.

Studenten gehn vorüber:
Mag's schlagen, mag es tagen!
Wir grämen uns nicht drüber,
Hört er's nicht zwölfe schlagen.
Beim Alten zu verharren,
Das macht uns nicht zu Narren.
Wer will mit dreisten Händen
Die Privilegien schänden?

Chor.

Paulus, darum, darum
Wende das Blatt nicht um!

Solo.

Der Paulus ist von Steine,
Kann nicht das Blättlein wenden,
Doch ihr von Fleisch und Beine
Könnt manchen Unfug enden.
Wir stehn vor den Gerichten
All' gleich an Recht und Pflichten.
Ist keiner, den's bekümmert,
Der falsches Recht zertrümmert?

Chor.

Brüder, darum, darum
Wendet das Blättchen um!

Auch sonst enthält die Scene drollige Einfälle, wie z. B. gleich am Anfang, wo der eine Weinreisende das Monopol des Deliriums für sich in Anspruch nimmt:

Weinreisender (dem andern zutrinkend.)
Karl! du hast das Delirium!

Anderer.
Meinshalb! was kümmerst du dich drum?
Seh' ich in jeder Eck' auch Mäuse
Und Ratzen, Spinnen, Uhrgehäuse,
Drin schwarze Männer lustig springen
Und immer, immer tictac singen,
Das geht dich, Bruder, gar nichts an.
Der Wasserkrug macht nimmer klug und dreist,
Der Wein ist der Poeten heil'ger Geist!

Die letzte Behauptung ist doch nur gültig mit großer Einschränkung. In der Weinlaune ist noch kein unsterbliches Lied gedichtet worden.

Originell ist auch der Pedant Engelsberger, der sein ganzes Leben „nach Principien" führt und als er seine drei Hauptgrundsätze expliciren will, das dritte Princip auf einmal nicht mehr finden kann.

Im Besitz des dämonischen „Galgenmännchens" gibt sich Theobald nun dem Glück der Liebe hin, das er in den Armen einer Hetäre Helene findet, trotz der begründeten Einwendungen, welche der Geist der Wehmuth gegen dies Glück macht. Im Gegensatz zu den frivol beleuchteten Salonscenen stehen die Scenen in der Hütte der Martha, welche mit dem Einsiedler Gregor fromme Dialoge führt. Wir erfahren aus dieser Unterhaltung, daß Theobald der Martha große Summen Goldes geschickt hat, welche diese aber zurückwies. Dagegen ist sie im Besitze eines Amulets, welches ihr die sterbende Mutter gab, einer Seltenheit aus der ältesten Zeit der Franken, mit welcher es, wie uns der Eremit auseinandersetzt, folgende Bewandtniß hat:

Bischof Remigius hat sich dies kleine Stück
Vom König Chlodwig als Geschenk erbeten,
Indem er Hab' und Gut, sein ganzes Erdenglück
Der Kirche Christi freudig abgetreten.
Die allerkleinste Münze wollt' er nur,
Doch mit des Königs Bild, zum Angedenken;
Das theuerste von seines Herrn Geschenken
Trug er sie Tag und Nacht an einer Schnur.
War Chlodwig gleich doch seinem Wunsch gewillt,
Ließ eigens ihm die kleinste Münze prägen.
Des frommen Bischofs Glaube war gestillt,
Zufriedenheit nur sei des Lebens Segen.
Du trägst die Münze jetzt mit frommer Scheu:
O! bleibe die Zufriedenheit dir treu!

Theobald lebt inzwischen in Saus und Braus, Festen und Bällen. Die Schilderung eines Maskenballs bietet manches pikante Bild. Der Dichter des „Frühlingsmärchen" zeigt sich uns wieder in dem humoristisch-phantastischen Lied der Pilze:

Trüffel, Morchel, Moucheron,
Kommt zu Tanz und Schmause!
Wir und Marquis Champignon
Sind hier recht zu Hause.

Bovist und Graf Fliegenschwamm
Sind die größten Leute;
Gift des Gelds nur macht sich stramm
Alle Welt zur Beute.

Armuth ist ein schwach Insekt,
Muß sich drehn und wenden;
Sticht und wehrt sich's grollgeweckt,
Wird es bald verenden.

Reichthum einzig hat das Recht,
Unbill nie zu tragen:
Wir, das reiche Pilzgeschlecht,
Können alles wagen!

Helene wirft das „Galgenmännchen“ zum Fenster hinaus in den Fluß; doch es kehrt augenblicklich wieder zurück und ist nur etwas getauft worden. Theobald schenkt es dann dem Doctor, nachdem er voll innerer Unbefriedigung über des bösen Geistes geheimnißvolle Huld einen Faustischen, das Gold verdammenden Monolog gehalten hat. Ohne seinen Talisman nun in Geldnoth, trifft der Held auf einem Jahrmarkt einen Tabuletkrämer, der ihm seinen ganzen Kram verkauft gegen den letzten Heller, der in Theobald's Besitz ist. Die Waare findet glänzenden Absatz; denn, o Wunder, unter dem Kram befindet sich wieder das Männchen in der Flasche. Theobald schleudert das Fläschchen auf die Steine — vergebens! Er kann nach den Bedingungen des ursprünglichen Erwerbs den bösen Geist nur gegen die Hälfte des Einkaufsgeldes los werden. Einen Heller hat er bezahlt, er jammert jetzt vergebens nach einem halben Heller. Und nun ist es ein sinnig tiefer Gedanke, daß das Amulet der frommen Martha dieser halbe Heller ist, durch welchen der sterbende Theobald vom Fluche erlöst wird.

Jedenfalls ist diese Böttger'sche Märchendichtung reich an originellem Gehalt, trotz der Anklänge des dichterischen Tons. Sie enthält Stellen von großer poetischer Schönheit, und wenn auch einzelne Allegorien, wie die der „Gicht“, etwas gesucht, einzelne Geisterchöre, wir möchten sagen, hyperlyrisch gemahnen, so ist doch das ganze Werk wieder das Zeugniß eines graziösen, liebenswürdigen Dichtergeistes, dessen neuen Schöpfungen wir gern begegnen.

Rudolf Gottschall.

Zur Dämonologie.

Geschichte des Teufels. Von Gustav Roskoff. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 5 Thlr.

„Der Teufel ist los! Die Verruchtheit eines einzelnen, der seinen Thron für sich und seine Familie sichern will, bricht die Gelegenheit zum Krieg zwischen zwei Culturnationen vom Zaune, und all der Schmerz der Wunden, all die Thränen der Waisen und Witwen, der Aeltern und Geschwister, all die Noth und Greuel der Verwüstung des Landes und der Verwilderung der Sitten sind ihm nichts! Und das französische Volk klatscht ihm Beifall, die Staatsmänner wollen uns Deutschen verbieten, daß wir nach eigenem Sinn uns eine Reichsverfassung geben, die Schriftsteller übertreffen sich in maßlosem Schimpfen, in frechem Lügen, um eine gewissenlose, frivole Geistreichheit der Feuilletonphrase glänzen zu lassen, und die Menge taumelt in Größenwahnsinn und Selbstverblendung dem Führer nach, der sie in Kampf und Elend hetzt, um sie geknechtet zu halten!“ So sagte ich entrüstet zu einem befreundeten deutschen Poeten. Er erwiderte in vollem Ernst: „Und da leugnet ihr die Persönlichkeit des bös gewordenen negativen Princips! Groß Macht und viel List sein grausam Rüstzeug ist! hat schon Luther gesungen. Wie wäre denn diese dämonische Gewalt zu erklären, wenn sie nicht einen gewaltigen Dämon zum Träger hätte? Es wird eine schwere Arbeit werden, aber wir werden ihn doch besiegen, denn Gott ist mächtiger als er.“ — „Ja, Gott ist mit uns!“ fuhr ich fort. „Diese Begeisterung fürs Vaterland, die auf einmal Nord und Süd einig macht, dieser Todesmuth für ideale Lebensgüter, diese Ueberwindung der Selbstsucht und aller kleinlichen Bedenken, diese Opferfreudigkeit zeigen uns, wie der eine allwaltende Geist des Guten und Wahren sich in all den Seelen regt und bezeigt, damit er durch sie seine sittliche Weltordnung bewähre. Zeigen wir uns dieses großen Augenblickes werth, dieser Offenbarung Gottes in der Weltgeschichte!“ — „Die du anerkennst, das weiß ich“, versetzte der Freund. „Wie magst du da den Dämon leugnen, dessen Wirken du doch selber geschildert hast?“

Dies Gespräch aus dem Anfange des glorreichen Augustmonats erinnerte mich an das Buch, welches ich zu recensiren übernommen, und ich finde endlich Zeit, mein Versprechen zu halten. Es ist ein tüchtiges, gelehrtes und doch allgemein verständliches Buch, und vor allem ist zu rühmen, daß der Verfasser, ein protestantischer Theolog in Wien, mit voller wissenschaftlicher Unbefangenheit und ohne dogmatische Voreingenommenheit an das Werk gegangen, die Untersuchung geführt und die Ergebnisse dargestellt hat. Möge der Muth, der unsere Krieger auf dem Schlachtfelde beseelt, auch bald wieder auf religiösem Gebiet sich erweisen, möge das Recht der eigenen Ueberzeugung über die Zurechtmacherei und die feige Anbequemung, über die Geistesträgheit siegen!

Roskoff beginnt mit der Frage: Wie gelangt der Mensch zur Vorstellung eines übermenschlichen bösen Wesens? Wie bildet sich der religiöse Dualismus? Er reiht daran die Untersuchung, wie dieser Glaube im Mittelalter seine höchste Macht gewonnen; er schließt mit der Darstellung seiner Wiederabnahme in der neuern Zeit.

Roskoff geht von der Natur und dem Naturmenschen aus. Nach den Wirkungen der umgebenden Natur, welche der Mensch als angenehm oder unangenehm unterscheide, indem er sein Wohl dadurch gefördert oder gehemmt sieht, bewegt sich sein religiöses Gefühl im Kreise der Gegensätzlichkeit von Furcht und Scheu, oder dankbarer Anerkennung. Er personificire die Summe und den Grund der freundlichen und feindlichen Erscheinungen zu guten und zu Uebles bringenden Wesen. Die religiöse Anschauung, fügt der Verfasser hinzu, ist aber deshalb ebenso wenig Product der Natur wie der menschliche Geist, so wenig als sittliche Ideen aus der Beobachtung der Natur entnommen werden; die Natur bietet jedoch die Anregung, daß sich der Geist so oder anders gestaltet, und unter-

stützt somit die Entwickelung religiöser und sittlicher Vorstellungen. Deshalb hätte Roskoff auf das Böse in der Brust des Menschen, auf die Erfahrung seiner Macht im Leben des einzelnen wie in der Geschichte mehr Gewicht legen sollen, um den Ursprung und die Entwickelung der Teufelslehre zu begründen. Sonst hat er den Dualismus in den Religionen der Natur- und Culturvölker ausführlich geschildert, und dann gezeigt, wie im Mittelalter der Teufelsglaube dadurch seine Ausbildung und Ausbreitung erhielt, daß die Geistlichkeit Heidnisches und Teuflisches vermengte. Daran reiht sich dann eine sehr ausführliche Schilderung des Hexenwesens und der Hexenprocesse. In Bezug auf den Teufelsglauben Luther's wird erwähnt, daß er mit der Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur im engen Zusammenhange stand und das sittliche Gepräge der Verlockungen zum Bösen, der Gewissenskämpfe erhielt. Wie früher der Teufel in den mittelalterlichen Schauspielen, so wird nun sein Vorkommen im Gesangbuch beleuchtet. Dante ist nicht vergessen, aber leider Milton, der gerade für die poetische Gestaltung des Satans doch das Beste gethan und einen Charakter von schauerlicher Größe geschaffen hat, dessen Herrscherkraft und Freiheitsdrang durch Selbstsucht zum Abfall von Gott getrieben wird, aber auch im Sturz noch ihre ursprüngliche Macht bewahrt. Die Poesie Byron's hat in Milton ihre Wurzeln. Ueberhaupt ist die weltgeschichtliche Bedeutung Milton's noch zu wenig anerkannt. Der Dichter und Denker steht neben Cromwell, dem Helden und Staatsmann; der reformatorische Geist und die Form der Renaissance einigen sich in ihm; Mirabeau und Rousseau knüpfen sich an seine Ideen. Der vierte Band meines Buchs über „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung“ legt dies dar.

Die englischen Deisten, die französischen Encyklopädisten, die deutsche Aufklärung, Philosophie und Naturwissenschaft traten dem Aberglauben aller Art entgegen, und so kam auch der Teufelsglaube in Abnahme. „Der Teufel, seiner persönlichen Existenz entkleidet, ward zum begrifflichen, ethischen Moment des menschlichen Bewußtseins herabgedrückt.“ — „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben“, könnte man mit Goethe sagen, und unsern Autor fragen: Ist denn nicht auch Gott für viele zu einer Vorstellung des Menschen „herabgedrückt“?

Dies läßt mich an das anfangs mitgetheilte Gespräch wieder anknüpfen. Objective Wirklichkeit kommt dem Bösen nicht zu, es hat an und für sich keine Existenz, sondern nur im Willen, in der Subjectivität der Persönlichkeit; es ist die Verirrung der freien Lebenstriebe, die Verwirrung, welche dadurch in die Welt gekommen, das Unheil und die Sünde, was uns nach einem Grunde forschen heißt; diesen Grund wollte man in einem Princip des Bösen finden. Aber nur das Seiende, Positive, Gute hat seinen ewigen Lebensgrund, und der ist Gott. Als der Gute und Freie kann er nur in einem Reich der Freiheit und der Liebe offenbar werden; dies erfordert selbständige, selbstbewußte Wesen, die auch anders denken und wollen können, als das Gesetz es verlangt; die Möglichkeit des Bösen muß für sie vorhanden sein. Sie müssen sich selbst erfassen, und das führt die Gefahr der Selbstsucht mit sich, die nun nur an das eigene Selbst denkt und damit das Bewußtsein des Ganzen in sich verfinstert, innerlich, in ihrer Subjectivität sich vom Allgemeinen trennt, den Abfall vollzieht und das Böse in der Gesinnung verwirklicht; denn hier, nicht in der Realität der Außenwelt hat es seinen Sitz, es ist kein objectives Wesen für sich und braucht deshalb auch keinen für sich seienden realen Lebensgrund, wie der Teufel wäre. Aber die Persönlichkeiten, die Menschen, sind wirkliche Wesen, und für ihr endliches Dasein fordert die Vernunft eine erste Ursache, ein Unendliches, ein Princip, das fähig ist, eine Welt der Liebe und der Freiheit, ein Reich des Geistes hervorzubringen; und die sittliche Weltordnung, die sich uns gegenwärtig in der Geschichte unsers Volks erfahrungsmäßig beweist, führt uns über einen bloßen Stoff, über eine blinde Kraft, über ein bewußtloses Gesetz zu einem selbstbewußt wollenden, das Gute, Wahre, Schöne uns als Ideal, als das Seinsollende setzenden Geist, der natürlich nicht naturlos ist, sondern in dessen eigener Natur die Realität des Universums begründet ist. Es kommt darauf an, die spinozistische Substanz als Geist zu erfassen, das hat schon Hegel gesagt; er ließ sie aber nur in uns, ihrem Modus, zum Geiste werden. Wenn indeß Spinoza die Substanz an sich als Denken und Ausdehnung bestimmt, so braucht man sich nur klar zu machen, daß das Denken die Thätigkeit der Subjectivität ist, daß im Denken wir uns selbst erfassen und bestimmen. Die Substanz ist nicht blos an sich, sondern als solche auch für sich, sie ist Subject, bei sich selbst seiende Einheit des Unendlichen.

Moritz Carriere.

Feuilleton.

Notizen.

Aus der unermeßlichen Fülle der Liebespoesie hat eine Auswahl zusammengestellt **Th. Buddeus**: „Freya, das Leben der Liebe in Liedern und Gedanken deutscher und fremder Dichter“ (Berlin, Stilke und van Muyden, 1870). Außer Liedern und Gedichten enthält die Sammlung auch Prosasprüche von Jean Paul, Gutzkow u. a., selbst dramatische Stellen aus Schiller's Dramen und aus dem „Sohn der Wildniß“. Die fremden Dichter sind, außer durch Shakspeare, nur durch einige französische Autoren, wie Nodier, de Maistre, Frau von Staël u. a., sehr bescheiden vertreten. Die Auswahl aus unsern neuen deutschen Dichtern darf im ganzen als geschmackvoll gebilligt werden.

Die Anthologien aus Schleiermacher's Werken mehren sich. **E. Rudorff** hat „Stunden der Weihe“ (Berlin, Boettcher) zusammengestellt, eine Sammlung von Aussprüchen Friedrich Schleiermacher's, und zwar in folgenden Abschnitten: „Des Christen Charakter und Wandel“, „Der Christ als Lehrer und Bildner“, „Der Christ im Verhältniß zu seinen Freunden und zu seiner Familie“, „Der Aufschwung der Seele zu Gott“, „Trübsal und Tod“ verklärt durch den Glauben. Die präcise, oft künstlerisch geschlossene Fassung der Sentenzen Schleiermacher's läßt sie für Anthologien sehr geeignet erscheinen.

Anzeigen.

Zeitgeschichtliche Werke
aus dem
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die nachstehenden Werke haben durch die Ereignisse der Gegenwart neues und erhöhtes Interesse erlangt, weshalb sie hier in übersichtlicher Zusammenstellung aufgeführt werden.

Blankenburg, Heinrich. Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. Mit Karten und Plänen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Die großen Vorzüge, welche Blankenburg's Darstellung des Kriegs von 1866, abgesehen von der geistvollen Auffassung und klaren, übersichtlichen Gruppirung des Stoffs, selbst vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraushat, liegen darin, daß sie ebenso den Militär von Fach befriedigt, wie die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser, ein ehemaliger preußischer Generalstabsoffizier, bei allem Streben nach Objectivität doch den Personen, Verhältnissen und Thatsachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

Charras. Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne. Avec cartes spéciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

—— Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 2 lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

—— Histoire de la campagne de 1815. Waterloo. 5me édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 Vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

In diesen zwei Werken des durch seine politische und militärische Laufbahn berühmten, als Exilirter in der Schweiz gestorbenen Oberstlieutenants Charras, von denen das erste auch in autorisirter deutscher Uebersetzung vorliegt, ist zum ersten mal der siegreiche Kampf gegen die Heere Napoleon's I. von der Feder eines Franzosen unparteiisch dargestellt und das Lügengewebe zerrissen worden, womit bisher alle französischen Geschichtschreiber jene denkwürdigen deutschen Siege zu fälschen und herabzusetzen bemüht waren. Mit Recht begrüßte deshalb die historische Kritik diese Werke als eine epochemachende Bereicherung der Geschichtsliteratur.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Wie Charras in Bezug auf die militärische Action den unwahren Behauptungen französischer Schriftsteller entgegentritt, so hat der Verfasser der „Diplomatischen Geschichte“ sich zur Aufgabe gestellt, die ebenso geflissentlich verbreiteten falschen Darstellungen bezüglich der Bündnisse, Verhandlungen und Friedensschlüsse jener Periode zu berichtigen, die Thatsachen sowol wie die Motive, aus denen sie entsprangen, wieder in ihr historisches Recht einzusetzen. Durch Mittheilung der dahin gehörigen Urkunden, Correspondenzen, Protokolle und Actenstücke, die sich hier in einer Vollständigkeit wie in keinem andern Geschichtswerke beisammen finden, wird auf authentische Weise nachgewiesen, welche Intriguen die verbündeten Mächte im Verein mit dem besiegten Frankreich damals anzettelten, damit Deutschland zum Lohn für seine heldenmüthigen Anstrengungen mit offenen, unbeschützten Grenzen aus dem Kriege hervorgehe. Das Studium des Werks ist überaus lehrreich, namentlich angesichts der wahrscheinlich bald beginnenden neuen Friedensverhandlungen mit dem feindlichen Nachbarstaate.

Klippel, Georg Heinrich. Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine Biographie Scharnhorst's, dieses echt deutschen Mannes, von Arndt „Der Deutschen Waffenschmied“ genannt, darf gerade in unserer Zeit auf die wärmste Theilnahme rechnen. Das vorliegende Werk hat aber um so größern Werth, weil der Verfasser ein sehr reichhaltiges handschriftliches Material benutzen konnte, das den frühern Biographen Scharnhorst's verschlossen war. Es verdient nicht blos Militärs und Historikern, sondern den weitesten Kreisen des deutschen Volks empfohlen zu werden. — Der dritte Theil befindet sich unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In diesen Tagebuchblättern aus dem Nachlaß einer Dame, welche lange Zeit zur nächsten Umgebung des Exkönigs von Westfalen und seiner Familie gehörte, spielt sich ein Stück Depossedirtenleben ab, das, obwol ohne alle tendenziöse Färbung völlig wahrheitsgetreu erzählt, keinem Roman an spannendem Interesse nachstehen dürfte und in der Gegenwart zu naheliegenden Vergleichungen auffordert. Zahlreiche in die Erzählung verflochtene Briefe Jérôme's, der Exkönigin von Neapel Karoline Murat und anderer historischer Persönlichkeiten geben dem unterhaltenden Buche gleichzeitig auch geschichtlichen Werth.

Scherer, H. Der Raub der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im Westfälischen Frieden.

—— Der Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681.

Zwei Aufsätze, in denen urkundlich und nach den zuverlässigsten Quellen dargelegt wird, durch welche Mittel des Trugs und der Gewalt Frankreich die deutschen Länder Elsaß und Lothringen an sich gebracht hat. Der Verfasser schließt mit der Mahnung, daß es eine Pflicht des deutschen Volkes sei, die dem Vaterlande zugefügte dreihundertjährige Unbill durch Wiedergewinnung jener Provinzen zu sühnen.

Die zwei geschichtlichen Monographien sind in Friedrich von Raumer's „Historischem Taschenbuch“, Jahrgang 1842 und 1843, enthalten; jeder dieser beiden Jahrgänge kostet im ermäßigten Preise 1 Thlr. 10 Ngr. (früher 2 Thlr.)

Venedey, Jakob. Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das Venedey'sche Memoirenwerk füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschicken des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt und, mit den Vorboten der Revolution in den rheinischen Kurstaaten beginnend, bis zum 18. Brumaire sich erstreckt.

Von den verschiedensten Seiten hat das Werk ehrende und beifällige Aufnahme gefunden. Die Spener'sche Zeitung nennt es ein Buch, das durchweg in entschieden nationalem Geiste geschrieben sei, und von dem man nur wünschen könne, daß es recht fleißige Leser in Süddeutschland fände. Und die wiener Neue Freie Presse begrüßt dasselbe als ein Buch voll starken Freiheitsgefühls und deutschen Nationalbewußtseins, ein Buch, bei dessen Lektüre das Herz höher schlägt, ein Buch, für das man dem Verfasser die Hand schütteln und sagen möchte: Ich danke dir!

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Lehre von den Tonempfindungen,
als
physiologische Grundlage für die Theorie der Musik
von **H. Helmholtz,**
Professor der Physiologie an der Universität zu Heidelberg.
Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.
Dritte umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 17. November 1870.

Essays von Julian Schmidt.

Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit von Julian Schmidt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julian Schmidt hat in seinen literaturgeschichtlichen Werken das Talent des Essayisten nicht bewähren können, da das literarische Porträt in denselben ganz in den Hintergrund tritt. Und zwar hat sich der Eifer, nur Richtungen und geistige Strömungen zu zeichnen und die Charakterköpfe der Autoren selbst als nebensächliche Arabesken an den Rand zu schieben, mit jeder Auflage gesteigert, sodaß sich aus der letzten kaum ein zusammenhängendes Charakterbild irgendeines deutschen Schriftstellers gewinnen läßt, wenn man sich nicht selbst die Mühe geben will, aus einer Menge zerstreuter, musivischer Züge aus den verschiedensten Kapiteln sich ein solches Bild zusammenzusetzen.

Doch die Literaturgeschichte hat nicht blos eine Ideenwelt, sie hat auch eine Gestaltenwelt uns vorzuführen. Und zwar ist diese eine doppelte: es sind die Gestalten der Dichter selbst, es sind die Gestalten ihrer Phantasie. Alle Literaturgeschichtschreibung ist leblos, die nur abstracte Linien zeichnet; der Stammbaum der Ideen ist nicht der Lebensbaum des nationalen Geistes. Die Dichtung ist eine Kunst, und in der Geschichte der Kunst verdient jedes einzelne Kunstwerk als ein Ganzes und jeder Künstler als ein schöpferisches Talent liebevolle Beachtung in seiner ursprünglichen Eigenart.

Julian Schmidt muß als Essayist solcher sonst unwillkommenen Darstellungsweise Rechnung tragen; er muß Porträts malen, statt der Gedankenfresken, mit denen er die Propyläen seiner Literaturgeschichte schmückte. Es ist von vornherein anzunehmen, daß er geneigt sein wird, wo es ihm irgend möglich ist, „ins Allgemeine zu tauchen", von der Staffelei, auf der sein einzelnes Porträt steht, abzuspringen, die Richtungen und geistigen Zusammenhänge für den einzelnen Autor aufzusuchen; es ist ferner die Frage, ob es ihm gelingen kann, bei seiner Neigung für das Schematische und seiner im ganzen armen Phantasie, ein einzelnes Charakterbild mit scharfer Zeichnung und lebendigem Farbenreichthum auszuführen. Denn hier kommt es auf Intuition an, welche nicht eine Gabe undichterischer Köpfe zu sein pflegt, und aller Scharfsinn der Zergliederung genügt nicht, ein Ganzes zu schaffen.

Ueber die Aufgaben des Essayisten ist sich Julian Schmidt vollkommen klar. Er sagt darüber:

> Wenn man literarische Erscheinungen der Gegenwart, zu denen man immer ein bestimmtes subjectives Verhältniß hat, in historischen Fluß bringen will, findet leicht eine Verschiebung des Gesichtspunktes statt: der Essay zeigt das subjective Verhalten offen an und bekennt, daß die Acten noch nicht geschlossen sind. Der Essayist wählt unter den zu besprechenden Schriften diejenigen aus, die sein Interesse stark in Anspruch nehmen und über die er etwas Neues und Erhebliches zu sagen weiß; der Historiker sollte eigentlich alles lesen, denn wie wollte er sonst wissen, ob er nicht etwas Wichtiges übersehen hat? Wer das aber buchstäblich ausführen wollte, käme in dringende Gefahr, den Verstand zu verlieren.

Dieser Gefahr hat sich Julian Schmidt auch als Literarhistoriker allerdings nicht ausgesetzt; denn er ist als solcher auch Essayist gewesen, wenn nämlich nach seiner eigenen Erklärung die Eigenthümlichkeit eines Essayisten darin besteht, unter den zu besprechenden Schriften diejenigen auszuwählen, die sein Interesse stark in Anspruch nehmen. Ueber solche Auswahl ist er auch in seinem Hauptwerk nicht hinausgegangen; er hat einzelne Schriften, welche sogar Specialitäten behandeln und nicht entfernten Anspruch auf nationale Geltung haben, mit der größten Ausführlichkeit behandelt; er hat Dichter und Dichtungen von Bedeutung oft kaum mit einer Zeile, oft gar nicht erwähnt, weil er sie nicht gelesen hat, wahrscheinlich um nicht „den Verstand zu verlieren".

Die ersten Aufsätze der vorliegenden Sammlung bewegen sich noch in dem Fahrwasser des Autors; es sind Abhandlungen über allgemeine Themata, über Bestrebungen

und Richtungen des Zeitgeistes, Parallelen zwischen den Jahrhunderten, für die ein philosophisch geschulter Kopf leicht die richtige oder wenigstens die blendende Formel finden wird. Der Aufsatz: „Die neue Generation", besteht aus zwei Abhandlungen, die wie die Schweifstücke eines Papierdrachens aneinandergeklebt sind und den eigenthümlichen Eindruck eines „vollkommenen Widerspruchs" machen, der nach Goethe, wenn auch nicht nach Hegel, gleich geheimnißvoll bleibt für Weise wie für Thoren.

In dem ersten Aufsatz: „Die europäische Literatur in ihrem gegenwärtigen Standpunkt", erfahren wir, wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht haben. Das 18. Jahrhundert wird durch folgende Sätze charakterisirt:

1) Die Bildung geht aus der Theologie hervor und ist zwar in ihrem innersten Grund gegen die Theologie gerichtet, aber nicht blos in ihrer Methode, sondern auch in ihren letzten Zwecken von derselben bestimmt.

2) Der todten Wortgläubigkeit des 16. und 17. Jahrhunderts, welche die Individualität unter das starre Joch des Gesetzes beugte, suchte sich die folgende Periode durch eine freie Entwickelung des individuellen Gemüths zu entziehen. Das 18. Jahrhundert ist die Periode der Subjectivität, des vollendeten Individualismus, der „leeren Freiheit".

3) Die Antike ist für die neuere Cultur durchweg der Sauerteig.

4) Durch das ganze Zeitalter geht der Trieb, mit Beiseitsetzung aller geschichtlichen Voraussetzungen das Reich der Zukunft nach Begriffen der reinen Vernunft aufzurichten, die Geschichte der Menschheit gewissermaßen von neuem zu beginnen.

5) Indem nun der Geist der Entzweiung, der vom amerikanischen Freiheitskrieg an bis 1848 immer neue Zuckungen der Gesellschaft hervorrief, sich auch in den Werken der einzelnen geltend macht, nehmen wir in den charakteristischen Dichtungen der Periode etwas seltsam Fragmentarisches wahr.

So beschaffen war das 18. Jahrhundert; wenigstens erscheint es so in dem Spiegel, den Julian Schmidt ihm vorhält. Die Züge sind, wenngleich nicht erschöpfend, doch im ganzen richtig. Nur gilt doch vieles für die Jetztzeit: die Antike ist nach wie vor der Sauerteig unserer Cultur, und was den „Geist der Entzweiung" betrifft, so ist dies ein höchst abstracter Schatten; könnte er sich genauer legitimiren, so würde man vielleicht erkennen, daß er auch in der Gegenwart noch wirksam ist.

Nachdem das 18. Jahrhundert in dem photographischen Atelier Julian Schmidt's möglichst treu aufgenommen ist, tritt es ab, und an seiner Stelle erscheint das 19. Jahrhundert, selbstgewiß auf die photographische Säule gestützt, in schöner, warmer Beleuchtung. Oder vielmehr, es ist die neueste Generation, die sich einem Lichtbild unterwerfen muß. Ihre besondern Kennzeichen sind die folgenden:

1) Die Wissenschaft ist zu der Erkenntniß gekommen, daß sie eine andere Aufgabe hat als die Theologie, eine andere Aufgabe als die Metaphysik.

2) Der Götzendienst der Individualität ist vorüber.

3) Indem wir uns auf dem Boden unserer eigenen Geschichte besser orientirt haben, hört damit die übermäßige Bedeutung des Alterthums auf.

4) An Stelle des revolutionären Geistes hat sich jetzt der conservative Trieb der Menge bemächtigt.

5) Der letzte fragmentarische Ausdruck des frühern Ideals war der Weltschmerz in der Seele reichbegabter Individuen. Dies Reich des Faust und Don Juan hat aufgehört.

Mit diesen Nummern versehen, erscheint die neue Generation bis zur Steckbrieflichkeit unverkennbar gezeichnet. Wir wollen die drei ersten Nummern auf sich beruhen lassen. Was aber die vierte betrifft, so erscheint die Fassung doch einseitig und verkehrt. Das Jahr 1866 bezeichnet die revolutionärsten Acte der neuern deutschen Geschichte. Der Unterschied gegen 1848 besteht nur darin, daß die Revolution sich vorzugsweise auf die Macht stützt, nicht auf den Glauben an die Idee. Der Trieb der Menge ist keineswegs conservativer als früher. Doch da die großartigsten Umwälzungen und Neuschöpfungen jetzt von den organisirten Staatsgewalten ausgehen, so befindet sich der revolutionäre Geist der Menge in der gleichen Strömung mit jenen und erfährt durch die Erfolge großer Thaten, welche den alten Bestand der Dinge umstürzen, zugleich eine innerste Befriedigung.

Am seltsamsten aber ist jedenfalls das Decret Julian Schmidt's, daß das Reich des Don Juan und Faust aufgehört habe. Man pflegte Faust und Don Juan als ewige Typen und Repräsentanten der Menschheit zu betrachten, in denen sich das unbegrenzte Streben nach Erkenntniß und Lebensgenuß verkörperte. Das ist also jetzt anders geworden. Sollte sich noch ein Dichter oder überhaupt ein Sterblicher finden, in welchem solcher Wissens- und Lebensdrang, hinausreichend über die gegebenen Schranken, pulsirte — man würde ihm bald nachweisen, daß derartige „problematische Charaktere" und „catilinarische Existenzen" in der neuen Generation nichts mehr zu suchen haben. Don Juan und Faust sind Vertreter des geistreichsten Strebens — das Decret, das sie in die Schattenwelt verweist, verurtheilt unser Geschlecht zur Geistlosigkeit, zur trockensten Nüchternheit, zur poesielosesten Kaltblütigkeit.

Glücklicherweise ist es mit dem Decret Julian Schmidt's nicht so ernsthaft gemeint; denn schon im nächsten Aufsatz: „Die Wendung des Jahres 1848", erfahren wir zu unserer Beruhigung, daß der „fragmentarische Ausdruck des frühern Ideals", der Weltschmerz, der übrigens durchaus nicht fragmentarisch zu sein braucht und der überhaupt mit diesem Wort höchst begrifflos zusammengekuppelt ist, doch noch in Blüte stehen muß. Hören wir nur die folgenden Auseinandersetzungen:

Gleichviel ob wir Hegelianer, Kantianer oder Eklektiker waren, daran hatten wir keinen Zweifel, daß die Vernunft zur Regierung der Welt berufen sei; wenn das nicht im Augenblick deutlich hervortrete, so müsse wenigstens einmal die Zeit kommen, und jeder von uns war an seinem Platz eifrig bemüht, Bausteine dazu zusammenzutragen. Seit der Zeit ist Schopenhauer in Geltung gekommen, dessen Lehre damit endet, das Leben an sich, nicht dieses oder jenes Leben, sei seinem innersten Begriff nach ein Widerspruch, folglich ein Unglück und ein Unsinn. Diese Lehre, mit vielem Geist vorgetragen, hat in dem jüngern Geschlecht nicht wenig Anhänger gefunden, und noch in diesen Tagen ist ein neues Lehrbuch der Philosophie erschienen, welches mit Anknüpfung an Schopenhauer zu demselben Resultat zu führen scheint. Es ist schwer, sich in diese Gemüthsverfassung zu versetzen oder sie auch nur zu verstehen. Ich kann mir wohl vorstellen, wie man sein eigenes Schicksal oder das Schicksal seines Dorfs, seiner Stadt, seines Landes, seines Welttheils, meinetwegen seiner ganzen Generation für unvernünftig und unglücklich hält, denn für alle diese Fälle hat man außerhalb des Gegenstandes wirkliche oder vermeintliche Vergleichspunkte, also einen Maßstab für das Urtheil. Aber wo man einen Maßstab zur Verurtheilung des Lebens überhaupt hernehmen will, darüber scheinen mir die Bekenner des jenseitigen Gottes mehr im Klaren zu sein als die modernen Materialisten, die das Gesetz des Lebens doch nirgends anders

finden als im Leben selbst. Es ist immer ein unbequemes Gefühl, wenn man eine stark hervortretende geistige Richtung nicht versteht.

Nun, befinden wir uns hier nicht in der Blüteepoche des „Weltschmerzes", der sogar so wenig fragmentarisch ist, daß er ganze Lehrbücher der Philosophie beherrscht? Julian Schmidt leugnet jetzt nicht die Existenz des Weltschmerzes; er findet es nur unbequem, daß er selbst ihn nicht versteht. Haben wir uns nach den fünf Nummern des vorigen Aufsatzes von der neuen Generation das Bild entworfen, daß sie ein sehr klares, gesundes, von metaphysischen Träumereien und fragmentarischen Schwärmereien freies Geschlecht sei, so erfahren wir ein paar Seiten später zu unserm großen Erstaunen, daß wir wieder darauf angewiesen sind, wie in der Periode der ältern Romantik, den „Orient" und wahrscheinlich auch den „Occident" im Nebel zu suchen, daß man für den Augenblick unsicher ist, wohin?

Iwan Turgénjew bezeichnet die progressistischen Bestrebungen Rußlands als Rauch, Charles Kingsley hat für das chaotische Ringen des jungen England einen zweckmäßigern Ausdruck gefunden: Yeast (Hefe, Gärung). So erscheint auch mir, was in dem geistigen Leben Deutschlands vorgeht. Noch sieht alles verworren genug aus, aber es ist eine Verwirrung, die den Keim schöner Früchte in sich trägt.

Uns erscheint auch dies alles verworren genug; der Autor vergißt auf der einen Seite, was er auf der vorhergehenden gesagt hat; es ist sehr viel „Rauch" und „Yeast" in seinen Auseinandersetzungen; die Phrase, namentlich in Gestalt des dictatorischen Machtspruchs, macht sich hier vornehm geltend, um sich gleich darauf wieder aufzuheben. Wir wenigstens setzen eine Prämie fest für jeden, der sich von der neuen Generation „ohne Weltschmerz", aber mit ihren Schopenhauers und Turgénjews, mit ihrer Weltverzweiflung, mit ihrem Rauch und Nebel, ein klares Bild machen kann.

Die zweite Hauptabhandlung: „Der Einfluß des preußischen Staats auf die deutsche Literatur", behandelt ein sehr interessantes Thema, welches Julian Schmidt mit folgendem Facit abschließt:

Was hat das preußische Volk der deutschen Literatur gebracht? — Nicht mehr und nicht weniger als andere Stämme: ich habe eine stattliche Reihe zusammengestellt, sie könnte noch leicht erweitert werden, aber einen Anspruch auf die Hegemonie im geistigen Leben Deutschlands würde sie uns nicht geben. Was hat das preußische Königthum für die deutsche Literatur gethan? — Unmittelbar sehr wenig. Ich habe die Gründung der Universität Halle, später die Gründung der Universität Berlin angeführt, aber andere Fürsten haben auch stattliche Hochschulen eingerichtet, ohne daß es auf ihren Staat von besonderm Einfluß gewesen wäre. Es kommt auf den Boden an, auf den man säet. Was König Maximilian in Baiern versuchte, war so einsichtsvoll und dabei so königlich, als man es sich nur vorstellen kann, aber im Volk hat es keine Wurzel geschlagen. Das Eigenthümliche bei Preußen war, daß die fremden Kräfte, die man heranzog, in kurzer Frist preußischer wurden als die geborenen Preußen. Mit einem Wort: der preußische Staat hat gewirkt nicht durch den Willen dieses oder jenes seiner Regenten, sondern durch seine Existenz, durch seine natürliche Schwerkraft. Der Staat hatte die natürliche Lage, eine unabhängige Existenz wenigstens suchen zu dürfen. Die ältern Hohenzollern hatten unter andern Regententugenden den nüchternen Sinn, das praktisch Nothwendige dem Glänzenden vorzuziehen, sie legten die Fundamente, ehe sie an die Kuppel dachten. Als nun die große nationale Bewegung sich consolidirte, die man Reformation nennt, stellte sich Preußen sehr bald als der mächtigste der protestantischen Staaten heraus, und als solcher mußte er mit der Zeit Brennpunkt des geistigen Lebens Deutschlands werden. Man kann über Möglichkeiten wenigstens träumen, man kann sich also die Möglichkeit vorstellen, daß die Französische Revolution in sich zusammengefallen wäre, und keinen Napoleon hervorgebracht hätte: dann hätte sich vielleicht die Bedeutung des Kleinfürstenthums in Deutschland länger erhalten, das Beispiel von Weimar wäre nachgeahmt worden, wir hätten bedeutend mehr Tragödien und romantische Gedichte erlebt. Da das aber nicht geschah, so drängte der Einfluß Preußens das geistige Leben mehr in die Prosa, in die Reflexion, in die praktische Philosophie und Moral, in das Staats- und Rechtsleben, in die eigentliche Politik, deren wirkliches Gedeihen nur in einem großen und umfassenden Organismus denkbar ist. An Farbe hat die Literatur dadurch nicht gewonnen, im Gegentheil; aber die Blätter und Blüten werden nicht ausbleiben, wenn nur der Stamm einen gesunden und kräftigen Wuchs gewonnen hat. Und was die preußische Ueberhebung betrifft, so werden sich unsere deutschen Brüder mit der Zeit vielleicht versöhnen lassen, wenn sie sich mit der Ueberzeugung durchdringen, daß wir keinen sehnlichern Wunsch haben als den, jeden Grund zu dieser Ueberhebung wegfallen zu sehen, keinen sehnlichern Wunsch als den, daß jeder Deutsche dieselben Lasten und dieselben Ehrenzeichen tragen möge, die wir bisher gern oder ungern getragen haben.

Man sieht, daß Julian Schmidt auf die Tragödien und romantischen Gedichte, auf das Beispiel von Weimar kein sonderliches Gewicht legt. Jedenfalls würde er lieber Literaturgeschichte schreiben, wenn es derartige Productionen nicht gäbe, die er stets nur als ein nothwendiges Uebel und nie um ihrer selbst willen behandelt, sondern nur wegen ihres Zusammenhangs mit diesen oder jenen Tendenzen, die in der Luft der Jahrzehnte schweben. Auch hätten wir gewünscht, daß die Mission Preußens, deutsche Kunst und Wissenschaft zu pflegen, der jetzigen Regierung warm ans Herz gelegt würde; denn die Förderung, welche sie z. B. der deutschen Dichtung zukommen ließ, beschränkt sich auf den Schiller-Preis und auf die Pensionen für Emanuel Geibel und Johannes von Minckwitz.

Die Studien über „Die romantische Schule" sind eine Sammlung von Kritiken, die wohl oder übel unter diese Gesammtüberschrift gebracht sind: „Schelling's Leben in Briefen", „Heinrich von Kleist's «Prinz von Homburg»" passen wol darunter; den alten Goethe aber zu einem Romantiker zu machen, oder gar Hegel, den principiellen Gegner der Grundsätze der romantischen Schule, — das heißt doch, den Begriff der Romantik bis zum organischen Fehler zu erweitern. Dies geschieht aber von seiten unsers Autors, indem er die Aufsätze „Goethe und Suleika" und „Hegel im Lichte der Gegenwart" ebenfalls zu dem Studium über die romantische Schule rechnet. Der Aufsatz „Goethe und Suleika" bespricht die Mittheilung, die Hermann Grimm in Bezug auf die Suleika-Lieder im „Westöstlichen Divan" gemacht hat und derzufolge aus einem positiven Verhältniß hervorgegangen sind:

Durch den Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Boisserée hat man nun erfahren, daß das Urbild Suleika's eine Frau von Willemer in Frankfurt war, die Goethe in einem Sommeraufenthalt auf dem Lande 1815 kennen lernte, als er selber 66 Jahre alt war. Vierunddreißig Jahre später, 1849, ist Hermann Grimm dieser Dame vorgestellt worden, und seitdem bis zu ihrem Tode, 1859, in dauerndem Verkehr mit ihr geblieben. Sie besaß einen reichen Schatz von Briefen Goethe's, der aber nach ihrer testamentarischen Verfügung erst zwanzig

Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden soll. Im Laufe eines lebhaften Gesprächs hat sie nun, wie Hermann Grimm berichtet, ihm eröffnet, daß die beiden berühmtesten Suleika-Lieder: „Was bedeutet die Bewegung" und „Ach, um deine feuchten Schwingen", von ihr sind, sowie noch einige andere, und ihm die Originale vorgewiesen, die Goethe ein wenig verändert hat. Hermann Grimm bekennt, daß er durch diese Eröffnung aufs äußerste überrascht wurde. Mir ging es ebenso. Einmal ist es eine starke Zumuthung, zu glauben, daß Goethe zwei Lieder von einer so eminent poetischen Kraft ohne weiteres unter die seinigen aufgenommen habe, ohne die leiseste Spur einer Andeutung, daß sie nicht von ihm herrühren. Sodann hatte man an der Autorschaft so wenig gezweifelt, daß wenn man Goethe's Poesie charakterisirte, diese beiden Lieder immer als ein wesentliches Moment betrachtet wurden.

Julian Schmidt gibt sich nun die Mühe, hinterdrein zu entdecken, daß „diese Lieder im Tonfall, im Stil, in der ganzen Haltung einen starken Contrast gegen die übrigen bilden". Diese Entdeckung kritischer Treppenweisheit ist aber nicht begründet; im Gegentheil hat sich die Dichterin alle Mühe gegeben, auch im Tonfall und in der ganzen Haltung ihr Vorbild nachzuahmen, und es ist ihr dies auffallend geglückt. Wer das Gedicht: „Ach, um deine feuchten Schwingen", mit dem folgenden vergleicht: „Ist es möglich, Stern der Sterne, drück' ich wieder dich ans Herz", und mit mehrern andern, der wird sagen müssen, daß der Ton der bessern Gedichte des „Westöstlichen Divan", die von Verschnörkelung frei sind, vortrefflich und zum Verwechseln getroffen ist. Die Stellen, die Julian Schmidt anführt, um zu beweisen, daß Goethe die Autorschaft seiner Freundin bald schelmisch versteckt, bald den Schleier halb lüftet, sind allerdings beweiskräftig.

Was den „Prinzen von Homburg" betrifft, so bringt Julian Schmidt die beliebten Variationen über das von Rötscher angeschlagene Thema. Nach einem Tadel wie der folgende: „Das Stück war auf einen ernsthaften Conflict, also, wenn auch der Ausgang versöhnend war, auf eine Tragödie angelegt, der Charakter des Prinzen treibt es in die Komödie und bringt dadurch auch den Charakter des Kurfürsten in Unordnung", dürfte alles darauffolgende Lob nur von geringer Bedeutung sein.

Der Aufsatz: „Hegel im Lichte der Gegenwart", schließt sich an das Werk von Karl Rosenkranz an: „Hegel als deutscher Nationalphilosoph", und gibt zugleich eine Nachkritik der Haym'schen Schrift, der gegenüber er Hegel's „Phänomenologie" als ein sehr bedeutendes Werk, dessen Fehler die Fehler der ganzen damaligen Philosophie waren, erklärt. Ueber das Verhältniß Hegel's zu Kant enthält Schmidt's Aufsatz manche treffende Bemerkung; er schließt mit den Worten: „In Hegel's Schule zu gehen, erlaubt uns unser Gewissen nicht mehr, den großen Schriftsteller werden wir vielleicht besser würdigen lernen, als es früher geschah!"

Die Reihe der eigentlichen Essays beginnt mit „Walter Scott", einem liebevoll entworfenen Porträt, welches mit demjenigen Bulwer's zusammen jedenfalls die gelungensten Partien der Sammlung vertritt. Zwar die Einseitigkeit der Darstellungsweise verleugnet sich auch hier nicht; sie trifft nicht die rechte Mitte des Portraits, ein Treffen, welches nur in einem „Zusammenschauen" aller einzelnen Züge besteht. Dafür sucht Schmidt theils das „Allgemeine" des Zeitalters auf, für welches ihm der einzelne Autor gewichtigster Vertreter ist, theils analysirt er auf das genaueste die einzelnen Werke, und bei dieser Analyse stoßen wir auf eine Fülle sehr treffender Bemerkungen. Auch erscheint sie um so anziehender, als gerade in jüngster Zeit Walter Scott von unserer Kritik sehr beiseitegeschoben worden ist und auch dem heutigen Lesepublikum viele seiner Werke unbekannt sind.

Julian Schmidt unterscheidet zwischen einer philosophischen Romantik, zu welcher die Mehrzahl der deutschen romantischen Dichter gehört, und zwischen einer historischen Romantik, zu deren Hauptvertretern er Walter Scott rechnet:

Das Glaubensbekenntniß der historischen Richtung ist etwa folgendes. Was wir Civilisation nennen, ist nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe gewesen; es hat Zeiten gegeben, wo man sich nicht in den pariser Frack kleidete, sein Leben weder nach den Zehn Geboten noch nach Alberti's Complimentirbuch einrichtete. Man kleidete sich aber nicht blos anders, man dachte und empfand anders als jetzt; im Studium dieses Abweichenden, Besondern, Naturwüchsigen liegt der Reiz der echten Wissenschaft, in der getreuen farbenreichen Anschauung, der Nachbildung desselben der echte Reiz der Kunst. Unsere Civilisation, die alles grau in grau malt, die alles Derbe und Ursprüngliche abschwächt, nimmt dem Leben allen Reiz und läßt die Kunst in Gemeinplätzen verkommen, ja sie verkümmert uns auch die Vergangenheit. Denn es ist nicht wahr, daß der Verstand die höchste Macht über das Leben ausübt; die Leidenschaften und das Gemüth sind viel mächtiger und auch viel werthvoller. Im Mittelalter dachte und empfand man noch nicht nach der Schnur, vieles war unzweckmäßig eingerichtet; aber die Macht des Gemüths entfaltete sich in der Lehnstreue, in der Hingebung an ideale Begriffe, und ebenso hatte die Leidenschaft Gelegenheit, sich in Kraft und Freiheit zu entfalten. Die edelsten Güter des Lebens sind diejenigen, die sich der mathematischen Beweisform und der Analyse entziehen. Das echte Leben liegt in der Fülle der individuellen Erscheinungen, das „Ding an sich" kennen wir nicht, und es hat auch wenig zu bedeuten.

Bei der zweiten Hälfte dieser Erklärung verlieren wir uns wieder in Allgemeinheiten, welche für die Charakteristik Walter Scott's wenig ergiebig, ja nicht einmal zutreffend sind. Wo Julian Schmidt den Einfluß Walter Scott's auf die jüngern Schriftsteller auseinandersetzt, sagt er:

Es ist unnöthig, die Nachahmer vom gemeinen Schlage aufzuzählen, ebenso unnöthig wie unmöglich: die James, die Tromlitz u. s. w.; auch die besten Schriftsteller, die in dieser Gattung arbeiteten, einer Gattung, die recht eigentlich durch ihn entdeckt ist, unterliegen seinem Einfluß. Cooper ist ganz Walter Scott, Dickens würde seinen „Barnaby Rudge", Bulwer seinen „Rienzi" oder „Devereux", Manzoni seine „Verlobten" nicht geschrieben haben, wenn ihnen nicht dies Vorbild vorgeschwebt hätte. Bei uns sind Wilibald Alexis, Spindler, Hauff, Rehfues sehr anerkennenswerthe Nachahmer, aber auch Gustav Freytag hat in „Soll und Haben", was die Technik betrifft, mehr aus Walter Scott gelernt als aus „Wilhelm Meister".

Wir haben bisher bei Freytag's „Soll und Haben" weder an Goethe noch an Walter Scott gedacht, sonder nur an Dickens, der offenbar für die Darstellungswei des deutschen Autors das Muster war.

Julian Schmidt analysirt zunächst die Dichtunge Scott's und sucht namentlich an ihnen nachzuweisen, wa er unter historischer Romantik versteht. Was die Roman betrifft, so unterscheidet er zwei Arten von historisch

Romanen: solche, deren Grundlage die Ueberlieferung bildet, wie alle aus dem Zeitalter Karl's II. und der Kronprätendenten, und solche, deren Grundlage das Buchstudium bildet, wie „Ivanhoe", „Kenilworth". Den letztern gibt er in Bezug auf künstlerische Composition den Vorzug, den frühern, was den wahrhaft poetischen Gehalt, die Schöpfung echter origineller und bleibender Menschentypen betrifft. Uns erscheint der ganze Eintheilungsgrund nicht stichhaltig genug, um zwei große Gattungen zu unterscheiden; denn es handelt sich im Grunde nur darum, ob die Handlung des Romans in älterer oder neuer Zeit spielt. Auch für die Romane aus den Zeiten der Stuart war das Buchstudium jedenfalls nicht minder wichtig als die Ueberlieferung. Man könnte die Romane eher eintheilen nach dem geringern oder größern dramatischen Interesse, das sie darbieten — da unterscheiden sich „Kenilworth" und „Ivanhoe" wesentlich von mehr episch verlaufenden Dichtwerken —, oder nach der größern und geringern Bedeutung, welche hervorragende geschichtliche Charaktere in ihnen beanspruchen. Hier, wo es sich um die Stellung der Dichtung zur Geschichte handelt, sucht Julian Schmidt die Frage zu beantworten, ob es erlaubt sei, eine Figur, deren Leben und Thaten uns in zahlreichen Documenten aufbewahrt sind, mit dichterischer Freiheit zu behandeln?

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob sie in dem Roman nur episodisch auftritt, nur zur farbigen Illustration der Verhältnisse, in denen der wirkliche Held des Romans, das Erzeugniß der Phantasie, sich bewegt, oder als Hauptgegenstand der psychischen Analyse. Im erstern Fall wird man die Berechtigung leichter zugeben; aber auch über den zweiten entscheidet ausschließlich die individuelle Befähigung des Dichters. Die wahre Analyse des Charakters ist die wissenschaftliche, die sich theils auf unmittelbare Zeugnisse, theils auf Schlußfolgerungen stützt, die bis zu einem gewissen Grade beweisfähig sind. Aber der geniale Blick eines Dichters, durch ernsthaftes Studium der Geschichte gebildet, kann bis zu einem gewissen Grade die Analyse durch Anschauung ersetzen, und er erleichtert damit doch nur die Operation, die jeder anstellen muß, dem die historischen Thatsachen nicht bloße Worte bleiben sollen. Jeder echte Freund der Geschichte muß sich bemühen, die Personen, von denen seine Quelle ihm berichtet oder über deren Charakter ein früherer Historiker reflectirt, mit Augen zu sehen: der Versuch wird je nach der Kraft dessen, der ihn anstellt, fehlschlagen oder gelingen, aber er ist nicht zu umgehen; und die große Freude, die man empfindet, in dem Bild eines geistvollen und kenntnißreichen Romanschreibers das, was man sich ungefähr vorgestellt, nur prägnanter wiederzufinden, genügt, die Berechtigung der Gattung nachzuweisen. Die Klage, daß unwissende Leute in ihrer historischen Kenntniß irregeführt werden können, indem sie etwas als bewiesen annehmen, was doch nur Vermuthung ist, hat ungefähr ebenso viel Berechtigung als der Vorwurf eines eingeschnürten Moralisten, Goethe habe seine Philine so liebenswürdig geschildert, daß wohlgesinnte Kammerjungfern dadurch verführt werden können, dem ersten besten jungen Herrn um den Hals zu fallen.

Den wichtigsten Unterschied, der bei dieser Frage in Betracht kommt, übersieht unser Essayist, den Unterschied, ob ein großer historischer Held in der Tragödie oder im Roman auftritt. In der dramatischen Form darf er entschieden Träger der Handlung sein; denn das Drama verlangt die großen Entschlüsse, die kühne Initiative; es drängt die Handlung zusammen in ihre entscheidenden Wendungen und Katastrophen; es gibt Geschichte in ihrer vergeistigten Essenz. Im Roman aber wollen wir den großen Geschichtshelden nie als Hauptperson sehen; hier wo das Detail der kleinen Züge, die Fülle unvermeidlicher Ueberlieferungen sich nothwendig vordrängt, durch die breite epische Form begünstigt, würde einerseits die dichterische Freiheit allzu sehr beschränkt, andererseits die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse, gegenüber den bekannten Thatsachen, zu sehr entkräftet. Die Hauptperson des Romans muß ein Held sein, der nur von der Phantasie des Dichters seinen Geburtsschein erhielt, oder der mindestens von der Geschichte in das bescheidenste Dunkel gestellt wurde. Auch hat Walter Scott dies Princip nie außer Acht gelassen: seine Maria Stuart, Elisabeth, sein Karl II. treten bedeutsam, in scharfen Umrissen hervor; sein Ludwig XI. und Karl der Kühne interessiren vielleicht mehr als der Phantasieheld Quentin Durward — aber sie sind nicht die Helden des Romans; es ist Entwickelung und Schicksal der mit ihnen in Berührung kommenden Phantasiegestalten, was im Vordergrund des Romans steht.

Ueber die Charaktere Walter Scott's sagt Julian Schmidt sehr viel Richtiges, z. B.:

Walter Scott's Cavaliere, Kreuzritter, Hochländer, Zigeuner und Schleichhändler, Räuber und Verrückte sind eigentlich immer nur Staffage. Wer wollte für den romantischen Reiz seiner Meg Merillies, seines Claverhouse, seiner Elsbeth Cheyne unempfänglich sein: aber heimisch wird uns erst, wenn wir an die kernigen Figuren der kleinen Pächter, Kaufleute, Advocaten, Pfarrer u. s. w. kommen. Die eigentliche Substanz seiner Romane ist dieselbe wie in den Dichtern des 18. Jahrhunderts: sie sind Charakter- und Sittenschilderungen, mit besonderer Vorliebe für solche Physiognomien, die etwas Eigenes haben, die nicht aussehen wie Hans und Kunz. Dadurch aber unterscheidet sich Walter Scott von seinen Vorgängern, daß er sehr wohl weiß, wie gewisse Charaktertypen an bestimmte Zeitverhältnisse gebunden sind, und daß er diesen Unterschied der Zeit deutlich markirt. Smollet, Fielding und die andern photographiren jede interessante Figur, die in ihre Nähe kommt, als wäre sie nur einmal in der Welt, oder als wäre sie zu allen Zeiten so; Walter Scott fragt nach ihren Vätern, Großvätern und nach ihren Kindern; die individuelle Erscheinung hat für ihn etwas Genetisches, sie blickt nach ihrem Ursprung und nach ihrer Folge hin.

An einer andern Stelle sagt er:

Als Charaktermaler steht Walter Scott wenigstens ebenbürtig in der Reihe der großen Humoristen von Defoe bis auf Dickens. Er hat eine unglaubliche Fülle neuer, interessanter und liebenswürdiger Figuren geschaffen, welche unsere Menschenkenntniß bereichern und vom Leben ein volleres Bild geben. Alle diese Figuren sind von sehr ausgeprägter Physiognomie, eigenartig, scharf und folgerichtig gezeichnet, frei in ihrer Bewegung, fest auf ihrem Boden und zum Theil im großen Stil des Komischen. Er hat die Modelle aus der unmittelbaren Anschauung genommen, aber ihnen das Gepräge des Typischen aufgedrückt und sie dadurch in den Kreis der bleibenden Ideale eingeführt.

An einer dritten Stelle spricht er sich über die edeln Romanhelden Walter Scott's aus, die nach dem Muster Grandison's zugeschnitten sind, junge, wohlerzogene, aber langweilige Männer, und über die Frauengestalten des Dichters. Schade nur, daß diese Bemerkungen an verschiedenen Stellen vereinzelt auftauchen, wie es gerade die Betrachtung dieses oder jenes Romans mit sich bringt, statt daß uns Julian Schmidt die Charakterzeichnung Scott's im Zusammenhang dargestellt hätte. So macht die ganze Abhandlung einen durchaus musivischen Eindruck;

hier und dort wird ein buntes Steinchen eingesetzt, wie es dem Autor gerade in die Hände fällt; der Essay wächst gleichsam aus der Lektüre heraus, wie die Literaturgeschichte aus dem Excerpt; es fehlt die Disposition, die durchgreifende Energie der Behandlung.

Die Charakteristik Bulwer's ist im ganzen nicht minder gelungen, die Analyse der einzelnen Romane ebenso eingehend. Mit Recht heißt es von ihm:

Es ist wahr, seine dichterische Kraft steht bei weitem hinter der von Walter Scott und Dickens zurück, und von den verschiedenen Problemen, die er angeregt, ist wol nicht eins, das er befriedigend gelöst hätte; aber vom historischen Standpunkt betrachtet, gewinnt er eine bedeutende Physiognomie. Mehr als irgendein anderer Dichter der Periode war er durch seine Stellung auf den Höhen der Gesellschaft, durch sein eingehendes Studium sämmtlicher Literaturen Europas befähigt, den Blick ins Große zu richten. Er hatte wirkliche und eigene Gedanken, und wenn er der Gefahr unterlag, in steter Selbstbespiegelung, was in ihm vorging und was er leistete, zu überschätzen, so bleibt ihm doch realer Inhalt genug. Ja für das Nachdenken bietet er mehr Ausbeute als Walter Scott und Dickens: er ist von diesen Dichtern der modernste; die Probleme, die ihn innerlich bewegten, sind noch die unserigen.

Die pathetische, oft skeptische Haltung und der symmetrische Schematismus der ersten Romane Bulwer's, der humoristische Ton und die weitläufigen Excurse seiner spätern werden von unserm Autor mit Recht unterschieden. Daß übrigens Julian Schmidt seinen frühern moralischen Rigorismus um einige Löcher zurückgeschnallt hat, beweist die Schlußparabase seiner Charakteristik Bulwer's, in welcher er diesen Dichter mit Dickens und Thackeray vergleicht:

In einem Punkt ist Bulwer jenen beiden Dichtern vorzuziehen, die ihn an Talent so bedeutend überragen: seine Moral ist kühner und hat einen freiern Blick. Weil die Leidenschaften und der Idealismus den Menschen so oft in Widerspruch mit sich selbst bringen, ihn nicht einmal glücklich machen wenn sie erfolgreich sind, geschweige denn im entgegengesetzten Fall: darum soll man, das scheinen Dickens und Thackeray zu empfehlen, soviel als möglich resigniren; das gute Herz ist das einzige, worauf es ankommt. Aller Idealismus ist mit Ehrgeiz verknüpft, der Ehrgeiz macht hart und einseitig, er hat etwas vom Fieber an sich, und jede scheinbare Befriedigung ist nur das Vorspiel zu neuem Kämpfen und Ringen. Wenn sie das auch nicht beständig predigen — oft genug thun sie es —, so zeigt doch die Vertheilung des Interesses, das sie an den verschiedenen menschlichen Naturen nehmen, deutlich genug, wie sie denken; sie glauben mit dem Ehrgeizigen, den sie achten, noch besonders schonend umzugehen wenn sie diese Seite seiner Natur soviel als möglich ignoriren. Bulwer denkt größer von der menschlichen Natur. In Audley Egerton, Algernon Mordaunt, Eugen Aram, Guy Darrell u. s. w. zeigt sich zwar, daß der große Wille große Opfer kostet an Lebensglück, auch wol an Herzensreinheit; aber darum bleibt er doch der edelste Theil der Menschheit; und wenn er bei weniger edel angelegten Naturen, bei William Brandon, Randal Leslie, Lumley Ferres zum positiv Bösen führt, so bleibt er doch das wichtigste Ferment der Geschichte und der Sittlichkeit. Bulwer ist bei der Zeichnung dieser Charaktere im Detail der Beobachtung viel weniger schnellblickend, viel weniger fein als Thackeray; in der Ausmalung ihrer Nuancirungen viel weniger gewaltig als Dickens: aber gedacht hat er sie richtiger. Es fehlt etwas an ihrem innern Leben, zu ihrer völligen Rundung reicht seine poetische Kraft nicht aus, die er öfters durch künstliche Exaltation steigern muß; aber es bleiben sehr lehrreiche Studienköpfe. In seinen moralischen Problemen hat er oft fehlgegriffen; aber es ist schon etwas, daß er wagt. Wenigstens versucht er stets uns ins große, ins reiche, ins starke Leben zu reißen, unsere Phantasie mit den höchsten Aufgaben der Menschheit zu beschäftigen, während jene mit ihren Idealen, wenn sie sich ganz gehen lassen, nichts finden als den Stand der Unschuld, d. h. der Unreife.

Die Studie über George Eliot ist bestrebt, auf die tiefere Bedeutung dieser Schriftstellerin aufmerksam zu machen, von der bisher noch nicht die Rede gewesen sei. Das Problem, das fast alle ihre Romane behandeln, heißt: Was ist die Sünde? Wie kommt sie in den Menschen? Wie wird sie gesühnt? Auch eine lange culturhistorische Einleitung soll uns die Bedeutung von George Eliot klar machen. Wir glauben, daß diejenigen George Eliot richtiger beurtheilen, die ihr kein großartiges Piedestal geistiger Bedeutung aufbauen, sondern sie nur als gute Erzählerin betrachten. Ihre Romane enthalten manches gelungene Stimmungs- und Landschaftsbild, manchen feinen psychologischen Zug, manche idyllische Niederländerei, aber eine ästhetisch nicht genug zu verwerfende Detailmalerei der todtesten, nichtssagenden Aeußerlichkeit und dabei auch echt englische Sensationsmomente. Uns erscheint die ganze Studie als Gerede, das sich an die zufälligen Stoffe der Mrs. Lewes knüpft; es ist keine Kunst, auch über Schriftstellerinnen von nicht geringem Talent ein solches Brimborium zu machen. Der ästhetische Maßstab geht überhaupt zuletzt ganz verloren, wenn man aus dem stoffartigen Interesse jeder Erzählung gleich weiß Gott was für Culturgeschichte u. s. f. zu Tage fördert.

Ebenso übertrieben ist die Schätzung der Erkmann-Chatrian'schen Erzählungen und Romane. Die ersten Nachtstücke des elsaffer Autors waren im Stil eines Amadeus Hoffmann gehalten; später schreibt er elsaffer Genrebilder ganz nach dem Herzen Julian Schmidt's, und genießt der Ehre, mit Jeremias Gotthelf und Fritz Reuter verglichen zu werden. Wo diese Dorfgeschichten indeß ins historische Gebiet münden, da erhält der französische Patriotismus Erkmann-Chatrian's einige verdiente Lectionen. Ueberall ist das Stoffartige, der Inhalt der Geschichten, der Anstoß für die Reflexionen Julian Schmidt's; die geistige Bedeutung und das künstlerische Talent der Autoren kommt dabei fast gar nicht in Betracht; aus den bescheidensten Genremalern werden unsterbliche Heroen der Kunst gemacht. Die Literaturgeschichte der Zukunft hat keine leichte Arbeit, den Kehricht dieser sogenannten literarhistorischen Studien der Realisten beiseitezufegen, welche das Gefühl für dichterische Bedeutung so gänzlich verloren haben, daß sie über einen Schiller oder Shakspeare stolpern würden ohne ihn zu bemerken, wenn er nicht bereits in der bengalischen Glorie des Weltruhms schimmerte.

„Iwan Turgénjew" gibt Veranlassung zu einigen neurussischen Studien. Er ist jedenfalls ein geistreicher Schriftsteller; aber alle seine Bildungselemente sind „Import", und seine Eigenthümlichkeit besteht nur darin, daß er die nationalrussischen Zustände mit der Skepsis der modernen deutschen Philosophie beleuchtet und sich zugleich als scharfblickender Cultur- und Genremaler wie als denkender Kopf bekundet. Wie Byron die russischen Lyriker und Epiker inspirirt hat, so inspirirt jetzt Schopenhauer die russischen Romanschriftsteller. Julian Schmidt bewundert Turgénjew's künstlerisches Naturell und seine

Technik und meint, daß er an poetischer Kraft keinem der jetzt lebenden Schriftsteller Europas weiche. Wir wollen nicht untersuchen, ob dies Urtheil nicht über das Ziel hinausschießt, sondern uns nur freuen, daß Julian Schmidt, der die Werke eines Schiller und Goethe für „Studien“ erklärte und in Hegel den Repräsentanten einer unfertigen Bildung sieht, inzwischen „bewundern“ gelernt hat und in hyperbolischer Weise zu loben versteht.

Merkwürdigerweise besprechen alle diese Essays nur Romanschriftsteller; man sieht daraus, daß Julian Schmidt in einer Leihbibliothek als fleißiger Leser abonnirt ist, aber nie Gedichte liest und nie ins Theater geht: der Roman ist für ihn der Inbegriff der ganzen schönen Literatur — und wenn ja das Glück will, daß die schweizer, die mecklenburger, die elsasser, die englischen und russischen Bauern in den Romanen mit photographisch-ethnographischer Treue geschildert werden, dann geht ihm das Herz auf über die großen Dichter, die unsere Classiker so tief beschämen. Denn wo findet sich bei Schiller und Goethe ein gesunder Bauer? Die Bauern im „Tell“ sprechen gar in Jamben — und das ist doch ein Verstoß gegen alle Lebenswahrheit, wie jeder mit gesunden Sinnen ausgerüstete Tourist am Vierwaldstättersee mit Leichtigkeit beobachten kann.

Eine einzige Ausnahme macht Julian Schmidt zu Gunsten eines Dichters, der zwar auch Novellist, doch ebenso Dramatiker und Epiker in Versen ist — zu Gunsten Paul Heyse's; ja er wappnet sich mit besonderer Liebenswürdigkeit, um diesen Dichter zu begrüßen, sodaß es der ausdrücklichen Erwähnung einer „jungen Dame“ in der folgenden Stelle bedarf, um den Argwohn zu widerlegen, daß diese Worte selbst der Erguß einer zarten weiblichen Feder sind:

> Seit einiger Zeit sieht man in den Schaufenstern unserer Kunstläden neben gefeierten Prinzessinnen und Tänzerinnen überall die Photographien unserer Poeten, und wer einen Dichter aus seinen Werken liebgewonnen hat, kann nun erfahren, wie er aussieht, und dadurch ein persönliches Verhältniß anknüpfen. Wenn eine junge Dame diese Galerie durchmustert, so ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie am längsten vor dem Bilde Paul Heyse's verweilen und daß diese Betrachtung sie anregen wird, in seinen Novellen nach den Erfahrungen seines Lebens zu suchen. Denn er „erscheint in so fragwürdiger Gestalt“, seinem Gesicht ist so deutlich die Fähigkeit und die Neigung aufgeprägt, in dem Felde, auf welchem sich seine Novellen ausschließlich bewegen, Erfahrungen zu machen, daß man voraussetzen darf, in seinen Dichtungen keinen leeren Abstractionen und Schattenbildern zu begegnen.

Auch bei der nähern kritischen Besichtigung bewahrt Julian Schmidt seine Liebenswürdigkeit; er stellt zwar einzelnes an ihm aus, z. B. daß ihm das Mitleben mit der Natur fehlt, das auch das Unscheinbarste mit Leben und Seele erfüllt, das vom Geist der märkischen Kiefern durchschauert, ihn zur Anschauung zu bringen weiß — beiläufig eine etwas kühne Wendung, dies Durchschauertsein vom Geiste der märkischen Kiefern. Auch daß er die deutschen Bauern nicht so reden läßt, daß wir sie selbst zu hören glauben, erfährt eine kleine Zurechtweisung, obwol wir dies Vergnügen weit leichter haben können, wenn wir uns auf das nächste Dorf begeben. Dazu braucht kein Heyse vom Himmel zu kommen. Mit den Betrachtungen über die „Moral des Philisters“ stößt Julian Schmidt die Sonde tief in die eigene Wunde. Daß er hierin jetzt etwas freigeistiger geworden ist, haben wir schon oben gesehen. Heyse's Dramen werden so kurz wie möglich behandelt; im ganzen aber kann der Dichter mit dem artigen Benehmen des Kritikers, der beim Eintreten und beim Abgehen den Kratzfuß nicht vergißt, sehr zufrieden sein.

Julian Schmidt's Essays sind ein nicht unwichtiger Beitrag zur realistischen Aesthetik der Neuzeit und zeigen, bei manchen Vorzügen scharfsinniger Auffassung, doch die Verirrungen einer Kritik, welche, durch und durch nüchtern und poesielos, den flüchtigsten Launen des Zeitgeschmacks schmeichelt und den von der Mode begünstigten platten und bedeutungslosen Schöpfungen vergebens ein dauerndes Piedestal aufzumauern sucht.

Rudolf Gottschall.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 46.)

6. Ein Sommer im Orient. Von Alexander Freiherrn von Warsberg. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine am Eingange aufgehängte Warnungstafel belehrt uns, daß das Buch nur für diejenigen geschrieben sei, die das Land, welches es schildert, gesehen haben und lieben. Sie bildet zugleich die ganze Vorrede und ist somit allerdings ein charakteristisches Aushängeschild für die ganze Schrift, die sich durch eine gewisse Exclusivität und aristokratische Behandlungsweise kennzeichnet. Dennoch sind wir geneigt zu glauben, daß der Verfasser diese Warnung nicht ganz au pied de la lettre genommen zu haben wünscht. Sicher ist, daß sein Buch auch denjenigen, die den Orient nicht aus eigener Anschauung kennen, ein tiefes und nachhaltiges Interesse zu bieten geeignet ist.

Wird auch vielleicht der Leser, der die türkische Hauptstadt nicht besucht und die Reste aus dem Alterthum, die sie noch darbietet, nicht selbst gesehen hat, auch nicht Archäolog von Fach ist, die Detailschilderungen und topographischen Untersuchungen über Konstantinopel theilweise überschlagen, so bietet doch die Schrift nicht nur eine Menge anschaulicher, mit dem feinsten Sinne für Kunst- und Naturschönheit ausgeführter Schilderungen von Landschaften, sondern zugleich neben vielen charakteristischen Bildern aus dem türkischen Volks- und Straßenleben eingehende Untersuchungen über die politischen und commerciellen Verhältnisse des türkischen Reichs, geschichtliche und statistische Excurse. Dazu kommt endlich eine lange Reihe geistreicher Bemerkungen über orientalische Zustände im Vergleich mit europäischen, über philosophische und religiöse, politische und sociale Probleme aller Art: Bemerkungen, die oft recht einseitig, ja nicht selten parador

klingend, doch ebenso sehr von scharfer Beobachtungsgabe wie von origineller Anschauung und Auffassung zeugen und zum Theil wol geeignet sind, eingewurzelte Vorurtheile in unserer traditionellen Anschauungsweise orientalischer Verhältnisse wirksam zu berichtigen. Warsberg tritt äußerst sicher und selbstbewußt auf; in der Darstellungsweise herrscht eine gewisse vornehm-bequeme Nonchalance; dabei ist jedoch der Stil ebenso kurz und knapp wie klar und anschaulich. Auch ist seine Bildung eine tiefere und umfassendere, als sie in den höhern Schichten der österreichischen Gesellschaft, denen der Verfasser angehört, im allgemeinen heimisch zu sein pflegt; denn er scheint nicht nur wie gewöhnlich in Kunst und Politik, sondern auch in Geographie und Statistik, in Geschichte und Nationalökonomie, ja in der neuern Naturforschung verhältnißmäßig wohl bewandert zu sein. Sein Standpunkt ist der des unbefangenen Beobachters, wenngleich sich der Aristokrat und Katholik und, wie es uns wenigstens scheinen möchte, auch der Militär nicht verleugnen kann.

Der Verfasser reiste im Frühling von Triest nach Konstantinopel, machte von hier aus einen Ausflug nach Brussa, brachte den Sommer am Bosporus zu und kehrte mit dem eintretenden Herbst über Athen zurück.

Von Korfu erhalten wir eine lebendige Schilderung und historische Rückblicke, die freilich etwas an das Conversations-Lexikon gemahnen. Ihm wäre „das Kleinod, das Königin Victoria weggeschenkt", um alle Schätze Indiens nicht feil gewesen. Als er abends wieder auf das Schiff kommt, strauchelt er über einen auf dem Verdeck schlafenden Albanesen:

Der Mann erwachte nicht, aber im Schlummer griff er nach seinem Dolche. Gab's eine aufrichtigere Sprache, aber auch eine, die mir verständlicher die Lebensart des ganzen Volks geschildert hätte? Und sie ist die richtige, die von Gott gegebene. Streich für Streich, Faust gegen Faust. Die Civilisation sieht freilich mit Verachtung auf unser Mittelalter herab, weil es das so gemacht; aber wenn man den heutigen Sitten die Tugendkapuze abstreift, was bleibt dann anderes als das Faustrecht, der Kampf des einen gegen alle, das ôte toi que je m'y mette? Daß es von unsern großstädtischen Börsen statt von den vereinsamten Burgen aus geübt wird, ändert an dem Werthe der Sache nichts.

So erkennt auch der katholische Aristokrat in der Menschenwelt den Kampf ums Dasein, wie er ihn später an den Abhängen des Olymp bei Brussa in der Natur erblickt:

Abstechend und unvermittelt, so wie das Leben überall neben dem Tode steht, blühten unter diesen saftlosen Gespenstern (vom Brande verdorrten Baumstämmen) ganze Felder von Stiefmütterchen, so weit verbreitet und so blau gefärbt, daß es wie Wolkenschatten auf den Abhängen des Bergs lag. Die Asche der Bäume hatte die natürliche Zeugungskraft des Bodens noch gemehrt; die Zerstörung des einen war das Leben des andern geworden. Es ist derselbe Vertilgungskampf, der auch die Menschenwelt durchzieht. Alles wird und ist nur durch den Tod des Gewesenen. Wie sollte da der Egoismus nicht der vorlauteste Trieb unsers Willens sein?

Im Aegäischen Meere wird das Schiff von einem heftigen Sturme erfaßt:

Schon um 7 Uhr ist es vollkommen Nacht. Ich harre aus auf dem Verdeck. Das Unmögliche wird möglich, das Unwetter steigert sich noch, und scheint selbst da seine Grenzen noch nicht gefunden zu haben. Mir ist auch das nicht unangenehm. Etwas wie stolzes Selbstbewußtsein erhebt mich, daß der Mensch das alles ertragen, daß der Geist, das Göttliche in ihm, diese Elemente bemeistern kann. Im Sturme, im wilden Drange der Gefahr, erkennt erst der Mensch seine Kräfte; die Windstille erschlafft, und der Soldat wie der Seemann handelt erst, wenn der Tod ihm vor den Augen steht. Und wie der Mensch, so die ganze Natur; ihre größten Thaten, die Alpen und die Wüsten, hat sie durch Revolutionen erzeugt; Gletscher und Helden wollen riesige Geburtswehen haben, zu Grunde geht dabei nur, was schon angefressen von der Fäulniß ist. Daher dann die sonderbare Erscheinung, daß oft körperlich starke und gesunde Menschen unter dem ersten Angriff zusammenbrechen, während scheinbar gebrechliche und was man nervöse Naturen nennt, widerstehen und siegen. Die einen haben in der Gewohnheit der Unthätigkeit den Willen und die Fähigkeit verloren, während die andern in der Aufregung ihres innern Lebens den Geist, der endlich doch das Entscheidende ist, nicht blos erhalten, sondern sogar gestärkt haben.

Neben Schilderungen der Stadt Konstantinopel und ihrer Umgegend erhalten wir Episoden aus der ältern und neuern Geschichte, von der Empörung des Phokas an, den er den Robespierre des Kaisers Mauricius nennt, bis zu dem neuerlichen Versuche Riza Paschas, mit Hülfe der Franzosen oder wenigstens im Einverständniß mit dem französischen Gesandten die Thronfolge zu ändern. Dann begleiten wir ihn zu einer vornehmen armenischen Doppelhochzeit und dem nachfolgenden Balle, an dem auch das diplomatische Corps theilnimmt: Sir Henry Bulwer, den er gegen die übelwollenden Bemerkungen der österreichischen Journalistik in Schutz nimmt, wie der Marquis von Moustier und der österreichische Internuntius. Bei einer Unterredung mit der Fürstin von Samos legt er dieser eine freilich nicht neue, doch treffende und von den deutschen Touristen noch immer nicht hinlänglich beherzigte Bemerkung in den Mund:

„Ja, Sie haben", so schloß sie ihre Rede, „Sie haben den rechten Zeitpunkt getroffen; Konstantinopel und den Bosporus muß man im Sommer sehen, wenn seine Gärten blühen und seine Hügel grünen, wenn seine Fluten eben und mit den leichten Booten seiner Bewohner gefüllt sind, die im Abendsonnenscheine von Europa nach den noch schönern Ufern Asiens hinüberrudern. Ich halte es überhaupt für einen Irrthum, in den die Bequemlichkeit den Nordländer verführt, die Länder des Südens, Italien und den Orient, in den kalten Jahreszeiten zu besuchen; da erstirbt hier so gut als im Norden das Leben, wenn auch nicht in gleichem Grade, so doch verhältnißmäßig. Was der Fremde sieht, ist todt, soweit die Sonne des Südens das Sterben überhaupt zuläßt. Es ist ein Unrecht, das dann mit dem Frühling des Nordens zu vergleichen und zu richten, als sei es das letzte Wort, welches diese Landschaften aussprechen können. Neapel gefiel mir erst, als ich es im Sommer sah, wenn es alle fliehen; wer den Preis haben will, darf den Schweiß nicht scheuen und muß etwas Hitze aushalten können."

Dann geht es nach dem herrlichen Brussa, dem Paradiese Kleinasiens. Im Hafen von Mudania verbringt er die Nacht wachend, im Anschauen von Meer und Gebirge versunken. Wir geben die Stelle als Probe seiner Kunst zu schildern, wie seiner eigenthümlichen contemplativen Auffassungsweise:

Ich flüchte auf die Terrasse, die vor dem Hause in das Meer hinausgebaut ist; hier finde ich Einsamkeit und athme mit der salzig gewürzten Luft auch die Ruhe, die auf dem Meere den warmen Mittagsschlummer schläft. So fest ist der, daß selbst die Brandung, die doch sonst immer unbekümmert um Windesstille ihre eigenmächtige Sprache fortlispelt, in regungsloses Schweigen versunken, und die Flut zu meinen Füßen geglättet wie draußen auf der hohen See ist. Dort liegen einige Fischerboote; mit ihren Steuerleuten rasten auch ihre Segel

die schlaff und halb gesenkt an den Masten hängen, von der gethanen Arbeit. So ist Ruhe und Erholung überall, in den Menschen und in den Dingen, lebendig und bewegt nur noch das Licht. Grüne und blaue Farben gleiten wechselnd über das Wasser, und silberne Streifen wellen leuchtend dazwischen. Mir gegenüber, auf der andern Seite des Golfs, glühen die runden Berge in rothen Lichtern, indessen tiefer drinnen, wo die Ufer sich treffen und man das Land nur noch sieht, weil es bis in die Höhen des ewigen Schnees emporsteigt, versöhnliche Schatten um die schroffern Formen gehüllt sind, damit sie passender in den heitern Ton des ganzen Bildes stimmen. Dort ragt höher als alle andern, wie er auch alle durch Schönheit übertrifft, der Katerli Dag empor. Der Schlaf einer ganzen Nacht hätte mir nicht mehr Erquickung und Sammlung geben können als das ungestörte Schauen dieser einen Stunde. Wie eine Wechselwirkung spannt sich der Verkehr zwischen uns und der Natur aus. Ich fühle den Frieden, der in ihr ruht, und sie scheint — so wenigstens meinem Auge, das alles glaubt, was in seinen Vorstellungen gegenwärtig ist — von Gedanken erregt, wie sie aufwühlend mein Inneres durchziehen. Wer das so erfahren, wird den Orientalen nicht mehr tadeln, wenn er ihn tagelang in stummem Sehen vor solchen Bildern sitzend findet. Müßig mag man dabei seine Hände und Füße schelten, aber nicht seinen Geist; der kann solcher Schönheit gegenüber nicht anders als nach ihrem Schöpfer fragen und ihm danken, daß er sie geschaffen und daß er ihn sie schauen läßt. Derselbe Gedanke wird zugleich Erkenntniß, Anbetung und Opfer, und dieselbe Betrachtung Offenbarung und Glauben werden. So ist der Orient eben dadurch, daß er die Heimat aller Schönheit, der in der Natur wie in der Kunst geborenen, ist, auch die Geburtsstätte aller edelsten Religionen geworden. An den Ufern des Ganges, wie an denen des Nil und an dem großen griechischen Weltmeer, wie an dem kleinen galiläischen See Tiberias hat die hellere Sonne selbst dem Menschen geholfen, sich den Gott und den Glauben zu finden, der den Völkern und den Jahrtausenden erst ihre Richtung und ihre Würde gab. Solche Entdeckung wieder zu verlieren und zu leugnen, das war nur dem Norden möglich, wo sich Nebel zwischen die Augen und die Gotteswerke legen und Kälte die Gedanken einer warmen Empfindung in jammervolle Hungergestalten erstarrt. Der Atheismus ist keine Pflanze des Südens, sein Boden treibt schönere und nahrhaftere Früchte.

Des Verfassers Ansichten über die socialen wie die politischen Zustände des türkischen Reichs weichen weit ab von der hergebrachten Auffassungsweise. Seiner Meinung nach ist die Stellung der Frauen eine ganz naturgemäße und dem Klima entsprechende; sie sei im Orient nie anders gewesen und werde nie anders sein. Doch erzählt er selbst, daß eine Menge türkischer Arbeiterinnen jetzt in den christlichen Seidenfabriken Brussas beschäftigt sei, was denn doch bereits auf die Morgenröthe einer neuen Auffassung der Pflichten und Verhältnisse des schönen Geschlechts zu deuten scheint. Die öffentlichen Zustände des Osmanischen Reichs findet er zwar keineswegs unverbesserlich; aber er warnt dringend vor ihrer Umwandlung nach occidentalischem Muster. Nur nach ihren eigenen Principien und aus ihrer ganz verschiedenen Eigenthümlichkeit heraus dürfen sie reformirt werden. In seinen nationalökonomischen Ideen scheint er im wesentlichen auf physiokratischem Boden zu stehen. Rohproducte und Handel damit sollen den Grund des Wohlstandes legen, dagegen keine für den Orient ungeeignete Industrie künstlich importirt werden; das Grundeigenthum soll möglichst von Lasten befreit, auch Fremden zugänglich, dafür aber die Capitulationen und Exemtionen aufgehoben werden. Die Staatsverfassungen des Orients erscheinen ihm viel gesünder als die des Occidents, „solange sie nicht mit dem Gift europäischer Cultur versetzt sind". Deshalb vor allem um Gottes willen keine constitutionelle Monarchie in Konstantinopel! „Die Zeit der Civilisation, der Verbürgerlichung, ist die des Verfalls und ihr würdiges Staatskleid die constitutionelle Regierungsform, dieser Nothbehelf der Schwäche, wo die Quantität den Mangel an Qualität ersetzen soll." Man sieht, unser Autor kann gelegentlich auch die Sprache der Kreuzzeitung reden, so liberal er auch an andern Stellen erscheint. Aber einem Original, das Franz Bacherl in gutem Glauben für einen der ersten Menschen unsers Stammes hält, muß man schon etwas zugute halten.

Neben derartigen kreuzritterlichen Streifzügen und Expectorationen erhalten wir werthvolle und eingehende Untersuchungen über die Seiden- und Baumwollenproduction, die Industrie und den Handel der Türkei, deren statistischen Zahlen jedoch der Autor selbst keinen großen Werth beilegt:

> Denn entgegen der allgemeinen Meinung habe ich für statistische Zahlen nur geringen, und für die Sache, die sich nur durch sie beweisen läßt, gar keinen Respect. Ich habe sie zu oft doppelsinnig und dieselbe Zahl in zu vielen Parteilagern gefunden, und muß überdies sogar, weil ich den Leichtsinn, der diese Zahlen sammelt und zusammenstellt, persönlich kennen lernte, diese Vielseitigkeit ihrer Natur gemäß finden. Bestätigen und ordnen, was die Augen im Leben selbst gesehen haben, das können sie; aber alleiniger und verläßlicher Wegweiser werden sie mir nie sein.

Dem Misbrauch gegenüber, der nicht nur in den geschickt gruppirten Budgets der Finanzminister, sondern auch in wissenschaftlichen Werken jetzt mit den Zahlen getrieben wird, verdient diese Bemerkung allgemeine Beherzigung. Geht man doch beispielsweise bereits so weit, auf Grund statistischer Erhebungen jedem Alter und Geschlecht im Volke ein gewisses nothwendiges Quantum prädestinirter Selbstmorde zuzuweisen.

Im übrigen darf man freilich nie vergessen, daß unser Autor fast so europamüde ist wie weiland Semilasso und die Zustände des Abendlandes durch eine tief rauchgrau gefärbte Brille zu betrachten liebt. Wo er irgend kann, streicht er die Zustände des Orients auf unsere Kosten heraus. Ist ihm doch sogar das „aus seinem Formgefühl entspringende" langsame Schreiben der Türken eine Tugend! Weniger kann man ihm unrecht geben, wenn er, im Begriff über die heulenden Derwische den Stab zu brechen, im Gedanken an die Springprocession nach Echternach innehält. Wenn er aber aus der Uebereinstimmung zwischen mohammedanischem und katholischem Aberglauben und dem daraus entspringenden, unsers Jahrhunderts unwürdigen Gebaren den Schluß zieht, das sei nun einmal der Religion natürlich und ein Beispiel des Kampfes zwischen Geist und Materie, so beweist er nur, daß sein Begriff von Religion noch fest in dem jesuitischen Gymnasium wurzelt, dem er vermuthlich seine Erziehung verdankt.

In seiner sorgfältigen und genauen Topographie von Konstantinopel zeigt er sich als scharfblickenden Beobachter und weist dem bekannten Hammer'schen Werke eine Menge widerspruchsvoller und auf oberflächlicher Anschauung beruhender Angaben nach. Sehr eingehend ist der Landaufenthalt in Bujukdere geschildert, wenn er dabei auch freilich den Beweis liefert, daß die Botanik unter seinen

vielseitigen Studien keinen hohen Platz einnimmt. Ob man ihm recht geben wird, wenn er bei dem Blick hinüber nach Asien und auf das Schwarze Meer den Argonautenzug aus handelspolitischen Absichten herleiten will, ist uns freilich sehr zweifelhaft; sicher wird man ihn aber deshalb nicht steinigen, wie er zu fürchten scheint. Auch die kurze Schilderung Athens und seiner classischen Trümmer ist sehr lesenswerth. Dagegen hätte der Verfasser sehr wohl gethan, die holperigen Verse des wohlgemeinten, aber sehr unpoetischen Schlußgedichts für sich zu behalten.

7. Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Nebst einer Tafel Abbildungen. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Maltzan'schen Reisebilder haben vor den Touristenschriften gewöhnlichen Schlags unleugbar große Vorzüge. Nicht nur daß der Boden Afrikas, auf dem sie sich zumeist bewegen, ein weniger durchwühlter ist als der Europas, Nordamerikas und Vorderasiens, sodaß wir nicht hundertmal Gelesenes und Bewundertes abermals zu lesen und zu bewundern haben, nicht nur daß er infolge seines längern Aufenthalts jenseit des Mittelmeers Land und Leute aus allen Schichten der Gesellschaft besser und gründlicher kennen gelernt hat, als es dem flüchtigen Reisenden vergönnt ist: er besitzt auch die Gabe, seine Schilderungen in ebenso gefälliger wie anschaulicher Weise abzurunden, durch eingeflochtene Erzählungen die Ermüdung, welche das Nebeneinander langer Beschreibungen so leicht in dem Leser hervorruft, geschickt zu vermeiden und so seinen Schriften neben dem ethnographischen ein gewisses romantisches Interesse zu verleihen. Man könnte die letztern mit den Werken eines Landschaftsmalers vergleichen, welche die charakteristischen Züge der von dem Meister geschilderten Gegenden mit solcher Treue wiedergeben, daß jeder, der sie geschaut, sie auf den ersten Blick wiedererkennt, ohne daß eine einzige seiner Landschaften vielleicht genau so in der Wirklichkeit existirte. Allerdings ist ein solches Verfahren für einen Schriftsteller, dessen erster und wesentlicher Zweck nicht in der Herstellung eines Kunstwerks, sondern in der naturgetreuen Schilderung von Ländern und Völkern besteht, nicht ohne bedeutende Bedenken. Verfasser und Leser finden gleiche Schwierigkeit darin, eine scharfe Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung zu ziehen, und der letztere läuft Gefahr, individuelle Züge, die nur der Phantasie des erstern entsprungen sind, in das sich in ihm entwickelnde Bild des Landes und Volks zu verweben. Diese Bemerkung findet besonders Anwendung auf den letzten Theil der vorliegenden Schrift, welcher drei Erzählungen enthält: „Der Haschischraucher von Algier", „Die Diamanten des Pascha" und „Ein kabylischer Soff", Geschichten, die ihrem positiven Inhalt nach vermuthlich, wenigstens die erste und dritte, im wesentlichen ein Werk freier Erfindung sind, doch zugleich eine so entschiedene Localfärbung tragen, daß man den in die Sitten und Gebräuche des Landes auf das innigste eingeweihten Verfasser auf jeder Seite bewundern muß.

Zum Verständniß der Titel bemerken wir, daß Haschisch das narkotische Kraut bezeichnet, welches, sich im Orient so allgemeiner Beliebtheit erfreuend, die Stelle unserer berauschenden Getränke vertritt. Es ist dasselbe übrigens keineswegs, wie man gewöhnlich fälschlicherweise annimmt, Opium oder überhaupt irgendein Product der Mohnpflanze, sondern das Blatt von Cannabis indica (indischem Hanf), das entweder getrocknet und geraucht, oder in Form eines durch Pressung gewonnenen Extracts geschlürft, oder mit aus Mehl bereitetem Kuchen vermischt genossen wird. Die bekannte entzückende und entnervende Wirkung schildert uns Maltzan auf höchst drastische Weise an dem Beispiel des jungen Ali, indem er zugleich eine orientalische Liebesgeschichte daran knüpft. Eine ähnliche spielt die Hauptrolle in dem „Kabylischen Soff", bei dem man übrigens nicht etwa an den entsprechenden studentischen Kunstausdruck, sondern an eine aus den verschiedensten Ursachen entspringende Erbfehde zwischen zwei Kabylendörfern oder selbst verschiedenen Familien desselben Dorfs zu denken hat. In den „Diamanten des Pascha" entrollt sich ein charakteristisches Gemälde von türkischem Despotismus, jüdischer Schlauheit und allgemeiner Treu- und Gewissenlosigkeit, das in seinen vielleicht etwas grell aufgetragenen Farben uns mit einem gelinden Schauder vor den darin geschilderten Menschen und Zuständen erfüllt. Alle drei Geschichten sind lebendig und anschaulich, nur zuweilen mit einer sich gar zu behaglich dehnenden epischen Breite erzählt.

Die erste Hälfte des Buchs schildert wirklich vorhandene Zustände ohne phantastische Zuthat. Die meisten Besucher Nordafrikas beschränken sich auf Algier und lernen auch hier nur den eingewanderten kabylisch-arabischen Janhagel kennen; während es dem Verfasser gelungen ist, auch bei der eingeborenen maurischen Bevölkerung Eingang zu finden, die in den engen und düstern Straßen der Altstadt von Algier in würdevoller Zurückgezogenheit und, den landläufigen Vorstellungen entgegen, ausnahmslos in Monogamie lebt. Leider nimmt dieser Kern der algierischen Bevölkerung, dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen, von Jahr zu Jahr mehr ab.

Ebenso lächerlich wie ekelerregend ist das Bild, welches uns Maltzan von dem Hofe, der Regierung und dem Volke von Tunis entwirft. Der gänzlich unfähige Bei, sein allmächtiger Günstling, der „Ministerjunge" Sidi Mustapha Chasnadar, die Obersten und Generale von 11—19 Jahren, die Lustigmacher und Hofnarren, die Skandalgeschichten des Harems muthen uns an wie eine Swift'sche Satire, über die man lachen möchte, wenn nicht der physische und moralische Ruin einer ganzen Bevölkerung damit im engsten Zusammenhange stände. Die Schilderung der schmachvollen Weise, wie der Bei und der Staat von französischen Bankiers betrogen wurden, liefert eine treffliche Illustration zu den betreffenden diplomatischen und Kammerverhandlungen des verflossenen Jahres.

Pikante Anekdoten, wie die von der Engländerin im Harem, die nach dem Schnupftuch zeigte, dem Jäger des Fürsten Pückler, der für seinen Herrn angesehen und mit dem Großkreuz des Nischam-Ordens geziert wurde, würzen die ernsten Schilderungen und machen auch diesen Theil des Buchs zu einer ebenso unterhaltenden wie belehrenden Lektüre.

8. Unterwegs. Reisebilder von Alfred Meißner. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meißner verfaßte die vorliegende Schrift während der

gewitterschwülen Tage, die den gewaltigen, aber rasch vorübergehenden luftreinigenden Entladungen von 1866 vorangingen. Aber nur die Vorrede leiht den dadurch erregten Empfindungen Worte; der Text des Buchs selbst ist heiter und friedlich wie ein wolkenfreier Frühlingsabend. Sein anmuthig nachlässiger, leichtgeschürzter Stil erinnert lebhaft an die französischen Feuilletonisten, zumal ihren Altmeister Jules Janin, während doch Inhalt und Form zugleich vielfach an die Reisebilder gemahnen, wie sie vor einigen dreißig Jahren das „Junge Deutschland" in die Mode brachte. Trefflich versteht es der Verfasser, kurze Naturschilderungen mit Anekdoten, politische und sociale Aperçus mit Reiseerlebnissen, historische und biographische Excurse mit Betrachtungen über Menschen, Städte und Länder abwechseln zu lassen. Es sind eben, dem Titel entsprechend, bunte, unzusammenhängende, aber trefflich skizzirte Bilder, die wie eine Fata-Morgana an uns vorüberziehen. Von einem Reisebericht, der bestimmt wäre, uns von allem Erlebten und Geschehenen Rechenschaft zu geben, ist keine Rede; dazu war die gewählte Route — über den Bodensee rheinabwärts bis Belgien, und von Antwerpen nach Glasgow und Edinburgh — nicht angethan.

Vorarlberg, der vorgeschobene Posten Oesterreichs am Bodensee mit seiner rüstigen, den bigoten unwissenden Tirolern weit vorangeeilten Bevölkerung, gibt dem Verfasser Gelegenheit, den Stab zu brechen über die österreichische Wirthschaft, die außer dem Bau von vier bis fünf riesigen Kasernen nichts für Bregenz, das vormals die erste Stadt am Schwäbischen Meer, jetzt rasch hinter Konstanz und Lindau zurücktritt, zu thun wußte.

In Zürich traf er mit Herwegh zusammen, der damals hier einsam und verbittert lebte, noch schwärmend für seine radicalen kosmopolitischen Ideale, nichts vergessend und nichts lernend, mit allerlei seltsam durcheinandergeworfenen wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Meißner benutzt diese Gelegenheit, um das zumal von Herwegh's Feinden immer von neuem aufgewärmte Geschichtchen von seiner Flucht unter dem Spritzleder Anno 1849 als eine scherzhafte Erfindung des bekannten Turnlehrers Spieß zu enthüllen, welche Herwegh nur aus Stolz zu dementiren unterlassen habe. Auch die Geschichte der Flucht Felice Orsini's aus Mantua, bei der Frau Herwegh behülflich gewesen, bekommen wir zu hören. Orsini, ein leidenschaftlicher Feuerkopf, aber eine großartig angelegte Natur, war beiläufig gesagt eins der zahllosen Opfer Mazzini's, der mit kaltem Blut seinem Gott oder Götzen, der einheitlichen italienischen Republik und der „fratellanza dei popoli liberi", seit 37 Jahren Hekatombe auf Hekatombe von Märtyrern schlachtet.

In Baden-Baden läßt uns Meißner von einem Chiromanten die Hand Napoleon's zeichnen und auslegen, erzählt uns in Heidelberg, nachdem er der deutschen Alhambra den obligaten Tribut dargebracht, ein lustiges Studentenabenteuer; zeichnet in Brüssel mit grellen Farben ein Phantasiestück in Callot's Manier, das E. T. A. Hoffmann Ehre machen würde, gibt uns daselbst bei Erwähnung Rogeard's, des bekannten Verfassers des „Propos de Labiénus", dem er in der belgischen Hauptstadt begegnet, sogar eine Ehrenrettung Cäsar's und ein Verdammungsurtheil seiner Mörder mit in den Kauf, und macht in Antwerpen einen Streifzug auf das Gebiet der Kunstkritik und der historischen Ethnographie.

Von Ostende, an dessen buntem Badeleben er eine Woche lang theilgenommen, fährt er nach Hull hinüber und weiter mit der Eisenbahn über York nach Glasgow. Nachdem wir hier mit ihm einen schottischen Sonntag durchgemacht, unter dessen Einfluß sogar sein sonst so leicht und munter strömender Redefluß trüber dahinschleicht, einer Quäkerversammlung beigewohnt und die berühmte Nekropolis besucht haben, fahren wir den Clyde hinab über den Loch Lomond und den öden Gebirgspaß nach Inverary, dem alten Stammsitze der Argyles. Edinburgh gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einer historischen Episode. Die freilich oft geschilderte Tragödie von Holyrood und der „Kirk of field" (wol hauptsächlich nach Laing's „Geschichte von Schottland" erzählt) zieht in lebendiger Darstellung von dem Morde Rizzio's bis zu dem Darnley's an uns vorüber. Meißner gibt sich dabei die überflüssige Mühe, die Schuld Maria's zu erweisen. Interessanter sind die beiden französischen Sonette der Königin, die er mittheilt, welche nicht nur, wie das bekannte „Adieu, plaisant pays de France", das Vorbild des Béranger'schen Liedes, den Stempel eines echten Dichtergenius tragen, sondern auch eine unbegreifliche Liebesglut für den abscheulichen Bothwell bekunden.

Aus der Vergangenheit kehrt Meißner zur Gegenwart Schottlands zurück. Er findet hier nicht viel Tröstliches: die Glanzepoche der Scott, Burns und der „Scotch reviewers" ist unwiederbringlich vorüber; die schottische Eigenart verschwindet, die gaelische wie die sächsische, allmählich in dem englischen Wesen. Das dünnbevölkerte Land verödet; in Glasgow, Paisley und Aberdeen drängt sich alles Leben zusammen. „Die Bewegung ist unaufhaltsam; die Schicksale Englands werden sich bis zum letzten Ausläufer des Reichs hinaus erfüllen. Was denn? ruft der Reisende und schaut in die Wellen. Aber sie rauschen und rauschen, ohne daß er ihre Antwort versteht."

9. Länder- und Städtebilder. Dritte Folge: Thüringen, Wien, Paris. Von E. Laubert. Danzig, Kafemann. 1868. 16. 20 Ngr.

Die Laubert'schen „Länder- und Städtebilder" haben sich in ihren beiden ersten Serien („Venedig", „Genua", „Nizza"; „Der Genfersee", „Die Insel Wight") bereits den Beifall der Lesewelt erworben. Sie sind aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser in Danzig vor einem gemischten Publikum zum Besten der dortigen Kleinkinderbewahranstalten*) gehalten hat. Sein Zweck ist, gewisse von der Natur bevorzugte und dadurch allein schon interessante Oertlichkeiten herauszugreifen und von ihnen ein möglichst objectives Gesammtbild zu liefern. Er hat die ursprüngliche Form des Vortrags beibehalten, weil sie nach seiner gewiß richtigen Ansicht für die Anordnung des Stoffs sowol wie für die Modulationen des Stils entschieden Vortheile bot.

Als die bei weitem gelungenste unter den drei vorliegenden Skizzen müssen wir die erste, das Bild, welches

*) Wie lange wird dies ungefüge, mehr als sesquipedale Verbum noch in unserm Sprachschatz figuriren?

der Verfasser von Thüringen entwirft, bezeichnen. Er erweist sich hier nicht nur als einen gründlichen Kenner des Landes in allen seinen Theilen und nach allen Richtungen hin, der sich mit Natur und Kunst, mit Oertlichkeiten und Menschen, mit seiner Geschichte und Statistik genau bekannt gemacht hat, und seinen eigenthümlichen Schönheiten ein liebevolles Verständniß entgegenbringt; er versteht es auch, auf kleinem Raum durch geschickte Vertheilung von Licht und Schatten, durch scharfe Hervorhebung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten, durch eine dem Gegenstande sich leicht und natürlich anschmiegende Form ein ebenso farbenreiches wie naturgetreues Bild des Ganzen vor uns zu entrollen. Geschichtliches, Geographisches, Statistisches — Landschaft und Bewohner in raschem Ueberblick zusammenfassend, keinen der schönsten Punkte in Berg und Thal, Stadt und Schloß unerwähnt lassend, ohne je in eine trockene Aufzählung zu verfallen, orographische und geognostische, botanische und faunistische Verhältnisse, Handel und Industrie der Bewohner — alles scheinbar oberflächlich und flüchtig berührend, aber doch so, daß das charakteristische Moment klar und anschaulich hervortritt, und das Ganze durch die Gestalten der großen Männer des Landes aus naher und ferner Vergangenheit, vor allem des großen Reformators und unserer beiden Dichterfürsten, als einer trefflichen und trefflich benutzten Staffage belebend und illustrirend, hat er es verstanden, das Interesse des Lesers, sei ihm das geschilderte Terrain aus persönlicher Anschauung bekannt oder nicht, bis zum letzten Augenblick zu fesseln und ein Gesammtbild zu liefern, das unter den classischen Schilderungen deutscher Landschaften eine bleibende Stätte zu finden verdient.

Die Schilderung der österreichischen Metropole und der Weltstadt an der Seine stehen gegen dieses Landschaftsbild sehr zurück. Hier ist es dem Verfasser trotz aller sichtbaren Anstrengung nicht gelungen, die gewaltige Stoffmasse zu bewältigen und die zahllosen Einzelheiten zu einem klaren Totalbilde zusammenzufassen. Das Bestreben, möglichst vollständig zu sein, kein wesentliches Moment unberücksichtigt zu lassen, Lage und Terrain, Straßenzüge und Plätze, alle die wichtigsten Gebäude und Kunstdenkmäler dem Leser vorzuführen und ihn zugleich mit den Beschäftigungen und der Eigenart ihrer Bewohner, ja sogar mit der Geschichte der Stadt bekannt zu machen, nöthigt ihn bei dem knappen Rahmen einer Vorlesung, eine unendliche das Gedächtniß erdrückende Menge von Namen und Thatsachen aneinanderzudrängen, welche die Aufmerksamkeit ermüden und nicht im Stande sind eine klare Vorstellung von dem dargestellten Gegenstande hervorzurufen. Der Verfasser hätte hier offenbar besser gethan, in engerm Rahmen eine Reihe einzelner Miniaturgemälde auszuführen, statt ein Reisebild in bloßen Umrissen zu skizziren.

Als eine Probe, wie meisterhaft Laubert die Sprache zum Zweck der Schilderung zu handhaben versteht, führen wir eine Stelle aus der Charakteristik des Thüringerwaldes an:

Auf solchen Wiesen und Lichtungen, in den Thalmulden und an den Hängen kommt denn auch der einzelne Baum oder die Gruppe landschaftlich zu größerer Geltung, obgleich jener Blick von den Bergzinnen über das Meer von grünen Häuptern, mögen sie nun im Sturmwind krachen oder schweigsam und regungslos stehen, in anderer Weise erhebend ist. Hier unten sehen wir die Tannen und Fichten aus dem Thale, als ob es die eine der andern zuvorthun wollte, gegen die Felsen ansteigen, dieselben wie im Spiele umstellen oder angreifen, und eine sich muthwillig bis auf die Stirne wagen; dort oben, vom Rande in die Tiefe blickend, scheint es als ob die schlanken Stämme wie in jähem Sturze reihen- und schichtenweise unaufhörlich versänken oder verschlungen würden. Ein frischer, üppiger Rasenteppich ist unserm Auge überall wohlthuend und willkommen, aber wie gewinnt er, wenn einsam im Gebirge plötzlich das sanft ansteigende und der Wölbung des Bergs folgende Wiesengelände licht und glänzend uns entgegentritt, von den weichen, welligen Linien der aneinanderschließenden Buchen umgeben, deren Schatten breit und gerundet über die blumenbunte, sonnigwarme Fläche fallen. Und diese Mischung von Wald und Wiese, von durchsichtigen Vorhölzern, aus deren Kronen die Goldammer, einander abwechselnd, das Morgen- oder Abendroth grüßen, und düsterm, schauerlichem Dickicht, wo der Habicht sichere Zuflucht findet, von Berg und Thal, von Blatt und Nadel, von Heu- und Tannenduft, von Geplätscher der zahlreichen klaren Quellen und Gemurmel der Bäche mit den winzigen Cascaden, von sonnigen Halden, schattigen Gründen und starren, struppigen Felsen macht eine Reise nach Thüringen so anziehend und genußreich.

Vom Büchertisch.

1. Ueber Erziehung und Bildung. Nach seltenen Schriften großer Pädagogen und Weltweisen bearbeitet von R. A. Müller. Hannover, Hahn. 1870. 8. 27 Ngr.

Wenn feine Beobachtung menschlicher Natur, besonders der Kindesnatur, und sorgfältige Auswahl pädagogischer Ansichten aus der Weisheit aller Völker und Zeitalter ein gutes Buch schaffen können, so ist die vorliegende Schrift, die an Gediegenheit und Reichthum des Inhalts nichts zu wünschen übrig läßt, bestens zu empfehlen. Was der Verfasser in seinem Vorwort als das Ziel bezeichnet, das er sich in seinem Buche gesteckt: die Herstellung einer natürlichen Ordnung von dem „Umgange mit Kindern", die nach ihren Grundtrieben sich entwickelt, das ist ihm in vollem Maße gelungen. Das „Charakteristische des Menschen selbst, seine Naturanlagen, seine Ansichten von der Welt, seine mannichfaltigen Formen im gesellschaftlichen Leben, seine Schwächen und Liebenswürdigkeiten, besonders auch so manches Individuelle des weiblichen Geschlechts" finden sich mit eingehender Kenntniß menschlicher Natur in diesem Buche besprochen, ohne daß es ein trockener Codex pädagogischer Regeln geworden ist. Die Gedanken großer Pädagogen aller Zeiten und Völker sind fleißig und passend angezogen, Rousseau und Plutarch begegnen uns am häufigsten. Das vorliegende Buch können wir wieder als einen Beweis unserer an dieser Stelle oft begründeten Behauptung geben, daß der öste-

reichische Lehrstand seit den letzten Jahren sich an der pädagogischen Literatur Deutschlands mit einem sehr starken Contingent betheiligt.

2. Erörterung einer philosophischen Grundeinsicht von A. Spir. Leipzig, Findel. 1869. Gr. 8. 9 Ngr.

Jedes Jahr begegnen uns auf unserm Büchertisch schätzenswerthe Bereicherungen menschlicher Denksystematik von der Feder des fleißigen Autors A. Spir. Auch dieses Jahr hat der Verlag von J. G. Findel wieder ein sauber gearbeitetes und sauber verlegtes Werk Spir'scher Gehirnarbeit auf feinem Papier in liberaler Cicero Antiqua vertrieben; aber so lockend das anständige Gewand ist, so langmüthig muß die Geduld des Lesers sein, der mit Vergnügen diese sechs Bogen herunterliest. Ein Spir'sches Buch ist wie das andere: endlose Forschung über logische Grundwahrheiten in ermüdender Form. Wenn der Autor sagt: „In der Philosophie kommt es vor allem auf zwei Punkte an: erstens auf die Feststellung der Principien, der unmittelbar gewissen Einsichten; zweitens auf die Feststellung der richtigen Art und Weise, wie aus denselben Folgerungen gezogen werden sollen", so hat er den dritten Punkt vergessen: auch in der Philosophie verlangt man Geist in der Darstellung, und die Darlegung allbekannter metaphysischer Processe genügt nicht dem Publikum Interesse an philosophischen Fragen beizubringen, wenn die Darstellung gänzlich der anregenden Form entbehrt, durch die sich Schopenhauer und selbst Hegel einen so großen Leserkreis erworben haben.

3. Der Roman als Kunstwerk. Eine Skizze als Beitrag zur Aesthetik von Detlev Freiherrn von Biedermann. Dresden, Schulbuchhandlung. 1870. 8. 10 Ngr.

Das Skizzenhafte dieser Arbeit schützt dieselbe vor dem Vorwurf zu großer Allgemeinheit und zu geringer Detaillirung. Ein sorgliches Eingehen auf die Kunstgesetze der epischen Prosa ist nicht zu verkennen, ebenso macht sich ein scharfer Blick für das Soll und Haben romandichterischer Buchführung bemerkbar. Manche Behauptung bedarf indeß der Widerlegung; z. B. die gleich zu Anfang ausgesprochene: „daß sich unsere Kritik nicht mit dem Ernst, den er doch verdient, mit dem Roman beschäftigt"; ferner, daß es „der Kritik an gutem Willen fehle, den künstlerischen Werth des Romans mehr herauszuheben und so das Verständniß dafür zu wecken und zu heben". Das ist denn doch zu viel gesagt. Gerade d. Bl. haben es sich seit ihrer Begründung angelegen sein lassen, dem Roman und der Novelle eine so sorgsame und eingehende kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß des Verfassers Vorwurf allein schon von unserer Seite her zu entkräften ist. Abgesehen von diesem und manchem andern Verkennen thatsächlicher Verhältnisse müssen wir dem Autor meist recht geben. Er polemisirt gegen die Unterschätzung des Romans und will letztern ebenso gut als „Kunstwerk der Dichtkunst" angesehen haben wie alle metrischen Formen derselben. Die Bekämpfung des Tendenzromans und die Warnung, den sogenannten historischen Roman als Hülfsmittel der populären Historie anzusehen, können wir nur unterschreiben. Auch darin müssen wir dem Verfasser recht geben, daß, wie er richtig betont, der durch kurze Erzählungen und Novellen verdorbene literarische Magen die schwerere Speise des größern Romans nicht mehr so gut verdauen kann. Wer sich für eine ästhetische Sondirung dessen, was dem Roman gut thut und was ihm schadet, interessirt, dem sei Biedermann's gewissenhafte Untersuchung empfohlen.

Der Verleger des Büchleins hätte indeß für genauere Correcturlesung etwas thun können. Gleich in den drei ersten Zeilen begegnen wir den Schnitzern: „americianisch", „Courszebdel" u. a. m. und auch später wimmelt es von Fehlern; so auf S. 6, wo es heißt: „wir werden die Büste über dem Relief stellen", „eine Symphonie vor einem Capriccio den Vorzug geben", u. a. m. Oder sollten diese Corrigenda einem nachlässigen Manuscript zur Last fallen?

4. Erinnerungen an Henriette Hendel-Schütz. Nach ihren hinterlassenen Aufzeichnungen und Mittheilungen von Zeitgenossen herausgegeben. Darmstadt, Zernin. 1870. 8. 15 Ngr.

Wie wir vor nicht langer Zeit die Besprechung einer Biographie der Sophie Schröder von ihrem Schwiegersohn brachten, so geben wir heute die kritische Anzeige eines Lebensabrisses der nicht minder berühmten Henriette Hendel-Schütz von der Hand ihres Enkels. Der anonyme Biograph scheint pommerscher Abstammung zu sein; nicht Schriftsteller von Beruf, wie er kokett gesteht, führt er doch eine gewandte Feder und weiß die Pietät gegen die Großmutter mit objectiver Darstellung der interessanten Persönlichkeit glücklich zu vereinigen. Das bewegte Leben der Schüler-Eunicke-Hendel (nicht Händel)-Schütz bietet gewiß pikante Einzelheiten, die uns natürlich der Enkel verschweigen muß. Der Parallelen mit der Schröder gibt es auch hier genug, nur scheint die Hendel eine unruhigere Natur gewesen zu sein und weniger Freude am Inhalt als an der Form der Kunst besessen zu haben. Die genialen plastischen Darstellungen, durch welche die Hendel-Schütz die Zeitgenossen der ersten Decennien des Jahrhunderts entzückte, haben ihr noch dauerndern Ruf verschafft als ihre schauspielerischen Leistungen, die — der Biograph wird uns entschuldigen — nie sehr bedeutend gewesen sein können, wenn man competenten Zeitgenossen glauben darf. Die idyllische Abgeschiedenheit, in der die Vielgefeierte ihre letzten Jahre zubrachte, söhnt uns in der anziehenden Schilderung des Enkels mit vielen Extravaganzen aus der Jugendzeit der schönen Frau aus. Die Hendel-Schütz hat das Recht der plastischen Mimik in origineller Weise zur Geltung gebracht: sie hat würdiger als Emma Hamilton die Gebilde malerischer und bildender Kunst lebendig in mimisches Leben übertragen, sie hat einem Goethe und den Besten der Zeit Bewunderung und begeistertes Lob entlockt: so wird ihr Name eine gute Stätte in der Geschichte deutscher Kunst und die biographische Erinnerung an die Künstlerin einen dankbaren Leserkreis finden. Oft genug hat man mit Unrecht das neue Feld der Mimik, das die Hendel-Schütz eröffnet, verkannt, wie aus des anonymen Enkels Darstellung hervorgeht; möge man nun auch der vielfach Verleumdeten Gerechtigkeit widerfahren lassen!

5. Wiener humoristisches Jahrbuch 1870. Herausgegeben von Isidor Gaiger. Siebenter Jahrgang. Wien, Hügel.

Auch dieser Jahrgang des beliebten Unternehmens erfreut sich gesunden Humors und interessanter feuilletonistischer Beiträge. Die witzigen Monatssonette, die kleinen skandalösen Nachträge zu Rotteck's „Weltgeschichte" sind nicht minder gesalzen und gepfeffert, als die Feuilletons von Ludwig Speidel („Praterabende"), Ferdinand Kürnberger („Der Knabe aus der Fremde"), Siegmund Schlesinger („Im Criminal") und dem Herausgeber („Neue wiener Stadtmärchen", „Reiseerinnerungen eines Urlaubers" u. a. m.). Besonders ragt die Allegorie von Kürnberger durch tiefe Symbolik und zarten wehmüthigen Schmelz der Farbengebung vortheilhaft hervor. Es ist das Christkind selbst, das unter den verkirchlichten Christen der Jetztzeit als Kind aus der Fremde erscheint und übel empfangen wird, bis es bei — den Juden eine bescheidene Stätte findet. Die Idee dieser Allegorie ist bis auf den Schluß nicht neu, aber Kürnberger hat es verstanden, in die hellen Farbentöne der übrigen Artikel eine dunklere Schattirung zu bringen, die einen wohlthuenden Gegensatz zu den leichtfüßigen Schilderungen wiener Lebens bildet. Speidel's sonst pikante „Praterabende" enthalten zu viel locale Anspielungen, die für den Nichtwiener unverständlich sind. Dagegen berührt Gaiger, der unter allen Autoren des „Jahrbuch" wol über den meisten Humor gebietet, in den wiener Märchen ein sociales Thema mit hübschen Variationen, während die „Reiseerinnerungen" an ziemlicher Eintönigkeit leiden. Den Schluß des Buchs bilden unter dem Titel: „Lichtbilder aus der wiener Gesellschaft", etliche biographische Abrisse wiener Theater-, Musik- und Industriegrößen, eine Sammlung emphatischer Lobpreisungen, die stark nach Reclame schmecken, um so mehr, als man im Inseratenanhang des „Jahrbuch" mehrere Annoncen einiger jener gepriesenen wiener Größen vertreten findet.

6. Der heilige Antonius von Padua von Wilhelm Busch. Lahr, Schauenburg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein wunderlicher Heiliger, dieser Antonius von Padua, und um so wunderlicher, da ihn Wilhelm Busch, der Rafael der „Fliegenden Blätter", zum Sujet prächtiger Zeichnungen gemacht hat. Wer kennt nicht den genialen Humor Busch's aus den „Münchener Bilderbogen" und den zahlreichen Illustrationen zu deutschen Journalen? Zwerchfellerschütternden Humor, göttliche Laune in jedem wohlberechneten Strich: so treten die Zeichnungen des Künstlers, der einen Legendenstoff mit profaner Laune behandelt hat, vor uns hin. Den Illustrationen geht ein charakteristischer Text nebenher, der an satirischem Humor nichts zu wünschen übrigläßt und volles Lob verdient. Oft gemahnt uns die schalkhafte Dichtung an Scheffel's Muse, wenn wir nicht vermuthen müßten, auch der Text sei von des Zeichners Hand. Das Ganze ist eine gelungene Satire auf die Ungeheuerlichkeit kirchlicher Legendenmacherei, voller Ausfälle auf die hohe Klerisei, die Klosterzucht und noch etwas mehr. So war es denn begreiflich, daß, wie wir in diesen Tagen lasen, das lustige Büchlein dem Veto des Staatsanwalts verfiel. Das Leben des heiligen Antonius, den Busch im originellsten Physiognomiewechsel vorführt, wird getreu der Legende erzählt und illustrirt, das heißt, wie die Satire erzählt, der reißende Wolf im Schafskleide. Man denke, was das für Stoff gäbe, wenn man alle Heiligen, wie von ihnen die acta sanctorum berichten, so hernehmen würde wie der münchener Künstler den frommen Antonius! Allen scherzfrohen Gemüthern sei das fröhliche Werkchen bestens empfohlen. Uebrigens wundern wir uns, daß Busch sich die Fischpredigt des heiligen Antonius hat entgehen lassen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Voltaire" von D. F. Strauß sagt die „Saturday Review" vom 15. October: „Der Name des Dr. Strauß ist so sehr mit einem berühmten Buche identificirt, daß wenigstens bei uns nicht viele eine richtige Vorstellung von seinen Verdiensten als Schriftsteller haben. In der That aber können nur wenige höhere Ansprüche auf Auszeichnung in diesem Fache erheben, wenn wir die Benennung auf ihre gewöhnliche Bedeutung beschränken, nach welcher sie den Besitz feiner Cultur und eines kritischen Geistes bedeutet, und sie nicht so weit ausdehnen, daß sie ursprünglichen Genius bezeichnet, für welchen schriftstellerische Vortrefflichkeit nicht Zweck, sondern blos Mittel ist. Wenig Männer von gleicher Berühmtheit haben den Weltschatz origineller Ideen weniger bereichert als Dr. Strauß; doch, wenn wir die Theologie gänzlich aus dem Spiele lassen, gibt es wenige, deren Urtheil über die Ideen anderer durch größere Unparteilichkeit und Urtheilsfähigkeit gekennzeichnet sind. Daß Strauß' «Kleinere Schriften» vernachlässigt worden sind, liegt wol theils an der allgemeinen Neigung, die weltlichen Schriften eines Theologen als bloße gelegentliche Unterhaltungen seiner Muße zu betrachten, theils aber auch daran, daß sie lediglich deutsche Gegenstände zum Inhalt haben. Mit Freuden begrüßen wir es daher, daß er diesmal ein Thema von allgemeinem Interesse zu behandeln unternommen hat, welches gewiß in einem weiten Kreise Beachtung finden wird und die besten Eigenschaften seines Geistes bewähren mußte. Die Würdigung des vielseitigen Charakters, der mannichfachen Fähigkeiten und des ungewöhnlich großen Einflusses, welchen Voltaire besaß, verlangt ebenso viel Billigkeit, Scharfsinn und Vielseitigkeit wie irgendein ethisches oder literarisches Problem. Es versteht sich von selbst, daß Strauß sich stark zu Voltaire, als Vorkämpfer des freien Gedankens und der Toleranz, hingezogen fühlt, und daß es ihm sehr unangenehm ist, seinen Helden so tadeln zu müssen, wie es die historische Gerechtigkeit gebieterisch erheischt. Diese zarte Rücksicht bekundet sich indessen nicht durch die etwaige Unterdrückung oder auch nur Milderung abstoßender Züge oder zweifelhafter Handlungen, sondern ist nur daran zu erkennen, daß diesen in dem Gesammtüberblick des Charakters das gebührende Gewicht nicht gegeben wird. Strauß schildert zwar den wirklichen Mann treu genug; allein wie Guido, als er den Farbenmischer malte, hält er das innere Auge auf den ideellen Voltaire gerichtet, vergegenwärtigt sich, was Voltaire mit seinen seltenen Gaben und der glänzenden und alleinstehenden Rolle, die ihm in der Welt zuertheilt war hätte sein sollen. Unmerklich nimmt dann der ideelle Charakter die Stelle des wirklichen ein, und hat auch Strauß Voltaire's Ruchlosigkeit, Unaufrichtigkeit, Bosheit und unbegreiflichen Mangel an Selbstachtung keineswegs verhehlt, so können wir doch nicht umhin, zu fühlen, daß diese Laster nicht so ho

angeschlagen werden, wie sie es verdienten. Andererseits jedoch hat Strauß jedwede förmliche Entschuldigung oder Lobrede gewissenhaft vermieden. Er betont nicht, was er mit vollem Rechte hätte betonen können, daß das eigentliche Geheimniß der Macht Voltaire's gerade in seiner wunderbaren Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit lag; daß ein so gearteter Charakter nothwendigerweise von den umgebenden Einflüssen tief berührt werden mußte, und daß der Voltaire zu Ferney ein ganz anderer war als der Voltaire in Berlin oder Paris. Seine unschätzbaren, der Gedanken- und Gewissensfreiheit geleisteten Dienste werden bei Strauß durchaus nicht zu hoch angerechnet, und als Schriftsteller kommt er eher zu kurz, weil es Strauß mit seinem Plane nicht vereinbaren konnte, sich auf eine förmliche Zergliederung seiner Werke einzulassen oder Proben daraus anzuführen. Der Plan des Werks ist nämlich der einer Reihe von Vorlesungen; die Anordnung ist chronologisch, mit einem Ruhepunkte hier und da, um irgendeinen Zweig der vielseitigen Thätigkeit Voltaire's insgesammt zu überschauen, und mit einem beständigen Bemühen, seine Schriften soweit als möglich nach ihrem Inhalte zu gruppiren. Die Leichtigkeit und Meisterschaft in der Behandlung einer so verwickelten Aufgabe sind sehr bemerkenswerth; der Stil, wie es bei dem Verfasser stets der Fall, ist lebendig und klar. Dr. Strauß ist einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die sich in dieser Hinsicht gleichbleiben. Das Werk scheint auf die Anregung der Prinzessin Alice von Hessen, der es gewidmet ist, unternommen worden zu sein. Hierin liegt wol etwas mehr als eine blos formelle oder officielle Begünstigung der Literatur seitens Ihrer königlichen Hoheit."

Ueber „Die romantische Schule" von R. Haym sagt die „Saturday Review" vom 17. September: „Das offenbar wiedererwachte Interesse an der romantischen Schule Deutschlands ist von guter Vorbedeutung für dessen Nationalliteratur. Man könnte viel Gründe für die lange Vernachlässigung dieser Schriftsteller anführen: ohne Zweifel sind ihre eigenen Thorheiten und Unvollkommenheiten zum großen Theile schuld daran; der Hauptgrund jedoch bleibt am Ende der Grad, bis zu welchem ihre Phantasie über den Horizont eines unpoetischen Zeitalters hinausging. Wie ungesund oder affectirt auch der Mysticismus der Schule gewesen und was man auch von ihren feudalistischen und romanisirenden Tendenzen halten mag, so kann doch nur Pedanterie oder Gefühllosigkeit das ästhetische Verdienst ihrer denkwürdigsten Schöpfungen in Frage stellen; Werke wie die besten Geschichten im „Phantasus", „Undine", oder „Heinrich von Ofterdingen" konnten nur von einer für das Malerische und Dichterische gänzlich theilnahmlosen Generation der Vernachlässigung anheimgegeben werden. Während der verwandte Genius eines Wordsworth und Coleridge seinen tiefsten Einfluß auf den Geist Englands ausübte, verlor man die deutschen Schriftsteller, ausgenommen allerdings bei uns, aus den Augen. Zeichen eines Umschlags haben sich indessen in neuerer Zeit kundgegeben: das Erscheinen z. B. eines so umfangreichen Werks wie das von R. Haym scheint jedenfalls eine bedeutende Theilnahme des Publikums an dem Gegenstande vorauszusetzen. Nichts weniger in der That als eine solche würde einen Leser bestimmen, sich an einen so ungeheuern Band zu wagen, und nichts weniger als Begeisterung würde ihn damit zu Ende kommen lassen. Der Verfasser scheint dem Grundsatz Cäsar's zu huldigen und dafür zu halten, daß er gar nichts gesagt habe, so lange noch etwas übrigbleibt, das er nicht gesagt hat. Die, welche sein Werk wirklich bewältigt haben, können sich Glück wünschen dazu, daß ihnen keine Seite des Gegenstandes entgangen ist. Abgesehen von Leichtigkeit und Gedrängtheit, besitzt das Werk jedes Verdienst; es ist ein Muster von Unparteilichkeit, und des Verfassers Gewissenhaftigkeit ist nicht weniger sichtbar in der Anwendung wie in der Zusammentragung seines Materials. Das Hauptmerkmal seines Buchs ist ein Eifer, den Gegenständen seiner Kritik, ohne Scheu und ohne Gunst, die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Anordnung ist so befriedigend, wie man sie in der Geschichte einer literarischen Bewegung, die zugleich originell und launenhaft war, und in der Schilderung literarischer Gruppen, die sich in einem Zustande fortwährender Bildung, Auflösung und Wiederverbindung befanden, erwarten kann. Der panoramische Charakter der Uebersicht ist sehr schlagend, und Haym zeigt, daß er die kritischen, philosophischen und theologischen Tendenzen der Schule, wie solche in den Schlegel, Schelling und Schleiermacher vertreten waren, nicht minder zu würdigen versteht als ihre rein literarische Seite. Die eingestreuten biographischen Details bieten gegenüber der allgemeinen Schwerfälligkeit des Werks eine angenehme Abwechselung und zeichnen sich durch dieselbe gewissenhafte Genauigkeit aus, wie die kritischen Bestandtheile."

Bibliographie.

Beck, A., Religion und Cultus. Betrachtungen eines Laien als Material zum Entwurfe eines vernünftigen Glaubensbekenntnisses. Pappenheim. Gr. 8. 2 Ngr.

Conze, A., Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Czermak, J., Ueber Schopenhauer's Theorie der Farbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Farbenlehre. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Bönneken, J., Auf nach Frankreich! oder der Krieg der Deutschen gegen die Franzosen im Jahre 1870. 2ter Thl. Deutsche Hiebe. M.-Gladbach, Hoster. 8. 3 Ngr.

Daniel, J., Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes aus der Geschichte beleuchtet. Hamburg, Jowien. 8. 6 Ngr.

Gaboriau, E., Höllenleben. Roman. Aus dem Französischen. Einzige für Deutschland und Oesterreich autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Janke. 1871. 8. 3 Thlr.

Göring, F., Tändeleien. Dresden, Burbach. 32. 2½ Ngr.

Griechenland geographisch, geschichtlich und culturhistorisch von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in Monographien dargestellt. Herausgegeben von H. Brockhaus. In 8 Bdn. Leipzig, Brockhaus. 4. à Bd. 3 Thlr. 25 Ngr.

Hermann, A., Erinnerungen an Rom. Briefe und Skizzen. München, L. Finsterlin. 8. 20 Ngr.

Hermes Trismegistus, an die menschliche Seele. Arabisch und deutsch herausgegeben von H. L. Fleischer. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 20 Ngr.

Hoch Deutschland! Hurrah Preußen. Herausgegeben von H. Goedsche und Hesekiel. Red.: H. Goedsche. 1870. Nr. 1—5. Berlin, Goedsche. 4. 5 Ngr.

Hohenlohe-Waldenburg, F. K. Fürst zu, Die deutschen Farben: Schwarz, Gold, Roth und die historische Berechtigung der rothen Farbe im deutschen Banner. April 1866. Stuttgart. Gr. 4. 6 Ngr.

Horn, M., Am Erlenhof. Original-Roman. 3 Bde. Leipzig, Rötschke. 1871. 8. 2 Thlr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltanschauung. Mit einer biographischen Einleitung von Bernh. v. Cotta. 4 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Thlr. 24 Ngr.

Immortellen des Schlachtfeldes. Nr. 1—4. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. à 2 Ngr.

Kászony, D. v., Die Lieferanten der Hölle und die Lichtscheuen. Historisches Gemälde des Geheimpolizeiwesens und der geheimen Gesellschaften aller Zeiten und Völker. Leipzig, M. Schäfer. 8. 1 Thlr.

Kriegs-Chronik. Gedenkbuch an den deutsch-französischen Feldzug von 1870. 1ste Lief. Leipzig, Weber. Gr. Fol. 5 Ngr.

Laò-Tsè's taò tĕ king. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und commentirt von V. v. Strauss. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 4 Thlr.

Leistner, E., Willst du dein Herz mir schenken? Schauspiel in zwei Charakterbildern aus dem Leben Joh. Sebast. und Friedem. Bachs. 2te bühnengerecht umgearbeitete Aufl. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Löhn, Anna, Unweiblich. Ein Wort zur Bekämpfung eines Vorurtheils unter einem großen Theile der Frauenwelt. Dresden, Burbach. 8. 3 Ngr.

Moderne Märchen. Für große Kinder erzählt vom harmlosen Kleinstädter. Leipzig, Payne. Gr. 16. 7½ Ngr.

Menger, R., Geschichte des deutschen Krieges von 1870 wider den Erbfeind. In übersichtlich populärer Darstellung. Berlin, Ebeling u. Plahn. 8. 10 Ngr.

Michaelis, F., Blücheriade. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 2 Thlr.

Möbius, R., Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes. Zur Orientirung über die Forderungen der modernen Erziehungswissenschaft. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Modelle. Lustspiel. Frei nach A. v. Winterfeld's gleichnamigem Roman. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 20 Ngr.

Müller, H., Die Kepler'schen Gesetze. Eine neue elementare Ableitung derselben aus dem Newton'schen Anziehungsgesetze. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Neutralen, oder Oesterreich über Alles. Historisch-romantische Enthüllungen aus Europa's jüngster Zeit. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. 8. à 3 Ngr.

Nohl, L., Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister. — Mozarts Constanze. — Zwei Hauptgönner Beethovens. Beethoven und das Musikdrama. München, L. Finsterlin. 8. 1 Thlr.

Schwarze Punkte und Sonnenblicke am Lebenshimmel der Völker. Ueberlieferungen aus der Geschichte und dem Leben in Aktenstücken, Berichten und Schilderungen. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, zählt in Deutschland wie im Auslande, besonders in England (wo es auch übersetzt worden), so viele Freunde, daß bereits zwei Auflagen davon vergriffen sind. Die jetzt vorliegende dritte Auflage erscheint in neuem, noch ansprechenderm Gewande und empfiehlt sich um so mehr zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER,

1870, 2. Octoberheft.

Geschichte: Der Krieg und die deutsche Frage, von *v. Wydenbrugk.* — J. v. Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland II., von Dr. *E. Zirngiebl.* — Das geschichtliche Verhältniss zwischen Deutschland und Frankreich I., von Prof. *Wegele.* — Nekrolog.

Kunst: Nekrolog.

Physik: Die neuesten Fortschritte, von Dr. *v. Klein.* — Nekrolog.

Zoologie: Neue Untersuchungen über die Vogelnester, von *Fr. Ratzel.*

Physiologie und Medicin: Die Krankenpflege im Kriege III., von Dr. *Ploss.*

Handel und Verkehr: Die Blokade der deutschen Küsten, von *A. Lammers.*

Kriegswesen: Der strategische Werth von Elsass und Lothringen, von *Fr. Maurer.* — Die Vortruppen, von *K. G. v. Berneck.* — Nekrolog.

Technologie: Komprimirte Luft zum Betrieb unterirdischer Maschinen.

Illustrationen: Strategische Grenze Deutschlands gegen Frankreich, Karte. — Skizze eines Verbandplatzes.

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neueste Kriegskarten.

Paris als Waffenplatz. Paris und seine Festungswerke. (In mehr als 80000 Abdrücken verbreitet.) 2½ Sgr.

Die deutsch-französischen Grenzen, historisch — politisch — sprachlich. In 5 Farben dargestellt. Entworfen und gezeichnet von Henry Lange. 4 Sgr.

Karte von Frankreich. (Nebst Carton: Umgebung von Paris.) Von Henry Lange. 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Dritte Auflage,

vermehrt mit neuen Vorreden des Verfassers und einem Anhang nach den letzten Ausgaben des Originals.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

In die vorliegende dritte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe von Renan's „Leben Jesu“ (früher Verlag von Georg Wigand in Leipzig) wurden des Verfassers Vorworte zur 13. französischen Auflage (1867) und zur illustrirten französischen Volksausgabe (1870) sowie ein besonders wichtiger Anhang: „Ueber das vierte Evangelium“ aufgenommen: Ergänzungen, welche in keiner andern deutschen Ausgabe enthalten sind. Ungeachtet der hierdurch veranlaßten bedeutenden Vermehrung des Umfangs (um 6 Bogen) blieb der bisherige Preis des Werks unverändert.

Als Supplement zu allen frühern Ausgaben von Renan's „Leben Jesu“ ist zugleich ein Separatabdruck jener Ergänzungen erschienen und zum Preise von 10 Ngr. in allen Buchhandlnngen zu haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Apostel. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus. Mit einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Maltzan, Heinrich Freiherr von, Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Beny 'Yssà und Beled el Hadschar. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne. Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Halle.

Alphabetisch geordneter Gedanken-Schatz aus Schiller's Werken und Briefen.

Im Verein mit **Gottfried Fritzsche** und **Max Moltke** herausgegeben von

Dr. **Moritz Bille,**

Director des Gesammt-Gymnasiums zu Leipzig.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die „Schiller-Halle“ stellt alle bedeutsamen Aussprüche Schiller's, nach den Gegenständen oder Stichworten alphabetisch geordnet, in bequemer Uebersicht zusammen, bildet also gewissermaßen eine Real-Encyklopädie aus und zu Schiller's sämmtlichen Schriften, eine Art von Schiller-Conversations-Lexikon. Mit Recht darf sie ein mit Schiller's eigenen Worten geschriebener Erläuterungs- und Ergänzungsband zu Schiller's Werken genannt werden, der jedem Besitzer derselben zur Anschaffnng zu empfehlen ist. Auch zur Verwendung als Schulprämie ist das Werk vorzüglich geeignet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 24. November 1870.

Philosophische Versuche.

1. Ueber Erkenntniß. Von Maximilian Droßbach. Halle, Pfeffer. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Leibnitz und Newton. Ein Versuch über die Ursachen der Welt auf Grundlage der positiven Ergebnisse der Philosophie und der Naturforschung. Von Joseph Durdik. Halle, Pfeffer. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Auf dem Gebiet der Metaphysik besteht ein Gegensatz zwischen den monistischen und pluralistischen Systemen. Die monistischen Systeme, wie verschieden sie auch unter sich sein mögen, haben doch alle dieses miteinander gemein, daß sie nur ein wahrhaft Seiendes, nur ein ursprüngliches Wesen, eine Substanz anerkennen. Sie stehen also im wesentlichen auf dem spinozistischen Standpunkt. Die pluralistischen Systeme dagegen haben dieses miteinander gemein, daß sie viele ursprüngliche Wesen, viele Reale annehmen, mögen sie dieselben Atome, oder Monaden, oder sonstwie nennen.

Die beiden erwähnten Schriften nun gehören in die Reihe der pluralistischen Systeme. Droßbach hat seine pluralistische Weltanschauung bereits in mehrern Schriften dargelegt. Die obengenannte „Ueber Erkenntniß" (Nr. 1) enthält eine Erkenntnißtheorie vom pluralistischen Standpunkt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß jede philosophische Erkenntnißtheorie eine Metaphysik zur Grundlage hat, sei dieselbe nun ausgesprochen oder unausgesprochen. Denn ohne eine allgemeine Ansicht vom Wesen und Zusammenhang der Dinge läßt sich gar nicht über die Bedeutung und Stellung des Erkennens urtheilen. Es ist nur Täuschung, wenn man meint, eine Erkenntnißtheorie unabhängig von aller Metaphysik aufstellen zu können. Möchte auch ein System immerhin mit der Darstellung der Erkenntnißtheorie zuerst anfangen und die Metaphysik erst später folgen lassen, der Inhalt der Erkenntnißtheorie wird doch immer schon das Gepräge der eigenthümlichen Metaphysik des ganzen Systems tragen.

So trägt denn auch die Droßbach'sche Erkenntnißtheorie das Gepräge seiner Metaphysik, und wir können es nur loben, daß er uns über diese Metaphysik nicht im Unklaren gelassen, sondern dieselbe scharf und deutlich ausgesprochen hat, obwol sie trotz des deutlichen und scharfen Ausdrucks nicht haltbarer geworden ist, als überhaupt die pluralistische Metaphysik an sich ist.

Droßbach stimmt in der Erkenntnißtheorie weder dem Dogmatismus, noch dem Kriticismus bei, erkennt aber in beiden ein Wahres an und sucht das Wahre beider in seiner Erkenntnißtheorie zu vereinigen.

Nach Droßbach sind es die wirklichen Dinge, mit denen wir im Erkennen in Beziehung stehen; wir erkennen nicht Erscheinungen, sondern das Reale. Erscheinungen sind nicht das Object der Erkenntniß, sondern das Product der im Erkennen stattfindenden Wechselwirkung zwischen Object und Subject. Wie das Subject nicht aus dem Object, so kann das Object nicht aus dem Subject hergeleitet werden. Beide sind vielmehr absolute Factoren der Wahrnehmung; fällt einer von beiden hinweg, so hört die Wahrnehmung auf. Beide sind einander coordinirt, stehen in dem Verhältniß von Ursache zu Ursache — nicht in dem Verhältniß von Ursache zu Wirkung. Dagegen besteht zwischen uns und den Erscheinungen das Verhältniß von Ursache und Wirkung; denn die Erscheinungen sind Product des Erkennens, und nur zwischen Producenten und Product bestehe das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Kant habe also recht, daß die Erscheinungsdinge sich stets nach uns richten müssen; unrecht habe der Kriticismus nur, die Wahrnehmbarkeit der wirklichen Dinge zu leugnen.

Das Wahre im Dogmatismus ist: daß wir das Wirkliche wahrnehmen; das Falsche: daß die Erscheinungen das Wirkliche seien. Das Wahre im Kriticismus ist, daß die Erscheinnngen nur subjective Vorstellungen sind; das Falsche: daß die wirklichen Dinge unwahrnehmbar seien. Indem die Naturwissenschaft das Wahre beider Systeme in sich vereniigt und das

Falsche derselben erkennt, legt sie den Grund zu einem neuen System, welches sich über diese beiden erhebt, und sie ist dann nicht mehr Wissenschaft von den Erscheinungen, sondern vom Wirklichen, vom Absoluten.

Nun wird man auch das Motto verstehen, welches Droßbach seiner Schrift vorangesetzt hat:

> Willst du in die Ferne schweifen?
> Sieh — das Wahre ist so nah,
> Kanust es mit den Händen greifen,
> Offen liegt es vor dir da.

Es soll damit der Glaube, daß wir im Erkennen mit Erscheinungen in Beziehung stehen und nicht mit dem Wirklichen, den realen Ursachen der Erscheinungen, widerlegt werden. Droßbach hält es für ganz verkehrt, die wirklichen Dinge überhaupt suchen zu wollen, da wir sie schon besitzen, mit ihnen in ununterbrochenem Verkehr stehen und uns nur zum Bewußtsein zu bringen haben, daß wir schon mit ihnen in Zusammenhang sind.

Das Erkennen im Sinne des Wahrnehmens, Percipirens des Wirklichen ist nach Droßbach nicht blos eine Eigenschaft des Menschen, sondern eine allgemeine Eigenschaft aller Wesen. Auch die sogenannten unbewußten Wesen erkennen, weil alle Wesen in Wechselwirkung stehen und das Erkennen, Vorstellen die nothwendige Folge der Wechselwirkung ist, wenngleich nicht alle denselben Klarheitsgrad des Erkennens haben. Der Stein wie der Mensch stellen immer vor, der Unterschied besteht nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach.

Die Metaphysik, auf welcher diese Erkenntnißtheorie beruht, ist folgende: Ein wahrhaftes Wesen lasse sich nur denken als keines andern zu seiner Existenz bedürftig, also als schlechthin selbständig. Nun sei aber ein endliches Wesen kein selbständiges Wesen und mithin kein Wesen überhaupt. Ein selbständiges Wesen dürfe nichts von sich ausschließen, sonst sei es endlich und beschränkt, es müsse unendlich, schrankenlos sein. Das selbständige Wesen sei also nur denkbar als unendliches.

Hieraus würde streng genommen folgen, daß es nur ein wahrhaft seiendes Wesen gibt, also die pantheistische Lehre. Aber Droßbach nimmt eine Vielheit schrankenloser Wesen an. Schrankenlose Wesen schließen alles in sich ein; was keine Schranken hat, könne zu den andern kommen, in ihnen sein, daher seien viele schrankenlose Wesen denkbar. „Weil das unendliche Wesen die andern in sich einschließen kann, darum sind viele möglich: dagegen ist eine Vielheit endlicher Wesen unmöglich, weil sie sich ausschließen müßten, und dasjenige kein Wesen ist, was die andern ausschließt." Man halte die vielen Wesen für endlich, weil man voraussetze, daß sie nur bestehen können, indem sie äußerlich und mechanisch nebeneinander liegen. Man denke nicht daran, daß es Wesen gibt, die ineinander sind, einander durchdringen, obwol es doch gewiß sei, daß die Kraft alles durchdringt, daß Raum und Zeit nichts von sich ausschließen.

Die schrankenlosen Wesen liegen nach dem Verfasser nicht mechanisch außer- und nebeneinander, sondern durchwirken sich innerlich und bleiben daher trotz ihrer Vielheit unendlich. Sie schließen sich ein, weil sie unendlich sind. Nur solange man sich die vielen nicht anders als sich gegenseitig ausschließend denke, werde man zu der widersprechenden Vorstellung endlicher Wesen getrieben und halte eine Vielheit unendlicher für unmöglich. Sobald sich aber dieselben einschließen, sei eine Vielheit schrankenloser Wesen sehr wohl denkbar. „Ja, es ist nur eine Vielheit schrankenloser Wesen denkbar im Gegensatz zu der Vielheit endlicher, die nicht denkbar ist." „Behauptet man, daß es nur ein unendliches Wesen gibt, so sind wir alle endlich, und da endliche Wesen nicht möglich, so sind wir selbst unmöglich — aber daß ein unmögliches Wesen zu dieser Einsicht komme, ist ebenso unmöglich."

Nach dem Verfasser ist es ein Widerspruch, daß Endliches, Begrenztes in Zusammenhang stehe; denn wirkt es über seine Grenzen hinaus, so seien es keine Grenzen, und sind die Grenzen wirkliche, so sei damit schon gesetzt, daß es nicht darüber hinauswirke. „Zwischen begrenzten Dingen ist Zusammenhang unmöglich. Was in Zusammenhang steht, muß schrankenlos sein; und nur Schrankenloses kann in Zusammenhang sein."

Jedes Wesen ist nach dem Verfasser eine Welt für sich, und doch ein alle andern zusammenfassendes Ganzes. Die vielen Unendlichen büßen durch ihre Beziehungen zueinander nichts von ihrer Unendlichkeit, Absolutheit ein, weil die Beziehungen in ihrem eigenen Innern, gleichsam in ihrem eigenen Hause vor sich gehen, wobei das Haus keine Aenderung erleidet, und weil nichts vorhanden ist, was von außen auf sie einwirken und sie beschränken könnte, wie dies bei endlichen Dingen der Fall ist. „So ist jedes Wesen eins und alles zugleich — als eins mit allem, als alles mit nichts in Beziehung — in Beziehung stehend und selbständig zugleich." Als *selbständig für sich* seiend lebt es, als selbstthätig den andern sich hingebend liebt es, ohne damit seine Selbständigkeit auf*zugeben*.

Von diesem seinem metaphysischen Sta*ndpunkt aus* findet der Verfasser in allen dogmatischen Systemen zwei einander widersprechende Voraussetzungen: die eine, daß wir der Erkenntniß des Wesens der Dinge, also absoluter Erkenntniß fähig; die andere, daß wir bedingt, endlich, beschränkt seien. Nur eine dieser beiden Voraussetzungen sei haltbar; entweder haben wir absolute Erkenntniß und sind überhaupt nicht bedingt, nicht endlich — oder wir sind endlich und haben keine absolute Erkenntniß. Die kritische Philosophie entscheide sich für das letztere. Woher aber habe sie die Erkenntniß, daß wir bedingt sind, daß unsere Erkenntniß blos die Erscheinungen betrifft? Erkenne sie Schranken, so seien diese Schranken nur Erscheinungen, mithin keine wirkliche, wahre, folglich sei unsere Erkenntniß ohne wirkliche Schranken, mithin schrankenlos. Der kritischen Philosophie liege gleichermaßen, wie den dogmatischen Systemen, das sich selbst widersprechende Dogma unserer Bedingtheit zu Grunde. Wie soll der beschränkte Verstand des Kritikers richtig entscheiden, daß er beschränkt ist?

> Nur wenn ich absolut erkenne, kann ich ein richtiges Urtheil fällen.... Nur eine Philosophie, welche von der Einsicht ausgeht, daß alle Wesen ohne Ausnahme absolut sind, überwindet den Dualismus von bedingten und unbedingten Wesen, von sinnlicher und übersinnlicher Erkenntniß, von Körper und Geist, Stoff und Kraft, in welchem alle andern Systeme nothwendig befangen sind, weil sie ihre Voraussetzung des Bedingten, des Sinnlichen, des Körperlichen ohne die weite

Annahme eines Unbedingten, Geistigen, Immateriellen nicht festhalten können.

Die Droßbach'sche Schrift ist recht geeignet, den engen Zusammenhang zwischen Erkenntnißtheorie und Metaphysik zum Bewußtsein zu bringen und zu zeigen, wie von verschiedenen metaphysischen Standpunkten aus sich verschiedene Erkenntnißtheorien ergeben. Die Droßbach'sche Behauptung der Schrankenlosigkeit unsers Erkennens ist eine nothwendige Folge seiner Behauptung der Schrankenlosigkeit unsers Seins. Dagegen muß eine Metaphysik, welche Beschränktheit des Seins der vielen Wesen lehrt, nothwendig eine Erkenntnißtheorie zur Folge haben, welche Beschränktheit ihres Erkennens behauptet.

Aber eben wegen dieses engen Zusammenhangs zwischen Erkenntnißtheorie und Metaphysik zieht auch der Sturz einer bestimmten Metaphysik den Sturz der aus ihr sich ergebenden Erkenntnißtheorie nach sich. Die Droßbach'sche Metaphysik aber mit ihrer logisch unhaltbaren Behauptung der Vielheit schrankenloser Wesen muß stürzen; folglich muß auch die darauf gebaute Erkenntnißtheorie stürzen.

Wir für unsern Theil können uns die vielen nicht anders denken als endlich, begrenzt, beschränkt; hingegen ein unendliches, unbeschränktes Wesen können wir uns nicht als eines von vielen denken. Daraus, daß die vielen in Beziehung, in Wechselwirkung miteinander stehen, daß sie also über ihre Schranken hinüberwirken, folgt nicht, was Droßbach daraus folgert, daß sie schrankenlos sind. Denn jedes der vielen kann doch nur so weit auf andere wirken, als seine und der andern begrenzte Natur es zuläßt. Ein Stein kann uns nicht, wie Droßbach, durch Worte Gedanken mittheilen. Das Durchbrechen der Schranken ist also in dem Wirken der vielen aufeinander immer nur ein begrenztes, relatives, kein absolutes. Die Leistungsfähigkeit jeder endlichen Kraft ist eine qualitativ und quantitativ bestimmte, begrenzte. Es findet also weder ein absolutes Gebanntsein der vielen in ihre Grenzen statt, noch ein absolutes Ueberschreiten derselben. Jedes Wesen, obgleich auf andere wirkend und von ihnen Wirkungen empfangend, bleibt doch immer es selbst, ein bestimmtes, begrenztes Wesen, und überschreitet trotz aller Erweiterung nicht die Schranken seiner Natur. Die Beziehungsfähigkeit der vielen aufeinander ist, wie sie selbst, begrenzt.

Kurz, die Unendlichkeit, Schrankenlosigkeit der vielen ist von Droßbach nur scheinbar bewiesen. Es ist und bleibt eine unbewiesene Behauptung: „Zwischen begrenzten Dingen ist Zusammenhang unmöglich; was im Zusammenhang steht, muß schrankenlos sein, und nur Schrankenloses kann im Zusammenhang stehen." Die Wahrheit ist vielmehr diese: Weder absolut begrenzte, d. h. in ihre Grenzen festgebannte und über sie nicht hinüberwirken könnende, noch absolut unbegrenzte, d. h. keine andern außer sich habende Wesen können in Zusammenhang stehen, sondern nur solche, die zum Theil begrenzt, zum Theil unbegrenzt sind, also aus Begrenztheit und Unbegrenztheit gemischte Wesen.

Die Droßbach'sche Alternative: entweder die Wesen sind unbedingt, oder sie sind nicht, weil bedingtes Sein eine contradictio in adjecto sei, können wir uns nicht aneignen. Wir können nicht mit Droßbach die Welt zerfällen in Seiendes, das unbedingt ist, und in Bedingtes, dem kein Sein zukommt. Unsere Ansicht ist vielmehr diese. Die wirklichen Dinge sind gemischter Natur. Es ist in jedem Wirklichen ein Ewiges, Unbedingtes — das wahrhaft Seiende in ihm; es ist aber auch in jedem ein Vergängliches, Bedingtes — die Erscheinungsform. Jedes ist gemischt aus Substanz und Accidens. Das wahrhafte Sein kommt allerdings nur der Substanz zu, aber die Accidentien sind auch; man kann ihnen das Sein nicht absolut absprechen. Der Begriff des Seins ist der allgemeinste, und von ihm sind substantielles und accidentelles Sein Unterarten. Die Dinge dieser Welt vereinigen eben beide Arten des Seins in sich, und darum sind sie weder absolute Wesen, noch wesenlose Phantome.

Das Unendliche, Absolute, die ewige Substanz ist in den vielen endlichen Wesen gegenwärtig, aber in keinem ganz; denn es erschöpft sich in keinem einzelnen. Nur alle endlichen Wesen zusammen in ihrer Wechselbeziehung und Wechselwirkung machen die Realität des Absoluten aus. Nur auf diese Weise läßt sich nach unserm Dafürhalten der Pluralismus mit dem Monismus verbinden. Aber ein Pluralismus unendlicher Wesen ist für uns undenkbar.

Hiernach bestimmt sich denn auch unsere von der Droßbach'schen abweichende Erkenntnißtheorie. Sowie wir weder absolute Wesen sind, noch wesenlose Phantome, so ist auch unser Erkennen weder schrankenlos, noch ist es auf puren Schein beschränkt, also von der Wahrheit völlig ausgeschlossen. Sondern gemischt wie unsere Natur aus Wesen und Erscheinung ist, ebenso gemischt ist auch unser Erkennen. Wir nehmen im Erkennen das Wirkliche, Wesenhafte wahr; aber nur so, wie es uns vermöge unsers Intellects erscheint.

Joseph Durdik's Schrift: „Leibnitz und Newton" (Nr. 2), beabsichtigt nichts Geringeres, als „aufzudecken wohin die Ansichten über die Elemente der Welt zustreben, sowie daß dieses Endziel schon gegeben und in dem Denkresultate der zwei ersten Heroen der Wissenschaft — Leibniz und Newton — enthalten ist".

Der Verfasser weist auf die Bedeutung hin, welche die atomistische Betrachtungsweise in der modernen Naturwissenschaft erlangt hat. Die Atomistik sei gerade so eine philosophische That, wie der Dynamismus, nur erhebe die erstere desto dringendere Forderungen, an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, je unabweislicher sie ist. Die Atome im engern Sinne des empirischen Physikers repräsentiren nach dem Verfasser nicht die Ursachen der Welt, es fehle etwas Wesentliches an ihrem Begriffe. Hier sei das Feld, wo Philosophie und Naturwissenschaften sich so zusammenthun müssen, daß man sie gar nicht scheiden kann, hier sei das Feld der Metaphysik, die auch noch nach dem Kant'schen Hochgericht intact verbleibt, die sich durch keinen Machtspruch beseitigen läßt, sondern treibt und blüht.

Die neue Phase des Atomismus ist nach dem Verfasser von Newton und Leibniz herzuleiten. Erst durch das Newton'sche Gravitationsgesetz wurden an das Atom „Kräfte angefügt, die bis ins Unendliche wirken, es wurde

da der vollständige Zusammenhang der ganzen Welt, aller Wesen, nicht nur geahnt, sondern bestimmt ausgesprochen und bewiesen in einer klar einfachen mathematischen Formel gefaßt". In der Welt Newton's sei alles in streng ursächlichem Zusammenhang, alles ändere sich auch mittels kleinster Differenzen, und auch da könne man wie bei Leibniz sagen, jeder Augenblick sei beladen mit der Vergangenheit und schwanger mit der Zukunft. Es habe mit der Newton'schen That dieselbe Bewandtniß für die teleskopische Welt, für den Makrokosmos, wie mit der Leibniz' für den Mikrokosmos. Das Gesetz des erstern mußte mathematisch bewiesen werden, während wir das zweite unmittelbar in uns fühlen. Beide aber seien Ausbreitungen eines Prädicats des wirklichen Seins auf alle Wesen.

Leibniz' großes Verdienst besteht nach dem Verfasser in der Entdeckung, daß die Ursachen der Welt Individuen, lebendige Wesen mit innern Zuständen, mit Vorstellungen, daß sie Monaden seien. Sowie Newton der Kraft den unendlichen Raum erobert, so habe Leibniz die Innerlichkeit auf alle Wesen ausgedehnt. Das Uebersinnliche besteht, es ist eben und allein das Innerliche. Wenn wir Newton und Leibniz vereinen, so sei das nur in dem Satze möglich: „Das wahrhaft Seiende ist unendlich und innerlich." In Leibniz' Lehre findet der Verfasser eine wesentliche Vervollkommnung der alten Atomistik. Das Atom wird mit einer Innerlichkeit begabt, es wird Monas. Die Monaden also sind die wahren Atome, sind die Elemente der Dinge. Hieraus erhelle die gewaltige Bedeutung der Leibniz'schen That, er habe die Innerlichkeit der Wesen entdeckt. Was daneben von ihm aufgestellt wurde, folge entweder aus diesem Princip oder sei unwesentlich von ihm hinzugefügt worden, um verschiedenen anderweitigen Zeitbedürfnissen Rechnung zu tragen. Die Innerlichkeit der Wesen bleibe das Hauptmoment:

Zum ersten male ist hier der große Schritt gemacht worden, die ganze äußere Natur uns so nahe zu rücken, daß sie mit uns einer Wesenheit erscheint, das Aeußere als Folge eines Innern zu begreifen, dem Geschehen das Vorstellen zu unterlegen. Zu der Mythologie und der Elementargeisterlehre steht Leibniz' Princip in einem ähnlichen Verhältniß, wie die Lehre Newton's von dem Zusammenhang der Himmelskörper und ihrer Einwirkung auf die Erde zur Astrologie.

Durch die Aufstellung der Monas ist nach dem Verfasser die philosophische Wissenschaft mit einer Fülle von ungeahnten Gesichtspunkten bereichert worden. Zwischen dem spinozistischen „Modus" und der Leibniz'schen „Monas" liege ein Abgrund von Verschiedenheiten. Es sei etwas wunderbar Tiefes um Leibniz' System, es eröffne die Aussicht in die äußersten Enden alles Lebens, es habe die Entwickelung am großartigsten begriffen und ausgedrückt. So lange man den Gedanken darin versenkt halte, spüre man das Wesen der Wahrheit, ein unnennbarer Reiz wie von einem gelösten Geheimniß locke uns immer wieder an.

Doch, trotz dieser Begeisterung für die Monadologie findet der Verfasser dennoch, daß auch ihr noch etwas fehle, auch sie noch an einem Gebrechen leide, weshalb von ihr aus vorwärts geschritten werden müsse. Sowie die Entdeckung des Weltgesetzes der Gravitation noch von niemand für die Metaphysik mit Entschiedenheit geltend gemacht und ausgebeutet worden sei, so habe auch der große Gedanke Leibniz' von der Monade eher eine Verkümmerung als Ausbildung erfahren. Die Realenlehre Herbart's ist nach dem Verfasser kein Fortschritt, keine Vervollkommnung des Monadismus, sondern ein Rückschritt; denn die Realenlehre habe das innere Leben und die Entwickelung wieder beseitigt, sie sei der Atomismus nach seinem Durchgang durch den kritischen Gedanken Kant's. Diesen Gang durch den Kant'schen Gedanken hindurch habe der Monadismus noch nicht gethan, sondern er blieb in seiner Gestaltung, wie ihn der Urheber ließ, unberichtigt und unergänzt, dastehen.

Der Verfasser unterwirft nun den Kant'schen Gedanken einer eingehenden Prüfung, und wir begegnen in dieser den Droßbach'schen Ansichten über Ding an sich und Erscheinung:

Insoweit das Ding an sich uns angeht, wird es Erscheinung; und als Ding an sich im strengen Sinne, wo es nur an sich ist, ohne jede Beziehung zu uns, ist es auch wirklich ein Nichts. Ein solches Nichts hat Kant nicht gemeint, denn nach ihm gehen unsere Affectionen von den Dingen an sich aus. Wie soll dann also das Ding an sich ganz außer unserm Bereiche liegen, wenn es auf uns doch einwirkt? Wir nehmen die Erscheinungen wahr — wohl — aber auf Anregung der Dinge an sich. Zugleich sagt Kant, daß die Erscheinungen unsere Vorstellungen sind, daß sie von unserer Organisation abhängen, so halte ich dafür, daß doch nach jeder Logik hieraus geschlossen werden muß, daß wir die Erscheinungen nicht wahrnehmen, sondern sie erzeugen, da selbe gar nichts haben, womit sie auf uns wirkten. Sie sind unsere Erzeugnisse. Wir stehen mit den Dingen an sich in causaler Beziehung und übertragen dieses Verhältniß auf Erscheinungen. Der causale Zusammenhang der Wesen darf aber nicht so gedeutet werden, daß eins die Ursache des andern wäre, sondern der Zustand *allein* ist die Wirkung, das Wesen selbst die Ursache.

Ganz wie Droßbach betont es der Verfasser als positives Resultat des Kriticismus: „Wir stehen schon vor allem Denken mit den realen Wesen in unmittelbarer Wechselwirkung, wir nehmen das Wirkliche sinnlich wahr, die Erscheinung erzeugen wir." Und ganz wie Droßbach seine Erkenntnißtheorie an eine Metaphysik anknüpft, welche eine Vielheit unendlicher unbedingter Wesen annimmt, so auch der Verfasser, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Vielheit unendlicher Realen als ein nothwendiges Ergebniß der Geschichte der Philosophie darzustellen sich bemüht. Alle philosophischen Systeme haben nämlich nach dem Verfasser das Ziel gemeinsam, daß sie die realen Ursachen der Welt suchen, und sie unterscheiden sich hauptsächlich darin, daß die einen als Urgrund das Eins, die andern die Vielen setzen. Halte man sich nämlich an den Begriff des wahren Seins, so müsse man zu Spinoza, ja eigentlich zu den Eleaten zurückgreifen. Hiermit sei die Erklärung der Veränderung abgeschnitten, und greift man, um diese zu ermöglichen, zu den Vielen, seien es nun die Atome, oder Monaden, oder Realen, so seien alle diese, abgesehen von andern Widersprüchen, beschränkt, bedingt, daher nicht wahrhaft letzte, absolute Ursachen. Es sei ein unerbittliches Dilemma, in welchem die Antwort auf die Frage „ob eins, ob viele" schwanke. Aus diesem Dilemma rettet nach dem Verfasser nur eine Pluralitätslehre, welche die vielen Realen als Unendliche anerkennt. Der geschichtliche Verlauf der Pluralitätslehre selbst dränge dahin, die Ursachen der Welt als Unendliche

anzuerkennen, damit sowol dem Sein als der Veränderung Genüge geschehe.

Damit aber — das sieht der Verfasser so gut wie Droßbach ein — sind wir an dem entscheidenden Punkt angelangt, wo sich der Einwurf erhebt: Wie ist es möglich, daß auch nur zwei unendliche Wesen beständen? Sie müßten sich ja gegenseitig beschränken, wären also nicht unendlich. Der Verfasser erwidert, ähnlich wie Droßbach, dieser Einwurf sei nur dann vollkommen begründet, wenn man sich die zwei Wesen als nebeneinander in einem begrenzten Raume denkt, wo jedes dem andern den Eintritt in seinen Raum verwehrt und seinerseits den Angriff desselben als Beschränkung empfindet. Aber eben diese Ansicht sei falsch. Das Nebeneinander sei abzuweisen.

Jedes Wesen hält den ganzen Raum in sich, und alle Wesen durchdringen einander. Die Physik bietet uns Beispiele genug, wie Kraftäußerungen einander durchsetzen. So muß man immer wieder in den Schatz der naturwissenschaftlichen Resultate greifen, um mit den frischen wahren Daten die Gespenster alter Schulbegriffe zu verscheuchen. Ein Atom der Erde wirkt bis zum Mond, zur Sonne, noch weiter, ins Unendliche fort, es ist unendlich. Außer ihm sind aber auch andere Atome da, die ebenso wirken, ebenso unendlich sind —, ihre Kraftsphären durchdringen einander, sagt der Physiker, d. h. die beiden Atome durchwirken sich gegenseitig, was ihrer Unendlichkeit keinen Abbruch thut. Dies ist eine von jenen großartigen Anschauungen, die wir der Naturwissenschaft verdanken .... Jedes ist ein wirkliches Eins und Alles in sich tragend, die ganze Welt umfassend. Wäre es allein da, so wäre es das eleatische ἓν καὶ πᾶν und vollkommen.

Ohne Newton wären wir nach dem Verfasser nicht zu der Einsicht gekommen, daß die Wesen extent, ohne Leibniz wüßten wir nicht, daß die Wesen innerlich vorstellend seien, und ohne Kant möchten wir sie noch immer suchen wollen. Leibniz, Newton, Kant bezeichnen daher „die drei wichtigsten Punkte der neuen Weltanschauung". Diese überwindet mit Zuhülfenahme des Durchwirkens die alte Meinung, daß mehrere Unbedingte nicht bestehen können. „Nicht neben, sondern ineinander sind die Ursachen der Welt. Jede von ihnen beharrt bei aller Veränderung, sowie die Substanz Spinoza's beim Wechsel der Modi."

Ganz wie Droßbach rühmt auch Durdik von dieser Pluralitätslehre, daß durch sie der Dualismus überwunden sei. Das alte Erbstück von zwei grundverschiedenen Welten verblasse vor dem Morgenroth der Weltallwissenschaft, die sublunarische Welt sei gerade so göttlich wie die himmlische; im Wesen, im Ding an sich sei der Gegensatz zwischen wirklichem Sein und Erscheinung aufgehoben, insofern nur das Wesen ein Sein hat, die Erscheinung hingegen ein Product des Wesens ist.

Zum Schluß wirft der Verfasser einen Blick auf das Resultat seiner ganzen Untersuchung, und sagt von demselben, es ruhe auf zwei Generalisationen: auf der Newton's und Leibniz':

Wofür liegen mehr Argumente vor, als für das Gravitationsgesetz und die Innerlichkeit der Wesen? Leibniz war zwar ein Dogmatist, aber was ist sein aufrichtiger, fruchtbarer Dogmatismus gegen die dialektische, vernunftüberragende Dictatur Hegel's? Zu diesen zwei Prämissen kommt noch das aus der Kant'schen Doctrin gewonnene Resultat.

Somit ergibt sich als der eigentliche Inhalt des Ganzen:

I. Kant: Wir stehen schon vor allem Denken mit den Wesen in unmittelbarer Beziehung.

II. Leibniz: Die Wesen sind innerlich vorstellend, d. i. Monaden.

III. Newton: Das Wesen ist unendlich ausgedehnt, erhaben über Raum und Zeit.

Die Verwandtschaft der Durdik'schen mit der Droßbach'schen Metaphysik ist unverkennbar. (Die innere Verwandtschaft drückt sich auch äußerlich dadurch aus, daß beide Schriften in demselben Verlage erschienen sind und gleiche Ausstattung in Druck und Papier erhalten haben.) Aber die Pluralität der unbedingten Realen ist uns bei Durdik nicht denkbarer geworden als bei Droßbach. Was wir gegen die Droßbach'sche Metaphysik gesagt, dasselbe gilt auch gegen die mit ihr identische Durdik's, sowie überhaupt gegen jede pluralistische Metaphysik.

Das Motiv, aus welchem der Pluralismus entspringt, ist dieses, daß der Monismus die Erklärung der Veränderung, des Werdens und Geschehens abschneide; aber streng genommen gilt doch dies nur von jenem Monismus, der das unbedingt Eine für ein in sich unterschiedloses hält. Aus einem in sich unterschiedslosen Einen läßt sich allerdings kein Werden und Geschehen ableiten. Aber es gibt noch einen andern Monismus als jenen falschen. Der wahre Monismus schließt aus der einen absoluten Substanz nicht die Vielheit und Verschiedenheit ihrer Attribute, ihrer Kräfte und Functionen aus. Man hat also, um dem starren, regungslosen Eins des falschen Monismus zu entgehen, nicht nöthig, zu einem Pluralismus absoluter, unendlicher Wesen seine Zuflucht zu nehmen, wie Droßbach und Durdik, sondern man braucht sich nur zum wahren Monismus zu wenden, der das absolute All-Eine als ein in sich unterschiedenes, gegliedertes auffaßt und die Wechselwirkung der Wesen als die Wechselwirkung der Glieder dieses Einen betrachtet.

Julius Frauenstädt.

Land und Leute im Orient.

Man begegnet seit einiger Zeit oft der Ansicht, die einzig richtige Methode der Forschung fast für alle Wissenschaften sei die naturwissenschaftliche; sie, die man auch wol als die „exacte" par excellence bezeichnet, sei also möglichst überall in Anwendung zu bringen. Die Ansicht ist richtig, aber sie ist nicht neu, wenigstens nur dem Ausdrucke nach neu; denn die wahre naturwissenschaftliche Methode besteht in einer möglichst vollständigen Induction, aus der vorsichtig und consequent Schlüsse gezogen werden; dieselbe Methode aber ist schon seit langer Zeit in andern Wissenschaften, z. B. der Philologie, üblich. Aber freilich ist zuzugestehen, daß die Entwickelung einiger

anderer Wissenschaften zwar nicht eine ausdrückliche Ablehnung, aber doch ein stillschweigendes Ignoriren dieser Methode zeigt, das erst allmählich besserer Einsicht gewichen ist. Dahin gehört in einer Beziehung auch die Geschichte. Es scheint mehr eine unbewußte Anlehnung an einen von dem überaus verständigen Herodot eingeführten Gebrauch alter Historiker, als eigene sichere Erkenntniß gewesen zu sein, der gemäß hier und da topographische und klimatologische Notizen über einzelne Länder gegeben werden; die klare Einsicht dagegen, daß die äußere Beschaffenheit jedes Landes ein nicht geringes Moment für die Entwickelung des darin wohnenden Volks sei, ist erst vor kurzem vollkommen durchgedrungen. Hierin ist allerdings ein bedeutendes Verdienst der modernen Naturwissenschaft zu erkennen, deren Entwickelung den Anstoß zu der Durchführung jenes Satzes gab; denn damit ist ein neuer gewaltiger Schritt zur Vervollständigung der Induction auf dem bezeichneten Gebiete gethan. Curtius' „Griechische Geschichte" bietet in ihren ersten Partien ein besonders glänzendes Beispiel der Art, wie diese Methode gehandhabt werden muß; auf derselben Erkenntniß, daß Natur und Menschenleben immer im Zusammenhange stehen, beruhen die Versuche des zu früh dahingeschiedenen **Julius Braun**, topographische Schilderungen mit historischen Skizzen zu einem Ganzen zu verbinden. Den Anlaß zu diesen Zeilen gibt Braun's letztes, nach seinem Tode erschienenes und mit einem Vorwort von Moritz Carriere eingeführtes Werk:

Gemälde der mohammedanischen Welt. Von **Julius Braun**. Leipzig, Brockhaus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Autor umfaßt freilich darin nicht alles das, was von jenem Gesichtspunkte aus zu fordern ist. Wie die von der Cultur noch nicht berührte Natur der mohammedanischen Länder auf deren Einwohner gewirkt habe, erfahren wir nur selten und gelegentlich; Braun begnügt sich, die jetzige Gestaltung der Gegenden darzustellen, durch welche er uns führt. Was von geographischem und historischem Material vergangener Epochen beigebracht wird, bildet nur die Einleitung zu der Besprechung des einzelnen Volks oder Reichs unserer Zeit. Dennoch wird die gestellte Aufgabe nur dann als erfüllt gelten können, wenn nicht nur der Einfluß eines versumpften Flußthals oder einer sandverwehten Landschaft auf das äußere Leben der Bewohner in Betracht gezogen, sondern wenn in größern Zügen nachgewiesen wird, wie z. B. der Unterschied zwischen einem ägyptischen Fellah und dem freiheitsliebenden Sohn der Wüste schließlich darauf beruht, daß der Fellah auf das fruchtbare aber enge Nilthal angewiesen ist, während der Beduine in seiner endlosen Steppe bald hier bald dort umherschweifen muß.

Für die Semiten, von denen die mohammedanische Religion zunächst ausgeht, hat Renan es versucht einen solchen Causalnexus zwischen Land und Volk zu construiren; aber die brillante Einleitung zu seiner „Histoire des langues sémitiques" (Paris 1855, zweite Ausg. 1858), die in dem ziemlich paradoxen Satze: „Le désert est monothéiste", gipfelt, scheint gerade in ihren hauptsächlichsten Resultaten wenig gesichert zu sein (vgl. Max Müller, „Essays", I, 297 der deutschen Bearbeitung: „Der semitische Monotheismus"); um so interessanter würde es gewesen sein, von einem Gelehrten wie Braun eine neue Darstellung dieser Punkte zu erhalten. Freilich würde diese Behandlungsweise das ohnehin so umfangreiche Material noch bedeutend vermehrt haben, und es liegt uns ganz fern, dem verdienten Forscher einen Vorwurf daraus zu machen, daß er seine Darstellung auf den Theil des Gebiets beschränkt hat, den er wie kein anderer zu behandeln verstand; wir mußten nur diese negative Seite seines Buchs hervorheben, weil ein Satz des von dem Freunde des Verstorbenen dem Buche vorausgeschickten, mit wohlthuender Wärme geschriebenen Vorworts gerade in dieser Beziehung misverstanden werden könnte. Was Braun uns bietet, ist eine Schilderung des jetzigen Zustandes der Länder, welche augenblicklich das Gebiet des Islam bilden, unter Beifügung der geschichtlichen Notizen, welche bei jeder Oertlichkeit von Interesse sind, und durch welche die jetzt erreichte Stufe der Entwickelung als nothwendiges Resultat dargelegt wird. Es ist aus Braun's „Historischen Landschaften" bekannt, wie anziehend er, zum großen Theil durch eine scharfsichtige Autopsie unterstützt, bei der Besprechung eines bestimmten Punktes jene topographischen und historischen Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden weiß, und diese geradezu künstlerische Gestaltungsweise bildet auch wieder den Glanzpunkt des vorliegenden Werks. Im einzelnen den Fachgelehrten zu mancherlei Einwänden reizend, vermag die Schilderung in ihrer Gesammtheit doch ein vollkommen klares und treues Bild der mohammedanischen Welt, wie sie jetzt ist, zu geben. Wir werden zunächst nach Mekka geführt, der Heimat Mohammed's und seiner Religion: der historische Excurs, der sich an diesen *Namen* sofort anknüpft, gibt eine in sich abgerundete Darstellung des Lebens jenes merkwürdigen Mannes und seiner *ersten* Nachfolger. Zweierlei müssen wir indeß bei dieser Ausführung beanstanden. Braun ist nicht Kenner der orientalischen Sprachen, speciell des Arabischen, und muß sich infolge dessen an die vorhandenen Arbeiten neuerer Gelehrten anschließen. Nun ist allgemein bekannt, ein wie epochemachendes und unentbehrliches Werk Sprenger's „Leben und Lehre des Mohammed" ist; nichtsdestoweniger kann die Auffassung der psychologischen Entwickelung des arabischen Propheten, welche Sprenger gibt, schwerlich befriedigen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen; es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß Nöldeke, einer der bedeutendsten semitischen Philologen unserer Zeit, in seiner „Geschichte des Qorâns" eine andere und weniger speciell medicinisch-pathologische Analyse von Mohammed's Charakter gegeben hat, welche unsern Widerspruch gegen Sprenger rechtfertigt. Braun nun hat sich lediglich an Sprenger angeschlossen und schwächt so in hohem Grade die moralische Bedeutung ab, welche dem Mohammed unserer Meinung nach zugesprochen werden muß.

Aber das ist eine Verschiedenheit der Ansichten, die keinen Vorwurf gegen den Schriftsteller einschließt; schlimmer ist es, daß Braun auch auf semitischem Gebiete sich jener Neigung zu waghalsigen mythologischen Hypothesen hingibt, welche ihm schon innerhalb der leichter zugänglichen indogermanischen Religionswissenschaft so viele Gegner zugezogen hat. Er selbst sagt: „Ungleich

wichtiger als die «Lautverschiebungsgesetze» sind die Sinnverschiebungsgesetze, d. h. die Gewohnheit, aus dem unverstandenen Fremdwort so lange umzugestalten, bis es auch auf dem neuen Boden einen, wenn auch noch so unzureichenden Sinn gibt." In vorsichtiger Beschränkung angewandt mag dieser Satz gelten; aber die Lautverschiebungsgesetze müssen auch nicht gänzlich ignorirt werden, wie dies bei Braun stets geschieht, sobald er mythologische Combinationen vorträgt. Hier ganz besonders ist ihm seine Unkenntniß des Arabischen gefährlich, dessen echt semitisches Lautsystem von dem indogermanischen so weit abweicht wie nur möglich; schon von diesem Standpunkte aus sind seine Interpretationen alter semitischer Sagen, die auch im übrigen oft sehr gewagt erscheinen, zum Theil geradezu unmöglich, und es kann diesem Theile des Buchs gegenüber nur die größte Vorsicht angerathen werden.

Einen kleinern Anstoß äußerlicher Art mögen wir an den eben ausgesprochenen Tadel anschließen, weil er aus demselben Grunde hervorgeht: wir meinen den von einem auf die ausschließliche Benutzung moderner Quellen angewiesenen Schriftsteller schwer zu vermeidenden Uebelstand, daß die Umschreibung der orientalischen Namen mit deutschen Buchstaben eine sehr inconsequente und oft sogar irreleitende ist; so erscheinen z. B. für das arabische Dhal (= engl. th weich ausgesprochen, isländisch ð), an verschiedenen Stellen z, dz, d; für das arabische Dschin (= engl. g vor e und i) dsch, dj, j und Aehnliches.

Doch kehren wir zu der Wiege des Islam zurück. Wenn in den ersten Abschnitten unsers Werks die angedeuteten Mängel bisweilen den unbefangenen Genuß der Schilderung stören, welche im übrigen gewandt und concis die ersten Schicksale der neuen Religion darstellt, so kann man sich in den folgenden Theilen des Buchs um so unbedenklicher der Führung Braun's überlassen. Der Weg geht zunächst von Mekka nach Medina, der „Stadt des Propheten", die den Mohammed aufnahm und als Propheten anerkannte, als er aus Mekka flüchten mußte. Weiter die Pilgerstraße nach Norden verfolgend, gelangen wir an dem durch den Hader christlicher Sekten mehr als durch die achtungsvolle Verehrung der Mohammedaner entweihten Jerusalem vorüber nach Damaskus, der Stadt der Gärten, wo einst mit geringen Unterbrechungen Christen und Mohammedaner friedlich nebeneinander wohnten, bis die zuchtlosen Scharen der Kreuzfahrer den christlichen Namen den Einwohnern Syriens zum Schrecken und Greuel machten; die Christenverfolgung von 1860 zeigt deutlich, wie gut man es im Mittelalter verstanden hat, den Haß der Andersgläubigen zu wecken. Freilich unterstützt die elende türkische Wirthschaft derartige Ausbrüche des Fanatismus, während sie im übrigen das von der Natur so reich gesegnete Land in Armuth und Unsicherheit verkommen läßt. Nur haben wir „Franken" keinen Grund, darüber uns zu entrüsten, solange die kurzsichtige und gewissenlose Politik unserer Westmächte alle Versuche zur Besserung der Zustände, wie sie z. B. unter des ägyptischen Paschas Mehemed und seines Sohnes Ibrahim Regierung begonnen hatten, vereitelt. Türkische Paschawirthschaft und europäische Politik sind überhaupt für unsern Schriftsteller Themata, die er nicht müde wird abzuhandeln: er hat recht darin, denn sollen je die schönen Länder des Ostens wieder etwas von dem werden, wozu sie bestimmt zu sein scheinen, so müssen an jener Stelle die ersten Aenderungen eintreten. Bisjetzt freilich ist die Aussicht dazu gering; die löblichen Bemühungen der Missionare, die aber zuweilen auch arge Misgriffe begehen (vgl. S. 184, Anm. 2), können keine dauernden Erfolge haben, solange die Grundlagen für eine menschenwürdige Existenz überhaupt fehlen.

Ueber den Libanon wenden wir uns dem Quellenlande des Euphrat und Tigris zu, hier wie dort merkwürdigen christlichen und mohammedanischen Sekten begegnend, deren dogmatische Ausschweifungen oft in das Unglaubliche gehen. Wir berühren Ninive und durcheilen dann die mesopotamisch-syrische Wüste mit den der Sage nach poetischen, jedenfalls aber sehr unbequemen Beduinenstämmen, deren Beruf das Räuberleben ist, um zu der Stelle zu gelangen, wo Jahrtausende hindurch die Hauptstädte mächtiger Reiche standen: Babel, Ktesiphon und vor allen Bagdad, die stolze Khalifenstadt Harun's, jetzt ein elender Ruinenhaufen. Gibt dieser Wechsel abermals Zeugniß von dem Segen der Türkenherrschaft, so bietet auch das benachbarte Persien, dessen Blütezeit durch die großen Namen Firdusi und Hafis bezeichnet wird, jetzt nur noch das jämmerliche Schauspiel eines rettungslosen Verfalls dar: das ganze Land verkommen wie die Stadt des Hafis, Schiras, deren Rosen nur im Liede noch leben. Herodot berichtet von den alten Persern, sie hätten für das schimpflichste aller Vergehen die Lüge gehalten: den Perser unserer Zeit charakterisirt eine Falschheit, die bei jeder Gelegenheit sich selbst wie andere betrügt und deren Gipfelpunkt eine wahrhaft raffinirte Ausbildung der officiellen Lüge ist, welche die Regierung als ein Muster von Vollkommenheit darstellt, während das Land schutzlos allen innern und äußern Wirren preisgegeben ist. Hier wie überall im jetzigen Orient sind die Denkmäler vergangener Größe das einzige, was unsere Theilnahme in Anspruch nehmen kann.

Wir wenden uns nun dem Westen zu, mit Aegypten beginnend, der ältesten Culturstätte der Menschheit, welchem die ewig wiederschaffende Natur selbst jetzt noch eine hervorragende Bedeutung, vielleicht sogar eine ereignißreiche Zukunft bewahrt. Freilich erblickt das Auge des Wanderers auch hier gegenwärtig nur das traurige Schauspiel eines von gewissenlosen Despoten ausgesogenen Landes; aber der Nil, der alte Segenspender, befruchtet in jedem Jahre von neuem seine Ebene, und soviel die Habsucht der Herrscher von dem armen Fellah erpreßt, es bleibt immer die Möglichkeit, in wenigen Jahren geordneter und gerechter Verwaltung das Land zu einer hohen Blüte zu bringen; schon vorläufig wird, obwol lediglich im egoistischen Interesse des Vicekönigs, im Anschluß an die Vollendung des Suezkanals viel gethan, um die Productionskraft des Landes zu steigern.

Ein eigenes Gefühl ergreift uns, wenn wir die siegreichen Heere des jungen Islam nach Spanien hinüberbegleiten. Mit Recht sind wir gewohnt, das arabische Spanien als das Attika des Islam zu betrachten, der Name der Alhambra erweckt in uns wehmüthige Erinnerungen an eine vergangene schöne Zeit ritterlich-poetischen

Lebens; und mögen diese auch größtentheils auf den „Letzten Abencerragen“ Chateaubriand's zurückgehen, so stimmen doch hier Poesie und Wirklichkeit in seltener Weise überein; Schack, der gediegene Kenner des arabischen wie des christlichen Spanien, hat das in seinem schönen Buche über die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien“ erwiesen. Das ist alles dahin, nur die prachtvollen Trümmer der Paläste und Moscheen geben eine Ahnung der alten Herrlichkeit, im übrigen hat die Inquisition hier gründlicher aufgeräumt als Timur's Mongolen in Persien.

Wenig ist über das mohammedanische Afrika zu sagen; das „Kaiserreich“ Marokko ist die concret gewordene Ohnmacht; und ob die Türken in Bagdad oder die Franzosen in Algier das Colonisiren besser verstehen, bleibt zweifelhaft. Ganz unzweideutig dagegen ist die Wirthschaft des Bei von Tunis, von der gelegentlich unsere Zeitungen berichten, wenn er wieder einmal einen Versuch gemacht hat, seine französischen Gläubiger hinter das Licht zu führen oder — und das gelingt ihm leider besser — in seinem Lande eine Hungersnoth hervorzurufen.

Nach einem kurzen Blick auf Tripolis, Nubien und den türkischen Sudan — die selbständigen mohammedanischen Reiche entziehen sich immer noch der Forschung — lernen wir endlich das Volk näher kennen, dem unwillig noch die meisten der besprochenen Länder gehorchen. Die Türken, einst der Schrecken Asiens und Europas, deren Geschichte eine solche Reihe von kraftvollen Eroberungszügen aufweist wie die weniger anderer Völker, scheinen sich durch eben diese Ueberanstrengung gänzlich erschöpft zu haben — heute wenigstens ist der Nationalfehler des sonst gutmüthigen Volks eine schwer zu übertreffende Indolenz und Faulheit. Große culturhistorische Momente haben sie freilich nie gehabt, ihre Moscheen und Paläste, sofern sie überhaupt der nähern Betrachtung werth sind, haben sie von den Byzantinern geerbt, so vor allen die Aja Sofia, die große Moschee von Stambul, die noch den christlichen Namen (Hagia Sophia — heilige Weisheit) trägt. Gegenwärtig aber sind sie Meister darin, diese Reste alter Cultur verfallen und die ehemals so reichen Länder ihrer Herrschaft verkommen zu lassen: eine von nur zu durchgreifendem Erfolge gekrönte Wirksamkeit, welche der meist verkehrten Einmischungsversuche westeuropäischer Staatsweisheit spottet. Und doch finden sich an manchen Stellen Spuren noch nicht ganz erloschener Volkskraft und einer Sehnsucht nach einem menschenwürdigern Dasein, die nur der Nahrung und Unterstützung bedarf, um hier neues Leben aus den Ruinen blühen zu lassen. Etwas anderes als diese verborgene Sehnsucht nach höherm geistigen Leben ist es doch gewiß nicht, was Jahr für Jahr hunderttausend mohammedanische Pilger die heilige Wallfahrt nach Mekka unternehmen heißt, auf der wir zum Schluß unsern Verfasser begleiten. Freilich ist das Schauspiel kein erfreuliches: roher, egoistischer Aberglaube verdunkelt die Aeußerungen des religiösen Gefühls, aber ein mächtiges religiöses Gefühl liegt doch selbst hier dem Aberglauben zu Grunde; wir glauben zu erkennen, daß auch dieser Grad der Verkommenheit nicht die Möglichkeit einer Wiedergeburt ausschließt. Ob diese erfolgen wird, ob der alternde, verknöcherte und dem hohen Geiste seines Stifters entfremdete Islam sie aus sich selbst erzeugen kann, oder ob die christliche Cultur hier vermitteln muß, bleibt dahingestellt. Wir bedauern tief, daß ein zu früher Tod Julius Braun verhindert hat, dem Werke den von ihm beabsichtigten Schlußabschnitt anzufügen, in welchem er die Forderungen zusammenzustellen gedachte, die sich aus den bisherigen Entwickelungen ergaben; aber die ganze Haltung seines Buchs zeigt deutlich, was er gefordert haben würde: eine ehrliche und gewissenhafte Politik Europas den Ländern gegenüber, welchen der Westen einen so großen Theil seiner mittelalterlichen Cultur verdankt. Von diesem Ziele freilich sind wir fern; vorläufig ist der Osten für uns meist nur der Gegenstand mehr oder weniger schwindelhafter Finanzspeculationen, von deren allgemeinem Charakter nur das Unternehmen des Hrn. von Lesseps eine Ausnahme bildet.

Unser Ueberblick wird, auch bei der nothwendigen Vermeidung des meist überaus interessanten Details, eine Anschauung von dem reichen Inhalt des Werks gegeben haben. Der musterhafte Fleiß in der Benutzung aller dem Verfasser zugänglichen Hülfsmittel, den jede Seite beweist, läßt um so mehr die Virtuosität bewundern, mit welcher derselbe aus so vielen heterogenen Elementen ein harmonisches Ganzes hat bilden können. Man darf auch nicht als einen Fehler der Ausführung rügen, daß trotz jenes Ebenmaßes in der Behandlung der einzelnen Partien das Buch in wissenschaftlicher Beziehung eigentlich unsystematisch ist: sollte der Zusammenhang zwischen Land und Volk, den in gewisser Weise herzustellen die Aufgabe war, nicht zerrissen werden, so mußte eben das äußerliche Princip geographischer Eintheilung zu Grunde gelegt werden, welches dann freilich bisweilen historisch Zusammengehöriges voneinander trennt. Daher wird mit wahrem Genuß das Buch vor allen der lesen, der in der orientalischen Geschichte nicht ganz unbewandert ist und jede Notiz sofort in ihren geschichtlichen Zusammenhang einzureihen vermag; aber die lebhafte und anziehende Darstellung und die Fülle interessanten Materials empfehlen das Werk auch denjenigen, welche für gewöhnlich jenen Ländern und Völkern fern stehen und in raschem Ueberblick betrachten wollen, was Braun vorzuführen beabsichtigte und in gelungener Weise wirklich geschaffen hat — ein Gemälde der jetzigen und zum Theil der ehemaligen mohammedanischen Welt.

August Müller.

Romane und Erzählungen.

Es würde schwer halten, die vorliegenden Werke in dieser Besprechung unter einen Hut zu bringen. Wir verzichten auf den Versuch. Nebeneinandergestellt haben wir geschichtliche Romane, Criminalnovelle, Lebensbild, Erzählung, einfache Novelle. Kurz, dieser Artikel umfaßt so ziemlich alle Spielarten der erzählenden Literatur. Wie verschieden die Bücher aber auch an Umfang, an Stoff und in der Ausführung sein mögen, das eine ist ihnen gemeinsam, daß die Autoren mit dem besten Willen die Arbeit unternahmen. Bekannte und unbekannte Namen drängen sich hier zusammen, bewährte und solche, welche sich erst noch bewähren sollen, die weibliche Feder ist neben der männlichen vertreten: gewünscht hätten wir, auch einem Buche zu begegnen, welches über das Maß des Herkömmlichen und Gebräuchlichen hinausgriffe.

1. Refugirt und Emigrirt. Eine brandenburgisch-französische Geschichte in drei Büchern von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Eine brandenburgische Hofjungfer. Historischer Roman aus Joachim Nestor's Tagen von Ludovica Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr.

Weniger die Gemeinsamkeit des Verlags, mehr eine gewisse innere Uebereinstimmung der beiden genannten Werke bestimmt uns, sie zusammenzufassen. Es besteht zwischen den zwei Autoren eine engere als die der bloßen Namensverwandtschaft, das zeigt die Tendenz und die Form der Werke. Mag George das seinige eine Geschichte, Ludovica das ihrige einen historischen Roman nennen, dieser kleine äußerliche Unterschied beeinträchtigt die Uebereinstimmung in der Form, was die Scenerie und den Stil betrifft, nicht im mindesten. In Betreff der Tendenz finden wir in beiden Werken den ganzen George Hesekiel, wie wir ihn aus vielen trefflichen Romanen und Geschichten zur Genüge kennen; diese Tendenz konnte Ludovica nur einfach adoptiren. Die Tendenz, mag sie für die heutige Zeit eine oft zu eng begrenzt vaterländische, eine sich in das historische Detail zu eng einspinnende sein, wird immer gewissenhaft mit patriotischer Begeisterung durchgeführt: Ludovica greift in der Zeit noch weiter zurück als George, sie erzählt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, während er mit dem Ende des 17. Jahrhunderts beginnt; aber sie umspannt nicht viel mehr als ein Decennium, ihm dagegen genügt ein Jahrhundert noch nicht. Der Sprung über Jahrzehnte hinweg mag ihn bestimmt haben, seine Dichtung eine Geschichte zu benennen. Durch die Betonung des „brandenburgisch" auf beiden Werken ist der Charakter beider hinreichend gekennzeichnet. George glänzt durch die Verherrlichung des brandenburgisch-hohenzollernschen Wesens, Ludovica ist auf dem besten Wege, es ihm gleich zu thun. In dem erstern Werke spielt eine französische hugenottische, in die Kurmark verschlagene, in letzterm eine echt märkische Adelsfamilie die Hauptrolle; während diese sich nur selbst zu loben braucht, muß jene aus dem Gegensatze des französischen zu brandenburgischem Wesen das Lob der Kurmark schöpfen. Schon oft versuchte sich George Hesekiel in der Zeichnung des französischen Lebens früherer Jahrhunderte, und immer mit Glück. So auch in diesem neuesten Werke. Ob es sich um die hugenottischen Wirren unter Ludwig XIV., oder ob es sich um das royalistische Parteigängerthum in der Revolutionszeit handelt, mit gleicher Sicherheit schildert er Zeiten und Personen, natürlich immer von seinem bestimmten politischen und religiösen Standpunkte aus. Auch Ludovica versteht es, durch treue Localzeichnnung und Sittenschilderung zu fesseln, man glaubt, sie selbst habe als brandenburgische Hofjungfer das Leben am Hofe Joachim's I. kennen gelernt, sie selbst habe dem Turnier in Ruppin beigewohnt. Mag vieles in den Situationen gewagt, vieles in der Detailschilderung trotz der Localtreue willkürlich sein, man überläßt sich gern der Feder der Verfasserin, da von ihr eine bestimmte, sichere Perspective für Zeit und Ort festgehalten wird. Wenn George's Geschichte den Leser mehr rühren, Ludovica's Roman ihn tiefer ergreifen will, so glauben wir uns gegen eine kleine Prätension der Verfasserin wenden zu müssen. Als rother Faden ziehen sich durch beide Werke die reformatorischen Bestrebungen auf religiösem Gebiete. Nun kann man auch einem weiblichen Autor das Prunken mit wer weiß wie tiefen, scheinbar der eigenen gelehrten Forschung entsprossenen welt- und culturhistorischen, geographischen, archäologischen, linguistischen und andern Kenntnissen zugute halten, obgleich dieses Prunken in einem belletristischen Werke der aus Himbeersaft fabricirten Limonade in der Billigkeit sehr nahe kommt; auf dem kirchlichen oder theologischen Gebiete aber wird der weiblichen Feder immer eine bestimmte Zurückhaltung anzurathen sein. Wir halten den sittlichen Ernst der Verfasserin sehr hoch, wir wollen nicht behaupten, daß sie mit ihrer Verherrlichung der reformatorischen Bestrebungen Luther's confessionelle Tendenzzwecke verfolgte: und doch, weshalb ermüdeten uns die Scenen, in welchen Luther auftrat, weshalb stimmten uns die Gespräche über kirchliche Dinge hier und da verdrießlich? Doch wol lediglich, weil die Verfasserin für Ereignisse auf einem Gebiet die Garantie übernimmt, auf welchem dem weiblichen Geschlecht zwar die Competenz zu lernen und zu glauben, nicht aber diejenige zu lehren und zu streiten zusteht. Auch hört sich das Lob der neuen (lutherischen) Zeit gegenüber der alten (katholischen) in dem Munde einer streng kirchlichen, royalistischen Dame, die doch sonst wol den Forderungen neuer Zeiten nicht gerade gewogen sein möchte, etwas eigenthümlich an.

Die Beziehungen der beiden Autoren zueinander sind also in beiden Werken unverkennbar. Gehen wir einen Schritt weiter und suchen die Einflüsse der männlichen Feder auf die weibliche und umgekehrt zu fixiren, so begeben wir uns allerdings auf ein unsicheres Gebiet. Zu einer bestimmten Vermuthung sind wir aber des theilweise gemischten Eindrucks wegen, welchen das erstere der beiden Werke auf uns ausübte, berechtigt. Der erste Band desselben — ja, da ist der ganze George Hesekiel, wie wir ihn z. B. aus „Vor Jena" u. s. w. kennen; der zweite Band, zum mindesten einzelne Theile desselben wie auch des dritten — gehören sicherlich einer weiblichen Feder an. Wir würden diese Muthmaßung selbst als

unnöthige Krittelei bezeichnen, wenn wir mit ihr nicht eine kleine ästhetische Rüge decken wollten. Diese Rüge trifft die Sucht nach abenteuerlichen Situationen, wie sie sich in ähnlicher Weise auch in der „Brandenburgischen Hofjungfer" vordrängt. Der weiblichen Phantasie halten wir allerlei Spuk eher zugute als der männlichen. Zwei Punkte in „Refugirt und Emigrirt" haben unser ästhetisches Gewissen etwas schwer belastet. Einmal die Ausscharrung einer Begrabenen, welche sich in den Armen des Geliebten hinterher als nur scheintodt erweist; dann die Stellung zum Magnetismus und andern unergründlichen Kräften, welche der Autor im dritten Bande einzunehmen beliebte. Hier hören wir kein entschiedenes Ja oder Nein, und ein solches müssen wir verlangen; der Verfasser liebäugelt mit allerlei Zauberkünsten der folgenschwersten Art, ohne uns zu sagen, ob diese Künste sich wirklich auf übernatürliche oder auf einfach natürliche Kräfte zurückführen lassen. Dort aber bietet er uns als Folge jener Wiederausgrabung an den beiden Betheiligten eine in diesem Augenblick abstoßende und im nächsten anziehende, höchst bedenkliche Sorte von Wahnsinn. Wie gesagt, der weiblichen Phantasie, welche, mag sie sich von Aberglauben noch so fern wissen, doch herzlich gern in allen Ecken Truggestalten sieht, halten wir allerlei Spuk zugute. Darum rechten wir mit der Verfasserin des zweiten Werks auch nicht wegen der Gestalt des Zauberers; sie kann sich damit entschuldigen, daß die alchemistischen Forschungen ja ein charakteristisches Zeichen jener vorreformatorischen Zeit waren; nur das eine haben wir auszustellen, daß wir in der Gestalt dieses Zauberers wieder nicht zu einem festen Facit gelangen. Anstatt daß die Verfasserin die Papiere des Zauberers mit eigener Hand dem Feuer überantwortete, muß während eines Gewitters ein Blitz vom Himmel die Freundlichkeit besitzen, das zu thun. Im übrigen scheiden wir von beiden Werken mit voller Anerkennung.

3. Das vergiftete Halsband. Criminalroman vom Verfasser der „Afrikanerin". Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Bezeichnung Criminalroman weist uns auf das Gebiet des Schauerlichen. Und daran fehlt es in dem Buche nicht. Gift, Dolch, Freiheitsberaubung, es wird uns das alles in sehr starken Dosen vorgesetzt. Ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes, den Borgia angeblich zugehöriges Halsband, dessen Perlen das feinste Gift enthalten haben sollen, richtet das entsetzlichste Unheil an. Der Verfasser besitzt jedenfalls Phantasie genug, um in der Neuzeit, in welche sich die Geschichte hineinzieht, mit diesem Halsband in grausiger Weise zu spielen. Wie viel an der Geschichte Wahrheit ist, wie viel Dichtung, wir vermögen es nicht zu bestimmen. Jedenfalls erkennen wir an der Schreibweise des Verfassers, daß er sich, wie das jugendlichen Köpfen eigen zu sein pflegt, in Uebertreibungen gefällt. Schauerliche, ins Endlose ausgesponnene Scenen, wie der Kampf der Schiffbrüchigen mit den Haifischen, streifen ans Tragikomische. Aus einer Schlußbemerkung ersehen wir deutlich, daß der Verfasser die schwache Seite seiner Erzählung sehr wohl erkannte. Er sagt von sich: „Als der Verfasser diese Geschichte schrieb, trieb ihn durchaus nicht der Wunsch, im Leser eine krankhafte Gier nach entsetzlichen Ereignissen zu erregen und die schwärzesten Seiten des menschlichen Charakters zu schildern. Sein Zweck war vielmehr, zu beweisen, daß das Böse bei seinem absoluten und unvermeidlichen Mangel an den Genüssen, welche die Tugend allein gewähren kann, sich selbst straft."

Wenn er den gewiß löblichen sittlichen Zweck nur erreicht hätte! Wir meinen, daß die Mehrzahl der Leser gerade durch die „krankhafte Gier nach entsetzlichen Ereignissen" an dieses vergiftete Halsband gefesselt wird und ihm wenig dankt, wenn er die so spannend beginnende Geschichte nicht mit einigen außergewöhnlichen Knalleffecten schließt. Verkennen wir auch keineswegs seine Befähigung namentlich in dem Bestreben nach scharfer Charakterisirung der einzelnen Persönlichkeiten, so wird er doch gut thun, seine Kraft nicht zu viel an Sensations- und Schauergeschichten zu verschwenden; die Vorführung des „Lasters in einer Gestalt, in welcher es der Leser noch nie gesehen", hat schon mehr als einen Romanschriftsteller verleitet, sich mit jeder neuen Leistung mehr und mehr von den Forderungen der Aesthetik zu dispensiren. Bei dem Leihbibliothekspublikum möchte das „Vergiftete Halsband" entschiedenen Erfolg erzielen.

4. Die Erbschaft oder des Goldes Fluch und Segen. Ein Lebensbild von August Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, C. F. Schmidt. 1868. 8. 3 Thlr.

Kretzschmar nennt seine Geschichte ein Lebensbild, während er ein in d. Bl. schon besprochenes anderes Werk: „Eine Nothlüge", als Originalroman bezeichnet. Will er damit andeuten, im letztern gehöre die Handlung seiner Erfindung an, während er dort Thatsächliches nur nacherzähle, so kann das für uns, die wir die Handlung in dem einen wie in dem andern nur nach ihrem innern Werth prüfen können, kein Grund sein, die „Erbschaft" nachsichtiger anzusehen, bei dem Originalroman dem Verfasser etwa wegen seiner bedeutenden Erfindungsgabe Lobsprüche zu ertheilen, bei dem Lebensbild dagegen das losere Gefüge zu entschuldigen. Kurz, die „Erbschaft" ist so gut ein Roman wie die „Nothlüge", oder die letztere ist nur so gut wie erstere ein Lebensbild, wenn wir in einem Roman großartigere Handlung, poetischere Darstellung und tiefere Tendenz erwarten, als die enge Sphäre des immerhin soliden oder unsoliden Kleinbürgerthums gewähren kann.

Von dem nämlichen Verfasser haben wir aus einem und demselben Jahre gleich zwei je dreibändige Romane vor uns; gestehen wir, daß wir an die Lektüre nicht ohne einiges Mistrauen gingen. Zum Glück erwies es sich als ungerechtfertigt. Wie jeder vielschreibende Schriftsteller zunächst auf sein bestimmtes Publikum rechnet, so wird auch Kretzschmar das seinige im Auge haben. Dieses Publikum zählt freilich nicht zu den exclusiven Kreisen, was die Ansprüche an Geschmack und Poesie betrifft, es hält aber etwas auf Anstand und gut bürgerliche Sitte; es will durch eine Erzählung zwar nicht in die Höhen des Ideals getragen sein, es verwirft aber die Plattheit und Frivolität, welche nur auf den flüchtigen Sinnenkitzel der blasirten Ganz- oder Halbwelt speculirt. Was er uns in der „Erbschaft" erzählt, das passirt eigentlich alle Tage: nicht selbst erworbenes Geld und Gut gereicht dem

einen zum Fluche, dem andern zum Segen; der Werth des Lebensbildes beruht daher nicht in dem Stoffe an und für sich, sondern in der Form, in welche ihn der Autor brachte. Bedeutenden Persönlichkeiten begegnen wir nicht, aber doch einer Anzahl von braven Menschen, denen wir gern unsere Theilnahme schenken. Einige, zu denen wir den Haupthelden, den leichtsinnigen Notar, nicht rechnen möchten, fesseln uns sogar durch eine bescheidene Originalität, wie die Kunstreiterin und der in Sensationsartikeln machende berühmte praktische Arzt. Der Hauptheld zählt leider zur großen Schar der geschniegelten Lumpe, deren jedes Jahr in großen Städten eine erkleckliche Anzahl geboren wird, bald als Halsabschneider, bald als Schwächlinge wie in vorliegendem Falle, immer aber als Egoisten, die um so schneller Ehre und Familienglück ihrer Sinnlichkeit opfern, je unvermutheter sie aus tiefer Noth zu Glanz und Reichthum gelangt sind. Daß sich Kretzschmar nicht verleiten ließ, den Lebenslauf des Helden mit sentimentalen Rührscenen abzuschließen, glauben wir als einen Vorzug des Lebensbildes hervorheben zu müssen.

5. Auf den Wellen. Eine Erzählung von Emma Wackerhagen. Halle, Mühlmann. 1868. 8. 21 Ngr.

Häufig schon lag auf unserm Tische ein Werk erzählender Natur im blauen Umschlage aus dem Verlage von Mühlmann in Halle. Wir durften es immer mit einem gewissen Vertrauen in die Hand nehmen. Wir waren sicher, in ihm zwar kein epochemachendes zu finden, aber ein solches, das den sittlichen Ernst nicht verleugnet. Meist hatten sie einen bestimmt religiösen Anflug, und zumeist hatten sie Damen zu Autoren. Wie eine sittige Landpastorstochter schmuck- und prunklos traten sie auf, von vornherein darauf verzichtend, mit glänzendern Erscheinungen um die Wette ein großes Publikum an sich zu fesseln oder es zu bestechen. Das Gleiche gilt auch von dieser Erzählung. Die stille Gemeinde sinniger, namentlich junger weiblicher Gemüther wird ihre Befriedigung auf diesen „Wellen", welche den friedlichen Hafen, wenn auch nur den der Resignation, in sichere Aussicht stellen, sicherlich finden. Zumeist handelt es sich in allen derartigen Geschichten um eine Analyse von Seelenstimmungen, wie sie durch das junge Glück erster Liebe, durch trügerische Hoffnungen, Enttäuschungen und den Rückzug in das stille Asyl der Entsagung bedingt werden. Der Handlung pflegt gewöhnlich das Fortreißende, den Leser in Athem Erhaltende zu fehlen, dafür aber wird ihm auch das zweifelhafte Vergnügen erspart, in allerlei romantischen Strudeln und psychologischen Untiefen zu ertrinken. Die Autoren derartiger Geschichten wählen gern die Briefform, da sich in ihr Seelenzustände umständlicher als in kurzen erzählenden Worten ausmalen lassen. Auch die Verfasserin vorliegender Geschichte wählte theilweise diese Form. Sie schildert uns die Geschicke zweier jungen Freundinnen von verschiedenem Temperament. Die „Wellen", das sind der Liebe Wellen. Für das zweite, das stillere Gemüth sind sie nur sanft gekräuselte auf stillklarem See; für das erstere, das feurigere, aber theilweise hochgehende auf bewegtem Meer. Jugendliche Mädchenseelen werden, je nachdem sie nun mehr dem erstern oder dem andern zuneigen, sich gern mit Hildegund von Berneck oder mit Emilie Hallberg identificiren und in dem Geschick dieser oder jener das eigene Liebesglück vorgezeichnet finden.

6. Hugo von Trimberg, der Meistersänger. Novelle von Damian Holdey. Leipzig, Kollmann. 1868. 8. 20 Ngr.

Die Literarhistoriker pflegen von dem mittelalterlichen Dichter bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die didaktische Poesie nicht gerade mit der Begeisterung des Verfassers vorliegender Novelle zu sprechen. Trimberg ist bekanntlich auch auf unsere Tage mit dem Lehrgedicht „Der Renner" gekommen. Die Literarhistoriker sehen in Trimberg immer nur den poetischen Lehrmeister zu Trostadt bei Bamberg, während uns Holdey den liebebegeisterten ritterlichen Jüngling im Abendsonnenglanz der sinkenden Minnezeit und eines untergehenden ritterlichen Geschlechts vorführt. Dem deutschen Gemüth wird nun einmal mit der Romantik der Burgruinen geschmeichelt, und wenn ein Autor mit warmem, poetischem Herzen in jene Zeit des Mittelalters zurückgreift, welche uns so oft dunkel und schwarz erscheint, so thut er es sicher mit dem frohen Bewußtsein, dort echtere Lebenspoesie zu finden als in dem materiellen Treiben der Gegenwart. Hundert- und aber hundertmal sind auf die Liebe zweier reinen Herzen Hymnen gesungen, man möchte sagen, das Lied sei nun endlich abgesungen: und doch, warum verliert die Liebe in ihrer zarten Reinheit und heiligen Keuschheit nichts an ihrer Wirkung, wenn sie uns eben nur echt und lauter vorgeführt wird? Zierlich ist das Büchlein, bescheiden der poetische Wille des Autors, romantisch die Schilderung der Landschaft um Saaleck, erhebend die innige Zuneigung zweier jugendlichen Seelen, rührend das Ende des Liebesglücks und erfreulich der Eindruck der Novelle. Ob das Talent des Verfassers größern Aufgaben des erzählenden Genre gewachsen sei, wollen wir keiner weitern Prüfung unterziehen.

Emil Müller-Samswegen.

Neue Bücher über das Leben der Vögel.

Kaum irgendein anderer Gegenstand in dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur wird von den Schriftstellern mit solcher Vorliebe behandelt und zugleich von den Lesern so freundlich und begierig entgegengenommen, als der Vogel und die Schilderungen aus seinem Leben. Daher ist es auch erklärlich, daß die immer neu auftauchenden zahlreichen Vogelbücher eine so große Mannichfaltigkeit der Auffassungen zeigen, ein solches Vielerlei der Darstellungen. Wir brauchen nur die in letzterer Zeit in d. Bl. besprochenen neuen Vogelbücher zu überschauen, um diese interessante Erscheinung recht klar vor Augen zu haben.

Unter allen diesen Vogelbüchern obenan, in Hinsicht der poetischen Auffassung und auch gleich berechtigt im wissenschaftlichen Werth, steht zweifellos „Das Leben der Vögel" von A. E. Brehm. Einen Gegensatz zu ihm

in der Auffassung des Vogellebens bildet „Der Vogel und sein Leben" von Bernhard Altum. Wiederum im vollen Gegensatz zu beiden befindet sich die „Ornithologie Nordost-Afrikas" von Theodor von Heuglin, welcher sich dann „Die Papagaien" von Otto Finsch und „Die Vögel der Nordseeinsel Borkum" anschließen.

Während wir in dem werthvollen Buche von O. Finsch vorzugsweise den großen Fleiß, die Gründlichkeit und das reiche Wissen eines deutschen Gelehrten bewundern mußten, so dürfen wir von der Heuglin'schen „Ornithologie", welche noch im Erscheinen begriffen und wol erst zu Ende des Jahres 1870 vollendet sein wird, nicht allein dieselben Vorzüge rühmend hervorheben, sondern wir müssen auch noch darauf hinweisen, daß dies Werk bereits längst die ehrendste Anerkennung aller Sachkundigen gefunden hat. Ganz besondern Werth verleihen ihm auch die wahrhaft herrlichen lebensvollen Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers, ausgeführt in Chromolithographie von der gerade hierin rühmlichst bekannten Anstalt des Verlegers, Th. Fischer in Kassel. Vogelkundige und Liebhaber haben in diesem Werke eine Quelle zur Belehrung über die Vögel von Nordost-Afrika vor sich, wie eine solche in dieser Weise bisher noch kein anderes Volk besitzt, und welche durch ihren wissenschaftlichen Werth, durch die lateinischen Beschreibungen u. s. w. zugleich durchaus eine internationale Bedeutung beanspruchen darf. An dies letztere Buch schließt sich wiederum ein nahe verwandtes, mit welchem wir die Besprechung der uns vorliegenden neuen Vogelbücher beginnen:

1. Baron Karl Klaus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859—65. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden Fürstin Adelheid von Pleß. Vierter Band. Wissenschaftlicher Theil. Die Vögel Ost-Afrikas, von Otto Finsch und G. Hartlaub. Mit 11 Tafeln in Buntdruck, nach der Natur gezeichnet von O. Finsch. Leipzig, C. F. Winter. 1870. Hoch 4. 25 Thlr.

Zwei der hervorragendsten Ornithologen Deutschlands haben sich vereinigt, um in diesem Bande des schon früher von uns hier ebenfalls besprochenen Decken'schen Reisewerks eine vollständige Vogelkunde der von diesem Reisenden besuchten Landstriche zu geben, wie eine solche ebenfalls noch in der Literatur keines Volks bisjetzt vorhanden ist. Während in dem Heuglin'schen Werke allerdings Anschauungen an Ort und Stelle mit umfassendsten Studien Hand in Hand gehen, zeigt diese Vogelkunde wiederum gewissermaßen einen internationalen Charakter, indem die Verfasser Studien an den Vögeln sämmtlicher hervorragenden Sammlungen in Europa machten, und indem auch englische, französische, italienische, schwedische Gelehrte ihre Beihülfe gewährten; auch Th. von Heuglin ist in wichtigen Mittheilungen als Mitarbeiter dieses Buchs zu betrachten.

Wenn dieser stattliche Band von etwa 56 Bogen, mit den werthvollen naturtreuen Abbildungen in Farbendruck, wiederum ausgeführt von der Anstalt von Th. Fischer in Kassel, bei dem Preise von 25 Thaler freilich für ein weiteres Publikum nicht zugänglich ist, so dürfen wir doch Werke wie diese „Vögel Ost-Afrikas", Heuglin's „Ornithologie Nordost-Afrikas", und Finsch's „Papagaien" in der That als Bereicherungen unserer Literatur ansehen, welche ebenso dem deutschen Fleiß, der deutschen Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und dem Eifer der deutschen Reisenden Ehre machen, als sie dem Wissensdurst und der fachwissenschaftlichen Bildung aller Länder zu statten kommen. Ehre und Ruhm den Schriftstellern, welche solche hervorragenden, hochwichtigen Werke schaffen, und Anerkennung den Verlegern, welche die Herausgabe derartiger Werke unternehmen!

2. Gefangene Vögel. Ein Hand- und Lehrbuch für Liebhaber und Pfleger einheimischer und fremder Käfigvögel. In Verbindung mit Bodinus, Belle, Cabanis Cronau, Fiedler, Finsch, von Freyberg und andern bewährten Vogelwirthen des In- und Auslandes von A. E. Brehm. Erster Theil: Die Stubenvögel. Erste Lieferung. Leipzig, C. F. Winter. Lex.-8. 1870. 10 Ngr.

Auch dies Werk beginnt in der bekannten schwungvollen Darstellung Brehm's, doch ist es durchaus für den praktischen Gebrauch bestimmt und hält sich auf dem realen Boden der Belehrung. Wir müssen daher mit dieser Erwähnung uns begnügen und das Buch an diesem Orte für genugsam besprochen erachten. Als Empfehlung können wir ihm jedoch noch das Urtheil auf den Weg geben, daß es jedenfalls als Hand- und Lehrbuch seine volle Schuldigkeit thun wird. Erwähnt sei noch, daß der Verfasser die auch von uns bereits früher in naturwissenschaftlichen Büchern gebrauchte vereinfachte Orthographie mit Fortlassung aller überflüssigen Dehnungszeichen, insbesondere des in der deutschen Rechtschreibung noch so verschwenderisch gehandhabten h angewendet hat — ein Verfahren, welches unsers Erachtens namentlich in naturwissenschaftlichen Werken wol weitere Nachahmung verdient.

3. Die Welt der Vögel, von J. Michelet. Bevorwortet von Hermann Masius. Mit Illustrationen von H. Giacomelli. Berlin, Sacco Nachfolger. 1870. Lex.-8. In Lieferungen zu 20 Ngr.

Man wird es wol nicht bestreiten, daß gerade die Schilderung der Vögel, sei es in schwungvoll poetischer, sei es in wissenschaftlich ernster oder klarer populärer Weise, in hohem Maße dazu angethan ist, der Anregung und Förderung naturwissenschaftlichen Interesses in den weitesten Kreisen Vorschub zu leisten. Darum erscheint es aber auch um so unverantwortlicher, wenn auf diesem Gebiete Misgriffe begangen werden — und solche müssen wir in dem jetzt folgenden Werke rügen.

In keiner Richtung pflegen die Autoren leichtfertiger zu verfahren als bezüglich der Titel ihrer Werke. Bei Romanen und Theaterschriften ist es weniger nothwendig, daß der Titel streng bezeichnend sei, wenn er nur wohlklingend und vielversprechend erscheint. Ein anderes aber gilt für alle Bücher, die, wenn auch nur beiläufig, einen Lehrzweck im Auge haben. Bei ihnen soll der Titel jedesmal angeben, was man hinter demselben zu erwarten berechtigt ist, damit der Käufer sich nicht getäuscht fühle. Wenn ein Buch sich nun „Die Welt der Vögel" nennt, so ist man doch jedenfalls berechtigt, eine mehr oder weniger umfassende, wenigstens einigermaßen übersichtliche Behandlung des ganzen besprochenen Gebiets darin zu suchen. Davon ist aber in Michelet's Buche keineswegs

die Rede. Der geistvolle Historiker und Philosoph greift vielmehr irgendetwas aus dem Vogelleben heraus, also den Flug, das Ei, den Gesang u. s. w., und knüpft daran eine Reihe der lebendigsten und weitgehendsten Betrachtungen — eben in der Weise eines geistreichen Mannes, welcher nebenher an einem Gebiete der Naturwissenschaft Interesse genommen und über dasselbe vor einer Gesellschaft hingebender Zuhörer improvisirt. Der Titel hätte etwa lauten können: „Plaudereien über einige Momente des Vogellebens“ oder „Aus der Welt der Vögel“ und damit wäre zugleich die Kritik entwaffnet worden. Denn elegant geschrieben ist das Buch, voller Gedankenblitze und schöner Durchsichten, lebendig im Stil und zuweilen dichterisches Feuer athmend — gleichviel was wir auch hinterdrein daran tadeln müssen.

Der Michelet'sche Esprit steigt nun aber nicht selten in jene Regionen, wo nach unserer Ansicht nur noch der Scherz oder der höhere Blödsinn athmen kann. Was ist z. B. damit gesagt: „Das Ei eines Kolibri ist ebenso viel werth als die Milchstraße“ (S. 21); „geflügelte Flammen, die wir Vögel nennen“ (S. 23); „Die Seevögel sind Luft und Meer, die Elemente, welche sich Flügel angeschafft haben“ (S. 66).

Ueber die biologischen und morphologischen — richtiger phantastischen — Excurse über „Anfänge zu Flügeln“, „Vögel, welche den Uebergang zu Fischen und Säugethieren machen“, und andere Misverständnisse der Darwin'schen Lehre wollen wir hier hinwegsehen. Sehr verletzt aber eine übel angebrachte Empfindsamkeit, welche schließlich alles übertrifft, was in dieser Richtung vorkommen kann. S. 132 erzählt Michelet, wie ihm der Anblick eines in Wachs bossirten Viperkopfs die trübste Stunde seines Lebens verursacht und ihn zu Zweifeln an der Vorsehung getrieben. Und S. 29 redet er von der „unendlich rührenden“ mit Neid erfüllenden Unschuld — nicht etwa der Tintenfische, welche einzig und allein eine solche Tirade verdienen könnten, sondern der Walfische, weil sie (man höre und staune!) blos schmerzensfreie Wesen vertilgen. „Dreimal glücklich, dreimal gesegnet jene Welt“, ruft er aus, „wo das Leben sich erhält, ohne daß es einen Tod kostet!“ u. s. w. Das geht doch wahrhaftig noch mehrere Sparren über Werther und ist obendrein nicht wahr, da der Walfisch vielmehr Tausende von Leben in einer Minute vertilgt.

Schon der Uebersetzer, welcher das Buch mit einer vermittelnden Erklärung einleitet, deutet sehr treffend an, daß die deutsche Sinnigkeit nicht durchweg von dem französischen Esprit befriedigt sein werde. Aber noch viel schwerer wiegende Bedenken fallen ins Gewicht, diejenigen des wissenschaftlichen Standpunkts nämlich. Ein populäres Buch, und ein solches will „Die Welt der Vögel“ doch sein, hat auf die Vermeidung grober Irrthümer noch ängstlicher zu sehen als ein wissenschaftliches, dessen Leserkreis über einen Lapsus des Verfassers so leicht nicht stolpert. Denn bei aller Anregung der Phantasie soll aus einem solchen Buche doch auch etwas gelernt, oder der unbefangene Leser soll wenigstens nicht auf Abwege geführt werden. In den vorliegenden Lieferungen des Michelet'schen Werks finden wir aber eine Menge von Ungeheuerlichkeiten, welche wenigstens durch Anmerkungen unschädlich zu machen der deutsche Herausgeber wol hätte wagen dürfen. Wir können hier nur einige erwähnen. So heißt es z. B.: „Um leicht zu werden, macht der Vogel sich aufblasend, sein Volumen größer, vermindert also seine relative Schwere; dann steigt er allerdings von selbst in einer Umgebung, die schwerer ist als er, in die Höhe u. s. w.“ Daß ein Vogel durch Aufblasen, welches doch nur mit Luft geschehen kann, leichter werden soll als diese selber, ist ein neuer Widerspruch, der einem Denker wie Michelet eigentlich nicht passiren sollte. Aber auch das oft behauptete, doch niemals bewiesene Auspumpen der Knochenhöhlungen, welches dem berühmten Franzosen dunkel vorgeschwebt hat, vermag den Vogel niemals leichter zu machen als die Luft selbst; und dabei werden die armen Unwissenden noch beklagt, welche dies wunderbare Geheimniß nicht kennen. Ein anderes Beispiel finden wir später: „Die Blätter der Pflanzen saugen bekanntlich Giftstoffe ein, und die Blüten verdichten sie gleichsam in sich. Diese Vögel nun (Kolibris) leben von den Blüten, von den durchdringenden Gerüchen solcher Blumen, deren scharfen glühenden Saft, aus den stärksten Giften bestehend, sie trinken.“ Es ist ganz unmöglich, in zwei Sätzen mehr Unsinn zusammenzudrängen, als hier geschehen. Es ist erstens nicht bekannt, daß die Blätter Giftstoffe einsaugen; sie nehmen hauptsächlich Kohlensäure auf, welche unserm Magen ungemein wohlthätig ist und noch von niemand unter die eigentlichen Gifte gerechnet wurde. Zweitens, von einer Verdichtung dieser und etwaiger anderer Giftstoffe in den Blüten kann nur jemand reden, welcher von der Sache gar keine Ahnung besitzt. Drittens, die Vögel leben sowenig von den Gerüchen der Blüten, als Eulenspiegel in der bekannten Anekdote vom Bratenduft satt wurde. Viertens, der Zuckersaft der Blüten, welchen einige wenige Vogelarten naschen (die meisten fangen in den Blumen nur Insekten), ist nicht scharf und glühend, sondern milde und süß, und besteht fünftens nicht aus den stärksten Giften, sondern aus süßen Nahrungsstoffen. Zu den Fabeln, welche man in einem naturhistorischen Buche nicht gern mehr aufgewärmt findet, gehört denn auch die von den Giftbäumen, deren Schatten bereits mit Vergiftung droht. Eine weitere Blumenlese wäre überflüssig; es sei nur noch eine sehr treffende Selbstkritik des Verfassers angeführt. „Ja, wir Männer des Occidents werden trotz aller unserer subtilen und zugleich leichtfertigen Raisonnements immer Kinder bleiben...“ Ja wohl, Hr. Michelet, die französische Leichtfertigkeit, das ist eben der Haken. Ueber die Aufnahme, welche das Buch in dem gebildeten Lesepublikum Frankreichs gefunden, dürfen wir schweigen, da gerade in dieser Zeit die französischen Verhältnisse nach allen Seiten hin so eingehend beleuchtet worden, daß es überflüssig wäre, noch weiteres hinzuzufügen. So sehr man auch die französische Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und Anmaßung tadeln mag, ein zu häufiges Zurückkommen darauf sollte, als ein Einstimmen in das Vae victis, gerade jetzt vermieden werden.

Noch müssen wir einige Worte über die Illustrationen hinzufügen, welche das Genie Giacomelli's dem Michelet'schen Buche beigegeben. Sie sind so vorzüglich, daß sie allein das Werk vielleicht über dem Wasser zu halten

vermögen. Selbst einige Fehler dieser Illustrationen scheinen nur auf ein fast zu tiefes Eindringen in den Geist des Verfassers hinzudeuten. Welch ein herrliches Werk würde ein tüchtiger Vogelkundiger zu schaffen im Stande sein, wenn ihm der Griffel Giacomelli's zur Seite stände!

Karl Ruß.

Feuilleton.

Zur Kriegslyrik.

Die süddeutsche Kriegslyrik liegt jetzt in zwei Sammlungen vor: „Deutschland über Alles. Kriegs- und Vaterlandslieder aus Schwaben", herausgegeben von der Verlagsbuchhandlung A. Kröner (zweite Ausgabe August 1870), und „Drei Kameraden. Zeitlieder zum Besten der deutschen Invalidenstiftung", herausgegeben von J. G. Fischer, Feodor Löwe und Karl Schönhardt (Stuttgart, Kröner, 1870). Ein Theil der Gedichte aus der zweiten Sammlung findet sich in der ersten mit aufgenommen.

Die Muse J. G. Fischer's behauptet auch in der kriegerischen Begeisterung einen sinnigen Zug, der freilich dem Ausdruck oft eine philosophische Schwerfälligkeit gibt, Guß und Fluß hemmt, und dem es an jener blitzartigen Klarheit fehlt, wie sie geistbezwingend aus Versen voll wahrhaft hinreißender Begeisterung hervorbricht.

Strophen wie die beiden folgenden aus dem Schlußgedicht: „Vom Krieg zum Frieden", mögen beweisen, was wir unter dieser verschlungenen und gezwungenen Gedankenbewegung verstehen:

Ich kann euch nicht, ihr Staatenlenker, lehren,
Doch weiß ich wohl, was jeder Brave preist:
Das Leben ist das Werden, das Gewähren,
Der Freiheit Strom und Widerstrom der Geist;
Doch mit dem Heer, dem wir die Hände drücken,
Stehn wir vor einer noch verschlossnen Thür,
Und jener Mann, dem sie die Maien pflücken,
Wie tritt er nun zu seinem Volk herfür?

Du Wort, zur Zeit der Kriege trüb verwildert,
Was wir doch einzig brauchen, das bist du,
Zur Zeit des Zwangs und Dranges schlimm geschildert,
Dir, Freiheit, drängt doch alles, alles zu. —
Die Schlachten, die schlugt ihr in diesen Tagen,
Hat dieses Dranges Streit und Gegenstreit,
Hat der Gedanke längst vorausgeschlagen
Und seine Sieger längst ihr Volk befreit.

Die besten, hier mitgetheilten Gedichte Fischer's: „Der Eroberer", „Nur einen Mann aus Millionen", sind aus seiner letzten Sammlung bekannt. „Ein Traumgesicht" hat visionären Schwung und prophetische Gesten; aber es ist auch viel weltgeschichtlicher Nebel, durch den man sich hindurcharbeiten muß zum Verständniß. „König und Kaiser" behandelt die große Scene der Begegnung zwischen dem Sieger und Besiegten in dem Schlößchen bei Sedan, meistens markig in Stil und Gedanken, aber ohne plastische Anschaulichkeit und oft mit manierirtem Tiefsinn, wie die folgenden Verse beweisen:

Nicht also du! das ist die Höllenqual,
Daß wenn die Lüge große Namen stahl,
Sie zu des eignen Gaukelspiels Beschluß
Sich selbst entlarven und entleiben muß,

Daß von dem Kleinsten, das man Größe heißt,
Das Kleinste nicht erjagt ein kleiner Geist,
Und daß er weiß, wie ihn die Erde kennt,
Wie ihn die Welt beim wahren Namen nennt.

Entflieh dir selbst, wirf's deinem Volke zu —
Dir selbst in deinem Volk begegnest du,
Das deine ewige Erklärung ist,
Weil es dein Gleichniß, weil du seines bist.

Solche Wendungen sind zu abstract, aus der metaphysischen Schmiede entlehnt, nicht poetisch neugeboren.

Feodor Löwe hat Sonette von edler Haltung zu der Sammlung beigesteuert: „Falsch ist das Glück", „Mit Blindheit schlägt der Herr", „Zur rechten Stunde", „Erzählen wird man einst", und andere Gedichte von ungleichem Werth. Oft ist wie in „Soldatentrost" der volksthümliche Ton glücklich getroffen:

Und steh' ich auch nicht eben vorn,
Wo stolz die Führer stehen,
So hör' ich Trommeln doch und Horn,
Wenn ins Gefecht wir gehen.

Marschirend nur in Reih' und Glied
Tret' ich dem Tod entgegen,
Und der macht keinen Unterschied
Beim dichten Kugelregen.

Der nicht nach hoch und nieder frägt,
Ist nur der Tod alleine,
Vor keinem bückt er sich und schlägt
Ins Grobtuch und ins feine.

Man hat aus besserem Metall
Die Kugel nicht gegossen,
Womit vom Roß der Feldmarschall
Herunter wird geschossen.

Sie reißt im Flug ein Herz entzwei
Und hat nicht Zeit zu fragen,
Ob's bürgerlich, ob's adlich sei,
Hat rasch ins Ziel geschlagen.

Im Leben nur gilt Unterschied,
Der Tod allein macht keinen,
Und pfeift dasselbe Sterbelied
Dem Marschall und Gemeinen.

Oft aber drängen sich auch triviale Wendungen in sonst edel gehaltene Verse, wie wenn in dem Gedicht: „Zum Friedensschluß", gleich in der ersten Strophe von einem „faulen Frieden" die Rede ist und weiterhin von einem Frieden, der „den Franzosen jeden Rheingedanken für immer aus den Köpfen reißt".

Die Gedichte von Karl Schönhardt sind anspruchslos und frisch; in den Gedichten „Aus Paris" ist lebhafte Anschaulichkeit; „Das Kind von Frankreich" in der Form geschlossen. Die drei letzten Strophen lauten:

Enfant de France! du armes bleiches Kind,
Dem dunkel glänzend die Geschicke fielen —
Du weißt es nicht, wie froh die Kinder sind,
Die vor dem Schloß in deinen Gärten spielen!

Was wird dir deine Mutter wol dafür,
Das stolze Frankreich einst zum Lohne geben,
Daß hinter Bajonnet und goldner Thür
Erstickt ward dein fröhlich Kinderleben? —

Ein Grenadier am Siegesbogen stand;
Der spricht vor sich: daß dich der Himmel schütze!
Das Kind im Wagen legt die kleine Hand
Zu stummem Gruß an seine Bärenmütze.

Von den Gedichten der andern Sammlung verdienen, außer den bekannten Freiligrath'schen Gedichten, die funfzehn „Lieder von Einem, «der nicht mit darf»", von C. Weitbrecht, entschieden den Vorzug; in ihnen ist jugendliches Ungestüm, sporenklirrender Schwung, militärische Bravour in festgegliederten, melodisch auf- und abwogenden Strophen. Von dem bekanntesten unter diesen Gedichten, das bereits mehrfach componirt worden ist, theilen wir die erste und die zwei letzten Strophen mit:

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Hört ihr seine Wogen grollen?
Sie schießen dahin mit Gewitterschein,
Sie zürnen wie Donners Rollen,
Sie bäumen wie knirschende Rosse sich hoch:
„Wollen sehn, wer uns zwingt in das fremde Joch!"
Und das Echo der Felsen schmettert drein!
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!
— — — — — — — — — — —
Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Und seht ihr die schwarzen Scharen?
Hoch über die Berge und Wälder herein
Kommen Lützow's Jäger gefahren;

Sie jagen rheinauf, sie jagen rheinab,
Und der alte Blücher entsteigt dem Grab:
Nicht länger schlummert der Helden Gebein —
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!
Ihr Brüder, hört ihr es schmettern?
Die Helden sollen zufrieden sein
Mit uns in des Sturmes Wettern!
Die Fahne hoch und die Schwerter scharf!
O glücklich, glücklich, wer reiten darf,
Wenn es tönt landaus, wenn es tönt landein:
Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!

Anmuthigen Fluß, nur bisweilen zu altdeutsch-minnigliche Anklänge hat das „Tagelied" von **Wilhelm Hertz**, einfache Kraft das „Süddeutsche Kriegslied" von **Otto Müller**. Das Märchen von **Hermann Kurz**: „Die zwölf Brüder und der Menschenfresser", hat einen etwas forcirten Märchenton.

Wie J. G. Fischer, so haben auch mehrere norddeutsche Poeten in ihre kleinen Sammlungen frühere politische Gedichte mit aufgenommen, die an die Zeitstimmung anklingen. So bringt z. B. **Heinrich Pröhle** in den „Deutschen Liedern und Oden aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs" (Berlin, Moeser, 1870) Gedichte aus der Zeit der österreichisch-preußischen Waffenbrüderschaft von 1864, Idyllen aus dem Jahre 1866 u. a. Pröhle liebt die antiken Formen, das Distichon und die Odenstrophe, ähnlich wie weiland Stägemann. Auch ist die Zeitgeschichte so freundlich, ihm Molossen und Doppelspondeen zur Auswahl darzureichen, wie in der „Heimkehr der Landwehrkürassiere von Quedlinburg" schon das Wort: Landwehrkürassier, einen halben Pentameter an sich selbst darstellt, und auch: Graf Bismarck-Schönhausen, einen halben, kunstgerechten, schwerbefrachteten Hexameter vertritt. Die Haltung der meisten Oden und Distichen ist eine ernste, würdige, nur stören uns „epische" Beiwörter, die aus der Stimmung herausschleudern, wie wenn es in der sonst kräftigen sapphischen Ode auf den Friedensbrecher heißt:

Und sein Rößlein füttern im Weizenacker,
Wo der Storch sonst friedlich **mit rothen Beinen**
An die blaßroth-farbigen reifen Aehren
Rührt nur im Fluge!

Die „Waffenklänge", Zeitgedichte von **Emil Taubert** (Berlin, Kriegsmann, 1870), enthalten ungefähr vierzig, nur den jüngsten Zeitereignissen gewidmete Lieder und Gesänge, zum Theil für musikalische Composition bestimmt, mit sangbaren Refrains, meist lauter und klar in der Form. „Die preußischen Ulanen", die Geibel und auch Löwe besungen haben, werden in einem frischen Lied gefeiert, mit der trefflichen ersten Strophe:

Was reitet wie der ehrne Greif
Mit dampfbeschwingtem Flügel?
Im Winde flattert der Rosse Schweif,
Hell klingt der Sporn in dem Bügel.
Was schafft dem Heere Platz und Bahn?
Hurrah, der preußische Ulan.

Auch die „Zeitgedichte" von **Eugen Labes** (Rostock, Stiller, 1870) enthalten viel Ansprechendes, Lieder, auch Oden und Siegeshymnen in klarer Fassung. Von **Johann Fastenrath's** Kriegs- und Siegesliedern: „Den deutschen Helden von 1870", liegt die fünfte, abermals vermehrte Auflage vor mit einer Menge neuer, namentlich epigrammatisch scharfer, witziger Gedichte. Besonders gelungen sind „Die drei Kreuze", in denen das hölzerne Kreuz, das rothe und eiserne besungen werden. Auch eine Dame, Frau **Agnes Kayser-Langerhannß** reiht sich den Kriegssängern an in den „Bausteinen für Strasburg. Lieder von 1870" (Naumburg a. S., Sieling, 1870), es sind warm gefühlte Gedichte, schlicht und vom Herzen kommend. **Adolf Ellmenreich's** „Acht Kriegslieder zu Schutz und Trutz" (Leipzig, G. Schulze,) streben nach volksthümlichem Humor, doch verfallen sie oft in einen trivialen Bänkelsängerton, z. B.

Kaiser Louis, der Plebisciter,
Schielt schon lang auf Deutschland bitter,
Fürchtet daß es groß und frei.
Endlich fand er an dem Zollern
Faulen Vorwand für sein Kollern,
Um zu machen Stänkerei.

Otto Franz Gensichen schlägt in den zwölf sangbaren, nach bekannten Melodien eingerichteten Liedern: „Vom deutschen Kaiser" (Berlin, Grosser, 1870) am Schluß vor, Barbarossa fortschlafen zu lassen und den deutschen Kaiser „im Rathhause zu Berlin" zu krönen!

Von der Franz Lipperheide'schen Sammlung: „**Lieder zu Schutz und Trutz**", liegt das sechste bis achte Heft vor; auch hier begegnen uns manche Autoren, die nicht auf der großen Heerstraße zu finden sind und die wir zum Theil auch nicht auf dem Gebiet der politischen Lyrik anzutreffen erwartet hätten. Wie wir erfahren, hat der Verleger den glücklichen Gedanken, in kleinen Liedersammlungen „**Für Strasburg, zum Besten der armen Kinder**" die einzelnen Dichter der heutigen Kriegslyrik dem Publikum selbständig vorzuführen — eine willkommene Ergänzung zu jenem größern Repertorium, durch welche erst eine kritische Würdigung der Leistungen der einzelnen Dichter ermöglicht wird. Es werden solche Liedersammlungen erscheinen von Geibel, Bodenstedt, Meißner, Groß, dem Herausgeber d. Bl. und mehrern andern Dichtern. Von jener großen Sammlung erscheint bereits eine zweite vermehrte Auflage.

Bibliographie.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 40: Täuschung auf Täuschung. Geschichtliches Schauspiel von F. Schütz. Berlin, Lassar. Gr. 8. 28 Ngr.

Bratranek, F. T., Zwei Polen in Weimar (1829.) Ein Beitrag zur Goetheliteratur aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet. Wien, Gerold's Sohn. 8. 24 Ngr.

Buchner, W., Mozart. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. 16. 7½ Ngr.

— — Seume. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. 16. 7½ Ngr.

Charakterzüge, Heldenthaten und Anecdoten aus dem deutschen Kriege gegen Frankreich im Jahre 1870. Pyritz, Backe. 16. 2½ Ngr.

Diepenbrock, K. J., Deutschlands Sieg und Herrlichkeit in staatlicher, sittlicher und sprachlicher Bedeutung. Patriotische Vorlesung. Freiburg, Herder. Gr. 8. 2 Ngr.

Egger, A., Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung. Eine geschichtliche Studie. Wien, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Ewald, H., Neue Worte an die Preußen. Mit einem Anhang: aus dem norddeutschen Reichstage. 2te Aufl., mit spätern Zusätzen. Leipzig, Roßberg. 8. 7½ Ngr.

Fechenbach, F. C. Reichsfreih., Deutschland und Frankreich oder: eine deutsche Antwort auf die französischen Herausforderungen. München, Fritsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Gustav vom See, Radowa. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Jordan, W., Die Zweideutigkeit der Copula bei Stuart Mill. Stuttgart. 4. 12 Ngr.

Kladderadatsch auf dem Siegesmarsch nach Paris. Leipzig, R. Schaefer. Br. 8. 10 Ngr.

Deutsche Klänge. Langensalza, Klinghammer. 32. 8 Ngr.

Der heilige Krieg 1870. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Payne. Gr. 4. à 5 Ngr.

Novellenstrauß. 15ter Bd.: Camelie von **A. Kretzschmar**. Leipzig, Nötschke. 8. 1 Thlr.

Oppermann, H. A., Hundert Jahre 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. 9ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Pauli, J., Roberto dei Nobili und Christ. Frdr. Schwartz, zwei Missionare in Ostindien. Nürnberg, Löhe. Gr. 16. 9 Ngr.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. 3tes und 4tes Bdchn. München, Lentner. 1869, 1871. Gr. 16. à 21 Ngr.

Reich, E., System der Hygieine. 1ster Bd. Moralische und sociale Hygieine. 2te Hälfte. Sociale Hygieine. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ring, M., Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Louis Napoleon Bonaparte. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 8. 20 Ngr.

Rittweger, F., Der deutsch-französische Krieg 1870. Sein Entstehen und sein Verlauf mit Beifügung aller darauf bezüglichen Aktenstücke bearbeitet. 1ste bis 3te Lief. Frankfurt a. M., Krebs-Schmidt. 4. à 3½ Ngr.

Rochholz, E. L., Drei Gaugöttinnen. Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Roscoe, H. E., Die Spectralanalyse in einer Reihe von sechs Vorlesungen mit wissenschaftlichen Nachträgen. Autorisirte deutsche Ausgabe bearbeitet von **C. Schorlemmer**. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Salzbrunn, Alice, Weihnachts-Erinnerungen. Novellen und Skizzen aus dem Englischen übertragen. Leipzig, H. Fritzsche. 1871. 8. 24 Ngr.

Scherr, J., Farrago. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 10ter Jahrgang. 1869. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schulze-Delitzsch, Die Entwickelung des Genossenschaftswesens. Auszug aus dem Organ des allgemeinen Arbeiter-Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften: „Blätter für Genossenschaftswesen" (früher Innung der Zukunft.) Berlin, Janke. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 1. December 1870.

Voltaire, Strauß und Renan.

1. Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Krieg und Frieden. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten von David Friedrich Strauß. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Jene Trias von Freidenkern, die an der Spitze unserer Besprechung steht, hat in neuer Zeit viel von sich reden machen. Der Zufall wollte, daß das Werk von Strauß über Voltaire fast gleichzeitig mit dem Beginn des deutsch-französischen Kriegs erschien, und so den Verfasser nöthigte, das eifrige Studium, das er dem vorzugsweise französischen Nationalautor widmete, zu rechtfertigen und sich über die geistigen Beziehungen Frankreichs und Deutschlands auszusprechen; er hat dies in seinen, jetzt selbständig abgedruckten zwei Briefen an Renan gethan.

Die große Anziehungskraft, welche Voltaire auf einen Autor wie Strauß haben muß, bedarf kaum der Erklärung. Beide galten ihrem Zeitalter als die eifrigsten Gegner des Christenthums — mindestens waren sie unerbittliche Gegner der christlichen Kirche. So verschieden ihr philosophischer Standpunkt sein mag, indem Voltaire ein Deist war, Strauß aber einer Schule angehört, deren Meister den Glauben an ein être suprême als leer und inhaltslos verurtheilte: so groß ist doch die Gemeinsamkeit in der Opposition gegen das Bestehende und in dem vorzugsweise polemischen Zug, welcher den beiden Autoren eigenthümlich ist. Zwar hat Voltaire große Dichtwerke geschaffen, deren Stil schon die Polemik ausschließt; und Strauß hat biographische Werke geschrieben, welche ein Charakterbild liebevoll aufbauen, ja er hat in seiner Dogmatik aus den Acten der Auflösung und Zersetzung einen positiven Niederschlag zu retten gesucht; aber das Polemische bleibt doch das eigentlich Charakteristische für beide Schriftsteller. Der Voltaire der „Henriade“ und der Trauerspiele wäre ohne Bedeutung für sein Jahrhundert geblieben; erst wo er den Harnisch anzieht und die Lanze einlegt, wird er zum Helden seiner Zeit. Auch die Bedeutung von Strauß ruht wesentlich auf seinem „Leben Jesu“; und so tief versteckt der polemische Grundzug dieses Werks ist unter einem Apparat schwerer und wuchtiger Gelehrsamkeit und unter der Maske wissenschaftlicher Objectivität: er ist doch unverkennbar und tritt in der Volksausgabe seines „Leben Jesu“ um so schärfer und schneidender hervor.

Ueberhaupt mußte die Aufgabe, ein Leben Voltaire's zu schreiben, ein Bild dieses großen Schriftstellers zu geben, dessen sämmtliche Werke zu studiren der viel beschäftigten Gegenwart eine Unmöglichkeit ist, um so verlockender für eine so analytische Begabung sein, wie sie Strauß besitzt, als kaum eine andere Größe der Literatur in sich eine solche Fülle von Contrasten vereinigt, welche den Scharfsinn des Psychologen herausfordert. Daß Strauß, dem Zuge seiner Sympathien folgend, gern bei den Lichtseiten des Charakters verweilt, die Schattenseiten nicht verschweigt, aber doch im Schatten läßt, daß er zwar nicht zu den literarhistorischen Fleckenreinigern gehört und keine „Rettung“ schreibt, aber doch vielfach entschuldigend über manche ziemlich schreiende Dissonanz im Leben seines Helden hinweggleitet, das darf bei der Verwandtschaft der geistigen Richtung nicht befremden.

Wohl aber wird die Form des Werks von Strauß vielen unerwartet sein; man mochte an „Ulrich von Hutten“ und andere umfassende Biographien unsers Autors denken, oder einen jener eingehenden Lebensläufe erwarten, wie ihn Rosenkranz von Diderot verfaßt hat. Statt dessen wird uns Voltaire's Leben in sechs Vorträgen von nur mäßigem Umfang vorgeführt, eine Form, die allerdings die größte Präcision der Fassung und Gedrängtheit des Inhalts voraussetzt. Noch mehr befremden muß es, daß diese Vorträge einer Dame nicht nur gewidmet wurden, sondern auch für sie geschrieben und von ihr freundlich angehört worden sind — und zwar einer englischen

Prinzessin, der Prinzessin Ludwig von Hessen. Diese Thatsache beweist auf der einen Seite, daß diese Vorträge sich überhaupt auch an das große Damenpublikum richten und alles Anstößige vermeiden; auf der andern aber scheint sie doch die Freiheit der Behandlung zu gefährden, indem sie den Autor nöthigt, über manches, was für seinen Helden charakteristisch ist, flüchtig erwähnend oder absichtlich vermeidend hinwegzugleiten. Der Cyniker Voltaire dürfte unter solchen Voraussetzungen kaum zu seinem Rechte kommen. Denn die deutschen und englischen Frauen des 19. Jahrhunderts haben nicht mehr den frivolen Sinn der höhern Gesellschaftskreise des 18. Jahrhunderts. Damals galt es für das Ziel eifriger Bewerbung von Fürsten und Prinzessinnen, einer Abschrift der „Pucelle" Voltaire's, welche lange Zeit nur in Manuscripten umging, habhaft zu werden; das Gedicht wurde als der feinste Leckerbissen behandelt, seine Kenntniß galt gleichsam für das Erkennungszeichen der guten und besten Gesellschaft. Jetzt würde schon eine genauere Inhaltsangabe in der guten und besten Gesellschaft anstößig genug sein. Voltaire ist überhaupt kein Damenpoet, wie man ihn jetzt träumt, ein Sänger „am blauen Bande die Zither", dessen Gedichte fähig sind in schmuckem Einband auf den Toilettentischen zu glänzen oder in eine lyrische Hauspostille, wie Theodor Storm's „Kritische Anthologie" aufgenommen zu werden; bei ihm findet man nichts von beseelten Blumen, plaudernden Waldfeen, verdämmernden Stimmungsbilderchen; bei ihm ist alles „Geist", und vor dem „Geist" bekreuzt sich ja die Miniaturduselpoesie, welche den lyrischen Nipptisch für unsere Frauen und Mädchen aufputzt. Und Voltaire's Geist ist noch dazu so rücksichtslos und schonungslos, daß er unter Umständen die Gesten des höllischen Cavaliers nicht verschmäht.

Wir empfinden es daher als eine Beschränkung, die sich an einzelnen Stellen fühlbar machen muß, daß Strauß seinen „Voltaire" in Vorträgen für eine Dame behandelt; müssen aber gleich hinzufügen, daß trotz dieser selbst aufgelegten Beschränkung der Verfasser wenigstens so viel Freiheit der Darstellung und des Urtheils sich bewahrt, als sich irgend mit ihr vereinigen läßt.

Strauß beginnt sein Werk mit der folgenden Ouverture, welche die Hauptmotive desselben kräftig zusammenfaßt:

> Wer etwa den Einfall hätte, eine Lobrede auf Voltaire zu halten, der wäre wenigstens nicht durch die lakonische Frage in die Enge zu treiben, wer ihn denn table. Denn getadelt — was sage ich: getadelt? — geschmäht, verdammt, verflucht, ist vielleicht kein Mensch in dem Maße worden wie Voltaire. Schon zur Abwehr also hätte, wer Voltaire loben wollte, auch auf das einzugehen, was man an ihm getadelt hat, wären nicht beide, Lobrede wie Apologie, gerade die ungeeignetsten Wege, dem Wesen eines Menschen auf den Grund zu kommen und seinen Werth zu bestimmen. Der einzig rechte Weg dazu ist der, Lob und Tadel vorerst ganz aus dem Spiele zu lassen, dagegen dem Lebens- und Entwickelungsgange desjenigen, den man sich zur Betrachtung und Darstellung ausersehen hat, Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden aus und in seiner Zeit wie sein Wirken auf dieselbe zu beobachten, seine Werke, wenn es ein Schriftsteller ist, zu studiren, aus den Handlungen seine Triebfedern und Gesinnungen, aus den Schriften seine Fähigkeiten und Ansichten zu ermitteln, im Lichte den Schatten, aber auch im Schatten das Licht aufzusuchen, und so zuletzt ein Gesammtbild vor sich und andern aufzustellen, dessen Ergebniß man um so weniger versucht sein wird in einem kurzen Schlagwort auszusprechen, je sorgfältiger die Beobachtung war, und je bedeutender der Mann ist, dem sie gegolten hat. Bei keinem merkwürdigen Manne sind diese Schlagwörter, das Abthun der ganzen Persönlichkeit mit einem allgemeinen Prädicat, gewöhnlicher als bei Voltaire. Und bei keinem ist doch diese Art ungeeigneter, ja sinnloser, als gerade bei ihm. Sie ist es bei jedem wirklich bedeutenden Menschen; aber es gibt unter diesen doch, sozusagen, monarchische Seelen, deren reiche und mannichfaltige Gaben, deren verschiedene Triebe und Neigungen unter einem höchsten und alle andere beherrschenden Streben zusammengehalten sind. Bei einem solchen Menschen wird es zwar immer kahl und seicht, doch aber nicht geradezu widersinnig sein, sich mit ihm durch Prädicate, wie edel oder gemein, aufopfernd oder egoistisch, ernst oder frivol, abzufinden. Eine monarchische Seele in diesem Sinne war aber Voltaire nicht. Wenn auch die Wirkungen, die er hervorbrachte, so ziemlich in Einer Richtung lagen, so war doch jede von ihnen das Ergebniß des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergingen, reiner und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. Mein Name ist Legion! konnte Voltaire's Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister, und selbst von den erstern eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche, in Katzen oder Affen zu fahren.

Strauß erwähnt darauf die Aeußerung Goethe's, daß Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller sei. Um eine so hohe, ein Jahrhundert beherrschende Stellung zu gewinnen und zu behaupten, dazu sei aber, neben der innern Begabung und der Gunst äußerer Verhältnisse, insbesondere auch ein langes Leben erforderlich. Das seinige verlief unter vier Regierungen, und man kann es selbst in vier Epochen theilen:

> Die erste ist die der Jugend, während deren sich sein Talent, sein Naturell und seine Lebensführung entwickeln, bis ihr im Jahre 1726, seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, eine gesellige Katastrophe, die ihn nach England treibt, ein Ende macht. Der beinahe dreijährige englische Aufenthalt sodann, mit dem seine zweite Lebensperiode beginnt, ist von der eingreifendsten Bedeutung, indem er Voltaire's Geist mit den gediegenen Stoffen der englischen Bildung bereichert, die er nach seiner Rückkehr in die Heimat in den verschiedensten Formen und mit immer steigendem Erfolge zu verwerthen sucht. In seinem weitern Verlaufe ist der Charakter dieses Lebensabschnitts vornehmlich durch Voltaire's Verhältniß zu seiner geistvollen Freundin, der Marquise du Châtelet, und das gelehrte Stillleben auf deren Schlosse Cirey bestimmt; wie auch der Tod der Marquise im Jahre 1749 es ist, der dieser Periode ein unerwartetes Ziel setzt. Nun erst gibt der Fünfundfunfzigjährige den schon seit zehn Jahren wiederholten Einladungen seines gekröuten Verehrers, Friedrich's von Preußen, nach, und der Aufenthalt in Berlin und Potsdam eröffnet eine dritte Periode, die, nach einem glänzenden Anfang, die unruhigste und unbehaglichste, zum Glück auch nur kurze Uebergangsperiode in Voltaire's Leben bildet. Von Deutschland abgestoßen, von den Regierenden in Frankreich nicht wie er es wünschte willkommen geheißen, läßt sich Voltaire nach allerlei Irrfahrten erst in der französischen Schweiz, dann in einem Grenzstrich seines Heimatlandes nieder, und von dem Erwerb und bald der bleibenden Ansiedelung in Ferney um 1758 und 1760 datirt sich die letzte zwanzigjährige Periode seines Lebens, die in jeder Hinsicht, wir mögen auf die Stellung und Haltung des Mannes, die Zahl und das Gewicht seiner Arbeiten, oder auf den Umfang seines Wirkens und die Höhe seines Ruhms sehen, als die bedeutendste und schönste seines langen und reichen Lebens zu betrachten ist.

Die Quellen zu Voltaire's Leben fließen überreichli

abgesehen von seiner eigenen autobiographischen Aufzeichnung, seinen tausend Briefen und der Rolle, die er in den Denkwürdigkeiten und Briefwechseln der Zeitgenossen spielt. Seine drei Secretäre, die nacheinander in seinen Diensten waren, haben ausführliche Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen: Longchamp, der Florentiner Collini und der Schweizer Wagnière. Hierzu kommt die große Zahl von selbständigen Biographien und Monographien über einzelne Abschnitte seines Lebens, von dem Werke Duvernet's und Condorcet's an bis zu dem neuesten großen Werke von Gustav Desnoiresterres: „Voltaire et la société française au XVIIIme siècle", einem Werke, „das in seinen bisjetzt erschienenen vier Bänden durch Aufspürung selbst der verborgensten Quellen, vollständige Zusammenstellung, geschickte Gruppirung und geistvolle Beleuchtung des geschichtlichen Stoffs allen Forderungen unserer Zeit Genüge thut".

Franz Maria Arouet ward in einem Jahr mit unserm deutschen Reimarus, 1694, geboren; sein Vater war Notar am Châtelet, seine Mutter eine Frau von Geist und geselliger Bildung. So scheint die Theorie Schopenhauer's, daß sich die geistigen Fähigkeiten und Neigungen der Mutter auf die Söhne vererben, bei Voltaire eine Bestätigung zu finden. Mit zehn Jahren kam der Dichter in das Jesuitencolleg Louis le Grand. Die Erziehung hier war eine mangelhafte: Geschichte, Mathematik und vernünftige Philosophie wurden vernachlässigt; aber die dramatischen Aufführungen, die überall in den Jesuitenschulen blühten, gaben seiner Neigung zum Schauspiel die erste Nahrung, und die rhetorischen und poetischen Uebungen weckten seine Fähigkeiten. Sein erstes Stegreifgedicht hatte den Zweck, eine mit Beschlag belegte Schnupftabacksdose zurückzuerhalten.

Ueber die Mauern des Collegs hinaus drang der Dichterruf des Knaben zuerst aus folgender Veranlassung. Ein bedürftiger Invalide bat eines Tags den Vorsteher der Anstalt um eine poetische Bittschrift für den Dauphin, in dessen Regiment er gedient hatte; der Vorsteher, beschäftigt, weist ihn an den reimfertigen Zögling, und dieser macht ihm ein paar Verse, die dem Invaliden ein hübsches Almosen, dem jungen Poeten aber für ein paar Tage die Aufmerksamkeit der Stadt und des Hofs verschaffen. Damals sei es auch gewesen, erzählte Voltaire später, daß sein Pathe der Abbé ihn zu seiner alten Freundin, der bekannten Ninon de l'Enclos, geführt habe, die, eine französische Aspasia, von den letzten Zeiten des Cardinals Richelieu bis in die Tage der Frau von Maintenon durch die Bildung ihres Geistes und die Anmuth ihrer Sitten nicht minder als durch ihre körperlichen Reize die Männerwelt bezaubert und schließlich auch bei den Frauen sich in Achtung gesetzt hatte. Jetzt habe die mehr als achtzigjährige kluge Frau Wohlgefallen an dem aufgeweckten Knaben gefunden und ihn mit 2000 Francs „zur Anschaffung von Büchern" in ihr Testament gesetzt.

Der Vater Voltaire's verlangte, daß der Sohn die Rechte studirte. In der That trat dieser 1710 in die Rechtsschule ein; doch der galante Hausfreund der Mutter, der Abbé de Châteauneuf, kreuzte des Vaters ernste Absichten; er führte den Sohn in die sogenannte Gesellschaft des Tempels, wo bei schwelgerischen Gelagen vornehme Herren über Religion, Sitte und die herrschenden Personen spotteten. Neben recht frivolen Gedichten schrieb Voltaire auch Legenden, so sehr er fühlte, nicht dafür geschaffen zu sein. Er hatte schon im Colleg die heilige Genoveva besungen und bewarb sich 1712 um den poetischen Preis mit einer Ode auf den Bau des Chors der Notre-Dame-Kirche. Als Page des Marquis de Châteauneuf, eines Bruders des Abbé, reiste er nach dem Haag und verliebte sich dort in Olympia Dunoyer, die Tochter einer literarischen Abenteurerin; er erlebte dabei selbst allerlei Abenteuer, wurde im Gesandtschaftshotel confinirt, da die Mutter mit der Tochter andere Plane hatte, und dort von der entschlossenen Geliebten in Mannskleidern besucht. Dann finden wir den jungen Arouet wieder in der Schreibstube des Procurators, wo er sich manche brauchbare Rechtskenntniß erwarb, daneben aber allen Vergnügungen der Hauptstadt huldigte. Der Marquis von Caumartin nahm den Dichter längere Zeit mit auf sein Gut Saint-Ange bei Fontainebleau; begeistert für Heinrich IV. erweckte er in dem Jüngling den ersten Gedanken der „Henriade", wie als genauer Kenner der Regierung Ludwig's XIV. jenen Antheil an dieser Glanzepoche Frankreichs, welcher ihn später zur Darstellung des „Siècle de Louis XIV." inspirirte.

Satirische Gedichte auf den Regenten, den Herzog von Orleans, zogen ihm mehrfach Verweisungen und eine fast einjährige Gefangenschaft in der Bastille zu. Hier schrieb er an seiner „Henriade". Das erste größere Werk, das in die Oeffentlichkeit gelangte, war indeß sein „Oedipe", der am 18. November 1718 mit glänzendem Erfolg zur Aufführung kam, wobei der muthwillige einundzwanzigjährige Dichter selbst als Schleppträger des Oberpriesters auftrat. Das Stück erschien im Druck, und war der Herzogin von Orleans gewidmet, mit einer Zueignung, welche zum ersten male den Namen Voltaire trug, ein Anagramm von Arouet.

Nach dem Tode des Vaters sammelte Voltaire sich ein eigenes Vermögen, auf Grundlage des väterlichen Erbtheils und der ersten literarischen Verdienste, und vermehrte dasselbe durch Lieferungen, welche die Gunst des Regenten ihm zuwandte. Gönner und Gönnerinnen verschönten sein Leben, ohne manches Unangenehme abwenden zu können, wie z. B. die Prügel, die er an der Brücke von Sèvres von dem Hauptmann Beauregard erhielt; dieser hatte ihn früher denuncirt und und war von ihm an der Tafel des Kriegsministers ein Spion genannt worden. Mit Madame de Rupelmonde, einer jungen galanten Witwe, reiste Voltaire 1722 nach Flandern, wo er den Dichter Jean Baptiste Rousseau, einen spätern erbitterten Gegner, persönlich kennen lernte, und nach dem Haag, wo er seine „Henriade" herausgab. Eine spätere Bekanntschaft mit Lord Bolingbroke, der in der Touraine ein Landhaus hatte und mit Recht als Hauptträger des englischen Deismus und Sensualismus galt, war für Voltaire vom höchsten Werth. Das Don-Juan-Register des jungen Dichters entrollt uns Strauß mit den folgenden inhaltvollen Zeilen:

Unter den Bekanntschaften, die Voltaire in jenen Jahren pflegte, nehmen die mit geistreichen und liebenswürdigen Frauen eine hervorragende Stelle ein. Da ihm eine eigene Häuslichkeit fehlte und er zur Ehe wenig Lust empfand, so war es ihm Bedürfniß, in einem befreundeten Hause, bei einer Frau, die ihn zu schätzen und warm zu halten wußte, daheim zu sein. Dabei lief das eine mal Liebe mit unter, das andere mal nicht; die Dame mochte Witwe sein oder auch nicht; denn selbst wenn

Liebe dabei war, machten die Ehemänner in damaliger Zeit kein Hinderniß. So fand Voltaire in jenen Jahren erst bei einer Marquise de Mimeure, die Witwe war, dann bei einer Präsidentin de Bernieres, die noch einen Mann hatte, bei dieser auch als Miethsmann in ihrem Hause, eine behagliche Heimat; leidenschaftlich verliebt war er längere Zeit in die Marschallin Villars, die ihn jedoch mit kalter Koketterie ebenso in Athem als fern zu halten wußte. Von anderer Art waren die Beziehungen, worein den dramatischen Dichter der Verkehr mit der Breterwelt zu jungen Schauspielerinnen brachte. Zu der Zeit, als sein „Oedipe" im Werden war, machte er der Duclos den Hof; später war Adrienne Lecouvreur einmal seine Geliebte und blieb bis zu ihrem nur allzu frühen Tode seine Freundin; ein besonders anmuthiges Verhältniß aber entspann sich um die Zeit seiner Verbannung nach Sully mit einer jungen Dilettantin, die er daselbst kennen lernte. Susanne Livry war die Tochter eines Finanzbeamten in Paris, hatte aber einen Oheim in Sully, und wurde hier zu den dramatischen Vorstellungen herangezogen, die eine Lieblingsunterhaltung des Herzogs und seiner hohen Gesellschaft bildeten. Den Beifall, der hierbei einem hübschen Mädchen mit angenehmen Manieren niemals fehlt, nahm Susanne als Bürgschaft für ein dramatisches Talent, zu dessen Ausbildung ihr der jugendliche Theaterdichter behülflich sein sollte. Sie nahm bei ihm Unterricht in der Declamation, und er brachte es in der nächsten Zeit auch dahin, daß sie auf dem théâtre français, unter anderm als Jokaste in seinem „Oedipe", auftreten durfte. Aber sie hatte wenig Erfolg; offenbar war die Lust größer als die Kraft. Um so mehr Erfolg hatte sie bei ihrem Lehrer, und er nicht mindern bei der Schülerin. Man liebte sich herzlich und schwur sich ewige Treue; man führte bei aller Knappheit der äußern Verhältnisse ein Leben wie im Paradiese. Aber man hat außer der Geliebten auch einen Freund, und der wurde zur Schlange des Paradieses. Voltaire führte den Freund bei der Geliebten ein, und der Freund stach ihn bei der Geliebten aus. Er war auch gar zu liebenswürdig, dieser junge Génonville, das hatte Voltaire selbst empfunden; darum ja keinen Bruch. Voltaire überwindet den Verdruß und bleibt mit beiden Theilen im besten Einvernehmen. Das war so seine Art; denn wir werden seinerzeit einen viel ernstern Fall antreffen, wo sich das Gleiche wiederholte.

Ueber die „Henriade" lautet das Urtheil unsers Biographen:

Sie füllte eine Lücke in der französischen Literatur, der ein classisches Epos bis dahin gefehlt hatte. Das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. hatte das classische Drama geschaffen, auch im Fache der Lyrik, besonders nach der didaktischen und satirischen Seite, Muster aufgestellt; aber die epischen Versuche, deren einem wir bald selbst noch begegnen werden, waren sehr unvollkommen geblieben und hatten sich bei weitem nicht zu der Höhe eines Racine oder Despreaux erhoben. Doch neben dem literarischen hatte das Voltaire'sche Gedicht zugleich ein patriotisches Verdienst. Es war aus der vaterländischen Geschichte, und zwar aus deren nächster lebendiger Vergangenheit genommen und verherrlichte in seinem Helden, dem Friedensstifter nach den langen Religions- und Bürgerkriegen, die religiöse Toleranz, die seine Enkel und Nachfolger, zum unberechenbaren Schaden des gemeinen Wesens, nur gar zu sehr außer Acht gelassen hatten. Der moderne Charakter des Stoffs wie der Behandlung schloß das Wunderbare, und damit freilich eine reiche Quelle der Poesie, die dem Epos bis dahin geflossen war, aus, wofür die hölzerne Maschinerie, die der Dichter an die Stelle setzte, die ausgestopften Figuren der Zwietracht, der Politik, wie andererseits der Liebe und Religion, die von Kopf bis zu Füßen beschrieben werden und zum Theil lange Reden halten, keinen Ersatz gewähren können; doch so sehr derlei allegorisches Unwesen wider unsern Geschmack ist, so wenig verstieß es gegen den damaligen. Das Versmaß endlich, der todte eintönige Alexandriner, fällt zwar traurig ab nicht allein gegen den lebensvollen Hexameter des griechisch-römischen, sondern auch gegen die, bei aller Gleichförmigkeit des Rahmens, doch im Innern vieler Abwechselung fähige Stanze des italienischen Epos; indeß für französische Ohren, die dabei hergekommen waren, konnte dieser Mangel nicht empfindbar sein.

In Bezug auf die Stellung, welche Voltaire durch seine Gönnerschaften in der Gesellschaft sich zu erringen suchte, und über das sociale Aufstreben unserer deutschen classischen Dichter schreibt Strauß eine geistvolle Parallele, welche auch einige Grundverschiedenheiten im Charakter der deutschen und französischen Nation ins Licht stellt.

Eine zweite Prügelaffaire mit dem Chevalier de Rohan, bei welcher Voltaire wiederum der leidende Theil war, hatte seine Festsetzung in der Bastille und später seinen Ausflug über den Kanal zur Folge.

Die Einflüsse des englischen Aufenthalts und der englischen Philosophie und Poesie auf Voltaire behandelt der zweite Vortrag. Hier studirte er Newton und Locke, die rationalistischen Wundererklärer Collins und Woolston, die Gedichte Pope's, die Satiren Swift's, die englischen Dramen jener Zeit; er hat diese Muster später mehrfach nachgeahmt. In England schrieb er sein Drama „Brutus" und seine „Geschichte Karl's XII.", bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich, entrüstet über die Weigerung der Geistlichkeit, seine Freundin Adrienne Lecouvreur an geweihter Stelle zu begraben, ein beredtes strafendes Gedicht, sowie später die freigeistige „Epistel an Uranie" und seinen „Geschmackstempel", der Pope's Vorbild nicht verleugnete. Mit seiner „Zaïre" erstieg er 1732 die Höhe seines dramatischen Dichterruhms.

Strauß benutzt diese Gelegenheit, ein Gesammtbild des Dramatikers Voltaire mit feinen Zügen zu entwerfen; er vergleicht den dritten in der Gruppe der großen französischen Tragiker dem Euripides, dem er in der That darin ähnlich sei, daß er seine Dramen mehr als seine Vorgänger zu Gefäßen seiner politisch-religiös-philosophischen Denkart machte, und daß er diese Vorgänger, von denen er Racine in mancher Beziehung für unübertrefflich hielt, in anderer zu überbieten suchte. Einer seiner Grundsätze war, daß die Liebe entweder den Knotenpunkt der Handlung bilden, oder ganz aus dem Stücke verbannt sein müsse, sie darf nie ein Lückenbüßer sein; deshalb hat Voltaire aus „Orest", „Merope" die Liebe gänzlich, aus „Cäsar's Tod" sogar jede weibliche Rolle ausgeschlossen. Auch berührte Voltaire zuerst von den Tragikern in der „Zare", der „Adelaide Duguesclin" französische Namen und Geschichten, obwol nur sehr schüchtern und von fern. Ebenso suchte er die Beschränkung des Stoffgebiets des französischen Dramas zu beseitigen, indem er statt der fürstlichen Personen solche wählte, welche der Natur näher standen, und überdies seine Stücke nicht blos im Alterthum, sondern in allen Zeiten und Welttheilen spielen ließ. Aeußerlich suchte er die Bühne von der unwillkommenen Servitut zu befreien, unter der auch die altenglische seufzte: daß nämlich die vornehmern Zuschauer auf der Bühne selbst saßen und standen und so die Schauspieler beengten. Dagegen konnte sich Voltaire zeitlebens von der engherzigen Herrschaft der drei aristotelischen Einheiten nicht losmachen, sowie von dem Alexandriner als dem Vers der Tragödie; er spottet über Shakspeare, der seine Personen von einem Schiff auf hoher See mit einem male 500 Meilen weit ins Land

hinein, aus einer Hütte in einen Palast, von Europa nach Asien versetze, und am liebsten eine Handlung oder auch mehrere Handlungen zugleich darstelle, die ein halbes Jahrhundert dauern; Strauß gibt mit Recht zu, daß Shakspeare hierin unstreitig zu weit geht, daß sein rascher Scenenwechsel auf der einen, und die beträchtlichen Zeitklüfte zwischen den Theilen mehrerer seiner Dramen auf der andern Seite, von der Schwierigkeit für die Darstellung noch abgesehen, der Stetigkeit, mithin der Einheit der Handlung zu nahe treten.

Was Voltaire's Beziehungen zu Shakspeare betrifft, so pflegt man in der Regel nur den Ausspruch von dem „betrunkenen Wilden" zu kennen, der keinesfalls für das Verhältniß zwischen dem französischen und dem englischen Tragiker erschöpfend ist. Shakspeare ist im Gegentheil auf jene freiern Tendenzen Voltaire's nicht ohne Einfluß geblieben. In der Zuschrift seines „Brutus" an Lord Bolingbroke sagt Voltaire:

Mit welchem Vergnügen habe ich in London Ihre Tragödie „Julius Cäsar" gesehen, die seit 150 Jahren das Entzücken Ihrer Nation ist! Es fällt mir wahrhaftig nicht ein, die barbarischen Unregelmäßigkeiten gut zu heißen, deren sie voll ist; erstaunen muß man nur, daß ihrer nicht mehrere sind in einem Werke, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit von einem Manne verfaßt ist, der nicht einmal Latein verstand und keinen Lehrer hatte als sein Genie. Aber mitten unter so vielen groben Fehlern, wie war ich hingerissen von dem Anblick des Brutus, der, den von Cäsar's Blut gefärbten Dolch in der Hand, das römische Volk versammelt und von der Rednerbühne herab anredet: Römer, Mitbürger, Freunde u. s. f. Nach dieser Scene kommt Antonius und bringt durch eine kunstvolle Rede diese stolzen Geister wieder zur Besinnung; dann, als er sie besänftigt sieht, zeigt er ihnen den Leichnam Cäsar's, und mit den leidenschaftlichsten Redebildern stachelt er sie zur Empörung und zur Rache auf. Schwerlich würden die Franzosen sich gefallen lassen, daß man auf ihrem Theater einen Chor von römischen Handwerkern auftreten ließe, daß der blutige Leichnam Cäsar's vor dem Volk ausgestellt, und dieses von der Rednerbühne herab zum Aufruhr ermahnt würde — das ist die Gewohnheit, die Königin der Welt.

Wenn Voltaire indeß selbst den Geist Shakspeare's in Frankreich heraufbeschworen hatte, so wußte er ihn später nicht wieder loszuwerden; der selbst mit dem Lorber geschmückte Tragiker begann in Shakspeare einen aufdringlichen Nebenbuhler zu sehen, daher schränkte er sein Lob mehr und mehr ein, bis zuletzt der Tadel und der Spott ausschließlich die Oberhand gewannen. Die Stelle von dem „betrunkenen Wilden" findet sich in der Einleitung der „Semiramis", in einer Kritik des „Hamlet":

Ich bin gewiß weit entfernt, die Tragödie „Hamlet" in allem zu rechtfertigen; sie ist ein grobes barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel geduldet werden würde. Hamlet wird verrückt im zweiten Act, und seine Geliebte im dritten; der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand, eine Ratte umzubringen, und die Heldin springt ins Wasser. Man bereitet ihr Grab auf dem Theater; die Todtengräber machen Späße in ihrer Art, indem sie Todtenschädel in der Hand halten; der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Plumpheiten durch Thorheiten, die nicht weniger widerwärtig sind. Unterdessen macht eine der handelnden Personen die Eroberung von Polen. Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf dem Theater; man singt bei Tafel, man zankt sich, schlägt sich und bringt sich um. Man möchte glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden. Aber unter diesen groben Unregelmäßigkeiten, die das englische Theater noch heute so abgeschmackt und barbarisch machen, finden sich im „Hamlet" seltsamerweise erhabene, des größten Genies würdige Züge. Es ist, als hätte sich die Natur darin gefallen, in dem Kopfe dieses Dichters das Stärkste und Größte mit dem Niedrigsten und Abscheulichsten zu verbinden.

Doch auch dieses Lob ist noch immer vollwichtig gegenüber dem spätern Urtheil, das ein Brief an d'Alembert enthält und demzufolge Shakspeare „ein Dorfhanswurst ist, der keine zwei ordentlichen Zeilen geschrieben hat", und als gar eine Shakspeare-Uebersetzung von Letoureur erschienen war, richtete Voltaire noch zwei Jahre vor seinem Ende ein Schreiben an die Akademie, in welcher er Shakspeare „einen Seiltänzer nennt, der glückliche Einfälle hat und Grimassen macht". Mit Recht macht Strauß indeß darauf aufmerksam, daß Shakspeare'sche Trauerspiele Voltaire vielfach vorschwebten, so der „Julius Cäsar" bei „Cäsar's Tod", bei „Semiramis" der „Hamlet", bei „Zaïre" „Othello", bei „Tancred" „Romeo und Julie".

Der zweite Vortrag enthält außerdem ein Urtheil über Voltaire's „Pucelle", dies eigenartigste Werk des Dichters, das er mit dem größten Behagen geschaffen hat. Den frivolen Grundgedanken der Dichtung charakterisirt Strauß treffend in folgender Weise:

Die nationale Heldin galt der landläufigen Vorstellung, und war noch zuletzt dichterisch gefeiert worden, als die reine Jungfrau, die eben als solche würdig befunden war, das Organ göttlicher Offenbarungen und Wirkungen zu sein. Göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen nun gab es für die Geistesrichtung, die in Voltaire ihren genialen Sprecher hatte, keine mehr. Aber ebenso wenig wollte man an jungfräuliche Reinheit glauben. Was Mephistopheles zu Faust als seinem nur allzu gelehrigen Schüler sagt:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos,

oder vorher:

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär' —

das war die Ansicht der Kreise, für welche Voltaire seine „Pucelle" dichtete. In der Heldin von Orleans konnte er also sozusagen zwei Fliegen mit Einer Klappe treffen: den Glauben an göttliche Offenbarung und den an weibliche Reinheit. Dies bewerkstelligt er in dem Gedichte so, daß er die Wundermaschinerie beibehält: der heilige Dionysius, Frankreichs Schutzheiliger, sucht sich die Heldin aus und läßt ihr in wiederholten Erscheinungen seinen Beistand angedeihen, worüber er mit dem heiligen Georg, dem Beschützer Englands, in Streit geräth; das alles aber wird — man denke nur an den geflügelten Esel, der sich als Reitthier der Heldin zur Verfügung stellt — in so burlesken Zügen durchgeführt, daß es als bloße Parodie erscheint. Auch bildet diese Seite der Sache nur die Folie, den Hintergrund; den Vordergrund nimmt die Durchführung des andern Themas ein, das übrigens weniger an der Heldin selbst, als gelegentlich ihrer an den übrigen weiblichen Figuren des Gedichts, von der schönen Agnes Sorel bis zu Nonnen und Aebtissinnen, anschaulich gemacht wird. Bei allen diesen ist es nur Sache der Gelegenheit, ob sie Reinheit und Treue bewahren oder nicht, und selbst der Zwang, der sie ihnen raubt, ist nicht ganz unwillkommen. Im Unterschiede von ihnen erscheint Johanna noch ganz ehrenwerth; schon die Derbheit der Dorfdirne, die den Zudringlichen im Nothfall mit einer tüchtigen Ohrfeige abzuführen weiß, kommt ihr zu statten: und da ihre patriotische Heldenrolle ihr wirklich am Herzen liegt, und sie die Vorstellung theilt, daß deren Durchführung an ihre Jungfräulichkeit als Bedingung gebunden sei, so weiß sie diese bis auf weiteres stramm zu behaupten.

Die Bekanntschaft Voltaire's mit seiner gelehrten Muse,

der Marquise du Châtelet, der Aufenthalt auf Schloß Cirey, die Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften, der Verkehr am Hofe des Königs Stanislaus in Commercy, seine Aufnahme in die Akademie, die Streitigkeiten mit Fréron, die Untreue der Geliebten, die sich in einen jüngern Mann verliebte, den Gardekapitän Saint-Lambert, die Mutterschaft der Marquise, ihr Tod infolge der Entbindung — das alles bildet den weitern Inhalt des zweiten Vortrags. Wir können uns in Bezug auf die übrigen kürzer fassen, nachdem wir uns aus den beiden ersten überzeugten, welche Fülle biographischen und kritischen Stoffs, ohne Ueberladung, in gefälliger Einkleidung Strauß zusammenzudrängen versteht.

Der dritte Vortrag behandelt die Beziehungen Friedrich's des Großen zu Voltaire in vorurtheilsfreier, zusammenhängender Darstellung; der vierte führt uns nach Prangin und Ferney in die fürstlich bequeme Häuslichkeit des Patriarchen und schildert uns seine ehrenvollen Bemühungen zu Gunsten der Familie von Jean Calas und Sirven, im Dienst der Aufklärung und Humanität gegenüber fanatischen Justizmorden; der fünfte schildert uns Voltaire als Philosoph und religiösen Freidenker; der sechste die Idylle von Ferney und die letzten Triumphe von Paris, sowie er manchen charakteristischen Zug für das Porträt des Dichters hinzubringt.

In dem vierten Vortrag kommt Strauß auch auf die Erzählungen Voltaire's zu sprechen — und hier scheint es uns, als ob die Rücksichten, die er sich auferlegen mußte, ihn an einer eingehendern Behandlung gehindert hätten. Der schlüpfrige Ton namentlich der Erzählungen in Versen und die cynischen Episoden selbst in den berühmtern Prosaromanen, wie die Untersuchung nach dem Edelstein in „Candide", bedurften um so mehr der Erwähnung, als wir in diesen Erzählungen die Muster vor uns haben, nach denen sich Wieland's Muse bildete. So athmet z. B. die „Wassertaufe" den Voltaire'schen Geist. Von „Candide", einem Roman, den Scherr ein unübertreffliches Meisterstück des gesunden Menschenverstandes nennt, behauptet Strauß, daß er, von unserm heutigen Standpunkt angesehen, unter seinem Ruhm stehe. „L'Ingénu" ist der beste der Voltaire'schen Romane. Der Gegensatz zwischen Natur und Cultur, den er behandelt, wurde infolge dieses Romans auch ein Lieblingsthema deutscher Dichtung: wir brauchen nur an die zahlreichen Kotzebue'schen Stücke zu erinnern, die ihn bis zur Erschöpfung ausbeuteten.

Daß Strauß den Philosophen Voltaire und den religiösen Freidenker mit besonderer Vorliebe behandelt, erklärt sich leicht. Die Beilagen enthalten zwei hierauf bezügliche Schriften: „Das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers" und einen Aufsatz über den „Pfarrer Meslier und sein Testament"; jenes Gespräch einer der freigeistigsten Dialoge über die Wunder des Alten und Neuen Testaments, die religiösen Vorurtheile, die abgeschmackten Lügen und den gefährlichen Aberglauben: ein Dialog, der die geistige Quintessenz des Zeitalters der Aufklärung spiegelt, während das „Testament des Pfarrers Meslier" ein Actenstück des politisch-religiösen Radicalismus ist, wie er nur später in der Revolution sich offenbarte; ja sogar der Königsmord wird darin gepredigt. Strauß sagt:

Was Voltaire mittheilt, sind die Beweisführungen des Pfarrers, daß die christliche Religion weder göttlich noch wahr sei; daß überhaupt alle Religionen auf Lüge und Betrug beruhen; daß die biblischen Bücher weder von Gott eingegeben, noch als menschliche Bücher glaubwürdig oder bedeutend seien; daß die Lehre der christlichen Kirche ein Gewebe des crassesten Aberglaubens; daß Jesus selbst, weit entfernt von jedem Anspruch auf eine höhere Würde, ein äußerst unbedeutender und verächtlicher Mensch gewesen sei. Die Schrift des Pfarrers von Etrépigny, die uns erst seit wenigen Jahren vollständig gedruckt vorliegt, ist für Voltaire's theologische Schriftstellerei von eingreifender Bedeutung. Wenn er auch nicht gerade viel Neues aus ihr lernen konnte, was er nicht schon aus dem Studium Bayle's und der englischen Deisten wußte, so regte sie ihn doch zu weiterm Kampfe an: sein Verhältniß zu Meslier hat unverkennbare Aehnlichkeit mit dem unsers Lessing zu Reimarus.

Außerdem enthalten die „Epistel an Uranie", die „Wichtige Untersuchung des Lord Bolingbroke", der „Sermon der Funfzig", „Gott und die Menschen von Dr. Obern", meist pseudonyme oder mit irgendeiner Maske versehene Schriften, sowie die Artikel der „Philosophischen Encyklopädie", die Anschauungen, welche Voltaire von dem Christenthum hegte. Was uns Strauß von denselben mittheilt, namentlich soweit es Bezug auf das Leben Jesu hat, zeigt zur Genüge, daß Ernst Renan aus Voltaire nicht weniger geschöpft hat als aus den deutschen Philosophen — nur daß er die Keckheit der Voltaire'schen Behauptungen und Schmähreden vermeidet und die ironischen und skeptischen Lichter nur gelegentlich seinem farbenreich ausgeführten Gemälde aufsetzt. Den Ausdruck: „Écrasez l'infame", bezieht übrigens Strauß auf die christliche Kirche.

Das Erscheinen des Werks von Strauß kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs hatte jenen Briefwechsel zwischen dem französischen und deutschen Philosophen zur Folge, der jetzt zusammengestellt in einer Separatausgabe: „Krieg und Friede" (Nr. 2), vorliegt. Strauß nennt sein Werk eine „internationale Friedensarbeit" und meint, daß man sich solcher Schrift nicht freuen könne in einem Augenblick, wo die beiden Nationen, die sie einander näher zu bringen helfe, sich in Waffen gegenüberstehen. Doch schiebt er die Schuld des Kriegs allein auf Frankreich und auf dessen Sucht, den europäischen Primat zu behaupten, auf die Misstimmung über die sich consolidirende deutsche Einheit, und sagt sehr treffend:

Die Einheit, die er (Napoleon) hintertreiben wollte, jetzt haben wir sie; die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Main gleich verständlich und unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alles deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, da fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben m in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unse Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften habe und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundliche Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken de beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Cultur und H manität die Rede sein können; dann aber auch erst, wenn de französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffne

die es von jeher auf den rechten, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben.

Renan spricht in seinem Antwortschreiben sehr schön über den Einfluß der deutschen Geistesbildung auf seine eigene Entwickelung; er ertheilt uns das glänzende Lob:

Wenn es irgendeine Nationalität gibt, die ein augenscheinliches Recht hat, in all ihrer Unabhängigkeit zu existiren, so ist dies sicher die deutsche. Deutschland hat den besten nationalen Rechtstitel, nämlich eine geschichtliche Rolle von höchster Bedeutung, eine Seele, möchte ich sagen, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge. Deutschland hat die bedeutendste Revolution der neuern Zeiten, die Reformation, gemacht; außerdem hat sich in Deutschland seit einem Jahrhundert eine der schönsten geistigen Entwickelungen vollzogen, welche die Geschichte kennt, eine Entwickelung, die, wenn ich den Ausdruck wagen darf, dem menschlichen Geist an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugesetzt hat, sodaß, wer von dieser neuen Entwickelung unberührt geblieben, zu dem, der sie durchgemacht hat, sich verhält wie einer, der nur die Elementarmathematik kennt, zu dem, der im Differentialcalcul bewandert ist.

Doch will er in Bezug auf den letzten Krieg auch die preußische Regierung nicht von Schuld freisprechen; er erhebt auch die geistigen Vorkämpfer Frankreichs und seine gebildete Gesellschaft, die nichts mit den burlesken Journalen und kleinen Possentheatern zu thun habe. Gegen die Losreißung des Elsaß und Lothringens wehrt sich Renan aufs äußerste; er nennt dies eine Verstümmelung, welche Rachehandlungen ohne Ende zur Folge haben werde; man müsse überhaupt das Nationalitätsprincip durch das Princip der Föderation reguliren. Gegenüber den geharnischten Kriegspolitikern, wie Treitschke, macht sich Renan sogar eines Denkfehlers schuldig und muß als „schülerhafter Philosoph" vom heidelberger Katheder herab zur Ordnung gerufen werden, wenn er die folgende christliche Friedenspredigt hält:

Ach, mein theurer Herr, wie gut hat Jesus gethan, ein Reich Gottes zu gründen, eine Welt, erhaben über Haß, Eifersucht und Stolz, wo der Geachtetste nicht wie in der traurigen Zeit, worin wir leben, derjenige ist, der am meisten Uebles thut, der schlägt, tödtet, beschimpft, der größte Lügner, der Unehrlichste, Ungezogenste, der Mistrauischste und Treuloseste, der Fruchtbarste an bösen Anschlägen, an teuflischen Ideen ist, am wenigsten Mitleid und Verzeihung kennt, am wenigsten Lebensart hat, der seinen Gegner überrascht und ihm die schlimmsten Streiche spielt; sondern der Sanfteste, der Bescheidenste, der am meisten aller Dreistigkeit, aller Prahlerei und Härte fern ist, der aller Welt den Vortritt läßt, der sich als den letzten betrachtet. Der Krieg ist ein Gewebe von Sünden, ein widernatürlicher Zustand, wo man das als schöne Handlung empfiehlt, was man zu jeder andern Zeit als Fehler und Verbrechen meiden heißt; wo es Pflicht ist, sich über das Unglück des andern zu freuen, wo derjenige, der Gutes für Böses thun, der die evangelische Vorschrift, Unrecht zu verzeihen, sich selbst zu erniedrigen, üben wollte, abgeschmackt und selbst tadelnswerth erscheinen würde. Was den Eintritt in Walhalla eröffnet, verschließt den in das Reich Gottes. Haben Sie bemerkt, daß weder in den acht Seligkeiten, noch in der Bergpredigt, noch sonst im Evangelium, noch in der ganzen urchristlichen Literatur ein Wort sich findet, das die kriegerischen Tugenden unter denjenigen aufführte, die das Himmelreich gewinnen?

Auch Strauß stimmt in seinem zweiten, vortrefflichen Briefe, der noch mit größerer Schärfe die französischen Anmaßungen geiselt und für die deutsche Einheit, die Verbrüderung von Nord und Süd eine Lanze bricht, in Bezug auf den Krieg nicht mit Renan überein; er nennt die Seligpreisungen in der Bergpredigt evangelische Paradoxen, deren ideale Hoheit man zwar verehren, die man aber cum grano salis verstehen müsse. Er ist auch geneigt, dem Kriege viel Gutes nachzusagen; nur Raub- und Eroberungskriege seien von jeher verderblich für die Sittlichkeit gewesen; dagegen hätten alle Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle unternommen hätten, regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt. Er fährt fort:

Uebrigens ist es eigen und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volks, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mishandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckern Fische essen." Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken.

Die beiden Briefe von Strauß zeichnen sich durch die Gediegenheit des Inhalts, durch die schlaghaft prägnante und doch gefällig feine Form so vortheilhaft aus, daß man sie immerhin zu den geistig denkwürdigen Actenstücken dieser Epoche rechnen darf. **Rudolf Gottschall.**

Alaska.

Alaska. Reisen und Erlebnisse im hohen Norden von Frederik Whymper. Autorisirte deutsche Ausgabe von Friedrich Steger. Mit 1 Karte und 38 Originalillustrationen. Braunschweig, Westermann. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch umfaßt mehr als der Titel sagt, denn nicht allein das ehemalige russische Amerika, das heutige Territorium Alaska, sondern die Vancouver-Insel, Britisch-Columbia und der östlichste Theil Sibiriens von der Halbinsel der Tschuktschen bis Petropawlowsk auf Kamtschatka, endlich Californien werden hier behandelt. Immerhin nimmt aber Alaska den größern und interessantern Theil des Ganzen ein.

Der Verfasser, ein Engländer, begleitete die amerikanische Telegraphenexpedition, welche von San-Francisco nach dem Norden ging, um den Anschluß an den sibirischen Telegraphen, welcher den Amur abwärts bis Nikolajewsk

geführt war, zu veranlassen. Man wollte auf dem Wege der Beringsstraße die Alte und Neue Welt verbinden, da das Legen eines Kabels durch den Atlantischen Ocean bis dahin stets misglückt war. Als das Unternehmen schon ziemlich weit vorgeschritten war und bedeutende Kosten verursacht hatte, blieb es liegen; das atlantische Kabel war mittlerweile eine Thatsache geworden und der amerikanisch-sibirische Telegraph überflüssig. Die Expeditionsmitglieder hatten indessen keineswegs vergeblich gearbeitet; sie hatten ein reiches wissenschaftliches Material mitgebracht, das jedoch zum größern Theil in den Archiven der aufgelösten Telegraphencompagnie ruht. Publicirt wurde daraus jüngst in Petermann's „Geographischen Mittheilungen" eine neue Karte Alaskas von Dalls, und durch diese wird die von Whymper im vorliegenden Buche mitgetheilte derartig berichtigt, daß sie ganz entbehrlich erscheint. Whymper's Karte hat nur einigen Werth für den untern Lauf des Jukonflusses, ist übrigens aber sehr unzuverlässig.

Whymper's Verdienste liegen auf einem andern Gebiete. Seine Schilderungen der Menschen in dem durchreisten Gebiete und die Beschreibung der verschiedenen Abenteuer ist höchst gelungen. Er sieht mit dem Auge des Malers und weiß den anscheinend trostlosesten, unter Eis und Schnee begrabenen Gegenden Reiz abzugewinnen. Der wichtigste Theil der Reise, mit dem auch wir uns beschäftigen wollen, bezieht sich auf den „Mississippi Alaskas", auf den großen Jukonstrom oder Kwichpak, der, das Territorium seiner ganzen Breite nach durchziehend, in den Nortonsund, eine Ausbuchtung des Beringsmeers, mündet.

An jenem Sunde liegt Unalaschlit, einer der nördlichsten Handelsposten der Russen, und dieser wurde der Ausgangspunkt der Reise ins Innere nach Nulato am Jukon, die mit Hundeschlitten unternommen wurde. Nachdem man — im November — bei einem ungewöhnlich starken Schneefall einen der schlimmsten Reisetage hatte überstehen müssen, sah man von einer kleinen Anhöhe herab einen feinen blauen Streifen durch die Bäume schimmern. Ihn zu erreichen wurde sofort der Marsch beschleunigt und gegen Abend hatte man die Wälder im Rücken. Dann schoß man auf Schneeschuhen einen steilen Abhang hinab und stand nun auf einem schneebedeckten, ungeheuern Eisfelde — das war der Jukon:

Kaum ein Fleckchen offenen Eises ließ sich sehen, alles war mit einem Wintermantel bedeckt. An vielen Stellen waren große Haufen von Eisblöcken auf die Oberfläche gedrängt worden. Dies war vor dem völligen Zufrieren des Flusses geschehen und noch jetzt gab es offenes Wasser, welches in einzelnen isolirten Streifen rasch dahinfloß. Von Ufer zu Ufer war nicht weniger als eine Meile und in jeder Richtung lagen Inseln. Denkt sich der Leser einen Fluß von 2000 englischen Meilen Länge, der von diesem Punkte an auf seinem ganzen Laufe eine bis fünf Meilen breit ist, von der Quelle bis zur Mündung als eine unter Schnee liegende Eismasse, so kann er sich den Jukon im Winter vorstellen. Ich war darauf gefaßt, einen breiten Strom zu sehen, hatte aber von dem wirklichen Schauspiel, das mich erwartete, keine Vorstellung. Keine Feder und kein Pinsel vermag von der furchtbaren Größe, der ungeheuern Monotonie, dem unermeßlichen Raume, der sich vor uns entfaltete, eine Vorstellung zu geben.

Nulato, wo man halt machte, ist die am weitesten im Binnenlande gelegene und zugleich nördlichste von allen Stationen der russischen Pelzcompagnie. Sie ist ein großes mit Pfahlwerk umgebenes Blockgebäude mit Scheiben aus Seehundsdarm und wird von wenigen Pelzhändlern bewohnt, die dort ihr Leben unter feindlich gesinnten Indianern vertrauern. Der kälteste Tag, welchen die Gesellschaft in Nulato erlebte, fiel in den December. Am 26. November sank der Thermometer von der verhältnißmäßig milden Temperatur von — 13° R. plötzlich auf — 22° R. und ging fort und fort Tag für Tag noch tiefer herab, bis er am 5. December — 41° R. erreichte! Aber auch an Tagen, die in Nulato für leidlich warm gelten, blieb das Klima winterlich genug. So konnte Whymper einige Bleistiftskizzen nur unter großen Schwierigkeiten und „ratenweise" zu Stande bringen. Jedesmal nach ein paar Strichen mußte er aufspringen und sich durch Bewegung zu wärmen suchen oder ins Zimmer hineingehen. Einmal erfror ihm gar das linke Ohr und schwoll zu einer unförmlichen Masse an. Von Aquarellmalen war natürlich gar keine Rede, oder es konnte nur ausgeführt werden wenn ein Topf mit kochendem Wasser zur Seite stand. Selbst innerhalb des Blockhauses war in der Nähe der Fenster und auf dem Fußboden die Temperatur nicht selten unter dem Gefrierpunkte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß unter solchen Umständen auch der Proviant der Expedition von der Kälte nicht unberührt blieb. Die gedörrten Aepfel waren zu einer Steinmasse geworden und mußten mit dem Beil aufgehauen werden; der Sirup bildete einen dicken schwarzen Klumpen; und selbst mit dem schärfsten Messer wäre es unmöglich gewesen, ein Stückchen Schinken vom Knochen zu lösen, bevor dieser im Zimmer aufgethaut war. Die Hasen und Birkhühner, welche man von den Indianern kaufte, hielten sich monatelang frisch, und Hautgoût war in diesem Klima etwas Unerreichbares. Länger als ein halbes Jahr mußten die Reisenden in Nulato unter solchen Umständen ausharren, um die zur Weiterreise nöthige Befreiung des Jukon von Eis abzuwarten.

Während der langen Zeit der Gefangenschaft in dem eis- und schneeumlagerten Nulato gewährte der Verkehr mit den Indianern den Reisenden ein besonderes Interesse. Bis aus einer Entfernung von mehrern hundert englischen Meilen kamen sie heran, um das erbeutete Pelzwerk in Nulato umzutauschen. Der mächtigste Indianerstamm am Jukon sind die Co-Jukons, die an einigen Stellen allerdings Localnamen haben, überall aber dieselbe Mundart reden und daher auch als Ein Volk zu betrachten sind. Ihre Erscheinung ist wild und grimmig, die Kleidung höchst sonderbar. Sie tragen nämlich einen doppeltgeschwänzten Rock, den einen Schwanz vorn, den andern hinten, was etwa den Eindruck macht, als hätten sie zwei Fracks angezogen. Die Kleider der Frauen haben diese Schwalbenschwänze nicht; dagegen prunken die Frauen mit einem eigenthümlichen Muschelschmuck, der aus einem Loche durch den Nasenknorpel über den Mund herabhängt. Die Todten der Co-Jukons werden nicht beerdigt, sondern in lange Kisten gelegt und diese auf Pfähle gestellt. Eine andere Eigenthümlichkeit des Volks ist das Brillentragen. Auf den Jagden oder Reisen, die sie im Frühjahr anstellen, bedienen sie sich nämlich hölzerner Augenschirme,

um sich vor dem Erblinden durch den Sonnenreflex auf dem Schnee zu schützen. Diese Brillen sind von mancherlei Gestalt, wie die Abbildungen bei Whymper zeigen, aber alle haben eine enge Spalte, durch die ihr Träger eben hindurchblinzeln kann. Wichtig ist die Beobachtung, daß die Sprache der Co-Jukons mehrere hundert englische Meilen weit von allen Stämmen am untern und mittlern Jukon geredet wird, aber total verschieden von dem Idiom der Küstenvölker ist. Die Jukonindianer sind nach Whymper's Ansicht zu den eigentlichen amerikanischen Indianern zu zählen; während die Küstenbewohner asiatischen Stammes und mit den Tschuktschen jenseit der Beringsstraße ein und dasselbe Volk sind.

Im April trat Thauwetter ein, Gänse zogen aus dem Süden heran, im Mai kamen Schwalben und das Eis des gewaltigen Stroms brach auf, der nun schiffbar wurde. Noch mit den Schollen kämpfend zog man in Fahrzeugen aus Seehundsfell in Begleitung der Russen stromaufwärts nach Newicargut, wo die Indianer ihr Sommerlager am Flußufer aufgeschlagen hatten und die Pelzmesse stattfand. Hier hatten die Reisenden den interessanten Anblick einer Teufelaustreibung:

Eine Gruppe von Indianern umgab den Leidenden, und mitten unter ihnen brannte ein schwaches Feuer. In gedämpften Tönen sangen sie einförmig im Chor, während der Beschwörer gewisse Ceremonien vollzog, die sich theilweise zur Mittheilung nicht eignen. Zuletzt stellte er sich als ob er den bösen Geist aus dem Kranken hervorzöge, mit ihm ringe und ihn ins Feuer werfe, worauf er plötzlich vor Furcht und Schrecken davonlief. Jetzt war er nämlich der Besessene, gesticulirte, stöhnte und schäumte aus dem Munde, indem er das Ganze mit einem Recitativ begleitete, das sich dem Chor kunstvoll einfügte. Das Schauspiel glich einer Zauberscene in einem Sensationsdrama, und besonders wirksam waren die Zuthaten, die überhängenden Bäume, das Zwielicht und das düstere Feuer.

Man fuhr nun weiter stromaufwärts zunächst durch das Gebiet der Tanana-Indianer, die nach Whymper die echtesten, ursprünglichsten Indianer sind, die es heutzutage noch gibt. Sie bemalen sich mit grellen Farben, tragen Federn im langen Haar, haben am Hinterkopf Flecken von rothem Thon aufgeklebt, die mit kleinen steifen Federn bedeckt sind, doppelschwänzige Röcke und hirschlederne Mocassins mit Fransen und Perlen bedeckt. Interessante Abwechselung gewährte den Reisenden die Jagd, namentlich auf die sehr zahlreichen Elen- oder Musathiere. „Das Fleisch ist vortrefflich und steht hoch über Hirsch-, ja selbst Renthierfleisch, und namentlich ist die Nase, richtig gedämpft, ein großer Leckerbissen. Nach meinem Geschmack ist sie sogar dem entgegengesetzten Endpunkt des Bibers, dem Schwanze, vorzuziehen.“ Eigenthümlich ist die Art, wie die Indianer die Elenthierjagd betreiben. Sie schonen häufig Pulver und Blei, nähern sich dem Wild und verfolgen es mit ihrem Kahne von Birkenrinde, während es durch den Jukon schwimmt, so lange, bis das Thier matt geworden ist, worauf sie leise heranfahren und es durch einen Messerstich ins Herz oder in den Nacken tödten.

Man gelangte nun nach Fort Jukon, wo die zwei Quellarme des gleichnamigen Stroms, der Pelly und der Porkupine oder Rattenfluß, zusammenfließen. Es ist freundlicher als die übrigen russischen Forts und ein äußerst wichtiger Platz für den Pelzhandel, an dem die verschiedenartigsten Indianerstämme, die weit aus den britischen Besitzungen hierher kommen, sich Stelldichein geben. „Das Pelzzimmer des Forts war ein Anblick, den man nicht jeden Tag hat; Tausende von Marderfellen hingen an den Sparren, und gewöhnliche Pelze lagen in großen Haufen umher. Man verschafft sich hier auch eine sehr ansehnliche Menge von silbergrauen und schwarzen Füchsen.“ Das sind die Vorräthe, die später, nachdem sie ihren Weg durch Sibirien genommen haben, auf den Messen von Nishnij-Nowgorod und Leipzig zum Verkauf gelangen. In Leipzig werden mit den Pelzen bekanntlich die mannichfachsten Verschönerungsoperationen vorgenommen; aber die Indianer am Jukon verstehen sich auch schon darauf. Whymper berichtet, daß ein Indianer ein weißes Fuchsfell schwarz färbte und die Händler damit betrog. „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen“, hat dort keine Anwendung mehr. Das Fell ist in Fort Jukon Werthmesser und alle Preise reguliren sich dort nach Fellen. Ein Gewehr im Werthe von 40 Schilling galt 20 Felle, und unter Fell versteht man Biber, im Werth von 2 Schilling. Ein Paar Hosen kosten 6 Felle, ein Paar Mocassins 1 Fell.

Nachdem die Expeditionsmitglieder zwei Wochen in den gastlichen Räumen von Fort Jukon zugebracht, fuhr man Anfang Juli wieder in den ledernen Booten den Strom abwärts. Diesmal ging die Reise schneller von statten. Man war in etwa sechs Tagen wieder in Nulato, und in weitern sieben Tagen in St.-Michael, einem Posten auf einer Insel des Nortonsundes. Die ganze 1300 englische Meilen lange Strecke war in der kurzen Frist von funfzehn Tagen zurückgelegt worden.

Es erübrigt noch, einige Worte über den Werth und die Bedeutung Alaskas hinzuzufügen. Man hat sich bekanntlich von seiten vieler Amerikaner darin gefallen, die ganze Erwerbung lächerlich zu machen und die sieben Millionen Dollars, welche die Union an Rußland für das Territorium bezahlte, als weggeworfenes Geld zu bezeichnen. Von seiten dieser Partei erhielt Alaska den Namen „Walrussia“. Whymper urtheilt billiger und wie wir glauben richtiger. Er weist darauf hin, wie der Pelz-, Mineral-, Fisch- und Holzreichthum des Landes genügt, bald wieder den Kaufpreis herauszuschlagen. Weiterhin sei die Erwerbung Alaskas ein Act der Gerechtigkeit gegen die russische Regierung. Die amerikanischen Walfischfänger hatten an den Küsten Alaskas viel Handel getrieben und dadurch den Nutzen der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft sehr geschmälert; das hat nun aufgehört eine Benachtheiligung zu sein, denn ganz Alaska gehört der Union. Gewiß hat auch die Sache ihren politischen Hintergrund; es ist wieder eine europäische Macht vom amerikanischen Boden verdrängt, und die britischen Besitzungen am Stillen Ocean sind von den Vereinigten Staaten in die Mitte genommen. Der Abfall Britisch-Columbias, der vorbereitet ist, wird eine weitere Folge der Erwerbung Alaskas sein.

Richard Andree.

Episch-lyrische Dichtungen.

Uns liegt eine buntgemischte Reihe von Gedichten vor, die der Mehrzahl nach derselben Gattung angehören, aber verschiedene Wege wandeln und gar wenig einander ähnlich sehen. Sollte das gleiche Ursprungsdatum des hier, wenn auch zufällig Zusammengestellten nicht den Rückschluß erlauben, daß unsere Poesie jetzt einen überwiegend eklektischen Charakter hat und von keinem innern Drange nach einer bestimmten Richtung getrieben wird? Es wäre dies in negativem Sinne eine signatura temporis, aber als solche noch immer der Beachtung werth.

1. Romanzen und Bilder von C. Ferdinand Meyer. Leipzig, Häffel. 1870. Kl. 8. 10 Ngr.

Die nur 123 Seiten starke Sammlung ist mit sorgfältigster Auswahl gemacht, sie sollte, das sieht man, nur Gereiftes und Gediegenes bringen, und das thut sie. Nichts Unfertiges und sogar nichts Unbedeutendes tritt uns in ihr entgegen. Alles ist concentrirt, in der Empfindung, im Gedanken und im Ausdruck; die Situationen sind mit wenigen, aber bedeutsamen Strichen gemalt, und diese regen die Phantasie des Lesers mehr an und reizen sie mehr zur Selbstthätigkeit, als es die ausgeführtesten Bilder gethan haben würden. Kurz, wir haben es hier mit einem wirklichen Dichter und Künstler zu thun, dessen Weise viel mit der Hermann Lingg's Gemeinsames hat. In der ersten, „Stimmung" überschriebenen Abtheilung finden sich reizende Landschaftsskizzen, meist aus der Schweiz und Italien, die ebenso stimmungsvoll sind, wie ihnen ein bedeutsamer, oft nur angedeuteter, halbverschleierter Gedanke zum Grunde liegt. Wir meinen: „Die Brücke", „Spätjahr", „Epheu", „Die Jungfrau" und das ganz liederartig gehaltene „Auf dem See", und citiren als kürzeres bezeichnendes Beispiel vom Stil des Dichters, der gern volltönende, freilich nicht immer ganz reine Reime erklingen läßt und auch hierin an Lingg erinnert, den „Erntewagen":

Nun des Tages Gluten starben,
Mischen alle zarten Farben
Sich am Himmel hell und klar,
In die Helle seh' ich ragen
Einen hohen Erntewagen,
Den umeilt der Schnitter Schar.

Dunkle Arbeit, lichtumgeben,
Mächtige Gestalten heben,
Schichten letzte Garben leis,
Und des Abends Feierstunde
Schmückt mit heilig goldnem Grunde
Müder Arme späten Fleiß.

Sinnige Betrachtung und empfindungsvolle Versenkung in die Gestalten der Natur, der Kunst und des Lebens ist das den Dichter Bezeichnende; Leidenschaft, Schwung und Feuer fehlen ihm wie seiner Sprache und seinen Rhythmen, die mit einer gewissen meist trochäischen Monotonie behaftet sind. Er gibt seine Persönlichkeit nicht ganz aus, sie und seine Weltanschauung blickt nur verhüllt durch seine Bilder und Erzählungen, eine gewisse künstlerische Kälte und Objectivität haucht uns trotz des geistreich Gedachten und schön Gestalteten mancherwärts an; um so rührender und ergreifender klingt das „Glöcklein", die Perle der Sammlung, von großer Zartheit und Tiefe:

Er steht an ihrem Pfühl in herber Qual
Und muß den jungen Busen keuchen sehn,
Er ist ein Arzt und weiß, sein traut Gemahl
Erblaßt, sobald die Morgenschauer wehn.

Sie hat geschlummert. „Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war.
Wie schön mir träumte, das erzähl' ich dir —
Du schickst mich wieder hin das nächste Jahr!

„Dort vor dem Dorf — du weißt den moos'gen Sein —
Saß ich, und rings umhallte mich Getön,
Die Heerden zogen alle mit Schalmein
An mir vorüber von den Sommerhöhn.

„Die Heerden ziehen alle heut nach Haus —
Nun ist's die letzte wol? Nein, eine noch!
Noch ein Geläut' klingt an und eins klingt aus,
Das endet nicht! Da kam das letzte doch.

„Nun alles still. Es starb das Abendroth,
Die Matten dunkelten so grün und rein,
Die hohen Gipfel standen bleich und todt,
Und drüber glomm ein leiser Sternenschein.

„Ein Glöcklein, horch! Klingt fern es aus der Schlucht?
Irrt es verspätet noch am Felsenhang?
Ein armes Glöcklein, das die Heerde sucht —
Da wacht' ich auf — und höre noch den Klang.

„Du schickst mich wieder auf die lieben Höhn —
Sie haben, sagst du, mich gesund gemacht...
Da war's so schön, da war's so wunderschön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörst du's? Gute Nacht!"

An solchen, in wenig Worten viel andeutenden Situationen ist besonders die zweite Abtheilung: „Erzählungen", reich. Es ist alles nur skizzirt, aber die Züge sind markig und vielbedeutend, so in „Amphitheater", dessen erste und letzte Strophe wir hersetzen:

Fechterspiel ist angesagt auf heut,
Und die Römerin versäumt es nicht,
Aus dem Spiegel, den die Sklavin beut,
Schaut ein blasses Angesicht,
Auf die üpp'gen Flechten
Drückt sie mit der Rechten
Eines Diademes blitzend Licht.

— — — — — — — —

Roma, Königin, wann endet doch
Ueber dir der Götter Strafgericht?
Immer tiefer, immer tiefer noch
Neigst du dein geschändet Angesicht,
Deine Schmach und Klage
Wächst mit jedem Tage,
Sterben aber, Roma, kannst du nicht.

Dies spricht eine „weibliche Gestalt, groß, als wäre sie der Geist von Rom", der über der Arena schwebt.

Die Stoffe zu diesen concentrirten Geschichtsbildern sind dem alten Hellas und Rom, doch einige auch dem Mittelalter und einer neuern Zeit entnommen; die Inscenesetzung ist frappant, der zu Grunde liegende Gedanke ist fast immer bedeutsam und poetisch, tritt aber zuweilen nicht klar genug heraus, vor allem da nicht, wo die Darstellung sich auf ein wenig bekanntes, der Specialgeschichte entnommenes Factum bezieht. Besonders angesprochen haben uns „Die Fahrt des Achilles" mit dem Schlußvers: „Hoch! Homer beginnt sein Lied!"; das tiefsinnige

„Michel Angelo"; „Papst Julius", ein großartiges Charakterbild; das lebhaft und anschaulich erzählte „Alexander's Fest"; „Die Spielleute" mit seinen poetisch-romantischen Perspectiven; „Milton's Wache", eine rührende Scene aus des blinden Dichters Leben, in die eine Stelle des „Verlorenen Paradieses" bedeutungsvoll hineinklingt; und das „Heimchen". Ein Schiffsjunge hatte auf des Columbus Entdeckungsfahrt aus Andalusien dies lustig zirpende Thierchen mitgebracht:

Doch als das letzte Grün verschwand,
Da ward's dem Heimchen schaurig,
Beklommen saß es an der Wand
Und wurde faul und traurig.
So darbt's und dämmert's lange hin,
Ich gab es schon verloren,
Und nun, so wahr getauft ich bin,
Ist es wie neu geboren.
Das Heimchen zirpt! Das Heimchen zirpt!
Es glaubt sich schon im Grünen;
Wer spielt, gewinnt. Wer wagt, erwirbt,
Das Glück ist mit dem Kühnen.

Das Heimchen belebt den Muth der verzweifelnden Mannschaft, und bald erblickt man das ersehnte Land.

2. Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen von Gisbert Freiherrn von Vincke. Münster, Brunn. 1869. 16. 1 Thlr.

Der geistvolle und sprachgewandte Verfasser bringt uns in diesem poetischen Novellenbuch eine bunte Reihe von Bildern und Erzählungen, die eine in Paris bei der Weltausstellung sich zufällig zusammenfindende Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern einander mittheilt. Sie waren sich früher schon in Venedig in freundschaftlichen Zusammenkünften näher getreten und nehmen jetzt gegeneinander kein Blatt vor den Mund; das sieht man an der Art und Weise, wie das jedesmal von einem der Mitglieder Vorgetragene kritisirt wird. Es geschieht dies unter fortwährender Anspielung auf die neuere deutsche Aesthetik und Kritik, auf die mancher satirische Pfeil abgeschossen wird. Die nach Art der Erzähler im „Decamerone" oder in den „Canterbury Tales" Versammelten und in ihrer originellen Eigenthümlichkeit Gezeichneten bringen zum Theil Selbsterlebtes, ihre eigenen Abenteuer vor. Der Ton ist meist humoristisch und leicht, wie es der Gegenstand mit sich bringt. Mitunter ist es ein geistreiches Spiel mit einem Nichts, das erst die Darstellung zu etwas macht, dieselbe gefällt sich dabei in jenen fortwährenden Abschweifungen und Selbstunterbrechungen, wie wir sie aus Byron's „Beppo" kennen, der als Muster auch für die virtuos ausgeführten Reimkunststücke gedient zu haben scheint. Daß dieselben in ihrer Barockheit oft zu einer witzigen Pointe führen, dient ihnen wie den satirischen Nebensprüngen zur Entschuldigung. Indessen das Lesen mit Hindernissen, bei dem wir in jedem Augenblick den Faden verlieren, wirkt doch zuletzt ermüdend, und der leichtspielende Humor wird, weil er zu oft und zu viel spielt, mitunter lästig, wie gewandt die Sprache dabei auch in allen möglichen Tönen gehandhabt wird.

Uns wenigstens haben die ernst gehaltenen Erzählungen, unter denen der „Manalibrunnen" und „König Edgar" wol die bedeutendsten und poetischsten sind, am meisten angesprochen. Bei einigen der andern ist der Inhalt doch zu unbedeutend, als daß die witzig graziöse Behandlung darüber wegsehen ließe. Jedenfalls wird die Zahl der Leser, die daran Gefallen findet, nur klein sein, denn nicht alle sind im ästhetischen Feingeschmack so weit vorgeschritten, daß ihnen das Wie wichtiger ist als das Was; auch sind nicht alle in der Schweiz, in Italien, in Paris und andern Großstädten genug bewandert und mit den modernen Reisesitten, Kunst- und Literaturzuständen vertraut, um die darauf bezüglichen witzigen und geistreichen Andeutungen und Seitenhiebe zu würdigen. Der Verfasser wird mit seinen bunten Arabesken und feinen Federskizzen wol nur auf ein exclusives Publikum von gebildeten Weltleuten und Kunst- und Literaturfreunden zu rechnen haben.

3. Von der Nordmark. Romanzen und Balladen von Alexander von Schrenck. Leipzig, Weber. 1870. 16. 2 Thlr.

Der Verfasser hat mit großer Gewissenhaftigkeit unter jedes, auch das kleinste der Gedichte das Entstehungsdatum gesetzt. Wir ersehen daraus, daß er seit mehr denn dreißig Jahren in derselben Weise dichtet und sich eines Immergrüns der Gefühle, einer Kindlichkeit und Naivetät noch im Jahre 1869 erfreut, die schon 1835 aus seinen Liedern spricht. Der über 400 Seiten starke, elegant ausgestattete Band enthält Romanzen und Balladen, Erzählungen und Lieder der Liebe, die sich in das „Buch Edda" und das „Buch Julien" theilen. Mit Ausnahme der Erzählungen, die allerdings sehr faßbar und breit sind, ist das meiste äußerst unklar und verschwommen; es sind Töne, Klänge und Weisen, die an Eichendorff, Heine, Uhland u. s. w. erinnern, aber das ist auch alles, zu einer klaren anschaulichen Situation, zu einem verständlichen Gedanken kommt es selten. Es sind meist Lieder, nicht ohne Worte, aber ohne Sinn, wenigstens ist letzterer, um ein dem Dichter geläufiges Bild zu gebrauchen, so verborgen wie die Perle des Tauchers. Zum Beweise dafür, welch wunderlicher Sprache sich der Verfasser bedient, um wunderlich Gedachtes und Empfundenes zu malen, citiren wir die „Kerzenzieherin", die aus dem Jahre 1861, dem dritten Schöpfungslustrum stammt:

Des Küsters Töchterlein feine
Zog gelbe Wachskerzelein;
Sie hielt sie im sauberen Schreine
Und wog den Käufern ein.

Die Kerzen, sie flimmern helle
Am grünen Tannenbaum,
Davor steht ein alter Geselle
Und träumt einen süßen Traum;

Er träumet von Jugendtagen,
Von Lieb' und Liebesglück,
Die alten verschollnen Sagen
Bringt ihm der Traum zurück.

Sie sieht zu ihm, die Kleine,
Die Kerzenzieherin, —
Sie weiß nicht, warum er weine,
Erräth nicht seinen Sinn.

Und haben's ihm doch ihre Kerzen,
Ihre Augen angethan:
Sie weckten ihm tief im Herzen
Den alten glücklichen Wahn.

Sie hat wol die Kerzen vergiftet,
Die kleine Hexe, im Guß,
Das Unheil all damit gestiftet,
Daß ihrer er träumen muß.

Es ist für uns ein Räthsel, daß man so viel derartige Lieder singen kann, wie hier mit staunenswerther Unermüdlichkeit dreißig Jahre lang geschehen ist.

Die Erzählungen sind lang ausgesponnen und frei von aller Poesie, deswegen liest man die ihnen zu Grunde liegenden Anekdoten auch lieber in Prosa. Als Probe der Naivetäten, an denen diese Erzählungen reich sind, citiren wir zwei Strophen aus „Fatime". Diese Circassierin, die allerlei Fährlichkeiten zu bestehen hat, erzählt einem jungen englischen Matrosen, daß ihr ein alter Pascha nachgestellt habe, in folgender Weise:

Alltäglich drängt' der Arge
Mich hart mit seinem Frein,
Bald schmeichelnd und bald drohend
Er stürmte auf mich ein.

Doch konnt' ich für die Liebe
Verachtung nur ihm beu'n; (sic)
Ein freies Weib der Berge,
Ich trotzte seinem Dräun.

Doch genug der gestotterten Phrase der Unkunst. „Fatime" datirt von 1862, also aus der letzten Entwickelungsperiode des Dichters.

4. Friedrich der Einzige. Ein Gedicht von Karl Edwin Mölling. Berlin, C. Duncker. 1870. 8. 22½ Ngr.

Eine versificirte Geschichte Friedrich's II. und seiner Kriege, und kein Gedicht, obgleich es der Verfasser so nennt. Wahrscheinlich hat ein Handbuch für Schulen zum Grunde gelegen. Zum Epos gehört ein Held und eine Handlung, beide sind da; aber es gehört auch Charakteristik und Composition, Kunst und Poesie dazu — von dem allen finden wir wenig, es sind aneinandergereihte Erzählungen und Schilderungen in meist hölzernen Versen und oft trivialer Diction. Der originellen Kraft, die Scherenberg in seinen Schlachtgemälden entfaltet, entbehren die Mölling'schen ganz und gar, sie sind farblos und enthalten Stellen wie folgende (S. 37):

Da zückt Theresia ihr leuchtend Schwert,
Und Brown und Königseck besteigen's Pferd.

S. 29 sagt der Abt eines schlesischen Klosters zu Friedrich:

Ich ehr' die Gottheit in des Kreuzes Zeichen,
Auch ohnedem kann sie der Geist erreichen —

worauf jener mit Anspielung an die bekannte Façon antwortet:

Nach seiner Art mag jeder selig werden,
Kein Glaube stör' den anderen auf Erden.

Wir denken, dies genügt zum Beweise für unser Urtheil. Die Arbeit gewinnt dadurch ein gewisses Interesse, daß sie, aus Amerika kommend, der Königin von Preußen gewidmet ist und des Verfassers Zufriedenheit mit der Wendung der deutschen Dinge wie auch seine Begeisterung für Preußen und den historischen Beruf desselben ausspricht. Seine Gesinnung ist eine durchaus correcte, sein Vers und seine Sprache sind es weniger.

5. Jerusalems Opfertod. Das Lied von der Völkerfreiheit. Epos in funfzehn Gesängen von Philipp Heinrich Wolff. Berlin, Wegener. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier ist mehr als gereimte Historie, hier ist ein Ansatz zum Epos vorhanden. Josephus und andere Quellen werden nicht blos in Verse gebracht, sondern das Ganze hat auch einen poetischen Mittelpunkt: die Rache Berenice's, die den Titus zum Vernichtungskampf gegen Jerusalem entflammt, weil Eleazar, der Held des Gedichts und der Anführer der Juden, ihre Liebe getäuscht hat. Der Verfasser entfaltet in funfzehn Gesängen ein umfassendes Geschichtsgemälde und holt mitunter, z. B. in der römischen Kaisergeschichte, weit aus, verliert aber trotz aller Episoden und aller Details doch nie den Faden und ist sich seiner Aufgabe immer bewußt. Er sieht im Kampfe Judäas gegen Rom den Kampf der Freiheit gegen Tyrannei und hat, das fühlt man, ein patriotisches und persönliches Pathos, das seiner Darstellung vom tragischen Untergange Jerusalems und dem Schicksal Israels in mancher gehobenen Strophe Schwung und Wärme verleiht. Im großen und ganzen beweist aber auch sein Versuch die Unmöglichkeit, der Poesie und der Geschichte zugleich gerecht zu werden. Es ist hier ähnlich, wie mit Lingg's „Völkerwanderung". Die Schwere und die Masse des historischen Details, von der er sich vermöge der Anlage des Gedichts nicht losmachen kann, drückt ihn überall, wo er sich frei aufschwingen möchte, nieder, hemmt den Gang der Handlung, und führt zu Explicationen und Deductionen, die nur in Prosa gegeben werden können und in seinen Strophen zu oft einen harten und holprigen Ausdruck finden, wie sehr er sich auch um Reinheit und Correctheit der Sprache bemüht und in Bewältigung von schwer in Reim und Rhythmus zu bringenden Einzelheiten nicht ohne Gewandtheit ist. Gewährt das Gedicht auch keinen harmonischen Eindruck, so hält dasselbe doch vermöge seiner Mannichfaltigkeit, seiner Lebendigkeit und des anziehenden, noch selten poetisch behandelten Stoffs das Interesse bis zu Ende fest und darf der Aufmerksamkeit auch der nichtjüdischen Leser empfohlen werden.

6. Paulus. Dramatisches Gedicht in dreißig Gesängen von Theodor Fronmüller. Ducherow, Buchhandlung des Lehrerwaisenhauses. 1870. Gr. 16. 24 Ngr.

Bei ernsten Dingen soll man ernsthaft sein; es ist aber nicht unsere Schuld, wenn wir beim stillen Lesen dieses Opus mehr als einmal laut gelacht haben. Die unfreiwillige Komik, die sich hier entfaltet, ist aber geradezu überwältigend. Man lese nur (S. 143) folgendes düstere Gemälde von Pauli Schiffbruch:

Und höher steiget des Sturmes Wuth!
Sich grauend — hinter der Wolke versteckt
Die Sonne sich hält; das Gleiche thut
Der Mond; und die Sterne, hold erschreckt,
Verweilen zitternd in sichrer Kammer
Nicht schauen wollend des Schiffes Jammer u. s. w.

Oder S. 156:

Vesuvius dort
Rechts vom Bord
Düster sich reckend,
Städte erschreckend,
Unheil erheckend,
Sinnend ob Mord.

Trau — schau — wem, du Städtepaar
Liegst so sicher. Es lauert Gefahr.
Siehe doch, sieh
Puteoli!
Ende der Reise
Nassem Gleise
Künd'gen mit Fleiße
Auf wir allhie!

Das bedrohte Städtepaar ist, wie die Note besagt, Herculanum und Pompeji. Die Noten sind überhaupt sehr nützlich, z. B. wenn es im Text (S. 81) heißt:

Nicht darf des Sterblichen der Lichtverklärte,
Nicht deiner Pflege, armer Erdensaat! —

so sagt die Note: „darf = bedarf", ein neu eingeführtes Verfahren, das wir auch andern modernen und dunkeln Dichtern anempfehlen. Die dreißig Gesänge sind, wie wir zur Beruhigung bemerken, keine Gesänge und haben keine epische Länge, es sind kurze Rhapsodien in allen möglichen Rhythmen und Reimweisen. Weshalb der Verfasser die Zusammenstellung derselben ein „dramatisches" Gedicht nennt, ist nicht ersichtlich. In der Widmung an sein „werthes pommersches Freunde-Kleeblatt", die Herren Pastoren u. s. w., sagt der Dichter:

Es grüßt herüber und hinüber,
Es klingt herab, es klingt herauf,
Das mach' uns lieb und lieber
Zu wallen singend unsern Lauf.

Wir glauben aber, ernsthaft gesprochen, nicht, daß solches Singen, solche Ausschmückungen und Verwässerungen der Heiligen Schrift, der Religion einen guten Dienst leisten; der Poesie leisten sie wenigstens einen sehr schlechten.

7. Ein Blatt Geschichte. Bilder aus dem biblischen Morgenlande, von M. Letteris. Leipzig, Leiner. 1870. 8. 20 Ngr.

In der aus Wien im August 1869 datirten Vorrede sagt der Verfasser: „Das kleine Buch, das ich hiermit dem freundlichen Leser vorlege, tritt nach den angedeuteten Umrissen anspruchslos auf den Büchermarkt als ein Reflex mehrerer im Talmud, Midrasch und spätern die biblischen Sagen weiter fortführenden und fortdichtenden zerstreuten Sagen und Legenden."

Hier haben wir es nicht, wie in der eben besprochenen Verballhornisirung der Apostelgeschichte, mit hohler Versemacherei zu thun, sondern dichterische Begabung, verbunden mit tief eindringender Gelehrsamkeit tritt uns entgegen. Aus allem und jedem weht uns ein Hauch des Orients an. Der Verfasser lebt und webt in jener ihm heimischen Welt, er hat sich mit den nur wenigen zugänglichen Quellen als gelehrter Sprachforscher bekannt gemacht, und bietet hier dem größern Publikum in ganz deutsch gewordener, poetisch gehobener Form die schmackhaftesten Früchte seiner Studien. Es ist ein hoher Genuß, durch ihn in die Gedankentiefe, die Bilderpracht und die bedeutsamen Allegorien jener erfindungsreichen Sagenzeit eingeführt zu werden. Angeregt durch Goethe, der, wie er im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung" erzählt, schon in seiner Jugend mit dem Gedanken umging, die Geschichte Joseph's zu einem Epos in prosaischer Form zu verwenden, gibt uns Letteris eine individualisirende, in die Tiefen der Psychologie hinabsteigende Erzählung von Joseph's Schicksalen, für die er außer den alttestamentlichen Quellen auch manches aus dem Talmud u. s. w. benutzte, was ihm Gelegenheit gab, sich in anschaulichen Schilderungen des Landes und der Zeit zu ergehen und einige tiefsinnige Paramythien einzuflechten. Obgleich die Sprache eine ganz moderne und keineswegs nach Archäismen haschende ist, so durchhaucht das Ganze doch ein biblisch alterthümlicher Geist.

Auf dies Gedicht in Prosa folgt eine Reihe kleinerer Gedichte in modernen Versformen, denen allen ein altmorgenländischer Stoff, eine biblische Anschauungsweise zum Grunde liegt. Unter diesen poetischen Nachbildungen findet sich viel Ergreifendes und Tiefgedachtes von orientalischem Hauch Durchwehtes, das vermöge seiner Bedeutsamkeit und Neuheit ein hohes Interesse erregt. Man lese nur das Gedicht: „Ehre dem Biederweib", metrisch nach dem Text der Sprüche Salomonis, ein Lied, das Herder das goldene A-b-c der Frauen nennt, um zu sehen, wie entsprechend der Verfasser den Ton innezuhalten weiß. Wir setzen einige Strophen her:

Wer sich ein edles Weib errungen,
Dem ist ein seltner Kauf gelungen,
Beruhigt lebt und schafft der Mann,
Der weiß, wem er vertrauen kann,

Es fühlt, was ihm die Gattin werth,
Die treu er liebet und ernährt;
Des Segens Fülle, Gottes Spende
Gedeiht und blüht durch ihre Hände —

Mit frohem rüstigen Beginnen
Beschickt sie sinnig Woll' und Linnen,
Sie bringt dem Kaufmannsschiffe gleich
Gewinn ins häusliche Bereich — — — —

Vor den so oft wiederholten und meist misrathenen Versuchen, Bibeltexte in moderne Verse zu bringen, zeichnen sich diese „Bilder aus dem biblischen Morgenlande" in erfreulicher Weise aus, sie sind der Begeisterung entsprungen und haben eine tiefe Kenntniß zur Grundlage.

8. Josephine. Liebe, Glaube und Vaterland. In Romanzen von Joseph Pape. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Paderborn, Kleine. 1868. 16. 12 Ngr.

Ein in wohlgeformten Vierzeilen gesungenes Idyll der Liebe, das auf dem Boden Westfalens spielt und hübsche Landschafts- und Sittenschilderungen mit individuellen Zügen und nationalem Colorit enthält. Indeß das als real Dargestellte löst sich in eine Allegorie auf und hat nur eine symbolische Bedeutung; mit dem Mägdlein sind Vaterland, Liebe und Glaube gemeint. Die Dichtung ist in romantisch katholischem Geiste verfaßt, der Dichter hofft auf Vollendung des Doms, dessen Riesenbogen das versöhnte deutsche Volk umfangen werden, und besingt die christlichen Feste, die Tage der Heiligen, und erzählt ihre Legenden in der Weise unserer frühern Romantiker, zu welcher der hispanisirende, nur auf die Dauer monoton werdende vierfüßige Trochäus nicht übel paßt.

Der Verfasser hat, wie wir auf dem Umschlag des Büchleins sehen, schon einen „Treuen Eckart, ein Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung", und die „Weissagungen des heiligen Johannes zum Verständniß unsers Zeitalters" herausgegeben, und da seine „Josephine" hier schon in dritter Auflage vorliegt, so ist anzunehmen,

daß seine specifische Richtung, und die Art und Weise, wie er dem Mystischen Gestalt und Farbe zu geben weiß, im Lande Westfalen Anklang findet. Im protestantischen Deutschland, wenigstens im größern Theil desselben, hat man für diese romantisch-mittelalterliche Anschauungsweise keine Sympathie mehr. Das Poetische, das in ihr liegt, hat, wie wir gern zugeben, der Verfasser sehr wohl zur Anschauung zu bringen gewußt.

Feuilleton.

Nekrologe.

Einige namhafte Schriftsteller sind in jüngster Zeit verstorben.

Bogumil Goltz, der humoristische Reiseprediger, starb am 15. November in Thorn. Er war am 20. März 1801 in Warschau geboren, wo sein Vater damals ein juristisches Amt bekleidet hatte, und besuchte die Gymnasien in Königsberg, ohne indeß einen regelmäßigen Cursus auf der Universität zu absolviren, obschon er später in Breslau Vorlesungen mit anhörte. Deshalb vermissen wir auch in seinen Schriften die Sicherheit, die Formbeherrschung und den Geschmack, wie sie nur eine akademische Bildung zu geben weiß; es klebte ihm zeitlebens etwas vom Autodidakten an, das Schroffe, Willkürliche und die Ueberschätzung eigener Inspiration. Eigentlich hatte er die Landwirthschaft praktisch erlernt, war auch eine Zeit lang Gutsbesitzer, doch sah er sich genöthigt, sein Gut zu verkaufen, auch gab er einige übernommene Pachtungen wieder auf und lebte als Einsiedler in Gollub nur seinen Studien. Um nicht in dieser Kleinstädterei zu versumpfen, machte er große Reisen in Polen, Deutschland, Frankreich, England, Italien, Aegypten und Algerien, und legte die Welt- und Lebenserfahrungen, die er sich auf denselben erworben, in Schriften nieder, die ihm bald literarischen Ruf verschafften. Sein „Buch der Kindheit" erschien 1847, „Ein Jugendleben, biographisches Idyll aus Westpreußen", 3 Bde., 1852, in zweiter umgearbeiteter Auflage 1865, „Ein Kleinstädter in Aegypten" 1853. Diese Schriften waren durchaus autobiographischer Natur, Lebens- und Reiseerinnerungen. Später folgten objective Studien über die Rassen und Nationalitäten: „Der Mensch und die Leute" (5 Hefte, 1858), und sociale Studien, in denen er namentlich dem schönen Geschlecht eine nicht immer schmeichelhafte Aufmerksamkeit widmete: „Feigenblätter" (3 Bde., 1861—62), „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" (1859), „Typen der Gesellschaft" (2 Bde., 1860), „Die Bildung und die Gebildeten" (2 Bde., 1864) u. a. Goltz begab sich auf Reisen und hielt humoristische Vorlesungen wie Saphir; namentlich errang er sich in Wien große Erfolge. Er ist als ein literarischer Sonderling, ein humoristisch-satirischer Franc-tireur zu betrachten, der in vieler Hinsicht an Jean Paul erinnert, nur daß er keine größere Composition geschaffen hat und die Extrablätter sich bei ihm in Permanenz erklären. Die Vorliebe für die kleinstädtische Idylle und die Meisterschaft in ihrer Zeichnung hat er mit dem Humoristen von Wunsiedel gemein; ebenso eine unerschöpfliche Fülle von Einfällen und Bildern. Doch ist dieser Reichthum nur ein scheinbarer. Seine Variationen haben meistens dieselben Themata zur Grundlage; der Protest gegen die Zeitbildung, der bei ihm aus einer knorrigen Originalität hervorgeht, wiederholt sich mit einseitiger Hartnäckigkeit; den tiefern Ideen und Tendenzen des modernen Geistes stand er fremd gegenüber. Doch mag er als Sittenmaler das Lob, das einem Lauremberg und Moscherosch zutheil geworden, mit Recht für sich in Anspruch nehmen; er hatte Sinn für rasche Auffassung des Eigenthümlichen im Menschen- und Naturleben, soweit es handgreiflich und augenfällig war, und Humor und Satire in der Einkleidung seiner Schilderung.

Am 16. November starb in Leipzig **Adolf Böttger**, ein Hauptvertreter jener lyrisch-epischen Poesie, wie sie seit Byron's Vorgang auch in Deutschland Mode geworden, und als Uebersetzer englischer Dichter von großem Verdienst. Er war am 21. Mai 1815 zu Leipzig geboren, wo sein Vater als Steuereinnehmer lebte. Dieser beschäftigte sich mit englischer Lexikographie, was auf die frühe Bekanntschaft des Knaben mit englischer Literatur nicht ohne Einfluß blieb. Er studirte in Leipzig seit 1836 und widmete sich seitdem ausschließlich literarischer Beschäftigung. Seine Uebersetzung von Byron's Werken (1840, 1 Bd.; 1841, 12 Bde.), mit welcher er sich in unsere Literatur einführte, zeichnete sich durch ausnehmende Formgewandtheit aus und blieb, bis zum Erscheinen der Gildemeister'schen, ohne jede gleichberechtigte Concurrenz. Auch andere englische Dichter, wie Milton (1846), Pope (1842), den Ossian (1847), ferner einige Stücke von Shakspeare und Racine's „Phädra" eignete er der deutschen Literatur an. In der ausgezeichneten Schule poetischer Formgewandtheit, wie sie in der Uebersetzung dichterischer Meisterwerke liegt, bildete sich erst sein eigenes Talent heran, welches namentlich von den Engländern die Richtung auf das anschauliche Stimmungsbild überkam. Seine „Gedichte" (1846) haben geringen Werth, da sie originelle Prägnanz und geistige Bedeutung bei Klarheit der Form und Zartheit der Empfindung vermissen lassen; doch Shakspeare's Elfengeister tummeln sich, neu zum Leben erweckt, mit lieblicher Phantasie und frischem Humor, in dem „Frühlingsmärchen" (3. Aufl., 1850) und in der „Pilgerfahrt der Blumengeister" (1851). In den „Düstern Sternen" (1852), der „Habana" (1853), dem „Fall von Babylon" (1855), zeigt sich der Einfluß Byron's in schwunghafter Schilderung, in dem Glanz exotischen Colorits, und nur die durch alle poetischen Verhüllungen durchschimmernde Eigenart des britischen Dichters weicht hier einer objectivern Hingabe an die poetische Darstellung. Die Charaktere sind indeß stets nur mit lyrischen Streiflichtern, nicht mit epischem Behagen gezeichnet. Einen Humor, dessen Geschwätzigkeit und parodistische Versbehandlung sich an „Don Juan" und „Beppo" gebildet hatte, verräth besonders „Till Eulenspiegel" (1850) und manches humoristische Fragment, das in die „Gesammelten Dichtungen" (1865—68) aufgenommen wurde. Wie schon früher ein Drama: „Agnes Bernauer", vollendete Böttger kurz vor seinem Tode eine Faustiade en miniature: „Das Galgenmännlein" (1870), die wir vor kurzem in d. Bl. besprachen. Die Einsamkeit deutscher Literatenstellung und die Vorliebe für jene falsche Genialität, wie sie zu Grabbe's Zeiten und nach dem Vorbild dieses wüsten „Genies" lange in der Literatur gepriesen wurde, führten den begabten Dichter auf Abwege im Leben, welche sein Talent nicht zu voller Entwickelung kommen ließen. Hierzu kam der Unsegen der Verhältnisse und des Zeitgeschmacks; wie könnte heutzutage ein lyrischer Dichter vom Ertrag seiner Dichtungen leben? Und Böttger dachte und schrieb nur in Versen! So hatte er mit der Noth des Lebens zu kämpfen und verfiel, um diese zu überwinden, immer mehr jenen „genialen" Angewohnheiten, durch welche die Jünger Grabbe's ihre erhabene Ausnahmestellung über dem Philisterium darzuthun suchten. Einzelne seiner Dichtungen werden den phantasiereichen, formbegabten Dichter überleben.

Die Prinzessin **Amalie von Sachsen**, welche am 20. Juli 1870 in Dresden starb, die älteste Schwester des Königs Johann, wurde am 10. August 1794 geboren, begleitete ihren Oheim, den König Anton, auf großen Reisen in Italien, Frankreich und Spanien. Sie hat sich als Bühnenschriftstellerin schon früh einen Namen gemacht, indem sie 1829 unter dem Pseudonym „Marie Amalie Heiter" ein Schauspiel: „Der Krönungstag" und 1830 ein zweites: „Mesru" schrieb. Beide wurden in Dresden mit Beifall gegeben. Allgemeinen Erfolg errang sie sich mit dem Schauspiel: „Lüge und Wahrheit" (1833), welchem später noch zahlreiche andere bürgerliche Familiengemälde: „Der

Oheim", „Die Fürstenbraut", „Die Braut aus der Residenz", „Vetter Heinrich" u. a. folgten. Gemeinsam ist allen diesen Stücken der Sinn für bürgerliche Schlichtheit und Tüchtigkeit, ein gewandter Dialog, eine Bühnenkenntniß, welche den Knalleffect verschmäht, aber doch heitere Ueberraschungen liebt, eine wohlwollende und wohlthuende Auffassung der Lebensverhältnisse.

Bibliographie.

Beethovens Brevier. Sammlung der von ihm selbst ausgezogenen oder angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern alter und neuer Zeit. Nebst einer Darstellung von Beethovens geistiger Entwickelung herausgegeben von L. Nohl. Leipzig, Günther. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Behringer, E., Krist und Heliand. Eine Studie. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 4. 20 Ngr.

Boylesve, M. de, Aufruf gegen den Zeitgeist. Nach der 2ten Aufl. übersetzt. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Briefwechsel zwischen Lavater und Hasenkamp. Herausgegeben von K. C. E. Ehmann. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 27 Ngr.

Dewils, H., Der Heedelberger Draguner-Wachtmeester. Ein humoristisch-satyrisches Salbotebild. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Disselhoff, J., Wegweiser zu Joh. Geo. Hamann, dem Magus im Norden. Mit einem photographischen Bildnisse Hamanns. Elberfeld, W. Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dittes, F., Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Für deutsche Volksschullehrer. Leipzig, Klinkhardt. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Donin, L., Die Frau in der Geschichte mittelst der Geschichte zur richtigen Beurtheilung der wahren Würde des Christenthums. Wien, Mayer u. Comp. 8. 12 Ngr.

Fastenrath, J., Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonetten, Romanzen und Mährchen. 2 Bde. Leipzig, E. H. Mayer. 1871. 8. 3 Thlr.

Frederichs, F., Ueber Berkeley's Idealismus. Berlin, Adolf u. Comp. 4. 12 Ngr.

Gerstäcker, F., In Mexiko. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1871. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Porträts und Studien. 1ster und 2ter Band: Literarische Charakterköpfe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Hansemann, G., Die Atome und ihre Bewegungen. Ein Versuch zur Verallgemeinerung der Krönig-Clausius'schen Theorie der Gase. Leipzig, E. H. Mayer. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Häusser, L., Gesammelte Schriften. 2ter Bd. Zur Geschichts-Literatur. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hohenthal, Graf, Vollständige Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 in zusammenhängender übersichtlicher und populärer Darstellung nach den besten Quellen und amtlichen Berichten. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenossen und Mitkämpfer. 1ster Thl. Von Ems bis Metz. Leipzig, R. Schäfer. 1871. Br. 8. 10 Ngr.

Hübner, A. Freih. v., Sixtus der Fünfte. Deutsche Ausgabe vom Verfasser. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.

Jahn, C. F., Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild bei Gelegenheit seiner hundertjährigen Geburtsfeier dem deutschen Volke gewidmet. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Infallibilität und Täuschung oder Wahrheit über die Wahrheit. Zur ruhigen Beherzigung vorgelegt von einem praktischen Wahrheitsfreunde. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 16. 4 Ngr.

Kambli, C. W., Studien und Lesefrüchte. Zehn Vorträge gehalten vor gemischtem Auditorium. Bern, Rieder u. Simmen. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Kirchhoff, A., Erfurt im dreizehnten Jahrhundert. Ein Geschichtsbild. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Kobell, F. v., Der Türken-Hansl, a' Geschichtl aus'n Krieg vo' 1870. (Oberbayerisch.) Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Köhler, K. F., Die Familie Calas zu Toulouse. Ein tragisches Geschichtsbild aus der Zeit Ludwig XV. von Frankreich. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 16. 8 Ngr.

Humoristische Kriegsbilder und Anekdoten aus dem diesjährigen französischen Krieg von einem Combattanten. Berlin, Plahn. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870. Von einem Landwehrmann. 1ste Abth. Minden, A. Volkening. 8. 4 Ngr.

Der Krieg von 1870 zwischen Deutschland und Frankreich. Uebersichtlich nach authentischen Akten zusammengestellt. 1ste und 2te Lief. Frankfurt a. M., Winter. 8. à 5 Ngr.

Kübler, M. S., Münchhausen. Stuttgart, Chelius. 1871. 4. 18 Ngr.

Lagerström, Angelica v., Florence Nightingale, die Krankenwärterin im Felde. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 Ngr.

Lindner, G. A., Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Socialwissenschaft. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Lingg, H., Gedichte. 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Löhr, J. A. C., Großes Märchenbuch. Neu geordnet von G. Harrer. Stuttgart, Chelius. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Mohl, M., Für die Erhaltung der süddeutschen Staaten. Stuttgart, Wittwer. 8. 3 Ngr.

Der Mönch von Heilsbronn. Zum ersten Male vollständig herausgegeben von J. F. L. T. Merzdorf. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mützelburg, A., Der Nonnengrund. Erzählung. 2 Bde. Berlin, Brigl. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Orlich, G. v., Die Gustav Werner'schen Rettungsanstalten in Reutlingen. Auch ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Pallmann, R., Zur Geschichte der deutschen Fahne und ihrer Farben. Berlin, Klönne. 16. 5 Ngr.

Palmer, K., Lebensbilder von Erbauungsschriftstellern der lutherischen Kirche für das evangelische Christenvolk. 1stes Bdchn. Stuttgart, Liesching u. Comp. 8. 12½ Ngr.

Peterssen, F. C., Genrebilder aus dem modernen Babel. Stuttgart, Kröner. Br. 8. 20 Ngr.

Pfalz, F., Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter. 2ter Bd. Leipzig, Klinkhardt. 1871. 8. 27 Ngr.

Pfotenhauer, L., Wogen des Zorns und Wellen der Liebe. Oder aus vollem Herzen. Dichtungen. Göttingen. 8. 6 Ngr.

Rittershaus, E., Vorwärts! Nach Paris! Drei Kriegslieder nach Volksweisen für die deutschen Soldaten. Rheydt, Langewiesche. Br. 8. 2½ Ngr.

Rumpelt, H. B., Die deutschen Pronomina und Zahlwörter historisch dargestellt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr.

Ruß, K., Hauswirthschafts-Lexikon. Ein Nachschlagebuch für zahlreiche Vorkommnisse des täglichen Lebens. Breslau, Trewendt. 8. 1 Thlr.

Schneckenburger, M., Deutsche Lieder. Auswahl aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 12 Ngr.

Schultze, F., Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig, Wilfferodt. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schumann, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig, G. Wigand. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schuppe, W., Das menschliche Denken. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sewell's, E., ausgewählte Schriften. Eingeleitet von Dr. G. H. v. Schubert. Von der Verfasserin autorisirte deutsche Uebertragung. 1ster Bd. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr.

Sixt, C. H., Hermann Heinrich Frey, Superintendent in Schweinfurt. Ein Beitrag zur Kirchen- und Städtegeschichte des 16. Jahrhunderts. Nürnberg, Löhe. Gr. 8. 15 Ngr.

Spielberg, O., Hamburg. Tag- und Nachtbilder. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Literatur-Portraits. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Regen und Sonnenschein. Heiteres und Ernstes. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Springer, R., Gräfin Lichtenau. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1871. 8. 3 Thlr.

Stahr, A., Lebenserinnerungen. I. Aus der Jugendzeit. Schwerin i. M., Hildebrand. 8. 1 Thlr.

Stark, H., 1870. Deutschland über Alles. Ein Roman der Gegenwart. 1ste Lief. Wien, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Storck, F., Alldeutschland hoch! Zehn Zeitgedichte. Elberfeld, Loewenstein u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Storm, T., Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie. Hamburg, W. Mauke. Gr. 16. 2 Thlr.

Strauß, D. F., Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Streckfuß, A., Der Sternkrug. Criminal-Novelle. Berlin, Brigl. Br. 8. 25 Ngr.

Studien über die Tonkunst zur Förderung richtiger Erkenntniß ihres hohen Zweckes und Benützung ihrer Macht. Wien, Mayer u. Comp. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Sturm, J., 1870. Kampf- und Sieges-Gedichte. Halle, Barthel. 16. 6 Ngr.

Eine Tochter des Friedens. Seelenleben einer Frühvollendeten. Mit einem Nachworte von F. A. E. Bömel. Stuttgart, Belser. 8. 5 Ngr.

Die Verfassung des deutschen Bundes-Staats. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Tyndal, J., Faraday und seine Entdeckungen. Eine Gedenkschrift. Autorisirte deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Usinger, R., Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Varnhagen von Ense, Biographische Porträts. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz. (Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Vassalli, A., Kritische Untersuchung über die absolute Democratie. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 10 Ngr.

Volz, B., Die römische Elegie. Auswahl aus den Dichtern der classischen Zeit. Mit Erläuterungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 18 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Franz, Graf Khevenhüller-Metsch, k. k. Feldzeugmeister. Eine biographische Skizze. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Die tausendjährige Eiche im Elsaß. Chronistische Erzählung. Berlin, Springer. 16. 6 Ngr.

Bischof Dr. Ferd. Walter, General-Superintendent von Livland. Ein kurzer Abriß seines Lebens. Eisenach, Baerecke. Br. 8. 10 Ngr.

Weck, G., Krieg und Sieg. Deutsche Lieder. Görlitz, Remer. 16. 5 Ngr.

Wirken und Leiden. Erinnerungen an Elisabeth und Fanny Bickersteth. Von ihrer Schwester. (Charlotte Bickersteth-Ward.) Aus dem Englischen. Mit einer Vorrede von F. Delitzsch. Leipzig, Naumann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Welden, L. Freih. v., Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland im Jahre 1812. Aus officiellen Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Witzleben, A. v., Leopoldine Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. (Aus den nachgelassenen Papieren ihres Gemahls Heinrich, des letzten Markgrafen von Schwedt † 1788.) Dessau, Barth. 8. 15 Ngr.

Wolff, M., Das Evangelium Johannes in seiner Bedeutung für Wissenschaft und Glauben. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Woringen, F. v., Jadwiga. Trauerspiel. Berlin, v. Decker. 8. 22½ Ngr.

Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des 2ten Pariser Friedens. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 8. December 1870.

Neue Erzählungen und Romane.

1. Das Vermächtniß Kain's. Novellen von Sacher-Masoch. Erster Theil: Die Liebe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1870. 8. 3 Thlr.

Sacher-Masoch's sarmatische Muse, die hoch zu Roß sitzt mit Sporen und Reitgerte als eine emancipirte, von der Glut der Leidenschaft trunkene Amazone, hat jetzt eine Allianz geschlossen mit dem Pessimismus des frankfurter Weltweisen, der einsam mit seinem knurrenden Pudel durch Feld und Stoppeln schweifte und beobachtete, wie sich in seinem Begleiter das Absolute, der Willen, regte, das ewig Positive, im Gegensatz zu dem Faust-Pudel, der sich aufblähend den negativen Geist gebar. Und aus dieser Allianz zwischen der wilden Sarmatin und dem schwarzgalligen deutschen Denker ersteht ein Geschlecht von Novellen, nicht harmlos, wie die Plaudergeschichten der aus der Arnostadt verscheuchten Florentiner während der Pest, sondern alle gewaffnet mit dem gleichen Stachel des Pessimismus, dessen hohes oder vielmehr tiefes Lied von ihrem vollbesetzten Orchester angestimmt und begleitet wird. Die Summe aller dieser Novellen soll eine Welt- und Lebensanschauung vertreten, welche als eine philosophische von mystischer Tiefe hinlänglich durch den Titel: „Das Vermächtniß Kain's", bezeichnet ist. Denn man würde diesen Titel eher bei einem philosophischen Gedicht oder einem Trauerspiel nach Art der Byron'schen „Mysteries" erwarten, als bei einem Novellencyklus, der jedenfalls sehr bändereich zu werden verspricht, da nur das eine Legat aus dem verhängnißvollen Nachlaß des ersten Mörders bereits zwei Bände füllt.

Nicht an die neuern deutschen Philosophen knüpft indeß der Autor in der Einleitung an, sondern an einen russischen Sektirer, sodaß das ganze Werk von Haus aus eine nationale Färbung gewinnt. Wir erfahren, daß die Wanderer die eigenthümlichste und phantastischste aller altgläubigen Sekten der russischen Kirche bilden, nach deren Anschauung der Teufel die Herrschaft über die Welt besitzt und jede Betheiligung am Staats- oder Kirchenwesen reiner Teufelsdienst ist. Heimatlos schweift der Wanderer durchs Leben, ohne Weib, ohne Eigenthum, verwirft Staat und Kirche und den Krieg, immer wandernd und auf der Flucht vor der Welt begriffen! Das ist im Grunde die ostasiatische Weisheit des Buddha, die über den Kaukasus und Ural gedrungen ist. Ein solcher Wanderer begegnet dem Autor und verkündet ihm, daß diese sechs: die Liebe, das Eigenthum, der Staat, der Krieg, die Arbeit und der Tod das Vermächtniß Kain's sind, der seinen Bruder erschlug — ein Programm, das uns außer dem ersten noch fünf andere Novellencyklen in Aussicht stellt, alles Nachtstücke, aber nicht in Callot's Manier, sondern mit philosophischer Tusche ausgeführt.

Dieser Plan ist ebenso unheimlich wie großartig, es handelt sich um eine auf den Kopf gestellte Theodicee, wir möchten sagen um eine „Luciferiade", die ähnlich wie der Lucifer Dante's aus sechs Augen weint.

Der erste vorliegende Novellencyklus behandelt „Die Liebe". Den Prolog zu demselben spricht der Wanderer mit den folgenden Worten aus:

„Das Glück! wer hat es nicht vor allem in der Liebe gesucht, und wer hat nicht in ihr die bittersten Täuschungen erfahren? Wer war nicht in dem Wahne befangen, die Befriedigung dieser übermenschlichen Sehnsucht, die ihn erfüllt, der Besitz des geliebten Weibes müsse ihm vollkommenes Genügen, namenlose Seligkeit bringen, und wer hat nicht zuletzt trübselig über seine eingebildeten Freuden gelacht? Es ist seine beschämende Erkenntniß für uns, daß die Natur diese Sehnsucht in uns gelegt, nur um uns zu ihrem blinden, willigen Werkzeug zu machen, denn was fragt sie um uns? Sie will unser Geschlecht fortpflanzen! Wir können zu Grunde gehen, wenn wir nur ihre Absicht erfüllt, für die Unsterblichkeit unserer Gattung gesorgt haben, und sie hat das Weib mit so viel Reiz ausgestattet, nur damit es uns zu sich zwingen, uns sein Joch aufladen und uns sagen kann: arbeite für mich und meine Kinder." Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter, in dem sie darum ringen, eins das andere zu unterwerfen, zu seinem Sklaven, seinem Lastthier zu machen, denn Mann und Weib sind Feinde von Natur, wie alle Lebendigen, für kurze Zeit durch die Begier, den Trieb

sich fortzupflanzen, in süßer Wollust gleichsam zu einem einzigen Wesen vereinigt, um dann in noch ärgerer Feindschaft zu entbrennen und noch heftiger und noch rücksichtsloser um die Herrschaft zu streiten. Hast du je größern Haß gesehen, als zwischen Menschen, welche einst die Liebe verband? Hast du irgendwo mehr Grausamkeit und weniger Erbarmen gefunden als zwischen Mann und Weib? „Ihr Verblendeten! Ihr aberwitzigen Thoren! Ihr habt einen ewigen Bund gestiftet zwischen Mann und Weib, als wäret ihr im Stande die Natur zu verändern, nach euern Gedanken und Einbildungen, zu der Pflanze zu sagen: blühe, aber verblühe nie und trage keine Frucht.“

Was uns dieser russische Sektirer hier verkündigt: das hat er offenbar aus Schopenhauer's „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ oder aus E. von Hartmann's Auseinandersetzungen über „Das Unbewußte in der geschlechtlichen Liebe“ in der „Philosophie des Unbewußten“ geschöpft. Beide Philosophen sehen in der Geschlechtsliebe nur eine Prellerei des Egoismus zu Gunsten fremder Zwecke, der Zwecke der Gattung. Der russische Ahasver gibt uns nur einen Extract aus diesen philosophischen Kapiteln; der Dichter selbst aber liefert in den folgenden Novellen die Illustrationen dazu. Unsers Amts ist es, ihre Beweiskraft zu prüfen.

Die erste Novelle: „Don Juan von Kolomea“, erscheint mit einer Vorrede von Ferdinand Kürnberger. Da eine solche Vorrede von einem andern befreundeten Autor doch nur eine Empfehlung der folgenden Geschichte enthält, so kann man sie blos als eine eingeheftete Reclame betrachten und würde sie um so lieber fortwünschen, als solche Vorreden, namentlich bei einzelnen Erzählungen nicht Brauch sind, als Sacher-Masoch überhaupt nicht zu den Autoren gehört, die einer Einführung bedürfen, und Ferdinand Kürnberger nicht zu denen, die durch das Gewicht ihres Namens und ihrer Leistungen zu einer solchen berechtigt sind, wie er übrigens selbst mit vieler Bescheidenheit zugibt. Der Vorredner vermißt in unserer neuern Literatur die productive Sinnlichkeit, wie sie nur Goethe hatte; selbst Heine und Uhland hätten nur reproductive gehabt. „So kostbar ist poetische Sinnlichkeit, und so hoch steht sie im Preise.“ Wir müssen bekennen, daß uns der Unterschied zwischen productiver und reproductiver Sinnlichkeit nicht klar geworden ist. Wahrhaft productive Sinnlichkeit erzeugt Kinder und nicht Bücher. Wir erfahren ferner, daß aus dem Osten die verjüngenden Blutströme in den greisen Körper des Abendlandes dringen werden, daß er dem Westen Neues und Eigenthümliches zu bieten hat und zwar in der doppelten Richtung des Natursinns und des Menschensinns. Und zwar handelt es sich hier um den europäischen Osten, als dessen Prophet Turgénjew proclamirt wird! Wir sind gerade der entgegengesetzten Ansicht; diese panslawistischen Deutschen, wie Kürnberger, stellen die Sache auf den Kopf. Die ganze slawische Literatur ist durchdrungen von germanischen und romanischen Einflüssen; ohne Byron kein Puschkin, ohne Schopenhauer und — Auerbach kein Turgénjew. Doch Kürnberger schreibt folgenden Dithyrambus:

> Sollen hysterische Blaustrümpfe und gedankenblasse Candidaten, christbaumausputzende Goldschnittdichter und Manufacturisten der Leihbibliothek, oder wol gar poetasternde Menagerien der Höfe (wenn diese zu bestehen fortfahren) den Dichtergarten Deutschlands im Blühen erhalten? Welche Gärtner! Sitzende Menschen bedürftig der Wassercur. O es wäre ein schöner Gedanke, wenn uns in der langen austrocknenden Dürre, in der wir von Goethe I. bis Goethe II. so manchmal verzagen würden, ein Hauch der Erquickung aus der großen uralten Lebenspforte des Ostens anwehte, wenn aus dem stammverwandten Blute der Slawenfamilie, uns gleich an Sangeslust, an Gemüth und häuslichem Sinn, aber in all ihren Tugenden noch unverbraucht, ungeholzschnittet und unillustrirt, Dichter auferstünden, welche die deutsche müdhinsinkende Feder ergriffen, um sie mit frischerm Jugendsinn über jungfräuliche Fluren der Phantasie zu führen. Wenn statt der zersungenen Rede des Rhein, welche von Literatenlippen hinweg in exclusiv fürstliche Keller fließt, die demokratische Traube des Pruth unsere welken Ziegenschläuche füllte, wenn statt des kurz und klein durchforsteten Schwarzwalds das unberührte Urwaldsland der freien Huzulen seine Dorfgeschichten erzählte, wenn statt Menschen, welche zwischen dem Staatsexamen und der Staatsanstellung dichten, die sorglosen Jünglinge dichteten, welche die Aale des Bug und die Lachse des Sanflusses angeln; wenn der Fruchtgarten von Kolomea seine Duftwolken aufwirbelte und von dem Schneegipfel der Tschernahora die laubschweren Waldgürtel und honigtriefenden Wiesengehänge der Karpaten herab bis in die italisch sonnigen Thalbreiten seiner Obst-, Wein- und Melonenfülle das erbliche Wohlbefinden der deutschen Buchpoesie zuströmte! Es wäre ein schöner Gedanke, von allen deutschen Träumen vielleicht der schönste, weil am wenigsten — Traum.

Es ist ein kühner Gedanke, das den „schönsten deutschen Traum“ zu nennen, wenn die Jünglinge zu dichten anfangen, welche die Aale des Bug und die Lachse des Sanflusses angeln! Nein, da gibt es, Gott sei Dank, für Deutschland noch schönere Träume als ein ruthenischer Musenalmanach! Der „Don Juan von Kolomea“ soll nun, nach der Ansicht des Autors, keine Tendenznovelle sein, sondern ein Stück — Naturgeschichte des Menschen. Es ist wunderbar, wie dieser Realismus, der so gegen die Phrase protestirt, selbst stets die ungeheuerlichsten Phrasen zu Tage fördert, von der „productiven Sinnlichkeit“ bis zur „Naturgeschichte des Menschen“. Die Sache selbst ist keine neue; denn schon in Raff's Naturgeschichte für Kinder findet sich der Mensch mit unter den übrigen zoologischen Wesen behandelt — und dies Kapitel dürfte mit dem „Don Juan von Kolomea“ um das Lob wetteifern, ein Stück „Naturgeschichte des Menschen“ zu sein.

Glücklicherweise ist die Erzählung besser als die Vorrede. Sacher-Masoch hat mit Turgénjew gemein, daß er für die Volkszustände seines Geburtslandes (des östlichen Galizien) einen scharfen Blick besitzt und auf diese wildwachsenden Genrebilder die Augen deutscher Bildung oculirt. So sind auch die Genrebilder der Schenke und der damaligen Revolutionszeit mit großer Frische gezeichnet. Der Stil hat etwas kurzathmig Springendes, Blitzendes, ohne alles epische Behagen, aber oft voll drastischer Kraft. Von dem Don Juan, der die Schenke besucht, erhalten wir das folgende Porträt:

> Er war offenbar ein Gutsbesitzer, denn er war sehr gut gekleidet; sein Tabacksbeutel reich gestickt, seine Art vornehm; aus der Nähe oder doch aus dem Kreise von Kolomea — de der Jude kannte ihn. Ein Russe, das hatte er gleich gesag und war auch nicht schwatzhaft genug, um für einen Pol gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefa len konnte. Er hatte nichts von jener plumpen Kraft, vo jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Män lichkeit gilt, er war durchaus edel, schlank und schön; aber sei elastische Energie, seine unverwüstliche Zähigkeit sprach aus jed Bewegung. Das braune schlichte Haar, der etwas gekräusel

kurz geschnittene Vollbart warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohlgebildetes Gesicht. Er war nicht so ganz jung mehr, aber hatte fröhliche blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöschliche, gütige Menschenliebe lag milde in diesem dunkeln Antlitz, dunkel in so viel Linien, welche das Leben tief hineingeschnitten. Er stand auf und ging ein paarmal durch die Schenke. Die weiten Hosen in die faltigen gelben Stiefeln gesteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze auf dem Kopfe, sah er wie einer jener alten weisen, tapfern Bojaren aus, welche zu Rathe saßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman.

Daß er indeß seinen Namen durch die That verdient, beweist der Schluß der Bekenntnisse: „Alle Frauen sind mein", sagt der Held, „alle; Bauernweiber, Judenweiber, Bürgerfrauen, Edelfrauen, alle! Blonde, rothe, braune, schwarze, alle, alle!" Er liebt zugleich eine junge sehr gebildete Dame und das Weib eines gehängten Räubers, die nicht einmal lesen kann! Wie aber ist der Russe zu einem solchen Don Juan geworden? Das eben ist der Beitrag zur „Naturgeschichte des Menschen". Er hat, wie Kürnberger in der Vorrede sagt, „an seinem eigenen Leibe erlebt, was die Monogamie selbst im besten Falle menschlich Unvollkommenes hat". In der That sind die kleinen Leiden des ehelichen Glücks mit einer Fülle von Detailzügen geschildert; namentlich die Kinder werden als die Störenfriede hingestellt, welche die Ehen unglücklich machen; der Gatte wird zuerst untreu, dann die Gattin. „Ein beglückter Theseus wird in der Regel seine Ariadne verlassen", sagt Schopenhauer; die Täuschung verschwindet nach dem erlangten Zwecke der Gattung. Der Don Juan hat einen philosophischen Freund, Leon Bodoschkon, der zu viel gelesen hat und darüber krank geworden ist. „Die Menschen machte er auf wie die Uhren und sah hinein, ob alles in Ordnung sei." Dieser Freund philosophirt über die Liebe wie Schopenhauer und Hartmann: „Die Natur hat uns ein Leiden gegeben, noch entsetzlicher als das Leben — die Liebe." „Ja, die Liebe ist ein Leiden, der Genuß — Erlösung!" Die Parallelstellen zu den Bemerkungen Bodoschkon's wollen wir in unsern neuern pessimistischen Philosophen ohne Mühe aufschlagen.

Noch bemerken wir, daß Nikolaja eine saftgrüne Kazabaika trägt, welche mit sibirischen Eichhörnchen ausgeschlagen ist. Die Muse von Sacher-Masoch besitzt einen wahren Pelzladen, und jede seiner Heldinnen wird mit einem angemessenen Pelzcostüm ausgesteuert. Das ist aber auch von Wichtigkeit für die Liebe, denn Pelzwerk hat, nach den Beobachtungen unsers Autors, einen sehr anregenden Einfluß auf die Nerven und athmet ein elektrisch-sprühendes Arom aus.

Die psychologischen Schilderungen im „Don Juan" sind durchaus aphoristisch, fragmentarisch; aber wir verstehen ihren Zusammenhang. Ihre Wahrheit aber ist nicht allgemeingültig, nur in Naturen wie unser Don Juan wehrt sich der Instinct gegen Beschränkungen, in welche sich andere mit Behagen finden.

Die zweite Erzählung: „Der Capitulant", beginnt mit genialen Steppenbildern, die das bedeutende poetische Talent des Autors außer Frage stellen; wir theilen zur Probe die folgende Schilderung eines Schneesturms mit:

Zerrissene Nebel schwirrten wie Vögel mit großen matten Fittichen um uns. Dort ist das Heiligenbild auf steinernem Pfahl, hier wendet sich der Weg nach Tulawa zur Rechten. Schon schlägt uns der Wind mit beiden Fäusten in den Nacken, er heult mit entsetzlichen, jammervollen, wahnsinnigen Stimmen, er stößt von der Höhe herab in den Schnee, wühlt ihn auf, zerschlägt die großen Wolken, wirft sie zur Erde in flockigen Klumpen und droht uns damit zuzudecken. Die Pferde nehmen die Köpfe zwischen die Beine und schnauben. Der Sturm weht weiße Wirbel auf bis zum Himmel empor, kehrt die Ebene mit weißen Besen und kehrt ungeheuere Kehrichthaufen zusammen, in denen er Menschen und Thiere, ganze Dörfer begräbt. Die Luft brennt als wäre sie glühend, sie ist fest geworden, vom Sturm zerbrochen fliegt sie in Stücken umher und dringt, wenn man Athem holt, gleich Glassplittern in die Lunge. Die Pferde können nur langsam vorwärts, sie graben sich durch Schnee, Luft, Wind. Der Schnee ist ein Element geworden, in dem wir mit aller Anstrengung schwimmen, um nicht zu ertrinken, das wir athmen, das uns zu verbrennen droht. In der furchtbarsten Bewegung wird die Natur starr und eisig. Wir selbst sind nur Theile der allgemeinen Kälte und Starrheit. Man begreift, wie das Eis eine Welt begraben hält, wie man aufhört zu leben ohne zu sterben, ohne zu verwesen. Ungeheuere Elefanten, riesige Mammuths liegen darin unversehrt aufgespeichert für die Suppentöpfe fleißiger Gelehrten. Man erinnert sich an vorweltliche Diners und lacht. Man wird überhaupt lachlustig. Kitzeln reizt zum Lachen und die Kälte kitzelt furchtbar, ununterbrochen, grausam. Scheintodte in der Nase gekitzelt niesen und werden dann lebendig. Alles friert. Die Gedanken hängen wie Eiszapfen am Gehirn, die Seele bekommt eine Eisdecke, das Blut fällt wie Quecksilber. Man denkt nicht mehr seine Gedanken, man fühlt nicht mehr wie Menschen fühlen, Moral und Christenthum hängen uns wie erstarrter Nebel in den Haaren, das Elementarische an uns wird gewaltsam herausgekehrt. Wie zornig werden wir, wenn uns ein Nagel nicht in die Wand will, wir zerschmettern ihm wol mit einem Streich das metallene Haupt; wir werfen einen engen Stiefel in die Ecke und überhäufen ihn mit den merkwürdigsten Schimpfworten. Hier ist es ein Kampf um das Dasein, aber man kämpft ihn wie ein Element, geduldig, stumm, resignirt, beinahe gleichgültig. Jenes Leben, das wir so sehr lieben, ist erstarrt, wir sind ein Stein, ein Stück Eis, eine erstarrte Luftblase mehr in dem Kampf der Elemente. Man beobachtet den eigenen Puls wie einen fremden. Ein weißer Vorhang trennt uns von unsern Pferden, der Schlitten trägt uns im Sturme wie ein Kahn ohne Ruder, ohne Segel — er steht beinahe still. Der Orkan heult eintönig fort, die Luft brennt, der Schnee wirbelt; Raum und Zeit verschwinden. Gehen wir vorwärts? stehen wir? Ist's Nacht — ist's Tag? Langsam ziehen die Wolken gegen Abend. Langsam schnauben die Pferde wieder, jetzt tauchen sie auf, den Rücken voll Schnee — es fallen dichte Flocken, die Erde ist ellenhoch von ihnen bedeckt, aber man steht wieder und kommt vorwärts. Der Sturm keucht nur noch und wälzt sich winselnd im Schnee, die Nebel liegen wie grauer Schutt am Boden. Wo sind wir?

Das Charakterbild des „Capitulanten" selbst mit seiner wehmüthigen Resignation ist trefflich gezeichnet. Seine Geliebte ist die Maitresse und dann die Frau des Gutsherrn geworden; der Capitulant rettet dem Gutsherrn während des Bauernaufstandes das Leben und tröstet sich über seine unglückliche Liebe mit der Betrachtung:

Es ist besser, wenn ich mir sagen kann, mein Auge verlöscht für immer und eine arme Seele kommt zur Ruhe. Ich denke, es ist für den Mann besser ohne Weib. Nicht das Weib sucht den Mann, sondern der Mann das Weib. Darin liegt der ganze Vortheil, und so kann ein Weib ruhig seine Rechnung machen mit dem Manne. Was sollte auch ein Weib anderes denken, als Vortheil zu ziehen aus dieser jammervoll lächerlichen Lage des Mannes? Wenn einer bis an den Hals im Wasser steht, mit den Füßen im Schlamme steckt und ertrinken muß, ihr aber könnt ihn retten und er hat einen Beutel mit Gold bei sich, er wird ihn euch gern an das Ufer werfen. Ein

kluges Weib ist aber mit einem Beutel Goldes nicht zufrieden, sie schleppt den Mann vor den Geistlichen. Versteht ihr mich nun? Darum ist auch so große Feindschaft zwischen den Weibern wie zwischen Schneidern oder Korbflechtern. Jede sucht ihr Körbchen so gut als möglich an den Mann zu bringen. Und hat sie unrecht?

Dann fährt er fort:

> Was hat sie mir eigentlich gethan? Ich bin in keiner glücklichen Stunde geboren. Und dann — ich habe dem Leben lange genug zugesehen — der und jener hat ja auch geliebt und auch geküßt und glücklich geheirathet, und jetzt hebt sein Weib die Röcke gegen ihn auf. „Da — küsse mich." Seht ihr. Wenn sie mein Weib geworden wäre, hätte ich sie vielleicht in kurzer Zeit geprügelt. Es ist ganz alles eins, so oder so, ganz alles eins.

Uebrigens machen wir am Schluß der Geschichte noch die Bekanntschaft der schönen Dame in „einem kostbaren Pelze" — diesmal ohne nähere Angabe des Pelzwerks.

Die dritte Erzählung: „Mondnacht", hat wieder eine Vorrede des Verfassers, welche gegen die Prüderie, die Heuchelei protestirt, die auf unserm ganzen Leben lastet; Sacher-Masoch behauptet von seiner Erzählung, daß sie in das Fleisch der Gesellschaft schneide, und rechtfertigt das Wunderbare, scheinbar Phantastische in derselben damit, daß die Somnambule vollkommen nach der Natur gezeichnet, daß jeder Zug ihrer Geschichte wahr und erlebt ist.

Die Beleuchtung der Novelle ist durchweg stimmungsvoll, man fühlt den Athem der Mondnacht; die Wärme eines Naturgefühls, wie es Jean Paul in seinen Schilderungen bewährte, pulsirt in der Beschreibung. Das Erscheinen der Somnambulen konnte nicht besser motivirt werden, man bekommt selbst Lust, in solchem Mondenglanz zu nachtwandeln, wie die kleine verliebte Katze, die an dem hohen blanken Schilf, den bleichen Wasserlilien vorüber, dem tiefen dampfenden Wald zuwandelt. Die Erzählung selbst bewegt sich anfangs nicht auf neuen Bahnen, der Ehebruch der Frau aus leidenschaftlicher Neigung ist ein beliebtes Thema der Dichtung. Nur gegen den Schluß hin wird die Geschichte origineller. Der Mann erschießt den Liebhaber im Duell; die Gattin aber bleibt ruhig mit dem Gatten zusammen:

> Olga verabscheute ihren Mann von ganzer Seele, und sie blieb doch bei ihm; sie wurde vor Kummer fast toll, oft faßte sie ein dämonischer Haß, sie hatte schon die Pistole geladen, mit der er Wladimir getödtet, um ihn zu erschießen, und — sie blieb doch bei ihm, denn sie erträgt es nicht, nicht geliebt zu werden, und es thut ihr wohl, daß er sie liebt, daß er leidet, in dem furchtbaren Gefühl, daß sie sein ist und doch nicht sein.

Das ist allerdings ein Charakter, den aller Mondschein nicht verklären kann! Sacher-Masoch wird sich auf die Lebenswahrheit berufen; wir wollen aber doch in den Novellen auch aus dem lebenswahren Bild irgendeinen Gedanken hervorleuchten sehen, der eine Bedeutung, und sei es eine reformatorische, hat. Fortwährende Variationen auf das Thema: Lieb' ist Leid und Wahnsinn, wirken ermüdend.

Welchen Wahnsinn aber führt uns die „Venus im Pelz" vor; es klingt paradox und doch ist es so: wir müssen uns die Liebe mit Prügeln zusammen denken; es handelt sich nur darum, wer prügelt und wer geprügelt wird. Es ist das ein echt sarmatisches Vergnügen, welches dem von Kürnberger so gepriesenen Osten angehört — wir danken indeß für diese „Kapitalien von unverbrauchter Naturkraft", von denen wir in solchen Novellen die Zinsen erhalten; und wenn die „sorglosen Jünglinge am Bug und Sanfluß" uns nichts Besseres liefern, so wäre es uns lieber, wenn sie nach wie vor Aale und Lachse angelten! Es handelt sich in der Erzählung nicht um jene gesunden und volksthümlichen Prügel, welche oft eine gute Wirkung hervorrufen; es handelt sich um ein Raffinement, wie es nur eine sarmatische „Venus im Pelz" zu geben vermag.

Der Held dieser Erzählung, Severin, erzieht seine Frau mit dem „Kantschu". Diese pädagogische Weisheit ist die Frucht eigener Lebenserfahrung, er ist nämlich früher selbst gepeitscht worden von der Frau im Pelz, die er liebte; er hat sich zum Märtyrer dieses Weibes gemacht als ein Uebersinnlicher, bei dem alles in der Phantasie wurzelt:

> Ich war früh entwickelt und überreizt, als ich mit zehn Jahren etwa die Legenden der Märtyrer in die Hand bekam; ich erinnere mich, daß ich mit einem Grauen, das eigentlich Entzücken war, las, wie sie im Kerker schmachteten, auf den Rost gelegt, mit Pfeilen durchschossen, in Pech gesotten, wilden Thieren vorgeworfen, an das Kreuz geschlagen wurden, und das Entsetzlichste mit einer Art Freude litten. Leiden, grausame Qualen erdulden erschien mir fortan als ein Genuß, und ganz besonders durch ein schönes Weib, da sich mir von jeher alle Poesie, wie alles Dämonische im Weibe concentrirte. Ich trieb mit demselben einen förmlichen Cultus. Ich sah in der Sinnlichkeit etwas Heiliges, ja das einzig Heilige, in dem Weibe und seiner Schönheit etwas Göttliches, indem die wichtigste Aufgabe des Daseins: die Fortpflanzung der Gattung, vor allem ihr Beruf ist; ich sah im Weibe die Personification der Natur, die Isis, und in dem Manne ihren Priester, ihren Sklaven, und sah sie ihm gegenüber grausam wie die Natur, welche, was ihr gedient hat, von sich stößt, sobald sie seiner nicht mehr bedarf, während ihm noch ihre Mishandlungen, ja der Tod durch sie zur wollüstigen Seligkeit werden.

Die Pelzvenus, eine echte Sarmatin, Wanda mit Namen, erfüllt nun die Wünsche Severin's, der durchaus von ihr gepeitscht und mit Füßen getreten sein will; sie peitscht ihn, läßt ihn peitschen, mishandelt ihn in jeder Weise; er empfindet dabei Trunkenheit, Entzücken u. s. f. Sie entschädigt ihn dafür durch gelegentliche Hingebung, durch Schaustellung ihrer unverhüllten Schönheit, und durch praktische Lebensweisheit, indem sie ihm mittheilt, daß sein ganzer Wahnsinn nur eine dämonische, ungesättigte Sinnlichkeit sei, und ihm überdies folgende Offenbarungen über den Charakter des Weibes gibt:

> Fühle dich nie sicher bei dem Weibe, das du liebst, denn die Natur des Weibes birgt mehr Gefahren, als du glaubst. Die Frauen sind weder so gut, wie ihre Verehrer und Vertheidiger, noch so schlecht, wie ihre Feinde sie machen. Der Charakter der Frau ist die Charakterlosigkeit. Die beste Frau sinkt momentan in den Schmuz, die schlechteste erhebt sich unerwartet zu großen, guten Handlungen und beschämt ihre Verächter. Kein Weib ist so gut oder so böse, daß es nicht jeden Augenblick sowol der teuflischsten als der göttlichsten, der schmuzigsten wie der reinsten Gedanken, Gefühle, Handlungen fähig wäre. Das Weib ist eben, trotz allen Fortschritten der Civilisation, so geblieben wie es aus der Hand der Natur hervorgegangen ist, es hat den Charakter des Wilden, welcher sich treu und treulos, großmüthig und grausam zeigt, je nach der Regung, die ihn gerade beherrscht.

Das einzig Gute an der Geschichte ist, wie Severin curirt wird: Wanda läßt ihn nämlich gelegentlich durch

ihren neuen glücklichern Liebhaber durchpeitschen, wobei denn das sonst empfundene Gefühl der Trunkenheit und des Entzückens von andern, minder seligen Empfindungen abgelöst wird.

Daß die Liebe ein Leid ist, wird durch den sarmatischen Natursinn, der sich die Liebe nur mit Prügeln zusammen denken kann, allerdings sehr anschaulich gemacht. Im übrigen aber steht diese „Venus im Pelz" jenseit der Grenzen des ästhetisch Erlaubten, und man muß wiederholt bedauern, ein so bedeutendes Talent auf solchen Abwegen zu sehen. Ein krankhaftes Raffinement zu schildern, kann nie die Aufgabe der Poesie sein, am wenigsten darf ein solcher sarmatischer Sparren mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit auftreten. Ein solcher geprügelter Held ist widerwärtig; die Darstellung der Satyriasis gehört überhaupt in die Pathologie, nicht in die Poesie, und wo Menschenwürde und Menschenverstand aufhören, da hört auch die Poesie auf, es gibt keine Apotheose des „Hündischen".

Einen ebenso widerwärtigen, wir möchten sagen hermaphroditischen Charakter trägt die Erzählung: „Die Liebe des Plato". Eine sich als Jüngling verkleidende Gräfin gewinnt in dieser Weise das Herz eines platonischen „jungen Mannes", der in ihren freundschaftlichen Beziehungen einen Reiz empfindet, gerade durch das verhüllte Weibliche, das ihn wie ein Räthsel fesselt. Als nun der „Freund" in Weiberkleidern erscheint, da zerrinnt die Liebe und die Illusion. Das ist wieder eine sehr seltsame Geschichte voll krankhafter Gelüste — muß denn die Poesie alle Misgeburten der Liebe in Spiritus setzen? Sollen wir durch ein anatomisches Museum sogenannter „Probleme" spazieren gehen? Wenn uns die Liebe als ein Legat Kain's, als ein schmerzbringendes Verhängniß für die Menschheit geschildert werden soll, so müssen nicht die seltenen Verirrungen des Geschlechtstriebes, sondern es muß die Liebe, wie sie im Durchschnitt bei den Sterblichen erscheint, als die Quelle des Elends dargestellt werden. Statt dessen thut Sacher-Masoch seinem „Wanderer" das Leid an, ihn durch seine letzte Erzählung Lügen zu strafen. „Marzelle oder das Märchen vom Glück" ist eine Erzählung, in der es ohne alle Romantik zugeht; eine zum Glück führende Neigung ohne alles Raffinement bildet den Inhalt derselben; die „Madonna im Pelz" soll uns für die „Venus im Pelz" entschädigen. Wir erhalten überdies hier Offenbarungen über das normale Verhältniß der Geschlechter, über die Grundlage der modernen Ehe, das Bedürfniß nach einer höhern Einheit in Gesinnung und Interessen, physische Gegensätze und geistige Gleichartigkeit, gemeinsame Arbeiten, über das Genie des Herzens, das dem Weibe alles enthüllt, u. s. f. Die Tendenz des ganzen Werks geräth dadurch ins Schwanken! Gibt der Autor dem Wanderer recht, oder will er uns in jedem Abschnitt seines Werks zeigen, wie das „Vermächtniß Kain's" zum Heil und Segen der Menschheit umgestaltet werden kann? Dann mußte dies doch auch im „Prolog" bereits mit bedeutsamer Ankündigung hervorgehoben werden.

Ein großes Talent der Darstellung, weit fertiger, stimmungs- und lebensvoller als in den frühern Schriften, von ausnehmender stilistischer Grazie und Prägnanz, spricht sich in diesen Novellen Sacher-Masoch's aus; aber selbst die einzelnen genialen Züge entschädigen nicht für die widrige Unnatur der Erfindung in einzelnen Novellen und für die krankhafte Ueberreizung der Phantasie, deren „stoffartige" Wirkungen den feinern geistigen Reiz des ethischen Problems oder vielmehr der Rabulisterei der Sinnlichkeit in den Hintergrund drängen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Charakteristik der ersten französischen Republik.

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt von Jakob Venedey. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die französische und die deutsche Geschichtsforschung haben sich in jüngster Zeit in denkwürdiger Weise die Hände gereicht. Jene wurde durch die Erfahrungen unter dem zweiten Kaiserreich dazu geführt, die Entwickelungsgeschichte des ersten einer Kritik zu *unterziehen*; diese fühlte sich getrieben, die Zeit der ersten französischen Revolution zu durchforschen, um deren wahren Werth für die Entwickelungsgeschichte Europas festzu*stellen*. Beiden Richtungen lag ein gleich bedeutungsvolles Streben zu Grunde, und beide haben der Gegenwart viel genutzt. Das französische Volk erkannte mit Entsetzen, daß die Geschichte Napoleon's I., auf die es bis dahin so stolz gewesen und die zum Theil seine Handlungen bestimmt hatte, von Grund aus falsch geschrieben worden ist, daß die Mythen, welche die Thaten aller hervorragenden Fürsten und Volkshelden verändern, und die dabei thätige nationale Eitelkeit den ersten Kaiser der Franzosen mit einem Nimbus umgeben haben, der seinen grenzenlosen Despotismus, seine Rachsucht und Eitelkeit und vor allem seine Knechtung des eigenen Volks und seine von der Geschichte mit Recht gezüchtigte Unterdrückung der übrigen Völker Europas verdeckte. Was Charras, Lanfrey und Barni für die Kritik der Geschichte Napoleon's I. zu Tage förderten, schlug wie ein Blitz in Frankreich ein, der seine verzehrende aber auch zugleich reinigende Kraft gegen die Vergangenheit wie gegen die Gegenwart kehrte und nicht wenig dazu beitrug, die Krisis herbeizuführen, welche Ludwig Napoleon zwang, in die Bahn der constitutionellen Entwickelung einzulenken, ja welche ihn auch zu dem verhängnißvollen Kriege trieb.

Ein solches Kaltwasserbad der Kritik wurde auch dem deutschen Volke zutheil, wenn es durch Historiker wie Sybel und Memoirenschreiber wie Perthes die Ereignisse der ersten französischen Revolution in ihrem wahren Lichte und die Leiter derselben in der vollen Natürlichkeit ihrer von nationaler Eitelkeit und wüster abstracter Herrschbegier

erfüllten Charaktere kennen lernte. Auch diese Volksführer waren in der Zeit der allgemeinen Unterdrückung von einem Nimbus umgeben worden, der ihre Mängel verdeckte und nur ihre Kühnheit und ihre Opferung für das Gemeinwohl in volles Licht treten ließ. Die idealistische Verherrlichung der Männer, welche der Lauf der Ereignisse zu Führern emporhebt, ist aber noch keine Geschichte; erst wenn wir sie in ihrem wahren Wirken vor uns sehen, und wenn alle Traditionen benutzt werden, um solche Männer nach der wahren Natur ihres Wesens zu schildern, können wir ihre Bedeutung, ihre Erhebung über die Masse, ihre Absichten und das, was sie erreichen, sowie ihren Untergang vollständig begreifen.

Diese Art von Kritik war namentlich nothwendig für die Männer, welche als Vorgänger Napoleon's diesem die Bahn zur despotischen Beherrschung bereiteten, für Robespierre, St.-Just und die übrigen Helden des Convents, für die sich bei uns in Deutschland eine gefährliche Verehrung gebildet hat, deren schlechte Früchte wir gegenwärtig in dem leichtfertigen Trachten von Republikanern vor uns sehen, die sich kein Gewissen daraus machen, sich mit den unserer nationalen Entwickelung feindlichsten Elementen zu verbinden, um nur den abstracten Kitzel befriedigen zu können.

Was Oliver Cromwell einmal zu dem Maler Lely sagte, der sein Porträt ausführen sollte: „Malt mich wie ich bin, mit allen Narben und Runzeln, sonst zahle ich Euch keinen Schilling", ist auch für die Geschichtschreibung unserer Zeit Princip geworden, und sie ist dadurch auf eine Bahn gebracht worden, die zu größern Resultaten führt als alle frühern Literaturepochen. Die reiche ideelle Anschauung der Gegenwart erhält dadurch den realistischen Hintergrund, der sie in den Stand setzt der Vergangenheit ins Herz zu sehen und sie in ihrer vollen Lebenskraft zu schildern, weil wir gelernt haben, sie mit der schärfsten Unparteilichkeit zu erforschen.

Einen wichtigen Beitrag zu dieser neuen kritischen Darstellung der französischen Revolutionszeit hat uns Jakob Venedey's Buch über die Entstehung und die Schicksale der cisrhenanischen Republik geliefert.

Es ist aus den Aufzeichnungen hervorgegangen, welche Michel Venedey, einer der Führer der republikanischen Bewegung am Rhein, dem Sohne hinterlassen hatte. Dieser ist aber erst nach längern vielseitigen Studien dazu gelangt, die nur fragmentarisch gehaltenen Denkwürdigkeiten und die dazu gehörigen Briefe zu der Schilderung zu verarbeiten, die wir jetzt vor uns sehen. Sie bringt uns viel Neues, und die Blicke in das deutsche wie in das französische Wesen der Zeit, die es berührt, muß uns aufs mannichfachste beschäftigen und zu bedeutsamen Gedanken anregen.

In diesem Conflict des französischen Revolutionsgeistes mit dem deutschen Idealismus erscheint uns der erstere in seinem wahrsten Lichte; aber wir lernen auch wieder einsehen, in welche Gefahren die deutschen Patrioten ihre Heimat brachten, als sie sich voll thörichten Glaubens an die Größe der französischen Freiheitsentwickelung deren selbstsüchtigen Führern in die Arme warfen und dabei den schnödesten Undank erfuhren. Diese bittere Erfahrung wird auch jetzt noch ihre Wirkung auf das deutsche Volk üben, und jeder wahre Liberale muß Jakob Venedey Dank dafür wissen, daß er diesen wichtigen Stoff für die neueste Geschichte so eifrig durchforscht und mit solcher Entschiedenheit dargestellt hat. In ihr spiegelt sich der rechte Freiheitssinn unserer Zeit ab, der die Energie erlangt hat, ebenso gegen den abstracten Freiheitsdrang von unten, wie gegen den Despotismus von oben Front zu machen.

Venedey beginnt seine Darstellung mit der Schilderung der republikanischen Bewegung in Strasburg, welche der Errichtung der Republiken in Mainz und in den Rheinlanden voranging. Es ist ihm gelungen, dabei eine Ehrenrettung des bis dahin als Revolutionsscheusal verschrienen Eulogius Schneider zu bewirken, welche in alle Geschichtsbücher übergehen muß, weil sie unwiderleglich ist; und das Verhältniß, in dem dieser deutsche Freiheitsschwärmer zu St.-Just und Robespierre stand, gibt zugleich Gelegenheit, diese in einem Lichte zu zeigen, welches dem mit ihrem Angedenken getriebenen Götzendienst ein Ziel setzen muß.

Eulogius Schneider war ein deutscher Jakobiner und stolz darauf, der „deutsche Marat" genannt zu werden, weil es ihm ebenso ernst wie diesem mit der Erhaltung der neuen Freiheit war, und weil er ebenso wenig wie der Vorkämpfer des französischen Radicalismus vor den entschiedensten Mitteln zurückschreckte; er besaß aber auch die Selbstbeherrschung, nur in den nöthigsten Fällen von der Gewalt Gebrauch zu machen, welche ihm als öffentlicher Ankläger zutheil wurde, und es waren nur 30 Todesurtheile und Hinrichtungen, welche er bei seinem Durchziehen des Elsaß veranlaßt hatte. Er gab in Strasburg die Zeitschrift „Argos" heraus, und wurde von allen Republikanern und von der Arbeiterbevölkerung der Stadt ebenso geliebt und geachtet, wie er den alten aristokratischen Elementen des ganzen Elsaß verhaßt war. Er wollte aus diesem eine wahre republikanische Provinz machen und dabei den Deutschen zeigen, wie sie mit ihrem eigenthümlichen Wesen sich dem großen Streben der Pariser anzuschließen hätten — das war eine Stellung, die seine Feinde um jeden Preis zu untergraben und zu vernichten suchen mußten.

Sie setzten die ärgsten Verleumdungen gegen Schneider in Bewegung, und St.-Just war so niedrig, ihnen gegen seine eigene Ueberzeugung Eingang bei sich zu gestatten, weil es augenblicklich seinem und Robespierre's Vortheil entsprach, Ultraradicale wie Schneider zu verleugnen, und weil es ihm persönlich darum zu thun war, den deutschen Marat aus dem Wege zu räumen, der in seinem Blatte verlangte, daß die republikanische Tugend nicht nur geheuchelt, sondern auch geübt werde, und sich sogar schon erkühnte, dem Convent vorzuwerfen, daß er die der Republik drohenden Gefahren nicht scharfsichtig genug beobachte, und das Volk auch nicht davor bewah[illegible] dem Militärdespotismus anheimzufallen. Ein ehemalig[illegible] Maire von Strasburg erklärte: „Es gibt in Strasbu[illegible] nur einen einzigen ehrlichen Mann, und dieser eine i[illegible] Schneider." Alle nähern Freunde desselben, zu den[illegible] auch Michel Venedey gehörte, sagten, daß sie die gege[illegible] Schneider erhobenen Anklagen für unwahr gehalten hab[illegible] und diese selbst beweisen die Wahrheit jenes Ausspruc[illegible]

Während Schneider die gegen die Republik gerichteten Complote verfolgt und deren Anstifter ins Gefängniß gebracht hatte, wurde er beschuldigt, diese Complote selbst gefördert zu haben, um die legitime Regierung zu erschüttern. Völlig unbewiesen waren die Erpressungen und grausamen moralischen Unterdrückungen, und eine nichtswürdige, offenbare Lüge war die Behauptung, daß er einen Vater gezwungen habe, ihm seine Tochter auszuliefern, da er um dieses Mädchen in aller Form geworben und sie geheirathet hatte. Die Familie hatte ihn auf der Rückreise nach Strasburg begleitet; in der Brautnacht wurde Schneider aus den Armen seiner jungen Frau gerissen und ins Gefängniß geführt, wo er mit demselben Gegenrevolutionär Dietrich zusammentraf, den er in Anklagestand versetzt hatte. Es war ein tragisches Geschick, dem der ehemalige Mönch und nachherige Professor der schönen Künste, der Freiheitsschwärmer, der seine ganze Habe an die Erhaltung seines „Argos“ gesetzt hatte, verfiel.

Aber dieser deutsche Marat hatte sich mit seinen Anhängern geweigert, die Steuer zu vertheilen, welche durch die Repräsentanten St.-Just und Lebas den Reichen zu Strasburg auferlegt wurde, „weil sie den herzzerreißenden Anblick so vieler trostlosen Familien, die in den traurigen Zustand versetzt wurden, ohne Schutz und ohne Zufluchtsort herumirren zu müssen, nicht aushalten konnten“. Das hat Monet, der Gegner und Hauptankläger Schneider's, erklärt, indem er ihn des Moderatismus zieh. Schneider hatte sich aber auch in seinem „Argos“ gegen die nutzlosen Blutscenen in Paris ausgesprochen und die Jakobiner aufgefordert zusammenzuhalten, damit der Volksvertreter, vor welchem viele Tausende das Haupt beugen, in ihrer Gesellschaft zittere, wenn sein Gewissen ihm sagen müsse: „Du bist ein Schurke.“ St.-Just ließ Schneider „wegen öffentlicher Verhöhnung der republikanischen Sitten“ verhaften. Als er kurz darauf den öffentlichen Ankläger des Revolutionstribunals fragte, was er über Schneider's Verhaftung denke, antwortete dieser mit französischer Geistreichigkeit witzelnd: „Alle Welt, mit Ausnahme Schneider's, hat das Recht, darüber unzufrieden zu sein.“ St.-Just erwiderte: „Das ist wahr, aber wenn Schneider uns entschlüpfte, so würden wir in Gefahr sein, füsilirt zu werden.“

St.-Just's Handlungen in Strasburg sagen uns am besten, was er mit dem Elsaß vorhatte und wie gut er es mit den Deutschen meinte. Er decretirte zunächst ein Anlehen von neun Millionen von den Bürgern, die auf einer Liste verzeichnet waren. Zwei Millionen von dieser Summe sollten zur Unterstützung der dürftigen Patrioten verwendet, eine Million zu den Festungswerken gebraucht und sechs Millionen in die Kasse der Armeen geliefert werden. Die ganze Municipalität mit Ausnahme Monet's wurde abgesetzt, und die Gesellschaft der Jakobiner aufgefordert, zwölf Mitglieder für eine provisorische Municipalität zu wählen. Sodann wurde die „Gesellschaft der Propaganda“ in Paris veranlaßt, zur Belebung des republikanischen Sinnes 60 Mitglieder nach Strasburg zu senden, von denen jeder täglich 15 Francs aus der Staatskasse erhielt. Sie trugen sämmtlich lange blaue Röcke, breite Schleppsäbel, rothe Jakobinermützen und große Schnurrbärte. Sie verlangten natürlich, daß man septembrisire. Es wurde auch ganz ernsthaft der Vorschlag im Jakobinerclub besprochen, daß man 6000 Mann der elsasser Bürgerschaft auf Schiffe zum Angriff gegen Kehl befehlen und diese dann mitten im Rhein, den Geschützen der Deutschen preisgegeben, durch die französischen Geschütze in den Grund bohren lasse. Monet empfahl als wirksamstes Mittel, den Niederrhein zu naturalisiren, daß man die deutsche Sprache, die deutschen Trachten und Sitten abschaffe und eine große Anzahl von Franzosen dahin versetze. Die zahlreichen Güter der Verräther sollten den Familien der mit Ruhm bedeckten Waffenbrüder gegeben werden.

Das waren die Segnungen der Freiheit, welche die französische Republik ihren deutschen Provinzen bereitete. Dürfen wir uns da noch wundern, wenn ein Vorkämpfer der deutschen Freiheit wie Schneider von St.-Just unschädlich gemacht wurde? Was galt diesem ein Menschenleben? Nach der Errichtung des Revolutionstribunals fragte er dessen Präsidenten am nächsten Tage, wie viel Köpfe sie hätten springen lassen, und als jener antwortete, es sei ihnen vor allem darum zu thun gewesen, den Stand der Assignaten zu halten, sagte St.-Just: „Seit zweimal vierundzwanzig Stunden in Function und noch nicht ebenso viele Köpfe springen lassen? Ihr versteht eure Aufgabe nicht!“

Schneider wurde zuerst in Strasburg auf der Guillotine ausgestellt, dann nach Paris geschickt, vor das Revolutionstribunal gestellt, verurtheilt und hingerichtet.

Robespierre wollte anfangs nicht an die Schuld Schneider's glauben, „weil man den Anklagen, selbst beim Anblick der Beweise keinen Glauben schenken könne“, und doch ließ er sich durch St.-Just's Berichte zur Verurtheilung bestimmen. Schneider schrieb aus dem Gefängnisse seine Rechtfertigung an den Jakobinerclub. Dieser wollte sie drucken lassen; als Robespierre es erfuhr, ließ er die Formen zusammenwerfen, das Manuscript wurde aber durch einen Zufall erhalten und nach 25 Jahren gedruckt. Die Schrift zeugt von dem reinen Gewissen Schneider's. Voll Stolz fordert er, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse, oder ihn hinrichte. Wie er voll innerer Verachtung die öffentliche Ausstellung und den Hohn seiner Feinde ertragen hatte, ging er auch voll Muth dem Tode entgegen.

„Schneider und St.-Just sind die sprechendsten Gegensätze“, sagt Venedey; „beide waren gleich große und auch gleich ehrliche Enthusiasten. Die südliche Phantasie aber ging vollkommen mit St.-Just durch und verleitete ihn zu den wunderlichsten Irrfahrten auf dem Blutstrom, der überall floß, wohin er kam. Schneider war, wie er, der Ansicht, daß den Verräther an der Republik der Tod treffen müsse, aber er frug, selbst der Revolution gegenüber, nach dem Gesetze der Revolution, das den Verbrecher, solange er noch nicht verurtheilt war, dem Gericht gegenüber schützen sollte.“ In dieses milde Urtheil über St.-Just können wir nicht einstimmen. Der Idealist war in diesem Lieblingsschüler Robespierre's bereits zum grausamen Despoten ausgeartet, und für einen solchen gibt es keine Ehrlichkeit mehr, sondern nur noch Zweckmäßigkeit.

St.-Just und Robespierre waren eben solche Tyrannen, wie es nach ihnen Napoleon wurde, und alle drei verdienen den gleichen Haß der Menschheit, wenn sie auch ihre Verdienste um die Erkämpfung der Freiheit anerkennt. Robespierre handelte Schneider gegenüber geradezu ehrlos; doch eine solche Eigenschaft hatte ja für ihn keine Bedeutung mehr!

Es ist ein furchtbarer Einblick in das innere Getriebe der Revolutionszeit, welche wir durch diese Vorgänge in Strasburg gewinnen. Der Eindruck wird aber noch gesteigert, wenn wir nach dem tragischen Geschick der deutschen Jakobiner in Strasburg — denn nach Schneider wurden noch viele von dessen Freunden auf die Guillotine geschickt — das Schicksal der mainzer Republik ins Auge fassen. Was Georg Forster und Adam Lux in Paris empfanden und durchlebten, nachdem ihre Hoffnungen auf die Befreiung der Völker durch die große Frankenrepublik sich als klägliche Täuschungen erwiesen hatten, bildet die beredteste Verurtheilung der Sünden, welche sich das französische Volk in seiner Revolution schuldig gemacht hatte. Adam Lux suchte den Tod und führte ihn durch seine Schrift über Charlotte Corday herbei, indem er, ohne deren That zu billigen, deren Heroismus anerkannte und pries, weil sie damit ein Beispiel gegeben, wie freie Männer der Tyrannei der Machthaber entgegenzutreten haben. Adam Lux hatte gehofft, daß nach dem Siege Frankreichs über den Despotismus die „deutsche Republik" neben der französischen erstehen würde, und ebenso dachten alle rheinischen Patrioten, die sich für eine Vereinigung mit Frankreich erklärt hatten; als er aber den Sitzungen des Jakobinerclubs in Paris beigewohnt und nichts als Verleumdungen und Grausamkeiten gehört hatte, schrieb er nach Mainz, wenn er dieses Treiben gekannt hätte, so würde er seine Landsleute nicht zur Vereinigung mit Frankreich veranlaßt haben.

Georg Forster schrieb schon acht Tage nach seiner Ankunft in Paris:

> Aus der Ferne sieht alles anders aus als bei näherer Besichtigung. Ich hange noch fest an meinen Grundsätzen, aber ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wuth, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, welches nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talent ohne Muth und Kraft, auf der andern eine physische Energie, die, von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Der ruhigen Köpfe sind hier sehr wenige oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit, lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem allen richtet sie große Dinge aus, denn gerade dieses kalte Fieber gibt den Franzosen ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anstrengungen, wo doch nur Enthusiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden ist.

Ein richtigeres und schärferes Urtheil ist selten über das französische Volk gefällt worden. Und Forster war es, der in dem Schreiben an den französischen Nationalconvent, mit dem er von dem rheinischen Convent beauftragt war, zur Bewirkung des Anschlusses der mainzer Republik gesagt hatte: „Durch die Vereinigung erhaltet ihr Mainz — den Schlüssel des Deutschen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch euere Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen des Feindes zugänglich sind." Furchtbare Dialektik der Geschichte!

Mainz selbst wurde für seine Freiheitsliebe hart gestraft. Nur unwillig ertrug es den Uebermuth der Franzosen, welche die ganze Verwaltung an sich rissen und während der Belagerung die Niederträchtigkeit begingen, Hunderte von Bürgern mit Frauen und Kindern aus der Stadt den Kugeln der Belagerer entgegenzutreiben; als diese sie nicht aufnahmen, mußten sie zurück und wurden zwischen zwei Feuern dem Hungertode ausgesetzt, dem sie auch verfallen wären, wenn die gemeinen Soldaten sie nicht gegen den Befehl aus Mitleid wieder in die Stadt eingelassen hätten.

Als die Preußen die Stadt einnahmen, ließen sie ihre Wuth an der Republik aus; sie erschossen eine Anzahl der angesehensten Bürger, indem sie dieselben aus ihren Häusern rissen, an die Wand stellten und niederstreckten. Die Frauen zerrten sie in ihren Nachtröcken nach dem zur Kaserne umgewandelten Schloß des Kurfürsten und zwangen sie, den dort von den Franzosen zurückgelassenen Unrath mit den Händen fortzuschaffen. Diese Grausamkeit wurde zu jener Zeit von den freisinnigen deutschen Zeitschriften vielfach gebrandmarkt.

Welcher Held Custine war, zeigte sich bei dem Aufstande in Frankfurt a. M., wo das Volk beim Nahen der Preußen am 17. December 1792 die französische Besatzung aus der Stadt trieb. Es nahm den Soldaten die Gewehre ab, und diese liefen darauf von den Wällen fort. Daraus macht Custine in seinem Bericht an den Convent eine große Schlacht, indem er sagte, dreihundert Tapfere seien ruhmvoll für die Freiheit kämpfend unter den Messern von Meuchelmördern gefallen. Zum Beweis schickte er ein solches Messer mit; es war das größte Metzgermesser, das er in Mainz hatte auftreiben können. „Zehntausend Mann waren damit bewaffnet." Falstaff ist ein Kind gegen diesen officiellen Prahlhans! Wie viele Analogien hierfür bietet die neueste Zeit!

Forster erlebte in Paris Custine's Anklage und Hinrichtung. Die geheime Ursache seiner Verurtheilung war der Umstand, daß Custine dem alten Adel angehörte. Der Convent wollte ein Beispiel statuiren und erreichte auch diesen Zweck. Von da ab gehorchten die Generale der fränkischen Heere dem Convent aufs Wort.

Venedey gedenkt auch der Erzählung, welche Goethe von dem Rachegelüst der gehetzten Volkshefe in Mainz gegen die Republikaner bei deren Abzuge gibt, um dessen „kalte, eigensüchtige, hochmüthige Aristokratennatur" zu schildern. Was er aber als Beweis anführt, die Errettung von Leuten, die mit tödlicher Mishandlung bedroht waren, spricht gegen diese Auffassung. Goethe that was er unter diesen Umständen vermochte, indem er das Volk aufforderte, den Burgfrieden des Herzogs von Weimar zu achten, und es war immer ein Verdienst, daß er Menschen vor dem Erschlagenwerden bewahrte. Daß er dabei auf seine Weise sprach und dachte, ist natürlich. Goethe war nicht dazu angethan, sich für die Freiheitsideen der Revolution zu begeistern, er haßte das „Franzthum", „weil es wie einst das Lutherthum die ruhige Bildung zurückdrängte"; er wurde später auch ein Bewunderer Napoleon's, und seine Schilderung des Feldzugs

in der Champagne ist ein schwaches Werk, aber doch immerhin merkwürdig, weil es beweist, daß damals Goethe's Ansichten eine große Erschütterung erlitten, und daß er zugestand, „es sei eine neue Zeit angebrochen". Wenn man das Buch verurtheilt, ohne es gelesen zu haben, wie Venedey erklärt, weil es ihn angewidert habe, so ist man auch nicht zur Beurtheilung berechtigt, sondern verliert sich in fanatischen Haß, der den Blick trübt.

Auf die Geschichte der mainzer Republik läßt Venedey die der cisrhenanischen Republik folgen, deren Hauptglieder Koblenz, Trier und die Freie Reichsstadt Köln wurden, welche in dieser glücklichen Stellung ähnliche, wenn auch nicht so schlimme Erfahrungen wie Mainz machten. Die rheinischen Patrioten schwärmten ebenso für die Idee einer Republik ihres Landes, hofften aber dafür bessere Aussichten zu haben als die Mainzer, weil ihr Gebiet ein größeres war. Sie waren auch so gescheit, Marceau, und als dieser sehr bald von einer österreichischen Kugel getroffen wurde, den General Hoche für ihre Ideen zu gewinnen.

Der letztere war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Der Plan einer deutschen Republik neben der französischen war von großer Tragweite und mußte einen Mann von so großer militärischer und politischer Befähigung wie Hoche anziehen. Er war der einzige, der dem General Bonaparte das Gleichgewicht zu halten vermochte. Eben deshalb dachten aber auch die Republikaner in Paris daran, ihn an die Spitze zu bringen. Als Pichegru mit den Royalisten das Directorium bedrohte, rückte auf Barras' Aufforderung Hoche mit einem Theil seines Heers in die Nähe von Paris; Carnot hatte aber nicht den Muth, diese Macht zu benutzen, und Hoche mußte nach dem Rhein zurückkehren. Er war unzufrieden, hatte Besprechungen mit dem Professor Beaury und andern Patrioten von Koblenz und entschied sich für die cisrhenanische Republik. Seinen Truppen gab er den Namen „Armee Deutschlands". Bald darauf raffte auch ihn der Tod hin. Er starb unter allen Anzeichen der Vergiftung, und man glaubte allgemein, daß diese in der Vendée stattgefunden habe. Unter Hoche's Papieren fand man einen Brief des Directoriums, welcher die cisrhenanische Bewegung misbilligte und von Hoche forderte, daß er für den einfachen Anschluß der Rheinlande thätig sein solle. Die Einverleibung und Ausbeutung dieser Provinz nach derselben Weise, wie sie in Mainz versucht worden war, bildete das Ziel der französischen Machthaber, und was Venedey über die französische Verwaltung am Rhein berichtet, liefert die traurigen Beweise, daß die meisten Beamten der großen Frankenrepublik das alte Betrugsystem der despotischen Zeit ausübten. Es ist ein widerliches, empörendes Schauspiel.

Als die Franzosen in Koblenz einrückten, wurden sie von den Bürgern, welche das Treiben der französischen Prinzen und Emigranten angewidert hatte, mit großer Freundlichkeit empfangen. Sie brachten ihnen Wein und Essen, und die neue Herrschaft begann mit einem Feste, dem Pflanzen des Freiheitsbaums, wobei die Deutschen aber doch nicht mittanzten, als die Soldaten ihr Ça ira! ertönen ließen. Trotz dieser Verbrüderung erließ Marceau einen Befehl, daß die Assignaten für voll angenommen werden müßten, der Preis der Waaren aber nicht vertheuert werden dürfe. Während Trier nur 3 Millionen Kriegskosten auferlegt wurden, mußte Koblenz $4\frac{1}{2}$ Millionen bezahlen, damit, wie Bourbotte in seinem Erlaß voll Hohn sagte, das Geld, das die Emigranten Frankreich gestohlen und in Koblenz verzehrt hatten, wieder in die Kassen der französischen Nation zurückfließe. Außer Geld und Waffen brauchte die Republik auch Schuhe. Damit diese sogleich beschafft werden könnten, wurden die koblenzer Bürger nach dem Schloßplatz bestellt und ihnen dort verkündet, daß sie gefälligst ihre Schuhe ausziehen und den Soldaten überlassen möchten. So erhielten die „Ohnehosen" in kürzester Weise die nöthigen Schusterrappen, während die Koblenzer in Strümpfen nach Hause gehen durften.

Die Requisitionen erstreckten sich auch auf Kunstgegenstände und Bibliothekschätze. Robespierre war gefallen; am nächsten Tage erhob das Spitzbubensystem, dem bald nichts mehr heilig war, frech sein Haupt und verbreitete sich insbesondere überall in den eroberten Ländern. Am 12. November 1794 wurde in Aachen die Centralregierung für die Länder zwischen Maas und Rhein, später zwischen Rhein und Mosel errichtet. Unter dieser standen sieben Bezirksverwaltungen: Aachen, Mastricht, Spaa, Limburg, Geldern, Blankenheim und Bonn. Köln wurde unter die bonner Bezirksregierung gestellt. An schönen Versprechungen in hochtrabenden Proclamationen fehlte es nicht. „Tod den Tyrannen, Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" hieß es in einer Ansprache des Volksrepräsentanten Gilet, der mit Championnet nach Köln kam. Es wurde auch verheißen, daß die großen Besitzungen der Geflohenen dem Ackerbau zurückgegeben werden sollten, damit die Menschen durch unzerreißbare Bande des Eigenthums an die Revolution gefesselt würden. In Wahrheit hatte das Land aber nur Lasten, Bedrückungen, Störungen, Stockungen in allen Verkehrsverhältnissen zu empfinden. Handel und Wandel standen still, überall trat Noth ein.

Indeß, die rheinischen Patrioten thaten, was in ihrer Macht stand. Sie schlossen sich der französischen Verwaltung an, um den Versuch zur Begründung neuer republikanischer Institutionen zu machen, erreichten dadurch auch manches, scheiterten aber schließlich doch an der über ihnen stehenden Gewalt, sodaß sie zuletzt muthlos das Spiel aufgaben, da es ohnehin zu Ende ging. Die Freie Stadt Köln sandte ihren Bürgermeister Dumont und den Professor Wallraf nach Paris, um mit dem Convent um den Erlaß der ihr auferlegten Kriegssteuer von 480000 Livres zu unterhandeln, erreichte aber auch dadurch nichts. Die Nationalcommissare erschienen, um den Senat der Freien Stadt aufzulösen und eine administration municipale an dessen Stelle zu setzen.

Koblenz wurde der Brennpunkt der niederrheinischen Bestrebungen für eine rheinische Republik im Gegensatz zu den oberrheinischen Bestrebungen für ein Aufgehen der Rheinlande in der französischen Republik. Görres begann hier seine wunderbar auf- und absteigende Laufbahn mit dem Eifer der rücksichtslosesten Hingebung an die Idee, welche ihn augenblicklich gefesselt hatte. Er gab zuerst das „Rothe Blatt" heraus, in welchem er die Schurkereien

Gesinnung auch die Gabe der Darstellung fügt, haben wir noch immer Mangel.

4. Wilder Honig (Fortsetzung der „Witterungen der Seele“). Von Alban Stolz. Freiburg i. Br., Herder. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der hochehrwürdige Herr, der mit der Geschichte des freiburger Erzbisthums eng verwachsen ist, hat schon in den von gewissen Kreisen mit Beifall begrüßten „Witterungen der Seele“ dem katholischen Publikum, das nicht zu denken verlernt hat, eine lange Reihe von Gedankengängen gegeben, die für den Psychologen nicht minder interessant sind als für den Dogmatiker. In „Wilder Honig“ gibt uns der merkwürdige, vielseitige und innerlich vertiefte Geist des Autors eine so nackte Darlegung seines innern Menschen, wie sie die Tagebuch- und Memoirenliteratur unsers Zeitalters kaum in ähnlicher Weise aufweisen dürfte. Alle Vorgänge der äußern und innern Welt werden mit seltener Ausführlichkeit durchdacht und durchsprochen: leuchtet aus diesen Herzensergießungen neben streng katholisch-dogmatischer Ueberzeugung auch eine monotone Empfindsamkeit, oft eine befremdende Süßlichkeit heraus, so soll doch nicht geleugnet werden, daß andererseits eine gewisse Derbheit, Menschen und Verhältnisse anzusehen und zu behandeln, sowie ein lebhafter Realismus, der die Dinge der sichtbaren Welt unter dem Gesichtspunkt regelmäßiger und gesetzlicher Zweckmäßigkeit betrachtet, sich in diesen Tagebuchaufzeichnungen stark geltend macht. Wir unsererseits können nicht die Ansicht derer theilen, die derartige Veröffentlichungen als ein „Sichnacktausziehen auf einem Marktplatz am hellen Tage“ bezeichnen: wir halten gerade die Bekenntnisse und die seelischen Vorgänge höchster geistlicher Würdenträger, mögen sie nun der katholischen oder der protestantischen Kirche angehören, für sehr geeignet, die richtige Auffassung und das gerechte Verständniß derartiger kirchlich orthodoxer Naturen, wie die des Verfassers, zu fördern, und so den Schlüssel zu mancher, dem Laien nicht immer begreiflichen Handlung unserer geistlichen Aristokratie zu geben. Dazu kommt noch, daß die vorliegende Schrift in ästhetisch schöner Form gehalten ist, die nicht selten an Goethe'sche Prosa erinnert.

5. Margarethe Verflassen. Ein Bild aus der katholischen Kirche von A. H. Hannover, Meyer. 1870. 8. 25 Ngr.

Ein schüchterner aber wohlgelungener Versuch, das Leben der wohlthätigen und religiösen Frau, die der Consequenz und Stärke des katholischen Systems alle Ehre macht, dem Lesepublikum zu vermitteln und die segensreiche Thätigkeit der fromm-verständigen Rheinländerin zu beleuchten. Briefe von Clemens Brentano sowie ein Anhang von Briefen Margarethens tragen dazu bei, die Theilnahme für die Biographie, welche die Feder einer Frau nicht verleugnet, zu erhöhen.

6. Zur Geschichte der religiösen Wandlung Kaiser Maximilian's II. von J. Reitzes. Mit bisher ungedruckten Urkunden aus dem städtischen Archiv zu Wien. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine ursprünglich von der leipziger philosophischen Facultät gebilligte Inauguraldissertation hat der Autor mit wol etwas veränderter Fassung als die vorliegende Schrift erscheinen lassen. Sie behandelt das merkwürdige Verhältniß des humanen Kaisers zur Reformation und die Stellung zu den confessionellen Streitigkeiten seiner Zeit. Maximilian, im Herzen immer Lutheraner, soll noch vor seiner Thronbesteigung den offenbaren Uebertritt zum Lutherthum beabsichtigt haben. In diesem Falle hätte der freidenkende Monarch indeß eine dreifache Opposition vorgefunden: einmal die katholische, dann die calvinische und drittens die der lutherischen Fürsten: „Was sollte diesen“, ruft Reitzes aus, „ein Kaiser frommen, der die Vortheile der Einziehung des Kirchenguts sich allein zuwendete, die Entwickelung der Landeshoheit hemmte und sie selbst, die vielleicht jeder von einer ihre spätern Nachkommen zierenden Kaiserkrone träumten, zu bloßen Vasallen eines kräftigen Reichs herabdrückte?“ Aber die Kraft des Kaisers, der trotz alledem den Schritt des Uebertritts thun wollte, erwies sich zu schwach gegenüber jenen Gegnern. Reitzes zeigt, wie die Verhältnisse den Monarchen zwangen, in einer Annäherung an die römisch-katholische Partei die alten Traditionen seiner Dynastie wieder aufzunehmen. So glaubte Maximilian seine politischen Plane durchführen zu können, die auf der Aussicht beruhten, Spanien und Polen für das Haus Habsburg erwerben zu können. Die Schwäche des Kaisers auf dem regensburger Reichstag wird durch diesen Umstand erklärlicher: erklärlich wird dadurch aber auch der nächste Verlauf der deutschen, speciell österreichischen Geschichte, der durch den verhängnißvollen Compromiß Maximilian's mit der katholischen Partei bedingt war. „Führte ja doch die Bahn“, sagt Reitzes, „welche Maximilian's Halbheit jetzt betrat, zum Dreißigjährigen Krieg und zur österreichischen Gegenreformation, jener nur mit dem blutigsten Wüthen der Inquisition zu vergleichenden Leistung jesuitischer Politik!“ Die angehängten actenmäßigen Belege sind neu und gewähren Aufschluß über den Kaiser und seine Wandlung.

7. Briefe über die christliche Religion von F. A. Müller. Stuttgart, Kötzle. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Der eifrige Verfasser hat den Muth, der augenblicklichen Phase, in der sich das moderne Kirchenthum befindet, kühn ins Gesicht zu sehen. Er deckt die Schäden der dogmatischen Kirchlichkeit unserer Tage schonungslos auf, geht auf die Bedürfnisse der Gemeinde sorglich ein und verfehlt nicht, durch seine erwärmende Gesinnung und gedankenreiche Sprache einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Wenn er gleich zu Anfang die Reformation als Januskopf von Reaction und Fortschritt bezeichnet, als einen widerspruchsvollen Compromiß und eine innere Halbheit, so können wir schon aus dem Eingang schließen, was wir im Allerheiligsten des Hauses sehen werden. Ueber die Persönlichkeit und die Lehre Jesu gibt der Autor tief Gedachtes; interessant ist der Hinblick auf den zeitgenössischen Communismus Jesu. Der vierte Brief bringt uns eine Beleuchtung des judenchristlichen „Paulinismus“, dessen Quintessenz Müller in dem Bestreben des Apostels zu finden scheint, nicht nur die unmittelbare mündliche Tradition von den Lehren des Meisters zu verachten und zurückzuweisen, sondern auch das geschriebene Gotteswort seinerzeit als ungültig zu zerreißen. Gegen die hierarchischen Bestrebungen der Zeit richtet sich der fünfte Brief, der von den johanneischen Lehren redet, die

nach Müller der Hierarchie sehr unbequem geworden. Der Verfasser äußert:

Die christliche Entwickelung hat sich wesentlich an die Verbindung von Judenchristenthum und Paulinismus gehalten und den Johannes noch weit mehr und mit weit größerm Unrecht über dem Paulus vernachlässigt, wie den Platon über dem Aristoteles. Die Hierarchie aber verabscheut die Principien des Johannes und muß sie verabscheuen, weil die absolute Toleranz deren Consequenz ist, und das Pfaffenthum nur in der Intoleranz leben und gedeihen kann, wie der Teufel nach Johannes nur in der Finsterniß.

Nach dieser Probe der Denkweise und des Stils des Autors kann man ermessen, welche Anschauung der Schlußbrief „Ueber das Christenthum und die Gegenwart" vertritt.

Feuilleton.

Notizen.

Aus der umfangreichen „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber hat die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus eine Separatausgabe der acht Bände veranstaltet, welche in einer Reihe werthvoller Monographien „Griechenland geographisch, geschichtlich und culturhistorisch von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", darstellen. Eine einzelne Kraft hätte einen so umfassenden Stoff nicht in gleicher Weise bewältigen können, da eine ganz andere Richtung der Studien dazu gehört, um von der Geschichte des alten Hellas, oder von der des mittelalterlichen und neuen eine wissenschaftlich begründete Darstellung zu geben; ganz abgesehen von der Arbeitstheilung in Bezug auf die einzelnen Zweige: Mythologie und Kirche, das Recht, die Literatur, die einzelnen Künste. Die Folge der Bände und Abhandlungen, in welche sich die Gesammtdarstellung gliedert, ist:

Erster Band: A. Alt-Griechenland. I. Geographie, von Prof. Dr. J. H. Krause in Halle. II. Geschichte von der Urzeit bis zum Beginn des Mittelalters, von Prof. Dr. G. Fr. Hertzberg in Halle. — Zweiter Band: III. Griechische Sprache und Dialekte, von Prof. Dr. F. W. A. Mullach in Berlin. IV. Griechische Musik, Rhythmik und Metrik, von Prof. Dr. C. Fortlage in Jena und Prof. Dr. H. Weissenborn in Erfurt. V. Griechische Metrologie, von Gymnasialdirector Dr. Fr. Hultzsch in Dresden. VI. Griechische Literatur, von Prof. Dr. Theodor Bergk in Halle. — Dritter Band: VII. Religion oder Mythologie, Theologie und Gottesverehrung der Griechen, von Prof. Dr. Christian Petersen in Hamburg. VIII. Griechische Kunst, von Prof. Dr. C. Bursian in Jena. — Vierter Band: IX. Griechische Staatsalterthümer, von Prof. Dr. H. Brandes in Leipzig. X. Griechische Privatalterthümer, von Prof. Dr. Hermann Göll in Schleiz. XI. Griechisches Theater, von Prof. Dr. Friedrich Wieseler in Göttingen. — B. Griechenland im Mittelalter und in der Neuzeit. XII. Geographie. Von der west- und oströmischen Kaiserzeit ab durch das Mittelalter bis zur Gründung des neuen griechischen Königreichs von Prof. Dr. J. H. Krause in Halle. — Fünfter Band: XIII. Griechische Kirche, von Dr. J. Hasemann, Pastor in Arzberg. XIV. Christlich-griechische oder byzantinische Kunst (Architektur, Skulptur und Malerei). Von Prof. Dr. Fr. W. Unger in Göttingen. Erster und zweiter Abschnitt. — Sechster Band: Christlich-griechische oder byzantinische Kunst (Architektur, Skulptur und Malerei). Von Prof. Dr. Fr. W. Unger in Göttingen. Dritter und vierter Abschnitt. XV. Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit (1821). Von Prof. Dr. C. Hopf in Königsberg. Erste und zweite Periode. — Siebenter Band: Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit (1821). Von Prof. Dr. C. Hopf in Königsberg. Dritte Periode. XVI. Griechisch-römisches Recht im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Dr. C. W. E. Heimbach, Vicepräsident des Oberappellationsgerichts in Jena. — Achter Band: XVII. Geschichte Griechenlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Prof. Dr. H. F. Hertzberg in Halle. XVIII. Geschichte der byzantinischen oder mittelgriechischen Literatur, von Justinian's Thronbesteigung bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken, von 529—1453. Von Dr. Rudolf Nicolai in Berlin.

Die Anordnung der einzelnen Abhandlungen erscheint uns systematisch begründet, vielleicht mit der einzigen Ausnahme, daß die achtzehnte Abhandlung: die Geschichte der byzantinischen oder mittelgriechischen Literatur, sich wol besser der vierzehnten über christlich-griechisch oder byzantinische Kunst angereiht hätte, statt den Abschluß des ganzen Werks zu bilden. Während gerade diese Abhandlungen, wie die Darstellung der mittelgriechischen Geschichte, durch ihr minder bekanntes und durchforschtes Thema anziehen, haben die Abhandlungen über altgriechische Literatur, Sprache, Mythologie, Kunst und Alterthümer, so betreten auch dieser Boden sein mag, eine wissenschaftliche Gediegenheit für sich, welche keine Concurrenz zu scheuen braucht.

Gustav Freytag ist von der Redaction der „Grenzboten" zurückgetreten und hat seinen Besitzantheil an der Zeitschrift dem Verleger, F. W. Grunow, überlassen. Die vorwiegend publicistische Tendenz war in letzter Zeit in den „Grenzboten" so in den Vordergrund getreten, daß sie auf einen kritischen Einfluß, wie ihn das Blatt zur Zeit Julian Schmidt's ausübte, verzichtet zu haben schienen. Man fand meistens unbedeutende oder nur zeitgeschichtliche Werke in demselben besprochen und berücksichtigt, vorzugsweise die Productionen befreundeter Autoren. Eine umfassende Darstellung unserer literarischen Bewegung zu geben, oder auch nur auf die hervorragenden Talente aufmerksam zu machen, lag offenbar nicht mehr in der Absicht der Herausgeber. Daß eine Verschiedenheit religiöser Anschauungen zum Bruch zwischen dem Verleger und dem Herausgeber führen würde, konnte man nach den wenig hervortretenden Tendenzen der Zeitschrift auf diesem Gebiete kaum erwarten. Der neue Redacteur derselben, der Sohn Robert Blum's, der Reichstagsabgeordnete Hans Blum, der sich als tüchtiger Publicist bereits bewährt hat, wird zwar, dem Anschein nach, durch einen religiösen Schlagbaum in seiner freien Bewegung etwas gehindert sein, aber dafür dem Blatt wieder eine größere literarische Regsamkeit und kritische Bedeutung zu sichern vermögen. Der am häuslichen Herd der „Grenzboten" ausgebrochene Conflict hat bereits in weitern Kreisen ein Echo gefunden, indem der Verleger des Blattes in einer öffentlichen Erklärung die Gerüchte in Zweifel stellte, denen zufolge Gustav Freytag im Hirzel'schen Verlag mit dem 1. Januar 1871 eine neue Zeitschrift erscheinen lassen würde. Er appellirte dabei an die Ehrenhaftigkeit des Autors, der sich durch einen Paragraphen im Verlagscontract verpflichtet hatte, nach seinem etwaigen Rücktritt von den „Grenzboten" keine Zeitschrift von gleicher literarisch-politischer Tendenz herauszugeben.

Gleichwol wird jetzt eine solche Zeitschrift angekündigt: „Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volks in Staat, Wissenschaft und Kunst" (Leipzig, Hirzel). Doch sind die contractlichen Bedenken des Verlegers der „Grenzboten" dadurch beseitigt, daß Dr. Alfred Dove als Herausgeber und verantwortlicher Redacteur genannt ist, während von Hrn. Dr. Gustav Freytag nur mitgetheilt wird, daß er seine journalistische Thätigkeit ausschließlich dieser Zeitschrift widmen werde. Eine solche gelegentliche Mittheilung einer dem Verleger des neuen Blattes angenehmen Thatsache, mag sie auch in erste Linie gestellt sein und den Herausgeber und Redacteur etwas in den Schatten drängen, verträgt sich demnach mit allen Paragraphen des frühern Contracts und

wird dem Verleger der „Grenzboten" zu keiner weitern Interpellation Veranlassung geben können, ihn aber über den Werth derartiger contractlicher Bestimmungen aufzuklären vermögen.

Die neue Zeitschrift verheißt in ihrem Prospect Vieles und Großes:

„Für das neue Reich der Deutschen, welches durch Preußen im Jahre 1866 begründet und durch die Erfolge dieses Jahres über den Main ausgedehnt ward, fordert unser Blatt den Einschluß sämmtlicher deutscher Staaten, engere gesetzliche und verfassungsmäßige Verbindung der Theile auf jedem Gebiete gemeinsamer Interessen. Ebenso die Beseitigung der letzten Reste altfränkischer Bevormundung und polizeilicher Willkür in den einzelnen Staaten; die Ausbildung der Zucht und Hingabe an den Staat in den Bürgern; die Kräftigung des Selbstregiments in jedem Kreise des Gemeinlebens. Die Wochenschrift wird außer politischen Artikeln auch Berichte und Correspondenzen aus den einzelnen Landschaften, und in regelmäßiger Folge beurtheilende Uebersichten über die Tagesereignisse in der politischen Welt bringen; sie wird aufmerksam die Politik der Außenmächte und die Stimmungen der Völker verfolgen, und verspricht namentlich der Sache des Deutschthums in Oesterreich und Rußland, in allen Ländern, wo deutsche Colonisten sich angesiedelt haben, die wärmste Theilnahme."

Die Zeitschrift will das leisten, was die „Grenzboten" eben nicht leisten durften. „Sie beabsichtigt die socialen und Culturfragen der Zeit mit Aufmerksamkeit zu behandeln, in dem Kampfe zwischen Staat und Kirche und gegenüber den Anmaßungen der katholischen und lutherischen Orthodoxie ihre Pflicht zu thun und den Ehrennamen eines freisinnigen Blattes wohl zu verdienen." Auch für „heimische Sitte, gute Bürgerlichkeit und inniges Familienleben" wird die Zeitschrift eintreten; sie wird also ein „solides" Blatt sein. Weiterhin heißt es: „In der angestrengten Arbeit der letzten Jahrzehnte sind die realen Interessen der Nation sehr mächtig geworden, die Ausbildung für das praktische Leben nimmt ungleich größern Raum in Anspruch als zur Zeit unserer Väter. Gegen die Bildungsformen der letztvergangenen Generation, welche allzu ausschließlich der humanistischen Literatur zugewandt war, steht schroff eine jüngere Methode der Bildung, die als materialistisch gescholten wird und allerdings in entsprechender Einseitigkeit von der Wissenschaft vorzugsweise das Nützliche, von der Kunst bequemen Sinnengenuß begehrt. Den großartigen Erfolgen dieses Strebens in fortschreitender Bewältigung von Raum und Zeit, in Hebung äußerer Wohlfahrt und Minderung menschlichen Elends soll durch diese Wochenschrift durchaus ihr Recht widerfahren; um so mehr aber gilt es jetzt, die ideale Habe unserer Nation, die höchsten Resultate deutscher Wissenschaft, die Gesetze edler Schönheit in Sinn und Gedächtniß der Gegenwart zu erhalten. In solcher Tendenz wird das Blatt sich zur Aufgabe machen, wichtige neue Werke aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst eingehend zu besprechen, die Ergebnisse neuer Forschungen und den Gewinn neuer Entdeckungen darzulegen, über Richtungen und Fortschritte durch periodische Uebersichten zu belehren." „Im neuen Reich" wird also für Haupt und Glieder, für Staat, Kirche, Sitte, Wissenschaft, Literatur und Kunst in reformatorischer Weise gesorgt werden. Der Tendenz darf man beistimmen — der Name des Hauptmitarbeiters bürgt für werthvolle Beiträge: wir sehen also der ersten Nummer mit Spannung entgegen.

Die neulich von Alfred Meißner in Nr. 41 d. Bl. gebrachte Mittheilung über die **Bibliothek Schiller's** bedarf einer Ergänzung, welche uns durch die Buchhandlung von J. A. Stargardt in Berlin zugegangen ist. Im Herbste des Jahres 1851 erstand die Verlagsbuchhandlung von des Dichters ältestem Sohne Karl Freiherr von Schiller (geb. 14. September 1793, gest. 21. Juni 1857), Oberförster in Naunstadt am Kocher, eine kleine Büchersammlung, welche dieser von seinem verstorbenen Bruder übernommen hatte. Während die von Alfred Meißner besprochene Sammlung mehr einen allgemeinen Charakter trägt, ist diese Bibliothek vorzugsweise eine Bibliothek französischer Memoiren, welche der Dichter für seine Geschichtswerke, namentlich für die von ihm herausgegebenen Memoiren brauchte. Die Sammlung enthält 156 Bände, darunter Acten und Memoiren zum Frieden von Utrecht, Nymwegen und Ryswick, Memoiren zur Geschichte Heinrich's III., der Regentschaft, Ludwig's XIV. Memoiren von Bussy-Rabutin, Joli, Sully, Bassompierre, Montecuculi, Marquis de Feuquière, Boulainvilliers, Castelnau, Temple, der Marquise von Pompadour u. a., außerdem nur wenige größere Geschichtswerke, wie Gibbon's „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs". Ein genauer Katalog, mit erläuternden Briefstellen und Anmerkungen und einem Facsimile aus Schiller's eigenhändigem Bücherverzeichnisse, findet sich in der kleinen Schrift: „Friedrich von Schiller's Bibliothek. Zum 10. November 1859" (Berlin, Stargardt). Bis zu diesem Jubiläum befand sich die Sammlung in Berlin in den Händen des Buchhändlers Stargardt, ohne daß sie indeß, wie Alfred Meißner von einer derartigen Sammlung in einer großen Stadt erwartet hatte, ein Zielpunkt von Wallfahrten geworden wäre; dann hat sie eine Ruhestätte in der hamburger Stadtbibliothek gefunden.

Bibliographie.

Blätter aus dem Tagebuche eines Straßburgers während der Belagerung in den Monaten August und September 1870. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 8. 10 Ngr.

Elsaß und Lothringen. Statistisch-geographische und historisch-politische Lebensbilder. Langensalza, Greßler. 8. 5 Ngr.

Ewald, H., Fragen zur Wiederherstellung Deutschlands. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 5 Ngr.

General Fadejew über Russlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. Uebersetzung aus dem Russischen. Mit einem Vorwort von Julius Eckardt. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Frei, H., Für stille Stunden. Bilder und Skizzen. Bern, Haller. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

Freytag, L., Kampf und Sieg. Kriegslieder. Berlin, Schweigger. 16. 10 Ngr.

Gassner, F. I., Die Schiller-Goethe'schen „Xenien". Mit einer Einleitung und Erläuterungen. Wien, Helf. Gr. 8. 10 Ngr.

Geiger, L., Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Geppert, C. E., Plautinische Studien. Berlin, Hempel. Lex.-8. 1 Thlr.

Giese, Marie, Eva. Novelle. Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.

Götzinger, E., Litteraturbeiträge von St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 14 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. bis zum 16. Jahrhundert. 7ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Gunstdamen und die Kinder der Liebe im Hause Habsburg. Eine galante Studie von A. B. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Hantke, A., Die Chronik des Gislebert von Mons. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1871. Gr. 4. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Gegen die Franzosen. Preußische Kriegs- und Königslieder. Berlin, Schweigger. 16. 10 Ngr.

— — Neue schlichte Geschichten. 2 Bde. Berlin, Janke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hettner, H., Goethe und Schiller. 2 Abtheilungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

— — Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3ter Thl.: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. 3tes Buch. 2te Abth.: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. 2te Abth.: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Hirth, G., Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870. Eine Sammlung der wichtigsten Quellen. Im Vereine mit J. v. Gosen bearbeitet. 1stes Heft. Berlin, Stilke u. van Muyden. 4. 10 Ngr.

Hirthe, E., Ein Tag in Saarbrücken, oder: Der Franzose in der Mausefalle. Humoristisches Kriegsbild mit Gesang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, Sieges- und Friedenslieder für das deutsche Volk. Berlin, Kastner. 16. 1½ Ngr.

Hopf, A., Theater-Humoresken. Mit Beiträgen von E. Helmerding. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Hoyns, G., Die Zurücknahme von Elsaß und Lothringen. Ein Wort über den Karakter der Franzosen und seine Entwickelung an die Gegner jener Zurücknahme. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 2½ Ngr.

Huber, J., Kleine Schriften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jucques, H., Oesterreichs äußere Politik in und nach dem Kriege. Wien, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

In der Nonnenschule. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Herausgegeben von A. Strodtmann. Berlin, A. Duncker. 1871. 8. 20 N

In drei Stufen. Auch eine Sammlung Gedichte. 5te gesichtete und vermehrte Ausgabe. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 1 Thlr.

Weck, G., Krieg und Sieg. Deutsche Lieder. Görlitz, Remer. 1 5 Ngr.

Wrede's, A. v., Reise in Hadhramaut Beled Beny 'Yssa und Be el Hadschar. Herausgegeben mit einer Einleitung, Anmerkungen und klärung der Inschrift von Obne versehen von H. Freih. v. Maltz Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Literarische Festgeschenke
aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Prachtwerke.

Goethe-Galerie von **Pecht** und **Ramberg.** 50 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr., in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Lessing-Galerie von **Pecht.** 30 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Schiller-Galerie von **Pecht** und **Ramberg.** 50 Stahlstiche mit Text.
Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr., in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Shakespeare-Galerie von **Pecht, Adamo, Hofmann, Makart, Schwoerer** u. a. 36 Stahlstiche mit Text. In 12 Lieferungen.
Quart-Ausgabe. Jede Lieferung 1⅓ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio. Jede Lieferung 2⅓ Thlr.

Neue Shakespeare-Galerie. 45 Stahlstiche mit Text.
Quart. In Leinwand 13 Thlr., in Lederband 14 Thlr.

Die Frauen der Bibel. 56 Stahlstiche mit Text.
Quart. Drei Folgen. Jede Folge in Leinwandband 5 Thlr. 22 Ngr.

Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings. 18 Blätter lithographirt von Koch.
Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.

Illustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. 22 Blätter in Stahlstich.
Folio. Cartonnirt 6⅔ Thlr.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.
Quart. In Leinwandband 11⅓ Thlr.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.
Zwei Bände. Quart. In Leinwandband 9 Thlr.

Bibel-Lexikon. Für Geistliche und Gemeindeglieder. Herausgegeben von Schenkel. 1.—3. Band. Jeder Band geh. 2⅔ Thlr., geb. 3 Thlr.

Bunsen's Bibelwerk. In 3 Abtheilungen. 9 Bde. Geh. 20 Thlr. Geb. 23 Thlr.
Uebersetzung und Erklärung. 4 Bde. Geh. 10 Thlr. Geb. 11⅓ Thlr.
Bibelurkunden. 4 Bde. Geh. 8⅓ Thlr. Geb. 9⅔ Thlr.
Bibelgeschichte. 1 Bd. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.
Bibelatlas. 10 Karten von H. Lange. 1 Thlr.

Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.

C. C. J. Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe. Von Nippold. 1. und 2. Bd. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Kleine Schul- und Hausbibel. (Für Israeliten.) Von J. Auerbach. In 2 Abtheilungen. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Renan, Das Leben Jesu. 3. Aufl. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.
Renan, Die Apostel. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.
Renan, Paulus. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅓ Thlr.
Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. 2te Aufl. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.
Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Fünf Sammlungen. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Album der neuern deutschen Lyrik. 7. Aufl. Geb. 1⅔ Thlr.
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 18. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Zu allen guten Stunden. 4te Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Lerne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Meyr, Die Religion des Geistes. Geb. 1⅓ Thlr.
Schulze, Die bezauberte Rose. 12. Aufl. Geb. 1 Thlr. — Illustrirte Prachtausgabe. Quart. In Leinwandband 5⅔ Thlr., in Lederband 8 Thlr.
Sturm, Gedichte. 3. Aufl. Geb. 1⅓ Thlr.
Sturm, Neue Gedichte. Geb. 1⅓ Thlr.
Sturm, Fromme Lieder. 7. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Für das Haus. Geb. 1⅓ Thlr.
Sturm, Zwei Rosen. Geb. 16 Ngr.
Sturm, Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. In 1 Bd. Geb. 2⅔ Thlr. In 2 Bdn. Geb. 5 Thlr.
Eckermann, Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geb. 4 Thlr.
Deutsche Liebe. Herausgegeben von **Max Müller.** 3. Aufl. Geb. 1⅓ Thlr.
Meyr, Erzählungen aus dem Ries. 2. Aufl. 3 Bde. Geb. 6½ Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr. Auf Velinpapier geheftet 37½ Thlr. gebunden 45 Thlr.

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste
Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage. 500 Tafeln in 100 Lieferungen. Nebst erläuterndem Text.
1.—45. Lfg. Jede Lfg. 7½ Ngr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bände. Geheftet 6⅔ Thlr. Gebunden in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände. Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt. Geheftet 11⅔ Thlr. Gebunden 13 Thlr. 16 Ngr.

☞ In allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 15. December 1870.

Bunsen's Memoiren.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Anschauung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Zweiter Band: Schweiz und England. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Bunsen'schen Memoiren haben, wie dies ihr biographisch und zeitgeschichtlich so interessanter Inhalt nicht anders erwarten ließ, bei dem Publikum und der Presse eine überaus günstige Aufnahme gefunden. In England sind innerhalb weniger Monate zwei Auflagen des Werks erschienen, und in Deutschland ist in mehr als vierzig eingehenden Besprechungen des ersten Bandes der von Professor Nippold besorgten Ausgabe, in Blättern der verschiedensten Färbung der Werth dieser Biographie und damit zugleich das Verdienst und die Bedeutung Bunsen's auf das lebhafteste anerkannt worden; nur die jesuitisch-ultramontane Partei hat nicht unterlassen, aufs neue, wie vor dreißig Jahren, feindselig gegen Bunsen aufzutreten und mit ihren bekannten taktischen Künsten Angriffe gegen ihn zu richten, auf welche die einzig richtige Erwiderung, die überhaupt gegeben werden konnte, in den „Preußischen Jahrbüchern" (vom März und April 1869) durch eine zusammenhängende Darstellung der kölner Wirren nach den im ersten Bande veröffentlichten Documenten bereits erfolgt ist.

An Zusätzen zu dem Text des Originals, an neuern werthvollen Mittheilungen ist der zweite uns vorliegende Band der deutschen Ausgabe noch reicher als der erste; sie umfassen gegen 200 Seiten und sind theils aus Briefen und Tagebüchern Bunsen's entlehnt, theils bestehen sie aus längern Abhandlungen und Denkschriften desselben, unter denen die Aufzeichnungen aus den Jahren 1848 und 1849, die sich auf die politischen Vorgänge jener Zeit beziehen, von besonders hervorragendem Interesse sind.

Aus dem Kreise der römischen Wirksamkeit, mit deren Schilderung der erste Band schloß, sehen wir Bunsen im zweiten, welcher die Jahre 1838—49 umfaßt, auf einen neuen und größern Schauplatz der Thätigkeit übergehen; die Beziehungen seines bisher schon reichbewegten Lebens nehmen die weitesten Dimensionen an, die ganze Vielseitigkeit seiner Natur tritt zu Tage. Mit besonderer Aufmerksamkeit aber beobachten wir sein Verhältniß zu den politischen Problemen jener Zeit. Wir sehen, wie er seit der Ernennung zum Gesandten in London den Einfluß seiner Stellung für die Zwecke des immer fester in seiner Ueberzeugung Wurzel schlagenden Liberalismus unermüdlich geltend zu machen versucht; sein Urtheil und seine Mittheilungen über die politischen Ereignisse jener Tage, denen er so nahe stand, geben uns manchen interessanten Aufschluß.

Nachdem Bunsen seine capitolinische Wohnung in Rom verlassen, begab er sich zunächst nach München, wo er besonders mit Schelling lebhaft verkehrte und das neue System desselben mit begeistertem Interesse zu studiren begann. Im August 1838 reiste er nach England und fand sich hier sehr bald heimisch; seine Frau war Engländerin, und mit den bedeutendsten Männern des Landes hatte er schon in Rom Verbindungen angeknüpft. Ueber die römische Streitfrage, die den Rücktritt von seiner Stellung in Rom zur Folge gehabt, fand er selbst bei ihm nahestehenden protestantischen Freunden viele unklare Ansichten, sodaß er sich doppelt veranlaßt sah, seine Sache zu vertheidigen, als die Feindschaft der Anhänger O'Connell's und der hochkirchlichen Partei in den Blättern öffentlich gegen Preußen ausbrach.

Den mächtigen Eindruck, den das englische Leben auf Bunsen übte, schildert er selbst in mehrern Briefen mit enthusiastischen Worten. Im Gegensatz zu der politischen Abgestorbenheit Roms, zu der politischen Unmündigkeit Deutschlands in jener Zeit mußte er den Segen eines großen staatlichen Gemeinwesens, in dem sich der Wille der Nation einen freien, selbständigen und imposanten

Ausdruck zu geben vermag, doppelt lebhaft empfinden. Er schreibt an John Hills:

Ich wünsche, ich könnte Ihnen eine adäquate Idee geben, was für eine Macht die Anschauung des englischen Lebens auf mich ausübt. Nie habe ich es so leicht und angenehm gefunden, auf meinen eigenen deutschen Fittichen zu fliegen, als in der weiten und anregenden Atmosphäre dieses Lebens. In München fand ich zum ersten male nach vielen Jahren Muße und Begeisterung wieder für die höchste, speculative Thätigkeit; aber erst jetzt, wo der andere Pol meiner Existenz durch England elektrisirt worden ist, fühle ich die neue Schwungkraft, welche Schelling meinem intellectuellen Leben gegeben hat.

Dann schreibt er einem Freunde über seinen ersten Besuch im Parlament:

Meine erste parlamentarische Nacht liegt hinter mir. Ich wünschte, Du könntest Dir eine Idee machen von dem, was ich fühlte. Ich sah zum ersten mal Männer, die Glieder eines wahrhaft germanischen Staats, an ihrem ehrenvollsten, ihrem eigentlichen Platze, die höchsten Interessen der Menschheit mit gewaltiger Rede vertheidigend, kämpfend, wozu der Instinct den ganzen kräftigen Mann treibt, aber mit den Waffen des Geistes.... Ich sah vor mir dies Weltreich regiert und die übrige Welt controlirt durch diese Versammlung, und ich fühlte, daß, wäre ich in England geboren, ich lieber todt sein möchte, als nicht unter ihnen zu sitzen und zu sprechen. Ich dachte an mein Vaterland und dankte Gott, daß ich ihm danken konnte, ein Deutscher zu sein, aber ich fühlte auch, daß wir auf diesem Felde alle Kinder seien verglichen mit den Engländern. Wie viel vermögen sie, mit ihrer Disciplin an Leib, Geist und Herz, bei mäßigem Genie und selbst bei bloßem Talent!

Die Schilderungen der sonstigen Erlebnisse während dieses Aufenthalts in England, der Ausflüge, die Bunsen von London aus nach Wales, Oxford, Cambridge und nach dem westlichen England unternahm, bieten ein mannichfaltiges, buntfarbiges Bild. Von besonderm Interesse erscheint das sogenannte Cymreigyddionfest, dem Bunsen zu Llanover in Wales beiwohnte, eine Octoberfestlichkeit, die zur Hebung und Erhaltung der alt-walisischen (kymrischen), im Volke noch lebendigen Poesie von Freunden derselben veranstaltet wird. In seinem Tagebuch schreibt Bunsen:

Die Zeit der Ruhe in Llanover dauerte nicht lange; das Cymreigyddionfest kam heran (9., 10. October), mit seiner poetischen Lebendigkeit und kymrisch-englischem Geräusch.... Lepsius' und Dr. Prichard's Gegenwart verschönerte die Feier. Einen eigenthümlichen Reiz gibt der Zusammenkunft das Gefühl des Volksthümlichen in dem Harfenspiel, und in dem Dichten und Singen aus dem Stegreif. Diesmal kam der merkwürdige Umstand hinzu, daß Graf Villemarqué aus der Bretagne gegenwärtig war, ein junger achtbarer Forscher, der die Volkssagen und Lieder der Bretagne gesammelt hatte und zum Erstaunen der Kymri und zu ihrem unbeschreiblichen Jubel sich, wenngleich nothdürftig, durch seine Muttersprache verständlich machen konnte, nach vierzehnhundertjähriger Trennung. Alles dies war ein wenngleich schwaches Abbild der hellenischen Spiele, und die Prosa dazu bildeten die Bälle der vornehmen Welt.... An der kymrischen Poesie gewann ich große Freude durch Turner's geniale Forschungen, die mich von der Echtheit der alten Lieder überzeugten, und Jones Tegid's, des Barden, lebendige Dichtungen zeigten mir das Eigenthümliche der alten Cimbern, mitten in der englischen Civilisation und in dem umschaffenden Gebiet des Christenthums.

Von der Universität Oxford wurde Bunsen während dieser Zeit mit der Doctorwürde beschenkt; ein Brief seiner Frau schildert die Promotionsfeierlichkeit, bei welcher die Studenten eine eigenthümliche und wenig ceremoniöse Rolle spielen:

Kurz vor Beginn der Feierlichkeit füllte sich die obere Galerie des Saals von Studenten, die mit furchtbarem Getöse hereinstürmten, als wenn sie zeigen wollten daß sie sich hier ganz zu Hause befänden, und sofort ihre Gefühle laut zu äußern begannen. Zunächst mit Cheers „für die Damen", „alle Damen", „alle blauen Hüte". Dann wurden Staatsmänner genannt, einige, damit sich das Publikum mit Beifallsbezeigungen unterhalten könne, andere, z. B. O'Connell, um sie mit einem Geheul zu begrüßen, von dem das Gebäude selbst zu zittern schien. Als die Doctoren und Vorstände einzogen, wurden sie verschiedentlich begrüßt — einige mit Beifallsrufen, andere mit Gezisch u. s. w.

Was die persönlichen Beziehungen Bunsen's betrifft, so sehen wir ihn in lebhaftem Verkehr mit den Theologen Arnold, Hare, Maurice, der philantropischen Elisabeth Fry, der glänzenden Lady Raffles, mit Palmerston, Peel, Russel, Gladstone; besonders interessirt das Verhältniß zu dem letztern. Während sich Bunsen gegen die Whigs, deren Richtung er für vorwiegend negativ erklärte, im ganzen ablehnend verhielt, fand er sich mit Gladstone in voller Uebereinstimmung; das vielgenannte Werk desselben über Kirche und Staat erregte seine höchste Bewunderung, und er prophezeite dem Verfasser seine spätere leitende Stellung, ohne allerdings vorauszusehen, daß derselbe durch die hochkirchliche Wendung seiner Tendenzen mit seinen frühern Anschauungen in den entschiedensten Widerspruch gerathen würde.

Elf Monate waren seit Bunsen's Ankunft in England vergangen, als er seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz erhielt. Namentlich den Bemühungen des Kronprinzen (des spätern Königs Friedrich Wilhelm IV.), der sich, wie aus dem ersten Bande bekannt, lebhaft für Bunsen interessirte, hatte er diesen Warteposten zu verdanken, für den er die ausdrückliche Weisung erhielt — nichts zu thun. Ohne dem Stande der Dinge im Lande fremd zu bleiben, ging er während des einen Jahres seiner schweizerischen Gesandtschaft allem politischen Wirken aus dem Wege, und benutzte seine Muße auf dem idyllischen Landsitz Hubel bei Bern hauptsächlich zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Bibelkunde und der ägyptischen Forschungen.

In der Mitte des Jahres 1840 starb Friedrich Wilhelm III., und die Thronbesteigung seines Sohnes ward von Bunsen wie von Tausenden damals in Deutschland mit der höchsten Begeisterung begrüßt. Die unbegrenztesten Hoffnungen, die Erwartung eines neuen mächtigen Aufschwungs in dem gesammten politischen und geistigen Leben knüpften sich an die glänzende Erscheinung dieses Monarchen; auch außerhalb des preußischen Staats kamen ihm allerorten lebhafte Sympathien entgegen, und es begleitete in der That eine Vision von deutscher Einigkeit diesen allgemeinen, aber kurzen Rausch.

Die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm's IV., unter denen die Reactivirung Arndt's vielleicht die allgemeinste Freude hervorrief, schienen die gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Ueber jene königlichen Anläufe und über die sie begleitende Stimmung des Jahres 1840 enthalten die im Anhang zu dem zweiten Abschnitt neu mitgetheilten Briefe Bunsen's und mehrerer seiner Freunde bemerkenswerthe Berichte. Ebenda findet sich ein interessantes Referat Bunsen's über seinen Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. vor dessen Thronbesteigung, d r

sich auf Fragen der Kirche und Schule bezieht und erkennen läßt, wie weit sich der König von seinen ursprünglichen Ansichten in diesen Dingen später entfernte; in einem der Briefe hebt er z. B. die Gemeindevertretung als einen Hauptpunkt für den Entwurf einer neuen Kirchenverfassung hervor.

Ein Theil der übrigen in dem Anhang mitgetheilten Schriftstücke bezieht sich auf die Sendung des Grafen Brühl nach Rom zur endlichen Schlichtung der kölner Wirren, auf die Berufungen Schelling's, Cornelius' und Mendelssohn's nach Berlin, bei denen Bunsen, wie später noch häufig, mit Alexander von Humboldt gemeinschaftlich thätig war. Die verhängnißvolle Berufung Stahl's, der damals noch auf dem kirchlich unparteiischen Standpunkt Schelling's stand, und Bunsen's Betheiligung dabei betreffen einige andere Berichte; dann folgen noch Auseinandersetzungen über eine protestantische Mission für Syrien und Palästina, und zuletzt einige Briefe Bunsen's an Bluntschli in Zürich, die seine Stellung zu den innern Fragen der Schweiz und den entschieden protestantischen Liberalismus seiner Gesinnung charakterisiren.

Bald nach seiner Thronbesteigung berief Friedrich Wilhelm IV. Bunsen nach Berlin, um ihn mit einer speciellen Mission nach England zu beauftragen; sie betraf die Gründung eines englisch-preußischen Bisthums in Jerusalem, ein Project, dessen Durchführung die großen Hoffnungen, welche der „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" damit verband, wenig erfüllte. Die englischen Staatsmänner nahmen gleichwol ein warmes Interesse an dem Plan, nach längern Verhandlungen kam derselbe in der That zur Verwirklichung, und Dr. Gobat ging als erster Bischof nach Jerusalem.

Ueber die Ernennung zum ständigen preußischen Gesandten am englischen Hofe, welche durch diese Mission vorbereitet wurde, berichtet Bunsen selbst in einem Brief an seine Frau; das Ungewöhnliche der Formen, unter welchen diese Ernennung erfolgte, erklärt sich dadurch genügend, daß die Wahl einer Persönlichkeit wie Bunsen zu den Traditionen des berliner Cabinets in sehr offenbarem Widerspruch stand. Bunsen schreibt am 18. November 1841:

> Lord Aberdeen lud mich heute zu einer Conferenz ein, welche um 2 Uhr stattfand. Die Unterredung betraf zunächst den neuen Bischof von Jerusalem. Dann theilte er mir geheime Depeschen über die Drusen mit, alles mit einer Vertraulichkeit, die mir auffiel. Als ich mich empfahl, sagte er: „Nun, wir wünschen uns selbst Glück dazu, daß wir Sie behalten." Ich gab ihm meine Unwissenheit zu erkennen, und er eröffnete mir Folgendes: „Der König hat mit dem letzten Kurier, der vor acht Tagen ankam, durch den Minister schreiben lassen, er wünsche einen Gesandten ganz nach dem Herzen der Königin zu senden und wolle deshalb die (in der That, fügte Aberdeen hinzu, ganz ungewöhnliche) Form wählen, ihr drei Namen vorzuschlagen. Sie waren einer, und wir haben Sie ausgebeten. Ich glaubte, Schleinitz hätte es Ihnen mitgetheilt." So also ist es wol entschieden, denn du weißt, daß ich dem König zu folgen entschlossen war.... Ich schreibe Rhapsodien. Mein Herz ist so bewegt, wenn ich denke, wie du, Geliebte, nun endlich von dem Manne deiner Wahl, dem du als unbekanntem, armem, wanderndem Jüngling Hand und Herz gabst, nach der Heimat zu solcher Bestimmung sollst zurückgeführt werden.

Auch der dritte Abschnitt der Biographie, der mit dieser Ernennung Bunsen's zum englischen Gesandten schließt, enthält, wie die vorigen, manche interessante Personalien. Der Anhang bietet eine Anzahl von Aufzeichnungen Bunsen's, welche die Gründung des Bisthums in Jerusalem betreffen und seine eigenen Ansichten über dieselbe wie die Anschauungen des Königs und die vor Bunsen's Sendung nach England darüber geführten Verhandlungen näher bezeichnen. Daß in Bunsen schon damals, am Ende des Jahres 1841, in Bezug auf den Gang der politischen Dinge in Deutschland ernste Bedenken und Zweifel aufstiegen, daß er schon jetzt in der Regierung des Königs die unheilvollen Anfänge der spätern Reaction erkannte, beweisen die folgenden Aeußerungen in einem seiner Briefe:

> Ich fürchte, der König verbindet noch nicht Ursache und Wirkung hinlänglich im Regieren. Große Zurüstungen sind gemacht. Die Welt wartet, und die Zeit fliegt dahin unter Nichtsthun, welches als höchste Weisheit gilt.... Wozu sind Ideale da, als um verwirklicht zu werden; wozu sind Gedanken gut, als um ausgeführt zu werden? Nie in der Weltgeschichte wird ein großes Geschick demselben Fürsten zweimal geboten. Und man täuscht sich, wenn man glaubt, in diesem Jahrhundert Völker täuschen oder in Schlaf wiegen zu können.

Eines in dem dritten Abschnitt mitgetheilten Briefs von Robert Peel an Bunsen sei noch gedacht, der geeignet ist in unsern Tagen ein allgemeines Interesse zu erregen. Es heißt darin:

> Die Einigung und die Vaterlandsliebe jenes Volks, welches das Herz Europas bewohnt, wird für den Frieden der Welt die sicherste Gewähr bieten.... Es ist meine ernstliche Hoffnung, daß ein jeder Angehörige dieses großen Volksstammes — möge er auch dem Staate, in dem er geboren, wie seinem heimischen Herde, eine besondere Anhänglichkeit wahren — seine Vaterlandsliebe nicht auf die Grenzen seiner engern Heimat beschränke, sondern, stolz auf den Namen eines Deutschen, den Anspruch Germaniens auf die Liebe, die Treue und die patriotische Hingebung aller ihrer Söhne anerkenne. Die Empfindungen eines jeden Deutschen beurtheile ich wol mit Recht nach denjenigen, welche in meinem eigenen Herzen (im Herzen eines Fremdlings und Ausländers) durch ein Lied hervorgerufen worden sind, in welchem bei all seiner Einfachheit der Wille eines mächtigen Volks sich verkörpert zu haben schien:
>
> Sie sollen ihn nicht haben
> Den freien deutschen Rhein.
>
> Sie werden ihn nicht haben — der Rhein wird durch ein Lied beschützt sein — wenn die Gesinnungen, welche das Lied zum Ausdruck bringt, jede deutsche Brust erfüllen.

Hatte Bunsen in seiner londoner Stellung, was den Aufwand der äußern Repräsentation betrifft, nicht nöthig, den übrigen Gesandtschaften Concurrenz zu machen, so wurde sein Haus in Carlton Terrace doch sehr bald, wie früher die capitolinische Wohnung, der Mittelpunkt einer distinguirten Geselligkeit, an der fast alles theilnahm, was zur geistigen Aristokratie Londons zählte. Bunsen's prononcirte Vorliebe für das englische Wesen mußte den Engländern seine Gesellschaften natürlich besonders angenehm machen. Wie aufmerksam er damals die englischen Verhältnisse beobachtete, zeigt eine im Anhang zum vierten Abschnitt mitgetheilte Denkschrift vom Jahre 1843, die namentlich in Hinsicht der irischen Frage von Interesse ist. In wissenschaftlicher Beziehung hat er während der londoner Zeit der deutschen, besonders religionsgeschichtlichen Forschung vielfach einen wichtigen Einfluß verschafft, während er praktisch für seine Landsleute in London hauptsächlich durch die Gründung des deutschen

Hospitals thätig war. Am tiefsten und lebhaftesten aber mußten ihn in diesen Jahren die großen Fragen der nationalen Entwickelung Deutschlands beschäftigen, vor allem die schweren Probleme, die sich aus den kritischen Zuständen in Preußen ergaben. Die politische Atmosphäre, deren Schwüle er schon längst empfunden, hatte sich hier inzwischen immer mehr getrübt.

Die Popularität Friedrich Wilhelm's IV. war rasch geschwunden; der phantastische Zug in der Natur dieses edeln und hochbegabten Fürsten, die Befangenheit in mittelalterlich-romantischen Anschauungen brachten ihn zu seinem königlichen Beruf und den Forderungen seiner Zeit in unheilvollen Widerspruch; er verkannte die Bedürfnisse der Gegenwart und unterschätzte die Bedeutung der politischen Bewegungen, in denen sie sich kundgaben. Als Bunsen auf den Wunsch des Königs im Jahre 1844 nach Berlin reiste, fand er schon überall die bedrohlichen Anzeichen einer nahenden Katastrophe. Von Köln und Düsseldorf schreibt er:

Hier ist es trübe, alles verstimmt, verwirrt, unzufrieden, besorgt. . . . Bei dem edelsten Willen macht man schlimme Misgriffe, alles, was geschieht, wird gemisbilligt, entweder wegen irgendeines wirklichen oder scheinbaren Mangels oder Fehlers, oder weil es nicht das ist, was man will, nämlich Reichsstände.

Dann von Berlin:

Alles Traurige, was ich über die Provinzen gehört, wurde bestätigt. Aber niemand merkt, daß eine Clubherrschaft in allen großen Städten sich zu bilden beginnt. Der Widerstand, der sich vorbereitet, ist kein Aufstand, aber eine Aufregung, durch Zeitungen und Reden.

In einer Audienz bei dem Prinzen von Preußen entwickelt Bunsen seine Ansichten über die Verfassungsfrage ziemlich rückhaltlos und erklärt, daß er für unmöglich halte, länger mit Provinzialständen zu regieren; es sei, als wolle man das Sonnensystem mit bloßer Centrifugalkraft ausstatten. Die Zusätze zum dritten und vierten Abschnitt geben über Bunsen's Ansichten in diesem Punkte eingehende Mittheilungen, ebenso der Schluß des Bandes in den Denkschriften aus den Jahren 1848 und 1849, die der Herausgeber mit Recht zu dem Bedeutendsten rechnet, was damals gedacht und geplant wurde. Die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen in Berlin mußte Bunsen bald erkennen. Er schreibt:

Ich weiß, daß ich untergehen würde in wenigen Jahren, bliebe ich hier. . . . Man wird nichts thun, das ist das Wahrscheinlichste. Thut man etwas, so wird man manche meiner Ideen benutzen, die das enthalten, woran niemand hier dachte oder zu denken wagte. Entweder passe ich überhaupt nicht zur Ausführung von Geschäften, oder ich passe nicht zu den Männern, mit denen ich hier zu thun hätte. Ich begreife nicht einmal, wie man auf solche Weise Geschäfte macht, nämlich die großen und nothwendigen. Es kommt mir vor, als gingen sie den Fluß herunter zu den Wasserfällen. Das gewöhnliche Leben des Hofs und der Minister leidet keinen Tag Unterbrechung, als lebten wir in der gewöhnlichsten Zeit, und doch sagt jedermann, wir lebten in einer Krise. Non ci capisco niente. Oft jagt mich das Gespenst der Geschichte des Hofs und des Ministeriums in Paris 1788 und 1789. Aber ich sage mir dann wieder: Preußen ist nicht Frankreich, und vor allem Friedrich Wilhelm IV. ist nicht Ludwig XVI. Ich habe im Leben gezeigt, daß ich nicht nervös bin: ich kann schlafen im Sturm und schweigen im Feuer; allein säße ich am Steuerruder, ich hätte keine ruhige Stunde, bis ein Entschluß gefaßt wäre, und ich darauf hin ans Werk gehen könnte. Denn ein Zögern zwischen Entschluß und Handeln ist mir verhaßt, wie zwischen Verlobung und Hochzeit.

Vor seiner Abreise von Berlin schrieb Bunsen noch am 18. Juni 1844 „Schlußbetrachtungen über die ständische Frage", in denen folgende denkwürdige Stelle vorkommt:

Die Jahre von 1820 bis 1840 werden in der Geschichte trübe erscheinen, manche Gestalten darin schwarz; 1840 war ein Jubiläumslichtpunkt, nicht allein für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Vierzig Millionen fühlten, daß die Deutschen das erste und größte Volk der Erde sind, wenn sie als Brüder dastehen. Alle schauten auf Friedrich Wilhelm IV. Die Worte von Köln 1841 tönten durch ganz Europa wieder. Aber 1842 fühlte man, daß Preußen viel weniger eine Einheit als 1817 sei, also viel weniger einen Mittelpunkt für Deutschland, einen Anlehnungspunkt, nicht für die Fürsten, sondern für die Völker bilde. . . . Wird aber das preußische Reich einmal wiedergeboren, dann wird es eine europäische Nation höherer Ordnung, als es, in niederer Stufe, im Kreise des deutschen Lebens die Sachsen und Würtemberger sind; ein neues deutsches Reich, umringt von unabhängigen Stammfürsten und freien Städten und frei von den Fesseln des Vaticans, welcher zwei weltgeschichtliche Völker, die alten und die neuen Herren der Welt, in mönchische Fesseln zu schlagen begann, als der Papst dem Sohne Pipin's die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, dem neuen Geschlechte ein Diadem, das ihm nicht gehörte. Dann wird Preußen nicht mehr den deutschen Geist wider sich haben, sondern von ihm getragen werden in dankbarem Gefühle, daß der Hort gefunden ist gegen Fremdherrschaft wie gegen kleinliche Quälerei im Innern. Preußen wird das Bewußtsein des deutschen Geistes werden, die Seele eines freien und in der Freiheit gesetzlichen Staatskörpers, der alle übrigen Organisationen Europas ebenso sehr überdauern wird, als es sie überragt; ein kölner Dom, dem gegenüber die Westminsterabtei und St.-Denis nur provinziale Farbe tragen.

Die Stürme der Revolution, die Bunsen lange vorhergesehen, brachen endlich über Deutschland herein. Weitgehende Hoffnungen, die freilich bald schmerzlich enttäuscht werden sollten, knüpfte der Sanguinismus seiner leicht entzündeten Natur an die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, die er als eine Fortsetzung der Freiheitskriege betrachtete. Jugendlich, wie damals, war seine Begeisterung für die Sache des Vaterlandes. So schreibt er an Henry Reeve, den Herausgeber der „Edinburgh Review":

Was jetzt geboren werden will und soll, ist damals, in den Jahren der Freiheitskriege, erzeugt unter Thränen, in Jammer, in Blut, in Gebet — aber im Glauben an jene Ideale, zu deren wahrem Erkennen und Durchleben eben das Gefühl des Vaterlandes, des freien Volks gehört. . . . Arndt's großes Vaterlandslied, Körner's Todesgesang, Rückert's gestählte Lieder — das alles mag dem Fremden nur klingen als Poesie; uns, die wir damals die Gelübde der Jugend schwuren, uns war es heiliger Ernst, Maß und Ausdruck für Herz und Geist. Und so blieb es uns; und unsern Kindern lehrten wir die heiligen Gelübde, und als wir 25 Jahre lang in schweren Fesseln lagen, als das freie Wort geknechtet war, selbst im Liede, da flüchtete es sich in das Heiligthum der Wissenschaft. Da ward der Jugend von treuen und verfolgten Männern gelehrt, wie nur die Freiheit alt ist und die Tyrannei jung; da ward der englische Empirismus, die französische Abstraction, die schwächliche Nachahmung beider in unsern [illegible] deutschen Verfassungen, mit der Idee und der Geschichte verglichen und ein höherer Standpunkt gewonnen für alle. So fand uns das Jahr 1840. Seine Hoffnungen wurden nicht erfüllt; König und Volk (nach Beckerath's treffendem Ausdruck) sprachen ganz verschiedene Sprachen; sie lebten in verschiedenen Jahrhunderten. Der Weg verdunkelte sich. Es blitzte, [illegible] Sturm kam, und das Alte war vergangen. Das sind h[illegible]te

73 Tage, und wir leben, und der Entwurf ward geboren, ehe 70 Tage um waren. Descendit coelo, wenn je irgendeine Volksbewegung, von welcher die Geschichte berichtet.

Im Juli 1848 ward Bunsen vom König nach Berlin berufen zu Besprechungen, über deren Inhalt die am Schluß des sechsten Abschnitts mitgetheilten Tagebücher ausführlichen Bericht geben. Ohne irgendein bestimmtes Resultat erzielt zu haben, kehrte er im October nach London zurück, mußte aber schon im Januar 1849 einem neuen Befehl des Königs nach Berlin folgen. Diesmal sollte er als Vermittler dienen zwischen Preußen und dem deutschen Parlament in Frankfurt. Es gelang ihm, den König zu überraschenden Zugeständnissen zu bewegen; in Frankfurt einigte er sich rasch mit Gagern und war nach wenigen Tagen wieder in Berlin. Der Ausgang der Angelegenheit war für ihn niederschlagend wie kaum eine andere Erfahrung seines politischen Lebens. Er schreibt:

Ich übergab dem König sogleich nach meiner Rückkehr von Frankfurt einen Bericht, in welchem ich das Ergebniß der Verhandlung in fünf Punkten aufstellte: Princip der Erblichkeit für das Reichsoberhaupt, sofortige Revision der Verfassung, Nothwendigkeit, daß Preußen sich bereit erkläre, ohne Oesterreich sich an die Spitze der Bundesbewegung setzen zu wollen, dabei aber jedem frühern Bundesmitglied volle Freiheit geben beizutreten oder nicht, und rathend, vor allem den Hebel, Frankfurt, nicht zu zerbrechen. Der König antwortete mir umgehend, in Hast, denselben Tag: er werde nichts von dem allen thun, der Weg, den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich, er wolle mit der Fortsetzung einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern überlasse sie dem frankfurter Ministerium; aber komme die persönliche Frage (wegen Annahme der Kaiserkrone), dann werde er als Hohenzoller antworten, um als ehrlicher Mann und Fürst zu leben und zu sterben. Ich erfuhr alsbald den Commentar von den Ministern. Bald nach meiner Abreise war der König gänzlich umgeschlagen; ein geheimer Briefwechsel mit Olmütz ward durch — fortgeführt; an die Nothwendigkeit der Kammern und der Verständigung mit ihnen ward nicht gedacht; der König wollte die Politik allein führen. Ich bewältigte den Schmerz, und war doppelt froh, meine Abreise dem König auf Mittwoch angekündigt zu haben. Das Wiedersehen war freundlich. Der König las mir den Brief an den Prinzen Albert vor, den ich mitnehmen sollte, und worin er sagte, nie habe er so sehr einen Schritt bereut, als den, zu welchem ich ihm gerathen. .... Mehr als je fühlte ich mich ein Fremder in der Hauptstadt des Vaterlandes, abgestoßen selbst in des Königs eigener Wohnung. Die unheimlichen Gesichter in den Vorzimmern riefen mir 1806 zurück: kein freier Sinn, kein frisches Herz, kein Mensch unter allen den Menschen, die dort umherschlichen und saßen ... Durch — erfuhr der König jeden Morgen alle nur aufzutreibenden unangenehmen und aufregenden Nachrichten' bald von der Unart der frankfurter Redner, bald von Gagerns wühlerischen Aussprüchen und Planen, bald von diesen und jenen Klagen deutscher Fürsten, Grafen und gedrückten Wohlgesinnten im Lande. Durch — — droht der Kaiser von Rußland dem König, brieflich oder mündlich. So bilden sich im Cabinet des Königs Gedanken, Plane, Gefühle, gegen welche die Minister vergebens ankämpfen, geheime Briefwechsel, welche die Politik beherrschen und die Diplomatie verderben. Der Haß des Junkerthums und der Bureaukratie, der mich nun zwanzig volle Jahre verfolgt hatte, trat mir schroffer als je entgegen; ebenso ihre heillose Unfähigkeit und unverbesserliche Beschränktheit, welche die Erbitterung über 1848 nur noch mehr hervorhob. Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu schauen. Und was sollte er auch bei dieser Gestaltung der Dinge in Charlottenburg anfangen? Der König will Dictatur üben neben der Constitution, und dabei doch als freisinniger, constitutioneller Fürst angesehen werden, obwol er das constitutionelle System für ein System des Lugs und Trugs hält. Oft kommen ihm wirklich deutsche und freisinnige Gefühle und Gedanken, aber die Umgebung und die geheimen Schreibereien von Olmütz und München lassen sie nicht aufkommen. .... Ich fühle mich an ihn gefesselt durch Liebe und Dankbarkeit, allein das eigentliche Seelenband ist zerrissen; die Hoffnung, die ich auf ihn gestellt, erscheint mir als Täuschung, die Zukunft, seine und des Vaterlandes, dunkel, jedes nähere Verhältniß im Dienst als Staatsminister unmöglich ohne baldigen, schweren Bruch. Rings um mich her aber erblicke ich Nichtachtung, Mistrauen, Haß, Erbitterung gegen den König, die mein Herz ebenso sehr empören als verwunden. ... Und das bei einem so edeln, so selten begabten, so hochherzigen und überragenden Fürsten, geboren, die Zierde seines Zeitalters zu sein.

Mit bekümmertem Herzen, mit schwerer und schmerzlicher Resignation kehrte Bunsen im Frühjahr 1849 in seine londoner Stellung zurück. Bis zu diesem Zeitpunkt reicht der zweite Band der Memoiren. Der dritte (letzte) Band, welcher den Schluß von Bunsen's diplomatischer Wirksamkeit, sowie seine Thätigkeit in Deutschland bis zu seinem Lebensende umfaßt, wird in kurzem erscheinen, und darf von seiten des Publikums ohne Zweifel in gleichem Grade, wie seine Vorgänger, eines entgegenkommenden Interesses gewiß sein.

Hermann Lücke.

Neue Erzählungen und Romane.

(Beschluß aus Nr. 50.)

2. Götter und Götzen. Roman von Max Ring. Vier Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1870. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Max Ring geht in seinen Schriften nicht auf das Ungewöhnliche, Paradoxe, Raffinirte, wie Sacher-Masoch, er sucht keine schwierigen sittlichen oder physiologischen Probleme zu lösen; er zeichnet Lebensbilder, die er durch einen geistigen Faden zusammenhält. In dem vorliegenden Roman ist es der durch den Titel bezeichnete Gegensatz der Götter und Götzen, welcher den einheitlichen Grundgedanken des Werks bildet. Es handelt sich um die Götter und Götzen der Gegenwart. Zu den letztern gehört vor allem das goldene Kalb, welches von dem schwindelnden Tanz der europäischen Goldgräber und Papierspeculanten umkreist wird; und neben der Börse, als dem Tempel, in welchem dieser Götze verehrt wird, das Ballet, wo die opferheischenden Bajaderen, die Priesterinnen des Sinnencultus, ihren Reigen tanzen. Doch auch noch Götter gibt es in einer Zeit des Fetischdienstes: die Kunst, welcher der Held des Romans mit Begeisterung treu bleibt, die Liebe, welche als eine reine beseligende Macht die Herzen vereinigt und über alle Hindernisse triumphirt, und die Humanität, welche für edle Zwecke, für das Wohl der Menschen wirkt.

Gewiß ist dieser Grundgedanke des Romans ein sehr ansprechender, um so mehr, als die Götter über die Götzen

den Sieg davontragen und die falschen Priester der letztern dem Untergang verfallen. Wir steuern von Haus aus nicht ohne Kompaß auf dem Meere der bewegten Handlung; wir vertrauen, daß uns die Führung des Autors recht führen wird, da ihm die letzten Ziele seines Romans vollkommen klar sind.

Max Ring besitzt eine ungezwungene und gefällige Darstellungsweise, frei von dem prunkenden Schimmer falscher Genialität, lebendig in Schilderungen und Reflexionen, nirgends über die Bahnen des gesunden Menschenverstandes hinausschweifend. Die Bedeutung des Grundgedankens in dem vorliegenden Roman wird nirgends verdunkelt, wenngleich die Bedeutung der Charaktere, die er zu Trägern der Handlung macht, nirgends über ein bescheidenes Mittelmaß, über das Durchschnittsniveau der Romanfiguren sich erhebt. Wer fände nicht alte Bekannte in dem soliden Bankier und seinem unsoliden Sohne, in dem schwärmerischen Maler, in der leichtfertigen Tänzerin, selbst in der geheimnißvollen mater dolorosa, die aus dem Dunkel der Vergangenheit ihre Hand schützend und helfend über den jungen Maler und seine Braut ausstreckt? Doch in der Gruppirung dieser Charaktere liegt etwas Anziehendes, und ihre Zeichnung ist im ganzen so anspruchslos, daß wir nirgends in eine Stimmung kommen, welche nach Ungewöhnlichem verlangt. Unter den Charakteren des Romans erhebt sich indeß doch einer der Hauptgötzendiener über das Niveau der landesüblichen Typen. Der Autor führt uns eine jener problematischen Existenzen vor, wie sie die eigenthümlichen Geld- und Industrieverhältnisse der Neuzeit erzeugen. Mag die Naturforschung die generatio aequivoca leugnen — für unser sociales Leben bleibt sie eine Thatsache; aus ihr gehen Millionäre hervor, denen man ihre Herkunft und den Stammbaum ihrer Millionen nicht recht nachweisen kann. Der Urbrei und zeugungskräftige Schlamm, aus welchem diese Existenzen hervorgehen, ist die Börse, von welcher uns Max Ring die folgende Parabase singt:

> Die alten Götter sind aus der Welt geschwunden, und an ihre Stelle sind die Götzen unserer Tage getreten. Die Ideale haben den Idolen weichen müssen, vor denen die blinde Menge im Staube kniet. Zahlreiche Priester opfern an ihren Altären in herrlichen Tempeln, mit hohen Marmorsäulen und bunter Farbenpracht geschmückt. Ein neuer Glaube ist entstanden, eine Art Weltenreligion, wie zu den Zeiten des römischen Verfalls. In demselben Pantheon thronen in friedlicher Eintracht der griechische Mercur, der Schutzpatron des Handels, die launenhafte Fortuna auf rollendem Glücksrade, der goldene Plutus, der die Welt beherrscht, neben dem chaldäischen Mammon, der Schätze auf Schätze häuft, dem phönizischen Moloch, der wie vor tausend Jahren seine Menschenopfer fordert, und dem goldenen Kalbe Aegyptens, das mehr als je angebetet wird. Von allen Seiten strömen Scharen von Andächtigen herbei, Gläubige und Ungläubige, Juden und Christen, Leviten und Laien, die Bekenner aller Confessionen, die sich unter Einem Dach mit anerkennenswerther Toleranz versammeln. Der Gottesdienst beginnt, ein wunderbares Schauspiel, das mit keinem andern Cultus sich vergleichen läßt. Statt der feierlichen Stille, welche sonst im Heiligthum zu herrschen pflegt, vernimmt man hier ein dumpfes Rauschen und Brausen, einen Lärm, wie wenn das Meer brandend gegen seine Ufer schlägt. Kein Mund öffnet sich zu einem frommen Lied, keine Lippe bewegt sich zum Gebet, kein Priester spricht den Segen oder Worte der Offenbarung und des Heils. Man hört nur ein wirres Durcheinander von Stimmen, abgebrochene Worte, unartikulirte Laute, deren geheimnißvoller Sinn dem uneingeweihten Ohre verborgen bleibt. Vergebens sucht man in der Versammlung nach einem Ausdruck göttlicher Erhebung und Begeisterung, obgleich ein hoher Grad von nervöser Bewegung und krampfhafter Aufregung sich bemerkbar macht. In den Zügen und äußerst lebhaften Mienen einzelner verräth sich zuweilen ein außerordentlicher Wechsel der Stimmung, dessen Ursache jedoch häufig ein Räthsel bleibt. Trauer und Freude, Hoffnung und Verzweiflung ziehen so schnell vorüber wie Regen und Sonnenschein im April. Kein Barometer ist so empfindlich für die leisesten Schwankungen der Luft wie diese zart organisirten Naturen, die von dem unbedeutendsten Gerücht erschüttert werden. Unbestreitbar scheint die ganze Gemeinde unter dem Einfluß gewisser magneto-elektrischer Strömungen zu stehen, da der telegraphische Draht sich nur in Bewegung zu setzen braucht, um eine allgemeine Aufregung hervorzurufen. Er vertritt die Stelle der alten Orakel, und sein Ausspruch wird wie die Stimme des Schicksals verehrt. Im hohen Grade anerkennenswerth ist die Toleranz, die man einander bis zu einem gewissen Punkte erweist. Die Mitglieder der Versammlung sind nichts weniger als pietistische Kopfhänger oder orthodoxe Eiferer; sie besitzen ihre eigene Moral, gerade wie die großen Politiker, und handeln nach besondern Grundsätzen, die allerdings nicht immer mit den gemeinen Begriffen von Recht und Unrecht übereinstimmen. Kleinere Uebertretungen nimmt man nicht allzu genau, und Schwächen verzeiht man gern und leicht dem irrenden Bruder. Wenn er strauchelt oder fällt, vergibt man seine Schuld, vorausgesetzt daß er noch die Kraft besitzt, sich von seinem Falle zu erholen; was gewöhnlich auch geschieht, indem der Gefallene sich in kurzer Zeit nicht nur aufrichtet, sondern meist fester zu stehen pflegt als vor seinem Sturz. Was für alle andern Religionen der Glaube, das ist hier der Credit. Wer diese unschätzbare Gnade besitzt und sich unter allen Verhältnissen zu bewahren weiß, der zählt zu den Auserwählten und genießt die höchste Achtung und ein unbedingtes Vertrauen.

Der Held aber, der sich um Kopfeslänge über das Getümmel erhebt, ist der ehemalige Kunsthändler Herr Fleckel, der aus bescheidenen Anfängen vor unsern Augen zum Millionär wird, zum Hochmeister und Gebietiger der Börse. Von Haus aus strebt Fleckel nach dem erhabenen Ziel, Millionär zu werden; er ist Herausgeber verschiedener Zeitschriften, von denen immer nur die vielversprechende Probenummer erschien, Erfinder und Colporteur eines untrüglichen Mittels für zahnende Kinder, Fabrikant von wasserdichten Kunststeinen, bald Agent, bald Director einiger gemeinnützigen Gesellschaften mit den hochtönenden Namen „Prometheus“, „Phönix“ und „Sphinx“, des „Agronomischen Culturvereins“, der „Animalischen Düngungscompagnie“, des „Europäischen Nachweisungsbureau“ und ähnlicher weltberühmter Anstalten. Hierauf gründet er das „Internationale Pantheon für Kunst, Wissenschaft und Literatur“, ein „Universalmuseum, einen unentbehrlichen Mittelpunkt der geistigen Interessen für die an der Spitze der Civilisation und Intelligenz stehende Metropole“. Die Gründungsgeschichte dieses Instituts wird uns mit vielem Humor geschildert. Das Resultat ist ein betrügerischer Bankrott; Fleckel prellt sogar noch den Executor um 50 Thlr., und fügt so zum Leichtsinn die Gemeinheit.

Nachdem er so für immer sich unmöglich gemacht hat, kehrt er eines schönen Tags aus England als Generalagent des Hauses Dobson und Chiswick zurück; er hat den englischen Millionär überredet, ein industrielles Unternehmen in Deutschland, die Nordwestbahn, in die Hand

zu nehmen und ihm die Leitung zu übergeben. Fleckel wird von dem leichtsinnigen jungen Vertreter des Bankhauses Schröder unterstützt und arrangirt sich mit seinen Gläubigern, wobei die große Nachsicht der Criminalpolizei nicht zu verkennen ist nach Betrügereien, deren Opfer sogar ein Executivbeamter wurde; die Bedenken der Börse werden durch das persönliche Erscheinen des ehemaligen Stiefelwichsfabrikanten, jetzigen Millionärs Dobson überwunden; Fleckel reussirt, nimmt wieder große Unternehmungen in Angriff, wird selbst Millionär und eine Großmacht der Gesellschaft:

In der That besaß Fleckel, abgesehen von seinen sonstigen Schwächen und kleinen Fehlern, einen angeborenen Speculationsgeist, eine ungewöhnliche Erfindungsgabe und vor allem das unbestreitbare Talent, der Welt Sand in die Augen zu streuen und Wind zu machen. Abwechselnd genial und lächerlich, geistvoll und kindisch, bewunderungswürdig und verächtlich, war er der Typus einer Menschenklasse, die gegenwärtig eine bedeutende Rolle in der Welt spielt und, je nach dem Erfolge, bald wegen ihrer Kühnheit und Klugheit bewundert und gepriesen, bald wegen ihrer Frechheit und Gewissenlosigkeit verachtet und verspottet wird. Wie jedes Jahrhundert, hat auch die Gegenwart ihre Charlatane, Goldmacher, Alchemisten, Wunderthäter und Abenteurer. Unsere Cagliostros suchen aber nicht den Stein der Weisen in dem chemischen Laboratorium, sondern an der Börse, sie verwandeln nicht Blei, sondern Lumpen und Papier in Gold; sie haben nichts mit Geistern, sondern mit der wirklichen Welt zu thun, sie citiren nicht die Schatten der Verstorbenen, sondern herrschen über die Lebenden, die, nicht minder leichtgläubig wie die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, sich von diesen modernen Glücksrittern täuschen läßt. Solange sie das Glück begünstigt, erreichen sie alles, Ruhm, Ehre, Macht und Einfluß; selbst ein Thron ist ihnen nicht zu hoch. Wenn Voltaire behauptet, daß ein glücklicher Krieger der erste König war, so kann man mit demselben Recht jetzt sagen, daß ein glücklicher Abenteurer in unserer Zeit die Krone trägt. Die Heroen der Geschichte sind den Helden der Speculation gewichen, und dem großen Onkel ist der kleine aber schlaue Neffe gefolgt.

Dennoch nimmt Fleckel ein Ende mit Schrecken; er verschwindet, als ihm abermals Criminaluntersuchung wegen betrügerischen Bankrottes droht; sein Freund aber, der junge Bankier Jacques Schröder, mit verwickelt in diesen Bankrott, macht seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Die Nemesis versieht in den Romanen von Max Ring ihr Amt mit einer anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit; es wäre nur zu wünschen, daß es im menschlichen Leben gerade so correct zuginge. Das Laster wird bestraft, wenn es auch eine Zeit lang triumphirt, die Tugend belohnt.

Das Gegenbild gegen Fleckel ist der alte reiche Weller mit seinem unsichtbaren Socius, der kein Geringerer ist als der liebe Gott selbst, wie sich am Schluß herausstellt, nachdem sich die Firma Schröder und die Leser lange den Kopf über diesen geheimnißvollen Geschäftstheilhaber zerbrochen haben. Weller hat sich stets von allem Schwindel frei gehalten, sein Geld für wohlthätige Zwecke verwendet und gründet schließlich ein Polytechnikum und eine Kunstschule für Gewerbe, wozu er eine Million, den größten Theil seines Vermögens, hergibt.

Der italienische Professor und die schwärmerische Annunziata, welche für den Maler Bernhard noch zeitig genug stirbt, daß er die Hand der geistig strebsamen, charakterfesten Klara erhalten kann, die geheimnißvolle Dame aus dem fürstlichen Palais, der leichtfertige Bankierssohn und seine „coulante“ Gattin bringen in den Roman das eigentlich spannende Interesse; wie die Fäden verschlungen und gelöst sind, wollen wir hier nicht verrathen, nur auf die Grausamkeit unserer Romandichter hinweisen, welche, um ihren Helden den „Kampf ums Dasein“ zu erleichtern, andere in diesem Kampfe kläglich untergehen lassen. Wie in Spielhagen's „Hammer und Amboß“, thut auch in dem Ring'schen Roman der Held mit seiner ersten Wahl einen Misgriff; sie führt ihn nicht zu voller Befriedigung. Da haben beide Autoren dasselbe Auskunftsmittel; die erste Gattin muß sterben, damit der Held des Romans das Schicksal corrigiren kann. Die harmonische Bildung des Helden ist seit Goethe's Vorgang der letzte Endzweck des Romans; was ihr in den Weg tritt, muß biegen oder brechen; für ihre Helden empfinden die Romandichter einen souveränen Egoismus. Daß der Held dieses Romans ein Maler ist, wie die Helden des letzten Romans von Max Ring: „Fürst und Musiker“, Vertreter der Tonkunst waren, gibt ihm Veranlassung, wie dort manche Verirrungen der Musik, so jetzt die Verirrungen der Malerei mit satirischen Streiflichtern zu beleuchten. Das „Internationale Pantheon“, dessen Unternehmer, Hr. Fleckel, schildert, welche Bilder bei dem Publikum Absatz finden, sowie die Gemäldeausstellung werden mit satirischen Arabesken reichlich umrahmt:

In friedlicher Eintracht hingen fromme Kirchenbilder und nackte mythologische Gestalten, transscendental durchsichtige Idealfiguren neben realistischen Fleischkolossen, Thierstücke und Landschaften, Architekturen und Marinen bunt durcheinander. Hier kniete ein schwindsüchtiger Heiliger, dort schwebte ein wasserköpfiger Engel in der Luft, allen Gesetzen der Schwere Hohn sprechend. Noch immer schleppte der arme Columbus seine schweren Ketten, stand der muthige Galilei vor seinen Richtern, welche die grimmigsten Gesichter schnitten und sehr erzürnt über seine astronomischen Ketzereien schienen. Die unglückliche Maria Stuart wurde unbarmherzig mindestens zum hundertsten mal hingerichtet, und der würdige Sokrates trank seinen Schierlingsbecher, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem so heitern Gesicht, als ob er Champagner schlürfte. Die leberkranke Prinzessin Leonore setzte in dem bekannten Garten dem hypochondrischen Tasso den Lorberkranz auf das schönfrisirte Haupt, wozu dieser eine Verbeugung machte, die jedem Tanzmeister zur Ehre gereicht haben würde. Auch das unschuldige Gretchen mit dem niedlichen Häubchen auf dem goldblonden Köpfchen besuchte noch wie früher fleißig die Kirche, gefolgt von dem liederlichen Faust im prachtvollen Mantel von blauer Seide und dem boshaften Mephisto, der eben aus einer Bütte mit rother Farbe zu kommen schien. Natürlich fehlte es nicht an verschiedenen Julias, die im weißen Négligé von ihren Romeos zärtlich Abschied nahmen, an schwärmerischen Lauras und Beatricen, welche mit ihrem Petrarca und Dante kokettirten. Ein ehrgeiziger Wallenstein krümmte sich am Boden im bloßen Hemde, von der Hellebarte seiner Mörder durchbohrt, während sein berühmter Gegner im gelben Lederkoller seine edle Seele auf dem Schlachtfelde bei Lützen aushauchte. Ueberhaupt bekundeten die historischen Maler einen Blutdurst, der in der That an ihren guten Herzen zweifeln ließ. Ihre Phantasie schwelgte förmlich in den furchtbarsten Greuelscenen und Unthaten, als ob sie bei einem Scharfrichter in die Lehre gegangen wäre. Dafür entschädigten verschiedene Genremaler durch ihre Gemüthlichkeit und wahrhaft harmlose Kindlichkeit, welche die ganze Welt in eine Kinderstube verwandelte. Da gab es Kinder in der Wiege mit und ohne Mütter, in welchem Falle man sich allerdings der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß die kleinen unbeaufsichtigten Wesen leicht zu Schaden kommen dürften; andere Kinder spielten mit großen

Hunden; was ebenfalls in Anbetracht der Bissigkeit und einer möglichen Wasserscheu Bedenken erregen mußte. Auch beim Anblick der verschiedenen „Näscherinnen“, welche die verbotenen Speiseschränke plünderten, lag der Gedanke an eine Indigestion, wo nicht gar an eine mögliche Vergiftung durch allerhand schädliche Substanzen nicht eben allzu fern. Von der Wiege bis zum Grabe waren alle möglichen und selbst unmöglichen Vorkommnisse und Situationen dargestellt, wobei auch in der Kunst das moderne Princip der Arbeitstheilung vielfach zur Anwendung kam. Ein berühmter Genremaler lieferte vorzugsweise „Wochenstuben“ und „Kindtaufen“ mit selig lächelnden, etwas angegriffenen Müttern, glückstrahlenden Vätern, zahnlosen Gevatterinnen und angeheiterten Gästen. Ein anderer Künstler machte dagegen ausschließlich in Hochzeiten und Liebesscenen, während ein dritter in seinen Kirchhofsbildern und Leichenbegängnissen eine melancholische Virtuosität und traurige Bravour entwickelte. Wie auf jeder Kunstausstellung wimmelte es auch hier von italienischen Bauern und Bäuerinnen, Hirten und Hirtinnen, Räubern und Räuberinnen, wogegen auch unsere biedern Landleute aus dem Schwarzwalde und Thüringen ebenso wenig über Vernachlässigung sich beklagen durften, da dieselben in ihren landesüblichen Trachten sich in zahlreichen männlichen und weiblichen Exemplaren weit besser und schöner im Bilde als in der Wirklichkeit präsentirten. Wie die Historienmaler mit besonderer Vorliebe die geschichtliche Verbrecherwelt berücksichtigten, so zeigten einige Genremaler eine nicht minder bedenkliche Neigung für kleine Gauner, Spitzbuben und andere verdächtige Subjecte. Zigeuner und Vagabunden, Kunstreiter und Taschenspieler schienen sich ihrer besondern Gunst zu erfreuen und um so mehr ihrem Ideale zu entsprechen, je zerlumpter und heruntergekommener sie waren, sodaß man in der That sich veranlaßt fand, die Taschen zuzuhalten und auf seine Börse zu achten. Landschaften, Architekturen und Thierstücke waren in solchem Ueberfluß vorhanden, daß man mit Recht eine Theuerung der Leinwand befürchten mußte. Man sah da unzähligemal die Sonne auf- und untergehen, wobei die Maler eine wahrhafte Verschwendung mit Zinnober, Ocher und ähnlichen brennenden feuergefährlichen Farben trieben. Ebenso wenig fehlte es an grünlichen Mondscheinlandschaften, an Seestücken mit und ohne Sturm und an Gewitterscenen mit löschpapierenen Wolken und zweideutiger Beleuchtung.

Diese und ähnliche Stellen beweisen, daß Max Ring auch mit Humor und Satire darzustellen weiß und einzelnen Partien des Romans diese unentbehrliche Würze ertheilt, ohne welche das moderne Zeitgemälde allerdings leicht fad und unerquicklich wird.

3. Luther in Rom. Roman von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der Meister westfälischer Landschafts- und Sittenmalerei, tritt uns hier zum ersten mal mit einem historischen Roman entgegen, der auf dem classischen Boden der ewigen Roma spielt. Dieser Roman schildert uns, wie der Titel bereits bezeichnend angibt, die Erfahrungen, welche unser deutscher Reformator in der Hauptstadt der Kirche gemacht hat, Erfahrungen, deren Bedeutung er selbst in dem zum Motto des Romans gewählten Ausspruch würdigt: „Ich wollte nicht hunderttausend Gülden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.“ Und so spricht Luther selbst es am Schluß unsers Romans scheidend aus, daß ihm Rom ein großes Opfer abverlangt hat, den innern Frieden, die gläubige Einfalt seines deutschen Gemüths;

und es hat mir dafür gegeben den Sturmdrang zum Kampfe für die Wahrheit und das reine Wort Gottes; ich kam in der leichten Kutte des Bettelmönchs, und gehe heim belastet mit der schweren Rüstung eines Streiters Christi, Euer Buch in der Hand, hohe Frau, wie ein scharfes sieghaftes Schwert!

Das Buch, von welchem hier die Rede ist, war das Werk eines kaiserlichen Reformators, Friedrich's II., das dieser niedergeschrieben hatte um die Zeit seiner Excommunication bei dem Concil von Lyon, ein Buch, in welchem allerdings bedeutsame reformatorische Gedanken in energischem Stil ausgesprochen sind. Eine Urenkelin Hohenstaufenscher Herrscherfamilie, Corradina, welche die Heldin der freierfundenen Handlung des Romans ist, hat dem deutschen Mönch das Buch gegeben, und er schöpft aus demselben Inspiration und Begeisterung für sein eigenes Auftreten.

Im ganzen ist das Verhalten Martin Luther's in Rom ein wesentlich passives, er nimmt nur Eindrücke in sich auf; aber diese Eindrücke sind derartig, daß sie uns den Verfall und die Entartung des Kirchenwesens in damaliger Zeit sowie den ungestümen Reformdrang des deutschen Augustinermönchs vollkommen erläutern. Er sieht in dem Hause des Messer Agostino Chigi die Schaustellungen nackter weiblicher Schönheit in lebenden Bildern, an denen die Großwürdenträger der Kirche ihre Freude haben; er hat eine Audienz bei dem Papste Julius II., der seine religionsbedürftigen Herzensergüsse und seinen Glaubensdrang nur verlacht und die Auseinandersetzungen des Mönchs mit den Worten unterbricht:

Ihr seid doch ein Schwärmer, ihr denkt zu viel, ihr Deutschen! Was hat ein Bettelmönch zu denken? Lest euere Messen, singt euere Psalter ab, und dann legt euch auf euern Strohsäcken aufs Ohr. Durch euer Denken kommt ihr zu Ketzereien. Nicht wahr, Padre Geronimo? Laßt die Kirche für euch denken, wie die Kirche uns, ihr alleiniges Oberhaupt, denken läßt für sie; und auch wir denken nicht, denn wenn wir grübelten und dächten, so wüßten wir zuletzt nicht mehr, ob, was wir erdacht, unsere sterbliche Weisheit sei, oder die unfehlbare Eingebung des Heiligen Geistes.

Schließlich wird Luther auf Befehl des Papstes, den die Homilien des Mönchs langweilen, von einem Cardinal und einem Padre unsanft zur Thür hinausgeschoben. „Werft ihn hinaus“, sagt Papst Julius, „ihr seht, daß er ein Dummkopf ist und daß er nichts weiß.“ Es ist dies ein feiner Zug des Dichters! Der Papst hatte keine Ahnung davon, daß er mit dem deutschen Mönch die halbe Christenheit zum Vatican und zu seinem Tempel hinauswarf.

Die Beziehungen Luther's zu dem deutschen Grafen Egino enthüllen uns einige Nachtseiten der katholischen Welt. Die Liebe zur schönen Corradina, die sich einem Todten hat antrauen lassen, führt den Deutschen in ein Kloster am Aventin, welches dem Schloß der Hohenstaufin nahe ist und durch unterirdische Gänge mit ihm correspondirt. Die Romantik der Pönitenzzellen, der Klostermysterien, der Entführungen und Mordthaten steht hier in Blüte — Luther lernt hier die Katakomben des Katholicismus kennen, jene mit Nacht und Grauen bedeckte Welt, deren Schleier auch für die Gegenwart noch bisweilen gelüftet wird, die Greuel der kirchlichen Disciplin und ihre Torturen. Außerdem ist dies eine Partie des Romans, in welcher Schücking's Vorliebe für gewaltsame Erfindungen voll ungewöhnlicher Schauerromantik gipfelt. Schon die Vermählung mit dem Todten ist ein solches gruseliges Cabinetstück — und kaum genügend motivirt, um nicht auf den Charakter der Leichenbraut einen

Schatten zu werfen. Die Begegnung in den unterirdischen Gängen, der Kampf und die Ermordung des Grafen Livio durch den deutschen buckeligen Kraps — das sind Abenteuer, welche auch der stoffhungerigsten Phantasie Genüge leisten. Der Charakter der stillliebenden, opferlustigen Irmgard zeigt uns das deutsche Gemüth, eine zarte Feldblume, die in den sonnenheißen Gärten der ewigen Roma verwelken muß.

Die Darstellung Levin Schücking's ist wie immer lebendig, ohne stilistische Ueberschwenglichkeiten; die Reflexionen, zu denen der Stoff vielfach herausfordert, überwuchern nicht die Erzählung in ungebührlicher Weise. Gleichwol ist nicht zu verkennen, daß die Anschauungen Luther's nur bei den glaubensfestern Gemüthern unserer Zeit lebhaftern Antheil erwecken werden. Gegenüber den großartigen Gemälden Rafael's im Vatican spricht sich diese Beschränktheit, die zwar für Luther und die damalige Zeit charakteristisch, aber für die Gegenwart wenig anziehend ist, am deutlichsten aus, namentlich in der Begegnung zwischen dem jungen Mönch und dem genialen Maler. Von Luther selbst erhalten wir die folgende Photographie:

Der junge Mönch sah mit seiner festen und gedrungenen Gestalt, seinem dicken blonden Kopfe, seinen derben Zügen, denen ein breites, unternehmendes Kinn den Charakter des Muthigen und Energischen aufdrückte, ganz wie ein Deutscher aus. Es war nicht möglich, daß anderes als germanisches Blut durch diese kräftige untersetzte Gestalt rollte. Nur was in seinen auf Egino lächelnd niederblickenden Augen lag, dieses eigenthümliche glänzende Leuchten, dieser Wechsel zwischen hellem Strahlen und tiefem Glühen, den er bald bei der Erregung zeigte, in welche ihn die Unterhaltung mit Egino führte, hatte nichts von nationalem Typus; es war ein Eigenthümliches, ganz diesem jungen Mann im Habit der Augustinermönche Eigenes, das stets eine Art von Zauber auf den, der ihm in dies tiefe flammende Seelenauge blickte, übte.

Nach dem ersten Anblick der unsterblichen Bilder, die seinen Gefährten, den deutschen Grafen, begeistern, daß er mit entfalteten Schwingen ins Morgenroth, in die Himmelsluft fliegen möchte, sagt Luther:

Das Menschengeschlecht, der irdische Leib, unsere elende Körperlichkeit in dieser freien Schönheit dargestellt, das ist ja eine Vergöttlichung der Creatur, als ob sie ohne Sünde geboren sei! Seht diese Gestalten! Sind das irdische Geschöpfe, für den Schmerz geboren, wie wir Menschen es sind, und der Erlösung durch Christi Opfertod, der Gnade bedürftig, um zu leben, um im Schmerz nicht unterzugehen? Stehen sie nicht da in stolzer Selbstgenüge und als ob sie der Rechtfertigung nicht bedürften, weil sie gerechtfertigt durch sich selbst sind? Predigt die neue Kunst im Hause des Heiligen Vaters das Heidenthum?

Da tritt ihm der Maler selbst entgegen:

Es war ein Mann von Gestalt nicht groß und mehr zierlich als stark, von auffallend schönen Zügen, mit reichen auf die Schultern niederfließenden braunen Haaren. Er trug den Kopf auf dem langen Halse ein wenig vorgebeugt; schöne, weitgeöffnete braune Augen glänzten darin, die Haut war von einer feinen olivenfarbenen Blässe bedeckt, es war eine ganz geistige, fast Sorge einflößende Erscheinung.

Die Begegnung zwischen dem Theologen und dem Künstler ist anmuthsvoll durchgeführt:

„Und was spricht Euer Ordensbruder da zu seinem Landsmann... er scheint mit meiner Arbeit nicht sonderlich zufrieden zu sein?" Dabei warf er mit einer Kopfbewegung, die für einen Mann beinahe zu viel Anmuth und etwas Weibliches hatte, das lange Haar zurück; die Stimme, womit er sprach, hatte etwas Klares, Silbertöniges, was eigenthümlich zum Herzen drang. Der deutsche Mönch wendete sich von den Bildern ab und trat dem Maler einen Schritt entgegen, wie betroffen und hingezogen von dieser merkwürdigen Erscheinung. Auch Egino konnte nicht anders als seine Aufmerksamkeit von den Bildern abziehen, um sie den sich gegenübertretenden beiden Männern zuzuwenden, dem schönen seelenleuchtenden Antlitz des jungen Malers, aus dem voller heiterer Lebensmuth bei einem seltsamen, fast Scheu erweckenden Ernste blickte, und dem festgemeißelten Kopfe des Mönchs, der, um anzuziehen, nichts hatte als die in diesem Augenblick von einem ganz eigenthümlichen Feuer belebten Augen; es war als ob aus den vier sich so begegnenden Augen sich kreuzende Strahlen geworfen würden, unsichtbare Geistesfäden hin- und herzuckten, die eine Verbindung suchten und sie nicht finden könnten, ein wechselndes Suchen der Seelen und ein trotziges Herausfordern. „Welch einen Kopf Ihr habt, guter Frate", sagte mit überlegenem Wesen dann lächelnd der Maler; „hätte ich ihn eher gesehen, hätte ich ihn dort unter den Männern der streitenden Kirche brauchen können." Er wies nach rechts hin auf das Gemälde der Disputa. „Vielleicht aber", fuhr er fort, „hättet Ihr ihn nicht dazu hergegeben; Ihr macht ein gar ernstes und wie erschrockenes Gesicht zu diesem Bilde." Er hatte dies in ziemlich fließender lateinischer Sprache gesagt und Bruder Martin versetzte in derselben: „Erschrocken, doch nur über die Schönheit Euerer Darstellungen, die darauf deuten, daß Ihr mehr in Plato's «Gastmahl» als in der Bibel gelesen habt." Der Maler nickte lächelnd. „Ich habe Plato's «Gastmahl» gelesen, aber die Bibel auch; es hat, sagt es selbst, meinen Bildern nicht geschadet." — „Nicht Euern Bildern, vielleicht aber schadet es den Seelen, welche sich in diese Bilder versenken." — „Und weshalb?" — „Weil sie wie ein berauschender Zaubertrank sind. Diese Fülle von Schönheit ist zu groß, um nicht das Herz gefangen zu nehmen und es in einen gefährlichen Traum von menschlicher Hoheit, Größe und Schönheit zu lullen. Seid nur ganze volle Menschenbilder — also predigt ihr da von diesen Wänden herab — und ihr habt der Schönheit, des Glücks, der innern Harmonie genug; ihr strahlt dann als freie Könige der Welt, ihr seid dann die Gestalt gewordenen ewigen Ideen, die aus dem Schose des göttlichen Wesens euer griechischer Philosoph hervorgehen läßt — ihr bedürft nicht mehr!" — „Und soll ich solche Wesen nicht darstellen?" sagte der junge Maler. „Ist der Gott der Bibel schwächer, ohnmächtiger als das ewige Wesen Plato's, und wenn dies Ideen bildet, die, zur Gestalt geworden, sich als Ideale schöner Erscheinungen darstellen, soll ich dann den Inquisitor wider sie machen und sie als heidnisch, unchristlich und sündhaft vernichten, sie in der Glut meiner christlichen Devotion als Ketzer verbrennen? Sind die Geschöpfe des christlichen Gottes schwächer und ungesunder, und erkennt Ihr nur die gestümperten als seine Kinder, die wie die langen magern und verdrehten Heiligen in Euern deutschen Kathedralen und leider auch in unsern italischen aussehen?" — „Der Gott Plato's ist nicht unser Gott", erwiderte lebhaft der deutsche Mönch. „Der Gott Plato's ist der Gott der heidnischen Welt. Was die alte Welt darstellt, was die heidnischen Künstler bilden, das ist eine Welt des Glücks, des Heldenthums, des Siegs, der Kraft, des sich selbst genügenden Seins, der Daseinsfreude. Das Alterthum ist das Erdenglück. Das Christenthum aber ist der Schmerz. Im Alterthum gehört der Mensch der Natur, im Christenthum dem Geiste. Es herrscht im Christen der Zwiespalt zwischen Mensch und Natur. Die Sünde hat den Zwiespalt zwischen sie gebracht. Der Zwiespalt geht bis zum völligen Auseinanderscheiden beider, dem Tode, und so ist unser ganzes Leben ein schmerzhafter Kampf, ein Sichdurchschlagen bis an jenes dunkle Thor ins Jenseits, an dessen Schwelle wir zusammenbrechen, und durch das sich dann ein rettender Arm hervorstreckt, um uns hineinzureißen in die Burg des ewigen Friedens. Darum, Meister, thut Ihr unrecht, wenn Ihr Menschen malt, in denen kein Zwiespalt ist, die nicht sterben können, weil ihr harmonisches Sein in einer Herrlichkeit des Geistes und der Gestalt dasteht, an der keine Sünde ist, und die

nicht zu kämpfen brauchen bis an den Tod. Wir sind Christen und wissen, daß wir der Gnade bedürfen, wollen wir das Leben haben. Ich habe mir manches betrachtet, was von Kunstschätzen des Alterthums hier in dieser alten Weltstadt vom Untergang gerettet und den fremden Besuchern zur Anschauung freigestellt ist. Da habe ich herausgefunden, daß die Aegypter am besten die Schönheit des Thiers dargestellt haben, die Griechen am besten die Schönheit der Menschen; die Christen aber sollen am besten die Schönheit der Seelen darstellen, das soll ihre Kunst sein. Ihr aber, Meister, bildet Göttermenschen."

Die düstere Weisheit des Augustinermönchs hat hier durchaus keinen weltbefreienden Zug. Sollte indeß der Deutsche, welcher Wein, Weib und Gesang liebte, aller Lebensfreudigkeit in künstlerischer Gestaltung so entfremdet gewesen sein?

Der neue Roman Schücking's ist reich an Ideen und Gestalten. Einzelne Schilderungen sind durchweg spannend — gleichwol erwärmen wir uns im ganzen wenig für die Hauptcharaktere des Romans; es fehlt ihnen der volle Pulsschlag des Lebens, sie erscheinen wie mit feiner Kunst auf Gemälde hingezaubert, deren Betrachtung in dem deutschen Mönch den Reformator weckt und diese Wandlung dem Leser begreiflich machen soll.

Rudolf Gottschall.

Ein steirischer Volksdichter.

1. Zither und Hackbret. Gedichte in obersteirischer Mundart von P. K. Rosegger. Mit einem Vorworte von Robert Hamerling. Graz, Pock. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteirischer Mundart von P. K. Rosegger. Graz, Pock. 1870. 8. 24 Ngr.
3. Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande von P. K. Rosegger. Graz, Verlag des „Leykam". 1870. Gr. 8. 28 Ngr.

Durch die Reformation hat die Geschichtsentwickelung mit der Naivetät gebrochen, und charakteristisch für die neue Zeit ward die souveräne Macht des reflectirenden Geistes. Alles Herkommen in Staat, Gesellschaft und Kirche unterwerfen wir der Sichtung der Vernunft. Dies bringt die gewaltige Arbeit, den mächtigen Fluß in die moderne Culturentwickelung. Die Poesie findet ihre Bestimmung darin, die ewigen und göttlichen Ideen, die in der Epoche nach Gestaltung ringen, zu schöner Erscheinung zu bringen. So entflammt sie die Kinder der Zeit für die Arbeit ihrer Zeit, indem sie das Dauernde von dem Vergänglichen scheidet, zugleich aber auch mit prophetischem Blick auf dessen Fortentwickelung in der Zukunft hindeutet. Dies Wurzeln im Geiste der Zeit gibt dann den poetischen Schöpfungen die Lebenskraft für die Zukunft. Der Geist der Epoche wird daher nur in jener Sprachform stattfinden können, in welcher sich die Nation vor allem in ihrer Einheit begreift und findet, und welche vom Provinziellen, von jedem Dialekte losgelöst ist. Deshalb finden wir kein Beispiel, daß eine Dichtung, die vom Ideengehalt der Epoche gesättigt ist, sich des Dialekts bedient hätte. Die Dialektpoesie zieht sich auf enge Kreise zurück; in ihr Bereich zieht sie nur das unmittelbare Leben und Weben des Menschengeistes im Naturzustande, bevor noch die Reflexion die Nabelschnur gelöst. Darin liegen die Mängel der Dialektpoesie und ihre Vorzüge. Letztere werden indeß nur dann hervortreten, wenn der Dichter nicht aus Koketterie zum Dialekte griff, sondern wenn er naturnothwendig dazu getrieben ward, weil er in der Anschauungsweise des betreffenden Volksstamms heimisch ist.

Wir können dies von jenem Dialektdichter sagen, auf den wir die Aufmerksamkeit hinlenken wollen.

Rosegger, den Robert Hamerling als „jüngern Sangesbruder" einführte, ist ein Dichter, den nicht die Lektüre dazu gemacht, sondern die Natur. In einem einsamen Bauerhofe Obersteiermarks geboren, trieb er als Kind die Schafe zur Weide; als er kräftiger ward, schaffte er im Hauswesen der Aeltern. Spät erst lernte er das Lesen und Schreiben. Im Jahre 1858 erhielt er einen Volkskalender in die Hand, in welchem er eine Dorfgeschichte von August Silberstein: „Der Zierthalerhof", gefunden. Das war von mächtigem Eindrucke auf ihn, es weckte das schlummernde poetische Talent. „Von dieser Zeit an wurde es anders in mir; die halben Nächte saß ich beim Kienspan und schrieb, und schrieb allerlei wunderliches Zeug durcheinander", erzählt Rosegger selbst. Schwächlich von Natur entschloß er sich zum Handwerkerstand. „Ich kam zu einem Schneidermeister und habe mit demselben ein wahres Nomadenleben geführt. Wir zogen von einem Bauer zum andern, und am Samstag ging ich wieder heim zu den Aeltern und las und schrieb die Nacht und den Sonntag hindurch. Da fiel es mir einmal ein, Gedichte, wie ich sie gemacht hatte, nach Graz an die Redaction der «Tagespost», welche Zeitung beim Wirth im Dorfe auflag, zu schicken. Das war mein Glück. Der Redacteur, Hr. Dr. Svoboda, schrieb mir, daß ich Talent habe, und daß er alles aufbieten werde, meiner Lebensbahn eine andere Richtung zu geben, ich möge ihm nur alle meine Schriften — deren ich wirklich schon mehrere Pfunde vorräthig hatte — zusenden." Von nun an ward der Entwickelungsgang Rosegger's ein anderer. Der Zwanzigjährige suchte durch angestrengte Arbeit das in früherer Jugend Versäumte nachzuholen. Nach vier Jahren solcher Selbstbildung entschloß er sich, mit einer umfassendern Probe seines Talents vor das Publikum zu treten, wobei ihm Robert Hamerling als Geleitsmann diente. Es war dies die Gedichtsammlung „Zither und Hackbret"; sie führte den Namen von den im steirischen Oberlande zwei beliebtesten Musikinstrumenten. Mag das Bild abgeblaßt sein — die Lektüre dieses Buchs muthet an wie ein Waldgang an einem lichten Sonntagsmorgen. Erquickender Harzgeruch füllt die Luft, in den Bäumen singt und klingt es, von fern her schlägt das Rauschen des Gießbachs an das Ohr, und von den Höhen klingen die lerchengleich aufwirbelnden lustigen Vierzeilen aus dem Munde der Sennerin oder des heimschreitenden Holzknechts. Die Liebe führt in dieser Gedichtsammlung das große Wort; freilich fern von mächtiger Leidenschaft, aber auch ebenso fern von blasser Sentimentalität. Herzinnigkeit fehlt nicht, aber auch nicht der Muth, derb und keck

zu sein; man merkt, Naturmenschen handeln dies Thema ab. Wie innig ist das Gedicht:

'S Pfüatdihgottnehma.[1])

Ih thua mih nit fürchtn
Wann s' mih einilegn in d' Erd,
Aba 's Aussitrogn fürcht ih,
Vo da Muata[2]) ihrn Herd.

Na, 's Aussitrogn fürcht ih nit
D' Muata geht ma noch;
Aba 's Einschlofn fürcht ih,
Werd neamamehr woch.

Na 's Einschlofn fürcht ih nit,
Weil ih auf jo wieda steh,
Aba 's Pfüatdihgottnehma
Von Diandl thuat weh.

Voll derber Schalkheit ist:

Aba nit z' viel.

A Bisserl konnst scho zan Diandl gehn,
A Bisserl konnst schon an Fensterl stehn,
A Bisserl konnst schon einischaun,
A Bisserl konnst scho klopfn on,
Aba nit z' viel!
Geh, klopf nit z' stork, 's Glos is' dünn,
An Fensterscheiberl is' bold hin.

Als Beispiel urwüchsiger Epigrammatik diene:

Auf a mogers Diandl.

Dir därf ih'n Himmel scho vakündiga,
Schau! Du konnst jo gor nit fleischli sündiga,
Wos kunnt dann ah da Teufl mit dir thoan,
Er will a Fleisch, er brot jo koane Boan.

Was uns auffällt, ist, daß die Schönheit der Natur seltener die Veranlassung eines Liedes wird. Es mag dies deshalb sein, weil das Maß der Liebe erst in der Trennung vom Geliebten erkannt wird; in den Armen der Geliebten ruht die Sehnsucht und das Lied, zu der Entfernten erhebt sich die Seele auf Liedesschwingen. Doch fehlen Stücke dieses Genre nicht gänzlich, hervorgehoben sei „Gottes Hochzeitsfest".

Ein schlichtes aber tief empfundenes Lebensbild stellt sich uns dar in „Des Ahndl ihr Traum ban kloan Ahndl sein Wiagei". Auch das ernste Gesicht des Didaktikers kehrt uns manchmal der Dichter zu, wie in „'s Stückl Brot und sei Gschicht", „A por Wörtl an meine Londsleut", „Der Omashaufn"; frischer Humor ist die Signatur von „A betende Jungfrau", „Da Meßnabua". Ein herzliebes Lied ist:

Nutz Heidl![3])

's Hascherl[4]) in Heiderl[5]) is leidi[6]),
's Augerl is' ah noh nit hell,
's Busserl is' noh nit recht zeiti,
In Herz steckt a buxkloane[7]) Seel.
Nutz Heidl!

Und 's Hascherl in Heiderl wird schneidi[8]),
's Augerl bleibt ah nit so trüab;
's Busserl von Büaberl wird zeiti,
In 's Herz kimmt a Buttn[9]) vull Liab.
Nutz Heidl!

Etwas zu derb realistisch klingt uns: „Wos warst für a schöns Diandl!" Die erste Strophe lautet:

1) Abschiednehmen; Pfüat dih Gott = Behüte dich Gott. 2) Mutter. 3) Brav wiegen. 4) unbehülflicher Mensch. 5) Diminutiv von Wiege. 6) traurig. 7) sehr klein. 8) muthig. 9) hölzerner Tragkorb.

Wos warst für a schön's Diandl
Auf der Olm ba die Küa;
Do wa 's Kiderl[1]) vul Mist
Oba 's Wangerl vul Blüa!

Das Naturbild „Olmleuchtn" leidet an einem zu weit hergeholten Vergleich; der Dichter erklärt das „Olmleuchtn":

Da Herrgott zündt
Ols geweichte[2]) Kirzan seine höchstn Felsn on,
So oft auf d' Nocht a Muata bet für's liabe Kind.

Die drei letzterwähnten Gedichte gehören schon der lyrischen Beigabe von „Tannenharz und Fichtennadeln" an. Das ist eine Sammlung von Geschichten, Schwänken, Skizzen und Liedern, welche ganz den naiven, frischen Geist der ersterwähnten Gedichtsammlung athmen. Die dorfgeschichtlichen Anläufe sind treuer im Gedankenkreise und der Anschauungsweise des Volks gehalten, das in ihnen denkt, handelt und empfindet, als bei Auerbach, dessen Schwarzwälder denn doch zu sehr in sonntäglicher Noblesse auftreten; doch fällt der Dichter auch nicht in die zu derben Realismen des Schweizers Jeremias Gotthelf. Liebe und Treue finden eine schöne Verherrlichung in der schlichten Geschichte „D'Annamiadl". Anmuthende Stimmung athmet das köstliche Idyll: „D'Schwoagerin und die Küa". Aus dem eigenen Leben geschöpft ist: „Da Schneidapederl." Der heimatliche Boden und dessen Bewohner finden treue und liebewarme Schilderung. Noch eine eigene Gattung der Erzählung schuf sich der Dichter, in der vor allem jener derbe Humor — freilich zumeist parodistischer Natur — durchschlägt, der den Bewohnern der Alpenlande eigen; es ist dies die Wiedergabe griechischer und biblischer (jüdischer) Mythen, so „A Kapitl vo die oldn Griachn", „Voder Abraham". Was die Sprache betrifft, ist hier die Eigenheit des obersteirischen Dialekts sorgsamer und treuer gewahrt als in „Zither und Hackbret", in welcher Gedichtsammlung dem Leser, der des Dialekts unkundig, manche Concessionen gemacht wurden; dem dadurch erschwerten Verständniß sucht ein dem Werkchen beigegebenes Glossar zu Hülfe zu kommen. Daß durch die häufige Zuhülfenahme des Glossars der Totaleindruck leidet, ist erklärlich; so erschienen uns diesem gegenüber als Fortschritt die in anmuthiger, neuhochdeutscher Prosa geschriebenen „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande".

Der Verfasser sagt daselbst einmal:

Die Sitten und Gebräuche des Volks, so unbedeutend sie auch oft scheinen mögen, ehrt sie! Sie sind das Erbe der Väter aus alten Zeiten, und innig sind sie verwoben mit dem armen Menschenherzen, das sich noch nicht emporzuringen vermocht zum freien Lichte des Geistes; sie sind die Goldfäden, die sein herbes Los mit dem Heitern und Schönen, mit dem Ideale verweben. Und diese goldenen Fäden ziehen sich durch das ganze Menschenleben von der Wiege über den Traualtar bis zum Grabe. Selbst um den Sarg weben sie noch den zarten, milden Schleier der Poesie.

Mag sich auch der Geist von diesen Sitten und Gebräuchen befreit haben, das Herz hängt noch daran, darum die Pietät und Treue in der Farbengebung. Weil aber eben der Verstand sich schon davon befreit, so liegt ihm der Gedanke nahe, daß es der Zug unserer Zeitentwickelung sei, daß alle Natur im Geiste wiedergeboren werde, daher auch Ueberlieferungen vergangener Sitten

1) Diminutiv von Kidl = Kittel. 2) geweiht.

und Gebräuche in gleichem Maße schwinden, als die Cultur sich ausbreitet. Dieser Gedanke ruht wie elegische Verklärung über den meisten dieser Bilder. So eint sich hier der culturhistorische Werth mit dem poetischen. Dazu kommt es, daß Treue und Wahrheit der Schilderung das frisch pulsirende Leben nicht beseitigt hat. Der Rahmen, in den das Bild gefaßt, ist häufig ein novellistischer. Der Stoff ist ein reicher. Es mag keinen Festtag des Jahres, kein denkwürdiges Ereigniß des Lebens geben, von dem wir nicht erführen, wie der sinnige Volksgeist seine poetischen Blumenkränze um sie schlingt. Auch die socialen Verhältnisse treten in scharfen Umrissen vor uns hin, sodaß wir nach Durchlesung dieses Buchs kein gefälschtes, sondern ein farbentreues und uns doch liebes Bild der Bewohnerschaft des steirischen Oberlandes besitzen. Wie Sehnsucht beschleicht es uns nach diesen Gebirgswäldern, nach den einsamen Gehöften, den abgelegenen Dörfern, worin noch ein Stück urwüchsigen Volksthums, „derb und rauh zwar, aber eigenthümlich und sinnig", seiner Bestimmung harrt, frische Kraft dem großen ganzen deutschen Volke zuzubringen und dafür die Segensfülle reicher Cultur entgegenzunehmen.

Hier und da hat die Kritik schon die Frage aufgeworfen, wohin Rosegger nun sich wenden werde, da er doch unmöglich immer bei den Bauern verbleiben könne. Auch wir sind nicht im Stande uns besonders für das Genre der Dorfgeschichte, dem er sich jetzt zuneigt, erwärmen zu können; aber wir meinen, daß er noch einer Uebergangszeit bedarf. Ob ihm dann jener Uebergang zu Dichtungen modernen Geistes gelingen wird, wie er Auerbach gelang, mit dem hier und da Rosegger verglichen wird, müssen wir der Zukunft anheimstellen. Jedenfalls bedarf es dazu ernster Arbeit, eines nimmermüden Strebens, die moderne Ideenströmung sich zu eigen zu machen. Im übrigen hoffen wir, daß der gesunde Kern, das reiche Talent, die Tiefe und Frische des Empfindens, die in Rosegger ruhen, ihm den rechten Weg werden finden helfen.

Zur Frauen-Unterrichtsfrage.

1. Die berliner Frauen-Vereins-Conferenz am 5. und 6. November 1869. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage von Luise Büchner. Berlin, Janke. 1870. 8. 10 Ngr.
3. Die Stellung der deutschen Lehrerinnen von Marie Calm. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Zur Frauen-Unterrichtsfrage in Preußen von Ulrike Henschke. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Schriften sind seit wenigen Monaten erschienen und könnten alle den Titel der letztgenannten „Zur Frauen-Unterrichtsfrage" führen. In der ersten: „Die berliner Frauen-Vereins-Conferenz", ist es zunächst Nöggerath, der die Nothwendigkeit der Gewerbeschulen für das weibliche Geschlecht betont; er hat selbst eine solche in Brieg in Schlesien ins Leben gerufen. Neben ihm ist es Emminghaus, der ein fast vollständiges Bild aller Berufskreise entwirft und zu dem Resultat gelangt, daß kein Kreis als solcher den Frauen verschlossen sein dürfe, und es sich darum handle, zu den gemäßen die nothwendige Vorbildung zu schaffen. Vom Handwerk ausgehend betont er, daß wenn Frauen auch auf das Schlächter-, Schmiede- und Schlosserhandwerk verzichten würden, die große Menge der Handwerke (nach Daul 500) für Frauen geeignet seien. Ebenso wäre der kaufmännische Geschäftsbetrieb nach den meisten Richtungen den Frauen zugänglich, wenn auch eine Vorbildung dafür nothwendig sei. Für die Landwirthschaft in rationellem Sinne thätig zu sein bedürfe es gleichfalls der Vorbereitung. So stellt sich die Nothwendigkeit der Gewerbe, Handels- und Ackerbauschulen für Frauen heraus. Die Kunst ist dasjenige Gebiet, das seinen universalen Charakter noch am meisten bewährt, und deshalb werden auch Kunstschulen noch am ehesten von beiden Geschlechtern besucht, dennoch ist das Bedürfniß nach Zeichenschulen für das weibliche Geschlecht vorhanden. Was den Berufskreis innerhalb der gelehrten Fächer betrifft, so meint Emminghaus, daß auch hier den Frauen nicht der ganze Kreis verschlossen sein dürfe, daß sie vielmehr für einzelne Facultäten Schüler und Lehrer an Hochschulen sein müßten. Der Lehrberuf und der ärztliche sei den Frauen zugänglich zu machen und selbstverständlich die nothwendige Vorbereitung an Seminaren und Hochschulen. Emminghaus macht folgenden bemerkenswerthen Vorschlag: „Die Hochschulen in den kleinen deutschen Städten sollten für Frauen eingerichtet werden, denn vieles, was gegen das Studium der Männer an kleinen Universitäten spricht, spricht gerade für das Studium der Frauen an denselben." Behandelt Emminghaus die Unterrichtsfrage in großem Stil, fordert er Umgestaltung und Neugestaltung von Lehranstalten in einer Ausdehnung, zu deren Realisirung die bedeutendsten Mittel nothwendig wären, so beschränken sich die drei letztgenannten Schriften auf einzelne Gebiete und zeigen an den bestehenden Verhältnissen die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Reformen.

Allen dreien ist es gemeinsam, auf die mangelhafte Ausbildung in den Töchterschulen hinzuweisen. Luise Büchner betont das Mangelhafte des Handarbeitsunterrichts und verlangt größere Aufmerksamkeit und systematischere Behandlung desselben, sowie obligatorische Einführung in Stadt- und Landschule.

Marie Calm und Ulrike Henschke behandeln eingehend die Stellung der deutschen Lehrerin und ihre Benachtheiligung sowol in materieller als in geistiger Beziehung. In Preußen existiren 81 Seminare für die Ausbildung der Lehrer, und 8 für Lehrerinnen; in allen übrigen deutschen Staaten sind nur drei Seminare für Lehrerinnen vorhanden, sodaß es in Deutschland 133 Seminare für Lehrer und 11 für Lehrerinnen gibt. „Es unterrichteten aber in Preußen 1864 an öffentlichen Schulen 4610 Lehrerinnen, außerdem eine Menge von Privatlehrerinnen, Gouvernanten; es gehen ins Ausland geprüfte und ungeprüfte Erzieherinnen, sodaß die Vorbereitung zu diesem Berufe wol berücksichtigt zu werden verdient."

Hat die Schrift von Ulrike Henschke gemeinsam mit der von Marie Calm die Betrachtung des Lehrberufs der Frau, so behandelt erstere, wie es auch der Titel zeigt, die ganze Schulbildung der Mädchen des gebildeten Mittelstandes. Sie rügt die geringe Aufmerksamkeit, welche Gemeinden und Staat der Erziehung des weiblichen Geschlechts zollen. Die Töchterschulen sind Privatunternehmungen, meist finanziell unsicher gestellt und deshalb geizen sie mit den Lehrkräften; die Stunden, die ein Gymnasiallehrer oder Geistlicher gerade frei hat, werden benutzt, und in Rücksicht darauf, nicht nach innerer Nothwendigkeit wird der Lehrplan entworfen. Außer diesem Mangel herrscht hier auch die gänzliche Vernachlässigung dessen, was für das praktische Leben der künftigen Hausfrau und Mutter nothwendig ist, worauf die Verfasserin hinweist.

Die Haushaltungslehre, die Geschichte der Industrie, Unterricht in der Chemie und Volkswirthschaftslehre, Gesundheitslehre und Pädagogik sind in den Schulplan für Töchterschulen aufzunehmen, nebst einem praktischen Cursus im Kindergarten.

Diese Reformen hält Ulrike Henschke im Interesse der Erziehung der Jungfrau für die Familie nothwendig: weiter geführt könnten sie zur Berufsbildung für das Fach der Buchhändler, Apotheker, Droguisten hinüberleiten.

Wir machen auf die genannten Schriften aufmerksam; sie haben neben ihrer praktischen Bedeutung auch eine theoretische, und zeigen, daß die so viel besprochene Frauenfrage bereits das erste Stadium überwunden hat, das Stadium, welches Goethe „die weitschweifige, nulle Epoche" nennt, und daß sie sich hinübergerettet hat aufs feste Land, wo es „mit Bestimmtheit, Präcision, Kürze gethan ist".

Feuilleton.

Neue Goethe-Ausgabe.

Von der in Hempel's Verlag in Berlin veranstalteten, nach den Quellen revidirten Ausgabe von Goethe's Werken sind dem vor kurzem erschienenen „Faust" und dem dritten Theile der „Gedichte" nunmehr die „Sprüche in Prosa" gefolgt — ein Werk, welches in dieser Gestalt den Freunden der Goethe-Literatur besonders schätzenswerth erscheinen wird, indem sich H. von Loeper hier zuerst der Aufgabe unterzogen hat, die einzelnen Sprüche auf ihre Quellen zurückzuführen und ihren Zusammenhang, namentlich ihre Beziehung zu den gereimten nachzuweisen. So außerordentlich schwierig diese Aufgabe jedenfalls war, so konnte dieselbe doch von einem so bewährten und umsichtigen Goethe-Kenner wie der Herausgeber insoweit gelöst werden, daß er nur die Nachweisungen von einer kleinen Reihe Sprüche schuldig zu bleiben brauchte. Die Rubricirung der Sprüche ist mit logischer Berechtigung in derselben Weise beibehalten, wie es die Herausgeber des Nachlasses, eine Aeußerung Goethe's gegen Eckermann zur Richtschnur nehmend, bereits durchgeführt hatten; nur in wenigen einzelnen Fällen, wo die frühere Gruppirung gegen die Rubriken „Ethisches", „Kunst", „Natur" verstieß, wurde von der traditionellen Anordnung abgewichen. Die aus Sterne's „Koran" entlehnten Reflexionen, auf welche das „Deutsche Museum"*) und die „Blätter für literarische Unterhaltung"**) bereits früher aufmerksam machten, sind zwar wieder mit unter die ethischen Sprüche aufgenommen, im Commentar jedoch als Angeeignetes gekennzeichnet worden. Eine schätzenswerthe Hülfe zum Gebrauche dieses Buchs der Weisheit bietet ein dreifaches Register für die Anfänge, die Namen und den Inhalt. Wem demnach diese originalen Sprüche lieb gewesen sind, welche sich ebenso wol auf die Natur wie auf die geistige und sittliche Bildung erstrecken und die Spruchsammlungen eines Epiktet und Marc Aurel, eines Larochefoucauld, Seume und Lichtenberg an Bündigkeit und Fruchtbarkeit bei weitem übertreffen; wer diese Reflexionen als die edelsten Früchte Goethe'scher Altersweisheit zu schätzen gewußt hat, dem wird durch den gewissenhaft ausgearbeiteten literarisch-historischen Commentar ihr Verständniß nunmehr leicht zugänglich, ihr Werth mithin unvergleichlich erhöht erscheinen.

Eine der werthvollsten Bereicherungen der Classikerliteratur erhalten wir in der von Loeper erläuterten Ausgabe des „Faust", wodurch in ähnlicher Weise wie in Carriere's trefflicher Ausgabe (in Brockhaus' „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhundlrts") dem größern Publikum die Möglichkeit geboten wird, ohne Studium umfangreicher und sich meistens widersprechender Commentare in den Sinn dieses theils fragmentarischen, theils lückenhaften „incommensurablen" Werks — wie der Dichter es selber nannte — einzudringen. H. von Loeper sucht in seiner eigenen Weise die Einheit der Idee in dieser großartigen Schöpfung anzudeuten, gibt aber zugleich einen umfassenden und kritischen Hinweis auf alles, was von Ahser, Deycks, Weiße, Gruppe, Rötscher, Gervinus und andern Erklärern hervorgehoben worden ist, schließt sich jedoch selber der philosophischen Auslegung Carriere's am nächsten an. Der Entstehungsgeschichte des Werks folgt eine kritische Betrachtung der einzelnen Scenen, und jedem der beiden Theile ein Anhang, welcher die Paralipomena und die Textrevision enthält. Von unschätzbarem Werth sind für den ungelehrten Dilettanten die unter dem Text befindlichen Noten sacherklärenden Inhalts, wobei wol Düntzer's Commentar in zweckmäßiger Weise benutzt, aber auch viel Neues aus dem Wissensschatz des Herausgebers gespendet worden ist.

*) Nr. 48 f. 1867: „Ist Gotehe ein Plagiarius von Lorenz Sterne?" von R. Springer.

**) Nr. 10 f. 1869: Feuilleton, worin der englische Text neben den deutschen gesetzt ist.

Die Verehrer Goethe's wird in gleicher Weise der jetzt ausgegebene dritte Theil der „Gedichte" (Berlin, Hempel) interessiren, insofern derselbe neben sämmtlichen Gedichten, welche in den nach Goethe's Tode erschienenen Ausgaben neu veröffentlicht wurden und allen in Briefwechseln und Einzeldrucken zerstreuten Stücken, auch die von Loeper beigesteuerten, bisher ungedruckten Gedichte, in einer Anzahl von 154, enthält. Es fehlen nur einige bisjetzt noch verheimlichte Gedichte und ein paar Obscönitäten, wie das „Tagebuch", welche grundsätzlich weggelassen sind. Der Herausgeber, F. Strehlke, Director des Gymnasiums zu Marienburg, hat die einzelnen Gedichte mit Anmerkungen versehen, welche um so willkommener sind, als gerade diese bisher unbekannten Dichtungen der Erklärung bedürfen. Auch bei diesem Bande zeugt die beigefügte Revision von der Sorgfalt, welche der Verleger wie die Herausgeber dieser Goethe-Ausgabe auf die Herstellung eines richtigen Textes verwenden.

Der deutsche Sprachunterricht und die Mundarten.

Das Verhältniß der Mundarten zum Sprachunterricht ist schon öfter Gegenstand des Nachdenkens und der Erörterung seitens unserer Pädagogen gewesen. Vor allen hat Rudolf von Raumer in seinem berühmten Werke: „Der Unterricht im Deutschen", dieser Frage eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ihm gilt die gesprochene Mundart als die eigentliche Muttersprache des Schülers. Mit ihr ist er aufgewachsen, und sie ist das ursprüngliche Organ seiner Gedanken und Empfindungen. Es wird deshalb die Aufgabe der Volksschule sein, den Schüler, soweit er sich überhaupt an der Schriftsprache betheiligen

soll, von seiner Mundart zur Schriftsprache hinüberzuleiten. Dem ganzen Zweck und Charakter der Volksschule gemäß wird dies aber möglichst auf dem Wege praktischer Uebung zu geschehen haben." Der Gegensatz zwischen der Schriftsprache und der Mundart tritt am auffallendsten hervor in solchen Sprachen, welche, obgleich sie die Elemente der schriftgemäßen Ausbildung besitzen oder auch einst besessen haben, einer siegreichen Schwestersprache gegenüber auf den Standpunkt einer gewöhnlichen Mundart zurückgedrängt sind. So im Provenzalischen, so im Niederdeutschen oder Plattdeutschen. Muß das niederdeutsche Bauernkind hochdeutsch in der Schule lernen, also ein seiner Muttersprache völlig entgegengesetztes Idiom, so wird dem Lehrer von vornherein nichts anderes übrigbleiben, als den heimischen Dialekt im Unterricht ebenso heranzuziehen, wie er ihn vergessen lehren soll. Eine theoretisch-pädagogische Betrachtung über dieses in der Praxis sich wol von selbst darbietende Verhältniß finden wir unter anderm in der Programmabhandlung von Karl Strackerjan, Realschuldirector in Oldenburg: „Das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht" (Oldenburg 1866). Aehnlich, wenn auch principiell verschieden, ist das Verhältniß der ober- und mitteldeutschen Mundarten zur hochdeutschen Schriftsprache. Hier wird der Lehrer öfters wegen der feinern Unterschiede zwischen lebendiger Sprache und Schrift einen schwerern Stand haben als der Lehrer im Gebiete des Plattdeutschen, weil dieser es mit zwei völlig verschiedenen Sprachorganismen zu thun hat. Auch im hochdeutschen Gebiete tritt an den Lehrer die Forderung heran, daß er die Mundart als Hülfsmittel beim Unterricht benutze. In anregender Weise behandelte dieses Thema, wenn auch nicht mit Beschränkung auf die hochdeutschen Mundarten, Karl Julius Schröer in einem Vortrage: „Der deutsche Sprachunterricht und die Mundarten", welchen er in einer Nebenversammlung des neunzehnten allgemeinen deutschen Lehrertags, den 8. Juni 1870 hielt, und welcher jetzt als Separatdruck aus der Zeitschrift „Die Volksschule" vorliegt (Wien, Sallmayer und Comp., 1870). Indem der Verfasser jenen Grundsatz R. von Raumer's auch zu dem seinigen macht, hält er es für unerlaßlich, daß die Lehrer zu der Aufgabe, den Schüler von der Mundart zur Schriftsprache hinüberzuleiten, geschickt gemacht werden. Der Lehrer soll, ohne daß er sprachvergleichende Studien treibt, die Einsicht gewinnen, daß die Volksmundarten kein verderbtes, aus gesetzlichen Gleisen gerathenes Schriftdeutsch sind, sondern die örtlich gefärbte natürliche Fortbildung der Sprache unserer Väter; dann soll er eine allgemeine Kenntniß gewinnen von den deutschen Hauptmundarten, und sich in einer derselben, in seiner eigenen oder einer, die seiner Heimat die nächste ist, heimisch fühlen. Wol im Bewußtsein, daß die Erfüllung nicht so bald winken wird, schließt Schröer seine Betrachtung mit dem Antrag, den er „schweigend in die unendliche Zeit niederlegt", in der Hoffnung, daß er einmal vielleicht zur Geltung komme, daß an den deutschen Lehrerbildungsanstalten der Unterricht in den Mundarten in den deutschen Sprachunterricht aufgenommen werde.

„Germanistische Studien".

Als Franz Pfeiffer seine „Germania" gründete, bestand als alleiniges Organ für die germanistischen Studien Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum". Seitdem ist noch eine Zeitschrift gleicher Richtung ins Leben gerufen worden, Höpfner's und Zacher's „Zeitschrift für deutsche Philologie". Der Kreis der Mitarbeiter auf diesem Gebiete hat sich so erweitert, die Production sich so gesteigert, daß selbst die vermehrte Anzahl der Organe nicht mehr ausreicht. Es ist den Herausgebern nicht möglich, die eingesandten Beiträge rasch zu veröffentlichen wegen ihres Ueberflusses. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, würde sich aber doch die Gründung noch einer vierten Zeitschrift nicht empfehlen. Karl Bartsch, der Herausgeber der von Pfeiffer begründeten „Germania", hat dafür ein anderes Unternehmen ins Auge gefaßt, welches jenen Uebelstand beseitigt und zugleich die Zersplitterung vermeidet. Unter dem Titel: „Germanistische Studien" beabsichtigt er ein „Supplement zur Germania" herauszugeben, in welchem hauptsächlich umfangreichere Arbeiten, die eine Trennung in mehrere Hefte nothwendig machen würden, zum Abdrucke gelangen, auch werthvolle unbekannte Texte veröffentlicht werden sollen, während Recensionen, Bibliographie, Miscellen nach wie vor ausschließlich der Zeitschrift selbst zufallen. Dieses neue Unternehmen wird gewiß mit Freude begrüßt werden. Namentlich auch für Textmittheilungen wird sich das Supplement vorzüglich eignen, wenn sie zu umfangreich für eine Zeitschrift und zu klein für eine gesonderte Herausgabe sind. Mit Recht hat Pfeiffer von allem Anfang an die Textmittheilung möglichst ausgeschlossen, und die Abhandlung, die Untersuchung als das Ziel seines periodischen Unternehmens hingestellt. Größere Aufsätze, die zum Umfang eines Buchs anschwellen, wie sie sich öfters in Haupt's „Zeitschrift" finden, sind ebenso wenig vortheilhaft für ein Organ, welches die Wissenschaft nach allen Richtungen pflegen und Mannichfaltigkeit bieten soll. Das von Bartsch gegründete Supplement wird sich ähnlich zur „Germania" verhalten wie die „Forschungen zur deutschen Geschichte" zu Sybel's „Historischer Zeitschrift".

Notizen.

Aus C. F. Amelang's Verlag (F. Volckmar) in Leipzig sind zwei ebenso geschmackvoll ausgestattete wie in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Weihnachtsgaben hervorgegangen: „Lieder, Balladen, Romanzen, harmonisch verbunden mit der bildenden Kunst durch Illustration von Paul Thumann, J. Füllhaas u. a. herausgegeben von Albert Traeger", und die siebente, bedeutend verschönerte Auflage des „Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. a." Der unermüdliche Verleger weiß mit feinem Kunstgefühl in jeder neuen Auflage seiner Prachtausgaben das minder Gelungene auszuscheiden und durch neue Illustrationen von gediegenem Werth zu ersetzen. In dem Traeger'schen „Album" ist die Auswahl der Gedichte eine geschmackvolle und zweckentsprechende; sie bewegt sich nicht auf der großen Heerstraße der lyrischen Anthologien, vermeidet alles, was für den Geschmack des Hauses und der Familie allzu freigeistig ist. Die Illustrationen, sowol die mehr geschichtlichen, als auch die landschaftlichen, zeichnen sich vortheilhaft aus, jene durch markigen Schwung, diese durch stimmungsvollen Ausdruck, der oft mit wenigen Mitteln glücklich erreicht ist.

Eine Anthologie mit wesentlich pädagogischem Zweck ist die folgende: „Auswahl deutscher Gedichte für Schule und Haus. Nach den Dichtungsarten geordnet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Oskar Liebel" (Dresden, Schulbuchhandlung, 1871). Die Sammlung, welche auch einzelne poetische Gaben der Gegenwart in sich aufgenommen hat, will ein kleiner Beitrag zur ästhetischen Erziehung der Jugend sein und beobachtet daher in ihren einzelnen Abtheilungen einen vom Leichten zum Schweren aufsteigenden Gang in der Anordnung des Stoffs. Eine kurze, allerdings nur das Hauptsächlichste berührende Einleitung, sachliche Anmerkungen und biographische Notizen über die Dichter bilden die Zuthat des Herausgebers. Die mitgetheilten Gedichte sind jedenfalls zweckentsprechend; nur vermissen wir ungern manches Gedicht, z. B. von Freiligrath und Lingg, welches bei hohem dichterischen Werth doch nicht über den Horizont der heranwachsenden Jugend hinausliegt.

Einen kleinen poetischen Blumenstrauß zur „Förderung wahrer Herzensbildung" bietet die Sammlung: „Vergißmeinnicht. Blumenlieder für junge Blumenfreundinnen gesammelt von G. Hartmann. Mit Bildern in Oelfarbendruck na Originalzeichnungen von Prof. J. B. Sonderland" (Wese Düms). Die Blumen sind nach den Jahreszeiten und nac dem Blütenkalender geordnet. Außer einigen frommen Dich tern, wie Krummacher, Harms, Spitta, Agnes Franz sind na mentlich Goethe, Rückert, Uhland, Tieck, Geibel in dieser po tischen Botanik vertreten. Schiller fehlt gänzlich; sein „Mädch aus der Fremde" reicht wol Blumen dar, aber sie sind ni näher nach Linné oder Jussieu bestimmt. In unserer Samm lung aber sind nur anständige Blumen aufgenommen, die si

legitimiren können, nicht blos Rosen und Lilien, auch Kaiserkronen, Mauerpfeffer, Eisenhut u. s. w.

Die Kalenderliteratur kann der Richtung d. Bl. gemäß in der Regel keinen Anspruch auf Beachtung in denselben machen. Ausnahmsweise sei uns jedoch gestattet, auf ein Unternehmen hinzuweisen, das einmal von der herkömmlichen Form der Almanache abweicht. Wir meinen den „Historischen Wandkalender", herausgeben von J. Mehlig (zweiter Jahrgang auf das Jahr 1871; Leipzig, G. Schulze). Das Abweichende desselben besteht darin, daß er, neben den Angaben des astronomischen und bürgerlichen Kalenders, an der Stelle der Namen der Kirchenheiligen diejenigen berühmter Fürsten, Staatsmänner und Militärs aufzählt nach ihren Geburtstagen und -Jahren. Außerdem findet sich am Fuße des Almanachs ein kleines Verzeichniß von Jubiläen, sowie von geschichtlichen Ereignissen aus den 71ger Jahren jedes Jahrhunderts. Es erscheint ein solches Vorgehen durchaus zeitgemäß; Notizen über diese neuen Kalenderheiligen haben für jeden Freund der Geschichte und der neuen Zeit eine hervorragende Wichtigkeit gegenüber den alten. Die von uns herausgegriffenen Daten haben wir übrigens als richtig erfunden.

Bibliographie.

Alldeutschland. Dichtergrüße am Auferstehungsmorgen des geeinigten Deutschlands im Hochsommer des Jahres 1870. In sorgfältiger Auswahl dem deutschen Volke dargeboten von F. Knauth. 2tes Bdchn. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 5 Ngr.

Annales Patherbrunnenses. Eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrhunderts aus Bruchstücken wiederhergestellt von P. Scheffer-Boichhorst. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Baur, W., Straßburg eine deutsche Stadt. Rede. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 8. 5 Ngr.

Beecher, H. W., Norwood oder Dorfleben in Neu-England. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1871. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Böhmer, E., Weihnachtsfreud und Weihnachtsleid. Ein Liederkranz. Kaiserslautern, Tascher. 32. 10 Ngr.

Bücker, F., Unsere Arbeiter der Neuzeit. Skizzen. Leipzig, Grunow. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 9ter Bd.: Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland von R. v. Raumer. München, Oldenbourg. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Kaiser, E., Die Banditen von Paris oder die heldenmüthige Marketenderin. Eine historische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege 1870. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. à 3 Ngr.

Kalckstein, C. v., Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou. Der Stammvater des kapetingischen Hauses. Berlin, Loewenstein. 1871. Gr. 8. 28 Ngr.

Drei Kameraden. Zeitlieder herausgegeben von J. G. Fischer, F. Löwe und E. Schönhardt. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Die Königin der Bälle. Novelle. Altona, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.

Kruse, H., Wullenweber. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Kutschke, A., Napolium-Lieder. 2te, stark vermehrte Aufl. Bremen, Tannen. Gr. 8. 1½ Ngr.

Labes, E., Zeitgedichte. 2te durchgesehene Aufl. Rostock, Stiller. 16. 5 Ngr.

Unser wiedergewonnenes Land. Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebietes in Elsaß und Lothringen. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Lechler, G. V., Der Kirchenstaat und die Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus im Anfange des 14. Jahrhunderts. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 4. 12 Ngr.

Große Leute, kleine Schwächen. Harmlose Geschichten aus historischer wie persönlicher Erinnerung. Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Lewald, Fanny, Die Unzertrennlichen. Pflegeeltern. Zwei Erzählungen. Berlin, Janke. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lieder, Balladen, Romanzen harmonisch verbunden mit der bildenden Kunst durch Illustrationen von Paul Thumann, J. Füllhaas u. A. herausgegeben von A. Traeger. Leipzig, Amelang. 1871. Hoch 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Meinhold, A., Das Kreuz von Vineta. Ein Roman der nordischen Sage. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens in einem Band. 1ste Lief. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Br. 8. 3 Ngr.

Michelet, C. L., Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph. Eine Jubelschrift. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Joseph und sein Landsknecht. Historischer Roman. 2te Abth. 4 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 5 Thlr.

Mühlfeld, J., Eugenie, die Exkaiserin der Franzosen. Ein Nachtbild aus der Geschichte der Neuzeit. Bielefeld, Thiele u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Müllenhoff, K., Deutsche Alterthumskunde. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Neumann, L., Die Pariser Damen. Heitere Skizzen aus dem Pariser Leben. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Robbe, H. F. A., D. Hieronymus Weller von Molsdorff, der Freund und Schüler Luthers, nach seinem evangelischen Leben und Wirken dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 20 Ngr.

Oetling, C., Nieder mit Napoleon! Eine Sammlung patriotischer Dichtungen. Jena, Doebereiner. 32. 1 Ngr.

Payn, J., Ein Landedelmann. (A county family.) Roman. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pfannenschmidt, H., Die königl. Landes-Bibliothek zu Düsseldorf seit ihrer Stiftung bis zur Gegenwart. Zum 100jährigen Gedächtnisse der Begründung und Eröffnung dieser Anstalt (März—April 1770.) Köln, Heberle. Gr. 8. 10 Ngr.

Pietsch, L., Orientfahrten eines Berliner Zeichners. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Nach Athen und Byzanz. Ein Frühlingsausflug. (April und Mai 1869.) Berlin, Janke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippson, M., Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa. 1598—1610. 1ster Thl. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Pletsch, O., Mancherlei aus des Lebens Mai. Illustrationen. Dichtungen von Pauline Schanz. Leipzig, Grunow. 4. 26 Ngr.

Polko, Elise, Eine deutsche Fürstin, Pauline zur Lippe. Versuch eines Lebensbildes. Aus Notizen, Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Quäbicker, R., Kritisch-philosophische Untersuchungen. 1stes Heft. Kant's und Herbart's metaphysische Grundansichten über das Wesen der Seele. Berlin, Heimann. Gr. 8. 20 Ngr.

Rau, H., Das Papstthum, seine Entstehung, seine Blüthe und sein Verfall. 1ste Lief. Stuttgart, Stöckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Richter, K., Die Emanzipation der Schule von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule. Ein Beitrag zur Lösung dieser Fragen. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 28 Ngr.

Rüffer, E., Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Politisch-strategisch dargestellt. 1stes Heft. Prag, Grégr u. Dattel. Gr. 4. 4 Ngr.

Rüstow, W., Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt. 1ste Abth. Zürich, Schultheß. Br. 8. 21 Ngr.

Sanio, F. D., Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Schack, A. F. v., Durch alle Wetter. Roman in Versen. 2te verbesserte Aufl. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlüter, J., Aus Beethovens Briefen. Zur Charakteristik des Meisters. Leipzig, Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Schmidt, F., Heinrich Pestalozzi. Ein Lebensbild für Jung und Alt. Berlin, Kastner. 16. 7½ Ngr.

Schmick, J. H., Thatsachen und Beobachtungen zur weiteren Begründung seiner neuen Theorie einer Umsetzung der Meere durch die Sonnenanziehung und eines gleichzeitigen Wechsels der Eiszeiten auf beiden Halbkugeln der Erde. Görlitz, Remer. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.

Scholz, B., Gustav Wasa oder Maske für Maske. Schauspiel. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1871. 8. 24 Ngr.

Schwarzschild, H., Während des Krieges. Poetische Klänge. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 7½ Ngr.

Seidlitz, C. v., Wasily Andrejewitsch Joukoffsky. Ein russisches Dichterleben. Mitau, Behre. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seifert, H., Dr. Markus Vetsch von Grabs und seine Zeit. Ein historischer Versuch. St. Gallen, Huber u. Comp. 1868. 4. 9 Ngr.

Selbsterkenntniß. Ein Weihgeschenk für die Zeit. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Sieg des Geistes, oder Krieg dem Kriege. Dramatisches Märchen. Fürst und Volk gewidmet. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Siegert, G., Klytaemnestra. Trauerspiel. München, Ackermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Simrock, K., Die Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen mit sagengeschichtlichen Nachweisungen. 2te Aufl. 2 Thle. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Steger, J., Platonische Studien. II. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Stens, W., Vincenz von Paul. Ein Lehrgedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Stentrup, F. A., Das Dogma von der zeitlichen Weltschöpfung gegenüber der natürlichen Erkenntniß mit besonderer Berücksichtigung der Polemik Dieringer's und Oischingers gegen Kleutgen und die Scholastik. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 28 Ngr.

Stoll, H. W., Bilder aus dem altgriechischen Leben. Leipzig, Teubner. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stuckenbrock, R., Die beiden Zuaven, oder Berliner im Elsaß. Schwank. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stuhlmann, C. W., Erzählungen aus Norddeutschland. 2ter Bd. Rostock, Hinstorff. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagebuchblätter eines Sechsundsiebzigers, aus dem Feldzuge 1870. 1ste Serie. Von Niendorf bis vor Toul. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 8. 7½ Ngr.

Taubert, E., Waffenklänge. Zeitgedichte. Berlin, Königsmann. 16. 5 Ngr.

Tobler, T., Der grosse Streit der Lateiner mit den Griechen in Palaestina über die heiligen Stätten im vorletzten Jahrhundert und der Neubau der Grabkuppel zu Jerusalem im letztverflossenen Jahrzehn. St. Gallen, Huber u. Comp. Br. 8. 18 Ngr.

Tornow, K., Der Tambour von Wörth. Historischer Roman aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Freitag. Gr. 8. à 3 Ngr.

Die Warte am Rhein oder einige preußisch-französische Gedanken. Von einem stillen Beobachter, der kein Staatsmann ist. Wien, Mayer u. Comp. 1871. 8. 4 Ngr.

Was kraucht denn da im Busch herum? ꝛc. oder Füsilier Kutschke wie er leibt und lebt. Eine echt deutsche Landsknechtfigur aus dem Franzosenkriege im Jahre 1870. Wittenberg, Herrosé. 8. 3 Ngr.

Die politische Weltpest oder der Liberalismus im wahren Lichte nach der Zeitgeschichte. Von einem Menschen- und Staatenfreunde. 1ste Aufl. Wien, Mayer u. Comp. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 52.** — 22. December 1870.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Fünfter Jahrgang. Berlin, Asher und Comp. 1870. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Geschichte der Shakspeare'schen Dramen in Deutschland. Von Rudolf Genée. Leipzig, Engelmann. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Die Shakspeare-Forschung und Shakspeare-Literatur vermehrt sich in gleichmäßiger Progression, welche Interessen auch sonst die Zeit bewegen mögen. Die im „Shakspeare-Jahrbuch" (Nr. 1) mitgetheilt „Shakespeare-Bibliographie", März 1868 bis Februar 1870, zusammengestellt von Albert Cohn, weist eine große Menge von Textausgaben, Uebersetzungen, Monographien, Aufsätzen u. s. w. in England und Deutschland nach, welche von dem unermüdlichen Eifer der Shakspeare-Philologie Zeugniß ablegt. Es läuft dabei auch viel Todtgeborenes, Barockes und Verschrobenes mit unter; denn wie es in der Bibel heißt. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen", so gilt dies auch bei Shakspeare; viele beten ihn an und rufen: Herr, Herr! und schwatzen hinterdrein confuses Zeug.

Von den englischen Textausgaben erwähnen wir nur die von Knight, Howard Staunton, von Charles und Mary Cowden Clarke, von Charles Kemble; außerdem findet sich eine große Zahl von Ausgaben einzelner Stücke; dann erwähnen wir die neue „Shakspeare-Grammatik" von E. A. Abbot. Die Schrift von William Hazlitt über die Charaktere in Shakspeare's Stücken ist in neuer Auflage erschienen; überdies hat derselbe Verfasser Vorlesungen über die englischen komischen Schriftsteller herausgegeben, unter denen ebenfalls Shakspeare in erster Linie steht. Andere Vorlesungen veröffentlicht Henry Giles über das Menschenleben bei Shakspeare; Henry Brown erklärt die Shakspeare'schen Sonette von neuem; Richard Simpson schreibt eine Einleitung zu ihrer Philosophie; von W. Dodd's „Schönheiten Shakspeare's" wird eine neue Auflage veröffentlicht; dann erscheinen von George Russel French „Genealogische Shakspeareana"; von Henry Greene ein Werk: „Shakespeare and the emblem writers", und eine überaus große Zahl von kleinen Shakspeare-Notizen, Wort- und Sacherklärungen, geknackten Shakspeare-Nüssen in den „Notes and Quibbles", dem „Athenaeum" und all den andern englischen Zeitschriften. Auch an Anthologien fehlt es nicht; so hat sich ein Engländer die Mühe gegeben, an 2700 Mottos aus Shakspeare zu sammeln.

Was die deutsche Shakspeare-Literatur betrifft, so sind die hervorragendern Werke bereits im Verlauf der letzten Jahrgänge d. Bl. erwähnt worden. Wir tragen noch nach, daß von der neuen Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Shakspeare-Uebersetzung, die unter Redaction von Ulrici durch die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft herausgegeben wird, jetzt acht Bände vorliegen, und daß darin als neu übersetzt und zwar von Hertzberg die Stücke: „Liebesleid und Liebeslust", „Die Komödie der Irrungen", „Die beiden Veroneser", und von Herwegh der „Coriolanus" erschienen, während die von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung bis zum 30. Bändchen gediehen ist. Unter den Shakspeareana vermissen wir die Aufsätze, die in den ersten Nummern des von Max Moltke herausgegebenen „Shakspeare-Museum" enthalten sind.

Der übrige Inhalt des neuen, fünften Jahrgangs bringt uns manche Aufsätze von Werth. Ein interessantes Thema, das voraussichtlich in einer Reihe von Artikeln behandelt werden wird, hat sich C. C. Hense gewählt: „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakspeare." Es wird zunächst der Einfluß nachgewiesen, welchen der britische Dichter auf die Stürmer und Dränger, wie Reinhold Lenz und Maximilian Klinger, ausgeübt; dann der Einfluß auf Schiller's und Goethe's Jugendwerke, auf den „Wilhelm Meister", und auf Lessing. Sehr treffend sind besonders die Beziehungen zwischen Edmund Gloster, Richard III. und Franz Moor hervorgehoben. In der Selbstkritik der „Räuber" spricht Schiller es

aus, man werde es, wenn nicht an den Schönheiten, doch desto gewisser an den Ausschweifungen merken, wie sehr der Dichter der „Räuber" sich in seinen Shakspeare vergafft habe. In der That ist Shakspeare der Ahnherr für alle Ausschweifungen unserer Kraftdramatik von den „Räubern" bis zur Gegenwart. Welch reiches Feld bietet sich für die spätern Artikel Hense's dar in der Charakteristik der romantischen Dramen von Tieck, Brentano, Arnim, in den ganz vershakspearisirten Erstlingsdramen von Immermann, in den kolossalen Ausgeburten der Grabbe'schen Phantasie, dessen Mohr Berdoa im „Herzog Theodor von Gothland" an den Aaron des „Titus Andronicus" erinnert, in den Stücken von Buchner, Hebbel, Griepenkerl u. a. Wenn Hense auch in Auffindung einzelner Parallelen zu erfinderisch ist, wie der Vergleich zwischen Ferdinand und Othello doch wol im einzelnen zu gesucht erscheint, so sind doch die Parallelstellen in Bezug auf den dramatischen Ausdruck, die Ueberschwenglichkeit des Affects und der Leidenschaft, ja die vielen anklingenden Bilder glücklich gewählt, und mit Recht sagt Hense:

Diese Kühnheit, Seltsamkeit und individuelle Ausführung der Bilder in einer leidenschaftlichen Sprache tritt überall hervor und verräth große Liebe des jugendlichen Schiller zu Shakspeare. An drei Stellen gibt er den Steinen persönliches Leben, wie Shakspeare in der Leichenrede des Antonius; er nennt den Tag verschämt wie Shakspeare in „Macbeth"; er bezeichnet die Reue als eine höllische Eumenide, eine grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut, die ihren eigenen Koth wiederfrißt und erinnert uns an Shakspeare's Bezeichnung der Eifersucht im „Othello"; er ruft Wehe über die schlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel stellt, wie Angelo in „Maß für Maß" ähnlich sich ausdrückt; er wendet das Kolossale und die Uebertreibung wie das Niedrige an, um starken Effect oder auch eine komische Färbung hervorzubringen; der individualisirende Stil tritt außerdem in der Fabel hervor, welche Fiesco vom Reich der Thiere und der Gärung in demselben erzählt und welche an des Menenius Erzählung vom Streite der Glieder gegen den Magen in Shakspeare's „Coriolan" erinnert.

Auch über das Verhältniß Lessing's zu Shakspeare, welches nach unserer Ansicht in den Dramen des erstern Dichters weniger hervortritt, während er in seinen Kritiken ihn für Deutschland erobern half, spricht sich Hense treffend aus:

Lessing war sich über seine Schranke so klar, daß er auf das Gebiet des Lyrischen und Romantischen Shakspeare nie gefolgt ist; es genügte ihm, an dem großen dramatischen Verstande Shakspeare's sich für die eigenen Compositionen zu schulen und zu bilden. Daher war er weit entfernt, in Shakspeare den Dichter dramatischer Unregelmäßigkeit zu sehen, wie Lenz und Klinger; er sah ihn sogar im Einklange mit den Regeln seines Aristoteles. Er hatte wie Shakspeare die Bühne im Auge und hat wie dieser Bühnenmäßiges, Aufführbares geleistet; nicht die regellose Natur war sein Ziel, sondern Shakspeare's besonnene Kunst; und während Lenz' und Klinger's Dramen längst von der Bühne verschwunden sind, leben Lessing's Dramen auf der Bühne, sind Charaktere derselben, wie Orsina, Marinelli, Nathan, das lebhafte Studium bedeutender Mimen; sie verdanken ihr dauerndes Leben der besonnenen Kunst des kritischen Dichters. Dieser hatte daher auch vollkommen recht in der Verwerfung der Erzeugnisse der Stürmer und Dränger; ja er war aus Gründen der Composition auch mit Goethe's „Götz" unzufrieden, wieweit auch diese Dichtung an echt poetischem Gehalt die Dramen Lenz' und Klinger's überragt. Wenn wir in den Selbstbetrachtungen, Einfällen und kleinen Aufsätzen Lessing's die Worte finden (XI, 748): „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit" — so ist die Anspielung auf „Götz von Berlichingen" um so deutlicher, als Lessing auch in einem Briefe an seinen Bruder vom 11. November 1774 (Werke, 12, S. 21) bemerkt, „daß er Lust habe, mit Goethe, trotz seinem Genie, worauf er so poche, anzubinden".

Neu ist die Vergleichung zwischen Kleopatra und Adelheid in Goethe's „Götz", zwischen Antonius und Weißlingen, Octavia und Maria. Auch auf die Anklänge an Hamlet im „Clavigo" wird unsers Wissens hier zum ersten mal hingewiesen.

Einige andere Aufsätze haben praktische Bedeutung. Der Aufsatz: „Wie soll man Shakspeare spielen?" wird von dem Autor Freiherrn von Friesen selbst als ein Fragment bezeichnet. Er enthält manche treffende Bemerkungen, namentlich was die Parallele zwischen Shakspeare und Schiller und den Unterschied in der von beiden verlangten Spielweise betrifft; doch hindert die phantastische, dialogisch-weitläufige Einkleidung die durchsichtige Fassung der Resultate, das klare bestimmte Facit.

Wilhelm Oechelhäuser vertritt in dem „Shakspeare-Jahrbuch" die sehr willkommene praktische Richtung, welche das Studium Shakspeare's mit den Bedürfnissen der heutigen Bühne vermittelt. In seinem ersten Aufsatz: „König Heinrich VI., in ein Stück zusammengezogen und für die Bühne bearbeitet", theilt er einen neuen Aneignungsversuch der Shakspeare'schen Rosendramen in seinen allgemeinsten Umrissen mit. Die Grundsätze, nach denen er bei dieser Bearbeitung verfuhr, sind die folgenden:

Bei allem Innehalten der Schranken, welche der Bearbeiter eines ältern Originalwerks als unabweisbare respectiren soll, muß derselbe sich allerdings im vorliegenden Fall die weitgehendste Freiheit in Anwendung erlaubter Adaptirungsgrundsätze gestatten. Es handelte sich, abgesehen von dem vollständigen Weglassen des ersten Theils, um weitere Ausscheidung von etwa zwei Dritteln des ursprünglichen Umfangs des zweiten und dritten Theils. Wenn auch an und für sich der uninteressanten Scenen und übermäßigen Längen quantitativ so viele sind, daß diese Kürzungsproportion im allgemeinen vollkommen zulässig erscheint, so setzen doch die Anforderung an die Oekonomie des Dramas und die Motivirung der fortschreitenden Handlung den Bearbeiter sehr häufig in Verlegenheit, zwischen dem zu Streichenden und Beizubehaltenden die richtige Wahl zu treffen. Bedenkt man ferner, daß in meiner Bearbeitung die Zahl der redend und handelnd auftretenden Personen durch Beseitigung oder Zusammenlegung von 75 auf 35, die der einzelnen Scenen mit Verwandlung des Schauplatzes von 52 (blos der vierte Act des zweiten Theils erforderte nach dem Original zehn Verwandlungen) auf 17 reducirt worden ist, berücksichtigt man endlich die bei den Jugendarbeiten des Dichters doppelt hervortretende Nothwendigkeit, den Text der Schlegel'schen Uebersetzung, behufs Erzielung der Deutlichkeit und des Wohlklangs, durchgehends zu revidiren, so wird man begreifen, wie meine Arbeit äußerlich das Gepräge der vollständigen Umgestaltung tragen kann, während eine eingehende Prüfung dennoch die vollkommene Uebereinstimmung mit allen irgend wesentlichen Grundzügen des Originals in Handlung, Motivirung und Charakteristik ergeben wird. Jede eigene Zuthat von irgend materieller Bedeutung, die nicht zur Ueberbrückung gestrichener Stellen nothwendig erschien, ist streng vermieden, und wenn man auch selbstverständlich in den zur Ergänzung des Gestrichenen eingefügten Stellen (wozu das Material möglichst den ausfallenden Scenen entnommen, im übrigen das Colorit der Shakspeare'schen Sprache in größter Einfachheit nachgeahmt ist) die Motivirungen schärfer hinstellen wird, als sie sich mitunter aus der allzu großen Breite des Originals hervorheben, so habe

ich doch nirgendwo fremde Motive herbeigeholt, oder solche erfunden, wo der Dichter, wenn auch fehlerhafterweise, selbst keine gegeben hat. Es war meine vorwiegende Rücksicht, den Hauptpersonen, den Hauptträgern der Handlung, ihre volle Bedeutung zu sichern; ich betrachte als solche die Rollen von König Heinrich, Margarethe, York, Gloster, Winchester, Richard und Elisabeth, letztere allerdings mehr in Rücksicht auf das im Cyklus folgende Drama „Richard III.", als auf das gegenwärtige. In zweiter Linie kommen dann Warwick, Suffolk, Eduard, Clifford, Cade u. s. w.

Auch nimmt Oechelhäuser außer den Cade'schen Scharmützeln nur die Schlachten bei Wakefield im vierten und bei Tewksbury im fünften Act auf, von Mord- und Sterbescenen nur die des jungen Rutland und des Prinzen Eduard. Beseitigt sind insbesondere die Tödtungen, resp. die langathmigen Sterbereden der beiden Cliffords und Warwick's, ferner die Tödtung York's und Heinrich's VI. auf offener Bühne.

Ob das, was nach solchen energischen Kürzungen zurückbleibt, noch genug Zusammenhang und Spannung hat, um ein brauchbares Bühnenstück zu geben, wird sich erst nach Kenntniß der Bearbeitung selbst übersehen lassen. Dingelstedt hat bekanntlich den zweiten und dritten Theil für die Bühne in zwei Schauspielen bearbeitet, in denen er einzelne Scenen von dramatischer Wirkung neu hinzugedichtet, andere, wie die Scene mit der Herzogin von Gloster, theatralisch wirksam zugestutzt hat. Ob der chronikartige Stil dieser Dramen ohne solche Zusätze auf unserer Bühne wirken kann, erscheint uns fraglich.

In einem andern Aufsatz: „Ueber die Darstellung des Sommernachtstraum auf der deutschen Bühne", schlägt Oechelhäuser eine andere Einrichtung des Stücks vor als die Tieck-Mendelssohn'sche:

Ich habe zahllose Darstellungen davon gesehen, bei denen sich mir aber mehr und mehr die Bemerkung aufdrängte, daß die Feerien der Waldscene, die Rüpelspäße und Mendelssohn's Musik die alleinigen Träger der Bühnenwirkung sind, dagegen die Haupthandlung, auf der sich das Stück aufbaut, die Scenen des Theseus und der Liebespaare, zu jenem Erfolg nicht blos nichts beitragen, sondern denselben geradezu beeinträchtigen, indem sie sich wie Bleiklumpen an das scenische Dahinschreiten der duftigen Dichtung heften. Gewahrt man bei einem Shakspeare'schen Stück einen solchen ungleichartigen Eindruck, so thut man stets wohl daran, einiges Mistrauen in die Richtigkeit der geübten Auffassung zu setzen; denn unser Dichter war so durch und durch Bühnenkenner, daß ihm — von einzelnen Erstlingswerken abgesehen — eine solche Ungleichartigkeit im Bau seiner Stücke und der darauf berechneten Wirkung wenigstens nicht so leicht unterlaufen konnte.

Oechelhäuser, der sich an Ulrici's Auffassung anschließt, ist der Ansicht, daß das Stück eine Parodie der Liebe ist, und daß alle Personen ohne Ausnahme, die Helden wie die Liebenden, die Feen wie die Rüpel, Träger dieser Parodie sind. Theseus, Hippolyta und die sterblichen Liebespaare müßten also in der Art gespielt werden, wie etwa die Helden und Heldinnen der Offenbachiaden zur Darstellung kommen. Die Darsteller sollen fortwährend der parodistischen Tendenz ihres Thuns und Treibens sich bewußt sein; die Verschmelzung der Alt- und Neuzeit soll in der komischen Verschmelzung der Trachten den äußern Ausdruck finden. Die Andeutungen, die Oechelhäuser über die Durchführung der einzelnen Rollen nach dieser Auffassung gibt, sind geistreich und beherzigenswerth. Einzelne Darsteller, wie Hr. Mitterwurzer in Leipzig, geben schon aus Instinct diesen Liebhabern einen parodistischen Zug, um die unsagliche Langeweile zu beseitigen, welche diese Liebesscenen bei ernster Auffassung auf das Publikum ausüben.

Der größere Aufsatz von Heinrich Viehoff: „Shakspeare's Julius Cäsar", sucht die vollen Consequenzen aus der Erkenntniß zu ziehen, daß Brutus, nicht Cäsar der Held, der Kern- und Mittelpunkt des Stückes sei. Diese Anschauung befindet sich im diametralen Gegensatz zu derjenigen Lindner's, der in einem frühern Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch" die Einheit des Stücks gerade dadurch zu begründen suchte, daß er den Julius Cäsar nicht blos lebend, sondern auch nach dem Tode als Gespenst und Geist zum ausschließlichen Helden des Stücks macht. Viehoff wendet sich gleich am Anfang des Aufsatzes gegen den Ausspruch unserer „Poetik", daß dem Stücke Einheit der Handlung und Einheit des Interesses fehle. Dem gegenüber sagt Viehoff:

Ich werde nun nach allen Seiten nachzuweisen suchen, daß Shakspeare's „Julius Cäsar" nicht minder wie sein „Coriolan" eine in sich abgeschlossene, durchaus selbständige Tragödie ist, und daß es dem Dichter hier nicht sowol um die Darstellung einer Epoche oder Uebergangsperiode im Entwickelungsgange des römischen Volks, als vielmehr um die Veranschaulichung eines großen, bedeutenden Charakters und des in ihm begründeten individuellen Schicksals zu thun war. Als ein Kriterium zur Entscheidung, ob dieser Nachweis wirklich erbracht und der richtige Gesichtspunkt für die Anschauung des Kunstwerks aufgefunden ist, wird man es wol gelten lassen, wenn aus dem Standpunkt der Betrachtung, den wir wählen, alle Theile und Glieder des Kunstwerks in völliger Harmonie erscheinen, wenn in der ganzen Organisation desselben, in der Darstellung und Gruppirung der Charaktere, in der Anlage und Durchführung der Handlung, in der Vertheilung des Stoffs, wie in der das Stück durchwehenden Stimmung und dem sprachlichen Colorit sich ein durchaus übereinstimmendes, einheitliches Gepräge zu erkennen gibt, wenn Idee und Stoff des Kunstwerks, Geist und Form sich vollkommen decken, und die an der Composition gerügten Mängel nicht nur gänzlich verschwinden, sondern sogar sich als Vorzüge darstellen.

Viehoff tadelt an dem Stücke nichts als den unzutreffenden Titel, welchem selbst ausgezeichnete, einsichtsvolle Kritiker einen ungebührlichen Einfluß auf ihre Anschauung des Dramas eingeräumt hätten. Immerhin bleibt es doch mehr als auffallend, wenn ein Dichter ein Drama, dessen Held nach seiner Ansicht Brutus sein soll, Julius Cäsar tauft. „Zunächst hatte Shakspeare", sagt Viehoff, „wenn er dem Brutus das Hauptinteresse sichern wollte, dafür zu sorgen, daß die gewaltige Figur des großen Cäsar nicht zu imponirend hervorträte. In der That finden wir diese Gestalt hinreichend tief in den Schatten gerückt, um für den Eindruck des Hauptcharakters ungefährlich zu bleiben."

Dies ist nun durchaus nicht der Fall. Schon die Introductionsscene concentrirt alles Interesse so lebhaft auf Cäsar, daß man eine derartige Exposition für ein Drama, dessen Held Brutus sein sollte, sehr ungeschickt finden müßte. Auch sonst erscheint Cäsar hinlänglich mit imperatorischen Gesten ausgestattet, um Brutus, der doch nur ein Verschwörer mit andern Verschworenen, wenn auch das Haupt der Verschwörung ist, in Schatten zu stellen. Freilich nur so lange er lebt. Nach seinem Tode, wenigstens mit dem vierten Acte, tritt Brutus in den

Vordergrund. So steht unsere Ansicht zwischen derjenigen von Lindner und Viehoff in der Mitte, freilich nicht ohne gegen beide zu protestiren. Der Held der drei ersten Acte ist Cäsar, der Held der zwei letzten Brutus; es ist dies ein Compositionsfehler, der sich dadurch nicht in Abrede stellen läßt, daß die einen Cäsar, die andern Brutus zum Helden des ganzen Stücks zu machen suchen. Das Interesse bleibt getheilt. „Julius Cäsar" ist eben eine Historie und keine kunstgerechte Tragödie.

Der Aufsatz von H. A. Werner: „Ueber das Dunkel in der Hamlet-Tragödie", ist etwas zu weit ausholend und gibt keine durchsichtigen Resultate. Das letzte Facit stimmt im Grunde mit der Rümelin'schen Anschauung überein, nur mit dem Unterschied, daß dieser begabte kritische Kopf, der den Shakspeare-Philologen von Fach hierin sehr überlegen ist, das Stück nicht zum Zweck der Apotheose analysirte, sondern aus dem Widerstreit seiner Grundelemente, der alten nordischen Sage und dem modernen subjectiven Inhalt, den der Dichter aus dem eigensten Gemüthsleben heraus derselben unterlegte, die Dunkelheiten und Fehler des Werks herleitet. Werner sagt:

Die Tragödie „Hamlet" verdankt also ihr Dasein drei verschiedenen Vitalitäten. Es wirken in ihr: erstens, der alte volksthümliche Mythus vom Prinzen Hamlet, ein Erzeugniß der mittelalterlichen Phantasie; zweitens, der vom Dichter geadelte Hamlet, der nicht in Erfüllung von Blutrache und Wiedererlangung eines Erbtheils, sondern im Streben nach den höchsten Gütern der Menschheit untergeht; drittens, das Gemüth des Dichters selbst, das, wie jede tiefe Seele, sein eigenes Leid auf die Zustände der gesammten Mitwelt zurückführt und durch dieselben zu begreifen sucht. In der Verschiedenheit dieser Bestandtheile sowie in ihrer unverträglichen Mischung liegt die geheime Anziehungskraft der Dichtung und ihre Räthselhaftigkeit. Alles verräth uns, daß wir vor uns haben die Selbstoffenbarung der gemüthlichen Zustände eines eminenten Geistes.

Der erste und dritte Punkt ist unserm Autor mit Rümelin gemeinsam; unser Autor weist indeß ihre Unverträglichkeit nicht nach. Der zweite ist anfechtbar; denn Hamlet geht keineswegs im Streben nach den höchsten Gütern der Menschheit unter.

Der Aufsatz: „Zu Titus Andronicus", von Hermann Kurz, gibt interessante Mittheilungen über die geistigen Eigenthumsverhältnisse zur Zeit des altbritischen Theaters. Die „Aphorismen über Shakspeare's Sturm", von Johannes Meißner, suchen den philosophischen Grundgedanken des Stücks, die „Prospero-Idee" u. dgl. m. festzustellen, verlieren sich aber stellenweise etwas zu tief in's Detail. Treffend erscheinen uns indeß die Bemerkungen über die landschaftliche Scenerie und klimatische Eigenthümlichkeit der Zauberinsel, die keineswegs auf südliche exotische Pracht, oder auf die blühenden Decorationen des Lenzes hinweist, sondern auf ein herbstliches Klima. Nicht von immergrünen Lauben ist hier die Rede, sondern von „dürrem Land, hoher Heide, braunem Ginster".

Interessant ist der Aufsatz von N. Delius: „Die Prosa in Shakspeare's Dramen". Diese erscheint ihm in dreifacher Abstufung: auf der niedrigsten Stufe als Prosa der Clowns, ihrer Standes- und Gesinnungsgenossen, auf der als zweiten der Conversationsstil der vornehmern und gebildetern Personen, des feinen Humors und der höhern Humanisten, auf der dritten als die gekünstelte „euphuistische" Prosa mit ihren gezierten Phrasen und Constructionen, ihren Antithesen und Metaphern. Delius hebt mit gewohnter Sorgsamkeit aus allen Dramen Shakspeare's die Prosastellen hervor, classificirt sie nach der obigen Eintheilung und sucht dem Instinct oder der Intention des Dichters für die Abwechselung der Diction zwischen Vers und Prosa auf die Spur zu kommen. Nicht immer beruht indeß dieser Wechsel auf innerer Nöthigung, sondern oft auch auf Laune und Willkürlichkeit.

Sachlich eingehend sind die Aufsätze: „Prolog und Epilog bei Shakspeare", von Ferdinand Lüders, und „Die Schreibung des Namens Shakespeare", von Karl Elze. Wilhelm Oehlmann charakterisirt mit wenigen, aber scharfen Zügen „Shakspeare's Werth für unsere nationale Literatur". Aus dem Jahresbericht für 1868—69 geht hervor, daß die Zahl der Mitglieder des Shakespeare-Vereins sich auf 193 beläuft und die Bibliothek in einem Jahre von 300 auf 400 Bände gewachsen ist.

Das Werk von Rudolf Genée (Nr. 2) behandelt denselben Stoff wie Cohn und wie Koberstein in seiner bekannten tüchtigen Abhandlung; aber obgleich es die Zeitgrenzen überschreitet, welche jene Autoren sich zogen, ist es doch keineswegs bis zur Gegenwart durchgeführt. Wir finden gerade hierin einen Mangel des Werks, weil man bei der allgemeinen Bezeichnung des Titels eine gleichmäßige Ausführung des Stoffs bis auf unsere Zeit erwarten durfte.

In dem ersten Abschnitt des Werks schildert Genée „Das deutsche Theater unter den Einflüssen Shakspeare's". Er beginnt mit den Anfängen des deutschen Theaters und den englischen Komödianten in Deutschland, charakterisirt die alten Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke, die Einführung Shakspeare's in die deutsche Literatur und Borck's Uebersetzung des „Julius Cäsar", Gottsched's und Johann Elias Schlegel's Urtheile über Shakspeare u. s. f., und bewegt sich hier, bei klarer und ansprechender Darstellung und fleißigen Ergänzungen, doch auf einem Gebiete, auf welchem bereits Cohn und Koberstein mit grundlegender Thätigkeit vorangegangen sind. Darauf charakterisirt Genée Lessing und Herder als kritisch-dramaturgische Vorkämpfer Shakspeare's, schildert den Einfluß des Dichters auf die Stürmer und Dränger, auf Goethe's und Schiller's Erstlingswerke und schließt diese Abtheilung mit der vollständigen Aneignung Shakspeare's durch A. W. Schlegel.

Er hat sich der Vorrede zufolge nur die Aufgabe gestellt, die Beziehungen Shakspeare's und des englischen Dramas zum deutschen Theater in der Epoche seiner eigentlichen Entwickelung zu behandeln, und sagt am Schlusse des Abschnitts:

Die unmittelbaren wie mittelbaren Einflüsse Shakspeare's auf unser eigenes deutsches Drama waren auf der Höhe, die dasselbe im Anfange dieses Jahrhunderts erreichte, auch zu einem gewissen Abschluß gekommen. Wie schon Lessing in sein beiden letzten dramatischen Dichtungen eine Vereinigung d romantischen Elements mit dem antiken anstrebte, so sucht Schiller, von gleicher Anschauung ausgehend und dabei mi größerer schöpferischer Kraft begabt, die Lösung jener Frage zu gewinnen, um welche in der Epoche unsers muthigen Ringen nach einem eigenen nationalen Drama sich der Kampf bewegen mußte. Wir kommen spät, aber desto jünger sind wir! Die einst freudig verheißende Wort Herder's bezeichnete treffend die

Epoche des so schnellen Wachsthums unserer dramatischen Dichtung und den kühnen Flug der jugendlichen Schwingen. Die Lehren aber, die der so kurze Zeitraum eines halben Jahrhunderts — von den Anfängen Lessing's bis zur Vollendung Schiller's — in reicher Fülle enthält, sie haben an ihrer Bedeutung auch für die Gegenwart noch nichts verloren.

So ist das Werk von Genée nur ein Torso; der Autor nimmt einen etwas größern Anlauf als Cohn und Koberstein, um nachher ebenfalls mitten in der Arbeit stecken zu bleiben. Denn von einer „eigentlichen Entwickelungsepoche" des deutschen Theaters zu sprechen und diese mit Schiller's Dramen zu begrenzen, ist doch nur eine Willkürlichkeit. Der Einfluß Shakspeare's macht sich ja in den folgenden Epochen der Literatur noch bedeutsamer geltend, und wie Genée sowol Kritik als Production bis an den Anfang dieses Jahrhunderts gleichmäßig berücksichtigt hat, so mußte er dies auch für die folgenden Jahrzehnte bis zur Gegenwart thun. Wir haben schon oben bei Besprechung des Hense'schen Aufsatzes im „Shakspeare-Jahrbuch" angedeutet, welch ein reicher Stoff hier der Bearbeitung vorliegt. Shakspeare, wie er der romantischen Schule erscheint — das ist für einen künftigen „Shakspeare in Deutschland" ein Abschnitt, der alle andern an Reichhaltigkeit übertrifft; ja auch an Bedeutung für die Gegenwart — denn die Shakspearomanie knüpft sich gerade an den Götzendienst, den diese Schule mit Shakspeare trieb, allen voran Ludwig Tieck, der den Briten gegen unsere Nationaldichter ins Feuer führte und Schiller, den er einen spanischen Seneca nannte, nicht tief genug herabsetzen konnte. Noch mehr als bei den Stürmern und Drängern zeigte sich der verderbliche Einfluß eines einseitigen Shakspeare-Cultus bei den Dramen der Romantiker, deren Formlosigkeit, Verzerrtheit, witzhaschende Manierirtheit und hyperbolische Ungeheuerlichkeit ohne die Anlehnung an Shakspeare, dessen Fehler man principiell zu Tugenden stempelte, unmöglich gewesen wäre. Immermann begann als verzierter und schwächlicher Nachahmer Shakspeare's, und hat sich als Dramatiker nie zur Selbständigkeit emporgeschwungen; Grabbe protestirte gegen die Shakspearomanie und übershakspearisirte den Shakspeare. Buchner, Griepenkerl, Klein, Hebbel, Otto Ludwig und eine Menge anderer Dichter geben den reichhaltigsten Stoff für eine Darstellung der fruchtbaren Anregungen und verhängnißvollen Verirrungen, welche das deutsche Drama und Theater dem Vorgang Shakspeare's verdankte.

Noch wichtiger ist eine Geschichte der Shakspeare-Kritik von der romantischen Schule bis zur Gegenwart; sie hat mit der Kirchengeschichte die bedauerliche Aehnlichkeit, daß eine Menge der hirnverbranntesten Anschauungen in ihr eine Stelle finden, und daß sie einen Beitrag zu einer Pathologie des menschlichen Geistes bildet. Man kann in der That behaupten, daß es kaum etwas so Sinnloses gibt, was nicht über Shakspeare's Dramen geäußert worden wäre, und daß eine Vertiefung in diese endlose Shakspeare-Literatur dem Besuch der Goethe'schen Hexenküche gleichkomme, in welcher Faust einen Chor von hunderttausend Stimmen sprechen hört. Hier aber liegt für eine gründliche, ästhetisch feste Kritik noch eine große Aufgabe vor — nicht der Dichter, sondern seine Ausleger müssen einmal vor das Forum unbefangenen Scharfsinns und strafender Satire gezogen werden — eine Kritik der deutschen Shakspeare-Kritik ist der Anfang und die Grundlage einer echten Kritik Shakspeare's.

Unser Autor hat, wie wir gesehen, seine Aufgabe enge gesteckt; nur in der zweiten Abtheilung des Werks: „Chronologische Geschichte der sämmtlichen Uebersetzungen, Theaterbearbeitungen, theilweisen Benutzungen Shakspeare'scher Stücke und Stoffe, sowie der wichtigsten Aufführungen derselben in Deutschland", einem sehr fleißig gearbeiteten Register, das gleichwol manche unvermeidliche Lücke hat, führt er den Faden bis auf die Gegenwart und schildert auch „Shakspeare auf dem gegenwärtigen deutschen Theater" in statistischen Uebersichten über die Aufführungen an den Hauptbühnen. Wir vermissen indeß auch hier einen wichtigen Abschnitt: Shakspeare's Einfluß auf unsere dramatische Kunst, und eine Charakteristik der hervorragendsten deutschen Shakspeare-Darsteller bis zur Gegenwart. Der dritte Abschnitt gibt umfangreichere Mittheilungen aus einigen ältern und wenig gekannten Uebersetzungen und Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke und gleichartiger Stoffe, z. B. „Tragedia von Tito Andronico", „Innocentia" von M. Kongehl (der Stoff des „Cymbeline"), „Der Jud von Venedig", „Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet." Für den Shakspeare-Kenner bieten sich hier wichtige Parallelen dar.

Rudolf Genée's Werk ist ein immer verdienstlicher Beitrag zu dem Thema, welches das Titelblatt verkündet; aber eine erschöpfende Geschichte der Shakspeare'schen Dramen in Deutschland bleibt nach wie vor noch ungeschrieben. **Rudolf Gottschall.**

Neueste Romane und Novellen.

Es wäre eine eigene literaturgeschichtliche Aufgabe, nachzuweisen warum in den neuesten Producten neben den lyrischen Klängen, die niemals verstummen, der Roman — das Wort in seiner weitesten Ausdehnung gefaßt — immer wieder als herrschende Gattung auftritt. Darthun ließe sich, wie die Neigung, welche die schreibende und die lesende Welt stets aufs neue dieser Gattung zutreibt, sehr bestimmt mit den andern Erscheinungen aus dem Leben der Zeitstrebungen und Zeitanschauungen zusammenhängt; das ist hier nicht unsere Aufgabe, wohl aber sollte mit dem einen Satz angedeutet werden, daß und wie das auffallend reiche Schaffen auf diesem Felde neben der nicht minder auffallenden Stagnation auf einer ganzen Reihe der andern sich erklären läßt. Erscheinen ja, so zumal bei der jetzigen Generation der Franzosen, selbst eine Zahl der Dramen blos wie versificirte Romane! Was aber die verschiedenartige Bedeutung jener Producte betrifft, so können wir uns nicht versagen darauf zu bestehen, daß der historische Roman, wenn er wirklich der Höhe seiner Aufgabe entspricht, die erste Stufe einnimmt.

Die alte kritische Streitfrage: ist der historische Roman als eine Art Verderbniß der Geschichte von ungünstiger Einwirkung auf die richtige Geschichtsauffassung, demnach zu verwerfen? oder ist er als eine Erscheinung, die ganz wohl lebendig treue Sittenbilder der Zeiten und Völker liefern und der eigentlichen Geschichtschreibung selbst fördernd und ergänzend in die Hand arbeiten kann, zu begrüßen? Diese Streitfrage scheint uns, abgesehen von allen kunsttheoretischen Erwägungen, heute entschieden zu Gunsten des Geschichtsromans gelöst; für unsere deutsche Literatur gelöst durch eine sehr namhafte Reihe von glänzenden Arbeiten, wenn wir etwa Ludwig Tieck's „Aufruhr in den Cevennen", oder seine „Vittoria Accorombona", oder Hauff's „Lichtenstein" als Ausgangspunkt setzen. Man darf es ferner nicht für bloßen Zufall halten, daß bisjetzt die beiden Zweige der strenggeschichtlichen und der historisch-romanhaften Bearbeitungen in paralleler Entwickelung eine Fülle der Production zeigen.

So stehen wir nicht an, unter den unserer heutigen Betrachtung zu Grunde liegenden Werken demjenigen, welches am ausgeprägtesten alle Grundzüge eines echten Geschichtsromans an sich trägt, als einer vorzüglichen Arbeit die erste Stelle zuzuweisen:

1. Robert Bruce oder die Helden von Bannockburn. Ein geschichtliches Lebensbild aus den schottischen Freiheitskriegen 1316—29. Von L. Gräfin von Robiano. Fünf Bände. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 6 Thlr.

Gewiß ein würdiges Object, der heldenmüthige Befreiungskrieg eines unter fremder Herrschaft geknechteten Volks in allen schweren Wechseln des nationalen Schicksals bis zum Augenblicke der neugefesteten Freiheit! Ein großes Object, und mit einem Geschick durchgeführt, dessen Hauptverdienst wir in der einfach naturwahren, jeder gesuchten Künstlichkeit, jeder Manier oder Uebertreibung fernen Treue der Zeichnung beruhend finden. Das rein geschichtliche Element ist mit großer Kraft vertreten, und wir würden dieses Werk unbedenklich als eins der Exempel hinstellen, wenn es sich darum handeln sollte, den Gegnern des Geschichtsromans zu beweisen, daß derselbe wirklich eindringliche, lebendige, treue und nebenbei höchst anziehende Völker- und Zeitenbilder liefern kann.

Der Größe des Ereignisses entsprechend, ist uns eine große Reihe von Personen, darunter geschichtlich hochbedeutende, vorgeführt, und in ihren besondern Lebensschicksalen spiegelt sich ganz genau der Verlauf des Völkerkampfes selbst ab. Wir wollen deshalb die wesentlichsten hier in der Folge, in welcher die dramatische Abwickelung der Geschichte sie einführt und an ihnen den eigenen Gang abzeichnet, kurz charakterisirt namhaft machen.

Da stehen vor allem die Hauptgegner selbst: König Eduard I., der mächtige, geistig hochentwickelte, aber als Repräsentant und Wahrer der Größe seines Reichs unnachgiebige Fürst, der die Erhebung des kurz zuvor unterworfenen Schottland als Rebellion niederdrücken will und in seinen letzten Jahren durch die Erfolglosigkeit seiner kriegerischen Anstrengungen und die Hartnäckigkeit der kämpfenden Gegner bis zur tyrannischen Wuth sich hinreißen läßt. Ihm folgt der schwache Eduard II., ein leichtfertiger, verzogener, den Lüsten und dem verdorbenen Günstling Gaveston blindlings hingegebener Fürst, der die eigene Gemahlin, die stolze und genußsüchtige Isabella von Frankreich, schwer beleidigt und vernachlässigt und dafür von ihr und der feindseligen Baronenpartei entthront wird; wir geleiten den Unglücklichen von dem Augenblick an, wo er als Kronprinz im Rathe des Vaters nicht ohne Geist, aber ohne Ernst auftritt, durch die innern und äußern Kämpfe seines Reichs, seines Hauses und Hofs hin bis zum gewaltsamen Tode und sehen ihm in dem noch unmündigen, aber bereits scharf entschiedenen Eduard III. einen kraftvollen Nachfolger und Rächer erwachsen. Ihnen beiden steht Robert Bruce gegenüber, jeder Zoll ein Held, ein in der That zum Befreier seines Volks, dessen beste Züge er in sich vereinigt, geschaffener Mann, immer gleich, fest und großmüthig, besonnen und ausdauernd, groß in der That und im Rathe; offenbar hat dieses Heldenbild die volle Liebe des Autors, und nicht Ein Zug findet sich, der die Consequenz der Zeichnung stören würde.

Die Scene eröffnet sich in dem Momente, wo der junge Bruce, an Eduard's I. Hofe weilend, durch die Tücke der Comyns, eines seiner Familie feindlichen Clangeschlechts, dem Herrscher als Verräther denuncirt wird, durch besondere Hülfe entflieht und so ganz eigentlich in die Empörung hineingetrieben wird; sie schließt erst nach dem Tode des Helden, nachdem er die anerkannte Unabhängigkeit des Landes erkämpft hat, eine natürlich an schweren Wogungen überaus reiche Laufbahn abrollend.

Dann werden uns vorgeführt: der alte Miles Gordon, der im vorangegangenen Kampfe die Tochter Alice spurlos verloren hat, und der verbannte, heimlich heimgekehrte Ritter James Douglas, Alice's Jugendgeliebter, im Verlauf Bruce's treuester Freund und einer seiner besten Arme im Kampf; er findet seine Alice wieder, die ihn als Page in den Krieg begleitet und in einer Schlacht den Heldentod für ihn stirbt. Wir folgen Bruce in seine Familie, und treffen die Gattin Isabella, eine überaus zarte und durch die Liebe zum Herrn ihres Hauses und Herzens getragene Frauengestalt, die nachher manches Jahr in englischer Gefangenschaft schmachtet und nicht gar lange nach ihrer Befreiung stirbt; das muntere Töchterchen Marjory, das durch die folgende Gefangenschaft mit der Mutter ernst und entschlossen zur tüchtigen Frau heranreift; die Mündel des Helden, Edith, eine schwer ernste und geheimnißvolle Natur von tiefster Innerlichkeit, im stillen von einer schwärmerisch verehrenden Liebe für den Helden selbst erfaßt, die fast geweihte Prophetin Schottlands mit dem mysteriösen Seherblick; endlich auch den unglücklichen Bruder Eduard, eine weniger reine, mehr heftige und hochfahrende Natur, bestimmt, auf einem übel endenden Zuge nach Irland, das er ebenfalls von England frei machen und dessen Krone er sich gewinnen will, zu Grunde zu gehen. Bei Anlaß der Krönung Robert's zum Schottenkönig tritt uns eine andere Prachtgestalt entgegen: es ist die edle Isabella, Gräfin von Buchan aus dem Hause Fife, dem allein das geschichtliche Recht zusteht, einem Könige die Krone aufs Haupt zu setzen. Entgegen dem Willen eines ungeliebten Gemahls und ihrer eigenen Familie, die auf seiten Englands stehen

hat theils eine alte innige Liebe zu Robert, theils eine enthusiastische Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, das edle Weib bewogen, heimlich hinwegzueilen und an Robert jenes Krönungsrecht zu üben; von ihrem Gemahl dafür aus dem Hause verwiesen, büßt sie in schwerer englischer Haft. Ein nicht minder interessantes Weib ist die sogenannte Peggy, die einstige Geliebte des im frühern Freiheitskampfe gefallenen Nationalhelden Robert Wallace, nun in allen möglichen Formen und Verkleidungen das Land durchstreifend, immer aber die schlau energische Kundschafterin und Führerin der aufständischen Schotten, die nur noch von dem Doppelgefühl der rächenden Liebe für den Gefallenen und der Aufopferung für ihr Land und Volk lebt und kämpft und leidet; auch sie hat etwas durchaus Geheimnißvolles an sich, nur in anderer Art als Edith. Diese, Isabella von Buchan und Peggy sind die in ihrer Wesensverschiedenheit vortrefflich sich ergänzenden Schattirungen derselben geistigen Grundeinheit, jede in ihrer Art unglücklich und groß, jede ein besonderes Herzensinteresse weckend. Amira, die glänzend stolze Schönheit, ist die Tochter des irischen Fürsten von Tyrone und heimliche Vermählte von Eduard Bruce, dem sie bis in den Tod ergeben bleibt, worauf sie als hochherrliches Heldenweib mit einem großartigen Racheact an den Feinden endet. Wieder eine andere Schattirung ist die letzte der bedeutenden Frauen, die eingeführt werden, Elisabeth de Burgh, die des Schottenkönigs zweite, lieblich gemüthvolle Gemahlin wird und ihm einen Thronerben gibt, dann aber, als der letzte Stern seines geprüften Lebens, noch vor ihm ins Grab sinkt.

Dies sind, neben zahlreichen mindern Gewichts, die gut gezeichneten Hauptpersonen, die Träger des Schicksals ihrer Nation.

Allgemeine geschichtliche Reflexionen sind nicht eben häufig, aber hochsinnig und treffend wo sie angefügt sind. Wir führen nur eine Betrachtung dieser Art an:

Die Schlacht bei Bannockburn nimmt eine nicht minder hervorragende Stelle in der Weltgeschichte ein als die Schlacht bei Waterloo. Die letztere befreite Deutschland von den Banden eines französischen Despoten, die erstere legte den Grundstein zu der Selbständigkeit des schottischen Volks und bewahrte dasselbe vor dem traurigen Zustande, in dem sich Irland heute befindet. . . . . Diese Schlacht allein würde genügen zu beweisen, daß, wie es in unsern Tagen der Fall gewesen, die besten Truppen unterliegen müssen, wo unerfahrene, gar unter sich eifersüchtige Generale befehligen. Wie viel höher steht aber ein Geist wie Bruce, der so viel mit seiner kleinen Schar ausführte, als ein Eroberer unsers Jahrhunderts! Während dem letzten fein geschulte Truppen und aufs höchste vervollkommnete kriegerische Mordwerkzeuge, wie Chassepots und Zündnadelgewehre, grobes Geschütz, Kanonen mit ungeheuerm Kaliber, zu Gebote stehen, sodaß er nicht durch sein Talent oder seinen kriegerischen Geist siegt, sondern durch die Macht seiner Hülfsmittel, erkämpfte Bruce mit seinem Völkchen die Freiheit seines Landes. Er besaß freilich, was vielen Eroberern späterer Zeit gemangelt hat, einen Bundesgenossen von unschätzbarer Kraft, nämlich die einmüthige Begeisterung seiner Krieger für die heilige Sache des Vaterlandes, verbunden mit unbegrenztem Vertrauen auf die Uneigennützigkeit und Hingebung ihres heldenmüthigen Führers. . . . . Eine so innige Verbindung zwischen König, Heerführern und Volk weist nicht einmal die glorreiche Zeit Friedrich's des Großen auf.

Als eine der großartigsten Scenen wählen wir Amira's freiwilligen Untergang. Ihr geliebter Gemahl Eduard Bruce ist auf dem Schlachtfelde gefallen, und sie selbst, nur noch von dem Gedanken zehrend, seiner würdig zu enden, hat das Schloß Carrickfergus vertheidigt, solange es sich halten ließ. Nun übergibt sie es den einziehenden Feinden, und unter diesen ist ihr Vetter Bruno, vor dessen roh sinnlichen und wilden Lüsten sie einst unter Eduard's Schutz floh. Sie empfängt den Giftigen, der sie demüthigen möchte, mit überlegener Hoheit und der erdrückenden Anklage, daß er, ein Verräther am eigenen Volke, seinen Verwandten und Wohlthäter, ihren Vater, meuchlings habe morden lassen. Die übrigen Führer des feindlichen Heers mischen sich beschwichtigend in den Streit, und unterdeß sind alle Säle des weiten Schlosses mit Kriegern erfüllt, und überall wird gezecht. Im Hauptsaal hat Amira zu einem großen Banket decken lassen; sie selbst, mit ihrer in den Tod ergebenen Freundin Eleonora, setzt sich zu den Edelleuten an den Tisch, und nun beginnt ein Gelage, wild und wilder; so ging's zwei Stunden, da bot der Saal einen seltsamen Anblick. Die Gesichter, anfangs dunkelroth, zeigten allmählich eine unheimlich aschgraue Farbe, ein seltsames Zucken, verzerrte Gesichtszüge; die Augen wurden schwer, die Zungen erlahmten; man kämpfte sichtlich mit Anstrengung gegen eine unheimliche Ermattung, aber vergebens. Ein Zecher um den andern sinkt auf den Boden. Die Luft wird unerträglich. Ein starker Geruch von Pech und Schwefel verbreitet sich, und ein feiner blauer Rauch scheint aus dem getäfelten Boden aufzusteigen:

Jetzt erhob sich Amira, wandte sich zu Bruno und fragte mit höhnischem Lächeln: „Vetter, wie behagt dir der Wein, den die Tochter des ermordeten O'Nial dir credenzt hat?" — „Wie einem, der von einer Natter gestochen worden", schnellte der Angerufene mit der letzten Aufraffung seiner Kräfte empor. „Verfluchtes Weib! Teufel in Engelsgestalt, du hast mich vergiftet!" — „Nicht blos dich, alle, die in der Schlacht von Tagher gegen König Eduard von Irland kämpften. Ich hatte einen feierlichen Eid geschworen, daß keiner von euch mehr das Tageslicht erblicken sollte, und — ich habe mein Wort gehalten. Noch mehr; unter diesem Zimmer ist Feuer angelegt, die Brücke ist aufgezogen, die Thore sind geschlossen; dieses Schloß, einst der Schauplatz meiner Liebe, meines Glücks, wird der Schauplatz meiner Rache. Es bete, wer noch beten kann, denn ihr habt nur wenige Augenblicke zu leben. Aber so es euch zum Troste gereichen möchte, wisset, ich theile euer Los. Ich habe von dem vergifteten Weine getrunken, denn Amira will nicht als Sklavin nach England geschleift und verhöhnt werden, noch soll ihr Körper den Feinden als Beute anheimfallen!

Bruno röchelt; er will reden und kann es nicht, er stirbt. Der blaue Rauch steigt höher, das flackernde Licht der Fackeln an der Wand verdüsternd. Amira tritt zu ihrer geliebten Eleonora hin und findet sie eine Leiche. Nichts als Leichen! Sie allein flieht der unbarmherzige Tod; aber sie zwingt ihn. Die letzten Worte gelten der Freundin und dem Geliebten und dem armen theuern Vaterlande:

Langsam glitt sie neben der Freundin nieder, eine Sterbende unter vielen Todten. Das Licht der Fackeln an der Wand erlosch in dem Qualm; ein starkes Knistern ließ sich hören, der Boden wurde glühend heiß; ringsum an den Holzwänden züngelten die Flammen hervor und verbeiteten sich mit rasender Schnelligkeit im Banketsaal.

Es ist vorbei. Der rauchende Fall des stolzen Schlosses ist die Leichenfeier.

Ebenfalls dem historischen Feld ist eine zweite Arbeit entnommen:

2. Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem 16. Jahrhundert. Von Otto Müller. Drei Bände. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Fabel des Buchs ist kurz folgende: Lotichius, der nachherige berühmte Professor der Medicin zu Heidelberg und noch berühmtere Dichter, begegnet uns zunächst als Hofmeister junger Adelicher zu Bologna; hier erreicht ihn ein furchtbares Schicksal: eine eifersüchtige Römerin hat dem mit dem jungen Hofmeister befreundeten Studenten Grafen Hugo von Greifenstein als vermeinten Liebeszauber einen vergifteten Kuchen gebacken, den durch Zufall Lotichius verspeist; nach langer schwerer Krankheit wird zwar sein Leben gerettet, aber es bleibt ihm eine zeitweilig bis zur Geistesstörung ansteigende Krankheitsanlage zurück, welche in wiederholten Anfällen seine Kraft jung aufreibt. Ein zweiter und fast ebenso schwerer Kampf ist über seine Seele gegangen: das ist die gewaltsam aufkeimende Liebe zu der glänzenden Gräfin Julia Isolani, die desselben Grafen Hugo glückliche Gattin wird. So setzt sich denn das ganze Lebensbild aus zwei sehr verschiedenen Elementen zusammen: aus einer physiologisch-psychologischen Geschichte der drückend düstern Seelen- und Leibeskämpfe des jungen begabten Mannes, die uns durch das Eingreifen des halben Wahnsinns mit dem finstern Zauber des Unheimlichen packen; dagegen im Gegensatze zu jenen aus der anmuthend erheiternden Schilderung aller der Ovationen, womit jenes Jahrhundert noch seine wenig zahlreichen Gelehrten- und Dichtergrößen zu feiern pflegte.

Vor der Gestalt des Professors, welche ein nach allen Seiten in die Zeit passendes Lebensbild gibt, treten alle andern Figuren als blos begleitende zurück. Als farbenreiche Sittengemälde aber zeichnen sich folgende Scenerien aus: Der Auftritt, wo die deutschen Studenten dem wüthenden Haufen des bologneser Pöbels gegenüber mit ihren Stöcken und Schwertern eine sogenannte Acabadura schützen, der verblendete Volksglaube aber macht jenes alte häßliche Weib zur Giftmischerin und Wahrsagerin, welche die schauerliche Mission übernehme, den Sterbenden durch Erwürgen den letzten Todeskampf zu verkürzen; die mannichfachen und wechselvollen, bisweilen mit verderblichem Ausgang verknüpften Geschichten der italienischen Liebeshändel; das ins Große und Bunte getriebene Studentenleben auf den blühenden Universitäten Italiens und Deutschlands.

Drei sehr anmuthende Episoden flechten einen besondern Reiz ein: Erstens das persönliche Eingreifen des berühmten pfälzer Kurfürsten Ottheinrich und seines ebenfalls berühmten zahmen Löwen, des Compaters, im Zwinger und in der Freiheit, sowie die Geschichte seines hochherrlichen Fürstenbaues, des heidelberger Schlosses, an das sich überdies sehr fein durch eine Vision des Dichters die dunkle Vorverkündigung der einstigen furchtbaren Zerstörung knüpft. Zweitens ist es die höchst ergötzliche Art, wie Janus Onacker, der kurfürstliche Jagd- und Teichmeister, von der Wirthschaft der katzenäugigen Kroaten auf deutschem Kriegsboden berichtet und von dem Zaubermittel seiner großen Nase gegen diese Erzkannibalen. Einen ganz andern, halb gemüthlichen, halb tragischen Eindruck macht das dritte Zwischenstück: es ist die reizende Geschichte, wie der Dichter eine einst von Zigeunern geraubte und nun still in Deutschland lebende Italienerin, zu der er wie zu einem geheimnißvollen Kinde eine eigene Neigung faßt, dem untröstlich sie suchenden Bruder und der harrenden Mutter zurückgeben will; da tödtet ein Blitzstrahl das eigenartige Wesen, die Mutter stirbt und der Bruder ertränkt sich. Es sind da gewichtige Geistesmomente niedergelegt.

Ergreifend ist der Schluß des Lebensbildes: Bei Einweihung des Prachtschlosses soll Lotichius mit dem Dichterlorber bekränzt werden; Graf Hugo mit seiner Gemahlin ist hergekommen, und diese, die noch immer in des Dichters Erinnerung als beseligendes Ideal lebt, setzt ihm den Kranz aufs Haupt. Da sinkt der kranke Mann, die Erschütterung nicht mehr ertragend, als ein Sterbender nieder. „Wie steht es, Hans, wo ist er?" fragt Ottheinrich seinen Pagen Gemmingen. — „Er ist fort, fort — der erste aus diesem Schlosse." — „Wie? schon hinunter nach der Stadt?" — „Nein, Durchlaucht, hinauf in den Himmel, sein letztes Wort war: Julia Isolani!"

Es sind dunkle und unheimliche Seelengründe, die uns aufgedeckt werden in den verschiedensten Momenten und Lebenslagen. Wir nehmen als Beispiel eine einzige Situation heraus. Als Lotichius von der Anno 1508 in der Pfalz wüthenden Pest und von den „Rufern" erzählen gehört, daß nämlich ein Sterbender in den letzten Augenblicken diesen oder jenen beim Namen genannt und daß der Gerufene wirklich als nächstes Opfer habe folgen müssen, setzt sich in seinem kranken Geiste sogleich der Gedanke fest, daß ja auch sein Freund und Lehrer Micyll noch in den letzten Augenblicken seinen Namen genannt habe und er so unfehlbar dem nahen Tode verfallen sei:

> Wenige nur ahnten die schreckliche Krankheit im Gemüth des scharfsichtigen Arztes, ahnten die Aengsten seiner Seele, wenn ihn bald im stillen Walde, bald in der einsamen Studirstube plötzlich die wohlbekannte Stimme des verstorbenen Freundes wie der Donner des Jüngsten Gerichts erschreckte und Micyll's Stimme laut seinen Namen rief, nicht im dumpfen Grabeston, auch nicht im sanften Flüstern eines unsichtbaren Schutzgeistes, sondern laut und lebendig und sogar mit dem dem Verstorbenen eigenen Accent, daß es den Gerufenen durch Mark und Bein schütterte, er, der doch als geschickter Arzt hätte wissen müssen, daß solche Stimmen nur aus dem eigenen Innern kommen und nirgends sonst als in der kranken Seele des Gerufenen ihren Ursprung haben!

Vom Felde des geschichtlichen Romans treten wir mit dem nächsten über auf dasjenige des humoristischen, eine Schattirung, in der wir an wirklich gelungenen Producten nicht eben besonders reich sind:

3. Der Schüdderump. Von Wilhelm Raabe. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1870. 8. 5 Thlr.

Hier herrscht eine von Anfang bis zu Ende durchaus gleichförmige Tonart in der Färbung, sodaß eine äußerst gemüthige und bis ins Drollige gehende Komik der Zeichnung der Situationen und der Lebensanschauung überwiegt, jedoch mit einer ziemlich starken Dosis von tragisch pathetischem Ernste sich verflicht. Es ist der echte deutsche Humor.

Der Schüdderump — was ist denn das für e

Ding? Darüber gibt uns der Autor in einer Reiseerinnerung einleitend Aufschluß. Er ist in einem norddeutschen Städtchen und findet da eine abscheuliche Maschine aufbewahrt, die in Cholerazeiten dazu diente, durch Ueberkippen eine Last von Pestleichen in die Grube zu schütten; es ist nichts mehr und nichts weniger als ein vom Küster mit Grausen und Verehrung als Rarität angeschauter hoher schwarzer Karren mit einem halberloschenen weißen Kreuz auf der Vorderwand und der Jahreszahl 1615 auf dem Rückende.

Geschichte und Personen sind folgende. Wir werden in der Gegend des nördlichen Harzes auf den Lauenhof, ein altes Rittergut, geführt und treffen da neben der sehr praktischen, derben und verständigen Witwe-Mutter als Hauswirthin zwei Originale als alteingelebte Stammgäste des Hauses: den westfälischen Edeln Hrn. Karl Eustachius von Glaubigern und das Fräulein Clotilde Paula de St.-Trouin, kurzweg Frölen Trine, beide ein bischen ins Komische verzerrte und sehr abgeblaßte Figuren aus der Ritterzeit, die sich in der Gegenwart recht außer Platz und im Grunde langweilig überflüssig erweisen, bis der Ritter uns schließlich durch einen tüchtigen Act mit all seinen Eigenheiten aussöhnt. Dann folgt der junge Edle Hennig von Lauenhof, eine gutmüthige Natur, an der gerade genug Zeug ist, um unter den wunderlichsten Erziehungseinflüssen einen rechten Krautjunker daraus zu stempeln. Vom alten verlebten Herrenhause werden wir direct ins Armen- und Siechenhaus des nahen Dorfes Krodebeck geführt, zunächst mit einer einzigen Insassin, langeher der Herrin des Platzes. Doch bringt der Armenkarren gerade zwei neue, das ist die Marie Häußler, die einst so schöne Tochter des krodebecker Dorfbarbiers Dietrich Häußler, und ihr ebenso schönes uneheliches Kind Antonie, jene, um da zu sterben, dieses, um hernach vom Lauenhof erzogen zu werden und in die große Welt zu kommen. Die dritte im Bunde des Elends ist die alte und zähe Hausirerin Jane Warwolf, bei aller Originalität eine sehr tüchtige Persönlichkeit, die großen Einfluß behauptet und eine kräftige Rolle in unserer Geschichte spielt. Antonie und der junge Hennig kommen, das erste mal unter recht drolligen Umständen, in nahe und freundliche Kinderbeziehung zueinander. Indeß wird der Junker auf die Schule geschickt, und die Jahre vergehen. Da mit einmal kommt der bis dahin halbverschollene Großvater der schönen Antonie, der alte krodebecker Barbier, der unterdeß im Auslande große Speculationsgeschäfte gemacht, Glück gehabt hat und geadelt worden ist, zum Schrecken aller in die glücklich stille Welt hereingefahren und reclamirt die schöne Enkelin, um sie in die vornehme Welt zu Wien einzuführen und beiläufig auch als eine Art Speculationsartikel oder wenigstens als Lockvogel auszunutzen. Das eigenartige, zartgebaute Kind mit tief innerlichem Gefühl kann sich in die Lüge und den Trug dieses vornehmthuenden Speculantenlebens, an welches es auch verschachert werden soll, nicht finden und stirbt jung hinweg, man möchte sagen am gebrochenen Herzen, nachdem es noch das hohe Vergnügen erlebt, den Jugendfreund Hennig und den alt geliebten Freund und Erzieher, den Ritter von Glaubigern, bei sich in Wien zu sehen, die ihm die alte traute und heimelig glückselige Erinnerung an die Jugendzeit auf dem Lauenhofe mitgebracht haben.

Der Ton des freien Humors ist durchweg mit Glück getroffen und hat eine Reihe Situationen von ganz besonderer Anziehung geschaffen, sei es im Stile der heitern und ein bischen ironisch gehaltenen Lebensbilder, die überwiegen, sei es in solchen von tiefer Innerlichkeit und schwerem Geschick, so ganz besonders alles, was sich an die Geschichte des Armen- und Siechenhauses von Krodebeck knüpft.

Als ein Beispiel der urwüchsigen Komik derbsten Stils sei die einzige Scene erwähnt, wie Anno Domini 1578 der Junker Hilmar ab dem Lauenhofe seinem Geschlechte zu weit ruchbarer Glorie verhalf. Das ging also zu: Im selben Jahre kamen Herzog Friedrich IV. von Liegnitz mit dem Hrn. von Schweinichen zu Herzog Julius von Wolfenbüttel geritten; das lockte viele Ritter und Edle an den herzoglichen Hof, unter ihnen auch besagten Junker Hilmar mit seinem Knechte Zwiebrecht Affen:

> Da ist das Saufen angegangen auf dem Schloß in dem Saale, so man den burgundischen nennt, und hat zu gutem Anfang gewähret drei Tage und drei Nächte in einem fort; am vierten und fünften Tag hat man den guten Rausch verschlafen, und am sechsten hat man unter Fürstlicher Gnaden Fürbitt des Ortes Merkwürdigkeiten visitiret, und ist allda des Hrn. von Lawen Ehr mit Gottes gnädiger Zulassung auf den Tisch gehoben.

Im Proviantshaus hing nämlich eine große geräucherte Bratwurst, so eine Viertelmeile Wegs lang war, und auf die Frage, wie viel Zeit ein Mann mit dem Wunderstück zu thun haben möchte, antwortete der von Lauen: mit Gotts gnädigem Beistand verhoff er's fertig zu bringen in vier Tagen, allein es müsse der Trunk nicht dazu fehlen. Den Herzog reute die Wurst, die Ritterschaft aber trieb und stachelte, und so mußte sie dran; am sechsten Tag der Festlichkeit ward dem von Lauen der Zipfel in den Mund gegeben, die Junker sehen mit gutem Trost und Zutrinken in großer Lust dem Bacchanal zu, während des Herzogs Gesicht um so länger wurde, je kürzer die Wurst:

> Es war die Wurst um eine Säule gelegt, und vier Tage lang hat sich der Herr Hilmar um gemeldete Säule fort und fort herumgefressen, und am dritten Tage ist schon ein Eilbot an den ehrbaren Rath zu Braunschweig um einen Schilderer abgesendet, daß er den Junker mit dem letzten Zipfel der Wurst zum ewigen Gedächtniß abconterfeie.... Der von Lawen lag acht Tage und grunzte im Schlaf, und sein Knecht Zwiebrecht Affen pflegte ihn lieblich; mein gnädiger Junker Hilmar kam auf einem bekränzten Leiterwagen mit Geschnarch und im tiefsten Schlaf auf dem Lauenhof an, und hätt' der getreue Knecht Zwiebrecht der Frauen nicht verzählet, was der Gestrenge ausgeführet und zu ewigem Ruhme des Hauses Lawen ausgefressen, mein gestrenger Junker selber hätt' wenig davon sagen können.

Wem aber die humoristische Komik etwas feinern Stils besser behagt, der findet eine Reihe der köstlichsten Zeichnungen, unter denen unstreitig eine der gelungensten diejenige des Fräuleins von St.-Trouin ist, der Tochter eines Grafen von Pardiac, der am Anfang dieses Jahrhunderts einer der tüchtigern Zeichenlehrer in Berlin war, aber in großer Armuth starb und seine Tochter dem Großvater des Junkers Hennig vermachte. Es ist eine Dame von sehr vornehmer Geburt, die sich schreibt: Sehr edle und mächtige Frau, Gräfin von Pardiac, Frau und

Gerichtsherrin der Grafschaft Valcroissant, geborene Ritterin von Malta zufolge des Privilegs des Papstes Honorius III., verliehen der sehr glorreichen Familie Johann's von Brienne, ersten Fürsten zu Tyrus und späterhin Kaisers von Konstantinopel. Unstreitig würde die hohe Frau ohne die abscheuliche französische Revolution von 1789 nicht unter den Barbaren des Hercynischen Waldes leben. Den Leser, der ihre nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, verweisen wir, da es zu umständlich würde, sie in Person hier einzuführen, einfach auf I, 27 fg. des Originals, wo sie mit all ihren unschuldigen, wenig kostbaren, aber um so komischern nobeln Passionen und der vollen Grazie einer alten Jungfer auffspaziert.

Hatten wir es bis dahin mit größern Geschichts-, Sitten- und Lebensbildern verschiedener Färbung zu thun, so stoßen wir in einem letzten Werke noch auf sehr einfache Familiengeschichten mit ganz nach dem Leben gezeichneten Unterlagen. Die Dinge, die uns erzählt werden in den

4. Novellen von Otto Roquette. Berlin, Hertz. 1870. 8. 2 Thlr.

sind durchweg höchst natürlich der Realität menschlicher Lebensläufe nachgeschildert, die Situationen mehrfach mit Glück gefaßt. Es ist ein Band mit vier Stücken: „Rumpelstilzchen“; „Einer von beiden“; „Unsere Jugend“; „Peter Weyrich's Haus“.

„Rumpelstilzchen“ ist der Beiname eines verwaisten Mädchens, Charitas, die in das Haus einer behäbig mit ihren fünf Söhnen, der Tante Jasmunda und dem frühern Hauslehrer der Knaben, Hrn. Stumpf, auf ihrem Landsitze lebenden Witwe eingeladen wird; in dem lebendigen Familienkreis entspinnt sich nun eine eigene Verwickelung. Der jüngste Sohn Sigismund, noch halb Knabe, hat für Charitas schon in der Stadt eine ideale Jugendneigung gefaßt. Ein älterer Bruder Eugen, der „Tyrann“ der Familie, kränkelnd und verwöhnt, von vielen Anlagen und großer Gelehrsamkeit, aber heftigem Eigensinn, faßt für sie eine mehr aus eigenwilligem Stolz entsprungene Vorliebe und will sich ihre Hand erzwingen, wird aber von dem einfach gesunden Mädchen gedemüthigt. Dieses, eine liebliche und taktvolle, erfahrene und vernünftig überlegende Natur von echter Hausfreundlichkeit, wird die glückliche Gattin des ältesten Sohnes Friedrich, eines ruhig in sich gefesteten Charakters und praktisch verständigen Hauswirths. Nach einigen Auftritten löst sich der Conflict in Frieden.

Der interessante Familienkreis dieser neun Personen in ihrem verschiedenen und doch ein freundlich geschlossenes Ganzes ausmachenden Walten und Verkehr bot dem Dichter die beste und in der That wohlgenutzte Gelegenheit zu mannichfacher Charakterzeichnung, auf der so ziemlich das ganze Interesse ruht. Alle neun Personen, zumal die fünf Brüder in der Verschiedenheit ihres Wesens und Temperaments, stellen uns ganz bestimmte Lebensbilder dar; Tante Jasmunda und Hr. Stumpf heben sich mit liebenswürdigem Humor in schalkhafter Färbung ab; kurz, es ist reales Leben und Natur darin ohne einen einzigen manierirten Zug.

„Einer von beiden“ streift schon eher ins Romanhafte. Der arme junge Musiker Arno hat im stillen heftige Liebe gefaßt zu Luitgart, der prächtig stolzen Tochter eines vornehmen Hauses, und liegt nun todkrank in seinem elenden Dachstüblein. Sein Freund Dr. Wolfram bittet Luitgart, den Kranken im geheimen zu besuchen, und sie folgt. Arno genest, wird ein Meister in der Musik, gewinnt die Hand seiner Geliebten. Indeß hat auch in Wolfram's Herzen Liebe zu der Schönen Platz gefaßt, er nimmt im Hause des Freundes eine etwas zweifelhafte Stellung ein, die dessen Argwohn weckt und hart an eine tragische Entscheidung führt, als im rechten Augenblick die Räthsel und Zweifel sich lösen, um ein nun erst bleibend beglücktes Familienband festzuschlingen.

War jene erste Nummer ein Familiengemälde, so mag man die zweite ein dreifach schattirtes Seelengemälde heißen, das durch seine innern Kämpfe interessirt. Diese, erst halb Mitleid, halb aufknospende Liebe in der Brust des stolzen, nie zuvor mit der harten Noth des Lebens in Berührung gekommenen Weibes, bis der glückselige Liebestraum bewältigend hervorbricht; die äußern und innern Verwickelungen und mannichfach wechselnden Scenen im Leben und Herzen der beiden Freunde, Zweifel, Bangen und Hoffen, Mistrauen und Liebesseligkeit, das Brüten und die Schaffensfreudigkeit: kurz, es ist eine Gefühlsscala, nur zu reich für den engen Rahmen! Uebrigens sind auch hier die Figuren in klarer Bestimmtheit nach der Natur gezeichnet.

„Unsere Jugend“ ist durch und durch von launigem Humor getragen und ganz modern, die Früchte unsers Erziehungslebens werden geschildert. Clotilde, ein verzogenes Dämchen, aus der Pension heimkehrend, trifft mit ihrer Mama auf der Eisenbahnstation in recht ergötzlicher Situation, welche die vornehmen Damen zum „Pumpen“ bringt, mit einem unscheinbar und bescheiden reisenden Studenten zusammen, der sich in der Folge als der Sohn eines Jugendfreundes der Mama entpuppt. Clotilde hat von der Pension her Liebschaft und Briefwechsel mit einem jungen Mann angeknüpft, der nachher noch bei zeiten als Spieler, Glücksritter und Bankrotteur aufgedeckt wird. Die Aeltern der jungen Leute, von früh an bekannt und sich nicht gleichgültig, dann durchs Leben auseinandergerissen und nun wieder vereint, schließen jetzt erst den Liebesbund fürs gereifte Alter. Eine Rolle, ja die Hauptrolle spielt auch hier eine alte Tante Thusnelda, die kluge und energische Tugendwächterin des unerfahrenen Dämchens und Liebesbotin der Aeltern. Die Situation schließt:

> Nun, Kinder, machen wir, daß wir bald fortkommen; wir haben hier unsern Zweck erreicht und können getrost mit Kind und Kegel nach der Stadt zurückkehren. Das Kind muß aus diesen Umgebungen weg, der Kegel (sie wies auf den Studenten) auf die Universität, und ihr beide müßt euch zu euerer Hochzeit rüsten, die nicht mehr aufzuschieben ist. Und als die Gesellschaft eine Stunde darauf einen Spaziergang durch den Park machte, Valentine und Rithart voran Arm in Arm, die Stiftsdame ihnen folgend, auf der einen Seite von Clemens geführt, auf der andern Clotilden führend, immer lachend und plaudernd, da war Thusnelda zum ersten mal ganz befriedigt und ging freudig gehobenen Hauptes daher, jeder Zoll Frau Minnetrost.

War in den drei Stücken ein glücklicher und zuweilen ins Komische streifender Humor entfaltet, so folgt das letzte: „Peter Weyrich's Haus“, mit stark tragischem

Nachschlag. Peter Weyrich, ein alter menschenfeindlicher Sonderling, hat in der Jugend den eigenen Bruder, der politisch compromittirt und überdies wegen einer heimlichen Ehe verfolgt war, herzlos denuncirt und vertrieben, sodaß die zarte schöne Gattin bald in Sorgen starb. Der Bruder ist verschollen, kehrt aber später als bedeutender Mann heim; Arnold, das Kind der beiden, ist von einem Jugendfreund erzogen worden. Nach einem trübseligen Leben kommen dem Peter interessante Papiere zu Händen, die ihm des verstoßenen Bruders Laufbahn und die eigene Schuld streng vor Augen und Gewissen rücken, und in seinem erschreckt-fahrigen Wesen zündet er beim Forschen in diesen Schriften das Haus an und wäre selber mit verbrannt ohne den eindringenden Bruderssohn, der ihn rettet. Dieser aber, verlobt mit der Tochter jenes Jugendfreundes, der ihn erzog, und der wiedergefundene Vater beginnen ein neues Leben des Friedens und Glücks.

Es ist eine eigene Bemerkung, die sich einem zum hundertsten mal aufdrängt: sobald das Tragische auch nur mit einem Finger hereingreift, packt es unser Herz mit eigener Macht; und so wird denn leicht dieses letzte Stück einen tiefern Eindruck machen als die vorausgegangenen, zumal Peter Weyrich selbst und sein Haus mit ihrem halb geheimnißvoll düstern Wesen uns wie das leibhafte Conterfei einer alten Zeit anschauen. Es ist tragisch, wie im Augenblick, da er in finster beklommener Erinnerung an die alte, nie gesühnte Schuld im Manuscript des gemeinsamen Jugendfreundes eben die ihn verdammenden Worte gelesen: „Wenn ich ihn nun als einen lächerlichen Gecken behandelte, während ich ihn doch als einen Schurken betrachtete",... wie in diesem Augenblick, da das Gewicht der rächenden Stimme ihm die Kehle zuschnürt, die beim Suchen nach eben diesen Papieren von ihm selbst entzündeten Flammen hervorbrechen und all sein Hab und Gut zusammenbrennen.

J. J. Honegger.

Ein neuer Band von Pertz' Leben Gneisenau's.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Dritter Band. 8. Juni bis 31. December 1813. Berlin, G. Reimer. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Von der umfassend angelegten Biographie des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau, in welcher G. H. Pertz auf Grund der ihm zur Verfügung gestellten kostbaren Materialien ein Seitenstück zu seinem Leben Stein's zu schaffen unternommen hat, liegt nach einer ziemlich langen Pause ein neuer, der dritte Band vor, welcher die Ereignisse vom 8. Juni bis zum 31. December 1813 und den hervorragenden Antheil Gneisenau's an denselben behandelt. Daß in einem Bande von über 700 Seiten die Geschichte von nur sieben Monaten, wenn auch außerordentlich inhaltreicher Monate, gegeben wird, stimmt ganz zu dem Charakter dieses Werks, dessen Eigenthümlichkeiten wir schon bei dem Erscheinen der ersten beiden Bände in d. Bl. hinreichend gekennzeichnet zu haben glauben. Wir begnügen uns deshalb hier damit, noch einmal kurz darauf hinzuweisen, daß das Werk eigentlich mit Unrecht als ein Leben Gneisenau's eingeführt wird; wäre es als ein Urkundenbuch zu einer Biographie des großen Feldherrn oder als „Materialien zur Geschichte der deutschen Kriege gegen Napoleon aus den Gneisenau'schen Papieren" bezeichnet worden, so hätten sich viele Leser, die mit Lust und Begeisterung an diesen großen Stoff gingen, eine schmerzliche Enttäuschung erspart. Denn so wie die frühern Bände bietet uns auch dieser neueste keine zusammenhängende, auch nur einigermaßen künstlerisch abgerundete Biographie Gneisenau's, sondern nur eine große Menge werthvoller Urkunden und Actenstücke, Briefe und Memoires, welche, durch einige dürftige Bemerkungen des Herausgebers aneinandergereiht, höchstens den Stoff geben, um daraus ein Bild von dem Leben Gneisenau's und dessen Thätigkeit in jener großen Zeit entwerfen zu können. So bleibt es dennoch nach wie vor zu bedauern, daß aus einem Stoffe, der wie kaum ein zweiter geeignet gewesen wäre, ein wirklich nationales Geschichtswerk zu schaffen, so ganz und gar nichts gemacht ist, und daß alle die Vortheile, die sich unter solchen Verhältnissen dem Darsteller von Gneisenau's Leben darboten, völlig ungenutzt gelassen sind, indem statt eines Biographen ein Herausgeber die kostbarsten Materialien unverarbeitet und undurchgeistigt mit gelehrter Vornehmheit dem Publikum als eine der überwiegenden Mehrheit durchaus unverdauliche Speise vorsetzt. Wir unterlassen es, auf alle die Misstände noch ausdrücklich hinzuweisen, die sich aus einer solchen Art Geschichte zu schreiben mit Nothwendigkeit ergeben; dieselben liegen auf der Hand: nur das eine sei hier hervorgehoben, daß selbst, wenn man statt einer Biographie Gneisenau's ein Urkundenbuch zur Geschichte desselben geben wollte, dann doch noch lange nicht alles das aufgenommen zu werden brauchte, was wir hier vereinigt finden, indem durch die Aufnahme mehrerer oft fast Wort für Wort übereinstimmender Berichte über dasselbe Ereigniß eine Menge von Wiederholungen veranlaßt sind, die den Leser ermüden und zu nichts dienen, als den ohnehin schon so gewaltigen Umfang des Bandes noch mehr anschwellen zu lassen.

Sehen wir von diesen Gebrechen, welche freilich genügen, um das Werk völlig um die weitreichende Wirkung zu bringen, die es seinem Gegenstande nach beanspruchen könnte, den Absichten des Herausgebers folgend ab, so müssen wir uns allerdings der kostbaren Bereicherung freuen, welche aus den uns hier gebotenen Materialien nicht blos für eine künftige Biographie Gneisenau's, sondern für die Geschichte der großen Zeit der Befreiungskriege überhaupt gewonnen wird. Insofern kann man das diesem Bande gegebene Motto: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Kriegs erscheinen kann" — eine Aeußerung Gneisenau's selbst in einem am Morgen des entscheidenden 18. October an seine Frau gerichteten Briefe —, als durchaus

berechtigt anerkennen. Die Veröffentlichung dieser Gneisenau'schen Papiere hat uns den Zeitpunkt um ein Bedeutendes näher gerückt, in welchem diese geheime Geschichte endlich wird ans Licht gezogen werden können. Sehr erfreulich allerdings wird das Resultat nicht gerade sein: wir werden nämlich, was im allgemeinen ja schon hinreichend bekannt ist, aufs neue und in den allerunerquicklichsten Einzelheiten bestätigt finden, daß kleinliche Eifersucht und erbärmliche Intrigue, niedriges Mistrauen und unwürdige Zweideutigkeit gerade nirgends so sehr herrschten wie in den leitenden Kreisen, und daß, was dennoch Großes und Gutes geschah, meist nicht durch dieselben, sondern trotz derselben und im Kampfe mit deren Trägheit und Unwahrheit und Selbstsucht zu Stande gekommen ist, daß nur diese hindernden Mächte es gewesen sind, welche einen schnellen und für alle Zeiten entscheidenden Sieg der Verbündeten und zugleich eine daraus folgende völlige Wiedergeburt Deutschlands vereitelt haben. Der uns zugemessene Raum erlaubt es nicht, alle die schlagenden Belege anzuführen, welche uns für diese Behauptung aus der Correspondenz Gneisenau's mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen geboten werden. Nur ein paar besonders charakteristische Stellen heben wir hervor.

Wie alle wahren Patrioten, denen es mit dem Kampfe gegen den französischen Imperator wirklich Ernst war, so sehen wir auch Gneisenau den Waffenstillstand als einen unverzeihlichen und höchst verhängnißvollen Fehler in unmuthigem Zorne beklagen; er erklärt denselben für den dümmsten von all den dummen Streichen, die seit 20 Jahren von den gegen Frankreich verbündeten Mächten begangen sind. Wie dies die Meinung aller Einsichtigen war, zeigt ein an Gneisenau gerichteter Brief des englisch-hannoverschen Ministers Grafen Münster, der all den bangen Besorgnissen, die ihn erfüllten und tief verstimmten, einen recht bezeichnenden Ausdruck gibt in den Worten:

> Zerstörung des Bonaparte'schen Systems hätte unser großer Zweck sein und dieser durch einen Nationalkrieg erreicht werden können und sollen. Jetzt läßt man den Muth erkalten, zerstört das Zutrauen der Völker in sich selbst und discutirt über die Abtretung kleiner Landstriche, als ob die Rede vom Bairischen Successionskriege wäre! Kurz, man läßt sich ein Stübchen im brennenden Hause einräumen, ohne die alles zerstörende Feuersbrunst zu löschen und ohne den Mordbrenner zu strafen. Nur Bonaparte's Uebermuth kann uns retten; ist er klug und willigt ein, so sind wir verloren.

Ueber einen andern unerquicklichen Punkt, das Verhältniß der Verbündeten zu Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden, und über dessen Unzuverlässigkeit und Saumseligkeit finden wir ebenfalls eine Menge rückhaltlos freimüthiger, oft einschneidend scharfer Urtheile Gneisenau's: so erklärt derselbe sich denn auch mit aller Entschiedenheit gegen eine Unterordnung Bülow's unter den Oberbefehl des Kronprinzen, und macht dem Könige die dringendste Vorstellung gegen eine solche Bestimmung — freilich vergeblich. Zu spät erst sah man an entscheidender Stelle ein, welchen Fehler man begangen, indem man den auf die genaueste Bekanntschaft mit Verhältnissen und Persönlichkeiten gegründeten Rath Gneisenau's unbeachtet ließ. Ueberhaupt verdient als besonders bezeichnend für die widerspruchsvollen Zustände jener Zeit und die Kleinheit vieler doch äußerlich so hochgestellter Männer das eine hervorgehoben zu werden, daß Gneisenau fortwährend mit ihm entgegenarbeitenden Einflüssen zu kämpfen und mehrfach gegen die niedrigsten Intriguen aufzutreten hatte. Trotz der glänzenden Verdienste, die er sich um den preußischen Staat erworben hatte, und obgleich man ihm eine Reihe bedeutender Auszeichnungen hatte bewilligen müssen, wurde Gneisenau doch immer nur mit einem gewissen Mistrauen angesehen. Er dachte eben zu frei und selbständig, hatte es zu oft gewagt, rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, als daß er nicht von allen Seiten hätte angefeindet werden sollen. Der König von Preußen selbst machte kein Hehl daraus, daß er Gneisenau, der bei ihm als Freidenker und Neuerer angeschwärzt war, nicht leiden könne, und ihn eben nur, weil er nicht zu ersetzen war, an seinem Platze lasse. Niemand wußte das besser als Gneisenau selbst. Es macht einen geradezu peinlichen Eindruck, zu sehen, wie Gneisenau, seit dem Feldzuge von 1813 der gefeiertste Stratege des preußischen Heers, die Seele all der Triumphe, welche, im schroffen Gegensatz zu der Thatenlosigkeit der beiden andern Armeen, die von ihm und dem greisen Blücher geführte schlesische Armee gefeiert hatte, wenige Tage vor der Schlacht bei Leipzig, die er eigentlich herbeigeführt, ja fast erzwungen hatte, in der das Ziel seines jahrelangen aufopfernden Strebens endlich erreicht werden sollte, an den Kanzler Hardenberg einen Brief richtet, in welchem er um eine Anstellung im Staatsdienst für die Zeit des Friedens bittet. Das Motiv, welches ihn dazu trieb, war die klare Erkenntniß der unüberwindlichen Abneigung, die den König gegen ihn erfüllte. Er spricht das ganz offen aus:

> Wenn nicht große Fehler gemacht werden und die Regenten beharrlich sind, so muß sich dieser Krieg vortheilhaft für die gute Sache enden. Mein vorgerücktes Alter würde mich dann nur bei einer großen Staatsgefahr die Waffen wieder ergreifen lassen. Im Frieden mag ich nicht mehr Soldat sein. Ich habe auch andere Gründe, die es mir wünschenswerth machen, aus der Armee zu treten, worunter mit der gehört, daß mir der König nicht gewogen ist.

Nach der Schlacht bei Leipzig wiederholt er die an Hardenberg gerichtete Bitte, und fügt denselben Grund, ihn nur noch weiter ausführend, bei: er erklärt es für unangemessen, daß er in die Nähe des Königs komme, denn der König finde keinen Geschmack an ihm. Da heißt es:

> Wenn ich dereinst in die höhern Stellen der Armee treten würde, so würde es unvermeidlich werden, mit dem Könige über Gegenstände desjenigen Theils des Militärwesens, womit er sich gerade am meisten beschäftigt, in unmittelbare Berührung zu kommen, z. B. Musterungen, Paraden, Kleidung, und ich würde es ihm hierin vielleicht nicht zu Dank machen. Um mir diese Demüthigungen und Kränkungen zu ersparen, will ich eine andere Laufbahn betreten, um die sich der König weniger bekümmert.....

Selbst da konnte der König diese Abneigung gegen Gneisenau nicht überwinden, wo die erhabene Feierlichkeit des Augenblicks jedes andere Gefühl als dankbare Begeisterung hätte ersticken müssen: als am Tage nach der Einnahme Leipzigs der König mit seinen Alliirten unter den auf dem Markte versammelten Generalen erschien,

wurde Gneisenau, der von allen am meisten Dank verdiente, mit auffallender Kälte behandelt. Auch das so glänzend verdiente Avancement zum Generallieutenant blieb länger als billig aus. Alles das erklärt sich aus dem Geruche liberaler Neigungen, in denen Gneisenau nun einmal stand. Derselbe war noch befestigt worden durch die Energie, mit welcher Gneisenau im Beginn des Feldzugs für die Landwehr und den Landsturm eingetreten war und beide Institute gegen das Mistrauen und die übelwollenden Verdächtigungen, derjenigen vertheidigt hatte, die in denselben nur ein gefährliches Werkzeug zu demagogischen und revolutionären Umtrieben sehen wollten. Immer von neuem aber erhebt Gneisenau seine Stimme gegen dergleichen Verdächtigungen, und mit Freude und Stolz und zugleich mit Ehrfurcht vor dem freien Geiste, der daraus spricht, wird jeder die Zeugnisse lesen, die Gneisenau während des Kampfes in Schlesien und namentlich nach der Schlacht an der Katzbach den Landwehrleuten ausstellte.

Die Würdigung der Verdienste, die sich Gneisenau als Chef des Blücher'schen Generalstabes um die Führung des Kriegs in Schlesien und dann durch seinen mit immer gleicher Energie geltend gemachten Einfluß um den Gang der Operationen überhaupt, bis zur Schlacht bei Leipzig und dann wieder bis zu dem endlichen Rheinübergang, erworben hat, eingehend und richtig zu würdigen, müssen wir den Militärs von Fach überlassen. Wie hoch dieselben anzuschlagen, erkennt man aber erst recht, wenn man sieht, welcher Widerstand auch hier zu überwinden war. Im ungünstigsten Licht erscheinen von den unter Blücher und Gneisenau stehenden Generalen namentlich York und Langeron. Ersterer, immer schwarzsehend und gallicht, machte stets Schwierigkeiten und jammerte und klagte beim Beginn des Kampfes an der Katzbach über den Wahnsinn, mit dem man die Armee, die erst zwei Tage Ruhe haben müßte, ins Verderben treibe. Man lese blos S. 243 die Randbemerkungen, die Gneisenau zu einem dieser lamentirenden Berichte York's machte, und man wird sehen, welcher Gegensatz zwischen diesen beiden Männern bestand und welche Schwierigkeiten sich ihrem Zusammenwirken entgegenstellen mußten. Aehnliche Verhältnisse, nur in vergrößertem Maßstabe, waren es dann, mit denen Gneisenau nach dem Siege bei Leipzig und Napoleon's Rückzug über den Rhein zu kämpfen hatte, um den Uebergang über den noch immer als Grenze Deutschlands angesehenen Strom und die Fortsetzung des Kriegs bis zur Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft zu Stande zu bringen. Das Gewirr von Selbstsucht und Feigheit, Intrigue und Kleinlichkeit, welches nach dem entscheidenden Siege im Lager der Verbündeten zu herrschen begann, wird von Gneisenau in den Berichten trefflich geschildert, die er aus dem Hauptquartier der Monarchen zu Frankfurt a. M. an seine Freunde richtete; man sieht, wie er noch damals mehrfach ernstlich fürchtete, daß man den Sieg nicht völlig benutzen, sondern sich mit einem faulen Frieden begnügen werde. Neue Lebenslust, neue Begeisterung und die Hoffnung, das große Ziel seines Lebens doch noch erreicht zu sehen, sprechen aus Gneisenau's Briefen, seitdem der Uebergang über den Rhein und der Angriff auf Frankreich selbst beschlossene Sache sind.

Gerade bis zu dem Augenblick, wo Blücher, in der ersten Stunde des Jahres 1814, den Rhein überschreitet, reicht dieser dritte Band des Pertz'schen Werks. Das Bild Gneisenau's als eins der edelsten und reinsten, begeistertsten und feurigsten Streiter für die große nationale Sache, wie wir es im Anschluß an die ersten beiden Bände den Lesern d. Bl. früher gezeichnet haben, bleibt auch hier in gleicher Klarheit und Lebendigkeit bestehen, hier und da um manch köstlichen Zug bereichert; was uns auch hier so angezogen und gehoben hat, ist die edle, milde Menschlichkeit, die aus dem großen Feldherrn spricht: derselbe ist immer zuerst Mensch, und rührend ist es zu sehen, mit welcher Treue und Sorgfalt er inmitten des Donners der Schlachten seine Pflichten als Gatte und Vater und Freund zu erfüllen weiß.

Auch von der Persönlichkeit Gneisenau's abgesehen, enthält der vorliegende Band des Pertz'schen Werks manchen werthvollen Beitrag zur nähern Kenntniß jener großen Zeit. Wir heben in dieser Hinsicht die neuen Enthüllungen über die Trachenberger Conferenzen (S. 113) hervor, sowie den im Anhange mitgetheilten Bericht über die Aufnahme der Nachricht von der Tauroggener Convention am preußischen Hof, welcher aus den persönlichen Erinnerungen König Wilhelm's I. von Preußen stammt und über einen bisher ziemlich dunkeln Punkt erst völlige Klarheit verbreitet.

Hans Prutz.

Ein Kaufmann als Philosoph.

Der Hellenismus und der Platonismus. Von S. A. Byk. Leipzig, Pernitzsch. 1870. 8. 10 Ngr.

In dem großen Verjüngungsprocesse, der sich jetzt auf allen Lebensgebieten vollzieht, ist auch die ernste Forschung nicht leer ausgegangen. Mehr und mehr verliert sie ihre Ecken und Runzeln, und die leichte, anmuthige Tracht, in der sie sich jetzt gefällt, hat ihr den Eintritt selbst in solche Kreise geöffnet, die der Wissenschaft bisher völlig fremd gegenüberstanden. Gleichwol ist es auch heute noch eine seltene Erscheinung, daß ein nicht zur Zunft Gehöriger mitten im Treiben der Geschäfte die nöthige Sammlung findet, sich in die schwierigsten Probleme der Wissenschaft zu versenken, ja sich aufgefordert fühlt, auch seinerseits zu ihrer Lösung beizutragen. Eine solche Erscheinung haben wir vor uns in der obengenannten philosophischen Studie von S. A. Byk. Der Verfasser ist Kaufmann; aber die Schriften der Alten sind ihm ebenso verständlich wie der neueste Curszettel, und er verkehrt mit den Philosophen, die längst im Grabe ruhen, auf ebenso vertrautem Fuße, wie mit seinen Geschäftsfreunden. In seinem Comptoir stehen Aristoteles und Plato, Aeschylus und Pindar nicht weit von den

Rechnungsbüchern, und einträchtiglich liegen in seinem Pulte die Wechsel des Kaufmanns neben den Manuscripten des Denkers; Theorie und Praxis, die sonst so feindlichen Geschwister, haben hier Frieden geschlossen.

Die vorliegende Schrift, die, wie wir hören, nur der Vorläufer eines umfassendern Werks sein soll, hat sich zur Aufgabe gestellt, die Differenzpunkte, die schon für den oberflächlichen Betrachter zwischen der hellenischen und der platonischen Weltanschauung bestehen, schärfer hervorzukehren und die einzelnen Abweichungen aus tieferliegenden Grundverschiedenheiten herzuleiten.

Der Hellenismus vergötterte die Erscheinungen selbst, die er für ihre eigene Ursache annahm. Die hellenische Religion ist eine Religion der Thatsachen; der Mächtige hat Recht, und der Ausgang, wie ihn das blind waltende Schicksal in räthselhafter Verkettung herbeiführt, entscheidet. Kein bleibender, von den einzelnen Dingen unabhängiger Maßstab bestimmt den Werth derselben; sie tragen ihr Maß in sich. Eine erhaben über den Erscheinungen thronende Idee, ein Sollen, das ja die erste Bedingung aller sittlichen Lebensbetrachtung ist, liegt dieser Gedankenrichtung fern. Die Kunst war die Ethik des Hellenismus.

Anders malt sich die Welt in Plato's Kopfe. Ihm ist die Idee des Guten das erste Princip, aus dem alles andere herfließt; doch da es sich nicht in der Wirklichkeit, sondern nur im Reiche der Gedanken findet, so ist diese sichtbare Welt keine Welt der Vollkommenheit, sondern eine des Sollens, die der Vollkommenheit zustrebt, dem Ideale des Guten sich nähert, ohne es zu erreichen. Plato hat also ein ethisches Kriterium, das dem Wellenschlage der flüchtigen Erscheinungen entrückt ist. Der Mensch, der nach Plato ein Individuum, ein freies Wesen ist, kann sich der auf ihn eindringenden äußern Mächte erwehren und soll, über sie hinweg, zum Guten durchdringen.

Aehnlich sieht Plato in der Natur nicht blos Gattungen, sondern überall Individuen, die nicht etwa nur als Glieder der Gattung in dieser aufgehen, sondern ihr zugleich als Besonderheiten selbständig gegenüberstehen. Dem Hellenismus ist die Natur nur ein ewig sich gleichbleibendes, unveränderlich beharrliches Sein; der Platonismus erkennt in ihr ein immerwährendes Schaffen, ein Umformen und Verändern, eine ununterbrochene Erneuung, ein ewiges Werden.

Sehr fein sind die Unterschiede, die der Verfasser auf demselben Wege zwischen der hellenischen Kunstanschauung und der des Plato findet. Letzterm ist der Mensch der würdigste Gegenstand und zugleich der Zweck der Kunst; sie ist ihm ein Erziehungsmittel, und nur als solches läßt er sie gelten.

Die geeignetste Werkstätte für den Menschen, dieses höchste Kunstwerk, ist aber nach Plato der Staat, von dem er gleichfalls ein anderes Ideal entwirft, als den Hellenen vorschwebte. Der griechische Staat vereinigt alle seine Mitglieder zu einer Gemeinschaft, welche das Verhältniß der Bürger zueinander regelt, ohne die Menschen in ihrer Innerlichkeit zu erfassen; was nicht unmittelbar den Staat und sein Interesse berührt, ist für ihn nicht vorhanden und bleibt in seiner frühern Form bestehen. Der platonische Staat will den ganzen Menschen; er nimmt alle einzelnen Individualitäten ihrem ganzen Inhalt nach ohne Rest in sich auf und verschmilzt sie alle zu einer einzigen Wesenheit. Der einzelne, der in den Staat eintritt, wird, ohne sich selbst zu verlieren oder zu theilen, zum organischen Glied einer neuen, höhern Individualität. Dieser Staat ist keine mechanische Verbindung der einzelnen Bürger, sondern der Mensch selbst in der höchst denkbaren Steigerung, ein lebendiger, schaffender Organismus.

So ist Plato, auf dem Boden des Hellenismus erwachsen und zum Theil noch in seinen Formen befangen, dennoch in der Ethik, in der Betrachtung der Natur, in der Aesthetik und in seinen Ansichten vom Staat wesentlich über die herkömmliche Auffassung hinausgegangen. Wir bedauern, es hier bei dieser kurzen Skizzirung des Gedankengangs der Byk'schen Schrift bewenden lassen zu müssen. Der Verfasser bringt für seine Ausführungen zahlreiche Belege bei, die zugleich werthvolle Beiträge zur Beleuchtung mancher dunkeln Stelle in den platonischen Schriften sind.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber G. Freytag's „Tiberius und Tacitus" sagt die „Saturday Review" vom 19. November: „Wenige Männer von Ruf haben bei der allgemeinen Revision historischer Urtheile, welche seit dem Zeitpunkt, von welchem an die Geschichte durch die neuere Kritik zu einer Wissenschaft erhoben worden ist, vorgenommen wurde, mehr gewonnen als der Kaiser Tiberius. Weshalb er so besonders verrufen war, ist leicht zu enträthseln: die ihm beigelegten Verbrechen und Laster waren imposant und malerisch; sie erregten die Phantasie durch ihre Scheußlichkeit und die Neugier durch das Geheimnißvolle, das sie umgab. Seine Tugenden, die nämlich eines gerechten und scharfsinnigen Verwalters, konnten nicht leicht die Aufmerksamkeit des Historikers auf sich ziehen, so lange seine Aufgabe durch seine eigene Auffassung derselben auf eine Verzeichnung des Hoflebens, der kriegerischen Ereignisse und der Senatsberathungen beschränkt war. Die hellere Seite vom Charakter des Tiberius war daher so gut wie nicht vorhanden, und jene strenge Beurtheilung eines Herrschers, die nur die Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten ins Auge faßt und wobei mancher glänzende Ruf zu Grunde gegangen ist, hat sich gerade für ihn höchst günstig erwiesen. Niemals aber hat man deutlicher wahrnehmen können, wie sehr jeder Meinungsumschlag dazu geneigt ist, ins entgegengesetzte Extrem zu gerathen, als bei den jüngsten Bestrebungen, den mürrischen Einsiedler von Capri zu einer Art Heiligen und sogar zu einem Märtyrer zu erheben. Nicht alle Historiker besitzen die vortreffliche Urtheilsgabe des Mr. Merivale. Einige scheinen gänzlich unfähig, die Vereinigung des eifersüchtigen Tyrannen und gewissenhaften Herrschers in derselben Person zu begreifen; andere lassen sich von der Liebe zum Widersinnigen leiten, und wieder andere von der

Liebe zum Despotismus und dem Gefühle, daß man für einen solchen wackern Feind der constitutionellen Regierung in jedem Falle etwas versuchen müsse. Hr. Freytag, der letzte Apologet, gehört der erstern Klasse an. Er scheint zu glauben, daß er für Tiberius schon etwas geleistet habe, indem er aus Seneca und Philo beweist, daß die Provinzen mit seiner Regierung zufrieden waren. Seine ganze Beweisführung indessen ist von der irrigen Ansicht durchdrungen, daß eine im allgemeinen gerechte öffentliche Verwaltung sich nicht mit Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Roheit in Verhandlungen, welche das persönliche Interesse oder die Sicherheit des Herrschers betreffen, vertragen könne. Solche Beschuldigungen, nimmt er schweigend an, können nicht wahr sein, sie müssen sich wegerklären lassen, und da dies sich nicht mit Hülfe der einzigen für den Gegenstand brauchbaren Quelle thun läßt, so muß diese Quelle selbst unlauter und corrupt sein. Daher wird die Ehrenrettung des Tiberius zur Anklage des Tacitus; und da, soviel man auch auf Rechnung der rhetorischen Schönfärberei stellen muß, die Angaben des Historikers gewöhnlich nicht wegen innerer Unglaubwürdigkeit oder Unvereinbarkeit miteinander angreifbar sind, so nimmt man seine Zuflucht zu einer Theorie von einem besondern Grolle, der 60 Jahre nach seinem Tode in senatorischen Kreisen gegen Tiberius gehegt worden sei. Diese geistreiche und nicht unmögliche Hypothese ist in letzter Zeit häufig genug vorgebracht worden, um für diejenigen, deren Zwecken sie dient, zu einer erwiesenen Thatsache zu werden. Sie ist natürlich nichts weiter als eine ziemlich glaubwürdige Muthmaßung, und selbst wenn sie bewiesen wäre, so würde es dennoch durchaus nicht daraus folgen, daß Trajan's Senatoren den Charakter des Tiberius nicht sehr richtig gewürdigt haben. Sie hatten sicherlich bessere Unterlagen dazu als Hr. Freytag, der überhaupt nicht wie ein Mann von gesundem Urtheil schreibt. Die Theorie, auf welche sein Werk gegründet ist, verräth große Unkenntniß der menschlichen Natur, und der Ton desselben ist fern von Leidenschaftslosigkeit, ja er ist keck bis zur Anmaßung und bitter bis zur Böswilligkeit. Uns scheint der Charakter des Tacitus wichtiger für die Menschheit als der des Tiberius, und wir blicken mit Mistrauen und Ungunst auf alle Versuche, an den einmal festgestellten Aussprüchen der Geschichte leichtfertig zu rütteln. Die Revision historischer Urtheile ist eine nothwendige Aufgabe; sie sollte aber in einem Geiste des Ernstes und der Nüchternheit und mit der Anerkennung, daß die Last des Beweises denen zufällt, welche die acceptirte Ansicht bestreiten, nicht denen, welche sie behaupten, unternommen werden."

Ueber K. Biedermann's „Der letzte Bürgermeister von Strasburg" sagt dasselbe Blatt: „Dieses patriotische Schauspiel darf wohl nicht mit Unrecht für ein bloßes pièce de circonstance (Gelegenheitsstück, wie wir sagen würden) gehalten werden; doch ist es in dieser Hinsicht eine sehr rühmliche Leistung. Es stellt die wackere Vaterlandsliebe Diedrich's, „des letzten Bürgermeisters", im Kampfe mit den Ränken und der Anmaßung der Franzosen, der Treulosigkeit oder Furchtsamkeit seiner Collegen in der städtischen Verwaltung und den Zwist zwischen dem Adel und dem Volke dar. Die Situation ist mit bedeutender Kraft und Würde des Ausdrucks geschildert, und die Handlung hat einen raschen Gang. Die künstlerische Wirkung wird indessen durch ein Stück Effecthascherei in der Gestalt eines Epilogs etwas beeinträchtigt. Der patriotische Bürgermeister ist kaum in die Gefangenschaft abgeführt, als eine Trauermusik aufgespielt wird, und nach dem geringsten Zwischenraum, den man mit einigem Anstand für 289 Jahre gelten lassen kann, tritt Deutschland, mit dem Schwert in der Rechten und Fahne in der Linken auf und declamirt einen im Blankvers abgefaßten Zeitungsartikel her."

Das „Athenaeum" vom 19. November sagt über „Kampf- und Siegsgedichte" von Julius Sturm: „Der Verfasser dieser Verse sagt uns selbst, daß Deutschland ebenso viele Kriegslieder wie Bajonnete hervorgebracht habe; doch hält er sich durch die Betrachtung, daß dies alles nur den kräftigen Herzschlag des deutschen Volks beweise, für gerechtfertigt, deren Zahl zu vermehren. Wir können nur sagen, daß, wenn Sturm's Gedichte für die übrigen kennzeichnend sind, es ein Glück zu nennen, daß der Krieg kein literarischer ist wie der, welchen die Sänger im «Tanhäuser» führen. Sturm's Name reizt sehr zum Wortspiel, und es fällt schwer, den Vorschlag zurückzuhalten, er möchte ihm das Wort «Drang» hinzufügen. Jene Schule indessen, wie heftig sie auch gewesen, zählte einige Dichter unter sich, während Sturm nichts von ihr hat als ihre Ueberschwenglichkeit."

Notiz.

Die Franz Lipperheide'sche Verlagsbuchhandlung gibt unter dem Titel: „Für Strasburgs Kinder, eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern", eine Sammlung der neuern Kriegslieder heraus, die sich dadurch von den „Liedern zu Schutz und Trutz" unterscheidet, daß jeder Dichter einzeln in einem Heft vertreten ist und das Publikum sich daher seine Lieblinge auswählen kann, wie überhaupt die Physiognomie und Bedeutung der einzelnen Dichter in solcher Weise schärfer hervortritt. Das Bedeutungslose, das allerdings auch nicht fehlt, läßt sich so bequemer aussondern. Von den Dichtern sind vertreten: Friedrich Bodenstedt, Karl Gerok, Rudolf Gottschall, Hermann Grieben, Julius Grosse, Karl von Holtei, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Oswald Marbach, Alfred Meißner, Gustav von Meyern, Wolfgang Müller, Wilhelm Osterwald, Adolf Pichler, Heinrich Pröhle, Julius Rodenberg, Christian Schad, Karl Simrock, Franz Trautmann, Albert Traeger, Heinrich Viehoff, Heinrich Zeise. Auf einige dieser Gedichthefte, deren Hauptinhalt bisher unbesprochen blieb, kommen wir noch näher zurück.

Bibliographie.

Fundament und Krone des deutschen Krieges von 1870. Faßliche Vorstudie zur gründlicheren Betrachtung und Geschichte dieses Krieges. Vom Verfasser der Biographie „Marschall Vorwärts". Barmen, Langewiesche. 8. 10 Ngr.

Gerok, K., Blumen und Sterne. Gedichte. 3te vermehrte Aufl. Leipzig, Amelang. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Götz, L. F., Der aristotelische Gottesbegriff mit Beziehung auf die christliche Gottesidee. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Kohlenegg, L. K. v. (Poly Henrion), Kleindeutsche Hofgeschichten. 3ter Bd.: Der junge Herr von Schnepf. Ein Spiegelbild aus der Zeit. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyr, M., Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.

Scharf, L., Von Wien nach Amerika. Betrachtungen über englische und amerikanische Zustände. Chicago. 16. 10 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Fünfte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Seybler, A., Hildebrand und Hadubrand. Ein dramatisches Gedicht. Nach dem Hildebrandslied. Graz, Moser. Gr. 8. 8 Ngr.

Allerlei Sing-Sang. Gedichte eines Verschollenen. München, Wagner. 8. 25 Ngr.

Der verhängnißvolle Sommer 1870. Aus der poetischen Erinnerung eines Naturforschers. Freiberg, Engelhardt. 16. 4 Ngr.

Steger, F., Das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 15 Ngr.

Sutermeister, O., Immergrün. Sagen und Parabeln, Lehrsprüche und Räthsel. Wesel, Düms. Br. 8. 25 Ngr.

— — Kornblumen. Neue Fabeln und Thiermärchen. Wesel, Düms. Br. 8. 25 Ngr.

Der Teufel auf dem Kirchenchor. Ein musikalisches Lebensbild aus der Gegenwart in 3 Akten. Von „Catus." Graz, Moser. 8. 2½ Ngr.

Thalheim, Louise, Maientage des Lebens. Drei Erzählungen. Breslau, Trewendt. 1871. Br. 8. 1 Thlr.

Tiesmeyer, L., Reiseerinnerungen an den deutsch-französischen Krieg 1870. Barmen, Klein. 8. 4 Ngr.

Uhlich, Die freie menschliche Schule. Ein Versuch. Gera, Strebel. Gr. 16. 5 Ngr.

Vámbéry, H., Russlands Machtstellung in Asien. Eine historisch-politische Studie. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Volger, F., Elsaß, Lothringen und unsere Friedensbedingungen. Eine politische Studie. 1ste bis 3te Aufl. Anklam, Dietze. Gr. 16. 2½ Ngr.

Waldmüller, R., Das Vermächtniß der Millionärin. Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Walther von der Vogelweide, Auswahl aus den Liedern, herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von B. Schulz. Leipzig, Teubner. 8. 12 Ngr.

Wenig, J. B., Zur allgemeinen Charakteristik der arabischen Poesie. Vortrag. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Winterfeld, A., Herrn Zappelmann's heitere Berichte vom Kriegsschauplatz. Erstes Heft. Berlin, Grosser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Peinliche Zwiegespräche mit Bischöfen der vaticanischen Mehrheit über unsere kirchliche Lage von einem Altkatholiken. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

